Brem. b. 1254.

DER

Bürger-Freund

EINE WOCHENSCHRIFT

auf das Jahr

1842



Bremen

Druck und Verlag von Wilh. Wulff

Seemannsstrasse No 2

BIBLIOTH. BREMENSIS

Universität Bremen
Bibliothek

F c 9431 - 1842

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 1.

Bremen, Sonntag den 2. Januar 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 2. Januar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 U. Hr. Past. v. Hanssstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
12 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

∴ Neujahrswunsch an Roland.

Du hast, o edler Held Roland,
In diesem Jahr einen schweren Stand —
Willst fürder bleiben Du allein?
Willst treten Du zum Zollverein? —

Du wiegst das Haupt und sinnest schwer,
Und zählst die Gründe hin und her,
Ob für der treuen Bürger Schaar
Von hier — von dort droht die Gefahr.

So sei der Glückwunsch Dir geweiht
Daß — was uns auch die Zukunft beut —
Du hältest das eigene Schwert zur Hand
Und der Freiheit Schild über das bremische Land!

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

1829.

Auf dem Kirchthurme des einsamen höchstgelegenen Fleckens, mitten in den graubündten'schen Alpen schlug es 10 Uhr. Seit einem Vierteljahre wohnte ich hier als Schulmeister, zu welcher Stelle mir abermals die Empfehlung meines Aarauer Freundes verholfen hatte. Ich saß in einem reinlichen, sauber mit Holz getäfelten Stübchen, das ich von meinem Vorgänger im Dienste geerbt, und las in Joh. v. Müllers herrlicher Schweizergeschichte. Eine behagliche Wärme strömte vom ungeheuren Kachelofen; auf der Bank nebenan schnurrte voll Wohlgefühl der alte Hauskater, die Schwarzwälderuhr pickte den Tact dazu — mir war, als sei ich schon viele, viele Jahre hier heimisch. Draußen aber heulte der Sturm und schlug die Tannen des nahen Waldes krachend aneinander, gewaltige Schneemassen zu Mauern vor meinen Fenstern aufbauend; wie ferner Donner scholl dazwischen aus den Gletschern das Stürzen der Lavinen — um so traulicher war es hier im warmen Stübchen. Da trat Elsi, die alte Haushälterin, auch ein Erbstück vom vorigen Schulmeister, mit zwei mächtigen, dampfenden Kannen herein. „So, lieber Herr Lehrer!" sagte sie, „hier ist unser Kaffee und prächtige Anke dazu; das ist bei dem Wetter besser als Wein; jetzt wollen wir auch die Neujahrsnacht feiern!"

„Nun deckte sie den Tisch mit einem blendend weißen Tuche, schnitt einen kräftig duftenden Kuchen an, schenkte den klaren, braunen Levante-Nektar ein, dazu die würzige Sahne, und wir ließen uns die Mahlzeit trefflich munden

„Nun heut' über ein Jahr, Herr Schulmeister!" sagte Elsi, „da, denk' ich, wird eine ganz andere Wirthschafterin hier im Hause schalten und walten, als die alte Elsi! Gott geb' euch allen Segen, wenn Ihr im nächsten Frühjahr das liebe Kind, die schöne Aenny, als Euer Ehgemahl heimführt! Ein feineres, braveres Jüngferlein hättet Ihr im ganzen Kanton nicht finden können!"

„Ich drückte der alten Frau herzlich die Hand. Dank, liebe Elsi, für Deine gutgemeinten Wünsche! Mir ist aber immer, als ständen die Sachen noch lange nicht ganz im Reinen; ich bin schon gar zu oft in meinen liebsten Erwartungen getäuscht worden, als daß ich mir noch viel zu hoffen getrauen sollte. Aenny hat mir zwar ewige Liebe geschworen, aber Du weißt, ihr Vater, der Schultheiß, macht noch allerlei Schwierigkeiten, und will sie lieber dem Sohne des reichen Löwenwirths geben, als einem unbemittelten Schulmeister. Bei der Tochter steht mir zwar der plumpe Nebenbuhler nicht im Wege, wohl aber bei dem geizigen Alten."

„Gott wird Alles zum Besten lenken," tröstete mich Elsi, „und mich noch die Freude erleben lassen, an die neue Frau Schullehrerin meine Hausregierungsgeschäfte abtreten zu dürfen."

„Dann bin ich der glücklichste Mensch von der Welt," erwiederte ich, — „doch jetzt geh', liebe Elsi, räume das Geschirr ab und leg' Dich zur Ruhe. Ich will mich jetzt nur noch vor Aenny's Wohnung schleichen, um ihr zum Laden hinein zuerst das Neujahr anwünschen zu können. Gute Nacht, Elsi."

„Ach bei dem entsetzlichen Sturm- und Schneewetter wollt Ihr den weiten Gang machen?" seufzte die alte Frau, „o bleibt doch lieber zu Hause, es tobt ja da draußen, daß ich keinen Hund vor die Thüre sperren möchte!"

„Ich aber hörte nicht mehr; was ist der Ungeduld der Liebenden die Wuth aller Elemente? Ich ergriff meinen Alpenstock mit Hammer und Eisenspitze, hing mir den Mantel um, drückte die Pelzmütze in's Gesicht und eilte hinaus. Die Wohnung meiner Geliebten lag wenigstens eine starke Viertelstunde weit vom Flecken, höher oben auf einem Vorsprung des Berges, ziemlich abgesondert von den übrigen zerstreuten Höfen. Grimmig schüttelte der Wind die Flügel meines Mantels, als ob er mich daran zurückzerren wollte; doch endlich erreichte ich das Haus und drückte mich leise die Mauer entlang bis an das Fenster der Spinnstube, wo ich durch die Ladenritze meine theure Aenny im Kreise der Mägde unter fröhlichem Geplauder am Rocken sitzen sah. Es mochte nimmer weit von Mitternacht sein, denn sie sandte bald darauf die Mägde zu Bette, um sich, unserer Verabredung gemäß, ungestört zu mir an's Fenster schleichen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schule der Reichen.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Erster Aufzug *).

In der Kron- und Anker-Taverne zu London. Das Ganze hat einen bessern Anstrich, als gewöhnliche Wirthshäuser. Man muß annehmen, daß an diesem Orte auch Kaufmannsgeschäfte gemacht werden. Rechts und links die Coulissen offen, hinten ein großer Eingang. Anständig gekleidete Gäste sitzen auf Bänken, trinkend oder Würfel spielend. Andere gehen auf und ab und unterhalten sich über Geschäfte. Kellner bedienen mit Anstand und Höflichkeit. Die ganze Scene darf nichts Ruhendes haben, sondern muß gleich mit Aufgehen des Vorhangs ein lebendes, lange bewegtes Bild zeigen, das man hinter den Coulissen noch fortgesetzt denkt. Dies rege Treiben dauert auch während der Handlung fort. — Zeit der Handlung: kurz nach der Restauration des Königthums im siebenzehnten Jahrhundert.

Erste Scene.

Gäste, Kellner, Ausrufer.

Erster Ausrufer — geht langsam über die Bühne von links nach rechts und klingelt. — Morgen früh um vier Uhr das reguläre Paketschiff nach Hull. Um fünf Uhr die Yacht Gazelle nach Calais, gute Plätze noch im Ober- und Unterdeck — verliert sich nach rechts. —

*) Gutzkow's neuestes Schauspiel hat bekanntlich in Hamburg mißfallen, in Wien dagegen sehr gefallen. Ueber den Werth des Stückes wird in vielen Zeitschriften gestritten, und läßt sich also erwarten, daß einige Probe-Scenen auch die bremischen Leser interessiren werden. Offenbar herrscht in denselben Leben und Originalität, wie denn von einem so ausgezeichneten Kopfe wie Gutzkow wohl das Ungewöhnliche aber nicht das Mittelmäßige zu erwarten stand.

Zweiter Ausrufer — von rechts ihm entgegenkommend, klingelt. — Die Königin von England! Geboten achtzig Pfund vom Herzog von Norfolk! Blaßroth, dreifache Krone, wer bietet mit auf die Königin von England? achtzig Pfund für die Königin von England, neueste blaßrothe holländische Tulpe, blüht über'm Wasser und auf dem Lande in der Erde. Achtzig Pfund geboten — verschwindet nach links. —

Dritter Ausrufer — puritanisch gekleidet, kommt durch die Mittelthür, klingelt. — Im Namen des Herrn! Sieben neue Predigten des Jeremias Himmelsthau gegen den Aktienschwindel, Zeitkauf mit holländischen Tulpen-Zwiebeln und den französischen Unglauben. Liebe Christen, kauft! — sich an einen Tisch wendend. — Auch gottselige Traktate gegen die Kleiderpracht.

Erster Gast — ihn barsch abweisend. — Ich bin ein Schneider.

Dritter Ausrufer — zu einem Andern. — Gegen die spanischen Weine.

Zweiter Gast — ihn ebenfalls barsch abtrumpfend. — Ich handle damit!

Dritter Ausrufer. Traktate, liebe Christen, gegen das höchstverderbliche eingerissene Laster, Tulpen auf Zeit zu kaufen, von Jesaias Ephraim Somirgott. —

Zweiter Ausrufer — schlägt ihm ganz von ungefähr den Blätterkram aus der Hand. — Die Königin von England! neunzig. Gebot des Sir Walter Thompson, ersten Kaufmanns der City. Neunzig Pfund. — Geht lachend vorüber, während der Puritaner seine Blätter wieder zusammensucht. Alle lachen. —

Ein Postbote — tritt durch die Mittelthür und vertheilt in sehr großer Geschäftigkeit auf jeden Tisch größere Zettel, dabei mit lauter Stimme rufend. — Die Post aus den Kolonien! Süd-Wales! — an einem andern Tisch — Florida! — wieder an einem andern Tisch Zettel legend und sofort. — Virginien! Kentucky, vom Kap, hier vom Kap, ostindische Kompagnie, neueste Preisliste der ostindischen Kompagnie! Baumwollen-Auction in Madras! Theeliste! Opium! — verliert sich nach der Seite ab, die Gäste haben überall die hingeworfenen Zettel sehr gierig aufgenommen und vertiefen sich darin. —

Zweite Scene.

Sir Walter Thompson, ein reicher Handelsmann in London; Sir Davy Fielding, sein Geschäftsfreund aus Bristol. Beide kommen rasch von vorne links. An ihrer freudigen Aufregung bemerkt man daß sie sich eben erst getroffen haben. Gäste.

Thompson. O schämt Euch, schämt Euch! Davy Fielding kommt nach London und Walter Thompson muß ihn in der Kron- und Anker-Taverne aufsuchen.

Fielding — lachend. — Ei, Ihr kommt mir zuvor Sir Walter! Heut mit dem Morgennebel erst angekommen, war ich eben auf dem Weg, von allen meinen Freunden, Euch zuerst meinen Gruß zu bringen.

Thompson — ihm in die Hand schlagend. — Nun, wir sind die Alten, die wir waren und bleiben wollen in Ewigkeit. Hörte an der Börse kaum Euren Namen nennen; es hielt mich nicht, ich mußt' Euch sehen. Aber wie, was? Warum wohnt Ihr nicht bei mir! Geht, geht, das habt Ihr nicht recht gethan, hier in dem unruhigen Hause!

Fielding. Laßt mich, werther Freund! Seht, mein Geschäft führt mich mehr mit den kleinen Kaufleuten zusammen, die verkehren hier. Es scheint, als wär't Ihr hier ganz fremd?

Thompson. Mein Seel, die Handelsleute machen mir's leicht, sie kommen zu mir. Des Morgens sieht's auf meiner Diele fast so aus wie hier; aber nicht so lustig. Es könnte mir wirklich — es könnte mir manchmal eine Erholung sein, so an dem muntern Treiben Theil zu nehmen — Mit Nachdruck. — Ist man reich, muß man viel entbehren.

Fielding. Entbehren? Haha! Wer's dahin gebracht hat, wie Ihr, Sir Walter, der braucht keinen Ort, den andern nur besuchen, um zu vergessen, daß sie nichts sind.

Thompson — in Gedanken. — Meint Ihr, Sir Davy? meint Ihr?

Fielding. Wenn ich Euch jetzt so sehe, und denke mir, wie wir angefangen haben! Jetzt mit der reichste, vielleicht der Erste unter Londons Kaufherren, und damals als wir jung waren, haha! Wißt Ihr noch was wir für Augen machten, wenn unsers Lehrherrn Söhne auf die Jagd gingen, Hunde koppelten, Schlittenfahrten hielten, den reichen jungen Lords Bälle gaben und von mancher vorüberfahrenden Gräfin verstohlene Kußfinger eroberten, und wir standen da, haha, nehmt mir's nicht übel, wie die Affen, und wollten manchmal so ein bischen davon mitmachen und konnten's nicht. Nun, jetzt seid Ihr eben so weit und noch weiter! Was wird Eure Frau in dem Glück schwelgen! Was macht sie denn, die Gute?

Thompson — kurz ab. — Danke! danke!

Fielding. Und Eure Kinder? Ein schmuckes Mäd-

chen, und ein Sohn und, wie ich höre, seit ein Paar Jahren noch was; zwei Buben? oder Mädchen?

Thompson — in Gedanken. — Drei Buben! Nein zwei! Oder: ja, ja, ein Bube!

Fielding. Hahaha! Da sieht man den Geschäftsmann. Weiß nicht, wie viel Kinder er hat. Ha ha! Schmucke Kinder? wohlerzogen? gutmüthig, artig? Nun gebe Gott seinen Segen dazu! Ihr seid ein reicher, ein glücklicher Mann!

Thompson. — in sichtbarer Verwirrung. — Kommt, kommt — Ihr wolltei mir ja wohl etwas von unserm gemeinschaftlichen Geschäfte sagen? Wie ist es denn ausgefallen? Ich hab' Euch zu zahlen? Nicht? — zieht ihn nach rechts ab. —

Dritte Scene.

(Man hört schon während des vorigen Gesprächs, in der Entfernung, den Lärmen eines lustigen Aufzuges, mit Peitschenknallen, Hundebellen, Schellenrasseln und dazwischen geschmetterten Trompetenstößen; allmählig kommt dieser Aufzug näher, und verschwindet dann wieder.)

Zweiter Gast. Sieh, sieh! Ist das der Hof?

Erster Gast (der Schneider). Es ist die Livrée vom französischen Gesandten.

Dritter Gast. Was giebt's denn da?

— Alle Gäste stehen neugierig auf und drängen sich rechts und lachen. —

Zweiter Gast. Das sind ja die jungen lustigen Lords zu Pferde.

Dritter Gast. Hübsches, übermüthiges Volk.

Erster Gast. Mehre unbezahlte Rechnungen darunter. Nicht wahr, das ist Lord Buckingham junior.

Dritter Gast. Prächtige Kavaliere! Sie reiten um den Platz herum!

Erster Gast. Sieh 'mal, voraus ein Mohr auf einem Schimmel! zwei nachgemachte Türken; Kleider machen Leute! Das da, Marquis Douglas, eben erst von Paris gekommen; voll Schelmstreiche. Lord Marwell, Lord Pickington — was bin ich froh, daß ich für diese Leute nicht zu arbeiten habe.

Zweiter Gast. Sie leben vom Spielen und den jungen Kaufmannssöhnen. Die drängen sich an die Adlichen heran und halten sie frei. So'n Master Wyse ist froh, en einem Maxwell gegrüßt zu werden und die Ehre zu haben Gläubiger von einem jungen Herzog zu sein. Die in der Mitte sind aber wahrhaftig schlechte Reiter!

— Mehrere lachen. —

Erster Gast. Das wollen Cavaliere sein. Reiten ist keine Kunst, aber man muß sie gelernt haben. Straf' mich Gott, das sind —

Zweiter Gast. Ihr versteht Euch auf den Schnitt, haha! mir däucht — zum Henker —

Alle. Haha! Das sind Weiber!

Erster Gast. So wahr mir Gott helfe, Tänzerinnen aus Drurylane! Pfui der Schande, achtbare Lords mit solchen Gauklerinnen.

Zweiter Gast. Böse Zeiten!

Dritter Gast. Schlechte Sitten!

Vierter Gast. Man möchte glauben der jüngste Tag ist da —

Der puritanische Ausrufer — ruft überlaut dazwischen. — Ephraim Waltegotts neueste Predigt über die fünfte Zornschaale und die Wahrzeichen des ewigen Gerichts.

Zweiter Gast. Sprengt mir die Ohren nicht!

Vierter Gast. Schert Euch hinaus, Schreier! — man drängt ihn zurück. —

Erster Gast. Seitdem man weiß, daß am jüngsten Gericht geblasen wird, scheint es, als freuten sich alle Trompeter darauf!

— Die Gäste haben sich allmählig wieder an ihre Plätze begeben, der Lärm des Aufzugs ist verhallt. —

∴ Navigare necesse est, vivere non est necesse.

(Seefahren ist Nothwendigkeit, Leben — nicht.)

Diesem hochherzigen Spruche, welchen die Ehrsamen Bremischen Schiffsrheder und Schiffer im Jahre 1663 an die Pforte des Hauses Seefahrt setzten, ist auch das jetzige Geschlecht getreu geblieben. Unbekannt war dies freilich innerhalb und außerhalb Bremen keinem Achtsamen, allein so klar mochte das Gesammte und Einzelne doch niemals erkannt werden als im gegenwärtigen Augenblick, wo die „Uebersicht der Bremischen Seeschifffahrt in den Jahren 1838. 30 und 40" — ausgearbeitet von Herrn Archivar Dr. J. H. W. Smidt vorliegt. Es ist dies wahrlich

eine Arbeit, welche als hochverdienstlich gepriesen werden muß, und für welche das Material zu sammeln, der Verfasser sicherlich einen ungemeinen Aufwand von Mühe und Zeit gemacht hat. In den Händen aller kaufmännischen Leser des Bürgerfreundes befindet sich die „Uebersicht“ höchst wahrscheinlich, den Uebrigen aber empfehlen wir ebenfalls die Anschaffung und Lesung als eine belehrende und den vaterstädtischen Gemeinsinn fördernde. Es sei vergönnt die nachfolgenden Notizen als einladende Proben hier wiederzugeben: Bremens Handelsflotte hat zu Anfang dieses Jahrhunderts aus 179 Seeschiffen, zusammen ungefähr 19,300 Rockenlasten haltend, (die Last zu 4000 ℔ gerechnet) bestanden. Zu dieser Höhe war sie in kurzer Zeit durch die Gunst der Neutralität waärend fortdauernden Krieges unter anderen europäischen Mächten gestiegen, und erhielt sie sich ziemlich gleichmäßig auf derselben, bis die Zeiten der Continentalsperre, dann der französischen Usurpation eintraten. Zu Anfang 1815 war der Bestand auf 118 Schiffen mit 12,560 Lasten gesunken, und selbst in den folgenden 10 Friedensjahren hielt die Ergänzung mit dem jährlichen Abgange nicht gleichen Schritt, so daß die Liste von 1826 nur noch 100 Schiffe von 9840 Lasten enthielt, darunter 10 Heeringsbuysen (zusammen etwa 400 Lasten groß). Von da an hat sich nun aber eine fortwährende Zunahme unserer Flotte bemerklich gemacht, sowohl in der Zahl als in der Größe der Fahrzeuge. Am 1. Januar 1838 betrug dieselbe 134 Schiffe mit 16,720 Lasten. Am 1. Januar 1839 war der Bestand 144 Schiffe mit 18,850 Lasten; ferner am 1. Januar 1840 — 176 Schiffe mit 23,850 Lasten. Sodann am 1. Januar 1841 — 199 Schiffe mit 26,710 L., und diese Zahl war bis Ende October 1841 abermals um 18 Schiffe, also bis 212 Seeschiffe vermehrt — ungerechnet die noch im Bau begriffenen.

Die Bestimmung und Befähigung des bei weitem größeren Theils zu weiten Seereisen ergiebt den Umstand, daß 145 dieser Schiffe bekupfert, 118 mit Chronometern und gutentheils auch mit Sextanten und Barometern versehen sind. Ihre Gesammtbemannung darf auf mehr als 2500 Köpfe, das in den Schiffen angelegte Capital vielleicht zu 4 Millionen Thalern angeschlagen werden. An der Küstenfahrt von Bremen aus, insbesondere nach Hamburg, nehmen auch die hiesigen Lichterfahrzeuge (Kähne) erheblichen Antheil. Die Zahl der letztern betrug am 1. Januar 1841 — 89 Schiffe von durchschnittlich 28 Lasten, zusammen 2.512 Rockenlasten tragend. Das Fernere wolle der Leser in der „Uebersicht selbst“ verfolgen. Ueber die Inschrift an der Seefahrt soll nächstens mehr gesagt werden.

Wie aber dieser Artikel mit einem alten Kernspruche begonnen, so möge er hier mit dem Verse aus einem neueren bremischen Festliede schließen:

Handelsmacht, Wissenschaft,
Zwinge mit starker Kraft
Feindschaft und Spott.
So lang' die Wogen gehn,
Soll unsre Flagge wehn,
Soll unser Roland stehn,
Das walte Gott! y —.

---

* Ueber eine Kirchenmusik am Weihnachtsfeste.

Es wurde mir zufällig die Mittheilung, daß am Weihnachtsfeste in der hiesigen katholischen Kirche eine musikalische Messe zur Aufführung kommen sollte. Ich versäumte nicht diese Gelegenheit, wieder einmal eine geistliche Musik zu hören, welcher Genuß leider hier in unserm Bremen sehr selten geboten wird! Mit sehr bescheidenen Erwartungen betrat ich die Kirche. Die Musik begann, und mit wahrer Andacht mußte sie Jeder hören, denn nicht allein machte das würdevolle, grüßend klangreiche Musikstück mit seinen weichen Harmonieen, einen erhebenden Eindruck, auch der Vortrag war in jeder Hinsicht präcis und erhaben, und gewiß ganz im Geiste des Componisten. Der Componist ist mir zwar noch unbekannt, allein die Musik scheint bereits dem vorigen Jahrhundert anzugehören, denn man vermißt darin Gottlob! alle die Spren, woraus ein großer Theil der modernen Musik zusammengesetzt ist. Obgleich nur für kleines Orchester componirt, und die Singstimmen nicht zu stark besetzt, entwickelte sich doch, besonders in dem schönen Credo und Gloria, eine Kraft und Stärke der Stimmen, welche bewies, wie gut es auch eingeübt worden! Sopran und Alt wurden trefflich durchgeführt, und ließen nichts zu wünschen übrig! Tenor und Baß wurde zum großen Theil von Mitgliedern des „Orpheus“ besetzt, denen sich mehre andere Kunstfreunde angeschlossen hatten! Auch diesen Stimmen fehlte es nicht an Kraft und Festigkeit.

Herr Heinemann dirigirte trefflich und mit vieler Gewandheit! — Es ist wahrhaft erfreulich, wenn sich, was besonders hier schwer ist, mehrere Kunstfreunde vereinen, um größere Sachen zur Aufführung zu bringen. Auch bei dieser Musik verdient das freundliche, uneigennützige Benehmen des Dirigenten, so wie der Orchestermitglieder die größte Anerkennung; sie haben sich alle den Dank gewiß aller Zuhörer erworben! — Wirklich befriedigt von dem in diesem Genre so seltenen Genusse verließ ich das Gotteshaus, und kann nicht umhin, noch hierdurch denen herzlich zu danken, welche die Aufführung der Musik beharrlich durchführten! Möchte uns bald Aehnliches geboten werden! A.

∴ Miethkündigung.

Diejenigen, welche ihre Miethwohnungen noch auf nächste Ostern kündigen wollen, haben dies spätestens am 6. Januar (heil. 3 Könige) vorzunehmen.

* Weihnachtsabend.

O heil'ger Christ, du lichter Schein,
Du ziehst so freudiglich herein,
Geschmückt mit lichtem Himmelskleid,
Die Engel deinem Dienst bereit,
Sie tragen Gaben, schön und reich,
Die Kinder zu erfreuen gleich.

O Christkind lieb, o Christkind schön,
O weihnachtliches Festgetön!
Der Engel Sang, so voll und klar,
Bewegt das Herz so wunderbar,
Es klinget weich und traut und süß,
Wie Harfenklang im Paradies.

Und durch die ganze weite Flur
Herrscht stiller, heil'ger Frieden nur,
Es freun sich Alle, Groß und Klein!
Wie könnte Jemand traurig sein?
Wer nur des Christkinds Antlitz sieht,
Dem jeder Kummer gleich entflieht.

Erloschen ist der Lichter Schein,
Still sinnend weil' ich noch allein,
Gedenke ferner Kinderzeit,
Wo mich der bunte Glanz erfreut.
Es irrt so gern der Sehnsucht Blick
Zu jenen Tagen noch zurück.

Wie manches Jahr seitdem schwand hin,
Daß wir, mit kindlich frohem Sinn,
Das Fest begrüßten — jubelreich —
Und's Herz wird mir so voll und weich!
Die einstens sich mit mir gefreut,
Sie schieden für die Ewigkeit.

Sie schlafen unter'm Hügel nun,
D'rin alle ihre Wünsche ruhn;
O könntet doch, ihr Lieben mein,
Zu dieser Stund' ihr bei mir sein!
Mein Denken all' ist nur bei euch,
Doch ihr seid fern, in Edens Reich.

Du heil'ger Christ, du lichter Schein,
Wohl ziehst du, freudiglich herein,
Du scheuchest fern den dunkeln Schmerz,
Doch machst du sehnsuchtsweich das Herz.
O Christkind hold und mildiglich,
Wann rufst du in die Heimath mich!

Eine Bremerin.

Berichtigungen.

In Nro. 104. des Bürgerfreundes, im Artikel „Zollverein," 1ies Spalte 2, Zeile 10 von oben, statt: Packereien — Plackereien: Zeile 32.! statt: angesehen — eingesehen; Zeile 42 statt: Gasse 3⅞ Rth. — 6 Rth.: Spalte 4, Z. 9. ist noch einzuschalten: „in den letzten 10 Jahren."

Briefkasten.

Eingegangen: Die Papageien-Insel. — Navigationsacte für den Zollverein. — Zollverein. — Aus den Gedichten eines Seemanns. — Wunsch, betreffend die Richtigkeit des Kirchenzettels u. s. w. — Dank und Bitte, betreffend den Zollverein. — Ueber unsre Brunnen.

Die Herren Einsender werden gebeten für die verschwiegene Kenntniß der Redaction einen Namen beizufügen. Es ist gar zu oft Rücksprache, Benachrichtigung über Hindernisse u. s. w. erforderlich.

Miscellaneen.

(Die politische Journalistik in Amerika.) Ein Blatt, der „American Almanac" giebt die Durchschnittszahl der einzelnen Nummern aller politischen Blätter, die in einem einzigen Jahre über Amerika verbreitet werden, auf 100 Millionen an, denn Jedermann lies't und erläutert dieselben. Und was enthalten sie? Vielleicht wichtige Erörterungen über politische Systeme, über religiöse Lehrsätze, über philosophische Ansichten, über Fragen hoher socialer Moral, kurz, tragen sie dazu bei, das Volk zu bilden und aufzuklären? Leider, nein! Sie enthalten Schmähungen und Grobheiten, welche sich die entgegengesetzten Partheien an den Kopf werfen; sie sind ein reiches, sich jeden Tag vermehrendes Wörterbuch, von verächtlichen und beschimpfenden Ausdrücken. Jedermann ist halb Gauner, Schurke, Verräther, Whig, Tory, Locofoco und Aristokrat, und diese letzte Benennung bezeichnet im amerikanischen Jargon den äußersten Grad von Verrätherei und Schlechtigkeit; auch die Namen Whig und Tory haben eine ganz andere Bedeutung als in England; Tory bezeichnet in den vereinigten Staaten die demokratische und Whig eine Parthei von conservativer Richtung. Die Benennung Locofoco hat einen ganz besonderen Ursprung. In einer Tory-Versammlung, welche vor einigen Jahren im Saale Tammany Statt fand, verlöschten plötzlich alle Lampen, so daß man seine Zuflucht zu Phosphor-Feuerzeugen nehmen mußte, die in Amerika Locofoco heißen; daher stammt nun diese Benennung, welche auf die demokratische Parthei angewendet wird. Von Zeit zu Zeit erscheint wohl ein einzelnes Werk, das der Gebildete mit Vergnügen durchlesen kann, doch dies Phänomen wiederholt sich leider nicht zu häufig, und Spark's, Irving und Channing sind glänzende, aber seltene Ausnahmen. Der Journalismus nimmt alle geistige Kraft für sich in Anspruch, er ist der große Dschaggernaut, der unter den Rädern seines Wagens Seele und Geist zu blinden Anbetern zermalmt.

(Ein Opium essender Fürst.) Ein englischer Gesandter, der vor Kurzem an den Hof eines mahomedanischen Fürsten in Indien geschickt wurde, sah sich bei seiner Ankunft durch eine Reihe prachtvoller Zimmer hindurch in ein kleines Gemach geführt, dessen Verzierungen und Meubles an Reichthum Alles übertrafen, was er bis dahin gesehen hatte. Man ließ ihn allein. Bald darauf erschienen zwei reich gekleidete Männer, welche vor einem kostbaren Tragsessel hergingen, welchen Sclaven trugen. Auf diesem Lager befand sich eine menschliche Gestalt, die man für einen Leichnam hätte halten können, hätte der Kopf sich nicht bisweilen bewegt. Zwei Beamte trugen Teller von Goldrath, auf welchen ein Becher und eine Flasche standen. Der Gesandte glaubte der unfreiwillige Zeuge einer Begräbnißfeierlichkeit zu sein und wollte sich entfernen; er wurde aber bald enttäuscht, denn die beiden Beamten hoben den Liegenden den Kopf empor und gossen ihm etwas aus dem Becher in den Mund. Nachdem dies fünf bis sechs Mal wiederholt worden war, öffnete die Gestalt die Augen, trank selbst und nach einer Stunde setzte sie sich auf. Der Mann redete sodann den Gesandten in persischer Sprache an. Nach zwei Stunden war er vollkommen fähig, sich selbst mit den schwierigsten Angelegenheiten zu beschäftigen. Der englische Gesandte nahm sich da die Freiheit, ihn über die seltsame Scene zu fragen, deren Zeuge er gewesen war. „Ich genieße schon lange Opium," antwortete der Monarch, „und bin allmälig in diesen beklagenswerthen Zustand verfallen. Drei Viertheil des Tages verbringe ich in der Erstarrung, in welcher Sie mich gesehen haben. Ich kann mich dann weder bewegen, noch sprechen, habe aber mein Bewußtsein und ergötze mich in dieser Zeit an den reizendsten Bildern der Phantasie. Ich würde indeß aus diesem Zustande nicht erwachen, hätte ich nicht treue Diener, die bei mir wachen. Sobald sie an meinem Pulsschlage erkennen, daß mein Herz kraftlos wird, wann mein Athem fast aufhört, reichen sie mir wieder Opium, wie Sie gesehen haben. Ich habe in den letzten vier Stunden mehrere Unzen zu mir genommen und in Kurzem werde ich wieder in meine gewöhnliche Erstarrung verfallen."

(Johann Heinrich von Dannecker.) Sonnabend, den 11. Dec. wurde auf dem Hoppenlauerkirchhofe in Stuttgart Joh. Heinr. v. Dannecker feierlich zur Erde bestattet. Er wurde zu Bernhausen auf den Fildern den 15. October 1758 geboren. Schon früh zeigte sich sein großer Hang zum Zeichnen, und, zufällig dem Herzoge durch sein Aeußeres empfohlen, kam er unvermuthet und wider den Willen seines Vaters (eines herzogl. Stallbedienten) in die Militair-Akademie (damals auf der Solitüde bei Stuttgart). Er wurde für die Bildhauerei bestimmt, machte große Fortschritte und bald auch Aufsehen durch einen von ihm modellirten Milon von Kartona, wofür er, trotz den erhobenen Kabalen, den Preis errang. Bald hatte er seinen Lehrer le Jeune übertroffen. Mit dem berühmten Schiller in enge Freundschaft getreten, verließ er mit diesem 1780 die Akademie, ging, ohne große Unterstützung nach Paris, wo er zwei Jahre in Pajou's Atelier arbeitete. Von da ging er 1785 nach Rom, wo er Canova kennen lernte. In der Hauptstadt der Kunst bewies Dannecker durch eine vier Fuß hohe Statue des Bachus in Marmor und eine Ceres seine Weihe zum Künstler und nach seiner 1790 erfolgten Rückkehr in's Vaterland zeigte sich durch ihn zuerst die Restauration der Sculptur in Deutschland. Sein Monarch ernannte ihn zum Professor der Akademie der bildenden Künste und öffnete ihm dadurch einen Wirkungskreis, in welchem er viele Jahre mit Ruhm sich bewegte. Diesen verkünden außer seinen Werken auch treffliche Schüler, wie Dieselbarth, Zwerger, Imhoff, Wagner u. A. In der Folge wurden seine Verdienste mit der Stellung eines Direktors der Akademie, mit der Würde eines Ritters des Civilverdienstordens und mit einem Orden des russischen Kaisers belohnt, die Höfe ehrten ihn und mehrere Akademien suchten die Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen.

(Paris.) Donizetti's „Belisar" wird nächstens mit französischem Text in der großen Oper gegeben werden. Der

Verleger der Partitur, Pacini, hat von Herrn H. Lucas eine französische Uebersetzung veranstalten lassen, und Donizetti hat bei dieser Gelegenheit zwei neue Stücke, eine Arie und eine Romanze, dazu komponirt, die sehr gelungen sein sollen.

(Alexander Dumas und Schiller.) Vor Kurzem erst hat Henri Blaze einen neuen Beleg dafür geliefert, mit welcher naiven Unverschämtheit die Franzosen die deutschen Schriftsteller zu plündern pflegen, indem er eine Uebersetzung der „blauen Blume" von Julius Mosen unter einem andern Titel für seine eigene Arbeit ausgab. Auch Alexander Dumas, der sich doch sonst für einen großen Dichter hält, verschmäht es nicht, sich mit fremden Federn zu schmücken. In seinem „Napoleon" kommt folgende Stelle vor. Ein Soldat, Lorrain, bringt dem dürstenden Kaiser Wasser.

Lorrain (la figure pleine de sang et apportant de l'eau.) Voilà.

Napoléon. Qu'as tu donc?

Lorrain. Rien. Je n'ai pas vu un ravin et j'ai roulé dedans: — histoire d'arriver plus vite.

Napoléon. Essuie ce sang, il empêche de voir tes cicatrices. (après avoir bu) Ton eau est excellente..... tes cicatrices te vont bien, u. s. w.

Wer erkennt in diesen Zeilen nicht Karl Moor's Worte: „Dein Wasser ist gut, Schweizer, diese Narben stehen dir schön u. s. w." Man muß diese Unredlichkeiten der Franzosen aufdecken wo man sie findet; die Herren gehen so weit, ganze Romane, z. B. von Spindler, zu übersetzen und mit verändertem Titel dem Publikum als Originalarbeiten zu übergeben. Die Franzosen wissen überhaupt nicht viel von unserer Literatur, und was sie wissen, verheimlichen sie zu ihren Gunsten. Das eine macht ihnen eben so wenig Ehre als das andere.

(Der kleine Kronprinz.) Der kleine englische Prinz entwickelt sich sehr schnell. An allen Ecken von London wird mit großen Buchstaben ausgeboten: des Prinzen von Wales ächtes Rasierpulver.

(Eisenbahnen.) Da es mit den Eisenbahnen überall so rasch vorwärts geht, so geht es des Wechsels wegen auch einmal mitunter rückwärts. Die Gesellschaft zur Errichtung einer Bahn von Basel nach Zürich hat sich nicht ohne Dampf aufgelöst. Man konnte sich nicht vereinigen, ob die Bahn von Zürich nach Basel, oder von Basel nach Zürich gehen solle. — Wenn das nur nicht bei zwei andern Städten ebenso geht.

(Proselyten.) Seit einigen Jahren gehen in Holland sehr viele Protestanten zur katholischen Kirche über, in diesem Jahre allein 792. Der Verketzungseifer vieler protestantischen Prediger trägt gewiß dazu bei.

(In Göttingen) sind gegenwärtig 728 Studenten, und zwar 490 Landeskinder und 238 Ausländer. Das Tagesgespräch ist der Artikel über die Universität Göttingen in den deutschen Jahrbüchern, der böses Blut gemacht hat; man leugnet nicht, daß er viel Wahres enthält, aber es sei die höchste Indiscretion und Bosheit, die aus dem „Pasquil" spreche. Werden die deutschen Jahrbücher auf dem hiesigen Museum gehalten?

(Geymüller.) Ueber den großen Geymüllerschen Bankerott in Wien hat sich nun herausgestellt, daß er über 3 Millionen Gulden beträgt; die Buchschuldner mit 2½ Millionen bekommen nichts. Betrug hat sich nicht ergeben, aber NB. allzugroßer Luxus im Hause und falsche Papierspeculationen. Inzwischen werden doch eine Menge Familien dadurch arm und unglücklich.

(Das Lesen im Bett.) Das Lesen im Bett scheint diesen Winter sehr gefährlich. Schon wie er ist eine hochbejahrte Dame Miß Fortesque in Brighton verbrannt.

(Der Steindruck.) Der Steindruck vervollkommt sich immer mehr. Wie wir schon neulich Gelegenheit hatten, in Brinkmeiers Napoleon den ausgezeichneten farbigen Steindruck zu rühmen, so auch in der vor uns liegenden, auch wegen ihres Inhalts sehr zu empfehlenden Schrift: Leben und Wirken Dr. M. Luthers; ein Erinnerungsbuch von Dr. Genthe, 1842

(Die Geister kommen aber nicht.) Der Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel hatte gehört, der Pastor N. zu K. sei ein Geisterseher. Als ihn eines Tages der Weg auf einem Spazierritt durch K. führte und er den Pastor am Fenster erblickte, ritt er auf ihn zu, und fragte: „Ich habe gehört, er könne Geister citiren, ist das wahr?" — „Ja, Ew. Durchl.," erwiederte der Pastor, „sie kommen aber nicht."

(Thierseelenkunde.) Unsere Reisegefährten, die Thiere, kommen immermehr zu Ehren, nicht bloß durch die Vereine gegen die Thierquälerei, sondern mehr noch durch die aufmerksame Beobachtung ihrer geistigen Fähigkeiten. Eine neue Schrift von Scheitlin in St. Gallen, Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde hellt wieder mehre dunkle Stellen auf und weist jedem Thiere seinen Platz an. Es wird keinen gereuen, es zu lesen.

(Räthsel.) In einem kleinen englischen Dorfe leben zusammen eine Urgroßmutter, eine Großmutter, drei Mütter, drei Töchter, zwei Enkelinnen, eine Urenkelin, ein Sohn, ein Bruder, eine Schwester, ein Oheim, ein Großoheim, zwei Nichten, eine Wittwe und vier vaterlose Kinder, — und doch besteht die ganze Familie nur aus fünf Personen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Beiträge für den Bürgerfreund werden erbeten: Pelzerstraße Nr. 49, Wall Nr. 19 A, und Bestellungen: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 1.

Bremen, Sonntag den 2. Januar 1842.

Gestorben:

Nro. 1199. Den 28. December. Des Zimmergesellen Georg Heinrich Retberg Ehefr, geb. Eggers, 34 Jahr; Punkendeich Nro. 4.

— 1200. Den 28. — Des Zimmergesellen Georg Heinr. Retberg Sohn (todt geb.); Punkendeich Nro 4.

— 1201. Den 29. — Des verst. Arb. Franz Schröder Wittwe, geb. Lindemann, 79 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 21.

— 1202. Den 30. — Des Arb. Gerd Hinrich Castens Sohn, 2¼ Jahr; Spielleutestraße Nro. 8.

— 1203. Den 30. — Des Landmanns Brün Meyer Tochter, 5 Jahr; Hülsberg Nro. 26.

Nro. 1204. Den 30. — Des verst Kaufmanns Joh. Wilh. Christoph Gravenhorst Wittwe, geborne Schweer, 73 Jahr; Langenstraße Nr. 97.

— 1205. Den 30. — Des Arb. Johann Michael Paetz Ehefr., geb. Braß, 45 Jahr; Arbeitshaus.

— 1206. Den 30. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Wilhelm Marrmeyer Tochter, 7 Monat; Stintbrücke Nro. 8.

— 1207. Den 30. — Der Leineweber Albert Oepken, 34½ Jahr; Steinern Kreuz Nro. 1.

— 1208 Den 31. — Des Hökers Diedr. Frevert Ehefr., geb. Caspers, 44 Jahr; Balgebrückstraße Nro. 21.

Geboren:

Nro. 1547. Den 25. December. Des Maurergesellen Ferd. Sander Ehefr, geb. Cyriacks, Bleicherstr. Nro. 38, von einem Knaben.

— 1548. Den 27. — Des Dr. Med. Stephan Eduard Hirschfeld Ehefr., geb. Böse, am Wall Nro. 76 A.; von einem Mädchen.

— 1549. Den 28. — Des Landmanns Cord Seemann Ehefr., geb. Gätjen, Schweinestr., Nro. 5; von einem Mädchen.

Nro. 1550. Den 28. — Des Zimmergesellen Georg Heinr. Retberg Ehefr., geb. Eggers, Punkendeich Nro. 4, von einem todten Knaben.

— 1551. Den 28. — Des Zimmergesellen Joh. Wilh. Ließ Ehefr., geb. Hosang, Deetjen Hof Nro. 7; von einem Knaben.

— 1552. Den 29. — Des Cigarrenmachers Wilh. Wiese Ehefr., geb. Sievers, Buntenthorssteinweg Nro. 251; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 1. Der Cigarrenmacher Arpenius Schriever hies. und Anna Jonzen aus Ostendorf bei Bremervörde.

Nro. 2. Der Arbeitsmann Siebelt Hillers und Anna Eden zu Packens.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 2.

Bremen, Donnerstag den 6. Januar 1842.

Lied der Auswanderer.

Von Felicia Hemans.

Uebersetzt durch F. Freiligrath.

Da erscholl ein Lied auf der tönenden See,
Ein gemischtes Athmen von Lust und Weh';
Stimme des Mannes, kräftig und rauh,
Füllte mit Jubel das sonnige Blau;
Von den Wäldern, die nie noch ein Fuß durchzog,
Jauchzte sie, während die Barke flog.

Doch zu ihrem scholl ein Lied,
Von Ergebung voll und Gram,
Und sein Klageton verrieth,
Daß von Weibes Mund es kam.

„Hinaus, hinaus, und über das Meer!"
— So auf dem Deck sang der Männer Heer.
„O, ein hellerer Himmel wölbt sich uns fern,
Unsern Weg dort zeigt uns ein lichterer Stern!
Dort sind Ebnen — Keinem noch gaben sie Rast!
Für den ersten sind sie, den tapfersten Gast!"

„Doch, o Gott, wir wandern trüb,"
— Sang der Abschiedschor sodann —
„Aus den Häusern, traut und lieb,
In des Bachs, der Bergschlucht Bann!"

„Neue ja bau'n wir, wo Blatt und Zweig
Um die Stirne uns blitzen, Juwelen gleich;
Ziehn die Ranken der Rebe bis hoch an's Dach,
Daß ihr Laub uns am Abend beschatten mag,
Wenn hinaus wir schau'n nach den läutenden Küh'n
Und der stillen Savanna wogendem Grün."

„Ach, wir ziehn und tragen Leid
Um die Linde, frisch und kühl,
Die mit Blüthen überschneit
Unsrer Kinder erstes Spiel!"

„Unser der Wald und des Waldes Gethier!
Freier durchbricht ihn der Hirsch nicht, als wir!
Keiner, der spräche: „Nicht weiter! halt!"
Unser die Steppe, so weit sie wallt!
Unser das Elenn, stattlich und schnell,
Unser sein Mark, und unser sein Fell!"

„Doch, ach, das Kirchlein grau,
Und der Sabbathglocke Schall,
Und das Gärtchen und die Au' —
Uns entschwunden sind sie all'!"

„Ströme des Westens, glänzend und rein,
Unsre dreisten Namen woll'n wir euch leih'n!
Wollen sä'n im Gefild unsres Fleißes Saat,
Wollen lassen im Forst unsrer Wagniß Pfad,
Und am frischen See unser frisches Thun,
Wo die Indierfürsten, die alten, ruh'n!"

„Doch die Blumen, süß und bunt,
Unsrer Kinder Lust — wer lehrt
Sie umduften fremden Grund?
— O, lebt wohl, Heimath und Herd!"

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

Ihr Vater und Bruder erwarteten im Wirthshause das neue Jahr, die Knechte waren bereits zur Ruhe gegangen. Jetzt stand das holde Kind auf und näherte sich spähend dem Fenster, woran ich lehnte. In diesem Augenblicke packte mich eine Hand hinten am Mantelkragen, und ein Hieb, den aber meine dicke Pelzkappe schwächte, trifft meinen Kopf und hätte mich beinah' zu Boden geworfen. Ich wende mich schnell um, mein Mantel fällt ab, eine lange, starke Gestalt ist eben im Ausholen begriffen, einen zweiten Schlag nach meinem Kopfe mit seinem Knittel zu führen, als ich meinen Alpenstock schwinge und mit einem Hiebe dem Angreifer zuvorkomme, der ihn lautlos zu Boden stürzt. Bei'm bleichen Schimmer des Schnee's erkenne ich meinen Nebenbuhler, des Löwenwirths Sohn; der ganze weiße Platz war augenblicklich mit seinem Blute gefärbt; mit meinem Beil am Stocke hatte ich unwillkührlich den Kopf gespalten. Da schlägt es zwölf Uhr unten im Flecken, und Aenny schließt leise den Laden auf; mit einem dumpfen Schrei stürzt sie zurück.

„Nach einer langen Pause öffnete sich die Thür, und Aenny trat mit einer Laterne heraus, todtenbleich und dergestalt zitternd, daß ich sie festhalten mußte.

„Barmherziger Himmel! was ist hier vorgefallen?" weinte sie an meiner Brust.

„Ich erzählte ihr Alles, sie konnte nichts zu tadeln finden, ich war ja selbst mörderisch angefallen worden, und daß meine Gegenwehr, wider meine Absicht, meinem Gegner das Leben gekostet hatte, das war ein bedauerlicher Zufall. — Ich brachte die Wankende in's Haus zurück, nachdem ich mich bei'm Scheine der Laterne völlig überzeugt hatte. Plötzlich raffte sich Aenny mit aller Kraft empor und rief mir zu: „Fliehe, fliehe, mein Einziger, mein Alles, sonst bist Du verloren! Mein Vater und mein Bruder können nicht mehr lange ausbleiben, und Dein Nebenbuhler wird schnell vermißt werden. Fliehe nach Constanz, dort hab' ich eine reiche Tante, die mich über Alles liebt; nimm hier diesen Ring, den sie mir einst gab, er sei ihr das Wahrzeichen unseres Bundes. Ich werde ihr gleich morgen Alles schreiben und hier bleiben, um für Deine Unschuld zu zeugen; in wenigen Tagen folg' ich Dir heimlich nach! Jetzt aber rette Dich, die Rache der Bauern könnte fürchterlich werden!"

„Sie drückte mir einen heißen Kuß auf meine Lippen, warf mir meinen Mantel um und trieb mich fort.

Vom Thale herauf klangen Stimmen und leuchteten Kienfackeln. Ich floh auf Umwegen der nächsten Heerstraße zu, bald tief im Schnee versinkend, bald durch wilde Bergwasser watend, und erreichte erst nach einer Stunde die an dem Berge, hinter welchem mein Wohnort lag, sich hinziehende Hauptstraße. Ich schritt unablässig vorwärts, obwohl Kälte und der schlechte Weg meine Kräfte fast gänzlich erschöpft hatte, so daß ich mich kaum enthalten konnte, mich niederzusetzen und etwas auszuruhen. Doch wäre dieß in freier Luft mein Tod gewesen; der Schlaf, der mich dann überwältigt hätte, würde für immer meine Augen geschlossen haben.

„Gegen Morgen erreichte ich die Hauptstadt Chur, von wo mich, nach einem belebenden Frühstück, ein Schlitten rasch weiter förderte, und noch denselben Abend brachte mich die unterwegs genommene Post nach Constanz, wo mir Aenny's Ring die freundlichste Aufnahme und Sicherheit bei ihrer Tante verschaffte."

„Und Aenny," fragten die Freunde, „kam doch bald nach?"

„Hört nur weiter," antwortete Peregrin, „der nächste Sylvesterabend wird Euch Aufschluß ertheilen."

1830.

„Die letzten Stunden dieses Jahres fanden mich zu Prag auf einem glänzenden Balle, wohin ich aus Gefälligkeit meinen Zögling, den jungen Grafen L....., dessen Hofmeister ich geworden war, begleitet hatte. Ich mochte wohl unter diesen, reich mit Sternen, Kreuzen und Juwelen funkelnden Gästen eine traurige Rolle spielen, aber glücklicherweise zog der arme Hofmeister nicht die geringste Aufmerksamkeit auf sich, was ihm auch ganz erwünscht war. Ich schlich mich bald zum dumpfen Saal hinaus, ließ mir in einem Nebengemach ein Glas Limonade geben und verlor mich in Erinnerungen an Aenny, deren Ring ich an meine glühenden Lippen preßte.

„Als ich vor einem Jahre nach Constanz floh, blieb ich mehrere Tage lang dort bei ihrer Tante verborgen, immer Aenny's Ankunft erwartend. Endlich traf statt ihrer ein Brief ein, den sie Gelegenheit gefunden hatte, einem vertrauten Freunde mitzugeben. Sie bestätigte darin ihrer

Tante, was ich derselben erzählt hatte und bat sie, mir Empfehlungen an eine Familie ihrer Bekanntschaft in das Ausland zu verschaffen, denn auch in Constanz sei ich nicht mehr sicher. Da der Sohn des Löwenwirths mein Nebenbuhler war, glaubte Jedermann, trotz ihrer Verbürgung für meine Unschuld, ich habe ihm damals aufgelauert und vorsätzlich das Leben genommen. Sie selbst sei Anfangs von ihrem Vater mehrfach mißhandelt worden; jetzt werde sie auf's Strengste von ihm bewacht und in ihrer Kammer eingesperrt gehalten, so daß es ihr bisher unmöglich gewesen, zu entfliehn. Sie wollte jedoch die erste Gelegenheit benutzen, sich in die Arme ihrer theuren Tante, ihrer zweiten Mutter, zu retten. — Ein Zettelchen für mich war diesem Briefe beigelegt und enthielt bloß die Worte: „Ich beschwöre Dich, mein Geliebtester, um unserer Liebe willen sogleich Constanz zu verlassen! Man bietet hier Alles auf, Deiner habhaft zu werden! Sobald ich frei bin, bin ich auch die Deinige. Meine Tante wird Dir das Uebrige mittheilen; schreibe ihr recht oft, sobald Du einen sichern Aufenthalt in der Fremde gefunden hast; sie wird unterdessen wohl einen Kanal ausfindig machen, durch den sie mir Deine Nachrichten zufließen lassen kann. Auf meine Treue darfst Du ruhig bauen, ich bleibe bis zum Tod

Deine Aenny.

„Die wackere Tante gab mir sogleich ein Empfehlungsschreiben an eine ihr befreundete Familie in Prag, und versorgte mich sogleich, laut Aenny's Anweisung, mit dem benöthigten Reisegelde. Wir schieden unter Thränen, von einer bangen Ahnung gedrückt, wie auf Nimmerwiedersehen. Zu hoffen hatte ich fast ganz verlernt. Ich reiste mit der Post nach Prag, wo mir jene Familie die Stelle eines Hofmeisters bei dem reichen Grafen L..... verschaffte. Meine Tage wären in dessen Hause auf das Angenehmste dahingeflossen, hätte mich Sehnsucht nach Aenny und Furcht wegen ihres Schicksals nicht so sehr niedergedrückt. Ich hatte wenig Unterrichtsstunden zu geben und genoß die liebreichste Behandlung von Seiten der Herrschaft, die viel zu viel Zartgefühl hatte, mich jemals nur im Geringsten meine untergeordnete Stellung fühlen zu lassen. In dem herrlichen Garten des Grafen auf seinem reizend am Ufer der Moldau gelegenen Landgute verträumte ich manche Stunden in Gedanken an meine Aenny, ich dichtete, schrieb kleine dramatische Versuche für das Liebhabertheater im Schlosse, benutzte fleißig die reiche Bibliothek und holte im Laufe eines Jahres Vieles zu meiner geistigen Ausbildung nach.

„Wäre mein Herz noch frei gewesen, es hätte damals einer liebenswürdigen Böhmin nicht widerstehen können. Margaretha, des Schloßverwalters sechzehnjähriges Töchterlein, schön wie ein Engel des Himmels, das sanfteste, herzlichste Mädchen, mit der mich ein geheimer Zug im Garten oft zusammenführte, wo sie die Pflege der Blumen besorgte, war die einzige Vertraute meines geheimen Kummers geworden. Ihr unschuldiges, reinnatürliches Wesen, ihre für ihren Stand seltene Bildung, die sie dem Unterrichte ihrer kürzlich verstorbenen Mutter, einer mehr als gewöhnlichen Frau, verdankte, ihr seelenvolles, blaues Auge, öffnete ihr mein ganzes Herz. Aus ihren Tröstungen quoll mir neue Hoffnung, neue Lebenslust. Oft saß sie an meiner Seite im Garten, und suchte mir alle Zweifel und Besorgnisse wegen Aenny aufs Lieblichste wegzuplaudern. Den größten Antheil schenkte sie meiner abenteuerlichen Lebensgeschichte; ihr weiches Gemüth löst'e sich oft bei meiner Erzählung in Thränen auf. Sie schien mich mehr zu suchen, als ich sie, denn ich fürchtete, ihr liebes Bild möchte allmählich meine Gefühle für Aenny verdrängen; und doch fehlte sie mir, doch war ich unruhig, wenn ich sie einmal im Garten nicht traf. Ich betrachtete sie nur als Freundin, doch hätte ich ihr gern einen süßeren Namen gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Navigationsacte für den Zollverein.

Diese Worte, denn so können sie doch nur lauten, da Oestreich — also das übrige Deutschland — nie beitreten wird, werden jetzt so oft von einigen Fürsprechern des Anschlusses an den Zollverband gebraucht, daß es sich wohl der Mühe lohnt, sie näher zu beleuchten. Es kann hiermit doch nur zunächst gemeint sein, andere Länder, eventualiter durch Anwendung von Zwangsmaßregeln, als höherer Belastung ihrer Waaren und Schiffe, nöthigen zu wollen, in ihrem Lande unsre Importationen und unsre Schiffe, auf ganz gleichen Fuß mit ihren Importationen und Schiffen bei uns, zu behandeln, mit einem Worte Reciprocität im ganzen Umfange, ohne Ausnahme, zu erzwingen. — Dieses ist nun freilich schön gesagt, aber nicht so leicht in

praxi durchzuführen, ohne uns Seestädtern insbesondre gleich selbst zu schaden. — Denn machen wir einmal den Anfang mit den uns zunächst liegenden spanischen Colonien — Cuba — oder vielmehr Spanien, so finden wir, daß dieses sich noch nichts hat abtrotzen lassen, selbst nicht durch die einflußreichen Vereinigten Staaten von America (besitzt eigne Zuckerpflanzungen in Louisiana) sondern dieses hat sich eine Reciprocität in seinem eigenen Lande genommen, aber nichts von Spanien bis jetzt dadurch erzwingen können. — Machen wir es nun etwa wie in America, so können wir

a) Producte Cuba's höher besteuern;

b) spanische Schiffe bei uns mit höherer Tonnage belegen; —

und was wäre die Folge?

Bei a) würden wir uns selbst den aus Cuba importirten Zucker, Caffee ꝛc. vertheuern, und auf Kosten unseres eignen Geldbeutels, ja zu Gunsten der holländischen Colonialzucker, uns unnützerweise noch schlechter wie bisher stellen. — Zu b) uns freilich die spanischen Schiffe vom Halse schaffen, aber da diese auf Cuba im Zoll so bedeutend vor unsren eignen Schiffen bevorzugt sind, unsre Ausfuhr-Artikel bei Benutzung eigner Schiffe so sehr, auch wiederum auf Kosten unsres eignen Geldbeutels vertheuern, daß wir uns die spanischen Schiffe zurückwünschen würden, wenn nicht wir auch zudem riskirten, daß diese sich nach Holland und Belgien wendeten und von dort Deutschlands Fabricate nach den westindischen Colonien apportirt würden, indem die durch jene Länder vertheuerten Transport-Kosten sich reichlich durch Benutzung der so sehr begünstigten spanischen Flagge ausgleichen würde. — Auch haftet dieser Unterschied im Zoll zwischen spanischer oder andrer Flagge am schwersten auf deutsche Leinen, obschon England, Frankreich und Belgien, theilweise auch Holland, sich bereits seit einigen Jahren zur Ausfuhr mancher ihrer eignen Fabricate nach Cuba der spanischen Flagge bedienen. — Dergleichen sollten die Hansestädte wohl bedenken! — Die Colonien, welche demnächst die Hansestädte vermöge ihres Seehandels am meisten interessiren, sind die englischen west- und ostindischen und holländisch-ostindischen Besitzungen. — Freilich sind jenen schon die besten Fettfedern abgezogen, glauben wir aber dennoch ja nicht, daß England und Holland je andern Ländern reine Reciprocität im wahren Sinne des Wortes zu Hause und in ihren Colonien, in Bezug auf Producte, Fabricate und Flagge gestatten würden, lieber würde namentlich England, das bereits seit 20 Jahren darauf bedacht war, sich nach allen andern Seiten hin Abzugsquellen für seine Producte und Fabricate zu verschaffen, den Handel mit Deutschland aufopfern — was dann einigen Fabriken im Innern zum Nutzen, uns Seestädten aber offenbar nur zum Nachtheil gereichen könnte. — Also wir wiederholen es nochmals, bei solcher Reciprocität, die der Zollverein nur in seinem eignen Lande einführen, aber in andern Ländern nicht gleichmäßig durchzusetzen vermag, gewinnen nur einige deutsche Fabrikanten, während die Seestädte offenbar nur dabei verlieren. Dem Seehandel kann es nur wünschenswerth sein, daß transatlantische Waaren aller Art so wenig wie möglich besteuert werden, damit sie möglichstleicht in den inländischen Consumo übergehen können, und dieser sich vervielfache, — also kurz — möglichst freier Handel, — statt dessen legt man dem Handel Fesseln an und will uns Glauben machen, darin bestehe auch unser Glück. —

---

* Zollverein.

Es mag Manchem nicht bekannt sein, daß Holland im vorigen Jahre den Rückzoll auf raffinirten Zucker so wesentlich verminderte, daß man anfänglich glaubte der holländische Zucker, welcher seitdem einen geringern Rückzoll wie der in Belgien fabricirte Colonialzucker genießt, würde ferner nicht mehr im Stande sein mit Letzteren im Auslande concurriren zu können. — Hierin hat man sich aber geirrt, indem nicht bedacht wurde, daß Holland den Anbau von Runkelrüben und den Verbrauch des daraus erzeugten Zuckers in seinem Lande nicht gestattet, während in Belgien deren Anbau und zollfreier Verbrauch erlaubt ist. — Unter dem Schutze dieser Gesetze konnte sich die Fabrication von Runkelrübenzucker in Belgien stark entwickeln; — so sind so weit sich bis jetzt schon beurtheilen läßt im Jahre 1841 in Belgien (welches jährlich 25 Millionen Pfund Zucker consumirt) allein 14 Millionen Pfund Runkelrübenzucker fabricirt und consumirt, welche den Raffinadeurs, weil sie keinen Rückzoll daran genießen, hierin aber ihr wesentlicher Vortheil liegt, wenig Nutzen gewähren konnten, zudem ist der Absatz

von rohem Colonialzucker dadurch allein schon 1841 in Belgien um 14 Millionen Pfund vermindert.

Es ist demnach nicht zu verwundern, daß belgische Kaufleute und Raffinadeurs jetzt bittre Klage über den zunehmenden Verbrauch von Runkelrübenzucker führen, wie dieser denn auch allen Seestädten ein Dorn im Auge sein muß; dennoch wünschen Einige unsern Anschluß an den Zollverband der unter vielen andern Uebeln auch jenes in seinem Schooße birgt.

Da es nun manchem unserer Leser nicht uninteressant sein möchte zu erfahren, wie denn eigentlich der belgische Rückzoll oder sogenannte Abschreibung beschafft wird, so fügen wir hierüber folgende Berechnung bei. —

Der belgische Raffinadeur wird nämlich bei der Uebernahme von 200 Pfd. rohen Zucker bei der Douane belastet mit 17 fl. 50 C. Hat hiervon baar zu entrichten $\frac{1}{10}$, ferner bei Importation mit fremden Schiffen additionel 75 C. per 200 Pfd. Der Raffinadeur wird nun für obige 17 fl. 50 C. wieder entlastet sobald er exportirt 120 Pfund Lumpen oder 100 Pfd. Melis; da nun aber der Raffinadeur im Stande ist aus obigen 200 Pfd. rohen Zucker wenigstens 133 Pfd. Lumpen zu fabricirn, so bleiben ihm also zur zollfreien Disposition in dem inländischen Consumo übrig 13 Pfd., mithin berechnet sich also sein Nutzen an Zoll auf jede 200 Pfd. die er verarbeitet zu 1¼ fl. also ca. 42 Gr. Ld'or. à 5 Rt. außer einigen andern Nebenverdiensten, sofern nämlich, als er diese 13 Pfd. in den Consumo bringen kann, was ihm aber nun durch den überhand nehmenden Verbrauch von Runkelrübenzucker sehr erschwert wird. — Dem obigen System nicht ganz unähnlich wird in Holland der Rückzoll oder die sogenannte Abschreibung gerechnet.

Wenn die Kaufleute in den Seestädten sich einbilden, daß ihnen die in den Preußischen Vereins-Staaten von 5 auf 10 Rt. per 100 Pfd. erhöhte Eingangssteuer auf Lumpenzucker, zu Gute kommen solle, indem sie nun im Stande sein würden größere Quantitäten rohen Zucker nach dem Inlande abzusetzen, so haben sie allem Anscheine nach doch wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wer einige der im Innern Deutschlands erscheinenden Zeitungen, welche stets das Interesse der Runkelrübenzucker-Fabriken vertreten, aber der Welt glauben machen möchten, daß es ihnen nur allein um Deutschlands Wohl zu thun sei, mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird dieses leicht durchschauen können. Die Beseitigung der Lumpen-Zucker wird nur dazu dienen, den Runkelrübenzuckerfabriken zum Nutzen zu gereichen, denn wenn diese schon in Belgien bei einem auf rohe Zucker mit 8 fl. 75 — oder Ld'or Rt. 4⅜ per 100 Pfd. bestehenden Eingangszoll von Jahr zu Jahr zusehends an Ausdehnung gewinnen, wie werden dann nun erst deutsche Runkelrübenzuckerfabriken einen Aufschwung nehmen können, da ohne Concurrenz der Lumpen sie durch einen Eingangszoll auf rohe Zucker von 5 Rt. per 100 Pfd., also noch besser wie in Belgien, geschützt sind. Es kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß der Seestädte Haupt-Erwerbsquelle, der Seehandel ist, und dieser durch hohe Eingangs-Zölle auf transatlantische Waaren, welche unläugbar auf Abnahme des Consumo einwirken müssen, sehr verkümmert wird. Wer sich überzeugen will, welcher Last von Formalitäten und hohen Zollsätzen eine Anzahl von Waaren im sogenannten preußischen Zoll-Tarif (beiläufig gesagt, 180 eng gedruckte Seiten stark) unterworfen ist, der kaufe sich diesen Tarif, welcher in hiesigen Buchhandlungen zu haben ist. — Kein Wunder, daß die Holländer sich die lästige Bewachung ihrer Gränzen und Plackereien mit den Zollbehörden vom Halse schaffen und auch uns gern mit ihrem Runkelrübenzucker überschwemmen möchten. —

Wenn der Zollverband uns die zu verschluckenden Pillen einigermaßen versüßen wollte, so sollte er wenigstens die directe Einfuhr von rohem Zucker aus den Westindischen Colonien ganz zollfrei gestatten, dann verlohnte es sich doch einiger Mühe, Verhandlungen über den eventuellen Anschluß anzuknüpfen, wo nicht, so würden wir alles für Luftschlösser zum Opfer bringen. —

---

* Ueber unsre Brunnen.

In unserer aus angeschwemmtem Lande bestehenden Gegend, giebt es nur wenige Quellen, und in und um Bremen wird das Trinkwasser aus Brunnen geschöpft. Diese werden so tief gegraben, bis sie auf die mit Wasser gesättigte Sandschicht treffen, auf der das von der Oberfläche eindringende Wasser sich sammelt. Je höher ein solcher Brunnen liegt, desto weniger kann diese Sandschicht Unreinigkeiten enthalten, daher die vorzügliche Güte des

Wassers aus dem Wilhadi-Brunnen, und die Ungenießbarkeit desselben in den niedrigen Theilen der Stadt. Es würde zu weit führen, die Theorie der Brunnen hier erläutern zu wollen, genug ist es, zu erwähnen, daß um gutes Trinkwasser zu haben, das Eindringen unreiner und fauler Wasser in die benachbarte Oberfläche vermieden werden muß.

Es ist daher sehr zu bedauern, daß in vielen Theilen der Vorstadt die Wasserabläufe in Tonnen oder gemauerte Bassins geleitet werden, die keinen Boden haben und worin das Wasser sich in die Erde zieht, wodurch dann das Eindringen der Unreinigkeiten systematisch befördert wird. Daher kommt es, daß die Brunnen der Vorstadt, die in der Nähe solcher Abzugverließe liegen, schon wenige Monate nachher kein genießbares Wasser enthalten, so gut es auch vorher gewesen sein mag, und die entfernter liegenden, wenn sie (wie das nach der geognostischen Beschaffenheit dieser Gegend nicht anders sein kann) aus derselben Schicht ihr Wasser erhalten, werden jedenfalls mit der Zeit auch dadurch verdorben werden.

Wird mit Anlegung obiger Wasserabläufe fortgefahren, so werden die Brunnen der Vorstadt bald alle ungenießbar sein, und das Wasser schon im Voraus für künftige Geschlechter vergiftet. Der Einsender hält es daher für seine Pflicht auf diesen auch den Nachkommen wichtigen Gegenstand aufmerksam zu machen, damit er, wie er hofft, einer genauen Prüfung unterworfen werde. C.

---

* Dank und Bitte.

Der innigste wärmste Dank erfüllt gewiß die Herzen tausend und aber tausend Bürger Bremens zur Ehre des wackern Mannes, welcher vor einiger Zeit in einer Gratis-Beilage der Bremer Zeitung, den Nachtheil eines Zollanschlusses in verschiedenen Beziehungen beleuchtete. — Möge der hochgeschätzte Herr Verfasser sich geneigt finden die Freiheit unserer Welthandelstadt auf ähnlichem Wege ferner zu vertreten; übrigens nimmt Einsender dieses für sich und seine Freunde die Ehre in Anspruch zur Bestreitung der Kosten des hoffentlich bald erscheinenden zweiten Hefts, Antheil nehmen zu dürfen.

B.

---

* Die Papageien-Insel.

Insel mit den Papageien
In dem fernen Süden-Meer,
Mit den losgelass'nen Freien,
Sancho-Panza Gouverneur!

Dorthin wollen wir uns wenden,
Dorthin wo der Pfeffer wächst,
Daß an unf'res Reiches Enden
Du, o Schifffahrt, dich erstreckst.

Einen Hafen laßt uns bauen,
Eine Stadt, ein Schloß dazu;
Gilt es unsre Größe schauen,
Streuen wir das Geld partout.

England wollt' es nicht gelingen,
Frankreich sollt' es nimmer sehn,
Spanien konnt' es nicht erzwingen,
Holland selber nicht verstehn

Daß die Colonien wuchsen
Und nicht wuchs der Staaten Schuld,
Dabei durfte Niemand mucksen,
Sonst verlor er alle Huld.

Washington du warst vernagelt,
Du verbotst die Colonien;
Jetzo, wo es Schätze hagelt,
Soll Australien erblühn!

Gebet Acht! wir werdens machen,
Wir verkaufen jenes Land;
Unf're Flotte solls bewachen,
Schützen es vor Feindes Hand.

Insel mit den Papageien
In dem fernen Süden-Meer,
Trotz den losgelass'nen Freien
Bliebest Du wohl menschenleer?

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 2.

Bremen, Donnerstag den 6. Januar 1842.

Gestorben:

Nro. 1209. Den 31. December. Der Kaufmann Carl Christoph Wilkens, 74 Jahr; Molkenstr. Nro. 11.

— 1210. Den 31. — Des Bockfahrers Friedrich Herm. Paul Ehrenreich Sohn, 3¼ Jahr; Nienabers Gang.

— 1. Den 1. Januar 1842. Des Canzlisten Johann Friedrich Leonhard Bollmann Sohn, 11 Wochen; Hohestraße Nro. 11.

— 2. Den 1 — Des Arb. Johann Reimers Ehefr., geb. Nolting, 34 Jahr; Lichamstraße Nro. 3.

— 3. Den 1. — Des Lichtziehers Johann Adam Trümper Tochter, 1¼ Jahr; kl. Krankenstraße Nro. 10.

— 4. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Christoph Kreutziger Sohn, 7½ Jahr; Knoopstraße Nro. 14.

— 5. Den 1. — Des verst. Steuermanns Jacob Schröder Wittwe, geb. Meybohm, 83 J.; kl. Payeken Gang Nro. 1.

— 6. Den 2. — Der Arb. Joh. Hinrich Deichholz, 61 Jahr; hinterm Paulsberg Nro. 72.

— 7. Den 2. — Des Cigarrenmachers Carl Diedr. Meyer Sohn, 7 Monat; kl. Krankenstr. Nro. 15.

— 8. Den 2. — Des Branntweinbrenners Berend Lampe Wittwe, geb. Behrens, 70 Jahr; Neuenstraße Nro. 22.

— 9. Den 2. — Des Cigarrenmachers Hermann Wilhelm Barjenbrock Tochter (todt geb.); Hohnholts Hof Nro. 5.

Nro. 10. Den 2. — Des Schuhmachers Cornelius Eduard Bohne Sohn (todt geb.); Behrs Hof, an der Johannisstraße.

— 11. Den 3. — Des Gastwirths Hermann Frucht Sohn, 2 Jahr; Osterthorsstr. Nr. 29.

— 12. Den 3. — Der Schneidermeister Georg Diedr. Andreas Blasius, 62 Jahr; Martinistraße Nr. 2.

— 13. Den 3. — Des Hökers Joh. Diedr. Bockelmann Tochter, 1 Jahr; Neuenstr. Nr. 48.

— 14. Den 3. — Des Arb. Cord Hinr. Brauns Tochter, 2 J.; Buntenthorssteinweg N. 133.

— 15. Den 3. — Der Arbeitsm. Heinr. Wisbrecker, 74 Jahr; Paulsberg Nr. 50.

— 16. Den 3. — Sophia Catharina Schauenburg, 39 Jahr; am Wandrahm.

— 17. Den 4. — Der Zimmergesell Asmus Behnken, 79 Jahr; Armenhaus.

— 18. Den 4. — Des Arbeitsm. Christoph Claußen Tochter, 3 Monat; Hastedt Nr. 41.

— 19. Den 4. — Des Zimmergef. Hinr. Frese Ehefr., geb. Gesken, 59 Jahr; Rövekamp Nr. 14.

— 20. Den 4. — Des Arb. Herm. Seekamp Sohn, 3 Jahr; Klosterkirchenstraße Nro. 4.

— 21. Den 4. — Der Arb. Franz Georg Müller, 64 Jahr; kl. Annenstraße Nro. 10

— 22. Den 4. — Des Arb. Friedr. Hambrock Ehefr., geb. Hagans, 42 Jahr; Hohethorstr. N. 16.

— 23. Den 5. — Des Kaufmanns Isaac Suling Wittwe, geb. Benorden, 88 Jahr; am Wall Nro. 34.

Geburten:

Nro. 1553. Den 30. December. Des Schneiders Albert Bahle Ehefr., geb. Weitz, Mühlenstraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 1554. Den 31. — Des Fuhrmanns Johann Ernst Röver Ehefr., geb. Siedenburg, Michaeliskirchhof Nr. 3; von einem Mädchen.

— 1555. Den 31. — Des Küpergesellen Joachim Diedr. Mues Ehefr., geb. May, Henschenstraße Nr. 6; von einem Knaben.

— 1556. Den 31. — Des Arb. Hinr. Sander Ehefr., geb. Laroche, Buntenthorssteinweg N. 242; von einem Mädchen.

— 1557. Den 31. — Des Tischlers Joh. Georg Buch Ehefr., geb. Tost, Theerhof Nr. 31; von einem Mädchen.

— 1558. Den 31. — Des Schneiders Heinrich Christ. Döhrmann Ehefr., geb. Borchers, Osterthorswallstr. Nr. 30; von einem Knaben.

— 1. Den 31. — Des Wechselnegocianten Carl Heinr. Gottlieb Reimer Ehefr., geborne Schrader, Rembertistr., v. einem Mädchen.

— 2. Den 1. Januar 1842. Des Detaillisten Gerh. Meyer Ehefr., geb. Niebrügge, Spitzenkiel Nr. 15; von einem Mädchen.

— 3. Den 1. — Des Hofmeiers Joh. Hinr. Corsen Ehefr., geb. Wiedau, Theisenradsdeich Nr. 1; von einem Mädchen.

— 4. Den 1. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Wilh. Meyer Ehefr., geb. Plump, gr. Johannisstr. Nr. 29 A; von einem Mädchen.

— 5. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Hartmann Schöcke Ehefr., geb. Windhorn; Eckhards Gang Nr. 4; v. einem Mädchen.

Nro. 6. Den 1. — Des Arb. Joh. Hinr. Schäfer Eh… geb. Bremers, hinterm Stephanikir… Nr. 38; von einem Knaben.

— 7. Den 1. — Des Arb. Joh. Hinr. Forth… Ehefr., geb. Flammann, Hastedt; … einem Knaben.

— 8. Den 2. — Des Cigarrenmachers Carl … Ludw. Kreutziger Ehefr., geb. Stü… hinterm Paulsberg Nr. 28; von … Knaben.

— 9. Den 2. — Des Cigarrenmachers Ge… Köncke Ehefr., geb. Carlsen, Evers … von einem Knaben.

— 10. Den 2. — Des Kaufmanns Otto … Köhnholz Ehefr., geb. Kreyenborg, … straße Nr. 20; von einem Knaben.

— 11. Den 2. — Des Hökers Carl Friedrich … Ehefr., geb. Hein, gr. Johannis… Nr. 128; von einem Knaben.

— 12. Den 2. — Des Schuhmachers Corn… Eduard Bohne Ehefr., geb. Harjes, … Hof; von einem todten Knaben.

— 13. Den 3. — Des Schuhmachers Wilh. Ru… Kielenbeck Ehefr., geb. Ahrens; im R… Nr. 9; von einem Knaben.

— 14. Den 4. — Des Schiffszimmermanns J… Georg Oldenburg Ehefr., geb. Fr… Müggenburg Nr. 17; von einem K…

— 15. Den 4. — Des Schuhmachermeisters Ge… Meyer Ehefr., geb. Struckmann, P… berg Nr. 24; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 3.

Bremen, Sonntag den 9. Januar 1842.

Bremen, den 7. Januar 1842.

An die Stelle des verstorbenen Aeltermanns, Herrn Heinr. Schröder, ist der hiesige Kaufmann, Herr **Carl Fr. Ludw. Hartlaub**, Mitinhaber der Firma Joh. Lange Sohns Wwe. & Comp., zum Aeltermann wieder erwählt. — In der jetzigen Zeit, wo aus bekannten Ursachen so viel darauf ankommt, die relative Wichtigkeit des bremischen inländischen und transatlantischen Handels richtig zu bestimmen, ist es sehr erfreulich, das Collegium der Aeltermänner, von dessen Entscheidung demnächst so sehr viel abhängen wird, durch einen Mann vermehrt zu sehen, welcher der bremischen Seefahrts- und überseeischen Handelsverhältnisse so sehr kundig ist.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 9. Januar.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Trevtranus.

St. Ansgarii.

9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr Paniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Ilen.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Böhmann aus Bückeburg.
12 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Prolog *).

(Gesprochen im Bremer Stadt-Theater am 1. Januar 1842 von Madame Stein.)

Es sank des Jahres erste Sonne nieder,
Der erste Strahl auf neu begonn'ner Bahn! —
So eilt die Zeit auf flüchtigem Gefieder;
So rollet Well' auf Well' zum Ocean.
Doch immer kehrt der Gruß der Hoffnung wieder,
Es schmeichelt uns der Wünsche heitrer Wahn.
Die Phantasie weilt in der Zukunft Räumen;
Es schwelgt das Herz in ihren gold'nen Träumen.

Wenn aus des Lebens unwillkomm'ner Enge
Es uns zu einer schönern Heimath zieht,
Wenn aus dem immer fluthenden Gedränge
Der Geist in seine stille Welt entflieht:
Dann weckt die Phantasie des Friedens Klänge,
Dann tönt Erinnrung süß wie Heimathlied,
Das Hoffen schmiegt sich liebend um's Erinnern,
Und Lebensmuth entquillt dem tiefsten Innern.

Es mahnt des Jahres letzter Stundenschlag
Ans Grab der Zeit, und auch ans frische Leben.
Der Abendröthe blicken wir noch nach,
Von der die letzten Strahlen sanft entschweben;
Doch Morgenroth bringt schon den neuen Tag,
Mit heiterm Glanz uns wieder zu umgeben.
O sei dies Licht, das heute uns umfangen,
Als Glücksbote Allen aufgegangen!

*) Nach der von dem Herrn Verfasser eingesandten Handschrift abgedruckt.

Und ist bei Euch der Segen eingezogen,
Weiht Gruß und Wünsche auch dem Vaterland,
Dem schönen, theuren — das der Friedensbogen
Von Ost nach West, ein Strahlenkranz, umspannt.
Des letzten Jahres Morgen war umzogen
Von Nebel, der vor'm lichten Tage schwand.
Es hat die Eintracht, nicht das Schwert entschieden,
Und schön're Siege brachte uns der Frieden.

Es schreitet Bremen unter Siegesfahnen
Die große Völkerstraße mit einher.
Zu fernsten Ländern bricht sich's neue Bahnen,
Die Schiffe baun die Brücken übers Meer.
Vorwärts! das ist der Heroldsruf der Ahnen,
Die alte Hansa mahnt zu That und Wehr.
Hell wird dies Auge Deutschlands ferner glänzen,
So lang' der Freiheit Sterne es umkränzen.

Wohl mögt Ihr, wenn sich Waar' um Waare tauscht,
Euch freuen am geschäftigen Gewühle;
Doch wenn es Abends allgemach verrauscht,
Dann lasset von der Künste buntem Spiele
Euch Herz und Sinn erfrischen; freundlich lauscht
Dem Scherz, dem Drang bewegterer Gefühle!
Ein'r Beifall ist das Ziel, nach dem wir streben;
Den schönsten Lohn der Kunst kann er nur geben.

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

„Endlich kam, nachdem drei Briefe von mir unbeantwortet geblieben waren, erst im October ein Schreiben von Constanz. Es war schwarz gesiegelt. Ich erbrach es nach langem innern Kampfe. Es enthielt die Kunde vom Tode meiner Geliebten. Eine auszehrende Krankheit, wahrscheinlich Folge des Kummers um mich und der von ihrem Vater erlittenen Mißhandlungen, hatte sie hingerafft. Ich brauche meinen Schmerz Euch nicht zu schildern. Ich mußte einige Wochen lang das Bett hüten, und erholte mich nur langsam. Mein heftiger Schmerz hatte einer sanften Wehmuth den Platz eingeräumt. Ich verschloß mich nun fast in allen meinen freien Stunden in mein Zimmer und suchte mich durch angestrengtes Studiren zu vergessen. Meine Melancholie wuchs jedoch immer mehr, Margarethe theilte sie endlich mit mir. Auch ihr schien ein geheimer Kummer am Herzen zu nagen.

„So schwand mir der Rest des Jahres dahin, während welcher Zeit mein gutherziger Graf, im Vereine mit seinen Eltern, alle Mittel aufbot, mich zu zerstreuen; nur um ihn nicht zu kränken, folgte ich ihm auf jenen Ball am Sylvesterabende, womit ich die Erzählung dieses Jahres eröffnet habe. Also saß ich, wie gesagt, an meinem einsamen Tischchen bei'm Glase Limonade, versenkt in die schönere Vergangenheit, und ließ unbemerkt meinen Thränen freien Lauf. Ein plötzlicher Lärmen von Toasten und Instrumententusch in dem Speisesaale verkündete mir den Anbruch der ersten Neujahrsstunde. In diesem Augenblicke trat mit fast unhörbaren Schritten ein schwarzer Domino aus einer Tapetenthür zu mir heraus und flüsterte unter der Maske mir zu: „Sei getrost, Dein Schweizermädchen, Deine Aenny, lebt; ihr Tod war nur ein falsches Gerücht von ihrem Vater ausgesprengt, um Dich zu täuschen; Du wirst nächstens mehr von ihr erfahren; sie hat ihren Schwur treu gehalten. Lebe wohl!“

„Eh' ich Kraft genug fand, mich zu erheben und der Maske zu folgen, war sie durch die nämliche Thür verschwunden. Ich durchspähte alle Säle, Zimmer und Kabinette, vergebens! Die Tapetenthür mündete in den Haupteorridor des Pallastes. Als ich so durch den Speisesaal irrte, oder eher taumelte, bleich, stäubig, weiß von den Wänden, woran mein schwarzer Frack gestreift hatte, steckten die Gäste flüsternd die Köpfe zusammen, mich mit theils scheuen, theils mitleidigen Blicken ansehend. Der junge Graf eilte mir nach, behauptete, ich müsse sehr krank sein, und ließ mich sogleich durch einige seiner Bedienten nach Hause begleiten, denen er seinen Arzt nachsandte. Dieser befahl mir, mich sogleich zu Bette zu begeben, ließ mir eine Tisane reichen, und bald sank ich in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst spät am Morgen gestärkt und neubelebt wieder erwachte.“

1831.

Der Sylvesterabend in Wien.

„Noch ungewiß, wo ich die Neujahrsnacht feiern sollte, saß ich in meinem Zimmer in trübe Betrachtungen versenkt, als einer meiner Freunde, ein beliebter Schauspieler am Burgtheater, hereintrat und mich auf den Abend zu sich einlud, wo er eine auserlesene Gesellschaft von Freun-

den und einigen Damen unserer Bekanntschaft zu einem Kränzchen gebeten hatte, in welchem unter Frohsinn und würdigen Humor das alte Jahr verabschiedet werden sollte. Ich sagte zu, er verließ mich, um seine Anstalten zu treffen, und ich kleidete mich an. Indessen will ich Euch erzählen, was mich nach Wien geführt hatte.

„Ich befand mich Anfangs Mai noch in Prag bei meinem freundlichen Gönner, stets in Erwartung über die mir von der Maske versprochenen näheren Nachrichten von meiner Aenny. Schon wollte sich wieder die alte Schwermuth meiner bemeistern, schon begann ich wieder an Allem zu verzweifeln, als sich eines Morgens ein Fremder bei mir melden ließ, der mir einen Brief von Aenny's Tante überbrachte, worin sie mich beschwor, so schnell als möglich wieder zu ihr nach Constanz zu kommen. Sie bestätigte die Worte der Maske, daß nämlich die Nachricht von Aenny's Tode nur ein falsches Gerücht gewesen sei, das ihr Vater ausgesprengt habe, um mich alle ferneren Versuche aufgeben zu machen, seine Tochter zu entführen. Er hatte die Briefe, die ich von Prag aus, durch Einschluß an die Tante, meiner Aenny schrieb, und die sie derselben durch vertraute Boten sandte, aufgefangen und daraus die Betheuerungen unverbrüchlicher Liebe und die Maaßregeln, die wir nehmen wollten, zum ersehnten Ziele unserer Wiedervereinigung zu gelangen, ersehen, und bewachte nun Aenny um so schärfer. Die Tante ließ er durch verschiedene Wege Nachricht geben, Aenny sei bald nach jener unseligen Nacht in Folge des erlittenen Schreckens erkrankt und einige Monate darauf gestorben, was selbst vom Amtsgericht aus bestätigt wurde, indem der Amtmann mit ihm unter Einer Decke steckte und einen falschen Todtenschein beilegte. So kam es, daß mir die Tante den Tod Aenny's meldete; doch als sie später das Gegentheil erfuhr, ließ sie mich durch einen Bekannten in Prag benachrichtigen, der den Neujahrsabend und eine Maske dazu wählte, mich auf so geheimnißvolle Weise um so mehr zu überraschen. Jetzt aber sollte ich sogleich nach Constanz kommen und von dort aus die nöthigen Vorkehrungen treffen, Aenny's Hand zu erhalten. Ich schied von meinen Wohlthätern, der gräflichen Familie, die mich ungern entließ und mir ein höchst bedeutendes Honorar, dreimal so viel als ich für Hofmeistergehalt ansprechen konnte, aufdrang. Mein Abschied von der holden Margarethe war der schmerzlichste. Ich traf sie ganz allein im Garten; als ich ihr die Ursache und Nothwendigkeit meiner Abreise mittheilte, billigte sie zwar meinen Entschluß und gab sich Mühe, einige Freude über die Hoffnungen, die meiner Liebe wieder lächelten, zu heucheln, aber ein Thränenstrom strafte sie Lügen, sie barg ihr Gesicht an meine Brust, drückte mir ein Souvenir, worin eine ihrer blonden Locken, in die Hand, und bat mich schluchzend, ihr wenigstens die Stelle als Freundin für immer in meinem Herzen zu bewahren, was ich auf's Freudenreichste gelobte. Sie riß sich nach einem langen Kusse von mir los und eilte davon. Eine Viertelstunde darauf saß ich im Eilwagen und erreichte nach einigen Tagen Constanz, wo ich die gute Tante als eine — Leiche fand. Sie war kurz vor meiner Ankunft an einem Nervenschlag verschieden. Nun hatte ich keine Ruhe mehr. Eine falsche Perrücke und dito Bart, die Kleidung eines Tabulettenkrämers, Alles bei einem Trödler gekauft, machten mich gleich unkenntlich. Ueber Chur eilte ich nach meiner ehemaligen Schulmonarchie-Residenz und ließ mir im Wirthshaus „zum Adler" eine Flasche Wein geben. Oben im Tanzsaal war lautes Getöse von Musik, Becherklang, wildes Gejauchze, Bauernbursche mit ihren Mädchen in buntem Bänderschmucke liefen treppab, treppauf. Ich fragte den Wirth, was für ein Fest es droben gäbe; mit einem mitleidigen Blick auf meine Hausirertracht warf er mir kurz die Worte hin: „Die Tochter des Herrn Schultheißen, die Jungfer Aenny, hält heute Hochzeit" — und eilte davon. Stammelnd erkundigte ich mich bei einer jungen Aufwärterin, das Bild von Freundlichkeit selbst um das Nähere. Sie erwiederte, daß Aenny, nachdem sie den Tod des Schullehrers, der seinen Nebenbuhler, des Löwenwirths Sohn, hier erschlagen, dann geflohen, und vor einigen Monaten zu Prag gestorben sei, erfahren, den Bitten und Drohungen ihres harten Vaters nicht länger widerstanden und endlich dem reichen Schulzensohne aus dem benachbarten Dorfe ihre Hand gereicht habe, freilich nur gezwungenerweise, da sie den Tod ihres Geliebten niemals recht glauben wollte, bis ihr Vater ihr den Sterbeschein aus Prag habe kommen lassen.

„Ich schauderte über diesen bübischen Betrug; mein Herz war zerrissen, doch vermochte ich nicht ganz, Aenny von Leichtsinn freizusprechen. Freilich mußte sie der ebenfalls, wie der über ihren Tod, auch über meinen Tod fälschlich fabricirte Todtenschein völlig überzeugt haben, ich sei nicht mehr am Leben, oder sie konnte sich, da meine Briefe an sie alle aufgefangen waren, wenigstens von mir

vergessen und meine Treue für gebrochen halten — aber hätte sie wirklich den Drohungen ihres Vaters nicht länger die Stirne bieten und doch eine Zeitlang um mich trauern können?

„Nur noch einmal wollte ich sie sehen und dann wieder hinaus in die weite Welt Ich mischte mich an der Thüre des Tanzsaales unter die Zuschauer. In einer Fensternische lehnte Aenny, bleich wie eine weiße Rose; an ihr vorüber jagten die Tanzenden mit fliegenden Röcken, glühenden Wangen, klatschend und stampfend, unter Jubeln und Küssen. Neben ihr stand ein langer, pausbäckiger Bursche, ihr Bräutigam, auf das Geschmackloseste herausgeputzt, und gab sich alle Mühe, die arme Braut durch seine plumpen Scherze aufzuheitern, die doch kaum ein Lächeln ihr abzugewinnen vermochten. Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen, schenkte meinen ganzen Kramkasten voll Bänder und Flitterwaaren der staunenden Wirthstochter zum Vertheilen unter die Hochzeitsgäste, nur ein feines, seidenes Halstuch bat ich sie der Braut zu verehren und stürzte fort. Ohne Aufenthalt fuhr ich von Chur nach Ulm, wo ich einen Bekannten aus Prag traf, der mir erzählte, die Familie des Grafen, dessen Hofmeister ich war, und zu dem nun zurückzukehren ich im Begriffe stand, habe ihr Landgut an der Moldau verkauft und sich in der Nähe von Wien niedergelassen, mein ehemaliger Zögling sei auf Reisen gegangen, der Schloßverwalter aber nebst seiner Tochter Margarethe nach Breslau gezogen, um dort bei Verwandten seine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Zoll-Verein.

Was den Anschluß der Hansestädte betrifft, so sollte man doch glauben, daß seit den Aufsätzen, die theils im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, theils in der Börsenhalle erschienen sind, niemand an einen solchen Anschluß in seiner ganzen Ausdehnung mehr denken könne, selbst wenn auch alle deutsche Staaten ohne Ausnahme sich angeschlossen hätten. Es sind der Gründe zu viele, die dafür sprechen, daß jene Städte innerhalb ihrer Ringmauern Freihafen bleiben müssen, als daß ich es für nöthig halten könnte, sie hier nochmal einzeln zu wiederholen. Was dagegen das Gebiet betrifft, so hängt der Anschluß des Hamburger Gebiets offenbar lediglich von dem Anschluß Lauenburgs ab, ohne diesen kann von jenem nicht die Rede sein, ist aber dieser erfolgt, so wird auch der Anschluß des Hamburger Gebiets bis Bergedorf unmittelbar folgen müssen. Gleichermaßen hängt auch der Anschluß des Bremer Gebiets lediglich von dem Beitritt Hannovers ab, ehe dieser erfolgte, könnte es zu gar nichts helfen, wenn Bremen sich darum melden wollte. Dann aber erfordert es die Erleichterung seiner Geschäfte mit dem Zollverein, die Gränz-Zoll- und Steuerämter unmittelbar vor allen seinen Thoren zu haben. Sehr unrichtig ist aber in den Schriften, welche ich über jenen Gegenstand gelesen habe, die Frage über ein deutsches Seerecht beurtheilt, und doch sollte es in die Augen fallen, daß der Anschluß Mecklenburgs darauf keinen wesentlichen Einfluß haben kann, selbst der Lauenburgs nicht. Nur durch den Beitritt Hannovers und Oldenburgs kann ein deutsches Seerecht entstehen. Hannover wird nicht beitreten wenn es nicht für seinen Staderzoll und für seine Durchfuhrzölle von Seiten des großen Zollvereins vollständig entschädigt wird, da sie einen gar zu wichtigen Theil seiner Staatseinnahme ausmachen. Es ist aber ebenso wenig einzusehen, warum dieser Verein dann jenen Elbzoll ganz aufhören lassen und nicht vielmehr in allen den Fällen, wo der Zoll fremden Nationen zur Last fällt, beibehalten sollte, weil an die Hebung desselben ein deutsches Seerecht sehr leicht angeknüpft werden kann. Wird auch der Zollverein auf diejenigen Traktate, welche Hamburg bisher mit fremden Nationen geschlossen hat, keinen formellen Einfluß äußern wollen, so werden doch diese faktisch wirkungslos werden, wenn der Verein Maßregeln trifft, in einem der See näher gelegenen Orte, also in Stade fremde Fahrzeuge nur dann zuzulassen, wenn diese Zulassung den aufzustellenden deutschen Seerechten entspricht. An der Weser könnte Bremerlehe oder ein anderer Ort am hannövrischen oder oldenburgischen Ufer, wohin die größten Seeschiffe noch gelangen können, ein solcher Platz sein. Bin ich auch weit von dem Gedanken entfernt, daß die Zeiten so nahe sein würden, wo der deutsche Zollverein sich zu einer strikten Reciprocität entschlösse, so würde doch der Hamburgische Grundsatz schlechterdings alles zulassen, welches für Hamburg allerdings sehr ersprießlich war, ferner schwerlich mehr gelten? Hamburg selbst würde auf die neuen Bestimmungen, welche schon in Stade zur Ausführung kämen, keinen directen oder entscheidenden Einfluß

haben können, die deutschen Seerechte würden von der Ems bis zum Niemen ganz dieselben sein müssen und ebenso in Triest gelten, wenn Oestreich einen Vertrag darüber mit den Vereinsstaaten abschließen sollte. Da der Zeitpunkt des Anschlusses Hannovers noch nicht sehr nahe zu sein scheint, so habe ich inzwischen nur die Veranlassung geben wollen, manche Feder abzuhalten, die öffentlichen Blätter mit unwichtigen Voraussetzungen zu belästigen; für eine sehr richtige und vortheilhafte Sache würde ich es aber halten, wenn der Zollverein sich entschlösse, die Orte Bremerhaven und Cuxhaven so unbedingt wie bisher für Freihäfen zu erklären, damit ankommende Schiffe ganze oder getheilte Ladungen nach andern Weltgegenden wieder aussenden können, weil diese Freiheit auch solche Geschäfte deutschen Handlungshäusern zuführt, welche ihnen sonst gänzlich entgehen würden, wenn nicht alle unnöthige Kosten durch eine solche Einrichtung ganz vermieden würden.

∴ Die musikalischen Abendunterhaltungen

welche Herr Concertmeister Schmidt diesen Winter ins Leben gerufen, gehören zu den ausgezeichnetsten musikalischen Genüssen, welche uns seit Jahren geboten sind. Wer namentlich am vergangenen Mittwoch dort war, unterschreibt gewiß gern obigen Satz. In dem Quintett für Clarinette (A dur) von Mozart, blies Herr E. Rakemann meisterhaft. Während die Eintönigkeit des Instruments, auch wenn es noch so gut gespielt wird, eine ganze Solo-Piece immer nur mit Mühe ertragen läßt, erscheint es in solcher Combination wahrhaft genußbringend. Welch eine Composition ist dies aber auch wieder! Was soll man zu der Nachricht sagen, daß ein Mann, der so viele Herzen freudig und entzückt schlagen gemacht, zu Grabe gebracht ist, ohne daß ein Seelen-Verwandter dem Sarge folgte, der jetzt die Ruhestätte anzugeben wüßte. Zum Glück fühlt der Dichter wie der Componist sich durch seine Schöpfung selbst in einem Grade belohnt und beseeligt, welchen Leser und Hörer nur entfernt ahnen können. — Herr F. Rakemann spielte eine Polonaise von Chopin und eine Fantasie von Liszt sehr brav. Diese neueren Clavier-Pieces geben dem Hörer den Eindruck als ob der Virtuose sechs Hände hätte. Madame Schmidt befestigt sich immer mehr auf ihrem Thron als Gesanges Königin. „Der Hirt auf dem Felsen" von Schubert, und zwei Gesänge von Stegmayer wurden so vollkommen vorgetragen, daß man entzückt schweigen muß, wenn man sich nicht in Ausrufungen ergießen will. Die Lieder von Stegmayer ließen es wieder recht bedauern, daß dieses Talent sich nicht in geregelten Lebensbahnen bewegen mag. Die seltene Erfahrung, daß St. selbst in Bremen nicht solide geworden, benimmt auch die Hoffnung für die Zukunft. — Der Schmidt'sche Gedanke, zur Abwechselung eine Oper zu geben, findet allgemeinen Beifall, und man ist sehr gespannt auf die Auswahl. Beethoven (Quartett D dur) mußte heute Abend doch vor Mozart den Platz räumen. — Es ist bei diesen Abendunterhaltungen auch sehr angenehm, daß die Versammlung zahlreich genug ist, um sich in befreundeter und geistesverwandter Gesellschaft zu fühlen, nicht aber so überfüllt, daß man eine Stunde vor dem Anfange erscheinen muß, wenn man nicht gedrängt und gestoßen sein will. Aus letzterem Grunde meiden bereits viele wahre Musikfreunde die Privatconcerte. Mehrere Theilnehmer an den Abendunterhaltungen wünschen diese noch gesellschaftlicher eingerichtet, nämlich in der Weise, daß man gruppenweise an kleinen Tischen vertheilt säße, dabei eine Tasse Thee tränke, und die Damen eine Stickarbeit u. s. w. vor sich nehmen könnten. Die Unterhaltung zwischen Bekannten würde dadurch ebenfalls leichter und ungezwungener. In dieser Art sind bekanntlich die viel besuchten Concerts Musard zu Paris arrangirt.

∴ Die Masken-Bälle

beginnen wieder, und warum sollten sie nicht? Ist doch in den vergangenen Jahren dort alles in Anstand und Sitte zugegangen. Selbst der bei F. Feilner in diesem Jahre erschienene christliche Volkskalender bringt eine allerhöchste Billigung dieses Vergnügens, denn wie die Vignette des Januars einen Schlitten empfiehlt, so zeigt die Vignette des Februars Clarinette, Flöte, Maske u. s. w.

---

† Eingesandt.

Da die Anzeige der Predigten *) im Kirchenboten, trotz mehrmaliger Erinnerung, oft unrichtig abgefaßt ist, so wird die Redaction des Bürgerfreundes gebeten, diese An-

*) Anmerkung. Auch dem Verleger des Bürgerfreundes hat es nicht glücken wollen, immer die richtige Aufgabe zu erhalten.

zeige zu übernehmen, und damit dem Wunsche mehrerer Bürger entgegen zu kommen.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 4. Januar d. J.

1. Johann Bagelmann Immobile, Sandstr. Nro. 13 u. 14, zu 12,525 Rthlr. Käufer: St. Petri-Kirche Bauherren.
2. Bernhard Heinrich Meyer Immobile, gr. Hundestraße Nro. 21 u. 22, zu 4650 Rt. Käufer: Christ. Friedr. Sudholz.
3. Hermann Friedrich J. C. Frucht Immobile, Osterthorstraße Nr. 29, zu 13,025 Rt. Käufer: F. W. Hennings.
4. Johann Böse und Ehefrau Erben ¼ Antheil an dem in der Rablinghausener Feldmark belegenen Lande, genannt der Unterstall, sammt einem Erbenzinsrechte an 2 Kämpen Land u. s. w. zu 1900 Rt. Käufer: Ferdinand Freytag.
5. Joh. Heinr. Conrad Busch Testamentserben Immobile, Buchtstraße Nro. 3, Osterthorswallstraße Nro. 109 und 110, zu 5025 Rt. Käufer: Joh. Hinrich Fittger Wittwe.

* Literarisches.

1. Von dem Diaconus Förtsch ist so eben ein sehr empfehlenswerthes „Hülfsbuch für die Lehrer und Lehrerinnen an Kleinkinder-Bewahranstalten und Elementarclassen“ (Leipzig bei Schreck) erschienen, welches eine allgemeine Verbreitung verdient.
2. Musikfreunde machen wir aufmerksam auf die vor Kurzem erschienene Schrift Gotthold's: „über die Radziwill'sche Composition zu Goethe's Faust.“

In der Neujahrsnacht.

In der Neujahrsnacht,
Da man schwärmt und wacht,
Sei ein dreifach Hoch gebracht:
Erst den holden deutschen Frauen,
Die dem echten deutschen Mann
In dem Haus ein Glück erbauen,
Das kein Sturm erschüttern kann,
Die uns immer frische Kränze,
Ob auch Sturm und Woge dräu'n,
So im Herbste, wie im Lenze
Auf die Lebenspfade streu'n.

In der Neujahrsnacht,
Da man schwärmt und wacht,
Sei ein donnernd Hoch gebracht:
Allen deutschen Männerherzen,
Die von heil'ger Gluth entbrannt,
Nicht den Tod und seine Schmerzen
Scheuen, gilt's dem Vaterland.
Männer, denen der Gedanke
Frei und leicht dem Haupt entspringt,
Deren Liebe ohne Schranke
Sich um Millionen schlingt.

In der Neujahrsnacht,
Wo man schwärmt und wacht,
Sei ein donnernd Hoch gebracht:
Unserm Vaterland, dem weiten,
Sei's am Belte, sei's am Rhein,
Seinen Bergen und Gebreiten,
Seinen Strömen, seinem Wein,
Seiner Wälder reichem Kranze,
Wo, — erstaunen soll die Welt! —
Einen Mast bald statt der Lanze
Sich die deutsche Jugend fällt.

In der Neujahrsnacht,
Da man schwärmt und wacht,
Sei ein donnernd Hoch gebracht:
Unserm ganzen Volk, dem hehren,
Das vom Brand der Welt umringt,
Sich ein Phönix, reich an Ehren,
Stets aus der Verwüstung schwingt!
Wer will ihm die Krone rauben,
Sei's in Kunst, in Wissenschaft,
Sei's im Lieben, sei's im Glauben,
Sei's in Milde, sei's in Kraft?
In der Neujahrsnacht,
Sei ihm, da man schwärmt und wacht,
Unser donnernd Hoch gebracht!

Wilhelm Genth.

Miscellaneen.

(Brasiliens Handel.) Vielleicht giebt es kein Land auf der Erde, das trotz der geringen Vorsorge seiner Regierung so riesenhaft fortschreitet, wie Brasilien. Der Kaffeeausfuhr aus Rio Janeiro hat sich von 1821 bis 1840, also in zwanzig Jahren, verzehnfacht: sie betrug 1821 nur 105,387 Säcke, im Jahre 1840 1,051,190 Säcke. Der Zuckerbau ist eher im Abnehmen begriffen, zum mindesten ist die Ausfuhr in den letzten fünf Jahren um etwa die Hälfte gesunken. Der Grund läßt sich ziemlich erklären; denn der Preis der Sklaven ist seit 20 Jahren fast um das Vierfache gestiegen. Einen gleichen Grund hat wohl der schlechte Fortgang der Baumwollenproduction, so wie die des Thees, welcher gut, aber zu theuer ist, auch in Folge ungeschickter Behandlung nach langer Aufbewahrung einen Modergeruch bekommt. Dagegen steigt wiederum die Ausfuhr von Medicinalpflanzen. — Von der ungeheuren Kaffeeproduction nimmt Deutschland wenigstens ein Drittheil, Nordamerika ein gutes Viertheil, England ein schwaches Fünftheil. Von Zucker nehmen Hamburg und Triest die Hälfte, von den Häuten ein Drittheil, den bedeutendsten Theil des Rests Frankreich, Portugal und England. Diesen Ausfuhrverhältnissen entspricht die Einfuhr keineswegs. Der Werth der englischen Einfuhr beträgt 30 bis 36 Millionen Gulden, der von Frankreich 10 bis 12, der von Nordamerika 2 bis 2½, der von Hamburg, Bremen und den Ostseehäfen 4 bis 5 Millionen Gulden.

(Goethe's Sammlungen.) Das Morgenblatt berichtet aus Weimar: „Ein großer Verlust droht unserer Stadt: die herrlichen Goetheschen Sammlungen sollen veräußert werden. Jetzt werden auf Ersuchen der Erben vom Bergrath Schüler, der aus Jena mehrere Wochen hier war, vom geheimen Hofrath von Schorn und vom Secretair Schuchart die verschiedenen Fächer der Sammlungen geordnet und Kataloge angefertigt, die in mehreren Sprachen ausgegeben werden sollen. Vor mehr als einem Jahre wurde der Vorschlag gemacht, das Goethesche Haus als Nationaldenkmal anzukaufen, der auch überall große Theilnahme fand, nur in Weimar nicht so, wie er sollte; den Grund, warum die Herren, die es zunächst anging, nicht darauf eingegangen, mag ich hier nicht erörtern. Weimar, Stadt und Land, hat weder den Willen noch die Kräfte, durch eigene Mittel jene Schätze an sich zu bringen und so sich zu erhalten; sein Fürstenhaus hat schon so viel gethan, daß man ohne Unbescheidenheit keine fernern Anforderungen dieser Art an dasselbe stellen kann; was bleibt also übrig, als daß sich Deutschland einer Sache annimmt, die wahrhaft national ist? Sollten jene Sammlungen vereinzelt werden und zum Theil nach England, Rußland und Frankreich auswandern? Es ist nöthig, daß man auf Mittel denke, dem vorzubeugen; will sich in Weimar kein Comitee bilden, so mag es anderwärts geschehen, in Berlin, München, Stuttgart oder Frankfurt. Viele haben ihre Theilnahme erklärt, vor allen ein edler, kunstsinniger König, der auch meinte, es müßten die Sammlungen in Weimar bleiben, wenn sie ihren eigentlichen Werth behalten sollten.

(Straßburg, 24. Dec.) Das Elsaß enthält einen Artikel über die hier stattgehabte Preisaustheilung an junge Sträflinge. Seit einigen Jahren theilt nämlich die Commission der Gefängnisse Aufmunterungspreise an diejenigen jungen Sträflinge aus, welche sich im Laufe des Jahres durch sittliche Besserung und Eifer in der Arbeit auszeichnen. Am 21. fand diese Feierlichkeit statt. Der Speisesaal des Zuchthauses war zum Empfangsaal umgewandelt: längs der Mauer hin standen die gewöhnlichen Gefangenen als Zuschauer; in der Mitte des Saales das Büreau der Kommission, rechts Sitze für die eingeladenen Personen. In einer Ecke befanden sich die Arbeiten der Gefangenen. Nachdem die Commission ihre Plätze eingenommen, zogen zuerst die erwachsenen Knaben und Mädchen, geführt von barmherzigen Schwestern, vorüber. Es machte dies einen eigenen Eindruck. Die Leerheit der jungen Physiognomien trug in ihren Zügen, wenn auch nicht die Zeichen des Glücks, doch einer erfreulichen Gesundheit. Sie stimmten ein geistliches Lied an; ihre Töne drangen tief in die Seele. Sicher werden viele dieser Kinder durch den Einfluß des Gesanges zu mildern Sitten herangebildet. Zwischen den Singstücken fand die Austheilung der Preise (Sparkassenbüchlein und sonstige Gegenstände zum Gebrauch der Gefangenen), statt. Der Seelsorger der Gefangenen wendete sich in einfachen und herzlichen Worten ausschließlich an die Kinder, zeigte ihnen die guten Früchte der Rechtschaffenheit, des Gehorsams gegen die Gesetze, des Kampfes mit den bösen Lüsten, und suchte sie mit ihrem traurigen Aufenthalte zu versöhnen, den er ihnen als nothwendig und nützlich schilderte. Herr Braunwall, der im Namen der Commission sprach, entwickelte die mündlichen Hülfsmittel der Arbeit, und deren Einfluß auf ihr künftiges Wohlergehn. Die Meisten hatte Müssiggang zum Bösen angetrieben.

(Mystification.) Man liest in d. Stuttg. Allgm. Ztg.: Einer Namens Grünspahn hat die Berliner ausgezeichnet mystificirt. Er verkauft mit der Ueberschrift: Berlin vom düstern Keller (eine Localität in der Nähe von Berlin) betrachtet, eine ganz schwarze Papierfläche, an der sich nichts Weiteres entdecken läßt; aber eben deßhalb geht dieses Blatt so ungeheuer ab, weil man den verborgenen Witz, welchem die Polizei schon auf der Spur sein soll, erst noch zu entdecken glaubt. — Diese Ironie ist köstlich; für uns Schwaben bietet aber dieselbe nur eine neue Art, nicht aber eine neue Erfindung dar. Der selige Professor Plonquet (der Philosoph) hat als Stiftler zu gleichem Zwecke folgenden Gedanken ausgeheckt. Als es ihm eines Tages an Geld gebrach, kündigte er im klösterlichen Speisesaale an, er werde Nachmittags Jedem, der 6 kr. bezahle, den Teufel im Glase zeigen. Plonquet's Museum hat zwei Thüren, zu einer geht man herein, zur andern hinaus. Der erste Neugierige kommt: Plonquet steht vor einem leeren Glase und läßt ihn hineinschauen. — „Was sehen Sie?" — „Nichts!" — „Sehen Sie doch noch einmal hinein:" — „Nichts!" — „Ueberzeugen Sie sich genug!" — Durchaus nichts!"

— „Nun das ist ja eben der Teufel, daß nichts darin ist!“ — Damit schließt Plouquet seine Phantasmagorie, nimmt dem lachenden Angeführten das Wort ab, den Andern nichts zu sagen, und läßt ihn zur zweiten Thüre hinausgehen. Und so, wie weiland Plouquet das protestantische Stift in Tübingen vor circa 100 Jahren brandschatzte, brandschatzt jetzt ein lustiger Künstler Berlin.

(Die Walhalla.) Regensburg, 18. Dec. In dem benachbarten Donaustauf, wo die Arbeiter an der Walhalla bereits seit einem Decennium große Gewerbsthätigkeit verbreiten, wird im kommenden Jahr wieder ein bedeutender Bau ausgeführt werden. Es läßt der Fürst von Thurn- und Taxis das alte, unschöne und in den Räumlichkeiten sehr beschränkte Schloß daselbst zu einem umfangreichen, dreistöckigen Sommerpalais neu gestalten und erweitern — zu einem, aller Voraussetzung nach sehr stattlichen Gebäude, welches eine der ersten Zierden in den Umgebungen des deutschen Ehrentempels sein wird. Der Bau soll bis zum Spätsommer 1842 vollendet und vollständig im Innern eingerichtet sein, indem man zu der im October desselben Jahrs bevorstehenden Einweihungsfeier der Walhalla dem Besucher vieler hohen Gäste entgegensieht. Die genannte Feier wird, wie die hohe Bedeutung des Momentes nicht anders erwarten läßt, mit großer Pracht begangen werden. Gelegentlich erwähnen wir noch, daß das Innere der Walhalla jetzt gänzlich von den Gerüsten befreit ist und mit seinen glänzenden Marmorwänden, mit den riesigen Karyatiden oder dem Frieß und mit den im reichsten Goldschmucke prangenden Verzierungen des Gebälkes einen unbeschreiblich herrlichen Anblick bietet.

(Danzig.) In Sartowitz bei Schwetz soll sich kürzlich ein merkwürdiger Fall ereignet haben, wie er als Produkt weiblicher Rache und Bosheit in unserm Klima wohl noch nicht dagewesen ist. Die Wirthschafterin aus dem adeligen Dorfe daselbst hat einen jungen Menschen, dem Wirthschafter des Gutes, wegen verschmähter Liebe im Schlafe mit einem Rasiermesser die Nase und ein Stück Lippe weggeschnitten. Der Verstümmelte soll sich hierauf aus Verzweiflung über die erlittene Entstellung erhängt, das Frauenzimmer hingegen, welches sich Anfangs wahnsinnig stellte, ihre That bereits eingestanden und dem Inquisitoriat zu Graudenz übergeben worden sein. So wird der Vorfall von einem Localblatt erzählt und von Leuten aus jener Gegend bestätigt.

(Man schreibt aus Paris:) Ein kleines Boulevardtheater (die folies dramatiques) gewährte dieser Tage ein seltsames Schauspiel, indem es eine Art Episode aus den Ereignissen von 1813 bei Dresden, unter dem Titel „Benjamin“ auf die Bretter brachte. In diesem kleinen Lustspiel tritt unter Anderm eine deutsche Wirthin auf, die zum öftern zu vernehmen gibt, daß sie die Franzosen nicht ausstehen könne, und hochauf jubilirt, als die Deutschen den Sieg erringen. Ein früheres Volksparterre würde diesen nichtfranzösischen Nationalsinn mit Pfeifen und Trommeln begrüßt haben; jetzt nahm das Publikum den Patriotismus der jungen Gertrud als ganz natürlich auf. Ja, eine ganze Scene wird beinahe von allen Personen deutsch gesprochen; nur hat man die deutschen Soldaten wie Kalmucken gekleidet, damit die Gallerie denn auch Etwas habe. Daß auf einem Pariser Theater eine deutsche Gastwirthin rufen kann: „Bleibt daheim, ihr Franzosen, — kaput Franzos, — fort aus unserm Lande“ ꝛc. — Das ist allerdings ein Fortschritt.

(Pflasterung in Paris.) Der Municipalrath der Stadt Paris erschöpft sich in Versuchen, ein vollkommenes Straßenpflaster herzustellen. Der Asphalt hat den Erwartungen nicht ganz entsprochen; es bildeten sich nach und nach Versenkungen, in denen Wasser und Koth blieben. Jetzt werden zwei neue interessante Versuche gemacht, um alle möglichen Vertiefungen in dem Pflaster zu verdrängen, und eine vollkommen zusammenhängende und glatte Oberfläche hervorzubringen; die eine ist ein hölzernes Pflaster, das in einer der belebtesten und befahrensten Straße neben dem Palais royal gelegt wird, die andere in Asphaltüberzug getauchte gewöhnliche Steine, die dadurch vollkommen in einander fugen, und mit denen man einen Theil des Platzes de la Concorde gelegt.

(Ein Zopf.) Unter den nach England überschickten chinesischen Trophäen ist auch ein glänzend rabenschwarzer, über eine englische Elle langer Zopf, der einem im Kampfe gefallenen Soldaten des himmlischen Reiches abgeschnitten wurde. Ein englischer Schiffswundarzt hat seinem Oheim im Mutterland ein Geschenk damit gemacht.

(Neuer Meerschaum.) In Paris hat ein junger Deutscher mit Namen Sohn eine neue Art von Meerschaum erfunden, mit dem er die besten Werke von Rauch, Schwanthaler und Thorwaldsen leicht und schön nachbildet und großen Absatz hat.

(Moderne Art des Selbstmordes.) In Paris warf sich ein junger Mensch mitten in einer der belebtesten Straßen unter die Räder eines vorübereilenden Wagens und wurde jämmerlich zerquetscht. Man fand in seiner Tasche für 7000 Frcs. Papiergeld, weiß aber noch nicht, wer er ist.

(Eine Lufterscheinung.) Am 7. Dec. Abends hatte man in Klagenfurt eine eigene Erscheinung. Am heitern westlichen Himmel über dem Werder-See zeigte sich eine senkrechte Lichtsäule, scheinbar etwa 12 Fuß hoch, 2 breit. Die Säule bestand aus vielen tausend kleinen funkelnden Sternen und leuchtenden Punkten, die ihr hellglänzendes Licht auf die Bergspitzen warfen, so daß diese ganz hell dastanden. Je mehr die Lichtsäule abnahm, desto heller wurden sonderbarer Weise die Berge. Nach einer Viertelstunde war Alles vorbei.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 3.

Bremen, Sonntag den 9. Januar 1842.

Gestorben:

Nro. 26. Den 4. Januar. Des Schneiders Andreas Müller Ehefr., geb. Lucas, 39 Jahr; alten Steinweg Nro. 44.

— 27. Den 4. — Des Arb. Friedr. Rosenthal Sohn, 5 Wochen; Hastedt Nro. 9.

— 28. Den 5. — Des Chaussee-Einnehmers Arnold Gerhard Arens Sohn, 5½ Jahr; Hülsberg.

— 29. Den 5. — Der Arb. Wilh. Lampe, 36½ Jahr; Hastedt.

— 30. Den 6. — Des Zimmergesellen Franz Friedr. Poppe Sohn, 5 Monat; Hülsberg Nr. 15.

— 31. Den 6. — Der Arb. Joh. Hinrich Beckefeld, 64 Jahr; Schwachhausen Nro. 17.

Nro. 32. Den 6. — Heloise Henriette Ostwald, 4 Mon.; Stephanithorssteinweg Nro. 12.

— 33. Den 6. — Metha Lucia Johanna Döpelmann, 10 Monat; Brüggemanns Gang Nro. 9.

— 34. Den 6. — Des Kimkermeisters Joh. Friedrich Borchers Sohn (todt geb.), Geeren Nr. 16.

— 35. Den 6. — Des verst. Joh. Burchard Brunssen Wittwe, geb. Engelberg, 76 Jahr; Armenhaus.

— 36. Den 6. — Der Bockfahrer Anton Bohnhagen, 78 Jahr; Armenhaus.

— 37. Den 7. — Des Drechslers Cord Heinr. Knoop Sohn (todt geb.); Westerstraße Nro. 85.

Geburten:

Nro. 25. Den 4. Januar. Des Schneidermeisters Heinr. Christ. Wienberg Ehefr., geb. Brätsch, Jacobistr. Nr. 10; von einem Knaben.

— 26. Den 4. — Des Weißewaarenhändlers Louis Strecker Ehefr., geb. Schoulau, Faulenstraße Nr. 17; von einem Mädchen.

— 27. Den 5. — Des Cigarrenfabrikanten Friedrich Louis Schultz Ehefr., geb. Kayser, kl. Krummenstr. Nr. 45; von einem Knaben.

— 28. Den 5. — Des Bleichers Alb. Runge Ehefr., geb. Loose, Bleicherstr. Nr. 1; von einem Knaben.

— 29. Den 5. — Des Tischlers Georg von Cöverden Ehefr., geb. Tolle, Weerder Nr. 37; von einem Mädchen.

— 30. Den 5. — Des Arb. Johann Daniel Meyer Ehefr., geb. Nolte, Stangen Hof Nr. 23; von einem Knaben.

Nro. 31. Den 6. — Des Kimkermeisters Joh. Friedr. Borchers Ehefr., geborne Wolff, Geeren Nr. 16; von einem todten Knaben.

— 32. Den 6. — Des Maurergesellen Bernhard Wilhelm Sengstacke Ehefr., geb. Brockwehl; in der Wisch Nr. 11; von einem Mädchen.

— 33. Den 6. — Des Fuhrmanns Franciscus Hermannus Hocker Ehefr., geborne Wachschal, Mühlendamm Nr. 10; von einem Knaben.

— 34. Den 7. — Des Tischlers Friedr. Sagitz Ehefr., geb. Schultz; Buntenthorssteinweg Nr. 51; von einem Mädchen.

— 35. Den 7. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Gottwald Kriete Ehefr., geb. Bolte, gr Johannisstr. Nr. 76; von einem Mädchen.

— 36. Den 7. — Des Schuhmachermeisters Johann Bartels Ehefr., geb. Bunte, gr. Hundestraße Nr. 6; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 3. Der Uhrmacher Joh. Diedr. Beuke zu Sudbruch und Margar. Charlotte Grelle zu Diepholz.

— 4. Der Landmann zu Hastedt Diedrich Wilhelm Alers und Meta Ellmers daselbst.

— 5. Der Cigarrenfabrikant hieselbst Hinr. Martens und Metta Catharina Wurtmann zu Tenever.

— 6. Der Schneideramtsmeister Hinrich Budelmann und Adelheid Sophie Köhler hieselbst.

— 7. Der Tischlermeister zu Frankfurt an der Oder Friedr. Alexander von Werner und Anna Gesina Maria Magdalena Kayser zu Wildeshausen.

— 8. Der Knopfmacher zu Vegesack Tölke Johann Hinrich Vogemann und Annette Muhle daselbst.

Nro. 9. Der Weißbäckeramtsmeister Hinrich Wilhelm Abbenther und des verst. Bäckergesellen Philip Christoph Bernh. Möller Wittwe, Anna Magdalena, geb Wermelskirch.

— 10. Der Kappenmacher Georg Wilhelm Grambort und Hanna Rebecca Wieting hieselbst.

— 11. Der Cigarrenmacher Johann Heinrich Wilh. Burhorn u. Sophia Mnrgaretha Hilbrecht hieselbst.

— 12. Der Cigarrenmacher Heinrich Brunssen und Dorothee Elise Dess hies

— 13. Der Cigarrenmacher Friedr. Wilh. Bohne und Friederike Louise Ravans hies.

— 14. Der Zimmergesell Johann David Graudus hies. und Gesche Plump zu Seehausen.

— 15. Der Schiffszimmermann Carl Gesken und Margar. Dieckmann hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 4.

Bremen, Donnerstag den 13. Januar 1842.

Aus „die Welt vor der Fluth" einem Gedichte des James Montgomery

übersetzt von Hedwig Hülle.

1. Zwielicht.

Dich lieb' ich, Zwielicht! wann dein Schatten sinkt,
Die Ruh' des Abends süß der Seele winkt,
Erhaben zart, in feierlicher Schöne,
Still wie die Stunde, lieblich wie die Scene.
Dich lieb' ich Zwielicht! denn dein Schimmer bringt,
In holder Färbung, was in's Herz mir dringt,
Wenn der Gedanken Harfe rührt dein West,
Alle Musik der Seel' erwachen läßt,
Und Freud' und Kummer, wie der Geist entglüht,
Hoffnung, Erinnrung, durch die Saiten zieht,
Betrachtung sich auf Seraphsflügeln schwingt
Empor mit ihrer Flamm' und opfernd singt.
Dich lieb' ich, Zwielicht! nimm an Dunkel zu,
Bis jed' Gefühl und jeder Puls ist Ruh',
Und leis' vom Himmel sinkt des Tages Licht,
Des Ruhmes Aufgang hell durch's Innre bricht,
Enthüllend, wann Natur entschläft mit Lust,
Die Welt der Wunder in des Dichters Brust.

2. Poesie.

Es ist ein Geist voll Leben in der Leier,
Sie haucht Musik, bringt einer Seele Feuer;
Sie spricht die Sprache einer fremden Welt,
Doch nur dem Barden, dem's die Seele schwellt;
Und während Symphonie'n sein Ohr berücken,
Hört er des Geistes Stimme mit Entzücken;
Ihn drängt es, das geheimnißvolle Leben,
Orakeln gleich, im Liede neu zu geben,
Der Helden Ruhm zu singen für Aeonen
Und zu beleben Todtes aller Zonen.
Ob Felsenschrift des Kriegers Thaten sagt,
An Berges-Statuen sein Name ragt;
Ob seine Reste Diamant umschließt
In einer Pyramid', die Sterne grüßt;
Was auch die Hand gebildet, wird vergeh'n;
Was je das Aug' bewundert, wird verweh'n;
Felsen verwittern, Heldenmuth wird fallen,
Erdbeben stürzt in's Thal der Berge Hallen;
Der Diamantenschrein verräth sein Pfand;
Die stolze Pyramide wird zu Sand;
Die Leier einzig sichert Ruhm für immer,
Denn nur Gesang durchdauert alle Trümmer;
Wie wandernd Leben glüht von Brust zu Brust,
Vom Vater auf den Sohn, nimmt, siegbewußt,
Von Pol zu Pol den Flug er, ohne Zügel,
Dem Tod entrinnend auf der Zeiten Flügel.

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

„Leicht ließ ich mich von meinem Freunde überreden, die Reise nach Wien, die er eben anzutreten Willens war, mitzumachen; und da es mir nun ziemlich gleichgültig schien, wohin ich mich wenden sollte, fuhr ich mit ihm die Donau

hinunter nach der lustigen Kaiserstadt. Die Freigebigkeit des Grafen hatte mir für mehr als zwei Jahre Mittel zu reichlichem Lebensunterhalt gegeben, und wenn einst meine Baarschaft aufgezehrt sein würde, hoffte ich mich wieder auf andere Weise durchbringen zu können.

„Meine Vorliebe für das Theater fand in Wien reichliche Nahrung und Befriedigung, ja ich fuhr fort, selbst einige kleine Versuche im dramatischen Felde zu wagen, die nicht ganz ohne Beifall vom Publikum aufgenommen wurden, und mir die Bekanntschaft mehrerer jungen Schriftsteller und Bühnenkünstler verschafften, in deren lebenslustigen, zwanglosen Kreisen ich einen Theil meines Kummers vergaß, wenigstens übertäubte.

„Auch den Sylvesterabend sollte ich nun, wie oben erwähnt, in solch' einer muntern Gesellschaft zubringen. Ich befand mich kaum eine Viertelstunde in dem glänzend erleuchteten Salon meines Freundes, fast unter lauter Bekannten, mit dem festen Vorsatze alle trüben Gedanken für heute zu verdrängen und mein Herz ganz der Freude der Geselligkeit hinzugeben, als zwei neue Gäste angekündigt wurden: eine kürzlich erst für das Leopoldstädter Theater gewonnene Schauspielerin, und deren Gatte, ein Herr Baron v. S**. Ich war sehr gespannt, diese neue Bekanntschaft zu machen, da man mir von der Dame, die besonders in komischen Rollen als Leichtfertige, Flatterhafte, und Coquette stark sein sollte, schon viel Vortheilhaftes gesagt hatte; wie groß aber war von beiden Theilen die Bestürzung, als sie an der Hand ihres Gatten hereintrat und wir uns erkannten! Es war niemand Anders, als die treulose Fanny aus Hamburg, die nach meiner Entfernung von dort sich wieder dem Theater gewidmet und ihren Baron, der nichts weniger als reich war, obwohl er es damals vorzuspiegeln wußte, geheirathet hatte. Ich empfahl mich sogleich der Gesellschaft, unter dem Vorwande plötzlicher Unpäßlichkeit, nicht ohne einen Blick auf die ganz blaß gewordene Fanny geworfen zu haben, und eilte in ein Kaffeehaus, wo ich mehrere Offiziere meiner Bekanntschaft traf und mich durch deren Unterhaltung so sehr in meinem Grimme zu zerstreuen suchte, daß der Champagner nicht gespart wurde. Wüthend stürzte ich Glas um Glas hinunter, als wollt' ich alles Gedächtniß an die Verworfene hinwegspülen, was die Folge hatte, daß ich mich berauschte und einen der Offiziere auf's Aeußerste beleidigte, worauf ich sogleich von ihm eine Herausforderung auf den morgenden Tag zugesandt erhielt."

„Es ist schon eilf Uhr! meine lieben Freunde," sagte Peregrin nach der Uhr blickend, „ich muß mich daher etwas kürzer fassen und rascher von einem Neujahr zum andern überspringen."

1832

brachte ich die Neujahrsnacht zu München im Gefängnisse zu, in das mich ein satyrischer Ausfall, den ich auf einen dort bestehenden frommen Verein mir in einer Brochüre zu Schulden kommen ließ, gebracht hatte. Nachdem ich nämlich am ersten Januar zu Wien im Duell meinen Gegner ziemlich gefährlich, wie es schien, verwundet hatte, hielt ich mich eine Zeitlang bei dem Vater meines ehemaligen Zöglings, der in der Nähe der Residenz sich ein neues Landgut gekauft hatte, vor den Nachstellungen der Behörden verborgen. Mit Empfehlungen von ihm versehen, reiste ich einige Wochen darauf nach München, wo mir dieselben Zutritt in die feinsten Cirkel verschafften. Ich machte jedoch selten Gebrauch davon, da mich nur zu oft die größte Lasciviät der Sitten im Gewande der Heuchelei und Religionsfrömmelei in jenen Kreisen anwidert, und ich hielt mich am Liebsten zu den jungen Künstlern, mich mit ihnen an der unschätzbaren Gallerie und Glyptothek weidend und ihre fröhlichen Feste und Ausflüge theilend. Dabei fuhr ich mit meinen literarischen Arbeiten fort, unter welchen mir kleine humoristische, oft derb satyrische Aufsätze, die ich in einzelnen Flugschriften unter das Publikum flattern ließ, gelangen. Eine davon, wie schon erwähnt, zog mir eine Verurtheilung von dreimonatlicher Gefängnißstrafe zu, von der ich nun bereits ein Drittheil abgebüßt hatte.

„Ich war eben im Begriff, meine Augen zu schließen, um die Neujahrsnacht zu verschlafen, als im Nebenzimmer, der Schlafkammer des Gefängnißwärters und seiner Frau, sich plötzlich ein gewaltiger Lärm erhob. Die Gefängnißwärterin nämlich, die häßlichste Hexe, die mir je vorgekommen war, eine wahre Vogelscheuche, hatte schon längst ihren Mann im Verdacht ehelicher Untreue, ein Verbrechen, das ihm, der eine solche Megäre zum Weibe hatte, eigentlich Niemand verargen konnte. Fast jede Woche drei- oder viermal genoß ich das Vergnügen, die Gardienenpredigten im anstoßenden Gemache mit anzuhören, womit die Xanthippe ihren Mann zu bewirthen pflegte, wenn er einmal Abends ein Stündchen länger im Bierhause verweilte. Diese dauerte gewöhnlich bis in die Nacht hinein, wobei von Seiten

beider Gatten die gröbsten Schimpfnamen nicht gespart wurden. Doch hielt sich der Mann, ziemlich phlegmatischen Temperaments, viel mehr in den Schranken des Anstandes, als seine traute Ehehälfte, die durch seine kaltblütigen Antworten nur um so mehr zur Wuth gereizt wurde. Auch fing sie stets zuerst den Streit an. So hatte sie nun auch die letzte Stunde des Jahres gewählt, ihren etwas benebelt heimgekehrten Gemahl mit einer Fluth der pöbelhaftesten Schimpfwörter zu bewillkommnen. Unter ihrem Gekreische, Fluchen, Stühlezusammenwerfen, Herumtoben durch Zimmer und Gänge, unter allgemeinem Geheul der aus dem Schlafe geschreckten Kinder des zärtlichen Ehepaares, unter dem Furiengeschrei der Frau und den Verwünschungen des Mannes, ward die erste Stunde des Jahres eingeweiht. Nur meine hinübergeworfene Drohung, sie morgen bei'm Gerichte zu verklagen, vermochte wieder einige Ruhe zu schaffen, ja der Gefängnißwärter trat selbst noch zu mir herein, um sich zu entschuldigen.

„Dies war auch eine meiner denkwürdigsten Neujahrsnächte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Sehen durch Gläser.

(Von dem Opticus und Oculisten F. Reis aus Nymwegen.)

1. Artikel.

Von der großen Wichtigkeit des Gesichtssinnes überhaupt zu sprechen, halte ich für unnöthig, da Jedermann, ohne darauf aufmerksam gemacht zu werden, dieselbe deutlich genug selbst erkennt. Doch da es nicht selten der Fall ist, daß Manche, die von ihrem natürlichen Auge, ohne Anwendung künstlicher Mittel, den rechten Gebrauch nicht mehr machen können, in ihrer Wahl der Augengläser sehr oft bedeutende Mißgriffe machen, so möchte es nicht ungern gesehen werden, das Wichtigste von der Brechung der Lichtstrahlen und von der Beschaffenheit der Augengläser in kurzer Andeutung in diesem Blatte gesagt zu finden. Es wird diejenigen, die von Brillen Gebrauch machen müssen, aufmerksam machen, wie sie ihre Wahl in Bezug auf dieselben zu bestimmen haben.

1. Das weitsichtige Auge und das convexe Glas.

Bei herannahendem Alter verliert die krystallinische Feuchtigkeit nach und nach ihre Rundung, und wird nach vorne zu mehr platt, die Lichtstrahlen fahren daher allzuweit auseinander, und die krystallinische Feuchtigkeit ist nicht mehr im Stande, sie hinten im Auge zu vereinigen; man muß daher den Gegenstand, den man betrachten will, weit von sich halten, damit die Vereinigung der Strahlen am gehörigen Orte, nämlich auf der Sehhaut, geschieht; oder man muß sich eines dünnen, linsenförmigen (convexen) Glases bedienen, auf welches die Lichtstrahlen so nahe zusammenfallen, daß die krystallische Feuchtigkeit im Stande ist, sie hinten im Auge gänzlich zu vereinigen. Will man nun die Strahlen zusammenbringen, so kann man dieses schon, wenn man sich eines einfachen Werkzeuges bedient, das blos aus zwei engen Röhren mit Oeffnungen besteht. Durch solche Verkehrung sammeln sich die Lichtstrahlen und fallen erweitert auf den rechten Ort der Netzhaut, doch kann nur ein einziger Lichtstrahl auf einmal durch ein solches Werkzeug auf die Netzhaut dringen. Anders aber ist es mit einem Glase; denn hat dasselbe eine solche Gestalt, daß die Strahlen eines jeden Kegels, die von einem Objecte auf dasselbe fallen, gerade Achsen bilden, so gehen eine Menge Lichtstrahlen in das Netzhäutchen hindurch, und stellen den Gegenstand viel lebhafter und heller dar. Das Glas bewirkt also Deutlichkeit und Helligkeit der betrachteten Gegenstände. Damit man aber in der Wahl der Gläser keinen Mißgriff thue, hat man bei derselben genau auf die verhältnißmäßige Convexität des Glases mit dem Grade der Blödigkeit des Gesichtes zu sehen. Wenn also Jemand, der noch keine Augengläser gebrauchte, sich derselben bedienen muß, so hat er genau darauf zu achten, daß die Gläser, wovon er Gebrauch machen will, die Gegenstände verdeutlichen, nicht aber stark vergrößern. Kann Jemand mit bloßen Augen mittelmäßige Schrift in einer gewissen Entfernung noch lesen, für den wird ein geschliffenes Pendelglas von 40 Zoll Brennweite dienlich sein, durch welches die Blödigkeit nach und nach gehoben wird, wenn nicht Nervenschwäche, Steifheit der Muskeln ꝛc. ꝛc. die Ursache davon ist. Kann aber Jemand ohne Gläser gar nichts mehr lesen, so sollte er doch kein Pendalglas unter 7 Zoll Brennweite gebrauchen. Hat endlich Jemand ein ganz verblödetes Gesicht, so kann er Gläser bis zu 4½ Zoll Brennweite herunter, ohne Schaden gebrauchen. Der Erfahrung gemäß ist es, daß Pendelgläser wegen besserer Refraction die Objecte viel deutlicher als bloße biconvexe oder planconvexe Gläser darstellen.

2. Artikel.

Das kurzsichtige Auge und das concave Glas.

Wenn bei dem weitsichtigen Auge die krystallinische Feuchtigkeit ihre Rundung verloren hatte, und sich immermehr zu einer Fläche bildete, so ist dies bei dem kurzsichtigen Auge gerade das Gegentheil. Die Rundung der krystallinischen Feuchtigkeit ist allzu stark, und bringt daher eine ganz andere Wirkung hervor. — Die Strahlen des Bildes, welche ein solches Auge aus der Ferne betrachtet, fallen sehr nahe zusammen, die krystallinische Feuchtigkeit fängt sie auf, und wirft sie wegen ihrer zu großen Rundung all zu nahe hinter sich, und in der gläsernen Feuchtigkeit auf einen Punkt zusammen. — Nun aber ist das Bild falsch in das Auge gedrungen, die Strahlen fahren durch einander und gelangen in größter Unordnung hinten in das Netzhäutchen.

Daher kommt es, daß der Kurzsichtige den Gegenstand ganz nahe an das Auge hält, wenn er ihn hell und deutlich sehen will, denn thut er dies, so fallen die Strahlen unter einen großen Winkel, also weit auseinander ins Auge und die krystallinische Feuchtigkeit, die sie aufnimmt, bringt sie nicht zu nahe vereinigt, sondern zerstreut auf die Netzhaut, wodurch ein deutliches Bild des Objectes verursacht wird. Dieses ist aber nur mit nahen Gegenständen der Fall; will man aber das kurzsichtige Auge auf fernere Objecte richten und ein deutliches und klares Bild von ihnen erhalten, so kann man dieses nicht anders, als durch ein Pendel-Glas, bei welchem die Concavität vorherrschend ist, am besten bezwecken, denn durch ein solches Glas werden die Lichtstrahlen weit auseinander geworfen, so daß die krystallinische Feuchtigkeit ihre große Rundung bequem gebrauchen kann, indem dadurch ihr allzu kurzer Focus verlängert wird.

Ebenso, wie bei dem weitsichtigen Auge, muß bei dem kurzsichtigen genau auf das Verhältniß der Concavität des Glases mit dem Grade der Kurzsichtigkeit gesehen werden. Der Opticus hat daher genau auf die Distance zu merken, in welcher der Kurzsichtige ohne Glas ein Object deutlich sehen kann, damit er den Focus des Auges genau beobachten kann.

Das beste Mittel practisch zu erfahren, welche Art Gläser sich am besten für das Auge eines Jeden passen, muß der Sachkundige sich zwei besondere Gläser zurichten, von denen das eine planconvex, das andere planconcav ist, vermittelst welcher er den richtigen Zustand des Auges bemerken kann. Die Ausarbeitung geschieht auf folgende Weise: Zuerst nimmt man eine flache Schüssel (Scheibe), nach und nach aber immer tiefere, und schleifet auf beiderlei Gläser concentrische Zirkel, von verschiedenen Segmenten, davon das Mittelste bei dem Convex-Glase das flachste ist, die andern aber nach der Ordnung an Convexität immer zunehmen, hingegen bei dem Concave-Glase das Mittelste am tiefsten, die Folgenden aber immer an Tiefe abnehmen müssen. Durch eines von beiden Gläsern kann man leicht erfahren, welches Segment des Kreises am dienlichsten ist.

Nach Angabe einer alten Chronik soll vor mehr als 500 Jahren der Mönch Alessandro da Spina (welcher 1313 zu Pisa starb), die ersten Augengläser nach der eben angegebenen Methode verfertigt, und solche freudig und willig Andern mitgetheilt haben. Dieser Klosterbruder ahnete damals gewiß nicht, daß seine Erfindung 3 Jahrhunderte später dazu dienen würde, dem Zacharias Jansen in Middelburg und dem Galileo in Padua das Geheimniß der Zusammensetzung des Microscops und Telescops zu verrathen, durch deren Hülfe es dem Menschen erst möglich wurde, seinen begränzten Gesichtskreis in das Endlose der Natur hinaus zu erweitern. Eben so wenig aber konnte Alessandro da Spina es auch ahnen, daß seine wohlthätige Erfindung, von der er zwar keine solche allgemeine Bereicherung für die Naturwissenschaft, doch aber einen beschränkten Vortheil für das blöde Auge einzelner Individuen erwarten konnte, dereinst noch ein Zerstörungsmittel des Sehvermögens vieler Menschen werden würde.

Leider ist dieses letztere aber jetzt der Fall, indem bei der Sucht, nicht sowohl des Bedürfnisses wegen, als vielmehr nur der Mode halber, beständig durch eine Brille oder Lorgnette zu sehen, gleichviel ob das Instrument zweckmäßig construirt und für das Auge passend sei, oder nicht, dieses Organ so angestrengt wird, daß nachher weder eine optische noch eine medicinische Hülfe im Stande ist, das vernichtete Sehvermögen wieder herzustellen. — In dieser letzten Beziehung scheint es ein wahres Bedürfniß der Zeit, auf den Zweck und Werth der Augengläser, aufmerksam zu machen.

Weihnachten in England

ist nicht ganz das schöne, mit seinen Christbäumen und Lichtern aus der Kindheit durch das ganze Leben nachgrünende und nachleuchtende Fest wie in Deutschland, kommt aber der deutschen Feier doch näher als die Begehung dieses Tages in den romanischen Ländern. Auffallender Weise wird in dem halbpuritanischen England und Schottland, wo keine Sonntagsfeier streng genug sein kann, die Christnacht mit lärmender Freude, ja zum Theil fast carnevalartig gefeiert, wie es Walter Scott in den Zeilen zusammenfaßt:

„England is merry England, when
Old Christmas brings his sports again,
'Tis Christmas broaches mightiest ale,
'Tis Christmas tells the merriest tale.
A Christmas gambol oft will cheer
A poor man's heart through half the year *)."

Die Thürpfosten werden mit Stechpalme (holly), die Zimmer mit Epheuranken umwunden, und Tanz und Gesang (Christmas carol.) geht, auf dem Lande wenigstens, von Haus zu Haus. In einigen Theilen des Landes wird ein förmlicher Mummenschanz aufgeführt, die jungen Burschen und Dirnen wechseln ihre Kleider, man zieht von einem Nachbar zum andern, genießt die Christmas-cheer und treibt allerlei Schwank. In der Grafschaft Lincoln wird ein ungeheurer Holzblock, der „xule log", auf das Feuer gelegt. In einigen Gegenden Schottland's wandern die Knaben von Thür zu Thür mit dem Ruf: „hagmena!" (was aus dem griechischen „Hagia Mene — der heilige Monat" — kommen soll), und erhalten Geschenke. Weihnachtsgeschenke, besonders von Truthähnen, sind überall üblich; zahlloses Federvieh wird an diesem Tage zum Verkaufe nach London gebracht. Auf der Insel Man ist Weihnacht ein besonders fröhlicher Tag; dort herrscht der sonderbare Gebrauch, daß die jungen Leute einen Zaunkönig (wren) fangen, tödten, und die Leiche des armen Vogels auf einer Bahre feierlich in die Pfarrkirche tragen, wo sie ihm in der Landesmundart (Manx) ein lamniges Todtenlied singen, worauf die Christmette anfängt. Unter dem Landvolk in Devonshire herrscht noch, wie in einigen Gegenden Deutschland's, der kindliche Glaube, daß das Vieh in den Ställen in der Christnacht auf den Knieen liege, aber sonderbarer Weise verlegen die Bauern dieses Wunder in die Weihnacht alten Styls, da bekanntlich der Gregorianische Kalender in England, aus Haß gegen das Papstthum, erst spät eingeführt worden.

*) England ist das fröhliche England, wenn die alte Christnacht ihre Freuden wiederbringt; die Christnacht zapft das stärkste Bier, die Christnacht erzählt die heiterste Mähr; ein Christnachtspringen erquickt oft eines armen Menschen Herz auf das halbe Jahr hinaus.

Eine Stimme aus der Ferne über Jack Sheppard.

Die moderne Romanliteratur Englands hat, da sie in den abgeschliffenen Formen des höheren Gesellschaftslebens kein Element für scharfe Characteristik und vulkanische Ausbrüche excentrischer Individualitäten (diesen nothwendigen Ingredienzien für Albions Romantik) mehr fand, sich zu dem Treiben der niedern Stände herabgelassen. Gleich den Malern der niederländischen Schule nimmt sie ihre Vorwürfe aus Schenken, aus der Werkstatt, den Höhlen des Elends und den Schlupfwinkeln des Verbrechens.

Bulwer, Ainsworth, Boz haben diese Bahn eingeschlagen, und ihre Romane sind nicht allein in England und Amerika von der überreizten Lesewelt gierig verschlungen, sondern auch in fast alle lebenden Sprachen übersetzt worden. Was Wunder demnach, daß sich auch die Dramatik dieser Waffe bemeistert? Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es der Verfasser von Jack Sheppard mit Glück gethan, da es immer ein mißliches Ding bleibt, einen Roman zu dramatisiren; in Rücksicht der Moral fühlen wir uns dagegen gedrungen, dem Bearbeiter zu bezeugen, daß er durch sein „Genrebild" gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was man ihm in diesem Blatte zur Last gelegt und möchten behaupten, jener Ref. habe das Stück nicht gesehen oder nicht verstanden. Wir sehen nämlich darin, abweichend von dem Roman, einen jungen leichtsinnigen Menschen aus dem Handwerksstande, schon halb dem Laster, bei der ihm innewohnenden Leidenschaftlichkeit verfallen, durch größere moralische Kraft aus dem Schlamme der Verworfenheit sich erheben und auf die Bahn der Tugend zurückkehren, und glauben es der Jugend der unteren Stände mit gutem Gewissen als eine moralische Warnungstafel empfehlen zu dürfen, ohne zu befürchten, dadurch einen Courvoisier unter dem Volke sich erheben zu sehen; wie die Aufführung von Schillers Räubern denn

auch darum noch nie unterblieben ist, daß Einzelne dadurch dem Räuberleben Geschmack abgewannen.

Was nun endlich die Aufführung jenes Stückes am Sonntag vor Weihnachten betrifft, so war wohl kein Grund zur Unterlassung; es beginnt an diesem Tage eine Freudenwoche, und ist jener Sonntag nicht mit Palmarum zu verwechseln; ist aber Theater einmal in solchen heiligen Wochen erlaubt, so ist die Wahl der Stücke wohl gleich.

Dixi.

Deutsche Erfindungen und Entdeckungen.

Erstes Silberbergwerk auf dem Harze 968. Das Bergwesen machte hierauf solche Fortschritte bei uns, daß es nach ein Paar Jahrhunderten das bedeutendste in Europa war. Erfindung des Spitzbogens in der kirchlichen Architectur etwa um 1200, worauf die unvergleichlichen Bauwerke des 13. Jahrhunderts folgten. — Das Schießpulver, angeblich von Barthold Schwarz zu Freiburg 1348. — Oelmalerei durch Johann von Eyk aus Brügge 1420. — Buchdruckerkunst durch Gutenberg aus Mainz 1440 und gleichzeitig Kupferstecherei durch Lebrecht Rust aus Kolmar. — Das Pedal von einem deutschen Organisten Bernhard zu Venedig 1480. — Erdkugel Martin Behaim's zu Nürnberg 1492. — Peter Hele zu Nürnberg erfindet die Taschenuhren (Nürnberger Eier) 1500. — Flintenschlösser zu Nürnberg 1517, und Kattundruck zu Augsburg 1523. — Das Spinnrad von Jürgens zu Braunschweig 1530. — Das Blauglas aus Kobalt und Quarzsand erfindet Schürer zu Schneeberg im Erzgebirge 1550 und gründet die berühmten Blaufarbenwerke. — Spitzengeklöppel im Erzgebirge von Barbara Uttmann 1560. — Kepler's Bewegungsgesetze der Himmelskörper 1626. — Die schwarze Kunst durch den hessischen Obristlieutenant von Siegen 1644. — Nürnberger und Böhmen verfertigen Staniol, geschlagenes Zinn, was die Engländer hernach von ihnen lernten. — Luftpumpe durch Otto von Guerike zu Magdeburg 1650. — Wundersalz oder schwefelsaures Natron von Rudolf Glauber, deutschem Arzte zu Amsterdam 1658. — Brandt, sächsischer Kaufmann, macht Phosphor aus Urin 1669. — Tschirnhausen in Sachsen das Brennglas 1687. — Leibnitz Differentialrechnung 1677. — Clarinette von Denner zu Nürnberg 1690. — Kunkel erfindet den Silbervitriol 1700. — Böttticher zu Meißen das Porcellan 1705. — Barth zu Großenhayn in Sachsen das sächsische Blau aus Indigo und Schwefelsäure 1710. — Fahrenheit's Quecksilberthermometer zu Danzig 1715. Pianoforte durch Schröder aus Hohenstein in Sachsen 1717. Phlogistisches System der Chemie von Georg Ernst Stahl aus Ansbach 1724; es galt bis auf Lavoisier's System. — Pedalharfe von Paul Vetters zu Nürnberg 1730. — Lieberkühn's Sonnenmikroscop 1738. — Die sogenannten französischen Schlösser erfindet Freitag zu Gera 1748. — Glasglockenharmonika von Schmittbauer zu Rastatt 1750. — Der Mechaniker Kempelen aus Presburg verfertigt den berühmten Schachspieler 1768 und später die Sprachmaschine. — Scheele lehrt die Fabrication des Phosphor aus Knochen 1776. — Electrische Lampe oder Zündmaschine durch Fürstenberger zu Basel 1778. — Hindenburg's zu Leipzig combinatorische Analysis 1779. — Herschel aus Hannover entdeckt den Uranus 1781 und verfertigt das 40füßige Spiegeltelescop 1785. — Hermstedt zu Berlin entwickelt Sauerstoffgas aus Braunstein 1786. — Hahnemann aus Meißen tritt mit der Homöopathie auf 1793, und Gall aus Tiefenbrun in Würtemberg mit der Schädellehre 1798. — Die Lithographie wird erfunden von Sennefelder aus Prag 1794. — Chladni's aus Wittenberg Claviecylinder 1799. — Olbers zu Bremen, und Harding zu Göttingen entdecken die Planeten Pallas, Juno und Vesta 1802 bis 1808. — Des Steiermärkers Tendler merkwürdige Automate 1820. — Christian Gmelin zu Stuttgart erfindet ein Ultramarin, das vorher nur aus dem Lazurstein gemacht werden konnte, 1828.

---

* An Bremens Musikvereine!

In mehreren Städten Deutschlands wurden vor Kurzem Concerte gegeben, deren Ertrag dem Comité für das Herrmannsdenkmal überwiesen wurde; Hannover, Hildesheim und andre Städte mehr führten bereits derartige Concerte auf. Sollte nun Bremen zurückbleiben wollen, Bremen gerade, das sich, von manchen Seiten betrachtet, mehr als obige und andere Städte dessen erfreut, was einst Armin den Deutschen gewann! Könnten nicht alle hiesigen Gesangvereine zusammentreten, um etwas Großartiges auszuführen? Die Mitglieder der Academien, Liedertafel, Apollonia, des Orpheus, Liederkranzes, Lehrergesangvereins u. a. m. vereint, würden ein imposantes Chor bilden! Näheres etwa hier und jetzt schon anzudeuten, würde zu weit führen, da ein Concert selbst noch in weitem Felde liegt, und Bremen auch hier wahrscheinlich seinen alten Ruhm der Abgeschlossenheit und des Mangels an Gemeingeist behaupten wird, der kein liberales Entgegenkommen selbst in der Kunst zuläßt!

— — r.

Miscellaneen.

(Ein Wunderdoctor) ist in der Gegend von Weimar aufgetreten, der viel Redens von sich macht. Schon knüpfen sich an die eigenthümliche Erscheinung des Mannes mancherlei Erzählungen und Sagen, die gar geheimnißvoll von Mund zu Mund gehen. Er ist aus dem Dessauischen. Seine Mutter soll, vom Blitze getroffen, ihn geboren haben; daher die ihm innwohnende heilbringende electrische Kraft, die er zuerst als Hirtenknabe äußerte, als er ein krankes, vom Arzt schon aufgegebenes Kind streichelte und in den Arm nahm, worauf dasselbe in heftigen Schweiß versetzt und hergestellt wurde. Nach Erfurt kam der in seinem Aeußern einfache Bauersmann auf Verlangen eines hohen Angestellten daselbst, der von seinen glücklichen Kuren gehört hatte. Und es ist nicht zu leugnen, daß er vielen Leidenden Heilung gegeben. Er berührt und streicht Kopf und Glieder der Kranken die sogleich seine electrische Kraft fühlen und nach einigen Stunden in einen heftigen Schweiß versetzt werden sollen. Erfurt mußte er auf Antrag der Aerzte verlassen, darauf begab er sich nach Arnstadt. Aus der weitesten Umgegend strömen nun Leidende zu ihm hin, so daß die Gasthöfe die Besuchenden nicht mehr fassen können. Drei, ja vierhundert Kranke hat er täglich zu berühren; daraus erklären es die Gläubigen, wenn seine Kraft sich nicht mehr so wirksam zeigt, da sie sich durch die viele Berührung abnutze. Immerhin verdient diese Erscheinung Beachtung; vorzüglich sollten die Behörden ihr besondere Aufmerksamkeit widmen. Geld fordert der Wunderdoctor nicht, weil nach dem Volksglauben sich eine solche Kraft verliert, wenn sie eigennützig angewendet wird; doch sind die Geschenke, die er erhält, nicht unbedeutend.

(Ein Gemälde von Rubens.) Im Journal de Bruxelles liest man: „Ein merkwürdiges Ereigniß, welches werth ist, in die Jahrbücher der Künste eingeschrieben zu werden, ist die neuere Erscheinung eines der schönsten Werke Rubens. Dieses Werk, von dessen Dasein man nichts wußte, und wovon man nur eine beendigte Skizze im Museum von München kannte, ist ein bewunderungswürdiges Gemälde, worin sich mit einer beispiellosen Vollkommenheit die so bekannten Eigenschaften des großen Genie's von Rubens vereinigt finden. Es ist die Amazonenschlacht. Der Eigenthümer dieses Gemäldes, Herr Lamoen, ein reicher und wohlwollender Kunstliebhaber von Antwerpen, hofft dasselbe dem Lande zu erhalten. Die Kunstfreunde hegen den Wunsch, daß es die Zahl der übrigen in den Museen von Brüssel und Antwerpen vereinigten Meisterwerke von Rubens vermehre."

(Athen.) Das neue Universitätsgebäude ist nun soweit vollendet, daß die Vorlesungen in demselben bereits begonnen werden konnten. Es ist ein schönes solid ausgeführtes Gebäude, das dem nordöstlichen Theile der Stadt zur Zierde gereicht und mit der Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung die Schönheit der äußern Form verbindet. Wenn gleich nur ein Theil des später zu bauenden Ganzen, stellt es doch wiederum in sich ein Ganzes dar, das mit dem Zuwachs der Geldmittel und bei eintretendem Bedürfniß jederzeit vergrößert werden kann. Die Länge des Gebäudes beträgt 60 Metres. Alle der Witterung ausgesetzten Gliederungen und Gesimse, Pfeilercapitäle, Architrave sind von Marmor, theils pentelischem, theils hymettischem, theils von der Insel Ginos. — Es hängt nun von dem Mehr oder Minder der noch erwarteten Beiträge ab, obschon so bald zum Bau des weitern geschritten werden kann. Bis jetzt sind ungefähr 230,000 Drachmen eingegangen und verausgabt.

(Die galvanische Kraft) hat eine neue Anwendung gefunden, an die wohl bisher Niemand gedacht hatte, nämlich zum Schutze der Pflanzen vor Würmern und Schnecken. Man bedient sich dazu zweier Ringe, eines von Zink und eines von Kupfer, die aneinander passen und um die Pflanze gelegt werden, die den Schutz erhalten soll. Sobald die Würmer ꝛc. in Berührung mit dem Kupfer kommen, erhalten sie einen galvanischen Schlag und fallen herunter. Der Apparat wirkt bei nassem und trockenem Wetter und ist fortwährend in Thätigkeit. Der Erfinder, der Engländer Cuthbert, bedient sich desselben schon ein Jahr und versichert, daß jede so geschützte Pflanze frei geblieben sei.

(Ein Geschenk des Papstes an Mehemet Ali.) Bekanntlich hat der Pascha von Egypten sechs prächtige aladasterne Säulen zum Bau der Paulskirche in Rom geschenkt. Die Gegengeschenke, welche der Papst in Begleitung eines schmeichelhaften Schreibens an Mehemet Ali gesandt hat, bestehen in einem von vergoldeten Löwen gestützten Tische für 15 Personen, auf welchem in Mosaik der St. Petersplatz mit der Säulenreihe und der Façade der Kirche dargestellt ist; dieses Hauptgemälde ist von 12 Ansichten römischer Monumente, gleichfalls in Mosaik, umgeben. Dazu kommen noch: ein anderer antiker Tisch von schwarzem Marmor, auf welchem egyptische Vögel in Mosaik dargestellt sind, ferner zwei außerordentlich fein gearbeitete silberne und 40 goldene Medaillen, sämmtlich unter der Regierung Sr. Heiligkeit geprägt.

(Händel) war einmal Inhaber des Opernhauses zu London und dirigirte an der Harfe im Orchester (da Pianofortes damals noch nicht bekannt waren.) Sein begleitendes Spiel war so schön, daß die Aufmerksamkeit des Publikums sich häufig von dem Gesange ganz ab-, und der Begleitung sich zuwendete, zum großen Verdruß der Sänger. Ein Italiener namentlich ergrimmte einmal so sehr, daß er schwur, wenn ihm Händel wieder einen solchen Streich spiele, werde er von der Bühne herunter auf das Instrument springen. Händel erfuhr dies und sagte zu dem Italiener: „Sie wollen also von der Bühne herunter springen. Zeigen Sie mir doch gefälligst den Abend an, an welchem Sie dies thun wollen; ich werde es dann auf dem Theaterzettel bekannt machen, und durch Ihr Springen mehr Geld verdienen, als durch Ihren Gesang."

(Einsturz.) In Bordeaux ist die Fischhalle mit fürchterlichem Gekrache eingestürzt, zum Glücke in einer Stunde, wo Niemand sich darin befand.

(Liszt und Klara Schumann.) Wenn Liszt eine Bach'sche Sonate spielt, so spielt er sie als Liszt und drückt ihr mehr oder weniger seinen Stempel auf. Wirf aber einen Vorhang vor den Flügel, an dem Klara Schumann sitzt und du wirst Bach, Mozart, Beethoven, Chopin nacheinander in die Tasten greifen hören, so wie ihre Musikstücke aufgelegt werden. Wenn aber Klara Schumann? das eben ist die staunenswürdige Eigenschaft dieser weiblichen Virtuosität, daß sie ihre Natur ohne Zwang verleugnet, um den Charakter des Componisten anzunehmen. „Rosen."

(Hundswuth.) In dem Dorfe Effelder im Meininger Oberlande ist vor einigen Tagen ein junger kräftiger Mann an der Hundswuth gestorben. Im Herbst war er mit einem andern Manne durch einen Wald gegangen, hatte einen da hin- und herlaufenden schönen kleinen Spitzhund gefangen, gestreichelt und war von ihm in den Finger gebissen worden. Er fühlte sogleich heftige Schmerzen, die aber bald wieder nachließen. Nach 16 Wochen brach plötzlich die Wasserscheu und bald die volle Wuth aus und er starb nach 24 Stunden.

(Witterung.) In manchen Gegenden Deutschlands hat die gelinde Frühlingswitterung bis zum Neujahrstag angehalten. In Oels hielt man von mehreren Apfelbäumen am 27. December die zweite Ernte, bei Wohlau in Schlesien blühte ein Pflaumenbaum und in Berlin pflückte ein Bäckermeister am 1. Januar in seinem Garten einen Blumenstrauß von Goldblumen, Levkojen, Ritterspurn und Adonisröschen.

(Rossini's Gedächtniß.) Eine der staunenerregendsten Eigenschaften des Komponisten von „Wilhelm Tell" ist sein außergewöhnliches Gedächtniß. In einer Soirée, welche beim Baron Gimar stattfinden sollte, wollte man ein Terzett aus Donizetti's „Esule di Roma" singen. Man suchte das Notenheft lange und konnte es nicht finden. Rossini war gerade zugegen. „Ich habe das Trio," sagte er, „in Italien gehört, warten Sie einen Augenblick," und er setzte sich nieder und schrieb in erstaunlicher Schnelle das ganze Terzett aus dem Gedächtniß nach. Und als man später dieses Manuscript mit der Partitur Donizettis verglich, war keine Note gefehlt.

(Eine riesige Roggenpflanze.) In Diever (Holland) sah man im verflossenen Sommer eine Roggenpflanze, welche 42 Stengel von zwei Metres Höhe hatte, deren Aehren alle voll waren. Eine dieser Aehren gab 100 Körner. Die ganze Pflanze gab 4200 Körner, das Resultat von einem einzigen Samenkorne. —

(Dem berühmten Reisenden Mungo-Park,) der im Jahre 1805 das Opfer einer Niger-Expedition wurde, soll in dem Dorfe Fowlshiels bei Selkirk in Schottland, wo er (1771) geboren war, ein Denkmal errichtet werden.

(Ein Negerschiff.) Auf einem Schiffe, das nach New-Orleans bestimmt war und 150 Negersclaven an Bord hatte, erhob sich ein Aufstand, die Sclaven machten den Capitän und die Mannschaft wehrlos und zwangen sie, sie wieder in ihre Heimath zurückzuführen.

(Winter in Nordamerika.) Amerikanische Naturforscher haben die Behauptung aufgestellt, daß die Winter in Nord-Amerika immer nach zehnjährigen Perioden wechseln, daß z. B. die Winter während 10 Jahren streng sind, je vom ersten bis zum letzten immer strenger werden, und daß dann eine Reihe von zehn milden Wintern folgt, die gleichfalls allmählig milder werden, bis die strenge Periode wieder anfängt. Der berühmte Dr. Dwight bemerkte zuerst diese Eigenthümlichkeit.

(Städte Rußland's.) Nach den neusten statistischen Angaben hat Petersburg 476,386 Einwohner (337,512 männlichen, 138,874 weiblichen Geschlechts), Moskau 348,562, Riga 71,228, Odessa 69,023, Wilna 53,538, Kronstadt 53,244, davon 46,983 männlichen Geschlechts, Tula 51,231 Einwohner.

(Die größte Eisenbahn in der Welt.) An der Eisenbahn von Batavia (im Staate New-York) nach Buffalo, die mit jener von Boston vereinigt werden soll, sind nur noch 8 engl. Meilen zu bauen. Es wird alsdann eine fortlaufende Bahn von Boston nach Buffalo, von 600 engl. Meilen Länge (beinahe 140 deutschen), die größte, die bis jetzt auf Erden existirt, hergestellt sein.

(Darmstadt.) Im December wurde zu Auerbach, unfern der Försterswohnung, ein Brunnen gegraben und dabei in einer Tiefe von 140 Fuß der Knochen eines antediluvianischen Thieres gefunden. Man erkannte ihn für einen Backenzahn des urweltlichen Elephanten. Merkwürdig ist dabei besonders die ungeheure Tiefe, in der er gefunden ward. Wie viel Jahrhunderte mögen dazu gehört haben, bis der Rhein eine solche Höhe von Schuttland über diesen Zahn aufgeschwemmt hatte.

(Aus Leipzig.) Unter den leipziger Studirenden hat sich mit allgemeiner Zustimmung ein Ausschuß gebildet, der als letzte Instanz schiedsrichterliche Kraft bei allen Vorfällen des akademischen Lebens hat und besonders die rechte Ehrenhaftigkeit der akademischen Bürger überwachen soll. Möge dieser Versuch besser gelingen, als viele ähnliche.

(Deutsches Schauspiel in Amerika.) Einem Privatbriefe vom 21. Nov. d. J., aus New-York zufolge, verweilt daselbst gegenwärtig eine deutsche Schauspielertruppe, welche schon mehrere in Deutschland allgemein bekannte Possen, als: „die falsche Catalani," „Lumpaci vagabundus" u. dergl. aufgeführt und auf den 28. Nov. das Frankfurter Lokalstück: „der alte Bürgerkapitain" zur Aufführung angekündigt hat.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 4.

Bremen, Donnerstag den 13. Januar 1842.

Gestorben:

38. Den 7. Januar. Der Arb. Joh. Heinr. Thietzfelbinger, 45 Jahr; Sandersdeich Nro. 3.
39. Den 7. — Der Kaufmann Daniel Hermann Baupel, 39 Jahr; Obernstraße Nro. 17.
40. Den 8. — Des Malers Aug. Mohrhoff Wittwe, geb. Giesberg, 55 Jahr; Knoopstr. N. 23.
41. Den 8. — Helena Behrens, 38 Jahr; im Krankenhause.
42. Den 8. — Des verst. Joh. Hinrich Meyer Wittwe, geb. Mathisen, 79 J.; Armenhaus.
43. Den 8. — Des Kramers Carsten Brünings Tochter, 1 Tag; Brautstraße Nr. 14.
44. Den 8. — Des verst. Kaufmanns Bartholomäus Ulrichs Wittwe, geb. Achelis, 71 Jahr; Catharinenstraße Nro. 4.
45. Den 9. — Des Gastwirths Diedrich Hespe Tochter, 6 Monat; Steinthorsteinweg Nro. 10.
46. Den 10. — Des Schuhmachers Diedr. Hartjen Tochter, 5 Jahr; Westerstraße N. 33.
Nro. 47. Den 10. — Anna Caroline Middendorff, 5 Wochen; Weges Ende Nro. 13.
— 48. Den 10. — Des Fuhrmanns Friedr. Wilh. Gottschalck Lameyer Ehefr., geb. Sterenberg, 72 Jahr; Hasenstraße Nro. 10.
— 49. Den 10. — Der Maurergeselle Arend Rosenbohm, 47 Jahr; Runken Nro. 33.
— 50. Den 10. — Des verst. Schiffscapitäns Joh. Friedr. Dannemann Wittwe, geb. Schmidt, 74 Jahr; Pröben.
— 51. Den 10. — Des Schuhmachers Joh. David Bohne Ehefr., geb Tiemann, 60 Jahr; Hastedt Nro. 48.
— 52. Den 11. — Des Arb. Joh. Hinrich Conrad Ahlers Ehefr., geb. Ellerbusch, 54 Jahr; Sandberg Nro. 7.
— 53. Den 11. — Wilhelm Christoph Horstmeyer, 16½ Jahr; Grützmacherstraße Nro. 3.
— 54. Den 11. — Der Arbeitsm. Engelbert Hoege, 27 Jahr; Schweinestraße Nro. 62.

Geboren:

37. Den 3. Januar. Des Miethkutschers Johann Herm. Diedr. Carl Türnau Ehefr., geb. Barmbrock, Grünenstr. Nr. 41; von einem Knaben.
38. Den 7. — Des Drechslers Cord Heinrich Knoop Ehefr., geb. Krusen, Westerstraße Nr. 85; von einem todten Knaben.
39. Den 7. — Des Arb. Herm. Friedr. Heuer Ehefr., geb. Barbrake, Warnken Gang Nr. 12; von einem Mädchen.
40. Den 7. — Des Lichtziehers Herm. Heinrich Marx Ehefr., geb Schwengel, Hankenstraße Nr. 18; von einem Mädchen.
41. Den 7. — Des Schuhmachers Hinrich Eggers Ehefr., geb. Falcke, Schnoor Nro. 48; von einem Mädchen.
42. Den 7. — Des Drechslers Hinr. Gerhard Schellstede Ehefr., geb. Martens, Jacobi-Kirchhof Nr. 5; von einem Mädchen.
43. Den 8. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Helmuth Zippel Ehefr., geborne Meyer, gr. Johannisstr. Nr. 139; von e. Knaben.
44. Den 8. — Des Tischlers Christian Andreas Schildmüller Ehefr., geb. Knoop, Buntenthorsteinweg; von einem Knaben.
45. Den 8. — Des Kramers Carsten Wilh. Brüning Ehefr., geb. Sanders, Brautstraße Nr. 14; von einem Mädchen.
46. Den 8. — Des Schiffszimmermanns Hinrich Tabe Ehefr., geb. Meyer, Müggenburg Nro. 23; von einem Knaben.
Nro. 47. Den 9. — Des Segelmachers Frerich Rohde Ehefr., geb. Gerlach, Großenstr. Nr. 20; von einem Mädchen.
— 48. Den 9. — Der Conditors Carl Jacob Lampe Ehefr., geb. Heipel, Balgebrückstr. N. 16; von einem Knaben.
— 49. Den 10. — Des Kaufmanns Eduard Gottlieb Hellmers Ehefr., geb. Gehle Brill Nr. 8; von einem Mädchen.
— 50. Den 10. — Des Cigarrenmachers Joh. Georg Wessels Ehefr., geb. Husheer, Süderstr. Nro. 30; von einem Mädchen.
— 51. Den 10. — Des Kimkermeisters Heinr. Chr. Osterloh Ehefr., geb. Walker, kl. Sortillienstr. Nr. 6; von einem Mädchen.
— 52. Den 10. — Des Knochenhauers Statius Almers Ehefr., geb. Hartmann, gr. Johannisstr. Nr. 128; von einem Mädchen.
— 53. Den 11. — Des Musicus Joh. Heinr. Spüring Ehefr., geb. Marcks, Ellhornstraße Nr. 16; von einem Mädchen.
— 54. Den 11. — Des Kaufmanns Joh. Heinrich Voigt Ehefr., geb. Duckwitz, Stavendamm Nro. 7; von einem Mädchen.
— 55. Den 11. — Des Küpermeisters Conrad Heinr. Meyerriecks Ehefr., geb. Hellmers, Stephanithorsteinweg Nro. 4; von einem Mädchen.
— 56. Den 12. — Des Segelmachers Hinr. Jürgens Ehefr., geb. Mügge, Stephanithorsteinweg Nro. 13; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 5.

Bremen, Sonntag den 16. Januar 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 16. Januar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Brockhausen aus Blomberg.
12 Uhr Hr. Cand. Victor.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Das Idol unserer Zeit.

Matt sinken die himmelan leuchtenden Flammen
Auf tausend Altären erlöschend zusammen,
Entgöttert zerstreut sich der Völker Schaar;
Doch drängen, begierig nach neuem Heile,
Die Sterblichen hoffend sich jetzt an der Eile
Von zermalmendem Wagen getragnen Altar.

Den Drang in die Ferne ganz zu entzügeln,
Mit Wasser und Feuer das Rad zu beflügeln,
Dem Sturmflug zu ebnen die eherne Bahn, —
Den Strom mit bezaubertem Kiel zu zertheilen,
Zu vernichten den Weg, zu verschlingen die Meilen,
Zu bebrücken, wie Xerxes, den Ocean —

Das, das ist die Losung, der Stolz des Jahrhunderts!
Der Genius ersinnt's, und die Menge bewundert's;
Mit schwelg'rischem Pompe den hohlen Cult
Feiern Mammons Erwählte dem neuen Heile;
Und ein Chor von trunknen Bacchanten der Eile
Verflucht mit betäubendem Hohn die Geduld!

Ruhm bringt und Gewinn Vorsprung einer Stunde;
Drum speien aus glühendem ehernem Munde
Die Kessel den Gischt mit verdreifachter Macht;
Ein Patron hat geschworen: sein Schiff muß siegen!
Da kracht's! — und zerrissen schwimmen und fliegen
Weit die blutenden Trümmer der Menschenfracht!

Was Monden und Jahre gezeitiget haben,
Am Herzen der Erde, von köstlichen Gaben:
Mit des Raubthiers Gier es die Menschenhand faßt,
Und jagt's, ungeduld'gem Bedürfniß zu dienen,
Verwandelnd durch schnaubende Foltermaschinen
Mit athemloser, entsetzlicher Hast.

Dem Worte, dem geistiggeborenen, klettern
Rasch nach die metallenen Zwerge, die Lettern, —
Gefangen ist's, eh' sich's dessen versieht;
Ueber Nacht von der schwarzen Kunst überwältigt,
Von schwirrenden Rädern vertausendfältigt,
Am Morgen es schon in die Welt hinaus zieht!

Von Stolz und von Hoffnungen glühen die Geister;
Bald sind sie der Kräfte, der kosmischen, Meister,
Als Zaubrer beherrschend die Zeit und den Raum;
Im Schooß trägt Erfindung die größre Erfindung;
Das Hemmniß weissagt nur die Ueberwindung;
Sie sprechen in kecker Vermessenheit Traum:

„Bald haben erfüllt wir unsere Sendung,
Die Menschheit erhoben zu ihrer Vollendung,
Gesprengt der Trägheit, der Blindheit Band;
Wir beherrschen mächtig das Wasser, das Feuer;
Wir verweigern den alten Göttern die Steuer;
Keine Ferne giebt's mehr, kein fabelhaft Land!

„Wir machen auf Erden heimisch die Eile,
Daß Sehnsucht, Heimweh und Ahnung sie heile,
Die benagt einst der Menschheit kindisches Herz;
Wir versammeln im Nu das Gut aller Zonen,
Allgegenwärtig wir überall thronen,
Und entfliehn mit dem Sturme des Dampfes dem Schmerz!

„Unglückliche, die in den traurigen Jahren
Des dumpfen Stillstands zur Grube gefahren,
Und nicht erlebt habt das herrliche Heut!
Wir haben die Freiheit, die ächte errungen,
Wir den Drachen des goldenen Vließes bezwungen:
Wir erschaffen die Kraft und ersparen die Zeit!"

Ja, die blinde, die rasende Kraft ist gewonnen,
Doch der Seelen Feuer und Mark sind zerronnen,
Die dem flüchtigen Sein liehn Blüth' und Bestand!
Die Eile, von fiebrischer Zeit geboren,
Hat Haß und Verderben der Ruhe geschworen,
Scheucht die Mutter mit drohendem Feuerbrand!

Sie ersparen die Zeit! — drum brausen die Räder,
Drum engt sich und dehnt sich die stählerne Feder,
Drum wüthet das Feuer und ächzt das Metall,
Drum verfinstert den Aether die schwärzliche Wolke,
Drum bewegt sich daher von gebanntem Volke
Auf der glatten Bahn der wimmelnde Schwall!

Sie ersparen die Zeit! doch entkeimen den Saaten
Der hastigen Schule die schöneren Thaten?
Reift saft'ger am Baume des Lebens die Frucht?
Aus dem leitenden Drath zuckt der Funke Begeistrung?
Raubt der Luftball dem Himmel des Schicksals Bemeistrung?
Und dem Pilger des Grabes — was frommt ihm die Flucht?

Sie ersparen die Zeit! — Doch die Blume verblühet
Am Abend, die frisch am Morgen entglühet,
Und es zittert dem Greis die gealterte Hand!
Und die Tage, die Wochen, die Jahre kreisen,
Wie Mond und Sonne die Bahn ihnen weisen,
Und im Stundenglas rinnt wie immer der Sand!

Der Herrscherin Zeit wird der Mensch nie Meister!
Die Eile — sie reißt die verblendeten Geister
Nur taumelnder in ihren Wirbeln mit fort!
Wenn mit flatternden Fahnen dahin sie fliegen,
So wähnen und jubeln sie laut: zu siegen, —
Doch als keuchende Bettler empfängt sie der Port! —

Wird, satt der verzehrenden, hungrigen Eile,
Einst sehnen das Volk sich nach neuem Heile
Und knien vor einem festern Altar?
Wirst du die Empörung der Kräfte dämmen,
Wirst du der Geister Tarantelfing hemmen, —
Das jetzt wir begrüßen, du junges Jahr?

Den Ungestüm bänd'gen, der köstliche Schätze
Wirft weg als Ballast, der in stampfender Hetze
Den Anger voll Rosen fühllos zertritt?
Eh' taumelnd sie Kranz und Besinnung verloren,
Wirst zügeln du deine rastlosen Horen
Durch adelnder Grazien ätherischen Schritt?

Oder bringst du den Genius, der blinden Gewalten
Aufpräget den Stempel geist'ger Gestalten,
Der das Chaos verwandelt in rhythmisches Spiel?
Der die Kräfte um's Centrum des Willens einigt,
Trüb' qualmendes Feuer zum Lichtborn reinigt,
Und der taumelnden Welt schenkt ein Aug' und ein Ziel?

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Schluß.)

1833.

„Ich feierte die Neujahrsnacht mit mehreren bairischen Officieren und Beamten in einer zur Taverne eingerichteten Baracke am Fuße der Akropolis zu Athen. Ich war als Untersecretair des Kriegsraths, welche Charge ich einem hohen Gönner in München zu verdanken hatte, dem König Otto hieher gefolgt. Welche Gefühle mich auf dieser urheiligen Stätte durchströmten, könnt Ihr Euch denken. Doch war mein Herz voll Heimweh nach Deutschland, wie das aller anwesenden Landsleute gleichfalls. Die Einen seufzten nach dem Biere und den Würsten des lieben Münchens, die Andern nach ihrer Familie, ich — nach der holdseligen Margarethe, von der ich erst kürzlich zufällig wieder Nachricht erhalten hatte."

1834.

„Ich lag in dieser Neujahrsnacht krank im Hospitale zu Innsbruck, fast bewußtlos. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande hatte mich aus Athen getrieben, und auf der Rückreise war hier ein längst in mir glimmendes, und durch das ungewohnte Klima genährtes, gastrisches Leiden in ein Nervenfieber übergegangen. Unter den wildesten Phantasien, durch die nur zuweilen, wie ein leuchtender Friedensengel durch dämonische Gestalten, Margarethens Bild schwebte, durchtobte ich die ganze Nacht, und als ich wieder zur Besinnung kam, strahlte der erste Morgen des Januars auf mein Lager herein."

1835.

„Unter wenigen ausgewählten Freunden feierte ich die Neujahrsnacht zu Breslau, an der Seite meiner theuern Margarethe, als der glücklichste Bräutigam von der Welt. Ja, die über Alles Geliebte war jetzt mein, ich stand auf dem Gipfel aller meiner Wünsche. Nach meiner Wiederherstellung hatte ich nämlich meine Reise von Innsbruck aus schleunig fortgesetzt; zufällig kam mir in Regensburg ein Blatt der Allgemeinen Zeitung in die Hand, worin folgender Aufruf eingerückt war:

„Da Herr Handelsmann S** (dieß war ein Vetter meines seligen Vaters, ein alter Hagestolz) ohne Hinterlassung eines Testaments plötzlich dahier verstorben ist, so wird sein einziger uns bekannte, nächste Verwandte, Herr Peregrinus S**, der sich gegenwärtig in Griechenland aufhalten soll, aufgefordert, das Erbe des Verblichenen in Empfang zu nehmen, widrigenfalls zu Gunsten des Aerars darüber verfügt werden soll.

Berlin, den ꝛc. ꝛc."

„Ich eilte sogleich mit Extrapost nach Berlin und gelangte ohne viele Schwierigkeiten, nachdem ich mich gehörig als Erbe legitimirt hatte, in den Besitz einer Hinterlassenschaft von beinahe 50,000 Reichsthalern, die mir wie vom Himmel zugefallen waren Nachdem ich alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht und mein Erbe in sichere Wechsel auf Hamburg umgesetzt hatte, machte ich noch einen Abstecher nach Breslau, um den Schloßverwalter, oder vielmehr sein Töchterchen zu besuchen. Welche Aufnahme mir hier zu Theil ward, wie schnell die alten Freundschaftsbande zu unauflöslichen Liebesketten verschlangen, wie vermöchte ich Euch dieß auszumalen? — Genug, nach einigen selig verlebten Wochen, während welcher sich mir immer neue Reize und liebenswürdige Züge an Margarethe entfalteten, ward sie meine Braut, und so fand uns der Sylvesterabend. Auf den Frühling des neuen Jahres ward unsere Uebersiedelung nach Hamburg, meiner Vaterstadt beschlossen, und jetzt seht Ihr mich, meine wackern theuern Freunde! am heutigen Sylvesterabend,

1836

als wohlhabender Privatmann, angebetenen Gatten der lieblichsten jungen Frau und glücklichen Vater unseres Erstgeborenen in Eurer Mitte. Vor einer Stunde noch besuchte mich der junge Graf aus Prag, mein ehemaliger Zögling, der jetzt auch London sehen will, und mir versprochen hat, auf seiner Rückreise mir einige Wochen hier zu widmen. Gott der ewige Vater sei gelobt, der mich nach so manchen Abenteuern, Stürmen und Irrfahrten endlich in eine so sonnenheitere Frühlingsbucht einlaufen ließ!"

Die Champagnerflaschen knallten, der Perlenschaum tanzte in den zusammengeklungenen Gläsern und begeistert riefen alle Gäste: „Vivat unser Freund Pilgrim und seine holde Margaretha, diese Perle der Perlen! Möge der Himmel Dir noch recht viele so heitre Sylvesterabende schenken, wie heute, und Dich reichlich entschädigen für den Wechsel so mancher traurigen Neujahrsnächte!"

„Amen! meine Freunde," sagte Peregrin und schied unter Thränen und den wärmsten Umarmungen, kurz nach

dem Glockenschlage Zwölf aus dem traulichen, gemüthlichen Kreise.

* * *

Am Sylvester-Abende des Jahres 1837 hatten sich die Freunde wieder wie gewöhnlich in ihrem Salon versammelt. Nur ein Stuhl am Tische blieb unbesetzt. Er war überhangen mit einem schwarzen Flore. Der erste Toast, der ausgebracht wurde, lautete:

„Dem Andenken unseres dahingeschiedenen Peregrins! — Es war nun einmal sein Schicksal, kein Glück lange genießen zu dürfen. Auch in dieser Neujahrsnacht ist er an einem andern Orte, in einer andern Lage. Ihn deckt das Grab. Aus dem kaum gewonnenen glücklichen Asyle hat ihn ein schneller Tod wieder gerissen. Sein verklärter Geist blickt aber in diesem Augenblicke gewiß lächelnd nieder auf den Kreis seiner Freunde. Der müde Pilger ruht nun aus von seiner Wanderung! Leicht sei ihm die Erde!"

Die Freunde klingten feierlich an und drückten sich nassen Auges die Hände. — Eine lange, heilige Pause!

---

* Fürst Radziwill.

Da die Singakademie am nächsten Mittwoch die Composition des Fürsten Radziwill zu Goethes Faust im Saale der Union zur Aufführung bringen wird, so erscheint es zweckmäßig sich die Lebensverhältnisse des Componisten vorher in der Kürze zu vergegenwärtigen. Man gewinnt dadurch einen richtigeren Standpunkt für die Beurtheilung der Musik und erfüllt zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit.

Fürst Anton Heinrich Radziwill war geboren am 13. Juni 1775, und seit 1796 vermählt mit der Prinzessin Friederike Dorothea Louise Philippine, einzigen Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, von 1815 an preußischer Statthalter im Großherzogthume Posen und Mitglied des preußischen Staatsraths. Er verband Würde in Ton und Haltung mit der herablassendsten Zuvorkommenheit, er wußte wissenschaftliche Bildung und gründliche Kenntnisse im Fache der Mathematik und Tonkunst mit allen geselligen Talenten eines feinen Weltmanns zu vereinigen, und, mit der seltensten Menschenkenntniß ausgestattet, ehrte er im Menschen nur den Menschen. Bis in sein Alter lebte er nur der Kunst und den Musen. Bei aller Geschäftsscheu indeß verwaltete er die ihm 1815 von Friedrich Wilhelm III. verliehene Statthalterschaft des Großherzogthums Posen mit um so größerer Gewissenhaftigkeit und Treue, als er dadurch dem Vaterlande und jedem Einzelnen seiner Landsleute den Tribut des Dankes und der Liebe darzubringen im Stande war; denn obgleich durch Bande der Verwandtschaft an Preußen gefesselt, war und blieb er im Herzen doch ganz Pole. Im Herbste lebte er gewöhnlich auf seinem Jagdschlosse Antonia bei Posen, wo er nach altsarmatischer Weise den Freuden der Jagd sich hingab. Den Sommer über war der reizende Landsitz Ruhberg bei Schmiedeberg in Schlesien sein Wohnort. Hier lebte er mit der Einfachheit eines Bürgers nur seiner Familie und der Musik. Des Winters hielt er sich in Berlin auf. Er war nicht nur Tonsetzer, sondern auch selbst ausübender Tonkünstler, Sänger (mit einer schönen Tenorstimme begabt) und Virtuos auf dem Violoncell. Alle durch Geist und Talent ausgezeichneten Fremde fanden eine gastliche Aufnahme bei ihm. Sein Familienglück erhöhten 4 Söhne und 4 Töchter, und nur das Unglück seines Vaterlands in den Jahren 1830 und 1831 trübte den Abend seines Lebens. Doch überlebte er diesen Schmerz von Polens Untergange nicht lange. Nach kurzer Krankheit starb er in der Osternacht 12½ Uhr, in der ersten Stunde des großen Tages (7ten April), 1833 zu Berlin. Auf die Lösung seiner Composition zum „Faust" hat der Fürst den ganzen Zeitraum seines männlichen Alters verwendet, und erst 3 Jahre vor seinem Ende genügte er sich selbst in seinem Werke. Aber es ist auch eine der genialsten Tonschöpfungen, welche in der neueren Zeit erstanden.

Bei der hiesigen musicalischen Aufführung werden Madame Schmidt und Herr Tenorist Hagen mitwirken, die Declamations-Partien sind ebenfalls würdig besetzt.

∴ Feststellung eines Rechtsatzes zwischen Bremen und Oestreich.

Die Frage, ob ein Bremer Güter und Forderungen eines auswärtigen insolventen Schuldners hieselbst mit Arrest bekümmern und aus denselben Befriedigung erlangen könne, ist gewiß eine sehr practische, und nicht bloß den Rechtsgelehrten interessirende. Die Antwort muß im All-

gemeinen bejahend ausfallen, insofern nicht (mit den Worten der Handfestenordnung §. 144 f.) besondere Staatsverträge oder die im Staate, welchem der Ausländer angehört, befolgten Grundsätze es mit sich bringen, daß im Falle der Insolvenz eines Hiesigen, dessen in jenem Staate befindliches Vermögen an das hiesige allgemeine Concursgericht ausgeliefert wird. Dergleichen Verträge bestehen nun zwischen Bremen und Hannöverisch Münden seit 1728 *), mit Hamburg seit 1809, mit Churhessen seit 1816, und mit Oestreich ist gegen den Schluß des Jahres 1841 dasselbe Rechtsverhältniß der Verabfolgung an die auswärtige Concursmasse festgestellt worden. Der betreffende Senatsbeschluß, aus welchem das Nähere ersichtlich, lautet nämlich also:

„Nachdem von Seiten des Kaiserlich Königlichen Oestreichischen Bevollmächtigten Herrn Ministers bei den Hansestädten in Veranlassung eines von dem hiesigen Kaufmann * * * wider Geymüller & Comp. zu Wien bei dem hiesigen Untergerichte erwirkten Realarrestes unter dem 18ten vorigen Monats dem Senate die officielle Anzeige zugekommen:

daß nach den Oestreichischen Gesetzen nach eröffneten Konkursen kein Verbot mehr auf Güter des Kridatars erworben werden könne, da diese alle in die allgemeine Konkursmasse gehören,

sowie,

daß die Oestreichischen Gesetze diesen Grundsatz auch gegen das Ausland gelten lassen, so daß die in dem östreichischen Kaiser-Staate zu Händen eines fremden Kridatars ausstehenden Activforderungen, wenngleich solche mit Verbot belegt wären an die ausländische Konkursbehörde erfolgt werden, vorausgesetzt, daß von derselben die Zusicherung der Reciprocität in ähnlichen Fällen ertheilt werde,

und hierauf vom Senate, unter Berücksichtigung der in der Bremischen Erbe- und Handfesten-Ordnung § 144 unter f. enthaltenen Vorschrift, sein Einverständniß, daß nach diesen Grundsätzen gegenseitig von den Behörden verfahren werden möge, erklärt ist, so wird hiemit durch Mittheilung des Gegenwärtigen das Untergericht davon in Kenntniß gesetzt.

Beschlossen Bremen in der Versammlung des Senats vom 1. December 1841.

*) Diese Compactaten gehen selbst so weit, daß überhaupt die Güter der gegenseitigen Bürger und Einwohner nicht arretirt werden sollen, selbst wenn der Gerichtsstand des Vertrages begründet ist. Auch dann soll der Creditor am Wohnorte des Schuldners klagen. — Dergleichen Verträge sind aber nicht zum Vortheil eines Export-Platzes wie Bremen! Wie oft kommt der Bremische Verkäufer nur dadurch zu seinem Gelde, daß er den durchreisenden auswärtigen Debitor hier arretiren lassen kann! —

∴ Privat-Concert.

Die Vielseitigkeit der Privatconcerte ist dankbar anzuerkennen. So brachte das Concert vom letzten Mittwoch eine alte gemüthliche Hayden'sche Symphonie, zwei moderne, brillante Pariser Virtuosen und einen jungen talentvollen Bremer Violinisten. Herr Mortier de Fontaine ist sicherlich einer der ersten jetzt lebenden Clavier-Virtuosen, und möchte er nicht weit mehr von Liszt entfernt sein. Von der Zartheit, mit welcher er eine Damenstimme accompagnirt bleibt hoffentlich etwas in Bremen. Seine Gemahlin besitzt eine in der Tiefe ausgezeichnete Alt-Stimme, ausdrucksvollen nach Italienischen Mustern gebildeten Vortrag und gute Schule. Einer anerkennenden Aufnahme erfreute sich der junge Bremische Violinist, Herr Suck, Schüler des Herrn Ochernal. Dies Talent verdient in Wahrheit gepflegt zu werden, und möchten wir wünschen, daß Herrn Suck der Unterricht des Concertmeisters Müller in Braunschweig vermöglicht würde. Vorläufig möge er bei dem hörbaren Streben nach Weichheit das Wesentlichere — Kraft und Feuer nicht hintenansetzen. Bei dieser Administration der Privatconcerte zeigt es sich recht, wie viel zweckmäßiger es ist, das Geld auf Herbeiziehung von Künstlern als auf Anschaffung von Noten zu verwenden. Möchte doch der Theater-Verein für den nächsten Winter den nämlichen Grundsatz annehmen.

* Frage.

Die Nothbrücke soll, wie verlautet, einstweilen noch stehen bleiben. Warum?

Einsender dieses, will nur bloß aufmerksam machen, und glaubt, daß jetzt der rechte Zeitpunkt da ist, die Brücke abzubrechen. Der niedere Wasserstand und unterhalb der Brücke das offene Wasser, begünstigen den Abbruch sehr.

Sollte es auch mit einigen Kosten mehr bewerkstelligt werden müssen, so wäre es doch besser, als wenn hohes Wasser mit Eisgang verbunden die Brücke mit hinweg nehme, und wie viel Unheil könnte an Schiffen, Häusern und Deichen dadurch entstehen! Wer würde die Schuld zu tragen haben? Und wer würde, den doch nicht zu berechnenden Schaden, ersetzen? — B.

Ein türkisches Longchamps.

Die Moslems haben sieben heilige Nächte, die heiligste aber ist die sogenannte Leilet-el-Kadr, oder die Nacht der Kraft, in der unaussprechliche und unerklärliche Mysterien vorgehen: das Meer soll in derselben als Symbol der allmächtigen Reinheit seine salzigen Eigenschaften verlieren. Der genaue Zeitpunkt dieser wunderwirkenden Nacht wurde keinem Heiligen und keinem Propheten geoffenbart, man glaubt aber, daß es die des 27. Ramadan sei, und sie wird deshalb feierlich begangen: alle Moscheen werden mehr als gewöhnlich beleuchtet und verziert. Die Priester lösen sich ab mit Vorlesung von Gebeten und die Gläubigen strömen in die Moscheen, um der verheißenen Wohlthaten der in dieser Nacht dargebrachten Gebete theilhaftig zu werden. In den sieben Nächten soll kein Mann das Harem betreten, unter mancherlei Strafdrohungen, so z. B. werden alle Kinder, die aus einer Uebertretung dieses Verbots hervorgehen, buckelig, krummfüßig, schielend oder aussätzig. Nur für den Sultan besteht für die „Nacht der Kraft" eine Ausnahme: er soll Abends die Moschee besuchen unter Vortragung zahlreicher Laternen, wie sie bei Vermählungen üblich sind, und nach dem Abendgebet mit einer reinen Jungfrau sich vermählen. Ein Kind, das aus dieser Verbindung hervorgeht, weissagt dem Vater, der Mutter, dem Kind und der ganzen Dynastie alles Heil, und manches kaiserliche Kind soll unter so günstigen Auspizien in die Welt getreten sein. —

An den zwei Tagen des Ramadan, welche auf diese Nacht folgen, ist es Sitte der Damen in Konstantinopel, sich, so weit es der neidische Schleier erlaubt, auf dem viereckigen Platze vor der Amtswohnung des Seraskiers zu zeigen, die untere und Mittelclasse zu Fuß, die höhere in mannigfachen, seltsamen Fuhrwerken. Am 12. und 13. November d. J., so schreibt das Morning Chronicle vom 9. Dez. aus Konstantinopel, war diese Promenade gedrängt voll; Hunderte von Frauen, deren runde, meist verschleierte Köpfe einem ungeheuren Champignonfeld glichen, standen auf der einen Seite des Platzes. Schaaren von Männern, welche die benachbarte Moschee Bajazet's verließen oder betreten wollten, gingen auf der entgegengesetzten Seite auf und ab, während in der Mitte Reihen von phantastisch geschnitzten Fuhrwerken aller Art herzogen, die mit goldbehängtem Scharlachtuch bedeckt waren. Diese von Ochsen mit gestickten Kopfstücken, oder von Pferden, welche von Stallknechten geführt wurden, gezogenen Wagen, waren mit Damen angefüllt, die leicht, aber dicht verschleiert waren, und mit lieblichen Kindern in vielfarbigen Kleidern und mit einem Kopfschmuck, in dem Perlen, goldene Talismane und Diamantenzierrathen, worunter häufig des Sultans Namenszug in Brillanten eingeflochten waren. Hier und da sah man junge Beys oder Beyzadehs (Beisöhne) dem elterlichen Wagen folgen, oder unter einem Gefolge von drei bis vier Dienern auf schönen Pferden daher reiten, den rothen Feß oder das lange geschlungene Haar von Juwelen glänzend oder mit Perlen durchflochten. Besonders that sich unter diesen der junge Sohn des persischen Gesandten hervor, welcher in seine Landestracht gekleidet und von mehreren Dienern gefolgt war.

* Benefiz für Herrn Lemke.

Einsender dieser Zeilen macht darauf aufmerksam, daß in den nächsten Tagen die Benefizvorstellung für Herrn Lemke stattfinden wird. Ein neues Stück ist dazu in Scene gesetzt. Es steht zu hoffen, daß das Publicum durch einen zahlreichen Besuch beweisen wird, daß es den Fleiß und die Thätigkeit des verdienten Schauspielers anerkenne, welcher der Aufmunterung und, als Versorger einer zahlreichen Familie, der Unterstützung vorzüglich werth ist.

† Charade.

Bist Du mein Freund, so sei die Erste nie,
Sonst ist es bald um unsern Bund gethan;
Denn gäb' ich sie zurück in Sympathie,
So einte Sympathie uns nicht fortan. —
Des Südens Gluth, des Nordens Eis,
Erwünschter sind sie, als ihr träges Gleis.

Die Zweite fehlet selbst dem Bettler nicht,
Sie bietet mind'stens ihm die nackte Erde.
Wer sie erreicht im Rathe, hat Gewicht,
Und Mancher strebt, daß dies empfunden werde.
Besäß' ich sie mit Land vereint,
Froh lüd' ich zu mir, selbst den Feind!

Wer aber nach dem Ganzen fragt,
Den weis' ich hin nach Preußens Lande;
Ich sah es nicht, — doch, wie man sagt,
Dehnt's dort, zum Theil, sich aus im Sande.
Welch' Wunder dort ward offenbar?
Ein Mann, der lebend schon verstorben war.

H. H....

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 11. Januar d. J.

Keine.

Thorsperre.

Vom 16. — 31. Januar 5½ Uhr. Für Fußgänger 6 Uhr.

Miscellaneen.

(Rafael und Murillo.) Im zweiten Bande der „Reisebriefe von Ida, Gräfin Hahn-Hahn“ giebt die geistreiche Frau folgende Charakteristik jener ersten Meister der italienischen und der spanischen Malerschule; „Rafael schuf die Antike zum Heiligen um, Murillo den Menschen. Wundern Sie sich nicht, daß ich diese beiden Namen zusammenstelle; nur sie verdienen die engste Gemeinschaft. Ähnlichkeit ist übrigens keine andere in ihnen, als daß Jeder auf seinem Wege das Höchste erreichte und das Vollkommenste schuf; — denn sie lebten in gar verschiedenen Zeiten und Zuständen: Rafael war der Lieblingszögling griechischer Schönheit, dem die Grazien verschwenderisch alle ihre Gaben schenkten und ihm Aug' und Seele gaben, um sie zu erkennen; Murillo wurde angestrahlt von der Schönheit der schlichten Natur, und statt der griechischen Grazie neigte sich der ekstatische Glaube zu ihm und weihte ihn in himmlische Mysterien ein. So wie Rafael der Maler der Madonna — ist Murillo der der Heiligen. Beide haben auch andere Meisterwerke geschaffen; aber in jenen Darstellungen sind sie ganz außer aller Proportion mit den übrigen Malern. Neben der Madonna Sistina sieht jede andere irdisch aus; neben S. Thomas de Villanueva jeder Heilige unheilig. Was nun die Weichheit und Bestimmtheit des Pinsels, den Schmelz der Farben, die correkte Zeichnung betrifft, so mein' ich, daß Rafael eben so viel über Murillo steht als unter ihm in der Gruppirung. Verstehen Sie mich! Rafael hat nicht etwa schwer oder unklar — aber er hat doch gruppirt: während sich bei Murillo die Gestalten zusammenfinden wie die Sterne zu einer Constellation.“

(Öffentliches Lob.) Es giebt wenig Erscheinungen im Kunstleben, die nicht alles daran setzen, in öffentlichen Blättern gelobt zu werden. Talma konnte nie des Lobes genug über sich lesen. Die Mars bekam jedesmal Migraine, wenn sie getadelt wurde. Der große Devrient schrieb, so oft er eine neue Rolle spielte, artige Briefe an die ersten Journalisten Berlin's. Iffland sprach sehr gerne mit den Journalisten, und nach solchen Gesprächen fand man meistens Iffland's Ansichten in den Blättern wiedergegeben. Wie viel dem berühmten Seidelmann am Lobe gelegen ist, darüber mag Herr Lewald Auskunft geben. Ole Bull reis'te mit einem Sekretär, der die Journal-Ausposaunungen besorgte. Der Mime Rott ist mit jedem Berliner Journalistchen — auf Du. Der Stuttgarter Döring gastirt in Frankfurt am Main, in Leipzig und Hamburg, und läßt sich von seiner Clique Weihrauch dampfen. Madame Peroni-Glasbrenner heirathete einen Journalisten, um zu irgend einem Renommé zu kommen. Und so könnten wir alle die größten Erscheinungen der Bühnenkunst in Vergangenheit und Gegenwart beleuchten. Alle wollen sie unmäßig gelobt sein, — und nur wer ihnen die preisende Feder weiht, der ist — „wahrhaft unpartheiisch.“

(Paris.) Hier folgt ein Beispiel einer neuen Erfindung in der stark betriebenen Kunst, fremdes Gut sich anzueignen. Diese Erfindung kömmt von einem ausgelernten Diebe, Namens Charon, der schon ein Dutzendmal wegen ähnlicher Operationen verurtheilt worden ist. — Charon tritt unlängst in einen Laden, wo fertige Kleidungsstücke verkauft werden; er markket um ein Paar Beinkleider, wird über den Preis einig, und erbittet sich die Erlaubniß, solche im hintersten Zimmer des Ladens anprobiren zu dürfen. Einige Minuten später kömmt er wieder heraus, behauptet die Beinkleider seien ihm um zwei Querfinger zu lang, und wünscht, daß sie ihm um so viel abgenommen werden möchten. Mit großer Gefälligkeit äußerte der Schneider, er wolle sich sogleich daran machen, worauf Charon den Laden mit der Versicherung verläßt, er wolle einigemal auf dem Boulevard auf und ab gehen, und dann die Beinkleider abholen. — Zum Unglück für den Gauner hatte jedoch ein Polizei-Agent, der den Patron schon kannte, und ihm ansah, daß er etwas vor hatte, seine Schritte bewacht, und sich vor dem Laden auf den Anstand gestellt. Was dem Schneider und seiner Frau entging, sprang dem Polizeimann sofort in die Augen; er näherte sich Charon, und sprach, ihm auf die Schulter klopfend: „Kamerad, Ihr seid vor 10 Minuten hier eingetreten, und ich bin erstaunt, wie Ihr in dieser kurzen Zeit an Wohlbeleibtheit zugenommen habt. Ist Euch etwas Außerordentliches zugestoßen? Laßt doch einmal sehen, ob Ihr wassersüchtig seid.“ Charon, der nun einsah, daß er sich in der Falle befinde, fügte sich in sein Schicksal mit der Ergebung eines Menschen, dem solche Katastrophen nicht mehr fremd sind; er ließ sich ohne Widerstand zu dem Schneider führen, der gerade wahrgenommen hatte, daß ihm ein blauer Ueberrock fehle. Charon hatte die Zeit, welche er im Hinterstübchen zubrachte, gut benützt; in wenig Minuten war er vollig entkleidet, zog einen da hängenden Ueberrock auf den nackten Leib an, dann sein Hemd und seine übrige Kleidung darüber. Der Schneider machte große Augen, er konnte namentlich nicht begreifen, wie die langen Schöße des Ueberrocks in Charon's Beinkleidern so geschickt hatten verschwinden können. Er erhielt seinen Rock zurück, und Charon wird für seine neue Erfindung mit zweijährigem Gefängnisse belohnt werden.

(Der geistreiche Liszt) antwortete auf die Frage, warum er seinen journalistischen Anfeindern — nicht mit dem Säbel, den er von den Ungarn zum Andenken erhielt, zu Leibe gehe: „Aus dem einzigen Grunde, weil dieser Säbel — ein Ehrensäbel ist.

(Mannheim, 2. Januar.) Veranlaßt durch den einstimmigen Beschluß der Gemeindebehörde, sprach heute eine Deputation, bestehend aus dem ersten Bürgermeister, zwei Mitgliedern des kleinen Bürgerausschusses, dem Comite des hiesigen Hoftheaters den Dank für die eben so umsichtige als eifrige, musterhafte Verwaltung dieses mit den Interessen unserer Stadt so eng verbundenen Institutes aus. Diese Anerkennung war um so begründeter, oder entsprach um so sicherer einem allgemeinen Gefühle als die verehrlichen Mitglieder des Comite's vor einiger Zeit dem

Entschlusse nahe standen, sich des mühevollen Berufes zu entledigen, und, wie man vernimmt, nur die Rücksicht sie bewog auch ferner im Amte zu bleiben und das Gedeihen der Anstalt nicht dem ungewissen Erfolg einer neuen Administration auszusetzen, eine Unsicherheit, die sich deutlich genug bei den mehrseitigen Combinations-Versuchen eines neuen Comite's zu erkennen gab. Die Größe der Wirksamkeit, des Zeitaufwandes, den diese Stellen täglich ansprechen, wird kaum Jemand bestreiten; es wird auch Wenigen entgehn, daß wenn es besonders darauf ankömmt, die vollendetsten Darstellungen menschlicher Leidenschaften auf der Bühne hervorzurufen, gerade die Männer an der Spitze des Kunstinstitutes gar oft am ersten der Wahrheit der Leidenschaft im gehässigen Sinne ausgesetzt sind. Wen erfüllen nicht noch mit Unwillen frühere niedrige Verunglimpfungen? Daß auch solchen Angriffen gegenüber die ehrenwerthen Männer der Administration die würdevolle Stellung eines ruhigen Schweigens, im Bewußtsein treuerfüllter Pflichten, eingenommen, auch dafür gebührt ihnen Dank.

Ein solches Comite wäre demnächst auch für das neue Bremische Theater einzurichten.

(Anekdoten aus der Normandie.) In der von Shoberl herausgegebenen „Excursion in Normandy" (2 Bde., London 1841) kommen unter mehren, die Bewohner der Normandie charakterisirenden Zügen auch folgende vor: „Ein Fleischhauer aus Caen kaufte von einem Viehhändler in der Nachbarschaft ein Kalb. Ein paar Flaschen Cider schlossen den Handel und beim Ausstechen erwähnte der lustige Fleischhauer, daß es ihm ein Leichtes wäre, das Kalb bei hellem Tage in die Stadt zu schmuggeln, d. h. frank und frei damit an der Zollstätte vorüberzugehen und nichts zu bezahlen. Der Viehhändler erklärte das für geradezu unmöglich; Beide wetteten und der Fleischhauer machte nur die Bedingung, daß der Andere ihm auf eine halbe Stunde seinen Hund leihen solle. Diesen Hund steckte er in einen weiten Sack, warf den Sack über die Schulter und trollte sich damit nach der Stadt. An der Zollstätte zeigte er an, daß er nichts zu entrichten habe, denn im Sacke sei ein Hund, den er eben gekauft und in den Sack gesteckt, damit er ihm nicht davonliefe. Die Zollofficianten wollten das nicht auf's Wort glauben und verlangten den Hund zu sehen. Der Fleischhauer gehorchte, öffnete den Sack und natürlich sprang der Hund davon. Der Fleischhauer ihm nach, schimpfend und fluchend. In einer Viertelstunde war er wieder an der Zollstätte, den Sack auf dem Rücken. „Sie haben mir eine schöne Hetze zuwege gebracht", sagte er ärgerlich und ging mit dem Kalbe unaufgehalten vorüber. — Auf seiner Reise durch die Normandie hörte Ludwig XVI. in der Gegend von Caen einen Bauer ein lustiges Volkslied singen und fand daran so viel Gefallen, daß er am Schlusse rief: Bis, bis. Der Bauer fragte, was das heiße, erfuhr, daß es noch einmal bedeute, und er wiederholte das Lied. Als ihm darauf der König ein Goldstück reichte, rief der Bauer: Bis, Bis, und würde so fortgerufen haben, wenn nicht der König unter herzlichem Lachen ihm ein zweites Goldstück gegeben und dabei gesagt hätte: Assez, assez! — Ein kräftiger Bauer hatte eines Tages in der Gegend von Evreux bei Sturm und Regen auf dem Felde gearbeitet und ging am Abende müde und bis auf die Haut durchnäßt nach Hause. An der Thüre trat ihm sein liebes Weib entgegen, die den ganzen Tag daheim geblieben war. „Herzensmännchen", sagte sie, „es hat so fürchterlich geregnet, daß ich unmöglich Wasser holen konnte und folglich auch Deine Suppe nicht habe kochen können. Du bist einmal durch und durch naß; so wär'st Du wohl so gut und holtest mir ein paar Kannen Wasser; nässer kannst Du ja so nicht werden? Der Grund war schlagend. Also nahm der gute Mann die Kannen und holte das Wasser an der ziemlich weit entfernten Quelle. Als er zurück kam, saß sein liebes Weib gemächlich beim Feuer. Da hob der Mann beide Kannen in die Höhe und goß sie seiner lieben Ehehälfte über den Kopf. „Herzensweib", sagte er dann, nun bist Du just so naß wie ich; also magst Du Dir Dein Wasser selber holen; nässer kannst Du ja so nicht werden?"

(Dampfschifffahrt auf dem Rhein.) Vor einigen Jahren führte man als besondere Merkwürdigkeit an, daß durch die Dampfschiffe auf dem Rhein eine größere Passagierzahl befördert worden sei, als durch alle Fuhr- und Eilwagenposten in der ganzen preußischen Monarchie zusammengenommen, ungeachtet der trefflichen Einrichtung. Seitdem hat sich jene Menge, und damit das angegebene Verhältniß mehr als verdoppelt. Im Jahr 1841 sind wenigstens 750,000 Menschen auf den rheinischen Dampfschiffen gefahren: 1840 waren es etwa 636,000, 1839 erst beiläufig 487,000. Welcher Abstand gegen das Jahr 1827, in welchem eine Passagierzahl von 18 bis 19000, die auf den Kölner Booten fuhren, schon als enorm betrachtet wurde.

(Schmid.) Die vortrefflichen Jugendschriften von Christoph Schmid, dem Verfasser der „Ostereier," sind für den Grafen v. Paris ins Französische übersetzt, und von Jules Janin mit einer Vorrede eingeleitet worden.

(In Königsberger Blättern) las man neulich folgende Anzeige: „Ich Isaak Hirsch, vormals Beer, Hirsch u. Comp. mache bekannt, daß meine Frau, geborne Kuh, von einem gesunden Knaben entbunden wurde, der den Namen Wolf erhielt. Schönen Dank verdient die Hebamme Sara Geyer für ihre sorgfältige Pflege." Die Königsberger nennen seit der Zeit Mad. Geyer die Menagerie-Hebamme.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 5.

Bremen, Sonntag den 16. Januar 1842.

Gestorben:

55. Den 11. Januar. Der Kaufmann Ernst Aug. Jacob Gether, 39½ Jahr; Holzpforte Nro. 15.

56. Den 12. — Der Rentier Joh. Friedr. Michaelis, 65 Jahr; am Bollwerk Nro. 16.

57. Den 12. — Des Spornfabrikanten Ernst Friedr. Gastmeyer Ehefr., geb. Müller, 31 Jahr; Ansgariithorssteinweg Nro. 5.

58. Den 12. — Des Küpergesellen Cart Schmidt Tochter, 3¾ Jahr; kl. Sortillenstr. Nr. 5.

59. Den 13. — Des Hutmachers Johann Wilh. Ohrtmann Ehefr., geb. Höndel, 48 Jahr; Bauernstraße Nro. 5.

Nro. 60. Den 13. — Der Kutscher Carl Cord Kolwey, 36 Jahr; Heerdenthorswall Nro. 66 G.

— 61. Den 14. — Die Dienstmagd Elisabeth Pabst, 47 Jahr; Sögestraße Nro. 10.

— 62. Den 14. — Des Arb. Joh. Jobst Schlöndorff Tochter, 6½ Jahr; Düsternstraße Nr. 57 L.

— 63. Den 14. — Des Arb. Joachim Eberhard Bläse Ehefr., geb. Hencke, 31 Jahr; Georgs Hof Nro. 9.

— 64. Den 14. — Der Tuchmachermeister Johann Gerhard Döbeling, 82 Jahr; Neuenstr. Nro. 87.

— 65. Den 15. — Anna Duhnenkamp, 26 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 33.

Geburten:

61. Den 9. Januar. Des Küpermeisters Georg Heinr. Meyer Ehefr., geborne Cordes, hinterm Abbenthorswall Nr. 62; von einem Mädchen.

62. Den 11. — Des Cigarrenmachers Albert Meyer Ehefr., geb. Entersen, gr. Johannisstraße Nr. 12; von einem Knaben.

63. Den 11. — Des Arb. Joh. Friedr. Bartels Ehefr., geb. Ulrichs, auf der Brake N. 15; von einem Mädchen.

64. Den 11. — Des Kaufmanns Henr. Schröder Ehefr., geb. Iken, Langenstr. Nro. 23; von einem Mädchen.

65. Den 12. — Des Kaufmanns Eberhard Ludw. Meyer Ehefr., geb. Wendt, Obernstraße Nr. 47; von einem Knaben.

66. Den 12. — Des Cigarrenmachers Johann Adam Meyer Ehefr., geborne Rodewald, Bleicherstr. Nr. 3; von einem Mädchen.

67. Den 12. — Des Steinhauergesellen Heinrich Georg Petersen Ehefr., geb. Grube, Runken; von einem Knaben.

Nro. 68. Den 12. — Des Arb. Hinr. Gerh. Garlich Ehefr., geb. Notten, Buntenthorssteinweg Nr. 119; von einem Knaben.

— 69. Den 13. — Des Zimmergesellen Joh. Hinr. Poggenburg Ehefr., geborne Pechmann, gr. Johannisstr. N. 117; von einem Knaben.

— 70. Den 13. — Des Schneiders Johann Heinrich Jürgen König Ehefr., geb. Diers, Hastedt Nr. 20; von einem Mädchen.

— 71. Den 13. — Des Fuhrmanns Johann Stege Ehefr., geb. Henke, Fedelhören; von einem Knaben.

— 72. Den 13. — Des Arb. Carsten Henr. Wilhelm Sievers Ehefr., geb. Ulhoff, Bunthorssteinweg Nr. 211; von einem Mädchen.

— 73. Den 14. — Des Kaufmanns Eduard Hagedorn Ehefr., geb. Bohlen, Brautstr. N 26; von einem Knaben.

— 74. Den 14. — Des Schenkwirths Heinr. Ehlers Ehefr., geborne Boe, Osterthorssteinweg Nr. 44; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

16. Der Cigarrenmacher Carl Heinr. Adolph Eitzen und Dorethea Louise Maria Brotlecht hies.

17. Der Galanteriehändler Franz Wilh. Hamberger hies. und Emilie Elisabeth Rose zu Hildesheim.

18. Der Korbmachermeister Friedrich Zacharias Huckemeyer und des verstorbenen Hökers Carsten Heinr. Köster Wittwe, Metta Margaretha, geb. Knoop hies.

19. Der Küpergesell Berend Oischer hies. und Elisabeth Wessels am Gröplingerdeich.

20. Der Schuhmachergesell Joh. Friedrich Wilhelm Clauffen zu Mühlhausen in Ober-Elsaß u. Maria Anna Feig zu Heitersheim.

Nro. 21. Der Eisenkrämer Hinrich Schwers und Anna Maria Francisca Antonette Michels hies.

— 22. Der Maurergesell Hermann Eggers und Margaretha Kastens hieselbst.

— 23. Der Handlungsgehülfe Tonnies (Anton) Heinrich Wellensiek zu Muccum und Rebecca Maria Meier zu Heiligenrode.

— 24. Der Stuhlmacher Johann Heinrich Philipp Rode hies. und Margar Hüsing, aus Leeste.

— 25. Der Cigarrenmacher Otto Krukemeyer und Adelheid Maria Muschin, genannt Bet'echt, hieselbst.

— 26. Der Landmann Johann Wilh. Strus zu Varel und Margarete Catharine Speckels zu Varel.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 6.

Bremen, Donnerstag den 20. Januar 1842.

Heimkehr.

Ich zog, ein Jüngling, durch die weite Welt
Und sah entzückt viel' tausend Herrlichkeiten:
Die Alpenscheitel purpurroth erhellt,
Die Schweizerthäler und die Gletscherbreiten;

Den Rhein, der seinen grünen Wogenschwall
Vorüberwälzt an sanften Rebenhügeln,
Die grauen Burgen auf dem Felsenwall,
Umrauscht von Sagen und von Mährchenflügeln;

Die ungeheure Stadt am Themsestrom,
Den Tunnel unter breitem Fluthenbette;
Die stolze Kuppel von Sanct Paulus Dom,
Den Port, wo Schiffe segeln um die Wette.

Und weiter zog ich durch das wilde Meer,
Zum Sturz des Niagara über Klippen,
Zum dichten Urwald, wundervoll und hehr,
Wo prächt'ge Vögel ob der Fluth sich wippen.

Und weiter, weiter durch die weite Welt,
Bis ich durchzogen all' die fremden Zonen;
Doch hat mir keine so das Herz geschwellt,
Daß ich Verlangen trug, in ihr zu wohnen.

Die Sehnsucht trieb mich heim in's Vaterland,
Zum Ort, wo meine Wiege einst gestanden,
Wo mir in Lust die Knabenzeit entschwand,
Wo Liebe mich umwob mit zarten Banden.

Hier steht die Buche noch am Waldessaum,
Wo sie zu küssen ich mich durft' erkühnen;
Dort in des Friedhofs heiligstillem Raum
Seh' ich die Gräber meiner Liebe grünen.

Hier leiht entfloh'ner Jahre Bilderspiel
Den höchsten Reiz den Hügeln und den Auen;
Hier wohn' ich gern bis an mein Lebensziel,
Hier will ich mir ein schlichtes Hüttchen bauen.

Bin ich gestorben, gönnt mir eine Gruft
Auf stillem Friedhof bei geliebten Todten:
So wie gut wohnen in der Heimath Luft,
So ist gut schlummern in der Heimath Boden.

Adolf Bube.

Die Rache.

Aus einer größeren Erzählung.

Die Gläser waren wiederholt geleert worden, als Lieut. Lovegrove Folgendes erzählte: „Auf einer meiner Seereisen, bei der Fahrt vom Cap nach St. Helena, ich wüßte nicht anzugeben, im wievielsten Grade südlicher Breite und westlicher Länge, aber das erinnere ich mich, daß wir zehn Knoten in der Stunde zurücklegten, stand ich neben dem Kapitän auf dem Hinterdeck und freute mich des Schaumes, der bisweilen gar lustig über uns zusammenspritzte, als plötzlich der Ruf erscholl: „Etwas am Steuerbord-Backen.“ Der Ruf kam von dem Matrosen, der auf dem Vorderkastell die Wache hatte, und wenn ich Ihnen aufrichtig gestehe,

meine Herren, daß der Ruf mich ein wenig erschreckte, so muß ich Ihnen dagegen auch bemerken, daß es im Ganzen ziemlich stille war und es unglaublich ist, wie laut ein solcher Matrose schreit, zumal wenn er, was der unsrige that, die vor den Mund gehaltene Hand zum Sprachrohre macht. Der Kapitän wußte sogleich, woran er war. Zwei oder drei Commando's, und in zwei oder drei Minuten rührte sich das Schiff kaum. Ein Boot mit zwei Mann wurde niedergelassen, und ehe ich mich noch gefragt, was es wohl geben könne, ruderten die zwei Männer frisch darauf los. Auf was? — Ja, sehen Sie, meine Herren, das wußte ich eben so wenig wie Sie. Wenn ein Kapitän Befehle giebt, ist er der gröbste Mensch auf Gottes weitem Ocean. Zu antworten fällt ihm gar nicht ein; höchstens winkt er oder zeigt oder thut sonst etwas, das Sie eben so klug läßt wie vorher. Auf meine Frage streckte der Kapitän den Arm und den Zeigefinger aus. Ich begriff, daß das so viel heißen sollte als: dort ist's, thu' selbst die Augen auf, und weil dennoch meine aufgethanen nichts sahen, verstärkte ich sie durch ein Teleskop. Da gewahrte ich in der Richtung, welche das Boot nahm, etwas auf den Wellen schaukeln. Ein Boot war es nicht, aber näher kam's, und ich erkannte, daß es ein Mensch war, der ein Tuch in der Hand hielt und auf einem Hühnerkorbe saß. Gerechter Himmel! dachte ich, nichts als das tiefe Meer unter und der hohe Himmel über dem Unglücklichen — ein Hühnerkorb seine einzige Oase in der Wasserwüste und selbst da er ein Gefangener des Todes ist, vom Hunger eingekerkert! — Alle Schrecknisse des Schiffbruchs vergegenwärtigten sich mir in dem Menschen und seinem Hühnerkorbe, und das vermuthlich um so lebhafter, weil wir den Kapitän eines Kriegsschiffes an Bord hatten, der vor Kurzem gescheitert, einen vollen Tag in offener See auf ein Paar Brettern umhergeschwommen, vorgestern von einem Kauffahrteifahrer aufgefischt, von diesem gestern zu uns gekommen, um mit uns nach England zurückzukehren, und von seinen ausgestandenen Drangsalen mir Abends vorher eine sehr ausführliche Beschreibung gegeben hatte. Da sah ich nun das Beschriebene in der Wirklichkeit vor mir. Es dauerte jetzt zwar nicht lange, so hatte unser Boot den Schwimmenden erreicht; aber die Anstrengungen, die unsere Matrosen machen mußten, ihn in ihr Boot zu bringen, bewiesen, daß es höchste Zeit gewesen war. Der Mann konnte nicht auf den Füßen stehen, und wie die Matrosen ihn legten, so lag er. Als sie an unsere Schiffsseite kamen, wurden ihnen Seile und Decken zugeworfen. Sie packten den offenbar mehr als Halbtodten sorgfältig ein, und so wurde er auf's Verdeck gehoben. Sie können sich von dem Anblicke schwerlich einen Begriff machen, meine Herren! Wie ein Geier mußte der Hunger an dem Manne gezehrt haben. Er war nicht viel besser als ein Skelett. Die gläsernen Augen stierten aus den Höhlen; die Backenknochen stachen beinah durch die gelbe Haut, die Lippen sahen dunkelblau, dazu ein langer schwarzer Bart — es war ein Mitleid und Schauder erregender Anblick. Sein erstes Wort war: „Wasser, Wasser — um's Himmelswillen Wasser!" Und dabei, versichere ich Ihnen, hörte man die Lungen knarren. Eine sehr mäßige Quantität wurde ihm zwischen den Lippen eingegossen, die viel zu hart waren, als daß er sie hätte öffnen können, und da zeigte sich, was eigentlich Durst heißt und Durst ist. Sobald der erste Tropfen die Lippen und die Zunge benetzte, zuckte jedes Glied, und nach dem ersten Schlucke drückte das ganze Gesicht eine wahrhaft kannibalische Freude aus. Der Kapitän ließ den Mann auf eine Matratze legen und aus der Sonnenhitze auf's Hinterdeck unter den Schirm bringen, wo er eine Tasse Fleischbrühe bekam und, wie er die getrunken, fest einschlief. Mit dem Befehle, daß Niemand ihn stören sollte, gingen wir zu Tische. Die Gesellschaft blieb mir etwas zu lange bei der Flasche sitzen; ich verfügte mich also wieder auf's Verdeck, und da ich den Mann noch schlafend fand und ihn gern beobachten wollte, wenn er die Augen aufschlagen und sich von seinem Hühnerkorbe erlöst sehen würde, nahm ich einen Stuhl und setzte mich ihm gegenüber. Vielleicht nach Verlauf einer halben Stunde fing er an sich zu regen; dann öffnete er die Augen und blickte wild umher. „Wie — was — wo?" hörte ich ihn murmeln; „wo bin ich denn? Ist das ein Schiff? Und das der Himmel, o Gott!" — dann schloß er die Augen, und aus der Bewegung seiner Lippen folgerte ich, daß er betete. Ich setzte mich leise neben ihn, und als er nach einigen Minuten die Augen öffnete und sich ein wenig aufrichtete, beugte ich mich zu ihm, nahm ihn bei der Hand und fragte mit aller mir möglichen Freundlichkeit: ob er etwas wünsche und womit ich ihm dienen könne? — Wild, wie ich es nie vergessen werde, stierte er mich an und preßte meine Hand krampfhaft zwischen seinen knöchernen Fingern. Dann näherte er sein Gesicht dem meinigen und seinen Kopf langsam schüttelnd sagte er: „Sie sind nicht der böse Feind

nicht wahr?“ — „Nein, lieber Mann“, antwortete ich; „ich bin vielmehr Euer Freund, der es gut mit Euch meint; sagt mir nur, was ich für Euch thun kann.“ — Da zog der Mann meine Hand an seine Brust, drückte sie innig und küßte sie heftig. In demselben Moment sah ich den Aufwärter über's Deck gehen; ich rief ihn und ließ mir eins von meinen Hemden und ein Paar andere Kleidungsstücke holen, die ich dem Manne nöthig glaubte. Der Aufwärter hatte zu viel mit der Tisch-Gesellschaft zu thun, als daß ich ihm hätte zumuthen sollen, mir bei der Umkleidung zu helfen. Also that ich das selbst, obgleich nicht ohne Mühe. Denn wie gern auch der Mann mich unterstützen wollte, er war doch kaum im Stande, sich zu heben, und seine inzwischen getrockneten Kleider starrten von Seesalz. Wie ich ihm den Rücken entblößte, bemerkte ich die noch wunden Spuren jenes scheußlichsten aller Straf-Instrumente, der neunschwänzigen Katze. Bei zufälliger Berührung zuckte der Mann. „Schmerzt es Euch?“ fragte ich. „Sehr, sehr!“ antwortete er. Da ich nicht anders vermuthen konnte, als daß er die grausame Züchtigung für irgend ein Verbrechen erhalten habe, hielt ich sein: „Sehr, sehr!“ zugleich für einen Ausdruck der Reue und setzte die Umkleidung desto lieber fort.

(Schluß folgt.)

Zollverein.

Niemand hat sich wohl in letzterer Zeit mehr Mühe gegeben, den Hansestädten begreiflich machen zu wollen, daß es in ihrem Interesse liege sich dem Zollverein anzuschließen, wie inländische deutsche Blätter, und da diese sonst eben nicht bei der Hand sind, jenen das Wort zu reden, so sollten diese Anpreisungen beinahe Mißtrauen erwecken, und so ungern wir dieses Gefühl auch sonst nähren mögen, können wir es hiebei doch nicht ganz unterdrücken. — Man hat bisher in allen inländischen Blättern vergebens eine Nachweisung gesucht, *worin denn eigentlich* bei etwaigem Anschluß *der Nutzen für uns liege?* statt diese Frage mit klaren Beweisen oder Berechnungen wie der Kaufmann sie gewohnt ist, beantwortet zu sehen, tischt man uns nur schön klingende Phrasen auf, als:

1. Deutschland's Wohl erheische es! — Und da diese Worte nicht recht fruchten wollen, kommt man gar mit Drohungen,

2. Wir können Euch zum Beitritt zwingen! denn Ihr seid nur geduldet!

Darauf möchte ihnen nun zu erwiedern sein wie folgt:

1. Wenn Deutschlands Wohl es erfordere, daß dessen inländische Industrie durch Besteurung ausländischer *Fabrikate* geschützt werde, so wollen wir, obschon durch Nichtzulassung der Letztern unser Seehandel schon Beeinträchtigung erfährt und das Princip unbeschränkter Handelsfreiheit, worauf unser Wohlstand begründet ward, darunter leiden muß, dennoch dieses allenfalls zum Opfer bringen. — Doch die durch den Zollverband allen transatlantischen Waaren auferlegten hohe Zölle (welche nur dazu dienen, deren Consumo zu schmälern, mithin auch den Absatz transatlantischer Waaren auf dessen Handel die Hansestädte doch hingewiesen sind, verkümmern) gutzuheißen oder wohl gar uns freiwillig aufzuerlegen. Dieses ist zu viel verlangt; es hieße ja: Euer scheinbares Glück auf unsern Ruin bauen! —

Napoleon pflegte uns auch vordemonstriren zu lassen: Ihr braucht keinen Caffee und Zucker etc. zu beziehen, baut selbst Cichorien, Runkelrüben u. s. w. und wer sich dennoch den Genuß dieser oder andrer Colonialwaaren nicht versagen kann, mag dafür theuer bezahlen. — Die Hansestädte fühlten aber zu jener Zeit nur zu wohl, daß dergleichen Decrete nur auf ihren Ruin hinzielten und dennoch sind jene in den Vereinstaaten erhobenen Zölle nichts anders, als jenes französische Douanensystem im Kleinen, welches inländische Blätter, deren Federn durch das Interesse einiger Fabrikanten in Bewegung gesetzt werden, vertheidigen.

2. Man sagt sogar, wir würden nur geduldet, man könne uns zwingen! Eine solche Sprache sind wir sonst nicht gewohnt in vaterländischen Blättern zu hören, führt sie doch nicht einmal England im Munde, dem es noch viel leichter wäre durch Verwendung eines kleinen Theils seiner mächtigen Flotte unsre Flüsse zu sperren und unsern Seehandel ganz aufzuheben. — Solche Drohungen wird auch keine deutsche Macht je aussprechen, viel weniger sie je in Ausführung bringen, und Einige sich zum Anschluß gefügte Häfen auf Kosten der andern zu begünstigen, also eventualiter die Hansestädte in die Categorie der letztern gestellt. Dadurch würde ja offenbar wieder Holland gewinnen, das nur uns als gefährliche Concurrenten zu fürchten hat, und dieses liegt ja wiederum gar nicht im Interesse des sogenannten preußischen Zollverbandes. Und

was nun England, Frankreich, und einige andere Mächte betrifft, so haben wir, welche gern gesehen sind, von ihnen bisher mehr auf gütlichem Wege erlangt, als wir je glauben können zu erreichen, sobald wir uns dem Zollverband anschlössen, also hiedurch uns England, Frankreich ꝛc. in mancher Hinsicht feindlich gegenüber stellen würden. — Wie man uns zum Beitritt zwingen kann, will uns nicht wohl einleuchten, und uns blutet schon das Herz bei dem bloßen Gedanken, daß die Hansestädte in den Verein gehen könnten. —

Am Ende kömmt es aber noch sehr darauf an, ob denn das Inland besser die Hansestädte entbehren kann, oder umgekehrt, denn wenn den Hansestädten der Absatz transatlantischer Waaren versagt werden würde, so könnten diese ja auch nicht dem innern Deutschlande seine Fabrikate abnehmen, indem es doch erwiesen ist, daß die Hansestädte bisher stets die hauptsächlichsten Abnehmer deutscher Fabricate waren? Antworte man doch ja nicht so leicht hin, durch Bevorzugung in Zöllen u. s. w. könnte der Handel den Hansestädten genommen und andern Seestädten zugeführt werden, dieses ist leichter gesagt wie gethan, denn wer unser Geschäft kennt, weiß auch, daß namentlich in jetziger Zeit nicht Zölle es sind, sondern nur durch Erfahrung gereifte Kenntnisse, richtiger Blick, ungetheilte Aufmerksamkeit, angestrengte Energie, gemeinsames Wirken transatlantischer Etablissements, und ungestörte freie Bewegung, wodurch unser Geschäft in Flor erhalten wird. — Und wer nun gar die Behauptung aufstellt, daß es ein Leichtes sein würde, eine deutsche Kriegsmarine zu errichten, hat wohl nicht bedacht, daß der Bau, die Ausrüstung, Bemannung und Unterhaltung von nur ein Paar Kriegsschiffen, wie sie jetzt üblich sind, Millionen kosten würde, wie viel mehr noch also eine Flotte; ferner daß sich Landarmeen wohl in ein Paar Jahren auf respectabeln Fuß herstellen lassen, aber zur Ausbildung tüchtiger Bemannung für Kriegsschiffe Jahrzehnte erfordert werden, und daß endlich die seichten, sandigen, deutschen Seeküsten von Riga bis nach Holland keinen einzigen Hafen besitzen, wo Kriegsschiffe eingehen und auch nur nothdürftig sichern Aufenthalt finden könnten. — Also Kriegsschiffe für Deutschland bauen lassen, würde eine recht unnütze Geldvergeudung abgeben.

Ein Tag in Versailles.

Ich athmete tief auf, als die Barrière du Maine hinter uns lag. Seit vielen Wochen zum erstenmale wieder ein Stück Feld, mehr als ein Stück Himmel, freies Sonnenlicht und ein Zug frischer Winterluft! Die Saat war eben aus der kalten Scholle aufgeschossen, kaum einen Zoll hoch, vom zartesten Grün, das dem Auge so wohl thut. Ueber die ganze Landschaft goß sich die breiteste Sonne, und der Rauch der Maschine, golden durchleuchtet, zog wie ein flatternder Schleier über die nächste Umgebung. Eine Eisenbahn nach Versailles — nicht eine, zwei sogar! Es ist, dünkt mich, nicht die rechte Weise der Wallfahrt zu diesen Katakomben des französischen Königthums; man sollte zu Pferd ankommen, durch den Wald reiten, wo man von einer Wegeshöhe plötzlich die ganze Stadt sammt Schloß und dem weiten Umfange des Parks vor sich ausgebreitet sieht. Der Dampfwagen stimmt zu modern, der gellende Pfiff der Locomotive, welche gerade dem Schlosse gegenüber anhält, ist eine Verhöhnung der da drüben begrabenen Herrlichkeiten. Warum gibt der Hof Louis Philipps nicht einmal eine Fête zu Versailles, im Costüm und in der Sitte des vierzehnten Louis? Die Cavaliere müßten geritten kommen, die Damen in den ungeheuern Wagen, welche gegen das heutige Cabriolet sich ohngefähr verhalten wie die Arche Noäh gegen das Dampfschiff Duc de Nemours, das im Sommer von Paris nach St. Cloud geht.

Die Bahn, auf welcher ich fuhr, war die des linken Ufers, die kürzere. In einer halben Stunde wurde die, irre ich nicht, mehr als vier Lieues betragende Strecke zurückgelegt, und wenn nicht, gerade wie in Deutschland, eine bedeutende Zeit durch den Aufenthalt auf den Zwischenstationen verloren ginge, käme man noch geschwinder an. Die Bahn bietet im Kleinsten alle Einzelheiten und Eigenthümlichkeiten einer großen; sie schlägt sich über Dämme und Brücken, durch Miniaturtunnels lustig fort. Für den Reisenden ist es eine angenehme Fahrt. Die Wagen sind so bequem, daß sie allen deutschen Institutten zum Muster empfohlen werden dürfen. Man fliegt an den reizendsten Dörfern — Dörfern freilich mit Häusern von mehreren Stockwerken — an Pavillons und Landhäusern vorüber, und bei einem Blicke rechts präsentirt sich auf einmal die Seine breit und glänzend, die Thürme von Paris im Hinter-

grunde, die weißen Mauern von St. Cloud am Ufer, duftiger Wald in der Ferne.

Versailles macht einen unheimlichen Eindruck. Es begegnet einem wohl dann und wann im Frühjahr, an sonnigen Wegen, vor dem Stadtthore ein Mensch, krank, gebückt, blaß, abgemagert, dem ein altes, zu weit gewordenes Sonntagskleid um die Glieder schlottert — das ist ein Bild von Versailles. Zu Füßen des ungeheuern Schloßbaues, in demüthiger Haltung, aber auch mit dem breitmachenden Stolze des Höflings, dehnt sich die Stadt aus. Weite, lichte, leere Alleen, kurze Straßen mit hohen Häusern, zwei prätentiöse Kirchen, Ställe, die wie Paläste aussehen, und Paläste, welche die Zeit schonungslos zu Ställen herabgebracht hat, so stellt sich Versailles dar. Wenig Menschen, selbst um die Mittagszeit, bewegen sich in diesen Räumen; dagegen sieht man hier wieder, was zu Paris eine Seltenheit ist, Hunde ohne Leine, die frei umherlaufen und die paar Vorüberwandelnden anbellen. Ich stieß auf eine Statue von Bronce, mitten auf einem recht artigen Platze, es war die des Generals Hoche, des „Pacificateurs der Vendée," eines Kindes der Stadt Versailles. Noch eine andere Illustration, welche sie gewiegt hat, ist auf der Bibliothek des Schlosses durch eine Marmorbüste verewigt: Ducis, der Uebersetzer des Shakespeare, ein breiter, fetter Kopf. Einige Tage zuvor hatte ich auf dem Théâtre français seinen Hamlet gesehen; dem gleicht er. Die Franzosen müssen den Dichter von Stratford upon Avon nicht übersetzen wollen, das ist Unrecht.

Gegen Mittag stieg ich zum Schlosse hinauf. Vorher hatte mich eine Restauration verführt. Durch ein helles Glasfenster blickten Orangen und Citronen, in eleganten Fruchtkörben aufgethürmt, geschliffene Gläser und spiegelblanke Schüsseln gar zu einladend heraus. Drinnen — Rauch, Dunst und Schmutz. Am Fenster die Nachahmung der Hauptstadt, in der Stube die Provinz, das ist wieder Versailles. Drei Militairs spielten Billard, ein Jude saß am Ofen und schälte Zwiebeln; ich hatte Eile, mich fortzumachen auf das Schloß zu. Am Thore fing mich einer der allzeit fertigen Commissionaire auf und erschreckte mich, wenigstens meinte er es, durch die Nachricht, heute, an einem Donnerstage, sei das Museum sammt den innern Appartements geschlossen. Mein „tant mieux" machte ihn stutzig; es war aber in der That wieder eine stoische Resignation, noch eine gute Miene zu bösem Spiele. Um die neuen Bilder ist es mir nicht zu thun gewesen, am wenigsten in Versailles, das Luxembourg hatte mich kurz zuvor übersättigt. Dieser Cursus der französischen Geschichte in Farben und Rahmen, den zu durchlaufen man siebenviertel Lieues zurücklegen muß, paßt mir schlecht in meine Idee vom Versailler Schlosse. Warum ließ man diese unabsehbaren Corridors, diese unzähligen Zimmer nicht leer? Was sollen die Pferde von Horace Vernet im Schlafgemache der Frau von Maintenon? Warum stellte man nicht alle, wie es bei einzelnen geschehen ist, im Style und im Geschmacke ihrer goldenen Zeit her? Das Versailles von heute ist eine Galerie von Widersprüchen. Am Thore die neuvergoldete Lilie von Bourbon, auf der Zinne die Tricolore der Revolution; mitten auf dem Hofe die Reiterstatue des Menschen, welcher der Gott dieses Tempels war, Ludwig des Vierzehnten, und ein paar Schritte von ihm Marschälle des Reichs. Er steht so groß, so schön, so gebietend da, die Hand mit dem Kommandostab absolut ausgestreckt, das Auge herrschend über den weiten Hof und die weite Fernsicht, auf den Lippen das unsterbliche Wort: L'état c'est moi. Warum gönntet ihr ihm und dem Gedächtniß seiner großen, nur einmal dagewesenen Zeit nicht ein vollkommenes Mahl in dieser seiner unangetasteten Schöpfung. Eine lange Weile blieb ich am Fuße seines Bildes stehen; von da übersah man das Panorama eines großen, dunkeln Waldes, von fünf lichten Streifen durchschnitten, im Mittelgrunde Feld, Dorf und Stadt, ganz vorne die Alleen, die Marschälle, die Plätze von Versailles. Jene fünf Streifen waren fünf Straßen; sie sind es noch, aber verwaiste und aufgegebene: die mittlere nach Paris, die zwei rechts nach Fontainebleau und Rambouillet, die beiden links nach St. Cloud und St. Germain führend. Alle diese Radien liefen in einem Centrum zusammen, strebten nach einem Ziele, fanden in einem Punkt ihr Ende. Alle Lust und aller Glanz und alle Hoheit und alle Kriecherei und alles Leben, welches in jenen fünf historischen Namen begraben liegt, von hier strömten sie aus, hieher kehrten sie wieder. Dieser eine Mann, der auf der Höhe seines Rosses und seines Schlosses so stolz, so fest, so kalt stand, dieser eine Mann war sein Jahrhundert. L'état c'est moi.

(Schluß folgt.)

† Theater.

(Eingesandt.)

Die Unterzeichneten erachten es für ihre Pflicht, hierdurch Herrn Director Engelken eine aufrichtige Danksagung an den Tag zu legen, für den ihnen durch die Herstellung einer Oper gewährten hohen Kunstgenuß!

Es heißt aber nach ihrer Ansicht die Bescheidenheit zuweit getrieben, wenn die Direction es bei Fragmenten aus Opern bewenden läßt, wo doch hinreichende Kräfte vorhanden sind, ein gediegenes Ganze zu liefern. Neben einem vollständigen Chor, sind die bei unsrer Bühne engagirten zwei Tenoristen, zwei Bassisten, so wie vier stimmbegabten Sängerinnen wohl qualificirt jede noch so große Oper aufs Repertoir zu bringen — und so ersuchen wir den Herrn Director: diesen hier ausgesprochenen Wunsch recht bald in's Leben treten zu lassen.

Der Dank und Beifall des Publikums wird ferner nicht fehlen, wie er sich denn auch bereits bei der Darstellung aus „Fra Diavolo" unzweideutig in dem Rufe „Alle" kund gegeben hat.

Mehrere Opernfreunde.

---

* Correspondenz-Nachrichten.

Kampen bei Zwolle, den 31. December 1841.

Am Sonntag den 28. d. M. traf uns das Unglück unsere lutherische Kirche einen Raub der Flammen werden zu sehen. So viel es sich hat ermitteln lassen, und aller Wahrscheinlichkeit nach entstand das Feuer durch Unvorsichtigkeit der Frauen, die ihre, am Morgen während des Gottesdienstes benutzten Feuerküken, wahrscheinlich unter die Sitze geschoben hatten. Nachdem man nach beendigter Predigt um 12 Uhr, ohne etwas zu bemerken, die Thüren verschlossen hatte, und die reformirte Gemeine um 6 Uhr eben in ihrer Kirche zum Abendgottesdienst versammelt war, wo der lutherische Prediger Mansen das erste Gebet noch nicht beendet hatte, brachen plötzlich die hellen Flammen aus dem im Innern schon eingeäscherten Gotteshause, und um 10 Uhr Abends war es ein Schutthaufen. Obgleich das der Kirche zunächst gelegene schöne große Erbe des auch in Bremen wohl bekannten Kaufmanns Lehmkuhl bedeutend gelitten hat, so ist es doch ein großes Glück daß dieses Haus, dem so Viele Obdach und Beschäftigung verdanken, und das durch seine äußere und innere Bauart eine Zierde unserer Stadt ist, erhalten ward.

Am 23. dieses Monats hatte die Diligence von Amsterdam nach Groningen auf der Kampener Zug-Brücke vor Zwolle das Unglück, daß diese einbrach, als eben die 4 Pferde über dieselbe waren; Wagen und Pferde stürzten in den Fluß und es ertranken leider 5 Personen und 2 Pferde.

Delmenhorst, den 17. Januar 1842.

Da ich zu unvermögend bin eine Kunst zu belohnen, welche für die Menschheit unter allen Künsten die wohlthätigste ist, so kann ich nur dem Herrn Doctor Leonhardt in Bremen für die an meinem Enkel vollzogene Operation und vollkommenste Heilung seines durch Verkürzung einer Sehne äußerst schiefen Halses und Kopfes meinen innigsten und wärmsten Dank öffentlich darbringen.

G. Tilée.

---

† Charade.

Die beiden ersten Sylben sind
Fast ein Adverb, wie ja gesinnt,
Und setzt man noch ein Ei daran,
Nimm du es als Betheurung dann.
Die Dritte sitzt im hohen Rath,
Wenn sie auch oft nicht Weisheit hat.
Zu helfen ist nicht, wem sie fehlt;
Ein Narr ist, wer auf sie nur zählt;
Doch ist sie, sagt man, Goldes werth,
Wenn sie als gut sich dir bewährt.
Das Ganze nennt dir einen Dichter,
Der überstrahlt ein klein Gelichter.

H. H....

Auflösung der Charade in Nro. 5.

Lausitz.

Miscellaneen.

(Kuriosés.) Die Hutfrage oder Mißbrauch des Hutabnehmens beim Grüßen ist schon von Goethe einmal angeregt, seine Worte sind aber wenig bekannt oder zu früh vergessen worden. Hier sind sie:

Ehret die Frauen! Begrüßt sie mit Neigen,
Begrüßt sie mit freundlichem, sittigem Beugen
Das bedeckten männlichen Haupts.
Glaubt's dem Erfahr'nen! Jede erlaubt's.
Wollt Ihr, trotz Hippokratischem Schelten,
Denn mit Gewalt das Genie Euch erkälten?
Lasset die Hüte, die stattlichen Mützen
Fest auf den Locken, auf Glatzen fest sitzen.
Grüßet mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte, schont den Verstand!

— „Ach!“ rief ein halb verhungerter Künstler auf seinem Schmerzenslager: „Jupiter hat den Adler, Juno den Pfau, Minerva die Eule, Fortuna aber muß den — Staar haben.“

(Die indischen Pferde.) In Jane's kürzlich in London erschienener, interessanter Reisebeschreibung über Indien finden sich unter andern folgende Details über die indischen Pferde. Er meldet aus Cawnpur: „Bei einem Abendritt hatte ein Pferd, das sich losgerissen, die Damen sehr in Schrecken gesetzt: ich gab also mein eigenes, kampflustiges Pferd einem Soldaten, um es zu halten, und suchte unterdeß das andere wegzutreiben. Der Soldat ließ indeß mein Pferd los, das augenblicklich auf das frei umherlaufende zustürzte, ihm bis an die Linien folgte, und, als wir dazukamen, auf dem andern stand, das es niedergeworfen hatte. Es ist eine der großen Unannehmlichkeiten bei dem Reiten in Indien, daß die inländischen alle mehr oder weniger böse sind, und sehr oft wird man aus einer angenehmen Unterhaltung mit seinem Nachbar durch ein löwenartiges Gebrüll gestört, das entweder von dem eigenen Pferde, oder von dem des Nachbars kommt. Es dauert nicht lange, so fangen die Pferde an zu schlagen und zu beißen, und wenn man davon kommt, ohne ein Bein zu brechen, so thut man oft einen sehr gefährlichen Fall, wenn man aus dem Bereich der Kämpfenden zu gelangen sucht. Kurz vor unserer Ankunft in Cawnpur wurde ein Offizier, der in dem Kantonnirungsquartier ritt, von einem Artilleriepferde umgeworfen, das auf ihn losstürzt, ihn selbst und sein Pferd niederriß und den Offizier auf der Stelle tödtete. Die meisten Leute ziehen deswegen die arabischen Pferde den inländischen vor, da die ersten selten oder nie so böse werden, und obgleich sie klein sind, doch, ihres Blutes wegen, mit allen andern größeren Pferden es aufnehmen können.

(Die Dampfkraft schon im XV. Jahrhundert bekannt.) Hr. Délécluze macht im französischen Journal „l'Artiste“ eine merkwürdige Mittheilung aus den Manuscripten Leonardo da Vinci's bekannt, aus welcher hervorgeht, daß die Kenntniß der Dampfkraft sich bis in's XV. Jahrhundert erstreckt. Die betreffende Stelle lautet: „Entdeckung des Archimedes. Der Erzdonner (architonnere) ist eine Maschine von feinem Kupfer, welche mit heftigem Geräusch und großer Gewalt eiserne Kugeln schleudert. Man gebraucht ihn auf folgende Weise: Der dritte Theil dieses Instrumentes steht in einem großen Kohlenfeuer. Wenn das Wasser heiß ist, muß man die Schraube auf dem Gefäß drehen, in dem das Wasser sich befindet; und indem man die Schraube oben dreht, wird alles Wasser unten entweichen, in den erhitzten Theil des Instruments hinabsteigen, und sich alsbald in einen so reichlichen und starken Dampf verwandeln, daß man mit Staunen die Wuth dieses Rauchs, und das Geräusch, welches er macht, wahrnehmen wird. Diese Maschine trieb eine Kugel von einem Talent an Gewicht.“ Zu bemerken ist, daß Leonardo da Vinci diese Erfindung weder für sich, noch für seine Zeitgenossen, sondern für Archimed in Anspruch nimmt. Uebrigens sind aus dem Manuscript fünf Federzeichnungen, eine genaue Darstellung aller einzelnen Theile einer Dampfkanone enthaltend, obiger Notiz im „Artiste“ beigefügt.

(Sir Robert Barclay) wurde in der Schlacht auf dem Erie-See gräßlich verstümmelt, indem er den rechten Arm und ein Bein verlor. Vor seiner Abreise aus England hatte er sich mit einer schönen jungen Dame verlobt; nach seiner Verstümmelung schickte er einen Freund zu derselben, ließ ihr sein Unglück anzeigen, und erbot sich, ihr Versprechen ihr zurückzugeben. „Sagen Sie ihm“, antwortete das edle Mädchen, „daß ich ihn mit Freuden heirathe, wenn nur noch so viel von seinem Körper übrig ist, daß seine Seele in ihm bleibt.“

(Komisches.) Zu Lismone machte der Postmeister Mr. Huddy eine Reise von vierthalb Meilen nach Fermoy auf folgende Weise: Seine Kutsche war ein Austernfaß auf vier Rädern, und sein Gespann, das er selbst mit einer gewöhnlichen Fuhrmannspeitsche lenkte, bestand aus einem Schweine, einem zahmen Dachse, zwei Katzen, einem Igel und einer Gans. Er legte seinen Weg in sechs Stunden zurück und gewann dadurch eine Wette von 25 Pfund Sterling.

(Technisches. Frankfurt.) Wie man vernimmt, hat der in unserer Stadt domizilirende Xylograph Adolph Henze eine Maschine zur Anfertigung von Singnoten-Typen zum Gebrauche für die Buchdrucker-Presse erfunden. Die auf dieser Maschine hervorgebrachten Noten sollen an Eleganz, schneller Anfertigung und Billigkeit alle bis jetzt gelieferten übertreffen; statt daß man früher, nach Breitkopf's Methode, täglich nur eine Kolumne setzen konnte, sollen auf jener Maschine täglich sieben bis acht Kolumnen geliefert werden können. Diese für Musikfreunde, Buchhändler und Buchdrucker allerdings wichtige Erfindung wird wahrscheinlich mit der Holzschneidekunst, der sich der Erfinder gewidmet hat, zusammenhängen. Man sieht, welche Vortheile daraus entspringen, wenn einmal ein wissenschaftlich gebildeter Mann, wie Henze, ein noch wenig angebautes Feld, wie die Holzschneidekunst ist, ergreift. Henze ist, wie man hört, ein Kurhesse.

(Was braucht man um glücklich zu sein?) Etwas vom Ueberflüssigen und viel von der Ordnung, ohne welche selbst Crösus bald keinen Heller mehr gehabt haben würde. Und dabei noch? Weder Prozesse noch Gläubiger; einen guten Magen, ein kaltes Herz, vortrefflichen Wein und eine schöne Freundin. — Was braucht man, um lange zu leben? Man muß die Regeln befolgen, welche unsern Voreltern so lieb waren. Man muß um sechs Uhr Morgens aufstehen, um eilf zu Mittag essen, um sechs zu Abend, und um zehn Uhr zu Bette gehen; thut man dies, so lebt man sicher noch einmal so lange als jetzt. — Was braucht man, um sich die Gunst der Gönner zu erwerben? Man muß sie loben. Die Kunst zu loben, ist der Anfang der Kunst, zu gefallen. Aber man verlangt unstreitig, daß das Lob fein und zart sei? Nein; das ist nicht nöthig. Man ist so begierig nach Lob, daß man dabei weder auf Wahrheit, noch auf das Schickliche sieht; allein man muß sich in Acht nehmen, seinen Verstand mit dem ihrigen in Widerstreit zu setzen. In einer arabischen Erzählung lies't man, daß ein Kalife von einem seiner Lieblinge einen Brief über eine wichtige Sache verlangt hatte, er schrieb selbst Einen. Beide Briefe wurden im Staatsrathe vorgelesen; der Brief des Lieblings wurde für den bessern erklärt. Als dieser nach Hause kam, ließ er sogleich seine Familie zusammen kommen und sagte zu ihr: „Laßt uns die Flucht ergreifen! Der Kalife hat so eben erfahren, daß ich mehr Verstand habe, als er." — Was braucht man, um in großen Gesellschaften gern gesehen zu werden? Alle Tage muß man Neuigkeiten mitbringen und anziehende Anekdoten erzählen, welche Lachen erregen; man muß alle Spiele spielen und mit den Frauen zu verspielen wissen. — Was braucht man, um einen Namen zu erlangen? Man muß von Allem oberflächliche Begriffe haben, selten Beifall geben, unaufhörlich tadeln und sich keck für einen der größten Köpfe ausgeben. Ein scharfsinniger Mann sagt im Scherze: „Es ruft Jemand öffentlich aus, daß er ein ausgezeichnetes Verdienst besitze, und daß er in der Kunst zu schreiben und zu richten ganz vorzüglich geschickt sei: wenn man dies hört, so wird man achselzuckend vorbeigehen und seinen Weg fortsetzen, allein wenn der Mann den andern Tag dieselbe Thorheit mit derselben Zuversicht wiederholt, so vermuthet man, er könne doch wohl Recht haben; den dritten Tag glaubt man es." — Was muß man thun, um die Frauen zu fesseln? Man muß nichts übereilen, man muß Liebe zwar durchblicken lassen, aber nicht zeigen; ja man muß sogar thun, als ob man kalt und gleichgültig wäre. Die Eigenliebe hat auf das weibliche Herz einen großen Einfluß und sie führt zu dem Ziele, nach dem man ringt.

(Kuriöses.) In dem jüngst in Koblenz bei Hölscher erschienenen Werke: „die graue Halle, oder Erdmanns Wanderung," wird als Wort zu seiner Zeit folgende Musterstelle des Kanzleistyls gegeben: „Da der die das dem Mechanikus Hinrad verliehene Patent auf die von demselben erfundene neue Art von Streusandbüchsen aufhebende Verfügung der königlichen Regierung bestätigende Beschluß S. Majestät zugleich bestimmt, daß die das dem auf das allgemeine Industriewesen betreffende Verfahren Bezug habenden Gesetz unterworfene Patent besitzenden Betheiligten vor Ablauf desselben ihr Gesuch um Erneuerung eingeben müssen, so wird dieses hiemit bekannt gemacht."

(Medizinisches.) Eine englische Zeitung berichtet, daß in dem Dorfe Stovenson eine Frau von einer großen Nähnadel, welche sie vor 30 Jahren verschluckt hatte, mittelst Operation einer Geschwulst an der Wade, entbunden worden sei.

(Militärisches.) Die französische Infanterie wird neu uniformirt. Die Soldaten erhalten königsblaue Tuniken (kurze Ueberröcke) in den Linien mit rothem, bei den leichten Truppen mit gelbem Besatz, einen zugespitzten Tschako mit messingenen Kinnhaltern und rothen Blusenbeinkleidern. Die Patrontasche ist so eingerichtet, daß sie nach vorne geschoben werden kann.

(Medizinisches.) Die Oberverwaltung der Pariser Hospitäler hat beschlossen, daß kein Leichnam in dem Hospital seziert werden soll, wenn die Gestorbenen nicht früher dazu ihre Bewilligung gegeben haben. Die Maßregel kann den bedauerlichsten Einfluß für die ärztlichen Studien haben. Die Aerzte des Hotel Dieu haben bereits Protest eingelegt, und der Dr. Orfila, welcher Mitglied der Hospitalverwaltung ist, aber von der Mehrzahl überstimmt wurde, hat seine Entlassung begehrt.

(Ein gläserner Sarg.) Ein Engländer, Namens John Fryer, welcher in der Glasfabrik zu Wendorough, unweit Doncaster, angestellt ist, hat einen Sarg aus Glas verfertigt, welchen er einem seiner Cousins, der ein Amt in Guys Spital zu London bekleidet, überschickte, damit dieser nach seinem Tode seinen Leichnam in denselben lege. Dieser Sarg ist aus durchsichtigem Glase, ein viertel Zoll dick und 6 Fuß 2 Zoll lang, mit einem Todtenkopf aus blauem Glase verziert und der Namensinschrift des Verfertigers und einstigen Bewohners versehen.

(Ein Schaf mit fünf Hörnern) von kohlschwarzer Farbe, wurde unlängst zu Guingamp, von den dortigen Fleischern reich bebändert durch die Straßen geführt, und sodann, ohne Rücksicht auf seine Seltenheit, geschlachtet.

(Irren in England.) Zufolge der letzlich vorgenommenen Zählung in England giebt es daselbst 13,000 Verrückte. Auf 1000 Menschen kommt ein Wahnsinniger.

(Bevölkerung von Paris.) Nach der neuesten Zählung hat Paris mit der Bannmeile 1,150,729 Einwohner. Seit der Zählung von 1836 hat die Bevölkerung sich um 101,577 Seelen vermehrt.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 6.

Bremen, Donnerstag den 20. Januar 1842.

Gestorben:

Nro. 68. Den 13. Januar. Des Zimmergesellen Johann Heinr. Blohme Ehefrau, geb. Wätjen, 42 Jahr; Schwanenstraße Nro. 31.

— 69. Den 15. — Der Maurergesell Martin Heinr. Mens, 38 Jahr; in der Runken Nr. 39.

— 70. Den 15. — Des Schuhmachers Joh. Heinrich Fincke Ehefr., geb. Seitz, 53 J., kl. Krummenstraße Nr. 13.

— 71. Den 16. — Johann Friedrich Schieler, 3 Wochen, Stangengang Nr. 2.

— 72. Den 16. — Der Arb. Joh. Adolph Henking, 39 Jahr; Hasenstr. Nr. 4.

— 73. Den 16. — Des Gärtners Hinrich Tietjen Ehefr., geb. Fincke, 58 Jahr; Michaeliskirchhof Nro. 12.

— 74. Den 17. — Des Schuhmachers Friedrich Buschmann Tochter, 2¼ Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 213.

— 75. Den 17. — Anna Adelheid Kunst, 62 Jahr; Stangenhof Nr. 11.

— 76. Den 17. — Des Malers Gerh. Wilh. Schröder Ehefr., geb. Ficke, 44 Jahr, Fedelhören.

— 77. Den 17. — Des Küpermeisters Joh. Friedrich Conrad Hellmers Ehefr., geb. Seemann, 28 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 33.

— 78. Den 17. — Des Spiegelmachers Joh. Cord Hoermann Tochter, 9 Monat; Obernstr. Nro. 1 (Vorstadt).

— 79. Den 18. — Des verst. Joh. Friedr. Mohrhoff Wittwe, geb. Osterbring 73 Jahr; Blumenstraße Nro. 4.

— 80. Den 18. — Des Musicus Philipp Johann Joseph Hennings Tochter, 1¾ Jahr; Steinthor Nr. 63.

— 81. Den 18. — Der Arb. Johann Baptist Pult, 55 Jahr; Armenhaus.

— 82. Den 18. — Catharina Dorothea Ritter, 20 Jahr; am Wall Nr. 30 A.

— 83. Den 19. — Des Stuhlmachers Dettmer Krebs Tochter, 2 Jahr; Töferbohmstraße Nr. 6.

— 84. Den 19. — Des Cigarrenmachers Nicolaus Friedr. Chr. Naber Sohn (todt geb.) Götz Hof Nr. 2.

Geburten:

Nro. 77. Den 14. Januar. Des Pastors zu St. Stephani Joh. Chr. Ludw. Müller Ehefr., geb. Mecke, Stephanikirchhof Nr. 8; von einem Mädchen.

— 78. Den 14. — Des Arb. Johann Conrad Balje Ehefr., geb. Heitmann, Klitzenburg N. 4; von einem Knaben.

— 79. Den 14. — Des Instrumentenmachers Albert Bödecker Ehefr., geb. Bredehorst, Paulsberg Nro. 15; von einem Mädchen.

— 80. Den 14. — Des Arb. Herm. Sengstack Ehefr., geb. Sengstack, Steinthor Nro. 98; von einem Knaben.

— 81. Den 15. — Des Landmanns Hinrich Depken Ehefr., geb. von Bremen, Pauliner Marsch; von einem Knaben.

— 82. Den 15. — Des Küpergesellen Hinrich Clüver Ehefr., geb. Beneking, gr. Krummenstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

— 83. Den 15. — Des Schauspielers Gerh. Friedr. Lemke Ehefrau, geb. Knoll, Hohenpfad Nro. 15; von einem Knaben.

— 84. Den 15. — Des Zimmergesellen Conrad Hinr. Kück Ehefr., geb. Müller, Walldammstraße Nr. 16; von einem Mädchen.

— 85. Den 16. — Des Kaufmanns Carl Friedrich Hermann Heinroth Ehefr., geb. Ruhkopf, am Wall Nr. 29 D.; von einem Knaben.

— 86. Den 16. — Des Arb. Joh. Christ. Kehlenbeck, Ehefr., geb. Schriefer, gr. Weidestraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 87. Den 16. — Des Grobbäckers Joh. Hermann Egbers Ehefr., geb. Rohde, gr. Johannisstraße Nro. 94; von einem Mädchen.

— 88. Den 16. — Des Hökers Diedrich Jürgen Wilhelm Schär Ehefr., geb. Focke, kleine Krummenstr. Nr. 9; von einem Knaben.

— 89. Den 17. — Des Landmanns Gerh. Garbade Ehefr., geb. Klatte, Rembertistraße Nr. 32; von einem Mädchen.

— 90. Den 19. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Krüger Ehefr., geb. Schrage, Tiefer Nr. 34; von einem Mädchen.

— 91. Den 19. — Des Cigarrenmachers Nicolaus Friedr. Chr. Naber Ehefr., geb. Metz, Götz Hof Nr. 2; von einem todten Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 7.

Bremen, Sonntag den 23. Januar 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 23. Januar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Cand. Viktor.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Prediger Meurer aus Rinteln.
12 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Nachtgedanke

von Thomas Moore.

(Uebersetzt von Hedwig Hülle.)

Wie hüllt die Wolke dort voll Neid
Den Stern, der schüchtern glüht,
Als ob er mit Bescheidenheit
Die wüste Nacht durchzieht.

So schwärzt die schnöde Welt zu oft
Mit Bosheit unverwandt
Ein Herz, das nur zu leben hofft, —
Zu sterben unbekannt.

---

* Auf dem Meere

von Thomas Moore.

(Uebersetzt von Hedwig Hülle.)

Sieh', wie im Mondstrahllächeln dort
Die kleine Welle hebt die Brust
Und schäumt und sprüht ein Weilchen fort,
Sinkt murmelnd dann zur Ruh' mit Lust.

Der Mensch, das Spiel von Wonn' und Schmerz,
Erhebt sich so im Meer der Zeit,
Und, wann Minuten schwoll sein Herz,
Schmilzt hin er in die Ewigkeit.

Die Rache.

(Schluß.)

Als ich fertig war und er sich etwas behaglicher fühlen mochte, nahm er meine Hand, bedeckte sie mit Küssen und Thränen und sagte: „Ich fürchte, Herr, ich werde nicht lange hier bleiben." — „Nur etliche Wochen," entgegnete ich; „dann werden wir hoffentlich Beide die weißen Felsen und die grünen Felder von Alt-England wiedersehen." — „Sie, das gebe Gott, weil Sie es wünschen!" antwortete er; „ich nie, nie. Ich habe vorher meinen armen Vater gesehen, den sie zu Grabe trugen, als ich noch ein Junge war, und der böse Feind hat mich gezwickt und Höllengeister haben mich mit Feuer und Skorpionen gezüchtiget. Sie, lieber Herr, haben die Höllengeister vertrieben; aber sie werden schon wiederkommen und mit den Skorpionen mich zu Tode geißeln!" — Ich unterbrach den allem Anscheine nach Phantasirenden, und versicherte ihm, daß er geschlafen und geträumt habe. „Nein, nein, nein!"

rief er rasch nach einander, und sah mir starr ins Gesicht. Und wie ich fortfuhr, ihn zu beruhigen, zog er mich an sich und sagte leise: „Ich will Ihnen gestehen, warum ich sterben muß — ich bin ein Mörder.“ — Dabei ließ er meine Hand los und sank auf die Matratze, und ich kann nicht bergen, mich schauderte. Sollte der Mann einem Alles bedeckenden Grabe entgangen sein, bloß, um sein Verbrechen zu bekennen und in seinem Vaterlande am Galgen zu sterben! — Ich behielt indessen nicht Zeit dem Gedanken nachzuhängen. Einen Augenblick nachher winkte er mir und sagte: „Gehen Sie nicht fort, bleiben Sie bei mir; ich will Ihnen Alles erzählen, wie's gekommen ist.“ Dabei faßte er nach meiner Hand, und als ich sie ihm gegeben, fuhr er wieder fort: „Ich bin ein sterbender Mörder; sehen Sie mich nicht so mitleidig an, aber gehen Sie auch nicht von mir, und versprechen Sie mir mein Geheimniß Niemand mitzutheilen. Und doch warum sollen Sie's nicht! Werde ich doch bald im Meere schlafen.“ — Hier schwieg er und es konnte mir nicht entgehen, daß ein peinlicher Kampf in seiner Brust wüthete. Plötzlich klammerte er sich mit seiner Linken an meinen Arm, drückte mit der Rechten meine Hand, als wolle er sie für die Ewigkeit halten, richtete sich ein wenig auf und flüsterte: „Ich bin ein Mörder — ein sterbender Mörder — der Himmel wird Barmherzigkeit — nein, nein — der Himmel kann keine Barmherzigkeit haben — es war ja Rache — Rache verzeiht der Himmel nie — nie, nie!“

„Sie werden mir willig glauben, meine Herren“, schaltete Herr Lovegrove ein, daß ich nichts unversucht ließ, den armen Mann zu beruhigen. Auch war ich, aufrichtig gestanden, zur größern Hälfte überzeugt, daß er irre rede, vielleicht in Folge einer Schlägerei sich für einen Mörder halte. Ohne ihm daher zu widersprechen, bemühte ich mich, durch den Trost der christlichen Religion auf ihn zu wirken, verwies ihn an die allerbarmende Gnade Gottes und stellte ihm namentlich vor, daß die Himmelspforte nur dem verstockten Sünder verschlossen sei. Er ließ mich ohne Unterbrechung reden, und daß er mich auch wirklich hörte und meine Worte Eindruck auf ihn machten, erkannte ich aus den Thränen, die über seine Backen liefen. Sobald ich schwieg, sah er mich mit nassen Augen an und sagte: „Ihr Trost würde mich aufrichten, wenn ich meinen Feind und Niemand als meinen Feind ermordet hätte. Aber für mich giebt es keinen Trost, keine Vergebung; ich habe meine Kameraden — viele meiner Kameraden habe ich ermordet“ — Er schauderte, als er das sagte; seine Augen stierten und seine Lippen zuckten. Es dauerte mehrere Minuten, ehe er fortfuhr: „So hören Sie, was ich gethan habe. Ich diente auf einer Brigg, unter einem Capitän — ich will Ihnen den Namen der Brigg und des Capitäns später nennen — der Capitän war ein grausamer Tyrann; aber ich weiß es wohl, das ist keine Entschuldigung: er wird an Gottes Throne auch als Kläger gegen mich auftreten, und was ich gegen ihn vorzubringen habe, wird mich nicht entschuldigen. Bei der kleinsten Veranlassung ließ er mich und mich nicht allein, an den Mast binden. Selten verging ein Tag, wo nicht Einer von uns blutete. Vor wenigen Tagen — Gott der Allwissende ist mein Zeuge, ich that nichts Anderes — sah ich ihn an, als er an mir vorüberging. Dafür befahl er dem Bootsmann, mir dreißig Dutzend zu geben. Ich fiel ihm zu Füßen; er trat mich von sich, und während die blutigen Stränge mir den Rücken zerfleischten, stand er mir gegenüber und pfiff. Da schwur ich ihm Rache. Ich forschte meine Kameraden aus, ob sie mir beistehen wollten, ihn zu ermorden. Sie wollten nicht. Ich fürchtete, verrathen zu werden, verstopfte in der Nacht die Pumpen, bohrte Löcher in das Schiff, und als der Morgen kam, sank das Schiff. Ich sah meine Kameraden einen nach dem andern sinken, und nur das freute mich, daß auch der Capitän verschwunden war. Aber mit den Andern steht er nun — Gott im Himmel, da steht er!“ — Ich wendete mich unwillkürlich nach dem Punkte, den die stieren Augen des Verstummten bezeichneten, und war nicht wenig überrascht, den Capitän zu erblicken, von dessen kümmerlicher Rettung ich Ihnen gesagt und der nur eben auf's Deck gekommen sein konnte. Er trat näher, fixirte den Mann, streifte ihm den Hemd-Aermel zurück, wo ein tätowirtes Kreuz sichtbar wurde, und rief laut lachend: „So wahr ich selig zu werden hoffe, das ist Tom Rowler! War mir's doch gleich, als kennte ich den Burschen. Aber so ein Hühnerkorb-Ritt verstellt den Besten, und der Bube war Tom Rowler noch lange nicht.“ Dann ein Paar Schritte zurücktretend, rief er, wie er's auf seinem Schiffe gethan haben mochte: „Hay, Rowler!“ — Und so allzeitig kann dem Menschen der Gehorsam eingeprügelt werden, daß dieser Mann, der vor wenigen Minuten, um aufrecht zu sitzen, sich an mich anklammern mußte, im Nu kerzengerade auf den Füßen stand. Der Capitän lachte, daß mir

durch die Seele schnitt, und wie er sich jetzt an mich mit den Worten wandte: „Da sehen Sie, was Schiffs-Dressur thut!“ mögen Sie mir glauben, meine Herren, daß es mich keine gerine Anstrengung kostete, jede Antwort zu unterdrücken. — Zwei Tage darauf war Rowler todt, und ich nahm keinen Anstand zu behaupten, daß die Rohheit des Capitäns an seinem Tode schuld war. Als wir den Unglücklichen, zwar ohne Sarg und Leichentuch, aber nicht ohne Gebet in's Meer gesenkt hatten, theilte ich, was er mir entdeckt, sämmtlichen Passagieren mit. So erfuhr's die ganze Schiffsmannschaft, und das Loos des Capitäns war für den Rest der Reise kein beneidenswerthes. Niemand verkehrte oder sprach auch nur mit ihm, und später habe ich zufällig gelesen, daß er sich dem Trunke ergeben und in der Trunkenheit sich erschossen hat.“

Ein Tag in Versailles.

(Schluß.)

Mit einer kleinen Wendung verschwand dem Auge seine Bildsäule; das ziegelrothe Mittelgebäude des Schlosses trat dunkel und grell heraus, die beiden äußersten Flügel, keck hervorspringend, an der Stirne die neumodigen Worte, den Pluralis der Revolution: „A toutes les gloires de la France,“ mahnten an Napoleon, der sein Werk dreist und heftig an die alte Burg des Absolutismus stieß, die Gemächer in dem rechten Mittelflügel an die abendrothe Allmacht der Marquise Pompadour, der vergoldete Balkon links an das unselige Haupt, welches zum erstenmale von dieser Höhe, zum letztenmale von der der Guillotine in das Leben zu seinen Füßen sah. Fürwahr, es braucht der Gemälde drinnen nicht; das Schloß redet, lehrt, beweist genug. Aus einem kleinen Jägerhause, in Wald und Schlucht versteckt, das Ludwig XIII. hier anlegte, wuchs es zu seiner jetzigen Riesengestalt empor. Ludwig XIV. schonte im frommen Respekte das Vermächtniß seines Vaters und — wendete ihm in absolutem Schöpfungstriebe den Rücken; er dehnte sich nach der entgegengesetzten Richtung aus, trieb seine Gärten und Parks in's Unabsehbare, zwang das Wasser, bergan zu laufen; aber den Geist der Geschichte vermochte er nicht eben so zu zwingen. Ludwig XV. wohnte in den Gemächern rechts vom alten Gebäude, Ludwig XVI. im entgegengesetzten Flügel; von Napoleon endlich rührt der äußerste Vorsprung mit den gewaltsamen Säulen und Strebebogen her. Das ist das Versailler Schloß.

Die Kapelle, innen sehr reich und überladen, steht ziemlich fremd und isolirt unter diesen Fürstenhäusern; Ludwig XIV. hat auch dort eine Marmorbildsäule, wohl im Geiste seiner späteren Lebensjahre gedacht und ausgeführt. Er ist knieend dargestellt, nach dem nahen Hochaltare die Arme beiend ausgestreckt; die Krone hat er in frommer Demuth abgelegt, jedoch nicht allzuweit, sie liegt neben ihm auf dem Kissen. Von den vielen Darstellungen des Monarchen par excellence, die man in und um Paris sieht, wäre mir diese schier die liebste. Das schöne Gesicht mit der stolzen, scharf geschwungenen Adlernase und die edle, gebietende Gestalt sind sehr treu und lebendig gegeben, und der penible Fleiß, welcher an die lange Perrücke und an die Details der Kleidung verschwendet wurde, gibt auch ein vollständiges Zeugniß für den Kunstgeschmack der Rococozeit. Hoch oben über dem Altar, charakteristisch für das Ganze, schwebt ein Engel mit der Bitte: „Domine, salvum fac Regem!“ Alles das, Kapelle, Schloß, Garten, hat, mit Ausnahme einzelner Verwüstungen im Innern und in den Baumanlagen, die Revolution so ziemlich überstanden. Die Geschichte schonte sich selbst.

Vom Schlosse aus verlor ich mich in den Park. Alles still, öde, leer. Keine menschliche Seele, kein Laut, kein störendes Zwischenspiel, außer einer Schildwache, die hier und da mit den barbarischen rothen Hosen (Gallia braccata, sagten schon die Römer) aus dem Gebüsche lugte. Es war ein kalter, aber heller Tag. Auf den entblätterten Zweigen und über dem fahlen Rasen perlte ein weißer Reif; ein Poet hätte sagen können, der Garten trage den Puder seiner schönsten Zeit. Die Bassins schliefen unter einer dünnen Eiskruste, und die Tritonen und Nereiden und Sirenen, die Götter und Menschen und Thiere alle mit Fischschuppen und Flossen und Schwänzen, alles aus Stein, sperrten den Mund auf und die Augen und spien kein Wasser. Die Terrasse über der Orangerie war wie gefegt, so plötzlich rein und still; rings in alle die schnurgeraden Wege schlich das Auge, durch die kahlen Bosquets und Laubgänge, in die versteckten Grotten und Höhlen; aber nein, diese Welt war todt, verzaubert, entschlafen, und die Sonne stand hell und blaß darüber, nicht im Stande, den Bann und das Siegel zu lösen.

Just dieses Schweigen und diese Verlassenheit gab

für diese Stätte eine unvergleichliche Staffage; man konnte sich einbilden, aus diesem Wege würde im Augenblick eine Dame im ungeheuern Reifrocke, mit thurmhoher Frisur, auf rosarothen Absätzen heraustrippeln, und aus dem Knistern der Zweige rauschte die verschollene, steife und doch so heiße Galanterie, die heimlichsündliche Luft der Tage vom kleinen Trianon. Dort lag es selbst, rechts ab vom großen Bassin, ganz versteckt und ganz entzogen, und mahnte an die Soupers und an die Soiréen am Kamin, mahnte auch an die kunst- und naturliebende Prinzessin einer spätern Zeit, eines andern Hauses, an Pauline, die hier Romane schrieb und Novellen lebte. Ja, da waren sie alle, die Plätze, von denen ewige Traditionen durch die Geschichte gehen, die enge Heimath großer Dinge, die schöne Wiege gräßlicher Erfolge.

Dort an der linken Ecke des Schlosses, mit acht Säulen von außen geschmückt, lag der Opernsaal, worin die Garden schmausten und starben; bis in dieses Heiligthum waren die Weiber der Hallen gedrungen, athemlos von Paris herbeigeeilt, diesen Rasen hatten sie zerstampft, in jene Fenster den Hagel ihrer Steine und ihrer Schimpfreden geschleudert. Und unten im großen Trianon, wenige Schritte vom Hause der glücklichen Liebe und zärtlichen Abenteuer, schrieb die Politik ein Todesurtheil der Liebe und der Zärtlichkeit; dort unterzeichnete Napoleon die Akte seiner Scheidung von Josephinen. Und hier, in diesem marmornen Saale gab Ludwig seinen Geliebten Tänze, Concerte, Bankette; noch sind vom Glanz der Lüstres die Säulen geschwärzt, aber die Fontainen sprudeln nicht mehr, die den Glücklichen von damals rauschten. Dort endlich hat er sich selbst abbilden lassen, als Apollo, der eitle Mann, von seinen fünf Liebsten gesalbt und gebadet; sogar seine Rosse sind nicht vergessen, er errichtete ihnen, wie der römische Imperator, ein Andenken aus Marmor.

Jeder Schritt, jeder Blick ist Geschichte. Ich glaube jene Zeit nun besser zu verstehen, seit ich stille Stunden im Parke zu Versailles verschlendert habe und verträumt. Bis zum Abend blieb ich, und dann trug das Lastthier des neuen Jahrhunderts mich wieder heim in die Stadt, in das Geräusch, in das Getriebe des neuen Jahrhunderts. Neben mir im Wagen saß ein Mann, der das Journal der Débats las. Nun wußte ich wieder, wann und wo ich war.

Die mechanische Flachsspinnerei zu Urach in Würtemberg.

Dies Etablissement liegt an der Erms, welcher ein Gefälle von 36 Fuß abgewonnen wurde. Das Wasser wird durch einen 1000′ langen Dammkanal und eine auf steinernen Pfeilern von 800′ Länge ruhende Wasserleitung zugeführt; die Ableitung geschieht durch einen Tunnel von 700′ Länge, auf welchen ein freier, 2000′ langer Kanal kommt der in die Erms mündet. Die durch dieses Gefälle erzielte Wasserkraft wird auf ein Wasserrad von 34′ Durchmesser und 14′ Breite benutzt. Das Rad ist ganz von Eisen, mit Ausnahme der Schaufeln, und vereint Eleganz mit Solidität und Wirksamkeit. Die Kraftäußerung bei dem niedrigsten Stande der Erms ist auf 64 Pferde berechnet.

Das Fabrikgebäude enthält drei große Arbeitssäle, jeder 215′ lang und 50′ breit; zwei Flügelgebäude, jedes 25′ breit und 60′ lang, enthalten Wasserrad und Getriebe, Treppenhaus und Comptoir. Ein Nebengebäude 172′ lang und 40′ breit, umfaßt das Flachsmagazin, die mechanische Werkstätte, das Kalt- und Warmtrockenhaus, die Gastretorten und den Dampfofen mit einem Kamin von 96′ Höhe. Ein ähnliches Seitengebäude wird demnächst auf der andern Seite des Fabrikgebäudes errichtet und zu weitern Magazinsräumen benutzt werden.

Im obersten Stockwerk des Hauptgebäudes befindet sich die Anstalt für das Hecheln. Letzteres wird, obgleich eine hinlängliche Zahl von Hechelmaschinen bereits aufgestellt ist, bis jetzt ganz von der Hand betrieben, um einen Kern von Arbeitern für die gründliche Kenntniß des Flachses zu bilden, eine Hauptbedingung für das Gelingen einer Flachsspinnerei. Der sorgfältig ausgehechelte Flachs, nachdem er gehörig sortirt worden, so wie das Abwerg, wird von der Hechelanstalt an die verschiedenen, den verschiedenen Nummern des Gespinnstes entsprechenden Vorbereitungsmaschinen abgegeben, welche in zwei getrennten Abtheilungen im mittleren Stockwerke des Hauptgebäudes aufgestellt sind. Diese Vorbereitungsmaschinen bestehen in vier vollständigen Sertiments, wovon jedes aus einer Auflagmaschine (étaleur), zwei auf einander folgenden Stockwerken (étirages) und zwei Spindelbänken oder Vorspinnmaschinen (bancs à broches) besteht, auf denen der Flachs allmählig in sogenannte Bänder ausgezogen wird. Diese oder das Vorgespinnst werden auf Spulen gewunden, nachdem sie zum Feinspin-

nen gehörig vorbereitet sind. Die Abwergmaschinen theilen sich in zwei Sortiments, jedes bestehend aus einer Vorkarde, zwei Reinkarden, zwei Streckwerken und zwei bancs à broches.

Das Kardiren des Abwerges ist dem der Baumwolle ähnlich, nur daß alle Verhältnisse der Maschinen nach Maaßgabe der größeren Länge und Stärke oder Zähigkeit des Rohstoffes auch größer und stärker sind. In der That sind die Abwergkarden, deren Trommeln ganz von Gußeisen gebaut sind, ein ganz großartiges Werkzeug.

Sämmtliche Vorbereitungsmaschinen, sowohl für den Flachs als das Abwerg, sind nach dem sogenannten Spiralsystem gebaut, d. h. die Gills oder Kämme, welche die Fibern des Flachses während der Operation des Verziehens zwischen den Streckwalzen begleiten, erhalten ihre vor- und rückwärts gehende Bewegung mittelst Spiralen oder Schrauben in der Art, daß die Kämme bis an den Cylinder hin sich bewegen, was auf die Gleichheit der Gespinnste den größten Einfluß hat.

Von den Vorwerken gelangen die mit dem Vorgespinnst beladenen Spulen in den Spinnsaal, der im Erdgeschoß angebracht ist. Bekanntlich besteht die Hauptsache bei der vervollkommneten Flachsspinnerei in der Einrichtung, daß das Vorgespinnst, ehe es unter die Zugwalzen gelangt, durch einen Trog geführt wird, in welchem mittelst Einströmung von Wasserdampf eine entsprechende Quantität Wasser beständig auf dem Siedgrade erhalten wird. Durch dieses siedende Wasser wird der Pflanzenleim, welcher die einzelnen Fasern des Flachses mit einander verbindet, theilweise aufgelöst, wodurch es zunächst möglich wird, daß das Vorgespinnst, ohne daß die Fasern zerrissen oder zerschnitten werden, die Streckwalzen passiren kann. Manche Gegner der neueren Flachsspinnerei haben zwar diese Auflösung des Pflanzenleims als eine Entkräftung der Fasern angefochten, ein Einwurf, welcher am besten durch den Umstand widerlegt wird, daß bei dem Bleichen der Leinwand dieser Harzstoff oder Pflanzenleim durch den Einfluß der Sonne oder durch die chemische Einwirkung der Schnellbleiche auf denselben gänzlich aus der Pflanzenfaser entfernt wird. Ebenso hat das Bleichen der Garne vor dem Weben, so wie das Aussieden oder Bauchen derselben keinen andern Zweck, als eben den Leim aus dem Faden zu ziehen, ehe derselbe in Tuch verwandelt wird, weil sonst durch die nachherige Ausziehung desselben aus dem schon vollendeten Gewebe letzteres allzusehr geschwächt, zu dünn, blöde und oft siebartig ausfällt.

Die Zugwalzen der Spinnmaschinen sind mit Messing überzogen, um sie vor dem Einfluß der Nässe zu schützen. Die Druckwalzen sind von Buchsbaumholz, wie erstere, canelirt, und greifen daher wie die Räder eines Getriebes in die unteren Walzen ein; im Uebrigen ist der Spinnstuhl den Baumwolldrosselmaschinen ähnlich, ausgenommen, daß alle Theile viel stärker sind. Unter den Maschinen sind sowohl Wasser- als Dampfleitungen angebracht, mittelst welcher der Inhalt der Tröge beständig nachgefüllt und auf dem Siedgrade erhalten wird. Unter dem steinernen Fußboden des Spinnsaals sind Kanäle angebracht, um das Abwasser fortzuleiten.

Das Produkt der Spinnstühle gelangt sogleich auf die Haspeln, welche im Spinnsaale selbst aufgestellt sind; die darauf gewundenen Stränge werden nun entweder an der Luft oder im erwärmten Raume einer Trockenstube, je nach der Witterung getrocknet und nachher in Bündel und Ballen gepackt, wodurch sie zum Gebrauch des Webers vollkommen hergerichtet sind.

Das Etablissement enthält gegenwärtig 30 Spinnstühle mit zusammen 4200 Spindeln, welche jährlich ohngefähr 36 Centner Garn erzeugen können. Gebäude, Triebkraft und die ganze Einrichtung sind aber auf 44 Spinnstühle mit zusammen 6000 Spindeln berechnet.

Der ungeheure Druck, welcher auf die Zugwalzen sämmtlicher Vorbereitungs- und Spinnmaschinen ausgeübt werden muß, um das Strecken der Flachsfasern auf eine regelmäßige Art ohne Zerreißung oder Zusammendrängung zu bewirken, sowie die complicirte Bewegung der Gills oder Kämme, erheischt für die Ausführung sämmtlicher für diese Industrie nöthiger Einrichtungen eine sonst beinahe nur bei mathematischen Instrumenten angewandte Präcision, verbunden mit großer Solidität. Schlechte oder mittelmäßige Maschinen müssen nicht nur als unvollkommen, sondern auch als ganz schädlich betrachtet werden. Die Construction der für diesen Fabrikzweig nöthigen Maschinen und ihrer Theile kann daher nur mittelst der mannigfaltigsten und vollkommensten mechanischen Werkzeuge und durch die besten Arbeiter geschehen. Ferner erheischt in der Spinnerei selbst das Hecheln und Sortiren des Flachses große Erfahrung und Uebung bei den Arbeitern. Die übrigen hierauf sel-

genden Manipulationen sind dagegen nicht viel schwieriger als bei der Baumwollenindustrie.

Der würtembergische Flachs eignet sich bis jetzt sehr wenig für die mechanische Spinnerei, indem er, bei höheren Preisen als der belgische Flachs, wegen der gewöhnlichen unsorgfältigen Zubereitung von viel geringerer Qualität ist. Bekanntermaßen ist die Flachskultur in Belgien ein sehr reicher Erwerbszweig, und es ist daher sehr zu wünschen, daß der würtembergische Ackerbauer durch Vervollkommnung der Flachskultur und namentlich der Flachsbereitung sich bald, wenigstens für den Consumo der inländischen mechanischen Spinnerei, den bedeutenden Gewinn zueignen möge, den jetzt Belgien daraus zieht.

Bis jetzt wird von Nro. 25 bis 75 Flachs, und von Nro. 12 bis 40 Abwerg gesponnen.

---

* Berichte über die Hauptschule.

Von den Berichten über die Hauptschule ist jetzt auch der dritte, nämlich der über die Gelehrtenschule erschienen, unter dem Titel: „Uebersicht des im Jahreseurse von Michaelis 1840 bis dahin 1841 in der Gelehrtenschule durchgeführten Lehrpensums. Aus Auftrag des Hochpreislichen Scholarchats zusammengestellt von W. F. Weber, (gedruckt und zu haben bei J. G. Heyse).“ Der Herr Verfasser hat diese Uebersicht mit folgenden Worten eingeleitet:

„Da das Interesse jeder öffentlichen Lehranstalt eine fortwährende Aufmerksamkeit des Publicums, sowohl der betheiligten Eltern, als überhaupt jedes Freundes vaterländischer Bildung, wünschenswerth macht, so sucht man dieselbe durch zeitweise Mittheilungen über Wirksamkeit und Leistungen der Schule rege zu erhalten. In unserm Freistaate hat diejenige Form solcher Mittheilungen, vermöge welcher dieselben in Verbindung mit irgend einer wissenschaftlichen Abhandlung als ein sogenanntes Programm ausgegeben werden, den Anklang nicht zu erwarten, welcher den an andern deutschen Gymnasien herkömmlichen jährigen Programmenturnus einführbar machte. Um gleichwohl dem obigen Zwecke, Eltern und Freunde unsrer zum Studieren bestimmten Jugend über den Gang unsres Unterrichts im Klaren zu erhalten, wenigstens im Wesentlichen zu entsprechen, legen wir für dießmal die Uebersicht des im letzten Schuljahre vollbrachten Pensums dar, ausführliche Erörterungen einer andern Gelegenheit vorbehaltend.“

Nach den Angaben der uns vorliegenden drei Berichte wird gegenwärtig die Hauptschule von 410 Schülern besucht, nämlich die Vorschule von 253 in 8 Classen, die Handelsschule von 113 in 4 Classen, die Gelehrtenschule von 44 Schülern in 4 Classen.

---

* Predigerwahl am Dom.

(Eingesandt.)

Am kommenden Dienstag findet dem Vernehmen nach die Wahl eines fünften Predigers am Dom statt, und wollen wir dazu der Gemeinde allen Segen wünschen.

Wie wir hören, werden nur wirklich angestellte Prediger von den Herren Bauherren auf den Wahlaufsatz gebracht werden, und freuen wir uns dazu, weil nach unserer Ansicht die in einer so bedeutenden Gemeinde hochwichtige Seelsorge durch Erfahrungen bedingt ist, welche nur längere Ausübung des heiligen Amts zu geben vermögen, und wir überhaupt höchst ungern durch Fingerzeige oder Protectionen irgend einer Art das freie Wahlrecht der Gemeinde, wenn auch nur für zukünftige Fälle, verkümmert gesehen hätten.

---

* Literarisches.

Von der Gräfin Hahn-Hahn, der Verfasserin von Faustine, Astralion und andern vielgelesenen Romanen sind zwei neue Werke: Reisebriefe und Ulrich erschienen. Es bewährt sich auch in diesen, daß die Verfasserin sich mehr den Schein des Geistreichen und Genialen, als eine tiefe Durchbildung des Geistes angeeignet hat.

Der Bericht von dem Schiffbruch des Dampfschiffs „der Präsident,“ angeblich nach dem Tagebuche eines mit demselben verunglückten Geistlichen, das in einer Flasche an der Küste von Cap Breton gefunden sein soll, ist eine leidliche Dichtung, womit man auf die Leichtgläubigkeit des Publicums speculirt hat.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 18. Januar d. J.

1) F. L. Wollmering (Wollring) Wwe. Erben Immobile, Theerhof Nr. 34, zu 2425 Rt. Käufer: F. L. Wollring.
2) J. F. C. Tolle Erben Immobile, kl. Krummenstraße Nr. 45 und Kümmelkampsgang Nr. 6, zu 925 Rt. Käufer: H. F. W. Kölling.

Auflösung der Charade in Nro. 6.

Freiligrath.

Miscellaneen.

(Wohlthätigkeitssinn der Pariser.) Ein kürzlich vorgekommenes Beispiel des Wohlthätigkeitssinnes der Pariser Bevölkerung ist der öffentlichen Erwähnung und Anerkennung werth. Am 17. Dec. war nämlich ein kleines, kaum 10jähriges Mädchen, Emilie Kullmanns, das weder Vater noch Mutter hatte, wegen harter Behandlung einer Näherin entlaufen, bei der man sie in Kost gegeben. Hülflos, ohne Brod und Obdach, irrte die Kleine umher, und überlieferte sich endlich den Polizeiagenten, um im Vagabunden-Gefängniß eine Lagerstätte zu finden. Die Erzählung ihres Schicksals hatte vor Gericht einen lebhaften Eindruck auf das Auditorium gemacht. Der Präsident hatte die Entscheidung des Urtheilsspruches verschoben, und den Wunsch ausgedrückt, es möchten sich wohlthätige Personen des armen Kindes annehmen. Dies geschah auch über alle Erwartung. Bis zur nächsten Gerichtssitzung hatten sich über sechzig Personen bei dem Präsidenten gemeldet, die für die Kleine zu sorgen versprachen, und da nicht Aller Wunsch befriedigt werden konnte, wenigstens reichliche Unterstützung versprachen. Eine vermögliche Baronin war bereit, Emilie förmlich als ihre Tochter zu adoptiren. Der Präsident aber sprach sie der Oberin des Hauses vom guten Hirten zu, die gleichfalls sie aufzunehmen wünschte. „Die Eigenthümlichkeit dieser Anstalt — sagte er — die Tugenden der würdigen Oberin, das Ziel, das sie sich vorsetzt, die glücklichen Erfolge, die sie erreicht, schienen die Garantien zu bieten, welche die Wahl des Gerichtshofes bestimmten. In diesem Hause wird die junge Waise die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit empfangen; sie wird dort eine nützliche Beschäftigung erlernen. Hätte sie üble Neigungen, so würden sie den Beispielen von Tugend, welche sie jeden Tag vor Augen haben wird, nicht widerstehen. Ihre Wohlthäterin wird sie lehren, die Namen derjenigen zu segnen, welche so edelmüthig zu ihrer Hülfe sich bereit zeigten; unter Andern den eines achtbaren Familienvaters, der direct in die Hände der Oberin 200 Fr. zur Unterstützung der Waise legen wird, dann eines ehrenwerthen Banquiers, der 100 Fr. zum selben Zweck hinterlegt hat, und noch anderer Personen, welche nicht genannt sein wollten." Der Präsident fügte, indem er diesen Wohlthätern der jungen Kullmanns öffentlich dankte, die Bemerkung bei, daß dies Beispiel die Unglücklichen zur Hoffnung ermuntern müsse, und die Lehre derjenigen als lügenhaft nachweise, welche den Armen den Egoismus der Reichen stets als die Quelle ihrer Leiden bezeichnen. Diese Thatsache tritt auch jenen Zeitungsberichten entgegen, die gegenwärtig Frankreich und namentlich Paris nur als einen Pfuhl aller Laster und Irreligiosität zu schildern bemüht sind. Wenn auch beinahe kein Tag vergeht, an welchem nicht die öffentlichen Blätter Frankreichs von irgend einem Verbrechen Meldung geben, so darf man doch zugleich niemals außer Acht lassen, daß in andern Ländern wohl ebenso häufig Lasterthaten aller Art begangen werden, die aber, weil die Rechtspflege nicht öffentlich gehandhabt wird, nur selten zur offenen Kunde gelangen.

(Die berüchtigte Lafarge) befindet sich in dem Zuchthause zu Montpellier und sie weigerte sich, die Gefangnentracht anzulegen. Man mußte Gewalt brauchen, um ihr die bestimmte Kleidung anzuziehen; im Anfange sträubte sie sich gewaltig und schrie aus Leibeskräften, bis sie endlich in Ohnmacht fiel. In diesem Zustande wurde ihr der Rock angelegt. Sie soll mehrere Briefe an die königliche Familie geschrieben haben, um die Gunst zu erlangen, von dieser Gefangnentracht befreit zu bleiben, aber kein Brief kommt aus diesem Hause hinaus. In Folge jenes Vorfalles ist die so viel besprochene Verbrecherin schwer erkrankt. Anfangs hatte man ihr Bücher, Zeitungen, einen Stickrahmen ꝛc. geschickt, aber alles wurde ihr weggenommen und sie behielt nichts als die Bibel. Der Verleger ihrer „Memoiren" schrieb an sie, um sich das Manuscript zu dem dritten Bande zu erbitten, den sie beendiget hat; aber der Brief ist ohne Resultat geblieben, da die Verurtheilten durchaus nichts drucken lassen dürfen. Ihre Beschäftigung besteht ausschließlich darin, zu spinnen und Gamaschen und Hemden für die Soldaten zu nähen.

(In London) wurde kürzlich ein berühmtes Pferd, Ballikeele, für zweitausend Guineen verkauft.

(London.) Ein Israelit in Dover, Namens R., hat den Herzog v. Wellington um Berichtigung einer Forderung von 14 Shillings (8 fl. 24 kr.), die er an den Marquis Douro, den ältesten Sohn des Herzogs zu machen habe. Der Herzog schrieb folgende Antwort auf den Brief: „Der Feldmarschall Herzog von Wellington ist nicht der Marquis v. Douro, noch zieht er Hrn. R's Schuldforderungen ein." Der Israelit ist aber dennoch befriedigt, denn für das lakonische Handschreiben des Herzogs bietet man ihm nicht unbedeutende Summen.

(Liszt,) dessen Succeße auch in Berlin an's Außerordentliche grenzen, wird zum Besten des Kölner Dombaues im königl. Schauspielhause ein Concert geben. Die Ungher-Sabatier wird dem Vernehmen nach auch darin mitwirken.

(Eisenbahnen.) Die gesammte Jahreseinnahme der Leipzig-Dresdener Eisenbahn beträgt 503,861 Thlr. 2 Ngr. An der Taunusbahn machte der Bruttoertrag 417,000 Fl.

(Baireuth.) Um die Aufnahme alles bedeutungslosen Schmuckes in den protestantischen Kirchen zu verhindern, hat das Consistorium in Baireuth eine besondere Verordnung erlassen und namentlich das Aufstellen von Vasen mit künstlichen Blumen auf dem Altar gemißbilligt, da sich dafür weder eine historische noch symbolische Beziehung auffinden lasse. Die Pfarrer werden angehalten, darauf zu sehen, daß geschmacklose Zierrathen aus den Kirchen entfernt und als Schenkungen nicht angenommen werden.

(Ein Wucherprozeß) macht gegenwärtig in Paris großes Aufsehen. De Villars, ein sehr reicher Capitalist, machte seit Jahren Geschäfte in Geldvorschüssen, welche nach und nach im Ganzen 86,000 Franken betrugen. In Folge dessen mußten sehr viele Zeugen vernommen werden; die am glimpflichsten Behandelten zahlten 10 Procent, und empfingen nur einen Reinen

Theil in Feulards, das Uebrige baar. Andern ging es nicht so gut und es ist constatirt worden, daß der Wucherer von einem Darlehen von 300 Franken für zwanzig Tage gleich 160 Franken als Interessen abzog, was 960 Procent im Jahre ausmacht. Der würdige Mann ist zu einer Geldstrafe von 40,000 Franken verurtheilt worden oder muß sie durch zehnjährige Haft abbüßen.

(Eine Henne als Zeuge.) Unter dieser Ueberschrift erzählt ein englisches Blatt: In Stamford waren zwei Individuen auf den Verdacht, mehreres Geflügel gestohlen zu haben, verhaftet worden. Auf die Kunde davon brachte ein Mann, welchem gleichfalls 9 junge Hühner gestohlen worden, die Henne, welche dieselbe ausgebrütet hatte, mit nach Stamford. Man setzte sie in einem Zimmer bei dem übrigen Geflügel nieder, und in dem Augenblick, wo sie ihre Stimme erhob, eilten die sämmtlichen jungen Hühner ihr entgegen. Einer der Diebe gestand, durch die „Stimme der Natur" überführt, daß er die Hühner gestohlen hatte.

(Der Canal von Panama.) Wenn man Briefen aus New-York glauben darf, so ist das große Project, den Isthmus von Panama zu durchstechen und beide Meere durch einen schiffbaren Canal zu verbinden, endlich auf dem Punkte der Ausführung. Diese grandiose Arbeit soll von der französisch-granadischen Compagnie ausgeführt werden, die sich unter der Leitung des französischen Ingenieurs Morel bildete. Der Agent dieser Compagnie schreibt, daß das einzige noch zu besiegende Hinderniß, nämlich die Zusammenbringung der nöthigen Capitalien, endlich überwunden ist, und daß die Arbeiten mit Thätigkeit unternommen werden sollen.

(Eine Explosion des Gasometers) der Gasfabrik in Dundee (Schottland), welche am 16. v. M. Statt fand, hat bedeutenden Schaden und allgemeinen Schrecken verursacht. Die Erschütterung wurde nicht nur in Newport auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses Tay, sondern sogar in Cupar, das 14 Miles von Dundee entfernt liegt, verspürt. Die Gasfabrik selbst ist völlig zertrümmert; eine Kirche und mehrere Häuser sind beschädigt, indeß scheinen nur zwei Menschen das Leben verloren zu haben.

(Strenge englischer Gerichtsbarkeit.) Noth kennt kein Gebot, lautet ein altes Sprichwort, und ein mit dem Hunger kämpfender Vater von 6 Kindern in der englischen Stadt Hertfort kannte es auch, und stahl drei Kartoffeln. Deshalb wurde er vor Gericht gestellt und hätten nicht einige Barmherzige Bürgschaft für ihn geleistet, so wäre er zwei Monate eingesperrt worden, und die Gemeinde hätte unterdessen seine Kinder erhalten müssen.

(Die Taback-Consumtion in Frankreich) betrug im Jahre 1841 über 150 Millionen Franks, wovon der Regie 70 Millionen als reiner Gewinn verblieben.

(Dampfkutschen auf gewöhnlicher Straße.) Wer nicht auf der Eisenbahn reisen will, kann nunmehr in einer Dampfkutsche fliegen. In London existiren bereits solche Kutschen, die 16 Personen fassen, und auch auf unebenem Wege in höchstens 27 Minuten 10 englische Meilen oder 4 deutsche Stunden bequem zurücklegen können.

(Wilhelm Kunst) hat die Redaction der „Rosen" in Folge seiner Biographie im „allgemeinen Theater-Lexikon" mit einem Briefe beehrt, in welchem er sagt, daß er wegen Contractbrüchigkeit höchstens vier Mal gerichtlich belangt worden sei!"

(Napoleons Denkmal.) Der Concurs für Napoleons Denkmal hat ein schlechtes Ende genommen. Die Jury hat keines der Projecte der Annahme würdig gefunden und mithin sämmtliche verworfen, wenigstens wird dies in den Tageblättern versichert; etwas Officielles ist jedoch darüber bisher nicht bekannt gemacht worden. Es heißt nun, die Jury wolle ein neues Programm erlassen und einen neuen Concurs ausschreiben. Wahrscheinlich wird man diesmal dem Programm eine bestimmtere Fassung geben, damit die Concurrenten wissen, was man von ihnen verlangt. Man glaubte das erstemal weise zu verfahren, wenn man den Künstlern freie Hand, ihrer Phantasie freien Spielraum ließ; da dies aber zu den abentenerlichsten Projecten Anlaß gegeben hat, so wird man jetzt einlenken und den Concurrenten versagen, was sie zu leisten haben.

(Amerikanisches Duell.) Die zu New-Orleans erscheinende Gazette de la Louisiane zeigt Folgendes an: „Eben da wir unser Blatt unter die Presse geben wollten, erfahren wir, daß am 6. December, Prince Town gegenüber, am Ufer des Arkansas, ein Zweikampf zwischen dem Richter Tenney und Herrn R. C. Rowley stattfinden soll. Jeder der beiden Duellanten wird mit einem Karabiner, einem Paar Pistolen, und einem Dolche bewaffnet sein. Zuerst werden, in dreißig Schritt Abstand, die Karabiner abgefeuert, darauf sollen die Pistolen abgefeuert werden, während beide Kämpfer auf einander losgehen, und fällt dabei noch Keiner, so setzen sie das Duell mit den Dolchen fort, bis einer von ihnen tödtlich getroffen niedersinkt."

(Kurioses.) In der „Leipziger Zeitung" steht folgende Trauungs-Anzeige: Ich habe sie geheirathet, daß Ihr es wißt, die ich im Rosenthal im Juni geküßt; sie ist mein Weib, Ihr mögt mich beneiden, nur der Tod kann uns einstens scheiden. Karl Bömbrak, Cassen-Rendant; Amalia Bömbrak, unverehlichte (?) Guhr, seine Gattin. P. S. Die Verlobung war am Neujahrstage. NB. ohne Schmaus und Tanz, einsam unter guten Freunden! —

(Bonbon-Consumtion.) In Paris allein sind zu Weihnachten und am Neujahrstage für 5 Millionen Franken Bonbons verschenkt und verzehrt worden.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 7.

Bremen, Sonntag den 23. Januar 1842.

Gestorben:

84. Den 18. Januar. Margaretha Meyer, 90½ Jahr; Osterstraße Nro. 73 A.

85. Den 18. — Des Kaufmanns Eduard Gottlieb Helmers Tochter, 8 Tage; hinterm Brill Nro. 8.

86. Den 18. — Des Musikus Wenzel Fuchs Ehefr., geb. Sinn, 76½ Jahr; Domsheide Nro. 13.

87. Den 19. — Des verst. Zimmergesellen Joh. Friedr. Mardfeld Wittwe, geb. Krohne, 70 Jahr, Osterthorswallstraße Nro. 45.

88. Den 19. — Des Cigarrenmachers Joh. Hartmann Schöcke Ehefr, geb. Windhorn, 22 Jahr; Eckhardts Gang Nro. 7.

Nro. 89. Den 19. — Der Kaufmann Franz Ernst Geisler, 42 Jahr; Bleicherstraße Nro. 30.

— 90. Den 19. — Des Krameramtsgenossen Johann Wilhelm Keilholz Sohn, 7 Monat; Osterthorssteinweg Nro. 57.

— 91. Den 20. — Der Müllerknecht Hermann Gefken, 55 Jahr; Hohethorsstraße Nro. 43.

— 92. Den 20. — Des Maurergesellen Hermann Schmidt Ehefr., geb. Abbes, 41 Jahr; auf dem Häfen Nro. 1 A.

— 93. Den 20. — Des verst. Schuhmachermeisters Jürgen Christian Brede Wittwe, geborne Mahlstedt, 77 Jahr; auf der Brake Nr. 14.

— 94. Den 21. — Johanna Maria Cordes, 62 Jahr; Molkenstraße Nro. 41.

Geburten:

96. Den 17. Januar. Des Instrumentenmachers Joh. Cornelius Gerstek Ehefr., geb. Hammerschlag, Knochenhauerstr. Nr. 1; von einem Mädchen.

97. Den 18. — Des Wildhändlers Friedr. Wilh. Hennig Ehefr., geb. Meyer, Neustadtsdeich Nr. 65; von einem Mädchen.

98. Den 18. — Des Krameramtsgenossen Johann Friedr. Köhnen Ehefr., geb. Ludwig, Ansgariithorsstr. Nr. 24; von einem Mädchen.

99. Den 18. — Des Tischlermeisters Carl Friedr. Schäfer Ehefr., geb. Wiedau, Knoopstr. Nr. 16; von einem Mädchen.

100. Den 19. — Des Kaufmanns Jacob Hagen Ehefr., geb. Herklotz, Obernstr. Nr. 38; von einem Mädchen.

101. Den 19. — Des Cigarrenmachers Joh. Adam Schiffler Ehefr., geb. Rüstedt, Schwanenstraße Nr. 18; von einem Mädchen.

102. Den 19. — Des Schuhmachers Lambert Heinr. Thies Ehefr., geb. Mittag, Meyers Gang Nr. 2; von einem Mädchen.

Nro. 103. Den 19. — Des Küpermeisters Joh. Friedr. Blome Ehefr., geb. Wurthmann, gr. Johannisstr. Nro. 18; von einem Mädchen.

— 104. Den 20. — Des Wirths Johann August Ohlmeyer Ehefr., geb. Lückens, Domshof Nr. 22; von einem Mädchen.

— 105. Den 20. — Des Schlossermeisters Albert Husheer Ehefr., geb. Lagemann, Großenstraße Nr. 21; von einem Mädchen.

— 106. Den 21. — Des Strumpfwebers Joh. Wilh. Meyer Ehefr., geb. Doensing, Grafenstr. Nr. 26; von einem Knaben.

— 107. Den 21. — Des Musiklehrers Jos. Geisler Ehefr., geb. Lanz, Osterthorsstr. Nr. 7; von einem Mädchen.

— 108. Den 21. — Des Waarenmaklers Georg Gottfried Bernh. Blöcker Ehefr., geb. Vogelsang, Sandweg Nr. 5; von einem Mädchen.

— 109. Den 22. — Des Segelmachers Cornelius Ernst Bruns Ehefr., geborne Klußmeyer, kl. Helle Nr. 1 A; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 27. Der Cigarrenmacher Hermann Garrelmann und Catharina Adelheid Kahle hies.

— 28. Der Kappenmacher Joh. Hinrich Schlichting u. des verstorb. Schuhmachers Christian Hermann Lankau Wittwe, Christina Sophia, geb. Koefe, hies.

— 29. Der Arbeitsmann Jürgen Friedrich Gottfried Dreyer und Helena Althoff, hies.

— 30. Der Buchdruckergehülfe zu Oldenburg Anton Heinrich Eduard Nullmann und Gesche Maria Stegmann hies.

— 31. Der Kaufmann Herm. Chr. Friedr. Innecken hies. und Caroline Charlotte Ernestine Meyer zu Stade.

— 32. Der Landmann zu Walle Martin Klatte und Beta Sanders hies.

— 33. Der Handlungsgehülfe Joh. Heinr. Hasselmann und des verst. Küpers Joh. Herm. Hinr. Franz Brinkmeyer Wittwe, Metta Adelheid geb. Klusmeyer hies.

— 34. Der Blechenschlägeramtsmeister Martin Heinr. Könken und Rebecca Catharina Strothoff hieselbst.

Nro. 35. Der Detaillist Hermann Jacob Kinder u. Christiane Weihusen hies.

— 36. Der Mechanicus Joh. Friedr. Wilhe hies. und Catharina Maria W Werlich aus Dassow.

— 37. Der Landmann am Gröplingerdeich P bastian Mahlstede und Marie Poggendiek aus Wietzen.

— 38. Der Arbeitsmann Franz Georg Schl Buntenthorsteinwege und des ver Arbeitsmanns Diedr. Heinr. Luers Wübke, geb. Otzen, genannt Rote

— 39. Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Schu Buntenthorsteinwege und Christi thea Hummerenbrum hies.

— 40. Der Schlachter Heinr. Ludw. Wilh. B ten zu Bodenwerder und Dorothe Charlotte Nietmann daselbst.

— 41. Der Maurer zu Barmstedt Jacob Bra und Catharina Eggerking hies.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 8.

Bremen, Donnerstag den 27. Januar 1842.

Bremen, den 26. Januar 1842.

Die am gestrigen Tage stattgefundene Wahl eines fünften Predigers an der hiesigen St. Petri Domkirche ist auf den Herrn Pastor **Brandt** aus Wolfenbüttel, der am 19. December v. J. seine Gastpredigt hielt, gefallen.

* Nach der Vorstellung „die Braut von Messina".

Den 20. Januar 1842.

Geliebte, laß mich zu dir singen,
Wenn nicht mein Herz, das übervoll,
In seiner Einsamkeit zerspringen,
In seiner Freude brechen soll.

Ich war im Schauspiel; Göttertöne,
Die Schiller's Geist in Worte band,
Umrauschten mich in Himmelsschöne,
Berührten mich mit Zauberhand.

Ja, solche Worte und Gedanken,
In solcher Weise dargestellt,
Erheben uns aus Erdenschranken
Hinüber in die Götterwelt.

Des Schicksals ewig ernstes Walten,
Von keinem Mitleid je gerührt,
Wird uns in reinen Kunstgestalten
In hoher Würde vorgeführt.

Wir stehn erblassend und erbebend,
Und unsre Brust durchzuckt der Schmerz,
Und dennoch, kräftig sich erhebend,
Schlägt fast in Andacht unser Herz.

O stolze Kunst, die dem Geschicke
Gestalt und sichtbar Leben leiht,
Du richtest unsre Erdenblicke
Hinüber auf die Ewigkeit.

Das Schicksal kann nicht mehr als tödten; —
Die Sühne steht in unsrer Hand
Und führt den Geist, aus Erdennöthen
Gerettet, in ein beßres Land. —

Der Zwiespalt zwischen Geist und Erde
Entstand, als aus dem Paradies
Der Racheengel mit dem Schwerte
Die beiden ersten Menschen wies.

Doch ist der Geist nach Gottes Bilde,
Und aus dem Chaos stammt die Welt;
Es siegt, sei es durch Kraft, durch Milde,
Der Geist, ob auch der Staub zerfällt.

Das, Mädchen, hab' ich heut' empfunden
Bei jenem meisterhaften Spiel;
Ich war entzückt in diesen Stunden,
Und weinte, als der Vorhang fiel.

Ich hab' es, Mädchen, dir geschrieben,
Was meine Seele tief empfand;
Du fühlst mit mir; denn geht nicht Lieben
Mit allen Künsten Hand in Hand? —

P. J. W.

Die Tochter des Banquiers.

Nach J. P. R. James.

Es lebte vor ungefähr 10 Jahren ein großer Banquier in London, der ein sehr hübsches Haus auf Portland-Place, und ein anderes, sehr altes, in der City besaß; war dies letztere das Bild des Geschäftslebens und der Reichthümer, so zeigte das erstere den höchsten Luxus und Aufwand. Er selbst war ein stiller Mann, dessen Großthuerei ruhiger Art, aber dabei doch nicht unthätig war. Seine Bewegungen waren immer ruhig und gemessen, sein Anzug einfach; aber die ersteren waren stattlich, der letztere nach der besten Mode. Holditch war damals sein Wagenfabrikant, Ude's Vetter sein Koch; seine Diener gingen, wenn sie einen Gast zu melden hatten, die Treppe nach dem Takte des Todtenmarsches im „Saul" hinauf, und öffneten beide Flügelthüren auf einmal und mit einem Anstand, wie ihn nur lange Uebung erzeugen kann. Alles in seinem Hause ging nach der Regel und Nichts unrecht. Alle Lakaien trugen Puder, und die weiblichen Dienstboten mußten Mützen, wie sie ihnen vorgeschrieben wurden, tragen.

Seine Frau war die Tochter eines Landedelmanns von alter Familie, sie war eine Frau von feinen Sitten und einem warmen Herzen. Obgleich sie beständig zwei Equipagen zu ihrer Verfügung hatte, ging sie dennoch oft, und das sogar in London, zu Fuß, und wollte nicht, daß von ihren Gesellschaften in der „Morning-Post" die Rede war.

Der Banquier und seine Frau hatten nur ein Kind, eine Tochter, ein süßes und niedliches Mädchen; nicht sehr groß, obgleich schön gebaut und außerordentlich graziös. Sie war durchaus nicht affektirt, denn sie hatte, da sie von Kindheit auf an vollkommene Freiheit gewöhnt war, da ihr Nichts, was recht und tugendhaft war, abgeschlagen wurde, da sie ferner von ihrer Mutter große Eigenschaften schätzen lernte, da sie zu sehr an Reichthum gewöhnt war, um einen besondern Werth darauf zu legen, und zu häufig mit hohem Rang in Berührung kam, um denselben über seinen Werth zu schätzen, nichts zu wünschen, nichts zu erstreben übrig. Ihr Gesicht war schön und ernst, obgleich ihre Gedanken ersichtlich frohe waren, und ihre Stimme klang melodiös und sanft. — Sie hieß Alice Herbert, und war bald für alle Bewunderer ein Gegenstand der Bewunderung. Die Leute sahen nach ihr im Opernhause, im Park, erklärten sie für eine Schönheit, für anbetungswerth, göttlich; sie ward ein Gegenstand des Wunderns, der Wuth, der Mode, und Jeder fügte, wenn man von ihr sprach hinzu: „sie erbt wenigstens eine halbe Million Pfund Sterling." Herr Herbert hatte gar keine große Eile damit, daß seine Tochter Einen von denen, die ihm vorgestellt waren, heirathen sollte, denn Keiner war mehr als Baron; auch Madame Herbert hatte keine große Eile, weil sie sich nicht gerne von ihrer Tochter trennen wollte; auch Alicen selbst ging es eben so; sie wollte eben so wenig aus diesen drei Classen einen Mann wählen, denn ein Theil derselben war Windbeutel, eine größere Zahl derselben Libertins und die Uebrigen Narren, und aus diesen drei Classen mochte, wie gesagt, Alice eben so wenig Einen wählen, als ihr Vater aus den unteren Graden des englischen Adels.

Es gab allerdings einen jungen, entfernt mit ihrer Mutter verwandten Mann in der Garde, welcher weder Geck, noch Libertin, noch Narr, sondern ein Gentleman, ein vollendeter und edeldenkender Mann war, und oftmals Herbert's Haus besuchte; aber Vater, Mutter, Tochter, Alle hatten ihn gar nicht mit auf die Liste der Bewerber gesetzt; der Vater — weil er kein Herzog, die Mutter — weil er Soldat war, und die Tochter — weil er ihr nie die mindeste Veranlassung gegeben hatte, zu glauben, er bewundere oder liebe. Da er ungefähr 2000 Pfund Sterling jährlich zu verzehren hatte, so mochte er eine gute Parthie für eine Pfarrerstochter sein, konnte aber nicht auf Demoiselle Herbert Ansprüche machen. Alice mochte ihn lieber leiden, als irgend einen Mann von denen die sie je gesehen hatte, ja, einmal fand sie sogar seine Augen von dem, dem Platz, wo sie sich befand, gegenüberliegenden Ende eines Ballsaals auf sie, und zwar mit einem Ausdruck gerichtet, der sie gänzlich überhören ließ, was ihr Tänzer mit ihr sprach. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und dies schien Henry Ashton zu ermuthigen, näher zu kommen und sie zum Tanze aufzufordern. Sie tanzte auch mit ihm am darauffolgenden Abend, und Herr Herbert, der dies bemerkte, hielt es für gerathen, dem jungen Henry Ashton einen Wink zu geben. Als zwei Tage darauf Alice's Vater eben ausgehen wollte, trat der junge Mann von der Garde in die Bibliothek, und der Banquier bereitete sich vor, ihm den Wink und zwar recht deutlich zu geben. Diese Mühe wurde ihm jedoch erspart, denn Ashton's erste Worte waren folgende: „Ich bin gekommen, Ihnen, Herr Herbert, Lebewohl zu sagen. Wir sind nach Canada beordert, um die Unruhen daselbst zu dämpfen. In einer Stunde reise ich von hier ab, um von

meiner Mutter in Staffordshire Abschied zu nehmen, und dann schiffe ich mich mit meinem Regimente ein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Schelling's erste Vorlesung an der Universität zu Berlin.

Meine Herren!

Ich fühle die ganze Bedeutung dieses Augenblicks, ich weiß, was ich mit demselben auf mich nehme; wie könnte ich es mir selbst verhehlen oder wie Ihnen verbergen wollen, was durch meine bloße Erscheinung an dieser Stelle ausgesprochen und erklärt ist? Gewiß, m. H., hätte ich nicht die Ueberzeugung, durch meine Anwesenheit der Philosophie einen wesentlichen, ja einen größeren Dienst zu leisten, als ich je früher zu leisten im Stande gewesen; so stünde ich nicht vor Ihnen. Dieses also ist mein Glaube: allein ich bin weit entfernt zu erwarten, und kann noch weniger daran denken zu verlangen, daß dieß auch die allgemeine Meinung über mich sei. Nur so viel hoffe ich zu erlangen, daß niemand mich mit Mißgunst an dieser Stelle sehe; daß man mir willig Zeit und Raum gönne zu der ausführlichen Antwort auf das Dic cur hic, die ich durch die ganze Folge meiner Vorträge zu ertheilen im Begriff stehe. Habe ich doch auch Andern Raum gelassen, Keinem gewehrt, das gleiche Ziel in der Wissenschaft mit mir zu erreichen! Bin ich in derselben zu etwas gelangt, das werth ist, hier vorgetragen zu werden und die Aufmerksamkeit einer Versammlung, wie ich sie hier vor mir sehe, in Anspruch zu nehmen, — der Weg dazu stand Jedem offen, und Niemand kann sagen, daß ich ihm durch Eile zuvorgekomme.

Es sind vierzig Jahre, da gelang es mir, ein neues Blatt in der Geschichte der Philosophie aufzuschlagen; die eine Seite derselben ist jetzt voll geschrieben; gern hätte ich einem andern überlassen, das Facit, das Resultat derselben zu ziehen, das Blatt umzuwenden, und eine neue Seite anzufangen.

Wenn ich versichere, daß ich die ganze Größe und Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe gefühlt, und sie dennoch nicht abgelehnt habe: so spricht sich darin allerdings das Bewußtsein eines entschiedenen Berufs aus. Aber ich habe diesen Beruf nicht mir selbst gegeben, er ist mir ohne mein Zuthun geworden; nun er mir geworden, darf ich ihn auch nicht verleugnen, noch gering achten. Ich habe mich nicht aufgeworfen zum Lehrer der Zeit, wäre ich ein solcher, so hätte die Zeit selbst mich dazu gemacht, und ich würde mir kein Verdienst dabei zuschreiben, denn was ich für die Philosophie gethan, ich habe es nur in Folge einer mir durch meine innere Natur auferlegten Nothwendigkeit gethan.

Die Umstände nöthigen mich, bei dieser Gelegenheit von mir selbst zu reden: doch eitles Selbstrühmen ist mir fern. Der Mann, der, nachdem er das Seinige für die Philosophie gethan hatte, für geziemend erachtete, nun auch Andere frei gewähren und sich versuchen zu lassen, der, selbst vom Schauplatz zurückgezogen, inzwischen jedes Urtheil schweigend über sich ergehen ließ, ohne selbst durch den Mißbrauch, der von diesem Schweigen, durch Verfälschungen selbst des geschichtlichen Hergangs der neuern Philosophie gemacht wurde, sich bewegen zu lassen, es zu brechen; der im Besitz — nicht einer nichtserklärenden, sondern einer, sehnlichst gewünschte, dringend verlangte wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie ruhig sagen ließ: es sei mit ihm gar aus, und der dieß Schweigen, ganz und vollständig, nicht eher bricht, als bis eine unzweifelhafte Pflicht ihn dazu auffordert, bis ihm unwidersprechlich klar geworden, jetzt sei die Zeit gekommen, das entscheidende Wort zu sprechen: dieser Mann, m. H., hat wohl gezeigt, daß er der Selbstverleugnung fähig ist, daß er nicht an voreiliger Einbildung leidet, daß es ihm um mehr als um eine vorübergehende Meinung, als um einen flüchtigen, schnell zu erlangenden Ruhm zu thun ist.

Lästig, das fühle ich, muß ich wohl zum Theil sein. Man hatte mich untergebracht, ich war construirt, man wußte aufs genauste, was an mir war. Nun soll man mit mir von vorn anfangen und einsehen, daß doch etwas in mir gewesen, von dem man nicht wußte.

Der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß sollte statt meiner an dieser Stelle ein jüngerer der Aufgabe gewachsener Mann stehn. Er komme — ich werde ihm mit Freuden den Platz einräumen. Habe ich doch so manche treffliche jüngere Talente bedauert, die ich aller Orten sich mit Mitteln und Formen abmühen sah, von denen ich wußte, daß sie zu nichts führen können, daß ihnen nichts

abzugewinnen sei: wie gern hätte ich sie an mich gezogen, wie gern denen geholfen, die von mir nichts wissen wollten! Nun ich sehen mußte, daß ich selbst Hand anlegen müsse, wenn zu Stande kommen sollte, was ich als nothwendig, als gefordert durch die Zeit, durch die ganze bisherige Geschichte der Philosophie erkannte, und daß ich für dieses Werk eigentlich aufgespart worden — da, als von mir verlangt wurde, in dieser Metropole der deutschen Philosophie, hier wo jedes tiefer gedachte Wort für ganz Deutschland gesprochen, ja selbst über die Grenzen Deutschlands getragen wird, wo allein die entscheidende Wirkung möglich war, wo jedenfalls die Geschicke deutscher Philosophie sich entscheiden müssen, hier als Lehrer zu wirken: da, in einem so bedeutenden Moment, und nachdem Gott so lang das Leben mir gefristet, der Philosophie, die der Schutzgeist meines Lebens gewesen, nicht zu fehlen, mußte ich als unabweisliche Pflicht erkennen, und nur dieser Gedanke, diese klare Ueberzeugung allein konnte mich entscheiden.

Zwar ich leugne nicht, viel Anderes stand vor mir, das mich bewegen konnte. Einem König, wenn auch nur kurze Zeit, zu dienen, den ein glorreicher Thron nicht höher erhebt, als er durch Eigenschaften des Herzens und des Geistes erhoben wird, dem längst meine Verehrung gewidmet war, ehe der königliche Purpur ihn schmückte; das Land und Volk, dessen sittlicher und politischer Kraft jeder echte Deutsche von Kindheit an zu huldigen gewöhnt, und durch die letzten, ewig denkwürdigen Ereignisse auf's neue zu huldigen gelehrt worden: die Stadt, die zuerst genannt wird, wenn von den Sitzen der Wissenschaft und immer fortschreitenden Bildung in Deutschland die Rede ist, die zwar wie ein großes mächtiges Wasser nicht von jedem leichten Hauch bewegt wird, und auch wohl zuweilen retardirend gewirkt hat (ich erinnere an die Zeit, wo bereits Kant's Philosophie in ganz Deutschland, nur nicht in der Hauptstadt seines Vaterlandes Wiederhall gefunden), die aber dagegen auch das einmal erkannte Tüchtige mit Macht ergreift und fördert: sodann dieser Kreis von Männern der Wissenschaft, den vornehmsten Zierden dieser Stadt, unter denen ich viele, zum Theil von Jugend auf, mir befreundete, andere mir längst hochverehrte Männer wußte, mit denen vereint zu leben, vereint zu wirken ich jeder Zeit mir zur Freude, zum Glück gerechnet hätte: endlich diese Jugend, von der bekannt ist, daß sie dem Ruf der Wissenschaft zu folgen gewohnt ist, daß sie, wenn ihr ein würdiges Ziel vorgehalten wird, vor Schwierigkeiten nicht erschrickt, sondern wo ihr nur die Spur und Fährte echter Wissenschaft gezeigt ist, freudig auf den Weg sich stürzt und selbst dem Lehrer voran eilt — dieß alles, m. H., waren Anziehungskräfte von großer, ja fast unwiderstehlicher Gewalt, aber dieß alles, so mächtig es war, hätte doch andern Betrachtungen weichen müssen, die so nahe liegen, daß ich sie eben darum nicht anzuführen nöthig habe. Nur erst als ich in der ohne alles Zuthun mir gewordenen Aufforderung ein Gebot erkennen mußte, dem ich widerstreben nicht dürfte, nicht könnte, ohne meinen letzten und höchsten Lebensberuf zu verfehlen: da war ich entschlossen, und so trete ich denn auch entschlossen und mit der Ueberzeugung unter Sie, daß, wenn ich je etwas, es sei viel oder wenig, für die Philosophie gethan, ich hier das Bedeutendste für sie thun werde, wenn es mir gelingt, sie aus der unleugbar schwierigen Stellung, in der sie sich eben befindet, wieder hinaus zu führen in die freie, unbekümmerte, von allen Seiten ungehemmte Bewegung, die ihr jetzt genommen ist; denn diese Schwierigkeiten, mit denen die Philosophie zu ringen hat, sind offenbar und lassen sich nicht verheimlichen.

Noch nie hat sich gegen die Philosophie eine so mächtige Reaction von Seiten des Lebens erhoben, als in diesem Augenblick. Dieß beweist, daß die Philosophie bis zu jenen Lebensfragen vorgedrungen ist, gegen die es keinem erlaubt, ja möglich ist, gleichgültig zu sein. So lange sich die Philosophie in ihren ersten Anfängen oder auf den ersten Stufen ihres Fortschreitens befindet, kümmert sich niemand um sie, der nicht selbst Philosophie zum Geschäft seines Lebens gemacht hat. Alle Andern erwarten die Philosophie bei ihrem Ende, für die Welt erlangt sie erst Wichtigkeit durch ihre Resultate.

(Schluß folgt.)

Schullehrer-Wittwen- und Pensions-Casse.

Wer zu beachten gewohnt ist, in welch' schöner Weise sich der Wohlthätigkeitssinn in der Unterstützung milder Stiftungen zu bethätigen fortfährt, der wird nicht ohne besondere Freude wahrnehmen können, daß in jüngster Zeit auch eine der wohlthätigsten Anstalten, die Schullehrer

Wittwen- und Pensions-Casse wieder häufiger mit Vermächtnissen und Geschenken bedacht worden ist. Und doch dürfte man behaupten, daß dies noch immer nicht in dem Verhältniß geschehe, wie es die Wichtigkeit dieser Stiftung verlangt, wovon der Grund wohl nur in der Unbekanntschaft der höhern Stände mit der Stellung und Lage unserer Stadt- und Landschullehrer zu suchen ist. Bei der Stiftung einer neuen Casse „die Zuversicht" von den vom Staate bloß concessionirten, nicht wirklich angestellten und weder aus Kirchen- noch Staats-Cassen besoldeten Schullehrern (oder Lehrern, wie sich diese zu nennen pflegen) mußten die, welche dem Volksschulwesen ferner stehen, noch unklarer über das eigentliche Sachverhältniß werden, indem es scheinen konnte, als bestehe noch gar keine derartige Wittwencasse, während doch die jüngere Casse nur von einigen zu der älteren Casse nicht berechtigten Schullehrern gestiftet wurde, von denen es nicht einmal gewiß ist, ob sie die Schule zu ihrem Lebensberuf erwählt haben oder nicht vielmehr zu der einträglicheren Cigarrenfabrication, Schenkwirthschaft und dergl. bei passender Gelegenheit übergehen.

Wenn der Verfasser dieser Zeilen recht berichtet ist, so zahlt jene alte Casse jährlich ungefähr 25 Thaler an die Wittwe oder die überlebenden Kinder. Weiter hat sie es bei ihrem etwa 40jährigen Bestehen nicht bringen können! — Und nun bedenke man das Loos einer Wittwe, die Verlassenheit unmündiger Kinder, deren Einkommen mit dem Tode ihres Versorgers mit einemmale aufhört! In hundert andern Geschäften und Gewerben setzt die Wittwe ungestört ihren Betrieb fort, das Kramgeschäft, das Handwerk ernährt die Familie nach wie vor, die Kinder können schon gleich oder doch bald hülfreiche Hand leisten. Allein die Schullehrerwittwe steht der Aermsten gleich oder gar noch tiefer, weil ein natürliches Zartgefühl, das jeder ehren sollte, sie abhalten muß, gleich der Tagelöhnerin ihr Brod zu verdienen oder Sorge und Kummer beständig auf der Zunge zu tragen, um die Mildthätigkeit anzusprechen. — 25 Thaler! Manches Dienstmädchen verdient in einer Wintersaison das Doppelte oder mehr allein an Trinkgeldern. Und was Alles soll davon bestritten werden? — Oder kann etwa der Schullehrer Ersparnisse zurücklegen? kann er es bei den ärmlichen Gehalten, die trotz der steigenden Bedürfnisse des Lebens eher geschmälert, als vergrößert werden? Man frage einmal in den Familien der Schullehrer nach.

Auf diese Lage der Sache aufmerksam zu machen ist der Zweck dieser Zeilen. Mögen die, welche zu geben und zu helfen die Lust und das Vermögen haben, jener wohlthätigen Casse, deren gewissenhafte Verwaltung überdies von denen, die damit näher vertraut sind, gerühmt wird, nach Gebühr gedenken!

Cigarrenfabriken.

Ein jeder, den das sittliche Wohl des Staats nicht gleichgültig läßt, wird mit großer Freude den Deputationsbericht „betreffend gesetzliche Bestimmungen wegen der Arbeiter in den Fabriken" gelesen und den Berichterstattern für ihre Bemühungen und ihre zweckmäßigen Vorschläge gedankt haben. Zu lange schon frißt dies Geschwür an unserer öffentlichen Sittlichkeit; es sind einige kühne Schnitte, es ist Consequenz nöthig, um es herauszuschaffen oder wenigstens zu verhindern, daß es weiter sich einfrißt. Darum muß auch jeder ehrenhafte Bürger, vornehmlich die Inhaber der Fabriken, die Hand dazu bieten, sei es auch mit einigen Opfern, die doch jedenfalls nur unbedeutend sind und gegen die Dringlichkeit der Anordnung der Sittenpolizei gar nicht in Anschlag zu bringen sind.

Zum Gedächtniß der seligen Frau Wittwe Suling, geb. Benorden,

an ihrem Sterbetage, den 5. Januar 1842.

So bist Du nun geschieden
Voll Zuversicht, in Frieden
Dem finstern Thal entflohn!
Im Glanz von ew'gen Sonnen,
Sahst Du den Morgen kommen,
Dein Gott hat Dich erlös't.
„Ruf Mich an, Mich, in Nöthen,
„Spricht Gott, „Ich will Dich retten!
„Harr' Meiner in Geduld!"
„Ja Vater aller Frommen,
„Von Dir wird Rettung kommen,
„Du wirst mich bald erfreun!"

So hörten wir Dich beten
In schweren Leidensnöthen,
Du, jetzt Vollendete!
Erhört sind Deine Bitten,
Du hast den Sieg erstritten,
Des Glaubens Kampf vollbracht.
Ja unter Engel-Psalmen
Empfingest Du die Palmen
Zum Ueberwinder-Kranz.
Still, wie Dein göttlich Leben,
Sehn wir den Geist entschweben,
Dein Heiland nahm Dich auf.
Du sahst in sel'gem Hoffen
Hier schon den Himmel offen,
Dein „Warten" war im Herrn;
Da hörtest Du Sein Kommen,
Heim gingst Du zu den Frommen,
Die Sonne ging Dir auf!
„Dein Heil hab' ich gesehen,
„Wie wohl ist mir geschehen!"
Jauchzt Dein erlöster Geist.
Dein Sterben ward zum Leben,
Dir hat Dein Gott gegeben,
Worauf Du Dich gefreut!
Ja, Ihn hast Du geschauet,
Dem kindlich Du vertrauet,
In Frieden fuhrst Du hin.
Was Simeon gefunden,
Das hat Dein Herz empfunden:
Du sahst den Christ, den Herrn!
Nun war für Dich kein Weilen,
Zum Himmel mußt'st Du eilen
Am Tage „Simeon."
Da singst Du in die Chöre
Der Sel'gen Preis und Ehre;
Und bist mit ihm beim Herrn.
Wir aber, all' die Deinen,
Wir trauern nun und weinen
Um Dich, Du Mutterherz!
Du hast uns treu geliebet,
In Wort und That geübet
Der Liebe Gotteswerk.
Die Leidenden, die Armen
Empfanden Dein Erbarmen,
Du nahmst Dich Aller an.
Holdselig war Dein Lehren,
Wer Rath und Trost wollt' hören,
Der kehrte bei Dir ein.
Ob einfaltsvoll, ob weise,
Die Kinder wie die Greise,
Sie suchten Alle Dich.
Der Wittwen banges Zagen,
Der Waisen trostlos Klagen,
Verklärt' Dein Segensblick.
Nicht nur die Auserwählten,
Auch welche vielfach fehlten,
Umfing Dein frommer Sinn.
So demuthsvoll und milde
Nach Deines Heilands Bilde
Verdammetest Du nicht.
So mäßig und bescheiden
Entbehrtest Du die Freuden
Von irdischem Genuß.
Du wolltest nur verwalten,
Was Du von Gott erhalten,
Nur Andern zum Gewinn.
Wie Christi Reich zu bauen,
Das konnte an Dir schauen,
Wer Deinen Wandel sah.
Dich ehrten Priester, Lehrer,
Sie wurden Jünger, Hörer.
In Dir verklärt sich Gott.
Doch Worte, ihr müßt schweigen,
Wo Aller Herzen zeugen,
Da glänzt dies Segensbild.
Sie hat die Kron' empfangen,
Wir hoffen, wir verlangen,
Sie selig Dort zu sehn!
O, mög' ihr Geist uns leiten,
Das wir uns ernst bereiten,
Zu wandeln ihren Pfad;
Daß wir auch Garben bringen,
Im Ernte-Jubel singen
Mit ihr Hallelujah!

Miscellaneen.

(Rotterdam.) In Rotterdam wurden zugeführt im Jahr 1841 an Kaffee aus Ostindien 365,000 Ballen, 600 Fässer; aus Westindien 18,600 B. 60 F. Vorrath in erster Hand am Ende des Jahrs 109,000 B., ostindischen, 1400 B. westindischen Kaffee. — Die Erzeugung des Thees in Java hat bedeutende Fortschritte gemacht, indem über 3000 Kisten zugeführt wurden; die Hauptlieferung geschieht indeß immer noch durch England. — Die Anfuhr von rohem Zucker bestand aus 2600 Faß Surinam, 2700 Kisten Havanna, 2600 Ballen und Matten diverse Sorten (wohl meist Manilla) und 114,000 Kronjangs Java; Vorrath am Ende des Jahres 200 Faß Surinam und 16,000 Kronjangs Java. Die Preise des Zuckers und Kaffees sind im Laufe des Jahrs wesentlich gefallen, und letztere stehen gegenwärtig so nieder, daß ein fernerer Rückgang fast außer Frage ist.

(Newyork, 15. Dec.) Vor etwa zwei Wochen wurden auf Andringen verschiedener Gläubiger, die auf dem Wege des Processes, in Folge frühern Spruches, diese Vergünstigung erlangt hatten, folgende zum Eigenthum der Vereinigten-Staaten-Bank gehörige Aktien auf der Börse von Philadelphia öffentlich versteigert und brachten folgende Preise:

Actien.			Dollars.
4020 von d. Cumberland Alley Railroad (zusammenversteigert)			200
5202 Sanbury und Erie Railroad	„	„	130
3030 Franklin Railroad Company	„	„	140
2000 Whrightsville York und Gettysbury, Railroad			200

Diese Actien kosteten der Vereinigten-Staaten-Bank ursprünglich über 600,000 Dollars und sind nun verkauft worden für 670 Dollars. Angesichts einer solchen Finanzwirthschaft, bemerkt das Journal, welche diese Transaction mittheilte, sollten sich doch die Actionäre der Vereinigten-Staaten-Bank nicht so erschrecklich die Köpfe zerbrechen, um herauszubringen, wo ihre 35 Millionen Capital hingekommen sind.

(Hamburg.) Im vorigen Jahre sind hier 3562 große und kleine Schiffe, mit Einschluß sämmtlicher Dampfschiffe, welche in allem 322 Fahrten gemacht haben, angekommen (eine summarische Uebersicht des Hamburg-Altonaer-Telegraphen giebt die Gesammtsumme der angekommen gemeldeten Schiffe auf 4412 an, worin 344 Dampfschiffsfahrten einbegriffen sind): nämlich von Ostindien 13, Westindien 112, Südamerika 50, Brasilien 125, Nordamerika 60, von der afrikanischen Küste 3, von den canarischen und azonischen Inseln 6, Kleinasien 15, von der europäischen Türkei (Konstantinopel) 1, von Griechenland (Athen) 1, aus dem mittelländischen Meere 78, von Spanien 44, Portugal 16, Frankreich 171 (mit Einschluß der Havrer und Dünkirchener Dampfschiffe, wovon erstere 35, letztere 30 Fahrten gemacht), Großbrittanien 1626 (incl. der 210 Fahrten, welche sämmtliche englische Dampfschiffe zurückgelegt haben), Rußland 19, Ostsee 66, Schweden und Norwegen 29, Belgien 100, Holland (mit Einschluß der 45 Fahrten der Amsterdamer Dampfschiffe) 332, Ostfriesland und den Küsten 77, Bremen und der Weser 278, Dänemark, den Küsten und der Eider (mit Inbegriff der 28 Fahrten des jütländischen Dampfschiffs) 311; auf dem Robben- und Wallfischfang sind gewesen 3, Häringsjäger 1. — Dagegen sind 3437 große und kleine Schiffe nach verschiedenen Häfen von hier wieder abgegangen. — Die Schifffahrt der Elbe war vom 10. Dec. 1840 bis 17. März 1841, also im Ganzen 97 Tage, wegen Treib- und festen Eises unterbrochen. — Die Hamburger Flagge besteht am 1. Januar d. J. aus 221 Fahrzeugen, nämlich aus 17 Schiffen 49 Barks, 1 Barkantine, 84 Briggs, 1 Brigantine, 28 Schoonern 6 Schooner-Briggs, 16 Galliassen, 13 Galliots, 9 Schooner-Galliots, 7 Kuffen, 18 Evern, 1 Jacht und 1 Rudd. Neuerbaut wurden im vorigen Jahre 11 verschiedene Fahrzeuge und angekauft 8; geblieben sind 9. Am Schlusse des vorigen Jahres waren im hiesigen Hafen 192 Schiffe anwesend. Die Altonaer Flagge besteht am 1. Januar d. J. aus 36 Fahrzeugen, nämlich 6 Schiffen, 1 Bark, 16 Briggs, 9 Schoonern und 4 Galiassen.

(Vom Oberrhein.) Die Dampfschifffahrts-Gesellschaften sind schon jetzt mit der Regulirung der verschiedenen Curse nach dem Niederrhein beschäftigt. Falls es die Witterung erlaubt, wird der diesjährige Dienst unfehlbar am 1. März beginnen. Die Adlercompagnie wird ihre Reisenden von Basel nach Mainz (80 Stunden) in einem Tage expediren.

(Nigerexpedition.) Der Shipping Gazette zufolge sollen neuere Nachrichten von der Niger-Expedition eingelaufen sein. Beim Abgang derselben (das Datum ist nicht angegeben) war nur noch das Dampfboot Albert im Niger, dessen weiße Besatzung auf zwölf Mann zusammengeschwunden war, außer dem Capitän Trotter, dem Wundarzt Dr. M'William und drei oder vier andern Offizieren. Man sehnte sich nach einer baldigen Rückfahrt ins Meer, denn alle an Bord waren sehr niedergeschlagen. Bis zum 1. Januar sollten sämmtliche Schiffe der Expedition bei der Insel Ascension versammelt sein, wo der Wilberforce bereits angekommen war. Die Zeitung fügt bei: „Es heißt zwar, die Expedition habe Ansiedelungen am Ufer des Nigers zurückgelassen; was aber, wenn keine Communication derselben nach außen hergestellt ist, ihr Schicksal sein wird, läßt sich unschwer voraussagen."

(Dresden.) Im Schauspiel ist von einer Aufführung Richards II. von Shakspeare die Rede. Unsre Intendanz beeifert sich in diesen Erinnerungen an den größten Dichter der Berliner Bühne auf eine schöne Weise zuvorzukommen, auf der in dem bevorstehenden Sommer unter Tiecks Anleitung „der Sturm" und „ein Sommernachtstraum" in Scene gesetzt werden sollen. — H. Laube's sehr gelungenes Intriguenspiel „Rokoko" vielleicht die beste Arbeit, die seiner Feder entflossen ist, wird hier wahrscheinlich ebenfalls zur Aufführung kommen.

(Journal-Spekulation.) In Paris erscheint mit Neujahr eine Zeitschrift, der „Teufel." Das Jahres-Abonnement

kostet nur vier Franks, und jeder Abnehmer erhält ein Pfund Bonbons von der besten Qualität in den Kauf.

(Staar-Operation.) Der Dr. med. Crusell in Petersburg hat der Akademie der Wissenschaften eine Person vorgestellt, an welcher die Staar-Operation mittelst des Galvanismus ausgeführt wurde. Der Akademiker von Baer, welcher Zeuge zweier solcher Operationen gewesen war, sagte, daß in beiden Fällen die Linse durch einen Kreuzschnitt geöffnet worden sei, in Folge dessen man einen schwachen galvanischen Strom in das Auge eingeführt habe, der etwa eine Minute lang in Wirksamkeit gewesen sei. Die Pupille sei davon beinahe in demselben Augenblick zum großen Theil ihres Umfangs schwarz geworden und unmittelbar nach der Operation hätten die Kranken die ihnen vorgelegten Gegenstände unterscheiden können. Die Operation geht sehr schnell von Statten.

(Ein Wettrennen.) Bei dem letzten Rennen von Chanrilly gewann eine Stute des Herrn Aumont, Tontini, den großen Preis und schlug dabei die Jenny des Lord Seymour. Die Sache war von Wichtigkeit, denn die Wetten beliefen sich auf 400,000 Fr., von denen Lord Seymour selbst 90,000 Franken eingesetzt hatte. Statt die Zahlung zu leisten, reichte aber der Lord eine Klage ein, daß die Stute Tontine untergeschoben und kein anderes Pferd sei, als die Herodia vom Aaron und der Jung Elektion. Unlängst entschied der Gerichtshof erster Instanz gegen Lord Seymour und verurtheilte ihn in die Kosten des Prozesses.

(Aus Wien.) Die „Ausverkaufs"-Speculation vieler unserer Gewölbe, von denen einige so mit Zetteln sind, daß sie noch aparte hinzusetzen könnten: „Ausverkauf von Ausverkaufs-Zetteln," ist von einem kleinen mit kurzer Waare hausirenden Jungen damit trefflich persifflirt worden, daß er auf seine Schachtel, welche den ganzen Vorrath seiner Waare in sich schloß, einen riesigen Zettel mit den Worten: „Ausverkauf mit Schaden," klebte. Und es war nicht sein Schaden, daß er es that. Es fand sich eine Menge Käufer, die dem kleinen Satyriker als Anerkennung für seinen guten Einfall Vieles abkauften.

(Rollentausch.) In einem Pariser Theater ereignete sich unlängst folgender komische Vorfall. Zwei Zuschauer, welche sich bereits mehrere Stunden bemüht hatten, ihre Meinung im entgegengesetzten Sinne auszudrücken, waren beide — der eine vom wüthenden Applaudiren, der andere vom Pfeifen ermüdet — im Begriff, den Kampfplatz zu verlassen, als dem Claqueur ein herrlicher Einfall kam. Er sagte zu seinem Antagonisten: Hören Sie, ich kann nicht mehr applaudiren, sehen Sie nur, wie meine Hände geschwollen sind; — Ihnen dagegen ist der Athem ausgegangen, lassen Sie uns daher die Rollen wechseln. Sie applaudiren für mich, und ich pfeife für Sie; der Künstler verliert gar nichts dabei, denn sie sind der Dolmetscher meiner Ansicht, und ich Vertreter der Ihrigen. Der Vorschlag wurde mit Bereitwilligkeit angenommen, und Beifall und Tadel ließen sich mit erneuter Gewalt in dem Saale vernehmen.

(In Merseburg) ist Schiller's „Cabale und Liebe" unter dem Titel; „Das Glas Limonade," Seitenstück zum: „Glas Wasser," von Scribe, zur Einnahme eines Herrn Cerf, aufgeführt worden. Das Publikum, die Prellerei des Benefizianten schon aus dem Anschlagzettel erkennend, pfiff denselben, der den Ferdinand spielte, gleich in seiner ersten Scene aus. Der Benefiziant trat vor und bemerkte, Schiller habe dieses Stück in der ersten Handschrift: „Das Glas Limonade" genannt. Einer, der auf eine Bank gestiegen war, schrie: Möglich! Aber Seitenstück zum „Glas Wasser" hat er es nicht betitelt. Scribe lebte damals noch nicht, als Schiller schrieb. Der Benefiziant begnügte sich bloß zu bemerken: „Wer weiß es! — — Das Gelächter war nun allgemein, und man ließ das Stück ruhig zu Ende spielen.

(Putzmacherinnen in London.) In London giebt es nicht weniger als funfzehntausend Putzmacherinnen, deren Loos gar nicht zu beneiden ist, denn sie müssen täglich von 7 Uhr früh bis eilf in der Nacht, mit Ausnahme einer Stunde zum Essen, unausgesetzt arbeiten. Die meisten dieser armen Mädchen sind Töchter verarmter Familien, die bessere Tage gesehen haben.

(Gaslichter und Wachslichter.) Bei dem Feste, welches die Stadt London dem Lord Mayor gab, war die Guildhall auf folgende Weise erleuchtet. Drei große Leuchter hatten 6500 Gasflammen, 16 gothische 6600, das östliche Fenster 1200 und das westliche eben so viele Flammen, ein großer Stern mit 2000 Flammen, der Sitz der Königin mit 250, die Vorzimmer mit 150, der Lustre in dem Rathszimmer mit 5180, und die verschiedenen Gänge mit 800 Flammen. Es brannten also zusammen: 23,880 Gasflammen. Da jede der Gasflammen so viel Licht giebt, als drei Wachslichter, so war hier das Licht von 71,640 Wachslichtern, im Gewichte von 11,940 Pfund, verbreitet.

(Entdeckung einer neuen Insel.) Nach einem Berichte des Capitäns James Roß, aus Van Diemens Land vom 7. April v. J., scheint dieser kühne Seefahrer eine Insel entdeckt zu haben, die weit südlicher liegt, als alle bisher bekannten, und dem Anscheine nach größtentheils aus Vulkanen besteht. Indessen wurde er durch Eisberge verhindert, ihr näher zu kommen.

(Adelaide Kemble), die Sängerin, erhält vom Covent-gardentheater in London wöchentlich einhundert Guineen Gage.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 8.

Bremen, Donnerstag den 27. Januar 1842.

Gestorben:

95. Den 21. Januar. Der Tischlermeister Joh. Christoph Meyer, 66 Jahr; Herrlichkeit Nro. 1.

96. Den 22. — Gesche Suling, 74¾ Jahr; Buchtstraße Nr. 25.

97. Den 22. — Des Kramers Christian Andreas Mügge Sohn, 8 Monat, Abbenthorsstraße Nro. 18.

98. Den 23. — Des Holzsägers Wilhelm Nordhusen Sohn, 3 Jahr, Buntenthorssteinweg.

99. Den 23. — Des Bierbrauers Heinr. Ludwig Barkhausen Tochter, 1 Jahr 4 Monat; Wachtstr. Nr. 14.

100. Den 23. — Des Gastwirths Friedr. Arend Kuhlmann Ehefr., geb. Meyer, 64 Jahr; Osterst. Nr. 26.

101. Den 24. — Der Kimkermeister Johann Brummerhop, 49 Jahr; Fangthurm Nr. 4.

102. Den 24. — Des Portiers August Georg Werner Pleus Sohn, 11 Monat, Buchtstraße Nr. 33.

103. Den 24. — Des Königl. Hannoverischen Postverwalters beim hiesigen Postamte Joh. Diedr. Georg Heinen Tochter, 5 Monat; Königstraße Nr. 2.

104. Den 24. — Der Reepschlägergesell Johann Friedr. Drewes, 62 Jahr; am Gröplingerbaum.

Nro. 105. Den 24. — Des Arb. Friedr. Rosenthal Ehefr., geb. Ernst, 34 Jahr; Hastedt.

— 106. Den 24. — Des verst. Gastwirths Johann Schultze Wittwe, geb. Depken, 73 Jahr; vor den 3 Pfählen.

— 107. Den 24. — Des Arb. Joh. Heinr. Bricke Tochter, 3 Tage; Deetjen Hof Nr. 6.

— 108. Den 25. — Des Malers Gottlieb Heinrich Bossel Ehefr., geb. Classen, 42 Jahr; Spitzenkiel Nr. 5.

— 109. Den 25. — Der Weinarbeitrr Joh. Ludwig Hennings, 40 Jahr; Steinthor Nr. 19.

— 110. Den 25. — Des Kleidersellers Georg Friedr. Diedr. Happe Tochter (todt geb.), Hohethorsstr. Nr. 56.

— 111. Den 25. — Des verst. Küpers Rolff Meyer Wittwe, geb. Morisse, 77 Jahr; Böttgerstraße Nr. 1.

— 112. Den 25. — Der Branntweinbrenner Johann Hinr. Kruse, 53¾ Jahr; hinterm Osterthorswall Nr. 23.

— 113. Den 25. — Des Zimmergesellen Friedrich Behrens Sohn, 4 Monat; Bleicherstraße Nro. 23.

— 114. Den 25. — Des Kaufmanns Joh. Heinrich Teubner Sohn, 11 Monat, Wegesende Nr. 6.

Geburten:

110 u. 111. Den 21. Januar. Des Arb. Joh. Heinr. Bricke Ehefr., geb. Witten, Deetjen Hof Nro. 6; von Zwillings-Töchtern.

112. Den 21. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Lages Ehefr., geb. Boschen, Grützmacherstraße Nro. 9; von einem Knaben.

113. Den 21. — Des Diedrich Hermann Bölken Ehefr., geb. Hashagen, Grafenstr. Nr. 41; von einem Knaben.

114. Den 22. — Des Schlachters Georg Eberhard Hafers Ehefr., geb. Koch, Knochenhauerstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

115. Den 22. — Des Krameramtsgenossen Ernst Adolph Kettler Ehefr., geb. Graeffe, Ansgariithorsstraße Nro. 13 B; von einem Knaben.

116. Den 22. — Des Kaufmanns Jürgen Heinrich Schultze Ehefrau, geb. König, Geeren Nro. 43; von einem Mädchen.

117. Den 22. — Des Joseph Forquignon Ehefr., geb. Kreib, Molkenstraße Nro. 47; von einem Knaben.

118. Den 22. — Des Küpermeisters Diedr. Buse Ehefr., geb. Möller, Tiefer Nro. 12; von von einem Knaben.

119. Den 23. — Des Arb. Herm. Heinr. Wattenberg Ehefr., geb. Haltermann, Knappen Gang Nro. 1; von einem Mädchen.

Nro. 120. Den 23. — Des Cigarrenmachers Friedrich Böhme Ehefr., geb. Eickhoff, Jacobikirchhof Nro. 19; von einem Knaben.

— 121. Den 23. — Des Handelsmanns Georg Eggers Ehefrau, geborne Lemmermann, Steinthor Nro. 111; von einem Mädchen.

— 122. Den 23. — Des Amidamfabrikanten Johann Warnken Ehefr., geb. Ordemann, Westerstraße Nro. 70; von einem Knaben.

— 123. Den 23. — Des Cigarrenmachers Jacob Schmidt Ehefr., geb. Behrmann, Lawes Gang Nro. 5; von einem Mädchen.

— 124. Den 23. — Des Kaufmanns Johann Jacob Bornemann Ehefr., geb. Höpker, alten Wall Nro. 10 A; von einem Mädchen.

— 125. Den 24. — Des Cigarrenmachers Gerhard Friedr. Alexander Stickelmann Ehefrau, geb. Hallerstedt, kl. Runken Nro. 32; von einem Knaben.

— 126. Den 25. — Des Trödlers Georg Friedrich Diedrich Happe Ehefr., geborne Knigge, Hohethorsstr. Nr. 56; von einem todten Mädchen.

— 127. Den 25. — Des Reepschlägergesellen Johann Friedrich Schmidt Ehefr., geb. Bonhagen, Muggenburg Nr. 19; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 9.

Bremen, Sonntag den 30. Januar 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 30. Januar.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Pastor Nagel aus Herpen bei Bielefeld.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die Gläser.

Von Ludwig Hub.

So Mancher trinkt Jahr aus, Jahr ein,
An jedem schönen Tage,
Die edle Gottesgab', den Wein,
Bald still, bald beim Gelage,
Doch von verschied'ner Gläser Kraft
Giebt er sich selten Rechenschaft;
Die ihr so manches Glas genießt,
Merkt auf, was jedes in sich schließt!

Das erste Glas ist Arzenei
Und stärkt die Lebensgeister;
Ob Einer noch so traurig sei,
Die Freude wird bald Meister;
Man fühlt sich fröhlich angeregt,
Von neuer Lebenslust bewegt;
Es spendet Kraft und heitern Muth
Im ersten Glas der Traube Blut.

Beim zweiten Glas schließt man den Bund
Mit fröhlichen Genossen;
Es öffnet sich des Trinkers Mund,
Der früher streng verschlossen;
In Freude und in Traurigkeit
Wird jetzt der Nachbar eingeweiht,
Ja oft, Verborgenes enthüllt
Das Glas, zum zweitenmal gefüllt.

Das dritte Gläschen zaubert um
Die Menschen zu Poeten;
Man höret den, der vorher stumm,
In fremden Zungen reden;
Für Freiheit und für Vaterland
Ist dann der Zecher heiß entbrannt,
Die Alltagsrücksicht gilt nicht mehr,
Ist erst der Gläser drittes leer.

Das vierte Gläschen es enthält
Gar wunderschöne Dinge;
Hoch trägt uns über Zeit und Welt
Jetzt eine Zauberschwinge.
Was früher trüb' und traurig war,
Das stellt sich hell und freundlich dar,
Ja, keiner Seligkeit entbehrt,
Der's vierte Gläschen hat geleert.

Im fünften Glase, ohne Scherz,
Ist Zauberei verborgen;
In hoher Wonne schwelgt das Herz,
Verbannt sind alle Sorgen.
Doch wer sich auf den Wein versteht,
Merkt, daß es auf die Neige geht;
Die höchste Wonne hat ihr Ziel:
Das fünfte Glas, — es ist schon viel.

Ein sechstes Glas geht zwar noch an,
Doch wer es leert, muß wanken;
Schon schweifen auf verkehrter Bahn
Die schwindelnden Gedanken;
Es senket sich ihr Adlerflug,
Drum haltet ein! Es ist genug!
In einen Abgrund tief versinkt
Der Mann, der über's sechste trinkt.

Bei allen fernern Gläsern flieht
Vernunft das tolle Treiben;
Ein Zustand ist das End' vom Lied,
Der schwer nur zu beschreiben.
Ja, bei den Gläsern sieben, acht
Ist man verfallen finst'rer Macht;
Drum fliehet hübsch das Uebermaß
Und trinkt nicht über's sechste Glas!

Die Tochter des Banquiers.

Nach J. P. R. James.

(Fortsetzung.)

Herr Herbert hielt daher seinen Wink zurück, und wünschte seinem jungen Bekannten alles mögliche, gute Glück. Beiläufig gesagt," — fuhr er fort — „vielleicht wird meine Frau durch Sie einige Zeilen an ihren Bruder in Montreal schreiben wollen, Sie wissen, es ist ihr einziger Bruder, er machte mit seinem Bauen, Pflanzen, Landwirthschaften und solchen Dingen schlechte Geschäfte; so verschaffte ich ihm eine Stelle in Canada, damit er sich ein wenig erholen könne. Ich weiß, sie möchte ihm gerne schreiben. Sie werden sie oben finden, ich selbst muß ausgehen. Glück auf!"

Glück hatte er auch, denn in dem ersten Zimmer, in das er trat, fand er Alice ganz allein. Vor ihr stand ein Tisch, über den sie sich, wie sehr geschäftig, beugte; als aber Henry Ashton sich ihr näherte, sah er, daß sie ganz gedankenlos wilde Bilder auf ein Stückchen Papier gezeichnet hatte, während ihre Gedanken weit umherschweiften. Sie erröthete, als sie ihn sah, und war augenscheinlich bewegt, noch mehr aber ward sie dies, als er ihr wiederholte, was er dem Vater gesagt hatte. Sie ward roth und wieder bleich, blieb starr sitzen und war unvermögend zu sprechen. Henry Ashton selbst war sehr bewegt. „Es ist doch umsonst," — sagte er bei sich selbst — „ich kenne ihren Vater zu gut," und er erhob sich und fragte sie, wo er ihre Mutter finden könne?

Alice antwortete mit schwacher Stimme: „In dem kleinen Zimmer bei dem hinteren Vorgemach."

Henry verweilte noch einen Augenblick, die Versuchung war zu groß, als daß er ihr widerstehen sollte; er nahm die Hand des süßen Mädchens, drückte sie an seine Lippen und sagte: „Leben Sie wohl, Miß Herbert, leben Sie wohl! Ich weiß, ich werde nimmer wieder ein Ihnen gleichkommendes Mädchen finden, aber wenigstens ist es eine Glückseligkeit, Sie kennen gelernt zu haben — obgleich nur, um zu bedauern, daß das Glück mich nicht mehr begünstigt hat. Leben Sie wohl! recht, recht wohl!"

Henry Ashton fuhr nach Canada und diente dort im Felde. Er zeichnete sich als Offizier aus und sein Name stand ehrenvoll in mehreren Depeschen. Eine Art alt-ritterlichen Geistes, der noch in ihm lebte, rief ihm oft, wenn sie ein befestigtes Dorf, oder eine Schaar Insurgenten angriffen, zu: „Alice Herbert wird davon hören!" — oft aber dachte er bei sich: ob sie wohl schon verheirathet ist? und seine Kameraden pflegten ihn oft darüber aufzuziehen, daß er in den Zeitungen immer zuerst nach den Geburts-, Hochzeits- und Todesanzeigen sah.

Seine Befürchtungen, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, erwiesen sich als grundlos. Alice verheirathete sich nicht, obgleich ein Jahr, nachdem Henry Ashton England verlassen hatte ihr Vater etwas von seinem hochstrebenden Ehrgeiz nachgelassen und bei ihr darauf angespielt hatte, daß sie, wenn sie wollte, den Bewerbungen des jungen Grafen * * * Gehör schenken möge. Alice war aber nicht geneigt, diesen Bewerbungen Gehör zu schenken, und gab dem Grafen deutlich zu verstehen, daß sie nicht geneigt wäre, seine Gräfin zu werden. Der Graf ließ sich aber nicht abschrecken und Herr Herbert unterstützte ihn mit seinem Einflusse; aber Alice war starrköpfig und erinnert

ihren Vater an das Versprechen, welches er ihr gegeben hatte: sie nie zur Heirath mit irgend Jemand zu zwingen. Herr Herbert schien verdrießlicher darüber zu sein, als Alice es erwartet hatte, ging schweigend im Zimmer auf und ab, und schloß sich, als er Alice's Erklärung hörte, beinahe zwei Stunden mit seiner Frau ein. Was sie besprachen, wußte Alice nicht, aber von dieser Zeit an sah ihre Mutter ernst und traurig aus. Herr Herbert bestand darauf, ohne ferner in seine Tochter zu dringen, daß der Graf als Hausfreund empfangen werden sollte, und Bälle und Gesellschaften folgten so rasch auf einander, daß die ruhigeren Bewohner von Portland-Place den Banquier und seine Familie dahin wünschten, wohin Alice sich wirklich sehnte — nach Canada. Inzwischen ward Alice ihrer Mutter, deren Gesundheit aus irgend einem Grunde sehr zu leiden schien, wegen besorgt, aber Madame Herbert wollte keinen Arzt zu Rathe ziehn, und ihr Gatte schien die Schwäche und Niedergeschlagenheit, in welche sie versank, gar nicht zu bemerken. Alice entschloß sich, ihren Vater auf den Zustand der Mutter aufmerksam zu machen, und da er jetzt jeden Morgen sehr früh ausging, stand sie eines Tages früher als gewöhnlich auf und klopfte an die Thüre des Ankleidezimmers. Man antwortete nicht und sie sah, nachdem sie die Thüre geöffnet hatte, hinein, ob ihr Vater bereits ausgegangen wäre.

(Schluß folgt.)

Schelling's erste Vorlesung an der Universität zu Berlin.

(Schluß.)

Nur tiefe Unerfahrenheit indeß könnte sich einbilden, daß die Welt bereit sei, jedes Resultat, das man ihr als Ergebniß gründlicher und strenger Wissenschaft versichert oder darstellt, jedes Resultat ohne Unterschied sich auflegen zu lassen. Wäre dem so, müßte sie nach Umständen z. B. auch einer wesentlich unsittlichen, oder selbst die Grundlagen der Sittlichkeit in sich aufhebenden Lehre sich unterwerfen. Dieß erwartet aber niemand von ihr und es ist noch kein Philosoph erfunden worden, der ihr dieß zugemuthet hätte. Sie würde sich nicht damit abweisen lassen: sie verstehe die Principien nicht, nicht den künstlichen und verwickelten Gang der Beweise, sondern ohne nach diesen sich umzusehen würde sie behaupten, daß eine Philosophie, die zu solchen Resultaten gelangt sei, auch in ihren Principien nicht richtig sein könne. Was römische Sittenlehrer vom Nützlichen gesagt: Nihil utile nisi quod honestum, müsse auch von dem Wahren gesagt werden. Was nun aber in Bezug auf das Sittliche jeder zugesteht, das muß auch von allen anderen, das menschliche Leben zusammenhaltenden Ueberzeugungen als vorzüglich von den religiösen gelten. Keine Philosophie, die auf sich etwas hält, wird zugestehen, daß sie in Irreligion ende. Die Philosophie befindet sich nun aber grade in der Lage, daß sie in ihrem Resultat religiös zu sein versichert, und daß man ihr dieß nicht zugiebt, namentlich ihre Deductionen christlicher Dogmen nur für Blendwerk gelten läßt. Dieß sagen selbst einige ihrer getreuen oder ungetreuen Schüler. Wie es sich verhalten möge, ist vorerst gleichgültig: genug daß der Verdacht erregt worden, die Meinung vorhanden ist.

Das Leben behält aber am Ende immer Recht, und so droht denn zuletzt von dieser Seite wirklich der Philosophie selbst Gefahr. Schon stehen sie bereit, die gegen eine bestimmte Philosophie zu eifern vorgeben, aber im Grunde alle Philosophie meinen und in ihrem Herzen sagen: Philosophie soll überhaupt nicht mehr sein. Auch ich bin hiebei nicht unbetheiligt, denn der erste Impuls zu dieser Philosophie, die nun so allgemein wegen ihrer religiösen Resultate übel angesehen wird, ist, wie man dafür hält, von mir ausgegangen. Wie werde nun ich mich dabei benehmen? Gewiß, ich werde keine Philosophie von Seiten ihrer letzten Ergebnisse angreifen, was ohnedieß nicht leicht ein philosophischer, die ersten Begriffe zu beurtheilen fähiger Mann thun wird. Zudem ist es bekannt genug, daß ich gleich von vorn herein mit den Anfängen jener Philosophie mich wenig zufrieden und nichts weniger als übereinstimmend erklärt habe. Demgemäß möchte man denken, ich werde mir zum Hauptgeschäft machen, jenes System zu bestreiten, dessen Resultate eine solche Aufregung gegen Philosophie hervorgebracht haben. So ist es nicht, m. H. Vermöchte ich nur dieses, so wäre ich nicht hier; so gering denke ich nicht von meinem Beruf. Ein solches unerfreuliches Geschäft überlasse ich gern andern. Unerfreulich nenne ich es; denn es ist schon immer traurig, etwas, das mit besonderer Energie zusammengefügt worden, von selbst sich auflösen zu sehen. Die geistige und moralische Welt ist in sich so zertrennt, so zur Anarchie geneigt, daß man froh sein darf, wenn, wie immer, wenn auch nur für den Augenblick ein Vereinigungspunkt gegeben ist. Noch trauriger aber ist,

etwas zu zerstören, wenn man nichts an dessen Stelle zu setzen hat. Mach' es besser! sagt man mit Recht dem, der bloß tadelt, und eben so Recht hatte ein Mann, den ich aufrichtig bedaure, nicht mehr unter den Lebenden hier gefunden zu haben, der mit lobenswerther Offenheit sagte: „ein System müsse man einmal haben, und ein System könne nur durch ein System widerlegt werden; so lange dem bestehenden kein anderes haltbares entgegengesetzt sei, möge man ihn bei diesem lassen." *)

In dem nun, was er vom System sagt, gebe ich ihm Recht: Einzelnes thut es allerdings nicht mehr, einzeln (man ist davon überzeugt) kann nichts eigentlich gewußt werden. Und auch darin hat derselbige Mann nicht Unrecht, seine Verwunderung zu äußern, daß der Urheber der Identitäts-Philosophie, wie verlaute, von dem was ihn ausgezeichnet, von seinem Prinzipe, abgewichen sei und in dem „wissenschaftlich undurchdrungenen Glauben", in der Geschichte ein Asyl gesucht habe, unter dem sich seine neue Philosophie unterstelle. Darüber nur dürfte ich nun meinerseits mich verwundern, daß der sonst so kluge und einsichtsreiche Mann nicht, eh' er seine Verwunderung an den Tag gegeben, sich erkundigt hat, ob es denn mit dem, was verlaute, auch seine Richtigkeit habe: denn wenn er lebte, würde er durch die Folge dieser Vorträge erfahren, wie ganz anders es sich in der Wirklichkeit verhält, als man ihn glauben gemacht.

Also — Polemik, was man gewöhnlich so nennt; als Zweck wird sie nie erscheinen und jedenfalls nur als Nebensache vorkommen. Allerdings so lehrreich, als ich ihn wünsche, würde dieser Vortrag nicht sein, wenn ich nicht zugleich in die Vergangenheit zurücksähe, den Gang der bisherigen Entwickelung nachwiese; allein ich werde dabei weniger bemüht sein zu zeigen, worin dieser oder jener, als worin wir alle gefehlt, was uns allen gemangelt, um in das gelobte Land der Philosophie wirklich durchzudringen. Hat einer mehr geirrt, so hat er mehr gewagt; hat er sich vom Ziel verlaufen, so hat er einen Weg verfolgt, den die Vorgänger ihm nicht verschlossen hatten.

Nicht um mich über einen andern zu erheben bin ich gekommen, sondern um meinen Lebensberuf bis zum Ende zu erfüllen.

Die Erkenntniß der Wahrheit mit völliger Ueberzeugung ist ein so großes Gut, daß dagegen, was man sonst Existimation nennt, Meinung der Menschen und alle Eitelkeit der Welt für gar nichts zu rechnen ist.

Ich will nicht Wunden schlagen, sondern die Wunden heilen, welche die deutsche Wissenschaft in einem langen, ehrenhaften Kampfe davon getragen, nicht schadenfroh die vorhandenen Schäden aufdecken, sondern sie wo möglich vergessen machen. Nicht aufreizen will ich, sondern versöhnen, wo möglich als ein Friedensbote treten in die so vielfach und nach allen Richtungen zerrissene Welt. Nicht zu zerstören bin ich da, sondern zu bauen, eine Burg zu gründen, in der die Philosophie von nun an sicher wohnen soll; aufbauen will ich auf dem Grunde, der durch die früheren Bestrebungen gelegt ist. Nichts soll durch mich verloren sein, was seit Kant für echte Wissenschaft gewonnen worden: wie sollte ich zumal die Philosophie, die ich selbst früher begründet, die Erfindung meiner Jugend, aufgeben? Nicht eine andere Philosophie an ihre Stelle setzen, sondern eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft ihr hinzufügen, um sie dadurch auf ihren wahren Grundlagen wieder zu befestigen, ihr die Haltung wieder zu geben, die sie eben durch das Hinausgehen über ihre natürlichen Grenzen — eben dadurch verloren hat, daß man etwas, das nur Bruchstück eines höheren Ganzen sein konnte, selbst zum Ganzen machen wollte — dieß ist die Aufgabe und die Absicht.

Es ist eine große Sache darum, daß die Philosophie in dieser Zeit eine allgemeine Angelegenheit geworden ist; selbst die erwähnte Aufregung, diese Bewegung der Gemüther, die ich bei meinem Auftreten um mich wahrnehmen konnte, zeigt, daß die Philosophie aufgehört hat, bloß eine Sache der Schule zu sein, daß sie eine Sache der Nation geworden ist. Die Geschichte der deutschen Philosophie ist von Anfang verflochten in die Geschichte des deutschen Volks. Damals, als es die große That der Befreiung in der Reformation vollbrachte, gelobte es sich selbst, nicht zu ruhen, bis alle die höchsten Gegenstände, die bis dahin nur blindlings erkannt waren, in eine ganz freie, durch die Vernunft hindurchgegangene Erkenntniß aufgenommen, in einer solchen ihre Stellung gefunden hätten. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung hielt Philosophie den Deutschen aufrecht, über den Trümmern untergegangener Herrlichkeit hielten Männer von Kraft das Panier deutscher Wissenschaft hoch empor, um das die beste Jugend sich sammelte.

*) Gans. Vorrede zu Hegel's Philosophie des Rechts. S. XIV.

In den Schulen der Philosophen — wer gedenkt hier nicht Fichte's, wer nicht zugleich Schleiermacher's? — fanden manche die Entschlossenheit, in den Kämpfen um Philosophie den Muth und die Besonnenheit, die sich nachher auf ganz andern Schlachtfeldern erprobte. — Auch später noch blieb Philosophie der Deutschen Ruhm und Erbtheil. Sollte nun diese lange ruhmvolle Bewegung mit einem schmählichen Schiffbruch enden, mit Zerstörung aller großen Ueberzeugungen und somit der Philosophie selbst? Nimmermehr! Weil ich ein Deutscher bin, weil ich alles Weh und Leid wie alles Glück und Wohl Deutschlands in meinem Herzen mitgetragen und mitempfunden, darum bin ich hier: denn das Heil der Deutschen ist in der Wissenschaft.

Mit solcher Gesinnung bin ich hergekommen, ohne andere Waffe als die der Wahrheit, ohne auf einen andern Schutz Anspruch zu machen, als den diese in ihrer eignen Stärke hat, ohne ein anderes Recht für mich zu begehren, als daß ich jedem unverkümmert erhalten wünsche, das Recht der freien Forschung und ungehemmten Mittheilung des Erforschten. So gesinnt trete ich in Ihre Mitte. Ich komme mit dem ganzen Ernst meines Geistes und meines Herzens. Mir ist es Ernst, möge es auch denen Ernst sein, die mich hören werden! Mit Liebe begrüße ich Sie, nehmen Sie auch mich mit Liebe auf! Der Lehrer vermag viel, aber er vermag nichts ohne die Schüler. Ich bin nichts ohne Sie, nichts ohne Ihr bereitwilliges Entgegenkommen, ohne Empfänglichkeit, ohne Eifer auf Ihrer Seite. Hiemit weihe ich mich dem übernommenen Beruf, ich werde für Sie leben, für Sie arbeiten und nicht müde werden, so lang' ein Hauch in mir ist, und so weit derjenige es verstattet, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, geschweige ein tiefempfundenes Wort, ein echtes Erzeugniß unseres Innern, ein Lichtgedanke unseres nach Wahrheit und Freiheit ringenden Geistes verloren geht.

---

* Zur Beherzigung

für den Verfasser des Aufsatzes „Schullehrer-Wittwen- und Pensions-Casse."

Wenn der Verfasser des Aufsatzes: „Schullehrer-Wittwen- und Pensions-Casse" in Nro. 8 des Bürgerfreundes ausspricht, wie der Wohlthätigkeitssinn in unserm Bremen auf so mannichfache Weise, besonders in der Unterstützung milder Anstalten sich erfreulich bethätigt, so ist es um so betrübender, daß derselbe in den folgenden Zeilen seines Aufsatzes Veranlassung nimmt, auf eine unedle Weise die Theilnahme unserer verehrten Mitbürger an eine erst kürzlich errichtete milde Anstalt verringern zu wollen.

Beide Cassen, sowohl die ältere oben genannte „Schullehrer-Wittwen- und Pensions-Casse", als auch die jüngere „Schullehrer- oder Lehrer-Wittwen-, Waisen- und Versorgungs-Casse" Zuversicht, haben den Zweck, welcher in der Benennung vorliegt. Warum sollten nicht beide hoffen dürfen, unter den edlen Bürgern Bremens Theilnahme und Unterstützung zu finden? Warum sollte nicht jedes Mitglied der besondern Casse sich des Glückes freuen, das der andern zu Theil geworden? „Ich versichere Ihnen, mein Herr, daß die Mitglieder der „Zuversicht" nicht aus Neid eine Casse für sich gegründet. Die Bitte um Aufnahme in jene ältere Casse konnte nach den bestehenden Statuten derselben den concessionirten Lehrern nicht gewährt werden, da erst unternahmen sie mit Vertrauen auf Gott und in der Zuversicht, daß Bremens edle Bewohner ihr Werk unterstützen würden die Gründung ihrer Casse, „Zuversicht" und die Mitglieder haben sich nicht getäuscht. Freilich ist die Gabe nur klein, die sie einer Wittwe bieten können, jährlich fünf Rthlr. vorläufig, aber ich muß Ihnen gestehen, ich fürchte nicht, daß die Casse schon ganz in Vergessenheit gerathen oder aus dem Herzen ihrer edlen Mitbürger ausgestrichen ist, wenn Sie, mein Herr, gleich wenig Theilnahme für selbige hegen. — Was aber haben Ihnen eigentlich beide Cassen gethan, daß Sie dieselben auf solche Weise, wie es von Ihnen geschehen, vor das öffentliche Forum bringen? Glauben Sie mir, daß dies weder der einen noch der andern nützt; auch sind Sie mit dem Verhältnisse beider Classen nicht hinlänglich bekannt, denn die ältere Casse zahlt mehr als Sie wissen; bei weitem nicht, was eine Wittwe mit den bescheidensten Ansprüchen bedarf! Die jüngere — Sie haben es schon einmal gelesen — kann nur fünf Rth. bieten. — In beiden Cassen ist unter den Mitgliedern der Wunsch, sie zu vereinen, in der jüngern bei allen, in der ältern Casse bei manchem rege, und diese Mitglieder erfreut das Gedeihen beider Cassen. Und was Sie über die Volksschullehrer Bremens schreiben, kann Ihnen nur in so fern nicht zur Schande gereichen, als Sie mit dem Verhältnisse derselben unbekannt sein müssen?! Wissen Sie wohl, daß die Kirchspielschulen für die

Kinderzahl, welche in Bremen schulpflichtig sind, nicht ausreichen? Wissen Sie wohl, daß die Einrichtung der Schulen nicht dem Lehrer zur Last gelegt werden kann? Wissen Sie, daß es Niemanden weniger lieb ist, wenn er weder vom Staate, noch von der Kirche besoldet wird, als dem Lehrer? — Glauben Sie mir, diese Einrichtung kostet allen concessionirten Lehrern trübe Stunden, macht ihnen schlaflose Nächte; denn nicht ein einziger, so viel mir bekannt ist, hat sein anständiges Auskommen von seiner Schule. — Und doch muß oft der Lehrer, welcher sich jahrelang abgemüht, mit dem größten Eifer seinem Geschäfte obgelegen, wenn er sein Vermögen ganz oder größtentheils der Schule — einer Staatsanstalt — geopfert, ein Geschäft aufgeben, das ihm lieb geworden, wie sein Leben — wenn er nicht an seiner Familie zum Verräther werden will. Ist ein solcher Mann darum zu tadeln, verdient er solche hämische Seitenbemerkungen, wie Sie selbige gemacht? Ich glaube nicht. Suchen Sie, mein Herr, die wahre Lage der Sache kennen zu lernen, und Sie werden unpartheiisch urtheilen; aber ich glaube, Sie wünschen das nicht, sollte dies aber dennoch sein, so können Sie meinen Namen, gegen Austausch des ihrigen, bei der Redaction erfahren, und bei mir Erkundigung einziehen.

* Rechtspflege.

Gemeiner Bescheid vom Wohllöblichen Criminal-Gericht.

Da über die Execution der Erkenntnisse des Criminalgerichts in Partheisachen, wodurch auf eine öffentliche Strafe erkannt worden, mehrfache Zweifel entstanden sind, so verfügt das Criminalgericht mit Genehmigung des Senats in dieser Hinsicht das Folgende:

1) In Partheisachen werden die Erkenntnisse, worin auf eine öffentliche [1]) Strafe erkannt worden ist, gleichfalls von Amtswegen zur Ausführung gebracht, und ist daher die Canzlei angewiesen, künftig innerhalb 14 Tagen nach beschrittener Rechtskraft dergleichen Erkenntnisse dem zeitigen Vorsitzer des Gerichts zur Erlassung der nöthigen Verfügungen vorzulegen.

2) Wenn aber diejenige Parthei, auf deren Ansuchen die öffentliche Strafe erkannt worden, die Erlassung derselben wünscht, so hat sie zeitig die desfallsigen Anträge an das Gericht mindestens durch eine kostenfreie Erklärung per registraturam zu machen, worauf dann nach den besondern Umständen eines jeden Falls das Weitere verfügt werden wird.

3) Dessenungeachtet bleibt es selbstredend den Betheiligten unbenommen, sich jeder Zeit wegen Begnadigung an den Senat zu wenden [1]).

Publicirt in der Gerichtssitzung, den 14. Januar 1842.

[1]) Da der Bescheid hauptsächlich diejenigen anleitet, welche am Criminalgericht ohne Anwald auftreten, so möchte diese Erläuterung zweckmäßig sein: wenn der Beleidiger zu Abbitte, Ehrenerklärung, Widerruf, oder zu Zahlung einer Geldstrafe an den Beleidigten verurtheilt wird, so muß der Kläger den Verurtheilten zu Erfüllung des Decrets abermals ausdrücklich vorladen lassen, sonst bleibt die Sache unvollstreckt liegen. Würde der Beklagte aber zu Gefängniß oder zu Zahlung einer Geldstrafe an den Staat verurtheilt, so will künftig das Criminalgericht von Amtswegen für die Vollstreckung sorgen.

[1]) Der Senat übt auch bei Injurien-Partheisachen das Begnadigungsrecht oder vielmehr das Strafverwandlungs-Recht aus. In manchen Fällen erscheint dies sehr zweckmäßig, nur wäre zu wünschen, daß dabei dem Kläger auch das Wort vergönnt würde. Man kann sich die Aeußerungen eines Beleidigten denken, wenn er die Gefängnißstrafe wider den durch rechtskräftiges Decret verurtheilten Beleidiger vollziehen lassen will, und er nun plötzlich hören muß — der Verurtheilte habe an den Senat supplicirt und Verwandlung der Gefängnißstrafe in eine dem Staat zu zahlende Geldbuße erlangt.

* Theater.

Am künftigen Dienstag findet die Benefizvorstellung des Herrn Musikdirectors Hagen statt. — Er hat dazu die von ihm selbst in Musik gesetzte neue Zauberposse: Der fliegende Holländer oder das Geisterschiff, nach dem interessanten Roman gleiches Namens des Capt. Marryat, von Dr. Wollheim in 3 Akten für die Bühne bearbeitet, gewählt.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 25. Januar d. J.

Keine.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. Februar 6 Uhr. Für Fußgänger 6½ Uhr.

Miscellaneen.

(Pestalozzi.) In dem Aarauer Schweizerboten liest man folgende Anzeige: „Vater Pestalozzi schläft den ewigen Schlaf unter der Dachtraufe des Schulhauses von Birr; Nichts schützt seine Grabstätte vor naher Verschwemmung. Durch eine Dachrinne könnte solcher Zerstörung vorgebeugt werden. Der Unterschriebene wird die Sorge für deren Anschaffung und Herrichtung gern übernehmen, wenn die Freunde des Seligen ihm ihre Beiträge anvertrauen wollen. Schloß Lenzburg, den 16. Januar 1842. Christian Lippe, Erzieher."

(Unglück durch die Liebe.) In dem Bastanthale lebten zwei Brüder in der größten Eintracht. Sie hatten Vater und Mutter verloren. Der ältere, Ramon, war groß und besaß eine herculische Kraft; er bebauete das kleine Feldstück, trieb die kleine Heerde zur Weide auf die Berge und war nebenbei ein geschickter Jäger. Antonio, der jüngere Bruder, war kleiner und sanft; er blieb zu Hause und besorgte die Wirthschaft. Neben dem Häuschen der beiden Brüder stand ein anderes, das eine ursprünglich aus Sevilla stammende Familie bewohnte, Vater, Mutter und drei Töchter. Das ältere dieser Mädchen, Mariana, war ohne Widerrede das schönste Mädchen in dem ganzen Bastanthale. Sie besorgte die Wirthschaft, die ihr aber so viel Zeit übrig ließ, daß sie Antonio mit Rath und That beistehen konnte. Dieser Umgang der beiden jungen Leute mit einander weckte in dem Herzen Antonio's Liebe für Mariana und dieses Gefühl wurde bald so stark, daß Antonio mit seinem Bruder davon sprach. Ramon billigte die Wahl und forderte den Bruder auf, dem Mädchen seine Liebe zu gestehen. Dieser aber vermochte das Geständniß nicht über seine Lippen zu bringen und Ramon versprach ihm endlich, selbst zu der Familie zu gehen und für ihn um Mariana's Hand zu bitten. Er hielt Wort; die Aeltern wiesen das Gesuch nicht zurück, erklärten aber, sie müßten erst Mariana's Einwilligung sicher sein. Ramon entfernte sich und erwartete das Beste. Aber die Familie antwortete nicht Es vergingen mehrere Tage; Mariana setzte ihre Besuche bei Antonio fort und es kam zu keiner Entscheidung. Antonio litt dadurch so sehr, daß er krank wurde und das Bett hüten mußte. Bei dem Anblicke seines kranken Bruders vergaß Ramon den spanischen Stolz. Er begab sich zum zweiten Male zu der Familie Garcia und bat sie um die Antwort auf seinen Antrag. Man denke sich aber seine Verzweiflung, als der Vater ihm antwortete, seine Tochter wolle sich nicht verheirathen. Er fragte Mariana selbst und sie entgegnete ihm: „ich habe alles gethan, was ich vermochte, um Antonio zu lieben, aber ich konnte eine andere Liebe nicht bezwingen und der, welchen ich liebe, liebt mich nicht." — „Und wen liebst Du, wer ist würdiger als Antonio, Dich zu besitzen?" — „Dich liebe ich," antwortete das Mädchen, und sie bedeckte dabei ihr Gesicht mit beiden Händen. Ramon vermochte kaum sich bis zu seinem Hause zu schleppen. „Antonio!" sprach er, als er mit verstörtem Aussehen über die Schwelle trat, „sie liebt mich!" Und er stürzte nieder wie vom Blitze getroffen. Das Entsetzen über den plötzlichen Tod des geliebten Bruders steigerte das Fieber Antonio's in dem Grade, daß er noch dieselbe Nacht seinen Geist aufgab. Den dritten Tag darauf begrub man ein drittes Opfer der Liebe, die unglückliche Mariana, welche den Tod Ramon's nicht zu überleben vermochte.

(Welcher ist der Beste?) Es war im Jahre 1815, als so viele Gesandte, Minister, Bevollmächtigte, Diplomaten in Wien versammelt waren. Bei einem kostbaren Diner nun, das Lord Castlereagh gab, entstand, als das Dessert aufgetragen wurde, eine sehr lebhafte Conversation. Es handelte sich um nichts Geringeres als die Vortrefflichkeit der verschiedenen — Käse, die die verschiedenen Länder Europa's erzeugen, und jeder Diplomat vertheidigte auch bei diesem Streite mit warmen Eifer das Interesse seines Landes. Endlich nahm der Fürst von Talleyrand das Wort. Seine Stimme hatte nie einen feierlichern Ton gehabt. „Meine Herren," sagte er, „Sie werden bemerken, daß Frankreich keinen Stellvertreter auf dieser Tafel hat, ob es gleich wohl ein Recht dazu hätte. Ich trage deshalb darauf an, die Entscheidung auf acht Tage zu verschieben, und mache mich verbindlich, einen Käse zu liefern, welcher der streitigen Frage eine ganz andere Wendung geben dürfte." Die Vertagung wurde einstimmig genehmiget. Zehn Minuten später jagte bereits ein Courier mit einer geheimen Depesche aus dem Hôtel der französischen Gesandtschaft; das Gold wurde mit vollen Händen verstreut, vierzehn Pferde stürzten unter dem Reiter, aber an dem angezeigten Tage kam der unermüdliche Bote, athemlos, von Schmutz und Staub bedeckt, in Wien an. Es war hohe Zeit. Die Diplomaten saßen wieder bei Tafel; man erwartete das Dessert. Da erschien ein fetter, goldgelber prächtiger Käse von Brie, (beschreibe ihn, wer es vermag!) der majestätisch von zwei Lakaien getragen wurde, und seinen Platz auf der Tafel erhielt. Die Gäste sahen und bewunderten den Käse, schnitten ihn an, kosteten und kosteten und der Streit über die Ueberlegenheit der Käse war mit einem Male entschieden, denn einmüthig erkannte man sie diesem französischen zu. Talleyrand zählte diesen Sieg zu denen, welche seiner Eitelkeit am meisten schmeichelten, und er gestand seinen Vertrauten' er sei nie stolzer auf die Ehre gewesen, der Vertreter Frankreich's zu sein.

(Graffe.) Die einzige Stadt Graffe in Frankreich bringt jährlich für mehr als acht Millionen Francs Parfümerien in den Handel, die meist in die Levante gehen.

(Das Calwer Wochenblatt) enthält eine Einladung zur Veranstaltung eines Pferdefleisch-Essens. Vorgänge in Norddeutschland, namentlich in Hamburg und Breslau, haben eine Anzahl Personen zur Vornahme eines Versuches aufgemuntert, den Genuß des Fleisches von gesunden Pferden in dortiger Stadt und Umgegend einzuführen.

(Berlin.) Am 7. Januar wurde im königl. Theater „Christoph Columbus," Trauerspiel von Werder, zum ersten Male gegeben. Das Stück dauerte fünf volle Stunden. Die Aufnahme war keine beifällige.

(Ein Kind mit vier und zwanzig Fingern) ist in Batignolles geboren worden, nämlich mit 6 Fingern an jeder Hand und 6 an jedem Fuße. Dieses Kind wird zum Klavierspielen herangebildet, und die Eltern haben schon ein Concert desselben, welches in vier Jahren Statt finden soll, ankündigen lassen. Zittert Pianisten! Zwölf Finger! Welches Monstrum von Technik wird das werden! —

(Das gelbe Fieber in Neu-Orleans.) Die Verheerungen, welche diese Krankheit im Jahre 1841 in dieser Stadt angerichtet hat, gehören zu den schrecklichsten, deren man sich erinnert. Bis zu Ende Septembers waren ihr schon über 1100 Personen unterlegen.

(Anekdote.) Zur Zeit des Musikfestes in Hamburg wohnte ein fremder Künstler bei Privatleuten, die einen guten Tisch führen. Eines Mittags war gedeckt und alle Hausgenossen hatten sich bereits versammelt, nur der Fremde fehlte. Das Dienstmädchen, welches ihn rufen sollte, fand ihn gerade, wie er Toilette machte und die Zahnbürste brauchte. „Nun, wird der Herr nicht bald zum Essen kommen?“ fragte die Frau vom Hause das eben eintretende Mädchen. „Ja, gleich,“ erwiederte die Gefragte: „er schärft schon die Zähne.“

(Das theuerste Glas Wasser.) Das Wasser der Newa bei St. Petersburg ist nach der Meinung der Russen das hellste und beste Wasser, was es geben kann. Allein 6 Monate des Jahres wird dies hochgepriesene Wasser unter einer dicken Decke von Eis und Schnee verborgen gehalten. Wenn aber Anfangs April die Atmosphäre genügende Wärme erlangt hat, um die winterlichen Fesseln des Stroms zu lösen, dann sehen die Einwohner mit eifriger Erwartung dem Moment entgegen, in welchem ihre geliebte Newa die Ketten sprengt und wieder frei und majestätisch zwischen den Ufern dahinwogt. Sobald sich die Eismasse in Bewegung gesetzt hat, wird dies freudige Ereigniß der harrenden Hauptstadt durch die Kanonen der Citadelle verkündigt; es ist dies eine starke Festung, die dem kaiserlichen Palaste gerade gegenüber liegt. Da sich diese Citadelle mitten in der Stadt befindet, so könnte sie im Falle eines feindlichen Angriffs schwerlich von Nutzen sein; allein sie würde sich sehr ersprießlich zeigen, wenn die Petersburger je versuchen sollten, eine Julirevolution zu unternehmen. In dem Augenblicke nun, sei es bei Tage oder Nacht, wo sich ein offener Raum zwischen den schwimmenden Eismassen zeigt, begiebt sich der Gouverneur der Citadelle in einem Boote in des Kaisers Palast, und präsentirt Sr. Majestät einen crystallnen Becher voll Newawasser, als erste Gabe des wiederkehrenden Frühlings, und diesen Becher trinkt der Kaiser auf das Wohlergehen und Gedeihen seiner lieben Hauptstadt aus. Nun war es während der letzten Jahre gebräuchlich, daß der Kaiser den leeren Becher wieder mit Gold füllte und so dem Gouverneur zurückgab; allein man bemerkte, daß der Becher alle Jahre größer und weiter ward, so daß es alljährlich schwieriger wurde, den Becher auf einen Zug zu leeren, während andrerseits alle Jahre eine immer größere Zahl von Ducaten erfordert wurde, um ihn so hoch mit Golde auszufüllen, als er es vorher mit Wasser war. Daher traf Se. Maj. die Einschränkung, das übliche Geschenk an den Gouverneur zu reduciren, der gegenwärtig 200 Ducaten für seinen nicht berauschenden Trank bekommt. Obgleich diese Summe geringer ist, als die, welche seine Vorgänger häufig empfingen, so ist sie doch wohl noch etwas höher, als man sonst wohl für ein Glas Wasser zu bezahlen pflegt.

(Braunschweig.) Die Aufhebung des Thorsperrgeldes mit Neujahr hat zu einem artigen Liedchen Gelegenheit gegeben, das gleich gedruckt wurde und so schließt:

Du liebes freies Vaterland
Laß uns noch Eins Dir danken!
Heb' auf was freie Geister bannt;
Dem Geiste keine Schranken!
Gieb auch Gedanken freien Lauf,
Und heb auch hier die Sperre auf,
Zum Heil des Vaterlandes.

(Handel mit Menschenhaaren in Frankreich.) In Frankreich besteht ein merkwürdiger Handel mit Menschenhaaren. Es giebt funfzehn bis zwanzig große Anstalten, deren jede zwanzig, dreißig, vierzig, bis hundert Personen ausschickt, welche in gewissen Kreisen des Landes umherziehen, um den Bauermädchen das Haar abzukaufen — für ein buntes Tuch oder dergleichen. Merkwürdiger Weise findet diese Haarernte nur in den Monaten April und Mai Statt, und sie beträgt jedes Jahr ziemlich regelmäßig ungefähr zweimalhunderttausend Pfund. Die Einkäufer verkaufen das Pfund mit 5 Francs an die Händler, die es nach Paris schaffen, wo es zu Perrücken ꝛc. verarbeitet wird.

(Naive Antwort.) Am Vorabende des Neujahrtages beschloß eine Lehrerin die Schule mit der Rede an ihre Schulmädchen: „So, ich wünsche Euch zum neuen Jahre, daß ihr fleißiger und braver werdet, als im vergangenen.“ — „Ich danke,“ erwiederte eines der kleinen Mädchen ganz schüchtern, „wünsche ebenfalls.“

(Kuriöses.) Das Londoner Riesenjournal „Atlas“ nennt die Botschaft des Präsidenten Tyler wegen ihrer Ausführlichkeit eine Mammuth-Botschaft.

(Für Jäger.) Bei Werid trug sich vor einiger Zeit das Ungewöhnliche zu, daß ein weißer Fuchs, nur mit wenigen schwarzen Haaren überm Rücken, geschossen wurde.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemarnsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 9.

Bremen, Sonntag den 30. Januar 1842.

Gestorben:

Nro. 115. Den 26. Januar. Der Strumpfweber Wilhelm Fohr, 59 Jahr; kl. Sortillenstraße Nro. 16.

— 116. Den 26. — Der Steinhauer Heinr. Petersen, 34 Jahr; Runken Nro. 16.

— 117. Den 27. — Des Detaillisten Georg Bollmann Sohn, 5 Wochen; Buchtstraße Nro. 37.

— 118. Den 27. — Des Cigarrenmachers Georg Wilh. Brüggemann Tochter, 7 Monat; Brockmanns Gang Nro. 3.

— 119. Den 27. — Die Näherin Metta Meyer, 28 Jahr; Obernstraße Nr. 31 (Vorstadt).

— 120. Den 27. — Des verst. Amtsvoigts zu Asendorf Joh. Friedrich Lüder Lose Wittwe, geb. Seyfarth, 64 Jahr; Osterstraße Nro. 14.

— 121. Den 27. — Metha Klatte, 2 Jahr; Schwachhausen.

Nro. 122. Den 27. — Friedr. Wilh. Kording, 2 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 222.

— 123. Den 27. — Der Apothekergehülfe Ludolph Ludwig Kindt, 20 Jahr; Sögestr. Nr. 37.

— 124. Den 27. — Des Landmanns Hinrich Siedenburg Ehefr., geb. Högen, 44 Jahr; Haferkamp Nro. 9.

— 125. Den 28. — Des Hutmachers Wilh. Brandt Tochter, 1 Jahr 2 Monat; kl. Hundestr. Nro. 9.

— 126. Den 28. — Des Reepschlägers Reinh. Drewes Sohn, 3¼ Jahr; Korfes Deich Nro. 2.

— 127. Den 28. — Des Küpermeisters Joh. Friedr. Blome Tochter, 9 Tage; gr. Johannisstraße Nro. 18.

Geboren:

Nro. 130. Den 19. Januar. Des Buchhalters Georg Ludwig Detken Ehefr., geb. Bock, Kleinestraße Nr. 1; von einem Mädchen.

— 131. Den 24. — Des Schuhmachermeisters Johann Möller Ehefr., geb. Meinken, Schnoor Nr. 5; von einem Mädchen.

— 132. Den 24. — Des Kaufmanns Johann Ludwig Ruyter Ehefr., geb. Warncken; Martinistraße Nr. 28; von einem Knaben.

— 133 u. 134. Den 25. — Des Lehrers an der Gelehrtenschule Johann Heinrich Volkmann Ehefr., geb. Meier, Buchtstr. Nr. 70 A; von Zwillings-Knaben.

— 135. Den 25. — Des Tischlers Johann Diedrich Kruse Ehefr., geb. Bredhorst, Diekers Gang Nr. 1; von einem Mädchen.

— 136. Den 25. — Des Arb. Friedr. Wilh. Rahe Ehefr., geb. Haltermann, kl. Krummenstraße Nr. 4; von einem Mädchen.

— 137. Den 26. — Des Cigarrenmachers Johannes Pult Ehefr., geb. Hemker, Punkendeich Nr. 4; von einem Mädchen.

— 138 u. 139. Den 26. — Des Cigarrenfabrikanten Conrad Hinr. Luther Ehefr., geb. Köhring, Neustadts Deich Nr. 4; von Zwillingen, 1 Knaben und 1 Mädchen.

— 140. Den 26. — Des Schuhmachers Joh. Daniel Schütte Ehefr., geb. Kammann, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

Nro. 141. Den 26. — Des Cigarrenfabrikanten Herm. Diedr. Schröder Ehefr., geb. Wilkens, alten Steinweg Nr. 1; von einem Knaben.

— 142. Den 26. — Des Cigarrenmachers Friedrich Wilh. Schuncke Ehefr., geb. Hund, große Sortillienstr. Nr. 58; von einem Knaben.

— 143. Den 26. — Des Schuhmachermeisters Nicolaus Fortmann Ehefr., geb. Koch, Pieperstraße Nr. 21; von einem Mädchen.

— 144. Den 26. — Des Arb. Joh. Albert Ficke Ehefr., geb. Mackverson, Dovenhors Deich N. 9; von einem Mädchen.

— 145. Den 27. — Des Cigarrenmachers Johann Friedr. Blume Ehefr., geb. Brandt, Evers Hof Nr. 4; von einem Mädchen.

— 146. Den 27. — Des Krameramtsgenossen Henrich Lange Ehefr., geb. Albusen, Starkenstraße Nr. 3; von einem Knaben.

— 147. Den 28. — Des Arb. Friedr. Wilh. Fehlber Ehefr., geb. Quensel, Klosterstr. Nr. 23; von einem Mädchen.

— 148. Den 27. — Des Arb. Herm. Hinr. Conrad Requate Ehefr., geb. Harves, Wichelnburg Nr. 1; von einem Mädchen.

— 149. Den 28. — Des Schuhmachermeisters Hinrich Philipp Marcks Ehefr., geb. Helmken, Heerdenthorswallstr. Nr. 20; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 42. Der Kaufmann Joh. Achelis und Henriette Luise Hanewinckel hieselbst.

— 43. Der Kaufmann Hermann Conrad Schütte und Margaretha Berck hieselbst.

— 44. Der Schullehrer zu Seehausen Friedr. Wilh. Rahe und Ida Henriette Meierdierks hies.

— 45. Der Clubwirth Joh. Hinr. Stüren hies. und Metha Dorothea Henriette Elten zu Heiligenberg, Amts Bruchhausen.

Nro. 46. Der Grobbäcker Henrich Strothoff hieselbst und Sophia Dorothea Kösel aus Nienburg.

— 47. Der Landmann Werner Wendt und Margar. Schnaars hieselbst.

— 48. Der Matrose Daniel Mugge und Maria Dorothea Chaillier hieselbst.

— 49. Der Landmann zu Varel Joh. Wilh. Strus und Margar. Cathar. Speckels daselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 10.

Bremen, Donnerstag den 3. Februar 1842.

* Charade.

Die erste Sylbe.

Als Substantiv ist's eisiger Natur.
Als Adjectiv bringt's die Vollendung nur.
Als Substantiv des Greisenalters Bild.
Als Adjectiv giebts Hoffnungen erfüllt.
Als Substantiv naht es in später Zeit,
Als Adjectiv im Sonnenstrahl-Geleit.

Die zweite Sylbe.

Von mannigfachster Form erschein' ich dir,
Bald schmucklos, bald mit strahlend stolzer Zier,
Bald weiß, bald schwarz, bald grob, bald fein
Muß sonderlich dem Mann ich dienstbar sein;
Meist kommt es, leider! an auf meinen Werth,
Wie hoch man diesen oder Jenen ehrt.

Das Ganze.

Ein Monstrum war ich ganz besondrer Art,
Durchaus mit grellem Ungeschmack gepaart,
Und dennoch herrscht' ich in der Mode Reich,
Und schuf die Schönheit der Pagode gleich.
Seht ja euch vor, ihr Frau'n, die Mode droht
In manchen Zeichen schon mit gleicher Noth! —

H. H.....

Die Tochter des Banquiers.

(Fortsetzung.)

Die Vorhänge waren noch zugezogen, aber einige Morgensonnenstrahlen fielen durch dieselben, und bei dem matten, ungewissen Lichte erblickte Alice Etwas, worüber sie die Hände rang und heftig bebte. Der Stuhl vor dem Toilettentische ihres Vaters war leer, aber neben demselben lag auf dem Boden eine schlafende Gestalt. Alice trat näher, ihr Herz pochte so heftig, daß sie es selbst schlagen hören konnte, kein anderes Geräusch ließ sich im Zimmer hören. Sie kniete neben der Gestalt nieder — es war ihr Vater. Sie konnte ihn nicht athmen hören, und zog die Fenstervorhänge zurück. Er war weiß, wie Marmor, seine Augen waren geöffnet, aber stier. Sie gab keinen Laut von sich, sondern blickte verzweifelnd im Zimmer umher, und überlegte, was sie thun sollte. Ihre Mutter befand sich im Zimmer neben an, aber Alice, welche selbst in der tiefsten Bewegung ihre Ueberlegung nicht verlor, fürchtete sie zu rufen, und schellte dem Kammerdiener ihres Vaters. Dieser kam und hob seinen Herrn auf, Herbert schien aber schon seit mehreren Stunden todt zu sein. Die arme Alice weinte bitterlich, aber sie dachte immer an ihre Mutter und machte kein Geräusch, und auch der Diener war still, denn als er die Leiche auf das Sopha gelegt hatte, fand er eine kleine Phiole, die er aufmerksam betrachtete.

„Es ist besser, Fräulein," — sagte er endlich mit gedämpfter Stimme — „wenn ich dieses bei Seite schaffe, ehe sonst Jemand kommt."

Alice sah mit bethränten Augen auf die Phiole, der Zettel an derselben trug die Inschrift:

„Blausäure! Gift!"

Das war der Beginn vieler anderer Leiden. Obgleich das Geschwornengericht der Leichenbeschauer den Ausspruch that: Herr Herbert sei eines natürlichen Todes gestorben, so sagte doch die ganze Welt, besonders als es sich heraus-

stellte, daß er gänzlich insolvent gestorben sei, er hätte sich vergiftet. Jetzt mußten Alice und ihre Mutter alle Schrecknisse solcher Umstände tragen: das Leichenbegängniß, die Untersuchung der Papiere, den Verkauf des Hauses und des Ameublements, die die Häuslichkeit in ihren theuersten Verhältnissen offen reißenden Tigerklauen des Gesetzes, das Mitleiden der Freunde, den Tadel und die Verhöhnung derer, die sie im Stillen beneidet und gehaßt hatten u. s. w. Nun kam für die arme Alice der letzte harte Schlag, die Krankheit und der Tod ihrer Mutter in bitterer Armuth. Der letzte Akt war zu Ende — die Erde war über ihrer Mutter Sarg geschaufelt worden, Alice saß mit thränenden Augen und dachte: „Was nun?“ als ihr ein Brief übergeben wurde, der, wie sie an der Handschrift sah, von ihrem Onkel in Canada kam. Sie hatte diesem nach dem Tode ihres Vaters geschrieben, und er antwortete ihr zärtlich und liebevoll, seine Schwester und Nichte möchten sogleich zu ihm auf seine neugekauften Besitzungen kommen. Alle die Gemeinplätze des Trostes, welche die Philosophie je entdeckt oder angerathen hat, um dem Menschen bei den mannichfachen Sorgen und Schmerzen des Lebens Linderung zu geben, sind im Vergleich mit einem Worte wahrer Liebe keinen Grashalm werth. Es war der einzige Balsam für Alice Herbert, und obgleich er ihre Wunden nicht heilen konnte, so linderte er doch deren Pein.

Madame Herbert war, wenn gleich nicht reich, doch auch nicht ganz unbemittelt gewesen, und ihr kleines Vermögen war Alles, was Alice jetzt das Ihrige nennen konnte. Es stand allerdings ein beträchtliches Wittwengedinge, aber diesem entsagte Alice aus leicht zu begreifenden Gründen. Sparsamkeit war jetzt eine Nothwendigkeit, und Alice machte sich, nachdem sie auf einem der wohlfeilsten Schiffe, die nach Quebeck bestimmt waren Namens St. Lawrence, ihre Ueberfahrt bedungen hatte, auf den Weg nach Bristol, wo sie am 16. Mai 1836 wohlbehalten ankam.

Ich muß jetzt aber zu Henry Ashton zurückkehren.

Gerade als die Angelegenheiten in Canada beendigt waren, trat er in ein Zimmer in Quebeck, wo mehrere Offiziere seines Regiments sich befanden; Einer schrieb einen Brief, der mit dem nächstens absegelnde Packetboot abgehen sollte, Zwei sahen aus dem Fenster auf das Nichts, welches auf der Straße vorging, und Einer las in der Zeitung; auf dem Tische lagen noch drei bis vier Blätter, und Ashton griff nach einem derselben. Wie gewöhnlich sah er zuerst nach den Anzeigen der drei wichtigsten Lebensmomente, und las zuerst die Heiraths-Annoncen, dann die Todesfälle, und darunter sah er folgende: „In seinem Hause auf Portland-Place starb plötzlich Herr Wilhelm Anton Herbert.“ Das Papier fiel ihm nicht aus der Hand, obgleich er sehr überrascht und bewegt war, aber seine Gefühle waren verschiedener Art, obgleich sie, die Wahrheit zu sagen, zuerst voll Trauer, dem Todten galten, so richteten sie sich gleich nachher auf Alice Herbert, und er fragte sich selbst: „Ist es wohl möglich, daß sie die Meine werden kann? sie war doch, als ich Abschied nahm, tief bewegt.“

„Das ist eine schlimme Geschichte!“ — rief der Offizier, der das andere Zeitungsblatt las, plötzlich aus — „die Firma Herbert ist zum Teufel gegangen, und ich habe sechshundert Pfund dort stehen gehabt. Sie sind auch schlimm daran, Ashton — da sehen Sie — man bietet drei Schilling für das Pfund Sterling.“

Henry Ashton nahm das Papier, und las das, was sich in London begeben hatte, darauf griff er nach seinem Hute und begab sich in's Hauptquartier. Was er dort sagte oder that, kümmert keinen Menschen, so viel ist gewiß, daß er beim Beginn der nächsten Woche, im Golf von St. Lorenz war. Ein günstiger Wind brachte ihn nach England, aber im St. Georgs-Kanal ging Alles contrair, und das Schiff ward drei Tage lang umher geworfen, ohne dabei bedeutend von der Stelle zu kommen. Ashton war ungeduldig geworden, und wenn er an Alice dachte, und an das, was sie gelitten haben mußte, schlug sein Herz wunderbar. Um diese Zeit ereignete sich einer jener geringfügigen Umstände, welche der Menschen Glück befördern oder hindern. Ein Küstenboot, von Swansea nach Wiston bestimmt, kam gerade in Sprachweite, und Ashton, welcher der Fahrt auf dem andern Schiffe müde war, ließ seinen Mantelsack, den er selbst und ein Diener folgten, in dieses kleine Fahrzeug bringen und kam nach einigen Stunden wohlbehalten in dem hübschen Seestädtchen Wiston-super-mare an. Bis zum Anbruche der Nacht war es ungefähr zwei Stunden hin, und daher brachte eine Postchaise bald den jungen Offizier, seinen Diener und seinen Mantelsack nach Bristol. Er kam noch ziemlich zeitig in Bristol an, aber irgend eine Begebenheit, welche die Gasthäuser zu füllen pflegt, hatte sich diesen Tag in Bristol begeben und Henry fuhr vom Hotel zum „Busch“ nach dem „Falken,“ und zum „Brunnen“ und mehreren andern, ehe er ein Nachtquartier fand.

konnte. Endlich fand er in einem kleinen Hotel in der Nähe des Hafens zwei behagliche Zimmer, und hatte sich eben bei einem wärmenden Feuer zum Abendessen gesetzt, als ein irländischer Matrose seinen Kopf in's Zimmer steckte, und fragte, ob er die Dame wäre, welche am nächsten Tage nach St. Lorenz fahren wollte. Henry Ashton benachrichtigte ihn, daß er keine Dame sei und daß er, da er gerade von daher käme, nicht wieder dahin zurück wolle, worauf sich der Seemann zurückzog, um anderswo nachzusuchen.

(Schluß folgt.)

Castela.

„Es war im Monat September 1812, so viel ich mich erinnere. Auf der Höhe von Dover hatte ich eine hübsche Brigg von 280 Tonnen, mit einer Ladung Zucker und Campeche-Holz gekapert und kehrte gerade ganz sorglos nach Calais zurück, um meine Prise dort zu bergen. Da signalisirte mein Lieutenant, dem ich das Commando der Brigg übertragen hatte, auf einmal ein Segel, auf der Wetterseite, d. h. zwischen uns und dem Winde. Ich luge hin .... Ebbe und Fluth! was seh' ich! .... ein englisches Takelwerk! .... Jetzt konnte ich mir's nicht mehr verhehlen: es war eine Fregatte vom ersten Range und nur die schleunigste Flucht konnte mich aus ihren Klauen retten. Die verdammte Brigg segelte wie eine Baake auf unsrer Rhede, und ich wollte sie doch nicht aufgeben; ich machte daher meinem Lieutenant das Signal; „Alle Segel angesetzt!" und ließ meinem armen kleinen Lugger so viel Linnen umhängen, als er nur tragen konnte. Kein Wunder, daß er mit seinem Galion tauchte, wie eine Ente und wie besessen durch die Wellen dahinschoß. Nun bekamen wir durch eine geschickte Wendung noch gar den Wind in den Rücken; da ging's tüchtig darauf los, daß Masten und Planken krachten und der Schaum auf's Verdeck spritzte. Und dennoch konnte uns das Alles nicht retten; denn nach dreiviertelstündiger Jagd war die Fregatte schon in unserm Kielwasser und leider bald auch in der Schußweite. Da schickte sie uns zwei Kugeln zu, die drei Mann verwundeten; das wollte so viel heißen als: „die Flagge herunter!" und war ziemlich deutlich gesprochen. Um aber die Form zu wahren, und bloß deßhalb, erwiederte ich den Gruß mit einer Lage Kartätschen, die einem halb Dutzend Goddam's auf immer das Kreuzen verdarben. Das war immer etwas, aber leider auch Alles. Wir wurden ohne Weiteres aufgebracht und mußten auf die Fregatte wandern .... wir waren kriegsgefangen. Der englische Commandant behandelte mich mit der größten Achtung, da er von mir schon Mancherlei gehört hatte; denn es war bereits das dritte Mal, daß man mich kaperte, und immer war ich so glücklich gewesen, aus den englischen Pontons zu entwischen.

Wir steuerten jetzt auf Portsmouth los und legten dort fast zur selben Stunde an, wo ich nach meiner Berechnung in den hiesigen Hafen eingelaufen wäre. Ja, anstatt meine Mutter und meinen Bruder zu umarmen, meine Prise in's Bassin zu bugsiren und auf dem Trocknen zu schlafen, steuerte ich geradezu auf die schwimmenden Gefängnisse los, um daselbst vielleicht auf lange Zeit unthätig vor Anker zu liegen. Das war freilich hart; aber damals war ich jung, kräftig und überaus unternehmend, und hatte dazu noch eine mit Guineen gefüllte Börse und eine unbezähmbare Sehnsucht nach meinem theuren Calais, eine Art Heimweh: ich dachte nur an Flucht. Als mir daher der Commandant vor seinem ganzen Stabe eine erbauliche Rede hielt und mir lang und breit auseinandersetzte, wie er mir diesmal scharf zu Leibe gehen, mich ganz allein in ein Zimmer einsperren und keine Minute unbewacht lassen wolle; als er mir versicherte, daß ich durch einen Versuch zu entwischen mein Leben auf's Spiel setzte .... kurz eine ganze Lage schöner Worte auf mich abschoß, gab ich ihm zur Antwort; er solle sich mit seinem langweiligen Gewäsche zum Teufel scheeren, da ich schon wisse, was ich zu thun hätte und alle seine Warnungen nicht im Stande wären, mich von einem Fluchtversuch abzuschrecken. „Sie mögen sich anstellen, wie Sie wollen," fügte ich lächelnd hinzu; — „ich entwische doch!"

„Wir wollen sehen!" — erwiederte der Engländer hämisch, schien sich aber nicht wenig über den schlechten Erfolg seiner Drohungen und Warnungen zu ärgern.

„Und ich will's hoffen!" — war meine Antwort. Der Commodor warf mir einen grimmigen Blick zu und ließ mich fortführen. Den folgenden Tag kam ich in ein Fort und wurde scharf bewacht; aber der Commodor traute mir doch nicht recht und ließ mich auf den Southampton-lake an Bord des Hulks „The Crown" bringen. Southampton-lake ist ein ziemlich großer Landsee, ungefähr 15

Meilen von Portsmouth entfernt; er mündet in einen Meeresarm, der die Rheden von Portsmouth, Spithead und St. Helen bildet, die Inseln Portsea, Haling und Torney einschließt, und dann mit dem Canal La Manche in Verbindung tritt.

Ich gebe Ihnen diese Details, blos um zu zeigen, daß dieser Höllenpfuhl durch seine Lage fremden Kriegsschiffen unzugänglich ist und eine Flucht fast unmöglich macht. Gerade deßhalb war er auch zum Ankerplatze für ein Dutzend jener schwimmenden Kerker, worin damals einige tausend kriegsgefangene Franzosen schmachteten, auserwählt worden, und aus demselben Grunde hatte mich der Commodor dorthin bringen lassen.

Ich befand mich also auf dem Southampton-lake, am Bord des rasirten Achtzigers „The Crown". Dies Ponton stand unterm Commando eines gewissen Einarms, mit Namen Rosa, welcher wohl einer der boshaftesten, durchtriebensten Gesellen war, die ich je kennen lernte, ein wahrer Satan; sonst war's ein junger, wackrer Seemann, der einen Arm bei Trafalgar verloren hatte und uns Franzosen so bitter haßte, wie ich die Engländer. Darin hatte er nun ganz Recht, und ich mochte ihm deßhalb auch nicht grollen .... er war ein eingefleischter Engländer, ich ein eingefleischter Franzose. Kaum war ich an Bord seines Pontons gekommen, da führte er mich schon überall herum und zeigte mir dessen ganze innere Einrichtung, seine massiven Fenstergitter, seine schweren Schlösser und Riegel, die gewichtigen Eisenstangen vor den Hauptthüren und andere Spielereien; er ließ ferner alle viertel Stunde die Runde machen, jede Kammer durchsehen, jede Planke des alten Rumpfes untersuchen und durch Hammerschläge prüfen: kurz er wollte mir durch alles dies eine hohe Idee von seiner Wachsamkeit geben, und jeden Versuch zur Flucht verleiden. Doch das genügte dem vorsichtigen Goddam nicht!... er kündigte mir zuletzt noch an, er werde mir obendrein einen Corporal beigeben, der mir überall wie mein Schatten folgen solle, damit, fügte er mit einem höhnischen Lächeln hinzu, meine geheimsten Wünsche erfüllt würden. Doch das unterblieb. —

Damit verabschiedete er sich und schritt, wie es schien, mit seinen Vorsichtsmaßregeln sehr zufrieden, von dannen. Aber kaum war er in seiner Cajüte, da ließ er mich schon wieder rufen.... Ich trat ein.

„Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, Capitain, daß Sie nicht entweichen," redete er mich an, „so dürfen Sie jeden Tag frei ans Land gehen und soll Ihr Zimmer am Bord nie untersucht werden. Was meinen Sie dazu, Capitain?" — Der Schlaukopf!...

„Sie sind zu gütig, Commandant!" — versetzte ich höhnisch; „aber mein Wort kann ich Ihnen unmöglich geben. Denn sehen Sie, Commandant, ich sinne Tag und Nacht nur darauf, wie ich Sie bald möglichst der Sorge, mich zu bewachen, überheben könne."

„Sie haben ganz Recht, Capitain, und verbinden mich ungemein," erwiederte der Einarmige; — „ich würde es an Ihrer Stelle gerade so machen. Allein unter den jetzigen Umständen muß ich Ihnen zum Voraus bemerken, daß ich nicht geneigt bin, das Spiel aufzugeben, sondern im Gegentheil Alles aufbieten werde, Ihnen das Spiel zu verderben."

„Das finde ich ganz in der Ordnung," war meine Antwort, — „und Sie werden daher auch nichts dagegen haben, wenn ich kein Mittel unversucht lasse, mich von Ihrem verdammten Ponton klar zu machen.... Gott befohlen, Commandant!" — und damit ging ich. —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Für Kunstfreunde.

Mehrere sehr gelungene Portraits, welche in den letzten Kunstausstellungen zur Ansicht dargeboten wurden, haben die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publicums auf den Maler derselben, Herrn Ernst Hampe, gerichtet, welcher seit einigen Wochen von Rom, wo er sich häuslich niedergelassen, zum Besuch hier anwesend ist; es wird daher Vielen, denen sein Wirken in letzterer Zeit unbekannt geblieben, interessant sein, zu hören, daß derselbe seit 6 Jahren in Italien und Tyrol lebte und sich vorzugsweise mit dem Malen von Genre-Bildern beschäftigte. Mehrere trefflich ausgeführte Bilder, im Besitz des Herrn Burchard, geben Zeugniß von der Genialität und dem Fleiße des jungen Mannes. Vor allen zeichnet sich das letztgesandte Bild, einen Quacksalber in Rom zur Zeit der Cholera darstellend, vortheilhaft aus, so daß es von allen Kennern als ein ausgezeichnetes Bild anerkannt wird.

Im Jahre 1839 und 40 arbeitete Herr Hampe in und in der Umgegend von Innsbruck und erhielt daselbst von dem Fürsten von Lobkowitz den Auftrag zu einem großen Bilde

welches, tüchtig ausgeführt, vielen Beifall erhielt und den Grafen von Ensenberg, Besitzer einer Gemälde-Sammlung in Innsbruck, zu folgender Anzeige, in der daselbst unter dem Titel: „Bote für Tyrol und Vorarlberg," erscheinenden Zeitung, veranlaßte:

„So gerecht es ist, wenn Erzeugnisse vaterländischer Kunstjünger und wirklicher Künstler in diesen Blättern eine anzeigende Erwähnung oder auch eine tiefer eingehende Kritik finden, so ungerecht wäre es, wenn Schöpfungen, die zwar im Lande entstanden und sogar auf seine Geschichte und Ereignisse Bezug nehmen, nur deshalb hier keinen Ort fänden, weil ihr Urheber nicht gerade ein Tyroler ist. Ist nun aber diese Schöpfung wirklich eine solche, daß man durch die Verstummung fürchten müßte, das nicht aufmerksam gemachte Publicum um einen eigentlichen Genuß zu bringen, so würde diese Ungerechtigkeit noch augenfälliger, und es scheint daher an seinem Orte zu sein, eines Bildes zu erwähnen, das von dem uns bereits durch mehrere gelungene Portraits bekannten, und auch anderwärts, selbst in Rom nicht namenlosen Künstler Herrn Hampe aus Bremen gefertiget, dieser Tage der prüfenden Beschauung des Publicums ausgestellt wird.

Die Darstellung des Bildes ist eine historische, und somit die schwierigste, vielleicht eben deßhalb auch heut zu Tage seltenere, und hat die im jüngsten Jahre durch Se. Durchlaucht den Herrn Präsidenten der montanistischen Hofkammer Fürsten Augustin von Lobkowitz erfolgte Einweihung des Monumentes zum Gegenstand, welches, hoch oben auf einem Vorsprunge des Salzberges bei Hall gelegen, bestimmt wurde, das bisher daselbst bestandene, aus Holz gezimmerte Denkmal, an den Besuch dieses der Provinz so wichtigen Berges durch Se. Majestät den höchstseligen Kaiser Franz im Jahre 1815 auf eine Art zu ersetzen, wie die in uns nimmer ersterbende Erinnerung an Ihn sie bleibend und dauernd verlangt. Die Handlung war daher feierlich und erhaben, wie der Ort, von dem sie geschah, und von welchem sich dem Auge eine schöne Fernsicht tief unten in das vom Schlosse Amras, dem Kloster Witten und der Stadt Innsbruck belebte Innthal, so wie auf die ferneren Eisberge des Stubeithales bietet. Daß nun eine bildliche Wiedergabe dieser, auf engem Raume vieles umfassenden Handlung keine leichte war, daß sie nicht allein einen tüchtigen Figuren-, Landschafts- und Perspectiv-Maler, sondern auch einen eben so braven Genre-Maler verlangte, wenn das Werk nicht bloß von Fleiß und Studien, sondern auch lebenskräftig von Natur und Wahrheit zeugen sollte, (die jedoch Herr Hampe durch die Menge der Portraits nur noch vorspringender zu machen wußte), kann selbst dem befangensten Urtheile nicht entgehen. Wie tüchtig löste der Maler seine schwierige Aufgabe! — Das Werk muß seinen Meister loben, und das wird es um so gewisser, als dem Bilde das Verlangen nicht untergestellt werden darf, schon bei seinem ersten Heraustreten auf die Bühne der Oeffentlichkeit Allen gefallen zu wollen. Beruhiget kann ich daher, indem ich dem eigenen Drange des Lobes Raum gebe, mit dem freundlichen Rathe schließen: Gehet, sehet, prüfet und urtheilet, doch vergesset nicht sub sole nil perfectum." G. v. E.

Das Bild ist, nachdem es längere Zeit in Innsbruck und Hall ausgestellt, nach Wien an die Kaiserin Mutter gesandt, in deren Gallerien es sich jetzt befindet.

Der vorstehende Aufsatz giebt von dem Talent des Herrn Hampe und die Stufe, worauf derselbe als Maler steht, hinreichende Kunde und braucht wohl nichts mehr hinzugefügt zu werden, besonders da man in den nächsten Ausstellungen des Kunstvereins sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, Gelegenheit haben wird.

---

* An den Verfasser des Aufsatzes „Zur Beherzigung ꝛc." in Nro. 9 des Bürgerfreundes.

Mein Herr!

Sie scheinen sich gar nicht klar gemacht zu haben, was Sie mit Ihrer Entgegnung bezwecken. Ich begreife in der That nicht, was Sie mir eigentlich wollen. Ich habe in Nro. 8 dieses Blattes für die Schullehrer-Wittwen- und Pensions-Casse, als eine der wohlthätigsten Stiftungen, das Wort genommen. Der Casse „Zuversicht" brauchte ich nur soweit zu erwähnen, als nöthig war, um das Wenigen bekannte Verhältniß beider Wittwen-Cassen zu einander deutlich zu machen. Habe ich gesagt, was Sie mir unterschieben möchten, diese Casse verdiene keine Unterstützung?

Ob es besser gewesen wäre, wenn ich von beiden Cassen geschwiegen hätte, ziemt Ihnen nicht zu erörtern; ganz ungehörig, fast möchte ich sagen, ungebührlich, ist die pathetische Frage, was mir die beiden Cassen getha-

hätten, daß ich sie vor das Forum der Oeffentlichkeit bringe. Wirklich! diese zarte Scheu vor Oeffentlichkeit merkte man gewissen Annoncen in den wöchentlichen Anzeigen an; aus diesen war mir schon bekannt, was Sie in Ihrer Entgegnung zweimal sagen, daß die „Zuversicht“ jetzt fünf Thaler jährlich an die Wittwen zahlt.

Ich habe nichts als einfach das Thatsächliche angeführt, und das bringt Sie so in Hitze, daß Sie nicht einsehen, wie lächerlich es sich ausnimmt, wenn Sie bald mit zorniger, bald mit kläglicher Geberde des Breiteren bestätigen, was ich gesagt habe, nämlich daß die bloß concessionirten Lehrer vom Staate nicht besoldet werden, an die ältere Casse kein Anrecht haben, endlich, daß diesen Lehrern ihre Schulen kein anständiges Auskommen gewähren und sie sich also genöthigt sehen, bei passender Gelegenheit zu einem andern Erwerbszweig zu greifen. Das soll ich getadelt — und gar „hämisch“ getadelt haben? Im Gegentheil, ich finde es ganz in der Ordnung, daß man eine kümmerliche Lage mit einer einträglicheren vertauscht; nur müssen Sie mir nicht weismachen wollen, daß einem Schullehrer das Aufgeben seiner Schule in solchen Fällen so schwer falle, wie der Abschied vom Leben.

Weiter mit Ihnen zu streiten, habe ich weder Lust noch Zeit. Belehrung zu erhalten, ist mir jederzeit lieb, aber ich wünsche sie nicht von Ihnen. Es kann mir daher Ihr Name höchst gleichgültig sein.

Der Verfasser des Aufsatzes „Schullehrer-Wittwen- und Pensions-Casse.“

---

* Die Lindemann'sche Erziehungs-Anstalt in der Lehe.

Gewöhnlich sucht der Städter aus dem Mittelstande erst die Landluft, wenn er empfindet, daß seine Gesundheit schon gelitten hat, und auch dann kommt er selten auf den Gedanken seinen Kindern den Genuß der reinen Luft, als ein vorbauendes Mittel gegen künftige körperliche Leiden zu verschaffen. Von den Reichen, welchen das Landleben eine Art Luxus und Zeitvertreib ist, wird hier natürlich nicht geredet, und geht der Zweck dieser Zeilen hauptsächlich dahin, Bremische Eltern auf die oben benannte Erziehungs-Anstalt einmal recht wieder aufmerksam zu machen, durch welche man für die Kinder erlangen kann, daß diese in denjenigen Jahren, wo der Körper für das ganze Leben gestählt werden soll, das hauptsächlichste Mittel für das Wohlbefinden, die reine Luft genießen, und daß sie dabei dennoch nichts für ihre geistige Ausbildung darüber versäumen.

Das Institut wurde 1833 von Herrn N. Lindemann errichtet, und fand gleich großen Beifall und Benutzung. Acht Jahre verwaltete L. seine neue Schöpfung und entließ viele körperlich und geistig tüchtig ausgebildete Zöglinge, da fand er am 31. Januar 1841 den frühzeitigen Tod, indem er das Leben eines Zöglings retten wollte. Seitdem hat nun die Wittwe mit Hülfe zweier geschickten Lehrer, von denen der erste, Herr Schöne, vorab ein amtliches Examen glänzend bestanden hatte, das Institut fortgeführt, und zwar wie man allgemein hört zur völligen Zufriedenheit der Eltern, welche dasselbe für ihre Kinder benutzen. Der Unterricht ist zunächst darauf eingerichtet, daß die Zöglinge sich der Handlung oder überhaupt dem nicht gelehrten Stande widmen wollen. Auf Verlangen wird aber auch Unterricht in den alten Sprachen gegeben. Gegenstände des Unterrichts sind Religion, Deutsche, Englische, Französische Sprache, Geschichte, Geographie, Schreiben, Rechnen und Zeichnen. Musikstunden können ebenfalls auf besonders Wunsch gegeben werden. Am Ende eines jeden Vierteljahrs wird allgemeine Prüfung gehalten, und empfangen die Eltern Nachricht über die Resultate. Für die körperliche Ausbildung wird durch Turnen, Spazieren und kleine ländliche Arbeiten gesorgt. Der Durchschnittspreis des jährlichen Honorars beträgt 100 Rt. und wird vierteljährlich eingezahlt. Dabei wird voraus gesetzt, daß der Zögling ein Bette u. s. w. mitbringt.

Wie mancher städtische Leser muß sich des Wunschs bewußt werden, einige Jugend-Jahre in solcher ländlichen Anstalt verlebt zu haben. Empfängt doch auch zugleich der Zögling eine Kenntniß von ländlichen Angelegenheiten, welche für das spätere Leben eben so angenehm als nützlich ist.

Die Redaction des Bürgerfreundes, welche jene Anstalt genauer kennt, ist gerne zu weitern Mittheilungen erbötig und glaubt sie vielen Eltern durch obige Erinnerung einen erwünschten und ersprießlichen Dienst geleistet zu haben.

Miscellaneen.

(Aus Breslau, 16. Jan.) Der Direktorialausschuß der Theateractionaire, der den Bau des neuen Hauses geleitet und zur Zufriedenheit vollendet hatte, ist nunmehr abgegangen und ein neuer, aus sieben Personen bestehender, gewählt worden, der freilich jetzt leichtre Mühe haben wird, als der vorige, da bekanntlich die Anstalt verpachtet, und Baron Waëerst durch Contract an gewisse Bedingungen gebunden ist, wonach denn das Directorium zunächst über die Erfüllung seiner Verpflichtungen zu wachen hat. Bei Vorlegung der Ausgaberechnungen, den Neubau betreffend, ergab sich eine Gesammtsumme von 152,000 Rthlr. Es sind indessen hierbei die Kosten für einige noch nachträglich anzubringende, und nothwendige Verzierungen berechnet. Der Balkon des Hauses ist so beschaffen, daß er durchaus eines Schmuckes durch vier kolossale Statuen (die Künste) bedarf, um nicht völlig unfertig zu erscheinen. Ferner befindet sich an der äußren Hauptfronte ein Giebelfeld, das noch leer und also nichtssagend ist. Dasselbe wird durch eine Gruppe in Hautrelief geziert werden. Diese Arbeiten sind dem geschickten hiesigen Bildhauer Mächtig aufgetragen worden. Endlich kommt auf die Spitze des Hauses eine metallene Lyra, worauf ein Schwan sichtbar, um dem Ganzen einen gewissen Abschluß in der Höhe zu geben. Diese und andre Ausgaben haben den Actienverein gezwungen, Schulden zu contrahiren. Freilich schlimm für die Zukunft, da kein Amortisationsfond existirt, doch für den Augenblick unvermeidlich. Uebrigens lassen sich auch schon Klagen über manche innere Einrichtung vernehmen. Von manchen Plätzen sieht man nicht gut, die Logen zweiten Ranges liegen zu hoch; die Coulissen ferner sind zu schmal, daher die Lampen sichtbar werden und die Illusion stören, und der Raum hinter den Coulissen ist den Schauspielern bei Weitem zu eng. Mängel giebt es nun freilich überall in der Welt zu bemerken, selbst das theure Dresdner Theater hat seine Tadler. Daß die Polizei einen Menschen, der nach der alten Sitte im Parterre geschrieen hat, „'s kann losgehn," hinausgebracht hat, ist von einem Theil des Publicums sehr übel genommen worden. Man behauptet, früher seien die Theaterunternehmer weit weniger von der Behörde geschützt und protegirt worden, als jetzt der Fall. Die Geschichte von der zwischen den hiesigen Theater-Choristen und einem Recensenten statt gehabten Begegnung, wobei die Rohheit und Anmaßung der ersten so weit gegangen, daß sie jenem auf öffentlicher Straße den Hut vom Kopfe geschlagen, hat so viel Aufsehen erregt, daß endlich eine Untersuchung gegen die Insultanten eingeleitet, und in Folge derselben ihnen wegen Straßenunfugs Gefängnißstrafe zudictirt worden. Gestern fand die erste Redoute im neuen Theater Statt, wobei die Bühne mit vielem Geschmack dekorirt als Fortsetzung des übrigen Theaterraumes eingerichtet war, so daß das Ganze einen sehr großen und brillanten Ballsaal abgab. Die rechte Maskenlust fehlt einmal in Breslau, und läßt sich durch keine Aeußerlichkeiten ersetzen. Das rheinische Leben, die Leichtigkeit des Verkehrs, der Sinn und die Freude an Oeffentlichkeit sind hier nicht zu Hause. Man erkennt die langweiligen Domino's schon von Weitem, die bloß erscheinen, um sich unterhalten zu lassen, und ihre langweilige philisterhafte Natur nicht vergessen können.

(Die Fremden in Italien.) Im zweiten Theile des höchst interessanten Werks von Karl August Mayer unter dem Titel: „Neapel und die Neapolitaner", findet sich S. 464 eine, einem neapolitanischen Blatte „Omnibus" entlehnte Charakteristik der äußern Erscheinung der verschiedenen Nationen, die nicht ohne Interesse ist. Sie lautet in der bei Mayer befindlichen, hier zum Theil abgeänderten Uebersetzung des von ihm ebenfalls mitgetheilten Originals also: „Wenn er, d. i. der Fremde, unstet umherschaut, ohne einen Gegenstand fest ins Auge zu fassen, oft still steht und doch nirgend hinsieht, und den Hut hoch wie eine Mütze trägt, so ist's ein Engländer. Wenn er Begierde zeigt, Alles zu wissen, Alles zu sehen, auf Alles zu antworten, und seinen Körper bewegt, wie von der Tarantel gestochen, wenn er unstet nach hundert Dingen schaut und allen Frauen ins Gesicht sieht, so ist's ein Franzose. Wenn er gemessenen Schrittes und in aufrechter Haltung des Körpers einhergeht, nach keiner Seite hinsieht, sich hölzern umdreht, immer auf die nämliche Weise grüßt, beim Regen einen Schutz sucht, beim Winde sich nicht biegt, so ist's ein Deutscher. Wenn er aller zwei Schritte still steht wie eine Bildsäule, dich von Kopf bis zu den Füßen mit den Blicken mißt, dich nicht grüßt oder nur mit leichtem Kopfnicken, oder dir gnädig die Hand giebt, den Arm in seiner ganzen Länge ausstreckend, so ist's ein Spanier." Und hierzu fügt der Charakteristiker noch Folgendes: „Wenn er, da er zum ersten Male den Fremden sieht, ihm die Hand giebt, sie ihm stark drückt, wohlgefällig lächelt, mehre Fragen auf einmal nach deinem Befinden thut, dann heftig mit dem Fuße stampft und nach dem Himmel sieht, wenn er schön ist, aber nicht weichlich, höflich, aber nicht kriechend, gehalten, aber nicht stolz, neugierig, ohne Alles anzustaunen, so ist's — ein Italiener." Man sieht leicht, daß manches Wahre an dieser Charakteristik ist, wenn schon sie auch insofern, als sie eben nur auf die äußere Erscheinung sich beschränkt, schon von vorn herein etwas Einseitiges hat; am besten ist jedenfalls der Italiener selbst weggekommen. Daß übrigens die Italiener, so wie die Südländer überhaupt, das Talent haben, Fremde leicht zu erkennen und sie nach ihrer Außenseite und ihren in die Augen fallenden Eigenheiten herauszufinden und zu beurtheilen und, wie man sagt, den Vogel an den Federn zu erkennen, das ist unleugbar und zeigt sich zum Theil auch bei obiger Schilderung.

(Hamburg, 14. Jan.) Die Bergedorfer Eisenbahn soll am 17. April eröffnet werden; dieser Tag wird ein wahres Volksfest sein. Schon die Neuheit des Schauspiels muß einen großen Theil der Bevölkerung Hamburgs, Altona's und der nahegelegenen Orte heranlocken. Nächsten Sommer wird der Zug der Spazierenden, anstatt wie bisher die Elbe hinunter, die entgegengesetzte Richtung nehmen, da die schönen Gegenden um Bergedorf, wie Friedrichsruhe, Reinbeck, der Sachsenwald u. s. w. bis jetzt we-

gen der großen Entfernung von Altona und Hamburg aus nur wenig besucht wurden; selbst die Chaussee nach Bergedorf ist erst seit etwa drei Jahren fertig, bis dahin war der Weg ein tiefer Sand, der die öde Landschaft noch ermüdender machte. Fast gleichzeitig mit der Kunststraße trat ein dänisches Gränz-Zollamt, dicht vor Bergedorf, ins Leben; dort werden alle von hier kommenden Fuhrwerke untersucht, ein Verfahren, welches hier so gehässig ist, daß es noch mehr als der frühere bodenlose Sandweg von Vergnügungspartien abhielt, und da die Zöllner sogar eine Senatsdeputation, welche in der Staatscarrosse, die mit Verreitern nach Bergedorf fuhr, um dort Gericht zu halten, nicht schonten, so wurde beschlossen eine Chaussee über Billwärder zu bauen, so daß das dänische Gebiet unberührt bleibt. Bald darauf wurde die Eisenbahn projectirt, welche nun mit ihr in Parallele nahe an den Ufern der Elbe und Bille hinläuft, und bei den Vierlanden, die zum Amte Bergedorf gehören, ausmündet, mithin einen angenehmeren Anblick gewährt als die obere Sandsteppe. Auch die Vierlande werden sich durch die Eisenbahn einer größeren Zahl von Besuchern zu erfreuen haben; doch sahen sie schon in den letzten Sommern seit die Dampfschifffahrt nach Hopte besteht, viele Gäste.

(Bern.) Es sind vor einiger Zeit hier zwei Perser mittlern Alters über Deutschland und Basel angekommen, wo sie in der Passantenstube des Bürgerspitals einstweilige Aufnahme fanden. Man hatte Mühe von ihren Verhältnissen einige Auskunft zu erfahren, da sie keiner europäischen Sprache mächtig sind und ihnen kaum ein Dutzend deutsche Wörter zu Gebote stehen. In Basel fand sich zufällig Jemand, der als Missionär mehrere Jahre in ihrem Vaterlande zugebracht hatte und mit ihnen sprechen konnte. Sie erzählten, daß die Kurden ihre Ortschaft überfallen und ihnen Weib und Kinder fortgeschleppt hätten; daß ihnen hierauf von einem Europäer der Rath ertheilt worden sei, in den christlichen Ländern das Lösegeld, wozu bei 16000 Franken gefordert werden, durch Almosen zu sammeln. Sie gehören einer christlichen Sekte an, die sich in ihrer Heimath seit undenklicher Zeit erhalten hat, und die mit den Hauptzügen des protestantischen Glaubens einigermaßen übereinstimmt. Diese armen asiatischen Pilger haben bisher bei der Unmöglichkeit, sich mitzutheilen, wenig Erfolg gehabt und müssen unter großen Entbehrungen ihre Wanderung nach Persien fortsetzen, ohne Hoffnung, das Lösegeld zusammenzubringen. Unter solchen Umständen dürfte jeder Beitrag, um den Unglücklichen die Weiterreise zu erleichtern, eine wohl angewendete Wohlthat sein.

(Befehl des Gouverneurs von Berlin, Generals von Möllendorf, im Jahr 1785.) Der Generallieutenant von Möllendorf, Gouverneur von Berlin, ließ 1785 unter Friedrich dem Großen, folgenden menschenfreundlichen Befehl den Offizieren der zu Berlin garnisonirenden Infanterie-Regimenter bekannt machen: „Seit zween Jahren, als so lange ich das Gouvernement in den hiesigen Residenzien führe, ist eine meiner ersten Bemühungen mit gewesen, zur Ehre der Menschlichkeit die geringschätzige Art der Offiziere gegen den gemeinen Mann auszurotten, und muß ich zu meiner Beruhigung und Freude sagen, daß ich bei sechs in hiesiger Garnison stehenden Regimentern offenbar die Früchte davon gewahr werde. Nur bei einem Regimente, das ich bis jetzt noch nicht nennen will, ist die alte, auf Irrwegen beruhende Idee einiger Offiziers, den gemeinen Mann durch Barbarei, tyrannische Prügelei, Stoßen und Schimpfworte zu seiner Schuldigkeit anzuhalten, noch Mode. Ich rathe es aber denjenigen Herren Kommandeurs, so sich solche Verfahrungsart bisher zur Schuld kommen lassen, an, davon abzustehen, und künftig sich zu bestreben, den gemeinen Mann mehr mit Ambition, als mit Tyrannei zur Ordnung und Kriegsgeschicklichkeit zu führen, die des Königs Majestät verlangen. Se. Majestät der König haben kein Schlingel, Kanaillen, Hunde, Grobzeug ꝛc. in ihrem Dienst, sondern rechtschaffene Soldaten, welches wir auch sind, denen nur bloß dies oder das leidige Glück höhere Chargen gegeben, welche unter dem gemeinen Mann viele so gut wie wir, und manche noch vielleicht besser wie wir, vorstehen würden. Ein jeder Offizier sollte sich freuen, ein Anführer ehrliebender Soldaten zu sein, und ist er aber justement nicht, wenn er Diejenigen, deren Befehlshaber er ist, unter eine so geringe Klasse von Menschen setzt."

(Mond.) Man sprach in einer Gesellschaft über den Mond und ob derselbe von Menschen bewohnt sei, oder nicht. Gründe dafür und dawider wurden angeführt. Endlich sagte Einer: „Was streitet Ihr denn da? — Wie sollten wohl Bewohner im Mond sein? Wo kämen sie denn hin, wenn der Mond abnimmt?"

(Unfall.) Zu Greenock in Schottland ereignete sich am 3. Jan. das Unglück, daß ein neues Schiff, das vom Stapel gelassen ward und auf dessen Verdeck etwa 150 Zuschauer, mit Knaben, sich befanden, im Wasser durch Umlegung des Ballasts plötzlich auf die eine Seite stürzte; die darauf befindlichen Personen wurden nach allen Richtungen in die Fluten geschleudert, und mehrere ertranken, obwohl sogleich Boote zur Hülfe herbei eilten.

(Fleisch-Consumtion in Paris im Jahre 1841.) Es wurden verzehrt: 69,164 Ochsen, 22,056 Kälber und 432,0[illegible] Schafe, von welchen 5,624,801 Kilogramme Unschlitt in den Handel kam.

(Löwen-Pomade.) Auch in Naumburg a. d. S. ist [illegible]ächte Löwen-Pomade wegen ihres bedeutenden Queckſilber-Gehaltes als ein höchst gefährliches Schönheits-Mittel vom Magistrat verboten worden.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 10.

Bremen, Donnerstag den 3. Februar 1842.

Gestorben:

131. Den 28. Januar. Des Arb. Friedr. Schriever Ehefr., geborne Klußmeyer, 59½ Jahr; Lichamsstr. Nr. 1.
132. Den 29. — Der Arb. Joachim Heinrich Schultze, 67 Jahr; Schweinestr. Nr. 39.
133. Den 29. — Der Arb. Joh. Heinr. Wilhelm Vieregge, 23¾ Jahr; Neuenmarkt Nr. 9.
134. Den 29. — Des Arb. Wilh. Nordhusen Sohn, 5 Jahr 4 Monat; Buntenthorssteinweg.
135. Den 29. — Des Destillateurs Joh. Claußen Wittwe, geb. Helmken, 47 Jahr, Bleicherstraße Nr. 17.
136. Den 29. — Der Candidat der Theologie Hinr. Gerh. Frerichs, 84 Jahr; Armenhaus.
137. Den 31. — Der Küper Cord Westermann, 64 Jahr; hinterm Ansgariithorswall N. 15.
138. Den 31. — Des Bockfahrers Friedrich Dötze Sohn, 1¼ Jahr; Degen Gang Nro. 3.
139. Den 31. — Des Arb. Joh. Heinrich Bricke Tochter, 9 Tage; Deetjen Hoff Nro. 6.
Nro. 140. Den 31. — Der Tabacksfabrikant Joh. Friedr. Behrens. 75 Jahr; Bürgerstraße Nro. 5.
— 141. Den 31.— Des Cigarrenfabrikanten Joh. Heinr. Christ. Frese Tochter (todt geb.); Bauernstraße Nro. 4 D.
— 142. Den 1. Februar. Des Schneiders Johann Kramer Sohn, 2¾ Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 2.
— 143. Den 1. — Des Arb. Joh. Hinr. Helfers Ehefr., geb. Karten, 54 Jahr; Punkendeich Nr. 39.
— 144. Den 1. — Des Buchdruckers Franz Heinrich Meyer Wittwe, geb. Flügger, 66 Jahr; Käpkenstraße Nr. 5.
— 145. Den 1. — Des Arbeitsm. Hermann Seemann Sohn, 2 Jahr; Langendeich Nr. 5.
— 146. Den 1. — Des Bockschiffers Johann Thomas Nolte Wittwe, geb. Eggenhusen, 69 Jahr; Schnoor Nr. 7.

Geburten:

152 u. 153. Den 20. Januar. Des Schiffscapitains Eduard Pajeken Ehefr., geb. Holler, Stintbrücke Nro. 6; von Zwillings-Töchtern.
154. Den 26. — Des Tischlermeisters Joh. Friedr. Eckhoff Ehefr., geb. Nolten, kleine Helle Nr. 19; von einem Mädchen.
155. Den 27. — Des Tischlermeisters Hinrich Klevenhusen Ehefr., geb. Knoop; Burgstraße Nr. 1; von einem Mädchen.
156. Den 28. — Des Arb. Heinr. Gröning Ehefr., geb. Masemann, Neuenmarkt Nro. 32; von einem Mädchen.
157. Den 28. — Des Hautboisten Wilhelm Klier Ehefr., geb. Sastedt, Catharinenstr. Nr. 29; von einem Knaben.
158. Den 29. — Des Arb. Cord Behrens Ehefr., geb. Bollmann, Hulsberg Nro. 5; von einem Knaben.
159. Den 29. — Des Arb. Cord Diedr. Friedrich Meyer Ehefr., geb. Bollmann, Marterburg Nr. 16; von einem Knaben.
160. Den 29. — Des Grobbäckers August Adolph Bödeker Ehefr., geb. Riebeling, Knoopstraße Nr. 12; von einem Knaben.
161 u. 162. Den 29. — Des Kahnschiffers Johann Friedr. Lienhoop Ehefr., geb. Bernstiel, Jippen Nr. 3; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.
163. Den 29. — Des Arb. Joh. Heinrich Müller Ehefr., geb. Kemena, Kohlhökerstraße Nro. 30; von einem Knaben.
164. Den 30. — Des Schenkwirths Johannes Matth. Jörres Ehefr., geb. Geils, 2te Schlachtpforte Nr. 11; von einem Knaben.
— 165. Den 30. — Des Mascopsträgers Joh. Heinr. Eschenberg Ehefr., geb. Sartorius, Lammers Hof Nr. 4; von einem Mädchen.
— 166. Den 30. — Des Schweineschlachters Wilh. Friedr. Martin Haller Ehefr., geb. Ernst, Knoopstr. Nr. 53; von einem Mädchen.
— 167. Den 30. — Des Kleidersellers Joh. Friedr. Wilh. Flatmann Ehefr., geb. Schultze, Neustadtsdeich Nr. 17; v. einem Mädchen.
— 168. Den 30. — Des Kistenmachers Heinr. Reising Ehefr., geb. Kern, Hanewinkels Gang Nr. 9; von einem Knaben.
— 169. Den 30. — Des Schuhmachermeisters Herm. Seggermann Ehefr., geb. Wolters, große Fischerstraße Nro. 5; von einem Knaben.
— 170. Den 31. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Heinrich Christ. Frese Ehefr., geb. Schierenbeck, Bauernstraße Nro. 4 D; von einem todten Mädchen.
— 171. Den 31. — Des Arb. Friedr. Christ. Stock Ehefr., geb. Vogelsang, gr. Krummenstraße Nr. 12; von einem Mädchen.
— 172. Den 1. Februar. Des Schneiders Christian Friedrich Ludewig Uffelmann Ehefr., geb. Bahle, Steinthor Nro. 37; von einem Knaben.
— 173. Den 1. — Des Oeconoms Joh. Diedr. Lotze Ehefr., geb. Riedeburg, Schüsselkorb N. 36; von einem Knaben.
— 174. Den 1. — Des Schneidermeisters Friedrich Frese Ehefr., geb. Bauer, Buchtstr. N. 38; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 11.

Bremen, Sonntag den 6. Februar 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 6. Februar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Pastor Höpken aus Arnsberg in Preußen.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Räthsel.

An * *

Immer gleich mir bleib' ich, was ich bin,
Willst Du mich auch umgekehrt betrachten,
Findest unverändert Du den Sinn,
Ewigkeiten bin ich gleich zu achten,
Und in meinen wen'gen Zeichen kaum
Findet das Unendliche nur Raum.

Schwingt zu Dir, Geliebte, sich mein Geist,
Und ich wünsche Dir so recht von Herzen
Alles, was der Mensch nur glücklich preist,
Möchte mit dem Wörtchen ich nicht scherzen,
Wünsch' Dir heit'res Leben, frohes Spiel,
Wünsch' dies Wörtchen Deines Glückes Ziel.

Denk' ich mich in Deine Nähe hin,
Wo der Liebe Götterlust mir winket,
Wo berauscht der glutherfüllte Sinn
Nektar Deiner Rosenlippen trinket,
Wünsch' in Deiner Nähe Seligkeit
Ich dies Wörtchen mir als Maaß der Zeit.

Hast Du's nun errathen, und Du nennst
Mir es, laß: „Die Deinige" d'rauf folgen,
Und den Glücklichsten der Erde kennst
Du in mir, nichts gleichet einer solchen
Wonne, die der Sterbliche genießt,
Dem dieß Wort von Deinen Lippen fließt.

Die Tochter des Banquiers.

(Schluß.)

Es schlug Mitternacht, als Ashton sich zu Bette begab. Gegen zwei Uhr wachte er auf und fühlte Hitze und Fieber; um sich Linderung zu verschaffen, dachte er an Alice Herbert. Dies war aber ein schlechtes Mittel, denn es ward ihm noch heißer, bald überkam ihn ein Gefühl, als müsse er ersticken, und er glaubte einen starken Geruch, wie von brennendem Holze zu riechen. Sein Schlafzimmer war eines jener unseligen Gasthaus-Schlafstuben, welche unmittelbar unter der Sorge und dem Schutze eines Wohnzimmers stehen, welches, wie eine spanische Duena, Niemand

einläßt, der nicht erst zu ihrer Thüre hereinkommt. Henry zog seinen Schlafrock an, und trat in das Wohnzimmer, hier nahm der Geruch noch zu; ein starkes Knattern und Prasseln, welches etwas beunruhigend war, ließ sich hören, er öffnete also die Stubenthüre. Alles, was er sehen konnte, war ein dicker Rauch, welcher den Korridor, in dem ein röthlicher, von der Treppe herkommender Schein sichtbar ward, erfüllte; in der nächsten Minute zeigte ein lautes Klopfen an die Thüre, Glockengeläute und das Geschrei: „Feuer! Feuer!“ an, daß die Leute auf der Straße das Unglück gesehen hatten. Er sah, wie es gewöhnlich bei solchen Katastrophen zu gehen pflegt, Männer und Weiber unangekleidet hervorstürzen, und alle Thüren im Hause geöffnet werden, als wolle man absichtlich das Feuer zur Flamme anfachen. Das Gelärm des Schreiens und Tobens, das Knattern des gefräßigen Elements und die Töne menschlichen Jammers, oder menschlicher Furcht, war so arg, daß es die Todten hätte erwecken können.

Henry Ashton dachte an seinen Mantelsack und wunderte sich über die Abwesenheit seines Dieners; da er aber, an einer Masse Menschen, welche vom Feuer die Treppe hinabgetrieben wurden, sah, daß keine Zeit zu verlieren war, eilte er eine Nebentreppe hinab, und war in einer oder zwei Minuten auf der Straße. Inzwischen waren die Spritzen angekommen, eine ungeheure Menschenmenge hatte sich versammelt, die erschreckten Bewohner des Gasthofs stürzten hinaus, mitten unter ihnen bemerkte Ashton ein junges Mädchen, welches die Hände rang und schrie: „o mein armes, armes junges Fräulein!“

„Wo ist sie, mein Kind?“ — fragte der junge Krieger.

„In Nummer 11,“ sagte das Mädchen — „ihr Schlafzimmer liegt hinter dem Wohnzimmer und sie wird den Lärm gar nicht gehört haben.“

„Da ist sie, glaube ich,“ — rief einer der Zunächststehenden — „da!“ —

Ashton sah zum Hause, durch dessen untere Fenster die Flammen herausschlugen, empor; am Fenster, welches denen seiner Stube zunächst war, sah er die Gestalt eines Frauenzimmers im Nachtgewande.

„Eine Leiter!“ — rief er — „um Gottes willen eine Leiter! — Da oben ist Jemand, wer es auch sei.“

Man hatte keine Leiter bei der Hand, Henry Ashton sah sich umsonst darnach um; dann rief er:

„Die Hintertreppe ist von Stein — sie kann so gerettet werden.“

„Aber der Korridor,“ sagte einer der Kellner — „brennt, versuchen Sie es lieber nicht, es ist unmöglich.“

Henry Ashton stürmte fort — in's Gasthaus die Treppe hinauf, aber der Korridor stand in Flammen, wie der Kellner gesagt hatte, und die Gluth schlug schon bis an die Thüre der Zimmer, welche er bewohnt hatte. Er drang aber vorwärts, da er sich erinnerte, eine Seitenthür aus seinem Logirzimmer gesehen zu haben. Er warf sich hinein, ergriff den Handgriff dieser Seitenthüre, und rüttelte heftig daran, weil das Zimmer verschlossen war.

„Ich öffne schon,“ — rief eine Stimme, die ihm merkwürdig bekannt vorkam.

Der Schlüssel ward herumgedreht — die Thüre geöffnet und Henry Ashton und Alice Herbert standen einander gegenüber.

„Himmlischer Gott!“ — rief er, sie in seine Arme pressend. Aber er ließ ihr keine Zeit zu Erklärungen, sondern eilte mit ihr zurück nach der Thüre seines Zimmers. Durch den Korridor zu kommen war aber rein unmöglich.

„Sie sind verloren!“ — rief er, sie an sein Herz pressend.

„Und Sie haben Ihr Leben weggeworfen, um meines zu retten!“ — sagte Alice.

„Wenigstens sterbe ich mit Ihnen,“ — antwortete Henry Ashton — „das ist doch ein Trost. Aber nein! Man hat eine Leiter hergeschafft, sie richten sie auf — geliebtes Mädchen, Du bist gerettet!“

Er fühlte Alice schwer an seiner Brust, und als er auf sie herabblickte, bemerkte er, daß sie — war es nun aus Furcht, oder durch die erstickende Hitze, oder wegen Henry's letzter Worte — ohnmächtig geworden war.

„Das ist auch ganz gut“ — sagte er — „ganz gut!“ und als die Leiter angelegt war, hob er sie hinaus, indem er sie fest und zärtlich an sich preßte. Unten herrschte eine Todtenstille. Die Leiter zitterte unter seinen Füßen; die Flammen schossen aus dem Hause und züngelten um die Sprossen, die er betrat, aber ruhig, fest, besonnen setzte der junge Soldat seinen Weg fort. Er trug Alles, was er auf Erden werth hielt, in seinen Armen, und es war nicht der Augenblick, um der Furcht Raum zu geben.

Als sein Fuß endlich den Boden berührte, brach ein allgemeines Jubelgeschrei aus Aller Munde, und schlug sogar an Alicens Ohr, aber ehe sie sich vollkommen erholen

konnte, befand sie sich in dem behaglichen Entreezimmer eines schönen Kaufmannshauses, etwas weiter die Straße hinab.

Der St. Lawrence ging am folgenden Tage nach Quebeck unter Segel und sank bekanntermaßen, in dem schrecklichen Orkan, der im Sommer jenes Jahres den Ocean peitschte, mit Mann und Maus unter. An dem Tage aber, als das Schiff die Anker lichtete, saß Alice, ihre Hand in der Ashtons ruhend, in dem genannten Zimmer des Kaufmannshauses; und ehe mehrere Monde vergingen, wurden die Thränen für ihre theuern Todten durch Glückszähren verdrängt, als sie dem Manne, dem sie mit aller Gluth und Tiefe einer ersten Liebe ergeben war und den sie, wäre die Feuersbrunst nicht gewesen, nie wieder gesehen hätte, ihre Hand am Altare reichte.

Castela.

(Fortsetzung.)

So viel ist gewiß, daß es unter diesen Umständen sehr schwer war, aus dem alten Schiffskasten zu entkommen. Denn stellen Sie sich nur einmal die Geschichte deutlich vor: alle Stückpforten, die jetzt nur geöffnet wurden, um das Tageslicht und frische Luft in die Batterien einzulassen, waren von innen und von außen so eng vergittert, daß man unmöglich hindurchschlüpfen konnte, und die Eisenstangen durchzufeilen, daran durfte man gar nicht denken, weil dieselben alle zwei Stunden, sowohl bei Tag als bei Nacht untersucht wurden. Hätte man auch durch eine Stückpforte hinaus ins Freie gelangen können, so war man noch nicht weit; denn unter den Stückpforten der untern Batterie, also nur 5—6 Fuß über dem Wasserspiegel, lief eine Art Gallerie rings um das Schiff herum und war mit mehreren Schildwachen besetzt: wer sich also längs dem Bord herablassen wollte, wurde von diesen Posten wieder eingefangen. Gesetzt nun, es wäre Einer auch an diesen Schildwachen vorbeigekommen, so wurde er von den bewaffneten Schaluppen aufgebracht, welche die ganze Nacht hindurch um die Pontons die Runde machten, und sich in allen Richtungen kreuzten. War man vielleicht so glücklich gewesen, auch dieser Gefahr zu entgehen, was nur bei unhaltbarer See der Fall sein konnte, so blieb noch ein hartes Stück Arbeit übrig .... man mußte noch die Gestade des See's durch Schwimmen zu erreichen suchen, und die waren allenthalben wenigstens anderthalb Meilen von unserm Ponton entfernt!... Der fatale Einarm hatte sein Wrack so ziemlich in der Mitte des See's vor Anker gelegt, um auf allen Seiten weit genug vom Strande zu sein, und dadurch jede Flucht unmöglich zu machen.

Das ist aber noch nicht Alles;... denn wäre das Wasser des abscheulichen Sumpfes überall tief genug zum Schwimmen oder flach genug zum Waten gewesen, so hätte ein solches Unternehmen, wenn's auch sehr gewagt war, doch noch eher gelingen können. Allein dem war nicht so;... es schien fast, als stände der Einarm mit dem Satanas im Bunde; denn wollte man vom Ponton ans Land, so mußte man drei weiche, schlüpfrige Schlammbänke passiren, man mochte sich dabei anstellen, wie man wollte... und über diese Teufelsschwellen konnte man weder schwimmen noch waten; man blieb auf jeden Fall stecken und versank immer tiefer in den verwünschten Brei, je mehr man sich herauszuarbeiten suchte .... dieser Umstand machte ein solches Wagestück fast unausführbar und schon mehr als Einer versank hier für die Ewigkeit im englischen Schlamme!....

Diese Bänke machten, offen gestanden, die Hauptsicherheit der Pontons aus; dazu kamen noch die vielen Spione, welche die Engländer unter den Gefangenen selbst hielten! Schurken gibt's überall und auf den Pontons waren sie zahlreicher als sonst wo;... denn das Elend war zu groß. Von zehn Fluchtversuchen mißglückten daher immer neun durch die Verrätherei falscher Cameraden, der zehnte leider meistens durch die Schlammwellen!...

Wohl suchten die Gefangenen durch die Errichtung eines Tribunals diesem Unwesen zu steuern; wohl wurde Jeder, der sich auf Verrath ertappen ließ, durch die geheimen Mitglieder dieses strengen Gerichtes oft auf die sonderbarste Weise erwürgt, wenn ihn die englischen Commandanten nicht zeitig genug vom Bord entfernten: aber das half Alles nichts .... die Engländer bezahlten zu gut und die Verräther trieben ihr Spiel nach wie vor....

Ich war kaum eine Woche am Bord der „Crown", da erfuhr ich eines Morgens, ein Matrose Namens Dubreuil, ein Landsmann von mir, übrigens ein ziemlich verworfenes Subject, sei während der Nacht glücklich durchgegangen. Allem Anschein nach hatte er sich Abends in eine der großen Schaluppen, welche die nächtlichen Runden zu machen hatten, versteckt und war erst hervorgekommen, als das Fahrzeug vom Ponton abgestoßen hatte. Man hielt ihn,

da die Nacht sehr finster gewesen, für einen englischen Matrosen, der zur Bootsmannschaft gehöre und kümmerte sich nicht weiter um ihn, so daß er einen günstigen Moment abwarten konnte, ins Wasser sprang und spurlos verschwand. Die Engländer fuhren hin und her wie besessen, steckten Fackeln und Laternen an und setzten dem Flüchtling nach — aber Dubreuil war fort!...

Sie begreifen wohl, daß dieser Vorfall in mir die Lust rege machte, nun auch zu entwischen; aber ich fand Niemanden, dem ich mich anvertrauen konnte, und wollte auch gerade durch einen mißglückten Fluchtversuch meine traurige Lage nicht verschlimmern. Da führte mir mein guter Stern einen Corsarencapitain zu, der mein Jugendfreund und dabei ein zuverlässiger, unternehmender Mann war: er wurde als Kriegsgefangener auch an Bord der „Crown" gebracht. Wir hatten uns bald wieder erkannt, aber auch zugleich eingesehen, daß der Commandant von unsrer alten Bekanntschaft durchaus nichts erfahren dürfe, da er sonst sicher einen von uns versetzt und dadurch meinen Plan vereitelt hätte. Um meiner Sache ja gewiß zu sein, stellte ich mich daher immer, als stände ich gerade nicht sonderlich gut mit Tilmont, (so hieß nämlich mein braver Camerad) und der englische Schlaukopf merkte durchaus nichts.

Tilmont hatte noch einen alten Matrosen bei sich, mit Namen Jolivet, auf den er sich verlassen konnte; denn sie segelten schon seit zwanzig Jahren mit einander, und da lernt man sich kennen. Wir kamen mit unserm Vorhaben bald ins Reine und acht Tage nach Dubreuil's Flucht ging's schon rüstig ans Werk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Schelling's erste Vorlesung.

Das Königsberger Literaturblatt enthält von dem Herausgeber, Dr. Alex. Jung, der bisher als entschiedener Anhänger Hegels bekannt war, folgende Betrachtungen über die im Druck erschienene erste Vorlesung Schelling's in Berlin (s. Bürgerfreund Nr. 8 u. 9): „Nur selten wird der Kritik die Freude zu Theil, daß ihr eine Schrift begegnet, welche in dem Grade als eine That des edelsten Geistes, welche so unbedingt als ein Werk der Vollendung angesprochen werden müßte, wie die vorliegende. Man pflegt nach einer anhaltenden, nach einer jahrelangen Spannung, wenn nun das eintritt, worauf man so anhaltend hingerichtet gewesen, eben weil die Phantasie mächtig vorgearbeitet hat, in seinen Erwartungen eher unbefriedigt zu werden. Welch eine Spannung auf das überhaupt, was er nach jahrelanger einsamer Forschung zu geben haben würde, aber auch auf das erste Wort, mit dem er sein langes Schweigen brechen würde, hatte Schelling veranlaßt, und mit Recht veranlaßt bei jedem, der nur wußte, nur ahnete, um welch einen Mann es sich hier handle. Während nun jene erste Spannung noch fortdauert, ist die letzte mit obiger Rede, als Eröffnung der Vorlesungen selbst, durch einen Eindruck gelöst worden, der die Zuhörer hingerissen haben muß, da er sogar den Leser auf's stärkste ergreift und fesselt. Wie aber jedes Werk eines solchen Geistes immer zugleich ein unwillkürliches Gericht über seine Zeit wird, so daß sich in seinem Spiegel die Gestalten treu abzeichnen wie sie sind, und man recht erkennt, wie auch hier der Gott das Licht seines Werkes aufgehen läßt über die Guten und über die Bösen, über die Großen und über die Kleinen, so werde sich auch an Schellings erster Vorlesung die Geister orientiren, wer sie sind; sie werden es beim Lesen sich selbst mindestens gestehen müssen. Was man aber sich selbst nur erst gesteht, das gesteht man immer noch einem Andern, einem Unparteiischen, einem Ewigen, nämlich dem Geist der Wahrheit. Und so werden denn die Einen in obiger Vorlesung alles auf das glänzendste bestätigt finden, was sie in Schelling nicht bloß vermutheten, sondern wußten, jene wunderbare frische, jene auch der Form nach vollendete Durchdringung aller wissenschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Elemente, welche in solcher Vereinigung antiker und christlicher Welt den so Verherrlichten zu einem ganz andern Priester des Höchsten und seiner Offenbarung weihen mag, als es Priestern niedern Grades und Laien auch nur einfallen kann. Es werden aber sogleich andere bei obiger Vorlesung sich jenem Schamgefühl vor sich selbst überliefert sehen, welches eine Regung höherer Natur, die bisherige Niedrigkeit der Gesinnung, des Interesses den Beschämten vor Augen bringt, indem es ihnen schonungslos ihre jetzige Natur verhält und den nun so groß erkennen läßt, den man sich früher so klein gedacht hatte. Es werden aber auch die Neider sich spiegeln, jene gemeinen Seelen, jene genußsüchtigen, eiteln und doch so unansehnlichen, zusammengeschrumpften Gestalten, welche keine Größe zugeben als ihre eigene, eingebildete, höchstens die ihrer Partei, und welche leicht eben darin verworfen sind, daß sie aus Neid sogar die Größ

weglügen, welche sich hier rein und klar wie das Licht der Sonne, einem jeden offenbart. Und so kann sich bei Gelegenheit der oben erwähnten Vorlesung ein Jeder in Bezug auf Schelling ähnlich prüfen, wie wir es in Betreff Hegel's bei Gelegenheit einer andern Schrift behauptet haben. Ein Mann aber, der solche Worte zu sprechen vermag, wie Schelling sie in seiner ersten Vorlesung gesprochen hat, der muß noch in einer ganz andern Weise Beruf haben, das Höchste der Menschheit zu enthüllen, als man durch einen bloßen Ruf an eine Universität zu erhalten vermag. Und so empfehlen wir Schelling's Vorlesung nicht bloß zu lesen, sondern wo möglich sich anzuschaffen einem Jeden, der außer dem physischen Pulsschlag noch einen höhern, einen bleibenderen in sich fühlt, um Bildung sich nicht bloß in dem erbärmlichen Sinne anzueignen und zu beweisen, daß man mit der Zeit mitgeht, sondern um Bildungselemente in sich einzusaugen, die zwar über die Zeit aufklären, ihr gewachsen machen, aber auch über das verflachende, das fiebernde Dasein derselben hinaustragen. Die ganze Größe Schelling's, die Ueberlegenheit über alles Ausgezeichnete bloß einseitiger Richtungen und den daraus entstehenden Dünkel strahlt uns aus seiner ersten Vorlesung herrlich entgegen. Er straft den Stolz mit Bescheidenheit, die Arroganz mit Anspruchslosigkeit, und erhebt sich erst dadurch, weil unbeabsichtigt, zu einem Hochbewußtsein, zu einer Gewißheit und Heiligkeit seiner Sendung, zu einer so einzigen und göttlichen Vornehmheit, wie dergleichen immer die Natur des ächten Genius ist. Hier läßt sich in der That das weiseste, das ehrwürdigste Alter vernehmen, aber ewiger, schöner Jugend voll, ein Alter, welches den Wahn zur einfältigsten aller Fabeln macht, daß der Geist mit den Jahren abnehmen müsse. Ihr findet hier so sehr die Frucht des Alters und die Blüthe der Jugend, daß ihr antike und christliche Welt in dieser Gesinnungshuld, in dieser Gedankenklarheit, in dieser Begeisterung für das Wirken, daß ihr beides zusammen — als hörtet ihr den köstlichen Dialog, wie die Alten ihn künstlerisch schufen — in dem Bau der Sätze, in all dieser Worte einfach großem Rhythmus, in dieser Rede edelm, festem Gang immer als ein Organisches, vollendet Einiges durchfühlt. Wer so anfangen konnte, der muß gewaltig fortfahren, muß als Sieger enden, und wenn sie alle ermüden, weil sie solches Fluges ungewohnt, und wenn sie alle sinken und keiner mehr zu folgen, zu verstehen vermag, was du als echt Begeisterter sprichst, so lauschen dir sicher die Manen des mit dir Ebenbürtigen, des treuesten, des herrlichsten deiner Freunde, es lauschen die Manen des alten Hegel!"

Zur Goethe-Literatur.

Kaum ein Jahrzehnt ist seit Goethe's Hintritt verflossen, und schon ist die Literatur über ihn, die todtenrichterliche über den Menschen wie die kritisch-exegetische über den Schriftsteller, fast zu einer eignen Bibliothek angeschwollen, gleich der Homer- und Shakspeare-Literatur. Die neueste Beisteuer, in die Classe der beliebten Supplementbände gehörig, sind die „Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas — demselben Sammler, der noch vor Hoffmeister Nachträge zu Schillers Werken herausgab — (Leipzig bei Böhsenberg)." Die bis jetzt erschienenen zwei Theile enthalten manches Interessante, obgleich meistens nicht sowohl Neues als aus anderweitig Gedrucktem, den Briefwechseln mit Lavater, Zelter u. s. w. Zusammengestelltes.

Das längste und interessanteste Supplement der Sammlung ist: eine Goethe'sche Bearbeitung von Shakspeare's „Romeo und Julie" für die Weimarer Bühne im Jahr 1811. „Goethe hat dabei die Schlegel'sche Uebersetzung zwar zum Grunde gelegt, aber viel Eigenes hinzugethan, und das Stück ist hier ein fast neues. Die Bearbeitung hat ihre Mängel, und Shakspeare büßte manche seiner eigenthümlichen Schönheiten dabei ein; aber es bleibt doch wichtig, betrachten zu können, wie sich das Werk eines Dichterheroen unter der Feder des andern gestalten mußte." Goethe's Lust am Singspiel, am Operartigen und an Scenendecorationen zeigt sich hier gleich in der ersten Scene. Statt des derben Dienergesprächs, das bei Shakspeare den Haß der beiden Häuser abspiegelt, heißt es hier: „Die Diener des Capulet schmücken mit Lampen und Kränzen, und singen:

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell sei das Haus!
Ehret die nächtige
Feier mit Tanz und Schmaus,
Capulet der prächtige
Richtet sie aus.

Kommt ihr Freunde viel
Gastlich zu Tanz und Spiel,
Frei ist die Bahn!
Was er bereitete,
Wohl ist's gethan.
Seltsam Gekleidete
Treten heran."

Shakspearisch sind diese Faustiana offenbar nicht. Auffallend ist auch, daß Goethe das Trauerspiel grell mit dem

Tod der beiden Liebenden schließt, indem er statt der versöhnenden und mildernden letzten Scene des Originals dem Mönch Lorenzo bloß ein moralisches Sprüchlein über die Eitelkeit menschlicher Klugheit in den Mund legt. — An einer andern Stelle erfahren wir, daß der „Triumph der Empfindsamkeit“ (1783) ursprünglich die „geflickte Braut“ hieß und „ein wild geniales Stück war, von dessen blitzendem und strahlendem Humor und satyrischem Muthwillen kaum ein Schatten in der Umschmelzung übrig geblieben ist.“

* Zeichen der Zeit.

(Eingesandt.)

Der Bürgerfreund enthielt im verwichenen Jahre einige Aufsätze, welche die Lage und Verhältnisse unserer öffentlich angestellten Volksschullehrer näher beleuchteten. Alle stimmten darin überein, daß die äußere Lage der meisten unserer Volksschullehrer durchaus keine brillante, vielmehr häufig eine drückende zu nennen sei, einer sprach auch zugleich die Hoffnung aus, daß wenigstens für die Landschullehrer in dieser Hinsicht schon das Morgenroth eines bessern Tages anzubrechen scheine. Ob und welche Gründe damals für eine solche Hoffnung vorhanden waren, mag dahingestellt bleiben; so viel aber ist gewiß, daß durch jene Aeußerung die in den Herzen der Betheiligten durch andere, hier nicht näher zu erörternde Umstände hervorgerufene Hoffnung nur noch mehr genährt wurde. Leider! ist diese bis jetzt noch immer unerfüllt geblieben, und es verhallen noch fortwährend der lauten und stummen Klagen und Seufzer gar viele, von Männern, die man schon oft und lange zu der Classe der unentbehrlichsten und nützlichsten Staatsbürger gerechnet hat.

Sollten denn aber wirklich jene Klagen ungegründet oder doch wohl sehr übertrieben sein? — Facta sind stets unwiderlegbare Beweise, und als solcher für den Grund jener Klage mag denn auch hier die Thatsache genannt werden, daß in circa 5 Jahren 4 unserer Lehrer ihren Beruf mit einem andern, ihrer Meinung nach einträglicherem, jedoch freilich sehr precären Geschäfte, vertauscht haben. Wohl mag dies als ein Zeichen anzusehen sein, wie es an der Zeit ist mit der Lage unserer Schullehrer, und es sollte denen, welche zur Verbesserung derselben helfen können und sollen, Aug', Ohr und Herz öffnen zur baldigen und thätigen Hülfe.

..... l.

* Danksagung und Empfehlung.

Ich halte mich verpflichtet, dem würdigen Lehrer, Herrn Katenkamp in Holzkamp bei Delmenhorst, im Großherzogthume Oldenburg, für die gänzliche und gründliche Heilung meines Sohnes vom Stottern öffentlich meinen herzlichsten Dank zu sagen, und kann Allen, welche an diesem Uebel leiden und von demselben befreit zu sein wünschen, diesen Menschenfreund empfehlen, da er alle in dieser Beziehung Leidenden, welche sich ihm anvertrauten, gründlich heilte. Es wäre zu wünschen, daß höhern Orts dem Herrn Katenkamp zur Errichtung einer Heilanstalt für Stammelnde hülfreiche Hand geleistet würde, damit sich derselbe bald im Stande sähe, seine Tüchtigkeit einigen Stammelnden zugleich zu widmen, was ihm bei seinen Berufsgeschäften und bei seiner beschränkten Wohnung jetzt unmöglich ist.

Twistringen, im Januar 1842.

B. v. Lotten.

* Der Improvisator Hr. Behrmann.

Wir hatten kürzlich Gelegenheit dieses ausgezeichnete Genie in Münster zu bewundern, und müssen gestehen, daß uns seine außerordentlichen ans Unmögliche grenzenden Fähigkeiten in Erstaunen setzten.

Herr Behrmann hat einen sehr ehrenwerthen Ruf nach Oldenburg bekommen, und wird uns bei seiner Durchreise mit einigen Vorstellungen erfreuen, wobei es zu wünschen wäre, daß der Kunstsinn Bremens sich auch bei dieser Gelegenheit auszeichnen und ihn mit recht reger Theilnahme erfreuen möge.

P. und C.

* Rechtfertigung.

Die Unterzeichneten haben es bisher unter ihrer Würde gehalten, gegen Invectiven jeder Art etwas zu erwidern; da ihnen indeß neuerdings wiederholt vorgeworfen wird, Dinge, welche dem Anstande und der Moral zuwiderlaufen zu extemporiren, so fühlen sie sich zu der Erklärung veranlaßt, daß sie sich in allen neueren Stücken und Possen streng an die Worte des Dichters gehalten, welche vor der Aufführung der Censurbehörde vorliegen, und zu sehr von der Würde der Kunst beseelt sind, um dieselbe auf Kosten der Sitte herunter zu ziehen.

Euling. Edmüller.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 1. Februar d. J.

1) Reinhard Evers Graskamp mit Zubehör, belegen in der Uthbremer Feldmark, (im Cataster Nro. 212), zu 925 Rth. Käufer: Jacob Rauers.
2) Joh. Herm. Siemering Wwe. Erben Immobile, kleine Krummenstraße Nro. 36 und Laafesgang Nro. 16, zu 475 Rth. Käufer: Diedr. Wilh. Jürgen Schär.
3) Heinr. Christoph Borgstede am Dunger Deich belegenes Wohnhaus, Garten, Deich mit Weg und Außendeichsgroden, zu 1025 Rth. Käufer: Dr. K. Th. Oeltrich.
4) Joh. Christian Lange Erben in der Obernenlander Feldmark am Rüten belegenes Wohnhaus und Land, zu 3650 Rth. Käufer: Conr. Heinr. Wilh. Hildebrandt.

Auflösung der Charade in Nro. 10.

Reifrock.

Briefkasten.

Das Gedicht „Frühlingssehnsucht“ im nächsten Blatte. —

Miscellaneen.

(In Nürnberg) gedenkt der Archivsekretär Mayer einen großen Schatz zu heben, den der Senat daselbst in bedrängter Zeit verborgen haben soll. Er hat mehrmals den Magistrat vergebens, ihm die nöthigen Mittel zum Nachgraben zu geben, da er den Ort mit Bestimmtheit wisse. Nun hat ihm die Regierung von Mittelfranken unumschränkte Vollmacht gegeben, den Schatz auf seine Unkosten zu heben und denselben zu einer wohlthätigen Stiftung zu verwenden. Man sieht mit großer Spannung dem Ausgang der Sache entgegen.

(Paris.) Ein hohes Haupt in Paris beginnt mehr und mehr zu wanken, und die im Bereiche seiner Herrschaft wohnen, tragen große Sorge um seinen Fall. Es ist der Obelisk auf dem Concordeplatz, der weiland an die Sonne Aegyptens gewöhnt, vom Winter Schaden gelitten und einen starken Riß bekommen hat. Die Pariser messen den Schatten und treten auf die Seite.

(Krug.) In der Todesanzeige des Prof. Krug zu Leipzig macht dessen Wittwe bekannt, daß sie mit ihren Kindern dem ausdrücklichen Willen des Entschlafenen gemäß keine äußere Zeichen der Trauer anlegen werde. Die Studenten und Professoren aber hatten beim Leichenbegängniß ihre Fahnen umflort und die Bürger der Stadt erschienen sämmtlich in schwarzer Trauerkleidung. Der Sarg war einfach mit zwei Lorbeerkränzen geziert. Am Grabe sprach der Superintendent Großmann.

(Aus Weimar.) Um dem Unwesen der Thierquälerei zu steuern, hat das Consistorium zu Weimar auf Befehl des Großherzogs verfügt, in allen Schulen die Begriffe der Jugend über das Verhältniß der Menschen zu den Thieren und die daraus hervorgehenden Pflichten zu läutern und zu befestigen.

(Eine blühende Agave.) Im botanischen Garten zu Löwen steht die amerikanische Agave, die schon im vorigen Jahr blühte, wieder in voller Blüthenpracht und auch die nachgetriebenen Schößlinge zeigen schon Blüthen. Die Ansicht, daß sie in Scherben nur alle hundert Jahre blühe, ist dadurch sattsam widerlegt.

(Schmugglergeschichten.) Auf dem Postwagen, der von Genf über den Jura nach Les Rousses, und von da weiter nach Besançon fährt, saßen sechs Reisende. Unter ihnen befand sich eine Frau, deren Mienen immer ängstlicher wurden, je näher der Wagen der von vielen Zollbeamten bewachten französischen Gränze kam. Man sah es ihr an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte; sie konnte auch zuletzt nicht mehr an sich halten, und erzählte, daß sie einen Shawl von mehreren tausend Franken an Werth, bei sich habe, den sie sehr gern unversteuert nach Frankreich einbringen möchte. Sie fragte Jeden um Rath, wie sie es denn wohl am besten anfange, um der Steuer zu entgehen, und die Reisegefährten waren auch mit gutem Rath bei der Hand. Nur ein gesund aussehender, stark beleibter Mann schwieg. In Les Rousses hielt der Postwagen an, und die Zollwächter stünden schon bereit, um ihn zu durchsuchen. Auf die Frage: ob Niemand verbotene Sachen oder steuerbare Gegenstände mit sich führe, antworteten Alle mit einem vernehmlichen Nein. Der wohlbeleibte Mann aber nahm das Wort, und sagte ruhig und gleichgültig zu den Steuerbeamten: „Meine Herren, diese Dame hier führt einen Shawl bei sich, der mehrere tausend Franken werth ist. Sie hat ihn um die Hüften geschlungen.“ Es versteht sich von selbst, daß die Zöllner sich einer so willkommenen Beute bemächtigten; die Frau wurde todtenbleich; sie wollte läugnen, aber das Tuch wurde gefunden und in Beschlag genommen. Nur der Fürsprache ihrer Gefährten hatte sie es zu verdanken, daß sie weiter reisen durfte, nachdem sie ihren Namen und Wohnort angegeben, und die Wahrheit ihrer Aussage mit ihrem Passe belegt hatte. Der Postwagen fuhr weiter, auch der wohlbeleibte Mann war wieder eingestiegen. Er rieb sich vergnügt die Hände und schmunzelte vor sich hin, während die ihres Shawles beraubte Frau schluchzte und weinte, und die übrigen Reisenden dem Verräther wüthende Blicke zuschossen oder Flüche vor sich hinmurmelten. Der „Verräther“ aber schien sich aus dem Zorne der Männer so wenig Etwas zu machen, als die Thränen der Frau ihn rühren konnten. So verging eine Stunde. Da schaute der Wohlbeleibte aus dem Wagenfenster, klatschte freudig in die Hände, rief Victoria, wandte sich dann gegen die Uebrigen, die sehr geneigt waren, ihn für wahnsinnig zu halten, und sagte: „Ihnen, meine Herren, und Ihnen, geehrte Frau, wird mein Benehmen an der Zollstätte verächtlich erscheinen. Immerhin. Ich sage Ihnen, daß ich klug gehandelt habe. Sehen Sie, ich trage für mehr als hunderttausend Franken goldene Repetiruhren, Diamanten, Juwelen und Schmuck an meinem Leibe; die wollte ich unversteuert über die Gränze schaffen. Es ist mir trefflich gelungen. Aber freilich Madame hier? Madame ist nicht zu Schaden gekommen, Madame hat wider ihren Willen viel Geld gewonnen. Hier sind sechstausend Franken in guten Papieren; ich bitte Madame, sie anzunehmen; der Shawl ist zwar verloren, aber ich ersetze den Schaden. Meine Herren, Nichts für ungut. Ich fahre mit bis nach Besançon; und nun bitte ich um ein freundliches Gesicht.

In einem unweit der preußischen Gränze liegenden braunschweigischen Dorfe wohnte ein alter Biersiedler, der im Königreich Preußen einen Gewerbschein gelöst hatte, und täglich mit seiner Baßgeige die Gränze überschritt. Um das edle Instrument vor den Wirkungen der Sonnenstrahlen oder des Regens zu schützen, hatte er es mit Wachstuch überzogen. Vor einigen Jahren starb er, und hinterließ ein Vermögen von mehreren tausend Thalern. Täglich hatte er einige Stück seidenes Zeug oder andere feine Waaren in seiner Baßgeige über die Zollgränze geschafft, ohne daß die Beamten, welche dem armen Mann im abgeschabten Rocke zuweilen einen Trunk gaben, auch nur im entferntesten geahnt hätten, wie sehr sie von ihm hintergangen wurden.

(Der Wallfischfang) in den Grönland- und Davis-Straßen hat sehr abgenommen. Im Jahr 1821 beschäftigte er noch immer neunzig Schiffe bloß aus dem Hafen Hull, und im Ganzen mehr als 200 Fahrzeuge. Damals wurden jährlich im

Durchschnitt 600 bis 700 Tonnen Fischbein gewonnen. Dagegen liefen im J. 1838 von Hull nur 39 Schiffe dahin aus, welche 466 Fische fingen und 237 Tonnen Fischbein heimbrachten; im J. 1839 trafen auf 41 Huller Schiffe 115 Fische mit 81 Tonnen Fischbein; im J. 1840 auf 31 Sch. 22 F. und 15 Tonnen Fb.; im J. 1841 auf 19 Sch. 53 F. und 34 Tonnen Fb. In dem Maaße wie der Wallfischfang im nördlichen Polarmeer abnimmt, nimmt er jedoch in der Südsee zu, nur ist das Fischbein aus der Südsee von schlechterer und roherer Qualität, und daher nicht überall anwendbar. Das nördliche ist daher im Preise gestiegen.

(Aus Frankfurt.) Unser hoher Senat hat sich wahrscheinlich durch Supplicationen von Maskenhändlern u. a. nun bewegen lassen, seinem frühern Beschluß zuwider, im Laufe dieses Winters zwei Maskenbälle im Theatergebäude zu erlauben; doch dürfen dieselben nicht an einem Sonntag gehalten werden. — Bei dem hiesigen Gericht ist jetzt ein Criminalprozeß anhängig, auf dessen Ausgang man sehr gespannt ist. Ein schon längst übelberufener Schlossermeister ist angeklagt sein drittehalbjähriges Kind durch Hunger, Kälte und Schläge haben tödten zu wollen. Das empörte Menschengefühl fordert strengste Untersuchung und Ahndung.

(Aus London.) Am 15. Jan. zogen in den nördlichen Bezirken von London sechs bis acht Bursche herum, und riefen aus die „schaudervolle Geschichte von der grausamen Ermordung Sr. Maj. des Königs der Franzosen.“ Sie verkauften für einen Penny ein mit ungefähr dreißig Zeilen bedrucktes fliegendes Blatt, worin gesagt war, ein so eben aus Paris eingetroffener Expresser habe die Kunde gebracht, Ludwig Philipp sei erschossen. Doch war bescheiden beigefügt, vielleicht sei er noch nicht ganz todt, und man sehe weitern Nachrichten mit Spannung entgegen. „Die Kerle, sagt der Sun, machten mit der Erfindung einen bessern Profit, als sonst in der Regel mit wahren Nachrichten gemacht wird.“

(Gotha.) Die seit Arnoldi's Tod erledigte Stelle eines Directors der Lebensversicherungsbank wurde dem Bankorganismus gemäß bisher interimistisch von dem Vorsteher des Gothaischen Ausschusses, Gymnasialdirector Dr. Rost, verwaltet, und ist nunmehr demselben durch Beschluß der Ausschüsse (in Erfurt, Gotha und Weimar) definitiv für das Geschäftsjahr 1842 übertragen worden.

(Paris.) Im verflossenen Jahre, 1841, wurden auf sämmtlichen hiesigen Theatern 254 neue Stücke, von 211 Verfassern gegeben. Die fruchtbarsten Dichter im Jahre 1841 waren: Bayard und Dupeuty, deren jeder 10 Stücke lieferte; dann Dennery, mit 8, Anicet, Ferdinand Lalone, Rosier, Cormon, Clairville mit 7; Scribe, Dumanoir, Melesvilles mit 6 Stücken.

(Ein Wunderkind im vorigen Jahrhundert.) Heinrich Asmus beschließt mit der dritten und vierten Lieferung seine Sammlung von „Lübecks Sagen und Legenden.“ Das letzte Stück führt die Ueberschrift: „Das Wunderkind, keine Sage.“ Es könnte noch eben so richtig dabei stehen: „und keine Legende.“ Mag aber dieser Artikel in den Sagenkreis gelangt sein, auf welche Weise er wollte, so zeigt er uns doch, daß das vorige Jahrhundert bereits Alles übertroffen hat, was wir jetzt an Wunderkindern erleben müssen. Das im Jahre 1721 in Lübeck geborne Knäblein, welches die Welt in Erstaunen setzte, hieß: Christian Henrich Heineken, und sein Vater war ein Maler. Schon im zehnten Monate lernte das Kind sprechen und sogleich begann der Unterricht. Ein schlesischer Edelmann, Herr von Schönaich, übernahm die Ausbildung des Knaben, der im dritten Jahre schon so weit gediehen war, daß Flugschriften über ihn erschienen. — Der kleine Heineken war bereits im Katechismus geübt, wußte viel aus der Geographie und Geschichte und hatte die Anfangsgründe des Lateinischen inne. Hierzu kam bald darauf: Französische Sprache, dänische Geschichte, Astronomie und Jurisprudenz. Nur der Körper des Kindes blieb so sehr hinter dem Geiste zurück, daß es seine Amme nie entbehren lernte. Ein Jahr später ward Heineken am dänischen Hof vorgestellt, ward von seiner Wärterin vorgetragen und übergab dem Könige einen eigenhändigen Entwurf der dänischen Geschichte. Dieses Ereigniß lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Wunderkind, welches zugleich im Stande war, alle Angaben seines Entwurfes aus dem Gedächtnisse zu wiederholen. Aber, obschon es darauf zugleich die Rechtsinstitutionen nach Hopp und Aesop's Fabeln mit Erfolg studierte, so wollte doch der Körper mit der Entwickelung des Geistes nicht Schritt halten. Heineken starb vier Jahre und vier Monate alt.

(Der Tauben- und Hundemarkt in Paris.) Alle Sonntag ist in Paris in dem Hofe des Marché Saint-Germain Tauben- und Hundemarkt. Es giebt gewisse Tauben, welche zu 50, 60, 80 und 100 Fr. das Stück verkauft werden. Es sind dies Muster der seltensten Arten, deren man auf dem Taubenmarkt an 80 findet. Hunde findet man da immer 4—500. Man könnte Buffon, Linné, Cuvier, Geoffroy, Saint-Hilaire, herausfordern, daß sie bestimmen, aus welchem Lande all' diese Hunde kommen, und welcher Classe oder Familie sie angehören. Es sind kahl, zottig, krummbeinig, mit gestutzten Ohren, kurzschwänzig, fett, mager, kurz von verschiedenster Gestalt. Einige werden zu enormen Preisen verkauft, wobei jedoch weniger auf Schönheit und Race, als auf Dressur und Stärke gesehen wird.

(Reichthum in England.) Welchen unermeßlichen Reichthum einzelne Personen in England besitzen, zeigte sich neulich wiederum, als ein Herr Peel, ein Oheim des jetzigen Premierministers, starb, der eben seine halbjährigen Pachtgelder eingenommen hatte, welche sich auf 30,000 Pfd. Sterl. (200,000 Thlr.) beliefen, und der im Ganzen ein Vermögen von ungefähr vierzehn Millionen Thalern hinterließ.

Nro. 146
— 147.
— 148.
— 149.
— 150.
— 151.
— 152.
— 153.
— 154.
Nro. 176.
— 177.
— 178.
— 179.
Nro. 50.
— 51.
— 52.
— 53.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 11.

Bremen, Sonntag den 6. Februar 1842.

Gestorben:

Nro. 146. Den 1. Februar. Der Arb. Herm. Buschmann, 52 Jahr; Hastedt Nr. 72.

— 147. Den 2. — Des verst. Landmanns Friedrich Muthwil Wittwe, geb. Thölken, 81 Jahr; Grünenstr. Nr. 56.

— 148. Den 2. — Christian Peters, 5¾ J.; Steinthor.

— 149. Den 2. — Der Maurergesell Hinrich Klinge, 53 Jahr; kl. Johannisstr. Nr. 7.

— 150. Den 2. — Des Schneidermeisters Georg Eberhard Messerer Ehefr., geb. Himichsen, 74 Jahr; Papenstraße.

— 151. Den 3. — Des Arb. Carl Wilh. Begemann Sohn, 3 Jahr; gr. Fischerstr. Nr. 14.

— 152. Den 3. — Des Knochenhauers Diedr. Herm. Bölken Sohn, 12 Tage; Grafenstr. Nr. 41.

— 153. Den 3. — Christiane Ernestine Bartels, 19 J.; Fedelhören Nr. 13 C.

— 154. Den 3. — Des verst. Strumpfwebers David Aumund Wittwe, geb. Hopmann, 79 J.; Stangen Hof Nr. 2.

Nro. 155. Den 3. — Des Arb. Johann Carl Theodor Mariska Tochter, 6 J.; Fedelhören Nr. 17.

— 156. Den 3. — Der Tuchmacher Johann Hinrich Focke, 73 Jahr; Armenhaus.

— 157. Den 3. — Der Lageraufseher Joh. Heinrich Behrens, 25 Jahr; Weerder Nr. 30 A.

— 158. Den 4. — Gesina Margarethe Bresser, 17 Jahr; Stangen Hof Nr. 13.

— 159. Den 4. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Otto Weyland Sohn, 3 Monat; Buntenthorssteinweg Nr. 246.

— 160. Den 5. — Des verst. Arb. Jacob Schmaltz Wittwe, geborne Haverkamp, 75 Jahr; Wittwenhaus, Buchtstraße.

Berichtigung.

Bei der Todesanzeige, Beilage Nr. 10, des Candidaten Frerichs, lese man: ehemaliger Prövener auf St. Johannes-Kloster.

Geburten:

Nro. 176. Den 31. Januar. Des Matrosen Carl Ludw. Radeke Ehefr., geb. Köster, Schweinestr. Nr. 2; von einem Mädchen.

— 177. Den 1. Februar. Des Schuhmachers Johann Heinrich Claasen Ehefr., geb. Duntzelmann, kl. Hundestr. Nr. 9; von einem Knaben.

— 178. Den 2. — Des Schenkwirths Bernh. Friedr. Dannemann Ehefr., geb. Wilkens, alten Steinweg Nr. 19; von einem Mädchen.

— 179. Den 1. — Des Musikus Philipp Joh. Joseph Henning Ehefr., geb. Osmers, Steinthor Nro. 63; von einem Knaben.

Nro. 180. Den 2. — Des Barbiers Gottfried Wilhelm Tönniges Ehefr., geb. Bensen, Neuenmarkt Nr. 27; von einem Knaben.

— 181. Den 3. — Des Kahnschiffers Wilken Ramke Ehefr., geb. Harves, Fischerdeich Nro. 11; von einem Knaben.

— 182. Den 4. — Des Cigarrenmachers Joh. Conrad Friedr. Rüscher Ehefr., geb. Eichhoff, Borchersweg Nr. 2; von einem Knaben

Proclamirt sind:

Nro. 50. Der Kaufmann zu Nürnberg Nicolaus Friedr. Pröhl und Sophie Luise Thurn daselbst.

— 51. Der Kaufmann Carl Friedrich Grote und Lucia Margaretha Buschmann. Beide von hier.

— 52. Der Pferdehändler Johann Heinr. Smit und des verst. Landmanns Hermann Menke Wittwe, Elisabeth, geb. Hagens hieselbst.

— 53. Der Schuhmacher Wilhelm Hinrich Gerhard Vieregge u. Anna Catharine Louise Wellinghausen hieselbst.

Nro. 54. Der Landmann Christian Abraham Heinrich Koch und Gesche Lampe hieselbst.

— 55. Der Kistenmacher Herm. Cordes und Maria Metta Lauterbach hies.

— 56. Der Cigarrenmacher Carl Theophilus Kauffmann und Susanna Brüggemann hieselb.

— 57. Der Schuhmacher zu Neu-Schönebeck Hermann Kröger und Metta Schumacher zu Dunwarden.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 12.

Bremen, Donnerstag den 10. Februar 1842.

Frühlings-Sehnsucht.
1842.

O, komm', uns zu erfreuen,
Natur im Lenzgewand!
Dir ist das Herz von neuem
Mit Sehnsucht zugewandt.
Du schmück'st die öden Triften
Mit frischem, sanften Grün,
Und streu'st in milden Lüften
Der Blumen Balsam hin.

Du giebst dem Schoos der Erde
Verjüngte Lebenskraft,
Bringst wieder, was die Härte
Des Winters uns entrafft;
Dann kehrt, erwärmt sie wieder,
Ein mild'rer Sonnenblick,
Der Vöglein bunt' Gefieder
Auf unsre Flur zurück.

In tausendstimm'gen Chören
Tönt ringsum Liederschall,
Der Schöpferhand zu Ehren
Regt's froh sich überall,
Des Baumes Blüthenzierde,
Das gold'ne Aehrenfeld,
Der Rose Pracht und Würde
Preis't ihn, den Herrn der Welt.

O, Zeit der Lust und Freude,
Wie sehn' ich mich nach dir;
Natur im Frühlingskleide!
Mein Trachten für und für. —
Wie schön bist du am Morgen,
Wie lab'st du uns so süß,
Wenn uns ein Heer von Sorgen
Dem nächt'gen Schlaf entriß.

Wenn dich, wie Demantflimmer,
Der Morgenthau bekränzt,
Und rosenfarb'ner Schimmer
Den Horizont umglänzt;
Dann steiget, wenn die Sterne
Am Himmelszelt verglüh'n,
Hell aus des Ostens Ferne
Des Tages Königin.

Erwacht mit neuen Kräften
Erhebt sich jede Brust,
Und huldigt den Geschäften
Des Tag's mit neuer Lust.
Der Landmann, der die Saaten
In's lock're Erdreich streut,
Denkt schon, wie wohlgerathen
Die Erndte ihn erfreut. —

Den Wand'rer labt die Quelle,
Wenn matt er niedersinkt,
Die, sprudelnd, silberhelle
Dem Felsgestein entspringt.
Und alles fühlt die Liebe
Des Schöpfers, seine Macht,

Die dieser Welt Getriebe
Aus Nichts hervorgebracht.

Wenn dann des Mittags Schwüle
In Zephyrhauch zerfließt,
Und uns mit sanfter Kühle
Des Mondes Licht begrüßt.
Dann flüstert Philomele
Bei stiller Abendruh'
Der liebesschweren Seele
Süß melancholisch zu. —

O, Zeit der Lust und Freude,
Wie sehn' ich mich nach dir;
Natur im Frühlingskleide,
Mein Trachten für und für! —
Bald, bald wirst du nun kommen,
Schon wächst der Tage Licht;
Drum muthig, unbeklommen!
Mein Herz, verzage nicht! —

Robert Ernst Hoffmann.

Castela.

(Fortsetzung.)

Denselben Morgen ließ mich der Einarm in seine Cajüte rufen; sein Gesicht strahlte vor Freude, er strich sich vergnügt das Kinn und stemmte seinen unversehrten Arm in die Seite, als wollte er sich die Hüften einstoßen. Endlich kam ein „Guten Morgen!" heraus; dann eine abermalige Pause.

„Capitain, Sie wollten hoch gegen mich spielen?... Sie haben verloren!... Es ist zum Verzweifeln; aber ein andres Mal wählen Sie Ihre Vertrauten besser."

„Wie so?" fragte ich, ohne die Fassung zu verlieren.

„Ja, das sollen Sie sogleich hören," sprach er und klopfte sich mit ungezogenem Anstande den Staub aus dem Kragen. — „Ja, Sie sollten sich morgen oder übermorgen durch ein Loch, das Sie in die Schiffswand gebohrt haben, salviren. Nicht wahr? Das Loch ist auf dem Backbord, nahe am black-hole. Einer Namens Jolivet bohrte das Loch, und Sie versprachen ihm zehn Napoleonsd'or dafür. Heute morgen schlich sich dieser Jolivet in meine Cajüte und bot mir das Loch, welches er für Sie gebohrt hatte, zum Verkaufe an. Er verlangte nur zehn Guineen, und ich gab ihm auf der Stelle, was er forderte; denn in Wahrheit, so wohlfeil wurde mir noch kein Loch verkauft."

Ich war ganz außer mir, wie Sie sich wohl denken können und würde jenen Jolivet erwürgt haben, wenn ich ihn vor mir gehabt hätte.

„Daß ihn das Wetter!" schrie ich mit dem Fuße stampfend; „meine Flucht war so gut angelegt, gerade zur rechten Zeit unternommen und auf dem Punkte zu gelingen!" — Und so tobte ich noch eine Weile fort, während der Einarm kaum seine innere Freude verbergen konnte.

„Ich begreife sehr wohl, daß das eine fatale Geschichte ist," sprach der englische Schurke spöttisch; — „aber, was hilft jetzt alles Toben und Fluchen? Wir wollen uns trösten, Capitain, und ein Glas Madeira trinken auf's Gelingen Ihres nächsten Versuches.

„Was wollen Sie denn, Commandant?" entgegnete ich ruhig und stolz; „ich muß wieder von vorn anfangen... das ist Alles! Ein französischer Seemann verzweifelt nicht einer solchen Lumperei wegen. Zum Glück ist noch Schiffswand genug da zu neuen Löchern und fehlt's nicht an Leuten, die bereit sind, mir so viele zu bohren, als ich wünsche und brauche."

Da ich aber gar keinen Grund hatte, mich zu Tode zu grämen, so nahm ich das Anerbieten des Engländers an; wir tranken einige Gläser Madeira, zündeten uns dann Cigarren an und gingen in der untern Batterie auf und ab. Ich war oder stellte mich wenigstens von Herzen betrübt, verzweifelt, während der Einarm noch heitrer war; er lächelte beständig, pfiff und sang, aber so falsch, wie nur einem Engländer möglich ist: kurz, er war ganz außer sich vor Freude, daß mein Fluchtversuch gescheitert war, und da hatte er wirklich ganz Recht.

Wir gingen bereits eine halbe Stunde auf dem Verdeck spazieren, nur dann und wann ein Wörtchen wechselnd, da gab es auf einmal in der Achtzehner-Batterie, gerade über uns, einen Höllenlärm.

„Was soll das bedeuten, Burnett?" fragte der Einarm einen herabkommenden Cadetten.

„Commandant, die Gefangenen tanzen; sie halten, wie gewöhnlich, droben Ball."

„Wie? Heute Ball?" fragte der einarmige Schurke, und stellte sich ganz verwundert. „Gebieten Sie Ruhe, Burnett! Das schickt sich gar nicht, daß die Gefangenen

heute, wo Einer von ihnen seine schönsten Hoffnungen scheitern sah, noch Ball halten!... Gebieten Sie Ruhe für heute, Burnett!"

Und ehe ich ihn hätte zurückhalten und den Commandanten zum Widerruf seines grausamen Befehls hätte vermögen können, war der Teufelsjunge schon droben auf dem Zwischendeck. Der betäubende Lärm hörte sogleich auf und machte einer lautlosen Stille Platz.

Da wurde ich, offen gestanden, ganz gegen meinen Willen bleich wie unsre Kreidefelsen; denn im Augenblick, wo der Tanz aufhörte, ließ sich ein leises Geräusch, das zum Glücke Niemand außer mir bemerken konnte, hinter der Bretterwand hören, welche Tilmont's Kammer bildete; grade über dieser Kammer trieben aber die Gefangenen am liebsten ihr Wesen. Als das Fußgetrappel den Boden der Batterie nicht mehr erschütterte und Todesstille eintrat, ließ sich dies leise Geräusch, das nichts anders als der schneidende Ton einer Säge war, kaum noch eine Sekunde lang hören, und dennoch litt ich in diesem verschwindenden Zeitraum unendlich. Wäre mir die Säge durch's Herz gegangen, sie hätte mir keine größeren Marter bereiten können, als dies kaum merkliche Geräusch!

Zu meinem Glücke hielt der Engländer diese Blässe für die des Zornes und wurde in diesem Wahne noch bestärkt, da ich ihn alsbald wie wüthend anfuhr.

„Mein Herr, ich kann so etwas durchaus nicht zugeben!" schrie ich, daß es durch's ganze Schiff tönte: „die armen Teufel zu bestrafen, weil ich so ungeschickt war, mich ertappen zu lassen: das ist ja himmelschreiend! Sie wollen mich bei meinen Landsleuten verhaßt machen, das ist niederträchtig!... niederträchtig von Ihnen, mein Herr! — Hören Sie? niederträchtig! — Sind Sie aber ein Mann von Ehre, so erlauben Sie meinen Cameraden, ihren Tanz wieder zu beginnen."

„Geben Sie sich nur zufrieden, Capitain, sagte der Einarm ganz verbindlich; „ich glaubte, die Freude Ihrer Landsleute müsse Sie unangenehm berühren; wünschen Sie aber, daß ihr Vergnügen nicht gestört werde, so will ich ihnen selber die Erlaubniß geben, den Ball wieder zu eröffnen und fortzusetzen, bis sie sich alle müde getanzt haben."

Und der Tölpel, der Dummkopf, der dreifache Dummkopf, ging selber hin!... Verstehen Sie mich wohl!... Er selber!... Der schlaue, pfiffige Commodor Rosa ging selber hin!....

— Bei diesen Worten war der Capitain Castela wie besessen; er hüpfte auf seinem Stuhle in die Höhe, klatschte in wahnsinniger Freude in die Hände, und lachte so laut auf, daß alle Anwesenden erstaunt waren. Doch alsbald kehrte er zu seiner gewohnten Ruhe zurück und fuhr mit gesetzter Stimme fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Sonderlinge.

(Aus „Reisen im Innern von Rußland und Polen von J. G. Kohl.")

Der Fürst ...n.... war Gouverneur in ...r.... gewesen und hatte sich durch seine Verwaltung dort allgemeine Achtung und Liebe erworben. Es war ihm jedoch das Clima dieses unter dem 53. Breitengrade gelegenen Königreichs zu unerträglich heiß gewesen, und er hatte sich daher nach Petersburg in den Privatstand zurückgezogen. Er trug nie, selbst im strengsten Winter nicht, einen Pelz und blieb also in diesem kalten Lande, wo nach dem Berichte Herodot's die Menschen sich in der rauhen Jahreszeit in Wölfe, Bären und andere Thiere verwandeln, Jahr aus, Jahr ein ein unbepelzter — Mensch. Ja, zuweilen schien sogar schon der Seelenschmetterling bedeutend durch diese irdische Menschenhülle hindurchbrechen zu wollen; denn nicht selten sah man den Fürsten bei 15 Grad Kälte ohne Rock und Hut in bloßen Hemdärmeln auf der Straße. Er lag der Art mit der Hitze in Fehde, daß in seinem Zimmer, wie überhaupt in dem ganzen Hausflügel, den er bewohnte, nie geheizt werden durfte. Dabei hielt er noch gewöhnlich die Fenster offen, so daß oft Berge von Schnee aus seinem Cabinette ausgekehrt werden mußten. Wer in so vertrauter Freundschaft mit Boreas und seinem Hofstaate lebt, kann natürlich auf den Umgang mit warmblütigen Menschen wenig Anspruch machen, wenn er nicht auf eine eigenthümliche Weise noch für die, welche sich ihm nähern, sorgt, wie jener Fürst es allerdings that. In einem geheizten Vorhause hatte er nämlich eine Menge von warmen, höchst eleganten Pelzen von allen Façons und Größen für Herren, Damen und Kinder aufgehängt. Mit diesen bekleideten nur seine Diener die Besucher, die alsdann so wohlverpackt in die Zimmer des Winterfürsten vordrangen. Bei großen Versammlungen mag dann eine solche Gesellschaft von lauter Herodot'schen Bären, Wölfinnen und Füchschen,

um den einzigen Menschen herum einen recht sonderbaren Anblick gewährt haben.

Die warme Liebe zur Kälte war indeß keineswegs das Einzige, was jenen Fürsten vor anderen Leuten auszeichnete. Seine Schwäche für die kirgisische und tatarische Küche, die er in seinem oben erwähnten Gouvernement lieb gewonnen hatte, war eben so groß. Fast alle seine Gerichte mußten daher à la Kirguise zubereitet werden. Seinen an das À la Française mehr gewöhnten Petersburger Verwandten, die nicht umhin konnten, sich alle Wochen ein- oder zweimal freundvetterlichst um seinen Tisch zu vereinigen, wollte dies nicht recht behagen, und sie sahen sich daher genöthigt, stets zwei oder drei europäische Gerichte durch ihre Köche bei der fürstlichen Tafel unter dem Vorwande einzuschmuggeln, daß sie dem Onkel eine ganz neue Erfindung der französischen Küchen darzureichen wagten, von der er durchaus kosten müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus den hanseatischen Briefen *)

in der Augsburger allgemeinen Zeitung.

II.

Daß die Hansestädte in der ihnen zugefallenen Aufgabe des Zwischenhandels, wenn sie dieselbe nur begreifen, keinen Beweggrund finden können, das Erstarken der deutschen Industrie mit Besorgniß oder gar mit Mißgunst zu betrachten, das darf ich wohl als ausgemacht annehmen. Doch vielleicht begreifen sie ihre Aufgabe nicht; vielleicht sind sie befangen in übertriebenen Vorstellungen eines möglichen vorübergehenden Verlustes und erkennen nicht den gewissen nachhaltigen Gewinn; vielleicht sind sie (was man doch sonst nicht von ihnen zu behaupten pflegt) schlechte Rechner, schlechte Kaufleute. Das muß wohl die Meinung derjenigen Schriftsteller sein, die sich darin gefallen, den Hansestädten eine feindliche Rolle zuzutheilen und sie fortwährend in einem Athem mit den Holländern zu nennen — den Holländern, über welche die Schale des langgesammelten deutschen Zornes ausgegossen wird. Brückenköpfe des Auslandes am deutschen Meer, so lautet die beliebte Redensart. Jetzt ist es vielen geläufig, von den Hansestädten und von den Holländern übel zu reden; aber einen oder den andern Leser kann es doch vorsichtig machen, wenn er erfährt, von welcher Seite her und bei welcher Veranlassung das „Calumniare audacter" gegen die Hansestädte mit der größten Virtuosität geübt worden, und wenn er erwägt, wer am Ende den meisten Vortheil daraus ziehen möchte, wenn die Meinung sich verbreiten sollte, daß die Hanseaten es nicht besser machen als die Holländer.

Vorsichtig machen kann es auch und schaden könnte es gewiß nicht, wenn man sich um den wirklichen Stand der Dinge etwas bekümmern wollte. Man würde allerdings finden, daß Hamburg z. B. eine Stapelgerechtigkeit besessen, welche Friedrich III 1482, als auf „altes Herkommen" gegründet, bestätigt und welche noch 1660 Leopold I. auf Kaufmannswaaren ganz allgemein ausgedehnt hat; aber auch, daß man diese Gerechtigkeit bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts stillschweigend der Vergessenheit übergab und sie nicht wieder hervorsuchte, ungeachtet Preußen noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts den Magdeburger Stapel aufs strengste geltend machte. Und woher diese freiwillige Verzichtleistung Hamburgs? Unsere Vorfahren waren weit entfernt sich deßhalb irgend eines besondern Patriotismus zu berühmen; sie legten die Beweggründe offen dar. Fragen wir den alten Klefeker, der vor 70 Jahren eine nach den Begriffen jener Zeit (nämlich in 12 Bänden) bequeme Uebersicht der Hamburgischen Gesetze und Verfassungen gab! es sei der Stapel behauptet worden, sagt er, bis Zeiten und Umstände, nachbarliche Verträge und selbst die Veränderung der Handlung (welche zu einer immer stärkern Commissionshandlung, bei und nebst der propren, angewachsen) den Zwang des Niedersetzens nachtheilig machte und statt dessen eine fast ungebundene Freiheit veranlaßte. So ward als von einer bekannten Sache im Jahr 1766 geredet.

Fragt man, was die Städte für die Schifffahrt gethan, so ist Bremerhaven eine Thatsache, die für sich selbst spricht. Wenn das „die Weser schließen" heißt, so möchte mancher deutsche Strom Ursache haben zu beseufzen, daß er noch Niemanden gefunden, der es der Mühe werth hält das Amt der Schlüssel (keine Sinecur fürwahr) für ihn zu verwalten. Lübeck hat für sein Travemünde zu sorgen nicht aufgehört; es war oft und wiederholt bereit zu Bemühungen auf fremdem Gebiet; die sind zurückgewiesen worden. Aus den officiellen Zahlen in Soetbers Buch

*) s. Bürgerfreund 1840. Nr. 104.

erhellt, daß Hamburg sechs Theile von sieben seiner gesammten Zolleinnahme auf Anstalten für Schifffahrt, Handel und Verkehr verwendet; bekannt ist, daß es die Sorge für das Fahrwasser der Elbe niederwärts bis ins Meer ausschließlich beschafft. Mit diesen Anstrengungen vergleiche man — ich sage nicht den Zustand der Leinpfade am holländischen Niederrhein, sondern was von deutschen Uferstaaten (mit Ausnahme Preußens) für die Elbe oberhalb Hamburgs und was für die beispiellos verwahrloste Weser geschieht; man erinnere sich, daß Hannover außer dem Stader Elbzoll seinen Antheil an den übrigen Elbzöllen mit 292,000 Rthlrn. und Dänemark (für Lauenburg) den seinigen mit 138,000 Rthlrn. erhebt; man erkundige sich endlich, welches ausländische Staatsinteresse der naturgemäßen Verbindungslinie zwischen der Nord- und Ostsee die Wohlthat einer Eisenbahn und bis auf die jüngsten Zeiten selbst die Verbesserung des Stöcknitzcanals beharrlich verweigert hat.

Der Plauderer am Kaffeetische.

Von M. G. Saphir in Wien.

(Bruchstück.)

Wir haben schon lange nicht miteinander geplaudert, meine holden Leserinnen! Allein, lange geborgt ist nicht geschenkt! Auf einmal und plötzlich sitze ich wieder an Ihrem Kaffeetische, die Augen voll zärtlicher Blicke, den Mund voll Artigkeiten und die Tasche voll von bunten Novitäten und Kuriositäten!

Soll ich Ihnen von unsern Concerten, von unsern Wunderkindern u. s. w. erzählen? Das ist schon rococo! Ad vocem rococo, lassen Sie sich erzählen, daß Bäuerle mit seinem beliebten „Rococo" einen Nebenbuhler gefunden hat; Laube nämlich hat in Dresden ein Lustspiel: „Rococo" eingereicht. Tieck erklärt es für eines der besten Werke der neuesten Dramatik; trotzdem hätten wir doch noch Hoffnung, daß es gefallen könnte, allein wir hören: es ist eine Uebersetzung aus dem Französischen!

Also auch der ist schon unter die Uebersetzer gegangen!

Ja, es gibt keine Wunder mehr, meine Schönen! Denken Sie und rathen Sie, wer in Berlin neben Ihrem Liszt, neben dem Allerihrigsten Liszt zugleich und ebensolches Furore macht? — Hr. Pantaleoni, der Sänger, den wir hier mit Indifferenz hörten!

Nestroy hat Recht: die Welt steht auf keinen Fall mehr lang!

Haben Sie schon viel getanzt, meine Verehrten? Es ist nach und nach immer nobler, auf öffentlichen Bällen nicht zu tanzen, und am Ende wird die noble Welt nur insgeheim, und bloß in einer engen Gesellschaft von zwei Personen tanzen!

Hausbälle! Hausbälle! Das ist die Losung! Letzthin fügte sich ein wunderbares Zusammentreffen! Auf einem Hausball, wo viel Lichter und wenig Schüsseln dampften, auf einem jener Hausbälle, auf welchen man die Homöopathie praktisch eingeführt hat, wo man singt, tanzt, spielt, aber Alles mit nüchternem Magen, sagte der Hausherr zu seiner Gesellschaft: sie möchte entschuldigen, ein dringendes Geschäft nöthige ihn auf ein Viertelstündchen auszugehen. Er ging aus. Nach einer Weile schlichen sich drei junge Lohntänzer, die ihren Magen noch nicht an jene noble Hausbälle gewöhnt hatten, leise fort, und in ein Gasthaus, um schnell einen Kalbsbraten zu Gemüthe zu ziehen. Als sie in's Gasthaus kamen, saß ihr Herr Ballgeber da und verzehrte einen Schöpsenschlägel mit Erdäpfeln!

Ich habe die Vorsichtsmaßregel ergriffen, bevor ich auf eine „Hausunterhaltung" gehe, bei der „Schnecke" um neun Uhr Abends ein Mittagsbrot zu soupiren!

Doch zurück wieder zur Literatur, zum Theater, in welchen fast auch nur „Hausbälle" gegeben werden, in welchen man auch nur „laue Limonade, schwache Mandelmilch und „Dilettanten" zu essen bekömmt!

Ach, meine Holden, Sie waren nie Theater-Recensenten! Sie kennen die Leiden nicht, die jetzt ein Recensent hat! Er kann schon keinem Commis, keinem Glaser, keiner Köchin, keiner Schneidermamsell mehr ohne Angst in's Gesicht sehen, denn wer weiß, ob diese Personen nicht morgen ein Original-Stück verfaßt, oder eines „bearbeitet" haben! Die schlechten Stücke sikern aus der Erde hervor und strömen vom Himmel nieder, anonym, pseudonym, homonym u. s. w.! Und dazu muß man gehen, und darüber muß man schreiben! Lieber möcht' ich Cichorien statt Kaffee trinken, und statt Sahne Seifenwasser! Alles, Alles schreibt „Lokalstücke!" und ich kann sagen: Nie setz' ich ein neues Stück an meine Feder, ohne dabei zu fürchten, es könnte geschrieben sein von der Feder eines Fiakers!

Wohin soll man sich retten!? Strauß's Walzer, schlechte Witze, alle auf den Namen „Saphir" fabrizirt, Wunderkinder und Lokalstücke im öffentlichen Leben; Hun-

ger, Lüge, Verleumdung, Affectation, Dilettantismus und Unschlittkerzen im Privatleben!!!

Geht man auf der Straße, so stolpert man alle Augenblick über einen „Ausverkauf“ und über einen „Redacteur,“ und bleibt man zu Hause, so kommen Dichter und wollen Einem was vorlesen, oder reisende Künstler mit Recommandationsschreiben! Will man mit einer Geliebten sich der Stille widmen, so schreit und zankt sie mit Bedienten und Kutscher, und will man sich einem Freunde an die Brust werfen, so sagt er: Leih' mir zehn Gulden! Will man sich in der neuesten Literatur umsehen, so sieht man lauter Altes, und will man einmal einen alten guten Gedanken stehlen, so sind uns hundert Neue schon zuvorgekommen! Will man geistreich sein, so wollen das so viele Menschen jetzt sein, daß man sich ordentlich schämt, es auch sein zu wollen, und möchte man vor seinem Leben gerne einen dummen Streich machen, so sind sie Alle vergriffen!

O langwierige Langweiligkeit der dasselbigen Immer-Einerleiheit!

Ausverkauf

von alten Manuscripten aus einer langjährigen Redaktions-Kanzlei.

Von M. G. Saphir.

Wenn man in Wien jetzt durch die Straßen geht, so glaubt man, Wien wird ausverkauft! Alles wird ausverkauft, und manche Gewölbthüren sind kaum zu sehen vor lauter Zetteln, auf welchen nichts steht, als die verhängnißvollen Worte:

„Ausverkauf! Ausverkauf! Ausverkauf!“

Das ist eine neue Industrie, ein neuer Zweig der Gewerbsfreiheit, eine Dampf-Erfindung, d. h. eine Erfindung, die von Dampf und kurzem Athem herzurühren scheint.

Es giebt vielerlei „Ausverkäufe,“ und so viel Variationen auf das Thema „Ausverkauf,“ daß man einen ordentlichen Ausverkauf dieser Variationen veranstalten könnte!

Da also ein „Ausverkauf“ jetzt das letzte Mittel zu sein scheint, seine Waaren gut anzubringen, so haben wir uns entschlossen, auch unsere ältern, abgelegenen, von Literatur-Märkten ganz verknittert zurückgekommenen Manuscripte aus „freier Hand auszuverkaufen,“ und das bloß um aufzureimen und zu räumen.“

Wir besitzen ein schönes Sortiment von allen Artikeln und was wir nicht besitzen, werden wir uns eigens zum Behuf unsers Ausverkaufs, von den Fabrikanten rückwärts wieder ins Haus liefern lassen!

Erster Artikel: Novellen, sechs aschgraue, mit sentimentalen Bordüren. Im Marktpreis: die Elle acht Groschen, allein im „Ausverkauf:“ die Elle zu zwölf Groschen, bloß, um auszuverkaufen!

Zweiter Artikel: Humoristische Crispinen, mit Roßhaar gefüttert und mit blauem Gemüthstafft ausgeschlagen. Im Ladenpreis das Stück zu 12 fl. 24 kr., allein im „Ausverkauf,“ und weil sie durch langes Liegen etwas Schaden bekommen haben, das Stück zu 16 fl. 48 kr. — unerhört billig!

Dritter Artikel: Gedichte, mit Marder und Zobel, für den Winter, lang und weit, mit blanken Knöpfen; das Dutzend kostet im Fabrikpreis 6 kr., allein im „Ausverkauf“ kostet das Stück 8 kr. Die Löcher, welche sich hie und da plötzlich finden sollten, werden nicht extra bezahlt.

Vierter Artikel: Balladen, von echtem Mailänder Bronze, mit granatener Handhab', welche sich, wenn man sie auf Eisgruben legt, jahrelang halten, ohne den mindesten Geruch zu bekommen, mit Besatz von „Sa sa sa!“ und „Hurra sasa!“ „Trum, rum rum!“ und mit besonderen Messingklappen, in Dutzend, zu Almanachen und Journalen, Fabrikspreis das Hundert 3 fl. 24 kr., allein im „Ausverkauf“ zehne für zwei Gulden, und auf jedes Zehne eine abgelegene Ballade mit etwas Schmutzflecken gratis d'rauf.

Fünfter Artikel: Anekdoten mit Eau de Cologne, damit man bei ihnen bleiben kann, Charaden und Räthseln in Eisgruben, damit sie sich nicht gleich auflösen. Im Ladenpreis das Tausend zu 5 kr., allein im „Ausverkauf“ und weil wir das Lokal dringend zu andern Charaden und zu frischen Räthseln brauchen, das Tausend zu 5 fl.

Sechster Artikel: Recensionen in Sammt und Schafwolle, auch Kritiken in Flanell und grobem Tuch, und sogenannte „Referate“ in Rind-, Kalb-, Roß- und Schwein-Leder, das Pfund aus besondern Rücksichten um drei Gulden Schein!

Siebenter Artikel: Polemische Artikel für junge Redactoren, Weiß- und Schwarz-Gerber, Riemer, Sattler, Schuhmacher und Grobschmiede, in Galle und Schweiß gesotten und doch ungemein trocken und ledern; das Schock auf dem gewöhnlichen Wochen- und Fratschel-Markt um 48 kr., allein im „Ausverkauf,“ bloß um Zuspruch zu haben, um den staunenswerthen Preis: 6 fl. per Stück!

Und so noch eine unendliche Masse von Artikeln, die wir nicht alle bezeichnen können! Kurz, jeder Käufer kann überzeugt sein, daß er nie merken wird, wie sehr er angeführt ist!

Auflösung des Räthsels in Nro. 1.

Stets.

Miscellaneen.

(Ein Bartwuchsmittel.) Ein junger Edinburger Fashionable, der gern einen Schnurrbart gehabt hätte, fragte einen seiner Freunde, wie er es anfangen müßte, um einen eben so schönen zu bekommen, wie Jener. Der Gefragte stellte hierauf seinem Freunde ein Töpfchen Pomade zu, welche aus dem Marke eines stattlichen Löwen bereitet sein, und die Eigenschaft haben sollte, den Schnurrbart in kurzer Zeit in schönster Fülle hervorzutreiben. Der glückliche Dandy zögerte nicht, seine Lippen mit dem kostbaren Mittel reichlich einzusalben, und in kurzer Zeit stellten sich brennende Schmerzen, offenbar die Wirkungen der Pomade, ein. Allein am nächsten Morgen zeigten sich statt keimenden Flaumen häßliche Blasen, die Haut hatte sich von der Lippe abgelöst, kurz — es ward dem armen Betrogenen klar, daß die angebliche Löwen-Pomade nich's anders als spanisches Fliegenpflaster gewesen war. Er eilt alsbald zu dem treulosen Freunde, und nach wenigen Viertelstunden stehen sich Beide, mit Pistolen bewaffnet, von Wundarzt und Sekundanten begleitet, auf dem Anstande gegenüber. Die Pistolen knallen; der junge Schnurrbartliebhaber fühlte sich an der Seite getroffen, und stürzt unter dem Schrei: „Ich bin verwundet! Ich bin todt! zur Erde nieder. Der Wundarzt bringt ein Sacktuch an die Wunde, und zieht es, von Blut gefärbt, zurück. Bei diesem Anblick fällt der Besiegte in Ohnmacht, der Sieger aber ergreift eiligst die Flucht, um sich der Strenge des Gesetzes zu entziehen. Die Zeugen allein verlieren nicht die Fassung, und brechen in ein schallendes Gelächter aus. Das Ganze war nur ein Possenspiel. Sie hatten um so geringfügiger Ursache willen nicht das Leben der beiden Freunde auf's Spiel setzen wollen, und daher die Pistolen mit Korkkugeln geladen, für den Fall aber, daß Einer getroffen werden sollte, ein mit Blut gefärbtes Tuch in Bereitschaft gehalten. Am nächsten Tage, waren die beiden jungen Leute vollkommen ausgesöhnt, und erschienen, ohne Furcht vor Konstablern und Friedensrichtern, in einem der glänzenden Zirkel von Edinburg.

(Mozart) machte eine Reise nach Paris, zu der Zeit, als er mit der Composition der Oper „Don Juan“ beschäftigt war. Nachdem er eines Tages mehrere Stunden in seinem Cabinette gearbeitet hatte, sah er nach der Uhr und fand, daß es bereits fünf Uhr Nachmittags sei. Er speis'te gewöhnlich um diese Zeit und beeilte sich daher, einen Restaurant im Palais-Royal aufzusuchen; auf dem Wege dahin aber keimte eine neue Idee in ihm auf und schritt in der Entwickelung immer weiter fort, so daß sie endlich seine Sinne ganz einnahm und er nur maschinenartig und aus Gewohnheit die Speisekarte überblickte, welche ihm der Wirth überreicht hatte.

„Kellner, eine Portion Nudelsuppe!“

Die Suppe wird gebracht, aber der Componist rührt sie nicht an. Zehn Minuten, eine Viertelstunde vergehen und während es in seinem Kopfe gährt und seine Einbildungskraft in den hohen Sphären des Idealen und Poetischen umherschweift, merkt er nicht daß seine Suppe allgemach kalt wird. Endlich, nach halbstündigem Nachdenken, bricht er nochmals sein Schweigen und ruft:

„Kellner, eine gekochte Scholle!“

Die Suppe wird weggenommen und eine frische, trefflich zubereitete, leckere Scholle aufgetragen, die indeß die Aufmerksamkeit des in seine Träume versunkenen Musikers nicht zu erwecken, noch seinen Geschmackssinn zu reizen vermag. Sechs Speisen werden nach der Reihe aufgetragen und von dem Maestro mit derselben Gleichgültigkeit behandelt. Der Kellner ist ganz verdutzt über die Art und Weise, das Thun und Treiben des sonderbaren Gastes, meint aber, es werde vergebliche Mühe sein, ihm Bemerkungen darüber zu machen, denn er hält ihn für einen Tollhäusler oder einen Narren.

Zwei Stunden sind schon seit dem Eintritte des Künstlers verflossen und noch hält er den Kopf in die Hände gestützt und ist noch nicht eine Secunde lang aus seinem Brüten und Nachdenken herausgekommen; plötzlich aber hebt er den Kopf mit stolzem Bewußtsein, seine Wangen färben sich, seine Augen entsenden leuchtende Blitze der Zufriedenheit, er leert seine Börse in die Hände des Kellners, springt mit einem Satze zum Zimmer hinaus und ruft: Endlich habe ich es gefunden . . .“

Mozart hatte in der That das Finale des dritten Actes seines Don Juan gefunden.

(Künstliches Eis.) Wir haben, sagt ein gelehrtes englisches Journal, eine Abendstunde sehr angenehm in einem recht comfortablen Saale zugebracht, in welchem mehrere Personen Schlittschuhe liefen auf künstlichem Eise, das, wie ein Billard, zur Unterhaltung in jedem Privathause angebracht werden kann. Diese neue Erfindung sieht man bei dem Gärtner Jaskins in New Rood, in dessen Saale der Erfinder, Henri Kirk, den Beweis geliefert hat, daß auf dem künstlichen Eise wirklich mit Schlittschuhen gefahren werden kann. Das Resultat war vollkommen befriedigend, das Eis weich genug, um den Schlittschuhen kein Hinderniß zu bieten, und doch auch so hart, daß sie nur geringen Eindruck machen. Das Eis ist nur einen Zoll stark, doch hat man berechnet, daß man es zwei Jahre lang fortwährend für Schlittschuhläufer benutzen könnte. Es soll sich überdies sehr leicht erneuern lassen. Um das künstliche Eis der strengsten Prüfung zu unterwerfen, hat man damit einen großen Saal in dem Clubb der Schlittschuhläufer belegt, welche erklärten, es sei nun die Aufgabe gelöset, die den Schlittschuhläufer in den Stand setze, seiner Lieblingsbeschäftigung das ganze Jahr hindurch obzuliegen. Man setzte bei dem Versuche das künstliche Eis einer Temperatur von 80 Gr. Fahrh. aus. — Der Erfinder hat die Absicht, in einem Garten bei London eine große Fläche mit seinem künstlichen Eise zu belegen und so einen gefrorenen See zu schaffen, welcher das ganze Jahr hindurch anshält und eine der größten Merkwürdigkeiten Londons werden dürfte

(Wasserheizung.) Bei der königl. Bibliothek zu Paris sind zwei Oefen zur Wasserheizung, nach der Einrichtung des dortigen Kupferschmieds Kipfferling, fertig geworden. Der Preis für beide Oefen, welche das Lesezimmer des Souterräns erwärmen, ist etwa 1000 Thlr. Dem Vernehmen nach hat derselbe Mann bereits den Auftrag erhalten, bei dem im Bau begriffenen Museum durchgängig diese, alle Feuersgefahr beseitigende Heizung anzulegen.

(Die Pariser-Straßburger Postwagen) werden jetzt bei Nacht mit Gas erleuchtet.

(Ein neues Riesendampfschiff) wird in New-York gebaut und macht großes Aufsehen. Nach den Ansichten des Ingenieurs soll es zur See 30 englische Meilen in der Stunde machen; es hat Kajüten für 1000 Passagiere und der Kiel ist 325 Fuß lang. Das Schiff wird nach einem ganz neuen Systeme erbaut; statt der Räder wird ein ganz neuerfundenes Bewegmittel in Anwendung gebracht werden. Es soll die Fahrt zwischen New-York und Albany versehen und Capitän Fellows, welcher es befehligen soll, hat zugleich die Oberaufsicht über die Bauarbeit, damit er Alles ganz genau kennt und was irgend zweckdienlich ist, einer Erfahrung gemäß einrichten lassen kann.

(Singende Schulen.) In London wird neuester Art in mehreren Schulen der Unterricht singend ertheilt, die Kinder singen ihre Aufgabe ab, ja sogar ihre Rechenexempel. Der Grund dieser sonderbaren Unterrichtsmethode liegt in der Behauptung des bekannten Dr. Rush, daß nämlich das Singen bei der Erziehung, besonders junger Mädchen, von äußerster Wichtigkeit sei, indem dasselbe nicht bloß die Sorgen des häuslichen Lebens vertreibe, sondern auch eine direkte heilsame Wirkung habe, und namentlich vor den Krankheiten der Brust bewahre, die leider so häufig sind. Dr. Rush führt an, mehrere Mädchen gekannt zu haben, welche die offenbarste Anlage zur Schwindsucht gehabt, dieselbe aber dadurch erhindert hätten, daß sie ihre Lungen fleißig durch Singen übten.

(Ein neues Getränk.) Mit den Thee- und Kaffeevisiten wird's bald aus sein, es ist ein neues Getränke, Kat, in die Mode gekommen. Dieses Getränk wird aus den Zweigen eines Baumes bereitet, der aus Abyssinien stammt, in Arabien sehr gut gedeiht, dem Kaffeestrauch Schatten bietet und der Katbaum (celastrus edulis) heißt. Der Kat hat die angenehme Eigenschaft, daß er den Schlaf verscheucht, eine heitere Stimmung erzeugt und nach angestrengter Arbeit stärkt.

(Am Ordensfeste) soll der König von Preußen zu den Stadtverordneten Berlins auch gesagt haben: ich weiß recht wohl, was man von mir spricht und daß man mich auch unrichtig beurtheilt, das soll mich aber nicht hindern, den Weg zu verfolgen, welchen ich für den halte, der uns allein zum Guten führen kann.

(In Schlesien) erheben die Sectirer wieder muthig ihr Haupt und richten vielfache Verwirrung an. Ein Segeltuchmacher reist als Apostel auf den Dörfern umher und predigt den Bauern bequemer in den Wirthshäusern, so daß die Kirchen leer stehen.

(Strenger Winter.) In einer schlesischen Chronik lesen wir: „Es hat wohl nie einen strengern Winter gegeben, als der verflossene von 1740 bis 1741 war. Kein Zimmer war bei uns zu erheizen, während der Ofen glühte, fror die Flüssigkeit am nahen Fenster zu Eis. Wer dem schneidenden Winde nur tausend Schritte entgegenging, war an allen Gliedern erstarrt und lahm, und bekam Blasen im Gesichte, welche nur dann vergingen, wenn man sich lange mit Schnee einrieb. Wasser vom dritten Stock heruntergegossen, langte als klirrender Eiszapfen am Boden an; selbst der Speichel, den man im Freien auswarf, gefror, ehe er die Erde erreichte. Todtengräber mußten erst ein großes Feuer anzünden, wo sie ein Grab aufmachen wollten, denn die Erde war drei Ellen tief zu Stein gefroren. Wasserröhren, die nicht über drei Fuß tief lagen, froren ein und zersprangen, wie fast alle andern Behälter irgend einer Flüssigkeit. In Böhmen und Mähren froren alle Teiche bis zum Grunde und um die armen Fische war es geschehen. Rinder und Schafe erfroren in den Ställen, das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft. In Schweden erfroren 3000 Personen, in Ungarn über 80,000 Ochsen. Die Lustbarkeiten der Fastnacht wurden fast überall in Schrecken und Traurigkeit verwandelt."

(Kinder-Oper.) In Bologna ist unlängst auf der Bühne eine ganze Oper von Kindern aufgeführt worden; das jüngste war kaum fünf Jahre alt. Ein neues Mittel, alle Kinder in's Theater zu locken! Wird es nicht auch ein deutscher Kinderoperndirektor nachmachen? Es giebt jetzt Vereine gegen Thierquälerei; man sollte auch Vereine gegen Kinderquälerei stiften.

(Ein Pferd mit militärischen Ehren begraben.) Den 13. Decbr. v. J. starb zu Stokepark (England) ein altes Schlachtroß, welches der General William Homme in den drei Tagen bei Waterloo geritten hatte. Man grub es in einer Ecke des Parks ein, und bezeugte ihm dabei militärische Ehren. Ein Veteran, welcher bei Waterloo gefochten, schoß drei Artilleriesalven. Das Pferd soll ein Alter von 40 Jahren erreicht haben.

(Ein königliches Alphabet.) Für den Gebrauch des Prinzen von Wales und seiner Schwester, der königlichen Prinzessin, ist in London ein ABC-Buch erschienen, welches das Alphabet durch Bilder von Souveränen versinnlicht, indem für jeden Buchstaben ein König oder Kaiser, eine Königin oder Kaiserin ausgesucht ist, deren Namen denselben zum Anfangsbuchstaben hat. Die Zusammenstellung ist natürlich etwas bunt ausgefallen.

(Amusantes.) „Ich wünschte, die Mäßigkeits-Gesellschaft wäre, wo der Pfeffer wächst," sagte die Frau eines Arbeiters in Irland, „seit mein Mann dazu gehört, ist er alle Tage unwohl." (Die Mitglieder verpflichten sich, den Branntwein nur als Medizin zu gebrauchen.)

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 12.

Bremen, Donnerstag den 10. Februar 1842.

Gestorben:

Nro. 161. Den 5. Februar. Des Kaufmanns George August Bastian Sohn, 3¾ Jahr; am Wall Nr. 44 C.

— 162. Den 6. — Der Steuermann Justus Heinrich Kleymann, 90 Jahr; Holzpforte Nr. 36.

— 163. Den 6. — Des Cigarrenmachers Otto Krukemeyer Sohn, 9 Monat; kl. Annenstr. N. 7.

— 164. Den 6. — Der Arb. Claus Heinrich Thoden, 59 Jahr; Hankenstr. Nr. 16.

— 165. Den 7. — Des Stuhlmachers Ludwig Challier Tochter, 9 Monat; kl. Krummenstr. Nr. 5.

— 166. Den 7. — Der Tuchbereiter Herm. Lüllmann, 77 Jahr; Jacobistr. Nr. 8.

— 167. Den 7. — Des Schuhmachers Jacob Friedrich Milster Sohn, 1 Tag; kl. Helle Nr. 7.

— 168. [illegible]

Uhr Hr. Past. Capelle.
St. Martini.
Uhr [illegible]

Pastor [illegible]
Bützow in Mecklenb.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.
[illegible]

Nro. 169. Den 7. — Des Kleidersellers Georg Friedr. Happe Ehefr., geb. Knigge, 38 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 56.

— 170. Den 7. — Der Uhrmacher Nicolaus Wolpmann, 57½ Jahr; an der Altona Nr. 1.

— 171. Den 7. — Des Lehrers an der Gelehrten Schule Joh. Hinr. Volkmann Ehefrau, geb. Meier, 28 Jahr; Buchtstr. Nr. 70 A.

— 172. Den 8. — Der Postcomptoirgehülfe Johann Michael Stucke, 71 Jahr; Hohenpfad Nro. 5 A.

— 173. Den 9. — Der Kunstgärtner Andreas Wasmuth, 51 Jahr; Wandrahm Nro. 14 B.

— 174. Den 9. — Des Wildhändlers Christian Otto Tochter (todt geb.); Molkenstraße Nr. 18.

Geburten:

Nro. 185. Den 3. Februar. Des Cigarrenmachers Wilh. Steithorst Ehefr., geb. Reinken, Walldammstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 186. Den 3. — Des Kistenmachers Joh. Friedrich Drees Ehefr., geb. Barlach gr. Johannisstraße Nro. 224; von einem Mädchen.

— 187. Den 4. — Des Arb. Cord Heinr. Thoke Ehefr., geb. Tröger, Hohestr. Nr. 7; von einem Mädchen.

— 188. Den 4. — Des Kahnschiffers Diedr. Gottfr. Heim Ehefr., geb. Glade, Utbremerstraße Nr. 2; von einem Mädchen.

— 189. Den 5. — Des Schuhmachers Hans Heinrich Höppner Ehefr., geb. Heins, Hohethorsstraße Nr. 30; von einem Knaben.

— 190. Den 6. — Des Schuhmachermeisters Franz Ludwig Wollring Ehefr., geb. Bickmann, Theerhof Nr. 34; von einem Mädchen.

— 191. Den 6. — Des Arb. Christ. Ludw. Klusmeyer Ehefr., geb. Bosse, Buntenthorsteinweg Nr. 196; von einem Knaben.

— 192. Den 6. — Des Arb. Berend Rauch Ehefr., geb. [illegible], Hastedt Nro. 22; von einem Mädchen.

— 193 Den 6. — Des Schuhmacheramtsmeisters Joh. Heinrich Wesp Ehefr., geb. Köhnemann, kl. Krankenstraße Nr. 4; v. einem Knaben.

Nro. 194. Den 7. — Des Schuhmachers Jacob Milster Ehefr., geb. Hoffmann, kl. Helle Nro. 7; von einem Knaben.

— 195. Den 6. — Des Kaufmanns Herm. Friedrich Marwede Ehefr., geb. Sickmann, hinterm Stephani-Kirchhof Nr. 33; von einem Knaben.

— 196. Den 7. — Des Arb. Ernst Friedrich Meyer Ehefr., geb. Gerstenbüttel, gr. Annenstraße Nr. 75; von einem Knaben.

— 197. Den 7. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. von Horn Ehefr., geb. Schütte, k. Rosenstraße Nr. 8; von einem Knaben.

— 198. Den 7. — Des Schiffszimmermanns Diedrich Lampe Ehefr., geb. Knoop, Muggenburg Nr. 1; von einem Mädchen.

— 199. Den 8. — Des Policeidieners Joh. Friedrich August Potthoff Ehefr., geb Rückersfeld, Faulenstr. Nr 21; von einem Knaben.

— 200. Den 8. — Des Weißbäckers Johann Heinrich Weyland Ehef., geb. Steinhauer, Bischofsnadel Nro. 5; von einem Knaben.

— 201. Den 9. — Des Wildhändlers Christian Otta Ehefr., geb. Dünckelberg, Molkenstraße Nro. 18; von einem todten Mädchen.

ren 3000 Personen, in Ungarn über 80,000 Ochsen.
barkeiten der Fastnacht wurden fast überall in Schrecken

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 13.

Bremen, Sonntag den 13. Februar 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 13. Februar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Pastor Moß aus Bützow in Mecklenburg.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Der Geiger und sein Kind.

Der Meister sitzt vor'm Notenblatt,
Sein Aug' ist trüb, sein Arm ist matt,
Die Lampe schaut mit fahlem Schein
Auf's hagre Angesicht herein.
Er liest und geigt und liest sich blind,
Zu Hause liegt sein sterbend Kind.

Da jauchzen Trompeten, es klingen die hellen
Triangel und Schellen,
Es schmettern die Hörner, das Piccolo gellt;
Es reißt ihn hinein in die tönende Welt.
Da packen
Die Geister
Im Nacken
Den Meister,
Sie steigen herauf und sie gleiten
Die Saiten
Hernieder,
Und singen gewaltige, schneidende Lieder.
Es kocht sein Hirn,
Ihm stehn auf der Stirn
Eisige Tropfen,
Die Pulse, sie jagen und klopfen.
Und wiederum schäumen
Und bäumen
Empor sich die Wogen;
Er führt wie ein königlich Scepter den Bogen,
Es sprühn unter'm Donner der Pauken und Bässe
Die Töne hervor wie aus flammender Esse.
Da springt und schreit
Ihm Sait' auf Sait',
Er führt mit zwei'n,
Mit Einer noch fort den melodischen Reih'n,
Und wie die letzte Saite kracht,
Hat's auch sein armes Kind vollbracht.

Castela.

(Fortsetzung.)

— Ich will Ihnen jetzt auch erzählen, warum ich bei dieser Erinnerung so unbändig lache; Sie wissen nämlich Eins noch nicht: jene unermüdlichen Tänzer waren seit acht Tagen von mir bezahlt. Sie bekamen Mann für

Mann 20 Sous und dafür mußten sie tanzen und lärmen, daß der Boden zitterte und man sein eigenes Wort nicht hören konnte — und zwar immer über der Kammer meines Freundes Tilmont. Ich gab vor, ich wollte Tilmont ganz toll machen, weil er mir einst einen Possen gespielt habe, den ich ihm nie vergessen könne; in Wahrheit hatte das Tanzen einen ganz andern Zweck. Tilmont wühlte, wenn der Ball begann, mit Bohrer und Säge in der Schiffswand herum und machte ein hübsches Loch für mich: der Lärm sollte also blos das Geräusch der Werkzeuge beim Durchbrechen der Planken übertäuben, und je ärger die Leute über ihm tobten, desto emsiger arbeitete mein Freund darauf los.

Jolivet's Verrath war verabredet gewesen; er sollte ein schlechtes Loch bohren und es dann verkaufen, theils um die Aufmerksamkeit des Einarms von Tilmont abzulenken, theils um unsern Fond durch die funfzehn Guineen zu verstärken, die er dem Engländer durch seinen Scheinverrath abjagte. Ja, der englische Tölpel war mit seinem bischen Verstand uns bei weitem nicht gewachsen, und war gerade im Augenblicke aufs Haupt geschlagen, wo er's am wenigsten vermuthete und einen vollständigen Sieg über mich erfochten zu haben glaubte!... Denn auf diese Nacht war meine Flucht definitiv festgesetzt, da Tilmont mit seinem Loche fertig war und ein aufspringender frischer Nordwestwind uns eine finstere stürmische Nacht verkündete.

Und das ging alles wie gesagt, acht Tage nach Dubreuil's Flucht vor!... Jolivet hatte sein schlechtes Machwerk gut angebracht, Tilmont mit dem Wiederanfange des Tanzes wieder zur Säge gegriffen und ich den Verzweifelten musterhaft gespielt: der Einarm freute sich seines Sieges und — tappte in die Falle. Alles ging nach Wunsch: ich war in Gedanken schon in Frankreich, in unserm geliebten Calais....

Kaum war noch ein viertel Stündchen verflossen, da benachrichtigte mich Tilmont durch ein verabredetes Zeichen, daß das Loch ganz fertig und praktikabel sei: ich hätte vor Freude Jedem, der mir in den Strich kam, um den Hals fallen mögen.

Jetzt fehlte nur noch günstiges Wetter, und ich durfte den besten Erfolg hoffen. Wie ich aber aufs Deck eilen wollte, um nachzusehen, woher die Brise wehe, da tönte der bekannte dreimalige Pfiff, wodurch der Quartiermeister Alles aufs Deck ruft, durch's ganze Schiff. Ich grübelte darüber nach, was das wohl zu bedeuten habe, da kam ein Steuermaate die Treppe herunter und sagte mir, der Commandant erwarte mich auf dem Quarterdeck. Das kam mir noch sonderbarer vor, und ich eilte, von Neugierde getrieben, sogleich hinauf. Doch was seh' ich!... Der englische Etatmajor war in großer Uniform auf dem Quarterdeck versammelt, die Seesoldaten standen unterm Gewehr und die Gefangenen waren auf den Kastellen, wie immer unterm Kreuzfeuer von vier mit Kartätschen geladenen Caronaden, in Reihe und Glied aufgestellt.

Der Commandant stand von seinem Stabe umgeben, auf dem Quarterdeck und machte eine so ernste und feierliche Miene, wie ich sie an ihm gar nicht gewohnt war. Zu seinen Füßen lag eine Hängmatte, mit einer schwarzen Flagge bedeckt.

Als ich schweigend meinen Platz eingenommen hatte, ließ Rosa die Trommel rühren und hob dann in französischer Sprache an:

„Vor acht Tagen ist einer der Gefangenen von der „Crown" entronnen. Er kam glücklich bis an die Schlammbänke, wo er aber stecken blieb. Seht, wie's ihm gegangen ist!"

Hierauf wandte er sich zu mir und sprach:

„Capitain, sehen Sie mal zu, ob Sie nicht vielleicht diesen Ihren Cameraden wieder erkennen."

Bei diesen Worten schob er mit dem Fuße die Flagge von der Hängmatte weg und ein eiskalter Schauer überlief mich bei dem Anblicke der sich meinen Augen darbot. Auf der Hängematte lag eine nackte, überaus aufgeschwollene Leiche von gräulicher Farbe, mit Schlamm und Seegras theilweise überzogen; was aber das Schrecklichste war: das Fleisch hing vom Gesichte in Fetzen herab, und statt der Augen sah man nur noch leere, blutige Höhlen!... Die Raben hatten das Gesicht zerfleischt und die Augen herausgehackt!...

Je länger ich dies zerfetzte, von der Sonne ausgetrocknete Gesicht betrachtete, desto klarer ward mir's, auf welch' schreckliche Art der arme Dubreuil umgekommen war. Mit der Gegend zu wenig vertraut, war er auf die verdammten Bänke gerathen, hatte sich durch seine Anstrengungen, wieder flott zu werden, immer tiefer in den zähflüssigen Mudder hineingearbeitet und wahrscheinlich Tage lang bei vollem Bewußtsein den Tod erwartet!... Den schrecklichen Hungertod!... Vielleicht umschwärmten den Unglücklichen, als er mit dem Tode rang, die gierigen Raubvögel, welche ihn

später so arg zurichteten, und verkündeten ihm zum Voraus, was seiner noch warte, vielleicht.... zerhackten sie ihn schon gegen das Ende seines Todeskampfes!...

Der Eindruck, welchen der Anblick dieser Leiche auf die ganze Mannschaft und mich selbst machte, läßt sich nicht mit Worten schildern. Todesstille herrschte auf dem Deck; Schrecken und Entsetzen malten sich auf jedem Gesichte.... Das Blut stockte in meinen Adern und es lief mir ein über das andere Mal eiskalt über den Rücken; denn ich mußte ja während der Nacht dieselben Schlammbänke passiren und ging vielleicht demselben entsetzlichen Tode entgegen!... Schrecklicher Gedanke!...

Doch ich weiß mich immer zu beherrschen und nahm mich tüchtig zusammen, um mir vor dem fatalen Krämervolke keine Blöße zu geben. Als daher der Einarm rings umherblickte, um zu sehen, welchen Eindruck dies grausige Schauspiel auf uns Gefangene mache, dann sich zu mir wandte und nochmals fragte, ob ich meinen Cameraden erkenne: da legte ich die Hände auf den Rücken und antwortete ihm mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, (wenn mich schon diese Gleichgültigkeit, offen gestanden, die entsetzlichste Mühe kostete:)

„Freilich kenne ich diesen Cameraden, mein Herr.... 's ist der Matrose Dubreuil, ein Landsmann von mir; aber 's ist kein großes Unglück: es war ein fauler Schlingel, ein Galgenstrick, der seine arme Mutter schlug und daher kein besseres Loos verdiente."

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

Seine Neigung zu den heidnischen Kirgisen überstieg indeß nicht die Schranken der Küche derselben, und er war übrigens ein sehr frommer und guter griechisch-katholischer Christ. Er ließ sich täglich in seiner Privatcapelle Messe lesen und kniete auf seinen Spaziergängen, sich bekreuzend und betend, gewissenhaft selbst bei'm größten Schmutze, vor jeder Kirche nieder. In der ganzen Suite seiner Vorzimmer hing eine Menge von Heiligenbildern, und in seinem Cabinette waren die Wände von oben bis unten damit bedeckt. Man introducirte sich schlecht bei ihm, wenn man nicht in jedem Zimmer vor jedem Bilde sich bekreuzte und verneigte. Seine Kinder hielt er streng dazu an, und selbst kleinen Enkel, die oft unbedachtsam lustig durch die Zimmerreihe zu ihm hin hüpften, wurden jedesmal mit einem strengen Verweise wieder zurückgeschickt und durften dem Großvater erst dann die Hand küssen, wenn sie ihre Pflicht gethan und jedem Bilde die schuldige Ehrfurcht erwiesen hatten.

Mit dieser Pietät verband der Fürst indeß auch — was noch rühmenswerther ist — einen eben so großen Wohlthätigkeitssinn, den er aber auch oft auf eine sehr eigenthümliche Weise an den Tag legte. Sehr häufig vertheilte er eigenhändig auf seinem Hofe oder auch auf der Straße Brod unter die Armen. Einmal fuhr er über den Petersburgischen „Ssinnoi ploschtschad" (Victualienmarkt.) Da es gerade Martini war und er hier Gänsegeschnatter hörte, so kam ihm auf einmal die Idee in den Kopf, die Armen seines Stadtviertels an diesem Tage mit Gänsebraten zu tractiren. Er kaufte daher alle Gänse auf, die er auf dem Markte vorfand, 300 bis 400 an der Zahl, und befahl seinen beiden eleganten Bedienten, sie nach Hause zu treiben. Da er aber bemerkte, daß diese nicht allein damit fertig werden konnten, so sprang er auch noch selbst hinzu, erbat sich von einem Bauer einen Stab, ließ seinen brillanten Vierspänner hintennach fahren und spielte, von einer Menge gaffenden Volks begleitet, von einem Ende der Stadt bis zum andern die Rolle des Gänsehirten. Bei seinem Hause angelangt, ließ er Alles auf seinem Hofe versammeln, was am Martinitage einen hungrigen Magen fühlte, und vertheilte mit eigener freigebiger Hand die schreienden Braten unter die ihn preisenden Hungerleider.

Als er gerade im besten Vertheilen war, kam seine Frau, eine der vornehmsten Damen der Stadt, die nicht in demselben Hause mit ihm wohnte, mit der er aber übrigens im besten Verhältnisse stand, herangefahren. Das Necken konnte er nicht lassen. Er warf ihr den ganzen Wagen voll schreiender Gänse und hetzte dann die armen Bettelbuben in die Staatskarosse, sie aus den seidenen Enveloppen seiner nicht wenig entsetzten Frau wieder herauszuholen.

Kurz vor seinem Tode hatte er noch eine große Freude. Er gewann nämlich einen ihm sehr am Herzen liegenden Prozeß gegen den Policeimeister, bei dem er vergebens um die Erlaubniß nachgesucht hatte, mit einer Troika (drei

Pferden neben einander) in den Straßen der Residenz fahren zu dürfen, wo es sonst verboten ist, mehr als zwei neben einander zu spannen. Er hatte viel Geld daran gewendet und seine ganze bedeutende Freundschaft in Bewegung gesetzt, ihm diese Wohlthat zu verschaffen, bis ihm endlich durch ein huldreiches Zugeständniß gestattet wurde, auch in dieser Hinsicht eine Ausnahme von den übrigen Menschen zu machen. Er fuhr nun noch eine Weile mit drei Pferden triumphirend fleißig in Petersburg umher, bis man ihm eines Tages sechs vorspannte, die ihn dahin brachten, wo er sich nicht mehr über Hitze und Polizei beklagen wird — auf den Newskischen Kirchhof.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Das neue Breslauer Theater.

Dasselbe ist 127½ Fuß breit, 184 Fuß lang und 87 Fuß hoch *). Den Eingang bildet ein freistehender Balkon von 4 Pilasterpfeilern getragen, welche die detaillirten Theile des Breslauer Stadtwappens in der Krönung als Zierde enthalten und als zweckmäßige Unterfahrt dienen. Drei Haupteingänge führen in das Innere durch einfache, höchst geschmackvolle und freundliche Corridors, die durch freistehende Pilaster getragen wurden. Rechts vom Eingange befinden sich die Abendkassen, links die Tagesconditorei. Ganz abgeschlossen von der Gallerie führen zu beiden Seiten aufgehende Spindeltreppen, reich und elegant, mit goldverzierten eisernen Wangen, zum I. und II. Rang. Die Eingänge zu den Logen werden ebenfalls durch freistehende Pilaster gebildet. In der Mitte über dem unteren Corridor befindet sich das prachtvolle, höchst elegante Foyer, in den Balkon ausgehend, eine Hauptzierde des Hauses, weiß, die Wände mit Goldtapeten und Goldleisten verziert, ringsum mit rothüberzogenen Sopha's von polirtem Holze umgeben. Die Drapperie und Bogendecke ist roth. Rechts vom Foyer liegt die Abend-Conditorei, links die Restauration, beide in gleichem Renaissance-Style, mit Tapetenwänden und Goldverzierung und namentlich einer Gesimsausschmückung von außerordentlichem Geschmack.

Die Logen schließen auf der linken Seite mit der Königs-, auf der rechten mit der Fremden-Loge ab, beide mit besonderen Aufgängen von polirtem Holz und mit Erholungs-Zimmern.

Zu den zweiten Ranglogen führt die fortlaufende, doch einfachere Spindeltreppe; zur Gallerie, welche über 500 Personen faßt, auf jeder Seite ein ganz separirter Aufgang.

Im Innern macht sich die reine Zirkellinie überall bemerklich. Die schwierige Vereinigung derselben mit dem grade anschließenden Proscenium ist ungemein glücklich durch eine Cassetten-Reihe überwunden, worin die Bilder von Mozart, Schiller, Gluck, Haydn, Lessing, Goethe und Beethoven in Medaillons mit Goldeinfassung auf dunklem Grunde mit ausgezeichneter Wirkung angebracht sind. Hieran schließt sich von der Mitte des Kronleuchters aus eine Zirkellinie, von welcher in 2 Absätzen Strahlen mit phantastischen farbigen Figuren, die zu dem Weiß und Gold, den beiden Hauptfarben, passend, den Plafond in einer ebenso originellen, als freien und kühnen Wölbung erscheinen lassen.

Das Proscenium entfaltet sich oben und zu beiden Seiten in einer rothen, vielleicht zu massenhaften Drapperie mit reicher Goldverzierung, welche mit dem von Gropius in Berlin gemalten Vorhange harmonisch zusammenstimmt. Derselbe zeigt volle, schweraufgenommene Sammtbehänge von einem golddurchschimmerten Roth, welches namentlich in dem Aufstoßen der Falten mit dem kühnsten Schwunge entworfen und behandelt ist. Der ein wenig zu dunkel gehaltene mittlere Theil giebt ihm etwas düsteres, was von den heiteren, hellen Farben des übrigen Raumes mit einer gewissen Großartigkeit absticht.

Die oberste Krönung der Logenbrüstungen ist eine auf rothem Grunde durchbrochene Goldverzierung, worunter die wirkliche Brüstung durch leichte Säulen getragen wird, in denen sich weiße Köpfe mit Goldflügeln auf rothem Grunde befinden. Die fortlaufende rothe, goldumsäumte Drapperie correspondirt mit der rothen Farbe des Logenfonds, im ersten Rang durch schwere Tapeten, im zweiten durch Anstrich hervorgebracht. Die ganze vordere Architektur ist weiß mit durchgängiger Goldverzierung. Die candelirten Säulen, die weißen Kapitäler bringen eine vortreffliche Klarheit und Durchsichtigkeit hervor, wie sie kaum von einem andern Theater übertroffen wird. Ueber der königlichen Loge befindet sich in einer reich aufgenommenen Drapperie das königliche, über der Fremdenloge das Schle-

*) Das neue Bremer Theater ist 125 Fuß breit, 156 Fuß lang, 86 Fuß hoch.

fische, über der Balkenloge das Breslauer Wappen, zwar nach kleinem Maßstabe und nicht genug auf dunklem Grunde, aber doch eine anmuthige und passende Ausschmückung. Jene ersteren Logen schließen sich dem Proscenium gradlinig an, an sie die Logenreihe mit einer durchweg richtigen Abstufung in einer sehr leichten Hufeisenform, welche sich mehr dem Zirkel nähert. Das Parquet ist viel einfacher gehalten und bietet eine mehr als hinreichende Bequemlichkeit, für welche überhaupt an allen Plätzen verschwenderisch gesorgt ist. An das Orchester von ausgedehntem Maßstabe schließen sich auf beiden Seiten bis zur Hälfte Parquetlogen, an diese Parterre-Logen. Das Parterre enthält zunächst des Parquets drei Reihen Sitzbänke. Der Kronleuchter mit 36 Flammen, die ein fast zu glänzendes Licht verbreiten, ist von der originellsten Erfindung und ausgezeichnet geschmackvoller Form. Die Lampen hängen frei im Kranze der Krone, welche in reichen durchbrochenen Linien ausgeht, die sich nach unten in einem Knopfe zusammenziehen. Der Eindruck des Ganzen, welches auch in akustischer Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt, ist ebenso wohlthuend, anmuthig und freundlich, als allen Bedingungen des guten, edlen Geschmacks entsprechend. Der Aufbau hat Leichtigkeit, Freiheit, Eleganz, Zierlichkeit in allen Dimensionen und Formen. Die Draperien und Verzierungen sind reich und dem Renaissance-Style sich nähernd, ohne die unnützen Schnörkel, die bizarren Gestaltungen desselben anzunehmen. Die Beschreibung der Bühne selbst, welche 72 Fuß breit, 74 Fuß tief und 98 Fuß hoch ist, so wie der vielen übrigen Räumlichkeiten, deren vortreffliche Anlegung kaum von einem andern Theater übertroffen wird, behalte ich mir vor. Wir dürfen auf das Gebäude stolz sein, als eine Zierde unserer Stadt, unserer ganzen Provinz. Diese stolze Empfindung sprach sich auf jedem Antlitz aus. Man fand sich wie verwundert in diesem glänzenden, heiteren Saale. Die Gefühle der Befriedigung und des Staunens, der Ueberraschung wogten in lauten Worten und Ausrufungen, in leisem Flüstern und stummen Zeichen der Anerkennung durch das Publikum und vereinigten sich nach dem Prologe zum donnernden Ruf nach dem geistreichen Architekten, welcher das schöne, köstliche Werk geschaffen hat. Hr. Oberbaurath Langhans erschien unter dem Hurrahruf aller Stimmen, dem Beifallklatschen aller Hände, von Herrn Rottmayer auf die Bühne geführt. Lorbeerkränze und ein Gedicht flogen ihm entgegen, ein kleines Zeichen der Würdigung und Anerkennung, welche ihm die Stadt schuldet.

Eine brillante, mit großem Applaus aufgenommene Fest-Ouverture von Hrn. Seidelman leitete den Abend ein. Der von dem Hrn. Baron von Baerst gedichtete, von dem Regisseur Hrn. Rottmaier gesprochene Prolog verbreitete sich mit dichterischem Schwunge in wohltönenden Versen voll Klarheit und Empfindung über die Vergangenheit der Breslauer Bühne, die Zeit, in welcher das alte Haus erstanden, und die Gegenwart, in welcher der segensreiche Scepter unseres Monarchen auch dem Gedeihen und Erblühen der Kunst Schutz und Garantie gewährt, überall mit feinem Tact Beziehungen an die Feier des Abends anknüpfend an den Meister, der sich in seinem Bau ein bleibendes Ehrendenkmal gegründet, an die Männer, denen die Stadt das Unternehmen und seine Förderung verdankt, endlich an die hohe Königin und deren Geburtsfeier. Ein dreifaches Lebehoch für die geliebte Fürstin schloß sich, von dem gesammten Publikum ausgebracht, dem Prolog an. Die Aufführung des Egmont in seiner ganzen, unveränderten Gestalt mit der Beethovenschen Musik wurde mit dem vollsten Beifall aufgenommen. Hr. Heckscher (Egmont), Hr. Rottmaier (Alba) und Mad. Schreiber (Klärchen) wurden, ersterer mehrfach, gerufen.

Friederike Brion *).

Die Augsburger allgemeine Zeitung enthält folgendes Schreiben vom Neckar:

Da in Ihren Blättern die Goethe'sche Friederike und die Apokrypha, die mehrfach über sie und ihre Schicksale verbreitet worden sind, früher besprochen wurden, so gönnen Sie wohl einen Platz auch den folgenden Notizen, die mir so eben von verehrten Händen zukommen. Sie mögen dem müßigen Forscher der eiteln Neugierde, den schmählichen Verläumdungen eines Wesens, das, in den häuslichsten Verhältnissen erwachsen, auch später nie aus diesen Gränzen herausgetreten ist, und darum wohl dem schmutzigen Munde der Oeffentlichkeit hätte entzogen bleiben sollen — sie mögen endlich der Thorheit jener Reisenden ein Ende machen, die in den Jahren der Werther'schen Sentimentalität nach Sesenheim und Drusenheim wallfahrten, um sich von einem Volke, das dem gemeinen Vortheile nachgeht, mystificiren zu lassen. Friederike Brion ruht auf dem Kirchhofe zu Meißen-

*) s. Bürgerfreund Nr. 68 von vorigem Jahre.

heim (Oberamts Lahr im Großh. Baden), wo sie im November 1813 in dem ihr verschwägerten Fischer'schen Hause starb. Nach dem Tode ihrer Eltern hatte sie ihre Heimath verlassen und in Paris Zuflucht gesucht bei einer Freundin, die sich vor der Revolution an den dänischen Gesandten in Paris, Rosenstiel, verheirathet hatte. In diesem Hause fand sie Schutz und Aufenthalt bis zu Robespierre's Blutherrschaft, und sie war in den höhern Gesellschaften in Versailles und Paris eine freundliche Erscheinung. Nachher kehrte sie zu ihrem Schwager, Pfarrer Marx in Dießburg (Oberamts Offenburg) zurück, mit dem sie später nach Meißenheim versetzt ward. Hier lebte sie bis zu ihrem Ende, allgemein geliebt, und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt. Ihr Lebenslauf bietet keine andere Denkwürdigkeit dar, am wenigsten die Scandale, die man ihm aufgebürdet hat. Ueber Goethe sprach sie nur mit Verehrung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm, äußerte sie sich mit weiblicher Bescheidung: er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können. Der in Meißenheim noch lebende Pfarrer Fischer, ihr Neffe, der auch Briefe von ihr in Händen hat, hat sie 1813 zu Grabe begleitet. Diese Notizen können, wenn es nöthig werden, oder von Interesse scheinen sollte, mit urkundlichen Belegen erhärtet werden. Ein unverbürgtes Gerücht sagt, Friederike habe Goethe noch später Briefe erhalten. Dies ist schon darum unwahrscheinlich, weil er, im Falle er mit ihr in Verbindung geblieben wäre, schwerlich seine Lebensgeschichte schon vor ihrem Tode angefangen hätte zu veröffentlichen.

---

* Torfkörbe.

Jüngst sahen wir Torf abladen, und zwei Körbe augenscheinlich von verschiedener Größe, jedoch beide mit einem gebrannten Bricken an der Seite. Dies führt uns auf die Vermuthung, daß der kleine Korb ein falscher und ihm ein ächter Bricken eingeimpft sei.

Es dürfte vielleicht angemessen sein, eine Visitirung der vorhandenen Torfkörbe vorzunehmen und die kleinen auszumärzen. Es möchte auch wohl gerathen sein, einen jeden Polizeidiener mit einer Bandmaaße, wie groß die Torfkörbe sein müssen, zu versehen, um sie in den Stand zu setzen, auf der Stelle nachmessen zu können, ob die Körbe das gehörige Maaß haben oder nicht.

---

* Über die christliche Jugenderziehung

hat an den beiden letztverflossenen, ihm zufallenden Sonntagen Herr Dr. Paniel zwei, zu einem Ganzen gehörende, gewiß sehr zeitgemäße und treffliche Predigten gehalten, wofür dem würdigen Manne der Dank seiner Zuhörer im reichsten Maaße gebührt. Aber wir können nicht unterlassen die Bitte hinzuzufügen, er möge beide Predigten durch den Druck dem Publiko übergeben, denn er wird dadurch erst sein segensreiches Werk mit dem besten Erfolge krönen und sehr viele Eltern und Erzieher zum Dank gegen sich verpflichten.

Im Namen vieler Zuhörer.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 8. Februar d. J.

Caspar Winters Immobile, vorm Stephanithor Nro. 1 und Großenstraße Nro. 31, zu 2525 Rthl. Käufer: Hinrich Block und Georg Diedrich Lembcke.

Räthsel.

(Eingesandt.)

Ein Heller hat sehr wenig Werth,
Weshalb man ihn nicht sehr begehrt.
Vielmehr Werth hat das Geld von Gold,
Drum ist man vielmehr diesem hold.
Kurz, allgemein strebt Menschensinn
Weit mehr nach Gold als Kupfer hin.
Indeß ist der Geschmack hienieden
Der Menschen oft gar sehr verschieden;
Denn mehr als jedem Geld von Geld
War Jemand einst dem Heller hold.
Man meine nicht dies sei nur bloß Gedichte,
Nein! Wahrheit ist's und wirkliche Geschichte.

— — —

Miscellaneen.

(Bern.) Letzter Tage wurde auf einem Berge bei Courtelary ein vermeintlich erfrorner Mann gefunden. Nach kurzer Bewachung wurde die Leiche eingesargt und in das Grab gesenkt: eben als der Todtengräber im Begriff war, das Grab zuzudecken, hörte man einen dumpfen Schrei im Sarge, der Mann war noch lebendig. Zwei Tage später entschlummerte sanft der Wiedererwachte für immer und kehrte zur stillen Stätte zurück, die er kaum zum Abschied von dieser Welt verlassen hatte.

(Wundersame Erhaltung eines Kindes.) In der Neujahrsnacht fuhr ein zehnjähriges Mädchen mit seiner Mutter im Eilwagen von Cambrai im nördlichen Frankreich nach seinem unweit entfernten Heimathsorte Coteau. Wach, während die Mutter eingeschlummert war, lehnte es sich aus dem Fenster und ergötzte sich mit kindlichem Behagen an den Funken, welche unter den Hufschlägen der Pferde aus- und dorthin stoben; da geht plötzlich der nachlässig zugemachte Wagenschlag auf und die Kleine stürzt hinaus. Zweimal drehte die Felge des Rades, an dessen Nabe das Kleid des Kindes hängen geblieben war, sich mit sammt demselben um, ehe der Wagen zum Stillstand gebracht wurde, und dennoch war das Kind, mit Ausnahme einiger Quetschungen, unversehrt und kein Bruch geschehen.

(Geldbuße für einen Kuß.) Neulich wurde vor einem Gerichtshofe zu Suffolk ein sonderbarer Prozeß verhandelt. Die Klägerin, eine Dame, sagte aus: sie habe einen Spazierritt in Begleitung des Beklagten gemacht, dieser sich aber gegen sie ungebührlich betragen, und ihr einen herzlichen Kuß abgestohlen. Da der Angeklagte durchaus nichts zu seiner Vertheidigung vorbringen konnte, wurde er zu einer Geldbuße von 5 Schillingen verurtheilt, und mit dem Angeloben entlassen, nie eine ähnliche That wieder zu begehen. (never to commit the like act again.)

(Ein Schnee-Tänzer und Schnee-Kalligraph.) Herr Jarvis aus Holland, ein Tänzer, der gegenwärtig in Petersburg lebt und Tanzlektionen giebt, kündigt an, daß er einen Ball in Schnee geben werde. Er will hierzu den ersten Schnee benutzen, der in Kurzem fallen werde. Bei diesem Balle mache er sich anheischig, mit jedem Cavaliere oder jeder Dame zu wetten, daß er ihre Namen und die ihrer Angehörigen buchstäblich und gut leserlich nach dem Takte der Musik in den Schnee hineintanzen werde, ohne das bereits kalligraphisch Getanzte durch nachfolgende Schritte zu verderben. Eintritts-Billets im Kasanevskyschen Garten, die Person einen Papier-Rubel; im geheizten Glashause auf der Terrasse zwei Silber-Rubel. Ein Schnee-Tänzer und Schnee-Kalligraph, wieder etwas Neues!

(Musikalisches.) Der Musikdirektor Möser in Berlin feierte am 24. Januar mit seinem 68sten Geburtstag zugleich sein 50jähriges Dienstjubiläum. Zu Ehren desselben fand im englischen Hause ein Mittagsmahl von 300 Personen Statt, welchem Meyerbeer, Mendelsohn-Bartholdy, Liszt und andere musikalische Notabilitäten beiwohnten. Der König hat dem Jubilar den Titel als Kapellmeister verliehen.

(Scribes „Fesseln") wurden auf mehreren Bühnen gegeben. „Zeitung für die elegante Welt" sagt über dieses Stück: Es thut uns fast leid, eine Produktion des Auslandes abermals ein Meisterstück nennen zu müssen: aber ein solches ist diese Komödie. Sie beruht wieder auf dem Conflikt zwischen der Natureinfalt der Provinz und den Kulturfeinheiten der Pariser Welt. Die Erfindung ist diesmal nicht neu, aber gewohnte Zustände, Verhältnisse und Personen weiß Scribe wieder neu zu stellen und ein Meisterstück der Intrigue möglich zu machen. Wir würden näher darauf eingehen, wenn uns diese Erläuterung ausländischer Erzeugnisse, diese ewige Schilderung Pariser Verhältnisse, die uns nichts angehen, diese wahre Krankheit Deutschlands, nicht am Ende anwiderte.

(Augsburg.) Nicht nur Frankreich hat seine Armee auf den Friedensfuß gesetzt, sondern auch das Augsburger Theater hat dasselbe gethan, denn bei der neulichen Aufführung der „Jungfrau von Orleans" waren die dabei vorkommenden Heere jedesmal nicht mehr als vier Mann stark.

(Die schönste Frau auf der ganzen Erde.) Nach dem Berichte des „Sun" soll jetzt die schönste Frau Großbritanniens, vielleicht auch der ganzen Erde (!), in Liverpool leben. Sie ist die Tochter eines reichen Segeltuchfabrikanten, und heißt Betty Nottingham. Ganz Liverpool und seine nächsten Umgebungen kennen sie unter dem Namen der „schönen Betty." Sie soll in der That eine mehr als vollkommene — d. h. eine idealische Schönheit sein. So muß, sagt der Berichterstatter, Griechenlands Helena ausgesehen haben, deren Raub den trojanischen Krieg erzeugt hat. Scheint aber die Beschreibung nicht etwas zu übertrieben, wenn der „Sun" diese Betty Nottingham die Quintessenz der schönsten Frauen nennt, die je gelebt? Sie soll die Augen der Juno, das Gesicht der Hebe, den Liebreiz der Venus, die Gestalt der Diana, die Arme der Minerva, die Hände der Latona, die Frische der Flora und die Anmuth der Euphrosyne haben. Etwas muß denn doch daran sein; denn die ganze junge Männerwelt Großbritanniens wirbt um ihre Hand. Aber Betty hat ein Herz von Stein — sie will ewig Jungfrau bleiben. Wir wissen nicht, ob es Scherz oder Ernst vom „Sun" ist, wenn er schreibt, daß durch diese Betty das große Bedlam (Irrenhaus) in London bereits 241 neue Zukömmlinge erhalten haben soll.

(Bälle mit singendem Orchester.) In Paris sind mehrere Bälle gegeben worden, bei welchen das Orchester nicht aus Instrumenten, sondern aus Stimmen bestand. Ein Dutzend Dilettanten beiderlei Geschlechts sang Contredanses, Walzer oder einen Galopp, und Andere tanzten darauf.

(Die Bevölkerung des Staates Connecticut) beträgt ungefähr 300,000 Seelen und unter sämmtlichen stimmfähigen Bürgern des Staates befand sich im vorigen Jahre nur ein Einziger, welcher so sehr in der Erziehung verwahrlost war, daß er weder lesen noch schreiben konnte.

(Die Gaswerke der Stadt Philadelphia waren) am 1. Januar 1841 im Stande, 300,000 Kubikfuß Gas zu liefern, und da einem Beschluß des Gemeinderaths zufolge noch einige neue Retorten angebracht werden sollen, so werden künftig 400,000 Fuß täglich geliefert werden können. Im Ganzen wurden im vorigen Jahre 46,410,000 Kubikfuß Gas angefertigt und verbraucht, also durchschnittlich 124000 Fuß täglich. Die Röhren, welche das Gas in die Straßen vertheilen, haben eine Länge von beinahe 30 englischen Meilen und die Anzahl der registrirten Lichter betrug am 1. Juli 1841 19,799, welche von 2393 Consumenten gehalten wurden. Die Anzahl der Lichter, wodurch öffentliche Laternen erleuchtet wurden, betrug 727.

(Alexandrien.) Im hiesigen italienischen Theater kam es am 28. Decbr. v. J., während der Aufführung einer Oper von Donizetti, zu einer Prügelei zwischen Italienern und Engländern. Erstere unterlagen und mußten flüchten. Mehrere Damen wurden ohnmächtig, und die Vorstellung mußte aufhören. Die anwesenden Muhamedaner nahmen an diesem Unfug gerechtes Aergerniß, und riefen aus: „Das sind die Europäer, welche hierher gekommen sind, um die Türken zu civilisiren!“

(Ein Nachtwandler, der sich selbst bestiehlt.) Im sogenannten lateinischen Viertel zu Paris wohnt ein Goldschmied, welchem seit einiger Zeit Schmucksachen und andere Dinge von Werth aus seinem Zimmer verschwanden, obschon dasselbe aufs Beste verschlossen war. Ein Dienstbote um den andern wurde entlassen, jedes Schloß verändert; endlich sogar die eigene Tochter des Diebstahls bezüchtigt und aus dem Hause gewiesen; nichts fruchtete, heute verschwand ein Bracelet, morgen eine Broche, und Manche im Hause kamen bereits auf den im freigeistigen Paris nicht seltenen Gedanken, daß es im Hause umgehe. Und so war es auch, es ging richtig um, aber kein Gespenst, sondern der Goldschmied selber, welcher ein — Nachtwandler war. Die vermißten Sachen wurden, nachdem man einmal diesen Umstand herausgebracht, auf einer entlegenen Stelle des Daches gefunden, auf das er häufig bei seinen gefährlichen Nacht-Excursionen hinaufzusteigen pflegte.

(Ein Beitrag zur Textverbesserung der Schiller'schen Werke.) Es ist betrübend zu bemerken, daß der Text der Werke Schiller's, des gefeierten Nationalschriftstellers der Deutschen, sich noch in den neuesten Ausgaben in einem vielfach fehlerhaften Zustande befindet, und daß die Cotta'sche Buchhandlung neben der eleganten äußern Ausstattung nicht auch für die Richtigkeit gesorgt hat. Wir wollen einige Beispiele anführen, um unsern Lesern und Leserinnen Gelegenheit zu geben, ihre Hand-Exemplare der Werke ihres Lieblings von einigen sinnentstellenden Fehlern, die sich durch die Gesammtausgaben fortgeerbt haben, zu säubern:

In Wilhelm Tell Act 3, Scene 2 heißt es:

„Er aber konnte keinen andern Laut
Aus seinem Munde geben.“

Dies ist unrichtig und unlogisch; in den bei des Dichters Lebzeiten erschienenen Ausgaben stand: „keinen armen Laut,“ und so muß es heißen.

In der Maria Stuart Act 2, Scene 4 fehlt der Vers:

„Und Zeit ist's, daß die harte Prüfung ende,“

der in den ersten Einzel-Ausgaben des Stückes stand und durchaus nicht fehlen darf.

In derselben Maria Stuart Act 2, Scene 5 heißt es in allen Ausgaben:

„Wer schon so früh der Täuschung schwere Kunst
Ausübte, der ist würdig vor der Zeit.“

Der Dichter schrieb aber „mündig“, statt des sinnlosen würdig.

In Wallenstein's Lager sagt der erste Jäger nach den neuen Ausgaben:

„Flott will ich und müssig gehn,
Alle Tage was Neues sehn.“

Schiller schrieb, wie Sinn und Versmaaß verlangen:

„Flott will ich leben und müssig gehn.“

In Wallenstein's Tod Act 2, Scene 2 sagt Max Piccolomini:

„Nein, wende nicht Dein Angesicht von mir!“

Sieht man aber den Zusammenhang an, so findet man, daß Max den Wallenstein bittet, ihn jetzt nicht anzusehen, da seine Persönlichkeit eine so gewaltige Macht über ihn übe und er sonst wieder sogleich in seiner Gewalt sein würde. Daher lautete auch der Vers, so lange der Dichter lebte, also:

„Nein! wende nicht Dein Angesicht zu mir!“

Von dem herrlichen Räthsel No. 8, dessen Auflösung der Blitz ist, geben die Ausgaben den Schlußvers so:

„Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht —
Es stirbt im eig'nen Feuer;
Wie's tödtet, es ist todt!“

Dieses unerklärliche „nur“ in der zweiten Zeile hat zu den verschiedenartigsten Sinnes-Deutungen Veranlassung gegeben; es ist aber nichts mehr als ein arger, stereotyp gewordener Druckfehler; Schiller schrieb:

„Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —“

(Holsteinische Blätter) bringen folgende Uebersicht der Bevölkerung der drei Herzogthümer:

	1840	1835
Herzogthum Holstein . .	455,098	435,336
„ Schleswig . .	348,526	337,378
„ Lauenburg (1810)	45,343	31,936
Summa	848,961	804,650

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 13.

Bremen, Sonntag den 13. Februar 1842.

Gestorben:

Nro. 175. Den 9. September. Der Kaufmann aus Nordhausen Carl August Lesser, 24 Jahr; im Krankenhause.

— 176. Den 9. — Der Arb. Friedrich Erbs, 35 Jahr; Bleicherstr. Nr. 4.

— 177. Den 9. — Des verst. Arb. Joh. Hinr. Warnken Wittwe, geb. Holland, 64 Jahr; Ansgariithorstr. Nr. 8.

— 178. Den 10. — Der Stuhlmacher Johann Georg Anhalt, 53 Jahr; gr. Annenstr. Nr. 42.

— 179. Den 10. — Der Schneidermeister Berend Heinr. Schröder, 53 Jahr; Schüttingstraße.

Nro. 180. Den 10. — Des verst. Kaufmanns Johann Gottfried Schröder Wittwe, geb. Schröder, 75 Jahr; Langenstr. Nr. 22.

— 181. Den 11. — Des Cigarrenmachers Franz Louis Maurer Sohn, 6 Jahr; kl. Johannisstraße Nr. 2.

— 182. Den 11. — Des Kahnschiffers Hinr. Gesselmann Tochter, 10 Monat, Wichelnburg Nr. 2.

— 183. Den 11. — Des Consumtionsgehülfen Heinr. Christoph Ehntholt Sohn, 2½ Jahr; Meinkenstr. Nr. 4.

Geburten:

Nro. 203. Den 7. Februar. Des Reepschlägers Berend Sprathoff Ehefr., geb. Wehe, Sandberg Nro. 1; von einem Mädchen.

— 204. Den 7. — Des Landmanns Johann Solte Ehefr., geb. Solte, Neuenlande Nro. 26; von einem Knaben.

— 205. Den 7. — Des Buchbinders Heinrich Schad Ehefr., geb. Pansing, Piperstraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 206. Den 8. — Des Waarenagenten Eduard Moritz Kreßner Ehefr., geb. Dorje, Fedelhören Nro. 5; von einem Knaben.

— 207. Den 8. — Des Küpermeisters Arend Winters Ehefr., geb. Schmidt, am Wandrahm Nro. 1; von einem Mädchen.

— 208. Den 8. — Des Cigarrenmachers Henr. Tietjen Ehefr., geb. Bremer, Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 12; von einem Mädchen

— 209. Den 8. — Des Arb. Joh. Friedr. Hirschfeld Ehefr., geb. Bramstedt, Kochs Gang Nr. 5; von einem Mädchen.

— 210. Den 8. — Des Küpermeisters Nicolaus Friedr. Petersen Ehefr., geb. Ibe, gr. Johannisstraße Nro. 26; von einem Mädchen.

Nro. 211. Den 9. — Des Arb. Christ. Diedr. Bicknese Ehefr., geb. Franzen, hinterm Stephanikirchhof Nro. 39; von einem Knaben.

— 212. Den 9. — Des Cigarrenmachers Joh. August Diem Ehefr., geb. Ludewig, Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 5; von einem Knaben.

— 213. Den 10. — Des Kaufmanns Johann Ernst Meyer Ehefr., geb. Schnelle, am Markt Nro. 14; von einem Mädchen.

— 214. Den 10. — Des Hökers Joh. Ludewig Gutermann Ehefr., geb. Breitenbach, gr. Johannisstraße Nro. 23; von einem Knaben.

— 215. Den 10. — Des Cigarrenmachers Anton Friedr. Eberlein Ehefr., geb. Biermann, Sielpfad Nro. 18; von einem Knaben.

— 216. Den 12. — Des Maurergesellen Philipp Harjes Ehefr., geb. Muskopf, Stephanithorswallstraße Nro. 32; von einem Mädchen.

— 217. Den 12. — Des Zimmergesellen Lüder Feiß Ehefr., geb. Schnakenberg, Stavenstraße Nro. 12; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 58. Der Kaufmann Wilhelm Sthamer und des verstorbenen Kaufmanns Georg Wilhelm Ferdinand von Lengercke Wittwe, Sophie, geb. Köcheln hies.

— 59. Der Kaufmann Johann Christoph Rust und Helene Henriette Raake. Beide von hier.

— 60. Der Steinhauergesell am Buntenthorssteinwege Johann Friedrich Knoop und Anna Adelheid Erck daselbst.

— 61. Der Maurergesell zu Nienburg, Carl Ludwig Albrecht Kierberg und Helene Cathrine Ficke aus Lemwerder.

Nro. 62. Der Handelsmann zu Frankenhausen, Amts Alterode in Hessen Johannes Schäfer und Anna Helena Breitschneider zu Wildeshausen.

— 63. Der Schiffszimmermann Johann Carl Wilhelm Andreas Bergmann hieselbst und Lene Catharina Claussen aus Elsfleth.

— 64. Der Bäckergesell Johann Hinr. Gödeken und Anna Christina Niemann hieselbst.

— 65. Der Cigarrenmacher Ernst Heinr. Brandt und Anna Christina Maria Bohlmann hies.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 14.

Bremen, Donnerstag den 17. Februar 1842.

Eine Rheinsage.

Von F. Freiligrath.

An Karl Simrock.

Ἕνα, ἀλλὰ λέοντα.

1.

Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!
Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein!
Er rauscht mir um die Stirne
Mit Wein- und Eichenlaub;
Er wäscht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüstenstaub.

Ich schaukle seine Nachen,
Ich theile seine Fluth,
Ich steh', wo seine Drachen
In Höhlen einst geruht,
Ich schneide seine Trauben,
Ich keltre seinen Wein,
Ich sitz' in seinen Lauben,
Allein und auch zu Zwei'n.

Und wo die Burgen ragen,
Umkreist von Geierflug,
Da les' ich seine Sagen,
O Freund, in deinem Buch.
Auf Schutt und alten Mauern,
Da lieg' ich, sangbereit;
Da laß' ich mich durchschauern
Des Stromes alte Zeit.

Du freust dich meiner Freude;
Du lächelst: „Immer zu!
Du wähltest gute Weide!
Seid Eins, der Rhein und du!
Doch immer nicht geklettert,
Geträumt, geküßt, gezecht!
Frisch auf, ein Lied geschmettert —
Dann erst ist Alles recht!

Genug anjetzt gesonnen!
Was wird, indeß du sinnst?
Hast du dich eingesponnen,
Laß sehn auch dein Gespinnst!
Noch ruht in eck'gen Barren
Viel reines Sagengold;
Wie lange soll es harren? —
Auf, Sagen mir gezollt!

Ein Stück vor allen weiß ich,
Gediegen, reich an Zier;
O Bester, wärst du fleißig,
Du wärst der Schmied dafür.
Es glüht mit seltnem Schimmer,
Gelb fast, wie Löwenfell;
Ich heb' die Barre nimmer —
Steh' du mir bei, Gesell!

Denn wisse, daß mit Dräuen
Ein Unthier sie bewacht.
Du brauchst dich nicht zu scheuen —
Mir aber aus dem Schacht
Der Zeiten gar zu trutzig
Entreckt es Schweif und Tatz'.
Du wirst so leicht nicht stutzig;
So hebe du den Schatz!"

Ich nipp' am rothen Weine:
„Schon recht! ich bin dabei!
Wer dächte, daß am Rheine
Noch solch Gezieser sei!
Zwar hab' ich es verwiesen
Aus meiner Verse Bann,
Doch kommt es mir auf diesen
Kerl mehr just auch nicht an.

Fort drum nach seiner Klause!
Wo liegt das Ungethüm?
Sein Gold im eignen Hause
Entreiß' ich furchtlos ihm!
Herbei drum Schwert und Haken!
Und ob es Feuer spie',
Ich fang's — ich, der van Aken
Der deutschen Poesie!

Schon längst war mein Begehren,
Der Sage mich zu weih'n:
Wie tret' ich jetzt mit Ehren
In ihre Hallen ein?
Hab' ich als Drachentödter
Errungen ihren Hort,
So gönnt sie wohl auch später
Beim Volke mir ein Wort.

So will ich's frisch denn wagen!
Da bin ich — führ' mich hin!
Zwar sagt man, daß zu Sagen
Ich viel zu undeutsch bin;
Auch, heißt es, zu bombastisch.
Gleichviel! wo dräu't der Molch?"
Du lächelst nur sarkastisch,
Und sprichst: „So komm denn, Strolch!"
Und reichst mir deine Rechte. —
Da sind wir rasch entrückt:
Ein Markt! — Volk! — Reitersknechte
Und Ritter, bunt geschmückt! —
Von Kirchen und Kapellen
Schallt feierlich Geläut! —
Der Rhein! — Es ist das Cöllen
Der alten, rauhen Zeit!

(Fortsetzung folgt.)

Castelan.

(Fortsetzung.)

Meine Kaltblütigkeit brachte den Einarm ganz aus der Fassung; er trennte mit wüthendem Fußtritte das eine von den Würmern arg zernagte Bein von dem Rumpfe und schrie:

„Sie werden doch einsehen, Capitain, daß ein Spaziergang auf den Schlammbänken gerade kein Spaß ist!... denn man kann dabei sein Fell gehörig abnutzen und zuletzt noch gar zur Hölle fahren."

„O ja, Commandant, wenn man dumm genug ist und nicht so eine Art Schlammschuhe mitnimmt," — erwiederte ich ganz gelassen und konnte mich, so wenig ich dazu aufgelegt war, eines spöttischen Lächelns nicht erwehren. Denn so wie der Tölpel mich auf dies verstümmelte Bein aufmerksam machte, kam mir ein trefflicher Einfall: ich meine die Schlammschuhe. —

Doch Master Rosa hielt das Ganze für einen Scherz, wußte aber darauf nichts zu erwiedern und sagte ganz ernsthaft:

„Sie scherzen wohl, Capitain?"

„Allerdings, mein Herr!" war meine Antwort. „Werfen Sie daher nur ganz getrost dies Aas ins Meer; denn es verpestet nur die Luft und vielleicht macht's auf die Fische einen bessern Eindruck als auf mich und meine unerschrockenen Cameraden. Uebrigens kann mich so etwas nicht einschüchtern, das glauben Sie mir nur, und sein Sie überzeugt, daß ich für meine Freiheit Alles aufs Spiel setze. Fiele der Himmel selber auf mich herab, ich würde doch noch versuchen, mich unter seinen Trümmern hervorzuarbeiten. Darauf verlassen Sie sich.... Guten Abend, Commandant!" damit ging ich weg; denn ich konnte es

wirklich nicht mehr aushalten. Der Anblick dieser ekelerregenden Leiche empörte mein Innerstes; zudem wollte ich mich in derselben Nacht durchmachen und hatte daher noch mehr zu thun, als den Herrn Dubreuil anzugaffen.

— „Und Sie wagten dieselbe Nacht noch zu entfliehen, Capitain?“ fragte eine der furchtsamsten Damen kleinlaut.

— „Ja, meine Damen!“ erwiederte der Capitain mit ernster Miene; „und das war dazu noch eine höllische Nacht!“

In diesem Augenblicke erinnerte sich der unerschrockene Capitain wahrscheinlich so lebhaft an den Muth und die Energie, welche er in jener Schreckensnacht entfaltet hatte, daß sich in seinen Zügen die unbezähmbarste Kraft und die verzweifelste Entschlossenheit spiegelten. Welch' fester, durchbohrender Blick, welch' ehrfurchtgebietende Haltung, welch' ausdrucksvolle Miene! In diesem Momente war der Capitain eine wahrhaft erhabene Erscheinung und ich sah ihn, wie ich ihn eigentlich sehen wollte, als einen Mann in seiner natürlichen und einfachen Größe. —

Nach einer kleinen Pause fuhr der Capitain in seiner Erzählung fort:

„Ich sagte Ihnen schon, daß Tilmont mit seinem Loche fertig war; ließ sich die Nacht gut an, so sollte ich das Wagestück beginnen. Nun! die Nacht schien sich machen zu wollen; denn gegen 7 Uhr Abends blies der Wind schon so scharf über den See, daß er einem Büffel die Hörner hätte vom Kopfe wehen können; und dennoch wurde er mit jedem Augenblicke frischer. Der Himmel bedeckte sich gegen Nordwest mit schwerem Gewölk, und ein feiner eiskalter Regen rieselte hernieder: kurz, das Wetter wurde so stürmisch, daß die Schaluppen nicht in See stechen konnten, und ich freute mich wie ein Kind.

Um 8 Uhr wurde der Zapfenstreich geschlagen. Die Matrosen schlüpften in ihre Hängematten, die Offiziere suchten ihre Zimmer auf: zehn Minuten später waren alle Lichter, mit Ausnahme der Laternen der Wachen und der Nachtleuchten an den drei Untermasten, ausgelöscht und lautlose Stille eingetreten, nur dann und wann unterbrochen durch die dumpfen Tritte der Schildwachen auf dem Deck und den Gallerien. Jetzt war der günstige Augenblick da meinen Plan auszuführen, und ich schlich so leise als möglich in Tilmont's Kammer. Jolivet war schon dort.

Bald hätte ich Ihnen zu sagen vergessen, daß der Commandant Rosa völlig überzeugt war, Tilmont könne nicht schwimmen, und dürfe daher nicht im Entferntesten an ein Entweichen denken!... deßhalb wurde dieser Offizier auch lange nicht so scharf beobachtet und konnte sich freier bewegen als wir andern Alle. So wenig kannte der schlaue Engländer seine Leute!...

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

Einer der merkwürdigsten russischen Sonderlinge aus des seligen Kaisers Alexander Zeit gehört einer Familie ....e.... an, die, obgleich eine der reichsten Rußland's, doch nicht zu den vornehmen des Landes gezählt wird. Alle Leute, die bisher, seitdem die Familie aus dem Dunkel des Plebejerthums an's Licht hervortrat, in ihrem Schooße geboren wurden, sollen etwas Absonderliches in ihrem Wesen gehabt haben.

So war denn auch dieser Herr ....e.... der höchst sonderbare Sohn eines ganz eigenen Vaters, so wie der Bruder zweier höchst origineller Menschen und der Erzeuger mehrerer Kinder voller Whims und Spleen. Er verdankte diese Kinder einer Frau, welche er sich auf folgende Weise wählte. Als es ihm an der Zeit und passend schien, sich zu verheirathen, schickte er, weil er selbst keine Wahl unter den Petersburger Schönheiten zu thun wagte, eine Botschaft zu dem Verwalter seiner Güter und befahl ihm, eine allgemeine Revue aller seiner leibeigenen Mädchen von 16 bis 18 Jahren zu halten und ihm die drei schönsten und tugendhaftesten nach Petersburg zu senden. Der Verwalter that dies, und der Herr erkor eine von den Ueberschickten zu seiner Ehehälfte. Als er dem jungen Mädchen — später der vornehmen, liebenswürdigen und reichen Frau von ....e.... — diesen Antrag eröffnete, erschrak diese, die nur zu den gewöhnlichen Hausdiensten der Mägde geschickt worden zu sein wähnte, so sehr, daß sie davon lief und abwehrend schrie: „Ich mag nicht! ich will nicht!“ Die Diener mußten sie halb mit Gewalt unter den hölzernen Bänken der Küche, unter die sie sich verkrochen hatte, hervorziehen, um sie zur Herrin des Hauses zu erheben. Als sie erst einmal den Muth gefaßt hatte

dieß zu sein, ging es auch bald recht gut. Sie polirte sich mit Hülfe einiger Lehrer zusehends und mit einer solchen Schnelligkeit, wie dies nur bei den, aus einem so weichen und nachgiebigen Stoffe gebildeten Russen möglich ist, so daß sie sehr bald in ihrem Kreise eine recht beliebte und überall willkommene Gesellschafterin ward, deren feines und angenehmes Aeußere die bäuerische Abkunft durch gar nichts in Erinnerung brachte. Nur einmal, und zwar gleich zu Anfang, nämlich nach der Geburt ihres ersten Kindes, war sie in Gefahr, von ihrem Manne dethronisirt zu werden. Man hatte nämlich ihrem unruhigen schlaflosen Kinde ein paar Tropfen einer einschläfernden Essenz in die Medicin gegeben. Die noch unerfahrene Mutter hatte aber die Dosis so stark vermehrt, daß das Kind bald darnach zur ewigen Ruhe einschlief. Da sprang der entsetzte Vater in seinem wüthenden Schmerze auf seine Frau ein und hätte ihr ein Leides gethan, wenn nicht eine gewisse gebildete Dame, die als Rathgeberin viel in dem Hause verkehrte, ihn mit Vorstellungen zurückgehalten und halb mit Gewalt vor ein Heiligenbild geschleppt hätte, wo sie ihn schwören ließ, daß er seiner Frau nie etwas Böses zufügen, sie vielmehr immer freundlich und liebreich behandeln und belehren wolle, welchen Schwur er denn nachher auch redlich hielt. Seine Frau gab ihm noch mehrere Kinder an der Stelle des verlorenen. Als seine Töchter heranwuchsen, so warf, da sie hübsch und reich waren, mancher junge Offizier auf sie ein Auge. Der Vater aber konnte das nicht leiden und lud seiner Töchter wegen nie einen jungen Menschen ein, erlaubte jenen auch nicht, Bälle zu besuchen. Wenn ein Heirathsantrag kam, so war er allemal ganz außer sich und wollte gar nichts davon wissen, selbst wenn auch der Antrag der allervortheilhafteste von der Welt war. Dennoch stahl ihm mit der Zeit ein General nach dem andern eine seiner Töchter nach der andern aus dem Hause.

Alle Tage zu einer bestimmten Stunde machte er einen Spaziergang auf dem schönen Newaischen Prospecte. Hier hatte er mehrere gute Freunde, bald einen Italiener, bald einen Deutschen, bald einen Künstler, bald einen Offizier, die sich dort an ihn anschlossen, und mit denen er dann im eifrigen Gespräche auf- und ablief. Es waren aber bloß Freunde zum Spazierengehen, denn in sein Haus durften sie nie kommen, und Geschäfte hatte er auch weiter nicht mit ihnen. Am Ende der Promenade ging er gewöhnlich mit ihnen in eine Conditorei oder Restauration und gab ihnen ein brillantes Dejeuner. Jedoch galt dabei das Gesetz, daß sich ein und derselbe Perspectivenfreund nicht zwei Tage hinter einander zeigen durfte. Hatte es einer gewagt, sich zweimal hinter einander an ihn anzuschließen, so fiel er entschieden in Ungnade und mußte dann lange manövriren, bis er es dahin brachte, daß er wieder von dem alten Sonderlinge gegrüßt und zu seinen Promenaden- und Frühstücksfreunden gezählt wurde.

Bei'm Diner in seinem eignen Hause, er mochte nun Gäste haben oder nicht, ließ er immer alle Speisen auf ein Mal auf den Tisch setzen, und dann hieß es thätig sein und zulangen; denn nach einer halben Stunde ließ er auch eben so Alles wieder auf ein Mal abnehmen, und Jeder, satt oder nicht satt, mußte sich den Mund wischen und Dank sagen.

Nach dem Tode seiner Frau schien ihm eine ganz eigene Unruhe und Furchtsamkeit das Leben zu verbittern. Es schien, als wenn er Mörder fürchtete, und er veränderte oft, wie man dies von einigen Tyrannen erzählt, die Stellung seines Nachtlagers, und selbst in seinem Wohnzimmer erfand er eine ganz eigenthümliche Vorrichtung, mittelst deren er jedem Eintretenden eine Weile verborgen bleiben oder sich ihm doch sogleich entziehen konnte. Er theilte nämlich besagtes Zimmer durch mehrere vom Plafond herabhängende seidene Vorhänge in viele kleinere Räume ab, und saß nun bald in diesem, bald in jenem Raume, indem er die Vorhänge bald so, bald so zurecht zog und dabei oft ängstlich seinen im Vorzimmer harrenden Bedienten zurief: „Fedor, bist Du da?“ oder „Peter, wer ging vorüber?“ oder „Paul, was war das für ein Geräusch?“

Das Merkwürdigste aber im ganzen Leben dieses Mannes war die Art und Weise seines Todes. Er hing nämlich, wie übrigens fast jeder Russe, mit Leib und Seele an seinem Kaiser, um so mehr, da er von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden war. Als er nun eines Tages auf seiner Perspectivenpromenade die Neuigkeit vom Tode seines hohen Gönners in Erfahrung gebracht hatte, ergriff ihn diese Trauerbotschaft so gewaltig, daß er, kaum seiner mächtig, in tiefen Schmerz versunken, nach Hause wankte. Als er zu Hause in den Kreis der Seinigen eintrat, stieß er mit einem langen Seufzer die Worte hervor: „Gossudar umer!“ (der Kaiser ist todt!) und fiel, die Hände ringend, besinnungslos zu Boden. Man hob ihn auf, und

er gab wenige Augenblicke darauf in den Armen der Seinigen seinen Geist auf.

Es war übrigens dieser Mann nicht der einzige Russe, dem bei der Nachricht von Alexander's Tode das Herz brach. Man citirt noch mehrere Beispiele der Art, sowohl in Petersburg als in Moskau, und ein Russe versicherte mir, er wolle das Höchste verwetten, daß, wenn man Alles aus dem ganzen russischen Reiche zusammenrechne, zu derselben Zeit gewiß nahe an hundert Menschen aus derselben Ursache und auf dieselbe Weise gestorben wären. Vielleicht ist dies das Stärkste, was irgendwo in der Geschichte von Liebe zum Staatsoberhaupte zu finden ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zuchthäuser betreffend.

Wer mit Verbrechern in Beziehung gekommen, wo diese kein Interesse zur Verstellung hatten, der weiß, daß Sträflinge durch die Gemeinschaft mit größeren Verbrechern das Zuchthaus eher verschlimmert als verbessert verlassen, daß deutsche Zuchthäuser daher in der Regel Anstalten sind, nicht wo der Gefallene Zucht lernt, sondern vielmehr wo Verbrecher gezüchtet werden. Knüpft sich daran leicht der Wunsch, in Deutschland und auch in Bremen das System eingeführt zu sehen, nach welchem der Verbrecher nicht mit andern Verbrechern in Berührung gebracht wird, so muß man sich freuen, daß der König von Preußen in London eine solche Anstalt besucht und in Erwägung gezogen hat. Die Hoffnung ist nicht zu kühn, daß in Preußen mit einer solchen Anstalt wenigstens der Versuch gemacht werde, und läßt sich dann eine Nachahmung auch in andern Staaten voraussehen.

Ein Bericht über den Besuch jener Besserungs-Anstalt lautet also:

Das neue Londoner Mustergefängniß in Copenhagen-Fields, das der König von Preußen am 31. Januar besuchte, ist nach dem Penitentiary-System eingerichtet, welches die Verbrecher bekanntlich durch schweigsame Einsamkeit und gesammelte Beschäftigung mit sich selbst zu bessern sucht. Der König war von der Großartigkeit des Baues sehr ergriffen und äußerte gegen den Major Jebb der ihn herumführte: „Welch eine außerordentliche Stadt ist dieses London! Mir ist es, als sei ich in eine ganz neue Welt eingetreten." Die Einrichtung des Gefängnisses ist merkwürdig. Auf die Inspectionshalle, welche den Mittelpunkt bildet laufen vier in Winkeln von einander abstehende Flügel zusammen, jeder 189 Fuß lang, 49 Fuß breit und drei Stockwerk hoch, jedes Stockwerk enthält 126 Zellen, wovon 63 auf jeder der beiden Seiten liegen, die durch einen 16 Fuß breiten Gang von einander getrennt sind. Jede Zelle ist 13 Fuß lang, 7 Fuß breit, 9 Fuß hoch und wird durch ein kleines Fenster von oben erleuchtet. Das Geräth besteht aus Waschschüssel, abgesondertem Watercloset und Hängematte. Die Gefangenen werden beständig mit Arbeit, Lesen oder körperlicher Erholung beschäftigt. Das System strenger Absonderung ist auch für die Spaziergänge durchgeführt; die hierfür bestimmten Räume sind so getrennt, daß, wenn auch 100 Personen zugleich spazieren gehen, keiner den andern sieht oder hört. Je 26 dieser Räume hat ein Aufseher beständig vor Augen, ohne daß die Gefangenen ihn sehen. In der Capelle hat die Hälfte sämmtlicher 500 Gefangenen zugleich so Platz, daß keiner den andern sieht, wohl aber alle den Geistlichen und die Gefängnißbeamten sehen. In dem Criminalgefängniß Newgate, wo die schwersten Verbrecher zu sitzen pflegen, wurde Se. Maj. von den City-Sheriffs, dem Gefängnißgouverneur Herrn Cope, und der Mistreß Fry herumgeführt. Die verdienstvolle Quäkerin gab Sr. Maj. eine Probe, wie sie ihre religiösen Ermahnungen an die Gefangenen zu ertheilen pflegt. Bei einem von ihr extemporirten Gebet knieten alle Anwesenden, Mistreß Fry, die Sheriffs, der König mit seinem Gefolge und den ihn begleitenden Engländern höchsten Ranges, und die Gefangenen nieder — „ein ergreifender Anblick!" sagt die Times. Mistreß Fry schloß das Gebet mit Anrufung des göttlichen Segens „für den anwesenden christlichen Souverain, seine geliebte Gemahlin und das von ihm beherrschte Reich." Der König lobte besonders die musterhafte Reinlichkeit der Gefängnisse und ihrer unglücklichen Bewohner. Se. Maj. führte Mrs. Fry am Arm zum Wagen, hob sie hinein und fuhr mit ihr nach ihrer Villa zum Frühstück.

Die Straußenjagd.

Den Damen dürfte es nicht uninteressant sein zu erfahren, auf welche Weise man die schönen Straußenfedern erhält, mit denen sie sich so gern schmücken. Die günstigste Zeit, den Strauß zu jagen, ist die, in welcher er seine Eier legt. Bekanntlich stellt sich das Weibchen, nachdem

es die Eier in dem heißen Wüstensande verborgen hat, in einiger Entfernung von jener Stelle hin, wo es unbeweglich, stier auf das Nest blickend, stehen bleibt, bis das Männchen, das der Hunger in die Wüste trieb, zurückkommt und es ablöset. Da sucht das Weibchen seiner Seits Nahrung in der Wüste, während das Männchen Wache hält. Sobald nun ein Beduine merkt, wo sich ein solches Nest befindet, bauet er sich zuerst in der Nähe eine kleine Mauer von Steinen auf, hinter welcher er sich verbirgt und geduldig wartet, das Rohr seines Gewehrs auf dieser Brustlehne aufgelegt, bis das Männchen von dem Weibchen sich trennt und in der Ferne verschwunden ist. Glaubt er, der Knall seines Schusses könne von dem Vogel nicht mehr gehört werden, so entschließt er sich loszudrücken, eilt dann zu dem Vogel, der unter seiner Kugel gefallen ist, richtet ihn wieder auf, giebt ihm dieselbe Stellung, welche er früher hatte, verstopft das hervorquellende Blut, verwischt jede Spur desselben auf dem Sande und begiebt sich wieder auf die Lauer. Nach einer oder nach zwei Stunden kommt das Männchen zurück und ohne Argwohn heran. Der Jäger schießt mit sicherer Hand und bemächtigt sich alsdann zufrieden seiner Beute. Bisweilen indeß macht der Schuß, welcher das Weibchen tödtet, oder irgend ein anderer Umstand das Männchen stutzig; es entflieht im Galopp seiner hohen Beine, die denen des Kameels gleichen, bewegt heftig die Flügel und wirft hinter sich große Steine, von denen mehr als einer den Jäger trifft und verletzt, welcher dem Vogel nacheilt. Die wunderbare Schnelligkeit des Vogels ermüdet meist die Kraft des Menschen; wenn dieser aber ausdauert und ihn erreicht, so beginnt sogleich ein erbitterter und schrecklicher Kampf zwischen beiden. Der Zorn des Straußes ist wahrhaft furchtbar; er breitet seine Flügel ihrer ganzen Ausdehnung nach aus, schüttelt dieselben in ungestümer Wuth, scharrt fortwährend mit seinen unermüdlichen Füßen in dem Sande und sucht durch Geschrei, durch eine Wolke feinen Staubes, in die er sich hüllt, seinen Gegner zu betäuben und zu blenden. Der Ausgang des Kampfes ist für ihn fast immer verderblich, nicht selten aber bezahlt der Jäger auch seinen Sieg mit dem Verluste eines Auges. — Vierzehn bis zwanzig Tage nach Beendigung der Legezeit füllen sich die Bazare von Bagdad und Damask mit Beduinen, die dort ihre Beute verkaufen. Dann kehren sie zurück zu ihren Stämmen, beladen mit verschiedenen Gegenständen der Toilette oder mit Lebensmitteln, die sie gegen ihre Straußenfedern eintauschten; dann auch wählen sie sich eine Frau und unter allen Zelten finden große Festlichkeiten statt.

* Theater.

Man muß es der jetzigen Direction des Theaters nachrühmen, daß sie fortwährend bemüht ist, neue Stücke auf die Bühne zu bringen, so daß sie in manchen Fällen selbst den größeren deutschen Bühnen zuvorgekommen ist. Freilich ist damit noch nicht gesagt, daß auch immer das Neue gut sei; neben den neuen sollten auch die guten älteren Stücke nicht ganz und gar in Vergessenheit gerathen.

In den letzten Wochen war eine gute Wahl getroffen worden. Der Possen waren nicht zu viele; auch das eigentliche Lustspiel und das ernste Drama wurden nach Gebühr bedacht. Scribe's „Kette" und Bulwer's „Sohn der Wellen" waren Vorstellungen, die vorzügliches Lob verdienten, und die zum Schluß des Winterabonnements stattfindende Aufführung der „Braut von Messina" brachte die herrliche Schöpfung des großen Dichters in würdiger Weise zur Darstellung. In allen diesen Stücken zeigte sich das Talent der Madame Stein in solcher Meisterschaft, daß wir nur innig bedauern können, die treffliche Künstlerin, die eine noch größere Anerkennung verdient als sie bei uns gefunden hat, bald von uns scheiden zu sehen. Oder wird die Direction im Stande sein, sie hier zu halten? —

Mit dem 17. d. M. beginnt ein neues, bis zur Mitte des Mai dauerndes Abonnement. Da die Vorstellungen während des nun abgelaufenen Abonnements in der Regel zahlreich besucht waren, so steht zu erwarten, daß es auch diesem Abonnementsplan, der freilich die Oper von neuem ausschließt, nicht an Theilnehmern fehlen werde. Aber wie wird Mad. Stein zu ersetzen sein? Und sind die Rollen der Helden und Liebhaber immer genügend zu besetzen? Haben wir Gäste von Renommee zu erwarten? Es wäre sehr gut, wenn die Direction über solche Fragen sich offen gegen das Publicum ausspräche! —

† Benefiz für Herrn Edmüller.

Am kommenden Dienstag wird abermals ein neues Stück über unsere Bühne gehen, und zwar eine an andern Orten, namentlich in Hamburg mit großem Beifall gegebene Zauberposse „die Weiber im Harnisch", das Herr Edmüller sich zu seinem Benefiz gewählt hat. Was auch die Bosheit ersonnen hat diesen Künstler zu kränken und herabzusetzen, der unpartheiische Besucher des Theaters kann und wird es nicht verkennen, daß wir Herrn Edmüller manchen frohen Abend verdanken und daß er sich stets die größte Mühe gegeben hat, das Publikum zu unterhalten, demselben die jetzigen Theaterverhältnisse vergessen zu machen und durch seinen liebenswürdigen Humor den fadesten und kahlsten Rollen einen Reiz zu geben.

Man möge daher diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, Herrn Edmüller zu beweisen, daß man seine Leistungen anerkennt und durch recht zahlreichen Besuch ihn für die Zukunft bei äußern Angriffen zu ermuthigen.

† Masken-Bälle.

Ein Schuster in der Vorstadt, welcher bisher regelmäßige Gaben vom Armen-Institute empfangen, war mit sieben Familien-Gliedern in zwei Droschken zu einem Masken-Balle gefahren. Zur Rede gestellt vermeinte er freilich, es sei dies nicht so tadelnswerth, den Anzug zur Jungfrau von Orleans habe seine Tochter geschenkt bekommen u. s. w., allein die Instituts-Gabe ist doch wie recht und billig gestrichen. Könnte man nur eben so leicht ermitteln, wie viele Instituts-Gaben in die Branntwein-Läden fließen.!

Miscellaneen.

(Die Frau von Ganges.) Der tragische Tod der Frau von Ganges ist höchst romantisch, aber sehr wenig bekannt. Sie war eine der Schönheiten am Hofe Ludwig's XIV. und bekannt als „die schöne Provençalin," eine reiche Wittwe, obgleich erst 22 Jahr alt und verheirathete sich 1658 mit dem Marquis von Ganges. Das erste Jahr ihrer Ehe war glücklich, dann aber führten Verschwendung auf der einen und Coketterie auf der andern Seite Mißverständnisse herbei. Beide Brüder des Marquis hatten sich in sie verliebt und, da sie dieselben abwies, kamen sie überein, sich an ihr zu rächen und sie zu vergiften. Die Frau von Ganges erhielt das Gift in Chokolade, es war aber entweder nicht stark genug oder wurde durch die Vermischung geschwächt, kurz sie befand sich nur unwohl darauf. Das Verbrechen wurde jedoch in Avignon öffentlich bekannt. Später willigte sie ein, ihren Gemahl nach dem Schlosse Ganges zu begleiten, wo er sie aber ebenfalls bald wieder mit seinen beiden Brüdern allein ließ, während er selbst nach Avignon zurückkehrte. Um dieselbe Zeit erbte sie ein bedeutendes Vermögen, das sie in einem Testamente ihrer Mutter vermachte, bis ihre Kinder mündig sein würden. Wegen dieses Testamentes hatte sie von ihren Schwägern so viel zu leiden, daß sie es endlich widerrief. Kaum war dies geschehen, so machte man einen neuen Versuch, sie zu vergiften. Er schlug abermals fehl, die Brüder waren aber bereits zu weit gegangen, als daß sie hätten zurücktreten können. Eines Tages sah die Frau von Ganges, die krank im Bette lag, ihre beiden Schwäger in ihr Zimmer treten. Der Abbé trug ein Pistol und einen Becher mit Gift, der Andere hielt ein bloßes Schwerdt in der Hand. „Sie müssen sterben," sagten sie; „wählen Sie sich die Todesart." Die Frau von Ganges sprang aus dem Bette, warf sich vor den Unmenschen nieder und fragte, welches Verbrechens sie sich schuldig gemacht habe. „Wählen Sie die Art, auf die Sie sterben wollen, lautete die Antwort. Da alles Widerstreben nutzlos und keine Hülfe zu erlangen war, so nahm das unglückliche Weib den Giftbecher und trank ihn aus, während ihr der Abbé das Pistol auf die Brust setzte. Als diese schreckliche Scene vorüber war, schlossen die Brüder ihr Opfer in dem Zimmer ein und entfernten sich mit dem Versprechen, der Unglücklichen einen Geistlichen zu senden. Sobald sie allein war, dachte sie zuerst an Flucht und dann, wie es möglich sei, das genossene Gift wieder aus dem Körper zu bringen. Das letztere gelang ihr zum Theil, indem sie ihr langes Haar ch in den Schlund steckte; dann trat sie an das Fenster und stürzte sich, kaum halb bekleidet, zwei und zwanzig Fuß hoch in den Hof hinunter. Aber wie ihren Mördern entgehen, welche Herren im Schlosse waren? Ein Diener öffnete ihr aus Mitleid eine Thüre, welche durch die Ställe in das Freie führte, und sie suchte Zuflucht in einem nahen Pächterhause. Der Chevalier von Ganges, der minder mordsüchtig zu sein schien als sein Bruder der Abbé, folgte ihr und redete dem Pächter ein, daß sie wahnsinnig sei. Er verfolgte sie aus einem Zimmer in das andere mit bloßem Schwerte und brachte ihr, eben als sie aus dem Hause flüchtete, mehrere Wunden bei; die Spitze des Schwertes brach sogar bei einem dieser Hiebe ab und blieb in ihrer Schulter sitzen. Auf ihr Geschrei stürzte der Abbé herbei und schoß nach ihr, fehlte sie aber. Unterdeß waren Leute herbei gekommen, die nach dieser That den Abbé ergreifen wollten, welcher indeß entkam. Die Frau von Ganges lebte nach diesen gräßlichen Auftritten noch neunzehn Tage und verzieh, ehe sie starb, ihren Mördern. Ihr Gemahl, der unterdeß in das Schloß zurückkam, scheint von dem beabsichtigten Morde gewußt zu haben, und der Verdacht wendete sich auch gegen ihn, die Frau aber that, trotz ihren fast unerträglichen Schmerzen Alles, um diesen Verdacht von ihm abzuwenden. Die beiden Mörder, welche entflohen waren, wurden im Jahre 1667 verurtheilt; die Güter des Marquis von Ganges belegte man mit Beschlag, er selbst wurde seines Ranges entkleidet und lebenslänglich des Landes verwiesen. Der Chevalier entkam nach Malta und fiel im Kampfe gegen die Türken. Der Abbé entfloh nach Holland und erlebte da unter falschem Namen die seltsamsten Abenteuer.

(Paris.) Der Corsaire richtete dieser Tage ein warm und gut geschriebenes Lied an Béranger, um den berühmten Chansonnier, dessen heitere und patriotische Muse in seinem ländlichen Aufenthalt zu Passy bei Paris melancholisch verstummt zu sein scheint, an seinen Beruf zu erinnern. Das letzte Couplet, lautet:

„Dieu l'a dit: Chante, et telle est ta consigne,
O Béranger! fais un dernier effort;
Un chant encor! fût-ce le chant du cygne!
Chantre immortel! chante jusqu'à ta mort.
Cincinnatus, il faut quitter la bêche
Et flageller ceux que nous maudissons!
Allons, debout! luth en main sur la brêche!
Le pauvre peuple a besoin de chansons." *)

Béranger hat darauf schön und einfach in Prosa geantwortet. Als ein Mann, der die Sechzig überschritten, glaubt er seine Liederzeit hinter sich zu haben, und freut sich des Nachwuchses junger Kräfte, wofür die im Corsaire gegebenen Proben zeugen. „Wenn jedoch," fügt er bei, „die Lieder jüngerer Sänger nicht ganz das Glück machen sollten, wie einst die meinigen, so würde dies nur beweisen, daß die Zeit der Chansons nicht mehr günstig ist. Dann halte sich die Arme am häuslichen Herd zu einigen alten Freunden und bekümmerten Patrioten, dort mögen sie mit einander klagen

*) In freier Uebersetzung etwa:

„Gott sprach: du singe, dein Beruf ist Singen,
O Béranger! gehorche dem Gebot;
Ein Lied, und wär's dein Schwanenlied, laß klingen,
Du Sangesheld! ja, singe bis zum Tod.
Leg' ab den Karst, o Cincinnat, die scharfe,
Die dornenscharfe Geißel nimm zur Hand!
Zur Bresche vor mit hochgeschwungner Harfe!
Denn Lieder braucht das arme Vaterland."

und sich trösten und aufrecht halten am trüben Tag. Was mich betrifft, so trillre ich nur noch selten und in der Einsamkeit."

(Der Handel der Vereinigten Staaten) vom September 1840 bis dahin 1841 betrug an Ausfuhr 132,085,946; die Einfuhr dagegen nur 107,141,519 D. Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr ist also 24,944,427. Im vorigen Jahr betrug dieser Ueberschuß 26,766,059 D., in beiden Jahren zusammen also 51,710,486. Rechnet man die Zinsen der auswärtigen Schuld Amerika's auf 12 Mill. D. jährlich, so hat die Verschuldung gegen Europa seit zwei Jahren um 28 Millionen abgenommen. Ein Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr fand seit 20 Jahren nur sechsmal statt, nämlich 1821, 25, 27, 30, 40 und 41. Der Ueberschuß dieser Ausfuhren belief sich zusammen auf 63,107,804 D. Der Ueberschuß der Einfuhr in den übrigen 15 Jahren 310,978,423 D., so daß seit 1821 im Ganzen für 247,870,619 D. mehr ausgeführt wurde. Der Antheil der amerikanischen Schifffahrt an dem Gesammthandel des Landes beträgt zwei Drittheile: von 2,289,309 Tonnen Einfuhr kamen 1,576,946 auf amerikanischen Schiffen; von 2,353,595 Tonnen Ausfuhr kamen 1,647,009 Tonnen auf amerikanischen Schiffen.

(Rossinis Stabat mater.) Schon seit vielen Jahren ruht bekanntlich Rossini aus. Alles Bitten und Flehen der Pariser Operunternehmer, das Theater mit neuen Opern und Operetten zu beschenken, war vergebens; Rossini hat sogar Paris verlassen und erscheint nur noch selten hier. Außer einigen Liedern konnten auch die Pariser Musikalienhändler seit langer Zeit nichts von ihm erhalten. Desto willkommener war ihnen vor einiger Zeit die Nachricht, daß Rossini schon vor mehreren Jahren auf Bestellung eines reichen Spaniers das Stabat mater in Musik gesetzt und daß sich die Partitur im Nachlaß des Bestellers vorgefunden habe. Ein Pariser Musikalienhändler wußte sich dieselbe bald zu verschaffen und ließ sie stechen. Bekanntlich wollte Rossini ihm das Recht dazu streitig machen, weil er selbst seine Partitur herauszugeben gedachte. Es sollte deshalb ein Prozeß bei den Gerichten anhängig gemacht werden; indessen hat weiter nichts von dieser Sache verlautet; wahrscheinlich hat Rossini aus guten Gründen seine Ansprüche aufgegeben und läßt den Musikalienhändler mit der von ihm rechtmäßig erworbenen Partitur schalten. Die Direction der italienischen Oper hielt es aber für eine gute Spekulation, wenn man das Rossinische Stabat mater in dem Saale aufführte, in welchem die Opern desselben Maestro so oft gegeben und bewundert werden. Schon zweimal hat die Aufführung stattgefunden. Musikkenner haben mit Erstaunen bemerkt, daß Rossini, dem man nur den leichtfertigen, raschen, wie Perlen schimmernden Opernstyl zutraute, sich den ernsten, feierlichen Ton der Kirchenmusik meisterhaft angeeignet hat; sie bewundern sein Stabat mater als eine vortreffliche Partitur.

(Berlin.) Das Fremde greift um sich und das Einheimische wird unterdrückt. Ich meine nicht die sieben Professoren, weder Künstler noch Dramaturgen aus Baiern und Sachsen, sondern das Leipziger Brod. Täglich liest man es in den Zeitungen ausgeboten, und wenn auch nicht alles, was so heißt, aus Leipzig ist, so soll doch täglich für mehrere hundert Thaler Brod wirklich daher kommen und reißenden Absatz finden. Noch vor zehn Jahren würde es als ein Mährchen geklungen haben. Warum es heut kein Mährchen ist, darüber ist man noch uneinig, denn weder ist das Brod besser als das Berliner, noch, vermöge Stadtzoll und Eisenbahnfracht, eben wohlfeiler. Es ist der Reiz des Neuen oder, wenn man will, des Wunderbaren. — Die Frequenz unserer Eisenbahn nach Leipzig überschreitet in diesem Winter alle Berechnung, wozu freilich der ungewöhnliche Winter selbst das Seinige beitragen mag. Auch der Waarentransport nimmt jetzt bedeutend zu.

(Militärisches.) Keine Truppengattung mag wohl in ihrem Entstehen so viel Eigenthümliches aufzuweisen haben, wie die Artillerie. Artilleristen gingen, um sich auszubilden, gleich Handwerksgesellen auf die Wanderschaft, sie hatten, wie jedes andere Gewerk, ihre Lade, kurz, ihr ganzer Kunstverein, wenn man ihn so nennen darf, da sie die Handhabung ihres Geschützes als Kunst, was sie eigentlich bei einem technisch gebildeten Artilleristen, so einem, der den Namen verdient, auch wirklich ist, betrachteten, umfaßte sehr viel Zukünftiges in sich. Dabei waren sie gegen alle andern Truppengattungen mit verschiedenen Privilegien betheilt, unter welchen vorzüglich das bemerkenswerth sein dürfte, daß jeder Verbrecher, er mochte was immer begangen haben, wenn er sich zu einem Stücke flüchtete, unantastbar war, sobald ihn der Büchsenmeister in seinen Schutz nahm. Doch der Aberglaube herrschte stark unter ihnen, und hat sich lange erhalten, wie er überhaupt da ungewöhnlich mehr Eingang findet, wo die Beschäftigung eine außergewöhnliche, für den Laien wenig offenkundige ist, was die Geschützkunst in der frühern Zeit auch wirklich war. Als ein Beweis mögen die in ihrer Art gewiß kräftigen und von einer viel umfassenden Sicherheit zeigenden Worte Michael Miethens, Stückhauptmanns und Oberfeuerwerkmeisters, dienen, wo er sagt: „Das Werfen der Granaten aus dem Mörsel, wie, wann und wo, ist eine Kunst, deren keine zu vergleichen; das perpetuum mobile, die Wünschelruthe, Doktor Faust, der Teufel sammt allen seinen Gesellen sind lauter Eselsköpfe dagegen." Mit diesen zwar in der jetzigen Zeit etwas komisch klingenden Worten hat der Verfasser in seinem „Artillerie-Laboratorium," das einen denkenden, vielverständigen Artilleristen bezeichnet, mit scharfen, aber sichern Strichen eine Wahrheit aufgezeichnet, die auch die neuesten Artilleristen nicht umzustoßen, nicht zu ändern vermögen. Der Granatschuß ist der unsicherste.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 14.

Bremen, Donnerstag den 17. Februar 1842.

Gestorben:

Nro. 184. Den 12. Februar. Der Drechsler Friedrich Schultz, 49 Jahr; Pelzerstr. Nr. 22.

— 185. Den 12. — Des Maurergesellen Christoph Madtfeldt Ehefr., geborne Gardelmann, 42 Jahr; Runken Nr. 46.

— 186. Den 12. — Des Cigarrenmachers Wilhelm Stövesand Tochter, 7 Jahr; Punkendeich Nro. 68.

— 187. Den 13. — Der Tischler Joh. Heinr. Thieste, 39 Jahr; Schnoor Nr. 32.

— 188. Den 13. — Des Gastwirths Hinrich Hagens Sohn, 8 Monat; Westerstr. Nr. 86.

— 189. Den 13. — Des Tischlers Heinr. Joh. Conr. Petersen Tochter, 1 Jahr; Muggenburg Nro. 5.

— 190. Den 13. — Des Arb. Christian Claus Wilkens Tochter (todt geb.); hinterm Abbenthorswall Nr. 31.

Nro. 191. Den 14. — Der Detaillist Heinrich Gottlieb Müller, 76 Jahr; Burgstr. Nr. 6.

— 192. Den 14. — Der Kaufmann Heinrich Nicolaus Böse, 42 Jahr; Osterthorsstr. Nr. 34.

— 193. Den 16. — Der Zimmergesell Hinrich Petersen, 42 Jahr; auf dem Häfen Nr. 30.

— 194. Den 15. — Des Schiffszimmermanns Diedr. Lampe Ehefr., geb. Knoop, 27 Jahr; Muggenburg Nr. 1.

— 195. Den 15. — Des Tischlers Diedrich Tietjen Sohn, 4 Stunden; Meinkenstr. Nr. 5.

— 196. Den 15. — Ernst Wilh. Hellmers, 1 Monat; Brüningsgang Nr. 5 B.

— 197. Den 16. — Der Schiffscapitain Diedr. Pant, 79 Jahr; alten Steinweg Nr. 57.

— 198. Den 16. — Des Cigarrenmachers Johann Adam Meyer Tochter, 5 Wochen; Bleicherstraße Nr. 3.

Geburten:

Nro. 221. Den 6. Februar. Des Kaufmanns Friedrich August Gildemeister Ehefr., geb. Förstner, Weerder Nro. 66; von einem Mädchen.

— 222. Den 10. — Des Fabrikmeisters Philipp Bernh. Stoppel Ehefr., geb. Peinemann, Hohenthorsstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 223. Den 11. — Des Gärtners Joh. Diedr. Wrede Ehefr., geb. Meyer, Obernstraße Nr. 61 (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 224. Den 11. — Des Arb. Joh. Hermann Boschen Ehefr., geb. Kretzer, kl. Krankenstr. Nr. 16; von einem Mädchen.

— 225. Den 12. — Des Hauptmanns im hiesigen Infanterie-Contingent Johannes Thode Ehefr., geb. Kohl, Westerstraße Nr. 35 B; von einem Knaben.

— 226. Den 12. — Des Maurergesellen Jacob Göbeler Ehefr., geb. Jachschütz, hinterm Paulsberg Nro. 63; von einem Mädchen.

— 227. Den 13. — Des Arb. Christ. Claus Wilkens Ehefr., geb. Ohage, Abbenthorswallstraße Nro. 31; von einem todten Mädchen.

Nro. 228. Den 13. — Des Mühlenbauers Herm. Wicke Ehefr., geb. Schelb, Fischerdeich Nro. 2; von einem Mädchen.

— 229. Den 13. — Des Cigarrenmachers Thomas Grübert Ehefr., geb. Holthusen, Paulsberg; von einem Knaben.

— 230. Den 13. — Des Arb. Herm. Meyer Ehefr., geb. Rollap, Plünkenstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 231. Den 14. — Des Polizeidieners Joh. Wilh. Christoph Mellies Ehefr., geb. Baumgarten, Paulsberg Nro. 55 D; von einem Mädchen.

— 232. Den 14. — Des Tischlers Joh. Tietjen Ehefr., geb. Haake, Meinkenstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 233. Den 14. — Des Arb. Claus Heinrich Fahrenholz Ehefr., geb. Behrens, Hastedt N. 42; von einem Mädchen.

— 234. Den 16. — Des Schneidermeisters Johann Eberhard Döhrmann Ehefr.; geb. Hustede; Schnoor Nr. 24; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 15.

Bremen, Sonntag den 20. Februar 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 20. Februar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Vietor.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Pastor Menken aus Holstel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Eine Rheinsage.

(Von F. Freiligrath.)

(Fortsetzung.)

2.

Alaaf! das ist ein Leben!
Alaaf, du heil'ge Stadt!
Alaaf, ihr Thürm' und Streben!
Mein Auge wird nicht satt!
Ich reibe mir die Lider,
Als wacht' ich auf vom Schlaf,
Und späh', und rufe wieder:
Du stolzes Cöln Alaaf!

Alaaf! Wie dort vom Bayen
Des Bischofs Banner wallt!
Du Bürschlein hast gut dräuen,
Vier' Jahr erst bist du alt.
Von Grund auf neu gemauert,
Dem Strom befiehlst du keck:
Wer weiß, wie lang es dauert,
Du junger Bürgerschreck!

Alaaf, ihr Tempelhallen,
Apostel, Gereon!
Auch eure Glocken schallen,
Auch ihr begrüßt mich schon?
Ha — Cuniberti Thürme
Sind auch schon eingeweiht?
Die brecht ihr nicht, ihr Stürme!
Die stehn in Ewigkeit!

Wer weiß? — Wir schreiten weiter!
Das nenn' ich ein Gewühl!
Gieb Raum: — des Bischofs Reiter
Mit Banner und mit Spiel!
Die muth'gen Rosse schlagen,
Die Speere hangen schräg;
Ihr Trotz'gen! so zu jagen,
Als ständ' kein Volk im Weg!

Seht ihr den Koth nicht spritzen?
So kommt man Cölnern nicht!
Viel Augen seh' ich blitzen,
Und mancher Bürger spricht:
„Geduld! ihr Volksverächter!
Geduld! nicht allzu kühn!

Noch haben wir die Geschlechter,
Noch haben wir den Gryn!

Noch giebt es keine Staffeln,
Die unserm Arm zu hoch;
Nicht Eine von den Gaffeln,
Die nicht das Schwert schon zog.
Wir sind von stärkern Händen,
Ihr Herren, als ihr denkt.
Das Blättlein kann sich wenden,
Drum laßt uns ungekränkt!

Ihr möchtet uns gar zu gerne
An Hemd und Niederkleid.
Ihr Herren, das sei ferne!
Noch sind wir schlagbereit!
Noch wissen wir wohl zu kämpfen,
Noch lassen wir Gut und Blut,
Dem Engelbert zu dämpfen
Den stolzen Bischofsmuth!

Noch wißt ihr nicht, ihr Dräuer,
Wer länger trotzen kann:
Ob Zwingherr oder freier,
Handfester Bürgersmann.
Der Dom, an dem in Schaaren
Wir bau'n zu dieser Frist —
Fragt ihn nach hundert Jahren,
Wer Sieger blieben ist!"

Der Dom! — frisch durch die Menge!
Frisch um die Ecke dort!
Schon hör' ich Hammerklänge!
Glückauf! wir sind am Ort!
Von Werkvolk und von Schauern
Wie voll der weite Raum!
Glückauf, ihr jungen Mauern,
Ihr achtzehnjähr'gen kaum!

Wie wenig noch vom Ganzen
Sproß auf zu Luft und Licht!
Steinrosen mag man pflanzen
In einem Sommer nicht.
Nicht wächst in wenig Lenzen
Ein Laubwerk, reich und voll,
Das gothische Fenster kränzen
Manch' lang Jahrhundert soll.

Doch ragen hoch die Stangen,
Bedächtig mißt der Stab;
Ein Thurm ist angefangen,
Drauf müht ein Krahn sich ab.
Wind' auf, was Felsenklüfte
Dir spenden, junger Krahn,
Und beiß' dich durch die Lüfte
Empor, ein scharfer Zahn!

Wirf aus die Eisenklaue!
Umrollen laß dein Rad!
Ein Zeichen sei dem Baue!
Du stockst? — Der Mittag naht!
Auf ihren Zimmerfellen,
Bei Winkelmaaß und Beil,
Hinlagern die Gesellen
Zum Mahle sich in Eil'.

Dichtbei auf einem Steine,
Da rasten ihrer sechs;
Sie letzen sich mit Weine —
Es scheint ein gut Gewächs.
Ich wünsch' ihn kaum mir dunkler —
„Du da im Kamisol,
Der Wein" — „O Herr, ist Unkler;
Zwölfhundertsechz'ger wohl!"

Ein Glas! Gebt mir zu trinken! —
Dir bring' ich's, hehrer Bau!
O, glühten deine Zinken
Schon hoch im sonn'gen Blau!
O, wüchsen deine Bögen,
O, wüchse dein Pfeilerwald
Dem Himmel schon entgegen,
Eh' noch dies Wort verhallt!

Steig' auf mit deinen Thürmen,
Steig' auf, du heil'ger Dom!
Steig' auf, uns zu beschirmen
Die Stadt und auch den Strom!
Steig' auf in deinem Laube

Von Steinen, daß fortan
Des Glaubens fromme Taube
In ihm sich bergen kann!

O, wann einst wird entbrennen
All' deiner Scheiben Glut?
Wer einst wird sagen können:
„Glück auf, der Hammer ruht!
Geht heim, ihr Steinmetzschaaren!“ —
Getrost ruft der vom Stein:
„Nun, Herr, in hundert Jahren
Kann viel gemeißelt sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Castela.

(Fortsetzung.)

Ich kam also zu Tilmont, ohne daß es Jemand merkte; Jolivet schlich hinaus, um das Terrain zu recognosciren, und draußen Wache zu halten, damit wir durch keinen unverhofften Besuch in unserer Arbeit gestört würden. Tilmont saß auf seinem Bette; vor ihm stand ein Feldstuhl und darauf ein zinnerner Topf mit einem dampfenden Brei.

„Ah! das ist nicht übel!“ — sagte Tilmont, als ich eingetreten war; — „Soll's denn immer noch diese Nacht dran?“ —

— „Freilich, mein Freund, freilich; die Nacht ist ja ganz herrlich!“

Da nahm Tilmont die Planke, welche vor dem Loche stand, weg; ein starker, kalter Luftstrom drang in die Kammer und hätte beinah das unter dem Bette verborgene Lämpchen ausgelöscht. Draußen war Alles so finster, daß man nichts unterscheiden konnte; einzelne schwere Regentropfen wurden vom Winde in die Kammer herein verschlagen, und von den Prallwogen, welche mit dumpfem Brausen gegen die Schiffswand anschlugen, spritzte der Schaum bis zu unserm Loche herauf....

Tilmont starrte einige Secunden lang in die stille Nacht hinaus und schien auf das Heulen des Sturmes und das Tosen der Wellen zu horchen; dann schob er die Planke wieder vor, trat vor mich hin, sah mir fest in die Augen und sprach:

„Aber draußen haben wir, Spaß bei Seite, ziemlich schweres Wetter .... weißt Du's, Tom?“

— „Ja, ich weiß es nur zu gut .... aber was frag ich darnach!“

— „Und wenn's Dir das Leben kostete, lieber Tom?“ —

— „Einmal für allemal! Da frag' ich nichts darnach, Tilmont! Ob ich heute oder morgen heimsegle, das ist doch einerlei, mein' ich!“

— „Aber höre doch, wie der Sturm heult, Tom! Horch, wie die See tobt!... Unser altes Wrack schwankt ja hin und her wie ein Betrunkener, und das spürst Du nicht, Tom? Wie das morrsche Gebälk, unter den Stößen der Sturzwellen kracht und zittert? Folge mir, lieber Tom .... bleib da....“

Ich schwieg. Tilmont hatte eigentlich nicht so ganz Unrecht; das verdammte Ponton schlingerte wirklich wie eine Galliote, der Wind pfiff gar schauerliche Weisen und der See brauste so laut, daß es mir fast unheimlich zu Muthe geworden wäre: es war ein hübscher Sturm!...

Tilmont wollte meine momentane Unschlüssigkeit benutzen und mich vollends von meinem tollen Vorhaben abbringen: er nahm die Planke nochmals weg, und wir sahen, trotz der Dunkelheit den See, so weit das Auge reichte, mit dem leuchtend weißen Schaume der Sturzwellen bedeckt!... Und Sturzwellen auf einem Binnensee!... Sie können sich vorstellen, wie scharf es da kühlen mußte!... Allenthalben war der Himmel rabenschwarz und der Wind so feuchtkalt, daß mich ein Fuß nach dem andern schüttelte. Einen Augenblick, aber auch nur so lange, war ich unschlüssig und hielt es für einen Unsinn, bei solchem Wetter drittehalb Lieues weit schwimmen zu wollen; dann kehrt meine trotzige Entschlossenheit wieder und ich schämte mich meiner Schwäche.... ich hatte mir einmal vorgenommen, heute zu gehen. Ich blieb daher standhaft bei meinem Entschlusse und wurde ärgerlich, als Tilmont wieder zu seinem Loche hinauslugte.

„Und wenn Du noch zwanzigmal die Nase zu Deinem Fensterchen hinausstecktst,“ sagte ich, „so bleibt's doch dabei. Hat der Tom Castela einmal einen Entschluß gefaßt so weht ihn so ein Stürmchen nicht wieder um.... da müßte es ganz anders stürmen!... Ich sag' Dir's nochmals, ich mache mich fort.... so wahr ich Tom Castela heiße, ich will, ich muß fort!...

Wie ich aber sagte, „so wahr ich Tom Castela heiße!“ wußte Tilmont schon, daß jetzt Alles vergeblich sei; denn er kannte mich zu gut.

„Nun so geh' in Gottesnamen!" — sprach er mit sehr ernsthafter Miene und machte sein Loch wieder zu. Mein Starrsinn schien ihn zu betrüben, und das that mir weh; aber ich konnte einmal nicht anders und suchte daher das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

„Was dampft denn da in Deinem Zinntopf?" — fragte ich; — „das riecht gar nicht übel..."

— „Zucker, Rum und Kaffee, gemischt und zusammengekocht; es ist ungefähr eine Pinte und Du trinkst es, ehe Du gehst, Tom!..."

— „Auf keinen Fall!" — erwiederte ich ärgerlich; — „da soll mich der Teufel erdrosseln, wenn ich's mache wie die englischen Hunde, die nur Muth im Leibe haben, wenn sie besoffen sind!..."

— „Ich sage Dir, daß Du mir das trinkst, Tom!" —

— „Nein, durchaus nicht!" —

— „Ah!... nun, wir wollen sehen!" —

Doch was half das all'! Ich mußte doch trinken, das wußte ich schon zum Voraus; denn hatte sich dieser närrische Tilmont einmal etwas in den Kopf gesetzt, so mußte man ihm den Willen thun. Ich goß daher von seinem Teufelstrank ein Glas nach dem andern hinunter und verspürte alsbald einen gewaltigen Brand im Magen.

„Ah! daß Dich...." — brummte ich; — und wo hast Du den Talg?"

„Den hab' ich schon," — war seine Antwort, und er brachte die verabredeten 6—7 Pfund Talg herbei.

Jetzt zog ich mich (mit Verlaub, meine Damen) ganz nackt aus, wie mich Gott erschaffen, und alsdann machten wir beide, Tilmont und ich, uns an's Werk, und talgten meinen Körper so lange ein, bis er mit einer wenigstens sechs Linien dicken Fettschicht überzogen war. Das putzt gerade nicht sonderlich, aber es ist dies ein ziemlich einfaches Mittel, das ich Ihnen, wenn Sie in den Fall kommen sollten, bestens anempfehle; denn in dieser Toilette kann man stundenlang im eiskalten Wasser herumschwimmen, ohne die Kälte auch nur im Geringsten zu spüren.

Als ich nun wie eine Thrantonne eingefettet war, hing mir Tilmont eine Halskette von Guineen, die in eine Aalhaut eingenäht waren, um; alsdann packte ich eine kleine Karte des Canals La Manche, die ich aus dem Atlas eines englischen Soldatenkindes herausgerissen hatte, ferner Steine, Feuerstahl, Zunder und einen Dolch in meinen Wachstuchhut, drückte denselben tief in den Kopf und zog die Sturmbänder hübsch fest zusammen, um ja nichts zu verlieren. Hierauf schnallte ich noch einen kleinen ledernen Sack, der eine vollständige Kleidung für mich enthielt, auf meine Schultern und damit war meine Auftakelung vollendet.

Gerade zog ich noch den letzten Riemen an diesem Säckchen zu, da spürte ich, wie mein Tilmont heimlich noch etwas hineinsteckte; es waren 20 Guineen, Alles was er damals noch besaß.

„Tilmont," — sagte ich im Tone des Vorwurfes, — „das leide ich nicht! — Du bedenkst gar nicht, in welcher Lage Du bist."

— „Laß das!" — sagte er ungeduldig, „wir wollen schon sehen; keine unnöthigen Worte.... Wo hast Du Deine Schlammschuhe?" —

„Hier, auf meinem Säckchen; ich kann mich ja auf den Rücken legen und sie anschnallen, wenn ich sie brauche."

— „Ganz wohl!„ — sagte er — Nun!... hast Du Alles?" —

— „Ich glaube .... ja!"

— „Nun, so lebe wohl, lieber Tom! glückliche Reise!" — sprach er gerührt.

— „Lebe wohl, guter Tilmont!" — erwiederte ich und machte das Loch auf; sogleich löschte ein heftiger Zugwind unser Lämpchen aus, und es war in dem Kämmerchen so finster, wie auf dem Boden einer Theertonne. Ich umarmte daher meinen Freund Tilmont im Dunkeln, trug ihm noch auf, er solle Jolivet sagen, daß ich mich schönstens bei ihm bedanke und schlüpfte durch das Loch.

„Viele Grüße zu Hause!..." sagte noch Tilmont — da hörte ich nichts mehr; denn ich rutschte pfeilschnell, Hand über Hand, an einem vom Winde hin und her geschaukelten Tau hinab ins Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

In Moskau, wohin so Vieles sich zurückzieht, was sich mit der herrschenden Mode in Petersburg nicht vertragen kann, wimmelt es ohne Zweifel von interessanten Sonderlingen. Ich hörte unter anderen von einem reichen Herrn ...f... erzählen, von dessen Vermögen wohl hundert Leute satt würden, der sich aber selbst nie satt äße, vielmehr nur drei Mal in der Woche Speise zu sich nähme,

und der dies grausame Verfahren gegen seinen Magen einzig und allein mit der Redensart rechfertigt, er fände es mehr als viehisch, so viel zu essen, wie man gewöhnlich thäte. Es war ihm dieses unanständige Geschäft so zuwider, daß keiner seiner Untergebenen es vor seinen Augen verrichten durfte, und daß er überhaupt nie einer Mahlzeit, ohne sich zu ärgern und ohne über andere Esser zu spotten und sie zu necken, beiwohnen konnte.

Doch lebte in Moskau auch vor einiger Zeit noch eine Dame, die auf sonderbare Weise gegen den Strom der Sitte und Mode schwamm, obgleich sonst den Frauen ein originelles Wesen im Ganzen noch weit weniger ansteht als den Männern und auch seltner bei ihnen gefunden wird, da ihr fügsames und sanftes Gemüth ihnen selten die Charakterfestigkeit gibt, die zur Entwickelung einer pikanten Sonderlingsnatur erforderlich ist. Jene Dame, eine Gräfin ..z..., war mit dem Helios völlig zerfallen und wandte daher ihr ganzes Thun und Denken, wie die Phaläne, der Nacht zu. Sie haßte das Gestirn des Tages und sein lebendiges Treiben so sehr, daß sie sich Jahr aus, Jahr ein des Morgens früh gegen 6 oder 7 Uhr, wenn die Sonne zu leuchten begann und andere Leute an ihre Tagesgeschäfte gingen, zur Nachtruhe niederlegte. Des Abends dagegen, wenn die Sterne erwachten, stand auch sie zu ihrem Tagewerke auf. Gewöhnlich um 7 oder 8 Uhr Abends nahm sie ihr Dejeuner und promenirte alsdann in den finstern Straßen der Stadt, wobei die Bedienten sie mit Laternen begleiten mußten, und machte darnach Visiten bei guten Freunden, was in Petersburg und Moskau um diese Zeit sehr wohl angeht, da hier die Hauptgesellschaften und Bälle erst um 11 Uhr beginnen. Alsdann dinirte sie um 1 Uhr des Nachts entweder bei sich zu Hause oder in den Gesellschaften, zu denen sie die Einladungen angenommen hatte, und ließ das für ihr Diner gelten, was die Andern ihr Souper nannten. Gegen Morgen alsdann, wenn alles Vornehme sich in die Betten flüchtete, und mancher geringe Mann wohl schon wieder hier und da ein neues Tagewerk begann, krönte sie das ihre, indem sie sich in ihr innerstes Cabinet zurückzog, wo sie die flüchtigen Stunden der Lectüre und der Schriftstellerei widmete, bis ihr die Tagesregsamkeit alsdann zu groß und unerträglich wurde und sie sich ins Reich der Träume flüchtete. Sie soll oft ganze Nächte hindurch geschriftstellert haben; doch müssen es wohl nicht lauter Young'sche Gedanken gewesen sein, sonst würde doch wohl etwas von dieser Nachtarbeit ans Tageslicht gekommen sein. Ueber die Motive dieses merkwürdigen Hasses gegen das, was doch sonst die ganze Natur liebt, und dieses vertrauten Umganges mit der Mutter des Schlafes und des Todes verlautete nie etwas unter den Menschen. Wenn die Fama nicht versicherte, daß jene Dame außer mit dieser Sonderbarkeit auch mit Schönheit begabt gewesen sei, so könnte man denken, daß sie das neugierige Spähen des allsehenden Helios deswegen unerträglich gefunden habe. Uebrigens kann es Wunder nehmen, daß sie keine Sekte der Tagesschläfer in Petersburg, wo sie die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte, zurückgelassen hat, da hier die Wintertage so garstig und die Sommernächte so lieblich sind. Sie ist aber als die einzige Anhängerin ihrer Ansichten gestorben, und zwar an zu vielem Papierkauen. Sie hatte nämlich die üble Gewohnheit, überall, wo sie konnte, sich kleiner Papierschnitzelchen zu bemächtigen und sie zu verzehren. Trotz vielfacher ärztlicher Warnung überließ sie sich auch dieser Leidenschaft in dem Grade, daß sie ihre Gesundheit dadurch untergrub und darüber diese schöne Welt mit allen ihren prachtvollen Nächten verlor. Nach ihrem Tode mußte einem lange vorher mit ihm abgeschlossenen Vertrage gemäß ihr Arzt ihr das Herz durchbohren. Sie war nämlich beständig von der Furcht geplagt, lebendig begraben zu werden, und hatte daher diesem Arzte, den sie eigens deßwegen hoch besoldete, das heilige Versprechen abgenommen, ihr dann jenen Liebesdienst zu erweisen, wenn er sie nach seinem Wissen und Gewissen für todt hielte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Englische Bankette.

Den Relationen über die Feste, welche während des Aufenthalts des Königs von Preußen in England veranstaltet wurden, entnehmen wir zur Unterhaltung unserer Leser noch nachträglich die Beschreibungen einiger glänzenden Bankette, die zur Feier der Taufe des Prinzen von Wales und dem Könige zu Ehren gegeben wurden.

Bei der am 25. vorigen Monats stattgehabten Taufhandlung erschien die Königin in einem prachtvollen Gewande von karmoisinrothem Sammet, auf dem Haupte eine kostbare Tiara, sodann mit Ohrringen und Halsband von Diamanten. Ueber diesem Gewande trug Ihre Maj. das Costüm als Großmeisterin des Hosenbandsordens, und um den Hals das Collier des Ordens; Prinz Albert erschien in der Uniform als Ordensritter. Der König von Preußen trug eine scharlachrothe englische Uniform mit silbernen Epauletten. Das Wasser zur Taufe war aus dem Jordan; ein Herr Scoles hatte es 1835 vom Orient heimgebracht. Ein königliches Bankett in der St. Georgs-Halle nebst einem Concert beschloß die Festlichkeiten des Tages. Hier war Alles, was der königliche Haushalt Kostbares und Glänzendes einschließt, zur Schau gestellt. Die Beleuchtung war mittelst unzähliger silberner und vergoldeter Kandelaber bewerkstelligt, unter welchen das 5 Schuh hohe St. Georgs-Candelaber prangte, also benannt von einer Glanzreliefdarstellung des Kampfes mit dem Drachen auf der obern Abtheilung, während die unteren vier Figuren die Wappen von England, Schottland und Irland, und

die Feder des Prinzen von Wales tragend, gleichfalls in Ganzrelief zeigt. Neben diesem Candelaber standen zwei andere, mit einer Darstellung des Gartens der Hesperiden. Auf einem Buffet befanden sich 34 massive Schüsseln, darunter der Schild des Achilles, eine Trinkschale, welche bei der Eroberung von Havannah im Jahr 1702 aus spanischen Thalern verfertigt, und dem letzten Prinzen von Wales am Tage seiner Großjährigkeit von Sir J. Dyer überreicht worden war; ein Pfau, dessen Gefieder in Edelgestein nachgebildet ist, im Werthe von 30,000 Pf. Sterl., der goldene Tigerkopf, welcher bei der Einnahme von Seringapatam den Engländern in die Hände fiel u. dgl. m. Unter den Salzfässern bemerkte man das berühmte Towersalzfaß, welches für eines der auserlesensten Kleinodien der Krone gilt. Einer der Präsentirteller, zehntausend Pfund im Werth, war aus den goldenen Dosen gefertigt, die Georg IV. zum Geschenk erhielt. Noch sind zu erwähnen der silberne und vergoldete Springbrunnen, welcher auf einem der zerstreuten Trümmer der spanischen Armada zur Zeit der Königin Elisabeth, und Napoleons Suppennapf, mit dessen Namenschiffer und Krone, welcher bei Waterloo erbeutet wurde. Die Zahl der Couverts betrug 140. Jeder Gast hatte einen eigenen Domestiken zur Bedienung. Um 8 Uhr trat Ihre Majestät die Königin, gestützt auf den Arm des Königs von Preußen, ein, und nahm, den königlichen Gast zur Rechten, den Herzog von Sussex zur Linken, an der Mitte der Tafel Platz. Dem König von Preußen saß zur Rechten die Herzogin von Kent. Während des Mahles spielte die Musik des 72sten Hochländer-Regiments auf, und ein Sackpfeifer stimmte die Melodie des Liedes: „Whigs und Tories sind heut' Eins," an. Nach dem Mahle wurde die Gesundheit des Prinzen von Wales getrunken, und das „Rule Britannia" gespielt; in gleicher Weise wurde die Gesundheit des Königs von Preußen mit einer „schönen deutschen Melodie," die der Königin mit dem „God save the Queen," und die des Prinzen Albert mit dem Marsche des Herzogs von York begleitet. Nun entfernte sich die Königin mit den übrigen hohen Damen, Prinz Albert aber verweilte noch einige Zeit mit den Gästen, ehe man sich zu dem Concert begab. Hier wurden von einem auserlesenen Orchester 6 Musikstücke, sämmtlich von deutschen Meistern (Symphonien von Beethoven, Mozart und Mendelssohn-Bartholdy, und Ouvertüren, von Letzterem die „Meeresstille," dann von Lindpaintner die zu Goethe's „Faust" und die Festouverture von Marschner) vorgetragen. Während des Concerts erhob sich J. Maj., näherte sich einer großen Punschbowle, und leerte ein Glas auf das Wohl des Prinzen von Wales, ein Beispiel, welchem sich alle Gäste anschlossen. Bedeutsame Blicke wurden auf den Taufkuchen gerichtet, und man glaubte Anfangs, Ihre Majestät würde selbst das Signal zum Angriff geben, doch schien es die Königin des herrlichen Backwerks zu erbarmen, und der Kuchen blieb in statu quo. Um 11½ Uhr verabschiedete sich Ihre Maj., und trat am Arm des Königs von Preußen ab, ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. (Schluß f.)

* Buchstaben-Räthsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Dank dem Himmel, wenn er
mich dir beschieden,
Wenn auf des Lebens geräuschvoller Flur
Du im stillen häuslichen Frieden
Mit mir weih'st dich dem Guten nur;
Bei des Lebens Hast und Sorgen
Bin die beste Stütz' ich dir.

8 5 4 3 4 Das schönste, was auf der
Erde du findest
Bin ich, die dich am meisten beglückt.
Wenn an niedre Lüste du dich
nicht bindest,
Bin ich, die in ein Paradies
dich rückt.
Himmlisch hoch du durch mich
erhoben bist,
Wenn nur dein Sinn der
rechte ist.

6 2 4 9 4 Nur ich darf nicht fehlen deinem
Glücke;
Doch leb' ich still, für mich
nur allein!
Ich mein' es am besten mit
deinem Geschicke,
Will aber, wie man sagt, aufgesucht sein.
Hast du selbst mich und mich
auch gefunden,
Dann fließen des Lebens eilende
Stunden
Dir hin wie in voller Blüthenpracht.

2 4 9 4 Von mir wirst du dann nicht
leicht heimgesucht werden,
Und wohl dir und dem, der
mich noch nicht kennt!
Wenn in deinem ganzen Leben
auf Erden
Von deinem Glücke meine Pein
dich nie trennt.
Da lebst du wohl und betrübest
dich nicht,
Ob's auch dir an Reichthum
und Ehre gebricht.

P.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 15. Februar d. J.

Johann Joachim Meyer Wittwe Immobile, Grafenstraße Nro. 41, zu 1625 Rt. Käufer: Hinrich von Oesen.

Miscellaneen.

(Das Fest der preußischen Freiwilligen.) Berlin, 3. Febr. Das Fest der Erinnerung an den Aufruf der Freiwilligen zum Kampfe für Freiheit und Vaterland im Jahre 1813, 14, 15 wurde auch heut wie alljährlich im Jagor'schen Saal in eben so glänzender als erhebender Weise gefeiert. Der Saal war dem Fest entsprechend ausgeschmückt, er war in ein prächtiges Waffenzelt verwandelt. Das Fest wurde mit der Vorlesung des königlichen Aufrufs „An mein Volk" üblicherweise begonnen, dann folgten die von den Vorsitzenden ausgebrachten Toaste auf den König, das Vaterland, und das Andenken der Gebliebenen. Die Generale Boyen und Colomb waren zu der Feier geladen. Von den Prinzen des königlichen Hauses war niemand zugegen, das darüber verbreitete Gerücht mithin falsch, auch hat unsers Wissens die Anwesenheit derselben bei dem Feste noch nie statt gefunden.

(Weimar.) Der gefürchtete Verlust der Goethe'schen Sammlungen hat hier endlich dem Gedanken, Goethe's Haus sammt seinem Inhalt als Nationaldenkmal herzustellen, neue Anregung gegeben, es haben sich hohe Personen dafür erklärt und ihre lebhafte Unterstützung in Aussicht gestellt; auch die Goethe'sche Familie scheint nicht abgeneigt zu sein, im Fall ihr Anträge gestellt werden, darauf einzugehen, da es auch ihr Wunsch ist die herrlichen Sammlungen Weimar in ihrer Gesammtheit zu erhalten; ihre Bedingungen in einem solchen Fall würden sich wohl gemäßigt erweisen. Jedenfalls aber müßte das Haus mit erworben werden, welches der Schauplatz der Wirksamkeit des großen Mannes eine so lange Reihe von Jahren gewesen. Das einzige Haus, welches Alexander bei der Zerstörung Thebens erhielt, war das Pindars, er schenkte es aus Ehrfurcht für den gefeierten Dichter den Nachkommen desselben.

(Rußland.) Der Kaiser von Rußland hat wie in den übrigen Theilen seines Reiches, so nun auch im westlichen die liegenden Grundstücke der Geistlichkeit zur Verwaltung an sich genommen und den Geistlichen, damit sie nicht durch Beschäftigung mit weltlichen Dingen zu sehr von ihrem wichtigen Berufe abgezogen würden, Besoldungen, von denen sie anständig leben können, ausgesetzt. Doch sollen die Güter immer als Kirchengüter betrachtet und dazu aufgeführt werden.

In dem kaiserlichen Ukas kommt folgende merkwürdige Stelle vor: „In Folge der Zeiten wurden durch gerechte Fügungen der göttlichen Vorsehung unserm Reiche seine westlichen Gouvernements restituirt. Jetzt sind in diesem Landstrich die Spuren der temporären Fremdherrschaft getilgt, er ist wieder eng und unzertrennlich mit Rußland vereint."

(Auf der London-Brighton-Eisenbahn) hat sich folgendes komische Ereigniß begeben, welches jedoch beinahe sehr traurig ausgefallen wäre. Ein Herr hatte eine ihm gehörige Kutsche zur Beförderung übergeben; das Gestell, auf welches man sie lud, bildete das letzte Glied des Zuges; er selbst wollte, trotz aller Warnungen, in derselben sitzen bleiben. Mitten in einem Tunnel lö'te sich das Gestell mit der Kutsche zufällig vom Zuge los, und blieb mit dem unglücklichen Reisenden im Finstern sitzen. Vergebens rief dieser dem Zuge nach; er mußte allein zurückbleiben, mit der gräßlichen Aussicht, in wenigen Minuten vielleicht von einem nachkommenden Wagenzuge zerschmettert zu werden. In dieser verzweifelten Lage fuhr eine Dampfmaschine keuchend in den Tunnel ein, und schon glaubte der arme Reisende sein Schicksal gewiß, da klärte sich Alles zum Guten auf. Die Maschine war abgeschickt worden, um nach dem Zurückgebliebenen zu sehen, den sie nun, ohne andern Schaden, als die Angst, die er ausgestanden hatte, nach Brighton brachte.

(Ein Baltimorer Blatt) erzählt folgenden merkwürdigen Fall: „John Dougherty, der vor einiger Zeit so furchtbar verletzt wurde, indem ihn bei dem Eisenbahn-Depot ein Waggon an der Mauer des Billet-Büreaus zerquetschte, ist so weit hergestellt, daß er von hier nach seiner Heimath zu Lancaster, in Pennsylvanien, hat abreisen können. Die ihm von jenem Zufall gebliebene Erinnerung ist in der That so bestimmt als schrecklich. Als er den Waggon herbeischießen sah, hoffte er zuerst, daß man ihn noch zeitig genug in seinem Laufe hemmen würde; aber bald empfand er an den vorstehenden Theilen seines Körpers die Quetschung, das Brechen seiner Rippen; dann folgte das furchtbare Gefühl, welches mit der gewaltsamen Zuströmung des Blutes aus dem Körper nach dem Kopfe verbunden ist: es war ihm, wie wenn sich ein Feuerstrom aus dem Letzteren nach dem Ersteren ergösse. In diesem Augenblicke verlor er das Bewußtsein, und als der Wagen gleich darnach zum Stehen gebracht und etwas zurückgeschoben worden war, fiel er, einer Leiche gleich, zur Erde nieder. Endlich wieder zur Besinnung gekommen, war ihm, wie wenn er einen unangenehmen Traum gehabt hätte, und er freute sich, durch sein Erwachen davon befreit zu werden. Wer ihn in dem Augenblicke seines Unfalls gesehn, der mußte es für unmöglich halten, daß er ihn überleben würde.

(Mad. Margate,) die berühmte Luftschifferin, ist am am 22. Januar zu Batignolles bei Paris, 62 Jahre alt, gestorben. Diese unerschrockene Frau hat mehr als einmal ihr Leben für die Armen gewagt. Zu ihren Abenteuern gehört unter Anderm die schreckliche Nacht, die sie im Jahr 1824 in einem Gehölz der Gemeinde Valizy zubrachte. Ihr Ballon hatte sich an einem Baum festgerannt, und sie mußte den Tag abwarten, um sich an einem Seile herabzulassen. Die auf einem benachbarten Felde arbeitenden Bäuerinnen waren nicht wenig erstaunt, eine „vornehme Dame" in reichem Anzug vom Himmel herabfallen zu sehen.

(Salamander-Gift.) In einem Wirthshause zwischen Villefort und Langogne ließen sich zwei Reisende eine Flasche Wein geben. Kaum hatten sie davon getrunken, so fielen sie nieder und starben unter fürchterlichen Zuckungen. Das Gericht, davon benach-

richtigt, begab sich sogleich zur Stelle, um über die muthmaßliche Vergiftung Untersuchung anzustellen. Die Wirthsleute betheuerten auf das angelegentlichste ihre gänzliche Unschuld bei der Sache, und zur Bekräftigung erbot sich die Wirthin, von demselben Weine zu trinken, der den Gästen aufgestellt worden war. Allein kaum hatte sie ein Glas getrunken, so starb auch sie unter denselben Symptomen. Man untersuchte das Faß und fand darin einen todten Salamander, dessen Gifte man jene furchtbaren Wirkungen zuschrieb.

(Volksfeste.) In manchen Gegenden dringen die Behörden, geistliche wie weltliche, auf Abschaffung der Volkslustbarkeiten und Volksfeste, weil es, nach alter Sitte, dabei etwas handgreiflich zugeht, und weil sie den „guten Sitten" zuwider seien. Aber wenn man dem Menschen Tanz und Musik nimmt, wenn man ihm, nachdem er sechs Tage lang gearbeitet hat, auch den Sonntag Nachmittag und Abend verkümmert, so wissen wir nicht, wie der ärmere Mann — denn der Reiche hat 365mal im Jahre Sonntag — sich noch in seiner Weise ergötzen kann. Soll alles frische und derbe Leben verschwinden, Alles glatt und eben geschoren werden? — Es giebt Leute, die aus dem Staate einen chinesischen Garten machen möchten; — aber die Natur verkünsteln, heißt auch immer die Natur verpfuschen. Wozu das Bestreben, Alles nach dem beschränkten Maße des eigenen Begriffes nivelliren zu wollen? (Oberd. Zeit.)

(Die Statue von Rubens), welche in Folge des im Jahre 1840 abgehaltenen Rubensfestes in Antwerpen aufgestellt werden sollte, ist mit Beschlag belegt wegen mangelnder Zahlung; die Stadt Köln soll die Absicht haben, solche zu erwerben.

(Schweiz.) In der Gegend von St. Moritz sah sich letzthin ein Reisender plötzlich von einem Wolfe begleitet. Wie er aufschreckend anhielt, setzte sich auch das Thier ruhig ihm gegenüber und folgte ihm dann wieder wie ein Hund bis zur Brücke Monvoisin, wo es seitab in den Berg schwenkte. Vor etlichen Jahren befand sich ein anderer glaubwürdiger Mann in der gleichen Gegend plötzlich in Gesellschaft zweier solcher Wölfe, die eine ganze Viertelstunde lang an seiner Seite gingen.

(In Smolensk) ist nun auch auf allerhöchsten Befehl eine Denksäule zum Andenken an das Kriegsjahr 1812 errichtet worden. Sie ist aus Gußeisen im byzantinisch-gothischen Styl und steht auf dem Paradeplatze, der Königsbastion gegenüber, welche der Hauptpunkt der Schlacht am 5. Aug. 1812 war. Die Höhe derselben mit dem Erdaufwurf, auf welchem sie steht, beträgt 36 Arschinen, der Umfang des Fußgestells 19½ Arschinen. In der Mitte des Obelisken, an dessen Fuß man vier Adler mit ausgebreiteten Flügeln sieht, befindet sich das Bild der Mutter Gottes von Smolensk und auf dem Piedestal der Plan der Schlacht nebst sechs Inschriften. Die feierliche Einweihung des Monuments erfolgte am 5. (17.) November, am Jahrestag der Flucht der Franzosen durch Smolensk.

(England.) Die Eastern Counties-Eisenbahn wird auf eine neue Art vom Schnee gereinigt: man läßt Nachts eine Locomotive darauf laufen, an deren Vorderseite große Besen befestigt sind.

(Anekdoten von Saphir.) Ein Komponist, dessen Produkt von S. getadelt wurde, traf ihn auf der Straße und sagte: „Die Zeit wird schon einmal kommen, wo ich Sie in Wuth setzen werde!" — „Setzen Sie mich in was Sie wollen," erwiederte S., „nur nicht in Musik!"

Ein arroganter Sänger, der sich von einer Kritik verletzt fühlte, sagte zu S.: „Ich habe alle Stimmen für mich, und so kann mir die Ihrige gleichgültig sein!" — „Das ist wahr," versetzte S., „Sie haben alle Stimmen für sich, und nur eine gegen sich, die Ihrige!" —

„Wie kömmt es," fragte ihn eine boshafte Dame an einem zahlreich besetzten Mittagstisch, „daß die geistreichsten Männer die häßlichsten sind?" — „Das kömmt daher," erwiederte S. rasch, „weil die dummen Frauenzimmer die Schönheit früher vergriffen haben!"

(Fanny Elßler) hat Amerika verlassen. In einem Monat wird sie in Europa sein. Man weiß, daß der Aufenthalt der berühmten Tänzerin in den vereinigten Staaten eine lange Triumphpirouette war; das Drehen ihrer Beine machte viele Köpfe drehen. Ein Quäker erhängte sich sogar aus Leidenschaft für ihren Pantoffel, die Yankee'schen Dichter erschöpften sich an Blumen und Phrasen, die Behörden hielten Anreden an sie.

(Die Sabbathheiligen in Schottland.) Die Bigotterie, welche in Schottland seit langer Zeit ihren Sitz aufgeschlagen hat, erklärt sich jetzt aufs stärkste gegen das Abgehen von Eisenbahnwagen am Sonntag, obgleich das Eisenbahncomité sich bereit erklärt hat, nur Morgens und Abends, also nicht zur Zeit der Kirche, einen Zug abgehen zu lassen. Der **Examiner**, der diese Erklärung mittheilt, macht es nicht unwahrscheinlich, daß dies Verfahren zum Theil eine Börsenspeculation sei, um die Actien zum Fallen zu bringen und dann aufzukaufen. Aber ganz abgesehen von dieser Beschuldigung, fängt das bigotte Verfahren einiger Zeloten an bereits seine natürlichen bittern Früchte zu tragen, und den ruhigen religiösen Sinn, der die Schotten auszeichnete, zu stören; sonst widmeten sie freiwillig den Sonntag der Ruhe und dem Gebet, jetzt sind sie durch die Verfolgung gereizt, und zahlreiche kleine Kaufleute in Edinburg öffnen jetzt, den vorübergehenden Zeloten zum Trotz, am Sonntag ihre Buden, was ihnen sonst nie eingefallen wäre. Ein bitterer Kampf hat sich entsponnen, und die Besonnenheit und Milde, die man auf der einen Seite aus den Augen verlor, werden jetzt eben so gut auf der andern mißachtet.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 15.

Bremen, Sonntag den 20. Februar 1842.

Gestorben:

Nro. 199. Den 16. Februar. Des Maurergesellen Otto Bischoff Sohn (todt geb.); Steinthor Nro. 40.

— 200. Den 16. — Des Branntweinbrenners Conrad Poppe Wittwe, geb. Meyer, 66 Jahr; Jacobikirchhof Nro. 3.

— 201. Den 16. — Der Mechanicus Gabriel Franz Theophilus Kießling, 35 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 8.

— 202. Den 16. — Des Grobbäckers August Tölke Steinfeldt Tochter, 1¼ Jahr; Brautstraße Nro. 1.

Nro. 203. Den 18. — Der Kaufmann Carl Joseph d'Oerpinghausen aus Düren, 30 Jahr; Westerstraße Nro. 1.

— 204. Den 18. — Der Küper Herm. Hinrich Clüver, 37 Jahr; Stephanithorswallstraße Nr. 20.

— 205. Den 18. — Der Glasergesell Hermann Bruns, 29 Jahr; Wenkenstraße Nro. 7.

— 206. Den 18. — Des Küpergesellen Carl Smidt Sohn, 4 Monat; kl. Sortillenstraße Nr. 5.

— 207. Den 19. — Des Schenkwirths Joh. Matthias Jörres Sohn, 3 Wochen; zweite Schlachtpforte Nro. 11.

Gebürten:

Nro. 236. Den 13. Februar. Des Schmieds Heinrich Friedrich Wendt Ehefr., geb. Töpelmann, Schwachhausen N. 26; v. einem Mädchen.

— 237. Den 14. — Des Branntweinbrenners Joh. Schmidt Ehefrau, geborne Meyerdiercks, Adamspforte Nr. 1; von einem Knaben.

— 238. Den 15. — Des Arb. Friedr. Engelb. Brüggemann Ehefr., geb. Rippe, Großenstraße Nr. 10; von einem Mädchen.

— 239. Den 15. — Des Arb. Friedr. Boschen Ehefr., geb. Bomeyer; Hastedt Nr. 2; von einem Knaben.

— 240. Den 16. — Des Maurergesellen Otto Bischoff Ehefr., geb. Tölke, Steinthor; von einem todten Knaben.

— 241. Den 16. — Des Arb. Christ. Ludw. Hillmann Ehefr., geb. Wilkens, am steinernen Kreuz Nr. 14; von einem Mädchen.

Nro. 242. Den 17. — Des Aeltermanns Carl Wilhelm Fritze Ehefr., geb. Focke, Hutfilterstraße Nr. 40; von einem Knaben.

— 243. Den 17. — Des Kupferschmieds Joh. Hinr. Riechers Ehefr., geb. Dähn, Balgebrückstraße Nr. 25; von einem Mädchen.

— 244. Den 17. — Des Schenkwirths Christoph Heinr. Saltzmann Ehefr., geb. Lösking, Theisenradsdeich Nr. 5; von einem Mädchen.

— 245. Den 17. — Des Zimmergesellen Gerhard Kayser Ehefr., geborne Heicke, vor den drei Pfählen Nr. 6; von einem Mädchen.

— 246. Den 18. — Des Lohgerbergesellen Hermann Dahnken Ehefr., geb. Siemers, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 66. Der Kaufmann Wilh. Fehrmann und Johanna Lankenau. Beide von hier.

— 67. Der Kaufmann Eduard König hieselbst und Catharine Wolff zu Neumühlen bei Altona.

— 68. Der Zimmergesell zu Zürich Johann Friedrich Bernhard Köhne und Anna Maria Kettenreiner zu Bühl im Großherzogthum Baden.

Nro. 69. Der Tischler Joh. Christian Singer und Anna Catharina Baumüller hieselbst.

— 70. Der Arb. Friedrich Wilhelm Schütte und Margaretha Dorothea Biesewig hieselbst.

— 71. Der Maurergesell Johannes Vocke und Cathar. Dorothea Müller hieselbst.

— 72. Der Arb. Heinrich Christ. Kammann u. Maria Magdalena Ellerbrock hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 16.

Bremen, Donnerstag den 24. Februar 1842.

Eine Rheinsage.

(Von F. Freiligrath.)

(Fortsetzung.)

3.

Und weiter von den Ständern
Des Domes schreiten wir;
Ich lobe mir dieß Schlendern,
Wo aber bleibt das Thier?
Das Unthier, das zu spießen,
Trotz Mähne, Schweif und Fang,
Ich risch mit beiden Füßen
In's Mittelalter sprang?

Du sprichst, o Freund und Führer:
„So folge mir doch nur!
Ich bin ein alter Spürer,
Und längstens auf der Spur.
Schon bangt mir vor den Krallen
Des Wildes, das du jagst;
Ganz nah schon sind die Hallen,
Darin du's greifen magst.

Siehst du voraus uns schreiten
Den hohen, reis'gen Mann?
Das blanke Schwert zur Seiten,
Ausholt er, was er kann.
Die Hand im Schuh von Leder,
Hinzieht er ungeschmückt,
Die Kogel mit der Feder
Fest auf das Haupt gedrückt.

Es grüßen ihn die Bürger,
Die auf der Gasse sind,
Vom Ritter bis zum Schürger;
Dazu manch rosig Kind,
Das eben aus der Messe
Von St. Marien kam;
Es grüßt durch Wick und Kresse
Von des Erkers Fensterrahm;

Und spricht zur Mutter drinnen:
„O Mutter, welch ein Mann!
O Mutter, laßt Eu'r Spinnen,
Und seht den Herrn Euch an!
Sein Aug' wie stolz und dunkel!
Sein Wuchs wie schlank und hoch!"
Die Mutter hebt die Kunkel,
Und lacht: „Ei, seht mir doch!

Für den sind andre Frauen;
Trag' nur das Mahl herein!" —
„Ei nun, man darf doch schauen,"
Versetzt das Töchterlein.
„Ich bin fürwahr nicht dreister,
O Mutter, als mir frommt.
Man grüßt doch, wenn der Meister
Der Stadt geschritten kommt."

Gewiß, du Schöne, Schlanke!
Du Rose Lugdurchslaub!
Grüß' immer! grüß' und danke!
'S ist Gryn — du hast Verlaub!
Dem warm die Rechte drücken
Ringsum, die städtisch sind —
Gewißlich darf ihm nicken
Eines guten Cölners Kind.

Im Rath und im Gefechte
Der erste Mann allzeit,
Der Bürger alte Rechte
Zu wahren stets bereit,
Mit Hand und Fuß entgegen
Der gier'gen Klerisei —
Frag' nach, ob noch ein Degen,
Wie Gryn der Cölner sei!

„Dem Bischof gönnen wir willig,
Was Ehren er auch hat;
Doch fordr' er nur, was billig: —
Wir sind des Kaisers Stadt!

Des Kaisers und des Reiches!
Wir lassen ihm seinen Stab!
Wohlan, thu' er ein Gleiches,
Zwack' uns am Recht nichts ab!"

So mochte man immer sprechen
Hören wohl den Gryn;
Das gab manch Lanzenbrechen
Und Streiten her und hin.
Jetzt haben sie kurzen Frieden: —
So lang man Schwerter wetzt.
Der Ritter ist beschieden
Zum Bischof eben jetzt.

Da geht er hin zum Mahle;
Er vor — wir schreiten nach.
Schon steht er am Portale,
Pocht an mit hellem Schlag.
Du, hüte dich wohl, Herr Ritter!
Leicht mag sich drehn der Wind!
Wer weiß, was hinter'm Gitter
Der Scheinfreund Arges sinnt!

Aufgehn die hohen Thüren,
Zwei Mönche lassen ihn ein.
„Nun wollen wir erst Euch führen,
O Herr, zu unserm Leu'n.
Ihr habt von ihm vernommen:
Fürwahr, ein seltsam Thier,
Fernher zur See gekommen! —
Hernach dann speisen wir."

Er folgt. — „Noch diese Kammer?"
„Ja, Meister, dorthinaus!" —
Vorfliegt die Eisenklammer —
Er drin, die Mönche draus.
Der Leu mit offnem Rachen
Fällt an den edlen Gast;
Die Mönche draußen lachen,
Der Ritter steht gefaßt.

„Jetzt auf, du Löwentödter!
Jetzt gilt es! hilf geschwind!" —
O Simrock, o Verräther,
Das nenn' ich bönn'schen Wind!
Mit Drachen wollt' ich ringen,
Die Feuer und Flamme spei'n —
Nun heißest du mich zwingen
Einen ordinären Leu'n!

Wie mochte der dich grämen?
Ein Löwe? — Bagatell!
Den wird der Gryn schon zähmen,
Er ist ja stark und schnell!
Was Schrämmlein oder Ritze!
In des Thieres Rachen fährt
Sein linker Arm, mit Mütze
Und Mantel wohlbewehrt

Die Brust dann mit dem Degen
Durchbohrt die rechte Hand;
Das Unthier ist erlegen —
Wie sich von selbst verstand.
Herr Gryn bleibt ungegessen;
Da steht er unversehrt.
„Das war ein Bischofsessen!"
Er sagt's, und wischt sein Schwert.

Und wenig Stunden schwinden,
Da läßt er seine Haft;
Sie wußten ihn bald zu finden,
Sturm lief die Bürgerschaft.
Des Bischofs feile Knechte
Hangen am hohen Thor;
Der Stadt uralte Rechte
Stehn fester, als zuvor.

(Schluß folgt.)

Castelo.

(Fortsetzung.)

Dank meiner Talghaut, spürte ich nicht eher, daß ich in See war, als bis mir die Wellen ins Gesicht schlugen und ich das Brackwasser schmeckte. Da überließ ich mich einer zurückfluthenden Prallwoge und befand mich im Nu an den Steuerketten. Weil ich aber trotz des Heulens des Sturmes und des Tosens der Wellen fürchtete, die Schildwachen auf der Außenbühne möchten mich hören oder sehen, tauchte ich jetzt und schwamm etwa 10 Faden weit unter Wasser. Als ich wieder herauf kam, hatte ich das Ponton zu meiner Linken; ich erkannte es an seinen drei Leuchten, welche in der Finsterniß wie große Sterne flimmerten und im Winde heftig hin und her schwankten: nach ihnen konnte ich mich orientiren und vor der Hand meinen Cours einrichten. Wie gesagt, war der See diese Nacht für Schaluppen nicht haltbar und also von einer Runde keine Rede. Das war mir sehr erwünscht; denn von Seiten der Menschen hatte ich nunmehr nichts zu befürchten: nur Wasser, Wind und Schlamm machten mir noch Sorgen .... und letzterer am meisten .... Uebrigens schwamm ich, Eitelkeit bei Seite, wie ein Delphin und fühlte mich ziemlich behaglich, denn Tilmont's Zaubertränkchen erwärmte mich von innen heraus, während die Talgschicht mich nach außen vor

Frost schützte. Meine Lage war haltbar, aber bei allen dem war das Wetter denn doch ganz niederträchtig schlecht für eine so weite Schwimmparthie. Nun!...

Als ich etwa 12 Kabellängen vom Ponton entfernt war, sah ich rings um mich her, so weit mein Auge reichte, durchaus nichts mehr als schwere schwärzliche Wogen, die sich an meiner Brust brachen und dann hoch aufschäumten, und über mir den Himmel mit braunrothen Wolken bedeckt, die unter dem Winde am Horizonte hinzogen.

So wie der Wind etwas abnahm, regnete es immer stärker und stärker, bis die schweren Tropfen so dicht herabschossen und mir so heftig ins Gesicht schlugen, daß ich nicht mehr frei anfathmen konnte und mir Hören und Sehen verging. Der fatale Regen belästigte mich nicht wenig; aber ich kehrte mich nicht daran und schwamm muthig vorwärts....

So ging's eine halbe Stunde lang und ich kam dem Ziele näher; da überfiel mich eine momentane Schwäche.... Ich fragte mich, ob's vielleicht nicht vernünftiger gewesen wäre, wenn ich noch einen Tag gewartet und den Rath meines guten Tilmont befolgt hätte.... Aber ich dachte wieder an Frankreich, an meine Mutter, an meinen Bruder .... und meine Kräfte kehrten wieder; es war mir, als würde ich über's Wasser emporgehoben und ich konnte nicht umhin, ein lautes Hurrah auszurufen. Ich that in diesem Momente, so wahr ich Tom heiße, die zwanzig besten Stöße, die ich je gethan habe, seitdem ich schwimmen kann, und das ist schon lange her.... Ich war ganz außer mir, gerade wie besessen, und wäre damals, glaube ich, selbst durch Feuer geschwommen....

Ich war bereits drei viertel Stunden in See, da zertheilte sich im Nordwest das schwere Gewölk und es zeigte sich ein Blink, d. h. eine lichte Stelle; ich sah ein wenig Blau und etliche Sterne, von grauschwarzen Wolkenschichten umgeben, und wie in einem Rahmen eingefaßt.

Bei der augenblicklichen Helle, welche der Blink verbreitete, konnte ich am Horizonte den Giebel einer Mühle unterscheiden, welche mir beim Uebersetzen über die Schlammbänke die Richtung angeben mußte. Jetzt merkte ich erst, daß ich im Augenblicke denselben schon näher war, als ich geglaubt.

An dieser Stelle begegnete mir etwas, ich weiß nicht, ob ich's Ihnen gestehen soll, so dumm wird's Ihnen vorkommen; mir kam's aber damals nicht so vor: denn dieser Spaß oder vielmehr diese Dummheit hätte mir fast das Leben gekostet!...

Wie ich nämlich an jene fatalen Bänke dachte, fiel mir auf einmal jener Dubreuil wieder ein, dem die Raben dort die Augen ausgehackt hatten, und das schreckliche Bild verließ mich nicht mehr. Und diese Erinnerung, dieses Gesicht war so deutlich, daß ich es für Wirklichkeit hielt.... Solchen Eindruck hatte jene Teufelskratze auf mich gemacht!... Ich stellte mir Dubreuil's scheußliches Gesicht so lebhaft vor, daß ich es mit meinen leiblichen Augen zu sehen glaubte .... und ich sah es auch wirklich!...

Ja, ja, ich sah es, wie ich's noch manchmal in meinen Träumen sehe: jenes gebräunte, zerhackte Gesicht, jene schwarz-blauen, aufgeschwollenen Lippen, jene weißen Zähne und vorzüglich jene zwei blutigen Höhlen, worin keine Augäpfel mehr waren!... Ich versichere Sie nochmals, ich sah Alles dies; und in diesem Momente gerade, in dieser stürmischen Nacht so etwas zu sehen, das war ärgerlich, das war schrecklich!...

Ich wehrte mich .... doch vergebens!... Ich suchte mich zu überreden, es sei eine Wirkung des Rums, den ich getrunken .... ich riß die Augen auf so weit als möglich, ich drückte sie wieder zu .... ich tauchte unter, schlug ins Wasser, daß der Schaum aufspritzte .... ich befühlte meine Arme, meine Beine, meinen ganzen Körper .... Alles half nichts: das Schreckbild verfolgte mich unablässig, wie ein böser Geist. —

Der Alp drückte mich, ich hatte das Fieber, ich war geistesverwirrt, kurz wie Sie's nur nennen wollen; aber ich sah einmal jenes schreckliche Gesicht!... In diesem Augenblicke war ich nahe daran, für immer den Verstand zu verlieren; meine Stirn glühte .... ein kalter Schauer überlief mich nach dem dem andern .... der Schreck lähmte meine Glieder und ich sank bewußtlos unter. Kaum war ich zwei Faden tief, da kehrte meine Besinnung wieder und ich stieß auf eine dickflüßige Substanz .... der Boden wurde immer lockerer .... ich befand mich auf den Schlammbänken!...

Mit einem Stoße war ich wieder oben und wollte den gefährlichsten meiner Feinde muthig angreifen: aber da war's, als hätten sich die Elemente zu meinem Untergange verschworen. Lauter heulte der Sturm, in Strömen rauschte der Regen herab, und die Nacht schien noch finsterer zu werden. Da glaubte ich ganze Schwärme Raben zu

ehen und zu hören .... Das Rauschen ihrer Flügel, ihr heiseres Gekrächze, das Alles hörte ich ganz deutlich .... und mitten aus diesem Rabenschwarm grinsten mir die leeren blutigen Augenhöhlen jenes fatalen Dubreuil entgegen ..... das hielt ich nicht mehr aus .... ich verspürte einen starken Schwindel, meine Sinne schwanden und ich war einer Ohnmacht nahe.....

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Englische Bankette.

(Schluß.)

Bei dem am 30. Januar von Ritter Bunsen seinem Könige gegebenen Festmahl war der Speisesaal mit mancherlei Emblemen ausgeschmückt, die auf Englands und Preußens innige Freundschaft deuten sollten. Eine Trophäe stellte zwei aufsteigende (rampant) Löwen auf einem Felsen vor, worauf ein blasonnirter Stern mit dem preußischen Adler in der Mitte funkelte, über welchem die drei Federn des Prinzen von Wales ragten. Eine andere Trophäe, von brittischen und preußischen Fahnen überwallt, deutete auf Bürgerthum und Handelsflor. Das Gastmahl bestand aus beinahe hundert Gedecken. Der König, der zwischen dem Ritter Bunsen und seiner englischen Gemahlin saß, brachte nach Tisch die Gesundheit der Königin aus und fügte mit Nachdruck bei: „Gott segne sie!“ Lord Ashley erwiederte mit dem Toast: „Se. Maj. der König von Preußen! Gott segne ihn in Zeit und Ewigkeit!“

Noch glänzender und zahlreicher besetzt war das Bankett, das der reiche Herzog v. Sutherland, Lord Morpeths Schwager, am 31. Jan. Abends in seiner Stadtwohnung Stafford-House dem König gab. Im Speisesaal standen drei massiv silberne Leuchter von 6000 Unzen Gewicht. Die ganze herzogliche Familie Cambridge, der Herzog von Sussex mit seiner Gemahlin der Herzogin von Inverneß, die Herzogin von Gloucester, die Herzoge von Wellington und Bedford, der Erzbischof von Canterbury, die Lords Palmerston und John Russell, überhaupt viele Personen des hohen Whigadels waren anwesend. Deßgleichen sehr vollständig das diplomatische Corps. Von Litteratoren war Hr. Lockhart, Walter Scotts Schwiegersohn, geladen.

Am 1. Februar folgte der König der Einladung des Herzogs von Sussex zu einem Gabelfrühstück im Kensingtonpalast, hinter Hyde-Park. Die Zugänge zum Palast waren dicht besetzt; die Schüler und Schülerinnen der Nationalschule mit Banner bildeten Spaliere; vor dem Haupteingang der Gemächer Sr. königl. Hoheit stand eine Ehrenwache von der Grenadiergarde, während auf dem Grasplatze die königliche Artilleriecompagnie aufgestellt war. Der Herzog und seine Gemahlin, die Herzogin von Inverneß (früher Lady Cecily Underwood), empfingen ihren hohen Gast auf dem Corridor und geleiteten ihn in den Salon, wo alle Mitlieder der königlichen Familie, mit Ausnahme der noch nicht ganz wiederhergestellten Königin Adelaide, versammelt waren. Auch traf der König hier neben einigen Diplomaten die Häupter der Whigpartei, der sich der Herzog von Sussex mit ganzem Herzen angeschlossen hat: die Herzoge von Sutherland und Bedford (das Haupt der Familie Russell), den Marquis Lansdowne, den Grafen v. Clarendon, den Marquis von Normanby, Lord John und Lord William Russell, auch den Commodore Sir Ch. Napier; ferner die Häupter der Londoner israelitischen Gemeinde, welche meist Anhänger der Reformpartei sind, namentlich Sir Moses und Lady Montefiore, Sir Isaac Goldsmid, Herr D. Salomons und die HH. von Rothschild. Bei der Tafelmusik spielte, da der Herzog von Sussex als Graf von Inverneß auch dem Hochlande angehört, die Sackpfeife eine Hauptrolle. Der Pfeifer Sr. königlichen Hoheit in prachtvollem königlichen Tartan aus Seide, mit Goldstickereien und mit dem Wappenschild verziert, ging um die Tafel und spielte schottische Weisen. Bei einer frühern Gelegenheit hatte der König das: „Wohin, o wohin bist du, Hochlandsmaid“ gehört. Heute spielte der Sackpfeifer dem König, als dieser sich entfernte, bis an die große Treppe das auch durch W. Scott berühmte: „Die Campbells kommen“ vor. Bei der dem König ausgebrachten Gesundheit bemerkte der Herzog von Sussex, er dürfe sich einen der ältesten Freunde Sr. Majestät nennen, da er ihn schon gesehen, als er zwei Jahre alt war. Der Herzog trank auf die nähere Verbindung zweier in ihren theuersten Interessen sich so verwandten Länder wie England und Preußen. Der König antwortete auf die persönlichen Lobsprüche des Herzogs mit großer Bescheidenheit und brachte den Toast aus: „Ich schlage die Gesundheit der erlauchtesten, liebenswürdigsten, größten Dame vor — der erlauchtesten durch ihre Ahnen, der liebenswürdigsten durch die ihr von Gott verliehenen Eigenschaften des Herzens, der größten durch ihre Nation — der Königin Victoria; Gott segne sie!“ — Um 5¼ Uhr endete das Luncheon im Kensingtonpalast. Um 6 Uhr begann das glänzende Bankett, welches der Herzog von Wellington in Apsleyhouse dem Könige zu Ehren gab. Das diplomatische Corps war sehr zahlreich anwesend. Nach der Mahlzeit folgte ein Concert, in welchem die ersten Künstler und Künstlerinnen der Hauptstadt mitwirkten.

---

* Herzensergießungen.

Briefe an A....

Von P. J. W.

1. Brief.

Seit vier Tagen bin ich fort von dir, Geliebte. — Vier lange Tage schon strahlt dein freundlicher Blick nicht mehr auf die Pfade meines Lebens. — Wohl blickt dein Bild so traulich von der Wand zu mir herab; aber im Bilde ist dein Auge kalt; es schaut dort wie es auf alle Menschen schaut; aber das Feuer, das es entflammte, der feuchte Glanz, der wieder mildernd in dies Feuer fiel, wenn

er auf deines Freundes Zügen weilte — das konnte das Bild nicht wiedergeben. — Malet die Sonne, wenn sie liebend auf ihren Erdkreis niederblickt — ach! kein Maler vermag es, den herrlichen Strahl zu fesseln. Der Geist der Sphären mischt sich in den Strahl der Sonne, wie in deinen Liebesblick dein herrlicher Geist. —

Der Frühling naht sich, meine A.... Draußen seh' ich eine Mücke tanzen im warmen Licht des Tages. — Der Wind streift mild über Felder und Fluren, und hat schon hier und da ein Maienglöckchen geküßt, das neugierig aus der schwarzen Gartenerde hervorlugte, ob's schon Zeit sei, ob der Lenz schon kommen sei mit Flora's üppigem Füllhorn. Und wie die Knospen an den Bäumen schon das Freie suchen, wie die Schwalben fröhlich zwitschernd ziehen, so möcht' auch ich mit offnem, freien Herzen hinauseilen in die schöne, schöne Welt, und sie bei ihrem Erwachen belauschen. — Auch in meine Brust zieht der belebende Odem der liebenden Gottheit ein; o könnt' ich jetzt, aufjauchzend in Lust, mich an ein fühlend Herz werfen, mit ihm fröhlich sein und danken. — Aber ich bin allein! — allein! — Tausende von Menschen umgeben mich und doch fühle ich mich so verlassen und allein. — Und doch muß sich der Glückliche mittheilen können, denn sonst ist all' sein Glück doch keines. — Den Schmerz können wir allein tragen. Er soll niedergekämpft werden in der kräftigen Brust des Mannes. — Wimmern und klagen ist unwürdig eines edlen Gemüthes. — Wenn mich Widerwärtigkeiten trafen, wenn das Schicksal mit tödtender Faust in meinen Lebensgarten griff, hab' ich nie davon reden mögen. Ich schloß mich ein und kämpfte mit mir den Kampf, bis ich überwunden hatte, und ergeben und neugekräftigt der Welt ins Angesicht schauen konnte. Für schnöden Undank halt' ich es, zu hadern mit der ewigen Weisheit, wenn sie uns scheinbar Leiden sendet, denn sagt uns nicht jedes Blättchen, jeder Schmetterling, daß Liebe der Segensodem ist der die Welt durchzieht und belebt? Sollt' ich allein ihrer nicht theilhaft sein? — Nein, nein, fort mit den schwarzen Grillen, die uns die Erde in ein Jammerthal verkehren möchten. —

Aber die Freude, der Liebe holdeste Tochter, schwebt über dem Staube leicht dahin. — Sie beut den Menschen die goldenen Früchte, aber sie will, daß wir sie miteinander verzehren, die Freude, das Glück wollen getheilt werden, das Herz erweitert sich, die Sehnsucht streckt die zarten Arme aus, die Phantasie schafft goldgestickte Träume, die für das Kämmerlein eines einzigen Herzens viel, viel zu mächtig sind. Die Wogen schlagen über, und brechen das Herz, das sie in sich verschließen will oder muß... Wie könnten auch Glück und Liebe, welche die ganze große Schöpfung füllen, Raum finden in einem einzigen Menschenherzen, das ja nur ein Atom ist des ewigen, unermeßlichen Weltengeistes.

An dein Herz, o Geliebte, möcht' ich meine Freude legen, bei des Frühlings festlichem Einzug. — Aber du bist mir fern. — Nicht von Mund zu Mund, nicht von Auge zu Auge kann die Kunde wallen, daß ich glücklich bin. — So muß ich dem kalten herzlosen Papier mein Herz anvertrauen, muß hoffen, daß es dir ein eben so treuer Bote sein möge, wie sonst der Lippe Laut, der Hände Druck, der Augen leises Winken. — Mit der Hoffnung Fittich muß ich die Wehmuthsthräne von meinen Wimpern trocknen, die in den Becher meiner Freude fallen will. Die Wehmuthsthräne über die Trennung, A..., von dir! — Wohl nenne ich manchen theuren Freund hier mein. — Aber wie ganz anders erscheint mir die Freundschaft, seit dein Herz mir ihren innersten Kelch erschloß. — In jener Freunde Kreis verlebe ich manche selige Stunde; — wenn die Gelegenheit und gleiche Stimmung es fügen, dann spielen die Funken des Geistes und Gemüthes in reichen sprühenden Farben herüber und hinüber, und die Stunde verrinnt geschwind, geschwind — erstaunt fragen wir, wo blieb die Zeit, verdoppelt sie ihre Schnelle? — und nur am nachhallenden Echo, das die Klänge dieser Stunde zurückließen in unsrer Brust, erkennen wir, daß sie da gewesen. — Aber diese Freundschaft mißt uns die göttlichen Stunden nur einzeln zu. Die Stimmung ist nicht immer so harmonisch. — Doch bei dir, Geliebte, wie voll, in einer seligen Melodie hinrauschend wogte da die Zeit vorüber; unüberschwenglich beseligend, und doch auch, gleich jenen Stunden, wieder schnell — ach zu schnell! — denn die Trennung kam. — Deine Stimmung war immer goldenrein, so rein, daß durch ihre Macht selbst nur meinem Herzen schnell jeder falsche Ton entweichen mußte. Du wußtest jede meiner Mienen zu deuten; die fröhlichen begrüßtest du mit des Mitgefühls wunderbarer Doppelkraft; die trüben verscheuchtest du durch dasselbe Gefühl, denn wohl fand dein Herz mit sicherem Takte sogleich Balsam für die wunde Stelle meiner Brust.

Doch ich will nicht klagen. Weiß ich doch es würde dich betrüben, wenn ich traurig wäre. — Ich will froh sein und glücklich; ich will heiter und rosig in das Leben schauen, aber nicht wie das prangende, sprühende Sonnenlicht des Mittags, sondern weich und milde soll meine Freude sein, wie das Abendroth, das sich sanft über der Haide lagert. Und wie das Abendroth in liebendem Glühen die sanfte Luna anschaut, die gegenüber am Himmelsraume ihren stillen Gang geht — so will ich in meiner Freude dein Bild anschauen, du meine A...!

(Schluß folgt.)

† Kauf und Tausch.

Der Kauf und Tausch sind sich darin gleich, daß die verkauften oder vertauschten Sachen ohne ihren Willen einen andern Herrn bekommen. Beide geschehen um sich Vortheile zu verschaffen, sie mögen sein, von welcher Art sie wollen. Um etwas verkaufen oder vertauschen zu können, muß es Eigenthum desjenigen sein, der es vertauschen oder verkaufen will. Die afrikanischen Fürsten halten ihre Untergebenen für ihr Eigenthum, und verkaufen sie nach Willkür, und wenngleich der Europäer Menschen nicht für Waare hält, die man gleich dieser verkaufen oder vertauschen könne, so sahen sie doch die Afrikaner als solche an, und kauften sie zu ihrem Bedarf. Es entstand ein Menschenhandel, der sich sogar auch auf die Europäer erstreckte. Staatsbürger wurden in bunte Röcke gesteckt, und als Soldaten verkauft. Doch Ehre sei es der Menschheit! mit Menschen Handel zu treiben, wurde, was es ist, als Unrecht anerkannt. Mehrere Regenten vereinigten sich, um diesen Handel auszurotten. England stand an der Spitze und verbot nicht allein den Menschenhandel, sondern gab allen von ihm gekauften oder eingetauschten Menschen mit großer Aufopferung die Freiheit. Gegenwärtig haben sich viele Staaten verbunden, Alles beizutragen, der Menschenschacherei ein Ende zu machen. Wir können es deshalb nicht glaublich finden, daß, wie neulich öffentlich angekündigt wurde, ein paar Staaten, welche mit zu der Vereinigung gehören, einen Theil ihrer Staatsbürger gegenseitig vertauschen, indem sie — die Regenten nämlich — beide dadurch Vortheil gewönnen.

* Wohlmeinender Rath!

Vieles ist kürzlich für und gegen einen Anschluß an den Zollverein geschrieben; um nicht am Ende doch dazu gezwungen zu werden, sollte man lieber zeitig vorbauen; nämlich: von jetzt an niemanden mehr gestatten, Detail-Handel zu treiben, das heißt: keinem die Erlaubniß ertheilen, der einen Kleinhandel treiben und anfangen will, indem der Staat bereits eine unzählbare Legion besitzt, wovon ein großer Theil kaum noch ein Tagelohn verdienen kann! Auch wäre es sehr zu empfehlen, keinem fremden Handwerker das Bürgerrecht zu ertheilen, es sei denn, er heirathe eine Bürgerin, ebenso fremden Frauenspersonen, Knechten ꝛc., denn die letzteren pflegen gewöhnlich Hökerei zu treiben, oder sie lernen das Cigarrenmachen, und so bleiben sie gewöhnlich hier hängen und vermehren den Klein- und ———Handel, und so wird am Ende diese unzählbare Classe Menschen uns zum Anschluß zwingen. —

Ebenso dürfte unsere Cigarrenmacherei eine Triebfeder werden, weil die Arbeiter gutes Geld verdienen, wodurch fremde Knechte und Handwerksgesellen angelockt werden. Möchte man also Gesagtes zeitig überlegen und wohl prüfen.

Ein alter wohlmeinender Bürger.

† Volkszählung.

Seit die Dividenden des preußischen Zolls kopfweise vertheilet werden, nehmen die Bevölkerungen der preußischen Zollstaaten, so wie die Auswanderungen aus denselben beträchtlich zu. Fast in allen Staaten, wo Volkszählungen vorgenommen werden, ist der gezählte Betrag größer als der wirkliche, selbst da, wo man glaubt, gewissenhaft zu Werke zu gehen, und dies verhält sich so: Eltern zählen ihre Kinder, wenn sie auch nicht im elterlichen Hause sind, und diejenigen, bei welchen die Kinder im Hause sind, zählen sie auch, wo alsdann eine doppelte Zahl entsteht. Ob Volkszählungen nöthig sind, lassen wir dahin gestellt, wissen aber, daß deßhalb kein Groschen Steuer mehr oder weniger einkommt, die Bevölkerung sei gezählt oder nicht.

* Ansicht.

Unter sämmtlichen Kaufleuten der Residenzstadt Hannover, hundertvierzig an der Zahl, befinden sich nur zwei, die für den preußischen Zollverein stimmen!!

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 15.

Arbeitslust — Liebe — Treue — Reue.

Miscellaneen.

(Am englischen Hof) ist ein aller treuer Diener gestorben, der erste Hof- und Leibkutscher Roberts, der unter 4 Regenten bei feierlichen Gelegenheiten den Staatswagen lenkte. Er wünschte nicht eher zu sterben, als bis er auch noch den Prinzen von Wales gut und sicher zur Taufe kutschirt habe. Sein Wunsch wurde erfüllt, der 80jährige Greis lenkte noch einmal mit Jünglingsfeuer die Zügel und starb wenige Tage darauf mit dem Gebet: nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.

(Setzmaschine.) Der „Voleur" meldet, daß die von den Herren Young und Delcambre erfundene Setzmaschine bereits angewendet worden, und der „London Phalanx" vom 18. Dezember vermittelst derselben gesetzt worden sei. Die Maschine soll Tasten wie ein Klavier haben.

(Wölfe.) Im Pas de Calais sind die Wölfe gegenwärtig ungewöhnlich dreist geworden. Unlängst sprang bei Hebuterne ein solches Thier an dem Ende des Dorfes unter die spielenden Kinder und schleppte ein Mädchen von 10 Jahren mit sich fort. Die Bauern eilten nach, fanden aber nur den todten Körper in dem Walde.

(Militärisches.) Nach den „Times" hat ein Oberstlieutenant Blanchard ein Deckungsmittel erfunden, das von zwei Mann getragen wird und die Artilleristen bei den Kanonen vollständig gegen Flintenfeuer sichert. Ein Oberstlieutenant Menzies soll diese Erfindung mit den Raketen in Verbindung gebracht, und die Furchtbarkeit dieser Waffe dadurch ungemein erhöht haben.

(Das größte Theehaus) — nicht Caffeehaus — in der Welt, steht wohl in Moskau, neben der Börse. Es sind in demselben siebenzig Aufwärter fortwährend beschäftigt, die Tassen mit Thee herum zu reichen, und vor den geräumigen Sälen in einem Vorzimmer dieses Hauses zählte ein neugieriger Reisender nicht weniger als zweihundert Theekannen aller Art, die majestätisch da aufgestellt waren.

(London.) Unter die schrecklichsten Erscheinungen in London, welche der Mangel an Lebensmitteln hervorbringt, gehört die Vermehrung der Zahl der Kindermorde und die Untersuchung der Leichen von Kindern, die vor Hunger gestorben sind. In 12 Monaten starben in England 7,888 Kinder unter einem Jahre alt, und der größte Theil gehörte der armen Volksklasse an.

(Ein englischer Sonderling.) Vor einigen Jahren hielt sich in Spaa ein echt englischer Sonderling auf. Er bewohnte eine Villa in der Nähe des Ortes und pflegte die ersten zehn Tage jedes Monates zu verbringen, ohne zu essen und zu trinken; er schloß sich in seinem Zimmer ein, sprach mit keinem lebenden Wesen ein Wort und keiner seiner Diener durfte ihn, bei schwerer Strafe, anreden. Nach Ablauf dieser zehn Tage begann er die andern zehn auf eine ganz verschiedene Weise. Er stand jeden Morgen sehr früh auf, trank an dem Pouhon in Spaa Wasser, begab sich sodann mit einem zahlreichen Gefolge auf die Jagd, und kehrte ermüdet zurück, worauf er so viele Speisen und Getränke zu sich nahm, daß sie wohl für zehn Personen hinreichend gewesen wären. So verbrachte er zwischen ermüdender Jagd und übermäßigem Essen die zweiten zehn Tage des Monats. Die noch übrigen zehn Tage des Monats hindurch war seine Lebensweise noch seltsamer. Er gab sich in diesen hauptsächlich dem Genusse der Musik hin, wobei er durchaus keine Kosten scheute; gefiel ihm ein Musiker mit einem Stücke, das er ihm vorspielte, so warf er ihm wohl seine ganze, mit Gold gespickte Börse zu, und wenn er auf den öffentlichen Promenaden ging, drang er Jedermann Geschenke auf. War dieser Anfall und das letzte Drittel des Monats vorüber, so kehrte er zu seinen zehn Tagen der Enthaltsamkeit und des Schweigens zurück, und so trieb er es mehrere Monate hinter einander regelmäßig fort.

(London.) Der Abschied des königlichen Gastes von unserer Küste war ein äußerst rührender. Nachdem der König dem Herzog von Cambridge Lebewohl gesagt, faßte er zärtlich die Hand des Prinzen Albert und küßte ihn auf beide Wangen. Die Hand des Herzogs v. Wellington hielt Se. Maj. eine Minute lang in der seinigen, und als er dem greisen Helden Lebewohl sagte, füllten sich die Augen des tieffühlenden Monarchen mit Thränen. Nun stieg Se. Maj. unter heftigen Acclamationen der zahllosen Volksmenge in die von Lieutenant C. Holbrook geführte Admiralitätsbarke, und unter einer königlichen Salve der Strandbatterien stieß sie vom Ufer. Der Firebrand lag in der Mitte des Stroms. Prinz Albert blieb auf der Treppe des westlichen Werfts stehen, bis der König an Bord des Dampfschiffs hinaufgestiegen war. In wenigen Minuten schwamm das Schiff prächtig den Strom hinab, und ein letzter Lebehochruf hallte dem Scheidenden nach.

(Wien, 9. Febr.) Die Strenge des Winters wächst bei uns mit jedem Tage, und zwar in solchem Grade, daß der Reaumur'sche Thermometer nun des Morgens und Abends fast regelmäßig 12 bis 13 Grad Kälte zeigt. Auch Berichte aus Ungarn, Siebenbürgen, der Wallachei und Serbien klagen über ungewöhnliche Kälte und furchtbare Schneemassen, wodurch die Wege in einen beinahe unbrauchbaren Zustand versetzt wurden. In der Wallachei, so wie auch in Siebenbürgen und einigen Theilen Ungarns vermehren Schaaren von Wölfen die Beschwerden der Jahreszeit. Die vorletzte Post aus Bucharest ist auf dem Wege nach Hermannstadt durch diese vom Hunger aus ihren Verstecken getriebene Bestien angefallen worden.

(Berlin.) Die strengere Sonntagsfeier bildet noch immer ein lang nachhallendes Gespräch. Vergebens wird in den Zeitungen dagegen protestirt, daß es kein neues Gesetz, auch keine Schärfung eines vorhandenen, daß es nichts sei, als die Auffrischung längst bestehender, gültiger Verordnungen. Das große Publikum findet sich beengt, es will weitere Tendenzen wittern und bringt das Bisthum Jerusalem, die Königsreise nach London, und ich weiß nicht was alles noch damit in Verbindung. Empfindlicher

aber wirkt die strenge Beachtung des bestehenden Gesetzes auf den Verkehr im Kleinen. Ich zweifle nicht, daß unsere Krämer und die von ihnen kaufen, keinen Abbruch durch die paar Stunden leiden, wo die Läden während des Gottesdienstes streng sollen geschlossen bleiben. Es hätte auch nichts auf sich, wäre es nur bisher so gewesen. Aber daß es nicht war und plötzlich nun so sein soll, und nicht, weil die Sitte es fordert, sondern die Polizei es gebietet, das regt hie und da die Köpfe auf, die nicht gerade an's Denken gewöhnt sind; und von andern, die gern die Gedanken leiten möchten, wird es benutzt. Daß die Kaufläden wenigstens äußerlich geschlossen blieben, daß alle geräuschvollen Handthierungen schwiegen, daß eine erhabene Stille auf den Straßen herrschte, lag in der Sitte. Wenn aber meine Waschfrau, die gewohnt war, die Wäsche, die sie alltags zugerichtet, Sonntags an ihre Kunden auszutragen, mir sagt: ich darf sie Ihnen nicht bringen, denn ich darf am Sonntag mit keinem Korbe über die Straße gehen, oder wenn der Kaufmann, mit dem ich in einem Hause wohne, mir sagen läßt: ich darf Ihre Dose nicht mit Taback füllen, denn es ist Sonntag, so geht das über die Sitte hinaus und streift an einen Formenzwang, der am wenigsten das erreicht, was bezweckt wird, religiöse Stimmungen.

(Carneval in Berlin.) Die allgem. Zeit. schreibt aus Berlin: Auch Berlin hat seinen Carneval, seine bals parés et masqués im Schauspiel- und Opernhause und im Colosseum. Gewöhnlich sind es Solotänzer, welche dergleichen veranstalten. So war kürzlich im Opernhause ein solcher, den Taglioni und Stuhmüller arrangirt hatten, und auf dem es an Publicum nicht fehlte. Aber es fehlt dem Publicum an Lust und Fröhlichkeit, man möchte sagen an Charakter. Es ist merkwürdig, daß die Berliner, welche sonst so aufgelegt zum Witzmachen sind, hier stocken und sich beengt fühlen. Die Paare treiben sich gedankenlos an einander vorüber, selten bildet sich ein kleiner Kreis von Tanzenden, und in den Logen sitzen die Damen wie angenagelt. Ein hübscher Aufzug war veranstaltet, phantastisch allegorisirte Gestalten, welche die verschiedenen Gewerke darstellten, und in ihrer Mitte der Schembart zu Roß, wie man ihn im Mittelalter zu Nürnberg aufführte, begleitet von einer Schaar junger Harlequins und allerlei Thiergestalten zogen durch den Saal und erregten eine momentane Fröhlichkeit, aber dann war wieder alles so monoton, wie vorher. Die politische Luft drückt noch zu schwer auf die Köpfe der Berliner, sie haben das Gefühl eines freien Volkes noch nicht empfunden, wo man hinsieht, erblickt man Polizisten; es kann nicht anders sein! Getraut sich doch im gewöhnlichen Leben Niemand aus seinem Beamtencharakter herauszugehen und eine eigene Meinung haben zu wollen, oder wenn er sie hat und intimen Freunden etwas mittheilen will, so riegelt er vorher die Thür ab — wie können solche Menschen Maskenscherz treiben wollen! Dazu gehört das leichtere Blut der Rheinländer, das unsre fließt noch schwer und dick durch unsre Adern.

(Litterarisches.) In der „Zeitung für die elegante Welt“ liest man nachstehende Erklärung: „Dem Irrthume zu begegnen, zu welchem mehrere Tagesblätter und Zeitschriften Veranlassung gegeben, und welchen Dr. Boas in seinen „Nachträgen zu Goethe's Werken“ auf das Bestimmteste wiederholt, erkläre ich, daß ich selbst die Redaktion des „Chaos“ geführt, und daß die in demselben, und neuerdings im Weimar'schen Album abgedruckten Gedichte auf die verschiedenen Sprachen der Gesellschaft, nicht von meinem Schwiegervater sind, sondern von Herrn Dr. Gries, dem bekannten Uebersetzer des „Tasso“, „Calderon“ ꝛc. Eben so ist, was unter dem Titel: „Nach dem Leben“ oder „Einzelnes“ aus dem „Chaos“ abgedruckt wurde, nicht von ihm, sondern von Herrn Dr. Eckermann. Die Gedichte „Paganini“, „der Brief aus Jena“ und „An die drei Huldgöttinnen“ sind nicht von einer, sondern von drei verschiedenen Damen. Ich bitte die Herren Redaktoren deutscher Blätter um Verbreitung dieser Erklärung.

Ottilie von Goethe,
geborne Freiin von Pogwisch.

(Gesegnete Nachkommenschaft.) Ein Lyoner Journal erzählt folgende Begebenheit: „Madame S ...., welche froh und ohne Gebrechen ihr 92stes Jahr zurückgelegt, hat unlängst 28 Kinder und Enkel um ihren Tisch versammelt; 18 konnten nicht kommen, allein sie sind zu einer für den Monat September projektirten Versammlung eingeladen. Die Dame hat 17 Haushaltungen das Dasein gegeben; die ihrige ist die achtzehnte, und deren nur vier sind außer der Stadt ansäßig. Diese 18 Haushaltungen sind alle im Wohlstande, und (was Bewunderung erregt) die engste Verbindung besteht zwischen den 46 Kindern, welche alle den Weg der Ehre befolgen.

(Nachtigallenschutz.) Das neueste Preußische Ministerialblatt für die innere Verwaltung enthält eine, in Folge der Landtags-Verhandlungen erlassene Verfügung, wegen des Einfangens und Haltens von Nachtigallen. Das Einfangen wird bei 5 Thalern Strafe und achttägigem Gefängniß verboten, das Ausnehmen und Zerstören eines Nestes mit 10 Thlrn. Strafe belegt, und wer eine Nachtigall halten will, zahlt dafür jährlich eine Abgabe von 5 Thlrn. zur Orts-Armenkasse.

(Schwyz.) Eine eigene Erscheinung in den Straßen des Fleckens Schwyz war am 7. d. ein stattlich ausgerüstetes Schiff mit fliegendem Segel, auf dessen Verdeck eine wohlbestellte Blechmusik spielte. Das Segel trug die Inschrift: „Die Schiffergesellschaft von Brunnen sammt der Gemeinde Ingenbohl.“ Und worin bestand die Ladung? In Sand — als Beitrag zur Baute der neuen Jesuitenkirche und des Pensionats. Das große Schiff ruht, auf zwei Schlitten, die eine Unzahl von Menschenhänden daherzogen. Eine lange Reihe von Schlitten, mit gleichem Baumaterial beladen, theils von Menschen, theils von Pferden gezogen folgten dem Schiffe.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 16.

Bremen, Donnerstag den 24. Februar 1842.

Gestorben:

Nro. 208. Den 19. Februar. Des Glasermeisters Joh. Sosat Tochter, 2½ Jahr; Hohethorsstraße Nro. 22 A.

— 209. Den 19. — Des Arb. Franz Heinrich Pähle Sohn, 4 Jahr; gr. Annenstraße.

— 210. Den 19. — Des Schneiders Johann Christ. Cordes Ehefr., geb. Ficke, 35 Jahr; Knoopstraße Nro. 44.

— 211. Den 20. — Des Cigarrenmachers Berend Meyer Tochter, 9 Mon.; Steinthor N. 113.

— 212. Den 20. — Des Arb. Cord Behrens Sohn, 3 Wochen; Hülsberg Nro. 5.

— 213. Den 20. — Die Näherin Dorothea Sanders, 42 Jahr; an der Viehweide Nro. 15.

— 214. Den 21. — Hermann Christel Lebrün, 7 Mon.; Wandrahm Nro. 10.

— 215. Den 21. — Des Schneiders Joh. Christoph Cordes Sohn, 1¼ J.; Knoopstraße N. 44.

— 216. Den 21. — Joh. Stübe, 1¼ Jahr; hinterm Osterthorswall Nro. 83.

Nro. 217. Den 21. — Die Dienstmagd Anne Marie Agnese Böger, 34 Jahr; U. L. Fr. Kirchhof Nro. 20.

— 218. Den 22. — Des Schuhmachers Joh. Cord Herm. Conrad Kracke Tochter, 5½ Jahr; Bollands Gang Nro. 1.

— 219. Den 22. — Des Weißbäckers August Jahn Ehefr., geb. Corßen, 70 Jahr; Westerstraße Nro. 48.

— 220. Den 22. — Der Professor Dr. med. Heinr. Daniel David d'Oleire, 62 Jahr; Hutfilterstraße Nro. 42.

— 221. Den 22. — Der Landmann Hermann Teschmacher, 76 Jahr; Haferkamp Nro. 3.

— 222. Den 22. — Conrad Glade, 14¼ Jahr; im Waisenhause (Hutfilterstraße).

— 223. Den 23. — Des Tischlers Joh. Friedr. Kott Sohn, 1¼ Jahr; Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 7.

Geburten:

Nro. 248. Den 17. Februar. Des Wundarzts Carl Heinr. August Meyer Ehefr., geb. Schild, Faulenstr. Nr. 60; von einem Mädchen.

— 249. Den 17. — Des Schneidermeisters Christian Harjes Ehefr., geb. Hammers, Knoopstraße Nr. 56; von einem Knaben.

— 250. Den 18. — Des Tuchmachers Berend Hansen Ehefr., geb. Brünings, kl. Fuhrleutestraße Nr. 2; von einem Knaben.

— 251. Den 18. — Des Kaufmanns Heinr. Albrecht Eggers Ehefr., geb. Barkhausen, Schlachte Nr. 7; von einem Mädchen.

— 252. Den 19. — Des Malers Gerhard Nicolaus George Ehefr., geb. Wittenberg, Knoopstraße Nr. 37; von einem Mädchen.

— 253. Den 19. — Des Arb. Joh. Albert Dahnken Ehefr., geb. Wiegmann, Buntenthorssteinweg Nr. 114; von einem Mädchen.

— 254. Den 19. — Des Strumpffabrikanten Friedrich Nicolaus Hildebrand Ehefr., geb. Kohle, Neuenmarkt Nr. 30; von einem Knaben.

— 255. Den 20. — Des Maurergesellen Joh. Jacob Donner Ehefr., geb. Döhlen, Wulwesstraße Nr. 11; von einem Knaben.

Nro. 256. Den 20. — Des Obergerichtsanwalds Daniel Julius Klugkist Ehefr., geb. Griepenkerl, Wachtstr. Nr. 36 A; von einem Mädchen.

— 257. Den 20. — Des Kaufmanns Daniel Lüerssen Ehefr., geb. Sander, Langenstr. Nr. 72; von einem Knaben.

— 258 u. 259. Des Buchhalters Christian Joosten Ehefr., geb. Sanders, gr. Hundestr. Nr. 5; von Zwillingsknaben.

— 260. Den 20. — Der Handlungsgehülfe August Hinternhoff Ehef., geb. Hüdepohl, Breedenstraße Nr. 5; von einem Mädchen.

— 261. Den 20. — Des Bockfahrers Johann Jodokus Lübecke Ehefr. geb. Lampe, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 262. Den 21. — Des Cigarrenmachers Georg Friedr. Wendt Ehefr., geb. Kleimann, gr. Johannisstr. Nr. 48 A; von einem Mädchen.

— 263. Den 21. — Des Arb. Hilmar Böse Ehefr., geb. Winkelmann, Fehrfelde Nr. 21 F; von einem Mädchen.

— 264. Den 21. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Wilh. Ludwig Carl Reinking Ehefr., geb. Schwerdtfeger, Alarmstr. Nro. 5; v. e. K.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 17.

Bremen, Sonntag den 27. Februar 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 27. Februar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Precht.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Eine Rheinsage.

(Von F. Freiligrath.)
(Schluß.)

4.

So hätt' ich denn errungen
Der Löwensage Gold!
Wär' nur der Guß gelungen: —
Nun, hab ich's doch gewollt!
Er war ja nur ein Foppen,
Ein heiter Probestück.
Frau Wirthin, noch 'nen Schoppen!
Gottlob, wir sind zurück!

Am Rathhauspfeiler drüben
Zu Cöln am grünen Rhein,
Da steht was ich beschrieben,
Gehauen in den Stein.
Von einer Pfaffenpforte
Geht auch die Rede noch;
Erforscht, seid ihr am Orte,
Die alte Thorfahrt doch.

Ich will indeß belauschen
Der Ruder Schlag und Stoß,
Der Stromfluth dumpfes Rauschen,
Der Burgen flüsternd Moos;
Der wilden Enten Schwirren,
Das Nachts am Ufer tönt;
Den Eisgang, der wie Klirren
Von tausend Panzern dröhnt.

Das bringt mir neue Lieder
Aus alter, tücht'ger Zeit.
O Freund, willst du mich wieder,
Du findest mich bereit!
Sorg' immer nur für Futter!
Nicht gerne möcht' ich schrei'n,
Wie dort die Löwenmutter:
„Eins nur — doch einen Leu'n!"

Castela.

(Fortsetzung.)

Da erfaßte mich Todesangst. ... Ich fühlte das Abnehmen meiner Kräfte, rang noch einige Sekunden mit der verzweifelten Anstrengung eines Ertrinkenden mit den Wellen, und sank dann mit dem durchdringenden Schrei: „Ach,

mein Gott!“ zum zweiten Male unter.... Wahrlich! man mußte mich auf dem Ponton, von dem ich doch eine gute Seemeile entfernt war, gehört haben, so schrecklich hatte ich geschrieen!... Dies war der entscheidende Augenblick jener Schreckensnacht; denn wie ich untersank und den Schlamm mit den Füßen berührte und einige herzhafte Schlücke Brackwasser eingenommen hatte, kam ich alsbald wieder zu mir und mit dem Bewußtsein kehrten auch die Kräfte wieder. Ich machte mich sogleich von Neuem flott, rieb mir die Augen, verschnaufte mich gehörig, brachte meine Takelage wieder in Ordnung, munterte mich durch einige derbe Flüche etwas auf und griff dann tüchtig aus, um mich von den Schlammbänken, deren Rand ich glücklicher Weise nur gestreift hatte, klar zu machen.

Während ich diesen Cours hielt, redete ich mir mit lauter Stimme ein. „Tom!“ sprach ich, — „Du bist doch keine Memme!... bedenke nur, wenn Du glücklich davon kommst, siehst Du bald Dein Vaterland, Deine Mutter, Deinen Bruder und Deine Freunde wieder!... Ueberdieß hast Du dann dem einarmigen Schurken einen herrlichen Streich gespielt.... Wie wird der toben und fluchen!... Dubreuil wurde hier auf den Bänken arg zugerichtet und mußte jämmerlich umkommen .... aber Dubreuil war ein Schlingel, ein Schuft, und Du bist ein ordentlicher, ehrlicher Bursche, oder mit andern Worten: Du hast Schlammsohlen, und er hatte keine .... faß' Dir also ein Herz, Donner und Wetter! und steure tüchtig d'auf los!.... Hurrah, Tom! es geht nach Frankreich, zu Deiner Mutter, zu Deinem Bruder!.... Hurrah!...

Ich hörte mir aufmerksam zu und fand, daß ich eigentlich Recht hatte. Ich that daher mein Möglichstes, schwamm rüstig herum, untersuchte mit Händen und Füßen den Rand der Bank und war bald so glücklich, eine Stelle aufzufinden, wo der Mudder so zähe und fest war, daß er mich auf einige Augenblicke tragen konnte. Bei dieser Gelegenheit zog ich meine Schlammschuhe an und glitt dann gebückt auf der weichen dickflüssigen Substanz so rasch und leicht dahin, wie auf einer Eisenbahn. Meine Fußbekleidung bestand aus zwei langen, schmalen Tannenbrettchen, die dem Schlamm eine große Oberfläche boten und dadurch mich vor schnellem Einsinken sicherten; da ich aber so rasch als möglich dahinschritt, verweilte ich an keiner Stelle lange genug, um einzusinken. Auf die Brettersohlen hatte ich ein Paar alte Schuhe genagelt, um den Apparat schnell an und ausziehen zu können und zu verhindern, daß er schlottere, rutsche oder gar ausfalle; denn ohne diese Vorsichtsmaßregeln hätte mir meine Erfindung wenig genützt....

So rutschte ich über die erste Bank weg und gelangte bald wieder in tiefes Fahrwasser. Da zog ich meine Schuhe aus, nahm die Leine, mit welcher beide zusammengebunden waren, zwischen die Zähne und schwamm frohen Muths auf die anderen Bänke los.

So wie ich mich einmal von der Brauchbarkeit meines Apparats überzeugt hatte, war das Ganze nur noch ein Kinderspiel für mich und ich passirte die zweite und dritte Bank, ohne daß mir darüber etwas eingefallen wäre. Jetzt war die Hauptgefahr überwunden und es dauerte gar nicht mehr lange, da erreichte ich bald schwimmend, bald watend das Gestade, wo ich todesmüde niedersank.... Ich mochte nach meiner Berechnung etwa drittehalb Stunden unterwegs gewesen sein .... eine hübsche Schwimmparthie, und es wundert mich gar nicht, daß ich so erschöpft war.

Nachdem ich mich ein wenig ausgeruht und erholt hatte, dachte ich für's Erste an meine Toilette. Ich war über und über mit schwärzlichem Schlamme bedeckt, wie eine Seekrabbe; denn zuletzt hatte ich noch eine Viertelstunde weit durch den Sumpf tappen müssen, in welchem sich der See hier verliert. —

Nach langem Suchen fand ich endlich ganz nahe an der Mühle, von der ich schon sprach, einen Bach, worin ich den Schmutz von mir abspülte. Hierauf kratzte ich den Talg von meinem Körper ab, so gut es eben ging, rieb mich dann von oben bis unten tüchtig mit Sand, um mich vom Fette zu säubern und wusch mich endlich in dem fließenden Wasser ganz rein ab.... Eine viertel Stunde darauf war ich ganz anständig und bürgerlich gekleidet!...

Ich nahm jetzt einen gehörigen Schluck Rum aus der Kürbisflasche, die mir der arme Tilmont in meinen Sack gesteckt hatte, schlug hierauf Feuer, sah nach meiner Boussole, um mich zu orientiren, und beschloß endlich, die ganze Nacht hindurch ostwärts zu marschiren, damit ich bei Tagesanbruch von Southampton weit genug entfernt wäre, um keinen Verdacht zu erregen.

Mein Plan war jetzt, möglichst bald die Seeküste aufzusuchen, dort mir ein Boot zu verschaffen, gleichviel durch welche Mittel, und dann über den Canal zu setzen. Der Plan war, wie Sie sehen, sehr einfach, aber die Ausführung schwieriger als ich Anfangs glaubte. —

Ich will Ihnen nicht erzählen, wie viele Angst und Besorgniß ich ausstand, wie ich mich des Tages verbergen mußte und nur Nachts meinen Weg fortsetzen konnte; wie ich einmal durch Gold, das andere Mal durch Drohungen den Leuten den Mund verschloß: das könnte Ihnen höchstens Langeweile verursachen; damit Sie sich aber einen Begriff von meinen ermüdenden Kreuz- und Querzügen machen können, brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß ich am neunten Tage nach meiner Entweichung vom Ponton, erst in der Gegend von Winchelsea, höchstens 20—25 Lieues von Portsmouth entfernt war. Mein Muth begann bereits zu sinken. So lange ich noch mit Hindernissen und Gefahren zu kämpfen hatte, ging Alles gut, weil man da mit Muth und Entschlossenheit etwas ausrichten kann; als ich aber immer auf der Hut sein mußte, als ich mich immer wie ein Dieb verstecken und vor jedem elenden Sheriff oder Watchman verkriechen mußte, da bekam mein Muth ein Leck...

Endlich langte ich, es war gerade Mittwoch, nach einem elfstündigen nächtlichen Marsche, in der Nähe von Folkstone an. Dies Folkstone ist ein kleiner Fischerhafen an der Küste, ungefähr 12—15 Meilen von Dover entfernt.

(Schluß folgt.)

Russische Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

In ..e.. lernte ich später das Haus und Grab eines der ausgezeichnetsten und zugleich edelsten Originale Rußlands kennen. Dieser Mann, der Graf .a..., lebte eine geraume Zeit: Einige sagten in einem freiwilligen, Andere dagegen in einem gezwungenen Exile in ..e... Früher war er in Petersburg eine ausgezeichnete Person gewesen, er mied aber diesen Ort. Die Armen, deren bester Freund er war, sagten, weil er die dortigen Vornehmen und Reichen nicht habe leiden können, bei denen er in Ungnade gefallen, so wie sie bei ihm nie in Gnade gewesen. Andere aber erzählten, weil er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern ein Verbrechen verübt habe, das man lieber nicht näher bezeichnet, weil man etwas so Unerhörtes von einem Manne nur schwer glaubt, bei dessen Leichenbegängnisse alle Bettler einmüthig schrieen: „Nasche otez umer! nasche otez umer!“ (Wehe, unser Vater ist gestorben!) Genug, der Graf soll drei Jahre mit seinem Bruder im Gefängnisse gesessen haben, aus dem dieser als Wahnsinniger, er selbst als Sonderling hervorging. Er zog sich nach ..e... zurück, bauete sich hier mitten unter den Armen in dem kläglichsten Theile der Stadt ein großes Schloß, das er mit Hülfe der armen Handwerker, die er in Sold nahm, ganz eigenthümlich ausstaffirte und mit schönen Gartenanlagen und Gebäuden aller Art umgab. Er konnte mit Recht der Armenkönig genannt werden; denn jeder Geringe und besonders arme Künstler und Handwerker fanden bei ihm immer die freundlichste Aufnahme. Um die Vornehmen bekümmerte er sich gar nicht und pflegte mit ihnen durchaus keinen Umgang. Mit Leidenschaft ergab er sich, seine ganze Thätigkeit, sein Vermögen und seine Zeit dem Handwerke, Wirthschaften, Bauen und Planentwerfen. Natürlich benutzten diese seine Neigung, die mit einer natürlichen Herzensgüte, Großmuth und mit noch größerem Reichthume verbunden war, viele Abenteurer und Projectenmacher zu ihrem Vortheile. Er war daher immer von einer Schaar industriöser Leute aller Nationen umgeben, und seine gewöhnlichen Tisch- und Festgäste waren ein Russe tatarischer Abkunft, dem er einmal eine Zeit lang Alles vertraute, ein deutscher Hausarzt, ein italienischer Advocat und Geschäftsführer, der sich später mit seinem in Sicherheit gebrachten Schäfchen nach Italien zurückzog, einige griechische und polnische Commissionaire und Gutsverwalter, ein französischer Architekt u. s. w. Mit solchen Leuten calculirte und sann er nun beständig auf neue Unternehmungen und Verbesserungen, auf Häuserbau, Güterankauf, Canalgrabung, Maschinenbau u. s. w. Mit ihrer Hülfe acquirirte er allmählig um ..e... herum funfzehn Landwirthschaften und bauete darauf mehr als ein paar hundert Häuser. Der Mittelpunkt von allen diesen Wirthschaften blieb indeß sein Schloß im Armenquartier der Stadt. Hier wurde Alles ausgedacht und durchprobirt, was später auf den Gütern ausgeführt werden sollte. Ohne die vielen Handwerker, die er außer Hause beschäftigte, unterhielt er hier in seinem Hofe allein hundert Künstler bloß zum täglichen Hausbedarfe und zur prompten Ausführung seiner augenblicklichen Einfälle. Er hatte allein drei große Schmieden mit den dazu nöthigen Gesellen und Meistern, eine große Zimmermannswerkstatt und Tischler, Gärtner und Maurer in Menge. Wie weit er hierin ging, kann man daraus schließen, daß er einen geschickten Büchsenverfertiger auf seinem Hofe hoch besoldete, um ihn beständig neue Jagdflinten arbeiten zu lassen, an denen aber immer eine neue kleine Erfindung, Verbesserung oder auch nur Veränderung angebracht werden mußte. Ja, noch mehr, er

unterhielt acht Jahre lang auf seinem Hofe einen Etui-Verfertiger einzig und allein zu dem Behufe, daß er ihm für seine Tabatieren hübsche und elegante Etuis liefere. Zu allen diesen hundert Werkstätten führten aus dem Cabinette des Grafen unterirdische Gänge, durch die er mit ihnen verkehrte, theils weil er die Leute gern unvermuthet überraschte. Er verstand zu seinem und der Leute Unglück auch von jedem Handwerke selbst etwas, pfuschte ihnen daher immer immer in ihre Arbeit und machte selbst mancherlei Erfindungen, die dann ausgeführt werden mußten. So dachte er sich einmal einen Reisewagen aus, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten versehen, an dem sein Wagenmeister drei Jahre lang zu arbeiten hatte. Der Wagen wurde als etwas in seiner Art Vollendetes bewundert und alsdann in die Wagenremise gestellt ohne je gebraucht zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Herzensergießungen.

Briefe an A....

Von P. J. W.

(Schluß.)

2. Brief.

Du nennst mich lächelnd einen Schwärmer, meine Geliebte? — Du magst wohl recht haben, A..., ein Schwärmer bin ich wohl, aber nicht von denen, welche die Hände in den Schooß legen, im Anschaun ihres Ideales sich vertiefen, und weinen und wimmern, statt durch das Anschaun mächtig erregt zu werden, Aufbietung aller Kräfte dem Ideale nachzujagen. — Kennst du meinen Freund Karlsberg? Sieh, der ist einer von jenen Unglücklichen, die sich selbst geistig tödten, im Paroxismus trüber Schwärmerei. Er war von Jugend auf etwas reizbar und empfindlich. Das hat sich in späteren Jahren weiter bei ihm ausgebildet zu einer liebenden Verstimmtheit, durch deren trübe Gläser er die Welt als eine schwarze, finstre zu erkennen wähnt. Aber er lehnt sich nicht im Riesenkampf gegen dieses Gesproß auf — seine Seele kennt keinen Haß, sein Geist wirkt nicht activ in dieser Nacht, sondern passiv bleibt er, klagend, duldend trägt er die Verstimmung, den Schmerz mit sich herum. — Und dieser Schmerz ist ihm durch jahrelanges Hegen und Pflegen so lieb geworden, daß er ihn stets nährt und in ihm schwelgt, und nichts vermag ihn davon loszureißen. — Sieh', mein Mädchen, mein Karlsberg leidet an einer Krankheit, welche leider die strebendsten Köpfe unsers Vaterlandes noch vor Kurzem fast alle umnebelte — am Weltschmerz. — Diese Menschen fühlen sich zu gut für diese armselige Welt, die so gern Sonne und Mond anklafft und mit ihrem Geifer bespritzen möchte; sie sind in der That zu gut für dieselbe — aber anstatt nur kräftig Hand anzulegen, um durch rastloses, aufopferndes Streben die Verhältnisse weiter zu bringen, ziehen sie es vor, in der Unthätigkeit zu weinen und zu jammern: — allerdings ein bequemes Geschäft.

„Wie aber steht es denn mit deiner Schwärmerei?" fragst du mich weiter. Sieh, du, mein Leben! — wenn ich erstaunt und entzückt vor einem Meisterwerke stehe, das Thorwaldsen, des biedern Greisen Hand, aus dem leblosen Marmor zu bilden wußte, ein zweiter Prometheus; — wenn mich die Madonna eines Raphael mit ihren göttlichen Augen anblickt, in welchem Hoheit und Liebe in seliger Eintracht ruhen; — wenn Mozart's Harmonien meine Gedanken hinübertragen in eine ferne, ferne Welt der Träume, und mir ist es, als sei ich wieder zurückgekehrt in eine frühere, schönere Welt wo der Odem Gottes mich umsäuselte und Sphären den himmlischen Lobreigen sangen; — oder wenn die Poesie, die herrlichste der Künste, ihre Zauberwellen um mein Herz treibt, wo sie bald leise kräuselnd dahinrollen, bald in bewegterem Takte mich fortreißen, bald brausend und schäumend, im gewaltigen Kampf zwischen Himmel und Erde daher brausen, und die lichten Schaumeswellen zum Sternendom emporschleudern, wo sie wieder Sterne werden und in verschlungenen Kränzen die Namen eines Dante, Milton, Shakespeare, Göthe bilden — — o! dann geht mir die Seele weit auf! der Geist Gottes, der in allen diesen Werken lebt und webt, berührt mir Stirn und Augen und Herz; ich fühle, weil ich die Schönheiten dieser Werke begreifen, in mich aufnehmen, von ihnen entzückt werden kann, daß auch in mir ein Funke des Göttlichen wohnt. Und jene Meister, welche diese Werke schufen, diese sichtbaren Ahnungen der Göttlichkeit — waren sie nicht auch Menschen und schufen doch Göttliches; bin ich nicht auch Mensch, gleich ihnen, und steht nicht auch mir die Bahn frei, zu schaffen zu bilden, zu wirken wie sie — Göttliches zu wirken? — Und ich sollte träge die Hände in den Schooß legen! — Nein

jeder Pulsschlag meines Herzens ruft mir zu: handle, schaffe; dringe vorwärts auf die Bahn zur Vollendung; werde deiner Mitmenschen führer und Vorbild zum Throne der Ewigkeit. — Dann Geliebte, wenn solche Gefühle uns beseelen und in reger Anstrengung, je nach unserm Vermögen, mehr oder minder zur fröhlichen That werden, dann wird die Welt rasch weiter kommen, weiter als durch jammervollen Weltschmerz.

Das also ist meine Schwärmerei, die mich oft noch spät nach Mitternacht im grünen Wald oder im einsamen Stübchen wach erhält, bei den Werken eines oder des andern meiner herrlichen Dichter oder Denker. Ich liebe diese späten Stunden der Nacht. Die ganze Stadt ruht. Nur der Kranke oder der im Joch des materiellen Lebens noch für's liebe Brod arbeitende Unglückliche ist noch wach — und einige wenige Schwärmer, gleich mir. — Die Geister des Erdenleids und der Himmelswonnen schreiten um diese Stunde über die Dächer der Stadt. Wohl mir, daß mich die besseren Geister heimsuchen.

Auch heute ist es so spät geworden. Ich habe an dich gedacht, du liebliches Meisterwerk der Schöpfung, mein Vorbild auf dem Wege der Tugend, meine A.... — Gewiß schläfst du schon lange und Engel des Friedens und der Unschuld halten Wache an deiner Lagerstätte. — Und vielleicht führt eben jetzt der beschwingte Gott der Träume dir mein Bild, das Bild deines Freundes, vor das innere Auge. Dann lächelst du im Schlummer, und faltest unwillkürlich die Hände und betest schlummernd für mich — wie ich es jetzt für dich thun will, meine Geliebte. — Schlaf wohl, meine A...! —

Pracht und Aufwand bei Festen der mittelalterlichen Vorzeit.

Bekannt ist, wie die gepriesene römische Einfachheit in Sitten und Lebensweise zu den frühesten Zeiten, schon nach den asiatischen Siegen, in Aufwand und Wohlleben der Römer ausartete, welche in den letzten glänzendsten Tagen der Republik und unter den verschwenderischen und prachtliebenden Kaisern in die zügelloseste Sittenlosigkeit und verderblichste Schwelgerei überging, so daß alle Provinzen des weiten Reiches Leckerbissen zu den Tafeln der Vornehmen und Reichen liefern mußten: unsere wegen Prachtliebe, Aufwand und Luxus so oft verschrieene Zeit kann füglich als eine enthaltsame und mäßige angesehen werden im Vergleich zu römischem Wohlleben und Aufwand.

Aber selbst die mittelalterliche Vorzeit hat die Gegenwart in diesem Betracht weit überragt; sehen wir uns ein Weilchen um in den Prunkgemächern unserer Ahnen, lassen wir uns nieder an einer Gastmahlstafel neben vielen Gestalten in Harnisch und Rüstung, oder folgen wir irgend einem Zuge vieler Reisigen, Edelleute und Edelfrauen in glänzender Rüstung und prachtvollen Gewändenr: und wir werden uns vergeblich umschauen nach der Einfachheit und Kargheit in Sitte und Lebensgenuß, die uns Tacitus von unsern germanischen Vorfahren in so beredter Sprache angepriesen hat.

Um ihrer phantastisch-verschwenderischen Prachtliebe am glänzendsten zu fröhnen, fanden Fürsten und Edle des Mittelalters eine erwünschte Gelegenheit bei Turnieren, Zusammenkünften, Einzügen, Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen festlichen Anlässen. Einer suchte dabei den Andern zu übertreffen, und wer viel hatte, gab und zeigte viel. Aber trotz diesem Tichten und Trachten Vieler, denen daran gelegen war, zu glänzen, gelang es doch keinem seiner Zeitgenossen, den prachtliebenden Herzog Karl von Burgund in solchen Festlichkeiten zu übertreffen.

Als dieser im Jahre 1443 nach Trier auf den Reichstag zog, bestand sein Gefolge aus 5000 schön gerüsteten Reitern. Er selbst trug ein goldenes mit Perlen besetztes Kleid, welches auf 200000 Goldgulden geschätzt wurde. Er lud den Kaiser nach St. Maximin zu Gaste, ließ die Wände und Fußböden der Zimmer mit prächtigen Decken behängen und belegen und dieselben kostbar auszieren. Alle Tischgefäße waren von Silber, und die Becher glänzten von kostbaren Perlen und Edelsteinen besetzt. Bei der Tafel bestand der erste Gang aus vierzehn köstlichen Gerichten. Dann folgten zwölf, und darauf zehn Gerichte. Zum Viertenmal wurden dreißig goldene Schüsseln mit Gewürzen nnd Confekt aufgesetzt. Die größte dieser Schüsseln schätzte man auf 6000 Gulden. Vor den Trachten gingen her sechzehn Grafen in Gülden-Stück gekleidet, zwanzig Trompeter, vier Pfeifer und zwei Heerpauker. Der Diener (alle auf's prächtigste gekleidet) waren über hundert zugegen, und zweihundert Trabanten zogen als Tafelwache auf *).

*) Sachs Keyser Chronik.

Als dieser Herzog 1468 zu Brügge in Flandern mit Margaretha von England seine Hochzeit feierte, ging es dabei außerordentlich prächtig her. Der Saal, in welchem der Hochzeitsschmaus gehalten wurde, war ganz mit goldenen Tüchern tapezirt. Auf den Tafeln standen dreißig köstliche Schiffe, geladen mit allerlei Braten. Jedes Schiff hatte vier Böte, in welchen sich Gemüse zu den Braten befanden; zwischen jedem Schiffe stand ein Tabernakel, und unter denselben befanden sich die Pasteten. Als nun die Gäste saßen, begann ein höchst seltener, großer Aufzug. Es kam ein Pferd vor den Tisch, dekorirt wie ein Einhorn, auf dem ein Knabe saß, verkleidet in einen Leoparden, mit dem Panier Englands und einer Perle (Marguérite). Unter dem Klange der Instrumente hielt das Einhorn einen Umgang um die Tafel, blieb dann vor dem Bräutigam stehen und gab ihm die Perle mit der Anrede; „Le fier et redoutable Leopard d'Angleterre vient visiter la noble compagnie, et pour la consolation de vous, de vos alliés pays et sujets, vous fait présent d'une marguérite." Nach diesem kam ein Löwe, in welchem vier Hofsänger saßen, die mit lieblichen Weisen sich hören ließen: auf seinem Rücken saß eine Schäferin.

Den folgenden Abend spielte man Herkules Abenteuer, da kam ein Greif, aus welchem mancherlei Vögel flogen.

Den dritten Abend wurde ein großer Thurm zur Schau gebracht, in dessen Fenstern lagen, umherschauend, sechs Bären und brummten. Draauf erschienen zwölf Geisböcke und Wölfe in friedlicher Eintracht und „pfeiften und flöteten." Darauf kamen viele Esel, „die waren köstliche Sänger." Dann kam ein Affe und spielte auf einer Pfeife einen Tanz auf. Sogleich sprangen herbei mehrere Affen und tanzten um den Thurm den Morisken-Tanz *).

Auf den Tafeln standen 48 seidene Gezelte mit des Herzogs Banner. Unter diesen Gezelten befanden sich Pasteten „und mancherlei Possen."

Auch erschien ein Wallfisch, 18 Schuh lang und 16 Schuh hoch, in welchem sich vierzehn Männer befanden. Als er vor die Braut kam öffnete sich sein Rachen und spie zwölf wilde Männer aus, die mit einander kämpften. Es wurde auch turnirt, gerennt und gestochen.

Täglich erforderte dieses Hochzeits-Traktament 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pfund Speck, 100 Pfund Ochsenmark, 250 Hämmel, 250 Lämmer, 50 Stiere, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 300 Soalen **), 200 Fasanen, 200 Wasservögel, 800 Rebhühner, 400 Tauben, 200 Schwäne, 100 Pfauen, 400 Hühner, 1000 Hähnchen, 500 Kapaunen. Und was wurde dabei getrunken!

*) Morischer Tanz, noch in Spanien üblich.
**) Vögel.

* Theater.

Am künftigen Dienstag findet zum Benefiz der Mad. Stein die Wiederholung der Zauberposse „der Aufruhr im Serail" statt. Die Urtheile über dieses Stück, das in Hamburg das Haus auf eine beispiellose Weise füllte, sind hier sehr verschieden; wenn man solche Productionen auch als trauriges Zeichen einer kranken geistesarmen Zeit ansehen muß, so läßt sich doch nicht verkennen, daß das Publikum die darin liegenden Parodien nicht beachtet oder nicht verstanden hat.

Die Direction sowohl als Mad. Stein wären gerne den Anforderungen nachgekommen ein anderes Stück zu wählen, allein die Zeit war zu kurz, und Mad. Stein hat, um selbst mehr thätig zu sein, Houwald's „Fluch und Segen" statt des früheren Vorspiels gewählt, worin sie die Rolle der Margarethe übernehmen wird, in der sie früher mit so entschiedenem Beifall aufgetreten. Das Wirken dieser talentvollen Künstlerin, deren Darstellungen eine wahre Meisterschaft bekunden, hat hier mannichfache Anerkennung gefunden, wenn auch nicht so wie sie's verdient; es wird dem Publiko hier eine Gelegenheit geboten, ihr die Theilnahme durch die That zu beweisen; möge man sie nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Es würde durch einen zahlreichen Besuch dann auch wohl die Frage zur Zufriedenheit erledigt werden, ob Madame Stein hier bleiben wird; und es wäre uns wahrlich recht zu wünschen, wenn wir eine solche Künstlerin behielten.

* Concert.

Obgleich das Theater uns an musikalischen Genüssen diesen Winter nichts geboten hat, so sind wir dennoch reich an solchen gewesen, namentlich hat uns dieses Jahr und die jüngste Zeit deren viele gebracht. Ein neuer Kunstgenuß steht uns am nächsten Mittwoch bevor, durch das Concert der Herren Rackmann und Hagen, das dieselben im Schauspielhause zu geben beabsichtigen. Und wenn schon die Namen dieser beiden Künstler, denen Musikfreunde so manchen genußreichen Abend verdanken, zum zahlreichen Besuch auffordern, so trägt das reichhaltige Programm gewiß auch mit dazu bei. Und wer wollte es nicht von Herzen den lieben Männern wünschen, daß ihre Hoffnungen, die sie auf diesen Abend gestellt, erfüllt würden.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 22. Februar d. J.

1. Heinr. Westermann, zu Bremerhaven belegener Anbau-Platz samt Wohnhaus zu 950 Rt. Käufer: Johann Justus Friedrich Gerke.
2. Joh. Heinrich Backmeyer, am Grasmarkt Nro. 5 belegenes Wohnhaus zu 7125 Rt. Käufer: Albert Oetjen.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. März 7 Uhr. Für Fußgänger 7½ Uhr.

Miscellaneen.

(Berlin.) Durch einen Zufall ist man jetzt hier einer saubern Clique von Katzen- und Hundefleischessern auf die Spur gekommen. Bei einer wegen Diebstahls und Kuppelei mehrfach bestraften Person wurde vor einigen Tagen eine polizeiliche Haussuchung abgehalten. Bei dieser Gelegenheit stieß man auch auf einen mit Tüchern umbundenen Zuber. Als man ihn öffnete, fanden die Polizeibeamten zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine Quantität abgeschlachteter und eingepökelter Katzen und Hunde darin vor. Es liegt so ziemlich außer Zweifel, daß jene Person mit mehreren Helfern abendlich auf den Katzen- und Hundediebstahl ausgegangen ist. Im Fangen und Tödten jener Thiere sollen diese Leute besondere Geschicklichkeit entwickelt haben; die Felle wurden an die Kürschner verkauft, das Fleisch aber von den Dieben, so wie von mehreren großen Personen und kleinen Kindern mit außerordentlichem Behagen verzehrt, namentlich sollen die Katzenbraten vortrefflich geschmeckt haben. Das eingepökelte Fleisch dürfte zum Theil für den Verkauf bestimmt gewesen sein.

Sehr erfreulich wäre es, wenn solche Hundefleischesser auch in Bremen aufständen. Man hätte dann weniger von den umherlaufenden großen Hunden zu leiden, welche Nachts durch Bellen und Geheul die Nachbarschaft stören, auf dem Wall durch alle Blumenbeete rennen, (während Kinder nicht den Rand des Grases betreten dürfen), und welche Menschen und Pferde anfallen.

(General Cambronne,) Graf, Pair, und Generalieutenant unter Napoleon, ist am 28. v. M. in Saint-Sebastian bei Nantes, im 71. Jahre gestorben. — Er war mit Napoleon nach Elba gezogen, und am 20. März von dort wiedergekehrt. Er war es, welcher bei Waterloo als Kommandant der Garde das berühmte „la garde meurt et ne se rend pas“ sprach. Als Todter auf dem Schlachtfelde gelassen, wurde er später von den Engländern gefangen, unterwarf sich sodann Ludwig XVIII. Er heirathete später eine Ausländerin, mit welcher er friedlich auf seiner Besitzung Saint-Sebastian bei Nantes bis zu seinem Tode lebte.

(Die Gräfin Hahn-Hahn) erzählt in ihren Reisebriefen, daß sie bei ihrem sechsmonatlichen Aufenthalte in Nizza 12 Paar Strümpfe gestrickt, den „Ulrich“ geschrieben und spanisch gelernt hat. Das ist doch wahrlich viel für ein Genie!

(Ueberall Bier.) Die baier'schen und würtemberg'schen Bierbrauer haben sich sogar, — wie der „Salon“ berichtet — bis nach Madrid ausgebreitet, wo ihr Bier unter dem Namen **cerveza alemana** ein sehr allgemeines und beliebtes Getränk geworden ist. Es soll jetzt dort Leute geben, die das Bier — weil es etwas Neues ist — selbst dem Malaga vorziehen.

(Musikalisches) Ein Hr. Offenbach hat sechs Fabeln von Lafontaine in Musik gesetzt, nämlich: „Die Grille und die Ameise,“ Nocturne für zwei Stimmen; „Der Fuchs und der Storch,“ Trinklied; „Der Landmann und seine Kinder,“ Romanze; „Die Stadtratte und die Feldratte,“ Variationen über die Parisienne; „Der verliebte Löwe,“ ein Liedchen; und endlich „Der Fuchs und der Rabe.“ Die Musik zu dieser Letztern ist köstlich, besonders jene Stelle, wo der Rabe den Käse in seinem Schnabel hält, ist genial; sie erinnert an den „Kuhreigen,“ voraus zu schließen, daß dieses Schweizerkäse gewesen sein müsse. Im vorigen Jahrhunderte fand sich Jemand, welcher Montesquies „Geist der Gesetze“ in Verse brachte; dem Unsrigen blieb es vorbehalten, Schweizerkäse in Musik zu setzen.

(Schildkrötensuppe.) Ich sah einmal — erzählt Dr. Lieber — in einer Straße in Boston mit dem Schritte, welchen Cicero den Philosophen empfiehlt, vor der Thür eines Gastwirths eine Schildkröte herumgehen, auf deren Rücken zu lesen war: „Morgende Suppe,“ so daß das arme Geschöpf zum Genusse seines eigenen Fleisches selbst einladen mußte. Das Mittel wirkte auch; alle Vorübergehenden lasen die Einladung, das Wasser lief ihnen in dem Munde zusammen und sie gingen sehnsüchtig mit der Zunge schnalzend vorbei, —

(Hamburg, 11. Febr.) Vorgestern ist hier nach längerer Krankheit im 68sten Jahr seines Alters der durch seine Uebersetzung spanischer und italienischer Classiker rühmlichst bekannte sachsen-weimarische Hofrath Gries gestorben. Früher in Jena ansässig, war er erst vor wenigen Jahren in seine Vaterstadt Hamburg zurückgekehrt, um hier seine Tage zu beschließen.

(Ein Duell in der Schweiz.) Herr von G** und Herr von L** kommen an der Grenze zusammen. Herr von G**, ruft Herrn von L** zu: Sie haben mich im vorigen Sommer an der Spielbank zu Baden-Baden einen Esel genannt. Erst hier gelingt es mir, Sie zur Rede stellen zu können. Widerrufen Sie, daß ich ein Esel bin? — Herr von L**: Nein, mein Herr, nein und nie. Sie haben das Geld Ihrer Gattin verspielt, Sie haben das Vermögen Ihrer Kinder auf eine Karte gesetzt. Ihre Freunde beschworen Sie aufzuhören; man bewies Ihnen, daß der Bankhalter ein Betrüger sei; Sie spielten fort, und verloren noch gegen einen Schuft von falschen Spieler auf Ihr Ehrenwort tausend Friedrichsd'or. Alle Ihre Freunde zürnten über Ihr Benehmen, nannten Sie einen Gewissenlosen; ich war gutmüthiger und behauptete nur, Sie seien ein Esel. Dies nehme ich auch nicht zurück. — Herr von G** (wüthend): So schießen wir uns: hier sind Pistolen, Sie haben den ersten Schuß. — Herr von L**: Mit Vergnügen; wenn ich Ihnen die Ohren wegschießen kann, so mag es geschehen. — Das Duell findet Statt. Herr von G** stürzt: Mein Gott — ich bin tödtlich verwundet. Herr von L**, ehe ich sterbe nur die Frage, bin ich noch ein Esel? — Herr von L**: ein sehr großer! — Er entflieht. Herr von G** stirbt.

(Paris.) Die neue Oper von Auber und Scribe: „Der Herzog von Olonna,“ hat in der **Opera comique** einen Erfolg gehabt, der dem der „Gesandtin“ und „des schwarze-

Dominos" gleich kommt, wo nicht ihn übertrifft. Die Musik und das Sujet sollen gleich interessant sein.

(Ein kühner Schiffer.) Im verflossenen Sommer wollte ein Mann, Namens Allen, von Chippewai aus über den Niagarafluß gerade oberhalb des großen Falles mit einem kleinen Nachen setzen. Allein während er mitten im Flusse war, brach eins seiner Ruder und der Strom riß ihn nun, da er unfähig war, sein Fahrzeug zu lenken, unaufhaltsam mit sich fort. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher höchst lebensgefährlichen Lage er sich befand. Schon war er dem Falle ganz nahe, da versuchte er seinen Nachen durch eine kühne Wendung in die Nähe der letzten kleinen Insel zu bringen. Es gelang dies, das Fahrzeug zerschellte an derselben und die Trümmer trieben sogleich den Fall hinab; er selbst aber war glücklich genug, aus dem Wasser an's Ufer zu kommen. Das Inselchen, worauf er sich befand, war wohl noch nie von einem menschlichen Wesen betreten worden; denn kein noch so kühner Abenteurer würde es gewagt haben, sich dem ungeheuern Abgrunde so sehr zu nahen. Es war schwer, den Bewohnern der Nachbarschaft bemerklich zu machen, daß hier ein Mensch sich befände, der ihre Hilfe in Anspruch nähme. Nachdem indessen Allen sein Fahrzeug trocken gemacht hatte, zündete er damit Strauchwerk an, und es glückte ihm, sich durch dieses Feuer bemerklich zu machen. Einige der beherztesten Einwohner trafen nun sogleich Anstalt zu seiner Rettung; allein es verging eine geraume Zeit, ehe es ihnen gelang, von der nächsten Insel, die nur selten besucht wird, einen Strick nach seinem Zufluchtsorte hinüberzuschleudern. Als dies ausgeführt war, wurde es leichter, einen Kahn hinüberzuschaffen, in welchem der Abenteurer wider Willen unter großem Jubel vieler Anwesenden aus seiner gefährlichen Lage errettet wurde.

(Ein echter Fabrik- und Mode-Roman) muß drei Bände stark sein, und darf im Ganzen tausend Seiten oder etwas mehr füllen. Zu bestehen hat er aus folgenden Ingredienzien: Liebesscenen 120 Seiten; Schilderungen der Natur und des Landlebens 15, Tafelfreuden 15, zwei Bälle, die wo möglich in ein gräfliches oder fürstliches Haus zu verlegen sind, 30 Seiten; Theaterscenen 15, eine Entführung 15, zwei Vermählungen, neidische Bräute, mißgünstige Tanten 30, zwei Todesfälle 25 Seiten. Der Held der Geschichte ist mit Walter Scott'scher Genauigkeit abzukonterfeien, besonders in Betreff seiner Gesichtszüge und seiner Tracht; ihm werden 70 Seiten gewidmet. Die Heldin bekommt 90 Seiten, sie stammt aus altem Geschlechte, ist sehr reich oder sehr arm, immer aber ein Ausbund von Schönheit, hat Korallenlippen, Rosenmund, Gazellenaugen u. s. w. Diese fehlen nie. Beschreibung ihres „Boudoirs" 75 Seiten. Ein Wettrennen oder eine Fahrt auf dem Dampfschiffe 20 Seiten; eine Nebenperson, entweder ein Verwandter der Heldin oder Freund des Helden, entweder gutmüthig im höchsten Grade, oder durch und durch falsch und verworfen, 25 Seiten. Frauenputz und Anzüge, z. B. Spitzen, Hüte ꝛc. 120 Seiten. Eine Mutter, welche ihre Tochter unter die Haube bringen will, 64 Seiten. Sentimale Betrachtungen 80, ein schreckliches Ereigniß 25, Episoden, die gar nicht zur Sache gehören, 115, und weitläufige Schilderungen von gleichgültigen Personen und Sachen, 75 Seiten. Summa Summarum 1000 Seiten, und der Roman ist fertig.

(Republikanische Spielkarten.) Zur Zeit der französischen Republik kam die Reihe der Umwandlung auch an die Spielkarten: „Der Republikaner," hieß es, „darf nicht, wäre es auch nur im Spiele, Ausdrücke brauchen, die unaufhörlich an den Despotismus und an die Ungleichheit erinnern." Ein Fabrikant nannte deshalb seine Spielkarten: Revolutionskarten." Genien ersetzten die Könige; es gab einen Coeur- oder Kriegsgenius, einen Trefle- oder Friedensgenius, einen Pique- oder Kunstgenius, einen Carreau- oder Handelsgenius. An die Stelle der Damen war die Freiheit getreten; so gab es eine Coeur- oder Religionsfreiheit ꝛc. Statt der Buben hatte man die Gleichheit gewählt und statt der As hieß es Gesetz, z. B.: Coeur-Gesetz ꝛc. Alle mußten neu spielen lernen und man kann sich denken, wie seltsam es klang, wenn es hieß: „Ich spiele das Piquegesetz aus, steche den Friedensgenius ꝛc. ꝛc.

(Das theuerste Vieh) sind jetzt die Schafe, die man theurer bezahlt, als die kostbarsten Pferde; es ist nicht selten, daß ein hoch feiner Bock mit 1000 Thalern bezahlt worden ist; vor Kurzem bot man sogar einem schlesischen Gutsbesitzer für ein solches Thier tausend Dukaten, ohne daß er es dafür hingab.

(Kurioses.) Der große Mann, der die Kunst erfand, die Gänse zu mästen, um die Reize ihrer Leber zu erhöhen, war ein römischer Konsul, Scipio Metellus. Er ist es, dem die Pommer'schen Gänsebrüste und die Straßburger Gänseleber ihren europäischen Ruhm, ihre weltgeschichtliche Bedeutsamkeit verdanken. — Der gelehrte Scaliger läßt sowohl den physischen als den geistigen Eigenschaften der Gänse große Anerkennung angedeihen. Was der Hund unter den vierfüßigen Thieren, ist die Gans unter den Vögeln: das Sinnbild der Treue und Anhänglichkeit.

(Der Pariser Fastnachtsochse.) Die Fleischer Cornet, Vater und Sohn, aus Caen, lieferten seit 20 Jahren dem großen Ochsen, welcher am Fastnachtsdienstag in feierlichem Umzuge durch die Straßen von Paris geführt wird. In diesem Jahre hatten sich sechs Competenten gestellt; der von der Behörde für die Festlichkeit auserwählte wird auf 900 bis 950 Kilogramm (an Fleisch) geschätzt.

(Der Telegraph) meldet, daß Emil Devrient (der erste Liebhaber) vor seiner Reise nach Petersburg in Hamburg und Bremen Gastrollen geben wird.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Nro. 227
— 228
— 229
— 230
Nro. 268
— 269
— 270
— 271
— 272
— 273
Nro. 73.
— 74.
— 75.
— 76.
— 77.
— 78.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 17.

Bremen, Sonntag den 27. Februar 1842.

Gestorben:

Nro. 227. Den 23. Februar. Der Arb. Joh. Christoph Fienemann, 63 Jahr; Schwarzpott Nr. 14.

— 228. Den 24. — Des Detaillisten Johann Block Wittwe, geb. Krey, 62 Jahr; Stephanithorssteinweg Nro. 1.

— 229. Den 24. — Des Bierbrauers Herm. Lampe Ehefr., geb. Geffken, 53 Jahr; Osterthorsstraße Nro. 8.

— 230. Den 24. — Des Waarenagenten Heinr. Clüver Tochter, 1½ Jahr; Fedelhören Nro. 7.

Nro. 231. Den 25. — Gesche Klatte, 40 Jahr; im Krankenhause.

— 232. Den 25. — Des verst. Schneiders Johann Melchior Bachmann Wittwe, geb. Sudmeyer, 61 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 65.

— 233. Den 25. — Der Mascopsträger Anton Krekeler, 43 Jahr; Schlachte Nro. 10.

— 234. Den 26. — Des Branntweinbrenners Friedr. Christoph Hoppe Sohn, 7½ Jahr; kleine Allee Nro 9 B.

— 235. Den 26. — Des Kappenmachers Diedr. Abbes Tochter, 2 Jahr; am Markt Nro. 3.

Geboren:

Nro. 268. Den 20. Februar. Des Arb. Joh. Martin Becker Ehefr., geb. Dreier, außerm Steinthor Nr. 90; von einem Mädchen.

— 269. Den 22. — Des Matrosen Johann Stegemann Ehefr., geb. Stropel, Rosenkranz Nr. 23; von einem Knaben.

— 270. Den 22. — Der Arb. Martin Hinr. Starke Ehefr., geb. Bolte, Großenstr. Nr. 14; von einem Knaben.

— 271. Den 22. — Des Schneideramtsmeisters Franz Gerhard Leopold Dolge Ehefr., geborne Schröder, Langenstr. Nr. 120; von einem Knaben.

— 272. Den 23. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Christian Krohne Ehefr., geborne Vogel, Heerdenthorssteinweg Nr. 3; v. e. K.

— 273. Den 23. — Des Reepschlägergesellen Nicolaus Schier Ehefr., geb. Knapp, Müggenburg Nro. 12; von einem Knaben.

Nro. 274. Den 24. — Des Schuhmachers Friedr. Wilh. Meyer Ehefr., geb. Nullmeyer, Buntenthorssteinweg Nr. 208; von einem Knaben.

— 275. Den 24. — Des Landmanns Lütje Gieseke Ehefr., geb. Mahlstedt, Obernstraße N. 17 (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 276. Den 24. — Des Malers Jobst Heinr. Christ. Kirchhoff Ehefr., geb. Meyer, Schwanenstraße Nr. 19; von einem Knaben.

— 277. Den 25. — Des Malers Friedrich Scheppelmann Ehefr., geb. Ehrhard, Pelzerstraße Nro. 52; von einem Mädchen.

— 278. Den 25. — Des Küpermeisters Diedr. Moritz Ehefr., geb. Moorbeck, Töferbohmstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 279. Den 25. — Des Arb. Hermann Heitmann Ehefr, geb. Blume, Fedelhören Nro. 17; von einem Knaben.

— 280. Den 26. — Des Landmanns Werner Menke Ehefr, geb. Bermund, Obernstr. Nr. 42 (Vorst.); von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 73. Der Kaufmann Hermann Dethard Kalkmann und Johanna Regine Sophie Tappenbeck hieselbst.

— 74. Der Schlosseramtsmeister Rudolph Osterloh und Rebecca Antoinette Jörning hieselbst.

— 75. Der Arb. Heinrich Niester und Anna Gesche Steinkamp hieselbst.

— 76. Der Waarenaufseher Johann Hinrich Ast und Anna Tobeta Schneider hieselbst.

— 77. Der Weinküper Caspar Boschen und Anna Elisabeth Wilms aus Bockhorn.

— 78. Der Arb. Christoffer Anton Lange und des verst. Arb. Johann Graff Wittwe, Anna Sophia, geb. Röver hieselbst.

Nro. 79. Der Schuhmacheramtsmeister Bölßen Ecken Saathoff und des verst. Schuhmacheramtsmeisters Ernst Gottlieb Deetzsch Wittwe, Catharina Elisabeth, geb. Renken.

— 80. Der Schneider Johann Franz Ignatius Wacker und des verst. Malers Johann Severin Caspar Wacker Wittwe, Anna Catharina, geb. Husing hieselbst.

— 81. Der Fuhrmann Hermann Lampe und Lucia Bischoff hieselbst.

— 82. Der Tischler zu Hastedt Johann Heinr. Diercks und Anna Dorothea Bohne daselbst.

— 83. Der Maurergesell Conrad Diedr. Sprute und Gesina Wulken hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 18.

Bremen, Donnerstag den 3. März 1842.

Die erste Saat.

Von R. E. Prutz.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!
Freiligrath.

Hier ist die Stätte, seht! Hier fällten
Den unbetretnen Urwald wir,
Mit unserm Schweiße hier bestellten
Wir das jungfräuliche Revier!
Hier soll die Heimath sich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Woll'n wir den ersten Samen streuen
In dieses neue, fremde Land.

Reicht her das Korn — o sei willkommen,
Du unsrer Heimath theure Frucht,
Die wir als Erbschaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht!
Als wär's ein Kind, das wir versenken,
So streut dich zögernd unsre Hand,
Und unsre tiefsten Herzen denken
An das geliebte Vaterland.

Als du zuerst emporgewachsen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbestrand, im schönen Sachsen,
Da küßte dich die deutsche Luft;
Da schien auf dich, da floß hernieder
Die deutsche Sonne, deutscher Thau,
Und deutscher Lerchen süße Lieder
Begrüßten die geschmückte Au.

Drauf als die Halme höher rauschten,
Da schon die Frucht im Keime schwoll,
O Gott, da standen wir und lauschten
Wehmüthiger Erwartung voll.
Und als sich wiegten deine Aehren,
Gekleidet all' in lautres Gold,
O damals, damals wie viel Zähren
Sind abwärts in den Staub gerollt!

Denn ach, schon suchten die Gedanken
Fern über Meer ein neues Ziel,
Im Geiste schon sahn wir uns schwanken
Fernhin auf ungewissem Kiel:
Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein,
Soll niemals doch auf deutscher Erde
Der Freiheit edle Saat gedeihn?

Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flocht,
Wie hat da schon in Abschiedsschmerzen
Der Busen ängstlich uns gepocht!
Die Andern schwangen sich im Tanze,
Da schrie die Fiedel, klang das Horn:
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden schweigend unser Korn.

Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Valet von unsrer Flur:
Nur deutsche Frucht, nur deutschen Samen!
Denn Leben bringt Lebend'ges nur.
Und wie ein Fähnrich seine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenseits nun dem Oceane,
Wird es gepflanzt in's neue Land.

O du, gesät in guter Stunde,
Du Samen unsres Vaterlands,
Wachs' und gedeih' in fremdem Grunde
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird dich keine Lerche grüßen,
Wie du sie einst vernommen hast,
Kein Kranz von Rosen wird versüßen
Des heißen Erntetages Last.

Und doch, will's Gott, so sollst du sprießen
In stolzen Halmen, frei und stark,
Und freie Männer soll'n genießen
Dein vaterländisch deutsches Mark.
So, während wir an fremdem Strande
Mit Thränen unsre Aussaat weih'n,
O möge so im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeih'n!

Castelo.

(Schluß.)

Der erste Theil meines Plans war erfüllt: die Küste war erreicht! Allein was half's! Ich war todesmüde, fast ohne Geld, niedergeschlagen und übel gelaunt. Da führte mir der glücklichste Zufall von der Welt den englischen Kapitain Dulow in den Strich.... Dieser Dulow war ein herrlicher Bursche und mir zu Dank verpflichtet, da ich ihn einst aus der Gefangenschaft befreit hatte. Er verbarg mich daher in seinem Hause, das gerade durch seine Lage zu einem Asyl für einen entsprungenen Gefangenen ziemlich geeignet war.

Bald jedoch mußte ich mancherlei sonderliches Zeug von ihm denken; denn meine wiederholten Bitten, mir Mittel, über den Canal zu kommen, mir nur ein schlechtes Boot zu verschaffen, waren anscheinend vergeblich: immer hatte er Vorwände zur Hand, die nicht stichhaltig waren. Bald konnte er kein Boot auftreiben .... bald war die Küste zu scharf bewacht .... bald war der Wind contrair .... bald war er veränderlich, und doch war's nicht der Fall!... Ich begann an seinem guten Willen zu zweifeln, und das war hart; nur noch 30 Lieues von der französischen Küste entfernt und doch keine Aussicht hinüberzukommen!...

Ich war schon zehn Tage bei Dulow und mit jedem Tage schwanden meine schönen Hoffnungen mehr .... da sprach der Capitain des Abends zu seiner Frau und seiner Schwägerin wie gewöhnlich: „Meine Damen, nehmen Sie Ihre Hüte, wir wollen einen Spaziergang auf die Dünen machen. Capitain, Sie begleiten uns, nicht wahr?" —

Ich konnte es nicht ausschlagen und ging mit. Wir tappten lange auf den Dünen herum und Niemand sprach ein Wort. Ich war überaus traurig und mißmuthig. Ein Tag verstrich nach dem andern, ohne das Dulow etwas für mich zu thun schien; ich wurde um meine Mutter besorgt .... der Krieg währte fort und ich mußte meine Zeit in Unthätigkeit zubringen; auch that mir's wehe, daß ich an Dulow's Ergebenheit zweifeln und ihn eines so schnöden Undanks für fähig halten mußte.

Die Sonne war bereits untergegangen und die Dämmerung brach herein, als wir an einer kleinen Bucht ankamen; da warf Dulow auf einmal den Kopf in die Höhe und fragte mich: „Capitain, was sagen Sie zu diesem Winde?" — (Es wehte eine hübsche Vollnordbrise.)

— „Alle Wetter!" — sagte ich, — „die Brise reichte gerade hin, das Boot eines armen Gefangenen an die französische Küste zu führen. Morgen frühe könnte er schon in seiner Mutter Haus vor Anker gehen."

— „Je nun! so etwas wäre gerade nicht unmöglich!" — warf Dulow lächelnd hin. „Umarmen Sie diese Damen, Capitain, und dann .... unter Segel!" —

Das klang mir sonderbar; ich hielts für lieblosen Spott und warf dem Engländer einen fürchterlichen Blick zu. Aber was that Dulow?... Er lächelte, nahm mich bei der Hand und führte mich hinter einen Sandhügel.... Da lag eine große Schaluppe segelfertig an einem Felsblock; sie führte ein großes, ein Top- und ein Stagsegel und war scharf und schlank gebaut .... ein herrliches Fahrzeug. Ich traute meinen Augen kaum und starrte sprachlos das Wunderboot an, bis mich Dulow aus meiner betäubenden Ueberraschung emporriß. „Entschuldigen Sie, Capitain," —

sprach er, — „daß ich Sie so lange hingehalten habe; wir mußten abwarten, bis die Reihe wieder an den Küstenwächter kam, der heute Nacht in diesem Striche kreuzen wird; er ist ein guter Freund von mir und weiß, was ich Ihnen zu danken habe. Heute Nacht können Sie also ohne Bedenken in See gehen."

Ich erkannte meinen ehemaligen Dulow an seinem Edelmuthe wieder, umarmte ziemlich ungestüm die beiden Frauenzimmer, dann ihn, und sprang in die Schaluppe. Darin fand ich Lebensmittel, Compaß, Nachtgucker, Pulver und eine Lunte: mein Freund hatte für Alles gesorgt, auch für die äußerste Noth. Ich winkte den Frauenzimmern und meinem Dulow noch ein Lebewohl zu, machte das Fahrzeug los und war frei!

Nun segelte ich wacker drauf los; die See war herrlich... ein wahres Damenwetter. Nach einstündiger Fahrt bemerkte ich die dunkeln Umrisse eines Fahrzeugs; ich nahm den Nachtgucker zur Hand .... es war eine Corvette, vielleicht eine englische, und ich hielt gerade darauf!... Da legte ich rasch um, machte einige Laviergänge, änderte dann den Cours etwas und hatte bald das Fahrzeug aus dem Gesichte. Dies verdammte Manoeuver hielt mich freilich ein wenig auf und verlängerte meine Fahrt, aber ich segelte dann desto schärfer und sah mit Tagesanbruch die Küste von Frankreich .... bald darauf auch Calais aus dem Nebel auftauchen.... In zwei Stunden sollte ich schon meine Mutter und meinen Bruder umarmen!

Wie gewöhnlich hatten sich Lootsen, Seeleute und viel neugierige Müssiggänger auf dem großen Damme eingefunden, und das war mein Glück!... Sie lugten mit Fernröhren da und dort hin auf die See heraus und endlich bemerkten mich Einige in meinem Fahrzeuge.

„Holla ho!" — rief ein Seemann, — „ein Gefangener, der den Goddams entwischt ist."

— „Hast Recht!" — sagte ein Anderer, — „'s ist vielleicht gar Capitain Castela."

— „Wär' wohl möglich!" — fügte ein Dritter hinzu, — „und nicht das Erstemal, daß der Tom denen da drüben eine Nase drehte."

Und siehe da, ein Schiffsjunge überhörte im Gespräche der Seeleute das Wörtchen „vielleicht", lief wie der Blitz fort zu mir nach Hause und schrie wie toll: „So eben kommt der Capitain aus England zurück, in einer Schaluppe, ganz allein!" Zum Glücke war's wirklich der Fall.

Mein Bruder eilte mit meiner alten Mutter auf den Damm heraus; ich war, als sie anlangten, nur noch auf Kanonenschußweite vom Hafen entfernt und bereits von Allen auf dem Damme erkannt worden.

Jetzt kamen mir alle Fischer- und Lootsenboote von Calais entgegen und geleiteten mich wie im Triumphe in den Hafen. Männer, Weiber, Kinder, Alles hatte sich in die Boote geworfen; da wollten die Hurrah's, das Freudengeschrei und der Ruf: „Es lebe der Capitain Castela! Castela hoch!" — gar kein Ende nehmen und ich weinte vor Freude und Rührung wie ein Kind.

Unterdessen waren wir dem Damme auf Pistolenschußweite nahe gekommen; da sah ich zuerst meinen Bruder, dann meine alte Mutter .... mein Jean schwenkte seinen Hut und stimmte in das Freudengeschrei der Menge ein, während meine gute Mutter mit ihrem Taschentuche mir einen Willkomm zuwinkte und Thränen der Freude weinte. Ich konnte fast den Augenblick nicht erwarten, wo wir am Damme anlegten....

Endlich war ich am Ziel meiner Wünsche und setzte den Fuß auf die Strickleiter, um meine Schaluppe zu verlassen und zu den Meinigen zu eilen .... da hielt mich ein schwarzgekleideter Schlingel mit dreifarbiger Schärpe und zwei Gensd'armen zurück....

„Ihren Paß, mein Herr!" sprach die Jammergestalt. — — „Wer war's!... Ein Herr Polizeicommissär!... Und der war dumm genug, mir einen Paß abzufordern. Der Tölpel! Das Saharagesicht! Als käme ich in seine Stadt auf der Heerstraße im Postwagen an....

„Alle Wetter! Was wollen Sie?" — fragte ich, — „meinen Paß?"

— „Allerdings!" — war die trockene Antwort, „und ich lachte dem Herrn Commissär in's Gesicht; denn wie konnte ich mich über eine so kolossale Ungereimtheit ärgern oder ereifern?... dem Capitain Tom einen Paß abzufordern! und gerade bei seiner Rückkehr aus englischen Pontons!... Ich hätte darüber fast selber ein Commissär werden mögen!... So ein Hund kommt daher und spricht von einem Passe, gerade im Momente, wo ich die Meinigen 20 Fuß über mir sehe!" —

Endlich langweilte mich der Schwarze denn doch, und wie er Miene machte, mir den Weg zur Leiter zu ver-

sperren, riß mir die Geduld. Ich warf ihn sammt seinen zwei Gensd'armen mit einigen kräftigen Fußtritten ins Wasser und war mit etlichen Sprüngen oben bei meiner Mutter und meinem Jean.... Sie können sich denken, wie ich da umarmt und geküßt wurde!...

Aber das Schönste bei der Sache war noch, daß die verteufelten alten Seebären Anfangs ganz wüthend waren und den Commissär und seine Begleiter, die alle drei wie junge Pudelhunde in Todesangst heulten und von einem Boote zum andern plätscherten, durchaus nicht aus dem Wasser lassen wollten, bis ich ihnen Pardon auswirkte.

— Der Capitain lachte herzlich bei der Erinnerung an diese Scene. —

So machte ich mich zum dritten Male von den englischen Pontons klar, wertheste Zuhörer; aber es vergeht fast keine Woche, ohne daß ich an jenen elenden Dubreuil denke, und im Traume seine infame hohlängige Fratze sehe, die mir in jener schrecklichen Nacht einen so niederträchtigen Streich spielte, der mir fast das Leben gekostet hätte." — —

Russische Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

Auch sonst brachte er noch manche Verbesserungen in seiner Wirthschaft an, die ein enormes Geld kosteten und doch nicht eben dringend waren. So fiel ihm z. B. einmal nach Tische ein kahler Hügel auf, der seiner Meinung nach die ganze Aussicht vor seinem Palais nach dieser Seite hin verdarb. Um ihn zu verdecken, ließ er nach dieser Gegend hin ein großes Gebüsch und mitten darin ein enormes Mauerwerk anlegen, welches die Fronte eines Palastes darstellte und zu dem allein so viele Steine angewendet wurden, als zu einigen anständigen Wohnhäusern hingereicht hätten. Er glaubte das Geld für solche Sachen recht gut angewendet, weil es doch armen Leuten Brod gäbe.

Das Aeußere seines Wohnhauses war durch einen ungeheuren, thurmhohen Schornstein ausgezeichnet, welchen er rund umher, als wäre es ein Obelisk, mit den wunderlichsten Hieroglyphen und Fratzen hatte bemalen lassen. Dieses sonderbaren Wahrzeichens wegen ging auch hier und da bei abergläubischen Leuten die Rede, daß er mit bösen Geistern in Verbindung stehe.

Das merkwürdigste jedoch waren in seinem Hause die sonderbaren und interessanten Sammlungen, die er darin aufgehäuft hatte und die bisher, so viel ich weiß, noch kein Reisender beschrieben hat, obgleich sie einer Beschreibung eben so würdig sind, wie sonst öffentliche Cabinette. Der Graf .a... war vielleicht das umfassendste Sammlergenie, welches je existirte, denn es wäre fast keine Klasse lebendiger oder todter Dinge zu nennen, der er nicht in seinem Museum eine Abtheilung gewidmet hätte, da sein gebildeter Geist durchaus für alle Dinge dieser Schöpfung ein lebhaftes Interesse verspürte.

Was zunächst das Todte betrifft, und zwar zuvörderst die Naturalien, so besaß er Conchilien, Insekten, Pflanzen, Vögel und Mineralien ganze Schränke voll, unter denen sich sehr werthvolle Gegenstände befanden, unter andern ein bedeutender Theil der Sammlungen des berühmten Weltumsegelers Forster. Seine Edelsteinsammlung war eine der completesten, die man sehen konnte, und man schätzte sie allein auf anderthalb Millionen Rubel an Werth. Er vermehrte und vervollständigte sie fortwährend, indem er durch die Judenschaft .....s von überall her Ringe, Armbänder und Colliers aufkaufte, aus denen er dann die Edelsteine eigenhändig ausbrach, um sie in sein Cabinet zu legen. Eben so hatte er eine der vollständigsten Sammlungen aller durch den Handel beziehbaren und dem Menschen nutzbaren Holzarten. Er hatte für sie eigne große Räume bestimmt, wo sie nicht etwa nur in kleinen Pröbchen, sondern in ganzen, großen Stücken, Stämmen und Balken aufgehäuft lagen. Nach seinem Tode bezogen die Tischler der Stadt daraus durch die Auction die seltensten und kostbarsten Hölzer. Seine Acquisitionen von Vögeln, die er in der Umgegend seiner Güter und auf den Märkten zusammenkaufte und zum Theil auch selbst schoß, waren so groß, daß er sich zu ihrer Aufstellung einen eigenen Ausstopfer unterhielt, dem er allein Beschäftigung genug gab. Dieser mußte ihm fast täglich einen neuen Kasten mit einem ausgestopften Thiere liefern. Der Graf brachte ihn alsdann selbst in seine Sammlung, nachdem er noch zuvor eigenhändig seinen Rand mit Moos und kleinen Muscheln beklebt und ausgeschmückt hatte. Mehr noch als die Naturalien interessirten ihn die Producte der Fabriken und Manufacturen. Er ging hierin unendlich weit, und man müßte die sämmtlichen Artikel einer Leipziger Messe durchgehen, wenn man Alles namhaft machen wollte, was in diesem Genre seine Schränke bargen. Als Beispiel nur Einiges. Er hatte Proben von allen möglichen Tüchern und Zeugen in lauter Stücken zu vier Ellen. Um

alles Neue dieser Rubrik sogleich zu bekommen, unterhielt er Correspondenzen mit Commissionärs in Paris, Brüssel, Hamburg und einigen anderen Städten, die ihm von Allem immer vier Ellen zuschicken mußten. Er war ein großer Kenner der Gewebe und konnte, wenn er einmal Jemandem seine Raritäten öffnete, was jedoch äußerst selten geschah, die interessantesten Lectionen darüber ertheilen. Zu den Sammlungen, für die er besondere Vorliebe hegte, gehörte erstlich die der Thürschlösser und dann die der Knöpfe. In jener befanden sich alle möglichen Schlösser und Riegel mit und ohne Secret. Viele davon waren von seiner eigenen Erfindung. Die Knopfsammlung aber war wohl einzig auf der Welt. Sie enthielt nicht nur sämmtliche Knöpfe aller zahlreichen russischen Uniformen vom geringsten Soldaten und Canzleischreiber bis zum obersten Generale und Minister und nicht nur alle bei Männern und Weibern unter uns gebräuchlichen und gebräuchlich gewesenen Knöpfe vom zierlichen Hemdärmelknöpfchen bis zum tellergroßen Sonntagsbratenrockknopfe, wie sie im vorigen Jahrhunderte Mode waren, sondern auch alle bei anderen wilden und zahmen Nationen üblichen Knopfarten. Man konnte sich die besondere Zuneigung des Grafen erwerben, wenn man ihm aus irgend einer alten Garderobe einige Knopfformen zuschickte, die er noch nicht besaß. Der Graf spielte auch ein wenig Klavier und hatte daher einen Saal den musikalischen Instrumenten gewidmet, in welchem der Himmel voll Geigen hing und der Boden mit Pianos nach alter, neuer und neuester Weise bedeckt war.

Der meiste reelle Werth steckte aber in den Schubläden einer Commode seines Cabinets, in denen er an 300 kostbare Tabatieren zusammengehäuft hatte, deren Preis man zusammen über eine Million schätzte.

(Schluß folgt.)

---

* Olbers!

Ein Name, der für alle Zeiten am Himmelsgewölbe aufgezeichnet steht! — Ein Name, jedem Bremer doppelt gefeiert, da auch die Vaterstadt des demselben verknüpften Ruhmes theilhaftig geworden ist. — Ein Name, der in Wilhelm Olbers den berühmten Himmelsforscher, den ausgezeichneten Arzt, den wohlthuende Liebe spendenden und hohe Achtung gebietenden Menschen vereinigte. —

Wohl würde es ein eitles Bestreben sein, durch vergängliche Werke von Menschenhand der Nachwelt hier auf Erden einen Namen aufbewahren zu wollen, dem am Himmel eine ewige Strahlenkrone glänzt; aber verewigen sollten sich die Gefühle des Dankes, zur Ehre der Vaterstadt, in Errichtung eines Denkmals für den Mann, der in der Nächte Stunden so Großes vollbrachte, und der Bremen einen Ruhm verliehen hat, wie keiner je zuvor. —

Ist es doch vor Allem die Himmelskunde, die uns dem Himmel selbst näher führt, durch die wir auf das Eindringlichste unsere Ueberzeugung der allleitenden Hand des Höchsten glaubenstärkend gekräftigt fühlen! — Aber sie ist auch dem Fortschreiten menschlichen Wirkens hier auf Erden eng verknüpft; sie ist namentlich uns Bremern ein köstliches Kleinod als sicherer Leitstern unserer über alle Meere verbreiteten Seefahrer, denn sie hat ihnen in der Nächte Dunkel am Himmelsgezelte ein untrügliches Leuchtfeuer angezündet für alle Zeiten, und in allen Zonen. — Mögen wir uns da nicht um so mehr gedrungen fühlen, ihr in einem ihrer geweihten Jünger, den wir das Glück hatten, den Unsrigen zu nennen, einen schwachen Tribut des Dankes zu zollen? —

Nicht mit Unrecht ist das Unsrige das Zeitalter der Denkmäler genannt, aber wo wäre unter den, aller Orten erstehenden ein solches aufzuweisen, dem unser Olbers-Denkmal nicht ebenbürtig sein würde? — Bremen hat bereitwillig Beiträge geliefert zum Hermanns-, Schiller- und anderen Monumenten unsrer Zeit, und wie könnte es da an dem lebhaftesten Interesse fehlen, für eine Sache, die uns so nahe berührt, durch deren Verwirklichung wir uns selbst ehren würden! —

Gewiß, es bedarf nur eines ernstlichen Willens, um den Gedanken in's Leben zu rufen, und selbst die Umstände scheinen, seltsam begünstigend, dazu auffordernd die Hand zu bieten. —

Ein Bremer Bildhauer lebt in dem jungen Steinhäuser in Rom, dessen treffliche Werke ihm bereits eine ehrenvolle Stellung in der Künstlerwelt sicherten, und die seinen Ruf ferner steigernd zu erhöhen versprechen. — So ist uns durch ihn die gewiß seltene Gelegenheit geboten, der Vaterstadt in dem Werke selbst eine, sie zwiefach ehrende Zierde zu sichern, und wer — dem die von Steinhäuser modellirte Olbers-Büste bekannt ist — könnte auch

nur den leisesten Zweifel hegen an der glücklichsten Lösung der Aufgabe, wenn seinen Händen anvertraut! —

Nicht weniger dürften wir hinsichtlich eines entsprechenden Platzes für ein solches Denkmal besonders begünstigt sein, — denn gegen die Zeit, wann der Künstler sein Werk vollendet haben dürfte (unter dem wir gerne die colossale Figur des Gefeierten verstehen möchten) wird das alte Theater zum Abbruch kommen, und wo besser könnte sich der Ehrentempel erheben als auf jenem Platze, einem der schönsten der Stadt, der wie geschaffen scheint, ihre größte Zierde — das Auge des Wanderers ehrfurchtgebietend fesselnd — zu tragen.

Und wer in Bremens Mauern würde nicht gerne sein Scherflein beitragen zu einem solchen Werke, woran die Theilnahme eine möglichst allgemeine, eine volksthümliche werden müßte. Auch die kleinste Gabe dürfte deshalb nicht minder willkommen sein, auf daß ein Jeder, ohne Ausnahme, den Stolz empfinden könnte, mitgewirkt zu haben zur Gründung eines Denkmals, gewidmet einem edlen Mitbürger durch eines freien Staates freie Bürger! —

Demgemäß dürfte auch die Bildung von Comiteen aus allen Ständen am zweckentsprechendsten sein und möchte sich eine geschickte Hand zur Leitung der Sache bereit finden, um sich dereinst mit der ganzen Stadt des Vollbrachten erfreuen zu können. —

Bremen wolle nur, und der Wille ist That! —

Am Sterbetage Olbers. —

März 2. 1842.

* Über den gegenwärtigen Zustand unsres Bühnenwesens.

(Eingesandt.)

Mit Entrüstung muß jeder Theaterfreund unter der jetzigen Direction ein Treiben wahrnehmen, das weit entfernt den Geschmack des Publicums zu veredeln, vielmehr dazu beiträgt, verderbend für jedes moralische Gefühl zu werden. So möchte hier denn ein Wort der Oeffentlichkeit wohl zeitgemäß erscheinen, diesem um sich greifenden Uebelstande kräftig zu begegnen!

Wenn die betreffende Behörde an Herrn Engelken die Concession ertheilte, so wird dies doch jedenfalls unter Bedingungen geschehen sein, die derselben ein Recht einräumt, das Thun und Treiben der Direction zu überwachen und ist dies — wie ganz bestimmt anzunehmen — der Fall, wie ist es denn möglich das an dem Tage liegende Verfahren gutzuheißen? Sind aber Darstellungen wie der Kobold, der Rothkopf, Treff König, Fanchon, Lorenz und seine Schwester, fliegende Holländer, Weiber im Harnisch ꝛc. geeignet, das zu befördern, was in dem Zwecke und der Würde solchen Institutes liegen soll, wir meinen die Moralität?

Der Geist, welcher durch jene platten, alles Witzes ermangelnden Stücke hervorgerufen wird, zeigt sich schon klar in dem nie so ungebührlichen, oft ausartenden Benehmen eines Theils der Zuschauer, deren laute Zwiegespräche empörend anzuhören und den verscheuchen müssen, der sich im Theater einen besseren Genuß verspricht. Gleiche Wirkung rufen gar oft die Darstellungen selbst hervor, wo das Personal statt die vorkommenden Zweideutigkeiten zart zu behandeln, solche aufs schroffste hervorhebt.

Gegen das Entbehren der Oper hat der Director dem Publicum gegenüber das Versprechen geleistet, ein gutes Schau- und Lustspiel stellen zu wollen. Wo aber sind hiervon nach halbjähriger Directionsführung die Spuren? In dem Personal wahrlich nicht, das wir zu jederzeit, selbst bei brillanten Opern, besser gehabt haben und in den gelieferten Darstellungen eben so wenig.

Wir wünschen Herrn Engelken alles Gute bei dem gewiß mühsamen Amte, worin er steht, indessen sollte derselbe die von ihm eingeschlagene Bahn verlassen, die der bessere Theil des Publicums, — der ja doch wohl am Ende als Hauptunterstützer seines Unternehmens zu betrachten, nie gut heißen kann und über kurz oder lang einem strengen Richterspruche unterziehen wird, wenn nicht auch die Inspection des Theaters einen kräftigen Schritt zur Abänderung des herrschenden Unwesens einleitet. —

* Theater.

Am Dienstag verließen uns Herr und Mad. Pogrell, um ein abermaliges Engagement in Altona anzutreten, wo Mad. Pogrell, als früher dort sehr gefeierte Künstlerin, sich jedenfalls eines herzlichen, ehrenvollen Empfanges zu erfreuen haben wird. Uebrigens dürfte durch die Decession dieser jungen, liebenswürdigen Künstlerin, die sich, trotz ihrer eben nicht nach Wunsch und Talent brillanten Stellung an der hiesigen Bühne, eben die allseitige Anerkennung des Publicums errungen hatte und unbedingt im Begriff stand, einer der erklärtesten Lieblinge desselben zu werden vorläufig eine — sehr fühlbare — Lücke in unserm Conversationsstück entstehen die sich nicht so bald zur Zufriedenheit des Publicums ergänzen lassen möchte. Man hätte trachten sollen, die Madame Pogrell auf längere Zeit für unsere Bühne zu fesseln.

Miscellaneen.

(Jean Paul in Stuttgart im Sommer 18...) Jean Paul, der geist- und gemüthvollste Schriftsteller seiner Zeit, war mit Recht der Liebling der Frauen, die er in allen seinen Werken mit so vieler Zartheit und Liebe behandelt. An einem schönen Sommermorgen des Jahres 18.. saßen vier seiner innigsten Verehrerinnen, unter einander eng befreundet, zusammen frühstückend in einem Blumengarten und erquickten sich neben der Körperspeise an der geistigen Nahrung, die ihnen der Titan gewährte. Zufällig nannte sich eine der Damen Clotilde; dies rechtfertigte ihre Vorliebe für den „Hesperus"; zwei andere schwärmten für den „Titan" und hatten ihre prosaischen Taufnamen Lotte und Christel in Liane und Linda verwandelt. Die vierte, leidenschaftlich eingenommen für die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke," war nicht wenig erfreut, daß sie Helene getauft war, und — noch in den Flitterwochen ihrer Ehe — bewilligte ihr junger Gemahl ihr den Wunsch, Lenette genannt werden zu wollen, und versicherte auf Jean Paul nicht weiter eifersüchtig zu sein. Man denke sich nun die freudige Ueberraschung des befreundeten vierblätterigen Kleeblatts, als der Bruder der einen Dame, ein lustiger Lieutenant, von der Parade kommend, die Nachricht brachte: Jean Paul sei eben einpassirt und logire im goldenen Löwen; alle schönen Geister der Hauptstadt seien bereits unterwegs, ihm ihre Huldigung darzubringen, und an der Wirthstafel des genannten Gasthofes Plätze für sich in Beschlag zu nehmen. Nun entstand ein Jubel, ein Stimmenquartett, und zuletzt die dringende Bitte an den Lieutenant, nach dem glücklichen Gasthof zu eilen und den angebeteten Dichter im Namen von vier ungenannten Verehrerinnen auf den Abend nach der Silberburg (einem nahgelegenen öffentlichen Garten) zum gouter einzuladen: auch sollte dabei das gute Würtemberger Bier nicht fehlen, da man wisse, daß der edle Gerstensaft des Dichters Lieblingstrank sei. Der Lieutenant erhielt eine kühle Einladung, auch mitzukommen, schützte aber Dienstgeschäfte vor. Daß die vier Damen das Mittagsessen fast nicht anrührten, läßt sich denken. Kaum damit fertig, eilten sie nach der Silberburg, Anstalten zu treffen, daß der Liebling ihrer Herzen würdig empfangen und bewirthet werde. Blumen und Früchte zierten die weißbedeckte Tafel, ein Lorbeerkranz wurde gewunden, und in sehnlicher Erwartung die sechste Stunde herbei gewünscht. Da endlich erschien der Ersehnte in der Ferne — von allen wohlbesetzten Tischen des Lustorts flüsterte es: „da kommt Jean Paul!" Die vier Freundinnen, ihm entgegeneilend und ihm den Lorbeerkranz reichend, sagten im wohlprobirten Chor:

„Clotilde, Liane, Linda und Lenette
Sie reichen Dir den wohlverdienten Kranz!"

So führten sie ihn im Triumph zu dem bereiteten Mahl, dem er mit Behagen zusprach und trotz der Bierliebhaberei auch den feinen Weinen gern seine Aufmerksamkeit schenkte. Da nun der Mund nicht wohl zugleich reden und genießen kann, übernahmen die Damen vor der Hand die Unterhaltung, meist vierstimmig, verfehlten dabei nicht, sich mit den Namen zu nennen, welche der Dichter verewigt halte, und denen er einen süßen Blick und wohlgefälliges Lächeln schenkte. Da plötzlich rollte ferner Donner, es fielen schon einzelne Tropfen und der verehrte Gast wollte sich eilig zurückziehen, weil er, zu einem Abendschmaus mit Freunden eingeladen, seinem Versprechen nachkommen müsse. Da der Regen und das näher kommende Gewitter die kleine Gesellschaft schon unter Dach getrieben hatte, versicherten die Damen, sie würden nicht zugeben, daß der edle Seelenfreund zu Fuße zur Stadt zurückkehre, sie würden ihn selbst dahin fahren. Schnell wurde ein Wagen bestellt, bis zur Ankunft desselben Pläne für den kommenden Tag entworfen, worauf jedoch der Gefeierte nicht einging, da er am andern Morgen nach Tübingen abreise. Der Wagen kam, Jean Paul mußte zuerst ihn besteigen, vermöge seiner Wohlbeleibtheit nahm er etwas viel Platz ein, und der Wagen war viersitzig zwar, doch eng. Lenette, die den vergessenen Lorbeerkranz gerettet hatte, kam zuletzt, und da der Platz sehr beschränkt war, bot der galante Dichter seine Kniee an, welche Lenette dankbar annahm und dagegen den Lorbeerkranz auf seine Schläfe drückte. Als der Wagen vor dem Gasthofe angekommen war, drückte der Dankbare den Bruderkuß auf 8 Lippen und sagte gerührt: „Meine Damen — ich habe keine Worte, Ihnen meine Erkenntlichkeit auszudrücken für Ihre Güte, Ihre Aufmerksamkeiten, Ihre Bewirthung. Ich fühle mich derselben unwerth — tief beschämt — und gezwungen zu gestehn" (hier hatte er den Fuß auf dem Wagentritt): „ich bin nicht Jean Paul, sondern der Kaufmann M..... aus Bremen." Ueber das Weitere schweigt die Geschichte, die bis hierhin vollkommen wahr ist. (Salon.)

Was hiervon wahr ist wissen wir Bremer.

(Aus Bayern.) Der Umstand, daß ein angesehener Hofmusikus in München von einem tollen Hunde gebissen wurde und einen fürchterlichen Tod fand, macht in ganz Bayern großes Aufsehen, zumal da man eben wieder aus den Zeitungen vernimmt, daß zwei Einwohner von Cöln an dem Bisse eines tollen Hundes starben. Ueberall, auch den vielen Liebhabern der Hunde gegenüber, verlangt man hohe Besteurung der Hunde, wodurch das Heer dieser Thiere wenigstens decimirt werden müßte. Nach den neuesten Erfahrungen kann der Biß eines Hundes die Wuth herbeiführen, auch wenn man am Hunde selbst die Krankheit noch nicht bemerkt, und dadurch sehen sich die Menschen einer gräßlichen Gefahr Preis gegeben, ohne im Stande zu sein, derselben zu begegnen. Auch in Nürnberg haben sich in den letzten Wochen einige tolle Hunde gezeigt. Eine Verminderung dieser Thiere scheint dringend wünschenswerth. Wie wohlthätig wäre manchem armen Menschen die Nahrung, welche in den Häusern der Reichen nicht selten diesen Thieren in einer Art gereicht wird, wie sie für Menschen nicht bloß genießbar, sondern dem Dürftigen sogar leckerhaft erscheint! —

(Medicinal-Polizei!) Im allgemeinen Polizei-Anzeiger Nr. 12 steht unter der Rubrik — „Gemeinschädliche Umtreiber:" Mathaei, August (senior) vormaliger Schäfer, jetzt

Heilkünstler, aus Jonitz bei Dessau, darf die königlich sächsischen Staaten eben so wenig als seine Söhne fernerhin betreten, vielmehr sollen solche, als zu irgend einer Anwendung des Lebensmagnetismus keineswegs befähiget, vorkommenden Falls angehalten und mittelst Zwangpasses in ihre Heimath gewiesen werden, den 20. Januar 1842.

(Grog.) Der englische Admiral Verron war der erste, welcher seinen Matrosen Rum mit Wasser vermischt gab. Derselbe trug gewöhnlich einen Rock von Kameelhaaren, Grogram genannt, welches ihm den Namen „der alte Grog" zuzog. Diesen Namen legten die Matrosen auch dem Getränke bei, welches sie auf seinen Befehl trinken mußten. Bis heute hat das Getränk, Rum und Wasser, denselben behalten.

(Herkunft.) Ein Sachwalter handelte für Mathias vor Gericht um einen Hahn, der selbigem gestohlen war. Da in der lateinischen Sprache die Sache verhandelt wurde, so kamen die Worte gallus Mathias häufig vor, so daß sie der Advokat verwechselte, und statt: gallus Mathias — der Hahn des Mathias — sagte: galli Mathias — der Mathias des Hahns. — Man lachte, und von dieser Zeit an nannte man verkehrte Reden Gallimathias.

(Eisenbahn.) Damit die Reisenden auf der Dresdner-Leipziger Eisenbahn nicht einmal in Feuer aufgehen, da die Funken der Lokomotiven häufig in die Wagen fliegen, hat ein erfindungsreicher Schneider zu Dresden unverbrennbare feuerdichte Leipziger-Dresdner-Eisenbahn-Assecuranz-Kleider-Ueberwürfe zum Verkauf ausgeboten. Wer nicht kaufen und doch auf der Eisenbahn reisen will, hat sich den Schaden selbst zuzuschreiben.

(Dublin.) Die beiden berühmtesten Bühnenkünstler Englands, Herr Charles Kean (Sohn des großen Tragöden) und Miß Ellen Tree, haben sich hier verheirathet. Am selben Abend traten sie in dem Stücke: „Die Flitterwochen" auf.

(Ein Bruder der Dem. Rachel,) ein kaum funfzehn Jahr alter Knabe, verkündet ein sehr bedeutendes Schauspielertalent. Er soll nicht nur alle Vorzüge seiner Schwester, sondern auch jene die ihr mangeln, besitzen. Mit einer edlen und schönen, tragischen Deklamation, verbindet der junge Rachel Seele und Feuer. Kürzlich fand bei Dem. Rachel eine dramatische Matinée Statt, wo diese und ihr Bruder einige Scenen miteinander spielten, und alle Anwesenden stimmten darin überein, daß aus dem jungen Rachel ein großer Tragöde werden könne. Die Familie zählt nun eine große Schauspielerin, einen hoffnungsvollen Schauspieler und eine große Sängerin in spe.

(Das Mehlbad.) Eine 63jährige Frau, welche in Folge eines hartnäckigen Unterleibleidens an der Wassersucht litt, und diese allen Heilmitteln widerstand, kroch auf den Rath einer alten Frau in einen Mehlsack. Die Kranke befolgte den Rath. Von Tag zu Tag verminderte sich die Geschwulst, in wenigen Wochen verließ die Patientin, ohne irgend ein Mittel nebenbei gebraucht zu haben, vollkommen hergestellt das Bett, und genoß noch lange nachher einer ungetrübten Gesundheit. Die Anwendungsweise dieses Mittels wäre sehr einfach: Der Kranke zieht einen Sack an, in welchem vier Metzen Mehl enthalten sind, so daß der ganze Körper wenigstens einige Zoll mit Mehl bedeckt ist.

(Galvanoplastik.) Man schreibt aus St. Petersburg: „Professor Jakobi ist fortdauernd noch mit seinen Untersuchungen über Electromagnetismus beschäftigt, jedoch ungeachtet aller ihm durch die Liberalität des Kaisers zu Gebote stehenden Hülfsmittel noch nicht dahin gelangt, eine Bewegkraft zu erreichen, die auch nur der einer kleinen Dampfmaschine gleich käme. Ein großer Telegraph wird vorbereitet, der von dem Kabinet des Kaisers bis zum Palast des Generalstabes geht. Die Dräthe liegen drei Fuß unter der Erde. Es sollen dabei viele neue Erfahrungen Jakobi's angewandt werden, deren Bekanntmachung wohl nächstens zu erwarten steht. Die Galvanoplastik hat er jetzt ganz aus den Händen gegeben. Die Techniker schreiten in der Anwendung derselben immer weiter fort. Ein Schild von zwei Fuß Breite, mit vielen erhabenen Figuren, ist kürzlich auf diesem Wege hier nachgebildet worden."

(Paris.) Das allgemeine Tagesgespräch in der musikalischen Welt ist der Austritt Cherubini's aus dem Konservatorium. Bei aller Achtung vor Cherubini's großem Talente muß man doch sagen, daß er in der letzten Zeit die Zwecke des Instituts wenig gefördert hatte, und es war daher durchaus nothwendig geworden, ein Mittel zu ergreifen, das Bestehen des Konservatoriums zu sichern. Zu dem Ende erließ vor zwei Monaten das Ministerium eine Verfügung, wonach zwei neue Mitglieder des Unterrichts-Comitees ernannt wurden, die dem Director des Konservatoriums (Cherubini) zur Seite stehen sollten, und dies waren Auber und Adam. Cherubini schien Anfangs diese Anordnung vollkommen genehm zu sein; als es aber zu ihrer Ausführung kam, reichte er seine Entlassung ein, ein Entschluß, von dem ihm nichts wieder abbringen konnte. Dies geschah um Mittag, und schon am Abend (4. Febr.) erhielt Auber seine Ernennung, als Cherubini's Nachfolger. Cherubini selbst hatte gewünscht, daß seinem Lieblingsschüler Halévy seine Stelle anvertraut werden möchte. Auber's Wahl erhielt die allgemeine Beistimmung und sein Alter, (Auber ist im Jahre 1784 geboren), sein großes Talent, seine Stellung, als der Repräsentant der französischen Musikschule, eine Stellung, die ihm gewiß Niemand streitig machen kann. Alles dies gab ihm ein unbestreitbares Recht auf diesen Platz.

(Eine Schachpartie.) Vor einiger Zeit spielten zwei Engländer eine Partie Schach um 3500 Thaler. Der Mann, der sie gewann, war — ein Schuhwichs-Fabrikant.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 18.

Bremen, Donnerstag den 3. März 1842.

Gestorben:

Nro. 236. Den 27. Februar. Der Sattlermeister Georg Wilhelm Rauschelbach, 46 Jahr; Molkenstraße Nro. 22.

= 237. Den 27. — Des Soldaten Diedr. Hagenburg Sohn, 3 Jahr 5 Monat; gr. Annenstraße Nro. 54.

= 238. Den 28. — Des verst. Waarenmäklers Gottfr. Reinhold Treviranus Wittwe, geb. Lüdeke, 70 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 11.

= 239. Den 28. — Des verst. Schuhmachermeisters Johann Heinrich Krohne Wittwe, geb. Lankau, 55 Jahr; Timmerstr. Nr. 7.

— 240. Den 1. März. Der Kahnschiffer Friedr. Dierksen, 31 Jahr; Bleicherstr. Nr. 5.

— 241. Den 1. — Der Tabacksarbeiter Ernst Buchholtz, 17 Jahr; Löschen Hof Nro. 6.

Nro. 242. Den 1. — Des Hökers Simon Henr. Kölling Ehefr., geb. Steinheim, 40 Jahr; Tiefer Nr. 23.

— 243. Den 1. — Des Kahnschiffers Johann Arend Westphal Tochter, 6½ Jahr; Wichelnburg Nr. 3.

— 244. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Jürgen Christian Amelung Ehefr., geb. Köhnen, 32 Jahr; Borchers Weg Nr. 1.

— 245. Den 2. — Des Kornstechers Joh. Hermann Kleitz oder Kleist Ehefr., geb. Finckmann, genannt Peters, 61 Jahr; Neustadtswall Nr. 11.

— 246. Den 2. — Des Arb. Friedr. Hogrefre Tochter, 8 Monat; Hastedt Nro. 24.

Geboren:

Nro. 283. Den 25. Februar. Des Straßenaufsehers Stellmann Ehefr., geb. Schrader, Weerderstr. 1; von einem Mädchen.

— 284. Den 25. — Des Arb. Cord Bollmann Ehefr., geb. Hendel, Hastedt Nr. 31; von einem Mädchen.

— 285. Den 25. — Des Küpergesellen Joh. Evangelist Schnabel Ehefr., geb. Oldenbüttel, Schwarzpott; von einem Mädchen.

— 286. Den 25. — Des Arb. Friedr. Chr. Aumann Ehefr., geb. Bensen, Steinthor Nr. 91; von einem Knaben.

— 287. Den 26. — Des Arb. Carl Friedr. Henrich Rodenberg Ehefr., geb. Block, alten Steinweg Nr. 35; von einem Mädchen.

— 288. Den 26. — Des Arb. Andreas Witte Ehefr., geb. Gerken, Hastedt Nro. 25; von einem Knaben.

— 289. Den 26. — Des Kaufmanns Jacob Hesekiel Abraham Ehefr., geb. Brady, Hastedt Nro. 58; von einem Knaben.

— 290. Den 26. — Des Segelmachers Joh. Friedrich Gallmeyer Ehefr., geb. Reinhard, kleine Krankenstr. Nr. 14; von einem Mädchen.

— 291. Den 26. — Des Schneiders Johann Heinrich Pattenhausen Ehefr., geb. Bahle, Kohlhökerstr. Nr. 6; von einem Knaben.

— 292. Den 26. — Des Küpermeisters Bernh. Heinr. Waltjen Ehefr., geb. Krohne, Heerdenthorssteinw-g Nr. 1 A; von einem Knaben.

= 293. Den 26. — Des Miethkutschers Joh. Heinr. Gerding Ehefr., geb. Bösselmann, Pelzerstraße Nr. 45; von einem Mädchen.

294. Den 26. — Des Cigarrenmachers Abr. Herm. Eggers Ehefr., geb. Bente, Krecklows Hof Nr. 1; von einem Mädchen.

295. Den 26. — Des Schuhmachers Bernhard Heinrich Meyer Ehefr., geb. Grotlüschen, gr. Hundestraße Nr. 22; v. einem Knaben.

Nro. 296. Den 26. — Des Krameramtsgenossen Hinr. Meyerriecks Ehefr., geb. Sturm, Hohethorsstraße Nr. 31 A; v. einem Mädchen.

— 297. Den 27. — Des Mobilienhändlers Heinrich Kirchhoff Ehefr., geb. Cordes, gr. Johannisstraße; von einem Mädchen.

— 298. Den 27. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Wilhelm Burhorn Ehefr., geb. Hilbrecht, kl. Annenstraße Nro. 12; v. einem Knaben.

— 299. Den 27. — Des Cigarrenmachers Simon Friedr. August Strate Ehefr., geb. von Salzen, Jacobistr. Nro. 8; von einem Mädchen.

— 300. Den 27. — Des Cigarrenmachers Joh. Gottfried Wilh. Dohrmann Ehefr., geborne Schäfer, kl. Sortillienstr. Nr. 13 C; von einem Mädchen.

— 301. Den 27. — Des Korbmachers Jacob Paulus Weixler Ehefr., geb. Brockmann, Stintbrücke Nr. 3; von einem Mädchen.

— 302. Den 27. — Des Zimmergesellen Philipp Frese Ehefr., geb. Warnken, gr. Johannisstraße Nr. 207; von einem Knaben.

— 303. Den 28. — Des Arb. Daniel Seekamp Ehefr., geb. Bartels, am Dobben Nro. 11; von einem Mädchen.

— 304. Den 28. — Des Buchhalters Ernst Friedrich Backhoff Ehefr., geb. Hackmann, Buntenthorssteinweg Nr. 180; v einem Mädchen.

— 305. Den 28. — Des Handlungsdieners Johann Heinrich Hasselmann Ehefr., geb. Klußmeyer, gr. Johannisstraße Nr. 249; von einem Knaben.

= 306. Den 28. — Des Arb. Nicol. Matthes Ehefr., geb. Detjen, Osterthorswallstraße Nr. 21; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 19.

Bremen, Sonntag den 6. März 1842.

Bremen, den 4. März 1842.

Heute vollendete hieselbst im 51. Jahre nach längerer Krankheit Herr Aeltermann **Wilhelm Fritze**, Mitinhaber der Firma: W. A. & W. Fritze. Der Verstorbene war am 2. Nov. 1840 zum Aeltermann erwählt.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 6. März.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Pautel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 U. Hr. Past. v. Hanssttengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Frerichs.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

° Des Kindes erster Kummer.

(Von Felicia Hemans.)

Uebersetzt von F. Freiligrath.

„O, ruft den Bruder, ruft mir ihn!
Nicht gern spiel' ich allein!
Der Sommer kommt mit Blum' und Bien'
Wo mag mein Bruder sein?

Der Schmetterling, o, wie voll Pracht
Glüht er im Sonnenschein!
Was kümmert jetzt mich seine Jagd!
Ruft mir mein Brüderlein!

Die Blumen ranken wild umher,
Die er gepflanzt mit mir;
Der Weinstock sinkt von Trauben schwer —
O, wär' mein Bruder hier!"

„Geliebtes Kind, er hört Dich nicht,
Kann Dich nicht mehr verstehn!
Du wirst sein Frühlingsangesicht
Nicht mehr auf Erden sehn!

Ein Rosenleben hier war sein,
Kurz, frisch und thaubenetzt;
Geh', liebes Kind, und spiel' allein!
Im Himmel weilt er jetzt!" —

„O, daß er seine Vögel ließ!
O, daß er mich nicht hört!
Ist's wahr, daß aus dem Paradies
Er niemals wiederkehrt?

Kommt er nicht mehr zu Wald und Bach?
Wie bin ich doch betrübt!
Mein Brüderchen, wie wollt' ich, ach!
Daß ich Dich mehr geliebt!"

Der Spion.

Die Gefahren, welche einem Spion drohen, wenn er die Bewegungen eines auswärtigen Feindes beobachtet und in dessen Lager sich einschleicht, sind denen gar nicht zu ver-

gleichen, welche während eines Bürgerkrieges seiner harren. Zu der Gefahr, von einem früheren Bekannten oder Freunde entdeckt zu werden, kommt noch die Schwierigkeit, Leute aus demselben Lande zu hintergehen, welche an dieselben Sitten gewöhnt sind, dieselbe Sprache sprechen und den geringsten Mangel an Uebereinstimmung in der Redeweise oder Handlungsart als einen Beweggrund des Argwohns betrachten. Dennoch finden sich immer Individuen, welche für Geld, bisweilen wohl auch aus Begeisterung für die Sache, der sie dienen, jede Gefahr zu laufen und sich in die gefährlichsten Lagen zu versetzen bereit sind, um Auskunft zu bringen oder einzuziehen.

Während des wilden Krieges zwischen Carlisten und Christinos kamen unzählige merkwürdige Zwischenfälle vor, welche ihren Ursprung in der umfangsreichen Ausdehnung hatten, in welcher das Spionirsystem von beiden Theilen betrieben wurde. Die Anhänger des Don Carlos waren dabei, wenigstens in den baskischen Provinzen, im Vortheile, denn dort waren die Bauern der Sache des Prätendenten ergeben und dienten unentgeltlich und freiwillig als Spione, oder schafften Depeschen quer durch Feindesland. Ein solcher Bote begann seinen Weg in dem kurzen Laufschritt, den jene leichtfüßigen Bergbewohner fast so lange aushalten können, wie ein Bewohner der Ebene den gewöhnlichen Gang; wurde er müde, so übergab er seine Depesche, oder vielleicht auch nur mündliche Botschaft, dem ersten intelligenten, rüstigen Bauern, der ihm begegnete, und so wurde dieselbe von Einem zum Andern befördert, bis die Sendung erfüllt war. Man griff oft zu sonderbaren Mitteln, um einen Brief zu verbergen, für den Fall daß dem Boten ein Feind begegnen sollte. Gleich dem von Sancho Pansa verurtheilten alten Manne, der seines Nachbarn Geld in einem hohlen Stocke versteckt hatte, wurden mitunter Depeschen in Stöcken verborgen, die eigends zu dem Zwecke eingerichtet worden waren; aber dieses Auskunftsmittel war bald verbraucht und leicht entdeckt. Ein Stück Brod in der Tasche eines Bauern war kaum geeignet, Verdacht zu zu erregen, und doch war in dieses Stück Brod oft ein Papierschnitzel gebacken, der, wenn aufgefunden, dem Träger das Leben kosten konnte. Ein Piquet christinischer Cavallerie patrouillirte einst auf einer Heerstraße in Navarra und stieß gegen Dunkelwerden auf einen Bauern, den es anhielt. Nach längerem Verhör, in welchem der Mann zufriedenstellende Antworten gab, wurde seine Person genau untersucht. Ein halbes Dutzend Piaster fand sich in dem gestrickten Gürtel, den er um den Leib gewunden hatte; er nahm sie heraus und bot sie demüthig dem den Trupp commandirenden Subaltern-Offiziere an. „No somos ladrones," (Wir sind keine Räuber), war die unwirrsche Antwort, „behalte Dein Geld." Der Mann setzte seinen Weg fort und übergab drei Stunden später einem carlistischen General einen schmalen dünnen Papierstreifen, der in einer der Münzen verborgen gewesen war, welche der christinische Offizier so verächtlich zurückgewiesen hatte. —

Die Leute, die als Spione dienten, waren gewöhnlich, jedoch nicht immer, Bauern oder Maulthiertreiber. Soldaten, die vom Feinde desertirt waren, unter dem Vorwande, mit der von ihnen aufgegebenen Partei unzufrieden zu sein, pflegten mitunter nach einem Aufenthalte von einigen Tagen oder Wochen bei ihren neuen Freunden zu ihrer früheren Fahne zurückzukehren und nahmen dann alle Auskunft mit, welche sie zu sammeln im Stande gewesen waren. Nicht selten schloß sich an eine auf dem Marsche befindliche Colonne ein elendes Bettelweib an, vielleicht mit einem Kinde auf dem Arme, folgte den Truppen ein Paar Stunden lang, schwatzte mit den Soldaten und hörte ihre Unterredung unter einander zu. Passirte das Detaschement das vertrocknete Bett eines Bergstromes oder ein Ravin, so verschwand sie dann wohl und Niemand wußte, wann oder wo sie sich entfernt hatte; und selbst wenn sie nachher fanden, daß der Feind, dem sie ihren Angriff zugedacht hatten, verschwunden war, oder wenn sie in derselben Nacht im Bivouac überrumpelt wurden, dachte kaum irgend Jemand von ihnen daran, daß sie die Niederlage den von der zerlumpten Genossin ihres Morgenmarsches dem Feinde mitgetheilten Nachrichten zuzuschreiben hätten.

* * *

Gegen Ende des Jahres 183—, an einem schönen Herbstmorgen, ereignete sich ein Auftritt von einigem dramatischen Interesse in einem Felde, das etwa einen halben Flintenschuß von einem Weiler des nördlichen Alava entfernt lag. Mehrere Compagnien Infanterie und einige Reiterei standen dort in Linie aufmarschirt; die baskischen Barets, welche sowohl Gemeine als Offiziere tragen, und andere Eigenthümlichkeiten des Costümes ließen erkennen, daß sie den carlistischen Truppen angehörten. Einige Dutzend Schritte vor der Linie unterhielt sich ein Offizier zu Pferde, dessen reichbrodirte Aufschläge seinen hohen Militairrang dar-

thaten, mit anderen Offizieren von geringerem Range. Nicht fern von dieser Gruppe, von einigen Soldaten bewacht, stand ein junger Mann in der Uniform eines Cavallerie-Offiziers und etwas hinter ihm waren mehrere Frauen und Männer in bürgerlicher und Bauerntracht versammelt.

„Valentin Rojas!“ rief der General.

Die den Gefangenen umgebenden Soldaten machten Platz, der junge Offizier trat bis auf wenige Schritte zu dem Höchst-Commandirenden vor, blieb dort stehen und grüßte ihn achtungsvoll.

„Valentin Rojas, Sie haben sich einer groben Nachlässigkeit schuldig gemacht, dadurch, daß Sie in der vorigen Nacht aus Mangel an Wachsamkeit ihr Piquet überrumpeln ließen. Das Kriegsgericht hat sie zum Tode verurtheilt, Sie jedoch aus Rücksicht auf Ihren erprobten Muth und Ihren Eifer für die gerechte Sache der Gnade empfohlen. Auch will ich nicht die Dienste Ihres tapferen Vaters vergessen, welcher an der Seite des unsterblichen Zumalacarregui geblieben ist. Ihr Fehler muß indessen gesühnt werden und wenn ich Ihnen Begnadigung zu Theil werden lasse, wie ich es kraft des von Sr. Majestät mir übertragenen Amtes zu thun befugt bin, so kann das nur unter einer Bedingung geschehen.“

Er winkte darauf den Gefangenen näher heran, lehnte sich über den Hals seines Pferdes und sagte ihm ein Paar Worte in's Ohr.

Ein lebhafter Ausdruck des Widerwillens überzog das hübsche Gesicht des jungen Kriegers.

„Ew. Excellenz haben meines Vaters erwähnt und seines glorreichen Todes. Ich würde seinem Andenken wenig Ehre bringen, wenn ich mein Leben unter der von Ihnen vorgeschlagenen Bedingung erhalten wollte.“

„Es liegt keine Schmach darin, dem Könige zu dienen, auf welche Weise dies auch geschehen mag;“ sagte der General ernst. Sie haben indessen die Wahl; dies oder vier Kugeln.“

„Nun wohl, so seien es die Letzteren;“ entgegnete der junge Mann mit störrischer Entschlossenheit.

„Lassen Sie das Executions-Commando vortreten,“ sagte der General in ärgerlichem Tone zu einem seiner Adjudanten.

Es ließ sich ein durchdringender Schrei vernehmen, es entstand eine lebhafte Bewegung unter den Zuschauern und ein junges schönes Mädchen, mit um die Schultern flatterndem Haare, entriß sich denjenigen, welche es zurückzuhalten suchten, stürzte auf den Gefangenen zu und fiel ohnmächtig in seine Arme.

„Noch ist es Zeit,“ sagte der General, sich zu Rojas wendend. „Arme Dolores,“ setzte er hinzu und warf einen mitleidsvollen Blick auf die leblose Gestalt, welche der Jüngling in seinen Armen hielt.

Rojas war todtenbleich geworden und seine Gesichtsmuskeln befanden sich in krampfhafter Zuckung. Er warf einen durchdringenden Blick auf das liebliche Geschöpf, welches jetzt die Weiber unter ihrer Obhut genommen hatten und zum Leben zurückzurufen suchten. In dem Augenblicke öffnete sie halb ihre Augen und sprach mit schwacher Stimme den Namen: „Valentin“ aus.

„Ich nehme die Bedingung an,“ stieß darauf der Gefangene in krampfhaften Tönen hervor.

Zehn Minuten nachher waren die Truppen in ihre Quartiere zurückgekehrt und Rojas befand sich in dem Cabinette des die Linien von Alava commandirenden carlistischen Generals in geheimer Unterredung mit demselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Sonderlinge.

(Schluß.)

Seine Möbelmagazine übertrafen an Reichthum und Auswahl Alles, was Odessa in dieser Art aufzuweisen hatte, und wenn er bei'm Ankaufe oder Bau eines neuen Hauses zu dessen Möblirung große Ladungen von Tischen, Stühlen und Schränken daraus verabfolgen ließ, so merkte man den Abgang kaum. Die Möbeln seines eigenen Cabinets waren in dem Geschmacke jenes Schornsteins, nämlich mit Hieroglyphen, Drachenköpfen und allerlei phantastischem Schnitzwerke verziert. Uebrigens waren seine Sammlungen so groß und zahlreich, daß sie seine vertrautesten Freunde nur sehr unvollständig kannten. Manches zeigte er so selten, daß es selbst sein Hausarzt in den 25 Jahren seines Dienstes bei ihm nur ein Mal zu sehen bekam, und ein Zimmer hatte er in seinem Hause, das er nie einem Menschen öffnete. Was es für ein Bewandniß mit diesem Zimmer, von dem natürlich seine Leute immer als von etwas Geheimnißvollem flüsterten, gehabt habe, hat man auch nie recht erfahren.

Was das Lebendige betrifft, so waren natürlich seine Schwein-, Schaf-, Vieh- und Pferdeställe mit dem Auserwähltesten der ihnen zugewiesenen Thiersorten versehen. Dann hatte er in seinem Hause noch 3 bis 4 Volieren, unter denen sich eine große besonders auszeichnete. Man konnte gleich aus dem Speisesaale zu ihnen herantreten. In ihr kreischte, pfiff und zwitscherte es mit allen gefiederten Kehlen der alten und neuen Welt. In seinen Höfen trieben sich an die hundert Doggen, Jagdhunde, Windspiele, Pudel und Spitze herum. Außerdem ließ er auch noch 20 bis 30 der schönsten Hunde in seinem Zimmer campiren. Diese hatten ihre Hütten im Billardzimmer, wo sie auf und unter den schönsten Teppichen logirten, welche ihnen die Diener zu Lagerstätten zurecht ziehn mußten. Da der Graf, ihr Herr, ihnen so große Vorrechte zugestand, so mußten sie sich aber auch einer strengen Disciplin unterwerfen. Er handhabte eigenhändig die Gerechtigkeit unter ihnen. Gleich nach Tische griff er jedesmal zu einer großen Peitsche, die er eben so selten aus der Hand legte wie sein großes Schlüsselbund, welches er selbst bei Tafel um den Leib gebunden trug, ging hin und sah überall nach, was die Hunde während der Zeit seiner Abwesenheit gemacht hatten, und wehe dem, der gegen die Regeln des Anstands und der Reinlichkeit gesündigt hatte.

Zuweilen gab er seiner ganzen lieben französischen, deutschen, tartarischen und russischen Freundschaft brillante Feste. Die hübschesten waren die auf dem Dache eines Gartenhauses, welches einen schwebenden Garten mit Lauben, Orangenbäumen und Springbrunnen darstellte. Bei solchen Festen fehlte es nie an Musik, Seiltänzern, Ombres chinoises und Harlekins. Alles, was der Art nach ..e... kam, producirte sich immer zuerst bei dem Grafen .a... Zuweilen ließ er bei solchen Gelegenheiten auch die ganze italienische Schauspielertruppe in ..e... in seinem Hause spielen. Auf einem seiner Landhäuser hatte er viele Spielorgeln aufgestellt, die ihm des Abends zum Einschlafen musiciren mußten. Auf einem andern hatte er an dem einen Ende einer langen Zimmerreihe eine Zauberkammer anbringen lassen, in welcher seine Bedienten des Abends, wenn er schlafen ging, eine Art von Rad in drehende Bewegung setzen mußten, das dann bei starker Beleuchtung allerlei bunte Farben entwickelte, und dessen Figuren auch durch eine eigene Vorrichtung auf die mannichfachste Weise gewechselt werden konnten und dabei sich hundertfach in den Spiegelwänden der Kammer vervielfältigten. Der Graf legte sich dann auf dem andern Ende der dunkeln Zimmerreihe in seinem Bette nieder und betrachtete mit Lust das bunte Schauspiel, um so, wie er sagte, mit angenehmen Bildern und Vorstellungen einzuschlafen. Ein anderer Landsitz war wieder mit einer schönen Gemäldesammlung geziert. In einem vierten hatte er seine Collection von Nägeln und Schrauben aufgestellt, die von allen Größen, in allen Metallen und aus aller Länder Fabriken daselbst vorhanden waren.

So viel dieser Mann an Raritäten in seinen Häusern zusammenbrachte, so wenig Rares trug er übrigens auf seinem eigenen Körper zur Schau. Sein ganzer Anzug war in der Regel nicht 10 Rubel werth und bestand gewöhnlich nur aus einer Weste und einem Paar Hosen, endlich — was eigentlich das Hauptstück am ganzen Anzuge war — aus großen Pelzstiefeln, die er im Sommer wie im Winter trug und oft im Bette nicht von sich ließ. Da der Graf nicht so viel Charakterhärte hatte, um einen freundlich von Juden oder Christen ihm angebotenen Handel, Tausch oder Kauf, auszuschlagen, so kann man sich denken, daß es trotz seiner bedeutenden Revenuen mit seiner Casse oft sehr schlimm aussah. Seine Geldnoth war zuweilen so groß, daß er nicht einen Kopeken in der Tasche hatte und von seinem Hausarzte kleine Capitalien von ein paar „blauen Zetteln" (zu 5 Rubeln) borgen mußte. Dann brach überall in seiner ganzen Wirthschaft die helle Flamme der Verzweiflung los, und Alles gerieth in Stocken. Nach einiger Zeit kamen dann natürlich wieder auf einmal einige Hunderttausende von seinen Gütern für losgeschlagenes Getraide oder für einige in der Schnelligkeit versetzte Dörfer. Dann war er wieder des frohsten Muths, trat unter seine Leute und sprach: „Kinder, frisch an's Werk! Wir haben wieder einige Kopeken bekommen! Nun hämmert, schmiedet, zimmert, hobelt und schafft nur fleißig Tag und Nacht!" Dann ließ er die früher gezogenen Canäle wieder zuwerfen, die alten Gebäude einreißen und fing die ganze Arbeit nach einem neuen Plane wieder von vorn an. Von dem Tode dieses interessanten Mannes wurde mir leider nichts Näheres kund. Seine raren Sammlungen wurden nach seinem Tode in Auctionen zersplittert.

Norddeutsche Eisenbahnen.

(Aus einem größeren Artikel der Augsb. allg. Zeitung.)

Unter diesen verdient keine eine größere Aufmerksamkeit als diejenige, welche zuerst die große Ländermasse des Zollvereins mit der Nordsee verbinden wird. Zu leugnen ist indessen nicht, daß die Theilnahme für diesen Gegenstand reger bei den „Süßwasser"-Deutschen als bei den Bewohnern der Meeresküste zu sein scheint, welche doch ein so unendlich größeres Localinteresse haben. Denn dem Zollverband kann es, nicht in aller, aber doch in vieler Beziehung, gleich recht sein, nach welchem Hafen zwischen der Schelde und der Elbe jene Bahn führt. Für Ostende, Antwerpen, Rotterdam, Emden, Bremen, Hamburg ist es hingegen eine Lebensfrage, ob ihre Stadt, oder eine andere, das Emporium des deutschen Handels werde. Das Binnenland ist bereits bei vielen und großen Eisenbahnanlagen betheiligt. Die deutschen Hansestädte haben diesen Unternehmungen ihre Capitalien noch nicht zugewendet. Welcher Deutsche würde nicht einem deutschen Hafen den Vorzug vor einem fremden geben! Aber es liegt in der geographischen Nothwendigkeit, daß der Westen und Süden des Zollvereins seine Zufuhr von überseeischen Producten über Bremen und aus niederländischen Häfen empfängt, während die ganze östliche Hälfte sie größtentheils über Hamburg bezieht, und zwar von dort bezieht, trotz des ermäßigten Sundzolls, und ungeachtet der Eisenbahn von Stettin, weil weder Staatsverträge noch Eisenbahnen die schwierige Beschiffung der Ostsee und des Kattegats bessern können. Für Hamburg ist daher die südöstliche Richtung die wichtigste. Nicht eine Eisenbahn nach Braunschweig oder Hannover, sondern nach Magdeburg und Berlin setzt es in die kürzeste Verbindung mit der Masse der Abnehmer seiner Einfuhren.

Die Richtung von Nordwest nach Südost ist überhaupt die des gewaltigen Handels und Personenverkehrs zwischen England einer- und der Levante und Ostindien andererseits. Der Beschluß der österreichischen Staatsregierung, eine Eisenbahn von Triest nach Wien zu führen, und nicht minder das großartige und glänzend gelungene Unternehmen fortgesetzter Dampfschifffahrt von Wien bis zum Trapezunt, Beyrut und Alexandria, haben jene Hauptstadt zu einem Centralpunkt dieses mächtigen Transits erhoben. Leicht möchten dort binnen wenig Jahren mehr Güter und Personen nicht nur aus dem schwarzen Meer, sondern auch aus dem „französischen See" zusammen strömen, als in irgend einem französischen Hafen. Nun bilden sich aber von Wien zur Nordsee zwei verschiedene Hauptlinien in rascher Entwickelung heran. Die eine ist bis Brünn fertig, von dort bis Dresden bekanntlich durch die österreichische Regierung beschlossen, und von Dresden bis Magdeburg in Betrieb. Von dort bis Hannover ist das Zustandekommen einer Bahn durch die letzten Beschlüsse der Kammern gesichert und zwischen Hannover und Köln sind die Vorarbeiten bereits beendet. Von Köln endlich bis Ostende wird der durchgehende Verkehr diesen Herbst eröffnet werden.

Auf dem zweiten Hauptzuge ist bekanntlich die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn bis Leipnik nahe an der schlesischen Gränze vollendet. Ihr arbeitet die oberschlesische Bahn entgegen, welche zwischen Oppeln und Breslau fertig ist. Für den Bau der niederschlesischen Bahn von Breslau bis Frankfurt a. d. O. ist die Gesellschaft concessionirt und das Capital gezeichnet. Die Frankfurt-Berliner-Bahn wird zum Herbst eröffnet; es fehlt dann noch die Strecke von Berlin bis Hamburg. Die Linie Wien-Prag, Hannover-Ostende hat eine Länge von 200 Meilen, wovon die Hälfte (reichlich 100 Meilen) gebaut ist. Der andere Tract Wien-Breslau, Berlin-Hamburg ist nur 150 Meilen lang, von denen ein Drittheil (etwa 55 Meilen) ausgeführt wurde. Auf beiden bleibt daher gleich viel zu thun, nämlich etwa 100 Meilen Eisenbahn zu erbauen. Es ist dies keine kleine Arbeit, allein die Sachen sind auf einen Punkt gediehen, wo die wirkliche Ausführung wenigstens einer dieser Bahnrichtungen keinen Augenblick mehr in Frage gesetzt werden kann. Eine Verbindung der Nordsee mit dem adriatischen und schwarzen Meer mittelst Dampfwagen und Dampfschiffen ist kein müßiges Hirngespinnst mehr, sondern eine Thatsache, die in fünf bis sechs Jahren, sofern der europäische Frieden fortdauert, unausbleiblich ins Leben treten wird. Es kann kaum bezweifelt werden, daß der englisch-ostindische Postverkehr so wie der levantische Handel seinen alten Zug durch Deutschland nehmen werde, aber er wird denjenigen Straßen folgen, welche er zuerst gebahnt findet, und von der großen Rührigkeit auf der einen oder der andern Strecke wird es abhängen, ob Antwerpen oder Hamburg der Hafen Deutschlands sein soll.

† Über die Vorschläge in Betreff der Cigarrenmacher.

Sehr löblich ist es die Cigarrenmacher zu ordentlichen Menschen zu bilden, und die dazu gemachten Vorschläge sind zweckmäßig. Die vor einigen Jahren beliebte Aufhebung der Abendschule hat viel zur Verwilderung der Kinder niedern Standes beigetragen. Der Grund, warum diese Schulen derzeit eingingen, dem die Schullehrer gern beistimmten, war: Es könnte von den Kindern auf dem Schulwege Unfug getrieben werden. Dieses ist wahr, allein wenn die Kinder nicht nach der Schule gehen, kann dann kein Unfug von ihnen verübt werden?! Allerdings, und mehr als wenn sie die Schule besuchen. Schon deswegen, weil sie die Schulstunden zu unnützen Dingen verwenden können, und es zum Zeitvertreib thun werden. Gut, daß die Abendschulen wieder eingeführt, und den Kindern gelehrt werden soll, was recht und nützlich ist.

In den Vorschlägen, die Cigarrenmacher betreffend, ist gesagt: daß, wenn der Fabrikherr das Buch an den Cigarrenmacher nicht geben will, die Polizei ihn dazu zwingen kann. Hat der Fabrikherr Ansprüche an den Cigarrenmacher, soll er sie gerichtlich suchen. Sollte es nicht besser sein, daß die Ansprüche des Fabrikherrn oder der Cigarrenmacher sofort summarisch von der Polizei entschieden würden? Processe würden dadurch vermieden, die kostspielig werden können.

Daß man das weibliche Geschlecht von der Bearbeitung des Tabacks gänzlich ausschließen will, scheint ungerecht zu sein und die Eltern sehr zu drücken, welche Gott mit einer Reihe Mädchen gesegnet hat, die sie nicht ernähren können. Was sollen die Mädchen beginnen, wenn sie erwachsen sind? Nähterinnen können sie nicht alle werden, und als Dienstboten können sie kein Unterkommen finden, weil die Herrschaften solche in der Regel vom Lande nehmen. In Paris, wo Mädchen auch nicht in Fabriken zugelassen werden sollen, sehen sich diese genöthigt, Männerkleidung anzulegen, um so in Arbeit zu kommen. Die Leipziger Modezeitung vom Jahre 1831, Nr. 8. gab an, daß daselbst 1500 Mädchen in Mannskleidung in den Fabriken gefunden waren.

Hier am Orte hat das weibliche Geschlecht schon früher in den Tabacksfabriken gearbeitet, und es ist nicht bemerkt worden, daß solche unsittlicher gewesen wären, als andere. Man verbiete deshalb den Mädchen nicht, in Cigarrenfabriken ihr Brodt zu verdienen.

† Verbreiterung der Schlachte.

Durch die Erhöhung der Schlachte ist man genöthigt, dieselbe zu verbreitern, welches dadurch geschehen kann, daß man einen Theil des Weserbettes eindeicht, wodurch indessen der Strom nicht eingezwängt wird, weil er an dieser Stelle überflüssige Breite hat. Man beabsichtigt dieserhalb eine Mauer quer in die Weser unten an der Schlachte aufzuführen, wodurch dann die Verbreiterung abgeschlossen würde. Sollte es nicht gerathen sein, diese Mauer der Länge nach jener anzuschließen, welche den Damm bildet, der die Schlachte breiter macht. Die Kosten würden dieselben sein. Mit wenig Kosten wäre diese alsdann bis zur Aschenburg zu führen, wodurch die Schlachte auch verlängert würde, so daß zur schnellern Be- und Entladung der Schiffe noch einige Krahns angelegt werden könnten. Da die Weser bis dahin, ohne ihren Strom zu schmälern, so viel abtreten kann, als dazu erforderlich ist, so dürfte unser Vorschlag wohl eine Prüfung verdienen.

* Concert.

Das am Mittwoch im Schauspielhause von den Herren Rakemann und Hagen veranstaltete Concert brachte den Musikfreunden am Schlusse der Wintersaison noch einen wahren Genuß, und hat wohl die Zuhörer, die sich sehr zahlreich eingefunden hatten, gänzlich befriedigt. Die Zusammenstellung der vorgetragenen Sachen macht den beiden Herren alle Ehre; wie das Programm viel Schönes erwarten ließ, hat es auch viel gebracht, und es läßt sich wohl kein erheblicher Tadel aufbringen, wenn auch natürlich das Eine mehr ansprach, wie das Andere. Mad. Stein und Mad. Schmidt erhöhten die Freude des schönen Abends; jene durch ihre Declamation, diese durch ihren Gesang.

* Theater.

Wenn auch nur durch eine kurze Anzeige, möchten doch Theaterfreunde auf die Anwesenheit des Herrn Brüning ganz besonders aufmerksam zu machen sein, damit sie nicht versäumen, die wenigen Vorstellungen zu besuchen, in denen derselbe noch auftreten wird. Man hat alle Ursache, sich dieses Landsmanns und seiner Fortschritte zu freuen.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 1. März d. J.

Heinrich Wellbrock an der Grünenstraße Nro. 4 belegenes Immobile zu 1525 Rt. Käufer: Joh. Henrich Otten.

Miscellaneen.

(Aus Weimar.) Es vergeht kein Monat, daß man nicht in öffentlichen Blättern von einem aus unvorsichtigem Umgehen mit Feuergewehren entstandenen Unglück liest. Die damit verbundene Warnungsstimme aber verhallt immer noch im Winde. Dieser Tage ging ein Soldat der weimarischen Truppenabtheilung, welche zur Abwehr des Holzfrevels im Amte Kaltennordheim liegt, spät Abends in eine Spinnstube des Dorfes Wollmuthhausen. „Dich möchte ich todtschießen," mit diesen Worte legte er auf ein zuvörderst sitzendes, ihm unbekanntes Mädchen sein Gewehr an, welches er an diesem Tage abgeschossen, dann aber wieder in der Trunkenheit geladen hatte, und wovon ihm nur der erste Umstand, nämlich das Abschießen, noch erinnerlich war. Mit zerschmettertem Kopfe fiel das Mädchen todt zur Erde. Dicht hinter ihm saßen noch etliche Personen, an welchen die Kugel vorüber in die Wand fuhr. Was half es nun, daß sich der Thäter über die Leiche warf und mit zu sterben wünschte! Die Todte, die einundzwanzigjährige einzige Tochter eines Taubstummen, war als das schönste und bravste Mädchen der Umgegend bekannt und ihr tragisches Ende hat große Sensation gemacht. Das Militärobercommando von Eisenach hat den Thäter sogleich an das Criminalgericht Dermbach abgegeben. Ein alter Praktiker meinte, der eingewurzelte Unfug nähme nicht eher ein Ende, bis im Strafgesetzbuch stände: „Wer scherzweise ein ungeladenes Feuergewehr auf einen Menschen hält, bekommt so und so viel Wochen oder Monate Arrest." Schon der Scherz in dieser Art ist unsittlich und möglicher Weise durch Erschreckung des Andern schädlich und verdient daher Strafe.

(Pferdefleisch.) Im südlichen Deutschland, unter andern in Calw haben sie, wie's die Zeit mit sich bringt, große Schlachtschüsseln gehabt. Es war aber weder Ochse noch Sau, sondern jedesmal ein gesundes gemästetes Pferd, das von einer Gesellschaft vorurtheilsfreier Männer geschlachtet worden war. Die Gäste fanden das Rückenstück gut und die Cervelatwurst vortrefflich. Das Pökelfäßchen soll nächstens aufgethan werden. Die Sache ist übrigens ernst gemeint, und wenn das Vorurtheil völlig überwunden wäre, würde unter andern auch der Thierquälerei in Einem Stücke bedeutend gewehrt. Gegen das Schicksal eines ausgedienten Ochsen, der auf die Mast gestellt wird, wie traurig, wie himmelschreiend oft ist das Loos des armen Pferdes, das bis zum letzten Pulsschlag seiner Kraft getrieben wird und zuletzt im Geschirre zusammenstürzt, geschunden oft 30 Jahre lang, ehe es zu dem kommt: der mit dem Amte auch den Namen führt. In Schweden ist das Mästen und Schlachten der Pferde schon lange landüblich, und die Polizei sorgt, daß nur gesundes Vieh darzu genommen werde.

(Liszt-Wahnsinn.) Die Berliner sind außer sich — über Liszt. Ein Berliner kündigt, um Liszt's Namen zu feiern: „Wasserdichte Liszt's-Stiefel" an, mit dem Zusatze: „in diesen Stiefeln ist es nicht möglich auf dem Glatteise zu fallen, man gleitet, wie Liszt über die Tasten, in diesen Stiefeln leicht und fröhlich hin. „Bei einem Souper, welches man Liszt unlängst im Hotel de Russie gab, brachte Hr. Dehn folgenden Toast-Calembourg aus: „Es lebe Liszt, wie er ißt (ist.) —" Liszt hat übrigens über 10,000 (nach Andern 25,000) Thlr. in Berlin eingenommen. Er soll diesen Berliner Witz — sehr gut aufgenommen haben!

Nicht nur die Frauen, auch die Künstler und Gelehrten in Berlin hat der große Pianist Liszt so für sich eingenommen, daß sie zu seinen Ehren festlich gegessen und getrunken haben. Als der Virtuos in den Festsaal eintrat, wurde der ungarische Nationalmarsch gespielt, die Siegesgöttin Victoria reichte ihm einen Ehrenkranz, wozu der Hofrath Förster die Worte sprach: Wer so wie du die Gegenwart bezwungen, der hat den Kranz für alle Zeit errungen. Bei der Tafel, wo ein Trinkspruch dem andern folgte, wurde ihm eine große goldne Medaille (100 Ducaten schwer) überreicht, welche die Inschrift trägt: Dem Genius, dem Künstler von Geist und Gemüth, dem Ehrenmanne von Gesinnung und Charakter Franz Liszt in dankbarster Erinnerung an schöne Stunden der Begeisterung, die Kunstgenossen und Kunstfreunde in Berlin, den 18. Februar 1842. Der Gefeierte war wie billig bis zu Thränen gerührt.

(In Berlin) ist ein junger Literat, der sich an einem öffentlichen Orte anzüglicher Reden gegen den König erlaubte, ergriffen und zu achtzehnmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt worden.

(In Berlin) sammelt man Geld, um auch in der Residenzstadt dem verstorbenen König von Preußen ein Denkmal zu setzen, das auf dem Floraplatz im Thiergarten aufgestellt werden soll.

(Soest.) Bei seiner Rückkehr in die Heimath war dem König von Preußen auch in der Stadt Soest ein festlicher Empfang bereitet worden. Er kam gegen Abend an, die Stadt war erleuchtet, allein der Freudenruf der Menge verwandelte sich plötzlich in einen Feuerruf und die Festglocken läuteten Sturm, es stand ein Haus in vollen Flammen. Der König eilte sofort zur Brandstätte und der angestrengtesten Thätigkeit des Volks gelang es, des Feuers Herr zu werden.

(Neues Gas.) Ein Schornsteinfeger in Cambray, Namens Ducret, hat die Erfindung gemacht, Gas aus Ruß zu bereiten, das heller und reiner als das Steinkohlengas brennen soll. Er sucht bei der französischen Regierung um ein Patent nach.

(Oehlenschlägers) neueste Tragödie: „Dina" soll nächstens die Presse verlassen und gleichfalls bald in Kopenhagen zur Aufführung kommen.

(Ueber die Einflüsse des Tabacks) auf den Menschen hat so eben ein praktischer Arzt in Paris, Herr Dr. Armand Grenet, eine in ihrer Art eben so neue als unterhaltende Schrift herausgegeben. Er begnügt sich nämlich nicht, wie Andere, die über diesen Gegenstand bereits geschrieben, die günstigen oder nachtheiligen Einflüsse des Tabacks auf den körperlichen Ge-

sundheits-Zustand nachzuweisen, sondern er vindizirt ihm auch höhere geistige Einflüsse auf den Einzelnen, wie auf die ganze tabackrauchende Menschheit. Deshalb giebt er auch zum vollen Verständniß der Sache, als Einleitung seiner Wissenschaft, eine Geschichte des Tabacks in Amerika und in Europa, womit er zugleich eine naturhistorische Uebersicht aller in den fünf Welttheilen wachsenden Tabacks-Arten, ihrer Bereitung, ihrer Productions- und ihrer Verkaufspreise verbindet. In Frankreich hat es der Verfasser natürlich auch noch mit einer ganz besonderen Eigenschaft des Tabacks zu thun, nämlich mit der Monopolisirung desselben zur Vermehrung der Staatseinkünfte, und dies giebt ihm ebenfalls Stoff zu eigenthümlichen Betrachtungen.

(Zu Mainz) war dieses Jahr für den dritten Faschingstag eine Narrenmesse veranstaltet. Dieselbe fand in der neuen Fruchthalle statt, welche wenigstens 8000 Narren faßt, und das ungeheure Lokal war wirklich gefüllt. Hier wogte man in einem Meer von Volkslust; es war eigentlich gar kein Publicum hier, lauter Mitspielende; Jeder trug sein Scherflein zum allgemeinen Scherz bei, Jeder trug con amore seine Späße und Scherze zu Markt. Die hier aufgeschlagenen Waarenbuden lockten die Käufer durch alle möglichen Künste herbei; die Verkäufer waren Leute aus den angesehensten Ständen, und was erlöst wurde, gehörte den Armen. Man kann sich denken, daß sich die Armenpflege einer sehr bedeutenden Summe von dieser Narrenmesse zu erfreuen hatte. Nichts fehlte hier, um das bewegte Treiben einer Narrenmesse zu vergegenwärtigen: Leiermänner, Fiedler, Spieler, Tausendkünstler, Marktschreier, Thierbändiger, Springer, Seiltänzer, Affen und Affentänze ꝛc. Man kann sich kaum eine vielfarbigere, mannigfaltigere Scene denken; man sieht in der ungeheuern Menge kein ernstes Gesicht, Harlequin scheint sich Jedem auf die Nase zu setzen, sobald er die Schwelle der Fruchthalle betritt, und sicherlich wird diese Narrenmesse ein stereotypes Bild des Carnevals bleiben. Das glückliche rheinische Blut! In unsern norddeutschen Städten hätten wir wohl Locale, aber es fehlt an — Narren!

(Der bekannte Badeort Barège) in den Pyrenäen ist gleichsam unter Schnee begraben. Mehrere Häuser wurden zerstört oder beschädigt; zwei Kinder kamen um.

(Die langen Bärte und die langen Haare) sind, der neuesten Nachricht aus Paris zufolge, außer der Mode.

(Professor Hoffmann), der bekannte Verfasser der unpolitischen Lieder, hat in öffentliche Blätter folgende Erklärung einrücken lassen: Wenn es in einem Correspondenzartikel aus Berlin vom 30. Januar, zuerst in der Kölner Zeitung, dann im Hamb. Correspondenten vom 8. Februar, über mich heißt: „Seinen Freunden hat er durch eine Flugschrift von seinen gegenwärtigen Verhältnissen Nachricht gegeben," so muß ich das für eine Unrichtigkeit, unter Umständen für eine böswillige Verläumdung erklären, da ich weder in einzelnen Artikeln noch weniger in einer Flugschrift über meine gegenwärtigen Verhältnisse mich auszusprechen für nöthig befunden habe.

(Aus Elberfeld.) Wie anderwärts, so ist die Macht des Pietismus auch hier gebrochen; dies beweist die große Thatsache, daß endlich, nach jahrelangem Brüten, das Theaterbauprojekt in's Leben tritt. Wenn gleich nach altem Herkommen auf den Kanzeln sonntäglich verschiedene Anatheme gegen den projektirten Götzentempel geschleudert wurden, so waren dies doch nur sogenannte kalte Schläge, die nicht zünden konnten; der Plan zum Schauspielhause ist fertig, die Actien sind sämmtlich untergebracht und der Bau wird mit Nächstem beginnen. Bereits im kommenden Winter hofft man der Kunst einen würdigern Tempel bieten zu können, als den früher benutzten, in welchem alle zwei Jahre etwa drei Monate lang der Pegasus geduldet wurde, während er in der übrigen Zeit ganz gewöhnlichen Reitpferden zum Quartier diente; denn es war dieser Tempel Thalias ein Zwitter von Pferdestall und Reitbahn.

(General Buzen), der belgische Kriegsminister, welcher kürzlich durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende machte, soll schon seit längerer Zeit Todesahnungen gehabt haben. Seit mehr als 20 Jahren gab er sein 42. Jahr, und als er dieses erreicht hatte, das Jahr 1842 als Lebensziel an. Vor 8 Monaten speis'te er beim holländischen Gesandten; das Gespräch kam auf Ahnungen, der englische Gesandte, Lord Seymour lachte darüber, General Buzen aber erklärte ganz ernsthaft, daß er daran glaube. In seinem 19. Jahre habe er dreimal im Traum sein Grab, mit seinem Namen und der Zahl 42 darauf, gesehen, und er lasse es sich nicht nehmen, daß das Jahr 1842 sein Todesjahr sei. Lord Seymour war von dem Ausdruck von Ueberzeugung, mit der diese Worte gesprochen wurden, dergestalt betroffen, daß er das Gespräch notirte; nach dem Tode des Generals erzählte er es mehreren Bekannten. Vor drei Jahren litt Buzen an einem heftigen Gichtanfall; der Arzt äußerte Bedenken, er aber sagte ganz ruhig, er habe noch 3 Jahre zu leben. Der Arzt wußte von dem Traume; eben so einer seiner Adjutanten; auch in dem Brief, den er kurz vor seinem Ende schrieb, soll von jener Ahnung die Rede sein.

(London.) Die Arbeiten zu den gewundenen Treppen für Fußgänger so wie zu den Fahr- und Reitwegen am Tunnel sind jetzt in Contract gegeben und alsbald angefangen worden. Der bis jetzt offene Schacht, welcher bekanntlich fertig ist — der König von Preußen fügte bei seinem Besuch den Schlußstein auf der Nordseite ein — wird nun auf einige Wochen geschlossen werden. Man rechnet, daß jetzt auf der über dem Tunnel sehr breiten Themse ungefähr 3000 Menschen täglich in Booten überfahren, welche Zahl, wenn erst die Zugänge des Tunnels fertig sind, sich verdreifachen dürfte. Die beiden Gewölbegänge sind ganz trocken.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 19.

Bremen, Sonntag den 6. März 1842.

Gestorben:

Nro. 247. Den 1. März. Des Mechanicus Friedr. Wilh. Walter Tochter, (todt geb.), Balgebrückstraße Nr. 33.

— 248. Den 2. — Des Arb. Heinr. Pape Ehefrau, geb. Jürgens, 55 Jahr; Fettengang N. 18.

— 249. Den 2. — Des Kaufmanns Daniel Luerßen Sohn, 10 Tage; Langenstr. Nr. 72.

— 250. Den 2. — Des Weißbäckers Herm. Schweers Tochter, 6 Monat; Westerstr. Nr. 11.

— 251. Den 2. — Anna Maria Margr. Fehlbehr, 24 Jahr; Böttcherstr. Nr. 9.

— 252. Den 2. — Des Musikus Friedrich Gottlob de Clercq Sohn, 3 Jahr; Müllerstraße Nro. 1.

— 253. Den 3. — Des Kaufmanns Carl Ludwig Meyer Sohn, 1¾ Jahr; hinterm Schütting Nr. 2.

— 254. Den 3. — Sophia Wientge, 19 Jahr; Osterthorstraße Nro. 10.

Nro. 255. Den 3. — Des verst. Arbeitsm. Nicolaus Ließ Wittwe, geb. Brockhorst, 68 Jahr; im Schnoor Nro. 11.

— 256. Den 3. — Des Kappenfabrikanten Heinrich Engelb. Bornheim Sohn, 2 Tage; Brautstraße Nro. 2.

— 257. Den 4. — Des Küpergesellen Friedrich Wilh. Schasse Tochter, 4 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 4.

— 258. Den 4. — Der Aeltermann Carl Wilhelm Fritze, 50 Jahr; Hutfilterstr. Nr. 40.

— 259. Den 4. — Des Zahnarztes Heinrich Mielotz Tochter, 1 Jahr; Tiefer Nr. 42.

— 260. Den 4. — Des Schlossermeisters Joh. Herm. Heidtmann Tochter, 4 Jahr 2 Monat; gr. Johannisstr. Nr. 33.

— 261. Den 5. — Der Kaufmann Johann Friedrich Christian Medler, 73 Jahr; Buchtstr. N. 31.

Gebuhrten:

Nro. 308. Den 1. März Des Kaufmanns Carl Ferdinand Niemann Ehefr., geb. Wöhlking, Langenstraße Nr. 121; von einem Knaben.

— 309. Den 1. — Des Mechanicus Friedr. Wilhelm Walter Ehefr., geb. Teusch, Balgebrückstraße Nr. 33; von einem todten Mädchen.

— 310. Der 1. — Des Handschuhfabr. Heinr. Kück Ehefr., geb. Hanebutt, Balgebrückstraße Nr. 11; von einem Mädchen.

— 311. Den 1. — Des Kaufmanns Conrad Christian Heinr. Seib Ehefr. geb. Schütte, Sögestraße Nr. 4; von einem Knaben.

— 312. Den 1. — Des Cigarrenmachers Christ. Heinr. Lampe Ehefr., geb. Stietelberg, kl. Krummenstr. Nr. 28; von einem Mädchen.

— 313. Den 1. — Des Branntweinbrenners Friedrich Köster Ehefr., geb. Meyer, Hohenstraße Nr. 12; von einem Mädchen.

Nro. 314. Den 2. — Des Landmanns Johann Wilhelm Nauers Ehefr., geb. Hoormann, gr. Weidestraße Nr. 6 A; von einem Knaben.

— 315. Den 2. — Des Kaufmanns Johann Heinrich Ropers Ehefr., geb. Otten, Kohlhökerstraße Nr. 18 B; von einem Knaben.

— 316. Den 2. — Des Kappenfabrikanten Heinrich Engelbert Bornheim Ehefr., geb. Meyer, Brautstr. Nr. 2; von einem Knaben.

— 317. Den 2. — Des Arb. Joh. Heinr. Schilling Ehefr., geb. Schrader, Sögestr. Nr. 26; von einem Knaben.

— 318. Den 3. — Des Gastwirths Wichmann Siedenburg Ehefr., geb. Poser, gr. Annenstraße Nr. 63; von einem Knaben.

— 319. Den 3. — Des Schneiders Jürgen Heinrich König Ehefr., geb. Funke, Hastedt N. 20; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 84. Der Pastor zu Thamsbrück Johann Hermann Philipp Heineken und Juliane Wilhelmine Henriette Küttner zu Weißenfels.

— 85. Der Kaufmann Carl Bähr und Christina Dorothea Schramm hieselbst.

— 86. Der Weißewaarenhändler Albert Rowohlt und Maria Philippine Wilhelmine Bischoff hies.

— 87. Der Zeichenlehrer Johann Christian Lebrecht Grabau und Gebeta Wilkens hieselbst.

— 88. Der Weinhändler Albert Oetjen und Henriette Wilhelmine Meyer hieselbst.

— 89. Der Schneideramtsmeister Ebert Henrich Henke und Sophia Dorothea Stallmann hieselbst.

90. Der Schullehrer Johann Jacob Georg Gans und Cäcilia Catharina Imhorst hieselbst.

91. Der Schlosseramtsmeister Johann Lagemann und Anna Maria Gertrut Westrup hies.

92. Der Schlachter Albert Goosmann und Anna Adelheid Müllershausen hieselbst.

Nro. 93. Der Tischler Johann Andreas Gürtel und Johanna Maria Meyer hieselbst.

— 94. Der Maurergesell Conrad Diedrich Sprute und Gesina Wulfken hieselbst.

— 95. Der Cigarrenmacher Johann Hustedt und Adelheid Detmer hieselbst.

— 96. Der Stuhlmacher Joh. Friedrich Jenßen hies. und Margar. Huntemann zu St. Magnus.

— 97. Der Cigarrenmacher Herm. Hinrich Brandt und Betty Städing hieselbst.

— 98. Der Schlosser zu Thedinghausen Franz Hallmann und Beke Cordes daselbst.

— 99. Der Leineweber am Buntenthorsteinwege Christian Heinrich Friedr. Ernst Baeroldt und Catharina Uphoff daselbst.

— 100. Der Arb. Herm. Kossens und Henriette Wilhelmine Bernhardine Auffurth, genannt Heyse, aus Wagenfeldt.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 20.

Bremen, Donnerstag den 10. März 1842.

Spielburg.

Wer zu Hohenstaufen reiset, und nun auf der Höhe steht,
Wo der Geist der alten Kaiser noch in Morgenlüften weht:
Dunkle Wälder, Bergeskeiten, Städte, Thäler, Burg und Au
Sieht er prachtvoll ausgegossen unterm weiten Himmelsblau.
Herrlich wird es ihn durchschauern, daß in solchem Strahlenrund
Deutschlands höchste Kaiserzinne als der goldne Leuchter stund.

Aber lange schon erloschen ist der wunderbare Glanz,
Lange schon von diesen Felsen abgestreift der Mauerkranz.
Lange sind die Feuergluten in dem Wetterhauch verkühlt,
Und die letzten Fundamente aus dem Grund herausgewühlt.
Kaum noch deuten leise Spuren wo nach manchem Heldensieg
Einsam in die Dorfkapelle Barbarossa niederstieg.

Kaum noch dröhnt es unterm Fuße dumpf und traurig hier und dort:
Ach! an tiefe Grabeshallen] mahnets wohl an diesem Ort.
Ist von allen Bergeshöhen in dem weiten deutschen Reich
Eine diesem Kaiserfelsen, diesem Todtenmahle gleich?

Sieben Sterne sinds gewesen, die so hellen Strahl versandt
Aber alle sind gesunken und wie Schnuppen ausgebrannt.

Holde Harfen sinds gewesen, die hier oben weit getönt:
Aber längst an tiefes Schweigen ist der graue Fels gewöhnt,
Liebend forsch' ich wo die blonden Kaiserknaben einst gespielt,
Wo sie mit der kleinen Armbrust nach der Scheibe scharf gezielt.
Sehnend frag' ich wo der Jüngling tummelte sein flinkes Roß?
Wo den Falken er gelassen auf den schnellen Reiher los?

Und der Führer deutet lässig auf die Haide blumenleer;
Südlich drunten starren alte Felsenkuppeln dran umher.
Dort einst war die Armbrusthütte, wo die Jünglinge turnirt:
Darum auch die graue Haide noch der Name Spielburg ziert.
Graue Haide, sei gegrüßet! Sei gegrüßet, Conradin!
O wie leise schwebt dein Name ob den Genzianen hin!

Deine holden Jugendspiele, deiner Blüthen kurzer Traum
Ach! sie wehen mit dem Lüftchen noch um diesen Felsenraum.

Ja, nur als ein armer Fremdling kamest du hieher zum Schenk,
Und er ließ das Kindlein spielen, deiner Väter eingedenk.
Hier aufs weiße Pferdchen steigst du, galoppierest froh daher,
Schwingst so zierlich und beweglich schon im Händchen deinen Speer.

Nimmst den Falken nun aufs Fäustchen; schau! das Rebhuhn ist entflohn:
Aber in den raschen Fängen bringet dies der Falke schon.
Ach! dein Pferdchen magst du tummeln, schwingen magst du deinen Speer;
Aber deiner Stimme folgen Deutschlands Fahnen nimmermehr.
Ja, den Falken magst du tragen, streicheln ihm das weiche Haupt:
Weißest nicht, du armer Knabe, wer den Adler dir geraubt.

Auf der Haide magst du hüpfen: aber Südlands Zauberlicht
Schimmert dir auf keiner Krone, lächelt deinem Auge nicht.
Ahnest nicht, indeß die Mutter dich in trauten Armen hält,
Wann dein Haupt voll goldner Locken unter Mörderbeile fällt.
Ahnest nicht, indeß du betest „Hochgelobt sei Jesus Christ!“
Daß der eine hohe Name bald dein einzig Erbtheil ist.

Aber in den holden Augen leuchtet mir die Klarheit schon,
Wie du deine Hände breitest zu des Vaters ew'gem Sohn;
Wie du flehest „Himmelskönig, nimm mich in dein sel'ges Haus!“
Deinem Willen unterthänig, trink' ich diesen Becher aus.“
Sonne, gieb die schönsten Strahlen! Lüfte, wehet milder hin!
Treibe Lilien, graue Haide! Hier einst blühte Conradin.

A. Knapp.

Der Spion.

(Fortsetzung.)

Das Kloster San Domingo in Vittoria, wenige Schritte innerhalb des nach Bilbao zu stehenden Thores dieser Stadt belegen, ist seit den letzten Jahren, wie die meisten Gebäude dieser Art im Norden von Spanien, in eine Caserne für die Truppen verwandelt worden. Es war als der Carlisten-Krieg am heftigsten wüthete, an einem October-Abende, daß unter dem massiven Säulengange der Haupt-Entrée des Klosters ein großes Feuer angemacht worden war, welches theilweise auch den breiten, mit einem Lehmboden bedeckten Corridor erleuchtete, der in das Innere des Gebäudes führte, und die Feuchtigkeit, von der die Wände bedeckt waren, in seiner flackernden Flamme erglänzen machte. Noch war die Retraite nicht geblasen worden und außer der zur Wache bestimmten Mannschaft lagen mehrere Soldaten vom Heere der Königin um das Feuer gruppirt, auf das gewöhnliche Signal zum Schlafengehen wartend und mittlerweile beschäftigt, die Zeit mit Singen, Schwatzen und Lachen zu vertreiben, so daß ein wahrhaft babylonischer Lärm entstanden war. Während einer momentanen Pause wurde eine schmale Lücke im Kreise durch ein Individuum ausgefüllt, welches sich hineindrängte, indem es sich so eng wie möglich zusammenzog, und welches dann die Hände über das Feuer ausbreitete, das es mit nichtssagenden Blicken anstierte, gleich als sei es ihm ganz unbewußt, daß es sich eingedrängt habe, oder überhaupt daß es sich in Gegenwart der Soldaten befinde. Der Neuangekommene war ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, dessen überaus dunkel gefärbtes Gesicht einen auffallend ausdruckslosen und einfältigen Anstrich durch seinen fortwährend offenstehenden Mund erhielt und durch die Art und Weise, in welcher sein Haar so tief über die Stirne herabgestrichen war, daß es fast die Augen verdeckte. Seine Kleidung bestand aus einer Jacke und Beinkleidern von dem groben braunen Tuche, welches die alavesischen Bauern aus grober Schafwolle selbst weben, und ein breitgerändeter grauer Hut, der, ganz in den Nacken gesetzt, noch dazu beitrug, die Albernheit der ganzen Erscheinung zu vermehren.

„Caramba!“ rief ein lustig aussehender Corporal, der nach dem bereitwilligen Gelächter zu urtheilen, mit welchem seine Cameraden seine unbedeutendsten Späße aufnahmen, ein Witzkopf von nicht geringer Bedeutung war. „Wen haben wir da, und woher kommt der? Sicherlich ein Alcalde

aus irgend einer biscayischen Stadt. Seht nur einmal den weisen Blick und die würdevolle Art, wie er seinen Hut trägt!"

Der Spötterei folgten andere ähnlicher Art von Seiten der Soldaten, welche, zum größten Theile Castilianer, den gebührenden Grad von Verachtung für Alles, was baskisch war, hegten.

„Kommt, Camerad," sagte Einer, als er sah, daß der Fremde von den Scherzen, zu denen er den Stoff liefern mußte, gar keine Notiz nahm. „Du hast an unserm Feuer Platz genommen, ohne auch nur einmal: Mit Verlaub, zu sagen. Zum wenigsten kannst Du uns doch etwas über Dein Woher und Wohin mittheilen."

Der Bauer antwortete nicht, und der Soldat, der ihn angeredet hatte, durch sein hartnäckiges Schweigen ärgerlich gemacht, machte nun Anstalt, um ihn durch eine Procedur, die sich vermuthlich wirksamer als angenehm gezeigt hätte, aus seiner Theilnahmlosigkeit zu erwecken. Er zog sein Bayonnet aus der Scheide und steckte die Spitze desselben durch den Saum des Kleides des Bauern. Kaum aber hatte die spitze Waffe sich durch das Tuch Bahn gemacht, als der Baske sich rasch umwendete, im Nu seinen Feind entwaffnete und ihn zu Boden streckte. Die Soldaten sprangen ihrem Cameraden zu Hülfe; aber der Fremde warf sogleich das Bayonnet von sich und ließ eine Menge der sonderbaren unartikulirten Töne hören, welche die Taubstummen von sich stoßen, wenn sie Zorn oder andere heftige Leidenschaften kund machen wollen.

„Er ist stumm!" riefen die Soldaten und hielten ihren Cameraden zurück, der wieder aufgesprungen war, sein Bayonnet zur Hand genommen hatte und gesonnen schien, sich für seine Niederlage zu rächen.

Sie fingen nun mittelst Zeichen und Gesticulationen eine Unterredung mit dem stummen Bauern an, wobei dieser indeß wenig Fassungsgabe entwickelte, vielmehr bewies, daß er fast blödsinnig sei.

Das Wirbeln der Trommeln und der Schall der Hörner wurde jetzt vernehmlich; Soldaten traten eilig in die Kaserne und jeder Mann von der Wache suchte sich eine möglichst bequeme Lage aus, um noch etwas Schlaf zu genießen, bevor seine Reihe des Schildwachstehens käme. Der Stumme kauerte noch einige Zeit lang über der verglimmenden Asche des Feuers, entfernte sich indeß endlich auch mit unbeholfenem Gange, vermuthlich, um sich ein weicheres Lager zu suchen, als ihm die Granitfliesen in dem Säulengange des Klosters darbieten konnten.

Am folgenden Morgen kam er indessen wieder und fuhr mehrere Tage hinter einander fort, der Caserne öftere und langdauernde Besuche abzustatten. Die Soldaten ergötzten sich an seinen unbeholfenen Manieren und suchten sich durch Zeichen mit ihm zu unterhalten; endlich wurden sie an seine Anwesenheit so gewöhnt, daß er ihre Anhänglichkeit mit dem Regimentshunde, Granuja, theilte, einem sehr schlauen Geschöpfe, das immer bereit war, auf Verlangen die Königin mit einem seiner besten Sprünge und Don Carlos mit seinem Gebell zu begrüßen, und das überdies für die Sache der Ersteren gelitten hatte, denn es hatte vor Kurzem in einem Scharmützel einen Streifschuß erhalten.

Der Stumme aber beschränkte seine Besuche nicht auf das Kloster, wiewohl er dasselbe zu seinem Hauptquartier auserkoren zu haben schien. Während des Tages schweifte er von einer Caserne zur andern umher, diente den Soldaten zur Unterhaltung, wie sie denn überhaupt den geringsten Incidentpunkt begierig ergreifen, der Abwechselung in ihr einförmiges Leben zu bringen geeignet ist, und endlich wurde der Stumme von San Domingo der Garnison so bekannt, wie es der Gouverneur der Stadt selbst war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter's des Großen Aufenthalt in Holland.

Von Dr. Reiche.

Von Emmerich aus seiner Begleitung zuvoreilend, fuhr Peter in einem kleinen Fahrzeuge den Rhein hinab und erreichte am 7. August das Ziel seiner Wißbegier, die Hauptstadt von Holland. Hier, meinte er nicht ohne Grund, müßten alle, seinem Lande damals nützlichen Künste in in höchster Blüthe sein.

Der Stadt-Rath bot ihm — denn sein wahrer Rang war nicht unbekannt — ein prächtiges Haus zur Wohnung an; doch litt es ihn hier nicht, vielmehr suchte er sich eine kleine Wohnung auf dem Bau-Platze der Admiralität aus, und verließ auch diese wieder, um sich mit einigen jungen Russen incognito nach dem großen, schon damals durch seinen Schiffsbau berühmten Flecken Saardam (Zaardam) zu begeben. Aber schon auf dem Wege

dahin sah er sich wieder erkannt. Ein Saardamer Aal-Fischer fuhr an seinem Schiffe vorüber: die Russen erkannten in ihm einen ehemaligen Mitarbeiter des Czaren, den Schmied Gerrit Kist, und riefen ihm zu. Mit Erstaunen bemerkte der Mann den Czaren, der ihn freundlich anredete und unerkannt bei ihm wohnen wollte. Kist erklärte zwar, seine Wohnung sei zur Aufnahme solcher Gäste zu eng und zu klein: Peter aber war bereit, in's Hinterhaus zu ziehen, das dermalen eine arme Wittwe bewohnte, und diese ließ sich gegen Zahlung von 7 Gulden bewegen, das Haus zu räumen.

Leider war der Tag, an welchem Peter ankam, ein Sonntag, so daß er, ohne etwas thun zu können, sich mit seinen Begleitern der Neugier der Müssiggänger blosgestellt sah. Uebrigens erregte die Menge von Mühlen und Maschinen, welche in Saardam zusammengedrängt war, das Erstaunen und die Bewunderung des Czars in hohem Grade. Er verschlang dies Alles mit den Augen; aber er wollte noch mehr: er wollte dies Alles innerlich, genau und in seinen kleinsten Theilen kennen lernen.

Zu dem Ende hatte er das Gewand eines Schiffers angelegt, ging in seiner kurzen, rothen Friesweste und in langen Beinkleidern auf den Bau-Platz, und gab sich für einen Russen aus, der den Schiffsbau erlernen wollte. Man hatte keinen Grund, ihn zurückzuweisen: er wurde unter dem Namen Peter Michailow auf dem Schiffswerft eines gewissen Rogge als gemeiner Zimmermann eingeschrieben, theilte die Gesellschaft, Kost und Speise seiner Kameraden, kleidete sich, arbeitete und schlief wie sie, und zeichnete sich durch nichts aus, als durch Fleiß und Fassungsgabe. Er unterließ nicht die Familien der in Rußland befindlichen Werft-Genossen zu besuchen, trank bei der Mutter von Thomas Josias ein Glas Wachholder-Branntwein und genoß bei der Gattin des Jan Rensen ein kärgliches Mittagsmahl. Als die Frau des Arrien Metje nach ihrem Manne fragte, rühmte Peter ihn als einen tüchtigen Schiffbauer, mit dem er zusammen gearbeitet habe. „Seid Ihr denn auch ein Schiffszimmermann?" fragte die Frau, und der Czar bejahte dies mit großer Selbstzufriedenheit.

Während Peter sich noch ganz unbemerkt glaubte, schlief der Verräther nicht. Ein in Moskau lebender Holländer hatte seinem Vater in Saardam die Person des Czaren so genau beschrieben, daß man diesen bald aus seinen Umgebungen herausfand. Ganze Schaaren Neugieriger strömten zu Peter's großem Verdrusse herbei, um das Wunder zu sehen. Selbst die Gassenjungen wurden auf ihn aufmerksam. Als er — wahrscheinlich um den Charakter dieser Brut zu ermitteln — aus seinem Hute Obst unter sie streute, entstand ein Handgemenge und die Knaben warfen ihn mit Steinen. Der Bürgermeister glaubte dem Czaren eine Aufmerksamkeit zu erweisen, wenn er den Platz vor seinem Hause mit Wache besetzte: Peter aber fiel nicht aus der Rolle und wollte von solcher Auszeichnung nichts wissen.

Auch das äußere Betragen der Meister und Schiffs-Arbeiter änderte sich und Peter sah sich mit dem Titel „Excellenz" oder „Majestät" überrascht. Er gab indessen hinlänglich zu erkennen, wie er diesen Titel nicht haben wolle, und so nannte man ihn denn „Meister Peter," ohne sich weiter in seiner Nähe großen Zwang anzuthun. —

Die Nachricht von der Anwesenheit und dem Thun und Treiben des Czaren in Saardam schien in Amsterdam so unglaublich, daß man Wetten einging. Zwei, früher in Moskau gewesene Kaufleute wollten dieselben lösen und fuhren zu dem Ende nach Saardam. Als sie den Czaren erblickten, äußerten sie ihr Erstaunen, und Peter rief aus: „Ihr seht es!"

Der Kaufmann Bloem bot dem Czaren ein geräumiges Haus mit einem Garten an. Es wurde abgeschlagen. „Wir sind geringe Leute," — hieß es — „und mit unserer jetzigen Wohnung vollkommen zufrieden." — Doch tafelte der Czar als Hausfreund bei Bloem und einem andern Kaufmann Calf. Dabei machte er einst nach der Mahlzeit eine Wasser-Partie, stieg vor einer zu bauen begonnenen Graupen-Mühle aus und arbeitete mit der Axt daran. Diese Mühle besteht noch jetzt und heißt der Großfürst.

(Die Fortsetzung folgt.)

∴ Frühere Zustände der Kaufmannschaft.

Herr Dr. Kirchenpauer, Bibliothekar der Commerzdeputation zu Hamburg, hat am Schlusse des vorigen Jahres ein „Programm zur Einweihungsfeier der neuen Börse" herausgegeben, in welcher er über die früheren Zustände der dortigen Kaufmannschaft und der von ihr aus-

gehenden Institute ein helleres Licht verbreitet. Da die geschichtlichen Grundlagen für die Entwickelung solcher Verhältnisse in Bremen die nämlichen waren wie in Hamburg, so läßt sich mit Fug annehmen, daß auch bei uns die Gestaltung eine sehr ähnliche war, welche Vermuthung denn auch durch manche historische Spuren Bestätigung findet. Einige Auszüge aus seinem Programme, verbunden mit gelegentlichen Blicken auf Bremische frühere Zustände, dürften daher für unsere Leser um so interessanter sein, als eine directe Darstellung solcher einheimischen Verhältnisse wegen der geringen Anzahl oder der Unzugänglichkeit der betreffenden Urkunden von großer Schwierigkeit ist.

Kirchenpauer schildert zuerst die Begründung der Börse.

Die Nachrichten von der Entstehung der Hamburger Börse führen in das 16. Jahrhundert zurück.

Der Seeweg nach Ostindien war entdeckt, der Stapel des orientalischen Handels von Oberitalien nach Portugal verlegt; Genua und Venedig sanken und Lissabon blühte auf; statt aus jenen Städten über Augsburg nach Brügge ging der Waarenzug von Lissabon seewärts weiter nach Antwerpen und Amsterdam; aber aus den Niederlanden führte ihn nach wie vor die Vermittelung der Hansestädte dem Nordosten zu, wenngleich diese im Nordwesten schon den Holländern und Engländern das Feld geräumt hatten. Die niederländischen Städte, erst Brügge, dann Antwerpen und Amsterdam, bildeten noch immer die Zwischenglieder des Verkehrs zwischen dem Norden und Süden, also die Mittelpunkte des europäischen Handels.

Namentlich war Brügge der Sammelplatz der Nationen, nicht weniger als 16 Staaten und Städte hatten dort im 14. Jahrhundert ihre Factoreien. Die Kaufleute einer jeden Nation hatten also ihren besonderen Versammlungsort; die einheimischen wählten zu dem ihrigen einen im Mittelpunkt der Stadt belegenen, von allen Seiten zugänglichen Platz, dessen vordere Seite ein altes dem adeligen Geschlechte van der Beurs gehöriges Haus begrenzte. Der Name dieses Geschlechtes, dessen Wappen, drei Geldbeutel (Börsen) — über den Eingang des Hauses prangte, mochte leicht auf den Versammlungsplatz selbst übergehen. So wenigstens erzählte die Entstehung des Namens ein fast gleichzeitiger Schriftsteller, Lodovico Guicciardini, gegen dessen Angabe in der That nichts Erhebliches einzuwenden ist. Wäre der Name der Fremden (aus dem Grichischen stammenden Worte) bursa nachgebildet worden, welches im mittelalterlichen Latein zwar einen verwandten, aber (nach du Cange) durchaus nicht denselben Begriff bezeichnete, eine so nahe liegende Ableitung würde Guicciardini nicht entgangen sein, von dem man voraussetzen darf, daß er jenes Wort, wenn damals üblich gekannt haben würde. Ebensowenig würde er, der Italiener, es unerwähnt gelassen haben, wenn der Name wie spätere Schriftsteller andeuten; aus Italien eingewandert wäre. Die von einem noch späteren aufgestellte Behauptung, der Name komme aus Frankreich, hat gar nichts für sich, wohl aber die historische Thatsache gegen sich, daß die flandrischen Börsen älter waren als die französischen; wie denn überhaupt niemand eine ältere Börse nachweiset als die von Brügge und Antwerpen. Als die Handelsgröße Brügges nach den Seestädten übersiedelte, konnte es nicht fehlen, daß dort ähnliche Einrichtungen getroffen wurden, begreiflich daß der Name folgte. Man umbaute auch in Antwerpen, prachtvoller als in Brügge, einen Hofplatz mit Arkaden, Haus und Thorweg, dem man denselben Namen: Börse gab. In der ersten Zeit war ihr Gebrauch weniger allgemein. Die Fremden versammelten sich Morgens und Abends zum Kaufen und Verkaufen im englischen (später vielleicht auch im Hanseatischen) Hause, dann aber in der neuen Börse um Geld- Wechsel und Deposito- Geschäfte zu machen, bis allmählig auch das Waarengeschäft sich dorthin zog. In Amsterdam geschah dasselbe, und es ist sehr erklärlich, daß diejenigen Städte, die mit den niederländischen in engem und fortwährendem Verkehr standen, bald dasjenige nachahmten, was sich dort als zweckmäßig bewährt hatte. Mit dem Institute ging der Name über beurs, burse, bourse, Börse, und theilweise auch das Wäppen (die Geldbeutel), die sich wie es scheint in Antwerpen und (als Ein Beutel) auch in Hamburg wiederfindet. Im Jahr 1531 wurde in Antwerpen die Börse eingerichtet; 1549 in Toulouse; 1556 in Rouen; 1558 in Hamburg; 1566 in London; 1570 in Bourges; 1586 in Amsterdam; 1622 in Kopenhagen; 1645 in Paris.

Die Errichtung der Hamburger Börse steht also nicht isolirt da. Die Thatsache ist für die Handelsgeschichte wichtiger als es auf den ersten Blick scheint. Sie deutet auf eine gänzliche Umgestaltung der Art des Handels hin; sie bezeichnet vielleicht das Ende der zunftmäßigen Verfas-

fang desselben. Geht doch mit dem 16. Jahrhunderte fast in allen Dingen das Mittelalter zu Ende.

In der zweiten Hälfte desselben war das Corporations-Wesen das charakteristische Merkmal aller socialen Verhältnisse, es durchdrang im germanischen Europa alle Völker, alle Stände, einen einzigen ausgenommen, und daß diesem einem, dem Bauer, die Corporation fehlte, war die Folge aber auch der Grund seiner völligen Unterdrückung. Es war Wechselwirkung überall: das Zusammenhalten der Reichsstände schwächte den Kaiser; des Kaisers Ohnmacht reizte die Anmaßungen des Adels; den Fehden der Fürsten ahmten die Barone und Ritter nach, und dem Beispiel der Raubritter folgten auch unadeliche Räuber, gegen gewaltsame Beeinträchtigung der Stärkeren gab den Schwächeren nur ihre Vereinigung Schutz. Es verbanden sich nicht blos die Städte mit einander, sondern auch in den Städten die Bürger, wie ihr Gewerbe sie zusammenführte; Adel und Geistlichkeit, Handwerk, Kunst, Gelehrsamkeit, alles mußte sich den Corporationsgesetzen unterwerfen. Der Geist des Menschen sagt Herder, modelte sich nach einem Handwerksleisten und kroch gleichsam in eine privilegirte Gemeinlade. Die über See handelnden Kaufleute hatten noch einen Grund mehr sich zu verbinden, nicht nur ihre bürgerlichen Verhältnisse in der Heimath bedurften des gegenseitigen Beistandes und Schutzes, sondern auch ihre Schiffe auf der See, ihre Waaren im Auslande, ihre Niederlassung im fremden Lande, und dann auch die Rechte und Freiheiten die nach und nach an diese sich knüpften. Es ist natürlich daß die Kaufleute die in der Fremde engverbunden waren, auch in der Heimath zusammenhielten, und wenn diese Vereine so gut wie die Zünfte der Handwerker im 14. Jahrhundert, nach der frömmeren Richtung der Zeit, neben der weltlichen Gemeinschaft auch gemeinschaftliche Capellen, Altäre und Begräbnisse in den Kirchen anschafften so darf daraus gewiß noch nicht gefolgert werden, daß sie ursprüglich geistliche Brüderschaften gewesen seien. Die Flandern- und Englandsfahrer in Hamburg waren ohne Zweifel ursprünglich das, was ihr Name besagte, Kaufleute die nach Flandern und England fuhren, um dort ihre Waaren zu verkaufen oder andere einzukaufen, daß sie später aus Seefahrern nur mit überseeischen Plätzen handelnde Kaufleute wurden, und daß noch später diese Gesellschaften alle kaufmännische Bedeutung verloren, hatte seinen natürlichen Grund in den Umgestaltungen, welche die Art des Handes im Laufe der Jahrhunderte erfuhr. Eine der wichtigsten betraf das Münzwesen. In der älteren Zeit, wenn z. B. die Flandernfahrer ihre Waare nach Brügge brachten oder dort ihren Einkauf machen wollten, erhielten oder brauchten sie flandrische Münzen überall, selbst wo fremde Münzen galten, mußte man aus vielen Gründen sich vorzugsweise der landesüblichen bedienen. Es war das Geschäft der Geldwechsler eines Ortes, die aus dem andern dorthin mitgebrachten gemünzten oder ungemünzten Edelmetalle gegen Landesmünze umzusetzen. So einträglich dies auch für die Geldwechsler sein mochte, besonders wenn sie in Compagnien vereinigt zugleich dit Ausübung der Münzgerechtigkeit gepachtet hatten, so störend mußte diese unbequeme Art der Herbeischaffung des Zahlmittels für den Handel werden und zwar immer störender in dem Maaße wie der Transport der Münzen bei immer stärkerer Legierung derselben mit Kupfer lästiger und der Handel selbst lebhafter wurde, bis endlich das Bedürfniß zuerst in Italien die Geldwechsler der einen Stadt dazu führte, mit denen der anderen in unmittelbare Verbindung zu treten, so daß nun der Wechsler in Brügge dem nach Hamburg zurückkehrenden Kaufmann statt des baaren Geldes Anweisung auf seine Handelsfreunde an der Elbe geben konnte. Je weiter sich aus dieser Einrichtung das Institut der Wechsel herausbildete, desto mehr mußte das Transportiren des baaren Geldes von Land zu Land überflüssig werden. Fiel dieses hinweg und wurde zugleich durch die gerichtlich geschützte Strenge des Wechselrechts der Aussicht auf Zahlung größere Sicherheit gegeben, so mußte zugleich der Hauptgrund wegfallen, der früher den Kaufmann veranlaßt hatte, persönlich dorthin zu reisen, wo er kaufen oder verkaufen wollte; er konnte die Besorgung dort ansässigen Freunden übertragen. Von nun an war er mit seinem Geschäfte nicht mehr an Zeit und Ort gebunden. Man konnte nun kaufen und verkaufen lassen im Winter und im Sommer und gleichzeitig in London und Brügge. Commissionen, Consignationen, Speditionen wurden allgemein.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Nicht so geschwind,
Als ich, sind Luft und Wind.
Ich reis' in Welten, die kein Menschenauge sah,
Bin in Minuten dort, und in Minuten da.

Rückert.

Miscellaneen.

(Dampfschifffahrt.) Der mit dem Schlusse des Jahres 1841 beendigte Dampf-Schifffahrtsbetrieb zwischen Magdeburg und Hamburg hat im allgemeinen ein günstiges Resultat geliefert, indem die Schiffe der vereinigten Gesellschaften in 22 Reisen 17,719 Passagiere und 122,828¼ Cntr. Güter hin und zurück bewegten, während im Jahre 1840 die damals noch getrennten Gesellschaften in 105 Reisen 14,844 Passagiere und nur 59,929 Cntr. Güter transportirten.

(Elberfeld.) Zum Empfang des Königs auf seiner Rückreise von London wurden Vorbereitungen aller Art gemacht; auch fehlte es dabei nicht an Krähwinkeleien. So wurde z. B. eine Cantate eingeübt, worin die eigenen Worte des Königs, bei der Huldigungsfeier ꝛc. gesprochen, einer Händelschen Composition als Text untergelegt sind.

(England.) Bei der Taufe des Prinzen fehlten auch die englischen Beutelschneider nicht. Nach dem großen Bankett fehlten auf der Tafel 18 goldene Löffel und noch mehr Gabeln von gediegenem Golde.

(Duelle.) Das Verbrechen des Duells nimmt auf einmal furchtbar zu. Man zählt schnell hinter einander fünf Fälle, wo Eltern ihrer Söhne beraubt worden sind. Der neueste Mord dieser Art ist in diesen Tagen in Leipzig geschehen an dem Sohne eines geheimen Finanzraths v. P. Der Gegner des Getödteten, der Sohn eines sächsischen Postmeisters, ist trostlos, dagegen hatte ein Student v. Gl. die Keckheit, am Grabe des Ermordeten zu sagen, dieser sei für die Ehre gefallen. Die Veranlassung zu dem unglücklichen Duell gaben zwei Hunde, die aneinander geriethen.

(Merkwürdige Entdeckung eines Verbrechens.) Ein merkwürdiges Beispiel, wie auch die geheimsten Verbrechen oft an den Tag kommen, gibt folgende Geschichte: Einer der ersten Schuhmachermeister Danzigs besaß im Jahr 1827 ein Gärtchen in Schidlitz, und sendete eines Abends seine beiden Lehrburschen mit Taubenfutter hinaus. Vor dem Neugarter Thore begegnete ihnen ein Schweinekäufer, der sie fragte, wo Zigankenberg liege, und ihnen ein Trinkgeld versprach, wenn sie ihn dahin führten. Sie nahmen den Vorschlag an; doch bald leuchtete ihnen die große, anscheinend wohlgefüllte Geldkatze, die der Mann um den Leib geschlagen hatte, in die Augen, und erregte ihre Habgier. Sie führten den Fremden auf öde Nebenwege, ermordeten ihn hier vermittelst einiger Steinwürfe, fanden in der Geldkatze 600 Thaler, und theilten das Geld, worauf Beide den Getödteten unter die Erde brachten. Sie kehrten heim, und beschlossen, da sie jetzt so reich waren, durch schlechtes Betragen den Meister dazu zu bringen, daß er sie fortjagte. Es gelang ihnen nur zu bald; der Eine wanderte rechts, der Andere links, und Beide haben sich seitdem nicht wieder gesehen. Einer derselben gerieth in die Gegend von Graudenz, wo er als Knecht in Dienste ging, jedoch von seiner Neigung zu Gräuelthaten nicht lassen konnte. Man spricht von Brandstiftungen und einer neuen Mordthat. Er wird eingezogen und gesteht mehrere Vergehungen, und namentlich auch den vor den Thoren von Danzig begangenen Mord; er erwähnt jenes Mitschuldigen, weiß jedoch nichts weiter von ihm, als daß er Franz gerufen worden sei; seinen Zunamen habe er nie in Erfahrung gebracht. Das Gericht schreibt darauf an die betreffende Behörde in Danzig. Der Schuhmacher wird zuerst befragt: er hat jedoch im Laufe der Jahre so viel Burschen gehabt, daß er sich auf diese beiden durchaus nicht besinnen kann. Sein Sohn erinnert sich, als ihm der Name Franz genannt wird, der beiden Taugenichtse. „Wie der Franz mit Zunamen heißt, weiß ich nicht," entgegnete er nach einigem Nachdenken, „aber das weiß ich, daß der Mensch jetzt in Danzig ist; er muß Observat (Sträfling) sein, ich habe ihn neulich die Straße fegen gesehen." Bald wird auf den rechten Mann gemuthmaßt, der sich nichts Böses versah, und kein Hehl hatte, daß er in der Jugend eine kurze Zeit bei einem Schuster in der Lehre gewesen. Natürlich, daß er nach diesem Geständniß sofort in das Kriminalgericht abgeführt wurde.

(Eisenbahnen.) Am 15. Februar nahm auf der berlin-anhaltschen Eisenbahn der Sommer-Fahrplan seinen Anfang. Man fährt in 12 Stunden in Einer Tour von Berlin über Leipzig nach Dresden.

(Bayern.) Was man bei gutem Willen und rechtem Eifer vollenden kann, zeigen die Münchner. Die Kosten der Isarbrücke in München, gegen anderthalb Millionen, hat man dadurch gedeckt, daß das Maß Bier nur um einen Heller erhöht wurde. In 18 Monaten war die Brücke zusammengetrunken. In Fürth sind in 15 Jahren bloß mit Bierhellern zwei Kirchen, eine Brücke mit 16 Bogen, eine Schule und ein Rathhaus (letzteres für 30,000 Gulden) und die sämmtlichen Brunnen der Stadt erbaut worden. — Aehnliches ließe sich bei uns durch eine Branntweinsteuer ausführen.

(Die Dampfwagen) von Hill erfunden, sollen auf gewöhnlichen Wegen Außerordentliches leisten und auf guten ebenen Straßen 25 englische Meilen in der Stunde zurücklegen.

(Engländer.) Zur Charakteristik der jungen Engländer kann nachstehende Anekdote dienen: In dem Café de Paris rauchte der junge Lord B., und die Asche von seiner Cigarre fiel mehrmals auf seine Atlaskravate. Sir Ed. St., der in einem eleganten Palletot an dem Kamin stand, machte ihn dreimal auf diesen kleinen Unfall aufmerksam. Bei dem vierten Male endlich rief Lord B. ärgerlich, in seinem Gespräche so oft unterbrochen zu werden, aus: „Herr, was geht Sie das an? Ihr Palletot brennt seit einer halben Stunde und ich habe Ihnen nichts davon gesagt."

(Der Theaterdirektor Schumann) scheint der unternehmungslustige seines Standes zu sein. Er geht nicht nur diesen Sommer nach London mit einer deutschen Operngesellschaft, sondern will eine dergleichen auch nach Paris schicken. — In

London wird, wie man sagt, Liszt das Orchester dirigiren. Auch Dlle. Rachel geht wieder, wie wir bereits gemeldet, nach London, und sie erhält für die Zeit ihres zweimonatlichen Engagements daselbst 60,000 Frks. In Brüssel gibt sie acht Vorstellungen und empfängt dafür 20,000 Frks.

(Hundswuth.) Man schreibt aus München: „Leider soll es kaum mehr zu bezweifeln sein, daß die hier und in andern Theilen Bayerns vorgekommenen Fälle von Hundswuth auf einem epidemischen Charakter dieser Krankheit beruhen. Hier wurden seit zwei Tagen wieder verschiedene Individuen von Hunden gebissen, so daß sich in diesem Augenblicke fünf oder sechs in prophylaktischer Behandlung und unter Aufsicht befinden. Nur bei einer Person soll sich indessen eine ernste Gefahr voraussetzen lassen, da der Hund als wirklich wuthverdächtig befunden worden ist. Die Verordnungen gegen das Laufenlassen der Hunde werden nach wie vor aufrecht erhalten, eine Verschärfung in Bezug auf das Mitnehmen der Hunde in die Wirthshäuser ist nicht erfolgt. Dagegen dürfen die Passagiere auf unserer Eisenbahn seit zwei Tagen keine Hunde mehr auf ihre Plätze mitnehmen, sondern müssen dieselben an besonderen Plätzen anhängen, und für sie 6 oder 12 Kreuzer zahlen."

(Eine Nachtwandlerin.) Am 10. Februar wurde in Luzern die Leiche einer Jungfrau in der Reuß gefunden. Sie hatte um Mitternacht, im Zustande des Somnambulismus, ihr Haus verlassen und wollte eine Arbeit vollenden, welche sie sich am Abend zuvor auf den Morgen bestimmt hatte. Unvermerkt an der Reuß angelangt, erwachte sie erst, als sie die Fluth verschlang. Ihr Hülferuf kam zu spät.

(Der König und die Fischerswittwe.) Prinz Ludwig, der Bruder des hochseligen Königs von Preußen, hatte einem armen, redlichen, sehr kinderreichen Fischer in Schwedt versprochen, ihm ein Haus bauen zu lassen. Der Anschlag belief sich auf 6000 Thaler, und der Prinz machte sich anheischig, die Summe in vier Quartalen zu zahlen, wies die ersten 1500 Thaler an, und der Bau begann. Bald nachher starb der Prinz, aber auch der Fischer, und der Bau blieb liegen. Man machte die Wittwe des Fischers darauf aufmerksam, daß der Bruder des Prinzen König geworden sei, und den Bau vielleicht fortsetzen würde. Sie ging hierauf nach Berlin in das Palais des Königs, und verlangte, man solle sie zum Bruder des Prinzen Ludwig führen. Der König ließ sie vor, und sie fragte ihn: „Is he de Broder van den Prinzen Ludwig?" — Der König bejahete es, und sie fuhr fort: „Syn Broder war en ehrlik Mann, un ick denke, he wert et ock syn, un wyl he nu wat wearten is, wert he my myn Hus buen laten." — Der König informirte sich von der Sache näher, versprach ihr den Hausbau, ließ einen Befehl ausfertigen und der Wittwe einhändigen. Diese erkundigte sich, ob die Herren in Schwedt es auch wohl thun würden, und ging auf die Versicherung des Königs. In Schwedt wurde nun der Befehl pünktlich vollzogen, worauf die Wittwe eilig wieder nach Berlin ging, und abermals den Bruder des Prinzen Ludwig zu sprechen verlangte. Als sie vor den König kam, sagte sie: „Wyl ick sehe, det he eben so en ehrlick Mann is, als syn Broder, so breng ick em hier en kleen Vat Nienoogen vör syne Möje." Der König nahm das Fäßchen an, und trug es zu seiner Gemahlin, der er es mit den Worten übergab: „Sieh' einmal, da habe ich als König schon etwas verdient."

(In Naumburg) hat die Schauspielerin Mad. Lebew, geborne Ohl, die Jungfrau von Orleans gespielt. Die Darstellung war so schauderhaft, daß die Zuschauer vor Lachen nicht pfeifen konnten. Man rief daher: Lebe wohl, Johanna! Mad. Lebew-Ohl glaubte jedoch ihren Namen und sich hervorgerufen zu hören, und erschien voll Dünkel. Nun ging der Spectakel erst los, und sie wurde ausgepfiffen.

(Paris.) Seit dem Fasching sind auf den kleinen Bühnen wieder wie in frühern Jahren einige Possen erschienen. Aber Neues in diesem Fache zu bringen, wird eine immer schwierigere Aufgabe für die Theaterdichter. Da hat einer den Einfall gehabt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einer kleinen, witzigen, fast mikroskopischen Uebersicht zu schildern; dieß war aber auch schon da. Im ersten Aufzuge oder Gemälde werden den Zuschauern Sitten und Gebräuche vom Jahr 1741 vorgeführt; dann kommt 1841, zuletzt 1941. Letzteres Gemälde ist das lustigste oder einzig lustige. Chinesen langen in Paris vermittelst der Eisenbahn an und wollen das Schauspiel besuchen. Man spricht von Miethzins und Kosten der Haushaltung. Einer berechnet unter seinen Ausgaben 80,000 Fr. für die Miethe seiner schönen Wohnung im ersten Stockwerke; ein Anderer zahlt 4000 Fr. für sein Zimmer im vierten Stockwerke. Diese Vorhersehung könnte wohl in Erfüllung gehen. Schon jetzt zahlt man in den eleganten Revieren leicht 6000 Fr. für eine große Wohnung im ersten Stock und 1000—1500 Fr. im dritten und sogar im vierten. Ein anderer Auftritt spielt auf die Emancipation des schönen Geschlechts an. Man hört trommeln; ein junges Weib ist Trommelschlägerin, da ein Aufruhr im Quartier ausgebrochen ist, so ruft sie die Nationalgardistinnen zusammen. Der Dichter setzt also voraus, daß in einem Jahrhunderte die Aufläufe noch kein Ende genommen haben und daß die Damen dieselben werden dämpfen müssen. Ferner wird über die Fourieristen und Phalansteres gewitzelt, welche noch immer auf das versprochene Eldorado der menschlichen Gesellschaft warten lassen.

(Rückert.) Man sagt, der Dichter Rückert habe in Berlin eine besondere Vorliebe für die dramatische Dichtkunst gewonnen und hege die Absicht, ein Drama zu schreiben.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 20.

Bremen, Donnerstag den 10. März 1842.

Gestorben:

Nro. 262. Den 4. März. Der Handlungsgehülfe José Maria Zuaznavar, 21 Jahr; aus Havanna, Seemannsstraße Nro. 4.

— 263. Den 5. — Der Branntweinbrenner Johann Gottfried Arens, 54 Jahr; Neuenstraße Nro. 21.

— 264. Den 5. — Eleonore Henriette Fuchs, 19½ Jahr; Bischoffsnadel Nro. 8.

— 265. Den 6. — Der Branntweinbrenner Cord Meyer, 53 Jahr; hinter Stephanithorswall Nro. 11.

— 266. Den 6. — Des Glockengießers Carl Albrecht Hoyer Sohn, 13¼ Jahr, Balgebrückstraße Nro. 23.

— 267. Den 6. — Des Drechslermeisters Carsten Schröder Sohn, 3½ Jahr; kleine Fuhrleutestraße Nro. 18.

— 268. Den 6. — Des Schirmfabrikanten Johann Christ. Meyer Tochter, 2 Jahr; Neuenmarkt Nro. 9.

— 269. Den 6. — Der Knochenhauer Gottfr. Jacob Falkenburg, 27 Jahr; kleine Krummenstraße Nro 1.

— 270. Den 7. — Des Bockfahrers Johann Frahm Tochter, 1½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 13.

Nro. 271. Den 7. — Der Zimmergesell Johann Arnold Hencke, 84 Jahr; Armenhaus.

— 272. Den 7. — Der Musikus Joh. Justus Heuser, 67 Jahr; Theerhof Nr. 39.

— 273. Den 7. — Der Consumtions-Einnehmer Joh. Rudolph von Flandern, 70 Jahr; Hohethorsstraße Nr. 34 C.

— 274. Den 7. — Des Schuhmachers Christ. August Theodor Kopp Sohn, 3 Monat, Buntenthorssteinweg.

— 275. Den 8. — Des Kaufmann Friedr. Hilfers Tochter, 1½ Jahr; Nichteweg Nr. 4.

— 276. Den 8. — Des verst. Arb Gerh. Arfmann Wittwe, geb. Meyer, 37 Jahr; kl. Helle Nro. 22.

— 277. Den 8. — Der Mobilienhändler Joh. Hinrich Krancke, 60 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 70.

— 278. Den 8. — Sophia Hermanna Leifholtz, 9 W.; Brunnen Gang Nro. 4.

— 279. Den 8. — Des Kaufmanns Carl Ferdinand Niemann Sohn, 7 Tage; Langenstraße Nro. 121.

— 280. Den 8. — Des Krameramtsgenossen Caspar Gröning Wittwe, geb. Hartmann, 74 Jahr; Königsstraße Nro. 5.

Geburten:

Nro. 322. Den 2. März. Des Arbeitsm. Joh. Hinrich Behnken Ehefr., geb. Garbers, Hastedt; von einem Knaben.

— 323. Den 3. — Des Schuhmachers Friedr. Boschen Ehefr., geb. Fischer, Knoopstr. Nr. 50; von einem Knaben.

— 324. Den 4. — Des Schenkwirths Ernst Johann Friedr. Langrehr Ehefr., geb. Aumund, im Neuenlande; von einem Knaben.

— 325. Den 4. — Des Kaufmanns Louis Edouard Ichon Ehefr., geb. Gruner, am Wall Nr. 66 E; von einem Knaben.

— 326. Den 4. — Des Cigarrenmachers Joh Georg Heyer Ehefr., geb. Wessels, Paulsberg Nr. 66; von einem Knaben.

— 327. Den 5. — Des Schuhmachermeisters Johann Friedr. Ebr. Conr. Oerke Ehefrau, geb. Fuhrmann, Heerdenthorswallstr. Nr. 60; von einem Mädchen.

— 328 Den 5. — Des Leistenmachers Joh. Heinrich Beuse Ehefr., geb. Michels, Henschenstr. Nr. 5; von einem Mädchen.

329. Den 5. — Des Arb. Joh. Wilh. Turnier Ehefr., geb. Gronfeldt, gr. Johannisstr. Nr. 124, von einem Knaben.

330. Den 5. — Des Höckers Carl August Koch Ehefr., geb. Hefecker, Plünkenstr. Nr. 25; von einem Knaben.

Nro. 331. Den 5. Des Kaufmanns Georg Abr. Conrad Hartmann Ehefr., geb. Koch, Rembertistr. Nr. 42 D; von einem Knaben.

— 332. Den 6. — Des Cigarrenmachers Carl Heinr. Adolph Eitzen Ehefr., geb. Brotlecht, Schwarzpott Nr. 1; von einem Knaben.

— 333. Den 6. — Des Kaufmanns Heinr. Budelmann Ehefr., geb. Burhoff, Osterstraße Nr. 61; von einem Knaben.

— 334. Den 6. — Des Arbeitsm. Joh. Conr. Fehling Ehefr., geb. Gasemann, Uthbremerstraße Nr. 10, von einem Mädchen.

— 335. Den 6. — Des Schuhmachermeisters Friedrich Georg Schröder Ehfr., geb. Cappelmann, Neuenweg Nr. 7; v. e. Knaben.

— 336. Den 6. — Des Tischlers Hinr. Eggers Ehfr., geb. Grube, Oelmühlenstraße Nr. 4; von einem Knaben.

— 337. Den 6. — Des Küpermeisters Thom. Schwarze Ehefr., geb. Osterloh, Hermanns Hof Nr. 10; von einem Mädchen.

— 338. Den 7. — Des Schneiders Joh. Jost Vestweber Ehefr., geb. Hinrichsen, Buntenthorssteinweg Nr. 244; von einem Knaben.

— 339. Den 8. — Des Malers Joh. Herm. Cordes Ehefr., geb. Rabe, Grünenstraße Nr. 29; von einem Mädchen.

— 340. Den 8. — Des Schirmfabrikanten Aug. Joseph Gibon Ehefr., geb. Schmaal, Hutfilterstr. Nr. 25; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 21.

Bremen, Sonntag den 13. März 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 13. März.

U. L. Frauen.
8 Uhr Hr. Cand. Mallet.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 U. Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die Weiber.

Ein Scherzgedicht in pfälzischer Mundart.

Die Weiber bleibe Kinner
Bis an ihr letschtes End',
Deß kann mer gar nit läugne,
Wann mer die Weiber kennt.

Als kleene junge Dinger,
Do spiele se mit der Popp,
Die vornehm 'rauszuputze,
Deß habe se glei im Kopp.

Als große hübsche Mädcher,
Wie mache se 's dann do?
Do sin se selber Poppe
Un mache's grad a so.

Un krieche se als Madame
A Kleenes, o wie schö,
Do habe' se gar a Püppche,
Deß plappert un kann geh'!

Deß macht erscht a Vergnüche,
Es is jo nit vun Holz
Un thut, hübsch angezoche,
Als wie a Altes stolz.

So geht's vun eem zum annre
Bis zu der Großmamma,
Un wann mer 's recht betrachte,
So is 'was Gutes dra,

Dann sich! weil des Reich Gottes,
Wie 's heeßt, de Kinner ist,
So kumme se all' in Himml,
Die Weiber, ganz gewiß!

Der Spion.

(Fortsetzung.)

Der Monat December hatte sich kalt und winterlich eingestellt und man durfte annehmen, daß, einige Recognoscirungen und Fouragirungen ausgenommen, die activen Militair-Operationen eine zeitlang suspendirt bleiben würden. Einstmals des Nachts aber erhielten die im Kloster San Domingo einquartierten Truppen Befehl, sich zum Ausmarsche am nächsten Morgen in aller Frühe bereit zu halten und das Gerücht ging, es sei auf die Ueberrumpelung

eines feindlichen Convois oder Vorpostens abgesehen. Bald darauf erschienen mehrere Officiere in der Caserne, überzeugten sich, daß Alles zum Marsche bereit sei, und blieben dann noch einen Augenblick am Feuer stehen, um ihre Cigarren anzuzünden.

„Ehe zwölf Stunden verstrichen sind, werden wir uns an einem helleren Feuer, als dieses ist, wärmen," sagte ein junger Lieutenant, indem er mit den Füßen hin und her trampelte, um sein Blut lebhafter in Umlauf zu setzen, als dies durch das mit nicht ganz trockenem Holze angemachte, stark rauchende Feuer geschah.

„Sagen Sie mir doch bei der Gelegenheit," rief ihm ein Anderer zu, „wie weit ist es bis zu der Pulvermühle? Ich erinnere mich nicht, sie bei irgend einem unserer Ausfälle oder Fouragirungen gesehen zu haben."

„Sie liegt von der Heerstraße ab, jedoch nicht weiter als fünf bis sechs Stunden von Vittoria entfernt. Die Wege sind, Dank dem Frostwetter, sehr gut, und wenn wir früh aufbrechen, so können wir dorthin gelangen, die Mühle in die Luft sprengen und zum Mittagsessen um ein Uhr Nachmittags wieder hier sein."

„Stille," sagte ein alter Hauptmann mit dickem, grauem Schnauzbarte, „Sie wissen nicht, ob nicht Jemand lauscht und wenngleich die Thore von Vittoria geschlossen sind, so sollen doch von den in der Stadt befindlichen Carlisten dem Feinde nicht selten durch Feuerzeichen und andere Signale Mittheilungen gemacht werden."

„Bah!" rief der junge Offizier, der zuerst gesprochen hatte. „Sie sind allzu vorsichtig, Herr Hauptmann. Niemand kann uns hören als die Wachtmannschaft und jener stumme Blödsinnige dort."

„Die Wände haben mitunter Ohren," entgegnete der Hauptmann. „Gewiß ist es jedenfalls, daß alle unsere geheimen Expeditionen während der letzten beiden Monate fehlgeschlagen sind. Entweder sind unsere Spione nicht das Geld werth, das sie erhalten, oder Verräther befinden sich innerhalb der Stadt; doch es wird spät und darum gute Nacht, meine Herren."

„Gute Nacht! Gute Nacht!" Mit diesen Worten entfernten sich die Offiziere und begaben sich in ihre Wohnungen.

Kaum war der Schall ihrer Fußtritte verklungen, als sich ein Kopf langsam aus der Masse der verwirrt durcheinander um das Feuer herum liegenden Gestalten erhob und die schwarzen Augen des Stummen scharf unter dem Haarbüschel hervorblickten, welcher über dieselben herabhing. Die Schildwache hatte ihm den Rücken zugekehrt und lehnte sich auf das Gewehr, ohne Zweifel ungeduldig der Ablösung von dem ermüdenden und durch die Nachtkälte doppelt unangenehm gemachten Dienste harrend. Mit lautlosem Schritte schlich sich der Stumme darauf in dem Schatten der Klostermauer nach den Wällen der Stadt hin, welche zu jener Zeit in einem überaus verfallenen Zustande waren. Die Dunkelheit machte es ihm möglich, an mehr als einer Schildwache vorüberzuschleichen und unbemerkt einen Punct zu erreichen, wo der niedrige, zertrümmerte Erdwall es thunlich machte, aus der Stadt zu entkommen. Der Stumme sprang behende in den seichten Festungsgraben hinein, kletterte an der entgegengesetzten Seite hinauf und verschwand in der Dunkelheit.

Einige Stunden nach seinem Entkommen marschirte eine Truppenabtheilung aus dem nach Bilbao hin liegenden Thore. Es war ein heller, sternklarer Morgen, aber bitterlich kalt und die meistens aus dem Süden gebürtigen Soldaten, die noch nicht an die Strenge eines baskischen Winters gewöhnt waren, schienen nur wenig erfreut über den beißenden Frost, der ihnen den Athem an den Schnauzbärten zu Eiszapfen gefrieren und den Boden unter ihren abgemessenen Tritten gleich Eisen erklingen machte. Die Temperatur war für Maraudeurs nicht günstig, und die Mannschaft schritt dann auch so rüstig vorwärts, daß bei Tagesanbruch kaum mehr als eine Stunde Abstand zwischen ihr und dem Gegenstande ihrer Bestimmung vorhanden war. Die Heerstraße hatten sie bereits verlassen und zogen jetzt durch ein ebenes Gelände, in welchem sich nur wenige Spuren neuerlichen Anbaues fanden und das zum Theil mit Ginster und Haidekraut überwachsen von Ravinen und Gräbern durchschnitten wurde, von deren Seiten zahlreiche Schnepfen und Wasserhühner bei der Annäherung der Colonne aufflogen.

Endlich hob sich das Terrain und nach Uebersteigung einer ziemlich lang aber sanft ansteigenden Anhöhe machte der Zug Cavallerie, welcher die Vorhut bildete, auf der Spitze eines Hügelrückens Halt, der sich nach beiden Seiten hin mehr als eine englische Meile weit ausdehnte. Jenseits der Anhöhe zog sich das Terrain allmählig niederwärts und von dort bis zu einer Bergkette, welche sich zwei oder drei Stunden weiter hin erhob, hatte die Landschaft ein weniger

wildes, besser cultivirtes Ansehen als der Theil derselben, den die Colonne bis dahin durchzogen hatte.

In der Entfernung von etwa einer halben Stunde vor einem dichten, größtentheils aus Immergrün bestehenden Gehölze lag ein Gebäude von ziemlich guter Bauart und rund um dasselbe herum mehrere zerstreuete Hütten; das Ganze war von mehreren von Erde aufgeworfenen Redouten flankirt, die in gleicher Entfernung von einander und in schräger Richtung echelonnirt lagen, so daß, während die beiden hintersten die äußersten Winkel des Gebäudes fast berührten, die vordersten in einiger Entfernung von denselben rechts und links belegen waren. Hier wurden Pulver, Kugeln und Patronen in großer Quantität für die Carlisten verfertigt. Das Blei dazu kam aus den benachbarten Minen und die Patronen wurden, sobald sie fertig waren, in eine der Festungen des Prätendenten geschafft. Die Militairbehörden von Vittoria hatten schon lange dieses Etablissement zu zerstören gewünscht und jetzt, nachdem sie durch ihre Spione erfahren, daß auf drei Stunden Weges von dem Orte keine carlistischen Truppenabtheilungen von Bedeutung ständen, die kleine Colonne, deren Marsch wir gefolgt sind, ausgeschickt mit der dem commandirenden Offizier gegebenen Ordre, Alles, was er vorfinde, zu zerstören, zu verbrennen und in die Luft zu sprengen und dann unverweilt nach Vittoria zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Peter's des Großen Aufenthalt in Holland.

(Fortsetzung.)

Theils um ungestört Wasser-Partien machen, theils um dem Andrange der Neugierigen ausweichen zu können, hatte der Czar sich erst ein Boot, dann ein Jachtschiff gekauft. Für das erstere zahlte er nach langem Handeln vierzig Gulden und eine Kanne Bier, welche letztere gemeinschaftlich im Wirthshause ausgetrunken wurde; das Jachtschiff erwarb er für 450 Gulden. Er gab diesem Fahrzeuge einen Vordermast von eigener Erfindung und schiffte nunmehr nach Amsterdam, wo er in seiner, schon oben gedachten, kleinen Wohnung auf einem selbstbereiteten Lager schlief. Am folgenden Morgen war er, wie jeder andere Tagelöhner, die Axt auf der Schulter, an seiner Arbeit, ohne je der Letzte zu sein.

Es läßt sich denken, daß die Wasserfahrten ebenfalls nicht ohne Abenteuer abgehen konnten. Die Verwegenheit des Czaren erregte sogar bei den Seeleuten Erstaunen, und sie hätte ihm beinahe den Tod gebracht, als er einmal falsch in die Segel griff und das Schiff umschlug. Herbeieilende Schwimmer kamen ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe. — Zu großem Verdruße gereichte es ihm, wenn man am Strande, oder aus vorübersegelnden Schiffen ihn anstarrte. So warf er einem zu nahe heransegelnden Schiffer ein paar leere Flaschen entgegen, und ein gewisser Martzen erhielt einst bei der Landung eine Ohrfeige. Man behauptete daß dieser Mensch dadurch zum Ritter geschlagen sei, und trug ihm den Rittersnamen stets nach.

Der Zudrang der Neugierigen wurde überhaupt lästig und trug wohl dazu bei, daß Peter den Flecken Saardam schon nach einer Woche wieder verließ. Am Tage vor seiner Abreise sollte ein, dem Kaufmanne Calf gehöriges, neues Schiff über einen Deich gewunden werden. Peter versprach sich von diesem Schauspiele viel; als er aber bemerkte, daß Dächer und Fenster seinetwegen mit Zuschauern besetzt waren, blieb er zurück. Der Bürgermeister versprach, ihn so zu führen, daß er sehen könnte, ohne gesehen zu werden. Vergnügt machte Peter sich zum Ausgange bereit. Indem er aber die Pforte öffnete und die Menge Volk sah, warf er die Thüre wieder zu und rief wild: „Zu viel Volk! Zu viel Volk!“

Am andern Tage, einem Sonntage (15. August), hatte die Neugier eine Menge Menschen nach Saardam gezogen, wie sonst kaum zur Zeit eines Volksfestes. Schon früh Morgens waren alle Zugänge zu Peter's Wohnung besetzt und das Gedränge nahm stündlich zu, ohne daß die Polizei den Haufen bändigen konnte. Mit Ingrimm sah der Czar den Weg zu seinem Schiffe gesperrt; mit Gewalt mußte er sich einen Weg bahnen; nach allen Seiten stoßend und schlagend stürzte er durch die dichte Masse und erreichte glücklich das Fahrzeug.

Wiewohl es stürmte, zog er doch die Segel auf und kam, nach einer dreistündigen gefährlichen Fahrt, mit zerrissenem Tauwerke in Amsterdam an. Aber auch hierher waren ihm schon andere Fahrzeuge zuvorgekommen und neue Menschenmassen wogten ihm am Landungsplatze entgegen. Er drängte mit seinen Begleitern sich durch, doch war sein Zorn so gestiegen, daß mehre blutig geschlagen wurden. Von

der Stadt-Polizei geschützt, langte er glücklich im Gesandtschaftshause an.

Die jetzt aus Westphalen ankommende Gesandtschaft wurde mit großer Feierlichkeit empfangen und bewirthet, und Peter sah sich nun wieder im Stande, einigermaßen incognito zu leben. Als der sächsische Gesandte sich Audienz bei ihm erbat, antwortete er: der Czar befinde sich in Rußland. Schauspiele, und sogar Feuerwerke, die man veranstaltet hatte, interessirten ihn nicht: seine Wißbegier war gediegenerer Natur. Ihr genug zu thun, diente ihm der Bürgermeister Nikolaus Witsen, welcher sich früher in Rußland aufgehalten und über einige Theile dieses Reichs Karten und Beschreibungen herausgegeben hatte, auch zu den Direktoren der ostindischen Compagnie gehörte und in mehreren Wissenschaften ausgezeichnete Kenntnisse besaß. Durch ihn wurde eine Wohnung in der Nähe des ostindischen Schiffswerfts gemiethet, auch ein kleines Fahrzeug zum Lehrlingswerke für den Meister bestimmt, der zur Erlernung des holländischen Schiffsbaues ein Kriegsschiff zu Stande bringen wollte.

In jener Wohnung sah man den Czaren früh Morgens aufstehen, dem gemeinsten Schiffer gleich die selbst eingekauften Nahrungsmittel kochen und selbst Mahlzeit halten ohne bestimmte Zeit. Niemand durfte ihn anders nennen, als den Zimmermann Peter von Saardam, oder kurzweg: Meister Peter. Als eines Tages, in Gegenwart eines reichen Engländers, einige Arbeiter ein schweres Stück Holz vorbeitrugen und der Werftmeister dem Zimmermanne Peter anzufassen gebot, stemmte dieser, ohne Widerrede, seine Schulter an und leistete Gehorsam.

(Schluß folgt.)

∴ Frühere Zustände der Kaufmannschaft.

(Fortsetzung.)

Eine natürliche Folge war auch, daß die geographische Lage der Oerter größeren Einfluß gewann, als sie bis dahin gehabt. Die Kaufleute des Binnenhandels, statt selbst über See zu reisen, sandten jetzt ihre Aufträge dem nächsten Seeplatze, wo man, wegen der Umladung aus den Seeschiffen in die Fluß- und Landtransportmittel und umgekehrt ohnehin einen Geschäftsführer haben mußte, und weil die natürliche Lage in der Regel mehrere binnenländische Städte auf einen einzigen Seehafen anweist, so mußte in diesen Häfen eine immer größere Anzahl von Aufträgen, und dann auch eine immer größere Masse von Waaren zusammenströmen; der dadurch erweiterte Markt reizte zu vermehrten Speculationen, und eben diese Plätze wurden dann auch zu Mittelpunkten des (damaligen) Wechselverkehrs. So concentrirte sich der Handel immer mehr an einzelnen Punkten, besonders an den durch ihre Lage begünstigten Seeplätzen, während der Großhandel der Städte des Binnenlandes nur noch vereinzelt durch Meßprivilegien gehalten und gehoben werden konnte. Antwerpen erhob sich und Brügge sank; Amsterdam bereicherte sich auf Kosten der rheinischen Städte; Hamburg erhob sich über alle andern Ortschaften Niedersachsens, und von etwa achtzig Städten der alten Hansa ererbten nur drei Seehäfen noch den Namen des großen Bundes.

Mit der Städte-Hansa sanken die Kaufmanns-Hansen; die Kaufleute die nun nicht mehr alljährlich nach London und Bergen hinüberschifften, konnten jetzt auch der klosterartigen Höfe und Wohnungen entbehren, die ihren Vorfahren einst Obdach und Sicherheit zugleich gewährt hatten, und gewissermaßen die Verkörperung ihrer Genossenschaft gewesen waren. Wie ihre Verbindung in der Fremde sich lösete, wurde sie auch in der Heimath immer lockerer. Der Kaufmann fand kein Interesse mehr, einer Gesellschaft sich anzuschließen, deren Mitglieder keines Vorzugs mehr genossen, und Compagnien von Flandern- und Englandsfahrern konnten keine Bedeutung haben, als niemand mehr seinen Handel auf das eine oder andere Land beschränkte.

Was früher in jeder Beziehung exclusiv gewesen war wurde Gemeingut; die Schranken wurden umgestürzt, als man ihres Schutzes nicht mehr bedurfte und an die Stelle der einzelnen Societäten trat die allgemeine Kaufmannschaft. Es war eine natürliche Folge, daß statt der Amtshäuser der Schonenfahrer und Flandernfahrer alle jetzt den gemeinsamen Sammelplatz suchten — die Börse.

(Die Fortsetzung folgt.)

∴ Holländische Erbschaften betreffend.

Da es häufig vorkommt, daß Hiesige Erbschaftsansprüche in Holland verfolgen, und dort große Schwierigkeiten namentlich in Betreff ihrer Legitimation erfahren, so

wird es zweckmäßig sein, hier eine amtliche Mittheilung, und zwar in deutscher Uebersetzung wiederzugeben, welche im französischen Originale auf der Canzlei angeschlagen ist.

„Der königlich Niederländische Staatsrath und Bundestags-Gesandter beehrt sich in der Anlage einen Auszug aus der Ministerial-Depeche zu übermitteln, worin die Formalien angedeutet, welche Ausländer zu erfüllen haben, wenn sie auf die Hinterlassenschaft eines in königlichen Seedienſten verstorbenen Individuums Anspruch machen.

Frankfurt, den 9. Februar 1842. v. Scherff.

Anlage.

Es kommt häufig vor, daß Ausländer, welche auf den Nachlaß von im königlichen Seedienste verstorbenen Individuen Anspruch erheben, Reclamationen darbringen, welche nicht von solchen Urkunden begleitet sind, wie es die Gesetze oder Verordnungen erheischen, wovon dann Strafen und vergebliche Kosten die unvermeidliche Folge sind. Damit also diese Nachtheile vermieden werden können, ist das Departement der auswärtigen Angelegenheiten durch das Departement der Marine ersucht worden gehörigen Ortes folgende Grundsätze bekannt zu machen: Um den Nachlaß eines in Niederländischen Seedienſten Verstorbenen erheben zu können, muß der Ausländer die Erklärung einer competenten Gerichtsbehörde vorlegen, in welcher diese bezeugt, wie sie durch Urkunden oder auf sonstige Weise sich darüber vergewissert, daß die bezeichnete Person ein ausschließliches Recht auf den betreffenden Nachlaß habe, — ferner: wenn die in gedachter Erklärung Erwähnten, Minderjährige oder Abwesende sind, so muß für deren gehörige Vertretung gesorgt sein, ferner: da die Auszahlung der betreffenden Nachlaßgelder nur innerhalb des Königreiches der Niederlande geschehen kann, so haben die Berechtigten gehörige Vollmacht auf Niederländische Einwohner auszustellen, damit diese sowohl die Gelder erheben, als auch diejenigen Obliegenheiten erfüllen können, welche durch die Erbschaftsgesetze vorgeschrieben sind. Wenn die obengedachte amtliche Erklärung oder die Vollmachten oder die sonstigen begleitenden Actenstücke nicht in Holländischer oder Französischer Sprache lauten, so muß eine beglaubigte Uebersetzung beigefügt sein. Schließlich sind sämmtliche Papiere von einer Niederländischen Gesandtschaft gehörig zu legalisiren, auch dieselben in den Niederlanden zu stempeln und einzuregistriren." —

Da diese Mittheilung allein den Nutzen der Ausländer bezweckt, so hofft man daß die in Kenntniß gesetzten Regierungen davon den geeigneten Gebrauch machen werden. Dieselben haben auch zu bestimmen, in welchem Maaße ihre Gesandten oder Consule in solchen Fällen zu Bevollmächtigten gewählt werden können." —

Der Bürgerfreund empfiehlt die Beachtung dieser Vorschriften auch bei solchen Holländischen Erbschaftsfällen, wo der Verstorbene nicht grade in dortigen Seedienſten stand.

---

* Begräbniß-Plätze.

Es ist wahrlich schön und gut, daß wir es für eine heilige Pflicht erachten, die irdische Hülle eines uns entrissenen Mitbürgers, der sich um unser Gemeinwesen verdient gemacht, ehrend zu ihrer Ruhestätte zu geleiten, und wir befolgen darin eine Sitte, die einer Republik würdig ist. Allein die Erfüllung dieser Pflicht wird fast an keinem Orte so sehr erschwert, wie in unserer lieben Vaterstadt. Unsere Begräbnißplätze liegen nämlich nicht allein sehr fern von dem Mittelpunkte der Stadt, sondern auch an so völlig freien und schutzlosen Orten, daß wahrlich nicht leicht ein Stelle gefunden werden kann, auf welcher man mehr der Witterung blosgegeben ist, wie z. B. auf dem Friedhofe vor dem Heerdenthore. Das haben wir leider in diesen Tagen bei einer, für uns recht traurigen Gelegenheit wiederum auf das schmerzlichste und störendste empfunden. Sollte diesem Uebelstande nicht einigermaßen abzuhelfen sein? An andern Orten hat man auf den Friedhöfen Gebäude, in welchen bei schlechter Witterung der Sarg niedergesetzt wird, das Gefolge die letzten Worte des Geistlichen, ungestört durch Sturm und Regen, vernimmt, und dort so lange verweilt, bis die Bestattung vollendet ist. Warum könnte nicht etwas ähnliches bei uns stattfinden? Oder ist sonst nicht eine Abhülfe möglich?

T.

---

* Für Musikfreunde.

Allen kunstsinnigen Bewohnern Bremens eröffnet sich im Laufe der nächsten Tage Gelegenheit zu einem Genusse, der zwar bei dem Streben nach tumultuarischem Effect, welches sich in allen Erzeugnissen der modernen Kunst spiegelt, die denen der Vorzeit gegenüber wie Kork auf der Oberfläche schwimmen, leider nur zu wenig geboten wird, der jedoch jedes fühlende Herz in seine Kreise zieht.

Seit einigen Tagen weilt nämlich zu unsrer Freude der als Pianist und Componist rühmlichst bekannte Herr Louis Joseph Homeyer in unsrer Mitte und gedenkt, seine fürwahr großen Leistungen uns in einem Orgelconcerte vorzuführen. — Das von ächter Kunsttiefe beseelte Spiel des Herrn Homeyer, die gemüthvolle Ausdrucksweise, durch welche er die Töne dieses Instrumentes gleichsam mit einem feierlichen Nimbus zu umgeben weiß, sind hinreichend, die Hoffnung zu bestärken, daß diesem Concert auch ohne weitere Empfehlung die zahlreichste Theilnahme nicht mangeln wird. H.

* Orgel-Concert.

Wir haben Gelegenheit gehabt, die großen Talente des Pianisten Herrn L. J. Homeyer, der seit einiger Zeit in unserer Mitte lebt, mehrere Male bewundern zu können, und können nicht genug darauf zurückkommen, das Publicum auf den erhabenen und seltenen Kunstgenuß, der dem Vernehmen nach am Montag uns bevorsteht, aufmerksam zu machen.

Wer ein Freund des wahrhaft Großen und Schönen ist, möge nicht versäumen, an dem Hochgenusse Theil zu nehmen, der uns in den ehrwürdigen Hallen des Domes begeistern wird.

Möge eine rege Theilnahme dem ausgezeichneten Künstler den Beweis liefern, daß das kunstsinnige Bremer Publicum für alles Große, Erhabene und Schöne empfänglich ist, und möge der tiefe seelenvolle Eindruck, den Herr Homeyer, wie uns öffentliche Blätter von Leipzig, Braunschweig, Hannover ꝛc. versichern, auf alle im Gotteshause Versammelte herabzauberte, auch alle Anwesenden hier erheben. J. R. L.

* Theater.

— — Ich erfülle sehr gerne en Wunsch der geschätzten Redaction, einige Zeilen über meinen Theater-Besuch, als am letzten Dienstag die Kette von Scribe gegeben wurde, einzusenden. Das Stück selbst verdankt die allgemeine Verbreitung weniger einer wohl geschürzten Intrigue oder einer besonderen Zeichnung mehrerer Charactere, als vielmehr der meisterhaften Darstellung der mächtigsten Leidenschaft in einem weiblichen Busen, besonders unter äußeren Umständen, wo diese Leidenschaft verborgen gehalten werden muß. Die übrigen Personen außer der Louise Saint-Géran sind äußerst gewöhnlich, den jungen Componisten mit eingerechnet, die Verwicklungen unwahrscheinlich und mit hergebrachten Theatermitteln herbeigeführt, die Exposition (sonst bei Scribe so meisterhaft) zieht sich hier durch den ersten Act höchst langweilig und schleppend hin. Die Sprache ist im französischen Originale sehr fließend und gewandt, in der deutschen Theater-Uebertragung ließ sich dies weniger erkennen.

Die Rolle des Admirals eignete sich für die jetzige Lebensstufe des Herrn Lemke, und wurde gut ausgeführt. Herr Richter (Albert — der Liebhaber) ist noch sehr Anfänger, man merkte seinem Spiele weder das Genie eines glühenden Musikers noch die Gewandtheit des seit Jahren in der großen Welt lebenden Gesellschafters an; indeß besitzt Herr Richter doch Talent, was er besonders an der einen Stelle an den Tag legte, als er die Würde des Künstlers vorzüglich hervorhob (im Original: la noblesse des arts vaut bien l'autre! elle est aussi glorieuse, plus rare .... et le roi qui fait des ducs et pairs, ne fait pas des talens.) Herr Richter schließt affectvolle Reden oftmals mit einem kreischenden unharmonischen Tone; Gesangübung, Fechten, Tanzen wäre ihm sehr zu empfehlen. Herr Sympher nahm den Avoué Ballandard wohl etwas zu sehr simple. Herr Schlögel als Papa Clerambaut war wie gewöhnlich gut. Die Darstellerin der Aline dürfte als erste Liebhaberin niemand an ihrem Platz finden. Was soll man aber von der Hauptperson des Stückes von der Louise — Mad. Stein in der Kürze Treffenderes sagen, als daß sie ein wahrer Edelstein ist. Die Darstellung kann der Stich und anderen großen Sternen unmöglich besser gelingen. Sie hat jeden Gedanken des Dichters zur Anschauung gebracht, und überdies meisterhafte Nuancen geschaffen, welche man selbst im Original vom Dichter nicht angedeutet findet. Der Theater-Verein könnte wahrlich nichts Zweckmäßigeres thun, als einen Theil der Fonds, welche jetzt nicht für Opern-Partituren zu benutzen sind, anzuwenden, um eine solche Künstlerin ersten Ranges für die neue Bühne hier anwesend zu erhalten. — Die im Orchester während der Zwischenacte ausgeführten Musikstücke schienen den Zweck zu haben, die Leute ins Buffet zu jagen. Die sich nächstens bietende Gelegenheit, französische Dramen und italienische Opern in Bremen hören zu können, wird hoffentlich reichhaltig benutzt werden!

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 8. März d. J.

1) Hinrich Wellbrock Immobile, kleine Annenstr. Nr 19 und 19 A., zu 1325 Rt. Käufer: Hermann Heinrich Knacke.
2) J. H. A. Wilkens Wittwe Immobile, Steinthorssteinweg Nr. 66 bis 70, zu 7025 Rt. Käufer: Johann Caspar Lampe.

Thorsperre.

Vom 16. — 31. März 7½ Uhr. Für Fußgänger 8 Uhr.

Miscellaneen.

(Merkwürdiger Fall seiner Aushungerung.) Ueber diesen mehrerwähnten Fall finden sich in der Baireuther Zeitung folgende, als wahr verbürgte Angaben: Am 22. Februar Abends endete der Sohn einer rechtschaffenen Familie in Allersdorf bei Baireuth, in Folge einer Aushungerung, nachdem er 61 Tage lang keine Nahrung zu sich genommen hatte. Derselbe war 28 Jahre alt; bis zu seinem 19. Jahre wurde nichts Auffallendes an ihm bemerkt, er war heitern Sinnes, und nahm an unschuldigen Vergnügungen gerne Antheil. Von seinem 19. Jahre an aber zog er sich auf eine auffallende Weise zurück, ging zwar seinen Arbeiten fleißig nach, nahm aber keinen Antheil mehr an öffentlichen Vergnügungen. Vom Militärdienste kehrte er nach kurzer Zeit zurück, weil er, nach seiner Versicherung, freche Reden und Fluchworte mehrerer Kameraden nicht vertragen konnte, und sein Vater kaufte ihn auf seine dringende Bitte los. Wenn er irgend Zeit hatte, las er fleißig in der Bibel, als seine liebste Unterhaltung. In den spätern, besonders letztern Jahren unterhielt er sich gerne über religiöse Gegenstände mit andern Freunden, las in Gesellschaft derselben Missionsblätter, welche gemeinschaftlich gehalten wurden, er bekam auch verschiedene sogenannte Erbauungsschriften und Traktätchen in seine Hände, die leider jetzt so häufig ohne Auswahl verbreitet, und vom gemeinen Mann um so begieriger gelesen werden, je mehr sie sein sinnliches Gefühl erregen und seine Phantasie erhitzen. Insbesondere leitete ihn eine neuere Schrift über Somnambulismus irre, und mehrte seinen Hang, in der Bibel vorzüglich dunkle prophetische Stellen, die seine Fassungskraft überstiegen, zu suchen, darüber zu grübeln, und sie sogar auf sich anzuwenden, so daß er sich am Ende für ein auserkohrnes Werkzeug Gottes hielt, und sich selbst über die Apostel stellte, ohne sich jedoch seiner eigenen Bestimmung klar und bewußt zu sein, weshalb er bis zu seinem Tode auf eine weitere besondere Weisung von oben harrte. Da ähnliche Uebersspanntheiten zu allen Zeiten hie und da vorgekommen sind, und besonders in unsern Tagen Religionsschwärmerei Manche sogar bis zum Selbstmorde verleitet hat, so würde auch die Verirrung dieses Menschen weniger befremden; allein die seltsame, wenn gleich schon hie und da vorgekommene Erscheinung, sich aller und jeder Nahrungsmittel zu enthalten, und dieselben so lange Zeit standhaft zurückzuweisen, mußte allerdings einiges Aufsehen erregen, und gab bei Manchen, besonders unter Verwandten und Freunden der Ansicht Raum, als ob derselbe wirklich von Gott zu einer besonderen Bestimmung auserkohren wäre. Offenbar lag auch hier, wie gewöhnlich bei den Geisteskranken, ein körperliches Uebel zu Grunde, was schon daraus hervorgeht, daß er seit langer Zeit über Appetitlosigkeit klagte, und sein Körper abnahm. Vom 24. December, als vom heiligen Weihnachtsabend an, versagte er die Nahrung, ohne jedoch den Grund hiefür anzugeben. Sein um ihn bekümmerter Vater suchte einige Tage darauf ärztliche Hülfe; als diese eintreten sollte, wies er dieselbe zurück, mit den Worten: „Herr Doctor, ich habe keine Krankheit, wo ein Arzt mir helfen kann, habe Sie auch nicht rufen lassen, ließ es jedoch geschehen, um meinen Vater zu beruhigen. Mir ist es auf einmal geworden, als dürfte ich keine Nahrung mehr zu mir nehmen, bis meine Bestimmung erfüllt ist; wann dies geschehen, kann ich nicht voraus sagen, aber mir wird bekannt werden, was kein Mensch weiß. Sobald mein Schicksal erfüllt ist, wird Wunderbares sich ergeben, ich werde scheiden aber nicht sterben, und mein Körper wird mit mir entschwinden, daher nicht begraben werden.“ Indeß sprach er im Allgemeinen wenig über seine höhere Bestimmung, und selten ohne besondere Aufforderung. Was sein früherer Beichtvater und andere Geistliche, die ihn besuchten, aus ihm herausbrachten, waren meistens Hindeutungen auf einzelne biblische Ausdrücke und Bilder, welche er auf sich anwendete. Er war sich selbst nicht klar, und sagte auch immer, daß ihm das Nähere noch offenbart werden würde. Sobald man weiter in ihn dringen wollte, entgegnete er, daß er zu fest überzeugt sei, als daß er von seinen gewonnenen Ansichten abstehen könne, oder er bat, daß man ihn in Ruhe lassen möge. Uebrigens aber wußte derselbe sich gut, verständig, und nach seinem Stande selbst mit vieler Gewandtheit auszudrücken; auch lag in seinen Gesichtszügen etwas Interessantes. Auf das Fasten legte er keinen besondern Werth, er sah dasselbe mehr als Vorbereitung an, und beharrte dabei. Sein Vater, wie seine Geschwister, welche nach und nach auch eine höhere Ansicht von seiner Bestimmung zu bekommen schienen, ließen ihn gewähren, und meinten, daß ihnen dieses Alles von oben auferlegt sei, und sie sich geduldig darein ergeben müßten, was Gott mit ihm vorhabe. So dauerte der Zustand dieses Unglücklichen fort, er verweigerte standhaft jede Nahrung, bis er nach und nach zu einem Skelet herab sank, und es darf als erwiesen angenommen werden, besonders da er während der letzten drei Wochen, vorzüglich zur Vermeidung des Zudrangs von Neugierigen, strenge durch Gendarmerie und Gerichtspersonal bewacht wurde, daß er keine Nahrung zu sich genommen hat, obwohl er allerdings sehr häufig seinen Mund mit Wasser ausspülte, wovon nach eigenem Geständnisse oft unwillkührlich etwas hinabkam, was auch angenommen werden muß, da nach den neusten Erfahrungen von anerkannt berühmten Männern eine 60 Tage lang dauernde Aushungerung, jedoch bei ungeschmälertem Wassergenuß, stattgefunden hat. Die Annalen der Chemie und Pharmazie von Wöhler und Liebig geben in dem neuesten Heft hierüber interessanten Aufschluß. Körperlich gesund und nicht geisteskrank dürfte kaum ein Fasten über neun Tage ertragen werden, aber im gegentheiligen Falle ist allerdings, nach Theorie und Erfahrung, ein solches Resultat, wie hier angegeben, möglich. Der königl. Gerichtsarzt erklärt den hier besprochenen Unglücklichen, bezüglich auf seine fixe Idee, für geisteskrank, und hieran dürfte wohl nicht zu zweifeln sein. Seit 9 Jahren wurde progressiv sein Zustand herbeigeführt, und, wie bereits gemeldet, nothwendig durch unpassende

Lektüre, fortwährendes Grübeln über dunkle Stellen der heiligen Schrift, die er bei seiner geringen Vorbildung um so weniger aufzuhellen vermochte, mehr und mehr verschlimmert, bis er endlich ein Opfer seiner traurigen Verirrung wurde. Die Leichensection unterblieb nach dem Wunsch des Vaters.

(Sendschreiben Ernst des Bekenners an den Rath in Braunschweig, d. d. Zelle, Dienstag nach Quasimodogeniti 1539.)

Vonn gots gnadenn Ernst Hertzog zu Braunschweig vnnd Lünenburg.

Vnnsern gnedigen willenn zuuor. Ersamenn liebenn getrewen, wir mogen euch nit verhalten das wir gerne noch Zwei hundert Vaß bierß habenn wolltenn, vnnd sein geneigt ein hundert vaß vor das erst halenn zulassenn, ist derhalbenn vnnser gnedig gesinnen, Ihr wollet vns noch solche Zwei hundert vaß holen zu lassen vergünstigenn, weil wir auch dieser Zeit mit gutenn Hengsten vor vnsern leib nit woll versorget, vnnd wir dan bericht sein wordenn, das ewer burgermeister einer Frantz Kale einen Braunen Hengst haben soll, so begeren wir gnedigenn Ihr wollet vns mit demselbigenn Hengst vor vnsern leib versehenn, oder vmb gelt zukommen lassen, das sein wir vmb euch jn gnaden Zuerkennen geneigt, Datum Zell Dinstags quasimodogeniti Anno XXXIX.

C. H. v. B.

(Adresse.)

Denn Ersamenn vnnserenn lieben getrewenn Bürgermeisteren vnd Rathmannen vnser Stat Brunschwig.

(Sonnenfinsterniß im Jahre 1842.). Nächsten 8. Juli, zwischen 41 Minuten nach 4 Uhr und 51 Minuten nach 9 Uhr des Morgens, wird die schönste Sonnenfinsterniß statt finden, unter denen, welche man während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich und selbst in Europa sehen wird. Die nach der Bessel'schen Art gemachte Berechnung stellt heraus, daß die Finsterniß eine Totale sei, sich zugleich über einen und einen halben Breitegrad erstrecken wird. In der Mitte Portugal's wird sie anfangen, sich von Portugal nach Spanien ziehen, von da nach dem mittäglichen Frankreich, nach den sardinischen Staaten, dem lombardisch-venetianischen Königreich, nach Oesterreich, Ungarn, Golizien, Polen und nach Rußland. Auf der Grenze von Rußland nach Sibirien, gegen den 54. Grad hin, wird die Finsterniß die größte nördliche Breite erreichen. Sie wird sich endlich gegen den Aequator ziehen, indem sie sich von dem südlichen Theil Sibiriens, nach der Mongolei und nach dem nördlichen China wendet. Diese Sonnenfinsterniß wird demnach in ganz Europa, in ganz Asien, im Norden Afrika's und in dem nördlichen Theile von Neu-Holland sichtbar sein. Zu Paris, welches fast in der Mitte Frankreich's gelegen ist, wird die Finsterniß nicht total, aber doch sehr bedeutend sein. Die Dunkelheit wird ohngefähr der Abenddämmerung gleich kommen, besonders, wenn das Wetter etwas bedeckt ist.

Prag. (Die sympathetische Kur.) Zu unserm geachteten Mitbürger Herrn L*, der eine Holzhandlung besitzt, kommt vor Kurzem ein kränklich aussehender Mann, und spricht ihn folgendermaßen an: „Ich komme mit einer Bitte, Herr L*, schlagen Sie mir dieselbe nicht ab — nun freilich, wenn Sie nicht wollen, muß ich auch zufrieden sein." — Hr. L* ermuntert ihn, seine Bitte auszusprechen. Zögernd erwiederte der Erstere: „Sie sehen mir's wohl an, daß ich krank bin; man hat mir eine sympathetische Kur angerathen; ich soll mir nämlich von der Rinde von 18 Scheiten Birkenholz eine Lauge kochen und mich darin baden; aber das Holz muß geschenkt sein, sonst nützt die Kur nichts; ich bitte Sie daher, mir diese 18 Scheiter Birkenholz zu schenken; bin ich kurirt, dann will ich mit großem Dank meine Schuld zurückzahlen." — Hr. L* denkt sich: was liegt auch an den 18 Scheitern, wenn du Jemanden damit helfen kannst — und schenkt ihm das Holz. — Bald darauf erzählte Hr. L* dieses Geschichtchen einigen Bekannten. „Wie sah der Mensch aus?" — fragt Einer, der ebenfalls mit Holz handelt. Es kam nun heraus, daß jener Mann auch von dem Fragenden, ja von den meisten Holzhändlern Prag's unter dem erwähnten Vorwand Holz bekommen, und sich dadurch einen hübschen Vorrath für den Winter ergaunert hatte; ja endlich bringt man in Erfahrung, daß noch viele Kaufleute auch andere Sachen, z. B. Schnupftücher ꝛc. zur sympathetischen Kur beigesteuert hatten. Das war wirklich eine sympathetische Kur im strengen Sinne des Wortes: denn Viele waren dabei mitleidend und wurden von ihren Sachen kurirt!

(Paris.) Halevy's „Reine de Cypre" ist nicht übel, Einzelnes schön, Manches trivial — als Ganzes ohne besondere Bedeutung. Der Vorwurf des Lärmens ist ungerecht; im 4ten Akte ist er am rechten Flecke (zumal für unsere Zeit), im Uebrigen ist durchgehends das Streben nach Einfachheit, und besonders in der Instrumentation bemerkbar. — Halevy hat kein Vermögen. Er hat versichert, daß, wäre er vermögend, er nie mehr für das Theater, sondern Symphonien, Oratorien u. dgl. schreiben würde; denn an der Oper sei er gezwungen, Sklave des Interesses des Direktors und der Sänger, und genöthigt, mit Absicht schlechtes Zeug zu schreiben.

(Hundswuth.) Man will behaupten, die Wuthkrankheit unter den Hunden, von der man jetzt allenthalben hört, sei förmlich epidemisch und drohe noch weiter um sich zu greifen, wenn nicht die strengsten Maßregeln bei Zeiten dagegen ergriffen würden. Bei Nordlingen sind in einem Umkreise von wenigen Stunden wieder 16 Menschen von tollen Hunden gebissen worden.

Hoffentlich wartet man in Bremen nicht bis ein Unglück geschehen, sondern trifft vorher Anstalt. Möchte doch der Bürgerconvent beim Budget die Hundesteuer erhöhen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 21.

Bremen, Sonntag den 13. März 1842.

Gestorben:

Nro. 281. Den 9. März. Des Polizei-Commissairs Berend Schumacher Ehef., geb. Oltmann, 34 Jahr; Weerder Nro. 19 A.

— 282. Den 9. — Des verst. Schuhmachers Friedr. Scheele Wittwe, geb. Lagemann, 85 Jahr; Steinthorssteinweg Nro. 51.

— 283. Den 10. — Des Schneidermeisters Jacob Friedrich Plagemann Tochter, 1½ Jahr; Tiefer Nro. 8.

— 284. Den 10. — Des Landmanns Hinrich Lampe Tochter, 8 Jahr; Hastedt Nro. 23.

Nro. 285. Den 11. — Des Schneiders Friedr. Christian David Kayser Sohn (todt geb.); gr. Fuhrleutestraße Nro. 24.

— 286. Den 11. — Sophia Charlotte Grote, 42 Jahr; Willehadi.

— 287. Den 11. — Des verst. Kaufmanns Johann Joseph Hachez Wittwe, geborne Ertell, 78 Jahr; Langenwieren Nro. 1.

— 288. Den 11. — Martin Hinrich Starke Sohn, 3 Wochen; Großenstraße Nro 14.

Geburten:

Nro. 341. Den 5. März. Des Stuhlmachers Johann Fritz Meyer Ehefr., geb. Harbers, große Fischerstr. Nr. 10; von einem Mädchen.

— 342. Den 6. — Des Cigarrenmachers Joh. Georg Windhorn Ehefr., geb. Schwarz, kleine Sortillienstraße N. 19; von einem Knaben.

— 343. Den 6. — Des Cigarrenmachers Heinr. Fr. Boldieck Ehefr., geb. Grote, Kreislows Hof Nr. 3; von einem Mädchen.

— 344. Den 7. — Des Schweineschlachters Johann Herm. Waltjen Ehefr., geb. Piel, Heerdenthorssteinweg Nro. 18; von einem Mädchen.

— 345. Den 7. — Des Arb. Simon Bohne Ehefrau, geb. Klencke, Hastedt Nr. 77; von einem Knaben.

— 346. Den 9. — Des Fuhrmanns Daniel August Diedrich Köhler Ehefrau, geb. Jöntzen, Osterthorssteinweg Nr. 65 A; von einem Mädchen.

— 347. Den 9. — Des Handlungsgehülfen Peter Harjes Ehefr., geb. Wiechmann, Faulenstraße Nr. 48; von einem Knaben.

— 348 Den 9. — Des Malers Joh. Georg Wilhelm Baarcke Ehefr., geb. de la Lander, große Johannisstr. N. 153; v. einem Mädchen.

Nro. 349. Den 9. — Des Arb. Johann Junge Ehefr., geb. Wohlers, Schwachhausen; von einem Knaben.

— 350. Den 10. — Des Landmanns Hermann Giesken Ehefr., geb. Geerken, Hempstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 351 u. 352. Den 10. — Des Windmüllers Diedr. Herm. Schörling Ehefr., geb. Wilkens, Hohenthorswall Nr. 12; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 353. Den 10. — Des Küpers Johann Bernhard Bödeker Ehefr., geb. Fienemann, Abbenhorswallstr. Nr. 68; von einem Mädchen.

— 354. Den 10. — Des Kahnschiffers Berend Meyer Ehefr., geb. Weidemann, Sandersdeich Nro. 11; von einem Knaben.

— 355. Den 10. — Des Zimmergesellen Christopher Stichnath Ehefr., geb. Meyer, hinterm Puulsberg Nro. 7; von einem Mädchen.

— 356. Den 11. — Des Schiffscapitains Ratje Siedenburg Ehefr., geb. Holtzmann, Weerder Nro. 48; von einem Mädchen.

— 357. Den 11. — Des Arb. Joh. Heinr. Hackmann Ehefr., geb. Hust, gr. Johannsstr. Nr. 223; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 101. Der Glashändler Georg Friedr. Ostwald und Gesina Friederike Thieß hieselbst.

— 102. Der Cigarrenfabrikant Matthias Schröder und Catharina Margaretha Schwedovius hies.

— 103. Der Schlosseramtsmeister Johann Bernhard Plate und Margar. Elisabeth Lange hies.

— 104. Der Schneider Georg Wilhelm Droste und Sophia Elisabeth Osmers hieselbst.

105. Der Cigarrenmacher Hinr. Sanders u. Anna Dorothea Maria Westermann aus Bücken.

106. Der Maurergesell Johann Hinrich Liesing und Lucia Behrens hieselbst.

107. Der Schlachter zu Lehe, Kirchspiel Horn, Johannes Schlund und Therese Auguste Hilken zu Lehesterdeich.

Nro. 108. Der Steinhauergesell Christian Liehmann, genannt Honiger, und Margar. Adelheid Behrens hieselbst.

— 109. Der Küpergesell Heinrich Christian Fortmann, genannt Siemers, hieselbst und Helene Cathrine Christiane Fischer aus Brake.

— 110. Der Lichtzieher Hinrich Anton Solle und Metta Carolina Steinbring hieselbst.

— 111. Der Nadelmachermeister Bernhard Friedr. Drühmel und Anna Margar. Meineken hieselbst.

— 112. Der Cigarrensortierer Joseph Boening und des verst. Arbeitsm. Joh. Carl Friedrich Steinmeyer Wittwe, Margaretha Elisab., geb. Schwecke hieselbst.

— 113. Der Schuhmacher Joh. Ernst Christoph Focke und Margar. Adelheid Lorenz hieselbst.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 22.

Bremen, Donnerstag den 17. März 1842.

Columbus.

Der Tag bricht an, der letzte, den sie gönnten.
Halt aus, o Colon, kühnes Herz halt aus!
O daß mit deinem Aug' sie sehen könnten,
Wie freudig blickten sie in's Meer hinaus!
Nur heut' noch, Schiff, flieg' hin auf deiner Bahn,
Nur heute noch zerbrich nicht, morscher Kahn!
Der Tag bricht an, der letzte, den sie gönnten,
Der Tag bricht an!

Noch ruht es dämmernd auf dem dunkeln Meere,
In leichten Wellen kräuselt sich die Fluth,
Gen Westen fliegt im Morgenhauch die Fähre,
In frischem Glanz der reine Himmel ruht.
Dir ist, o Colon, längst dahin die Nacht,
Nun tagt der Himmel auch in goldner Pracht,
Es weicht die Morgendämmerung vom Meere,
Der Tag erwacht.

Das Steuer hält er fest in seinen Händen,
Gen Westen zielend durch die Wasserflur.
„Kehr' um, o Thor, du wirst es nicht vollenden.
Wohin? Von Land ist nirgends eine Spur."
Das Schiffsvolk murrt, ihn läßt es unbethört.
„Werft ihn in's Meer, wenn uns der Narr nicht hört."
Das Steuer hält er fest in seinen Händen,
Kein Droh'n ihn stört.

Ist es dasselbe Volk, sind es die Braven,
Die so vertrauensvoll auf dich nur sah'n,
Da als du steuertest aus Palos Hafen
Hin in den gränzenlosen Ocean?
Nun murren sie, ein jedes Herz verzagt,
Nur deines nicht; licht hat es dir getagt.
Und ist's nicht mehr dasselbe Volk von Braven,
Du hast's gewagt!

Und wirst's vollführen, eh' sich niederneiget
Die Sonn' und eh' die Nacht von Osten kehrt,
Ob auch das Schiffsvolk dumpfen Brütens schweiget
Und widerwillig deine Worte hört.
O würd' vom Himmel dir ein Zeichen doch! —
Ein frischer Fahrwind! — Wohl! dein Herz schwillt hoch.
Du wirst's vollführen, eh' der Tag sich neigt,
Ja heute noch.

Sieh da! horch auf! Was flattert dort am Maste?
Läßt auf die Segelstange nieder sich? —
Halt aus, o Herz, im Jubel, der dich faßte;
Du hast's vollbracht; nicht brich, o Herz, nicht brich!
Wie lieblich tönt's herab zu dir, wie klar!
Und wird nun, was der Geist dir zeigte, wahr?
Es ist kein Traum, es flattert dort am Maste
Ein Vögelpaar.

Was führt euch her, ihr süßen, süßen Sänger?
Ihr singt so hell von der Gezweige Grün.
O fliegt nicht fort, o singt, o singt noch länger,
Ihr singt vom Strand, wo frische Blumen blühn.
Ihr Boten nahen Lands, ein dürstend Ohr,

Ein männlich Herz, sie lauschen euch empor.
Laßt strömen euern Sang, ihr süßen Sänger,
Aus euch hervor.

Seit aus der Arche Noahs flog die Taube
Und wiederkehrend einen Oelzweig trug,
Hat so bewegt niemals ein hoher Glaube,
So froh begrüßet eines Vogels Flug.
Nah muß das Land sein, tönt der Vögel Sang.
Nie sah hinaus nach euch ein Aug' so bang,
Seit aus der Arche Noahs flog die Taube.
Die Fahrt war lang.

Flieg' hin, o Schiff, du mußt das Land erreichen,
Noch heute grüßt ein Feuer dich vom Strand.
O Vögelpaar, du bist ein sichres Zeichen,
Und morgen ruht der Fuß auf festem Land.
So wie den Flügel lüftet sich der Schwan,
So schwillt das Segel, fliegt auf seiner Bahn
Das Schiff. Flieg' hin, du mußt das Land erreichen.
Wohlan! Wohlan!

Der Spion.

(Fortsetzung.)

Sowohl in der Pulvermühle selbst, wie in den nahe liegenden Hütten schien noch Alles ruhig zu sein. Die Thüren und Fenster waren verschlossen und Alles war so still, wie wenn die Gebäude ganz unbewohnt gewesen wären. Diese Bemerkung machte der christinische Oberst, als er sich an die Spitze der Schwadron setzte, aus welcher seine ganze Cavallerie bestand; er befahl der Infanterie so schnell wie möglich zu folgen und zog im Trabe weiter. Vor der Pulvermühle angekommen, schickte er die Hälfte seiner Cavallerie ab, um hinter dem Weiler zu patrouilliren, damit Niemand entwischen und dem Feinde Nachricht geben könne, und wartete dann seine Infanterie ab, welche im nächsten Augenblicke ankam, etwas außer Athem und in Unordnung gebracht durch den schnellen Marsch über die gefrorenen Felder. Kaum war Halt! commandirt worden, als ein einzelner Flintenschuß sich hören ließ und gleich darauf erhob sich ein so wildes und betäubendes Geschrei, als sollte der Himmel dadurch zerrissen werden. Die verwunderten Christinos blickten sich staunend nach allen Seiten um; bald indeß zeigte sich die Quelle des Lärms, denn gleich als wäre die Erde noch einmal mit Drachenzähnen besäet worden und hätte bewaffnete Männer erzeugt, zeigten sich plötzlich hinter jeder der erwähnten Redouten zwei bis drei Compagnien carlistischer Soldaten, die zusammen eine ihren Gegnern weit überlegene Macht bildeten. Sie hatten sich dadurch verborgen gehalten, daß sie sich in den Gräben niederlegten, welche wie gewöhnlich hinter jeder Brustwehr angebracht waren, um den Vertheidigern derselben größere Sicherheit zu gewähren, und begünstigt von dem Morgennebel, mehr aber noch durch die unvorsichtige Annäherung der Christinos, war es ihnen gelungen, ihre Anwesenheit verborgen zu halten, bis sie auf das durch den Flintenschuß gegebene Signal plötzlich aufgesprungen waren und sich in Reihe und Glied gestellt hatten. Zu gleicher Zeit wurde ein lebhaftes Feuer auf die Truppen der Königin aus den Fenstern der benachbarten Gebäude eröffnet und ein Haufen trefflich berittener navarresischer Lanzenreiter, Real, einen der besten Cavallerie-Offiziere des Don Carlos an der Spitze, brach aus einer Oeffnung im Gehölz hervor, wo sie verborgen gelegen hatte, griff die im Rücken der Häuser postirten Husaren an und trieb sie auf das Hauptcorps zurück, obgleich dieselben, trotz der Ueberrumpelung, sich tapfer vertheidigten, jeden Schritt des Terrains so lange wie möglich hielten und ihre Säbel und Karabiner trefflich benutzten.

Der christinische Oberst, dessen allzu großer Zuversichtlichkeit und Vernachlässigung der nöthigen Recognoscirung es zugeschrieben werden muß, daß er sich mit seinen Truppen jetzt in so gefährlicher Lage befand, zeigte indessen außerordentliche Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, als die Gefahr ihn von allen Seiten umdrängte. Er verlor nicht einen Augenblick, sondern formirte unverweilt seine Infanterie in eine compacte Colonne und begann den Rückzug in der Hoffnung, sich wenigstens aus dem Bereiche der Brustwehren heraus und in das offene Feld ziehen zu können, bevor die Carlisten ihre zerstreut aufgestellten Compagnien zu einer gehörigen Masse zu sammeln vermöchten, um den Versuch zu machen ihm den Rückzug abzuschneiden. Darauf übergab er das Commando der Infanterie dem Nächstcommandirenden, stellte sich an die Spitze seiner Handvoll Reiter und chargirte die feindlichen Lanciers mit solcher Energie und solchem Nachdrucke, daß er sie, ungeachtet ihrer überwiegenden Anzahl mit bedeutendem Verluste eine

Strecke weit zurücktrieb. Während er aber unter dem lebhaften feindlichen Feuer zu seinem Hauptcorps zurückkehrte, traf ihn eine Kugel in die Brust. Der tapfere unglückliche Offizier schwankte im Sattel, machte einen vergeblichen Versuch seinen Sitz zu behalten und stürzte vom Pferde. Sein Tod war das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Die christinischen Truppen hatten die Fronte vor den Brustwehren erreicht, jedoch nicht ohne bedeutend vom feindlichen Feuer gelitten zu haben; und als sie nun sahen, daß der Feind zwei starke Colonnen formire die rasch vorwärts zogen, um ihnen den Rückmarsch abzuschneiden, verloren sie den Muth und entflohen nach allen Richtungen. Ueber die gepflügten Felder und durch Haidekraut, Dornen und Brombeerbüsche, über Gräben und Sümpfe, im Eise einbrechend und durch Schlamm und Wasser watend zogen eilends Verfolgte und Verfolger dahin. Selten wurde Pardon gebeten, noch seltener gegeben, denn zu der Zeit dieser Erzählung hatte die Erbitterung zwischen den beiden Parteien den höchsten Gipfel erreicht. Mancher arme Teufel, welcher der Ermüdung erlag und die Tritte seiner blutdürstigen Feinde immer näher und näher herankommen hörte, bis er endlich glaubte, von ihrem Athem berührt zu werden, kürzte die schreckliche Spannung, in der er sich befand, dadurch ab, daß er sich auf den Boden warf, und geduldig den Bayonnetstoß abwartete, der seinem Dasein ein Ende zu machen bestimmt war.

Endlich legte sich die Hitze der Verfolgung und Wenige außer den Cavalleristen setzten dieselbe noch fort. Selbst diese gaben die Sache Einer nach dem Andern auf, so wie ihre Pferde den Athem verloren und bald hingen kaum mehr noch als zwanzig Reiter, die entweder besser beritten oder blutdürstiger waren, als ihre Cameraden, den Flüchtigen auf den Fersen, die jetzt mehr aus panischem Schrecken, als wegen wirklicher Gefahr die eilende Flucht fortsetzten. Ein junger carlistischer Officier auf feurigem andalusischen Schlachtrosse war seinen Leuten weit vorausgeeilt und machte sich durch seine blutdürstige Wuth bemerklich. Zwei Lanzen hatte er schon zerbrochen und brauchte jetzt seinen Säbel mit todtbringendem Erfolge, taub gegen alle Bitten um Schonung und jeden Hieb mit wildem Fluche begleitend. Er befand sich etwa zwanzig Schritte von einem Haufen von fünf bis sechs christinischen Soldaten entfernt, als diese sich plötzlich umwandten, ihre Flinten anlegten und zu gleicher Zeit auf ihren Verfolger abschossen. Ein plötzlicher Sprung des Pferdes war die Ursache, daß die Kugeln dieses und nicht den Reiter trafen und das edle Thier stürzte zu Boden. Ehe der Carlist wieder auf die Beine kommen konnte, war er in der Gewalt der Soldaten. Bei dem erfolglosen Versuche, sich ihnen zu entwinden, fiel ihm seine Boine vom Kopfe und eine dicke Locke langen schwarzen Haares, vom Schweiß durchfeuchtet, hing über seine Stirne nieder. Die Soldaten starrten ihn und dann einander gegenseitig an, dann wieder ihren Gefangenen und ihre Verwirrung konnte keine Worte finden.

„Er ist's!“ rief endlich einer von ihnen aus, und wie wenn der Zauber gebrochen worden wäre, schrieen sie alle zusammen laut:

„Der Stumme!“

Der carlistische Officier antwortete durch ein bitteres Lächeln.

* * *

Außerhalb des schönen Vierecks in Vittoria, welches durch Häuser von gleichartiger Bauart gebildet, mit einer Colonade von steinernen Säulen umringt und früher unter dem Namen Plaza Nueva, jetzt Plaza de la Constitucion, bekannt ist, befindet sich ein offener Platz, die Plaza Vieja, der alte Marktplatz, genannt. Obgleich nicht im Stande, mit seinen eleganteren Nachbarn als Abendspaziergang für die Modewelt Vittoria's zu concuriren, da sein ganzes Aussehen unscheinbar und sein Pflaster uneben, gewöhnlich auch schmutzig ist, bietet er doch, besonders für den Fremden, einiges Interesse dar. Der Springbrunnen am untern Ende des Platzes, wenige Schritte von der Hauptwache entfernt, dient jeden Morgen zum Sammelplatze für die Dienstmägde und andere Mädchen der geringen Volksclasse, welche, wenn sie ihre Gefäße gefüllt haben, dieselben in der Regel einige Augenblicke auf der steinernen Einfassung des Brunnens stehen lassen um sich durch ihr Geplauder zu erquicken. Der Ort ist ganz geeignet zum Studium der Sitten und Costüme der geringeren Volksklasse der Provinz. Die Bauern aus den benachbarten Bergdistricten, welche Holz und Holzkohlen auf ihren Maulthieren zum Verkaufe in die Stadt bringen, stellen sich neben dem Brunnen auf und richten ihre rohen Versuche in der Kunst der Galanterie an die Wasserträgerinnen, deren gelbe oder scharlachrothe Röcke, schmale Knöchel, enges Mieder und reichlich schwarzes Haar, das durch irgend ein Mittel, gewiß aber nicht durch ächtes Macassar-Oel, glänzend gemacht wird, in den Augen der

Kohlenbrenner unübertreffliche Reize darstellen. Der müßige Soldat, der vorüberziehende Maulthiertreiber, der zur Arbeit eilende Handwerksmann, alle haben ein freundliches Wort für die jungen Dirnen, die, wenn sie ihr Deputat an Complimenten und Bewunderung erhalten haben, leichten Schrittes mit ihrer Wasser-Last davoneilen und Anderen Platz machen.

Aber auch weniger freudige Ideen erweckt die Plaza Vieja, denn es werden dort gewöhnlich die Verbrecher hingerichtet, die zur Strafe der Garote, d. h. zur Erdrosselung verurtheilt sind.

(Schluß folgt.)

Peter's des Großen Aufenthalt in Holland.

(Schluß.)

Der Czar versäumte nichts, was seine Kenntnisse des Schiffswesens, und nebenbei auch die der übrigen Künste und Wissenschaften, vermehren konnte. Bei einem Seegefechte, welches die Stadt Amsterdam veranstaltete und das für ihn ein angenehmes Schauspiel war, bestieg er eins der kämpfenden Fahrzeuge und lenkte es mit eigener Hand. Er besuchte die angekommene Wallfischflotte, stieg in den Thranräumen umher und unterrichtete sich von Allem, was diesen Gegenstand betrifft. — Er nahm Unterricht bei den Mathematikern Dam und Hartzocker, bei den Schiffsbaumeistern Vysselaer, Kardinaal, Rhenen, Peter Pool, und bei dem Schiffszeichenmeister Adam Silo; besuchte in Witsen's Begleitung alle öffentliche Anstalten und Gotteshäuser, wie nicht minder die angesehensten Gelehrten, Fabrikanten und Handwerker und zeichnete sich auf, was ihm irgend neu war. Sein höchstes Erstaunen erregte das anatomische Cabinet des Professors Ruysch († 1731) welches er später für 30,000 Gulden an sich kaufte. Als er hier die ersten Mumien sah, stand er wie besinnungslos da, so daß man ihn mit Mühe wegbrachte; er küßte die Leiche eines noch im Tode lächelnden Kindes. Ueberhaupt waren die Kenntnisse, welche Peter hier einsammelte, ihm in chirurgischer Beziehung wichtig, denn er hoffte damit in Fällen der Noth sich selbst oder Andern nützlich werden zu können.

Während Peter sich solchergestalt ganz in seinem Berufe fühlte, war dies mit den ihn begleitenden Russen ganz und gar nicht der Fall. Die meisten von ihnen betrieben das ihnen auferlegte Handwerk nur sehr ungern, klagten auch wohl mit Thränen über die Trennung von ihren Angehörigen und über den Zwang, der auf ihnen laste. Die Klagen einiger wurden so laut, daß Peter die Unzufriedenen verhaften und im Gesandtschaftshause einsperren ließ.

Am 25. September fand die feierliche Audienz der Gesandschaft im Haag statt. Peter erschien dabei im blauen Tressenkleide, mit Perücke und Federhut. Nikolaus Witsen führte ihn nach einem Nebenzimmer, welches, vermöge eines Thürfensters, eine Aussicht nach dem Audienz-Saale gestattete. Der Czar war mit der Aufnahme, welche man seinen Gesandten erwies, vollkommen zufrieden; die Sache dauerte ihm aber zu lange und er konnte sich der Blicke der Neugierigen nicht mehr erwehren. Da ihm nun kein anderer Ausgang freistand, als der durch den Saal, so ließ er die Generalstaaten ersuchen, ihn während seines Durchganges den Rücken zuzuwenden: dies geschah zwar nicht, er erhielt aber den Bescheid, daß alsdann die Versammlung aufstehen würde. Peter zog nun seine große Perücke über das Gesicht und rannte durch den Saal nach seinem Wagen.

Bei den der Gesandtschaft zu Ehren veranstalteten Lustbarkeiten mochte Peter nicht erscheinen; dagegen besuchte er zu wiederholten Malen den Erbstatthalter und König Wilhelm von Oranien und lernte die vorzüglichsten Staatsmänner und Gelehrten kennen. Unter den letzten verdienen Leuwenhoek und Boerhave genannt zu werden. Jener kam zu ihm auf die Jacht und zeigte ihm unter andern den Umlauf des Blutes im Schwanz eines Aales. Diese Beobachtung und mehre anziehende Versuche, welche der Gelehrte mit seinen Mikroskopen machte, gefielen dem Czar so sehr, daß er sich mehr als zwei Stunden damit beschäftigte und beim Abschiede dem Naturforscher dankbar die Hand drückte. — Boerhave führte den Czaar auf das anatomische Theater; die ihn begleitenden Russen fühlten bei dem Anblick eines von der Haut entblößten Leichnams den heftigsten Ekel; grade deshalb zwang Peter sie, die Sehnen des todten Körpers mit den Zähnen abzulösen.

Peter fuhr fort in Amsterdam zu verweilen und seine Kenntnisse zu erweitern. Er beschäftigte sich auch namentlich mit der Zahnbrecherkunst, die er später in Rußland zuweilen praktisch ausübte. Seine Wißbegier trieb ihn an, die halsbrechendsten Dinge zu unternehmen und öfter gerieth er darüber in Lebensgefahr. Einmal kletterte er einen

Krahn hinauf und fiel so unglücklich, daß er mehre Tage seinen Stuhl nicht verlassen konnte. Ein anderes Mal griff er in das Maschinenwerk einer Sägemühle, wurde aber noch glücklich zurückgerissen und ertrug die Schelteworte seines Retters mit großer Geduld.

Peter hatte durch seine anziehende Weise die Herzen Aller gewonnen, die mit ihm in Berührung kamen. Er nahm eine Menge vertriebener Franzosen, so wie auch Schweizer und Deutsche, in seine Dienste, gewann auch mehre holländische Künstler von Ruf und verpflanzte sie nach Rußland. Unter seinen Augen, und indem er selbst mitarbeitete, war eine Galeote, oder, wie Andere wollen, ein Schiff von 60 Kanonen erbaut und ausgerüstet worden; die Stadt Amsterdam schenkte es dem Monarchen und dieser schickte es im folgenden Jahre nach Archangel*).

∴ Frühere Zustände der Kaufmannschaft.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1558 wandte sich die allgemeine Kaufmannschaft zu Hamburg an den Rath und erhielt von diesem unentgeltlich einen Platz angewiesen, um auf ihre Kosten eine Börse zu erbauen. Der Platz, neben der Trostbrücke am Wasser belegen, solle 112 Fuß lang und 42 Fuß breit sein, und von der danebenstehenden Hänserreihe so weit entfernt, „dat sick twee grote Wagen mogen scheden und verby faren.“ Auf dem Platze selbst sollten weder Wechselbänke noch Waaren zum Verkaufe aufgestellt werden dürfen. Zum Bau der Börse aber (tho dem steenhovede samt dem Gebauwte) fehlte das Geld; man stellte also eine Sammlung unter den Kaufleuten an (so heft de eyne Kopmann denn anderen gefordert) und richtete zu dem Zwecke ein Subscriptionsbuch ein, aus dessen Einleitung die Nachricht geschöpft ist. In dieser Urkunde, wenn man sie so nennen soll, kommt am Schlusse auch der Ausdruck „Börse“ vor, aber mit dem erläuternden Zusatz „düsse Boerse effte Platz.“ Noch war er nicht einheimisch in Hamburg, vielleicht eben erst von Antwerpen herübergekommen, dessen kaum 20 Jahre ältere Einman nachahmen wollte.

Was nun die Bremische Börse anbetrifft, so wurde der Grund zu dem Gebäude gelegt im Jahre 1686 und zwar geschah die Ausführung durch den Rath aus den Einkünften des damals schuldenfreien Weinkellers. Daß der Bau dem französischen Flüchtlinge Brobes übertragen wurde, deutet vielleicht ebenfalls darauf hin, daß den Bremern die Einrichtung noch fremd war. Um an der Accordsumme möglichst zu verdienen wurden Grund und Mauern, von Brobes so schwach und leicht angelegt, daß die Bremischen Baumeister den Kopf schüttelten, und nicht wußten wo das hinaus sollte. Bald entfloh indeß der Franzose mit Hinterlaßung von Schulden, und zwei Bremische Baumeister mußten das Werk von Neuem beginnen, welches denn auch im Jahre 1695 vollendet wurde. Die Kosten des damaligen einstöckigen Baues werden auf 25000 Rthlr. angegeben. Bald zeigte sich der Raum zu beschränkt, und von 1734 bis 1736 geschah ein Ausbau, die Erhöhung des zweiten Stockwerks und die Anbringung der noch jetzt vorhandenen äußeren Verzierungen mit den Säulen u. s. w. Die oberen Säle wurden meistens zu feierlichen Mahlzeiten, Hochzeiten und Concerten benutzt. Unten im Zimmer rechter Hand, wenn man vom Rathhause kommt, wurde im vorigen Jahrhundert ein Lotterie-Comptoir gehalten, es war also dort die Gelegenheit zum Ruin, wo jetzt durch die Sparkasse der Weg zum Wohlstande sich darbietet. Eine Zeit lang wurde jenes Zimmer auch zum Buchladen benutzt. Der Keller unter der Börse gehört bekanntlich zum Stadtweinkeller, und ist demselben zur Ehre unserer Stadt wieder einverleibt, nachdem man für kurze Zeit damit Miethgewinn erzielt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Schiff wurde sorgfältig aufbewahrt, verbrannte jedoch unter Elisabeth Petrowna.

---

* Stephanithurm.

In den fernsten deutschen Städten bilden sich jetzt Vereine für den Ausbau des Cölner Doms. Müssen wir Bremer uns also nicht schämen, daß wir nicht im Stande sind einen Verein zu schaffen, um dem Stephanithurme die fehlende Spitze wieder zu geben, und damit den Anblick unserer Stadt so sehr zu verschönern? Schon früher zeigte sich ein hinreichender Eifer, und die Sache fand nur deßhalb keinen rechten Fortgang, weil die Verpflichtungs-Scheine eine wechselstrenge Clausel enthielten. In der jetzigen Periode der Monumenten-Liebhaberei würden die erforderlichen

Beiträge gewiß nicht ausbleiben. Wenn sich nur der rechte Mann an die Spitze stellte! Ja, man könnte sagen, die ganze Ausführung liege in einem Worte, in dem lateinischen Conjunctiv — mallet: zu Deutsch — wenn Er nur gerne wollte! —

* Theater.

Die Vorstellungen der französischen Schauspielergesellschaft finden lebhaften und verdienten Beifall. Die Auswahl der Stücke ist passend, die Acteurs sind geeignet für die Darstellung, ja bisweilen sind sie sehr gut, zum Beispiel Dem. St. Ys als gamin de Paris, Mad. Constant als Malvina in un mariage d'inclination. Nicht minder findet sich, was Manche nicht erwartet haben, ein hinlänglich großes, der französischen Sprache nicht blos zum allgemeinen Verständnisse, sondern auch zum Genusse mächtiges Publikum. Wir schließen dies nicht aus dem zahlreichen Auditorium, sondern aus der merklich plötzlichen und allgemeinen Wirkung, welche einzelne piquante Witze oder schöne Stellen auf die Zuhörer äußern. Daß die Franzosen ein unmusikalisches Volk sind, merkt man aber recht an den Couplets. Allerdings ist es französische Sitte diese parlando und ohne viele Rücksicht auf die Melodie vorzutragen, allein so unwillkührlich raffinirt gegen den Tact vermöchten doch Deutsche selbst unmusikalische Acteurs nicht vorzutragen. Wahrscheinlich würde es allgemeinen Beifall finden, wenn die Gesellschaft noch einige Tragödien etwa eine von Racine und eine von Victor Hugo auf die Scene brächte, damit das Bremische nicht reisende Publicum auch von der französischen tragischen Declamations-Weise eine Vorstellung erhielte*).

* Bemerkung.

Bei dem Uebergange über die neue Weserbrücke drängt sich die Frage auf, wozu wohl am Fuße des eisernen Geländers so viele runde Löcher angebracht seien. Anscheinend hat der Verfertiger sie zu Nägeln bestimmt, die das Geländer befestigen sollen, und es wäre wohl sehr zu wünschen, daß diese Absicht bald erreicht würde, denn ein so schweres Geländer bedarf um so mehr einer sichern Befestigung, da sich Niemand besinnen wird, ob es auch zu schwach zum Anlehnen sei. Freilich ist es nicht gerade bestimmt, daß sich 100 Menschen auf einmal darauf lehnen, doch läßt sich nicht mit Gewißheit voraussehen, ob es dennoch nicht der Fall sein könne, und dann lägen alle 100 Menschen mit dem Geländer im Wasser trotz der vielen Nagellöcher.

*) Diesen Abend wird die Gesellschaft im Abonnement spielen und ein Vaudeville von Ancelot „Trop heureuse ou un jeune menage" zur Aufführung bringen.

Zweisylbige Charade.

Wo Liebe wohnt, da weil ich gern:
Da ist auch Freudigkeit nicht fern;
Da walten auf der Bahn zum Ziele
Der edlen Tugenden gar viele.

Zwei Silben bilden so ein Wort,
Das Segen stiftet, fort und fort.
Wer ungenügsam viel begehrt,
Dem ist die Erste gar nichts werth;
Sie zeigt berechnend Dir den Mann,
Den man nicht nennen will noch kann.

Die Zweite läßt sich wechselnd schauen
Bei Kindern, Greisen, Männern, Frauen;
Soldat und Priester kennst Du dran,
Siehst Du sie auch von vorn nur an.
Der Wandrer nimmt sie auf den Rücken;
Den Sklaven pflegt sie arg zu drücken.

Das Silbenpaar nennt ruhmvoll Dir
Der Herzen anspruchlose Zier,
Wodurch Geschwistern, Freunden, Gatten
Das Tagwerk rüstig geht von Statten;
Das Band für Eltern und für Kinder,
Für Herrn und Dienerschaft nicht minder.
Dies Silbenpaar soll Dich umgeben,
So wird Dich Harmonie umschweben,
So wird auch rauher Pfad Dir eben.
Im trauten Frieden mögst Du leben.

Auflösung des Räthsels in Nro. 20.

Gedanke.

Miscellaneen.

(Wien.) Am 3. März schied Johanna Weissenthurn mit einem glänzenden Benefice von der Bühne. Saphir bemerkt darüber: „Zwei und funfzig Jahre," so sagte die gefeierte Dichterin zum Schlusse, „zwei und funfzig Jahre wirkte ich auf diesen Brettern, als Darstellerin, als Dichterin" u. s. w.

Zwei und funfzig Jahre!! Das ist leicht ausgesprochen und hört sich kurz an; es sieht aus, wie ein Epigramm, wenn es hinter uns liegt, aber es ist eine große, lange Wüste, nur mit wenigen Oasen, wenn es vor uns liegt, und es durchlebt sich langsam und mühsam, und kein Minutenzeiger an zwei und funfzig Jahren dreht sich um seine Scheibe, ohne eine Spur der Freude oder des Schmerzes in uns zurückgelassen zu haben!

Und nun zwei und funfzig Jahre aus dem Leben einer Künstlerin und Dichterin!

Welch ein ungeheures Nadelgehölz voll Stacheln und spitzen Zapfen! Welcher unabsehbare Ozean voll Stürmen und Gefahren, voll Ungewittern, voll Windstillen, voll Untiefen, voll Riffen und Klippen!

Zwei und funfzig Jahre voll Zagen, Bangen und Fürchten, nur mit kleinen Zwischenräumen von kleinen Lichtblicken! Zwei und funfzig Jahre voll Kämpfen mit sich und Andern, mit dem Leben, mit dem Ideal, mit der Kunst und mit der Natur, mit dem Wollen und mit dem Können, mit seinem besten Wissen und mit dem Besserwissenwollen von Andern, mit den tausend Steinen und Steinchen am Wege, mit den tausend und tausend Dörnchen neben den Weg, mit tausend und tausend Gegenwinden, mit Nichtverstandenwerden und Schlechtverstandenwerden, mit Nichterkanntwerden und Ganzverkanntwerden, mit dem falschen Kuß von Lobrednern und mit dem Natterbiß der Kritik!

Darum war es uns gestern ein süßes, wehmüthiges Schauspiel im Schauspiel, als Mad. Weissenthurn nach zwei und funfzigjähriger Laufbahn als Künstlerin und Schriftstellerin das blumenbepflanzte Ufer der — Ruhe betrat!

Es mag ungefähr die Empfindung sein, die ein mit den Fluten Kämpfender hat, wenn er eine theure Person gerettet das Gestade erreichen sieht.

(Schauderhaftes Verbrechen.) Man schreibt aus Frankfurt a. O.: Eine gräßliche That hat am 23. v. M. die ganze Stadt mit Trauer und Entsetzen erfüllt. Ein Arbeitsmann in der hiesigen Dammvorstadt, ein täglicher Trunkenbold, und dadurch zerrüttet an Leib und Seele, wie in seinem Hauswesen, hat seinen drei Kindern (von 5 und drei Jahren und 3 Monaten), nachdem er das Haus verschlossen, mit einem Rasiermesser den Hals abgeschnitten, und dann diese Execution an sich selbst vollzogen. Bei Allen waren die Arterien durchschnitten, so daß der Tod bald erfolgt sein muß. Die Kinder waren gesund und wohlgebildet, und namentlich der fünfjährige Knabe wunderschön. Man denke sich den grenzenlosen Schmerz der Mutter, als sie nach ihrer Heimkehr diese Gräuel der Verwüstung sah, und Mann und Kinder im Blute schwimmend fand! So viele Opfer werden täglich der höllischen Flamme des Branntweins gebracht. Giebt es denn kein Mittel, diesem Molochdienste Schranken zu setzen? — An demselben Tage ertrank ein eilfjähriger Knabe, der einem Wasserkreter, welcher seine Kunststücke auf der Oder zeigte, vom Eise aus, womit der Fluß noch theilweise bedeckt war, zusehen wollte.

(Vollkommenheit der englischen Journal-Presse.) Was die Vollkommenheit der englischen Journal-Presse in Verbindung mit Eisenbahnen und Dampfschiffen zu leisten vermag, das zeigte das Londoner Blatt: „Standard" bei Gelegenheit von Rob. Peel's Rede über die Veränderung der Getraidegesetze. Sir Rob. Peel sprach an dem Mittwoch, wo er die Frage in Anregung brachte, von 5 bis 8 Uhr des Abends. Seine Rede ward indessen stückweis im „Standard" gesetzt und kaum hatte der Premierminister geendet, so war sein Vortrag in einer dritten Ausgabe jenes Journals zu lesen. Darauf nahm der „Standard" einen besonderen Dampfwagen der Eisenbahn in Anspruch und verschickte seine Exemplare in die Provinzen. Um Mitternacht desselben Tages trafen sie in Birmingham, am Donnerstage früh in Liverpool und Manchester und zwölf Stunden später in Dublin ein, wobei sich die Ueberfahrt, ungünstigen Windes wegen, noch um zwei Stunden verzögert hatte.

(Die Retterin.) In Vanneh lebt eine allgemein gekannte und geachtete Frau, die die goldene Rettungsmedaille trägt, ihr ganzes Leben in ihrem gebrechlichen Boote verbringt und die stürmischen Wogen des Morbihan nach allen Richtungen durchschneidet. Sie gilt für den Schutzengel des Golfes von Morbihan, die Kinder küssen ihr den Saum ihres groben Gewandes, wenn sie in der Stadt erscheint, die Männer nehmen den Hut vor ihr ab und die Seeleute drücken ihr freundlich die Hand. Wenn das Dunkel des Abends sich auf die Fluten senkt und alle Böte an das Ufer zurückkehrten, gleitet sicher eine Barke noch über die Wogen, die Barke der Jeanne Mitouard, die sich umschaut ob nicht irgendwo ein Unglücklicher zu retten ist. Sie ist eine Frau mit rauhen männlichen Formen und in grober Kleidung. Sie hat durchaus nichts Poetisches an sich, aber aus ihren Augen spricht eine evangelische Menschenliebe. Die ganze Umgegend erzählt wetteifernd die zahllosen Beispiele, in denen Jeanne mit kaum glaublichem Muthe Verunglückte den Wogen entrissen und glücklich an das Land gebracht hat. Die Frau aber entzieht sich stets jedem Danke und scheint keine andere Freude zu kennen, als bei Sturm und Wetter, bei Tag und Nacht, in ihrem gebrechlichen Fahrzeuge über die Wogen zu rudern und nach Verunglückenden sich umzuschauen.

(List eines Bäckers.) Ein Bäcker in London, der einen neuen Laden eröffnete, gerieth auf den Einfall, ein stark besetztes Orchester von türkischen und Blasinstrumenten vor die Thüre zu

postiren, und versprach Allen, die einen vierpfündigen Laib Brot kaufen, die unentgeltliche Verabreichung eines Glases Arrak oder andern Schnapses. Man muß die Londoner kennen, um sich einen Begriff von der Volksmenge zu machen, welche sich in der Straße des Bäckers zusammenballte. Der Bäcker macht die besten Geschäfte; auch jetzt noch, nachdem die Schnapsquelle versiegen.

(Für Hippologen.) M. Lezeret de la Maurienie hat, einem wohlbegründeten Bericht zu Folge, ein wirksames Mittel gefunden, die größten und lästigsten Thierquäler, das ist, die Fliegen, Mücken und Bremsen für immer von den armen Pferden fern zu halten. Er schlägt vor, aus Nußblättern ein Dekokt zu bereiten, und die Pferde damit am ganzen Leibe zu waschen. Man hat in dem verflossenen Sommer hiermit in mehreren Gestüten England's und Frankreich's Versuche angestellt, und gefunden, daß sich die Sache vollkommen bewährt.

(Wer kann schwimmen?) Ein Franzose, der bei der Landung des Königs von Preußen in Greenwich zugegen zu sein wünschte, begab sich nach Blackwell, wo Hunderte von Bootführern sich erboten, ihn zu rudern. „Wer kann schwimmen?“ fragte er. Hundert Stimmen antworteten sogleich: „Ich.“ — „Und Du?“ fragte er den Einzigen, der schwieg. — „Ich kann leider nicht schwimmen, guter Herr,“ antwortete der Gefragte. „So rudere Du mich, denn Du wirst schon um Deiner selbst willen vorsichtiger sein als die Andern.“

(Ein gesegneter Appetit) Der König Ludwig XIV. zeichnete sich, wie durch manches Andere, auch durch seinen Appetit aus, denn er verzehrt nicht selten an der Mittagstafel vier Teller Suppe, einen ganzen Fasan, ein Rebhuhn, einen großen Teller voll Pastete und überdies noch eine entsprechende Quantität Obst und Confect.

(Wie die Alten gebaut haben) mag jetzt, wo vom Ausbau des Kölner Doms die allgemeine Rede ist, nützlich zu wissen sein. Die höchsten Gebäude der Welt waren ehemals die drei Thürme der Peterskirche zu Löwen, die ein ungeheurer Orkan am 31. Januar 1604 umstürzte. Der Plan ist noch auf dem Löwener Stadthause zu sehen. Der mittlere Thurm war . . . . . 536 Par. Fuß hoch.
Die beiden Seitenthürme . . . . . 430 „ „ „
Gegenwärtig ist das höchste Gebäude der Erde die Pyramide des Cheops . 439 „ „ „
Die Spitze des Thurms der Frauenkirche zu Brügge . . . . . 435 „ „ „
Das Straßburger Münster . . . 427 „ „ „
Der Wiener Dom . . . . . 415 „ „ „
Die Peterskirche zu Rom . . . . 396 „ „ „
Der Thurm der Frauenkirche zu Antwerpen . . . . . 391 „ „ „

Woraus denn als merkwürdiges Ergebniß hervorgeht, daß belgische Frömmigkeit am höchsten gebaut hat; nächst ihr aber, und am dauerhaftesten, pharaonische Tyrannei.

(Der Ansgariithurm zu Bremen ist 324 Fuß hoch.)

(Eisenbahnen.) In Deutschland wurde im Jahr 1841 die Berlin-Anhalter, die Düsseldorf-Elberfelder und die Braunschweig-Harzburger Bahn vollendet und die rheinische Eisenbahn von Köln nach Aachen geführt. Frankreich brachte die Bahn von Bordeaux nach la Teste und von Straßburg nach Basel (S. Louis) zu Ende, Belgien verlängerte sein Eisenbahnnetz in der südlichen Linie gegen Mons und setzte die Stationsplätze von Brüssel mit einander in Verbindung; in Großbritannien endlich kam die große westliche Bahn von London nach Bristol (Great-Western) gänzlich zu Stande, eben so die Bahn von Edinburgh nach Glasgow, und es wurden theilweise die Bahnen von Bristol nach Cheltenham, von Bristol nach Exeter, von Manchester nach Sheffield nebst einigen kleinern eröffnet.

Seit ungefähr zwei Monaten hat sich Herr Hansemann in Hannover aufgehalten, um mit der hiesigen Regierung über den Anschluß der Eisenbahn von hier nach Braunschweig an die von Köln nach Minden zu bauende zu unterhandeln. Der Zweck dieser Verhandlungen ging dahin der Bahn zwischen Hannover und Minden eine solche Richtung zu geben, daß dadurch nicht bloß die Verbindung zwischen Minden und Hannover hergestellt, sondern auch dem erstgedachten Ort ein zweckmäßiger Anschluß an die Hannover-Bremer Eisenbahn gewährt werde. Dies war dadurch zu erreichen, daß man die Linie von hier über Neustadt am Rübenberge und Kloster Loccum nach Minden führte, so daß die Strecke von hier bis Neustadt gleichzeitig einen Theil der Hannover-Mindener und der von Hannover über Nienburg und Verden nach Bremen zu führenden Bahn ausmachte. Unsere Regierung ist auf diesen Vorschlag nicht eingegangen, weil hiesigen Orts die Ansicht vorwaltet, daß es dem hannover'schen Interesse entspreche den von Bremen kommenden nach Westen bestimmten Verkehr von Minden möglichst abzuhalten, indem man ihn den sieben Meilen betragenden Umweg über die Stadt Hannover zu nehmen nöthige. Ein Nachgeben von Seite des Hrn. Hansemann ist um so weniger zu erwarten, als derselbe bei diesen Verhandlungen mit Vorwissen und Zustimmung des preußischen Gouvernements verfahren haben wird.

Die Anwesenheit des Königs von Hannover in Berlin wird auch hierin wohl ein Resultat zu Wege bringen.

(Napoleon) fuhr einst mit der Lady ** und wäre beinahe von einer Brücke in einen tiefen Thalgrund geworfen worden. — Napoleon sagte scherzend zu der darob sehr erschreckten Donna: „Nun wären Sie beinahe mit mir gestorben.“ — „O Sire,“ rief die Dame, „vielmehr unsterblich geworden.“

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 22.

Bremen, Donnerstag den 17. März 1842.

Gestorben:

Nro. 289. Den 11. März. Der Blechenschläger Bernh. Wienecke, 59 Jahr, am Brill Nr. 14.

— 290. Den 12. — Des Schullehrers Friedr. Dentrich Sohn. Düsternstraße Nr. 98.

— 291. Den 12. — Der Steinhauer Johann Friedr. Sanders, 29 Jahr; Paulsberg Nr. 55 C.

— 292. Den 12. — Des Kaufmanns Jakob Thorspecken Ehefr., geb. Schröder, 68½ Jahr; Neustadtsdeich Nr. 44.

— 293. Den 13. — Der Auflader Justus Mathias Meyer, 65 Jahr; Neustadtswall.

— 294. Den 13. — Der Arb. Christian Witte, 57 J.; Buntenthorssteinweg Nr. 163.

— 295. Den 13. — Des Schuhmachermeisters Hinr. Kollmann Wittwe, geb. Sanders, 57 J.; Knoopstraße Nr. 48.

— 296. Den 13. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Wilh. Meyer Ehefr., geb. Plump, 33 J.; gr. Johannisstr. Nr. 29 A.

— 297. Den 13. — Anna Elisab. Meyer, 18 Jahr; Compthurstraße.

Nro. 298. Den 13. — Des Arb. Joh. Friedrich Lutter Wittwe, geb. Tackenberg, 55 Jahr; Bollandsgang Nr. 4.

— 299. Den 14. — Des Maurergesellen Christian Bischoff Ehefr., geb. Rust, 65 J.; Dobben Nr. 8.

— 300. Den 14. — Des Arb. Carl Friedr. Henrich Rodenberg Tochter, 15 Tage, am alten Steinweg Nr. 35.

— 301. Den 14. — Des Schweineschlachters Johann Herm. Waltjen Ehefr., geb. Piel, 41 J.; Heerdenthorssteinweg Nr. 18.

— 302. Den 15. — Der Schuhmacher Herm. Wilh. Ahues, 59 J.; Wiggersgang Nr. 5.

— 303. Den 15. — Der Schneider Georg Christian Tute, 88 Jahr; Theerhof Nr. 44.

— 304. Den 15. — Des Tonnenmachers Michael Jacobsen Wittwe, geb. Müller, 75 Jahr; Corssengang Nr. 5.

— 305. Den 15. — Jacob Sprathoff Wittwe, geb. Segelken, 81 Jahr; Armenhaus.

Geburten:

Nro. 364. Den 11. März. Des Zimmermeisters Christian Willig Ehefr., geb. Lohmann, Contrescarpe Nro. 15 C; von einem Knaben.

— 365. Den 11. — Des Arb. Hinrich Niestädt Ehefr., geb. Harjes, Schwachhausen; von einem Knaben.

— 366. Den 11. — Des Schneiders Friedr. Christian David Kayser Ehefr., geborne Oelrichs, gr. Fuhrleutestr. Nro. 24; von einem todten Knaben.

— 367. Den 11. — Des Zahnarzts Johann Friedrich Wilhelm Sperber Ehefr, geb. Stellmann, Spitzenkiel Nr. 13 A; von einem Mädchen.

— 368. Den 11. — Des Musiklehrers Joh. Heinr. Georg Helmers Ehefr., geb. Schröder, Molkenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 369. Den 11. — Des Arb. Hinrich. Knief Ehefr., geb. Anthony, Buntenthorssteinweg N. 177,; von einem Mädchen.

— 370. Den 12. — Des Schiffsbaumeisters Bernhard Wencke Ehefr., geb. Oetting, Bollwerk Nro. 16 D; von einem Knaben.

— 371. Den 12. — Des Cigarrenmachers Joh. Kenter Ehefr., geb. Warrach, Wessels Gang Nr. 6; von einem Knaben.

— 372. Den 12. — Des Malers Joh. Christ. Schöne Ehefr., geb. Schmidt, Molkenstraße N. 34; von einem Mädchen.

Nro. 373. Den 13. — Des Strumpfwebers Gerhard Hagemann Ehefr., geb. Tilly, Knoopstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 374. Den 13. — Des Arb. Joh. Friedrich Gottl. Donsing Ehefr., geb. Rohkar, Düsternstr. Nro. 78 D; von einem Mädchen.

— 375. Den 13. — Des Küpergesellen Bernhard Lotz Ehefr., geb. Haacke, Corßen Hof Nro. 3; von einem Knaben.

— 376. Den 13. — Des Waarenagenten Carl Cornelius Siegmund Wintzer Ehefr., geb. Wiepert, Obernstraße Nro. 41; von einem Knaben.

— 377. Den 14. — Des Kaufmanns Joh. Daniel Warnken Ehefr., geb. Oelrichs, Heerdenthorscontrescarpe; von einem Knaben.

— 378. Den 14. — Des Handelsmanns Arnold Herm. Ohlmeyer Ehefr., geb. Lücken, Neuenmarkt Nro. 4; von einem Knaben.

— 379. Den 15. — Des Arb. Joh. Hinrich Meyer Ehefr., geb. Bellmer, Müggenburg Nr. 15; von einem Knaben.

— 380. Den 15. — Des Schiffszimmermanns Claus Blanke Ehefr., geb. Sichmann, am Bollwerk Nro. 8; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 23.

Bremen, Sonntag den 20. März 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 20. März.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Bleudermann.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Bleudermann.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Vietor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die drei Sterne auf Erden.

Drei Sterne fielen von Himmelshöh'n:
Was sollen wir thun auf Erden?
Ich will als Ros' auf den Auen stehn,
Ich will zur Nachtigall werden;
Ich will versenken mein himmlisches Licht
In ein holdlächelndes Angesicht,
Als Mägdlein will ich wandeln.

Die Rose blühte, die Nachtigall sang,
Das Mägdlein horchte und schaute;
Die Rose den Thau des Himmels trank,
Die Nachtigall Himmelslaute;
Das Mägdlein sog den Himmelsschein
In ihre lebenden Augen ein,
Und strömt' es aus in den Blicken.

Und als der Frühling beschloß den Lauf,
Da fühlte die Ros' ein Schauern;
Die Nachtigall hörte zu singen auf,
Das Mägdlein begann zu trauern.
Willst, Frühling, du länger nicht weilen allhier,
So nimm uns trauernde Schwestern mit dir
Zu unsern heimischen Reichen!

Er nahm die Ros' in die rechte Hand,
Die Nachtigall mit der linken;
Das Mägdlein hüllt er in sein Gewand,
An den Busen ließ er es sinken.
Die Geister zogen den Sternen zu,
Ihr Staub fiel nieder zu irdischer Ruh';
Wer wird von neuem ihn wecken?

Rückert.

Der Spion.

(Schluß.)

Früh Morgens am zweiten Tage nach demjenigen, welcher Zeuge des verderblichen Zuges zur Pulvermühle gewesen war, sah man Arbeiter beschäftigt, das Gerüst zu einer Hinrichtung aufzuschlagen, und es wurde bald bekannt, daß der zum Tode Verurtheilte der carlistische Spion sei, welcher die neuliche Niederlage der Truppen der Köni-

gin verursacht hatte. Gegen Mittag war die ganze, nicht im Dienst befindliche, Garnison um den Platz aufgestellt und eine Menge Menschen hatte sich versammelt, der Hinrichtung beizuwohnen. Auf dem Gerüste (einer kleinen viereckigen Platzform) war ein starker hölzerner Pfahl angebracht und an denselben eine Bank genagelt. Zwei oder drei Fuß über dieser Bank befand sich eine eiserne Stange, die fast zu einem Kreise zusammengebogen war und mittelst einer starken Schraube, so stark gegen den eichenen Pfahl gezwängt werden konnte, daß Alles, was sich innerhalb des Ringes befand, zerquetscht werden mußte. Zwei Männer, theilweise in das alte spanische Costüme gekleidet, in fuchsig schwarzem Kleide, kurzen Mänteln und Hüten mit breiten herabhängenden Krempen, standen neben dem Todeswerkzeuge und warteten auf den Augenblick, in welchem sie ihre widerlichen Functionen ausüben sollten.

Endlich erschien der Verbrecher unter starker Escorte und von einem Priester mit weißen Haaren begleitet. Sein Haupt war auf die Brust gesenkt und er schien der Ermahnung des ehrwürdigen Vaters ein aufmerksames Ohr geschenkt zu haben; aber sein Schritt war fest und verlor auch nichts von seiner Stetigkeit, als er die Stufen zum Schaffotte hinanstieg. Der Priester umarmte sein Beichtkind und trat zur Seite, indem er die Augen von dem traurigen Schauspiele, das bevorstand, abwendete; der Verurtheilte warf nun den Mantel ab, der ihm bis dahin gegen das rauhe Wetter Schutz geleistet und auch sein Gesicht theilweise versteckt hatte, und stand nun da in der kurzen grünen Jacke und dem rothen Beinkleide der carlistischen Reiter. Er richtete sich darauf in die Höhe, nahm seine Boine vom Kopfe und rief mit einer so hellen und klangreichen Stimme, wie wenn er einen Trupp Reiter im Felde commandirt hätte:

„Viva Carlos Quinto; mueran los negros!“ (Es lebe Karl V.; nieder mit den Liberalen.)

Als bei dieser Bewegung des Verurtheilten sein Gesicht der umstehenden Menge sichtbar geworden war, lief ein unterdrücktes Gemurmel durch die Reihen der Soldaten und die Worte: „der Stumme“, wurden von Mund zu Mund verbreitet. Bevor noch dieses von den Officieren alsbald unterdrückte Gemurmel verhallt war, hatte sich der Verurtheilte ruhig auf die Todesbank gesetzt, das eiserne Halsband wurde ihm um den bloßen Hals befestigt und einer der Henker zog die Schraube ein Paar Mal stark an. Ein leises knatterndes Geräusch gelangte zu den Ohren der zunächst Stehenden, als die Halswirbelknochen gegen den hölzernen Pfeiler gequetscht wurden. Der Stumme von San Domingo hatte sein Vergehen gebüßt.

Nachdem die Leiche, dem Gebrauche gemäß, eine Zeitlang den Blicken der Menge preisgegeben worden war, wurde sie vom Schaffot herunter genommen und außerhalb der Stadt beerdigt. Am folgenden Tage aber fand man das Grab, in welches sie gelegt worden war, geöffnet und den Körper verschwunden.

* * *

Auf dem Kirchhofe einer wenige Stunden nordwärts von Vittoria liegenden Dorfkirche findet sich ein einfacher grauer Grabstein, welcher während des größten Theiles des Jahres kaum bemerkbar ist, so dicht umrankt wird er von den Gebüschen weißer und rother Rosenstöcke, welche die Mädchen des Dorfes um ihn herum gepflanzt haben. Biegt man indeß die dornigen Schranken bei Seite, so zeigt sich eine Inschrift. Sie lautet also:

Valentin gestorben den 17. December.
Dolares gestorben den 23. December.
Nur wenige Tage hat sie ihn überlebt.

Die falsche Jungfrau von Orleans.

Es war am Lichtmeß-Tage des Jahres 1463, dem zweiten Jahre der Regierung des Königs Ludwig XI., als eine ansehnliche Volksmenge die Zugänge eines Hauses umringte, welches der gothischen Kirche von Sainte Geneviève der alten Kathedrale von Paris, beinahe gegenüber lag. Eine Frau, deren zerrissene Kleider und unordentliche Haare von Exaltation oder Wahnsinn zeugten, stand an dem Fenster dieses von einem Schenkwirthe bewohnten Hauses und redete die Menge an, während sie von Zeit zu Zeit ein altes Schwert schwang, welches sie an einem kreuzweis' liegenden Wehrgehenk trug.

„Edles Volk von Paris!“ rief sie mit einer Stimme, welche über den ganzen Platz hinhallte; „Ihr seht in mir Jeanne d'Arc, die Jungfrau, welche man verrätherischer und falscher Weise für todt ausgiebt, um sie der Belohnungen und Ehren zu berauben, die man ihr schuldet. Ich komme von England, wo man mich zwei und dreißig Jahre lang gefangen gehalten hat. Ein Seemann von Rouen, der

mich in den Straßen von Dover erkannte, hat mich mitleidig auf sein Schiff genommen und an den Küsten der Normandie an's Land gesetzt. In Frankreich, gute Pariser, habe ich den Tod meines sehr geehrten Herrn und Königs, Karl XII., und die Throngelangung seines Sohnes, Ludwig's XI. vernommen. Ich komme, bei Euch den Lohn meiner Dienste und meiner Leiden in Anspruch zu nehmen. Ich komme, nicht wie einst, da ich jung und kräftig auf die Wälle von Orleans und Compiegne eilte, umgeben von Rittern und Soldaten, sondern bloß in dem Geleite meiner Leiden und der Verfolgungen, welche ich für mein Vaterland und meinen Fürsten erduldet. Wer in der Bresche von Orleans und in den Laufgräben von Compiegne an meiner Seite kämpfte, wird mich erkennen; hier ist das Schwert, welches ihnen den Weg zum Siege zeigte, hier ist die Fahne, welche ich in der Kathedrale von Rheims trug, am Tage der Krönung meines Herrn, des Königs Karl VII. Gute Pariser, wenn ich den König Ludwig in seinem Louvre aufsuchen will, so geschieht es nicht, um Gold von ihm zu erbitten. Was sollte ich mit Reichthum, den ich immer verachtet? Aber ich fange an alt zu werden, die Strapatzen des Krieges und die Leiden meiner Gefangenschaft haben meine Jahre verdoppelt. Als Soldat will ich sterben und ein Soldaten-Grab will ich haben. Der Sarg Duguesclin's steht traurig und verlassen in den Gewölben von Saint Denis; der meinige muß ihm Gesellschaft leisten. Dann erblickt man Seite an Seite die beiden einzigen Häupter kriegerischer Banden, die in dem Zeitraume von funfzig Jahren den Boden Frankreich's von den Schaaren seiner Feinde, von den Engländern gesäubert!"

Das Volk liebt das Wunderbare und begeistert sich gern für alles Außerordentliche. Die Worte dieser Frau, deren Zügen es außerdem weder an Würde noch an Größe gebrach, ihr ritterliches Ansehen, ihre flammenden Blicke erwarben ihr anfangs Bewunderung, dann Vertrauen. Um den Erfolg vollständig zu machen, behaupteten einige Handwerker von Paris, welche während der Kriege Karl's VII. gedient hatten, wirklich die Jungfrau in ihr zu erkennen, mochten sie nun im Geheimniß der Kriegslist sein, oder die Züge der falschen Heldin in der That einige Aehnlichkeit mit den Zügen der Jeanne d'Arc haben. Auch das Alter dieser Frau traf vollständig mit dem der Heldin von Vaulreouleurs zusammen. Sie konnte sechzig Jahre alt sein, und ihr langes Haar hatte sich nicht so geändert, daß man nicht sah, es sei einst vom schönsten Schwarz gewesen. Dazu kam, daß sich ihr Kopf, wie bei Jeanne d'Arc, ein wenig links neigte und daß ihre rechte Hüfte eine tiefe und seit langer Zeit vernarbte Wunde zeigte.

Das Gerücht von dieser seltsamen Erscheinung verbreitete sich bald in Paris. Die Schüler der Universität und die Schreiber der Bazoche kamen in Bewegung und stiegen in großer Anzahl den steilen Abhang des Berges Saint-Hilaire hinan; das geringe Volk folgte ihrem Beispiele und die Bürger schickten sich an, dasselbe zu thun. Guillaume Fremin, Abt von Saint-Etienne, beschreibt in seinem handschriftlichen Commentar über die Offenbarung Johannis das Schauspiel, welches die Umgebung der Kirche Sainte Geneviève bot, in folgender Art:

„Es war eine wahrhafte Procession: Schreiber, Handwerker, Soldaten, Bürger, Weiber, Kinder und Greise kamen in Haufen von 20, 30 oder 40 an. Diese ganze Volksmasse hielt vor dem Hause zum schwarzem Schwan, wo die angebliche Jungfrau von Zeit zu Zeit sich sehen ließ und redete, in der Hand ein Schwert oder eine Art Fahne, welche sie über ihrem Haupte schwenkte. Zu wiederholten Malen rief sie: Es lebe der König! Es lebe Frankreich! Tod den Engländern! — Das Volk antwortete mit demselben Ruf und fügte hinzu: Es lebe die Jungfrau! Da ich besorgte, daß dieser große Tumult in Aufruhr ausarten möchte, befahl ich die Thüren der Kirche zu schließen und stellte in den Höfen der Abtei mehrere Abtheilungen bewaffneter Knechte auf, die ich durch das Läuten der Sturmglocke herbeigerufen. Glücklicherweise machten die verständigen Maßregeln, welche der Prévôt von Paris traf, alle diese Zurüstungen unnütz."

Die Universität, das Kapitel von Nôtre-Dame, und die Prévôte der Kaufleute von Paris sandten Deputationen ans Parlament, um dasselbe zu beschwören, „dem Thun und Treiben des gemeinen Volkes ein Ende zu machen, welches die Schüler aufrege, ihre Classen zu verlassen, um den Predigten eines Hexen-Weibes beizuwohnen, das sich auf ungebührliche Art für die Jungfrau von Orleans glorreichen Andenkens ausgebe."

Die Abgeordneten der Stadt fügten hinzu, daß diese gewaltsamen Manifestationen den Handel im höchsten Grade beeinträchtigten und daß alle Märkte leer ständen, so groß sei der Wunsch, die angebliche Jungfrau zu sehen und zu

hören, unter dem Volke. Der erste Präsident, Mathieu de Nanterre, antwortete, das Parlament werde Maßregeln ergreifen.

Aber der Prévôt von Paris, Michel de Gaucourt, ergriff die Initiative. An der Spitze einer Compagnie, welche der Hauptmann der Nachtwache selbst befehligte, und 150 aus der Bastille gezogener Armbrustschützen, rückte er nach dem Quartier der Universität vor, stellte hier und dort von der Sorbonne bis an die Abtei von Sainte Geneviève Posten aus, umzingelte das Haus, in welchem die angebliche Jungfrau sich befand, verhaftete sie ohne einen Schwertstreich zu thun und führte sie in die Gefängnisse des Grand-Châtelet, in Mitten einer unermeßlichen Volksmenge, die übrigens keinen Versuch machte, die Gefangene zu befreien.

Als diese Expedition beendet und die angebliche Jeanne d'Arc an einen sichern Ort gebracht war, holte der Prévôt die Befehle Ludwig's XI. ein. Der Monarch, den damals wichtige Interessen beschäftigten, antwortete dem Prévôt: „Laßt die Unverschämte so bald als möglich von der Tournelle verurtheilen und hängt sie. Es ist Zeit, daß Betrügereien, die sich so oft erneuern, exemplarisch bestraft werden."

In der That war es nicht die erste Unsinnige, die sich für die Heldin von Domremy ausgegeben hatte. Das Journal de Paris spricht unter Karl VII. von einer Therese Méhaigne, welche, nachdem sie im Jahre 1440 die Provinzen durchzogen, nach Orleans kam, wo sie mit großen Ehren empfangen wurde und dann nach Paris ging. Die Universität ließ sie verhaften und auf dem großen Hofe des Palastes auf dem Marmorstein dem Volke zeigen. Sie erhielt einen Verweis, wurde ausgepeitscht, und dann, bei Strafe des Stranges im Wiederholungsfall, entlassen.

Noch einige andere versuchten mit eben so geringem Erfolg, sich für das großherzige Landmädchen auszugeben, dessen heilige Unerschrockenheit Frankreich gerettet.

(Schluß folgt.)

∴ Frühere Zustände der Kaufmannschaft.

(Fortsetzung.)

Der geneigte Leser wolle jetzt wiederum den Blick nach Hamburg richten. Die dortigen Kaufmanns-Verbindungen (denen die damaligen Bremischen, weiter unten so weit es möglich genauer zu betrachtenden Verhältnisse gewiß sehr ähnlich gewesen sind), schildert Dr. Kirchenpauer also:

In den norddeutschen Städten befand sich während des Mittelalters der Handel in den Händen dreier Classen von Gewerbetreibenden; ihrer zwei kommen fast durchgängig als förmliche Zünfte vor, die der Krämer und die der Gewandschneider (Tuchhändler); die Verhältnisse der dritten Classe, der eigentlichen Kaufleute, gestalteten sich verschieden; selten aber bilden sie, wie jene beiden, eine nach Zunftsatzungen, Rollen und Artikeln geregelte, von dem Rathe der Stadt bestätigte Zunft; meistentheils vereinigen sie sich freiwillig zu einer oder mehreren Genossenschaften, denen Reichthum, Bildung, vielleicht auch die Abstammung der Mitglieder von Freigeborenen eine besondere, bevorzugte Stellung zwischen dem Rath und den Zünften anweisen. In Hamburg treten sie noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts als Vermittler zwischen beiden auf. Der „meene Kopman" (der allgemeine Kaufmann), so wird die Genossenschaft genannt, die der Rath im Jahr 1376 wiederholt zusammenruft, um durch ihren Beistand die aufsäßigen Aemter der Handwerker zur Ruhe zu bringen. Neben dem „meenen Kopman" werden die „Kremere" genannt, und ganz außer Zweifel ist es, daß die Krämer nicht zu der Kaufmannschaft gehörten. Dagegen werden die Gewandschneider weder unter den aufsäßigen, noch unter den ruhig gebliebenen Aemtern genannt, und doch finden sich in dem Namenverzeichniß, welches der handschriftlichen Quelle über jene Unruhen beigefügt ist, unmittelbar nach den mercatores de Flandren und de Anglia, 19 Namen unter der Rubrik pannicidae (Gewandschneider) aufgeführt, was vielleicht zu der Annahme berechtigen könnte, daß diese damals noch zu dem gemeinen Kaufmanne gerechnet wurden. Alles Andere spricht gegen eine solche Annahme.

Die Verhältnisse der drei handeltreibenden Classen in Hamburg waren denen in den übrigen Städten des nordöstlichen Deutschlands analog; so wenig wie in jenen gehörten also wahrscheinlich auch hier die Gewandschneider zu der eigentlichen Kaufmannschaft. Freilich hatten die Ersteren, so wie die Krämer, mit den Großhändlern das Geschäft des Kaufens zum Verkaufen, und in Hamburg auch die Rathsfähigkeit gemein, allein gerade das ausschließliche Privilegium des Detailverkaufs unterschied sie wesentlich von jenen. Ein ausschließliches Privilegium führt der Natur der Sache nach zur Organisation einer Zunft, und wo der Eintritt in dieselbe ein so wichtiges Recht gab, wie z. B. das des Wandschnittes (Detailverkaufes von Tuch) bei

den Wandschneidern, oder des Detaillirens von Material- und Specerei-Waaren bei den Krämern, da mußte die Aufnahme in eine solche Corporation mit größeren Schwierigkeiten und Förmlichkeiten verknüpft, und deswegen auch das Band unter den Genossen ein engeres, das ganze Verhältniß ein geregelteres sein, als bei den eigentlichen Kaufmannsgilden, deren Handelsbetrieb hauptsächlich in das Ausland ging. So unterschieden sich diese sehr wesentlich sowohl von dem Krameramte als von der Wandschneider Societät, und wenngleich in den meisten Städten die letztere mit der Kaufmannsgilde das gemein hatte, daß ihre Gründung nicht von dem Stadtrath ausging, so schließt sie sich dagegen dem Krameramt und den übrigen Zünften nicht nur durch ihre innere Organisation, sondern auch dadurch an, daß sie der speziellen Aufsicht des Rathes unterworfen war, ein Verhältniß, das sich in Hamburg besonders deutlich in dem Patronat eines Rathsmitgliedes ausdrückt, wie denn auch die hiesigen Gewandschneider im Jahre 1579 ihre Artikel von dem Rathe erhielten. Der thätige Antheil den in Hamburg diese Societät im 16. Jahrhunderte an der Einrichtung der Börse nahm, und der Name, den sie später führte „Ein Ehrbarer Kaufmann der Lakenhändler und Gewandschneider" beweiset nichts, vielmehr deutet die Art wie beides geschah, deutlich genug auf die Sonderung dieser Societät von der übrigen Kaufmannschaft hin; und der Umstand, daß sie bei dem 1517 errichteten Kaufmannsrath nicht vertreten war, beweist jedenfalls, daß sie um diese Zeit nicht zu dem gemeinen Kaufmann gehörte, woraus denn wohl auf die frühere Zeit ein Schluß gezogen werden darf, da nicht anzunehmen ist, daß die Gesellschaft, wenn einmal recipirt, später wieder ausgeschlossen sein sollte.

Schon bei diesen Vereinen der Gewandschneider und der Krämer, wie bei den andern Aemtern (Zünften, die ihre Privilegien, Bestätigungen, Rollen und Artikel haben), ist die Zeit der Constituirung nicht leicht nachzuweisen, wie viel weniger bei den Kaufmannsverbindungen namentlich in den Seestädten. Die Ausbildung derselben wird so allmählig vor sich gegangen sein, wie die deutschen Hansen im Auslande und der Städte-Hansa in Deutschland selbst. Die Gewohnheit des Zusammenlebens in den auswärtigen Factoreien, wo man vielleicht die Lehrjahre zusammen zugebracht, oder in späterem Alter alljährlich im Sommer zusammentraf, mag auf ein geselliges Zusammenhalten in der Heimath hingewirkt haben, noch ehe gemeinschaftliches Interesse zu kräftiger Wahrnehmung desselben durch Verbindung rieth *). Es läßt sich sehr wohl eine Vereinigung der nach England fahrenden Kaufleute ohne Stiftungsurkunde und Statuten, sehr wohl der regelmäßige Besuch desselben Wirthshauses zu Geschäften wie zum Zechen, ja selbst der gemeinschaftliche Ankauf eines solchen Hauses ohne schriftliche Associationsurkunde denken, in einer Zeit, wo die Schrift noch nicht die Stelle der zahlreichen Theilnehmer und Zeugen zu vertreten brauchte. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts aber kam zu dem geselligen und gewerblichen noch ein drittes Element, das kirchliche hinzu. Die bestehenden Vereine, seien es Aemter wie die der Handwerker, oder bloße Gesellschaften wie die der Kaufleute, zogen in die Kirchen und Klöster ein, kauften gemeinschaftliche Begräbnißplätze, stifteten und dotirten Capellen und Altäre, bedangen sich regelmäßige Messen, Processionen, Vigilien aus, und wie man erst mit den Mönchen in Berührung kam fingen auch die Aufzeichnungen an. Contracte mit genauen, oft kleinlichen und sehr ins Einzelne gehenden Bestimmungen konnten der Pflicht nicht wohl entbehren, besonders wenn mit Corporationen wie die Geistlichen geschlossen, die einem häufigen Wechsel der Mitglieder und zugleich einer anderen Jurisdiction unterworfen waren.

Die Gesellschaft der Flander- und der Englandsfahrer bildeten bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts den meenen Kopmann. Später in den neunziger Jahren dieses Jahrhunderts kommen die Schonenfahrer hinzu, die wahrscheinlich nicht eher eine Societät bildeten, als bis sie zu wirklicher Brüderschaft zusammentraten. So blieb es auch noch hundert Jahre später zur Zeit der Erwählung eines gemeinschaftlichen Vorstandes (1517.)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Herr Dr. Lappenberg in Hamburg hat den Verfasser des Programms aufmerksam gemacht, daß der erste Zweck dieser Verbindungen (Englandsfahrer, Flandernfahrer, Schonenfahrer) gewesen sein möchte, sich auf gemeinschaftlicher Fahrt desto sicherer gegen Seeraub zu schützen, wie denn in der That auch im Jahre 1402 der Englandsfahrer bei einem Gefechte Erwähnung geschieht, welches sie mit Claus Störtebecker und seinen Victualienbrüdern zu bestehen hatten. Auf die gewissermaßen kriegerische Natur der eben genannten Gesellschaft deutet auch ein auf dem Hamburger Stadtarchiv befindlicher Fehdebrief von 1396, durch welchen von einigen Rittern dem Rath und den Bürgern und insbesondere den Englandsfahrern Fehde angekündigt wird.

Englische Bühne und englische Kritik.

Die englische Bühne zeigt ein lobenswerthes Streben das alte gute Nationaldrama wieder zu beleben, und Stücke Shakspeare's und seiner Zeitgenossen, die seit längerer Zeit vom Repertoir verschwunden waren, werden neu in Scene gesetzt. Am 2. März ward im Coventgarden-Theater, wo die englische Oper spielt, sogar Miltons lange verschollener „Comus" gegeben — eine Dichtung von der Gattung, die unter dem Namen „Masken" von Elisabeths bis zu Karls I. Zeiten sehr im Schwange waren und die Vorläufer des musikalischen Drama's in England bildeten. Der Versuch fand großen Beifall. Der Berichterstatter in M. Chronicle lobt diese Wiedererweckung des alten Schauspiels, dem ein ächt poetischer Werth inne wohnt, gegenüber dem auf den kleineren englischen Bühnen, wie anderwärts, um sich greifenden Ungeschmack das Publicum, den guten Hrn. Johannes Hagel nebst Familie „hohen und niedern Ranges," mit dem Tafelabhub der modernen Pariser Dramaturgie zu bewirthen, den ranzigen Liederlichkeiten der HH. Scribe u. Comp., in denen sich totale Geistes- und Herzensleerheit unter glacirtem Modewesen und zungenfertigem Salonsgeschwätz kümmerlich verstecke. Der Berichterstatter nennt als Beispiel das Scribe'sche Stück la chaine (unter dem Titel „die gesprengten Fesseln" auch auf deutschen Bühnen bekannt), worin sich vom Anfang bis zum Ende alles um einen glücklich verhehlten Ehebruch dreht, und meint, der Bischof von London, der sich sonst um allerlei kümmere, was ihn nicht angehe, möge hier ein wenig mit seiner Censur einschreiten, denn, so geübt, werde das moderne Schauspiel, das sich so gern eine Schule der Bildung nenne, vielmehr eine Schule der Gemeinheit und des Laffenthums, und dessen habe bereits man im wirklichen Leben übergenug. Ohne alle moralische Pedanterei müsse sich dieses Urtheil jedem halbwegs gesunden Sinne aufdringen.

* Verein Orpheus.

(Eingesandt.)

Unter dem Namen Orpheus, besteht hier seit längerer Zeit ein Gesang-Verein von jungen Leuten, der allwöchentlich seine Zusammenkunft hat und in dem alle gesitteten Männer, die der schönen Gabe des Gesanges sich erfreuen Zutritt haben. Der Unternehmer und die Seele dieses Vereins ist Herr Heinemann, ein junger Mann, der sich um Musik und Gesang in Bremen sehr verdient gemacht hat und der seines edlen Strebens wegen gewiß Anerkennung verdient. Einen schönen Beweis und ein sprechendes Endresultat seiner Mühe lieferte Herr Heinemann durch das am Dienstag Abend im größeren Saale der Union gegebene Concert, das er nach unsäglicher Arbeit, aber glanzvoll zu Stande brachte und das ihm wie den Mitwirkenden wahrlich alle Ehre macht. Einsender dieses muß gestehen, daß er einen höchst genußreichen Abend verlebte und hofft, daß alle Anwesenden in das Lob einstimmen werden das das Arrangement des Concerts, so wie die Ausführung verdienen. Da wir hierüber als etwas Vergangenes berichten, so unterlassen wir die Details, es sollen diese wenigen Zeilen nur dazu dienen, den Unternehmern herzlich zu danken und sie aufzumuntern, auf der betretenen Bahn fortzufahren, besonders aber Herrn Heinemann der auch den Dank der Nichtmusikfreunde deshalb verdient, weil er die jungen Leute von mancher Verführung abhält der sie ausgesetzt sind und sie an eine der edelsten Freuden, an die Freude des Gesanges gewöhnt. Leider leben wir in der Zeit partheiischer Empfehlungen, wie dies das Orgel-Concert beweist, von dem man so Großes berichtete und das so Kleines uns brachte und es wäre zu wünschen, daß man den Bürgerfreund, dieses treffliche Organ für Angelegenheiten der Wissenschaft und Kunst, nicht wieder so anführen möchte wie hier geschehen; diese Zeilen über das Concert des Orpheus aber möge man doch nicht so ansehen, sondern als einen Tribut, dem man dem bescheidenen Künstler schuldig ist.

* Der Organist Herr Homeyer.

Bei Gelegenheit des letzten Orgel-Concerts ist von vielen Seiten der Wunsch vernommen worden, daß der Bürgerfreund Anpreisungen fremder unbekannter Musiker nicht ohne Weiteres von anonymen Einsendern annehmen möchte. Nachdem in diesem Blatte die Virtuosität des Herrn Homeyer bedeutend gepriesen, und eben diese Empfehlung des sonst in musikalischen Dingen wohl bewanderten Blattes gewiß nicht ohne Einfluß auf den zahlreichen Besuch des Concertes gewesen, haben sich die musikalischen Leistungen des Genannten nur als mittelmäßig herausgestellt. Solche ungeprüfte unbestätigte Empfehlungen machen es für künftige Fälle unmöglich, einem wahren Künstler bei dem Publikum nützlich zu werden. Da nun auch die Bremer Zeitung vom 17. März einen gleichen anonymen „Puff" enthält, so würde die musikverständige Redaction der Zeitung, welche gewiß jenem Concerte beigewohnt hat, wohl thun, ein wahrhaftes öffentliches Urtheil über den fraglichen Gegenstand auszusprechen *).

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 15. März d. J.

1. Georg Wilhelm Köster Immobile Osterthorsstraße Nr. 36 und 37 zu 17025 Rt. Käufer Ernst Heinrich Kahrweg jun.
2. H. C. W. Oestmann Immobile gr. Krummenstraße Nr. 40 zu 5025 Rt. Käuferin J. E. C. Schulze Wwe., geb. Delius.
3. Johann Grote Beneficial-Erbe Immobile Martinistraße Nr. 6 zu 7525 Rt. Käufer Georg Hütterott.

*) Die Quelle, aus der obiger Aufsatz stammt, ist eine durchaus zuverlässige. — Einen andern, angeblich im Namen mehrerer Verehrer des Herrn Homeyer verfaßten und „Emerentius" unterzeichneten Aufsatz, worin sich eine mehr als enthusiastische Bewunderung von Hrn. Homeyers Virtuosität ausspricht, können wir nur dann aufnehmen, wenn der Herr Einsender uns seinen Namen nennt. Die Red.

Miscellaneen.

(Das Gericht der Wölfe; von glaubwürdigen Augenzeugen.) Eine Abtei in den Gebirgen von Auvergne wurde, sobald tiefer Schnee lag, von Wölfen gleichsam belagert. Eines Winters nahm die Zahl der grausamen Thiere so sehr überhand, daß der Prior mehrere Jäger in der Nachbarschaft beschwor, sich zur Befreiung des Cantons von diesen Ungeheuern zu vereinigen. — Zehn oder zwölf entschlossene Männer begaben sich in die Abtei; jedoch der ungewöhnlich hohe Schnee gestattete keine Wolfsjagden. Am Abend ihrer Ankunft verkündete fürchterliches Geheul die Annäherung der Wölfe; sie kamen zahlreicher als gewöhnlich herbei, weil sie ein todtes Pferd in der Abtei witterten, das außerhalb des Stalles abgesondert lag. Die Wölfe wagten sich bis an die Hofmauern. Ein viel erfahrner Jäger führte sogleich seinen klug ersonnenen Plan aus. Er befahl, die eisernen Hofflügel ganz offen zu lassen, doch ein starkes Seil an jedem so zu befestigen, daß man mit dem ersten Wink sie zuschlagen könne. Er wies allen mit Büchsen und Flinten wohl Bewaffneten an gewissen Fenstern ihre Posten an. Die Lichter wurden ausgelöscht — Grabesstille herrschte. Nach etwa drei Viertelstunden erschien ein ungeheurer Wolf an der Pforte; er schlich mit außerordentlicher Vorsicht heran, spähte ringsumher, beroch das liegende Pferd, und ging, immer zurückschauend, wieder fort. Aber in Eile kam er zurück im Geleite von zweiundzwanzig Wölfen, die hastig in den Hof rannten. Jetzt stelen alle hungernd über die willkommene Beute her. Da schlugen die eisernen Thore zu. Schüsse von allen Seiten. Die Truppe voll Entsetzen, zerstreut sich, will entfliehen, späht nach Ausgängen. Umsonst! Nun bilden die hoch ergrimmten Wölfe einen Kreis, oder, um das eigentliche Wort zu brauchen, einen Rath, ein Gericht; plötzlich stürzen alle auf ihren verhaßten Führer und zerfleischen ihren schuldlosen Verräther. Als ihr Strafurtheil vollzogen war, ließ Jeder ohne Widerstand sich niederschießen.

(Aus dem Altenburgischen.) Leider müssen auch wir die vielen warnenden Nachrichten von ungewöhnlichen Krankheiten unter den Hunden und dadurch entstandenen Unglücksfällen vermehren. Die junge rüstige Frau des Pachters auf dem Rittergute Breitenheim bei Luckau im Altenburgischen wurde vor Kurzem von ihrem Schoßhunde gebissen; die Wuth brach in ihrer furchtbarsten Gestalt aus, die Aerzte standen ohnmächtig und rath- und hülflos bei der Unglücklichen, und so mußte dem unsäglichen Elende durch das gewaltsamste Mittel ein Ende gemacht werden. — Am 4. März wurde ein Kind von 7 Jahren in dem Marktflecken Kayna bei Zeitz von einem tollen Hunde gebissen; man denke sich die Sorge und die Angst der Eltern, die das Schrecklichste alles Schrecklichen an ihrem geliebten Kinde zu erwarten haben.

(Der Magistrat in Nürnberg) hat, veranlaßt durch zwei neuere Fälle von Hundswuth, die Verordnung ergehen lassen, daß, so lange nicht anders verfügt wird, Jedermann seinen Hund an der Schnur führen müsse. Abends darf kein Hund auf die Straße mitgenommen werden, noch straffälliger ist es, wenn Jemand seinen Hund in ein Wirthszimmer mitbringt. Auch die Wirthe dürfen ihre Hunde nicht im Wirthszimmer lassen. Es wird die Vorschrift gegeben, den Hunden bloß Pflanzenkost und wenig oder kein Fleisch zu reichen, da man vermuthet, daß die Fälle von Hundswuth Folge einer Entzündung seien, an der die Hunde gegenwärtig leiden, Fleisch aber die Entzündung fördert.

(Musikwahnsinn.) Wie hoch der musikalische Wahnsinn steigen kann, wie merkwürdig tolle Verirrungen in der Kunst vorkommen, und welche Nebenresultate Liszt's und seiner ebenbürtigen Collegen Spiel unter Dilettanten hervorbringt, mag nachstehende Mittheilung beurkunden, deren Wahrheit wir buchstäblich verbürgen können. Ein junger Klavierlehrer in Dresden hat sich vor Kurzem, nachdem er Liszt gehört, die Zwischenhäute an allen seinen Fingern aufgeschlitzt, um die monströsen, modernen Accorde spannen und greifen zu können!

(Das Schiefwerden) der jungen Mädchen, worüber jetzt viel Klagen herrscht, recht zeitig zu verhüten, hat die Landesdirection in Weimar eine recht zweckmäßige Verordnung erlassen, die wohl beherzigt zu werden verdient. Sie bespricht besonders folgende Punkte. 1) Man verwende nicht junge Mädchen zu früh zum Tragen kleiner Kinder und wenn es geschieht, lasse man sie mit beiden Armen abwechseln. 2) Man unterlasse alles starke Schnüren. 3) Man sehe darauf, daß die Kinder beim Schreiben nicht zu niedrig, nicht krumm sitzen und das Papier nicht schief halten, auch den Kopf nicht zu sehr vorneigen. 4.) Man halte darauf, daß sie bei der Beschäftigung mit weiblichen Arbeiten nicht sich anhaltend auf eine Seite neigen, noch sich vorwärts beugen, noch überhaupt zu lange arbeiten.

(Theater-Anekdote aus Ungarn.) In dem Landstädtchen S. wurde vor nicht ganz langer Zeit „Die Waise aus Genf" gegeben, wobei die Gendarmerie durch Soldaten dargestellt werden mußte, die der Landessprache nicht mächtig waren. Es wurde ihnen daher bedeutet, genau auf ihren Anführer (einen Schauspieler) zu achten, und genau dasselbe zu thun, was dieser thun würde; nämlich über ein praktikables Gebirge herabzugehen, und sich sodann im Hintergrunde aufzustellen. — Die Scene, in welcher die Gendarmerie erscheinen sollte, kam, der Anführer derselben ging über das Gebirge, ihm folgten die Soldaten. Auf der Mitte des Weges aber strauchelte der Unglückliche und fiel herunter, und zu nicht geringer Verwunderung der Zuschauer und der Mitspielenden kugelte seine ganze Mannschaft unter fürchterlichem Gepolter und Staub ihm nach.

(England.) Unter den reichen Lords in London ist eine Subscription veranstaltet worden, die Hungrigen zu speisen und die Nackten zu kleiden, die zu Hunderten auf ärmlichen Strohlagern dahin schmachten, allein der reiche Lord Wellington hat jede Unterstützung verweigert und seinem Thürsteher befohlen, die

Bettler abzuweisen. Wo sich aber auch der greise Feldherr sehen läßt, empfängt ihn das Volk mit Pfeifen, Murren und Schimpfen.

(Goethe's Enkel.) Der eine der Goetheschen Enkel, der älteste, der sich der Musik gewidmet hat, ist jetzt in Wien; der zweite, Wolfgang, der Liebling des Alten, wie man sagt, ein junger Mann von denkendem Ernst, still und verschlossen, studirt in Berlin.

(Würzburg, 6. März.) Heute Morgens fuhr der Schiffer Georg Joseph Schön von hier mit seinem Schiff, das mit Getreide und andern Landesprodncten beladen war, von hier direct nach Rotterdam ab. Der Donner der Geschütze bezeichnete den Augenblick der Uebergabe einer Ehrenflagge, welche diesem Schiffer, dem ersten der vom Main direct bis in einen holländischen Seehafen fährt, der Handelsstand widmete. So wäre denn nun in diesem so bezeichnenden Jahr für den Fortschritt großartiger Verbindung wieder eine neue Phase eingetreten und die Bahn bezeichnet, auf der künftig die aus dem Ludwigscanal dem Main übergebenen Producte ohne Umladung der Nordsee zugeführt werden. —

(Walhalla.) Zur Vermählungsfeier des Kronprinzen von Bayern soll auch die Walhalla bei Regensburg eingeweiht werden. Das Prachtgebäude ist vollendet und die innere Ausschmückung so weit vorgeschritten, daß bis zum Herbst die Büsten aller großen deutschen Männer bis auf Luther aufgestellt sein können.

(Ein zwei Fuß langes Jagdmesser.) Wie weit es die Engländer in den Stahlarbeiten gebracht haben, beweiset ein Jagdmesser, das die Herren Joseph Rodgers und Söhne in Sheffield geliefert haben. Dasselbe enthält tausend Klingen in endloser Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit. Der Griff besteht aus Perlmutter, ist vortrefflich geschnitzt und mit Edelsteinen besetzt; die Enden oder Schultern des Messers sind von massivem gegossenem Golde, die Ränder des Griffs ebenfalls mit einer dicken Goldplatte belegt und ciselirt. Auf den Klingen, welche an der einen Seite des Messers am meisten in die Augen fallen, sind Ansichten von einigen der ausgezeichnetsten Gebäude in England vortrefflich eingeätzt, wie Windsor Castle, die neuen Parlamentshäuser, die neue Börse in London, der Pavillon in Brighton, Gaddon, Hall u. s. w. Die Klingen auf der andern Seite der Messer zeigen Ansichten aus Amerika, das Kapitol in Washington, das Haus des Präsidenten, den Park und das Stadthaus in New-York u. s. w. Auf den andern Klingen sind verschiedene Scenen des englischen „Sport" eingeätzt, Jagd-, Schieß-, Fischscenen u. s. w., die oft gegen hundert Gegenstände enthalten. Auf noch andern Klingen erblickt man Medaillon-Porträts, z. B. das der Königin Victoria, des Prinzen Albert, der Königin Elisabeth, Wilhelm des Eroberes, der Herzöge von Wellington und Marlborough, von Fox, Pitt, Milton, Newton, Shakespeare u. s. w. Außer diesen zahllosen Klingen enthält das Messer eine Masse von Instrumenten, welche die Jagdliebhaber, Zahnärzte, Chirurgen, Mechaniker ꝛc. brauchen. Dieses Messer zeugt indeß nicht bloß von großer Kunstfertigkeit, sondern auch von langer Geduld, denn mehrere Personen beschäftigten sich nahe an zwei Jahre damit. Den Preis, der jedenfalls sehr hoch ist, kennen wir nicht. Man will es von Staatswegen ankaufen und in dem britischen Museum aufbewahren, als ein Zeugniß von der britischen Kunst in der gegenwärtigen Zeit.

(Kirchthurmrennen.) Neulich fand in Romford ein sogenanntes Kirchthurmrennen in paralleler Richtung mit der Eisenbahn der „östlichen Grafschaften" Statt. Im Augenblicke, wo sich den Pferden die Schranken öffneten, ging ein eigener Konvoi mit Zuschauern auf der Bahn ab, welcher die Pferde stets in gleichem Schritte begleitete, und so die bequemste Gelegenheit bot, das Rennen vom Anfang bis zum Ende ununterbrochen zu beobachten. Dieser Vorgang steht gewiß in der Geschichte der Wettrennen einzig da!

(Carroussel.) In der Reitschule des neuen Palastes zu Wiesbaden fand am 25. Februar, zu Ehren des Geburtsfestes der verwittweten Herzogin, ein glänzendes Carroussel Statt. Der Hof nahm die beiden Logen ein, für die obere Gallerie waren mehr als 500 Eintrittskarten vertheilt worden. Der regierende Herzog führte die zwölf am Carroussel theilnehmenden Reiter an, von welchen je vier das reiche Kostüm der ungarischen Magnaten, das der ungarischen Ritter aus dem 13. Jahrhundert, und das der Beduinen trugen. Die Kostüme, und sogar die Pferdegeschirre, waren genau den historischen Ueberlieferungen angepaßt, und die Pferde von schönster Race. Dieses glänzende, in die Zeiten der mittelalterlichen Turniere zurückversetzende Schauspiel bildete einen merkwürdigen Kontrast mit dem modernen Putz, der von den Logen strahlte, und der reichen Beleuchtung nach der Benkler'schen Erfindung, die noch durch 4000 Kerzen erhöht wurde. Nach dem Carroussel war Ball im Palaste.

(Schnürleiber.) Der „Dresdener Anzeiger" enthält in seinen letztern Nummern unter der Rubrik: „Oertliches" mehrere beherzigenswerthe Aufsätze über den schon so oft gerügten höchst verderblichen Gebrauch der Schnürleiber, und da in unsern Tagen alles durch Vereine geschieht, so schlägt Jemand vor: es möchten einige charakterkräftige Jungfrauen einen Schnürbrust verbannenden Verein bilden, deren Namen die Geschichte bewahren und die Mit- und Nachwelt segnen würde. Ein anderer glaubt jedoch das gewünschte Ziel durch einen Verein junger Männer sicherer zu erreichen, welche fest entschlossen wären, lieber dem Glück der Ehe zu entsagen, als das Systems des Schnürens bei den Erwählten ihres Herzens zu dulden. Bravo! dies wird helfen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 23.

Bremen, Sonntag den 20. März 1842.

Gestorben:

Nro. 306. Den 4. October 1841 starb auf der Reise von Bremen nach Gothenburg der Steuermann des Schiffes „Louise" Anton Massüe, 25 Jahr; von hier gebürtig.

— 307. Den 16. März 1842. Des verst. Arb. Heinrich Kayser Wittwe, geb. Deichholtz, 66 Jahr; im Runken Nro. 17.

— 308. Den 16. — Der Sattlermeister Heinr. Engelken, 78 Jahr; Grasmarkt Nro. 6.

— 309. Den 17. — Des Schneiders Johann Friedr. Hauswirth Tochter, 7 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 1.

— 310. Den 17. — Metta Lipmann, 72 Jahr; Molkenstraße Nro. 58.

— 311. Den 17. — Des Arb. Friedr. Sorge Tochter, 4¼ Jahr; Hastedt Nro. 30.

Nro. 312. Den 17. — Des Schlossermeisters Rudolph Osterloh Sohn, 7 Monat; Neuenstraße Nro. 28.

— 313. Den 17. — Des Küsters zu Ritterhude Heinr. Siedenburg Wittwe, geb. Sprado, 77 J.; Sögestraße Nro. 8.

— 314. Den 17. — Des Färbers Joh. Justus Lehmann Ehefr., geb. Böiker, 52 Jahr; kl. Allee Nro. 3.

— 315. Den 18. — Des Uhrmachers Johann Georg Meyer Tochter, 3½ Jahr; Herrlichkeit Nro. 1.

— 316. Den 19. — Der Pastor prim. zu St. Ansgarii Johann Hinrich von Aschen, 77¾ Jahr; Papenstraße Nro. 8.

Geburten:

Nro. 375. Den 15. März. Des Cigarrenmachers Hinrich Schrader Ehefr., geb. Behr, gr. Johannisstraße Nro. 35; von einem Mädchen.

— 376. Den 15. — Des Cigarrenmachers Christoph Hieronymus Hermann Kramer Ehefr., geb. Vollers, Osterthorssteinweg Nro. 6; von einem Knaben.

— 377. Den 15. — Des Kaufmanns Franz Heinrich Theodor Schröder Ehefr., geb. Meyer, Herrlichkeit Nr. 14, von einem Mädchen.

— 378. Den 16. — Des Cigarrenm. Heinrich Vedder Ehefr., geb. Strichow, Langendeich Nr. 4; von einem Knaben.

— 379. Den 16. — Des Cigarrenmachers Dominicus Diedr. Herm. Poppe Ehefr., geb. Schmidt, Meinkenstraße Nr. 9, v. e. Mädchen.

— 380. Den 16. — Des Arb. Johann Hinrich Knippelmeyer Ehefrau, geb. Spreen, Lawes Gang Nro. 7; von einem Mädchen.

— 381. Den 16. — Des Malers Anton Hinr. Kläre Ehefrau, geb. Hillert, Langwedlerstraße Nro. 5; von einem Knaben.

Nro. 382. Den 17. — Des Buchbinderamtsmeisters Joh. Christ. Lipmann Ehefrau, geb. Meierdirks, Catharinenstraße Nr. 20; v. einem Knaben.

— 383. Den 17. — Des Seilers Joh. Bachran Ehefr., geb. Stechmann, Hastedt Nro. 40; von einem Mädchen.

— 384. Den 17. — Des Malers Joh. Wilhm. Bode Ehefr., geb. Seekamp, Osterthorssteinweg Nr. 7; von einem Mädchen.

— 385. Den 18. — Des Maurergesellen Joh. Heinr. Behrens Ehef., geb. Schorr, auf dem Häfen Nr. 1; von einem Knaben.

— 386. Den 18. — Des Blechenschlägermeisters Peter Ernst Krebs Ehefr., geb. Brandt, Bonspforte Nr. 4; von einem Mädchen.

— 387. Den 18. — Des Hofmeiers Joh. Hinr. Joseph Seger Ehefr., geb. Döbbeling, Buntenthorssteinweg Nr. 193, v. e. Mädchen.

— 388. Den 19. — Des Kaufmanns Chr. Friedrich Gustav Hake Ehefr., geb. Lankenau, Wachtstraße Nr 31; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 113. Der Kaufmann Johann Ludewig Schrage und und Christina Dorothea Hübner. Beide von hier.

— 114. Der Kaufmann Friedr. Traugott Schurig hies. und Anna Elisabeth Eleonore Hauschild zu Dresden.

— 115. Der Kaufmann Joh. Ernst Christian Muhle hies. und Friederike Mathilde Wichmann zu Hannover.

— 116. Der Cigarrenmacher Ferdinand Meyer und Augustine Henriette Spenger. Beide v. h.

— 117. Der Cigarrensortirer Cord Strothoff und Caroline Elisabeth Rosemeyer hieselbst.

— 118. Der Maler Christoph August Brink hies. und Margaretha Gesina Hartmann aus Rockwinkel.

— 119. Der Schuhmacheramtsmeister Hinr. Friedrich Brockmann und Dorothea Elisabeth Wendel hieselbst.

— 120. Der Weinküper Hinrich Lammers u. Philippine Fortmann hies.

— 121. Der Stuhlmacher Joh. Dieterich Conr. Meyer und Rebecca Meyer hies.

— 122. Der Schneider Joh. Hinr. Friedr. Schirmer am Gröplingerdeich u. Maria Magdalena Bollandt hies.

Nro. 123. Der Arbeitsmann Dietrich Borchers und Anna Margaretha Martens hies.

— 124. Der Arbeitsmann Hinrich Wulff und Metta Müller hies.

— 125. Der Stuhlmacher Gerd Albert Hartwig hies. und Wilhelmine Jung, aus Wernshausen.

— 126. Der Höker Johann Hinrich Faber u. Helena Margaretha Zips, genannt Meyer hies.

— 127. Der Cigarrenmacher Reinier Brüning hies. u. Sophie Charlotte Hornbostel, genannt Schrader aus Oldendorf bei Celle.

— 128. Der Maurermeister Diedrich Engelken und Adelheid Poppe. Beide von hier.

— 129. Der Tonnenmacher Friedrich Fellermann hies. und Henriette Sophia Margaretha Meyer aus Nenndorf, Amts Stolzenau.

— 130. Der Küpergesell Christian Ludwig Focke hies. u. Adelh. Sophia Schröder zu Scharmbeck.

— 131. Der Kaufmann Georg Ernst Wilhelm vom Hoff hies. und Henriette Amalia Flügger zu Hamburg.

— 132. Der Cigarrenmacher Johann Friedrich Carl Heinr. Rolf u. Anna Maria Mügge hies.

— 133. Der Schuhmachermeister Heinr. Wilh. Mencke und des verstorb. Fabrikmeisters Johann Hinrich Ahlbrink Wittwe, Hedwig Eleonore, geb. Bahle.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 24.

Bremen, Donnerstag den 24. März 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Grünendonnerstag den 24. März.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
Keine Predigt.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 8 Uhr Morgens.

Am Charfreitag den 25. März.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr Rothe.
12 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Müller.
1 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.
4 Uhr Fastenandacht.

St. Petri Dom.
Um 6 und 8 Uhr Morgens und um 1 Nachmittags.

* Der nächtliche Rath.

Ballade von Georg Storme.

Kennst du die Stadt an der Weser Strand,
Wo Immergrün stolz sich windet
Im ehernen Schild um des Schlüssels Bild,
Und Zwang die Freiheit nicht bindet?
Wo einst des Erzbischofs Adalbert Macht
Des teutschen Reiches Kaiser bewacht,
Die Völker durch ihn hat regieret?
Wohin der Schiffe beflügelter Kiel
Die Schätze der Welt durch der Wellen Spiel
Zum Markte stets hat geführet?

Daselbst auf des Marktplatzes ebenem Plan
Erhebt sich ein steinern Gebilde,
Der Roland, ein geharnischter Mann,
Die Linke bewehrt mit dem Schilde,
Ein Panzer umhüllt die riesige Brust,
Aus bärtigem Antlitz blickt Kampfeslust
Und lockenumwalleten Mienen;
Die Rechte umfaßt ein gewichtiges Schwert.
Wohl könnte Troja's hölzernes Pferd
Zum Schlachtroß passend ihm dienen.

Schon hatte des Horizonts westlicher Rand
Vom Purpur des Spätroths getrunken,
Schon war durch des Schlafgottes wiegende Hand
Der Bürger in Schlummer gesunken;
Da erbebte die Erde, von Westen her
Rauscht Sturm, der donnernden Wolken Heer
Ergreifen die flücht'gen Orkane,
Und jagen im rasenden Tanze sie wild
Um des Mondes ängstlich erfalbetes Bild;
Es kreis't auf den Giebeln die Fahne.

Da heult von weithinschauendem Thurm,
Durch der Pole und Wolken Gestöhne,
Die Mitternachtstunde der tosende Sturm.
Es klingen die jammernden Töne

Gar seltsam zum Toben der wilden Jagd,
Die in luftiger Höhe sich lustig macht.
Es dringen zum lauschenden Ohre
Der Hunde Gebell und der Peitsche Knall,
Der Raben Gekrächz und des Jagdhorns Schall,
Im schaurig tönenden Chore.

Doch kaum sind die Töne der Glocke verhallt,
Da beginnt das Gebild, sich zu regen.
Es streckt die Rechte mit Riesengewalt
Empor, von prasselnden Schlägen
Des Schwertes auf hoch geschwungenem Schild
Ertönet die Nacht, die Augen wild
Im Haupte, wie glühende Kohlen,
Ihm rollen; der lange geschlossene Mund
Thut auf sich, und weit umher in die Rund'
Ihm Geächze und Seufzer entquollen.

Und hebet den Fuß und verlässet den Ort,
Wo Jahrhunderte still er gestanden,
Mit rasselndem Schritt Wall, Straße und Port
Durchschreitet er; niemals ihn fanden
Dort Tag und Nacht. Der Augen Stern
Erhellet die Pfade ihm nah' und fern.
Er ruft die donnernden Worte:
„Ihr Wächter der Freiheit, o hört meine Bitt',
„Zu vernehmen mein Wort in des Marktes Mitt'
„Am steinernen Roland-Orte!"

Drauf eilt er zurück zur gewohnten Stell',
Wo ruhig sein Fuß sonst geweilet.
Sieh da! die Hüter der Freiheit schnell
Sie kommen herbei geeilet, —
Zur Zeit der Gefahr mit Rath und That
Vor Wunden zu schützen den blühenden Staat,
Wo es gilt, die Freiheit zu wahren;
Daß Friede und Glück hier ewig lebt,
Mit ehrendem Eifer stets gern sie gestrebt —
Und der Bürger geschäftige Schaaren.

Es füllet den Markt der Bürger Schwall,
Noch schaurig durchhallet die Plane
Des Schwertschlags Getös' und der Stimme Schall
Vom eisigen, steinernen Manne,
In Tönen, als ob aus modernder Gruft
Die Todten mit weckender Stimme er ruft;
Es entfließen dem Auge viel Thränen.
Da sinken die Arme, es seufzet laut
Der Riese noch einmal, und still umschaut
Er die Bürger in ängstlichem Wähnen.

Und er seufzet lang' und er seufzet tief
Und spricht in klagenden Tönen:
„Wohl lange im eisigen Busen mir schlief
„Das Leben, doch jetzo das Sehnen,
„Der Stadt zu bewahren der Freiheit Recht,
„Erweckte den Todten, den treuesten Knecht
„Der Vaterstadt. — Euch es gebühret
„Die Freiheit zu wahren mit männlichem Muth
„Im Frieden, im Kampfe mit Gut und Blut.
„O Schmach dem, der sie verlieret!

Und es sinket die Hand, es schleußt sich der Mund
Zu ewig währendem Schweigen.
Es fliegt durch die Straßen der Mähre Kund',
Die geschauet viel glaubhafte Zeugen.
Am anderen Morgen der Spähenden Blick,
Er kehret zum Rolandbilde zurück,
Es eilet die gaffende Menge,
Umringt das Gebild in dichtem Chor;
Doch Schild und Mund bleibt stumm, wie zuvor,
In des wogenden Volkes Gedränge *).

Twistringen, den 28. Februar 1842.

Der Derwisch.

Nach der Gazette des Tribuneaux.

In der im Süden des Kaukasus belegenen Stadt Achalzik, welche die türkische Regierung durch den Tractat von Adrianopel an Rußland abgetreten hat, lebte Sehin Bei, ein Sohn des früheren türkischen Gouverneurs dieses Ortes. Sehin war erst sechzehn Jahre alt, als die Moskowiter seine Heimath in Besitz nahmen, aber sein in den Kerkern von Anapa gestorbener Vater hatte ihm seinen Haß gegen die Feinde seines Vaterlandes und seines Glaubens als Erbtheil hinterlassen. Bei jeder Gelegenheit gab der junge Mann seine Gesinnungen kund, blieb aber ungeachtet dieses eingewurzelten Hasses, oder vielmehr gerade wegen desselben, nach wie vor in Achalzik. Er war tanzender Derwisch geworden, eine Art von muselmännischen Mönchen, welche ihr Gebet zu Gott richten, während sie sich mit weit ausgestreckten Armen und mit zum Himmel gerichteten Augen in Kreuzesform unaufhörlich auf ihren Füßen herumdrehen. Das Unglück, das den jungen Mann betroffen hatte, seine Frömmigkeit, sein Eifer hatten ihm bei den altgläubigen Türken Achtung und Vertrauen erworben und sie verbeugten sich stets ehrfurchtsvoll vor ihm, wenn er in seinem Mantel von weißem Lammsfell und seinem aus gleichem Stoffe verfertigten Kolback, dem gewöhnlichen Costüm der tanzenden Derwische, durch die Straßen der Stadt ging. Gegen das Ende des Jahres 1840 indeß schloß sich der junge Der-

*) Dem Herrn Einsender diene zur Nachricht, daß die beiden vorletzten Verse des Gedichtes nicht haben abgedruckt werden können. Die Red.

wisch, zum Erstaunen Aller, näher an die Russen an und suchte vorzugsweise die Gunst des General Grabbe, des Oberbefehlshabers der russischen Truppen, sich zu erwerben. Diese plötzliche Umwandlung erschien um so auffallender, da Sehin in dem General Grabbe, einem ausgezeichneten Offizier und persönlich überaus tapfern Manne, mit Recht den gefährlichsten aller Giaurs (Ungläubigen) erblickte und mit vieler Wuth wiederholt sich dahin ausgesprochen hatte, daß, wenn der General nicht existirte, die Muselmänner leicht die Russen besiegen und das Land dem Großherrn wieder unterwerfen könnten.

General Grabbe zeigte sich, dem von seiner Regierung angenommenen System gemäß, stets ganz besonders wohlwollend gegen die Diener der Religion, welche in jenen Ländern einen so bedeutenden Einfluß auf die Gesinnungen des Volkes ausüben. Er kam daher dem jungen Derwisch sehr eifrig entgegen und dieser seinerseits ermangelte niemals, dem General, wenn er die Stadt besuchte, seine Aufwartung zu machen.

Obgleich General Grabbe sich gewöhnlich in seinem von der Stadt entfernten Hauptquartiere aufhielt, so stand er doch in sehr genauer Verbindung mit der jungen in Achalzik wohnenden Wittwe eines armenischen Juden, welche Esma-Kasla Ohlu hieß. Jedes Mal, wenn er nach Achalzik kam, wohnte er bei der hübschen Armenierin und in dem Hause derselben pflegte auch Sehin Bei den General zu besuchen. Das Gerücht von seiner Speichelleckerei hatte sich rasch in der Stadt verbreitet und das Volk, wie immer vorzugsweise geneigt, Alles im schlimmsten Sinne zu deuten, erklärte ganz unverholen, daß Sehin ein Spion, ein den Russen verkaufter Spitzbube sei, ein Heuchler, welcher sich seines ehrbaren Costüms nur bediene, um sein Vaterland bequemer verrathen und seinen Glauben den Fremden verkaufen zu können. Bald erlangte diese Ansicht so viel Consistenz, daß die Gläubigen es vermieden, mit dem Derwisch zusammenzutreffen, und der Iman (Priester) sich gezwungen sah, ihm den Eintritt in die Moschee zu verbieten. Sehin Bei beklagte sich darüber nicht, ließ durchaus keine Recriminationen vernehmen, aber man bemerkte, daß seine Stimmung sich verdüsterte, wiewohl seine gewöhnliche Lebensweise dieselbe blieb.

Gegen Anfang des Monates September verbreitete sich in Achalzik das Gerücht, daß General Grabbe bald zur Stadt kommen werde, und daß man die Absicht hege, ihm ein prachtvolles Fest zu bereiten, zur Feier seiner Erhebung zum Großkreuz des St. Annen-Ordens, mit welchem ihn der Kaiser begnadigt hatte. Den russischen Offizieren, welche ihm diese Nachricht mittheilten, antwortete Sehin Bei: „Ich werde an dem Feste ebenfalls Theil nehmen; der General ist mein Wohlthäter und vornehmster Beschützer; der unbedeutende Strauch muß auch seine Blume darreichen."

Sehin kaufte ein tscherkessisches Pferd von ausgezeichneter Schönheit, nahm Abschied von seiner Frau und seinen Kindern, steckte eine bedeutende Summe Geldes zu sich und machte sich allein auf den Weg nach Wed-Kasar, dem Stapelplatz jener Gegenden für alle Handels-Artikel, die aus Mekka, Antiochia, Aleppo und Kairo kommen. Als er seiner Frau Lebewohl sagte, wiederholte er mehrmals die folgenden Worte: „Ich will ein Geschenk einkaufen, aber weder für Dich, noch für meine Kinder, noch für mich, noch für die Meinigen."

Am 15. September Morgens, an dem Tage, welcher für den Empfang des Generals Grabbe angesetzt worden war, zeigte sich Sehin Bei zu Pferde auf dem großen Platze von Achalzik. Staub und Schaum bedeckten sein Pferd und gaben Zeugniß von der Schnelligkeit seines Rittes und der Beeilung seiner Ankunft. Ohne in seiner Wohnung vorzusprechen, begab er sich schleunigst in das Haus der Esma, in welchem der General wenige Augenblicke zuvor eingetroffen war; Sehin trat wie gewöhnlich ganz ungehindert ein, begab sich in das vornehmste Zimmer des Hauses und warf auf einen in der Mitte desselben stehenden Tisch ein umfangreiches Packet, indem er sich mit folgenden Worten an den General Grabbe wandte: „Mächtiger General, ich bringe Dir hier die reichsten und feinsten Gewebe Ostindiens; nimm sie als Geschenk von mir an und möge Gott Dich in diesem Leben erhalten und in jenem."

(Fortsetzung folgt.)

∴ Frühere Zustände der Kaufmannschaft.

(Fortsetzung.)

In ähnlicher Weise kommen auch Vereinigungen der Brauer und Schiffer vor. Die Brauer waren im 14. Jahrhundert selbst gewissermaßen Kaufleute, die ihr Bier weithin verschifften; in den Verzeichnissen des 14. Jahrhunderts kommen ganz analog den mercatores de Flandern und

de Anglia auch braxatores de Flandern, de Amstelodam, de Stavern etc. vor, die eben wie jene mit den großen Hansischen Contoren zu Brügge und London, ohne Zweifel mit den Hamburgischen Hansen in Amsterdam und Stavern in unmittelbarem Zusammenhang standen, dort ihre Niederlagen hatten u. s. w.

Die Schiffergesellschaft tritt im Jahre 1522 urkundlich hervor. Die Aelterleute dieser Gesellschaft, die sogenannten Schiffer-Alten, bestehen eben wie die Börsen-Alten der Kaufmanns-Gesellschaften bis auf diesen Tag.

Die Bergerfahrer waren ursprünglich wohl nur ein Theil der Schonenfahrer-Gesellschaft. War auch Bergen schon im 13. Jahrhundert der Mittelpunkt des norwegischen Handels mit dem Auslande, und auch damals schon mit Hamburg im Verkehr, so ist doch das so wichtige und eigenthümlich organisirte Contor zu Bergen erst später entstanden; und noch späteren Ursprungs sind die mit jenem Contor correspondirenden Gesellschaften der Bergerfahrer in den deutschen Städten. Was die Hamburgische anlangt, so berechtigt der nahe Zusammenhang des norwegischen Handels mit dem nach Schonen zu der Annahme, daß es dieselben Kaufleute waren, die von hier aus nach beiden Ländern gingen, um die deutschen Erzeugnisse gegen die Producte des Fischfanges und der nordischen Wälder auszutauschen, und daß dieselbe Compagnie den Hamburgischen Markt mit Heering versorgte, er mochte je nach den Umständen an der Küste von Norwegen oder von Schonen gefangen sein. Warum aus dieser gleichfalls erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts zusammengetretenen Schonenfahrergesellschaft die Bergerfahrer sich abgesondert haben, ist nirgends angegeben.

Was nun den Charakter dieser Gesellschaften betrifft, so muß zuvörderst von der Idee eines Monopols auf den Handel mit einem bestimmten Lande ganz abgesehen werden, und eben so von einer Verbindung zu Geschäften mit gemeinschaftlichem Gewinn und Verlust (etwa wie unsere Actienvereine), davon findet sich keine Spur. Allem Anschein nach — und der Name Fahrer deutet darauf hin — war es nicht eigentlich der Handel, welcher die Gesellschaften vereinigte, sondern zunächst die Schifffahrt. Hatten in der ältesten Zeit die Mitglieder sich zu gemeinsamen Fahrten verbunden, so verbanden sie sich jetzt, um zusammen Schiffe zum Transport ihrer Güter zu miethen; und wie einst die Englands- und Flandernfahrer unter gemeinschaftlichen Führern (Capitain) zu kleinen Geschwadern vereinigt in See stachen, so ließen sie jetzt durch gemeinschaftliche Vorsteher (Aelterleute) ihre Handelsflotten ausrüsten, denen sie selbst im sichern Hafen bleibend, gewisse Beamten der Gesellschaft (Voigte, Officianten) als Aufseher der Ladung mitgaben. Dasjenige, worauf es bei diesen Ausrüstungen ankam, war vielleicht zunächst die Sicherung der Schiffe vor Seeräubern, oder vor den Kapern kriegführender Mächte.

Die Sicherung gegen feindliche Angriffe war aber nicht das Einzige, worauf es bei der gemeinschaftlichen Absendung von Schiffen ankam. Zwischen den hiesigen Gesellschaften und den auswärtigen Contoren müssen gewisse Beziehungen stattgefunden haben; die Flandernfahrer correspondirten mit dem Contor in Brügge und Antwerpen, die Bergenfahrer mit dem in Bergen, und ebenso auch die Englandsfahrer mit dem in London. Der Mitgenuß hansischer Vorrechte im Auslande war streng auf die gebornen Bürger der Hansestädte beschränkt. Als diese noch selbst mit ihren Waaren hinüberschifften war die Controlle leichter, später mußten sie gegen die Schiffer und die Voigte geübt werden, es kam dabei auf die Nationalität des Schiffes, auf die des Schiffers, auf die des Eigenthümers der Waaren an, und diese Nationalität selbst wurde wiederum anders beurtheilt, je nachdem man in der Hansestadt selbst, oder nur in dem dazu gehörigen Kreise oder außerhalb derselben geboren und dann als Bürger aufgenommen war. In den Seehäfen war also bei Versendung der Güter nach den auswärtigen Contoren vielerlei zu beobachten, und es ist sonach sehr begreiflich, eines Theils, daß man hier die Befrachtung der dorthin bestimmten Schiffe unter die Aufsicht eben jener Gesellschaftsvorsteher stellte, und andern Theils, daß man dort den Schiffern weniger Schwierigkeiten machte, wenn sie hier von einer Behörde befrachtet waren, die mit den Contoren in Verbindung und Briefwechsel stand. Auch waren die hiesigen Absender darauf bedacht, bei der Befrachtung das Interesse der Stadt zu wahren, und man verbot sogar den Schiffern andere als hamburgische Güter in Rückladung zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Charfreitags-Concert.

In gewohnter löblicher Weise wird die Singakademie am morgenden stillen Freitage eine geistliche Musik aufführen und zwar diesmal die Passions-Musik nach dem Evan-

gelium Johannis von Johann Sebastian Bach. Dieses Tonstück bietet durch seine contrapunktistische Vollkommenheit dem Kenner hohen Genuß und entzückt durch die schlichten und zugleich herrlichen Choräle auch den minder Eingeweihten. Der Ertrag ist für die Musiker-Wittwen-Pensions-Kasse bestimmt. Sich bei dieser Gelegenheit der Lebensumstände des Componisten in der Kürze zu erinnern ist zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit und möchte solches auch zu der wichtigen Auffassung und Würdigung des Werkes beitragen. J. S. Bach wurde den 21. März 1685 zu Eisenach geboren. Er war der Sprößling einer um ihren protestantischen Glauben aus Ungarn vertriebenen Bäckerfamilie, welche Thüringens kleine Städte mit zahlreichen geschickten Musikern versehen hatte, Sohn eines Musikers, Zögling seines Bruders, des Cantors Johann Christoph Bach, sehen wir ihn schon als Knabe ganz verloren in musikalischen Studien. Vergebens will der Bruder ihm ein Heft Musikalien vorenthalten; er stiehlt sie und schreibt sie bei Mondschein ab, da eine Lampe ihm genommen ist. Später wandert er nach Hamburg, um den Orgelmeister Reinken zu hören, tritt 1703 in herzoglich Weimarschen Dienst, wird 1704 Organist in Arnstadt, wo er sich vollends in der Kunst des Contrapunktes und im Orgelspiel ausgebildet zu haben scheint, kommt 1707 als Organist nach Mühlhausen, 1708 als Hoforganist nach Weimar. Da wird er 1714 Concertmeister, 1717 Capellmeister des Fürsten von Köthen, endlich 1723 kommt er auf den Schauplatz seines reichsten Wirkens, nach Leipzig als Cantor an der Thomasschule. Hier lebte er seiner Kunst und seinem Amte als ein frommer treuer Diener der Kirche, als ein strenger, gefürchteter und geliebter Vorsteher seines Chores, als gesuchter überaus fleißiger und getreuer Lehrer, als ehrenvoller Bürger und Hausvater einer zahlreichen Familie; 10 Söhne hinterließ er der Welt als tüchtige Musiker, unter ihnen den weltlichen galanten Emanuel. Hochverehrt weit und breit, um Rath und That von vielen Seiten angegangen, ist er Allen nach Kräften bereit. Auch Fürsten ehren ihn, sein Herr, der ganze Dresdener Hof, damals in Ueppigkeit und Prachtliebe versunken, dem flachen von Hasse geförderten Italienischen Musikwesen, dem gedankenlosen Ohrenkitzel der Kastratenmusik hingegeben, stolzirt mit dem seltsamen raren Mann aus Leipzig, läßt ihn auch etwa zu einem Wettstreite mit dem französischen Virtuosen Marchand herüber kommen, und bewundert seine „teufelsmäßige" Geschicklichkeit. Auch Friedrich der Große vernimmt von dem merkwürdigen Cantor, und verlangt ihn zu hören, empfängt ihn mit sonderbarer Bewegung und entließ ihn nicht unbeschenkt. Der alte Mann erblindet aber, da er seine Compositionen, um sie herauszugeben, selbst mit einem Sohne in blankes Kupfer stechen muß, und stirbt den 28. Juli 1750 im 65. Jahre am Schlagflusse.

Der Ertrag des Concertes ist für die Unterstützungs-Casse für Musiker, deren Wittwen und Kinder bestimmt. Sie wurde im Jahre 1823 errichtet, und wie von der Gesellschaft „Union" schon so manches Gute und Segenbringende ausgegangen, so gab auch die Direction der damaligen Unions-Concerte den ersten Anstoß zu dieser wohlthätigen Anstalt. Der Fond wurde zunächst durch die Einschußgelder der Mitglieder, ferner durch verschiedene veranstaltete Concerte, wiederholte Geschenke von Seiten der Union und anderen der Kunst wohlwollenden achtbaren Mitbürger, endlich durch einige Legate gebildet, so daß zur großen Freude der Verwaltung das Capital von Jahr zu Jahr anwuchs und jetzt circa 3350 Rthlr. beträgt. Die Begründer der Anstalt hatten sich freilich eine viel größere Zunahme gedacht, da sie der Hoffnung lebten, daß die jährlich zu veranstaltenden Conzerte einen weit bedeutenderen Ertrag geben würden; leider ist das aber nicht der Fall gewesen, da sogar die Concerte am Charfreitag in der Domkirche (die Einzigen, die noch zum Besten der Anstalt gegeben werden) in der Regel, trotz dem, daß alle mitwirkenden Musiker, selbst diejenigen, welche nicht Mitglieder der Casse sind, zu großer Dankverpflichtung nicht bezahlt werden ein sehr mäßiges Resultat liefern, wovon freilich die Aufführung des Paulus eine wahrhafte Ausnahme machte. —

Der Zweck der Anstalt ist, bejahrte und kranke Musiker zu unterstützen und den Hinterbliebenen eine Pension zu verschaffen, wozu den Gesetzen nach die Zinsen des vorhandenen Capitals und die jährlichen Beiträge der Mitglieder à 2 Rt., so wie die Geschenke unter 10 Rt. verwendet werden. Dadurch bleibt nun freilich die Existenz der Casse gesichert, indem das Capital nicht angegriffen werden kann; die Ansprüche an die Casse vermehren sich aber leider schneller als die Capital-Zinsen, und so ist wohl natürlich das Streben der Verwaltung darnach gerichtet, so viel als möglich das Capital zu vergrößern, worin sie dann auch manchmal auf höchst erfreuliche Weise von Seiten wohlgesinnter Menschenfreunde unterstützt ist. Eine größere thätigere Theilnahme würde in-

deß zur bessern Begründung dieser Anstalt höchst wohlthätig sein, und da dazu bei Veranlassung des Charfreitags-Concerts einem Jeden die beste Gelegenheit geboten wird, so hoffen wir, daß Viele sie nun auch benutzen werden, und einer guten Sache ihre Theilnahme nicht versagen. Zu Ehren der Mitglieder muß noch bemerkt werden, daß Krankengelder fast nie in Anspruch genommen werden, und die Unterstützungs-Gelder allein den Wittwen zufließen; von Letzteren werden aber schon 12 unterstützt, und bei jeder Vermehrung muß leider die Vertheilung-Summe verkleinert werden, wenn nicht durch besondere Verhältnisse, und das Wohlwollen Einzelner das Capital auf eine recht nachdrückliche Weise vermehrt wird. Wie ersprießlich ein solches Institut, und wie sehr zur Ehre unserer Stadt gereichend, bedarf keiner weiteren Erörterung.

* Abgedrungene Erklärung.

Im geraden Widerspruch mit mehreren, ehrenden Zeugnissen der Herren Capellmeister Spohr, Mendelssohn-Bartholdy und Mehrerer, wie auch mit beifälligen Anerkennungen in Braunschweigischen und Hannoverschen Tagblättern, imgleichen mit dem lebhaft entschiedenen Ausdruck der Zufriedenheit der im Concert in der Domkirche Anwesenden, endlich auch einer unverdächtigen Beurtheilung meines Vortrags in der Bremer Zeitung Nr. 17 enthält der Bremer Bürgerfreund Nr. 23 einen Angriff, worin, kurz, aber frech absprechend alles beifällige Urtheil der Meister wie anwesender Musikkenner der Lüge zeihend, anonyme Scheelsucht mir Anlagen und Ausbildung ungescheut wegläugnend, die rohe Inhumanität so weit treibt mir eine, von sichtbarer Abgunst überschätzte Einnahme, und diese sogar als den Erfolg angeblich von mir ausgehender oder von mir selbst beförderter Lobpreisungen anzudichten. Die Beleuchtung dieser nach Angabe der Redaction des Bürgerfreundes aus zuverlässiger Quelle stammenden, obgleich gewiß nicht von achtbarer Gesinnung dictirten Verletzung, dringt mir die Anzeige ab, daß neben dem Ausfall von 160 Freibillets, deren Verabfolgung mir als erforderlich angegeben wurde, und nach Abzug aller Kosten, der reine Ertrag meines Concerts kaum 50 Rthlr. ausgeliefert habe, daß die, vermuthlich auswärtigen Blättern entlehnten Beurtheilungen meines Vortrags, so wenig von mir ausgegangen, als meinerseits irgend betrieben seien, und daß die Redaction des Bürgerfreunds nur durch eine gewissenhafte Aufklärung über den unverdächtigen Ursprung der, in ihren Blättern zu meiner Empfehlung früherhin erschienenen Artikel, sich wider den Schein der Theilnahme sichern könne, der durch Verbreitung jener Verläumdung auch ihr zufallen könnte.

Die Erfahrung übrigens, daß, muthmaßlich beschränktes Talent, im Bewußtsein sich selbst durch eigene Leistung nicht heben zu können, dem Einheimischen zu dienen wähnt, wenn es das Fremde anfeindet, begegnet mir hier zum Erstenmale! Den über mein Orgelspielauch hier vernommenen partheilosen Stimmen überlasse ich es indeß vertrauensvoll, den Unwerth jener anonymen Verdächtigungen aus dem eben so unwahren als unwürdigen Stoff ihres Inhalts selbst zu erkennen, und zu richten.*)

L. M. J. Homeyer,
Orgel-Solo-Concertist.

* Die Predigten des Hrn. Dr. Paniel

über die frühzeitige Erziehung der Kinder zu christlicher Frömmigkeit sind, in Folge wiederholter Aufforderung, in Druck erschienen (bei C. Schünemann); der Ertrag ist zum Vortheil der Kleinkinderschulen bestimmt. Es ist zu wünschen, daß diese Predigten in recht Vieler Hände kommen und die zeitgemäßen ernsten Worte über die Pflichten der Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder beherzigt werden mögen. Erziehungsschriften finden jetzt weniger Leser und Leserinnen, als vor etwa einem halben Jahrhundert, wo die ganze Erziehung eine Umgestaltung erfuhr und die Lecture der dahin einschlagenden Schriften an der Tagesordnung war. Doch das warnende und ermahnende Wort des Predigers wird eher eine Stätte finden. Möchten doch unsere Prediger diesem wichtigen Gegenstand öfter ihre Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen! Es ist hier ihrer Wirksamkeit noch ein weites Feld geöffnet.

* Necrolog.

Am 19. d. M. entschlief Herr Pastor Joh. Heinrich von Aschen, Prediger an der St. Ansgarii Kirche. Er war ein Sohn des in Stadt bremischen Diensten gestandenen Majors Christoph Ludwig, und geboren am 6. Juli 1764. Er studirte in Bremen und seit 1785 in Göttingen, lebte 1788 als Candidat zu Duisburg, wurde am 6 April 1790 reformirter Prediger zu Cranenburg im Hessischen, am 7. October 1790 dritter Prediger an der St. Ansgarii-Kirche, 1793 zweiter und 1814 Pastor Primarius. Körperliche Schwäche hatten ihn genötigt vor einigen Jahren den ihm von der Gemeine ehrenvoll gebotenen Ruhegehalt anzunehmen. In seinen kräftigeren Jahren war von Aschen ein sehr beliebter Kanzelredner, und immer zeigte er sich bemüht ein wahrer Bote des christlichen Friedens zu sein. Quiescat in pace.

Druckfehler.

Im vorigen Blatte S. 181, Spalte 2 Zeile 20 v. o. Statt der Pflicht entbehren, lies: Der Schrift entbehren.

Auflösung der Charade in Nro. 22.

Eintracht.

*) Die Redaction des Bürgerfreundes ist von aller Parteilichkeit für oder wider Hrn. Homeyer fern. Da sie nicht in dem Concerte gewesen ist, so kann sie nicht darüber urtheilen. Die Quelle des tadelnden Artikels nannten wir eine zuverlässige, weil er von einem unserer geachtetsten und zugleich musikkundigsten Mitbürger herrührt, und dieser, da er nicht Musiker von Profession ist, keinerlei Neid oder Vorurtheil gegen Hrn. Homeyer haben kann. Den lobpreisenden Artikel versprachen wir aufzunehmen, sobald der Verfasser desselben sich uns, wie jener, nenne, was nicht geschehen ist. Mehr kann von uns nicht gefordert werden. Die Red.

Miscellaneen.

(Berlin.) Sonnabend den 5. März, Vormittags zwischen 11 und 1 Uhr, ereignete sich in der Nähe Berlin's folgender Vorfall, welchem von einem wahrheitsliebenden Manne als Augenzeuge beigewohnt wurde: Am Ufer des Rummelsburger Sees, der größtentheils noch mit Eis belegt war, versammelten sich bei dem ungünstigsten Wetter (es fiel Hagel und Regen und der Fußboden war kothig) einige 30 Personen beiderlei Geschlechts, die theils zu Wagen, theils zu Fuß angekommen waren. Von dem einen Wagen wurden verschiedene leinene Zeuge herabgenommen und bald darauf 2 viereckige Zelte, welche oben offen waren, aufgeschlagen. In das eine gingen 5 Männer, in das andere 4 Frauen (sie gehörten sämmtlich dem Mittelstande an, was aus ihrer sorgfältigen Kleidung gemuthmaßt werden konnte.) Nach Verlauf einiger Zeit trat aus dem Männerzelt ein mit einem schwarzen Badehemde, welches durch einen Leibgurt festgehalten wurde, angethaner Mann heraus, ging zu dem Frauenzelte, aus welchem eine mit einem weißen Badehemde in wollenen Socken bekleidete Frau trat, führte diese mit abgemessenen Schritten an der Hand in den See, bis ihnen das Wasser an die Brust reichte, schöpfte mit der Hand Wasser, begoß ihr Haupt damit und bog sie zum Schlusse hinterwärts über, so daß die Wellen über sie zusammen schlugen. Darauf ging's eben so gravitätischen Schrittes zurück und diese Procedur wiederholte sich mit noch 3 Frauen und 4 Männern. Unter den letzteren befand sich ein mit weißen Haaren geschmückter alter Mann. Noch in den nassen Badekleidern fielen sie zur Erde, sangen und beteten. Der muthmaßliche Priester im schwarzen Badehemde hielt unter Zähneklappern eine Rede, bis ihm fast die Stimme versagte. Mit dem Umkleiden endete diese Procedur. In einiger Entfernung standen zwei Polizeibeamte und ein Gendarm und betrachteten mit größter Ruhe und Zurückhaltung diese Mummerei. Die Zelte wurden abgebrochen und lautlos verließ die Menge, wie sie gekommen, den Taufplatz.

(Prag.) Vor einigen Tagen war eine rührende Feierlichkeit in der Maltheserkirche. Ein junger Ordensgeistlicher segnete seine, die goldene Hochzeit feiernden Eltern ein.

(Straßburg.) Die Dampfschifffahrt auf dem Oberrhein begann am 14. d., und die Direction der Kölner Gesellschaft ist vertragsweise mit der Eisenbahn in Verbindung getreten. Dem Publicum erwachsen dadurch große Vortheile, da die Fahrten gegenseitig correspondiren. Vom nächsten Monate an werden die Reisenden in einem Tage von Basel bis Mainz expedirt und die Fahrten von Köln nach Straßburg (hundert Stunden stromaufwärts) werden in 40 Stunden zurückgelegt. Bei dieser Gelegenheit wird nunmehr zum erstenmal ein Nachtdienst von Mainz nach Mannheim eingerichtet.

(Liszt in Berlin.) Was Liszt als Künstler ist und bedeutet, ist zur Genüge bekannt; uns hier interessirt er diesmal nur als Erscheinung in Berlin. Die Sonntag war ein reizendes Mädchen, die halbe, wenn nicht die ganze Männerwelt war in sie verliebt, ihre Portraits waren bis zu dem höchsten Grade der Popularität gelangt, d. h. bis zu Bonbonpapieren, und doch brachte sie höchstens drei Concerte zu Stande und durfte nur 1 Thaler Entrée fordern. Liszt hat wenigstens zwölf bis funfzehn Concerte gegeben zu 2 Thaler Entrée, und doch mußten die Diener Tage vorher stundenlang an der Casse stehen und oft mit leeren Händen zurückkehren. Das sind Kleinigkeiten; das Gerücht sagt viel, aber für die wahrhafte Geschichte seiner Verehrung giebt es nur eine authentische Quelle, seinen Kammerdiener. Liszt selbst ist ein zu bescheidener Mann, um zu erzählen, wie viele Handschuhe, als von ihm getragen, verkauft wurden, und was einige Haare, angeblich seine, im Courswerth galten. Glücklich, wer eine Zeile von ihm besitzt; er zeigt sie wohl, giebt sie aber nicht aus den Händen. Daß Damen sich vor seinen Wagen gespannt hätten, ist noch nicht vorgekommen, aber das Glas, welches seine Lippen berührt, wird wie eine Phiole mit Lebenssaft betrachtet. Glücklich die Lippe, die es wieder berühren kann. Daß eine Schöne in einer öffentlichen Versammlung ihr Flacon auf die Erde goß, um den Rest Thee, den er in seiner Tasse ließ, einzufüllen, erwähne ich als ein zweifelhaftes Faktum, worüber die historische Kritik später entscheiden mag. Aber daß Damen dreißig Meilen weit herreisen, ihn zu hören, oder vielmehr den Zauberer zu sehen, daß er von früh bis spät den Verehrerinnen Audienz ertheilen muß, ist eine Thatsache. Der Orpheus, oder der Mann von Hameln gleicht durch seine Kunst und Liebenswürdigkeit aber auch alle Stände aus; hoch und niedrig zieht an seinem Triumphwagen. Und wer verargt dem schönen Geschlechte diesen Fanatismus der Verehrung, wenn Männer selbst in ihren Huldigungen dasselbe überbieten? Gedichte, Toaste, Anreden; Kränze liegen bereit, wenn er in sein Concert tritt, sie auf seine Stirne zu drücken.

(Göttingen.) Heeren war am 25. Oct. 1760 zu Arbergen bei Bremen geboren, seit 1787 außerordentlicher, seit 1794 ordentlicher Professor der Philosophie, seit 1801 Nominalprofessor der Geschichte. Seine Verdienste um Weiterbildung der Geschichte sind unbestreitbar, allein es ist eben so wahr, daß er kein Historiker und kein Mann war, wie ihn die heutige Welt verlangt. Heeren war Commandeur des Guelphen-Ordens, Ritter des schwedischen Nordstern-Ordens und seit 1837 Ritter der französischen Ehrenlegion, wie sich von selbst versteht Mitglied beinahe sämmtlicher gelehrten Akademien und Gesellschaften der Welt. Gutmüthigkeit und Wohlwollen zeichnen sein Privatleben aus, namentlich verlieren unsere Armen einen ihrer größten Wohlthäter. Heeren starb kinderlos; sein Erbe ist der als Deputirter Göttingens im Jahre 1838 bekannt gewordene Justizrath Conradi.

(Naturhistorisches.) Reisende, die aus Brasilien in Philadelphia angekommen, bestätigen die in englischen Blättern gemeldete Nachricht, daß der Naturforscher Dr. Lund, der gegenwärtig sich zu Lago-Santo aufhält, auf einer Reise in's Innere von Brasilien wirkliche versteinerte Menschenknochen neben versteи-

nerten Skeletten von anerkannten vorweltlichen Thlerarken entdeckt hat, die allem Anschein nach einer frühern Erdperiode angehören.

(Chinesische Theater.) Pecking hat sechs Schauspielhäuser, in welchen täglich von Mittag bis Abends gespielt wird. Trauerspiele, Lustspiele und Gesang wechseln ab. Man findet daselbst Logen und ein Parterre. Die Bänke sind von Holz; vor jeder derselben steht ein Tisch, auf welchem man von Seiten der Schauspieler-Behörde die Zuschauer mit Thee bewirthet, auch stehen Lichter auf demselben, damit die Gäste ihre Pfeifen anzünden können. Mit dieser Bewirthung scheint die Behörde die Schaulustigen anlocken zu wollen, denn mehr noch, als ehedem in Deutschland, wird der Besuch des Schauspiels für eine halbe Sünde angesehen. Ein Kaiser aus der Familie The-on wurde nach seinem Tode ohne allen feierlichen Pomp begraben, weil er in Lebzeiten das Schauspiel geliebt und die Vorstellungen oft besucht hatte.

(Berlin.) Die Nachricht, welche die Kölner Zeitung enthält, daß ein junger hiesiger Liberaler wegen einer unbesonnenen Aeußerung über den König gefänglich eingezogen und in eine Criminaluntersuchung verwickelt worden sei, ist wahr. Das unbesonnene Wort war zu einem Zweiten im Privatgespräch, aber leider an einem öffentlichen Orte gesprochen; es wurde angezeigt und der Betheiligte sofort eingezogen. Nun stellt sich die Sache so, daß der, zu welchem es gesprochen wurde, sich nachher dessen durchaus nicht mehr erinnerte, aber ein Zeuge, der es gehört hat, vorhanden und somit nur eine außerordentliche Strafe möglich ist. Diese ist vom Criminalsenat auf 1½ Jahr festgestellt worden. Man hofft indessen, daß das Oberappellationsgericht nach dem milderen, sehr wohl anwendbaren Paragraphen urtheilen und die Strafe vielleicht auf zwei Monate reduciren werde. Es bleibt aber der junge Mann gefangen und kann sechs Monate sitzen, bevor er zu zweien verurtheilt worden.

(England.) In Lancashire greift die verrückte Secte der „Heiligen der letzten Tage", wie sie sich nennen, um sich. Ein Bekenner dieses Glaubens, so lehren seine Prediger, könne ohne Schaden Gift nehmen und mit Schlangen spielen, jede Krankheit durch Auflegung der Hände heilen, in fremden Zungen reden u. s. w. Wenn es ja vorkommt, daß so ein Heiliger, wenn er krank wird noch physische Arznei nimmt, so ist das ein Zeichen, daß er noch nicht recht bekehrt ist.

(Eisenbahnen.) Zufolge einer Berechnung der Augsburger allgemeinen Zeitung wurden die deutschen Eisenbahnen im Laufe des Jahres 1840 von mehr als fünf Millionen, also dem 8ten Theil der gesammten Bevölkerung Deutschlands, befahren.

(Bayern.) Der König von Bayern hat durch sein Ministerium seinen Regierungen eröffnen lassen, wie es sein ausdrücklicher Wille sei, daß die französische Sprache aus den weiblichen Bürgerschulen entfernt gehalten werde, indem hierin deutsche Bürgerfrauen gebildet werden sollen, und keine verbildeten Deutsch-Französinnen.

(Calas.) Der Prozeß des unglücklichen Calas, den Voltaire's mächtige Stimme zum unglücklichen Opfer stempelte, hat einen neuen Beobachter gefunden, nämlich den als Staatsprocurator bekannten Hrn. Plougoulm, dem die Gerichtsacten des Parlaments zu Toulouse zu Gebote standen. Der Proceß soll jetzt eine ganz andere Gestalt gewonnen haben, als man denselben nach Voltaire's Schrift anzusehen gewohnt war, und die Schuldbarkeit des Calas sich unwiderleglich herausstellen.

(Die Antigone) des Sophokles ist vor kurzem auch in Leipzig an drei Abenden hinter einander aufgeführt worden. Am 15. März fand die vierte Aufführung bei gedrängt vollem Hause statt. Die Aufführung des classischen Meisterwerks schien auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck zu machen.

Mendelsohn dirigirte bei den ersten Aufführungen die zu dem Drama gehörende Musik selbst. Seine Anwesenheit gab auch Veranlassung, daß die Leipziger Musikfreunde eine neue Symphonie von ihm zu hören bekamen, von der ein Berichterstatter sagt, daß sie eben so sehr ein Beweis von der musikalischen Gelehrsamkeit des Componisten, als davon sei, daß er in diesem Fache noch keine Originalität erreicht habe. — Der Cantor an der Thomasschule Weinlig, ist am 7. d. M. gestorben und dadurch eine örtlich und geschichtlich wichtige Stelle erledigt worden, die früher von Sebastian Bach, Doles, Hiller (dem Stifter der Leipziger großen Concerte), Schicht bekleidet worden war.

(Lachner.) Eine neue Composition von Vincenz Lachner: „Waldhornklang", Gedicht von A. Schnezler, für Männergesang mit Begleitung des Waldhorns oder Violoncells, ist so eben bei Schott's Söhne in Mainz erschienen. Wir machen alle Gesangsliebhaber und Liedertafeln auf diese werthvolle Composition des genialen Tonkünstlers aufmerksam.

Anzeige.

Bei Verleger des Bürgerfreundes ist zu haben:

Fry, Elis., Texte für jeden Tag im Jahre. Zur Erbauung und Belehrung. Eine passende Mitgabe für Confirmanden. 32mo. gebunden 12 Grote.

Tiele, J. N., Bemerkungen gegen Webers Schrift „das christliche Bedürfniß der Zeit", dem Pietismus und insonderheit dem Krummacherthum gegenüber. Geh. 9 Grote.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemanns straße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 24.

Bremen, Donnerstag den 24. März 1842.

Gestorben:

Nro. 317. Den 18. März. Des Kaufmanns Friedrich Brockelmann Tochter, 2 Jahr, Hohethorsstraße Nr. 5.

— 318. Den 19. — Der Rentier Herm. Theodor Pagenstecher, 45½ Jahr; Stintbrücke Nr. 4.

— 319. Den 19. — Der Friseur Friedrich Matthias Gottfried Baumann, 61 Jahr, Schützenwallstraße Nr. 7.

— 320. Den 19. — Des Leinenhändlers Joh. Justus Kulp Tochter, 3½ Jahr; Stavenstr. N. 3.

— 321. Den 19. — Des Segelmachers Daniel Entholt Tochter, 4 Jahr; Neuenstr. Nr. 9.

— 322. Den 19. — Des Lohndieners Heinr. August Wilh. Burgtorf Sohn, 1 Jahr, Buchtstraße Nr. 33.

— 323. Den 20. — Des verst. Obristlieutenants beim hiesigen Infanterie-Bataillon Joh. Diedr. Freudenthal Wittwe, geb. Kunze, 60½ J.; Hohethorsstraße Nr. 36.

— 324. Den 20. — Des Malers Ludwig Friedr. Busch Ehefr., geb. Löseke, 27 Jahr; Süderstr. Nr. 24.

Nro. 325. Den 20. — Des Hökers Aug. Wilh. Göbert Ehefr., geb. Wittenberg, 74 J.; Schnoor Nr. 36.

— 326. Den 20. — Der Soldat im hiesigen Infanterie-Bataillon Chr. Wilh. Krukemeyer, 39 J.; Hospital am Hohenthor.

— 327. Den 21. — Caroline Elise Michaelis, 4 M.; hinterm Osterthorswall Nr. 10.

— 328. Den 21. — Der Cigarrenmacher Carl Wilh. Ruppert, 27 Jahr.

— 329. Den 21. — Des Arb. Gerh. Warncken Sohn, 1 J. 4 M., Osterthorssteinweg.

— 330. Den 22. — Des Stuhlmachers Herm. Heinr. Richter Sohn, 5½ J.; kleine Annenstraße Nr. 18.

— 331. Den 22. — Der Dienstknecht Gottl. Schultze, 49 Jahr; im Krankenhaus.

— 332. Den 22. — Des Arbeitsm. Otto Eggers Sohn, (todt geb.), Osterthorssteinweg Nr. 56.

— 333. Den 23. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Zencke Tochter, 2 Stunden, Belloisweg Nr. 4.

— 334. Den 23. — Des Kahnschiffers Berend Meyer Sohn, 13 Tage, Sandersdeich Nr. 11.

Geboren:

Nro. 393. Den 17. März. Des Hökers Peter Joh. Linsen Ehefr., geb. Ostendorp, Buntenthorssteinweg Nro. 123; von einem Mädchen.

— 394. Den 19. — Des Restaurateurs Julius Carl Wüstendörfer Ehefr., geb. Hansing, Grasmarkt Nro. 8; von einem Knaben.

— 395. Den 19. — Des Lohndieners Johann Friedr. Brüning Ehefr., geb. Cordes, Osterthorsstraße Nro. 30; von einem Knaben.

— 396. Den 19. — Des Fuhrmanns Joh. Diedrich Duhnenkamp Ehefr., geb Wenzel, Rembertistraße 25; von einem Knaben.

— 397. Den 20. — Des Tonnenmachermeisters Wessel Fiege Ehefr., geb. Klencke, Klosterstraße Nro. 8; von einem Knaben.

— 398. Den 20. — Des Cigarrenmachers Jacob Tölken Ehefr., geb. Schierholz, Kirchenstr. Nr. 36; von einem Knaben.

— 399. Den 20. — Des Lichtziehers Martin Grimsehl Ehefr., geb Meiners, Abbenthorswallstraße Nro. 20; von einem Mädchen.

Nro. 400. Den 20. — Des Miethkutschers Ernst Christ. Daniel Baumgarten Ehefr., geb. Fischer, Klosterstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 401. Den 21. — Des Schlossermeisters Georg Johannes Marcus Ehefr., geb. Frerichs, Weges-Ende Nro. 24; von einem Knaben.

— 402. Den 22. — Des Fuhrmanns Joh. Heinrich Neukirch Ehefr, geb. Bremermann, kleine Weidestraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 403. Den 22. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Dröge Ehefr., geb. Strecktus, gr. Fuhrleutestraße Nro 12; von einem Mädchen.

— 404. Den 22. — Des Cigarrenmachers Peter Joseph Naber Ehefr., geb. Eden, kl. Allee N. 10, von einem Knaben.

— 405. Den 22. — Des Cigarrenm. Joh. Hinrich Zenke Ehefr., geb. Sempf, Belloisweg Nr. 4; von einem Mädchen.

— 406. Den 22. — Des Arb. Otto Eggers Ehefrau, geb. Wilke, Osterthorssteinweg Nr. 56; von einem todten Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 25.

Bremen, Sonntag den 27. März 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Ostersonntag den 27. März.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.
12 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Dreier.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Am Ostermontag den 28. März.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 Uhr Hr. Cand. Dreier.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Cand. Vietor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6 und 8 Uhr Morgens und um 1 Uhr Nachmittags.

Osterlied.

Ostern, Ostern, Fest der Freude,
Siegestag der Christenheit,
Sei gegrüßt, du heilig hohe
Gnadenvolle Osterzeit!

Weihrauch, Blumen, Licht und Lieder
Und der reinen Herzen Schlag,
Alles preiset Gott und jubelt
Heut' am Auferstehungstag.

Und in vielen, vielen Zungen
Auf dem weiten Erdenrund
Wird das hohe Lied gesungen,
Wie der Herr vom Tod erstund.

Ach, wie war die Erde traurig,
Oed' und bang' und angsterfüllt,
Da der Geber alles Lebens
Lag in's Leichentuch gehüllt.

Traurend kamen zu dem Grabe
Die drei frommen Gottesfrau'n,
Ihres hohen Meisters Antlitz
Einmal noch im Tod zu schau'n.

Brachten Balsam mit und Myrrhen,
Süßen Duft der Spezerei,
Seinen heil'gen Leib zu schmücken,
Daß ihr Herr geehret sei.

Nahten bang dem Grabesfelsen
Bei des Tages frühstem Schein:
Ach, wer wird uns Schwachen wälzen
Von dem Grab den schweren Stein?

Sieh', da stieg die Sonne leuchtend
Aus dem dunkeln Schooß der Nacht;
Doch die irdische erbleichet,
Denn die ew'ge ist erwacht.

Die der Erde und dem Himmel
Licht und Leben liebend gab,
Hat gelöst des Todes Banden
Und gesprengt das finstre Grab.

Und ein Engel auf dem Steine
Leuchtend sitzt zur rechten Hand,
Klar wie Blitz das heil'ge Antlitz,
Rein wie Schnee das Lichtgewand.

Fürchtet nichts, ihr treuen Frommen!
Den ihr sucht, hier weilt er nicht,
Nicht im Moder dunkler Grüfte
Weilet mehr das ew'ge Licht.

Geht und sagt, daß er erstanden,
Sagt, das Grab gab seinen Raub;
Denn es hat das Lamm getreten
Tod und Schlange in den Staub.

Als die Frauen dieß vernommen,
Ist in Freud' ihr Herz entbrannt,
Sangen heiße Dankeslieder,
Warfen weg das Grabgewand.

Tausend Jahr', bald wieder tausend
Schwanden, seit's der Engel sprach,
Und in immer vollern Chören
Riefen's ihm die Zeiten nach.

Ein Jahrhundert rief's dem andern,
Und so klingt von Mund zu Mund
Lauter stets die frohe Botschaft,
Wie der Herr vom Tod erstund.

Drum auch wir in Feierkleidern
Jubeln heut' dem Engel nach,
Wie vom Tod der Herr erstanden
An dem heil'gen Ostertag.

Die falsche Jungfrau von Orleans.

(Schluß.)

Die Richter der Tournelle versammelten sich am Tage nachher und die falsche Jeanne d'Arc erschien mit einer Ruhe, mit einer Ergebung vor ihnen, die die Magistrate lebhaft überraschte. Auf alle Fragen antwortete sie mit seltener Geistesgegenwart und vollkommener Ziemlichkeit. Als der Präsident der Tournelle sie fragte, weshalb sie darauf beharre, sich für Jeanne d'Arc auszugeben, da es gemeinkundig sei, daß diese tapfere Heldin auf dem Scheiterhaufen von Rouen geendet, entgegnete sie unter Thränen:

— Ich soll eine Lügnerin und Betrügerin sein, und Sie wollen den Beweisen nicht glauben, die ich von der Wahrheit meiner Behauptungen gebe. Betrachten Sie meinen Hals; hier ist die Wunde, die ich in der Schlacht von Patay erhielt; sehen Sie meine Hüfte; noch ist die Narbe der Wunde bemerkbar, die ich in den Laufgräben von Compiegne empfing. Ich lüge nicht, ich versichere Sie, und bei dem Antheile, den ich am Paradiese hoffe, betheuere ich Ihnen, daß ich die Jungfrau von Orleans bin. —

Als Eustache de Gravois, der Advocat des Königs, sie fragte, durch welches Wunder es ihr gelungen sei, den Flammen zu entrinnen, wenn sie wirklich Jeanne d'Arc sei, antwortete sie:

— Monseigneur Conchon, der Bischof von Beauvais, einer meiner Richter und derjenige, der während des Processes am heftigsten gegen mich auftrat, strafte am Tage vorher, wo ich lebendig verbrannt werden sollte, Monseigneur Thomas Racow, den Bischof von Orford, in voller Versammlung Lügen. Um sich für diesen Schimpf zu rächen, schwur der englische Prälat, mich meinen Feinden zu entreißen, und er rettete mich wirklich, indem er mich in der Tracht eines Seemanns auf ein Schiff führen ließ. Statt meiner verbrannte man den Körper eines jungen Mädchens, das im Hospital von Rouen gestorben und fast von meinem Wuchse war. Was mich betrifft, so wurde

ich nach England gebracht und dort, so lange der Bischof von Orford lebte, ziemlich gut unter dem Namen der tollen Jenny behandelt. Vor ungefähr zehn Jahren starb mein Beschützer und nun war ich des Wortes entbunden, welches ich ihm gegeben, nicht nach Frankreich zurückzukehren. Ich bin dahin zurückgekehrt; das ist Alles. Sie sehen, meine Herren, daß bei dem Allen weder Zauberei noch Wunder im Spiel ist.

Die Frau brachte diese Worte mit so großer Kunstlosigkeit, so außerordentlicher Einfachheit vor, daß die Richter bewegt wurden. Zum Unglück aber für sie erkannte sie ein gewisser Mahé de Quersabec, Seneschall von Quercy, der sich unter den Zuhörern befand und erklärte, sie sei Niemand anders, als eine gewisse Jeanne de l'Espine, die Wittwe eines Lohgerbers aus der Stadt Rennes, welche seit ihrer Wittwenschaft schon mehrere Beweise von Geistesabwesenheit gegeben. Mochte nun Jeanne immerhin läugnen, daß sie die Frau sei, die der Seneschall nannte, man wollte nicht mehr auf sie hören.

Von diesem Augenblicke an antwortete sie auf die Fragen, die man ihr vorlegte, nichts weiter als! „Ich bin Jeanne d'Arc, ich versichere Sie; es hängt nicht von mir ab, das Gegentheil zu erklären und gälte es auch mein Leben."

In einem aufgeklärteren Jahrhundert, unter anderen Umständen und unter einem milderen Könige hätte man sich begnügt, die Unglückliche, die kein anderes Unrecht begangen hatte, als daß sie unter der Hülle eines Namens, dessen sie ohne Zweifel nicht würdig war, nach Popularität gestrebt, zu verbannen oder in's Gefängniß zu werfen. Aber Ludwig XI. und die Gerichte, welche seine Gerechtigkeit handhabten, kannten keine Mittelwege: Jeanne de l'Espine wurde einstimmig zum Feuertode verurtheilt. Sie vernahm ihr Urtheil mit Ruhe und sprach, indem sie sich an die kleine Zahl der Zuhörer wandte: „Es war von aller Ewigkeit her meine Bestimmung, in den Flammen zu sterben; wenn aber Gott mir die Ehre erweisen will, daß ich als Märtyrer und Jungfrau sterben soll; so hätte er mir andere Henker gewähren sollen, als Franzosen."

Nachdem sie diese Worte mit starker und heller Stimme gesprochen, stand sie auf und folgte ihren Wächtern, die sie in den Kerker zurückführten. Sie verlangte einen Priester und man führte ihr einen ehrwürdigen Geistlichen von der Sorbonne, Namens Jacques le Houzy zu. Dieser mildherzige Priester blieb bis zur Stunde ihres Todes bei ihr und verschwendete alle Tröstungen der Religion an sie. Der berühmte Philipp von Commines berichtet, daß er denselben, als er sich vierzehn Jahre später, wo er Almosenier des Königs geworden war, mit ihm unterhielt, gesprächsweise gefragt, ob die Tournelle recht gerichtet habe. — Gott allein weiß es, entgegnete der Almosenier. Und als ihm Commines im Fortgange der Unterhaltung bemerkte, daß von allen falschen Jungfrauen, die in Frankreich erschienen, Jeanne de l'Espine die sei, die sich am meisten Sympathie erworben, antwortete ihm der Priester: „Die Beschlüsse Gottes sind unerforschlich; aber sein Sie überzeugt, daß wenn Jeanne de l'Espine jetzt wieder erschiene, sie nicht lebendig verbrannt sein würde; mein Charakter als Priester und Beichtvater erlaubt mir zu meinem Bedauern nicht, mehr zu sagen." Philipp von Commines schloß daraus leicht, daß die unglückliche Jeanne nicht so schuldig gewesen, als es geschienen: „Denn der gute Almosenier," sagt er „war sowohl in Sachen der Religion als der Politik sehr aufgeklärt."

Jeanne de l'Espine wurde bei den Hallen verbrannt. Am Tage ihrer Hinrichtung war das Zusammenströmen der Zuschauer so groß, daß der Prévôt von Paris genöthigt war, nicht allein die Nachtwache von Paris, sondern auch einen ansehnlichen Theil der Bürgermiliz, die man bei solchen Gelegenheiten in der Regel nicht verwendete, unter die Waffen zu rufen.

Nach der Hinrichtung der Unglücklichen, welche lebendig verbrannt wurde, versammelten sich, wie Sauval (Bd. III. p. 308) hinzufügt, der Procureur des Königs am Chatelet, der Criminal-Lieutenant und andere Beamte der Gerechtigkeit zum Essen in einer Schenke und verzehrten dort 52 Sous.

Der Derwisch.

(Fortsetzung.)

Die junge armenische Wittwe und ihre Frauen machten sich sogleich über das geheimnißvolle Packet her, als Sehin dasselbe auf den Tisch gelegt hatte. Nachdem sie die Verpackung aufgeschnitten hatten, untersuchten sie die kostbaren darin enthaltenen Kaschemir-Shawls, schlugen sie auseinander, wandten sie um Hüften und Haupt und bewunderten die

Schönheit und Feinheit des Stoffes. Während dieser Zeit verhielt sich Sehin ganz passiv, blickte indeß von Zeit zu Zeit nach dem General hin und forderte ihn endlich auf, sich selbst von der Vorzüglichkeit der Kaschemirs zu überzeugen: „Sieh', fühle, General," sagte er zu ihm, „möge Mahomed Dich schützen und Du wirst unter Deinen Fingern das zarteste Gewebe fühlen, das jemals die Sonne beschienen hat."

Drei Mal wiederholte Sehin diese Aufforderung in etwas ungeduldiger Weise. „Du siehst, Derwisch," entgegnete ihm der General, indem er ihm seine rechte Hand entgegenstreckte, „daß ich mir die Hand verletzt habe; das Blut auf meinen Fingern und meinen Handschuhen würde die Farben Deiner kostbaren Stoffe verderben; aber," fügte er hinzu, um sich dem Derwisch gefällig zu zeigen, „ich will meine Hand sogleich in Essig tauchen und dann wiederkommen, um an der Bewunderung der jungen Frauen Theil nehmen zu können."

„Löwenblut befleckt nicht," erwiederte Sehin; „im Gegentheil, er bringt Ehre, es verschönert die Standarte des Kriegers und die Trophäen der Liebe."

„Ich glaube Dir's gern," sagte lächelnd der General, „aber ich bin weder ein Löwe, noch ein Verliebter, und würde mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich ein Gewand, das die Schönheit so hoch schätzt, mit Blut beflecken wollte."

General Grabbe, der sich bei diesen Worten entfernte, hatte sich wirklich am Morgen dieses Tages leicht an der Hand verletzt. Das ihm eben erst verliehene Großkreuz des St. Annenordens, welches er, dem Brauche gemäß, am Halse trug, hatte sich durch die Bewegung des Pferdes in das Commandeurkreuz des polnischen weißen Adlerordens verwickelt und eine der scharfen Spitzen eines der beiden Orden war ihm, als er im Galopp die beiden Ordenszeichen wieder auseinander zu bringen suchte, in den Zeigefinger gedrungen. Das Blut aus dieser übrigens ganz unbedeutenden Wunde war unaufhörlich herabgequollen bis zu dem Augenblicke, wo er sich entfernte, um die Blutung zu stillen.

Als nach Verlauf einer Viertelstunde der General wieder in's Zimmer trat, stürzte ein Kosackenoffizier in's Haus und schrie, der Feind habe unerwartet die Linien angegriffen und bereits die Avantgarde über den Haufen geworfen. Statt aller Antwort stieg General Grabbe ohne Abschied zu nehmen, schleunigst die Stufen der Vorhalle hinab, schwang sich aufs Pferd, zog den Säbel und ritt davon.

Auf diese plötzliche Entfernung folgte eine unruhige Bewegung unter den Anwesenden, von der man indeß bald zurückkam, weil dergleichen Ueberfälle häufig stattfinden und in der Regel mit geringer Mühe zurückgewiesen werden. Sehin aber wurde plötzlich bleich, seine Augen glühten, krampfhaftes Zittern schien seinen ganzen Körper zu erfassen, Thränen der Wuth flossen über seine Wangen und er rief mit mächtiger Stimme aus: „Ja, ja! der Giaur soll am Leben bleiben. Allah will es; Ihr aber, Ihr Frauen, hört; Jummdiar (die Pest) ist Euer Gast; ich habe sie mit den Shawls eingeschleppt, welche zu berühren Schaitan (der Teufel) den Moskowiter verhindert hat."

Gegen die Gewohnheit der Muselmänner sprach Sehin diese Worte mit großer Schnelligkeit, stürzte dann plötzlich nach dem Balcon des Hauses, vor welchem eine große Menge Volkes versammelt war, und schrie: „Hört mich, hört mich, Ihr Anhänger Mahomed's! Gott ist Gott und Mahomed ist sein Prophet! Nein, ich bin kein Diener der Giaurs, ich bin ihr Feind; bald werdet ihr erfahren, was ich gethan habe, um sie zu vernichten.

Schrecken ergriff das Volk, das nach allen Seiten hin auseinander stob, und das Geschrei der Menge mischte sich in den Kanonendonner, der von den Vorposten her erschallte. Der Gouverneur, als er erfahren, was geschehen sei, zog in aller Eile mit einem Bataillon mit gefälltem Bayonette heran. Er ließ um das verpestete Haus einen Cordon ziehen und befahl, ungeachtet aller Betheuerungen Sehin's, daß er sein eigenes Haus nicht betreten habe, daß dessen Frau, seine beiden Kinder und Diener die Quarantaine im Hause der jungen armenischen Wittwe abhalten sollten.

Durch diesen mit Donnerstimme ausgesprochenen Urtheilsspruch wurde bei Sehin Bei das Gefühl des Gatten und Vaters lebhaft erweckt; er wollte sich dem Gouverneur zu Füßen werfen, aber die Bayonette verweigerten ihm den Zugang. Er mußte sich seinem Schicksale ergeben, und dem Schreckensbefehle geschah Genüge. Die Quarantaine wurde auf das Strengste beobachtet, wie dies in jenen russischen Provinzen der Brauch ist, in welche eben dieser Strenge wegen, ungeachtet der Nähe des furchtbaren Gastes in der Türkei, die Pest doch selten eindringt. Erst am siebenten Tage brach die Krankheit in dem Hause aus und ihre Wirkungen waren schrecklich; der Gouverneur hatte befohlen,

daß die Frau Sehin's alle an der Pest erkrankten Frauen, Sehin selbst aber die Männer bedienen solle. Von allen in der Quarantaine befindlichen Personen kamen nur wenige mit dem Leben davon, unter ihnen ein Adjudant des Generals Grabbe, der schon früher einmal die Pest gehabt hatte, eine alte Frau und Sehin selbst, der Urheber so vielen Unheils und so großer Leiden. (Schluß folgt.)

∴ Frühere Zustände der Kaufmannschaft.

(Fortsetzung.)

Die Hauptsache war aber wohl die Fracht selbst; eine gemeinsame feste Regulirung derselben mußte um so wünschenswerther sein, als ohne eine solche die vielen Vorrechte des einen Schiffers vor dem andern und die Beschränkungen der freien Concurrenz leicht zu großer Ungleichheit und Uebervortheilungen in der Fracht hätte führen können. Diejenigen Kaufleute, die nach einem der drei Contore zu handeln pflegten, gaben deswegen den dazu eingesetzten Vorstehern ihrer Gesellschaft, den sogenannten Frachtherren, diejenigen Waaren auf, die sie von hier zu senden oder aus den fremden Contoren hieher zu beziehen wünschten, worauf die Frachtherren die im Hafen befindlichen Schiffe nach einer gewissen Reihefolge mietheten und die Fracht unter die Betheiligten repartirten. Die Frachtcontracte waren also wie man es jetzt nennen würde, Chartepartien zwischen der Gesellschaft und dem Schiffer, der sich dann an Niemand zu halten hatte und auch gegen Niemand verpflichtet war, als an und gegen die Vorsteher der Gesellschaften in Hamburg und die Aelterleute der Contore im Auslande*); diese Corporationen, nicht der einzelne Kaufmann, traten als Absender und Correspondenten der Schiffe auf; sie sicherten die Einhaltung der Privilegien, sie sorgten für Schutz gegen Freibeuter und Kaper, sie wahrscheinlich repartirten, die Fracht, so auch den durch feindliche Angriffe oder sonstige Seegefahr entstandenen Schaden, — und im Allgemeinen war das charakteristische Attribut der kaufmännischen Societäten im 15. und 16. Jahrhundert: die gemeinschaftliche Befrachtung der Schiffe nach denjenigen Ländern, deren Namen sie führten. Ein gesetzliches Privilegium dazu hatten sie nicht; daß sich ein factisches bildete, wäre nach dem eben gesagten, jedenfalls sehr erklärlich.

Für die einzelnen kaufmännischen und Schiffer-Verbindungen fanden auch regelmäßige Mahlzeiten und Festivitäten Statt, besonders bei den Flandernfahrern lassen sich diese sogenannten „Höge" von 1480 bis 1592 nachweisen. Sie fanden nach Heiligen Drei Könige statt und dauerten Anfangs drei, später zwei Tage; es waren Faschingslustbarkeiten, zu denen die Mitglieder des Rathes und sonstige angesehene Personen eingeladen wurden; unter freiem Himmel wurde ein Baum aufgerichtet, und um denselben drei solenne Tänze aufgeführt: Sonntags der Prophetentanz, ein Mummenschanz bei welchem die Propheten mit Bärten und ausgestopften Kleidern Reimsprüchlein und Gedichte recitiren mußten — Montags der Jungfern-, und Dienstag der Staatstanz; diesen mußten die Rathsherren mittanzen, und die Namen der Tanzenden wurden in den Annalen der Gesellschaft aufgezeichnet. Selbst die Freuden des Tanzes schnürte jene in Förmlichkeiten verlorene Zeit in enge Zunftgesetze ein!

Dieser „gemeine Kaufmann" dessen Bedeutung in dem Vorhergehenden erörtert worden, erwählte nun im Jahre 1517 einen gemeinschaftlichen Kaufmannsrath von sechs Mitgliedern, je zwei aus jeder der drei gedachten Gesellschaften, welche die Kaufmannschaft bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Frachtcontract von 1598 (auf Pergament, im Stadtarchiv): Tho wetende dat den sowentelnden Juli dysses Negen und Negentigsten Jares de Ersaren vornemen Johan Dume, Hans Meyer, Hynrich Giers und Jochim Blome, Borgere und itzig Tidt verordnete Frachterer der Borgerfahrer-Nation allhier in Hamborch hebben in Namen Godes gefrachten den ock Ersamen Schipvern Peter Albers, Borgern hieselvest folgender Gestalt: Also dat gedachter Schipper von hierab na Bergen in Norwegen mit den ingenommenen Güdern segelen und ihme daselvest na gude gedanee Lossinge und Lieveringe van jeder Last Vertein Mark Dentsch van dem Kopman schal vergedert und betalet und alsdanne weddernmb beschepet werden, und mit den ingenommenen Güderen anhero up Hamborch tho lopende verpflichtet syn u. s. w. (Die eigentlichen Absender und Consignatäre der Ladung sind also nicht genannt.)

* Bremer Zeitungen.

Die Ehrliebende Bürgerschaft hat im letzten Convente einen schönen Eifer für intellectuelle Fortschritte an den Tag gelegt. Ungeachtet der großen Zahlen des Ausgabe-Budgets, welches ihr vor Augen lag, beantragte sie

dennoch eine Verbesserung in der finanziellen Stellung der Lehrer an den Mittel- und Neben-Schulen, und wünschte eine Aufhebung des jetzt bestehenden Zeitungs-Monopoles und Lese-Zwanges unter Entschädigung der Hauptschule als bisheriger Verpächterin. Da der Senat bei der Sorge für intellectuelle Fortschritte meistens die Initiative zu ergreifen pflegt, so dürfte es keinen Zweifel leiden, daß der diesmalige Eifer des anderen, sonst die Schnüre des allgemeinen Geldbeutels ängstlich bewachenden Staatskörpers, eine beifällige Aufnahme finden werde, und darf man also in vertrauender Hoffnung wie oben geschehen von Bremer Zeitungen sprechen. Eine Aenderung mußte eintreten, denn bei aller Achtung, welche man für die Geistestüchtigkeit der bei der Zeitungs-Redaction angestellten Gelehrten hegt, läßt sich doch aussprechen, daß der Inhalt hinter den Blättern anderer Städte zurückblieb. Das unelegante Aeußere und die Druckfehler, über welche bisweilen ein tückischer Dämon zu walten scheint, sind ebenfalls wenig geeignet ein großes Lesepublikum zu gewinnen und zu befriedigen. Vielleicht kann die Redaction auf das Ungenügende der ihr verstatteten äußeren Hülfsquellen hinweisen, und der Verleger mit Recht den Tadlern erwiedern, daß die hohe Pachtabgabe ihm die Verwendung reicherer Mittel auf die Zeitung unmöglich mache; — wie dem aber auch sei, das beste Mittel zu erproben, ob Hindernisse unüberwindlich und ob billige Wünsche Erhörung finden mögen, ist die Verstattung einer freien Concurrenz, und diese darf man ja gegenwärtig hoffen. Daß aber eine gute Zeitung kein Luxus-Artikel für müßige Leute, sondern ein Bildungs-Mittel für das gesammte Publikum sei, bedarf wohl für Bremen keiner besonderen Erörterung. Die zu verhoffende neue Zeitung könnte Bremer Börsen-Zeitung heißen, und ein Abendblatt sein, für die Herausgabe dürften aber bei der Schünemann'schen Officin die geeignetsten Mittel gefunden werden.

† Concert der Liedertafel zum Besten des Hermanns-Denkmals *).

Das Hermanns-Denkmal schreitet seiner Vollendung rasch entgegen, und es ist zu hoffen, daß die feierliche Einweihung im Sommer des nächsten Jahres stattfinden wird. Ganz Deutschland hat zur Errichtung dieses vaterländischen Monuments, das an die Erhaltung unserer Selbstständigkeit und Einheit mahnen soll, beigetragen; doch bedarf es noch mancher Spende, um die Mittel zur völligen Ausführung herbeizuschaffen. Um den patriotisch gesinnten Norddeutschen, welche dieses Denkmal am nächsten angeht, da die Wesergegenden der Schauplatz von Hermanns Thaten waren, Gelegenheit zu geben, ihr Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, hat sich der Bund der norddeutschen Liedertafeln vereinigt, in den respectiven Städten Concerte zu veranstalten. Die hiesige Liedertafel, Mitstifterin jenes Bundes, und zugleich von warmem Interesse für jenes Werk durchdrungen, wird am 2. April d. J. im Saale der Union ein Concert veranstalten, dessen Ertrag zum Besten jenes Denkmals bestimmt ist. Auf ihre freundliche Einladung hat sich ihr eine große Anzahl von Mitgliedern anderer hiesiger Gesangvereine zugesellt, so daß ein Chor von etwa hundert Personen zusammenwirken wird. Sowohl bei der Auswahl der Chorgesänge als der Soloquartetts (theils frei, theils mit Instrumental-Begleitung) hat man auf den Zweck dieses Concertes Bedacht genommen. Die Redaction d. Bl. zweifelt nicht, daß die hochherzige Begeisterung für einen nationalen Zweck, aus der die Veranstaltung dieses Concerts hervorging, durch den warmen Antheil der Bürger unseres Freistaats belohnt, und durch ihre Liberalität der edle Zweck gefördert werden wird.

*) Das seiner Vollendung nahende Hermanns-Denkmal auf dem 1200 Fuß hohen Teut im Teutoburger Walde erhält eine Höhe von 165 Fuß. Hiervon beträgt der Unterbau aus Quadersandstein 90, die Bildsäule vom Fuß zum Scheitel 42, bis zur erhobenen Schwertspitze 75, das dauerhaft zu vergoldende Schwert allein 22 Fuß. Zur Bildsäule werden 164 Centner Kupfer, zum Gerüste darin 550 Centner Eisen erfordert. Die Kosten des Ganzen sind auf 50,000 Rthlr. veranschlagt.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 22. März d. J.

Die zur Nachlaß-Concursmasse von Johann Lampe Wittwe gehörige, zu Kirchhuchting belegene Brinksitzerstelle zu 725 Rthlr. Käufer: Anton Gerhard Hauschild.

Druckfehler im vorigen Blatte.

Seite 189. Spalte 1 wichtige Auffassung — lies — richtige Auffassung.
" " 2 entließ — lies — entläßt.
" " " wahrhafte Ausnahme — lies — nahmhafte Ausnahme.

Miscellaneen.

(Königin Victoria und der Bijou Almanac.) Seit einigen Jahren erscheint in London der „Bijou Almanac", von so kleiner Composition, daß unbewaffnete Augen ihn kaum lesen können und deshalb jedem Exemplare ein Vergrößerungsglas beiliegt. Er ist weder mehr noch weniger als eine Curiosität und ein zierliches Toilettengeschenk, und der Herausgeber heißt Schloß, ein Deutscher. Wie besagter Herr Schloß ein Exemplar seines „Bijou Almanac" auf 1842 der Königin Victoria überreicht hat, macht seinem Geschmack alle mögliche Ehre. Aus einem Fußgestelle von Perlmutter erhebt sich die Rose von England. Das Fußgestell ruht auf einem Kissen von karmoisinem Sammt, das ringsum mit in Gold gefaßten Amethysten bestreut ist. Die halb erschlossene Rose ist von weißester Perlmutter, Stengel und Blätter vom reinsten Gold, und im Kelch der Blume liegt der Almanach sammt Vergrößerungsglas. An fast unsichtbarem Goldrathe schwebt überm Rande der Rose ein Kolibri, so zart aus rother Perlmutter geschnitten, daß der Glanz der Farbe dem Glanze und der Pracht des natürlichen Gefieders kaum nachsteht. Neugierig schaut das Vöglein auf den Almanach, und mit einiger Phantasie läßt sich glauben, es denke: wie schön bist du. Am Saume des Fußgestelles steht: 1842, und darunter: British Industry. Ueber das Ganze wölbt sich eine Krystallglocke, und die Königin erhielt es in einem mit weißem Atlas gefütterten Maroquinkästchen. Die baare Auslage des Herrn Schloß wird auf 600 Thaler geschätzt, und auch in England sind 600 Thlr. für den Herausgeber eines Almanachts keine Bagatelle. Die Königin hat jedoch Herrn Schloß in einem eigenhändigen Schreiben ihres Secretairs den Empfang des Geschenks und ihre Zufriedenheit melden lassen. Herr Schloß soll sich ungeheuer gefreut haben.

(Brougham.) Ein englischer Advocat erzählte kürzlich einen Vorfall, der vor mehreren Jahren bei den Assisen von Lancaster vorkam, wo Brougham die Sache des Beklagten führte, während Campbell der Anwalt des Klägers war. Es war bereits elf Uhr in der Nacht als Brougham seine Rede zu beginnen hatte; er bat deshalb, man möchte die Sache, weil es schon so spät sei, vertagen, der Advocat seines Gegners gab aber dazu seine Einwilligung nicht, weil er Brougham's gewaltiges Talent fürchtete, das um so wirksamer sein mußte, wenn der berühmte Mann frisch und gestärkt erschien. Wenn Brougham nun auch die Vertagung nicht erlangen konnte, so bewilligte man ihm doch eine Pause von einer Viertelstunde zur Stärkung. Als der vorsitzende Richter den Saal für diese kurze Zeit verlassen hatte, legte sich Brougham über den Tisch weg, an welchem die Zeugen saßen, warf seine Perücke und sein Halstuch ab, gab dem Aufwärter einen Sovereign und trug ihm auf, zwei Flaschen Burgunder, einen Eßlöffel und ein Waschbecken zu holen. Die Anwesenden folgten allen seinen Bewegungen mit der gespanntesten Neugierde; sie glaubten, er wolle sich mit Burgunder waschen und sie wurden in dieser Vermuthung bestärkt, denn als die beiden Flaschen Burgunder erschienen, goß er sie in das Waschbecken aus. Wie groß aber war Aller Verwunderung, als er sodann den Löffel nahm und den Wein damit aus dem Waschbecken aß, als habe er eine Schüssel mit Suppe vor sich. In sehr kurzer Zeit hatte er das Becken auf diese Weise zur Hälfte ausgeleert. Da hörte er auf, stellte das Becken neben sich, und als der Richter mit den Geschwornen zurückkam, begann er sofort seine Rede, in der er bisweilen inne hielt, um ein Paar Löffel voll Burgunder zu sich zu nehmen. Nachdem er auf diese Weise zwei Stunden gesprochen hatte, forderte ihn der Gerichtshof auf, abzubrechen; aber nein; er wollte sich rächen und fuhr in seiner Rede fort bis lange nach drei Uhr am folgenden Morgen. So lange mußte natürlich auch sein Gegner, Campbell, aushalten.

(Haemopis vorax.) Hierunter versteht man eine Blutegelgattung, welche sehr häufig in den Gewässern von Algerien vorkommt, und erst in der neuesten Zeit als höchst verderblich erkannt worden ist. Die Franzosen fluchen jetzt diesem Wasserthier mit dem bittersten Ingrimm, denn es war den Eroberern dieses Raubstaates ein verlarvter Feind, der ihnen bisher wenigstens mittelbar nicht geringen Schaden zugefügt hat. Man hat es nämlich nicht begreifen können, daß die Viehheerden, welche man aus Europa zum Proviant der Armee übergeschifft hatte, so schnell abmagern und erkranken, ohne daß sie von einer Seuche befallen worden waren. Natürlich schrieb man das alles auf Rechnung des Klima, und achtete wenig darauf, daß das abgemagerte Vieh auch wirklich krank sei, und der Genuß seines Fleisches nachtheilig auf die Soldaten einwirken müsse. Nun ist man gleichsam durch Zufall auf den wahren Grund gekommen. Man bemerkte nämlich diese Haemopis vorax in den Eingeweiden von Kaninchen und Hühnern, und sah, daß diese Thiere, welche solche Blutsauger in sich trugen, völlig abgezehrt und saftlos seien, während jene, die noch keinen solchen Würger in sich trugen, gesund, lebensmunter und wohlgenährt blieben. Nun erst nahm man sich die Mühe, die geschlachteten Rinder in all ihren Eingeweiden, Speiseröhren und Blutgefäßen genau zu untersuchen, und gelangte zur selben Entdeckung, welche man an den kleineren Thieren gemacht hatte. Es braucht nicht angeführt zu werden, daß man sogleich thierärztliche Maßregeln ergriff, um diesen Feind in seinem Hinterhalte zu vertilgen, und bei der Tränke des Viehes künftig alle Vorsicht anzuwenden.

(Schiller.) Als die edle Maria Paulowna in Weimar einst als unvermählte Erbprinzessin das Land betrat, gab Schiller zu deren Empfang das schöne Gedicht: Die Huldigung der Künste. Die Großfürstin ist nun lange schon dem Lande eine Mutter, ihren Enkeln eine sorgende Großmutter, und in der fürstlichen Gruft ruhen die sterblichen Ueberreste des Dichters, aber das Lied, womit er die Gefeierte begrüßte, ist jung geblieben und lebt unsterblich fort in seinen Werken. Nun führt der Sohn der

gefeierten Mutter ihr und dem Lande eine edle Tochter zu. Wo aber in Holland oder in Weimar lebt der Dichter, ihr auch das Brautlied zu singen, das einst den Enkeln noch unverstimmt über der Wiege tönt? Alexander weinte eine Thräne, daß er keinen Homer gefunden. Aber Homer hatte doch auch für Alexander gesungen. So wird auch Schiller mit dem alten Gruße neu begrüßen und die Wehmuth, mit der die Königstochter von der Heimath scheidet, mit dem schönen Worte der Verheißung trösten:

„Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande."

(London.) Die schon mehr erwähnte sonderbare Prophezeiung vom Untergange der Stadt London ist in der dem brittischen Museum einverleibten Harleianischen Manuscriptensammlung enthalten und lautet:

„Im Jahr Achtzehnhundert Vierzig und Zwei
Wird die Sonne schauen viererlei:
London die Stadt so reich und groß
Verschlingt der hungrigen Erde Schooß;
Frankreich trifft Sturm und Regen schwer,
Bis jeder Fluß anschwillt zum Meer;
Hispanien wird sich zerspalten,
Und Hungersnoth im Lande walten.
Ich, der Mönch von Dree, dieß prophezei'
Im Jahre des Herrn Zwölfhundert und Drei."

Das Datum des Untergangs von London ist hier nicht angegeben, findet sich aber in einer zweiten, gleichfalls auf dem British-Museum aufbewahrten Weissagung des Astrologen Dr. Dee vom Jahre 1598, auf den 16. des dritten Monats 1842, zwei Tage früher oder später, gesetzt, "und zwar ist der Untergang der „großen Babel" hier als Sündenstrafe bezeichnet. Der Astrologyhat wohl die Prophezeiung des Mönchs vor sich gehabt und nur ein Corollar beigefügt. Der Grundtext der von uns übersetzten Prophezeiung ist in einem für das dreizehnte Jahrhundert verdächtig modernen Englisch abgefaßt. — Das Chronicle scherzt, unter der „hungrigen Erde die das reiche London verschlingen sollen ohne Zweifel die hungrigen Grundeigenthümer zu verstehen,

(Facsimile.) Im Spectator liest man Folgendes: Es ist ein Handschriften-Facsimile der Königin und ihrer Minister veröffentlicht worden, bei dessen Ansicht der strengste Kritiker der Königin den Lorbeer zuerkennen muß. Victoria R. hat den Hauptvorzug, deutlich leserlich zu sein, auch sind alle Buchstaben richtig gebildet und die Züge haben die gehörige Breite. Für eine Dame könnte man die kühne Festigkeit der Hand als einen Fehler betrachten, für eine Königin ist sie ein Verdienst. Die Unterschrift des Premierministers Robert Peel ist eben so leserlich wie die der Königin, aber er läßt die Augen seiner e zusammenlaufen und giebt dem t keinen Querstrich. Als bloße Proben einer geläufigen Hand ohne Rücksicht auf den Charakter des Schreibenden könnten Lyndhurst und Stanley für Muster gelten, aber letzterer macht das S und a unvollkommen und Lyndhurst unterläßt es, wie Sir R. Peel, dem t einen Querstrich zu geben. Das thut Wellington nicht, wie er denn auch das i stets mit einem Tüttel versieht.

Die hierin versteckte feine Satire wird keinem unserer Leser entgangen sein.

(Molique.) Die Hamburger und andere norddeutsche Blätter berichten mit großer Anerkennung von den Concerten Molique's, der auf einer Kunstreise durch Norddeutschland über Holland nach England begriffen ist, wohin er durch größere musikalische Vereine eine Einladung erhielt. Ein Hamburger Blatt sagt über ihn: „Es thut ordentlich wohl, unter den vielen ephemeren Erscheinungen einmal einem wirklichen Virtuosen zu begegnen, der nicht allein den himmlischen Funken empfangen hat, sondern dabei auch gründlich gebildet ist, die großen Meister seines Faches sorgfältig studirt hat, und dessen schaffender Genius mit der ausführenden Technik in gleichem Verhältniß steht. Molique ist ein würdiger, ächter Künstler, der nicht darauf ausgeht durch flüchtigen Ohrenkitzel der Menge zu schmeicheln, sondern dem um den Beifall der Ebenbürtigen und Kunstverständigen zu thun ist und der sich deshalb fern hält von aller Afterkunst und Charlatanerie."

(Rossini's), gegenwärtig so viel besprochene und von vielen Seiten hochgerühmte Composition des Stabat mater ist am Charfreitage in Frankfurt am Main zur Aufführung gebracht.

(Von Sir Edw. Lytton Bulwer) ist ein neuer Roman, „Zanoni", erschienen.

Anzeige.

Bei Verleger des Bürgerfreundes ist zu haben:

Fry, Elis., Texte für jeden Tag im Jahre. Zur Erbauung und Belehrung. Eine passende Mitgabe für Confirmanden. 32mo. gebunden 12 Grote.

Tiele, J. R., Bemerkungen gegen Webers Schrift „das christliche Bedürfniß der Zeit, dem Pietismus und insonderheit dem Krummacherthum gegenüber." Geh. 9 Grote.

Kirchlicher Kampf im Fürstenthum Lippe und kirchliche Zeugnisse und Verwahrungen aus demselben von einigen evangelischen Predigern zur Kunde gebracht. Geh. 18 Grote.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 25.

Bremen, Sonntag den 27. März 1842.

Gestorben:

Nro. 336. Den 23. März. Des Amtsfischers Frerich Klevenhusen Sohn, 5¾ Jahr; Wichelnburg Nro. 1.

— 337. Den 23. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. von Horn Sohn, 6 Wochen; kl. Rosenstraße Nro. 8.

— 338. Den 23. — Johanna Betty Bellert, 19½ Jahr; Rövekamp Nro. 43.

— 339. Den 23. — Der Büchsenmachermeister Egbert Egberts, 67 Jahr; Theerhof Nro. 14.

— 340. Den 23. — Des Fuhrmanns Johann Diedr. Duhnenkamp Sohn, 4 Tage; Rembertistraße Nro. 25.

— 341. Den 23. — Des verst. Kaufmanns Hinrich Wilkens Wittwe, geb. Meier, 59¾ Jahr; Seemannsstraße Nro. 4.

Nro. 342. Den 24. — Des verst. Maurergesellen Ernst Meybohm Wittwe, geb. Groß, 63 Jahr Punkendeich Nro. 16.

— 343. Den 24. — Der Arb. Johannes Jodocius Ferdinand Deppe, 49 Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 72.

— 344. Den 24. — Des Dr. juris und Obergerichtsanwalds Wilhelm Focke Sohn, 1½ Jahr; Comthurstraße Nro. 5.

— 345. Den 24. — Des Arb. Joh. Heinrich Christoph Debbe Tochter, 7 Jahr; Marterburg Nro. 27.

— 346. Den 25. — Des Schneidermeisters Franz Anton Donop Sohn, 2½ Jahr; Molkenstraße Nro. 56.

Geburten:

Nro. 407. Den 22. März. Des Arbeitsmanns Friedrich Stuckenschmidt Ehefr., geb. Hake, große Sortillenstr. Nr. 14, von einem Knaben.

— 408. Den 22. — Des Maurergesellen Martin Aug. Meyer Ehefr., geb. Behrens, Düsternstr. Nr. 18, von einem Mädchen.

— 409. Den 23. — Des Arb. Liborius Drettmann Ehefr., geb. Mohrmann, gr. Sortillenstr. Nr. 25, von einem Knaben.

— 410. Den 24. — Des Papparbeiters Carl Ferdinand Friedr. Roeber Ehefr., geb. Pantzer, kl. Hundestraße Nr. 11, v. e. Mädchen.

— 411. Den 24. — Des Landmanns Herm. Meyer Ehef., geb. Kerndorf, Schweinestraße Nr. 45, von einem Mädchen.

— 412. Den 24. — Des Kramera mtsgenossen Joh. Georg Albers Ehefr., geb. Buse, Schleifmühle Nr. 2; von einem Mäochen.

Nro. 413. Den 24. — Des Cigarrenm. Wilh. Wollens Ehefr., geb. Müller, Krekelowshof Nr. 6; von einem Mädchen.

— 414. Den 24. — Des Cigarrensortirers Joh. Dan. Focke Ehefr., geb. Weitzsch, Burhoffs Hof Nr. 1, von Zwillingen, e. Knaben und einem Mädchen.

— 415. Den 24. — Des Detaillisten Conrad Peter Petersen Ehefr., geb. Abbes, Buchtstraße Nr. 18; von einem Mädchen.

— 416. Den 25. — Des Arb. Joh. Ohlsen Ehefrau, geb. von Salzen, Hastedt Nr. 44, von einem Mädchen.

— 417. Den 25. — Des Arb. Friedr. Schäfer Ehefr., geb. Rüte, Schweinestraße Nr. 35, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 133. Der Nadelmachermeister Otto Panning hies. und Adelheit Barnstorff genannt Ahrens zu Burgdamm.

— 134. Der Kornstecher Friedrich Hambrok und des verstorb. Kornstechers Johann Heinrich Dunkake Wittwe, Sophia Catharina Elisabeth Tramm hies.

— 135. Der Arb. Johann Hinr. Kamper und Marie Elisabeth Buse hies.

136. Der Schneideramtsmeister Hermann Heinrich Krüger und Anna Margarethe Elisabeth Bock. Beide von hier.

137. Der Cigarrenmacher Johann Hinrich Schillmüller zu Hastedt und Lucia Christiana Altvogt daselbst.

[illegible]er Küpergesell Johann Friedr. Drewes und Sophie Louise Baumgarten hies.

Nro. 139. Der Maurergesell Wilhelm (Johann Conrad) Fink zu Eissendorf, Amts Harburg, und Anna Catharina Friederike Schumacher zu Wildeshausen.

— 140. Der Klempner zu Scharmbeck Hinr. Christoph Woltmann und Anna Margaretha Ruckel hieselbst.

— 141. Der Maler Joh. Heinr. Scheppelmann hies. und Anna Maria Petersen aus Warfleth, Herzogthum Oldenburg.

— 142. Der Freischlachter Georg Johann Baum hies. und Mette Elisabeth Meyer a. Hameln.

— 143. Der Schiffszimmermann Martin Tyd hieselbst und Johanne Louise Lehmann aus Ovelgönne.

— 144. Der Böttchermeister Christoph Roß zu Minden und Gesina Magdalena Kauffmann hies.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 26.

Bremen, Donnerstag den 31. März 1842.

Dreisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Ich bin und werde Nichts, dies ist und bleibt mein Wesen,
Man wird mich armen Schelm bedauern und verlachen,
Doch kennen muß man mich, denn ich bin auserlesen
Mich hintendrein recht geltend oft zu machen.

Die beiden letzten Sylben.

Ich darf das deutsche Land als Heimathland begrüßen,
Ich bin ein fröhlich Kind und munter ist mein Lauf; —
Bin ich im Herzen wach, so eil' ich nach den Füßen,
Das Ausland nimmt den heitern Fremdling freundlich auf.

Das Ganze.

Man zählt mich nicht, und doch werd' ich gezählet,
Es hält kein früher Wort die Neigung hier zurück,
Ich bin's, in dem das Herz nach eigner Richtung wählet,
Der Augenblick macht oft des ganzen Festes Glück.

Der Derwisch.

(Schluß.)

Mit stoischem Gleichmuthe blickte Sehin-Bei auf den Tod seiner Frau und seiner Kinder hin. Aber wenige Tage nachher trat die Natur wieder in ihre Rechte ein. Man sah den unglücklichen Derwisch sich das Haupt- und Bart-Haar ausraufen, und sich im Staube wälzen, während er ein furchtbares Geheul ausstieß. Aber selbst in seinem tiefsten Schmerze fluchte er dem Schicksal nicht, nur gegen die Moskowiter schüttete er die furchtbarsten Verwünschungen aus: „Allah! Allah!“ schrie er, „Du hast nicht gewollt, daß meine Hand den Islam von den Verfolgungen der Giaurs befreie! Möge Mahomed einen andern Glücklicheren den Gedanken eingeben, den du mir in's Herz gelegt hattest!“

Als er aus dem Gefängniß vor den Gouverneur geführt und über die Beweggründe befragt wurde, welche ihn zu einer so verabscheuungswürdigen Handlung verleitet hätten, antwortete er: „Der große Prophet ist mir erschienen, auf einer Schimmel-Stute reitend; er hat mir befohlen zu thun was ich gethan. Ich bin in Erzerum im Hospital der Pestkranken gewesen und habe die von mir erkauften Kaschemir-Shawls auf den Leichen von mehr als zwanzig der unglücklichen an der Pest Verstorbenen abgerieben. Darauf bin ich zurückgekehrt, den Tod auf der Croupe meines Pferdes; in düsterer Nacht habe ich den Militair-Cordon durchritten, wie ich es auch auf dem Hinwege gethan hatte. Mir ist das Glück anfangs günstig gewesen, aber Gott hat demselben keine Dauer geben wollen. Mein Unternehmen ist mißglückt; Allah sei gepriesen! vielleicht wird ein Anderer glücklicher sein; vielleicht findet der abyssinische Löwe seine Mähne und seine alte Kraft wieder; mögen alle Anbeter des wahren Gottes gesegnet sein bis zum Ende der Jahrhunderte!“

Der Unglückliche gestand so offen sein Verbrechen ein, sein blutgieriger Fanatismus rechnete es sich so unverholen zum Ruhme an, daß er das Signal gegeben habe zu dem scheußlichsten Kriege, den die Menschen unter einander zu führen im Stande sind, daß das Urtheil der Richter nicht zweifelhaft sein konnte: Sehin-Bei wurde verurtheilt, auf dem großen Platze von Achalzik erschossen zu werden.

Am Morgen des zu seiner Hinrichtung angesetzten Tages begann er damit, sechzig Verse aus dem Koran herzusagen, dann rauchte er einige Pfeifen, trank zwei Tassen Caffee und unterredete sich traulich mit den Anwesenden: „Bald stehe ich," sagte er, dem Propheten gegenüber, dem großen Sultan Orkan und Mahomed II., der den silbernen Mond auf den Häuptern der Christen aufgepflanzt hat." So zählte er nach der Reihe alle Sultane auf und ließ nur, ohne Zweifel absichtlich, Selim und Mahmud aus, die beiden Reformatoren, welche den wahren Gläubigen für gottlos gelten.

Um zehn Uhr holte ein Peloton Soldaten den Gefangenen ab, um ihn zum Richtplatze zu führen. Zwei Soldaten wollten ihn stützen: „Ihr Giaurs!" rief er diesen zu und stieß sie zurück, „glaubt Ihr, daß man Furcht hegen könne, wenn man nicht dem Tode, sondern dem Ruhme entgegengeht?"

Als er auf dem Richtplatze angekommen war, legte er die Hand an seine aus weißem Lammsfell verfertigte Kopfbedeckung und rief mit lauter Stimme aus: „Ich sterbe für mein Vaterland, für meinen Glauben; gedenkt meines Wortes, Muselmänner."

Als er erschossen war, legten die Russen in Gemäßheit der Quarantaine-Verordnungen Feuer an das Haus der armenischen Wittwe.

Das Volk blickte mit schicksalsergebener Neugierde auf die Flamme, welche dem mächtigen Brande entstieg, und die Frömmsten unter demselben schaueten mit düsterer Trauer dem furchtbaren Schauspiele zu, gleich als wenn Hoffnung und Glaube der Muselmänner mit der Flamme zugleich in den Lüften verschwinde.

∴ Frühere Zustände der Kaufmannschaft.

(Fortsetzung.)

Bei dem allen war und ist dieser Ehrbare Kaufmann nicht eigentlich eine regelmäßig organisirte, nach einer bestimmten Verfassung regierte Corporation. Statuten einer Gilde aus der älteren Zeit sind wenigstens nicht auf uns gekommen. Zu der Zeit, als sie aus den drei Gesellschaften bestand, mögen vielleicht allgemeine Versammlungen in der Regel nicht stattgefunden haben, und die Beschlüsse des gemeinen Kaufmanns nichts gewesen sein als übereinstimmende Beschlüsse der drei Gesellschaften. Auch zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als man aus diesen den gemeinschaftlichen Vorstand gewählt hatte, mag eben die Zusammenkunft der 6 Vertreter jener Gesellschaften, Versammlungen der letzteren überflüssig gemacht haben. Erst als die drei Gesellschaften und der aus ihnen gewählte Vorstand ihre Bedeutung verloren hatten, traten „die allhier zur See handelnden Kaufleute" zusammen und wählten die Commerzdeputation (1665) die seitdem ihren Vorstand und Vertreter bildet. Die Privilegien der Hansen im Auslande waren verschwunden, jeder Grund zum Eintritt in die hiesigen Gesellschaften weggefallen, Engländer und Niederländer hatten sich niedergelassen und trieben mit denselben, oft mit größeren Rechten als die zu den Gesellschaften gehörigen Bürger, ihren Handel; allmählig war der Unterschied zwischen diesen und den Fremden weggefallen, die letzteren selbst waren Einheimische geworden — jetzt also bestand die Bedingung des Stimmenrechts in Handelssachen nicht mehr in der Mitgliedschaft einer Societät, sondern in der Betreibung des Seehandels. Daß man aber den Seehandel zur Bedingung machte, war noch eine (vielleicht unwillkührliche) Folgerung aus den Begriffen, die man mit den Namen der früher allein berechtigten Gesellschaften der Flandern-, Englands- und Schonenfahrer verband. Später fiel auch dieser Nachhall der früheren Verfassung weg, und das Reglement der Versammlungen E. E. Kaufmanns von 1747 berechtigt zum Besuch derselben „jeden freien Handelsmann christlicher Religion." Die Praxis hat diesen etwas unbestimmten Ausdruck interpretirt, aber als Grundlage der ganzen Einrichtung ist er immer noch schwankend genug.

Ueber die so eben gedachten Niederlassungen der Engländer und Niederländer in Hamburg entnehmen wir aus der angeführten Quelle Folgendes:

Hansische Statuten verboten den Hansestädten Fremde, d. h. Nichthanseaten zu Bürgern aufzunehmen, und Hamburg befolgte das Verbot noch hundert Jahre später (Receß von 1579). Indessen gestattete man noch um jene Zeit, wie in der ältesten, den Fremden den Aufenthalt und die Betreibung von Handelsgeschäften mit Bürgern, wie schon aus dem alten Verbot ihres Handels mit Nichtbürgern und noch deutlicher aus den häufigen Beschwerden über Verletzung desselben hervorgeht. Wahrscheinlich war aber, hansischen

Statuten gemäß, die Zeit ihres Aufenthaltes beschränkt (daher „Gäste") und jedenfalls hatten sie in der älteren Zeit nicht Sitz und Stimme in den Versammlungen des gemeinen Kaufmannes, wahrscheinlich auch noch im 16. Jahrhundert nicht. Jetzt aber nahm zunächst der Handel mit England eine andere Gestalt an. König Eduard VI. und dann die Königin Elisabeth hoben die Zollfreiheiten der hansischen Kaufleute in England auf, und das factische Privilegium der Ausfuhr von Wollenwaaren nach Deutschland ging von jener auf die englische Compagnie der merchant adventurers über. Diese hatten schon Antwerpen durch ihre dortige Factorei gehoben, welche den Handel zwischen England und dem Continent vermittelte. Alba's Schreckensherrschaft in Antwerpen vertrieb die nützlichen Gäste, die nun (1563 zuerst) mit dem Plane umgingen ihre Niederlassung nach Emden oder Hamburg zu verlegen. Anfangs wurde der erstere Ort gewählt, und schon war 1564 eine Ladung Tuche dahin abgegangen, als der Hamburgische Senat Abgeordnete nach London sandte, um durch Anbieten von Privilegien die Adventurers hierher zu locken. Diesmal vergeblich. Allein zwei Jahre darauf kam George Gilpin, der Secretair der Compagnie und im April des folgenden Jahres (1567) noch drei Mitglieder derselben: F. Robinson, F. Beninson und J. Powley, nach Hamburg um wegen Anlegung einer Factorei zu unterhandeln. Ungeachtet einer Supplik der hiesigen Kaufleute (Juni 1567) schloß der Senat jetzt einen förmlichen Contract mit der Compagnie, durch welchen er ihr außer einigen Zollprivilegien sogar ein eigenes Haus (die english Court) zu erbauen und unentgeltlich einzuräumen versprach. Gleich in diesem Jahre kamen ein Paar Tuchhandlungen nach Hamburg, im nächsten Jahre folgten ihrer vier, 1569 endlich, nachdem der Sitz der Factorei förmlich hieher verlegt war, kam eine ganze Flotte *) von mehr als zwanzig Schiffen mit Tuch beladen, 4 bis 500,000 Crowns an Werth nach Hamburg. Am Bord derselben befand sich als Deputirter der Gesellschaft Richard Clough, ein Mann, dessen selbst erworbener Reichthum sprichwörtlich geworden war, und der früher in Antwerpen thätig, jetzt wenngleich wie es scheint ungerne *) seinen Wohnsitz in Hamburg nahm, wo er wahrscheinlich als erster Courtmaster starb (1570). Der Handel mit England, früher nur sehr unbedeutend, nahm jetzt, da der Krieg den Handel der Engländer mit Frankreich und den Niederlanden unterbrochen hatte, einen außerordentlichen Aufschwung. Bis dahin hatten durch die Hansischen Privilegien in London alle Hansestädte gleiche Rechte in Bezug auf die Versorgung Deutschlands mit den englischen Gewerben, jetzt war der Weg über Hamburg privilegirt; kein Wunder daß die übrigen Hansestädte protestirten, welche dringend Retorsionsmaßregeln gegen England verlangten, und sich über die Kränkung ihrer Privilegien in einen langen unfruchtbaren Streit mit der Königin Elisabeth einließen. Hamburg wandte sich durch so gut es gehen wollte: 1579 mußte es die englische Factorei vertreiben, diese ließ sich in der nichthanseatischen Stadt Emden, und als ein kaiserliches Mandat sie auch hier vertrieb, 1586 in Stade nieder; Stade blühete auf zum Nachtheile Hamburgs. Als die Königin Elisabeth gestorben war, schickte Hamburg Deputirte nach London um die Wiederherstellung der hansischen Privilegien, aber auch die Uebersiedelung der Adventurer Kaufleute nach Hamburg zu erlangen, so wünschenswerth hielt man das Letztere, daß die Hamburgischen Deputirten in London mit vielen anderen zusammentrafen, welche dasselbe für Rotterdam, Amsterdam, Dortrecht, Antwerpen, Brügge, auch für Stade und selbst (dänischer Seits) für Crempe zu erhalten. Endlich drang Hamburg durch. Die Factorei wurde hierher verlegt, und 1611 darüber ein förmlicher Contract zwischen dem Senat und der Adventurer-Compagnie geschlossen, der zwar nach drei Jahren wieder erlosch, im Jahre 1618 aber wieder erneuert wurde, und von da an in Kraft blieb. Die Mitglieder der English Court in Hamburg erhielten so bedeutende Privilegien, daß sie in mancher Hinsicht besser gestellt waren als unsere eigenen Bürger. Hamburg bewirkte dadurch, daß den Hanseaten der Stalhof wieder gegeben ward. Darf man unsere Vorfahren tadeln, daß sie die Umgestaltung der Verhältnisse erkennend sich selber nützten ohne den Anderen unmittelbar zu schaden? Ueber die unmittelbaren Folgen dieses Schrittes läßt sich

*) Die Flotte zählte 28 große und einige kleine Fahrzeuge mit 2500 Mann Besatzung, darunter 7 große Kriegsschiffe, welche die Königin unter dem Admiral Winter als Convoy mitgesandt hatte, weil man wußte, daß Herzog Alba ihr mit etwa 30 Fahrzeugen an der holländischen Küste auflauerte.

*) Einige Jahre vorher hatte er folgende Schilderung von den Hamburgern entworfen: „a kind of people rude, and nothing inclyned to our nature; envious and beggerly both of goods and wytts, incivill in manners, and withowte all mercie where they are masters."

streiten. Gewiß ist, daß jetzt die Bedeutung des deutschen Hofes zu London auf die englische Court in Hamburg überging, und daß die Adventurers bald unsere alten Englandsfahrer verdrängten.

Auch den Flandernfahrern brachte das 16. Jahrhundert gefährliche Nebenbuhler. Mit 130 niederländischen Familien schloß um 1605 der Rath unter Genehmigung der Bürgerschaft einen Contract, welcher ihre Verhältnisse zum Staate ordnete und ihnen eine gemeinschaftlich zu errichtende Abgabe auferlegte In Bezug auf den Großhandel waren um die Mitte des 17. Jahrhunderts alle recipirten Fremden den Bürgern gleichgestellt bis auf eine Ausnahme in Betreff des Verkaufes von englischem Tuche. Die Juden scheinen gleichzeitig mit den Engländern und Niederländern gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Hamburg eingewandert zu sein. Diese Herbeiströmungen von Fremden sind es, welche die kaufmännische Bevölkerung unablässig erneuend, auf den Handel eine verjüngende Kraft ausüben, die ihn nicht nur vor Stillstand und Siechthum bewahren, sondern ihn auch zu frischem lebenskräftigen Wachsthum fördern.

(Fortsetzung folgt.)

∴ Das Hamburger Gerichtsverfahren betreffend die wegen angeblicher Betheiligung im Sclavenhandel angehaltene Bark Louise.

Die Hamburger Verhandlungen über das Schiff Louise müssen jeden Bremer Kaufmann und Rechtsgelehrten auf das Höchste interessiren. Es kommt die Ehre der Hanseatischen Flagge,die Bedeutung des über das Durchsuchungsrecht abgeschlossenen Contractes, die Art und Weise der Ausführung von Seiten Englands in Betracht. Nicht minder dürften die in Hamburg ausgesprochenen Prinzipien von Einfluß auf den ähnlichen noch in Untersuchung befindlichen Bremischen Fall sein, und endlich wird sich nach Entscheidung dieses letzteren die bedeutsame Frage anregen und erörtern lassen, ob denn nun eigentlich das dortige öffentliche, mündliche und rasche Verfahren oder aber das hiesige schriftliche, geheime und bedachtsame den Vorzug verdiene. Das über den Hamburger Fall in diesen Tagen angekündigte Buch ist nicht für die Lektüre des größeren Publikums eingerichtet, und halten wir dieserhalb für geeignet diejenigen hauptsächlichen Momente kurz zusammen zu stellen, welche besonders die Bremische Lesewelt interessiren dürften.

Die Veranlassung zu dem gerichtlichen Verfahren war diese:

Die hamburgische Bark Louise, Capt. Wm. Smyth, ging im August 1840 von Hamburg über Lissabon, wo sie Salz und Wasser einnahm, nach Rio de Janeiro und wurde dort gelöscht. Hier bemühete sich der Capitain C. H. Boyn um andere Fracht, jedoch vergeblich, bis er nach längerer Zeit die Verpflichtung annahm, eine Ladung Stückgüter von Rio nach der Westküste von Afrika, namentlich Benguela, laut einer Chartepartie, die sich bei den Acten befindet, zu überbringen, wie auch so viel Passagiere, als der Befrachter aufgeben würde. Die Ladung und die Passagiere, 13 an der Zahl, wurden eingenommen und das Schiff wurde am 25. Februar 1841 mit denselben aus den Hafen clarirt, aber wenige Stunden, nachdem es das Revier verlassen von dem Brittischen Kreuzer auch schon angehalten. Der Commandeur des Kreuzers kam mit einiger Mannschaft an Bord, es wurden die Bestandtheile der Ladung untersucht, und an diesem und den folgenden Tagen, soviel Zeit und Umstände erlaubten, die Untersuchung fortgesetzt. Das Resultat berichtete der Commandeur dem Admiral der Station von der Isla Grande aus und bat um Verhaltungsbefehle. Nach Ankunft derselben ließ er die Ladung der Bark Louise wieder stauen, nahm eine förmliche Versiegelung der an Bord befindlichen Papiere und Briefschaften vor, ließ die Portugiesischen Passagiere vom Bord der Louise auf seine Kriegssloop transportiren, besetzte dagegen die erstere mit einem Mate oder Unterlieutenant und 12 von der Mannschaft und schickte sie unter dessen Commando nach Cuxhaven.

Hier angekommen, wurde dieselbe nebst der Ladung und sämmtlichen Papieren dem hamburgischen Amtmann von Ritzebüttel von Seiten des Mate, Mr. Knighton, übergeben. Der Amtmann hat darauf eine Untersuchung eröffnet und die Acten über diese nebst sämmtlichen an Bord vorgefundenen Papieren an Einen Hochweisen Rath eingesandt, und von dem Hochweisen Senate ist darauf der Staatsanwald für Civil-Sachen mit der Anstellung des betreffenden Verfahrens beauftragt. Das Letztere aber geschah in Gemäßheit des voraufgegangenen Rath und Bürgerschlusses vom 3. Juni d. J., welcher also lautet:

„Ueber alle Rechtsverhältnisse und Ansprüche, welche durch die Anhaltung von Schiffen überhaupt, besonders aber in Gemäßheit des Accessions-Vertrages vom 9. Juli 1837 zu den Conventionen zwischen Frankreich und Großbrittannien, behufs Unterdrückung des Selavenhandels vom 30. November 1831 und 23. März 1833 entstehen, in ihrem weitesten Umfange, namentlich über die Frage der Legalität der Anhaltung, so wie wenn von Confiscationen des Schiffes oder der Ladung oder beider die Rede sein sollte, mit alleiniger Ausnahme der nach dem Strafgesetz wider den Selavenhandel vom 19. Juni 1837 etwa auszusprechenden Strafen, als worüber nach dem Artikel 17 der Handelsgerichtsordnung zu verfahren, hat das Handelsgericht in pleno oder wenigstens in Gegenwart von 7 Votenten nach Grundsätzen des Seerechts überhaupt, besonders aber auf den Grund der gedachten Tractate, deren deutschem Text jedoch keine Authenticität beizulegen, und der Voraussetzung einer Analogie des Prisenfahrens auf welchem sie berufen, in erster Instanz zu erkennen."

Zugleich wurden auch die Acten des Amtes dem Handelsgerichte übergeben. Von diesem ist darauf eine Commission aus dessen Mitgliedern niedergesetzt zur Untersuchung der Sache und Abhörung der betheiligten Personen in Cuxhaven, und nachdem auch diese Commission ihre Acten daselbst geschlossen, sind Schiff und Mannschaft nach Hamburg heraufgebracht. Während des Laufes der Proceduren sind vier Passagiere von der Englischen Regierung nach Hamburg gesandt. Drei derselben sind gerichtsseitig, nach gehaltenem Verhör entlassen, der Vierte Penna, befand sich zur Zeit der Verhandlung noch in Haft. Hiernächst ist die öffentliche Bekanntmachung und eine Ladung zu der angesetzten Audienz erfolgt, wodurch die Interessenten zur Wahrnehmung ihrer Rechte dabei aufgefordert sind. (Forts. folgt.)

---

* Aufforderung an unsere Mitbürgerinnen zur Begründung einer Industrieschule für arme Mädchen.

Daß in den Fabriken keine Mädchen mehr hinzugelassen werden sollen, ist gewiß sehr gut gemeint; denn die Unsittlichkeiten, welche durch das Zusammenleben beiderlei Geschlechter Statt finden, sind bekannt. Allein wie sind solche Mädchen wieder unterzubringen, da man aus gerechten Gründen ausländische bevorzugt?

Die hiesigen Mädchen der niedern Classen sind in der Regel durchaus unfähig zu allen weiblichen Handarbeiten, sie können kaum stricken, geschweige nähen und plätten, während sich doch die ausländischen Mädchen, als so befähigt sehr oft empfehlen.

Ein zweiter Grund, warum hiesige Mädchen nicht leicht einen honetten Dienst bekommen, liegt auch mit darin, daß dieselben sich zu wenig mit den nothwendigsten Kleidungsstücken auszurüsten im Stande sind, während Mädchen vom Lande in der Regel sehr wohl damit versehen werden.

Ist es nun möglich, den wenigst bemittelten Mädchen eine nothwendige Dienstausstener ermitteln zu können, wie auch eine Veranstaltung zu treffen, daß dieselben in den nothwendigen Handarbeiten gehörigen Unterricht bekommen; dann wird auch jede Hausfrau gerne ein Mädchen aus der Stadt in ihre Dienste nehmen, und demselben auch gerne den Vorzug vor einem Landmädchen einräumen.

Die verehrte Gesellschaft Concordia wird sich vielleicht willig machen lassen ihren schönen und geräumigen Saal, welcher zum Behufe der Sonntagsschulen benutzt wird, für die Wochentage einzuräumen, um ihn als Industrieschule gebrauchen zu dürfen; vielleicht sind die geehrten Frauen und Jungfrauen auch geneigt, diesen Unterrichtszweig zu übernehmen, so wie dieselben der Sonntagsschule vorstehen.

Das Haus Concordia liegt gerade in der Mitte der Stadt, ist von allen Seiten nicht gar weit entfernt; der Saal selbst faßt 150 bis 200 Kinder, läßt also vorläufig nichts zu wünschen übrig.

Würde sich nun der geehrte Frauenverein diesem neu zu begründeten, wahrhaft nützlichen Institute anschließen, und demselben ihre freundliche Thätigkeit und Aushülfe angedeihen lassen: dann wird ohne viele Schwierigkeit eine Anstalt ins Leben treten, die zu den erfreulichsten Resultaten berechtigt, dann ist es auch möglich, durch die Anstalt selbst dem Bedürfnisse zur nothwendigen Dienstausstener abzuhelfen.

Und sollte sich auch der Vorstand der Kinder-Bewahranstalten dazu bequemen, für Anstalten nur Mädchen aus jener Anstalt zur Beaufsichtigung zu entnehmen, dann würden auch tüchtige Kinderwärterinnen herangezogen, deren Vorbildung gewiß nicht ohne Segen für die ihnen anvertrauten Kleinen sein dürfte.

Der gütige Gott gebe seinen Segen zu diesen wenigen Worten. Er verschaffe ihnen Eingang. J. C. P.

---

* Zur Beachtung.

Im Convente vom 18. März hat die Bürgerschaft darauf angetragen, daß bei den niedern Schulen ein Wechsel der bürgerlichen Deputirten Statt finden möge. Dieser Antrag ist lobenswerth, und wäre zu wünschen, daß ein gleiches bei andern Deputationen, wo keine Wechselung Statt findet, zur Anwendung käme. Namentlich wäre dieser Wechsel bei der Regierungs-Commission und bei der Finanz-Deputation, aus doppelten Gründen zu wünschen.

Erstlich ist eine theilweise Wechselung von großem Nutzen, da durch diese einer jeden Deputation neues Leben, neuer Muth, neue Ideen zugeführt werden, ohne das durch Erfahrung gesammelte Gute und Erprobte zu verdrängen. Zum andern tritt bei diesen beiden Deputationen der Fall ein, daß sie wegen ihrer Nichtwechselung fast nur aus Aelterleuten und Studirten bestehen und der nicht zu diesen gehörende Bürger bei der wichtigen Finanz-Deputation beinahe gar keine Stimme hat. — Das sollte nicht sein und ist auch gegen den Gebrauch, indem man zu einer neuen Deputation nur den vierten Theil Aelterleute erwählt.

Bei der Regierungs-Commission sind 13 Aelterleute, 6 Juristen und nur 7, welche nicht zu diesen gehören. Nach Gebrauch würden aber diese 26 Personen aus 6 Aelterleuten, 4 Juristen und aus 16 Personen, welche nicht zu beiden gehören, bestehen müssen.

Ein noch größeres Mißverhältniß findet bei der Finanz-Deputation Statt. Selbe besteht aus 12 Personen aus der Bürgerschaft, nämlich 8 Aelterleuten, keinem Studirten und nur aus vier Personen, welche nicht zu diesen gehören.

Es wäre zu wünschen, daß auch diese Unzuträglichkeit mit dem ersten abgestellt würde.

---

* Der Turnunterricht

für Knaben hat hier seit zwei Jahren leider ganz aufgehört, nachdem ein geehrter Mitbürger während mehrerer Jahre der Leitung der Turnübungen mit dankenswerthem Eifer sich unterzogen hatte. Der Nutzen, welcher der Jugend, die jetzt bei weitem mehr als früher, theils in der Schule selbst, theils im Hause mit geistanstrengenden Arbeiten beschäftigt ist, aus dem Turnunterricht erwächst, ist allgemein anerkannt, und ebenso hat sich die Neigung der Jugend für Turnübungen hier durch stets zunehmende Theilnahme an denselben zu erkennen gegeben. Einsender dieses erlaubt sich daher dem Hochverehrlichen Scholarchat anheim zu geben; ob nicht von seiner Seite Einleitungen getroffen werden können, um einen regelmäßigen Turnunterricht wiederum bei uns ins Leben zu rufen, und ist überzeugt, daß es nur eines mit geringen pecuniären Opfern zu gewinnenden Lehrers bedürfen werde, um diese von so vielen Eltern sowohl sehnlichst gewünschten, als bereitwillig mit Beiträgen zu unterstützenden körperlichen Uebungen der Jugend wieder hergestellt zu sehen.

---

* Der Rhein.

Ein kürzlich in der Revue de Paris erschienenes Gedicht: Le Rhin von N. Martin schließt mit folgenden Versen:

Plus nous avancerons, plus les monts et les plaines
T'enverront de parfums et de fraiches haleines,
Et plus tu comprendras, pourquoi le nom du Rhin
Réveille tant d'echos au coeur de tout Germain:
Beau fleuve d'Allemagne, indomptable comme elle,
Comme elle généreux, profond, sombre et fidèle!*)

Möge dieses Zeugniß eine Wahrheit bleiben!

Der französische Dichter Marmier gedenkt ebenfalls vor Kurzem in einer Elegie: Une soirée allemande mit Sehnsucht seiner früheren Theilnahme an gemüthlich-anspruchsloser deutscher Geselligkeit.

Briefkasten.

Der eingesandte Artikel „Ansicht" berührt Privat-Verhältnisse und eignet sich daher nicht zur Aufnahme.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. April 8 Uhr.

---

*) Je weiter wir vorwärts schreiten, um desto frischere Luft und Wohlgerüche senden uns Berge und Ebenen entgegen, und immer besser verstehst du, warum der Name Rhein so mächtigen Wiederhall in jedem Deutschen Herzen hervorruft. Schöner Deutscher Fluß — unbezwinglich wie Deutschland und gleich ihm edel, tief, still und treu.
(sombre läßt sich wohl nicht genau im Deutschen wiedergeben.)

Miscellaneen.

(Der evangelische Choral und die alte deutsche Volksmusik.) Bekanntlich hat unlängst der Freiherr G. v. Tucher in dem „Schatz des evangelischen Kirchengesanges“ (Stuttgart 1840) zu erweisen gesucht, daß das evangelische Kirchenlied aus dem weltlichen Volksliede hervorgegangen und daß Das, was wir heute Choral nennen, nur eine geistliche, auf den alten deutschen Volksgesang basirte Volksmusik sei, daß also der Choral nicht, wie man seit anderthalb Jahrhunderten geglaubt, aus dem gregorianischen Gesange entsprungen sei. Verf. dieser Zeilen ist von der Richtigkeit dieser Ansicht vollkommen überzeugt und macht, als auf einen schlagenden Beweis dafür, hiermit auf ein niederdeutsches Büchlein aufmerksam, welches er in der Bibliothek der Maatschappy der Nederlandsche letterkunde zu Leyden zu sehen Gelegenheit hatte. Es sind die Psalmen, in Reim gebracht durch Wilhelm van Zuylen van Nyveld, unter dem Titel: „Souterlideken“ (Psalmlieder) gedruckt zu Antwerpen 1540 (neu aufgelegt Utrecht 1613). Die meisten dieser Lieder sind nach Weisen der Volks- und Straßenlieder gedichtet, um, wie Nyveld im Prologe sagt, die leichtfertigen, eitlen Liedchen zu verhüten und der jungen Jugend eine Veranlassung zu geben, statt abgeschmackter, fleischlicher Lieder etwas Gutes zu singen, dadurch Gott geehrt und sie selbst, wenn sie beieinander sei, erbaut und die Zuhörer vor des Teufels Stricken bewahrt werden mögen. So geht z. B. der 39. Psalm nach der Melodie:

Ich kam zu einem Tanze,
Wo manch schön Frauchen war.

Ob Herr von Tucher dieses interessante Büchlein kannte, ist Ref. unbekannt, da er dessen obengenanntes Werk nur aus der Recension der „Allgemeinen hallischen Literaturzeitung“ im Octoberhefte von 1841 kennt.

(Regensburg.) Eine längere Schilderung der Walhalla, die das hiesige Tagblatt giebt, sagt über das Innere dieses nationalen Prachtbaues: „Tritt man in das Innere der Walhalla, welche ihr Licht von oben, durch Oeffnungen der mit Broncepla tten und Goldverzierungen reich geschmückten Decke erhält, so wird der Blick bei all der blendenden Pracht, wodurch uns die Wände, der Fußboden, die Thronstühle und Tische überraschen, doch zunächst von einem großen Marmorfries angezogen, welcher sich in einer Gesammtlänge von 292 Fuß rings um die Wände zieht. Er stellt Deutschland's Urgeschichte, nach Entwürfen des Bildhauers M. Wagner, in erhabener Arbeit dar. Folgende sind die Hauptmomente: Zuerst sieht man die Wanderung des deutschen Stammes von dessen Urſitzen am kaukasischen Gebirge her in die Länder des Niedergangs. In der zweiten Abtheilung ist das Leben und Treiben der alten Deutschen dargestellt; da sieht man den Sänger, dessen Heldenliedern Männer und Frauen lauschen, die opfernden Priester und die weissagenden Seherinnen, die Fertigung der Waffen und Schilde, und den bei unsern kriegerischen Urvätern so beliebten Schwerttanz. In der dritten Abtheilung erblicken wir die Darstellung einer deutschen Volksversammlung, wo der Stamm Gesetze berath und sich den Herzog erwählt, so wie ferner den Handel mit fremden Kaufleuten, welche Bernstein eintauschen. Die vierte Abtheilung stellt den Zug der Deutschen über die Alpen, den Sieg des Bojorix und die Niederlage der Römer bei Noreja dar; die fünfte den Kampf am Rhein zwischen den Deutschen und den Römern unter dem Bataver Claudius Civilis; die sechste den Kampf der Deutschen mit den Römern in Thrazien vor den Mauern der Stadt Hadrianopolis; die siebente die Huldigung Rom's vor dem siegreichen Gothenkönig Alarich; die achte Abtheilung endlich zeigt die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum durch den heil. Bonifacius, wie er die uralte verehrte Donner-Eiche fällt, predigt und tauft. In dieser durch die Meisterhände bildender Künstler so bedeutungsvoll geschmückten großen Halle stehen nun die Marmorbilder der berühmten Deutschen auf Tragsteinen, welche unter dem oben beschriebenen Friese angebracht sind. Von jenen, deren Portraits man nicht besitzt, prangen doch die Namen in glänzenden Buchstaben an den Wänden. Anderthalbhundert Bildnisse, von den ersten deutschen Meistern ausgeführt, veranschaulichen uns hier die Entwicklung unserer Geschichte. Von jenen alten Helden an, welche Rom's weltbeherrschende Macht zertrümmerten, von jenem gewaltigen Geschlecht Pipin's von Horistall, dessen Sprößling Karl der Große das römisch-deutsche Kaiserreich gründete, sind die edelsten Träger der deutschen Kaiserkrone hier zu schauen, wie ein Rudolph I. und Maximilian von Habsburg, ein Ludwig von Bayern — alle jene Fürsten einzelner deutscher Länder, welche Großes und Segensreiches gewirkt, wie die Wittelsbacher Otto und Maximilian, wie der unsterbliche Friedrich II. von Preußen, — alle die Feldherren, die für Deutschland's Ehre und Freiheit gekämpft von uralten Tagen bis zum Marschall Vorwärts im letzten heiligen Krieg, — alle die Eroberer im unendlichen Reiche der Gedanken, die Weisen, deren Geister ihren Zeitgenossen siegreich voranschritten zum großen Ziele der Menschheit (und welche Namen hat Deutschland hier aufzuweisen, einen Leibnitz, einen Kant vor allen!) — alle die Gottesgelehrten, welche tausend Herzen durch die Kraft des Glaubens veredelten und beseligten, — alle die Dichter und Künstler, vom Sänger des Nibelungenliedes an bis zu Schiller und Göthe, von den frommen großen Meistern des Mittelalters, — Albrecht Dürer voran, — bis zur Gegenwart; der ernste großartige Meister der Tonkunst, Gluck und jener Liebling aller Herzen, so lange Herzen schlagen, Mozart, . . . welche Versammlung, die der König in der den chen Halle vereinigt! Möge dieser Tempel Jahrhunderte lang auf seiner freien Bergeshöhe stehen, den Böhmerwald und die Alpengipfel überschauend, am deutschen Donaustrom, jedem Wanderer schon von fern ein leuchtendes Zeichen deutscher Herrlichkeit, und in jedem Herzen den Gedanken an Deutschland's Kraft durch Einigkeit erweckend, in jedem Herzen das Nationalgefühl befestigend.“

(Amusantes.) Mehrere Studenten badeten sich einst auf ihrer Ferialreise in einem ziemlich ferne von einem Dorfe gelegenen Bache. Da schon einige Tage bei ihnen Schmalhanns Küchenmeister gewesen, so machte es ihnen keine geringe Freude, als sie zwölf Enten den Bach herab schwimmen sahen, die sie sofort als ihre Beute erklärten. — Vergebens harrte der Eigenthümer dieser Enten auf ihre Zurückkunft, erst spät am Abend kam der Entrich ganz allein auf das Haus zugewackelt, und wies seinem Herrn ein Täfelchen, auf welchem dieser, nicht ohne Verwunderung, die Worte las:

Wir alle zwölf Enten
Gerlethen unter die Studenten,
Ich, die Zwölfte ganz allein
Bring' von den andern, den Todtenschein.

(Das Amerikanische Bankerottgesetz,) dessen Wirkungen die Gegner desselben noch immer durch einen neuen Beschluß aufzuhalten oder zu modificiren hoffen, ist bestimmt ungeheure Umwälzungen in dem Eigenthum und seinem Werthe hervorzubringen. Von dem Einfluß, den es auf den Zustand der Banken ausüben muß, kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß der Gesammtbetrag der von sämmtlichen Banken der Union gemachten Vorschüsse in allen Theilen derselben auf nahe an 400 Millionen Dollars berechnet wird. Sie können sich vorstellen, mit welcher Hast die Candidaten desselben von der eröffneten Gelegenheit Gebrauch gemacht haben, sich zu den vorgeschriebenen Verhandlungen vormerken zu lassen. Das Privilegium selbst erstreckt sich auf Personen aus allen Ständen und Professionen, die auf directe oder indirecte Weise irgend ein Geschäft treiben oder getrieben haben. Die Schulden des Applicanten müssen die Summe von 2000 Dollars erreichen. Derselbe muß ein Verzeichniß seiner Gläubiger mit Angabe ihres Aufenthaltsortes erreichen, ebenso das Inventar seines gesammten Eigenthums und die Richtigkeit beider muß eidlich bestätigt sein. Er hat sodann vollkommen zu verzichten auf jeden Theil dieses Eigenthums, wobei ihm nur der Besitz der nöthigsten Kleider, Möbel und Geräthschaften, deren Gesammtwerth in keinem Fall die Summe von 300 Dollars übersteigen darf, zugestanden wird. Alsdann hat er (vorausgesetzt, daß sich auf keinen Fall keiner der Vorbehalte und Regulationen anwenden läßt mit denen die siebzehn Paragraphen des Gesetzes angefüllt sind — vorausgesetzt ferner, daß keine der dolosen Ueberschreibungen und Verheimlichungen, überhaupt keine der betrüglichen Handlungen dabei in Anwendung gebracht respective bekannt geworden ist, die das Gesetz soviel als möglich zu bezeichnen und zu erreichen sucht) den Anspruch auf vollständige Entlastung. Und hier liegt die eigentliche Wohlthat des Gesetzes. Gänzlich insolvente Personen konnten wohl auch früher auf gewisse Weise entlastet werden aber unter kränkenden Bedingungen, auch durften sie das Geschäft, das sie getrieben hatten, nicht wieder aufnehmen. Ich glaube überhaupt nicht, daß die früheren, so viel mir bekannt, in verschiedenen Staaten von einander abweichenden Bestimmungen auf andere Personen Anwendung fanden als die eigentlichen Kaufleute. Hier hingegen sieht es dem Gerichtshofe, bei dem der Fallit seine Eingabe gemacht hat, zu, wenn alle nöthigen Bedingungen erfüllt sind, demselben nach einer gewissen Frist ein Entlastungszeugniß auszustellen, das den Schuldner rechtlich gegen jede Art von künftigem Recurs sichert. Die Vergangenheit schließt sich hinter ihm ab, und die Zukunft ist sein Eigenthum. Man beklagt sich allgemein über die hohen Kosten der Procedur, die auf circa 75 Dollars angeschlagen werden; deshalb geschieht es auch häufig, daß ärmere Leute das Gesuch stellen, die Kosten derselben von ihrem künftigen Erwerbe abtragen zu dürfen Täglich sind nun die Zeitungen mit Verzeichnissen von Bankerotten angefüllt. Unter diesen bemerke ich unter andern Journalisten, Aerzte, auch Zahnärzte, dann eine ziemliche Anzahl „Gentlemen," was wohl mit Rentiers zu übersetzen wäre, wenn es bei solcher Gelegenheit nicht gar zu ironisch klänge.

(Hamburg.) Daß Amalie Schoppe und Karl Gutzkow zum Frühjahr Hamburg verlassen, ist bereits gemeldet. Erstere wird von Jena aus die hier vor 16 Jahren von ihr begründeten Pariser Modeblätter zu redigiren fortfahren und denselben noch eine größere Ausdehnung geben. Dagegen wird Gutzkows Telegraph entweder eine andere Redaction bekommen, oder wahrscheinlicher ganz eingehen. Das Verbot der Hoffmann und Campeschen Verlagsartikel in Preußen und die seit Jahren zwischen Verleger und Redacteur eingetretene Spannung mögen dazu mitwirken. Gutzkow wird, dem Vernehmen nach, nach Paris reisen, um dort längere Zeit zu verweilen. Später sich nach Frankfurt oder Berlin wendend, will er sich dann ausschließlich mit Arbeiten für die Bühne beschäftigen. Möge es ihm anderswo besser glücken, als bei uns! — Uebrigens werden wir durch das Aufhören des Telegraphen nicht arm an Journalen; diese erscheinen hier vielmehr in großer Anzahl und verschwinden in der Regel so sanft, daß Niemand ihr Nichtmehrsein gewahrt. Es ist übrigens unglaublich, mit wie wenigen Abonnenten sich manches Blatt hier begnügt. Eines bestand ein ganzes Quartal hindurch mit siebzehn Abnehmern, ein anderes („die Zeit," redigirt von Wille und Lüders) zählt noch nicht funfzig.

(Compliment.) Einer der vorzüglichsten Pariser Prediger ist der Abbé Coquereau, dessen Vorträge häufig von dem weiblichen Theile der königlichen Familie besucht werden. Neulich begegnete die Königin nach beendigter Predigt dem Abbé und sagte ihm verbindlich: „Sie haben mit einer Beredtsamkeit gepredigt wie ein Apostel." Alsogleich antwortete der Geistliche: „Ein Leben wie das Eurer Majestät ist viel beredter."

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 26.

Bremen, Donnerstag den 31. März 1842.

Gestorben:

Nro. 347. Den 26. März. Der Maurergesell Joh Christ. Goebeler, 49 Jahr; Runken Nro. 23.

— 348. Den 26. — Der Landmann Hinrich Osmer, 21 Jahr; Schlachte Nro. 20.

— 349. Den 27. — Der Cigarrenmacher Carl Gottfr. Henoch, 32 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 236.

— 350. Den 27. — Des verstorb. Georg Wapnezky Wittwe, geb. Benthacke, 64 Jahr; große Johannisstraße Nro. 126.

— 351. Den 27. — Franciska Havermann, 72 Jahr; in der Capelle am Stephanikirchhof.

— 352. Den 28. — Des Arb. Wilh. Lehmkuhl Sohn (todt geb.); Buntenthorssteinweg Nr. 50.

— 353. Den 28. — Der Weißbäcker Conrad Bitter, 49½ Jahr; Hutfilterstraße Nro. 6.

— 354. Den 28. — Des verstorb. Zeughausaufsehers Franz Engelke Schlodtmann Wittwe, geb. Strack, 90¼ Jahr; am Wall Nro. 8.

Nro. 355. Den 28. — Des Arb. Gerke Block Sohn, 6¾ Jahr; Klosterkirchenstraße Nro. 2.

— 356. Den 28. — Isabelle Madeline Lindemann, 20 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 6.

— 357. Des 28. — Des Arb. Friedr. Christoph Stock Tochter, 2 Monat; gr. Krummenstraße Nro. 12.

— 358. Den 28. — Des verst. Bierbrauers Bernhard Hebeler Wittwe, geb Hamstede, 81 Jahr; Tiefer Nro. 26.

— 359. Den 30. — Des Zimmergesellen Heinr. Gardelmann Sohn (todt geb.); Fedelhören Nro. 16.

— 360. Den 30. — Der Schneidermeister Hermann Bernhard Kuhlmann, 62 Jahr; Meyers Gang Nro. 7 (Osterstraße).

— 361. Den 30. — Der Consumtions-Einnehmer Hinrich Bollmann, 65 Jahr; am Wall Nro. 4.

Geboren:

Nro. 422. Den 24. März. Des Landmanns Diederich Bollmann Ehefr., geb. Meyer, Hastedt Nr. 57; von einem Mädchen.

— 423. Den 26. — Des Buchhändlers Gustav Bernhard Melchior Schünemann Ehefr., geb. Heber, zweite Schlachtpforte Nr. 7, von einem Knaben.

— 424. Den 26. — Des Arb. Hermann Hinr. Nolting Ehefr., geb. Bartels, Schnoor N. 22; von einem Knaben.

— 425. Den 26. — Des Kaufmanns Heinr. Friedr. Eduard Meyer Ehefr., geb. Heineken, Geeren Nr. 39; von einem Mädchen.

— 426. Den 27. — Des Malers Carl Aug. Rampf Ehefr., geb. Biesterfeld, Osterthorswallstraße Nr. 78; von einem Knaben.

— 427. Den 27. — Des Kaufmanns Ernst Wilhelm Wille Ehefr., geb. Sergel, Schüsselkorb Nr. 2; von einem Mädchen.

— 428. Den 27. — Des Arb. Joh. Henr. Back Ehefr., geb. Winters, hinterm Stephanithorswall Nr. 27; von einem Knaben.

— 429. Den 27. — Des Graveurs Herm. Friedrich Bolte Ehefr., geb. Kottmeyer, hinterm Stephanikirchhof Nr. 1; v. e. Knaben.

Nro. 430. Den 28. — Des Arbeitsm. Wilh. Lehmkuhl Ehefr., geb. Martens, Buntenthorssteinweg Nr. 50; von einem todten Knaben.

— 431. Den 28. — Des Küpers Friedr. Heinr. Ludwig Schweers Ehefr., geb. Tillmann, Mühlenberg; von einem Knaben.

— 432. Den 28. — Des Kaufmanns Johann Georg Wilh. Finke Ehefr., geb. Schmidt, alten Wall Nr. 15; von einem Mädchen.

— 433. Den 28. Des Kohlhökers Herm. Vagt Ehefr., geb. Wulfken, auf dem Kamp Nr. 6; von einem Mädchen.

— 434. Den 28. — Des Arb. Gerh. Wilh. Grambart Ehefr., geb. Wieting, Fangthurm Nr. 2; von einem Knaben.

— 435. Den 29. — Des Districtscommissairs Conrad Aug. Suffert Ehefr., geb. Holz, a. d. Brake; von einem Knaben.

— 436. Den 29. — Des Grobbäckers Bernhard Lampe Ehefr., geb. Stegmann, Westerstr. N. 50; von einem Knaben.

— 437. Den 30. — Des Zimmergesellen Heinr. Gardelmann Ehefrau, geb. Warnken, Fedelhören Nr. 16; von einem todten Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 27.

Bremen, Sonntag den 3. April 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 3. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hausstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Heineken.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* An den Mond.

Von Georg Storme.

Unter blüh'nden Lindenbäumen
An der Aue Blumenstrand,
O wie selig dort zu träumen,
Wo ich sie, die Holde, fand!
Auf, mein Denken, auf, mein Sehnen,
Auf, ergieße dich in Sang!
Auf, o Laute, hemm' die Thränen,
Folge treu dem Herzensdrang!

Treuer Wächter du der Sterne,
Mildes Licht im Himmelsglüh'n,
Du, um den in blauer Ferne'
Schwarzumflort die Wolken zieh'n,
Treu umwanderst du die Erden
Und begrüß'st mit mildem Strahl
Deine Kinder, selig werden
Bös' und Gut' durch dich zumal.

Treu bewahrest du den Kummer,
Den die Sünd' dir anvertraut,
Segnend lächelst du zum Schlummer
Derer, die sich Fried' erbaut.
Höre denn auch meine Bitte,
Du, der treu die Welt umeilt,
Sag' in welcher Engel Mitte
Mir die Holde heute weilt?

Sag', ob meiner sie gedenket
In der Freude wonn'ger Lust,
Meiner, dem die Trennung senket
Kummer in die frohe Brust?
Sag', ob bei der Saiten Rauschen,
Bei dem Sang in stiller Nacht,
Wo Gefühl und Ton sich tauschen,
Sie wohl meiner hat gedacht?

Sag', gedenkt sie noch der Stelle,
Wo ich glücklich mich gewähnt
Und mit ihr der Töne schnelle
Flügel, Zaubermacht bezähmt? —
Sanft auf deiner Strahlen Schwingen
Strebt mein Gruß zu dir empor,

In der Saiten süßem Klingen
Meiner Sehnsuchtstimmen Chor.

O ihr flücht'gen Abendlüfte,
Ihr, in deren blauem Meer
Leichte Wölkchen scherzend schwimmen
Durch der Sterne Silberheer,
Nehmt den Gruß auf eure Schwingen,
Tragt ihn durch der Wolken Spiel
In der Saiten sanftem Klingen
Hin zu ihr, der Sehnsucht Ziel.

O du dunkelblauer Hügel,
Thron des Silberschaaren-Hort,
Du, in dessen treuem Spiegel
Oft sich malt Stadt, Land und Port,
Zeichne mir mit Flammenzügen
Meiner Holden lieblich Bild,
Laß es dort im Sternenglühen
Lächeln ewig engelmild;

Daß wenn Schlummer meine Thränen
Von dem trüben Auge wischt,
Sich ihr Bild zum süßen Wähnen
Unter meine Träume mischt. —
Höre mich, o Silberkrone,
Stimm' noch diesen Liedeskuß!
Treue Laut' zu ihrem Throne
Bringe du den Scheidegruß!

Twistringen, den 10. März 1842.

Beschreibung der chinesischen Hauptstadt.

Von einem Russen.

In den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Peking fühlten wir die Unbequemlichkeit unserer europäischen Kleidung bei den kalten chinesischen Wohnhäusern sehr und eilten darum uns in chinesische Gewänder zu stecken. Man macht sich keine Vorstellung, wie viel Abtheilungen und Unterabtheilungen in der chinesischen Garderobe bestehen: jede Jahreszeit führt nothwendig einen Wechsel des Costüms mit sich, und diese durch die Gewohnheit festgestellten Wechsel werden von anständigen Chinesen so heilig beobachtet, als die Gesetze der Mode von unsern Damen und „Löwen", nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mode keinen Einfluß hat und der Schnitt vom Kleide des Großvaters und Vaters auch an dem des Sohnes und des Enkels ersichtlich ist und vermuthlich auch auf die Urenkel übergeht; nur die Façon der Mützen und Schuhe wechselt fast jährlich. Man darf indeß nicht glauben, daß es eine Sache der Liebhaberei ist bei dem Wechsel der Jahreszeit auch die Kleider zu wechseln oder nicht zu wechseln — keineswegs: die bestimmte Zeit tritt ein und ein kaiserlicher Befehl verkündet dem Volke, daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmützen mit den Sommermützen oder die Sommermützen mit den Herbstmützen vertauscht werden sollen. . . . So kleidete ich mich also wie ein ächter Chinese. Die erste Zeit meines Aufenthalts war sehr langweilig: stellt auch einen Menschen vor, der mit einemmal in eine so volkreiche Stadt, in einen Schwarm von Menschen geschleudert wird, deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise ihm ganz fremd und deren Sprache ihm völlig unverständlich ist, und ihr werdet meine trübselige Lage erkennen. So allein mitten unter dieser Menschenmenge sollte ich zehn meiner besten Lebensjahre in Peking zubringen? . . . Das Haupthinderniß für uns war die für den Europäer außerordentlich mühsame Aussprache des Chinesischen, indem einer und derselbe Laut, je nachdem er einfach, hoch oder tief oder abgestoßen ausgesprochen wird, eine eigene Bedeutung hat. In dem ersten Halbjahr machten wir kaum einen Fortschritt, erst nach zwei Jahren fingen wir an in die Geheimnisse dieses Labyrinths, das man die chinesische Sprache nennt, einzudringen, und erst nach vier Jahren konnten wir uns frei mit Chinesen unterreden.

Wir hatten große Lust Peking zu sehen, und sobald wir in vollkommen chinesisches Costüm gekleidet waren, fuhren wir alsbald in gemietheten Carriolen durch die Straßen der Hauptstadt. Zuerst lenkten wir die Fahrt nach dem kaiserlichen Palaste, wo der Kaiser in den Wintermonaten verweilt, während er den Frühling, Sommer und Herbst in einem Palast drei Stunden von Peking zubringt. Der Palast nimmt einen außerordentlichen Raum ein und besteht aus einer Menge besonderer einstöckiger aus Backsteinen aufgeführter Häuser, von denen jedes seine besondere Bestimmung hat. In dem einen wohnt der Kaiser, in dem andern macht er seine Geschäfte ab, in einem dritten ist die

Kaiserin, in anderen seine Kebsweiber, seine Kinder, die verwittwete Kaiserin, die Kebsweiber des verstorbenen Kaisers, die Eunuchen und das weibliche Hofgesinde. Jede dieser Abtheilungen ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, die Niemand überschreiten darf außer die dazu gehörigen Personen. Alle diese Gebäude sind wieder mit einer allgemeinen Mauer umgeben, die Niemand überschreiten darf außer die dazu gehörigen Personen. Alle diese Gebäude sind wieder mit einer allgemeinen Mauer umgeben, deren Thorschwellen nur die Hofleute überschreiten dürfen, und im Kreise um diese Mauer zieht sich eine Einschließung, innerhalb deren sich viele Privatbuden befinden und wo jeder gehen und fahren darf. Die Paläste selbst konnten wir nicht sehen, und nur das gelbe Dach aus glasirten Ziegeln blickte über die Mauer herüber. Die Straßen in der Nähe des Palastes sind eben so wenig wie die in ganz Peking gepflastert.

Ohne auch nur im geringsten unsere Neugierde befriedigt zu haben, fuhren wir vom Palast aus durch die Straße Sy-wi-lou, welche, wie alle Hauptstraßen, durch ihre Breite und Regelmäßigkeit sich auszeichnet. Mitten in jeder Hauptstraße von Peking ist ein etwa drei Fuß hoher Erdaufwurf für leichte Fuhrwerke und Fußgänger; schwer beladene und mit fünf oder sieben Maulthieren bespannte Wagen müssen auf der schmalen Straße zur Seite der Erhöhung fahren. Nur zur Zeit starker Regen, durch welche die Straße zwischen der Erhöhung und den Häusern mit einem undurchdringlichen Koth sich füllt, dürfen auch schwere Wagen auf der mittleren Erhöhung fahren. Diese Erhöhung ist ziemlich breit und würde zum Fahren der Equipagen sehr bequem sein, erstreckten sich nicht an der Seite hin Zelte und Buden, welche die Straße dermaßen einengen, daß kaum zwei Wagen neben einander fahren können *).

Bei der ungeheuren Bevölkerung Pekings sind die Straßen den ganzen Tag hindurch mit zwei ununterbrochenen Reihen von Wagen bedeckt, welche sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegen. Es ist eine wahre Noth, wenn ein zu Fuß gehender Chinese einem fahrenden Bekannten begegnet; der letztere soll nach den mit der strengsten Pünktlichkeit eingehaltenen Gesetzen chinesischer Höflichkeit anhalten, aussteigen, trotz Wetter und Schmutz sagen: wie steht es mit deiner Gesundheit? und ihn dann einladen sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß der Fußgänger verbunden ist diese Fragen zurückzugeben und seinen Bekannten zu bitten seinen Weg doch fortzusetzen. Der Fahrende will nicht einsitzen, ohne abzuwarten, bis der Fußgänger weiter geht, und dieser will warten, bis der erstere sich wieder in den Wagen gesetzt hat. Die Ceremonie dauert manchmal eine halbe Stunde, und während dieser ganzen Zeit müssen die hintern Wagen warten, weil gar keine Möglichkeit ist den anhaltenden Wagen zu umfahren. Wenn der Aufenthalt durch das Zusammentreffen von Beamten veranlaßt wird, so warten die Chinesen geduldig, aber manchmal reißt auch dem geduldigen Chinesen die Geduld; so z. B. erfuhren wir einen Aufenthalt bei unserer ersten Ausfahrt: ein zerlumpter gemeiner Kerl in einem schmierigen leinenen Kittel fuhr auf einem halbzerbrochenen Wagen daher, an den ein magerer Esel gespannt war, machte Halt, als er einem ähnlich gekleideten Bekannten begegnete und hielt alle hinter ihm Fahrenden funfzehn Minuten lang auf. Da verloren die Chinesen doch die Geduld und forderten ihn mit Geschrei auf seine Höflichkeitsbezeugungen abzukürzen.

Nachdem wir drei Stunden durch die Straßen von Peking gefahren waren, hatten wir einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Aeußern der Stadt bekommen. Die Hauptstraßen sind ziemlich breit, die Seitenstraßen aber so eng, daß zwei einander begegnende Carriolen sich nicht ausweichen können, weßhalb ein Kutscher immer erst in die Straße hineinrufen muß, ob ihm Niemand entgegengefahren komme. Jede Seitenstraße hatte vormals bei der Kreuzung mit andern Seitenstraßen oder auch mit Hauptstraßen ein Thor, von denen viele noch jetzt erhalten sind; diese Thore wurden früher von Wächtern, die daneben in kleinen Wachthäuschen wohnten, in der Nacht geschlossen und man konnte nur mit besonderer Erlaubniß alsdann das Thor passiren; jetzt hat diese Strenge aufgehört, die Wächter rufen nur noch die bei Nacht Hindurchgehenden an und auch dies geschieht selten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn der Kaiser ausfährt, was einige Male im Jahre geschieht, werden alle diese Zelte und Buden abgebrochen, der hohe Weg ausgebnet und mit gelbem Sande überschüttet, so daß der Beherrscher von China niemals die Unannehmlichkeiten schlechter Wege in den Straßen seiner Hauptstadt erfährt.

Die Marketenderin.

Im Jahr 1809 bevonakirte bei Erfurt ein Bataillon von der alten Garde. Es war eine kalte, regenschaurige, Nacht. Die erstarrten Soldaten hatten unter den aus Brettern und Stroh erbauten Baracken gegen Frost und Nässe Schutz gesucht. Auf einmal wird auf dem Vorposten Lärm geschlagen; eine Schaar ungarischer Husaren, von welchen jeder einen Infanteristen hinten aufsitzen hatte, wollte in das Hauptquartier einfallen. Sogleich sammelt sich das Bataillon, es beginnt eine heftige Füsillade, und die alten Grenadiere der französischen Garde dringen vorwärts, um die feindlichen Parteigänger über den Haufen zu werfen. Ein Mädchen, die Schwester eines Unteroffiziers von dem Corps, folgte dem Bataillon als Marketenderin. Elternlos seit ihrer zartesten Kindheit, begleitete sie ihren Bruder Germain, welcher mit väterlicher Sorgfalt über sie wachte. Er hatte viele blutige Schlachten mitgemacht, und in diesem leichten Vorpostengefechte traf ihn eine mörderische Kugel durch das Herz. Die arme Louise saß neben ihm, die Gefahr nicht achtend, welche sie umgab; sie hielt den Kopf ihres Bruders in ihrem Arme, und bemühte sich unter Weinen und Wehklagen, doch vergeblich ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Unterdessen waren die französischen Scharfschützen genöthigt, sich in die Reihen des Bataillons zurückzuziehen, und die Deutschen waren einige Minuten lang Herren des Kampfplatzes. Der Graf von G . . . ., Major der ungarischen Husaren, welcher das hübsche, junge Mädchen weinend und schluchzend unter Sterbenden und Todten sitzen sah, ließ sie fortführen und in sein Quartier bringen. Bald darauf kam er auch an, denn sein Regiment war mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen worden.

Louisens Anblick hatte auf den Grafen einen tiefen Eindruck gemacht, und es dauerte nicht lange, so fühlte auch Louise für den Major, welcher sie mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelte, eine Anhänglichkeit, die sie sich nicht erklären konnte.

Vierzehn Tage waren vergangen, da erhielt der Major Befehl, zu der Armee des Prinzen Karl zu stoßen, der gegen Napoleon eine Schlacht liefern sollte. „Nichts bindet Sie mehr an Frankreich," sagte vor seiner Abreise der Graf von G.... zu dem jungen Mädchen; „Sie besitzen Vorzüge und Eigenschaften, welche mich glücklich machen würden, wenn Sie mein Herz, meine Hand und mein Vermögen annehmen wollten."

Louise gab bereitwillig den Wünschen des Majors nach; ihre Verbindung wurde den folgenden Tag im Stillen vollzogen, und die neue Gräfin von G.... reiste auf die Güter ihres Gemahls ab, während dieser zu seinem Regiment in den Ebenen von Wagram ging. Die Abwesenheit des Majors dauerte zwei Monate; und als es Friede war, nahm der Graf seinen Abschied und kehrte auf seine Güter zurück, wo er vier Jahre in Glück und Liebe mit seiner jungen Gemahlin, die ihm unterdessen einen Sohn geboren hatte, seine Tage ungetrübt dahin fließen sah.

Sein Glück wurde dann gestört durch die Vorwürfe seiner Familie, welche seine Verbindung mit Louisen, die übrigens nicht wußte, daß sie mit dem Grafen bloß heimlich getraut worden war, im höchsten Grade mißbilligte. Ein Oheim, der ihn adoptirt hatte, der Feldmarschall von B...., schrieb ihm, daß er nach Wien kommen sollte, um dort, nach seinem ausdrücklichen Befehle, eine junge Dame zu heirathen, welche man für ihn, nebst dem Dekret eines Obristen, bestimmt hatte. Der Major blieb lange unentschlossen; aber am Ende unterlag er im Kampf mit sich selbst, und sich die Ohren verstopfend vor der warnenden Stimme seines Gewissens, entschied er sich zu gehorchen, und reiste nach Wien. Er hatte seinem Verwalter aufgetragen, sorgfältig über Louisen zu wachen; allein ein Brief von dem Oheim, den er in seinem Schreibpulte aus Vergessenheit zurückgelassen hatte, entdeckte der Gräfin das Unglück, das ihr bevorstand. In dem nämlichen Augenblicke überfiel eine schreckliche Verzweiflung ihre Seele; sie nahm so geschickt ihre Maßregeln, daß es ihr gelang, mit ihrem Kinde zu entkommen.

Sie kam auf dem Landgute des Feldmarschalls im Augenblicke an, wo die Vermählung des Grafen von G.... in der Schloßkapelle vollzogen wurde. Sie hatte diese Mittheilung von dem Verwalter erhalten, zu welchem sie gegangen war, um einige Worte an den Grafen zu schreiben. Ein schauderhafter Entschluß geht ihr im Kopfe herum; sie schreibt eiligst die folgenden Zeilen:

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr. Ich will Dir über Deine Handlung keine Vorwürfe machen; aber ich empfehle Dir unser Kind an; sorge für dasselbe. Lebe wohl!"

„Louise."

Während der Verwalter Louisens Brief in das Schloß trägt, öffnet die Unglückliche ein Fenster, unter welchem der Fluß vorbeilief, und stürzt sich hinein. In einem Augenblicke ist der Fluß mit Kähnen bedeckt; der Körper der Unglücklichen kommt wieder zum Vorschein; der Major, der auch herbeigeeilt war, stürzt sich in die Fluthen, und es gelingt ihm, schwimmend sie an das Ufer zu bringen.... aber leider! entseelt.

∴ Frühere Zustände der Kaufmannschaft.

(Fortsetzung.)

Im Jahre **1517** also gestattete der Rath dem gemeinen Kaufmanne, mit den beiden Zollherren zusammen 6 Aelterleute, aus jeder der drei großen Kaufmännischen Gesellschaften der Englands-, Flandern- und Schonenfahrer Zwei zu wählen, welche das Interesse des Handelsstandes vertreten, bei „schweren Sachen" jedoch die Zollherren zu Rathe ziehen, und überhaupt in allen Dingen die Obrigkeit des Rathes achten sollten. Bis dahin hatten wahrscheinlich die beiden dem Zollwesen vorgesetzten Rathsmitglieder zu der Kaufmannschaft gewissermaßen in dem Verhältniß der Vorgesetzten gestanden. (In wiefern dies die Benennung der Bremischen Hänsegreven aufklärt, wird später erörtert werden.) Zugleich sollte von den Hamburger Aelterleuten jährlich ein neuer gewählt werden, und deswegen alljährlich Einer austreten, allein nach und nach wählte man immer den Abtretenden wieder, und so wurde das Amt allmählig bleibend und lebenslänglich, und die Wahl, welche von der Corporation selbst geschah, eine bloße Formalität.

Die Corporation kommt unter verschiedenen Namen vor — Kaufmannsrath, Aelterleute des Kaufmanns, im **17.** Jahrhundert wurde der Name Börsenalten allgemein. Sie waren damals Vertreter der Kaufmannschaft, und auf sie war die Sorge für die Sicherheit der Schifffahrt übergegangen. Nicht minder ging die Anordnung des Briefwesens von ihnen aus, wovon sie auch „Postherren" genannt wurden.

Zwischen der Zeit, in welcher der Kaufmann persönlich seine Geschäfte im Auslande zu machen pflegte, und dem Ende des 16. Jahrhunderts, in welchem die ersten regelmäßigen Briefposten in Deutschland eingerichtet wurden, liegen etwa 3 Jahrhunderte, die sich nicht ohne Briefwechsel denken lassen; wenn dem Einzelnen die Absendung eines Boten zu theuer schien, verband er sich mit Anderen zu gemeinschaftlicher Sendung, oder — was natürlicher war — Corporationen und Communen übernahmen die Besorgung. Daß in Hamburg die städtische Regierung es nicht that, ist gewiß, und nichts liegt deswegen näher als die Annahme, daß die kaufmännischen Gesellschaften es waren, welche schon von den ältesten Zeiten her die Absendung von Boten an ihre auswärtigen Contore, und dann auch die Beförderung von Briefen nach den Städten, wo diese Contore lagen, übernommen haben. Hauptsächlich galt dies von der Correspondenz mit dem Contor in Flandern, denn die Englands-, Schonen- und Bergerfahrer werden, wenigstens in der guten Jahreszeit, lieber Schiffsgelegenheit benutzt haben; indessen wurden doch auch die nach England bestimmten Briefe von Hamburg (und auch von Kopenhagen über Hamburg) an das Contor zu Antwerpen befördert, um von da weiter zu gehn. Anfangs mietheten die Aelterleute Boten für den einzelnen Fall, und erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, seitdem die Kaufmannschaft einen gemeinschaftlichen Vorstand und eine gemeinschaftliche Börse hatte, wurde das Geschäft regelmäßiger betrieben. Die Leute, die aus dem Botenlaufen Geschäfte machten, affigirten, so oft sie eine Reise unternehmen wollten, eine deßfallsige Anzeige an der Börse, und sammelten die Briefe ein; dazu war aber die Erlaubniß der Aelterleute erforderlich, und diese knüpften sie sehr bald an gewisse Bedingungen. So kam das Botenwesen, und zwar zuerst die Correspondenz mit Flandern, allmählig in gewisse Ordnung.

So entstand und entwickelte sich das hamburgische Briefpostwesen, welches zwar später durch die Reichsposten und die Anstalten anderer Fürsten vielfach verdrängt und beeinträchtigt, nichts desto weniger für die Boten, die von wirklichen Fußläufern allmählig zu wohlbehaltenen Sinecuristen heranwuchsen, wie für die Aelterleute des Kaufmanns eine Quelle reichlicher Revenuen ward, und es geblieben ist, als jene Aelterleute längst aufgehört hatten, Vorstände und Vertreter der Kaufmannschaft zu sein.

Wie es nun gekommen, daß die Hamburgischen Aelterleute oder Börsenalten den Character der Kaufmanns-Vorsteher verloren, weshalb 1623 das Collegium der Admiralität eingesetzt, und wie endlich 1665 die Commerz-Deputation die wahre Vertretung der Kaufmannschaft erhalten, — alles dieses interessirt den Bremischen Leser weniger, weil sich bei uns die Verhältnisse nicht so gestaltet haben. Vielmehr soll jetzt ein Blick auf die früheren Bremischen Zustände gethan werden. Vorab ist indeß der Artikel über die Bark Louise zu beenden, damit der Unterhaltungs-Theil dieses Blattes nicht zu sehr beschränkt werde.

W.

∴ Das Hamburger Gerichtsverfahren betreffend die wegen angeblicher Betheiligung im Sclavenhandel angehaltene Bark Louise.

(Fortsetzung.)

In der Sitzung des Handelsgerichts vom 26. Aug. v. J. stellte nun Dr. August Heise für den Fiscus den Antrag auf Condemnation von Schiff und Ladung, und wies er zur Begründung zunächst hin auf den Accessions-Vertrag vom 9. Juni 1837, wodurch Hamburg den Tractaten beigetreten sei, die England und Frankreich 1831 und 1833 zur Unterdrückung des Sclavenhandels abgeschlossen.

Aus demselben rechtfertige sich die Anhaltung in bestimmten Gewässern, zu denen auch der District bis 20 Lieues von der Brasilianischen Küste gehöre. Die betreffenden Verträge enthielten gewisse gesetzliche Merkmale, bei deren Vorhandensein ein Schiff mit vollem Rechte für verdächtig gelte, entweder selbst den Sclavenhandel getrieben zu haben oder für diesen Handel ausgerüstet zu sein. Es seien dies hauptsächlich drei Punkte, nämlich:

Erstens sogenannte Reserve-Planken, geeignet um ein bewegliches Sclavendeck daraus zu machen.

Zweitens ein im Verhältniß zur Schiffsmannschaft überflüssig großer Wasservorrath, und überflüssig vorräthige Wasserfässer, von denen nicht erhelle, daß die Rheder Garantie für den erlaubten Gebrauch geleistet.

Drittens, ein zum Gebrauche der Mannschaft nicht erforderlicher kupferner Kessel.

Diese gesammten Merkmale seien nun aber bei der Untersuchung der Louise an Bord derselben vorgefunden. Zuvörderst nämlich seien 23 Planken vorgefunden, die nicht als Theil der Ladung im Manifeste aufgeführt. Diese Planken seien ihrer Dicke nach jede in 3 Theile, bis auf einen unbedeutenden Ueberrest an einem Ende, zersägt, so daß sie ohne Mühe ganz von einander getrennt und neben einander hingelegt werden können zur Bildung eines besonderen Deckes. Ein anderer Zweck für diese Vorrichtung sei nicht dargethan. Die Mannschaft habe zum Theil bei ihren Verhören die Vermuthung geäußert, daß diese Planken zu den Bettstellen, die einen Theil der Ladung gebildet, gehören möchten, allein da die Bettstellen complet seien, so mache dies die Sache nur noch verdächtiger. Die Portugiesischen Passagiere hätten natürlich jede Wissenschaft um diese Planken abgeläugnet, nur Penna habe ausgesagt — „die Planken seien sein Eigenthum und mit andern Passagiergütern von ihm an Bord geschafft, um an der Küste von Afrika als Unterlage von Waaren gebraucht zu werden, weil die Locale zu deren Stapelung dort keine Fußböden zu haben pflegten," — allein Penna habe diese Angabe mit nichts bescheinigt, und es lasse sich auch leicht beurtheilen, daß, wenn in Afrika keine Fußböden zu sein pflegten, es deren dort auch nicht bedürfen werde. Sodann betreffend die Größe des vorgefundenen Wasservorrathes im Verhältniß zur Mannschaft, so habe Capitain Boye selbst bemerkt, daß er für die ganze Reise von Hamburg bis Rio 17 Wasserfässer gehabt. Dagegen habe das Schiff bei der Anhaltung deren 35 gehabt, wovon angeblich 28 für die Mannschaft und 7 für die Passagiere. Capitain Boye berufe sich freilich darauf „wie ein Mäkler in Rio ihm gesagt, in Benguela sei nur ungesundes Wasser, und sei deßhalb seine Absicht gewesen, sich für den dortigen Aufenthalt und für die Rückfahrt bis zu den Cap-Verdischen Inseln mit Wasser von Rio zu versehen," — allein solche unbescheinigte Anführungen könnten gesetzliche Präsumtionen nicht entkräften. Endlich sei an Bord der Louise ein metallener Kessel gefunden, von Kupfer oder Messing, oben ca. 2½ Fuß im Durchmesser, unten 2 Fuß, und 1 Fuß tief. Er habe nicht im Manifest gestanden, und solle angeblich Eigenthum eines der Passagiere sein, der aus England nicht angekommen, und dieser ihn habe zum Waschen und Baden brauchen wollen. Allein abgesehen, daß dieser Zweck mit dem Kessel gar nicht zu erreichen war, so habe er auch, während zum Gebrauche der Mannschaft alle nöthigen Kessel und Kochgeschirre außerdem vorhanden gewesen, ungebraucht und eingepackt im Zwischendeck gestanden, müsse also einen andern Zweck gehabt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 29. März d. J.

Es fand wegen des Festes kein Verkaufs-Termin Statt.

Auflösung der Charade in Nro. 26.

Nullwalzer.

Miscellaneen.

(England.) Die Noth im Lande hat jetzt wohl den höchsten Punkt erreicht, den Punkt, wo das Gesetz seine Kraft verliert und die Natur ihre Rechte behauptet. In dem sonst so gewerbthätigen Paisley sind zwei Menschen buchstäblich verhungert und gegen 1500 liegen auf Stroh ohne Decken. In Preston stehen an 1600 Häuser leer und dennoch hat die Zahl der Gestorbenen sich gegen den durchschnittlichen Belauf fast verdoppelt. In Leigh kann kein Garnspinner über fünf Schillinge — einen Thaler sechzehn Groschen — wöchentlich verdienen, und seit den letzten drei Monaten haben 3000 Webstühle geruht und sind an 4000 Arbeiter unbeschäftigt. In Wigan können von 795 Familien kaum die Hälfte Arbeit finden, und es hat sich herausgestellt, daß 1104 Personen zu drei, 712 zu vier, 200 zu fünf, 156 zu sechs und 66 zu sieben und acht ein einziges Bette und ihre Wohnungen nicht das unentbehrlichste Geräthe haben. Ein amtlicher Bericht aus Dundee schildert die Besorgniß der dortigen Kaufleute, daß die Tausende unbeschäftigter Arbeiter, die ohne Brod und ohne Obdach auf den Straßen liegen, in die Häuser einbrechen und die Speicher plündern werden. In Leeds, der großen Fabrikstadt, verdienten von 19,936 Individuen jedes den Tag kaum einen Groschen, und in Carlisle haben 309, aus 1146 Personen bestehende Familien gar keine Subsistenzmittel, während von 334 Familien im Durchschnitt jede wöchentlich einen Schilling, von 157 jede zwei und von 140 jede drei Schillinge erwirbt. In Stockport ergab sich, daß von 15,823 Einwohnern nur 1204 volle, 2866 theilweise und 4148 gar keine Arbeit hatten, die übrigen 7605 aber zur Arbeit unfähig waren. Die Noth der untern Classen in mehreren hiesigen Distrikten ist herzbrechend. In Bethnal-green zählt die Behörde an 20,000 unbeschäftigte und folglich brodlose Arbeiter. Bei einer Versammlung in Southwark berichtete ein Armenpfleger, daß er Tausende von Familien besucht, in deren Wohnungen er höchstens einen Tisch, zwei Stühle, eine alte Matratze und eine Bettdecke gefunden, daß die Meisten zu ihrer Nahrung nichts als Hafergrütze, zur Feuerung nichts besäßen, als was sie erbettelten. Dasselbe gilt von Kennington. Selbst in dem verhältnißmäßig wohlhabenden Marylebone giebt es eine Menge Familien, die auf der bloßen Diele schlafen, und täglich wiederholen sich bei Leichenbeschauungen die Verdicte der Geschworenen: an Entblößung gestorben.

(Barmen, 22. März.) Am Sonnabend den 19, d., Nachmittags gegen 5 Uhr, ereignete sich in unserer Nachbar-Gemeinde Wichlinghausen nachstehender beklagenswerther Fall. Die Frau eines unbemittelten Bandwirkers daselbst, von einem Wochenbette noch nicht wieder genesen, trug ihrem neunjährigen Söhnchen auf, die in einem Schranke des Wohnzimmers befindlichen (für sie verordneten) Tropfen zu holen, und, als die Mutter davon eingenommen hatte, ging der Knabe damit aus der Schlafkammer wieder in die Wohnstube zurück, stellte aber dieselben statt in den Schrank, wo sie bisher aufbewahrt waren, leider auf einen Tisch. Nun war auch in demselben Zimmer ein dreijähriges Mädchen anwesend, so eben noch vergnügt und gesund von seinem Großvater, bei dem es Caffee getrunken, heimgekehrt. Dieses Kind fand unglücklicherweise jenes Fläschchen und trank unbemerkt dessen Inhalt über die Hälfte aus. Kaum hatte der Vater das Geschehene erfahren und dem weinenden Kinde darüber einen Verweis gegeben, als sich auch die narkotisch-giftige Wirkung der Tropfen, die aus dem durch seinen Blausäure-Gehalt so sehr kräftigen Kirschlorbeer-Wasser und Bilsenkraut-Extract bestanden, schon zeigte. Das unglückliche Kind stürzte augenblicklich, wie trunken, taumelnd und bewußtlos zur Erde nieder. Ungesäumt wurde ärztliche Hülfe in Anspruch genommen; allein selbst der sorgfältigsten Anstrengung Seitens des Arztes, gelang es nicht, dasselbe einem jammervollen, frühen Tode zu entreißen.

(Chinesische Literatur.) Unter den neuesten aus China nach England gebrachten Trophäen befindet sich auch ein literarisches Werk, ein 450 Bände starker Auszug einer 6000 Bände starken Encyklopädie. Was sind unsere Conversations- und Universal-Lexika gegen dieses von den Literaten des himmlischen Reichs gebrauchte „Buch zum Nachschlagen", — denn das ist der Titel!

(Hundswuth.) In Lüttich ist dieser Tage ein Obrist von dem dortigen Jägerregiment nach schrecklichem Kampf an der Wasserscheu gestorben, — der zweite Fall dieser Art, der sich in jener Stadt innerhalb eines Monats ereignet hat. — Auch in Detmold hat vor einigen Tagen ein Mann, der von einem Hunde gebissen worden war, nach dreitägigem fürchterlichen Kampfe jammervoll geendet. — In Paris sind wiederholte Fälle vorgekommen, daß Kinder von großen Bullenbeißern angefallen und erwürgt worden sind.

Wann werden denn die Klagen über dies schreckliche unnennbare Elend aufhören und wann wird man denn die überflüssigen Hunde abschaffen? Wer dazu beitragen kann, dem Unheil zu steuern, und hätte er auch jenen, alle Schrecken und Entsetzen überbietenden Todeskampf nicht gesehen, o der thue es doch, es hängt Wohl und Wehe der Mitmenschen davon ab und die eigene Ruhe.

(Berlin.) Unsere berühmte dramatische Künstlerin, Madame Crelinger, hat von Sr. Maj. ein sehr huldvolles Schreiben erhalten, worin der König sein Bedauern darüber ausspricht, daß die beiden Töchter der Künstlerin (Dem. Bertha und Clara Stich) die hiesige Bühne verlassen.

(Bäcker-Innungen.) Man lies't in öffentlichen Blättern folgenden Artikel: Leipzig, dessen jetzige Bevölkerung die runde Zahl von 50,000 übersteigt, hatte merkwürdigerweise bisher die kaum glaubbare Zahl von nur 32 Bäckern aufzuweisen. Dieses statistische Mißverhältniß datirte von alten Privilegien aus der Zeit des 30jährigen Krieges, wo der dortigen Bäcker-Innung das exclusiveste Recht, in einer bestimmten, schon für damals geringen Anzahl von Innungsgenossen für alle Zukunft zu verblei-

ben, landesherrlich verbrieft ward. Dies Privilegium war ein theuer bezahltes, und seitdem mußte jeder neu Eintretende in diese Innung seine Bäckergerechtsame mit einigen tausend Thalern erkaufen. Die kleine Bäckerzahl, die sich immer constant blieb, ward der wachsenden Stadt immer drückender. Jetzt endlich, wo ihr Druck am schreiendsten ist, wird sie eine Vermehrung erleiden. Sie soll, wie es Seitens der hohen Behörden ernstlich verfolgt wird, vorläufig um zehn, also auf 42 erhöht werden. Was würde dieser Correspondent erst sagen, wenn er die „kaum glaubbare" Zahl der Bremischen Bäcker erführe!

(Aus der Berliner Criminal-Chronik.) Die Berliner Criminal-Zeitung theilt folgenden Vorfall zur Warnung mit, der sich vor nicht langer Zeit irgendwo zugetragen. Ein Gewerbtreibender, welcher sich im Geldnoth befindet, wendet sich an einen ihm bekannten Kommissionär und ersucht ihn um Anschaffung eines Darlehens von 200 Thlrn. Dieser ist dazu bereit, verlangt aber, daß ihm jener ein Empfangsbekenntniß auf Höhe dieser Summe ausstelle, um, wie er sagt, darauf von einem Dritten die verlangte Summe gezahlt zu erhalten. N. N. geht darauf ein und schreibt die geforderte Quittung. Im Besitze derselben aber begiebt sich der Kommissionär sofort zu einem andern Geschäftsmann, cedirt diesem das Schuldenbekenntniß des N. N. für den Preis von 115 Thlrn. und erhält die Cessionssumme ausgezahlt. Großmüthig genug läßt er jedoch hiervon 40 Thlr. in den Händen des Cessionärs zurück, mit dem Auftrage, diese Summe für ihn an N. N. zu zahlen, da er demselben noch auf Höhe dieses Betrages verschuldet sei. Diese Zahlung erfolgt, und N. N., in peinlicher Geldverlegenheit, nimmt die 40 Thlr. an, um nur einigen seiner dringendsten Verbindlichkeiten genügen zu können. Sein Schuldschein über 200 Thlr. besteht fort, und er ist auf diese empörende Weise in der Gefahr, um 160 Thlr. geprellt zu sein. Die Sache ist übrigens, wie hinzugefügt werden kann, bei dem kompetenten Criminal-Gerichte bereits zur Sprache gebracht.

(Das Siegel des neuen Bischofs von Jerusalem) zeigt ein in zwei Theile geschiedenes Schild. Der eine Theil enthält das Wappen des Bisthums, aus den Wappen von England und Preußen bestehend, unter welchen eine Taube, mit einem Oelzweig im Munde, und noch etwas weiter unten die hebräische Inschrift: „Friede, Friede über Jerusalem!" Die andere Hälfte des Wappenschildes enthält das Privatwappen des gegenwärtigen Bischofs Alexander, nämlich einen aufrecht stehenden Löwen, welcher in den Vordertatzen eine Fahne mit dem Worte „Judäa" in hebräischen Schriftzeichen hält.

(In Zeitz) und der Umgegend sind die Blattern und namentlich die schwarzen Blattern so bösartig ausgebrochen, daß die Menschen flüchten.

(Tödtliches Angebinde.) Ein sehr reicher funfzigjähriger Privatmann in Paris saß am jüngsten Dreikönigstage mit seiner jungen, erst kürzlich geheiratheten Frau bei Tische. Man klingelte. Ein Bedienter öffnete und erschien gleich darauf mit einem Packet; einem Geschenk für den Herrn. Es war in Linnen geschlagen und sehr sorgfältig mit Nadeln verbunden. Die Eheleute ziehen die Nadeln heraus — und finden in der sorgfältigen Umhüllung ein allerliebstes, schlafendes Kind von 3 Monaten. Auf seiner Brust aber lag ein Zettel: „Wer die Mutter treulos verlassen, soll wenigstens nicht des Kindes vergessen." Der Hausherr erblaßte, die junge Gattin wankte, fiel mit der Schläfe an eine Steinplatte und blieb todt. — Der Verräther ist seitdem im Irrenhause.

(England.) Der Betrag, den die englischen Minister durch die Einkommenssteuer (Income Tax) zu erhalten hoffen, beläuft sich auf 3,700,000 Pfd. Sterl. Die Königin hat aus freiem Antrieb auch ihre Civilliste derselben unterworfen.

(Eisenbahnen.) Deutschland hat jetzt 11 Eisenbahnen mit einer Ausdehnung von 91½ Meile.

(Professor Heeren,) der am 6. März zu Göttingen starb, wurde zu Arbergen in demselben Hause geboren, in dem unser verstorbener Olbers das Licht der Welt erblickte. Wir verdanken also dem bescheidenen Dörfchen zwei unserer ausgezeichnetsten Zeitgenossen.

(London) ist am 16. März noch nicht untergegangen; ein Bibelkundiger beweist indeß, daß die Prophezeiung mit Daniel und der Offenbarung Johannis übereinstimme, und der Mönch von Dree sich nur um ein Jahr verrechnet habe.

(In Frankfurt) haben seit dem 1. März die Vorarbeiten zur Einführung der Gasbeleuchtung begonnen.

(Die Kaltwasserheilanstalten) treten vom 1. April wieder ins Leben; in der Ebersdorfer betragen die wöchentlichen Ausgaben für ein meublirtes Zimmer, Bedienung, Bette, Trockenwäsche und Benutzung sämmtlicher Badeapparate nur 2 Thlr. 12 Groschen.

(Die Baumwollenfabriken) im Elsaß beschäftigen 100 Mill. stehendes und 120 Millionen umlaufendes Capital, und 105 — 110,000 Arbeiter, die jährlich 38 Millionen Arbeitslohn bekommen.

(In Berlin) waren zum ersten Mal dieses Jahr außer dem Charfreitag auch am Gründonnerstag und am ersten Ostertage die Theater geschlossen und Tanz und Musik verboten.

(Der König von Preußen) hat dem Professor Agassiz in Neuenburg eine Summe von 3000 Fr. zustellen lassen als eine Entschädigung für die bedeutenden Opfer, welche dieser Gelehrte auf seine wissenschaftlichen Forschungen verwendet.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 27.

Bremen, Sonntag den 3. April 1842.

Gestorben:

Nro. 362. Den 29. März. Des verst. Arb. Joh. Hinr. Bliesterning Wittwe, geb. Othzen, 52 Jahr; im Krankenhause.

— 363. Den 30. — Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Hintze, 37 Jahr; Schnoor Nro. 2.

— 364. Den 30. — Der Schneider Heinrich Ludwig Conrad Thieste, 22½ Jahr; Alten-Weg Nro. 3.

— 365. Den 31. — Der Arb. Gerhard Poggenburg, 44 Jahr; Polnischen Bock Nro. 4.

— 366. Den 31. — Die Näherin Margar. Buschmann, 20 Jahr; Weges-Ende Nro. 14.

— 367. Den 31. — Der Tischlermeister Heinr. Wilh. Hasse, 70 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 6.

— 368. Den 31. — Der Schneider Georg Kayser, 63 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 24.

Nro. 369. Den 31. — Der Cigarrenmacher Joh. Conrad Harting, 29 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 213.

— 370. Den 1. April. Des verst. Reepschlägers Joh. Friedr. Behrens Wittwe, geb. Mehrtens, 62 Jahr; Schweinestraße Nro. 3.

— 371. Den 1. — Der Branntweinbrenner Caspar Heinrich Wagentreiber, 30 Jahr; Buchtstraße Nro. 34.

— 372. Den 1. — Des Arb. Gottfried Lindemann Tochter, 2½ Jahr; Hastedt Nro. 17.

— 373. Den 1. — Die Dienstmagd Beta Reinken oder Range, 63 Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 53.

— 374. Den 2. — Der Invalide Johann Harnvest, 60 Jahr; im Hospital am Hohenthor.

Geburten:

Nro. 439. Den 26. März. Des Schneiders Joh. Conrad Storch Ehefr., geb. Friedrichs, Fettengang Nr. 8; von einem Mädchen.

— 440. Den 28. — Des Arb. Christian Hagedorn Ehefr., geb. Fahrenholz, Hastedt Nr. 24; von einem Knaben.

— 441. Den 28. — Des Stuhlmachers Ludwig Georg Heinr. Petersen Ehefr., geb. Wehmeyer, Großenstraße Nr. 31; v. e. Mädchen.

— 442. Den 29. — Des Kaufmanns Carl Engelbert Eduard Klugkist Ehefr., geb. Heitmann, Contrescarpe Nr. 4 A; v. e. Mädchen.

— 443. Den 29. — Des Kaufmanns Carl August Eduard Gottfried Tewes Ehefrau, geb. Schünemann, Langenstr. N. 41; v. e. K.

— 444. Den 29. — Des Arb. Joh. Heinrich Imhoff Ehefr., geb. Strarmann, Hastedt Nr. 77; von einem Knaben.

Nro. 445. Den 30. — Des Lohndieners Joh. Matthias Größer Ehefr., geb. Wessels, Spitzenkiel Nr. 4; von einem Mädchen.

— 446. Den 30. — Des Kaufmanns Joh. Matthias Corßen Ehefr., geb. Menke, Westerstraße Nr. 82; von einem Knaben.

— 447. Den 31. — Des Schiffszimmermanns Christ. Wehlers Ehefr., geb. Lindemann, am Bollwerk Nr. 16; von einem Knaben.

— 448. Den 1. April. Des Stuhlmachers Joh. Heinr. Philipp Rode Ehefr., geb. Hüsing, Grafenstraße Nr. 43; von einem Mädchen.

— 449. Den 1. — Des Schuhmachers Napoleon Ludwig Krohn Ehefr., geb. Brüggeman, Bornstraße Nr. 12; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 145. Der Maler Justus Müller hies. und Metta Ruhräde aus Walle.

— 146. Der Cigarrenfabrikant Joh. Gerh. Luerssen hies. und Marie Louise Wellhausen zu Hannover.

— 147. Der Cigarrenfabrikant Christian Ludw. Hoppe und Anna Margar. Gesina Meyer hies.

— 148. Der Tischler Friedr. Wilh. Schreiber hies. und Margar. Cathar. Hoyer aus Jever.

— 149. Der Tuchstopfer Joh. Friedr. Hauswirth hies. und Henriette Justine Wilhelmine Hartlage zu Wagenfeld.

— 150. Der Arb. Joh. Gerh. Frisch, gen. Brünjes, am Buntenthorssteinwege und Meta Borrmann zu Woltmershausen.

— 151. Der Arb. Hinr. Rebers und Helene Sanders. Beide von hier.

Nro. 152. Der Arb. Arend Friedr. Nandermann hies. u. Anna Katharina Sophie Elisab. Engelmann aus Schwarme.

— 153. Der Federposenarbeiter Carl Vogt u. Johanna Maria Antoinette Dierkes. Beide v. hier.

— 154. Der Küpergesell Friedr. Bernh. Thiessing und Eleonore Catharina Klatte. Beide v. hier.

— 155. Der Schiffszimmermann Joh. Schumacher hies. und Anna Christina Maria Osmers aus Oberneuland.

— 156. Der Uhrmacher zu Bremerhaven Joh. Matthias Wilh. Pröhl und Anna Sasse hies.

— 157. Der Maurergesell Jacob Peters und Anna Elisab. Donner. Beide von hier.

— 158. Der Arb. Joh. Diedr. Eggers hies. und Anna Stürmann aus Kirchseelte.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 28.

Bremen, Donnerstag den 7. April 1842.

* Die glückliche Kindheit.

Ihr Tage der Kindheit, ihr schwandet so schnell,
In Unschuld, in Liebe und Wonne.
Ach! schiene noch einmal so freundlich und hell
Als Kind mir die göttliche Sonne.
Wie würde ich jubeln, wie würd' ich mich freun!
O selig, o selig! ein Kind noch zu sein.

Im Gärtchen, belebt durch der Vögel Gesang,
Von Rosen und Veilchen umgeben:
Da brachte das Herz dem Alliebenden Dank,
Der Liebe und Freude gegeben.
Da fühlt' ich so selig, da fühlt' ich so rein;
O selig, o selig! ein Kind noch zu sein.

Wenn Frühling die Erde verjüngt und belebt;
Wenn grünen und blühen die Felder;
Wenn Alles erfrischt und gestärkt sich erhebt:
Dann lief ich durch Auen und Wälder.
Mir lachten die Fluren, mir lachte der Hain,
O selig, o selig! ein Kind noch zu sein.

Wenn Strahlen der Sonne die Aehren gereift;
Die Flur mit Getraide beladen;
Wie weit auch das Auge, das forschende, schweift,
Erkennend den Vater der Gnaden:
Da glaubt' ich, das Weltall, das ganze, sei mein;
O selig, o selig! ein Kind noch zu sein.

Wenn herbstlich sich kleidet die schöne Natur,
Die Bäume, voll Früchte, sich neigen:
Dann ließ ich auf Stoppeln, an sicherer Schnur,
Den Drachen, den rauschenden, steigen;
Und scherzte und spielte in munteren Reih'n.
O selig, o selig! ein Kind noch zu sein.

Wenn eisig aus Osten der Wind sich erhebt;
Wenn Bäche und Graben gefroren:
Ward über die Fläche, die glatte, geschwebt
Mit purpurnen Wangen und Ohren.
So ging's in die Welt, in die weite, hinein;
O selig, o selig! ein Kind noch zu sein.

O, glückliche Kindheit! du schwandest so schnell,
In Unschuld, in Liebe, in Wonne.
Ach! schiene noch wieder so freundlich, so hell
Als Kind mir die göttliche Sonne!
Wie würde ich jauchzen, wie würd' ich mich freun!
O selig, o selig! ein Kind noch zu sein.

Hamburg. G. H. Ph. Pehling.

Die Räuber in Tusculum*).

Aus: Funfzehn Jahre Exil in den römischen Staaten.
Vom Grafen de Chatillon.

Es war am 4. November 1817. Der Tag hatte rein und heiter begonnen. Seiner Gewohnheit gemäß, war Lucian mit Sonnenaufgang aufgestanden. In meiner Be-

*) Das Landgut Lucian Buonaparte's.

gleitung hatte er die agricolischen Arbeiten besichtigt, und wie immer galten unsere Untersuchungen dem Boden, um die Orte kennen zu lernen, wo sich für unsere Nachgrabungen die besten Hoffnungen zeigten. Als wir in den Palast zurückkehrten, begegnete uns Madame Lucian, die mit ihren beiden Töchtern und der Princessin Hercolani von Bologna spazieren ging. Dem Prinzen entging auf dem Gesichte seiner Frau ein trauriger Zug nicht, der ihn beunruhigte; er fragte nach der Ursache. „Es ist nichts," sagte sie lächelnd; „aber Du weißt, daß das gewöhnlichste Ereigniß zuweilen traurige Ahnungen in mir hervorzurufen vermag. Nun will ich's nicht verhehlen, ich bin besorgt, ohne es zu wollen; denn ich war so eben Zeuge einer Scene, die traurige Eindrücke zurückgelassen hat."

Nun erzählte uns die Prinzessin, als sie von lebhaftem Vogelgeschrei herbeigelockt, an einer Lorbeerhecke vorübergegangen sei, habe sie einen Sperber bemerkt, der aus derselben aufgestiegen; als sie näher gekommen, wären ihre Blicke auf ein blutiges Nest gefallen.

Leicht zerstreute Lucian diese traurigen Empfindungen und bestellte, um jede Spur davon zu verwischen, das Frühstück in's Freie. Hier herrschte die Heiterkeit wieder, wie gewöhnlich, und wir zogen uns hierauf in unsere Zimmer zurück, um uns mit unsern gewöhnlichen Arbeiten zu beschäftigen.

Eine Glocke rief zur Zeit des Diners alle Welt in den Salon. Man bemerkte nur die Abwesenheit des Herrn Cun..., auf den man eine Zeitlang wartete; als man aber sah, daß er nicht kam, setzte man sich an die Tafel. Da Lucian diese Verzögerung einer etwas längern Promenade zuschrieb, so war man Anfangs ohne Sorge; als er aber auch nach dem Diner noch nicht zurückgekehrt war, schickte Lucian einen leichten Wagen in Begleitung zweier Feldaufseher und einiger mit Fackeln versehener Bedienten aus, um ihn zu suchen.

Dieser Befehl war so eben ausgeführt worden, als man ein leises Gemurmel im Corridor des Erdgeschosses vernahm. Man dinirte in der ersten Etage, und alle Bedienten im Palaste waren bei der Tafel beschäftigt. Im Erdgeschosse befanden sich in diesem Augenblicke nur einige Waschfrauen und drei Arbeiter, die mit diesen plauderten und von ihrer Arbeit ausruhten.

Beeifert, dem Prinzen und der Prinzessin schnell Nachricht über eine Person zu bringen, der sie sehr zugethan waren, und in der vollen Ueberzeugung, daß der Vermißte zurückgekehrt sei, verließ ich die Tafel und eilte die Treppe hinunter. Mir folgte Carl, der älteste Sohn des Prinzen Lucian, und Cäsar, Sohn des Prinzen Hercolani. Als ich im Halbgeschosse war, blieb ich stehen und fragte mit lauter Stimme, ob Hr. Cun.... zurückgekehrt sei. Mehrere halblaute Stimmen antworteten: „Ja, ja!...." Zu gleicher Zeit vernahm ich ein dumpfes Geräusch in der Gegend der zweiten Treppe, die ebenfalls in's erste Stockwerk führte. In der Meinung, man habe diesen Weg gewählt, kehrte ich um; Carl und Cäsar folgten meinem Beispiele und kehrten in den Saal zurück. Kaum aber war ich vier Stufen zurück, als ich mich an der Schulter gepackt fühlte, und von einem Gefühle beherrscht, von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben vermag, stieg ich maschinenmäßig die Stufen wieder hinab, von der Hand festgehalten, die mich gefaßt hatte. Auf die letzte Treppenstufe gelangt, stand ich einem bizarr gekleideten und bis an die Zähne gewaffneten Manne gegenüber. Sein schmalkrempiger Hut in Zuckerhutform war von einem Federbusche überragt und mit gelben, rothen und blauen Bändern umwickelt, die über die breiten Schultern wallten; sein vorn offenes Hemd ward nur durch eine leicht geknöpfte roth und schwarze Cravatte zusammengehalten, deren Enden mit einer Menge Ringe und Edelsteinen geschmückt waren; die kurze Jacke, Weste und Hose waren aus schwarzem Sammet; rechts und links an der Weste hingen Uhren, Medaillen, Ohrringe und anderes Geschmeide, dessen Ursprung leicht zu errathen war. Ein bunter Gürtel war über der linken Hüfte zusammengeknöpft; große silberne Schnallen schlossen die Hose über dem Knie und ein Paar Pistolen und ein Dolch steckten in einem breiten, ledernen, mit Cartouchen versehenen Gürtel. Seine Fußbekleidung bestand in einem Paar Sandalen, denen ähnlich, welche die alten Römer trugen.

Aus dem Gesichte des Mannes sprach die Kühnheit des Verbrechers, und doch war er damals nicht ohne Besorgniß und Furcht. Mit wilder Freude rief er, als er sich auf mich stürzte, aus: Ecco el principe! (da ist der Prinz); und nun zweifelte ich keinen Augenblick länger an der Eigenschaft der Person, in deren Hände ich gefallen war, und indem ich mich bestrebte, so kaltblütig zu sein, als in einer solchen Lage nöthig war, richtete ich meine Blicke nach dem Hintergrunde des Corridors, wo ich bei'm Schein einer Lampe Flinten glänzen sah. Zugleich erblickte

ich mehrere Gestalten, die ganz in derselben Weise gekleidet und bewaffnet waren, wie der, welcher sich meiner bemächtigt hatte. Sie standen da, wie zehn der Hölle entsprungene Teufel, unbeweglich und auf ihrer Hut. Ich aber hatte nichts, als meine Arme zur Vertheidigung, ja nicht einmal meinen Hut auf dem Kopfe.

Das Haupt der Bande hielt mich am Halse fest, und bestürmte mich, ihm zu sagen, ob ich Prinz Lucian wäre. Er schien davon überzeugt zu sein, und dennoch versetzten ihn meine absichtlich unbestimmten Antworten in Wuth. Seine Gefährten rührten sich nicht.

Sie hatten im Corridor und in den Stuben des Erdgeschosses die Waschfrauen und die wenigen Arbeiter, die sich daselbst befanden, gefangen genommen und an einander gefesselt, so daß sie sich weder bewegen, noch ein Wort zu schreien vermochten; die Unglücklichen waren mehr todt als lebendig. Ich für meine Person hoffte noch, daß ich durch Entledigung meines Gegners schnell die Treppe und den Zwischenstock erreichen könnte, wo sich mein Zimmer befand und wohin der Räuber gewiß nicht gewagt hätte, mir allein zu folgen. In der That hätte ich, einmal dahin gelangt, schnell die Thür verschlossen, meine geladenen Gewehre ergriffen, mich an das Ochsenauge postirt, welches die Treppe beherrscht, und von da aus die Räuber aufgehalten. Denn leicht wäre mir's gewesen, auf sie in einer Entfernung von sechs Schritten zu schießen, wenn sie es noch ferner gewagt hätten, sich des Prinzen und seiner Familie bemächtigen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung der chinesischen Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Bei der Gewohnheit der Chinesen sich mit hohen Mauern zu umgeben, sind die Straßen Pekings äußerst einförmig; allenthalben dehnen sich hohe, aus halbgebrannten grauen Backsteinen aufgeführte Einschließungsmauern aus, allenthalben blicken hinter diesen Mauern spitzige ausgeschweifte Dächer hervor, die durch Form und Farbe wieder monoton sind. Der kaiserliche Palast allerdings ist mit verglasten grünen Ziegeln, die übrigen Wohnungen aber alle mit grauen halbgebrannten gedeckt. Außer dem kaiserlichen Palast finden ich nur etwa noch 7 oder 8 fürstliche Paläste, alles Uebrige ermüdet durch seine Staubfarbe den Blick, und das Auge könnte durchaus auf nichts ruhen, wenn nicht die gewöhnlich auf die Straße herausgehenden Kaufläden die ertödtende Einförmigkeit belebten. Vor dem Eingange in eine jede Bude hängen schwarze lackirte Tafeln, die mit dicken goldenen Buchstaben beschrieben sind; unter den Buden ist indeß durchaus kein äußerer Unterschied, und nur diejenigen, in denen Süßigkeiten verkauft werden, zeichnen sich durch ihren Luxus aus. Die ganze vordere Wand dieser Buden ist fast ohne Ausnahme bis zum Dache vergoldet und mit Drachen und verschiedenen andern Bildern verziert. Die Pracht dieser Läden ist um so auffallender, als daneben häufig eine halb eingestürzte Ringmauer oder ein dem Einfall nahes Häuschen steht.

Oeffentliche Plätze und Gärten giebt es in Peking nicht; unter den Gebäuden sind nur die verschwenderisch mit Zinnober bemalten Tempel bemerkenswerth. Man hätte in der That Unrecht den Chinesen Bigotterie vorzuwerfen: ihre Tempel stehen fortdauernd leer und nur hie und da hält es ein Beamter, der eine neue, versteht sich einträgliche Stelle bekommen hat, für seine Pflicht alle Tempel der Stadt zu besuchen. Dabei benimmt er sich folgendermaßen: beim Eintritt in den Tempel trägt er einen Bündel Kerzen, die aus Baumrinde und einem wohlriechenden Holze gemacht sind, zündet diese vor dem Götzenbilde an und macht einige Verbeugungen bis auf die Erde, während dieser Zeit schlägt der Priester mit einem hölzernen Schlägel auf eine metallene Schale. Hat der Pilger auf solche Weise seine Andacht verrichtet, so wirft er einiges Geld hin, geht dann in den zweiten Tempel, hierauf in den dritten u. s. f. Selbst die gemeinen Leute gehen nur bei besondern Veranlassungen in den Tempel: wenn z. B. eine große Trockenheit eintritt, sammeln sich alsbald Schaaren von Bauern in dem Tempel, um von Gott Regen zu erbitten, und zünden dabei nicht bloß Kerzen an und machen tiefe Verbeugungen, sondern sie bringen auch Opfer dar, die aus verschiedenen Broden bestehen; ein wahres, nicht auf Interesse berechnetes, die Seele des Betenden erhebendes Gebet kennt der Chinese gar nicht. Allerdings sind in jedem Monat einige bestimmte Tage, in denen die Tempel von dem Volke besucht werden, aber dann strömt man nicht um des Gebets, sondern um des Handels willen dahin. Auf den Höfen der Tempel werden Waaren ausgestellt, namentlich Galanteriewaaren, und die Besuchenden spazieren von

Mittag bis zum Abend unter den Reihen der Verkäufer herum und handeln mit den Kaufleuten, die gewöhnlich auf diesen Jahrmärkten unmäßige Preise fordern; für einen Nephrit z. B. (chin. Feu-zui), einen Stein von grasgrüner Farbe, der bei den Chinesen besonders geachtet ist, und den man zu Ringen, Tabaksdosen, Armbändern u. s. w. verwendet, verlangte ein Kaufmann 250 Lan (der Lan etwas über 2 Thl.) und überließ ihn mir zu 26! Hier zeigen auch Gaukler ihre Künste: der eine geht auf den Händen, der andere wirft Messer u. dergl. Gegen Abend verödet der Hof des Tempels, es wird wieder stille bis zum folgenden Jahrmarkt, und nur die Priester brennen dreimal am Tage eine kleine Kerze vor jedem der großen Götzenbilder an und werfen sich jedesmal dabei auf die Erde nieder. Wenn es dem Priester selbst nicht zu Sinne steht diese beschwerliche Pflicht zu erfüllen — und dieser Wunsch steigt nur selten in ihm auf — dann schickt er seinen Schüler, um die Kerzen anzuzünden und sich zu verbeugen, und wenn auch der Schüler just nicht zu Hause ist, so thut es ein gewöhnlicher Taglöhner. Uebrigens werden die Lichter zu gehöriger Zeit angezündet, die Verbeugungen möglichst tief gemacht — was kann man mehr verlangen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Concert.

Auch nach dem Schlusse der Privat-Concerte ist das Publicum durch ausgezeichnete musicalische Genüsse erfreut worden. Am Mittwoch, den 30. März erfüllte Bremens Adoptiv-Sohn, Herr Concertmeister Schmidt, reichlich die Pflicht der Dankbarkeit gegen seine Pflegemutter, indem er ihr den bis dahin verschlossen gebliebenen Schatz der Gluck'schen Tonkunst eröffnete. Verständniß und Genuß waren auf Seiten des Publikums größer als sich bei dem ersten Anhören dieser ungewohnten Weisen erwarten ließ. Der vortreffliche Gesang von Mad. Schmidt und Herrn Hagen ließ aber auch des Componisten Gedanken und namentlich die unvergleichlich großartigen Recitative zur vollkommsten Ausführung gelangen. Ueber den classischen Werth der Musik waren Alle einstimmig, und wohl nur Wenige werden der wüthenden Streitigkeiten gedacht haben, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die musikalische Welt und ganz besonders in Paris über die Vorzüge von Gluck und Piccini erfüllten. Gleiche Sujects wurden von beiden Meistern behandelt, und einen Abend um den andern aufgeführt. Dann schlugen sich die beiderseitigen Anhänger im Parterre mit Stöcken, in den Logen contrahirte man Zweikämpfe, und die Tagesblätter waren mit streitenden Artikeln angefüllt; kurz es herrschte damals auf dem musikalischen Felde dieselbe wüthende Klopffechterei, wie jetzt leider im Gebiete der Religion.

Sodann gab uns die Bremische Liedertafel in Verbindung mit mehreren andern Bremischen Gesang-Vereinen am Sonnabend den 2. April ein Vocal-Concert zur Gedächtnißfeier Hermann des Cheruskers, wobei der Ertrag für das Hermanns-Denkmal bestimmt war. Der allgemeine Geschmack an Männer-Gesang hatte zahlreiche Zuhörer versammelt, welche sich an passend gewählten und gut ausgeführten Gesangstücken höchlichst ergötzten. Es war das Erstemal, daß die Liedertafel die jüngeren nach ihrem Beispiele gebildeten Töchtervereine zu sich versammelt hatte, sie konnte sich des regen Eifers und der hoffnungsvollen Kräfte dieser jüngern Vereine erfreuen, und hatte doch auch die Genugthuung, daß ihr dieselben noch nicht über den Kopf gewachsen seien. Die Kunst hat jetzt das schöne Amt übernommen, welches sich die streitende Kirche entschlüpfen läßt, nämlich alle Edle ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen zu einem Bruderkreise zu vereinen. So gewahrte man auch in dem letzten Concerte, wie Handwerker, Musiker vom Fach, Kaufleute und Gelehrte sich für den schönen Zweck zu gemeinsamer Mitwirkung verbunden hatten, und weder Bischöfe noch Könige mögen eine solche Harmonie unter den ihrem Krummstabe und Scepter Befohlenen erhalten, als sie hier unter der Battuta des Herrn Pillwitz freudig waltete. Man konnte der Zeiten gedenken, wo in der Reichsstadt Nürnberg der Amtsgenosse Hans Sachs mit dem reichsten Kaufmannssohne in der edeln Kunst des dichtenden Gesanges wetteifern mochte. So muß es auch in einem Bürgerstaate sein. Nicht das Geschäft oder der Reichthum, sondern allein sittlicher Werth und geistiges Streben muß einem Jeden seinen Rang anweisen. Hat Odin an jenem Abende unseren Hermann vergönnt aus Walhalla auf Bremen niederzuschauen, so muß ihn diese Gedächtnißfeier vor allen andern erfreut haben, denn Bremen ist ja die mächtigste Stadt geworden im ganzen Cherusker-Lande, dessen freigewählter Kriegsherzog Hermann im Jahre 9 n. Chr. war, und sie ist die einzige Volksgemeine, welche die angestammte Germanische Freiheit zu bewahren wußte, und deren öffentliche

Angelegenheiten, noch jetzt nicht von gebornen, sondern von gekornen Häuptern geleitet werden. Sicherlich hat Hermann oft auf dem Boden, den wir bewohnen, gewandelt, denn an der Scheidung des Meer- und Flußgebietes, an der Stelle, wo das höhere Land den Wohnungen Sicherheit vor der Wasserfluth gewährte, und wo Inseln in der Weser die Verbindung zwischen den beiden Ufern erleichterte, an dieser Stelle ist gewiß immer der Sitz einer bedeutenden Gemeine gewesen, und alle Umstände haben sicherlich schon damals obgewaltet, welche später Karl den Großen veranlaßten gerade hier ein Bisthum zu gründen. Nach Tacitus Beschreibung der Gegend, wo eine der großen Schlachten zwischen Hermann und den Römern geschlagen wurde, hält auch der gelehrte Lipsius dafür, daß jener Kampf bei Vegesack Statt gefunden. Wir Bremer sind also zu einer solchen Gedächtnißfeier ebenso berechtigt als verpflichtet gewesen.

Nach dem Concerte blieb eine große Zahl der Sänger und Hörer noch zu einem frohen Mahle versammelt, und brachte bei diesem ein zu den jüngern Vereinen gehörender Sänger Hr. Kl. folgenden Trinkspruch aus:

„Hochzuverehrende Herren! Wenn ich es wage an eine so ansehnliche Versammlung einige Worte zu richten, so geschieht dies in der Hoffnung auf Ihre Nachsicht, in der Freude über unser schönes Fest und mit dem Wunsche der Wahrheit zu dienen, indem ich im Sinne und Namen, wo nicht Aller, doch der Meisten unter uns eine Ansicht bekenne, die in letzter Zeit ihre feurigen Vertreter, aber leider auch ihre lauten Gegner gefunden hat. Zu allen Zeiten haben die Fürsten ihren Vorfahren, sich selbst und ihren tapfern Feldherren kostbare Standbilder in Erz und Marmor errichtet und die Pietät aller civilisirten Nationen hat die sich darin aussprechende Dankbarkeit und Anerkennung gebilligt, oder die offen dargelegte Eitelkeit doch geduldet. Als aber in Deutschland und zwar vom Volke ausgehend, rasch nacheinander einigen der Männer, die wir mit Liebe und Stolz Deutsche nennen und die durch die Schärfe des Geistes statt der des Schwertes die Geister bezwangen und ihnen neue Bahnen brachen, Statuen errichtet werden sollten, da zuckten Manche die Achseln und fanden dies schöne Zeichen der Zeit unpraktisch, zwecklos und überflüssig, oder sprachen von Denkmalmanie. Bei der Errichtung eines Denkmals an Hermann den Cheruskr im ehrwürdigen Teutoburger Walde kam noch die Länge der zwischen ihm und uns liegenden Periode und vielleicht einige Ungenauigkeit der historischen Controle in Nebensachen hinzu, um eine leider große Anzahl von dem Enthusiasmus für dasselbe und der Beförderung desselben auszuschließen.

Könnte ich von diesen doch Einige umstimmen, indem ich ihnen zurufe: wir erkennen in den Standbildern eines Luther, Schiller, Möser und Anderer den einzigen äußerlichen und moralisch nothwendigen Tribut der Huldigung, den wir ihrem Manen zu bringen vermögen; wir erkennen den Cölner Dom in seiner Vollendung für ein, von dem großen, herrlichen, deutschen Volke für ferne Zeiten mit Riesenzügen manifestirtes religiöses Glaubensbekenntniß, wir erkennen das Hermannsdenkmal für ein deutsches Volksspanier dem Auslande gegenüber, für ein Band der Einigung aller deutschen Stämme, für eine Mahnung an jeden Deutschen zur Vaterlandsliebe, zu echter deutscher Gesinnung, zur Belebung des Nationalsinnes und Nationalstolzes durch fortschreitende Entwickelung freier Sittlichkeit und sittlicher Freiheit.

So möge es dastehen und späten Geschlechtern bezeugen, daß unser Volk nicht schlechter geworden ist, als es war, da Lieder von Hermanns Thaten vor den Schlachten es entflammten, daß auch uns Heldenruhm und vaterländische Gesänge begeisterten, und daß wir, wenn auch die Zeiten ruhiger, die Sitten verfeinerter und die Gesinnungen gemäßigter geworden sind, vor dem Segen eines so schönen Vaterlandes und einer so herrlichen Sprache nicht zu erröthen brauchen, sondern dem was wahr und edel ist und groß nachstrebend befunden werden mögen. Dies sei die Losung und darauf lassen Sie uns trinken."

Daß dieser begeisterte Trinkspruch Anklang und Wiederhall in jedem Herzen fand, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. w.

* Theater.

Eine geraume Zeit hat das theaterliebende Publikum sich wieder mit den erbärmlichsten Stücken begnügen müssen, und bedauerte nur die Zeit, die unsre Schauspieler an ein „Hinter den Coulissen" u. dgl. wenden. Möchte doch der unberühmte Verfasser (Libi) uns ferner mit derlei Machwerken verschonen! Ein Lichtblick in dem Dunkel unsers Theaterwesens ist das neue Stück von Emil Devrient: „Treue Liebe", ein Stück, das durch poetische Wahrheit und getreue Durchführung der Charaktere, durch die edle Einfachheit des Stoffs und die schöne Sprache gewiß mit Recht Interesse und Lob verdient. Ohne durch Sentimentalität zu rühren, weiß doch der Verfasser Herz und Geist zu befriedigen. Es wurde sehr gut gegeben, und vorzüglich muß der Fleiß von Fräul. Thate Anerkennung finden, die eine sehr vielseitige Rolle trefflich durchführte. Als rothe Fledermaus sprach sie sehr undeutlich, dagegen gelang die Parthie als Wahrsagerin vorzüglich. Fräul. Thate, wie Fräul. Edler und Herr Lemke wurden gerufen. Gewiß wird dieses Stück sich noch wiederholten Beifall erringen.

Ein merkwürdiger Criminalfall.

Aus Berlin.

Ein höchst merkwürdiger Criminalfall ist in diesem Augenblick Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Was wir an damit verwandten Ereignissen aus frühern Jahren in der Erinnerung haben, kommt an Interesse, Kühnheit und schlauer Complicirtheit dagegen nicht auf. Die Zeitungen haben schon davon gesprochen, aber ohne den Nerv der Sache wiederzugeben; berichte ich auch nur nach dem Gerüchte, so glaube ich doch, daß es diesmal eine sehr gute Quelle hat. Seit einigen Jahren lebte hier eine Engländerin aus hoher Familie, ausgezeichnet durch ihre Bildung und ihre geselligen Talente. Sie hatte Eingang gefunden in den hohen und höheren Kreisen der Gesellschaft, ja man

behauptet, daß sie auf dem Punkte stand, über die Schwelle zu treten zu noch höheren. Das religiöse Thema der Zeit war auch ihres. Sie förderte dasselbe nicht allein im Umgang und durch Gespräche, sondern trat auch als Schriftstellerin auf; die Bekenntnisse der Fürstin Gallizin, von ihr übersetzt, sind vor einigen Monaten hier bei Ascher erschienen. Sie führte den lebhaftesten Briefwechsel mit literarischen und andern Notabilitäten hier und auswärts. Die Ausbreitung religiöser Gesinnungen erschien immer dabei als Hauptzweck. Einmal während ihres Aufenthalts in Berlin unternahm sie auch eine Reise nach England, wohin sie sich an dortige Gelehrte Empfehlungen von einem hiesigen berühmten Schriftsteller verschaffte. Der geistvolle englische Kritiker C..... dankte dem Adressanten in einem verbindlichen Schreiben, daß er ihm die Bekanntschaft der interessanten Dame verschafft habe. Als unverheirathet und etwa im Alter von 28 Jahren fand sie es schicklich, nicht allein zu wohnen, sondern hatte sich bei mehreren angesehenen Familien hier und in Potsdam in Kost begeben.

Indem ich die Geschichte, wie sie jetzt bekannt ist, wieder erzähle, fühle ich, daß das, was ihr hier die pikante Würze giebt, die Namen der hochgestellten und geachteten Personen, welche dabei unschuldig mitspielen, mir die Discretion zu nennen verbietet. Genug, daß man der Engländerin zu Ehren Gesellschaften gab, Fremden den Ehrenplatz neben der geistreichen Dame einräumte, und einer der ersten Geister unseres Staats am Abend vor seiner Abreise nach England bei ihr Thee trank. Miß H..... hatte unter andern auch bei einer Obristin von .... gewohnt. Jetzt lebte sie schon seit Monaten mit einer andern Familie; es braucht nicht angeführt zu werden, daß eine jede es sich zum Glück schätzte, die liebenswürdige Engländerin bei sich aufzunehmen. Die Obristin saß bei Tische, als ein Geräusch in der verschlossenen Nebenstube sie aufschreckte. Sie öffnet die Thür und erblickt zu ihrer Verwunderung Miß H..... „Mein Gott, wie kommen Sie hier herein? die Thür ist ja verschlossen.“ — „Sie war offen,“ entgegnete die Fremde, „ich wunderte mich auch darüber.“ Die Dienstleute werden gerufen, sie lassen sich aber nicht schelten wegen ihrer Nachlässigkeit, behaupten vielmehr, die Thür sei fest verschlossen gewesen. Man nimmt die Sache leicht, und Miß H..... sagt lächelnd: so könne man sich auf die besten Dienstboten verlassen, wenn man nicht alles selbst nachsehe. Aber als sie fort ist, vermißt die Obristin in dem auch fest verschlossenen Sekretär ein Paket mit Kassenanweisungen. „Das kann nur Miß H..... gestohlen haben!“ rufen die durch langjährige Dienste erprobten Leute der Wirthin aus einem Munde. Ein entsetzlicher Argwohn, den sie vergebens zu unterdrücken sucht, der aber immer von Neuem aufsteigt, treibt die Obristin zur Engländerin. Sie spricht ihn aus, und man mag sich vorstellen, wie die gekränkte Dame ihr antwortet. Kaum ist die Obristin zu Hause, kommt ihr auch schon ein Billet nach, mit der Drohung einer Injurienklage, wenn sie ihr nicht eclatante Genugthuung verschaffe. Die geängstigte Obristin geht indessen doch zum Hort aller Bestohlenen, dem berühmten Polizeirath Duncker, der ihr wenig Hoffnung macht, weil sie ihm ihren Besuch erst in zweiter Instanz geschenkt hat. Duncker geht jedoch am selben Abende hin, und nach einer kurzen Unterhaltung und der ersten Lüge, auf der er sie ertappt, ist der feine Menschen- und Verbrecherkenner moralisch so von Miß H.....'s Schuld überzeugt, daß er es ihr ins Gesicht sagt und, ihrer Ohnmachten und verrätherischen Godams ungeachtet, zur Untersuchung schreitet. Hier fanden sich wunderbare Dinge, wenn gleich nichts, was den Verdacht des vorliegenden Verbrechens zur Gewißheit steigerte. Eine unbedeutende Bijouterie sollte aber zu noch größeren Entdeckungen führen. Als die Obristin sie zu Gesicht bekommt, erschrickt sie heftig. Die Broche gehört ihr; sie war selbst ohne Werth, aber wer diese genommen, mußte auch bei ihren Juwelen gewesen sein, die fest verschlossen in einem geheimen Fache lagen. Sie öffnet dasselbe, und, o Glück! das Kästchen ist da. Ein noch größeres Glück, als man es öffnet, fehlt auch kein einziges Stück. Aber als man die Pretiosen bei Licht besieht, ist wohl Gold und Fassung dieselbe, aber statt der Diamanten sind böhmische Steine eingesetzt. — Genug, Miß H..... ist eine Diebin, es steht unzweifelhaft fest, und sie soll auch schon selbst bekannt haben. Keine Diebin aus Armuth und Edelsinn oder aus Manie, vielmehr, was die Motive anlangt, eine ganz gemeine Verbrecherin, aber eine ungewöhnliche Betrügerin, über deren Lebenslauf noch ein tiefes Dunkel ruht. Ihre aufgefundene Correspondenz giebt nur darüber Licht, wie sie es verstanden, sich Connexionen zu verschaffen und ein merkwürdiges Netz über alle vornehmen und einflußreichen Personen auszubreiten, dergestalt, daß sie durch die eine die andere verstrickte und jeder Gönner glauben mußte sie sei der besondere Schützling des andern. Was herauskommen wird, steht noch zu erwarten. Hier nur so viel, daß sie mit sehr hohen Personen über die kölnische Frage correspondirte und den Verfechtern des Protestantismus Rathschläge an die Hand gab, wie sie Roms Trotz beugen könnten. Zu gleicher Zeit aber hatte sie auch an einen namhaften katholischen Prälaten Vorschläge geschickt, wie es die Katholischen anfangen sollten, um der weltlichen Macht in Preußen zu trotzen. Vieles deutet darauf, daß sie im Begriff stand, den Schauplatz ihrer Intriguen zu tauschen, und nach Italien gehen wollte, um als Convertitin in Rom eine neue einträgliche Rolle zu spielen. Deshalb die Herausgabe der Gallizin'schen Bekenntnisse. Vielleicht hatte sie gehofft, in dem protestantischen Berlin damit Anstoß zu erregen, und irgend eine Weisung deshalb wäre ihr in Rom der beste Empfehlungsbrief geworden. Den Druck jenes Buches, das jetzt im Buchhandel cursirt, hat sie (es ist Commissionsartikel) richtig bezahlt mit 66 bayerischen Kronenthalern, die alle vollgültig, aber einer andern Familie gestohlen sind. Bis jetzt hat sich über ihre Herkunft nur ermittelt, daß der Sproß des Marquis von H..... die Tochter eines Unterförsters aus dem Bremischen ist. Sie selbst hat ihren deutschen Paß englisirt. Aber obwohl sie die Qualität als Diebin eingestanden, will sie doch von der einer englischen Aristokratin nicht lassen und giebt jetzt vor, das gestohlene Kind aus einer so großen Familie zu sein, daß ihr Mund dieselbe nicht aussprechen dürfe. So viel weiß bis jetzt das Publikum von einer Hochstaplerin, die in unsern Zeiten ihres Gleichen sucht.

Miscellaneen.

(Berlin.) Die Presse hat sich merklich in Bewegung gesetzt. Unsere Zeitungen wimmeln von Artikeln mit der Rubrik „Inland“. Lang Verhaltnes kocht und sprudelt und stürzt heraus. Aber man sieht den Schreibern an, sie trauen dem Dinge und sich selbst noch nicht recht. Die Post ist bisjetzt die höchste Administrations-Behörde, gegen die der neuerwachte freie Sinn so frei ist seine Meinung auszusprechen. Immer noch regiert die alte Scheu; jene helle klare männliche Sprache der englischen Publicisten, die mit den Worten spart, um den Sinn desto kräftiger auszudrücken, fehlt überall. Ein Wort, auch ein Königswort zaubert nicht die Presse frei, wenn nicht das allgemeine Gefühl, die Sitte, selbst sie verlangt und verträgt. Ersteres ist der Fall, das Letztere sehr bedenklich. Wie wenig der, welcher nie getadelt worden durfte, auch die gelindeste Rüge verträgt, beweisen die geheimsten Antworten der Post auf einige sehr leichte Plänkeleien. Uebrigens vergeht keine Woche, wo nicht ein auswärts erschienenes Buch oder eine Zeitung verboten wird. Für den Buchhändler kostet es schon Anstrengung, alle verbotenen Schriften im Kopfe zu behalten, da noch kein officieller Codex librorum prohibitorum erschienen ist. Nur die während der jetzigen Regierung verbotenen umfassend, würde er ein hübsches Volumen umfassen. Was bei Hoffmann und Campe erscheint, von jeder Qualität, Quantität und Kaliber, ist von selbst verboten, also auch der in letzter Zeit ungefährliche Telepraph. Der Qualität nach treffen die Verbote bekanntlich Alles, was in der Schweiz überhaupt und in Deutschland gegen die Religion gedruckt wird. Eine in Leipzig erschienene Broschüre, im junghegelschen Sinne gegen die Zuschrift der fünfundfunfzig Geistlichen in Berlin gerichtet, ward nicht allein verboten, sondern aufs strengste confiscirt; wie verlautet, zum großen Verdruß der Mehrzahl der darin angegriffenen Geistlichen. Denn sie meinen, zur Erweckung eines kirchlichen Sinnes habe jene Oppositionsschrift, welche dreist und deutlich den irreligiösen Sinn an der Stirn trägt, mehr wirken können, als ihre eindringlichsten Ermahnungen. Anders meint die Polizei; wer aber eigentlich diese Polizei ist, ist ein tiefes Räthsel. Was verboten ist, wird nach wie vor gelesen, und was unbedeutend war, wird bedeutend. Auch unsere Pietisten sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Interdikte ihrer Sache nur Nachtheil bringen. Zur Zeit der vollkommen freien Presse in religiösen Dingen, ja als der Nationalismus herrschte, erwuchsen sie zu einer Macht; ob sie unter den Fittigen der weltlichen Macht die Stürme, welche von Seiten der neuen antireligiösen Schule ausgehen, zurückgeschlagen werden, ist den frömmsten unter ihnen gerade am zweifelhaftesten.

(Bären-Zweikampf.) Die Nordische Biene entlehnt aus dem Journal für Pferdezucht und Jagd folgende Erzählung eines in den Annalen der Bärenjagd unerhörten Ereignisses. In den ersten Tagen des Januars wurde in der Nähe des Dorfes Marjin im Gouvernement Nowgorod eine Jagd auf zwei Bären angestellt. Der erste kam bald heraus und entkam den Jägern, man wartete auf den zweiten, aber immer umsonst. Endlich wurde ein Jäger hineingeschickt, um wo möglich die Ursache ausfindig zu machen; er kam bald wieder heraus, brachte ein Stück vom Fell des todten Bären mit sich und versicherte derselbe sei von dem andern Bären in Stücke gerissen worden. Man wollte es nicht glauben, stellte eine nähere Untersuchung an, und nun ergab sich, daß der Bär, auf welchen geschossen worden war, durch Jäger in andere Wäldern verjagt und sich hier innerhalb des Jagdgeheges nicht fern von einem andern Bären, der gleich im Anfang des Winters hier sein Lager aufgeschlagen, gleichfalls eine Lagerstätte gesucht hatte. Zwei Spuren aus zwei verschiedenen Lagerstätten trafen von verschiedenen Seiten her an einer Stelle zusammen, wo der zertretene Schnee, Haarbüschel und einzelne Blutspuren deutlich für einen Kampf zeugten. Bald kam man auch an die Stelle, wo der letzte Kampf statt gefunden hatte: hier lag der halbzerbissene Kopf, der entblößte Knochen des einen Fußes mit allen Klauen, ein großes Stück vom Fell und auf 30 Schritte umher war der zerknitterte Schnee mit Blut überströmt. Augenscheinlich wollte jeder der beiden Bären die Winterruhe allein genießen, und so kam es zwischen beiden zum Kampf. Der Fall ist um so merkwürdiger, als die Bären sonst zur Winterszeit ruhig in ihrem Lager liegen und an ihren Tatzen saugen.

(Wieder eine neue Manie.) Nachdem das starke Geschlecht in den nordamerikanischen Freistaaten seine Elßler-Wuth ausgetobt, kommt die Reihe, wie billig, an das schöne Geschlecht, das gegenwärtig in Boz-Verzückungen liegt. Der, Amerika bereisende berühmte englische Schriftsteller Boz, genannt Dickens, hat nämlich den Damen der Union so große Begeisterung eingeflößt, daß einige derselben um eine Locke von seinem Haar baten. Herr Boz lehnte es höflich (aber nicht sehr bescheiden) mit dem Bemerken ab: das Beispiel könnte gefährlich wirken, und ihm am Ende nur ein Kahlkopf bleiben. Ein würdiges Seitenstück zur Berliner Liszt-Manie.

(Batta's Violoncell.) Dieses Instrument wurde vor längeren Jahren in einem bescheidenen Flecken in Spanien um 300 Franken gekauft und befand sich seitdem im Besitz einer französischen Familie, schweigsam, unbeachtet, aufgegeben, kaum daß von Zeit zu Zeit irgend ein Dilettant es sich ausbat, um in irgend einem Privatquartett darauf mitzuwirken. Eines Tages jedoch kam ein Kenner, welcher das Violoncell sah, prüfte und laut ausrief vor Staunen: „Das Instrument ist 3000 Franken unter Brüdern werth!“ Man lachte und empfahl dem Kenner, sich mit irgend

einem Arzte über den Zustand seines Capitoliums zu besprechen. Nicht lange nachher gerieth das Violoncell in die Hände des berühmten Batta, welcher dasselbe mit 8000 Franken bezahlte, es von einem geschickten Eigenmacher vollständig repariren ließ und seitdem nicht mehr aus den Händen gab. Gegenwärtig hält man Batta's Violoncell für das beste in der Welt. Letztlich bot ein reicher Britte dem Künstler 25,000 Franken dafür, wurde aber abgewiesen. Der Engländer hat nun dem Meister dieselbe Summe für das bloße Eigenthumsrecht auf das Instrument angeboten, dessen Nutznießung er ihm läßt und sich den Besitz für den Fall des Todes Batta's vorbehält. — Es wird nicht gesagt, ob der noch sehr junge Meister den Vorschlag angenommen habe.

(Die National-Schläge.) Ein Russe und ein Engländer befanden sich als Passagiere auf einem Schiffe, und geriethen, ohne übrigens heftig dabei zu werden, in Streit darüber, welche von ihren beiden Nationen im Faustkampfe die wirksamste Methode zu schlagen besäße. Keiner konnte den Andern durch Worte überzeugen, und beide wurden sehr verständig darüber eins, es solle Jeder dem Andern seinen wirksamsten Nationalschlag zur Probe versetzen, wodurch allein ein vernünftiges Urtheil möglich werde. Von der sämmtlichen Schiffsmannschaft umgeben, stellten sie sich einander gegenüber, und der Russe, seiner schmerztrotzenden sich bewußt, überließ dem Engländer den ersten Schlag. Dieser warf sich in Vorposition, drehte im schnellen Wirbel einige Mal die Fäuste um einander und versetzte dem Russen einen so gewaltigen Schlag auf den Magen, daß dieser mit aufgesperrtem Munde rücklings zu Boden stürzte und die Beine gen Himmel streckte. Man eilte, ihm beizuspringen, und als er sich durch eingegossenen Rum so weit erholt hatte, daß er wieder athmen und sprechen konnte, winkte er dem Engländer beifällig zu und stöhnte, sich den Magen reibend: „Hol' mich der Teufel! Gut! sehr gut!“ Der Zuschauerkreis bildete sich auf's Neue und beide Gegner traten einander wieder gegenüber. Der Russe sah dem Engländer scharf in die Augen, und schnell wie ein Schuß gab er ihm mit den Knöcheln der geballten Faust einen so zerschmetternden Stoß auf die Nase, daß dieser mit einem **God damm!** zurücktaumelte, beide Hände vor das Gesicht schlug, und das Blut ihm stromweise über Mund und Kleider floß. Er faßte sich indessen augenblicklich wieder, hielt sich mit der einen Hand die blutende Nase zu, reichte die andere dem Russen und sprach ganz kaltblütig: „Auch nicht übel!“ und ging in die Kajüte, um Wäsche und Kleider zu wechseln.

(Thorwaldsen) hat sich nunmehr entschieden dahin geäußert, daß er seine Tage in Rom beschließen wolle, und bereits einen Bevollmächtigen ernannt, welcher die für das zu errichtende Thorwaldsenianum in Kopenhagen bestimmten Kunstschätze dahin bringen soll.

(In Frankfurt) wird zu gleicher Zeit ein Gutenbergs- und ein Goethe-Monument zu Stande gebracht. Wir bedenken uns noch lange, ob wir Hand anlegen wollen, unserm Olbers ein Denkmal zu setzen, und senden lieber unsere Geldbeiträge nach fremden Städten für uns fremde Denkmäler ein.

(München, den 22. März.) Die zweite Serie der durch die Mitglieder unserer Hofcapelle veranstalteten Concerte wurde gestern mit der großen Passionscantate von Seb. Bach geschlossen. Die (hier noch nicht stattgehabte) Aufführung dieses berühmten Tonwerkes unter Lachners Leitung durch 250 Mitwirkende war eine großartige und gelungene und gewährte den Freunden ernsterer Kunst einen Genuß, wie er ihnen in unsern Tagen nicht geboten wird.

(Morels Tochter.) Man liest in der Augsburger allgemeinen Zeitung: Frankfurter Blätter enthielten in den letzten Tagen in Bezug auf die aus dem la Roncierischen Processe bekannte Tochter des Generals Morel, die sich seitdem verheirathet hat, eine Notiz, die, wie wir aus guter Quelle vernehmen, bloß auf einer gehässigen Verläumdung beruht. Leider wurden wir zu spät vor Aufnahme dieser Lüge gewarnt.

(Aus Hamburg.) Von dem Musiker A. G. Groß ist hier ein Gesangverein für junge Künstler und Handwerker gestiftet worden. Sichtbar gewinnt die Vorliebe für Gesang und Musik noch immer an Ausdehnung. Groß ist bemüht, der allzu argen Verflachung des Sinns für wahre Kunst vorzubeugen; er ist ein theoretisch und praktisch durchgebildeter Musiklehrer; er sucht nicht seinen Schülern durch Beibringung leichter Schnörkeleien und trivialer Künsteleien zu schmeicheln, sondern er beginnt beim A der Wissenschaft und verläßt keinen Buchstaben, bevor die Schüler ihn gründlich kennen. Der Beifall, den sein Unternehmen fand, ist aber auch wahrhaft lohnend. Er mußte seine jungen Künstler und Handwerker in fünf Klassen eintheilen, deren jede über hundert Mitglieder zählt.

(Eine artige Bibliothek.) Der hinlänglich bekannte Fürst Potemkin hatte, nach dem Berichte mehrer Personen, die nahe um ihn waren, mehrere Millionen russischer Kassenscheine eingekapselt. Die Kapseln sahen aus wie Bücherhände und standen in Repositorien. Dieses pflegte er sehr fürstlich seine „Privat-Bibliothek“ zu nennen, und fand nicht wenig Vergnügen, zuweilen ein Stündchen darin zu studieren und sie zu mustern.

(Iphigenie.) In der Darstellung der Iphigenie am 6. d. M. gewährte das Spiel der Mad. Stein einen hohen Kunstgenuß; sie bewies von neuem, daß sie als Künstlerin den besten ebenbürtig ist. Die Vorstellung war nicht so zahlreich besucht, als man hätte erwarten sollen, wahrscheinlich weil man besorgte, daß das männliche Personal einem Orest und Pylades nicht gewachsen sei. Indeß leisteten diese (Herr Zöngl und Herr Walther) mehr, als zu erwarten war.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 28.

Bremen, Donnerstag den 7. April 1842.

Gestorben:

Nro. 375. Den 3. April. Der Küpergesell Simon Martin Eddeler, 25 Jahr; Abbenthorswallstr. Nr. 6.

— 376. Den 3. — Des Instrumentenmachers Gottf. Schawaller Sohn, 11½ Jahr; hinterm Osterthorswall Nr. 11.

— 377. Den 3. — Des verst. Lieutenants im hiesigen Diensten Friedr. Reimerdes Wittwe, geb. Meyer, 98 Jahr; gr. Sortillenstr. Nro. 39.

— 378. Den 4. — Des Schweineschlachters Johann Diedr. Giere Sohn, 6¼ Jahr; Obernstr. Nro. 44. (Vorstadt.)

— 379. Den 4. — Der Schuhmacheramtsmeister Daniel Heinr. Wegmann, 43 Jahr; Osterstraße Nr. 47.

Nro. 380. Den 4. — Des Kahnschiffers Wilhelm Becker Tochter, 6 Monat; Adamspforte Nro. 3.

— 381. Den 5. — Des Pastors zu St. Stephani Johann Christian Ludwig Müller Ehefrau, geb. Mecke, 39 Jahr; Stephanikirchhof Nro. 8.

— 382. Den 5. — Des Küpers Carl Hinrichsen Ehefrau, geb. Clasen, 69 Jahr; Hohethorstraße Nr. 17.

— 383. Den 5. — Des Cigarrenmachers Andreas Lücke Tochter 1¼ Jahr; gr. Fuhrleutestr. Nro. 24.

— 384. Den 5. — Des Malers Diedr. Jürgen Wilh. Schär Sohn, 11 Wochen; kleine Krummenstraße Nro. 9.

Geburten:

Nro. 450. Den 29. März. Des Kaufmanns Christian Abraham Jacob Schöttler Ehefr., geb. Plate, Martinistraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 451. Den 30. — Des Kaufmanns Gerh. Friedr. Migault Ehefr., geb. Focke, Contrescarpe Nro. 16 E; von einem Mädchen.

— 452. Den 30. — Des Kaufmanns Carl Bartholomäus Ulrichs Ehefr., geb. Achelis, Pelzerstraße Nro. 55; von einem Mädchen.

— 453. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Carl Duncker Ehefr., geb. Kruse, Buntenthorssteinweg Nro. 90; von einem Knaben.

— 454. Den 2. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Christian Hohn Ehefrau, geb. Fasmers, Meinkenstraße Nro. 3; v. einem Mädchen.

— 455 u. 456. Den 2. — Des Cigarrenmachers Conr. Meyer Ehefr., geb. Risch, Neustadtswall Nro. 8 E; von Zwillings-Töchtern.

— 457. Den 2. — Des Zimmergesellen Albert Tölken Ehefr., geb. Backhaus, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 458. Den 2. — Des Schmiedeamtsmeisters Joh. Gerhard Geerken Ehefr., geb. Zeich, Balgebrückstraße Nr. 13; von einem Mädchen.

— 459. Den 3. — Des Färbers Carl Leonhard Eckhard Ehefr., geb. Walter, Osterstraße Nr. 62; von einem Knaben.

— 460. Den 3. — Des Schuhmachermeisters Heinrich Friedrich Georg Steinmeyer Ehefr., geb. Bätchen, Spitzenkiel Nro. 7; von einem Mädchen.

Nro. 461. Den 3. — Des Gastwirths Friedrich Heinrich Krull Ehefr., geb. Gerken, Osterstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 462. Den 3. — Des Gastwirths Heinrich Wiedau Ehefr., geb. Warnken, Doventhorsstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 463. Den 3. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Müller Ehefr., geb. Ilse, Paulsberg N. 25; von einem Knaben.

— 464. Den 3. — Des Lumpenhändlers Joh. Ernst Meyer Ehefr., geb. Vogelsang, gr. Johannisstraße Nr. 30; von einem Knaben.

— 465. Den 3. — Des Schuhmachermeisters Hinr. Nicolaus Bensen Ehefrau, geb. Lemmermann, Heinkenstraße Nro. 3; v. e. M.

— 466. Den 3. — Des Zimmergesellen Joh. Gottfried Struckmann Ehefrau, geb. Linge, kl. Helle Nro. 17; von einem Mädchen.

— 467. Den 4. — Des Arbeitsmanns Johann Frese Ehefr., geb. Röge, Hastedt Nro. 70; von einem Knaben.

— 468. Den 4. — Des Arb. Friedr. Carl Freudenberg Ehefrau, geb. Klevenhusen, Großenstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

— 469. Den 5. — Des Schneideramtsmeisters Joh. Jacob Künzler Ehefrau, geborne Seipel, Oelmühlenstraße N. 4; v. einem Knaben.

— 470. Den 5. — Des Kistenmachers Herm. Cordes Ehefrau, geb. Lauterbach, Doventhorssteinweg Nro. 31; von einem Knaben.

— 471. Den 5. — Des Kahnschiffers Joh. Friedrich Schmidt Ehefrau, geb. Wessels. Reeperbahn Nro. 10; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 29.

Bremen, Sonntag den 10. April 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 10. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Diese Idee belebte meinen Muth; des Räubers Hals war bloß, meine Arme waren frei. Mit einem kräftigen Griffe preßte ich plötzlich mit der rechten Hand seinen Hals und fiel ihm mit der linken in seinen mit einer Flinte bewaffneten Arm. Diese mit der Kraft ausgeführte schnelle Bewegung, welche stets das Gefühl großer Gefahr zu verleihen pflegt, verbunden mit dem Schmerze, welchen ich meinem Feinde verursachte, hatte seine Kraft geschwächt. Es gelang mir, ihm zu entwischen, als ich plötzlich von hinten gepackt ward.

Es war Decesaris, der, als er meinen Kampf mit seinem Genossen bemerkte, herbeieilte; und als der Letztere sich nun von meinem Drucke frei fühlte, stürzte er sich aufs Neue mit wuthentbrannten Blicken auf mich und versetzte mir mehrere Stöße mit der Flintenkolbe, von denen einer mich schwer verwundete, so daß ich blutend zu Boden sank. Diesen Moment benutzten die Räuber, sich meiner Uhr, meines Geldes, meiner Tuchnadel und einiger Ringe zu bemächtigen. Ich für meine Person war erstaunt, der Betäubung und dem Schmerze nicht unterlegen zu sein, noch mehr aber, neue Kraft zu finden. Ich verband sogar eigenhändig meine Wunde mit einem Taschentuche, als ich den berüchtigten Decesaris ausrufen hörte: „Es ist der Prinz, es ist gut, schnell nun fort!“ Von der ganzen Bande umringt, ward ich nun aus dem Palaste geschleppt, und erst auf den Berghöhen um Tusculum wurden sie ihren Irrthum gewahr. Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen. Die Arbeiter, welche sich im Erdgeschosse des Palastes befunden hatten, folgten mir mit auf den Rücken gebundenen Händen. Die Frauen hatten zu ihrem Glücke die Verwirrung des Kampfes benutzt und waren entwischt.

Indessen erscholl von allen Seiten Glockengeläute, um den Landbewohnern ein Signal zu geben, denn der Prinz hatte unbestimmte Kunde von dem, was vorgegangen, durch einen braven Franzosen, Namens Brunot, erhalten. Dieser, einer seiner Intendanten, kehrte gerade in dem Augenblicke in den Palast zurück, als die Räuber mich herausschleppten, und da er mich in der Dunkelheit nicht erkennen, noch auch die Trachten unterscheiden konnte, hatte er sie für Soldaten gehalten, die Lucian Buonaparte suchten. Von

dieser Idee beherrscht, hatte er sich vor den Räubern versteckt und war dann eiligst in den Salon gelaufen, wo sich der Prinz allein mit Pater Maurice, dem Lehrer von Don Charles, befand. „Es sind Soldaten, sagte er heimlich zu ihm; ich habe sie gesehen... ja!... bewaffnete Soldaten, welche Sie suchen... Sie sind alle im Corridor des Erdgeschosses; aber ich habe keinen nach dem Garten zu gesehen, in welchen die Thür des Salons führt. Kommen Sie, Prinz, und folgen Sie mir.“ Mit diesen Worten, die er sich kaum Zeit nahm, auszusprechen, schob der treue Franzose den Prinzen fast mit Gewalt nach der Gartenthür.

Brunot führte seinen Herrn nicht weit vom Palaste unter einen von dichtem Hagedorn gebildeten dunkeln Bogengang, und hier befahl ihm der Prinz, sich auf Umwegen nach Frascati zu begeben und den Gouverneur von den Vorgängen zu benachrichtigen. Ueber Hecken und tiefe Gräben eilte Brunot zum Gouverneur, um ihm genauen Bericht über die Catastrophe zu erstatten. Wenige Augenblicke nach dem Ereignisse aber hatte Herr Boyer, ein Neffe des Prinzen, erfahren, daß ein Trupp Räuber, der mich für Lucian gehalten, meine Entführung bewerkstelligt hätte; und in der Vermuthung, daß diese Verbrecher wahrscheinlich, sobald sie ihres Irrthums inne geworden, in den Palast zurückkehren würden, hatte er die Bedienten bewaffnet. Die zu Tode erschrockenen Prinzessinnen und Kinder waren in ein entlegenes Gemach entflohen; sie wußten noch nicht, daß die Räuber den Palast verlassen, und die selbst geängstigten Mütter mußten noch versuchen, ihren Muth zu sammeln, um ihre zitternden Töchter zu beruhigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beschreibung der chinesischen Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

Wenn aber die Tempel fast immer leer stehen, so sind dagegen die Gasthäuser vom Morgen bis zum Abend mit Menschen angefüllt. In den vornehmern Gasthöfen zahlt man für jede Kleinigkeit einen ziemlich hohen Preis, so daß manchmal die reiche chinesische Jugend, wenn sich drei oder vier Personen an einem solchen Ort Abends versammeln, leicht an einem Abend 50 Lan (200 fl.) und darüber verzehrt. Der hohe Preis ist eine Folge nicht von übermäßiger Theurung der verlangten Gegenstände, sondern Großthuerei der Verzehrer. Im Allgemeinen wird hier das Geld wenig geachtet; jedes liebe Söhnchen der gottbeschützten Stadt Peking wirft den Beutel fast ungezählt hin. Aber was essen sie denn? Allerlei theure Sachen, z. B. gebratenes Eis, wovon man einen kleinen Teller mit 6 Lan (24 fl.) bezahlt. Gebratenes Eis wird in folgender Weise zubereitet: der Koch nimmt kleine Stückchen Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Stieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen aus Zucker, Eier und scharfen Sachen gemischten Teig, und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefett gefüllte Pfanne; die ganze Kunst des Kochs besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt, als das Eis in dem Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es in den Mund, so verbrennt man sich, zerbeißt man es, so ist es kalt. Der hohe Preis dieser Schüssel kommt daher, daß sehr wenige Köche sie gehörig zu bereiten verstehen. Im Ganzen genommen sind die chinesischen Gerichte für die Europäer unangenehm, denn sie bereiten alles ohne Salz, und verschwemmen es noch dazu in einem Ueberfluß von Schweinefett; wenige Gerichte sind ohne Ingwer und Knoblauch, nur die Braten sind sehr schmackhaft und könnten auch bei einem üppigen Mahle das Lob eines europäischen Gastronomen erringen. Die Ursache der unmäßigen Anzahl Traiteurs liegt in der Gewohnheit der Chinesen einander nicht zu Hause, sondern in diesen öffentlichen Anstalten zu bewirthen; nur Verwandte und die engsten Bekannten laden zum Mittag- oder Abendessen ins Haus ein. Bei den Traiteurs sammelt sich auch die Jugend, und die Alten speisen dort nach dem Theater; Theater und Gastmahl beim Traiteur gehören bei ihnen zu den Vergnügungen, welche unwandelbar auf einander folgen müssen. Die theatralischen Vorstellungen beginnen um 11 Uhr Morgens und dauern bis 6 Uhr Abends. Im Laufe des Spiels kommen hübsche Knaben, welche die Rollen von Weibern spielen, in die Logen der reichen Besucher und bestimmen ihnen einen Traiteur, wohin sie zu kommen versprechen, um mit ihnen zu Abend zu essen. Während des Abendessens wählen diese Knaben die Speisen aus und verlangen gewöhnlich die theuersten Sachen, weil sie zuvor mit dem Traiteur über eine Belohnung übereingekommen sind. Alle diese Knaben sind sehr reich und mit Geschmack gekleidet, gewandt im Umgange, behend und witzig.

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln zur Zeit der Jahrmärkte sieht man Frauen, aber auf den Straßen begegnet man ihnen sehr häufig. Frauen der gemeinen Classe gehen zu Fuß, wer aber nur etwas wohlhabend und angesehen ist, fährt in Carriolen; Frauen und Töchter von Fürsten dagegen lassen sich in Sänften tragen. Frauen wie Mädchen erscheinen auf den Straßen mit offenem Gesicht und ungekünstelten Haaren, welche sie mit schönen künstlichen Blumen verzieren. Selbst die zerlumpteste, schmutzigste alte Köchin hat, wenn sie nur vor die Thüre geht um etwas Knoblauch oder Kohl zu kaufen, unfehlbar irgend eine, gewöhnlich rothe, Blume in ihrem grauen Haare stecken. Die Kleidung der Frauen zeichnet sich durch helle Farben aus und besteht bei den Mandschurinen hauptsächlich aus einem langen Oberrock mit ungeheuer weiten Aermeln. Dieser Rock bedeckt die Taille ganz, aber die Chinesen kümmern sich wenig um diesen Nachtheil, da sie die Schlankheit der Frauen in engen Schultern und einer flachen Brust suchen, weshalb die Frauen auch die Brust mit einem breiten Gürtel zubinden, der die Stelle unserer europäischen Korsette vertritt. Die Kleidung der eigentlichen Chinesinnen besteht aus rothen und grünen Beinkleidern, die mit verschiedenfarbiger Seide gestickt sind, aus einigen gleichfalls gestickten Jacken und einem reich gestickten Ueberrock.

(Der Schluß folgt.)

∴ Das Hamburger Gerichtsverfahren betreffend die wegen angeblicher Betheiligung im Sclavenhandel angehaltene Bark Louise.

(Fortsetzung.)

Der fiscalische Anwald verlieset sodann in englischer Sprache die Declaration des Brittischen Seeoffiziers, Capitain Smyth, aus welcher wir Folgendes übersetzen: „Als ich zuerst begleitet von dem ersten Lieutenant und dem Wundarzte an Bord des Schiffes kam, erklärte der Capitain, daß er keinen Supercargo habe, nachher aber erklärt er die sämmtlichen Passagiere für Supercargo's. Der Capitain kannte die Beschaffenheit der Ladung nicht, und hielt sich für selbige nicht verantwortlich, da sie gänzlich von den Portugiesischen Passagieren an Bord gebracht und gestauet sei. — — „Er fragte, weshalb ich die Amerikanische Brig Sophie und eine Schwedische Brig, welche mit ähnlicher Ladung kurz zuvor nach der Afrikanischen Küste abgesegelt, nicht angehalten hätte?“ Die Amerikanische Brig Sophie war allerdings einige Tage vorher gesegelt, allein da kein Tractat besteht, so hatte ich kein Recht sie anzuhalten.. — — Die Seeleute von der Louise, Peter Schuldt, Wilh. Leverente und Ehlers erzählten mir in Gegenwart des Lieutenants J. Fead und des Doctors Munro, wie sie gesehen, daß einige von den Passagieren mehrere Briefe in einen Beutel steckten sammt einem eisernen Haken, und sie den Beutel in die See geworfen, auf der entgegengesetzten Seite, wo ich an Bord gekommen, und zu derselben Zeit. Diesen bekannten Kunstgriff der Sclavenhändler habe ich bereits zweimal erfahren. Die Correspondenz ist von der größten Wichtigkeit und ihre Entdeckung legt den scheußlichen Zweck gleich deutlich vor Augen. — — Ein Passagier war an Bord, den ich schon früher auf dem Reconperador gefangen genommen hatte. — — Die Rumfässer werden nicht wegen des Inhaltes nach der Afrikanischen Küste gebracht, da sie dort einen viel geringern Werth haben als in Rio Janeiro. Sie werden vielmehr dort in Wasserfässer verwandelt und auf die Sclavenschiffe gebracht. 14 von den Wasserfässern gehören den Portugiesen. Die Ladung des Schiffes besteht aus 92 Pipen Aqua ardente (Rum oder Branntewein), 900 Säcken Farinha, Reis und Calavances, 300 bleierne Deckel für die Wassergefässe eines Sclavenschiffes. Farinha, Reis und Calavances werden nur deßhalb nach Benguela geschickt, um damit die Sclaven auf der Herfahrt zu ernähren. Perlen und Flinten sind notorisch Artikel für den Sclavenhandel. Diese Gegenstände nach der Küste zu schicken, hat solche Schwierigkeit, daß die Portugiesen dazu fremde Schiffe gebrauchen, wohl wissend, wie verächtlich sie ihre eigene Flagge gemacht haben. — In den 2 Jahren, daß ich kreuze, ist dies das erste Hamburger Schiff, welches ich wegen Verdacht angehalten, so viele Achtung habe ich stets für die Flagge der Hansestädte gehegt, und ich glaube auch, daß dies das erste Mal ist, daß jene Flagge für den Dienst der Portugiesischen Sclavenhändler entweiht ist.“ In einem Nachtrag zu der Declaration bemerkt Smyth noch, daß aus der Chartepartie erhelle, wie die Louise bloß für den Zweck gechartert worden, um die Ladung aus den nach der Küste bestimmt gewesenen Brasilischen Schiffen

„Aguia und Tentativa“ überzunehmen, daß aber jene beiden Schiffe notorisch für den Sclavenhandel verwendet würden.

Nach Vorlesung der Declaration des Brittischen See-Offiziers nimmt der fiscalische Anwalt die in jener enthaltenen Verdachtsgründe auch in seine Beweisführung auf, und bemerkt noch ferner: weshalb die Brasilischen Schiffe, aus denen die Louise die Ladung übergenommen, nicht selbst ausgelaufen, sei dunkel geblieben. Der Grund, den Penna anführe — es habe der Mannschaft an den Taufscheinen gefehlt, deren Producirung die Brasilianische Regierung verlangt — erscheine gar zu unglaublich. Es liege vielmehr die Vermuthung dringend nahe, daß von Seiten des Befrachters gefürchtet sei, diese Schiffe möchten auf ihrer Reise nach der Afrikanischen Küste angehalten werden, und daß er deßhalb eine weniger verdächtige Flagge gewählt habe. Von dem Steuermann der Louise sei diese Ansicht geradezu ausgesprochen worden. Es käme ferner hinzu, daß bei der Untersuchung in Curhaven 12 Stück Peitschen, von Leder geflochten, sehr lang und scheußlich anzusehen in einem Packen von Segeltuch eingenäht vorgefunden seien. Wie sie an Bord gekommen wolle Niemand wissen; ferner sei zu bemerken, wie die Correspondenten des Capitains, Prianlx, Tuppen und Comp. (selbst auch angenommen, daß sie von aller Wissenschaft des unerlaubten Zweckes der Befrachter frei zu sprechen) doch ebensowohl wie Capitain Boye offenbar wegen der Ladung besorgt gewesen. Sie ließen es in die Chartepartie einrücken, daß es eine gesetzliche Ladung sein müsse, und Capitain Boye forderte seinen Rheder dringend auf für die Assecuranz des Schiffes zu sorgen. Der Capitain führe freilich zu seiner Entschuldigung an, „er habe von dem Accessions-Vertrage nichts gewußt, indem er ja bei dem Consularagenten angefragt, und von diesem eine beruhigende Antwort erhalten,“ — allein aus dem ganzen Benehmen des Capitains gehe doch hervor, wie er wohl erkannt, daß es mit der Ladung des Sclavenhandels halber, nicht in Ordnung sei, daß er aber hoffte man werde ein Hamburger Schiff nicht so leicht untersuchen wie ein Portugiesisches. Auch folgender Umstand hätte dem Capitain die Bedeutung der Ladung aufklären müssen. Als die Louise schon unter Segel gewesen, sei der Befrachter Aguiar mit einem Boote selbst an Bord gekommen, und habe eines der Wasserfässer wieder abgeholt, unter dem Bemerken, es könne das Schiff dadurch procedirt werden. Der ganzen Mannschaft sei dies sehr aufgefallen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Theater.

(Eingesandt.)

Beim Antritt der Theater-Direction erklärte Herr Engelken: es sei ihm unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich, eine kostspielige große Oper zu unterhalten, dafür aber verspreche er, ein Schauspiel herzustellen, daß allen gerechten Erwartungen entsprechen solle. Obgleich nun ein großer Theil des hiesigen Publikums mit Recht den Verlust der Oper sehr beklagte und sich von der Nothwendigkeit desselben nicht genügend überzeugen konnte, wurde dennoch Herr Engelken bei seinem Wirken so bereitwillig unterstützt, wie vielleicht keiner der früheren Directoren.

Von ganzem Herzen gönnen wir Herrn Engelken sein gewiß nicht leicht erworbenes Geld, nur sei es uns nun auch mal vergönnt zu betrachten, wie sein gegebenes Versprechen von ihm erfüllt wurde, was er gethan, den gerechten Erwartungen zu entsprechen, wodurch er die bereitwillige Unterstützung des hiesigen Publikum vergolten hat.

Mit Recht durfte erwartet werden, daß wenigstens einige Fächer der Tragödie, des Schau- oder Lustspiels auf eine hervorstehende, würdige Weise besetzt würden. Herr Engelken verschmähte mehrere wirklich tüchtige Mitglieder der früheren Rottmeierschen Gesellschaft, durch neue Contracte hier zu fesseln, z. B. die Damen Ellenberger und Pichler, und wurde daher mit Grund erwartet, Herr Engelken beabsichtige, bessere wie die abgehenden Mitglieder uns vorzuführen. Wie sehr diese Erwartung aber getäuscht wurde, ergiebt sich am besten bei der nachfolgenden näheren Beurtheilung des neu engagirten Personals.

Wenn auch nicht zu leugnen, daß Herr Schlögel sich vielfach als ein gewandter Schauspieler gezeigt, so ist es aber doch zugleich nicht zu verkennen, daß ihm alle feine Tournure abgeht. In seiner Declamation liegt so etwas ermüdendes, schleppendes, daß wir gar nicht begreifen, was Herrn Engelken bewogen, gerade Herrn Schlögel die Regie anzuvertrauen, da derselbe schwerlich auf seine jüngeren Collegen vortheilhaft einzuwirken vermag.

Herr Euling hat in einzelnen Rollen bewiesen, daß er mehr wie gewöhnlich zu leisten vermag, er verschmäht es, die seichten Possen, womit wir förmlich überschwemmt wurden, noch tiefer herunter zu ziehen, aber was ist bei vorherrschendem Talent selbst von einem Schauspieler zu erwarten, der sich nie die Mühe giebt seine Rollen gehörig zu memoriren.

Daß Herr Edmüller die volle Gunst — — — — — — — — — besitzt, hat sich hinreichend beurkundet; bedächte derselbe aber, wie oft er das Gefühl des gebildeten Publikums beleidigt, er würde dann vielleicht nicht mehr suchen, das Niedrige noch tiefer herab zu ziehen. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß Herr Edmüller der Direction große Dienste erwiesen und durch seinen Abgang eine nicht so leicht zu ersetzende Lücke entstehen würde.

In allen ruhigen Rollen, die eine gehörige Entwickelung der Gefühle gestatten, hat sich Herr Zängl als tüchtiger Schauspieler bewährt, wir brauchen nur an seinen Toni (Scheiben-Toni), Orest (Iphigenie) und Don Manuel (Braut von Messina) zu erinnern, aber dies sind auch nur wenig Rollen und Herr Zängl ist dagegen in allen Lust-Conversationsstücken unbrauchbar, — — — — — — Für diese letzte Art Rollen fehlt es Herren Zängl an Gewandheit und leider häufig auch an Fleiß.

Wahres Talent, glauben wir von allen uns seither vorgeführten Schauspielern, nur bei Herrn Richter wahrzunehmen, derselbe ist zwar noch Anfänger aber ein glücklicher Anfänger, der im Besitz eines ausgezeichneten Organs und eines angenehmen Aeußern bei anhaltendem Fleiß zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Es ist nicht zu verkennen, daß Herr Richter über seine Rollen ernstlich nachdenkt und uns dadurch in den verschiedenartigsten Rollen von seiner Vielseitigkeit überzeugt, dennoch möchten wir ihm zur Vermehrung seiner Fortschritte ein tüchtiges Vorbild wünschen, besonders in Beziehung zu seinen Bewegungen, die viel zu wünschen übrig lassen. Hrn. Engelken hat derselbe große Dienste diesen Winter geleistet, da vor seiner Ankunft das Fach des jugendlichen Liebhabers auf die jämmerlichste Weise besetzt war.

Von Herrn Walter wollen wir ganz schweigen. Herr Engelken hat ihm nach dem „Richard Wanderer" und „Hinko" die Rolle des „Pylades" in der Iphigenie zugetheilt!!!

Von den Damen nennen wir Madame Stein zuerst, durch deren Engagement Herr Engelken die aufgeregten Gemüther wenigstens in etwas zu besänftigen suchte. Mad. Stein ist eine so ausgezeichnete Schauspielerin, daß wir es für überflüssig halten noch etwas anderes hinzuzufügen, als, daß wir um ihren Besitz vielfach beneidet werden, und nur zu sehr zu befürchten ist, daß wir Mad. Stein nicht lange mehr hier sehen werden.

Demoiselle Edler läßt in ihren Bewegungen nichts zu wünschen übrig, sie bezeugt in jeder Rolle Fleiß und Nachdenken, aber ihr Organ ist so höchst unangenehm, daß jeder Effect schwindet, vorzüglich ist dies in allen leidenschaftlichen Momenten der Fall. Dennoch wird Fräulein Edler von einem großen Theil des Publikums gern gesehn und ihr solches durch häufigen Beifall bewiesen.

Demoiselle Hermann ist eine Anfängerin, die nicht gänzlich ohne Talent ist, nur scheint es, als wenn dieselbe die Meinung hegt, das Ziel schon erreicht zu haben.

Demoiselle Thate muß ihr Organ sehr schonen, da sie sonst erwarten muß es ganz einzubüßen. Sie spricht oft so leise, daß sie kaum verstanden wird.

Demoiselle Günther hat zwar keine schwache, aber sehr weinerliche Sprache, sollte dieselbe es durch Fleiß dahin bringen ihr Organ in der Tiefe mehr auszubilden, so berechtigt sie zu günstigen Erwartungen.

†††

---

* St. Ilsabeen-Stift

an der Hutfilterstraße.

Der Zufall führte mich dieser Tage in das neue, von den gegewärtigen Administratoren durch die Maurermeister Wetzel und Rutenberg erbaute Haus. Der überraschende Anblick der eben so schön wie zweckmäßig eingerichteten Räume veranlaßt mich meine Mitbürger auf das neue Gebäude aufmerksam zu machen, und bin ich im voraus überzeugt, ein jeder wird dasselbe im hohen Grade befriedigt verlassen. Während früher nur eine ungleich kleinere Zahl Frauenzimmer (Wittwen oder Jungfrauen) in das Stift aufgenommen werden konnten, ist dasselbe jetzt für 47 Bewohnerinnen eingerichtet. Eine Jede erhält bei freier Feuerung, ihr eigenes helles, gesundes sehr freundliches Wohn-

zimmer nebst Kammer und Küche so wie abgetheilten Raum auf dem Boden und im Keller. Außer andern häuslichen Bequemlichkeiten hat eine Jede überdies die Mitbenutzung des Waschhauses, Bleichplatzes und des freundlichen Gartens. Endlich erhalten die 32 dem Eintritt nach ältesten Stiftsgenossen eine jährliche Beisteuer von 26 Thaler in baarem Gelde. Bedingungen des Eintritts sind hiesiges Bürgerrecht, zurückgelegtes funfzigstes Jahr und ein baarer Einschuß von 350 Rt. Daß diese Summe in keinem Verhältniß zu den oben angedeuteten Vortheilen steht liegt am Tage. Wie ich höre, wird das Haus am nächsten Mittwochen den 13. April von seinen Bewohnern bezogen werden. Ohne allen Zweifel werden diese ihre gehegten Erwartungen befriedigt finden und wird sich überhaupt ein Jeder überzeugen, daß das Ilsabeen-Stift, wie es jetzt ist, unter den vielen schönen Anstalten unserer Stadt eine der ersten Stellen einnimmt.

E.

* Merkwürdiges Attest,

welches vor 100 Jahren ein Richter einem Nachrichter gab.

Daß der Nachrichter von Tecklenborg Joest Henrich Stolheuer (Bruder von der Nachrichterin Jägemann) den für einige Zeit an der Hellenborg inhaftirt gewesenen Hinrich Schuerkamp wohl und zu meinem besondern Vergnügen enthauptet, sodann auch bei meines Bruders Syndici Zeiten einen daselbst inhaftirt gewesenen Kötter über die Maaßen wohl gehenkt, also, daß man in dergleichen Fällen wohl von ihm bedient wird, ein solches bescheinige ich hiemit

den 9. Juni 1709

(L. S.) Ferdinand Joseph Heerde,
Gograf zu Meest.

* Stadtgraben.

In gegenwärtiger Zeit hört man wieder viele und gerechte Klagen über den hohen Stand des Wassers im Stadtgraben. Der Grund des Uebels liegt nicht blos in den undichten Schleusen; wenn die Weser hoch ist, wirkt auch der Druck von unten auf (Quellen). Ferner bringt die Abwässerung des Walles u. s. w. bedeutendes Wasser in den Graben. Zur Abhülfe müßte nun ein kleiner unterirdischer Kanal bei dem Heerdenthore oder bei dem ehemaligen Belvedere mit Schoß angelegt werden, um das überflüssige Wasser in die Wasserlöse u. s. w. abzuleiten. Das Dobben-Wasser haben wir ja auch so in unsere Gewalt bekommen, warum also nicht das Grabenwasser? Um die Sache passend einzuleiten, müßten sich die Contrescarpe-Anwohner von einem Sachverständigen einen Plan sammt Kostenanschlag anfertigen lassen, sich zu einem Beitrage anbieten, und dergestalt die Sache an den Senat bringen. Die Abhülfe würde dann schon erfolgen.

P.

* Bäcker-Amt.

Der Bürgerfreund Nr. 27 berichtet von einem Leipziger Correspondenten, daß in Leipzig die „kaum glaubbare" Zahl der nur 32 Bäcker auf 42 erhöht sei, und fügt die Bemerkung hinzu, daß der Correspondent erstaunen würde, wenn er die „kaum glaubbare" Zahl der Bäcker in Bremen erführe. Warum würde denn der Leipziger Correspondent so sehr erstaunen, wenn ihm bekannt würde, daß Bremen (welches im Vergleich zu Leipzig nur eine geringe Anzahl Einwohner mehr hat) von circa 40 Weiß- und 40 Grobbäckern mit Brodt versehen wird? Und warum ist diese Zahl eine „kaum glaubbare"?? Um nähern Aufschluß bitten

einige Bürger.

Räthsel.

Im Fleiße größte Meisterin,
Des Kunstsinns erste Pflegerin,
Des Staates beste Ordnerin,
Der Truppen klügste Führerin,
Die größeste Baumeisterin,
Der Sonne späte Huld'gerin,
Im Winter ernste Träumerin,
Der Blumenwelt Schmarotzerin,
Napoleon's reiche Schmückerin,
Selbst, jedes Schmucks Entbehrerin,
Des süßesten Trankes Spenderin,
Der Allmacht Gott's Verkünd'gerin,
Des Epigramms Erschafferin
Und ihres Hauses Königin,
Sag', lieber Leser, wer ich bin?

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 5. April d. J.

1. Johann Heinr. Meyerdirks Immobile, Großenstraße Nr. 35 zu 1850 Rt. Käufer: Johannes Tideman.
2. Rud. Ad. Ferd. Kraesse Immobile, Grützmacherstraße Nr. 23 zu 1625 Rt. Käufer: Joh. Heinr. Oertzen.

Miscellaneen.

(Testaments-Fall.) Aus dem Elsaß werden wir nächstens einen interessanten und dabei komischen Criminalfall bei den Assisen verhandeln hören. In der Nähe von Neu-Brisach lebte ein vermöglicher, kinderloser israelitischer Handelsmann. Sein Ende nahete heran und einer seiner Verwandten, der bei ihm im Hause wohnte, Löw, bestürmte ihn, zu seinen Gunsten ein Testament zu machen. Aber es kam nicht dazu, weil bei Schmul der Gedanke an das Testamentmachen mit jenem an die Reise in Abrahams Schooß gar zu nahe verknüpft war und er zu jener Reise nicht recht Lust hatte. Endlich gab er nach, Löwchen eilte mit seiner Erlaubniß zum Notar, um ihn zu bestellen, als er aber wieder heim kam, welch ein Schrecken! Schmul lag in den letzten Zügen. In der Verzweiflung eilt Löw zu dem Nachbar Schlosser; dieser kommt herbei, findet aber, daß Schmul nicht mehr lebt. Löw ist in Verzweiflung über die verlorne Erbschaft, räth hin und her, wie man dem Schmul das Lebenslicht noch auf eine halbe Stunde anblasen könne, aber vergeblich. „Nachbar," sagt endlich der Schlosser, „Ihr dauert mich; — für ein gutes Trinkgeld will ich Euch einen guten Rath geben." — Gesagt, gethan. Beide heben den kaum verblichenen Schmul ganz sachte aus seinem Bette und tragen ihn in eine Kammer im obern Stockwerk. Der Schlosser kauerte sich in Schmuls Bette. Bald darauf tritt der Notar mit den Zeugen ein. „Wollen Sie ein Testament machen, Herr Schmul?" Der Schlosser nickt bejahend. „Herr Löw, wenn Sie allenfalls bei dem Testament betheiligt sind, so entfernen Sie sich. — Löw wirft noch einen ängstlichen Blick auf den jämmerlich stöhnenden Schlosser und tritt ab. — Der Notar beginnt auf's Neue: „Herr Schmul sagen Sie mir, was ist Ihr letzter Wille?" Der Schlosser mit vielen Unterbrechungen und Ausrufungen: Der Löw, der ist ein Spitzbub, der hat mich betrogen, mein Nachbar, der Schlosser, ist ein braver Mann, der hat mir viel Gutes gethan, der soll mein Erbe sein." Der Notar schreibt diese Verordnung nieder, verliest sie dem immer schwächer werdenden Patienten, der sie durch Kopfnicken nochmals als seinen Willen bestätigt und ist froh, das Zimmer des todtkranken Juden bald wieder zu verlassen. Aber wer beschreibt Löw's Schrecken bei Eröffnung des Testaments? — Die Ueberraschung ist zu groß, er kann das Geheimniß der Testamentsfertigung nicht verschweigen, und es ist jetzt Sache der Justiz seinen Helfer zum Geständniß zu bringen.

(Eine russische Anekdote.) So genau auch sonst die Oekonomie Peter des Großen, Czars von Rußland, in allen Dingen, selbst bei Festen und Lustbarkeiten war, so wurde doch bei den Feuerwerken, die zu seinen Hauptvergnügungen gehörten, hierin eine Ausnahme gemacht. Zwar kosteten sie ihm weniger, als einem andern Hofe, da sein Land selbst die Materialien dazu hergab; aber bei alle dem machten doch die Kosten eines solchen Feuerwerkes immer noch eine Summe, die mit den übrigen Summen, welche er zu ähnlichen Zwecken verwendete, in keinem Verhältnisse stand. Eines Tages, als er bei ungewöhnlich guter Laune war, ließ er ganz nahe vor Petersburg, doch so, daß es der Stadt nicht den geringsten Schaden zufügen konnte, eine große Menge Holz und andere, in der Nähe befindliche brennbare Materialien, als Stroh, Laub, Reisig u. dgl. zusammen tragen, und von allem diesen einen ungeheuer großen Scheiterhaufen bauen. Alles dies geschah in der größten Geschwindigkeit und es wurden nur so viele Personen gebraucht, als nothwendig waren, und auch diese erst eine Stunde vorher dazu beordert; die eigentlichen Absichten des Czars blieben ihnen unbekannt. Eben so wenig wußte man in der Stadt selbst davon, so nahe es auch dabei war, und noch weniger oder gar nichts in den nahe liegenden Orten und Dörfern. Der Scheiterhaufen, mehr als 60 Klafter im Umfange, stand nun fertig da; alle, die daran gearbeitet hatten, mußten dabei bleiben, und mit hereinbrechendem Abend wurden auch einige tausend Mann Soldaten dahin kommandirt. Diese sowohl, als die Arbeiter, mußten um den Holzstoß, in einiger Entfernung, einen weiten Kreis schließen, und in dieser Stellung die völlige Finsterniß erwarten. Diese war nun da; aber noch mußte eine Stunde vorübergehen, bis es sowohl in als um Petersburg etwas ruhig ward. Endlich wurde der Scheiterhaufen an mehreren Orten zugleich angezündet, so daß er in wenig Minuten in vollen Flammen stand. Dieser, in der Nähe weniger als in der Ferne, fürchterliche und schreckliche Anblick wurde durch die dicke Finsterniß noch vermehrt. Schon den vierten Theil dieser Glut hätte man in einer Entfernung von 16 deutschen Meilen für eine brennende Stadt halten können. Der ganze Horizont war wie Feuer, und in der ganzen Gegend, einige Meilen im Umkreise, schien die Nacht in Tag verwandelt zu sein. Der Kreis der Soldaten um die Flamme herum blieb immer noch fest geschlossen. Mit Fleiß war zu diesem Schauspiele ein Platz bei der Stadt gewählt, der mit der Gegend, wo die meisten und nächsten Orte lagen, und mit der Stadt selbst, eine gleiche Linie machte, so daß diese, von dorther betrachtet, grade hinter dem Feuer lag, und man glauben mußte, daß ganz Petersburg in Flammen stände. Dieses glaubte man auch allenthalben, selbst in der Stadt; alles war in der größten Bestürzung, alles lief wild durch einander und rannte sich um; schon griffen einige nach Hacken, Aexten, Spritzen, Eimern und dergleichen, und eilten nach der Gegend des Feuers. Von allen Gegenden kam eine Menge Menschen, die mit Feuereimern, Leitern und andern Instrumenten versehen waren, herbeigeströmt, Spritzen und Wasserkübel, von Pferden gezogen, folgten ihnen. Auch die Diebe machten sich auf die Beine, und freuten sich schon, in der Verwirrung etwas stehlen zu können; einen beträchtlichen Theil von Menschen hatte blos Neugierde herbeigelockt; Einige vermutheten ein Feuerwerk, Andere wieder etwas anderes, und Keiner konnte geschwind genug herbeieilen. Man glaubte, wenn

man auf die, mit so vielen Menschen besäeten Wege sah, eine vom Feinde verfolgte Armee zu erblicken. Schaarenweise langten nun alle diese Leute allmählig bei dem brennenden Scheiterhaufen an, und wußten noch nicht recht, woran sie waren. Als nun der Platz rings herum ganz von Menschen wimmelte, und alle starrten, stutzten, gafften, sich wunderten, sich drängten und fragten; Was giebt's da? Was ist da? so wandten sich die Soldaten, die schon vorher genau unterrichtet waren, mit einem Male um, und antworteten der Menge von stutzenden und fragenden Menschen in einem Tone, wie auf Kommandowort: „Es ist heut, der erste April!" — Das war es auch wirklich, und Alle waren in den April geschickt. — Angeführt! schrie man hier, und: angeführt! schrie man dort; April brummte man unwillig im Westen, und April schrie man muthwillig im Osten; April schallte es an allen Orten; April war nun auf dem Platze ein allgemeiner und fortwährender Laut, der sich nicht eher verlor, als bis die Menge aus einander gegangen war, und April! April! war der Zuruf, mit welchem man den immer noch anlangenden Menschen entgegen kam, und sie umkehren machte. — Eine lange Zeit unterhielt diese Begebenheit die Stadt und die umliegende Gegend: und wohin man kam, wurde von nichts, als vom ersten April und dem brennenden Scheiterhaufen gesprochen.

(Zu North-Glenham) (Suffolk) starb dieser Tage eine Mistreß Packard 102 Jahre alt, mit Hinterlassung von 8 Kindern, 48 Enkeln, 148 Urenkeln und 14 Ur-Urenkeln, also einer Familie von 218 Personen. So berichten wenigstens Londoner Blätter in ihren Obiturien.

(Zur Warnung.) In Paris überließ eine Mutter ihrem achtjährigen Mädchen das dreijährige Schwesterchen zur Behütung. Während das Kleine in der Wiege schlief, lief die Hüterin fort und holte Zündhölzchen, um damit zu spielen. Sie brannte eins an, kam aber damit den übrigen zu nahe, auch diese geriethen in Brand und bald stand auch die Wiege von geflochtenen Weiden in Flammen. Das Mädchen machte zwar Lärm, aber das kleine Kind war nicht zu retten.

(Hoyaer Brücke.) In der Preußisch-Mindner Schiffergilde ragt der unermüdete Rolffs hervor. Es ist derselbe, der die Liebenauer Felsen, über die bereits ein Berg von Acten und Ueberschlägen sich thürmte, für eine Kleinigkeit nächtlich gesprengt und escamotirt hat. Dieser entrollte plötzlich als Se. Maj. zu Minden über die Weser fuhren, ein Abbild der famösen Hoyaer Brücke, gegen die so eben das Dampfschiff Friedrich Wilhelm heransegelt. Aber ein hannover'scher Landdragoner schreit ihm vom Geländer herab entgegen; „es geht nicht!"—

(Ein corsischer Bandit.) Abermals ist einer der berüchtigsten, corsischen Banditen, Giggi, durch die Kugeln der französischen Truppen erlegt worden. Er hatte sich lange vertheidigt, bis ihn zwei Schüsse in den Kopf niederstreckten.

(Der Mast der Kanonier-Schaluppe des Seekadetten van Speike,) des Helden, welcher sich bekanntlich im Jahre 1831 mit seiner Mannschaft (ohne deren Mitwissen) in die Luft sprengte, um sich nicht dem Feinde zu ergeben, wird auf Befehl des Königs der Niederlande im Haag, im Garten des See-Ministeriums, als Denkmal dieser That aufgestellt werden.

(Heilung von Taubstummen.) Baron Dupotet in Paris hat bereits neunzehn Taubstumme durch Magnetismus geheilt. Sein Verfahren ist von der medizinischen Akademie geprüft und im höchsten Grade anerkennend aufgenommen worden. Der Erfolg seines Verfahrens grenzt an's Wunderbare; denn bei dem dritten Versuche hörte ein Kind nicht nur jedes Wort, sondern sprach jedes ihm Vorgesagte nach.

(Religion.) Es giebt, wie man glaubt, 1,000,000,000 Menschen auf der Erde.

Von dieser sind:

Christen	200,000,000
Juden	3,000,000
Muhamedaner	140,000,000
Buddhaisten	380,000,000
Brahmisten	200,000,000
Verschiedene Sekten	77,000,000

Zu Brahmas und den davon abstammenden Religionen bekennen sich also noch ungefähr 3/5 der ganzen Menschheit, zu den Christen 1/5.

(Der Macintosh.) Man lies't in der „Didaskalia:" „Gestern war ich im Concert. Mein böser Stern führte mich an die vordere Reihe, welche mit phantastisch gekleideten Damen garnirt war. Zu meiner Linken saß eine schwarze Dame, die längst die Jugendjahre überschritten hatte. Sie musterte mich von oben bis unten; ich glaubte schon einen günstigen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Endlich lispelte sie mit ihrer Nachbarin, und so gieng es in der ganzen Reihe durch; man rückte sich von mir ab, ich hielt dies für Artigkeit und Absicht, Platz zu machen man wies mit Fingern auf mich, dies war gewiß nicht nobel: die Schwarze holte ein Riechfläschchen — dieses alles hatte der Geruch meines Macintosh hervorgebracht!"

(Laffarge.) Die französische Giftmischerin Laffarge ist in ihrem Gefängnisse wahnsinnig geworden und man hat sie daher in eine Irrenanstalt gebracht.

(Erdbeben.) In der Festung Anapa an der Ostküste des schwarzen Meeres verspürte man kürzlich ein heftiges Erdbeben, wobei einige Häuser Risse bekamen und mehrere Schornsteine einstürzten.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 29.

Bremen, Sonntag den 10. April 1842.

Gestorben:

Nro. 385. Den 6. April. Des Kaufmanns Georg Wilh. Krüger Ehefrau, geb. Caesar, 67 Jahr; Johannisstraße Nro. 12.

— 386. Den 6. — Des Arbeitsmanns Jacob Heinrich Koch Sohn, 10½ Jahr; Schnoor Nro. 2.

— 387. Den 6. — Des Schuhmachers Joh. Albr. Kamping Wittwe, geb. Albersaht, 72 J.; Wüstenstätte Nro. 7.

— 388. Den 6. — Windeler Engelken, 32 Jahr; Schmidtstraße Nro. 3.

— 389. Den 6. — Des Arbeitsmanns Herm. Sengstack Sohn, 1¼ Jahr; Steinthor Nr. 98.

— 390. Den 6. — Des Bockschiffers Diedr. Struß Wittwe, geb. Arens, 67 Jahr; Stintbrücke Nro. 8.

— 391. Den 6. — Des Schneidermeisters Johann Diedr. Küffner Sohn, 6 Jahr; Knochenhauerstr. Nro. 38.

— 392. Den 7. Des Zwirnfabrikanten Julius Ludwig Schlodtmann Ehefrau, geb. Wessels, 38 Jahr; Obernstraße Nro. 73.

Nro. 393. Den 7. — Des Schuhmachermeisters Jacob Meykow Ehefrau, geb. Siegener, 58 J.; Klosterstraße Nro. 9.

— 394. Den 7. — Des Tonnenmachers Hinr. Duhn Sohn, 7 Monat, Sandweg Nro. 20.

— 395. Den 8. — Margar. Elise Schütte, 60 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 160.

— 396. Den 8. — Des Kramers William Heine Wittwe, geb. Lange, 34 Jahr; Stephanikirchhof Nro. 33.

— 397. Den 9. — Des Feldwebels Johann Friedrich Häveker Ehefrau, geb. Engelking, 37 J., Hohethorstraße.

— 398. Den 9. — Des Mascopsträgers Johann Ferlmann Tochter, 1¾ Jahr; Heerenstraße Nro. 2.

— 399. Den 9. — Der Feldwebel im hiesigen Infanterie Bataillon Joh. Gottfried Siebert, 45 Jahr; in der Caserne am Hohentor.

Geburten:

Nro. 473. Den 3. April. Des Arb. Joh. Heinr. Ludwig Wehrmann Ehefr., geb. Rosemann, Catharinenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 474. Den 4. — Des Schlossermeisters Christian Heinrich Fehrmann Ehefr., geb. Dieckhoff, Molkenstraße Nro. 21; v. einem Mädchen.

— 475. Den 5. — Des Arb. Hinrich Gerhard Schäfer Ehefr., geb. Steinkamp, Huckpforte N. 4; von einem Knaben.

— 476. Den 6. — Des Kaufmanns Hermann F. Henschen Ehefr., geb. Boden, Herrlichkeit Nro. 16; von einem Knaben.

— 477. Den 6. — Des Mechanicus Johann Friedrich Gudell Ehefrau, geb. Döpke, Schnoor Nro. 15; von einem Knaben.

Nro. 478. Den 6. — Des Weinküpers Justus Wessels Ehefr., geb. Christoffers, Dreckort Nro. 12, von einem Mädchen.

— 479. Den 7. — Des Schuhmachers Joh. Sander Ehefr., geb. Henning, im Runken Nro. 1, von einem Knaben.

— 480. Den 7. — Des Grobbäckers Johann Heinrich Specht Ehefr., geb. Warnken, Westerstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 481. Den 7. — Des Grobbäckers Arnold Ludwig Hölbe Ehefr., geb. Becker, Westerstraße Nro 47; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 159. Der Kaufmann Elard Hoffschläger und Luise Elisabeth Gustave Gruner. Beide von hier.

— 160. Der Kaufmann Joh. Peter Ruhl und Juliane Charlotte Kramer. Beide von hier.

— 161. Der Musiklehrer August Reinboth und Metta Margareta Heckmann. Beide von hier.

— 162. Der Kaufmann Carl Heinrich Stockmeyer und Rosa Octavia Theodore Warneken. Beide von hier.

— 163. Der Kaufmann Johann Adolph Hunicke und Veronika Auguste Bechtel hieselbst.

— 164. Der Lehrer Christian Friedrich Feldmann und Anna Rebecca Riekehoff. Beide von hier.

— 165. Der Cigarrenfabrikant Diedrich Wilhelm Hurrelmeyer und Anna Catharina Elisabeth Schultze. Beide von hier.

— 166. Der Maurergesell Hinrich Grimberg und Johanna Christina Teschmacher hieselbst.

— 167. Der Landmann Joh Diedrich Teschmacher und Beta Kropp. Beide von hier.

— 168. Der Maurermeister zu Hamburg Christian Rogge und Anna Metta Rutenberg hieselbst.

— 169. Der Arbeitsmann Johann Friedrich Hilker und Anna Margar. Adelheid Stumpenhusen hieselbst.

— 170. Der Küperrgesell Johann Diedrich Precht und Dorothea Margrete Meyerdirks aus Oberneuland.

— 171. Der Tonnenmachermeister zu Brinkum Hermann Rauscher und Margarete Krüger aus Mehnen.

— 172. Der Blechenschlägeramtsmeister Friedr. Wilh. Wiechmann u. Margar. Adelheid Möhring. Beide von hier.

— 173. Der Cigarrenmacher Heinr. Dreyer und Anna Metha Straube hieselbst.

Nro. 174. Der Instrumentenschleifer und kurze Waarenhändler Joh. Georg Gerstek und des verst. Gastwirths zu Ponte Cabello, Sarsfield Mac. Carty Wittwe, Tobetha, geborne Eltzinger.

— 175. Der Arb. Joh. Heinr. Christian Klünder hies. und Gesche Margarethe Lampe aus Stüren, Amts Freudenberg.

— 176. Der Cigarrenmacher Jürgen Matthias Kleißen und Margaretha Kuhlmann. Beide von hier.

— 177. Der Cigarrenmacher Georg Wilhelm Plätz und Cathar. Wilhelmine Murken, genannt Oldenburg, hieselbst.

— 178. Der Zeichnenlehrer Friedrich Wilhelm Beyer und Gesche Margrete Auffarth aus Habbrügge, Kirchspiels Ganderkesee.

— 179. Der Arbeitsmann Egidius Kniep hieselbst und Anna Adelheid Dätjen aus Morsum.

— 180. Der Arbeitsmann Lampe Boschen und Anna Christine Ridder aus Bünte, Amts Syke.

— 181. Der Landmann zu Brebber, Amts Hoya, Dietrich Heinrich Bartels und Margarethe Dorothee Ehlers zu Uenzen.

— 182. Der Gastwirth zu Hastedt Jakob Seekamp und Trine Margar. Jäger aus Oyten.

— 183. Der Zimmergesell Georg Hinrich Retberg und Adelheid Meyer hieselbst.

— 184. Der Cigarrenmacher Daniel Junge u. Catharina Clara Timmermann hieselbst.

— 185. Der Arb. zu Arsten Friedrich Woltemade und Anna Magdalena Knoke zu Thedinghausen.

— 186. Der Schiffszimmermann zu Vegesack Georg Heinrich Rischmüller und Rebecca Hamers hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 30.

Bremen, Donnerstag den 14. April 1842.

Johanne Steegen,

die Heldin von Lüneburg.

Von Georg Storme.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann
In aller Edlen Mund!
O Heldin, du, von Orleans,
Wie hehr von dir die Kund'!
O zieh' zum Ehrenthron hinauf
Und drück' die Ehrenkrone auf
Der Heldin, die ich will besingen,
O edle Maid, im Liedesklingen.

Zwar bringt zum lodernden Altar
Dir, Muse, nur ein Knecht
Der Ehrfurchtopfer kleinstes dar;
Doch nimm es an gerecht! —
Hoch wallt die Brust, laut schlägt das Herz,
Durchbrauset von gerechtem Schmerz,
Gedenke ich der Heimath Stätten,
Wo Macht das Recht in Staub zertreten.

Wenn auch mit tausend Ketten band
Die Willkür das Gesetz,
Wenn sie umstrickte Stadt und Land
Mit ihrer Stärke Netz,
Aus Netz und Fesseln wuchs die Macht
Des Rechtes selbst, der Willkür Nacht
Und Fesseln sah man stolz sie brechen
Und fremde Tyrannei sie rächen.

Noch scheinet Luna's milder Blick
Auf ihre Burg herab,
Noch mahnt sie an die Zeit zurück,
Die grub der Willkür Grab,
Die in der Kriegeszeiten Drang
Hier frei die schwere Geißel schwang,
Des Welterstürmers blut'ge Knechte
Vernichten ließ des Ortes Rechte.

Doch bald der Freunde starke Schaar,
Sie eilet rächend her.
Ha, Morand! Ahnst du die Gefahr!
Nun fliehest du! Doch schwer
Der Dörenberg mit eig'nem Blut
Läßt zahlen dich den Uebermuth.
Nun flieht in wilder Hast von dannen;
Die Rache hinkt euch nach, Tyrannen!

Weh! wie des blut'gen Tigers Zahn
Nur schärft des Jungen Raub,
So facht die Wuth die Krieger an,
Die fallen seh'n das Haupt.
Es rufet der Drommete Ton
Zur Rache in der Feinde Hohn,
Sie kehren um, mit starken Armen
Das Haupt zu rächen ohn' Erbarmen.

Dort in dem Feld am neuen Thor
Entbrennt der Rachekampf,
Es wehrt der Freunde muthig Chor
Dem Feind. Der Pulverdampf

Umflort den Tag, den Aether füllt
Geschützesdonner, rasend wild
Die Rache kämpft, den Sieg dem Rechte
Abzugewinnen im Gefechte.

Hast, Rache, du das Recht besiegt!
Den Muth'gen wankt die Kraft,
Das Wort von Mund zu Munde fliegt:
„Wer ist's, der Kugeln schafft?"
Verloren wäre Stadt und Ehr',
Wenn sänke der Befreier Heer
Dahin; doch, wie vom ew'gen Gotte,
Sah sich beschützt die Heldenrotte.

Da drängt sich durch das off'ne Thor
Ein Mägdlein voller Muth
Und dringet zu der Freunde Chor.
Sie waget Freiheit, Blut,
Den matten Schützern trägt sie zu
In Eil' Patronen ohne Ruh',
Die in des Ortes engen Gassen
Die Flüchtigen zurückgelassen.

Ob auch aus tausend Röhren Tod
Ihr stets entgegenblitzt,
Nicht rastet sie, der Freunde Noth,
Von Gottes Arm beschützt,
Zu wehren, ob rings um sie fällt
Manch' braver Kämpfer, als ein Held.
Sie eilt, die Vaterstadt zu retten,
Ihr Blut, die Freiheit zu verwetten.

Und sieh', den Feinden sinkt der Muth,
Sie wenden sich zur Flucht,
Wie wenn vor eines Wolfes Wuth
Die Heerde Zuflucht sucht;
Der Rechtesschützer Arme schwer
Zersprengen der Tyrannen Heer,
Sie zahlen mit dem eignen Leben
Des Uebermuthes freches Streben.

Und es erwacht der Freiheit Glanz
Dem Ort, dem sie geraubt;
Dir, Heldin, drückt den Lorbeerkranz
Die schöne That auf's Haupt;
So lang' der Enkel Blut noch wallt,
Dein Lob aus ihrem Munde schallt!
„Wo Mägdlein für die Freiheit streiten,
Von dort die Tyrannei muß scheiden!"

Twistringen, den 29. März 1842.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Indessen hörte der Lärm, welcher noch einen Augenblick zuvor den Pallast erfüllt hatte, plötzlich wieder auf, und man vernahm nur dann und wann einige Stimmen und gemessene Schritte: es war die von Boyer befehligte Patrouille, die übrigens die Bande nicht zu verfolgen versuchte, zum Glück für mich und meine Unglücksgefährten.

Boyer kehrte mit der Versicherung zurück, daß nichts mehr zu fürchten sei und die Räuber sich mit meiner Person begnügt hätten.

Die Leser werden erstaunt sein über diese überraschende Visite der Räuber, und die Frage aufwerfen, war man denn bei offenen Thüren und ohne alle Vorsicht in Betreff der Vertheidigungsmaßregeln? Ich muß daher, ehe ich fortfahre, die Geschichte meiner Entführung zu erzählen, erst die Ursache einer ebenso außerordentlichen, als unvorausgesehenen Ueberraschung erklären.

Was war aus dem Prälaten Cune... geworden? Er promenirt auf der Höhe des Berges Tusculum, unweit der neuen Ausgrabung, als er von Decesaris und seiner Truppe bemerkt ward. Dieser Räuberhauptmann lag seit zwei Tagen im Walde und in den Felsen, welche das Kloster der Camaldulenser umgeben, im Hinterhalte, und hatte sich sogar mehrmals bis zu den Ruinen von Cicero's Villa vorgewagt, indem er sich in den tiefen Höhlen verbarg, um den Prinzen bei einem seiner Excursionen, die er jeden Morgen nach den benachbarten Ausgrabungen machte, zu überfallen. Um nun aber nicht vergebens zu warten, hatte Decesaris sehen wollen, ob nicht der Geistliche, den er in den Ruinen bemerkt, ihm von Nutzen sein könne und deßhalb seinen Leuten befohlen, sich desselben zu bemächtigen. Obgleich im höchsten Grade erschrocken und an allen Gliedern zitternd, hatte der ehrwürdige Herr doch nicht den Kopf verloren, und antwortete dem Räuberhauptmanne in

einer Weise, die ihm das Leben rettete und zugleich das große Lösegeld ersparte, das der Hauptmann gewiß von dem Prälaten gefordert hätte, wenn er zu seinem Unglücke in diesem Augenblicke die violettfarbigen Strümpfe trug, die seine Würde verrathen konnten. Der Prälat gab sich nämlich für einen armen Priester aus, der die Messe im Palaste des Prinzen lese, und der dem Hauptmanne als Lösegeld leider nur 20 Piaster bieten könne, die Lucian vielleicht aus Mitleid senden werde. Achselzuckend machte sich Decesaris über die Armuth des Dieners Jesu Christi lustig. Indessen nahm er doch die Börse, Uhr und den mit einem goldenen Knopfe geschmückten Stock des Gefangenen in Beschlag, und ihn vom Kopfe bis zu den Füßen mit Blicken musternd, vor denen der Prälat erzitterte, sagte er mit furchtbarer Stimme zu ihm: „Da Du nichts bist, als ein armer Priester, in Sold und Lohn des Prinzen Lucian Buonaparte, so will ich Gnade üben an Dir; Du sollst uns aber den besten Weg in's Schloß zeigen, auf dem man am unbemerktesten dahin gelangt. Du gehst vor mir her, bis wir im Schloßhofe sind; ist die Thür offen, so kannst Du mich verlassen und bist frei; ist sie zu, so klopfst Du und nennst Dich und führst uns selbst zum Prinzen. Vollführe genau, was ich Dir sage, oder Du bist des Todes."

Eine grausame Alternative; allein der Prälat gehorchte, wenn auch nicht ohne einige Gewissenszweifel, ob er nicht als elender Feigling handle. Die Räuber folgten ihm, und da das Palastthor offen war, weil man des Prälaten Rückkehr erwartete, konnte Decesaris mit 10 Mann aus seiner Bande ungehindert hineinschleichen. Das Uebrige kennt man.

Kehren wir nun zu mir zurück. Wir hatten einen Augenblick am Fuße jenes berühmten Gebirges angehalten, auf dessen Höhe gegenwärtig eine friedliche Bauernhütte den antiken Palast des prunkvollsten der Römer vertritt. Ein vielfach gekrümmter Fußsteg führt nach einem Bosquet hoher Fichten, wo der Prinz eine Marmorcopie des Apollo von Belvedere hatte aufstellen lassen. Ehe wir bis zu diesem Fußsteige gelangten, führte mich Decesaris, der noch immer glaubte, der Prinz sei in seinen Händen, im Triumphe, indem er sich begnügte, mich mit drei seiner Satelliten zu umringen, ohne daß sie mich irgendwo festhielten.

Bisher war ich gebeugten Hauptes gegangen, gefaßt auf Alles, was da kommen möchte...; allein beim Anblicke des Fußsteges, welchen wir zu betreten im Begriff waren, stiegen Hoffnung, Muth und kühne Entschlossenheit wieder in mir auf, und ich beschloß, noch einen Versuch zu machen, den Räubern zu entfliehen.

Die Nacht begann; die Krümmungen des Weges, die dichten Hagedorngebüsche, die denselben begränzten, konnten meine Flucht beschützen und mich gegen die Flintenschüsse sichern, auf die ich gefaßt sein mußte; kurz meine Rettung war nicht unmöglich; genug, um meine Kräfte und Hoffnungen wieder zu beleben.

Die Glocken läuteten, wie bereits erwähnt, von allen Orten; der Fackelschein der Patrouillen drang durchs Gehölz und verkündigte thätige Nachsuchungen, und ich glaubte nicht, daß mich die Räuber, der durch das Terrain und die Dunkelheit gebotenen Hindernisse halber, verfolgen könnten. Durch diese Hoffnung verblendet, springe ich schnell und plötzlich zur Linken, um den Weg abzuschneiden, auf dem wir gingen, und den Fußsteg nach dem Apollobosquet einzuschlagen.

In demselben Augenblicke sehe ich aber die Mündung eines Flintenlaufs vor mir und bekomme zu gleicher Zeit einen Kolbenstoß in die Rippen, der mich zu Boden stürzte und mir fast den Athem benahm. Dieser abermalige mißglückte Versuch zeigte mir, wie vergeblich meine Hoffnungen seien und Decesaris donnernde Stimme, die mir zubrüllte: „Steh auf, oder Du bist des Todes!" machte, daß ich den argen Schmerz vergaß und so viel Kraft zu erringen suchte, um mich in die Höhe zu richten. Ich erklärte dem Räuber, daß ich nun keinen Versuch zu entweichen, mehr machen werde, mich in mein Schicksal füge und bereit sei, ihm zu folgen. Zweifelnd schüttelte er den Kopf, zog die Augenbrauen zusammen und wir verfolgten unseren Weg nach dem Kamme des Gebirges. Unterwegs näherte sich Decesaris oft den gefangenen Arbeitern, die er mit leiser Stimme ausforschte, und seine Gesten verriethen Unzufriedenheit oder Zorn. Es ward indessen immer dunkler; Decesaris und seine Truppe machten Halt, und ich sah, wie sie jetzt Alle ihre Mäntel umthaten, welche sie hinter den Felsen und Ruinen versteckt hatten. In diesem Augenblicke sah mich Decesaris festen Blickes an; sein Auge sprühte in hyänenhafter Wuth. Mit furchtbarem, drohenden Tone sagte er zu mir: Du hast mich betrogen und mußt sterben! Dadurch, daß Du Dich für den Prinzen ausgegeben, habe ich mein Glück verfehlt. Und nun heulte er, fluchte, schimpfte mit seinen Genossen, die bereits an die Griffe ihrer Dolche

faßten und auf mich losrückten. Zum Glück hatten ihm die Arbeiter, welche ihn über die eigentliche Qualität seines Gefangenen aufgeklärt, versichert, der Prinz werde große Opfer für meine Freiheit bringen; sonst war es um mich geschehen. Gerade diese Versicherung vermehrte aber auf der andern Seite die Schwierigkeit sehr, welche ich zur Wiedererlangung meiner Freiheit zu überwinden hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

∴ Das Hamburger Gerichtsverfahren betreffend die wegen angeblicher Betheiligung im Sclavenhandel angehaltene Bark Louise.

(Fortsetzung.)

In Beziehung auf dies wieder abgeholte Faß aber gesteht der mehrerwähnte Penna, welcher a conto meta mit dem Befrachter handelte, und als dessen Bevollmächtigter an Bord war, ein, daß allerdings wohl Fußschellen in dem Fasse gewesen sein möchten, da er wenigstens nicht wisse, was es anders hätte sein sollen, was das Schiff hätte compromittiren können, und da der Befrachter allerdings (wie er es nennt) ein Platzgeschäft mit Sclaven treibe, und dazu Fesseln gebrauchen könne. Ferner — außer den über Bord geworfenen Briefen habe einer der Passagiere als die Engländer bereits auf dem Schiffe gewesen, zwei oder drei Briefe in der Combüse verbrannt, ein anderer habe einen Brief über Bord geworfen. Ja, der Capitain Boye selbst habe, als die Brittische Sloop sich genähert, mit dem Steuermann Rath gepflogen über einige Briefe, die ihm in Rio zur Besorgung übergeben, und auf Ordre des Capitains habe der Steuermann sie am Combüsefeuer verbrannt.

Dieser Umstand werde von Beiden eingeräumt, sie wollten aber weder den Inhalt, noch die Adresse gekannt, sondern nur im allgemeinen befürchtet haben, daß die Briefe etwas Präjudicirliches enthalten. „Ich habe Ihnen nun, schließt der Staatsanwald, wie ich glaube, ausführlich gezeigt, welche Gründe in der Sache liegen, um die Anhaltung zu rechtfertigen. Theils sind es gesetzliche Präsumtionen der Betheiligung des Schiffes im Selavenhandel, solche Umstände, denen in den Tractaten selbst die Wirkung beigelegt ist, ein jedes Schiff, auf dem sie gefunden werden, als der Betreibung oder Bestimmung zum Selavenhandel schuldig zu bezeichnen, bis das Gegentheil klar erhellt; und von diesen Merkmalen finden sich mehrere, — theils sind es factische und erwiesene Umstände, die ihrer Natur nach den Verdacht, daß durch die Befrachtung der Louise und ihre Versegelung nach Benguela dem Selavenhandel Vorschub geleistet würde, nothwendig verstärken mußten. Wenn also die gesetzlichen Verdachtsgründe sich an Bord vorfanden, und wenn also der Capitain Smyth von den andern höchst verdächtigen Anzeichen gleich nach erster Besichtigung etwas erfuhr, namentlich die Entfernung des Briefbeutels vom Bord — wie denn die Verhöre es deutlich an die Hand geben, daß gleich in den ersten Stunden diese Geschichte unter den Leuten an Bord in's Gespräch kam, so mußte ja der Capitain Smyth auf den dringendsten Verdacht geführt werden, daß ein verbotener Verkehr zum Zweck des Selavenhandels hier vorbereitet oder unterstützt werden sollte. — Es war dann sein Recht, ja seine Pflicht, das Schiff aufzubringen und vor Gericht zu stellen, um ferner rechtlich und tractatenmäßig damit zu verfahren. Ich glaube also daß die Anhaltung sich als legal und gerechtfertigt ausgewiesen habe."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Unternehmungsgeist.

Bremen hat viel Eigenthümliches aufzuweisen, aber schwerlich Interessanteres, als die extremen Richtungen seines Unternehmungsgeistes. Großartig und kühn, bebt er vor keiner Wagniß zurück. Die Eckstein' und Streifen der Bremischen Flagge wehen in allen Ecken, und auf allen Wasserstreifen des Erdballs. Die trefflichsten Schiffe in der Welt mit ihrer kostbaren Ausrüstung auf jahrelange Reisen, in die fernsten Meere, und mit den werthvollsten Ladungen, werden unbedenklich den Elementen, oft genug ohne einen Pfennig Assecuranz, anvertrauet. Je weiter in die Ferne die Aventure, je höher die Chance dabei läuft, desto anziehender ist das Geschäft, wenn es nur still und unbemerkt von Einzelnen ausgeführt werden kann. Aber jeden Reiz für Bremischen Geschmack verliert Alles, was irgend bekannt oder gar öffentlich angeregt wird, und die Bedenklichkeiten nehmen vollends kein Ende gegen jedes Werk, das vereinte Kräfte in Anspruch nimmt, und nähere Besprechung der für sich sonst so großartig Handelnden veranlaßte, das betreffende Unternehmen sei übrigens noch

so zeitgemäß, noch so anerkannt gemeinnützig, und noch so wahrscheinlich lucrativ an und für sich. Denn wenige jener großen Leute pflegen ohne Sträuben ihre Namen als Actionisten dabei figuriren zu lassen, und oft nur mit einer Anstrengung, als verschenkten sie das Capital der gezeichneten Actie, das doch häufig kaum das Resultat einer Spielpartie übersteigt.

Man wird fast irre ob der Ursachen zu solcher extremen Eigenthümlichkeit des Bremischen Unternehmungsgeistes; denn vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist oft nur ein kleiner Schritt. Ist es reine Bescheidenheit, die nicht mit ihrer Unterschrift unter gemeinnützigen Werken prunken will? wohlberechneter größerer Patriotismus, der still für sich, jeder in seinem Privatkreise, desto fleißiger (zugleich für seinen eigenen Beutel) arbeitet? liegt ein lobenswerther Abscheu gegen Actienschwindel, gegen Sucht zu Vereinen, und Associationen zum Grunde, die man hier Gottlob noch nicht kennt? Oder befindet man sich in Bremen allgemein zu wohl, um auch nur mit halbem Auge einen Blick in die Zukunft thun, und für Verbesserungen und Fortschritte empfänglich sein zu können, deren Unterlassung erst die Zukunft, aber desto bitt'rer, büßen lassen würde?

Oder endlich ist der gerühmte Bremische Gemeinsinn eine handgreifliche Satire auf diese Handlungsweise, nach welcher der Handelsstand sein Schiff sorglos den alten Cours steuern, und seine Rahen nicht früher scharf an den Wind brassen will, bis es zu spät ist, von dem Leeger Wall frei zu kommen, womit der veränderte reißende Strom der Verhältnisse das Bremische Handelsschiff, wie deutlich vorherzusehen, sonst über kurz oder lang eng besetzen wird?

Doch zur Sache:

Hunderttausende werden auf einen einzigen Risico, die größten Schiffe auf jahrelange Reisen und gefährliche Fischereien, Zehntausende jeden Augenblick an die Consignation persönlich Unbekannter, und auf die Conjunctur der fernsten Handels-Märkte hingewagt; abgesehen von allen Wechsel- und persönlichen Crediten für eine Bagatelle von Gewinn.

Dieser großartige Sinn beschränkt sich nicht einmal auf die Kaufmannschaft. Auch Mitglieder der Küper- und anderer Zünfte beabsichtigen dem Vernehmen nach, Schiffe auf die Südseefischerei auszurüsten, um die überflüssigen Capitalien, die der Handel auch ihrem Geschäftsbetriebe abgeworfen zu haben scheint, besser nutzbar zu machen, als zinsliche Belegung auf unbezweifelte Sicherheit erlaubt.

Außerdem werden mit dem gemeinnützigsten Sinne von der Welt fortwährend die größten Summen Geldes zu Brücken, Häfen und Straßenbau, ja bald vielleicht auch zu Eisenbahnen, aus dem gemeinschaftlichen Staatssäckel, ohne viel Umstände, votirt. —

Endlich bauet man auch auf Actien, und mit Geld-Anleihen von Privaten ein himmelhohes Theater, dessen gänzliche Vollendung und wahrscheinlich lucratives Resultat desto größeren Reiz hat, je weniger bis jetzt mit dürren Zahlen das allgemeine Interesse dafür und die Summen zu berechnen stehen, welche die Actionisten noch Gelegenheit haben werden, über die eigentlichen Actien-Beträge hinaus, verzinslich und unverzinslich, bei diesem großartigen Werke, fest zu belegen! —

Aber eine Actie von 250 Rthlr. bei einem so problematischen Unternehmen, wie das eines Dampfschleppschiffs auf der Unterweser, mit eisernen Lastböten, — die riecht nach Actien-Schwindel, und wenn das Resultat sich auch bei Heller und Pfennig berechnen ließe, das bleibt eine gar zu bedenkliche Sache! Man kann gar nicht absehen, wie schlecht es damit wohl gehen könnte, ob die Zinsen der Actie auch wohl sicher heraus kommen sollten; kurz dieser Risico ist selbst für wagehalsige Kaufleute zu groß! Und die unglücklichen Kahnschiffer, welche die Kaufleute immer so ehrlich bedient haben, dafür so reichlich bezahlt worden, und dabei doch keine reiche Leute geworden sind, könnten dadurch möglicherweise mit der Zeit gar ihrem segensreichen Gewerbe völlig entfremdet werden! Unbeschreibliches Unglück! Die freie Concurrenz könnte dadurch gestört werden, weil die Fracht mit dieser Schleppfahrt zwar planmäßig (inclusive Zuglohn) etwas billiger als die bisherige Tarifffracht, aber unveränderlich gestellt werden soll, und weil ihre Direction also nicht so butterweich bedungen werden kann, wie ein Kahnschiffer, der gerade nichts zu thun hat, und dem es dagegen unbenommen bleibt, den Ersatz dafür bei umgekehrter Concurrenz durch volle Bezahlung von andern Handlungshäusern zu erhalten, die weniger glücklich in der Conjunctur für billige Frachten sind.

Kurz diese neue Einrichtung würde keinen Spielraum, also auch keinen Reiz für unsere großen Kaufleute bieten, die Alles wagen, und immer ihre besondere Chance begehren. Freilich ist eine Demonstration dieser Art ebenso nothwendig, wie das tägliche Brod, sowohl um dem Weserhandel die Güter-Transporte wieder zu gewinnen, welche die durch

das Gerücht noch übertriebenen Diebstähle von Kahnschiffern ihm entzogen haben, als auch um die freie Wasser-Verbindung des Bremischen Handels mit der See gegen alle Eventualitäten der Zukunft zu sichern, oder diese Sicherung allmählig vorzubereiten; es ist in Bedacht genommen, daß tüchtige Kahnschiffer dabei wieder Anstellung und ehrlichen Broderwerb finden könnten; der Plan ist überdies reiflich erwogen, und so streng revidirt, daß das Minimum des Resultats kaum noch einen Zweifel zuläßt, sobald die allgemeine Theilnahme nur den ersten Anfang in's Leben ruft. Allein „es geht doch einmal nicht" sagen voll trostlosen Bedenkens unsre großen Leute, und zucken bedeutsam die Achsel über ein bloß allgemeinnütziges Unternehmen, bei dem Niemand besondere Vortheile zu erlangen sieht, und es würde richtig beim Alten bleiben, wenn die Masse unsrer einsichtsvollen Kaufleute sich mit jener Versicherung begnügen wollte. Woher aber entsteht dieser merkwürdig heterogene Zustand des großen bremischen Unternehmungssinnes? Geht er aus ähnlichen oder gar denselben Ansichten hervor, welche den unvollkommenen Zustand unsrer Weser, der nährenden Mutter des Bremischen Handels, für normal und unverbesserlich erklären, und welche die Möglichkeit nicht begreifen können oder wollen, daß größere Mittel auch hier verhältnißmäßig noch größere, reich und nachhaltig lohnende Erfolge für Bremens materielle Interessen schaffen könnten, welche — voraussichtlich — in der nächsten Zukunft schon von der mächtigsten Triebfeder aller Industrie unsrer Zeit, von der Concurrenz als rein unentbehrlich hervorgerufen werden müssen, wenn Bremen nicht rückwärts gehen will? Entscheide diese Frage, wer da mag! Nur so viel ist sicher, wir stehn am Vorabende einer Zeit, in welcher die vereinzelte patriotische Thätigkeit unsrer Kaufherren, womit man bisher ausreichte, nicht mehr genügen wird, sondern welche einen höhern Grad von einverstandenem, in die Zukunft blickenden Gemeinsinn, und Werke verlangen wird, die nur vereinten Kräften möglich sind, und wobei auch die augenblickliche Füllung des eigenen Beutels weniger synonym mit Patriotismus bleiben möchte, als hier bisher der Fall gewesen ist, wenn Bremen und sein Handel überhaupt behalten bleiben, und eine schwierige Periode glücklich durchwettern soll, — bis zu einem entferntern Zeitpunkte erneuerter, nachhaltiger Entwickelung des eigentlichen Lohns für gründlich überdachten Patriotismus. Ohne behaupten zu wollen, daß jener Plan zu einer Dampfschleppschifffahrt auf der Unterweser gerade eines der wichtigsten solcher patriotischen Werke sei, muß derselbe dem Prinzipe nach doch zu den wohlberechneten, nachhaltigen Sicherungsmitteln für die Existenz des Bremischen Handels gezählt werden, um so mehr als bereits von hochachtbarer Seite außerhalb Bremen und aus anerkannt reinem Interesse für den Weserhandel unaufgeforderte Actien-Betheiligung dabei Statt gefunden hat. Derselbe wird daher zum Probirstein für ächten Bremischen Gemeinsinn, dessen Thatkraft in bedeutender Maaße über die Zukunft der materiellen Interessen unsers guten Bremens entscheiden muß und wird, nach dem Muster der ebenso klaren als stillschweigenden Erkenntniß, womit Engländer und Holländer ihre materiellen Interessen, vor allem in der Heimath, wahrnehmen, und die entsprechenden Maaßregeln sicher im Voraus berechnen und treffen.

Bremen, den 1. April 1842.

Ein Bremer Bürger.

---

* Antwort.

Die Aurora vom 11. April d. J. bringt von dem Sachführer des Organisten Homeyer eine abermalige Lobpreisung der musikalischen Leistungen des Genannten, deren Würdigung füglich eines Jeden eigenem Urtheile überlassen werden kann. — Einer Beantwortung bedarf indeß die in gedachtem Artikel aufgestellte Behauptung, als habe die Redaction des Bürgerfreundes der Redaction des Unterhaltungsblattes „einen Tractat angetragen, sich gegenseitig aller Angriffe und Widerlegungen zu enthalten", und als sei dieser „Tractat von der andern Seite angenommen, und zum ewigen Friedens- und Freundschafts-Tractate consolidirt." Auf diese Behauptung kann und muß die Redaction allerdings eine Antwort geben, und lautet selbige dahin — daß an solcher Erfindung auch kein wahres Wort ist. Die Redactionen beider Blätter sind einander völlig fremd. Uebrigens ist dies das letzte Wort in der beregten Angelegenheit, da die Redaction des Bürgerfreundes allen literarischen Klopffechtereien feind ist, welche wohl auf kurze Zeit das große Publicum ergötzen, aber der Sache selbst nie einen Dienst leisten.

Die Red. des Bürgerfr.

Thorsperre.

Vom 16. — 30. April 8½ Uhr.

Miscellaneen.

(Zur Charakteristik Andreas Hofer's.) In den letzten Jannar- und ersten Februarstagen 1809 war Hofer mit seinen Gefährten versteckt bei des Erzherzogs Johann Hofbüchsenspanner Anton Stöger, auf der sogenannten Leimgrube, Mariahülfervorstadt. Eines Abends ließ der Minister Stadion, unter dessen vertraute Arbeiter Hormayr gehörte, ihn plötzlich zu sich rufen und empfing ihn unter häufigem Tabakschnupfen und etwas stotternden Eifer, in ganz ungewohnter Entrüstung: „Sie halten nicht Ihr Wort! Ihre Tyroler sollten ja versteckt bleiben und mir nicht Andreossy und Rechberg auf den Hals hetzen, und sie laufen überall herum." „Ew. Excellenz, es ist nicht wahr. Kein Tyroler bricht sein Wort." „Wie können Sie das sagen? Ihr Bartmann oder Buschmann, oder Sandwirth, sitzt drüben im Kärnthnerthortheater und zieht Aller Augen auf sich." Hormayr rannte wie ein Besessener aus der Staatskanzelei, über den Josephsplatz ins Kärnthnerthor und bewog den Billeteur durch ein gutes Trinkgeld, ihm „den ungarischen Viehhändler mit dem langen Bart" (so nannte Hormayr geflissentlich den Sandwirth, den er zu seinem Schrecken im ersten Parterre sitzen sah), so wie der Vorhang dieses Acts fiele, herauszurufen und ihm ins Ohr zu sagen: „Der Landsmann mit dem Wein und mit den Pferden sei angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen; weiter wisse er nichts." Langsam und ungern, mit großer Lust zu vielen Fragen, folgte Hofer, kopfschüttelnd und treuherzig grüßend; Hormayr am Eingang, hinter einem Pfeiler versteckt, trat jetzt einen Augeblick hervor und winkte ihm heftig zu folgen. Das that Hofer auch, wiewohl ungern und langsam. Als ihn Hormayr vor den Eingang auf der Straße hatte, sprach er erst und sagte heftig: „Aber Anderl (Andreas), die Tyroler halten sonst Wort und du hast mir in die Hand versprochen, dich sorgfältig verborgen zu halten, und läufst jetzt in deinem Aufzug und mit deinem bärtigen Rüssel daher, um die Operntrikter zu hören, und zu sehen, wie sie im Ballet die Beine ausstrecken?" „Ich habe nichts versprochen, als mich niemals bei Tage irgendwo sehen zu lassen, aber jetzt ist es ja schon immer zwischen 4 und 5 Uhr stockrabenfinster." Hormayr hatte gut reden, um das alte Naturkind auf den Zweck der Verborgenheit hinzuleiten. Er fragte nur immer: „Ja, wo ist denn aber der Landsmann mit den Pferden und mit dem Wein?" und als Hormayr dem Erstaunten wieder lang und breit erklärte: das sei ja nur eine Finte gewesen, ihn nur schnell aus dem Theater herauszubringen, meinte er: „Aber jetzt könnte er doch wieder hineingehen und sich auf seinen Platz setzen, denn er habe für das ganze Stück bezahlt und jetzt schon viel davon versäumt und zuletzt würden sie ihm bei der Kasse keinen Heller für das Versäumte herausgeben wollen." Höchst ungeduldig schleppte ihn Hormayr durch Regen und Schneegestöber zum Abendessen mit sich nach Hause.

(Mainz.) Auch Mainz hat seinen „Kölner Dombauverein" konstituirt, was um so wichtiger ist, da diese Stadt selbst einen historisch so merkwürdigen Dom hat, der selbst so sehr des Ausbaus bedarf; denn auch dieses Heiligthum hatte von den Kriegsstürmen in den letzten funfzig Jahren sehr viel zu leiden. Die Aufforderung zur Bildung eines „Kölner Dombauvereins" erschien zuerst im rheinischen Telegraphen, und es wurde darin unter anderem gesagt: „Wir wollen zu den Mainzern reden, zu den Bewohnern einer Stadt, die der Stolz der deutschen Städte, ein Brillant des Rheins und die Schwester der heiligen Colonia ist. Wir müssen eilen, einen Verein zu Gunsten des Kölner Dombaus zu gründen, wir müssen in dieser Angelegenheit die Initiative ergreifen, denn viele Rheinstädte warten darauf, es uns nach zu thun, und keine Stadt am ganzen Rheinstrom hat, vermöge ihrer historischen, nationalen, kirchlichen und nachbarlichen Beziehungen, mehr Verpflichtung, sich für die Vollendung des Kölner Doms zu interessiren, als gerade Mainz, das von jeher ein Muster und ein Bild der Nacheiferung für rheinisch-deutsche Kultur und Leben war. Es erstehe unverweilt in Mainz ein solcher Dombauverein, der den Kölnern mit seinem Scherflein zur Vollendung des erhabenen Werkes entgegen eilt, und keinen Augenblick früher löse sich dieser Verein auf, als bis Deutschland die erste Hochmesse im vollendeten Kölner Dom anhört, und bis Dank und Jubel aus frommer deutscher Brust für das Gelingen des großen Werkes zum Himmel emporsteigt." Darauf hat sich der hiesige Kunstverein der Sache angenommen, und es ist ihm bereits gelungen, einen Verein in's Leben zu rufen. Natürlich kam bei dieser Gelegenheit der Einwurf wieder zur Sprache, daß wir ja auch einen Dom zu restauriren haben, und dieser müsse zuerst unsere Sorgfalt in Anspruch nehmen. Aber dieser Einwurf schwand bald vor der siegenden Einwendung, daß die Kölner Angelegenheit eine nationale, die unsrige eine lokale sei, und daß uns selbst Mittel genug bleiben, auch die Restauration unseres Domes früher oder später vorzunehmen. — Dies möchte denn auch wohl für Bremen gelten.

(Die Schauspieler in Kopenhagen.) Davon erzählt „la Renommée": Nirgends ist der Stand der Bühnenkünstler so geehrt, nirgends sind sie so hoch gestellt, als in Kopenhagen. Man findet Schauspieler dort, welche Ritter des Dannebrogordens, reiche Landbesitzer sind, ja selbst Professoren haben sich diesem Stande geweiht, aus reiner Liebe zur Kunst. Die Schauspieler sind dort sogar hoffähig (?). Die Titel Demoiselle und Madame finden sich nicht auf dem Theaterzettel, sondern Frau oder Jungfrau. Hat ein Künstler oder eine Künstlerin am Abend gefallen, so werden sie am folgenden Abend von den Begegnenden mit dem Ausruf: „Dank für gestern!" höflich begrüßt.

(Sterblichkeit der Aerzte.) Es giebt keine Funktion, welche so schnell die Lebenskräfte verzehrt, als die eines Arztes, weil keine andere eine so große Thätigkeit des Körpers und des Geistes verlangt. Der Arzt hat alle Wechsel der Witterung zu ertragen, beständige Anstrengung, Unregelmäßigkeit in seinen Mahlzeiten, und gestörten Schlaf: er lebt meist in der Atmosphäre

der Pest und tödtlicher Ausdünstungen; praktizirt er auf dem Lande, so hat er beträchtliche Entfernungen zu Pferde zurückzulegen, dem Wind und Wetter ausgesetzt; er muß allen Gefahren trotzen, um der leidenden Menschheit zu Hülfe zu eilen. Die Sterblichkeitstabelle des Doctors Casper, in der brittischen Revue, geben ein für Aerzte höchst trauriges Resultat. Von 1000 Medizinern starben 600 vor dem 62sten Jahre; während sich bei Personen, die ein ruhiges Leben führen, als Landleute oder Theologen, die Sterblichkeit nur auf 347 beläuft. Nehmen wir 100 Individuen aus jedem dieser Stände, — so werden 45 Theologen, 40 Feldbauer, 35 Schreiber und 32 Soldaten ihr 70stes Jahr erreichen; von 100 Jüngern der Heilkunst gelangen höchstens 24 zu jenem Alter; die Aerzte sind gleichsam nur Meilenzeiger der Gesundheit, sie vermögen wohl den Weg zu hohem Alter zu zeigen, doch können sie selten das Ziel dieses Weges erreichen.

(Rache eines Künstlers.) Der berühmte spanische Guitarrespieler Huerta, dem ein großer Ruf vorausgegangen, war 1829 in Paris angekommen. Herr . . , damals Minister, lud eine zahlreiche Gesellschaft zum Souper ein und zeigte bei der Einladung an, Huerta würde sich bei ihm hören lassen. Huerta erschien wirklich, erklärte aber, da er wohl wußte, daß er nur seines Spieles wegen geladen worden sei, er fühle sich durchaus nicht aufgelegt und könne nichts vortragen. Alle Bitten blieben vergebich und der getäuschte Wirth sah sich endlich genöthiget, das Souper serviren zu lassen, ohne seinen Gästen vorher den versprochenen Ohrenschmaus verschaffen zu können. Doch o Glück! in dem Augenblicke, als die Gerichte schon auf der Tafel standen und alle Gäste saßen, erhob sich Huerta und ergriff sein Instrument. Er spielte ein erstes, ein zweites, ein drittes Stück und seine Begeisterung stieg immer höher, obgleich die Gäste unruhig zu werden anfingen, da die Gerichte vor ihren Augen kalt wurden. Huerta schwieg noch immer nicht, zwei Stunden lang hielt er die Gäste von den leckern Gerichten ab. Noch immer zeigte nichts, daß der schreckliche Spanier sobald ermüden würde, bis endlich der Wirth blitzschnell geschickt eine Pause benutzte und das Signal zu einem Beifallssturme gab. Huerta war bewegt und gerührt; er hörte auf und die Gäste konnten essen, aber das Souper war kalt geworden.

(Deutsche Kunst in Paris.) Aus Paris vom März wird folgende Correspondenz mitgetheilt: „Von Gluck bis Meyerbeer und Liszt ist der Ehrgeiz französischer Kunstjünger gewöhnt worden, sich vor deutscher Superiorität zu beugen: man tröstete sich mit dem, dem nebulistischen Deutschen gern vergönnten Traum-Privilegium, das ihm zu solcher Ueberlegenheit in der unpositivsten aller Künste verhalf. Wie wird es nun, wo in der positivsten Kunst, in der Malerei, wo bestimmte Form eine so bedeutende Rolle spielt, auch deutscher Sinn mit Invasion droht? Seit mehreren Jahren werden zwei Deutsche in zwei diametral entgegengesetzten Fächern, Lehmann in der ersten historischen Winterhalter in der frivolsten Portrait-Auffassung, in erster Linie genannt: auf dieser Ausstellung sind sie unbestritten die ersten. Winterhalter hat in seinen Portraits der Königin und der Gräfin Duchatel alle Hülfsquellen, die geschmackvolle Anordnung, Reichthum der Stoffe, musterhafte Lichtvertheilung darbieten, erschöpft. Heinrich Lehmann hat in seinem weiblichen Bildniß, in einer durch schönen italienischen Typus und breite saftvolle Malerei anziehenden Traubenträgerin, in den in phantastischer Landschaft nach Victor Hugoschen Versen gruppirten badenden Frauen seinen früheren Leistungen einen vielkönigen Schluß-Accord gegeben. Was aber Niemand zu erwarten berechtigt war, leistet er in seiner Geißelung Christi. Glücklich vermied er in der Hauptfigur widerliches Leiden und verwischte Süßlichkeit: die größte Energie in Zeichnung und Farbe, Reichthum und originelle Größe in der Composition lassen ihm den ersten Platz unbestritten. Rudolph Lehmann (sein Bruder) erinnert in seiner Chiaruccia, einem italienischen Mädchen, das sinnend und spinnend um ave maria durchs Kornfeld heimkehrt, an die Schöpfungen Robert's und berechtigt für so herben Verlust einst Ersatz zu hoffen. Bouterweck liefert kleine historisch-biblische Gemälde voll Innigkeit und Fleiß: Hermann Bohn eine Kleopatra, die, im letzten Strahle der Sonne fast schon erkaltet, ihr wollüstiges Leben ausgehaucht; in schmerzhaftem Ausdruck und Bewegung schließt sich die Wunde. Ein empfundenes, mit eigenthümlich klimatischem Detail ausgestattetes Bild von Meyer steht in der Manier Gudin wenig nach. Wen übrigens französische Urtheile interessiren, dem glauben wir einen Dienst zu leisten, wenn wir ihm in der verwirrenden Masse verwirrter Kritiken einen Leitstern zeigen: die Kritik des geistreichen Daniel Stern (bekanntlich die Maske einer Dame von Distinction) in der Presse (bis jetzt vom 8ten und 20sten) ist gleich weit entfernt vom proliren Gewäsch der Einen, wie von der kunstscheuen Dürre der Anderen.

(Vol à la prise de Tabac.) Am Tage der vierzig Ritter ging ein ältlicher Herr an den Tuilerien vorüber, und nahm aus einer werthvollen Platinadose eine Prise Taback. Da kommt ein modisch gekleideter Jüngling, im Löwenbart, mit lakirten Stiefeln und buttergelben Handschuhen auf ihn zu, und bittet so artig um eine Prise, daß nur ein Barbar sie ihm abgeschlagen hätte. Fünf Minuten nachher will der Herr wieder eine Prise nehmen, aber seine Dose ist verschwunden, und er findet statt ihrer eine mit Taback gefüllte Papierdüte in seiner Rocktasche. In Paris, wo man für Alles gleich entsprechende Namen findet, nennt man diesen Industriezweig: „Vol à la prise de Tabac.“

(Blumistisches.) Doctor Cartier in Paris zog eine Rose, welche aus Weiß in Fleischfarbe übergeht, und mit einem leichten stärkeähnlichen Anflug überzogen ist. Er nannte sie dem frühe dahingegangenen Helden zu Ehren „die Poniatowski-Rose.“

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 30.

Bremen, Donnerstag den 14. April 1842.

Gestorben:

Nro. 400. Den 10. April. Des Schuhmachers Friedrich Boschen Sohn, 4 Wochen; Knoopstraße Nro. 50.

— 401. Den 10. — Des Armenvoigts Herm. Heinr. Schlön Tochter, 8 Jahr; Töpken Gang Nro. 4.

— 402. Den 10. — Der Musikus Johann Friedrich Biermann, 31 Jahr; gr. Annenstr. Nr. 60.

— 403. Den 10. — Auguste Schumacher, 19 Jahr; gr. Fischerstraße Nro. 8.

— 404. Den 10. — Des verst. Buchhalters Christoph Andreas Homann Sohn, 2 Jahr; Weerder Nro. 7.

Nro. 405. Den 10. — Der Gärtner Bernhard Meierricks, 38 Jahr; Pelzerstraße Nro. 7.

— 406. Den 10. — Ludwig Lindemann, 1 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 63.

— 407. Den 11. — Der Maurergesell Hinr. Spohler, 31 Jahr; a. d. Fehrfelde.

— 408. Den 11. — Des Schuhmachers Johann Adam Dreyer Tochter, 1¾ Jahr; Kupferschlägers Gang Nro. 4.

— 409. Den 12. — Der Schneidermeister Christian Heinr. Eibers, 59 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 25.

Geboren:

Nro. 483. Den 7. April. Des Schuhmachers Johann Conrad Engelking Ehefr., geb. Frese, Buntenthorssteinweg Nro. 16; von einem Knaben.

— 484. Den 8. — Des Landmanns Werner Wendt Ehefr., geb. Schnaars, Fehrfelde Nr. 9; von einem Knaben.

— 485. Den 8. — Des Cigarrenmachers Cord Meyer Ehefr., geb. Uhlhorn, hinterm Paulsberg; von einem Mädchen.

— 486. Den 8. — Des Todtengräbers Joh. Friedr. Osmers Ehefr., geb. Schaub, Heerdenthorskirchhof; von einem Mädchen.

— 487. Den 8. — Des Schneidermeisters Carl Friedr. Kebel Ehefr., geb. Bartels, Faulenstraße Nro. 66; von einem Mädchen.

— 488. Den 9. — Des Kaufmanns Georg Heinrich Aug. Münder Ehefr., geb. Münder, Heerdenthorssteinweg Nro. 23; von einem Mädchen.

— 489. Den 9. — Des Schlossermeisters Joh. Friedr. Höper Ehefr., geb. Bartel, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 12; von einem Mädchen.

— 490. Den 9. — Des Malers Carl Gustav Callmeyer Ehefr., geb. Meineke, Grünenstr. Nro. 31; von einem Knaben.

— 491. Den 9. — Des Branntweinbrenners Johann Friedr. Anton Lambrecht Ehefr., geb. Eggers, Tiefer Nro. 41; von e. Knaben.

— 492. Den 9. — Des Maurergesellen Conr. Diedr. Sprute Ehefr., geb. Wulfken, Grützmacherstraße Nro. 1; von einem Knaben.

Nro. 493. Den 9. — Des Kramers Werner Poppe Ehef., geb. Meyer, Geeren Nro. 41; von einem Mädchen.

— 494. Den 10. — Des Uhrmachers Carl Friedrich Stadtlander Ehefr., geb. Menke, Doventhorstraße Nro 18; von einem Knaben.

— 495. Den 10. — Des Grobbäckers Ernst Friedrich Lindewirth Ehefr., geb. Müller, Schnoor Nro. 29; von einem Knaben.

— 496. Den 10. — Des Arb. Albert Friedr. Dahnken Ehefr., geb. Nirgends, Buntenthorssteinweg Nro. 99; von einem Mädchen.

— 497. Den 10. — Des Maurergesellen Joh Friedr. Wilh. Liebich Ehefr., geb. Pflüger, kleine Helle Nro. 27; von einem Mädchen.

— 498. Den 10. — Des Arb. Diedr. Heinr. Venne Ehefr., geb. Wiebesing, Osterthorswallstraße Nro. 105; von einem Mädchen.

— 499. Den 11. — Des Schlossermeisters Hinr. Franz Lagemann Ehefr., geb. Rüte, Theerhof Nro. 45; von einem Mädchen.

— 500. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Bohne Ehefr., geb. Klenke, Osterthorssteinweg Nro. 83; von einem Knaben.

— 501. Den 12. — Des Cigarrenfabrikanten Arnold Brunsen Ehefr., geb. Havemeyer, Buntenthorssteinweg Nro. 4; v. e. Mädchen.

— 502. Den 12. — Des Schuhmachermeisters Hinr. Tolle Ehefr., geb. Host, Kuhgang Nr. 2; von einem Knaben.

— 503. Den 12. — Des Schneiders Heinr. Eduard Zeip Ehefr., geb. Hillmann, Häfen Nr. 31; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 31.

Bremen, Sonntag den 17. April 1842.

Bremen, den 15. April 1842.

Der am 25. Januar zum fünften Prediger an der hiesigen St. Petri Domgemeinde erwählte Herr Pastor Brandt zu Wolfenbüttel ist nach längerer Krankheit in die ewige Heimath abgerufen. — Für den im April 1840 verstorbenen reformirten Prediger an der St. Remberti-Kirche Herrn Thomas Ulrichs ist am heutigen Tage der bisherige Pastor zu Herpen bei Bielefeld Herr Ernst Nagel zum reformirten Prediger an besagter Gemeinde gewählt worden.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 17. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Block.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Eine Epistel

an

Freiligrath,

in Bezug auf dessen „Rheinsage".

Ein ungewohnter Klang ertönte mir
Von Deiner Leier, jugendlicher Sänger,
Ein edler Sang vom lieben deutschen Rhein;
Und wahrlich ich vernahm's mit großer Freude
Und grüße gern das schöne neue Lied!
Daß Du den Sand der Wüste hast verlassen,
Daß Du mit Löwen fürder nicht mehr ringst,
Daß Du die Heimath wieder aufgefunden,
Daß Du Germanien's alte Gauen liebst,
Wen sollte das nicht, kühner Geist, erfreuen,
Der deutschen Boden seine Heimath nennt?

Zwar Niemand hemmt des Dichters kühnen Flug,
Zwar Niemand setzt dem Liede eine Schranke;
Frei soll die Welt des Sängers Blicken sein!
Und ist's ein Wunder, daß Du hin Dich wandtest
Nach jenem Lande groß und wunderbar?
Daß Dich der Wüste magische Gewalten,
Der Zauber, der auf jenem Aether ruht
Hinrissen? daß Du jene Spiegelungen
Der wundersamen Luft so gern beschaust?
Daß Dich die Löwen, jene Könige,
Die kräftig, wie Dein eigner Dichtergeist,
Die Schranken alle gern dahintenlassen,
Und herrschen, wo es ihnen nur gefällt,
Anlockten, in die Saiten kühn zu greifen?

Doch siehe nun auch unser Vaterland
Mit klarem Blicke an. So schön, so wonnig,
Wie jene Regionen, ist es nicht,
Es bietet solch ein Schauspiel ohne Gleichen
Dem Sänger nicht. Allein es blüht so schön,
Ein reicher Garten, voll von dunklen Hainen,
Wo deutsche Eichen kräftig wachsend stehn;
Die goldne Saat wiegt ihre schweren Halme,
Es winkt die Traube, die im Purpur prangt,
Auf grün umkränzten heitern Rebenhügeln.
Und die Bewohner sind so gut, so treu,
So einfach bieder, lauschen gern dem Klange,
Den deutscher Sinn und froher Muth durchströmt.

So preise, Sänger, das Erhabne, Schöne,
Wo Du es findest auf der Gotteswelt;
Doch Deinem Vaterlande laß vor Allen
Noch manches Lied aus freier Brust erschallen!

Z.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Als der Räuberhauptmann mein Todesurtheil ausgesprochen, that mir es wehe, meine Verwandten und Freunde nicht wieder zu sehen; denn mein Leben selbst, das unter Unglück, Mühe und Zwietracht dahingeflossen, bedauerte ich nicht sehr. Weit energischer, als alle diese Gefühle, machte sich aber die Indignation und Verachtung bemerkbar, welche mir dieser Verbrecher einflößte, dessen Wuth ich unbewaffnet und machtlos preisgegeben war. Mein Tod schien mir gewiß zu sein; ehe ich aber unter den Dolchstößen dieses Elenden fiel, wollte ich mir erst noch den Genuß gewähren, ihm zu trotzen, da ich ohnedieß die Ueberzeugung hegte, daß dies ein besseres Mittel möglicher Rettung sei, als zu versuchen, sein Eisenherz zu erweichen.

Kühn ging ich daher auf ihn zu, und meine Brust bietend, sagte ich: „Die einzige Gnade, die ich von Dir erbitte, ist, Deinen eben so feigen, als grausamen Plan so schnell als möglich auszuführen; ... stoß zu!“ Bei diesen Worten, die ihn zu verwundern schienen, trat er drei Schritte zurück; mit halb grausamen, halb ironischen Blicken maß er mich vom Kopfe bis zu den Füßen. Dann schien er sich plötzlich zu beruhigen, und winkte seinen Gefährten, ihm zu folgen. „Nur fort, wollen später schon sehen.“

Nun ging es auf dem Wege, der nach Rocca-Priori führt, herab, und als wir in der Nähe des Gasthofes waren, der einsam auf diesem Wege liegt, ließ Decesaris Halt machen und befahl das tiefste Schweigen.

Es regnete; die Nacht war sehr dunkel, und beim Scheine einer Lampe, die unter einer an der Wirthshauswand gemalten Madonna brannte, sah ich, wie Decesaris sich allein der Thür naheschlich. Diese sah er sich aufmerksam an, und als er ein an der Außenseite der Thür befindliches Zeichen bemerkte, kehrte er schnell zurück und gab durch eine Bewegung zu verstehen, daß man näher kommen solle. Später erfuhr ich, daß der Besitzer dieses Gasthofes mit Decesaris im Einverständnisse war. Sobald nun Polizeipatrouillen drinnen waren, wurden die Räuber durch ein verabredetes Zeichen gewarnt. Im entgegengesetzten Falle konnten sie sicher eintreten und waren eines guten Empfanges gewiß.

In wie vielen einsamen Gasthöfen der römischen Staaten bedroht die Reisenden eine gleiche Gefahr. Dies sollten vor Allem die Künstler nicht vergessen, die sich unvorsichtig in diese gebirgigen und einsamen Gegenden begeben, die so reich sind an originellen und pittoresken Partieen. Viele kehren in solchen Wirthshäusern ein, die fast tief im Gebirge liegen, ohne zu wissen, daß die Räuber, welche gut bezahlen, hier immer die willkommensten Gäste sind.

Ich wunderte mich, daß Decesaris immer auf einer der Hauptstraßen blieb; allein nicht weit vom Wirthshause schlug er die Richtung nach dem Gebirge ein und nach dem Walde, der Rocco-Priori umgiebt. Nach einem langen, mühseligen Marsche durch Felsen und dorniges Geniste und nach vielen Umwegen gelangten wir in ein dichtes Gehölz, in dessen Mitte der Trupp Halt machte. „Du kannst Dich setzen“, sagte Decesaris zu mir. Und auf ein gegebenes Zeichen bildeten seine Genossen einen Kreis um mich, indem sie dabei ihre Mäntel ausbreiteten. Ich befand mich nun gleichsam in einem drapirten Zimmer, dessen Caryatiden durch Räuberkörper gebildet wurden.

Gespannt suchte ich die Absicht des furchtbaren Hauptmannes zu errathen, als er mit kalter, wichtiger Miene Feuerstein und Schwamm aus seiner Tasche holte; und bald brannte eine Fackel. Das Manöver mit den Män-

teln hatte keinen andern Zweck, als zu verhindern, daß die Lichtstrahlen nicht durch den Wald drängen, den der Monat November bereits eines großen Theiles seines Laubes beraubt hatte.

Mit einem Schreibzeuge in der Hand näherte sich Decesaris und reichte mir eine Feder und Papier: „Schreib, was ich Dir dictiren werde," sagte er mit rauhem, drohendem Tone zu mir. In diesem Augenblicke stand er vor mir, wie ein Richter der Hölle, die linke Hand auf die Hüfte gestemmt und mit den Fingern die goldenen Nägel zählend die seinen Dolch schmückten. Einen Augenblick schien er nachzudenken, strich mit der rechten Hand über die Stirn, blickte nach einigen Sternen, die am Himmel glänzten, und fing an, mir eine Art Brief zu dictiren. Ich mußte gehorchen und schrieb. Er verlangte vom Prinzen 3000 Piaster Lösegeld, wo nicht, würde ich sogleich umgebracht.

Da ich diese Depesche sehr lächerlich, die Ausdrücke unpassend und burlesk fand, so sagte ich ihm, daß ich es für besser halte, französisch zu schreiben, daß die Forderung einer so starken Summe, die mit meiner persönlichen Wichtigkeit nicht im Verhältnisse stehe, vom Prinzen nicht angenommen werden könne, daß ich weder dessen Verwandter, noch Freund sei, sondern nur ein Künstler, der mit einigen Arbeiten beauftragt sei, deren pecuniären Werth ich ihm mit Vergnügen opfern wolle, daß er daher als Lösegeld für meine Freiheit nur auf eine mäßige Summe rechnen könne; und daß er übrigens wohl schon bemerkt habe, wie wenig mir an meinem Leben gelegen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung der chinesischen Hauptstadt.

(Schluß.)

Noch mehr unterscheiden sich die Chinesinnen von den Mandschurinnen durch die Füße: letztere verderben ihre Füße nicht durch starkes Einwickeln und tragen Pantoffeln wie die Männer, nur ihre Strümpfe werden aus hellfarbigen Stoffen gemacht mit Fußsohlen, welche nicht weniger als vier Zoll dick sind. Die Chinesinnen dagegen binden vom fünften Jahre an ihre Füße mit breiten Bändern ein, so daß vier Zehen hinabgebogen werden und die große Zehe darüber gebogen wird. Die Nägel dringen dadurch in das Fleisch ein und verursachen fast immer Wunden und die unglücklichen Frauen leiden ihr ganzes Leben durch diese barbarische Sitte; nicht eine kann auf dem ganzen Fuß stehen und alle gehen bloß auf den Fersen; ihr Gang ist deshalb sehr unschön und sie schwanken immer von einer Seite zur andern.

Das Ausgehen einer reichen Chinesin oder Mandschurin geschieht immer mit ziemlichem Prunk. Voran trabt ein Reiter: hinter ihm führt ein Kutscher das an einen zweirädrigen Wagen gespannte Maulthier am Zügel. Dach und Seiten des Wagens sind mit grünem oder blauem Tuch verhängt, in welchem auf jeder Seite Stücke von schwarzem Sammt und Glas eingenäht sind; links und rechts vom Wagen gehen zwei Leute, welche mit der Hand denselben halten, um das Umfallen bei Unebenheiten zu verhindern; hinter dem Wagen kommt wieder ein Reiter. Man steigt von vorne in und aus der Equipage, weshalb auch jedesmal der Kutscher das Maulthier ausspannt; die an den Seiten gehenden Leute führen die Carriole bis hart an die Treppe, lassen die Stangen auf die Stufen der Treppe nieder und wenden dann sogleich der Equipage den Rücken, indem sie nach chinesischer Etikette ihrer Herrin nicht ins Gesicht zu sehen wagen. Dann steigt die gewöhnlich vorn sitzende Dienerin auf den Boden herab, stellt ein Schemelchen hin und hilft ihrer Gebieterin aussteigen. Bei der Abfahrt wiederholt sich dies; d. h. zuerst setzen sich die Frau und die Dienerin hinein, dann spannt der Kutscher das Maultier ein und die Cortege folgt in der obigen Ordnung. Die Pracht bei der Ausfahrt des Mannes besteht in der großen Anzahl Reiter, welche die Carriolen begleiten, denn diese Anzahl steigt oft auf zwanzig und darüber. Aber worin besteht dies Gefolge? Zwei oder drei davon sind noch ganz ordentlich gekleidet, die andern haben Lumpen an und schleppen sich auf dürren, lahmen Maulthieren fort; der Hochmuth gestattet aber dem Chinesen nie, beim Ausfahren die Zahl seiner Diener zu beschränken, obwohl die Unterhaltung dieser müßigen Schaar sehr hoch zu stehen kommt.

Die Straßenbewegung in Peking beginnt mit Anbruch des Tages, d. h. Sommers um 4 Uhr, Winters um 6 Uhr Morgens. Zuerst erscheinen in den Straßen die Beamten, die mit Acten in den Palast gehen, und dann die Kleinhändler mit Eßwaaren. Der Lärm und die Bewegung

nimmt allmählig zu, und gegen 7 Uhr Morgens sind alle Straßen mit einer zahllosen Volksmenge bedeckt. Um 9 oder 10 Uhr Abends legt man sich schlafen. Um diese Zeit herrscht auf den verödeten Straßen bereits völlige Stille, und nur da und dort brennt das trübe Licht der Papierlaternen, die auf niedern Säulen befestigt sind.

Bekanntlich sind die Chinesen die ärgsten Memmen auf der Welt, und entschließen sich nie mit den Waffen jemanden anzufallen oder auch nur sich zu vertheidigen, so lang nur irgend eine Möglichkeit ist sich davon zu machen. Aber es ereignet sich, daß auch diese Schafsnaturen in eine rasende Stimmung kommen, und dann sind sie zu allem fähig. So waren wir in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Peking Zeugen eines Straßenauftritts. Zwei gemeine Chinesen, die durch irgend etwas auf einen dritten erbittert waren, geriethen in eine unbeschreibliche Wuth und begannen auf den Unglücklichen mit dicken Prügeln loszudreschen. Der arme Mensch, welcher einige harte Schläge auf den Kopf erhalten hatte, fiel besinnungslos zu Boden, aber seine erbitterten Feinde fuhren nur um so mehr fort ihre Bosheit an ihm auszulassen. In einem Augenblick sammelte sich eine ungeheure Menge Zuschauer um sie und war bemüht dem unmenschlichen Dreinschlagen durch Schreien ein Ende zu machen; aber keiner entschloß sich die Leute mit Gewalt zu trennen. Nach einigen Minuten erschienen die Wächter der guten Ordnung, d. h. Polizeidiener, aber auch diese scheuten sich vor dem furchtbaren Anblick, den funkelnden Blicken und wohl noch mehr vor den dicken Prügeln der Erbitterten und warteten, bis diese letztern ihre Wuth gesättigt hatten und mit dem Schlagen aufhörten. Dann erst wagten es die Polizeidiener einzuschreiten, banden den beiden Uebelthätern, ohne den geringsten Widerstand zu erfahren, die Hände und führten sie vor die Behörde.

.·. Das Hamburger Gerichtsverfahren betreffend die wegen angeblicher Betheiligung im Sclavenhandel angehaltene Bark Louise.

(Fortsetzung.)

Zu Begründung des Antrags auf Condemnation von Schiff und Ladung, oder wenigstens von Schiff oder Ladung wird folgendes vom Kläger ausgeführt:

Das Hamburgische 1837 gegen Sclavenhändler sowie deren Helfer und Helfershelfer erlassene Strafgesetz erwähne zwar nicht der Condemnation von Schiff und Ladung, allein dieses Gesetz betreffe nur die criminalgesetzliche Seite der Sache, die den Theilnehmern aufzuerlegenden persönlichen Strafen, hier aber sei von denjenigen Folgen des Verbrechens die Rede, welche die angewandten Mittel und Werkzeuge betreffen, und deren Bestimmung dem Handelsgerichte als Prisengerichte, oder besser gesagt als Seegericht ausdrücklich übertragen worden. Das Handelsgericht müsse nach den Tractaten gehen, in diesen sei die Condemnation erwähnt, und werde sie von den Engländern und Franzosen in solchen Fällen stets ausgesprochen. Der Rath und Bürgerschluß setze die Analogie des Prisenverfahrens voraus, bei diesem Prisenverfahren aber sei die Regel, daß sobald nur geeignete Verdachtsgründe obwalteten, die Betheiligten ihre Unschuld oder die Legalität der Unternehmung beweisen müßten, sonst aber Schiff und Ladung condemnirt würden. Die früher angeführten Verdachtsgründe seien aber von der Gegenpartei nicht wiederlegt, nicht nachgewiesen, daß sie mit dem Sclavenhandel nicht zusammenhingen. In Betreff des Schiffes komme es auf Theilnahme oder Mitwissenschaft des Rheders nicht an. Mit dem Schiffe sei er für die Handlungen des Capitains verantwortlich. Dies gelte auch schon von des Capitains Fehlern und Nachlässigkeiten, falls die Sache eben nur durch diese präjudicirt erscheine. Sollte der Capitain, wie es den Anschein habe, von dem Ueberbordwerfen des Briefbeutels vorher Kenntniß gehabt haben, so drücke dieses der Unternehmung einen strafbaren Charakter auf. Es sage Meno Pöhls im Handelsrecht u. s. w. — „sind Papiere über Bord geworfen, oder u. s. w. — so wird der Reclamant abgewiesen, und die Prise dem Captor zuerkannt." Ferner habe der Capitain versäumt, sich mit einer gehörigen Garantie für die Gesetzmäßigkeit seines ungewöhnlichen Wasservorraths zu versehen, und sollte er auch, wie er sagt, den Tractat nicht gekannt haben, so war des Rheders Pflicht ihn damit bekannt zu machen, und muß er die Folgen der Unterlassung tragen. Eingestanden sei von dem Capitain sein Verbrennen von an Bord gewesenen Papieren, und die Absicht sie der Untersuchung zu entziehen, dies müsse als Beweis der Schuld gelten, weil der Beweis dadurch unmöglich gemacht worden. Hinsichtlich der Ladung könne bei der Existenz mehrerer gesetzlicher Praesumtionen und anderer verdächtigender Umstände, kein Unterschied bei den einzelnen Theilen der Ladung gemacht werden. Jeden-

falls müsse der Antheil des Befrachters, da Costa Aguiar und seines Compagnons Penna wegen der Reserveplanken und des von Bord wieder abgeholten Wasser-Fasses, in welchem wahrscheinlich Handschellen für Sclaven gewesen, confiscirt werden. In gleicher Cathegorie stehe der Antheil des als Passagier mit an Bord gewesenen Villar, und des Padras, welcher Letztere nach aufgefundenen Briefen den Empfänger beordert, ihm Retouren auch in Rattenköder (esca por ratos) zu schicken, welcher Ausdruck, nach Capitain Smyth's Erklärung, Schwarze bedeute. Endlich müßten aber doch jedenfalls Schiff und Ladung wegen aller angeführten Umstände die sämmtlichen Kosten der Anhaltung, Aufbringung und des Processes solidarisch tragen, da die Anhaltung des Schiffes als legal erscheine.

Nachdem Dr. Aug. Heise in dieser Art für den Fiscus gesprochen, trat für den hamburgischen Capitain Boye und den Rheder Blaß Dr. H. M. Heckscher auf. Er weiset auf die Schwierigkeit und das Wichtige der Sache hin, bemerkt wie das Verfahren doch nur zur Hälfte ein öffentliches und ein mündliches Verfahren sei, denn die vorangegangene Untersuchung habe mehrere Actenstöße zu Wege gebracht, aus denen er nur Auszüge vorbringen könne, und giebt er dann einen geschichtlichen Ueberblick der Bemühungen zur Unterdrückung des Sclavenhandels: Zuerst habe Dänemark den Sclavenhandel verboten, dann Nord-Amerika, dann 1807 auch England, welches sogar 1833 mit ungeheuern Opfern die Sclaverei in seinen Colonien gänzlich aufgehoben. Von den Verträgen, die England mit andern Nationen zur Unterdrückung des Sclavenhandels abgeschlossen, kommen als dem Hanseatischen zum Grunde liegend vornämlich in Betracht der Vertrag Englands mit Frankreich vom 30. Nov. 1831, welchem eine spätere Convention vom 22. März 1833 gefolgt. Er bestimme das Recht der Durchsuchung der Handelsschiffe durch die beiderseitigen Kreuzer innerhalb gewisser Längen- und Breiten-Grade. Sehr folgreich sei die darin enthaltene Ermächtigung, nicht nur dann Schiffe aufzubringen, wenn wirklich Sclaven an Bord vorhanden, oder wenigstens auf dieser selben identischen Reise an Bord gewesen, sondern auch schon dann, wenn das betroffene Schiff auch nur zu dem Zweck ausgerüstet gewesen, um Sclaven zu befördern: equipped for the purpose of carrying slaves. 1817 habe auch Spanien den Sclavenhandel verboten, einen Vertrag mit England geschlossen, und darin das Aufbringen der Schiffe in dem einzigen Falle erlaubt, daß Sclaven an Bord vorgefunden. Weil aber die verfolgten Schiffe damals häufig die Sclaven an der Küste wieder aussetzten, die Kreuzer vorbei ließen, und nachher die Schwarzen wieder einnahmen, so wurde der Tractat dahin ertendirt, daß auch solche Schiffe aufzubringen, welche Sclaven auf derselben identischen Reise auf der sie sich befänden, an Bord gehabt. Erst 1835 gelang es, Spanien zu bewegen, daß es dem englisch-französischen Tractate beitrat. Beachtenswerth ist dieser letzte spanische Vertrag deßhalb, weil darin die Equipment-Clause auch für Spanien vollständig aufgenommen wurde, nämlich: schon die bloße Ausrüstung zum Transporte von Sclaven dem Transporte selber gleich zu stellen. Mit Portugal brachte England einen Hauptvertrag erst am 28. Juli 1817 zu Stande, und kam den 11. September 1817 eine separate Acte hinzu, wofür Portugal Geld von England empfing. Portugal gestand aber nur die Aufbringung solcher Schiffe zu, welche Sclaven an Bord hatten, oder doch auf derselben Reise an Bord gehabt hatten. Selbst als Spanien sich die Equipment-Clause gefallen ließ, weigerte sich Portugal entschieden. Amerika verbot den auswärtigen Sclavenhandel 1794, und erklärte ihn 1820 für piracy, Durchsuchungs-Verträge zu schließen, lehnte es standhaft ab u. s. w."

Aus diesem ganzen Hergange ergebe sich also, wie der Sinn der Tractate Niemand berechtige ein Schiff anzuhalten, sei es auch noch so sehr für diesen Handel behülflich, wenn es nur nicht direct dazu ausgerüstet, entweder um mit Sclaven an Bord auszulaufen, oder um doch künftig einmal Sclaven an Bord zu nehmen. — Wir schließen für heute mit der Bemerkung, daß die Eröffnung des Urtheils über den Bremer Fall nahe bevorsteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gräber deutscher Dichter.

Schillers Tod kam ganz unerwartet, ein Donnerschlag; denn er stand damals auf seiner Ruhmeshöhe, geliebt und bewundert. Alles war verwirrt, Niemand wußte Rath zu geben. Goethe hatte, wie er das in tiefster Trauer zu thun pflegte, in seinem Zimmer sich abgeschlossen. Zwölf junge Leute, Angestellte und Literaten, trugen aus eigener Anregung den großen Dichter zu Grabe; also nicht in der

Eile zusammengerafften Handwerker, wie öfter gesagt worden. Sonst waren keine besondere Anordnungen getroffen. Der stille, dunkle Zug setzte sich vom Hause Schillers in der Esplanade um Mitternacht in Bewegung. Die Nacht war schaurig, der Wind trieb düstere Regenwolken am Himmel hin, durch die nur selten und matt der Mond hindurchblickte. Wenige Lichter waren hie und da noch durch die Fenster zu erblicken, aber nichts Lebendiges; es herrschte ernste Stille. Da auf einmal am Töpfermarkt hörte man den Tritt eines Pferdes; ein dunkler Reiter saß darauf, stieg geräuschlos ab und folgte von fern dem Zug, das Pferd, wie es schien, sich selbst überlassend. Es hatte etwas Unheimliches, Gespenstisches in dieser schaurigen Stunde. Der Zug betrat den Kirchhof, am Kassengewölbe haltend, welches die herzogliche Kammer zur Aufnahme von Schillers irdischen Resten eingeräumt hatte; wie sie es wohl that, wenn bedeutendere Personen starben, die kein Familiengewölbe hatten. Die Anwesenden stellten sich um das Gewölbe auf, der Rede des Geistlichen horchend. Der Fremde, in dunkeln Mantel gehüllt, stand ferne, still und unbeweglich, aber bald beugte er sich und man hörte ihn laut weinen. Es war Schillers Schwager, v. Wolzogen, der aus Jena gekommen war, der einzige Verwandte, der der traurigen Ceremonie beiwohnte. Als der Segen gesprochen wurde, da theilten sich die düstern Schleier des Himmels und des Mondes Schein fiel hell und mild auf den Sarg und den davor stehenden Geistlichen.

Da ruhten nun Schillers Gebeine; aber nicht lange. Wildes, schonungsloses Kriegsgetümmel wälzte sich durch das Weimarische Land und drohte der Stadt nach der Jena'schen Schlacht wiederholt Vernichtung. Soldaten brachen auch in das Grabgewölbe Schillers ein. Krieg, Verwirrung herrschte viele Jahre hindurch; waren auch des Dichters Werke nicht vergessen, so doch seine Gebeine. Die Gottesackerkirche wurde zum Lazareth gemacht, kranke und gesunde Soldaten irrten auf dem Friedhofe umher; die Todten hatten in ihren Gräbern keine Ruhe, die Gewölbe wurden aufgebrochen und die Gebeine durcheinander geworfen. Und als man nach den bösen Kriegsjahren zur Ruhe gekommen, da wurde auch wieder der irdischen Reste Schillers gedacht. Welcher Schrecken aber faßte die Suchenden, als sie die gräuliche Verwirrung im Gewölbe sahen! Welches waren die Gebeine des großen Dichters? Personen, die ihn gekannt, die ihm näher gestanden, wurden herbeigerufen. Der Schädel war an seiner edlen Eigenthümlichkeit leicht zu erkennen und leicht gefunden; er paßte auch in die Todtenmaske, die man mitgebracht. Der Schädel ist authentisch; aber mit Mühe und Noth brachte man erst später die übrigen Gebeine zusammen. Karl August ordnete an, daß Schiller und Goethe mit ihm in einer Gruft ruhen sollten. Lange wurde daher Schillers Schädel auf der Bibliothek in einem Schrein aufbewahrt, auf welchem seine Marmorbüste von Dannecker steht.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ich bin von Anbeginn gewesen
Und währe doch nur siebzig, wie wir lesen,
Und wenn es hoch kommt achtzig Jahr.
Wie stell' ich mich so ganz verschieden dar!
Hier leicht und froh, dort trüb und kalt;
Hier jugendlich, dort matt und alt;
Verdrossen hier, und dort voll Lust;
Hier träumend nur, dort klar bewußt;
Nichtssagend hier und seicht und arm,
Dort überschwänglich reich und warm.
Der Weise mißt mich nur nach Thaten,
Der Thor nach Jahren, Tagen, Stunden.
Leicht ist mein Name aufgefunden,
Er hat sich wohl schon längst verrathen:
Doch tief verborgen liegt mein Sinn.
Er ist das Räthsel, nicht das Wort,
An dem ich rathe fort und fort,
So lang' ich hier im Staube bin,
Bis sie, die nimmer, nimmer rastet,
Die heiße Sehnsucht wird gestillt,
Bis rein're Lüfte mir mein irdisch Ebenbild,
Was kalt und schwer hier auf mir lastet,
Vom dichtverhüllten Auge wehn.
Dann wird aus Glauben, Schauen und Verstehn.
Der trübe Schleier, der mein Aug' umschließt,
Zeigt sich, wenn man mich rückwärts lies't *).

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 15. April d. J.

Keine.

Auflösung der Räthsels in Nro. 29.

Biene.

*) Aus den „Cutiner Bildern", von Prof. Dr. Meyer zu Cutin zum Besten der dortigen Kinderbewahranstalt herausgegeben. Wir machen unsere Leser hiermit auf diese kleine Sammlung gemüthvoller Dichtungen aufmerksam.

Die Red.

Miscellaneen.

(Der elektrische Aal) in der Royal Adelaide-Galerie ist dieser Tage gestorben. Er war aus einem der Nebenflüsse des Amazonenstroms vor vier Jahren nach London gebracht worden und das einzige Exemplar in Europa. Der Sitz seiner elektrischen Kraft war längs dem Rückgrat vom Kopf bis zum Schweif. Seine Nahrung bestand in kleinen Fischen, die er durch einen Schlag ins Wasser bis auf zwei Fuß Entfernung betäuben konnte. Er that dies jedesmal, ehe er sie fraß. Das anziehendste Experiment, das man mit ihm vornahm, war die elektrische Entzündung eines Stücks Silberpapier in einem Glascylinder, indem das eine Ende eines Elektricitätsleiters an das Papier, das andere an den Aal gehalten wurde. Der Fisch mußte gereizt werden, ehe er seine elektrische Kraft entwickelte. Einige Zeit vor seinem Tod war er erblindet.

(Schweizer Uhrenfabriken.) Während die Uhrenfabrication in Genf fortwährend abnimmt, nimmt sie in den zwei Hauptfabrikorten des Cantons Neufchatel, in Chaux-de-Fonds und Locle immer mehr zu; 1840 wurden an ersterem Ort 42,273 Uhren verfertigt, 1841 aber 50,039; in Locle ist die Zahl in dieser Zeit von 29,812 auf 33,154 gestiegen.

(Edinburg.) Am 13. März sollte auf der Edinburg-Glasgower Eisenbahn zum erstenmal ein Sonntagstrain abgehen, wogegen bekanntlich so groß Geschrei unter den Frommen von Schottland erhoben worden. Da erschien der hochwürdige Hr. Burns, eine „Heerpauke der Revivals (d. h. Versammlungen zur Wiederbelebung des Glaubens)", intonirte einen Psalm und hielt dann gegen die Sabbathschändung eine Predigt, welche über zwei Stunden dauerte. Ob sich dadurch Jemand vom Mitreisen abschrecken ließ, ist nicht gesagt, doch hatte der Prediger ein Auditorium von mehreren Hunderten um sich gesammelt. „Im pathetischesten Theil seiner Predigt" (wie es im Dorfprediger von Wakefield heißt) ertönte der Pfiff des Conducteurs und die Locomotive sauste zum Bahnhof hinaus. Nachmittags wiederholte sich die Scene.

(Französische Tabacksregie.) Ein an die Kammern von dem Finanzminister über die Tabacksverwaltung von 1840 vertheilter Bericht mit urkundlichen Rechnungen zeigt, daß die Fabrication der Tabacke sich in dem Maaße bessert als die Producte zunehmen. Einige Qualitäten französischer Tabacke sind gegenwärtig als die besten von Europa anerkannt. Das Erträgniß dieses Einkommenszweigs, das 1810 von dem Kaiser auf 80 Millionen geschätzt wurde, beträgt gegenwärtig mehr als 94 Millionen. Der wirkliche Gewinn für den Staat aus diesem Monopol beträgt 70 Millionen und übersteigt den vom Jahr 1839 um 4 Millionen.

(Kopenhagen.) Zu dem für den hochseligen König durch freiwillige Beiträge zu errichtenden Denkmale sind bis jetzt 4000 Rthlr. eingegangen. Thorwaldsen hat es aus Liebe zu dem Verstorbenen übernommen, die vier dazu bestimmten Basreliefs auszuführen, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft, das Aufblühen des Schulwesens und der Künste und die Gründung der Stände-Institution symbolisch darstellen werden.

(Die Daguerreotypie) vervollkommnet sich täglich mehr. Schon war unlängst in französischen Blättern die Rede davon, daß man jetzt auch Farben mit derselben hervorbringen könne; jetzt lesen wir, daß man der Wirkung des Sonnenlichts beim Daguerreotypiren nicht mehr ausschließlich bedarf, auch Lampen- und Kerzenlicht reicht aus.

(München.) Ein neues, großes Kunstunternehmen wird in Auftrag des Königs vorbereitet. Am Eingang in die Ludwigsstraße wird ein großer Triumphbogen, ähnlich dem des Constantin in Rom, errichtet werden.

(Thorwaldsen) hat nun einen ganzen Cyklus aus dem Leben des Heilands entworfen, den er nach und nach zu modelliren gedenkt. Eine kolossale Statue des heiligen Andreas für die Frauenkirche in Kopenhagen geht der Vollendung entgegen, wie denn Thorwaldsen auch bereits die Skizze zu einem zweiten Apostel entworfen hat. Auch dieser soll hier in Marmor ausgeführt und dann nach Kopenhagen gesandt werden, wo bis jetzt erst zehn Apostel in Marmor aufgestellt sind.

(Schulen in Schleswig-Holstein.) Musterhaft sind die Schulanstalten in Schleswig-Holstein. Man darf behaupten, daß kein Knecht hinter dem Pfluge, kein Knabe hinter den Kühen geht, der nicht lesen, rechnen und schreiben könnte. Es ist keine noch so rohe Magd im Lande, die nicht so viel schreiben gelernt hätte, um eine Idee von Brief zusammen zu bringen. Es giebt kein noch so geringes Dorf, das nicht dafür sorgte, eine angemessene Schule zu unterhalten. Und eben jetzt hat sich ein landwirthschaftlicher Verein gebildet, um auch eine höhere Bauernschule für die Herzogthümer zu errichten. — Während die Hamburger Blätter von den herzzerreißendsten Jeremiaden unserer Landschullehrer wiedertönen, hört man aus dem Holsteinschen diese Klagen gar nicht, oder doch so selten, daß sie nicht als Regel gelten dürfen.

(St. Petersburg.) Der äußere Bau der Isaaks-Kathedrale nahet sich seiner Vollendung. Die Kuppel ist bis auf einige Bronzewerke vollendet und wird es ganz im Laufe des Sommers. Dann wird man nach Abnahme der Gerüste das Werk in seiner ganzen Schönheit bewundern können. Die Höhe ist so bedeutend, daß man von oben einen Umkreis von sechs Meilen in der Runde überschaut. In Kronstadt erscheint diese vergoldete Domkuppel wie ein wahrer Leitstern für die Schiffe. Ganz besonders schön ist das mit der verschiedenen Tagesbeleuchtung wechselnde Farbenspiel der Wände, Säulen und Vergoldungen des Doms. Des Nachts strahlt die Kuppel das Licht der Sterne zurück und besonders erscheint oben auf der Spitze des Kreuzes ein helles Licht, das eine wahrhaft wunderbare Wirkung ausübt. Die Marmorwände der vier Glockenthürme sind ebenfalls der Vollendung nahe und werden im Juli d. J. beendigt werden. Den gan-

zen Winter hindurch sind die Bildhauerarbeiten fortgesetzt worden. Von den großen Frontons ist einer bereits ganz fertig gegossen und ciselirt. Auch der Anschlag zu den drei großen Metallpforten ist jetzt gemacht und Se. Maj. der Kaiser hat verfügt, daß dieselben durch den Prof. Jacobi mittelst der von ihm erfundenen Galvanoplastik hergestellt werden. Die Pforten sind sehr reich verziert und werden 56 Fuß hoch. Die Untersuchungen der Baucommission haben ergeben, daß das ganze Gebäude außerordentlich solid gebaut ist, und daß es sich weniger als sonst ein Gebäude, wie man sagt, gesetzt hat.

(Ein Kind von drei Jahren als Zeuge vor Gericht.) Es kommen bei den englischen Gerichtshöfen zuweilen Fälle vor, die, ihrer Seltsamkeit wegen, in Erstaunen setzen, und zu diesen gehört folgender Fall, der in der Gerichtsprocedur wohl einer der merkwürdigsten in seiner Art sein dürfte. — Der „Examiner" meldet, daß ein Malteser, Namens Tommy Hopkins, in New-Port, vor den Mayor Herrn T. Hughes und dessen Beisitzer L. Hawkins gebracht und angeklagt wurde, 10 Souvereins und 18 Schillinge von seinem Oheim gestohlen zu haben. Der Angeklagte hatte ganz gemüthlich sein Pfeifchen in dem nämlichen Zimmer geraucht, wo das Geld hingelegt worden war. Als er fortgegangen war, lief die kleine dreijährige Tochter zu ihrem Vater und schrie: „Dady, Dady, warum kamst du nicht? Tommy hat das Geld genommen und in die Tasche gesteckt." Der Vater überzeugte sich bald, daß das Kind recht hatte; das Geld war verschwunden. Die Sache kam nun vor die obengenannten Richter, die lange darüber berathschlagten, ob das Kind als Zeuge vernommen werden könne, und sie entschieden für die Affirmative. Das kleine Mädchen wurde auf dem Arme der Gerichtsdame (the court nurse) hereingetragen, und der Mayor richtete an das Kind folgende Fragen. Mayor: Gehst du in die Schule? — Kind: Ja, Sir. — Mayor: Kannst du die Gebete hersagen? — Kind: Ja, Sir. — Mayor: Sagst du sie jeden Morgen her? — Kind: Nein, jeden Abend. — Mayor: Recht so, du bist ein liebes kleines Mädchen. Spielst du gern mit schlimmen Kindern? (do you like to play with wicked children?) — Kind: Nein, weil sie unartig sind. — Mayor: Wo kommen diese hin nach dem Tode? — Kind: Hinab in die Hölle, Sir. — Mayor: Und die guten, wo kommen diese hin? — Kind: Hinauf in den Himmel. — Mayor: Nun, mein liebes kleines Mädchen, müssen wir dir den Eid abnehmen; du mußt die Wahrheit sprechen; thust du es nicht, so kommst du an den Ort der Verdammten. Hier ist die Bibel, das ist das Wort Gottes. Nimm das Buch in die Hand, küsse es, sprich die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit, so war dir Gott beistehe. (Aeußerungen des Erstaunens, Zischeln und leises Murmeln unter den Zuschauern.) — Das Kind that, was der Richter geboten hatte, und sagte dann aus: es habe in dem Hause mit andern kleinen Mädchen gespielt, als Tommy Hopkins ins Zimmer trat, wo er eine Schachtel öffnete, etwas Schwarzes herausnahm und sich dann entfernte. Darin bestand die ganze Aussage des Kindes, und der Gefangene wurde auf die nächsten Assisen verwiesen, um gerichtet zu werden.

(Erfindung.) Ein Engländer hat eine Erfindung gemacht, welche die Maurer oder doch die Steinhauer verdrängen soll und verdrängen wird. Die Steine werden, wie sie aus dem Bruche kommen, in die Maschine gebracht, und gehen aus derselben so glatt und tadellos behauen hervor, wie sie kaum ein Mann mit der Hand bearbeiten kann. Auch braucht die Maschine nicht den vierten Theil der Zeit, um ihre Aufgabe zu lösen. Es ist bereits eine solche Maschine, die etwa 3000 Thaler kostet, aufgestellt; sie verrichtet die Arbeit von zweihundertundfunfzig Menschen, ob sie gleich bisher nur täglich sechs Stunden in Thätigkeit gewesen ist.

(Mittel gegen Kleider-Verbrennung.) Wir haben in dem jetzigen Winter wiederum mehrmals gelesen, daß Kinder und ältliche Damen eines schrecklichen Todes starben, weil ihre Kleidung von den Flammen ergriffen wurde. Zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle schlägt ein Engländer ein sehr einfaches, aber sicheres Mittel vor: nachdem die Kleidungsstücke, das Bettzeug ꝛc. gewaschen ist, lasse man dasselbe im Wasser ausspülen, in welchem etwas Salpeter aufgelöset wurde. Dadurch erhält die Wäsche ein schöneres Aussehen, während zugleich verhindert wird, daß sie in Berührung mit Feuer sogleich in hellen Flammen aufgeht; sie glimmt nur und der Brand kann also sehr leicht gelöscht werden.

(Medicinisches.) Jetzt kommen die Aerzte den Gegnern der Mäßigkeits-Vereine und den Schenkwirthen zu Hülfe! In Nordamerika wollen die gelehrten Herren nämlich die Beobachtung gemacht haben, daß seit Einführung der Mäßigkeits-Vereine viele Krankheiten epidemisch geworden sind, wie dies namentlich mit Durchfällen, Ruhren und gastrischen Fiebern der Fall ist, daß diese auch häufiger tödtlich sind, und Schwächekrankheiten jetzt allgemeiner sich zeigen.

(Eine hohe Schule für Bierbrauer) hat man jetzt in Paris errichtet, wobei eigene Professoren für Chemie und Botanik angestellt sind. Der Unterricht dauert ein Jahr, und alsdann wird den Schülern ohne allen weitern Unterschied in einem besondern Diplom bezeugt, daß sie theoretisch und praktisch Bier brauen und trinken können.

(Riesenpomeranze.) Ein Brüssler Gärtner hat, über London, aus China eine Apfelsine erhalten, welche 6 Zoll im Durchmesser und 20 Zoll im Umfange hat.

(Angelo Mai), der gelehrte Cardinal, bereitet eine neue Reihe von Bänden wichtiger griechischer, lateinischer und italienischer Inedita. 6 Bände sind bereits gedruckt.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 31.

Bremen, Sonntag den 17. April 1842.

Gestorben:

Nro. 410. Den 1. September 1841 starb auf der Reise von Neu-Orleans nach Cowes, der Steuermann des Schiffes „Theodor Körner", Wilhelm de Vries, 25 Jahr; von hier gebürtig.

— 411. Den 13. April 1842. Des verst. Stuhlmachers Anton Gottfried Reinfeldt Wittwe, geb. Kayser, 73 Jahr; Grünenstraße Nro. 68.

— 412. Den 13. — Des verst. Maurergesellen Christ. Gottfried Edeler Wittwe, geb. Heuer, 60 Jahr; Hülsberg Nro. 4.

— 413. Den 13. — Des Pferdehändlers Werner Menke Sohn, 1¼ Jahr; Obernstraße Nro. 42 (Vorstadt).

— 414. Den 14. — Des verst. Consumtions-Einnehmers Carl Heinr. Mittendorff Wittwe, geb. Willmann, 50 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 3.

Nro. 415. Den 14. — Des Hutmachers Friedr. Petersen Tochter, 10 Jahr; Buntenthorsteinweg.

— 416. Den 14. — Der Cigarrenmacher Wilh. Anton Wohlers, 23 Jahr; Düsternstraße Nr. 10.

— 417. Den 14. — Der Küpergesell Christian Friedr. Buhrhorn, 22 Jahr; Grützmacherstraße.

— 418. Den 15. — Der Hutmacher Christian Gottfr. Heinrich Nissen, 38 Jahr; Brüggemanns Gang Nro. 6.

— 419. Den 15. — Des Schiffskapitains Christian Ludwig Deetjen Wittwe, geb. Hoppe, 82 Jahr; Henschenstraße Nro. 10.

— 420. Den 15. — Der Soldat im hiesigen Infanterie-Bataillon Friedr. Müller, 32 Jahr; im Hospital.

— 421. Den 15. — Des verst. Mobilienhändlers Joh. Heinrich Kranck Wittwe, geb. Schild, 57 Jahr; Osterthorsteinweg Nro. 70.

Geburten:

Nro. 507. Den 9. April. Des Kaufmanns August Ferdinand Dreier Ehefr., geb. Focke, Stavendamm Nro. 3; von einem Mädchen.

— 508. Den 11. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedrich Wilh. Weiß Ehefr., geb. Holz, Heerdenthorswallstraße Nro. 61; v. e. K.

— 509. Den 12. — Des Malers Heinrich Albrecht Ehefr., geb. Schlingemann, gr. Fuhrleutestraße; von einem Knaben.

— 510. Den 12. — Des Arb. Brüne Bischof Ehefr., geb. Poggenburg, Bonspforte Nro. 3; von einem Mädchen.

— 511. Den 12. — Des Cigarrenmachers Arpenius Schriever Ehefr., geb. Jönsen, Jacobistr. Nro. 23; von einem Mädchen.

Nro. 512. Den 13. — Des Werkmeisters Friedr. Jacob Pflüger Ehefr., geb. Boschen, Klosterstr. Nro. 8. von einem Knaben

— 513. Den 13. — Des Sattlers zu Hastedt Johann Georg Friedr. Tolle Ehefr., geb. Schröder; von einem Mädchen.

— 514. Den 13. — Des Bäckers Friedr. Aug Vogt Ehefr., geb. Schröder, Helmshof Nro. 3; von einem Mädchen.

— 515. Den 14. — Des Küpergesellen Joh. Hinrich Martens Ehefr., geb. Turnau, Süderstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 516. Den 15. — Des Tischlers Joh. Phil. Ecks Ehefr., geb. Meyer, Lammershof Nro. 10; von e. Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 187. Der Obergerichtsanwald Dr. Johann Abraham Heinrich Gröning und Rebecca Iken. Beide von hier.

— 188. Der Kaufmann Aug. Ferdinand Müller und Christina Dorothea Hobach hieselbst.

— 189. Der Kaufmann Julius Hirschfeld hies. und Sophia Maria Elisabeth Georgine Gorissen zu Hamburg.

— 190. Der Zimmergesell Joh. Jürgen Struck am Buntenthorsteinwege und Juliane Louise Amalie Florentine Krebs zu Kleinkatz.

— 191. Der Färber Samuel Julius Uckermann hies. und Helene Friederike Nicolaus zu Jever.

— 192. Der Tischler Heinr. Christ. Droop und Johanne Christophine Tägtmeyer hieselbst.

— 193. Der Leinenhändler Joh. Christ. Kayser und Anna Margar. Brocks hieselbst.

— 194. Der Arbeitsmann Johann Wilh. Moberg hies. und Anna Gesina Henriette Stürmann zu Kirchhuchting.

— 195. Der Branntweinbrenner Matthias Lilge und Anna Ewe hieselbst.

— 196. Der Höker Joh. Heinr. Rose hies. und Trinke Maria Oltmanns zu Nickelhausen bei Jever.

— 197. Der Kahnschiffer zu Atens im Herzogthum Oldenburg Hinr. Wilh. Bruns und Anna Catharine Buse daselbst.

Nro. 198. Der Spiegelrahmmacher Berend Lange und Dorothea Maria Caroline Wode hieselbst.

— 199. Der Sägemaschienenarbeiter Friedr. Wilhelm Bornemann und Catharina Maria Gieseler aus Bücken, Amts Hoya.

— 200. Der Maurer zu Colnrade Johann Joachim Schwark und Margar. Heidewig Schröder zu Bokstedt.

— 201. Der Cigarrenfabrikant Joh. Heinrich Casper Leonhardt und Anna Beta Lindhorst. Beide von hier.

— 202. Der Küpergesell Joh. Hinrich Oesemann und Charlotte Amalia Mecklenburg hieselbst.

— 203. Der Zimmergesell Joh. Herm. Wettengel und Anna Margar. Herrmann. Beide von hier.

— 204. Der Arbeitsmann zu Hastedt Joh. Hinr. Stelter und Margar. Stadtlander zu Morsum.

— 205. Der Kistenmacher am Buntenthorsteinweg Johann Dietrich Bolte und Gesina Margar. Flügger daselbst.

— 206. Der Schneideramtsmeister Joh. Carl Christoph Meyer hies. und Anna Dorothea Roth, genannt Schaufele, zu Ulm.

— 207. Der Bockfahrer Joh. Friedr. Christ. Wilhelm Dötze und Margar. Meyer hieselbst.

— 208. Der Landmann zur Münte Berend Kropp, bisher Blanke, genannt Behrens und Meta Hagens zu Mittelsbühren.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 32.

Bremen, Donnerstag den 21. April 1842.

* Des Seemanns Braut.

(Aus den Gedichten eines Bremischen Seemanns.)

Dem Meere bin ich angetraut,
Das stolze Meer ist meine Braut,
Um mitternächt'ge Stunde
Trat ich mit ihr zum Bunde.

Bald ist sie freundlich, wundermild,
Bald zürnt und schäumt sie drohend wild;
Doch stets ist bräutlich ihr Gesang
Mein Ohr lauscht freudig jedem Klang.

Bei des Mondes sanftem Silberschein
Läd't bittend sie zum Kosen ein;
Und bei des Sturmes Allgewalt
Ihr Ruf mir mahnend entgegen schallt.

Dann unter der Elemente Stürmen,
Wenn Wogen sich auf Wogen thürmen,
Umarmen wir uns so innig und fest;
Wir feiern der Vermählung Fest!

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Ich hatte bemerkt, daß eine ruhige Festigkeit immer den meisten Eindruck auf ihn mache, und die Gemüthsstimmung, in der ich mich damals befand, diente wunderbar zur Nährung dieses Gefühls. Indessen sah ich doch, wie er, als ich aufgehört hatte zu sprechen, die Hand an den Dolch legte; dann aber besann er sich plötzlich eines Andern, riß mir den Brief, den er so eben dictirt, aus der Hand, faltete ihn selbst, und befahl mir in drohendem Tone, ihn an den Prinzen zu adressiren. Hierauf rief er einen der gefangenen Arbeiter herbei und schickte ihn auf der Stelle damit nach Tusculum. Dieser, der bisher in Todesängsten geschwebt hatte, war hoch erfreut über diesen Auftrag und versprach, schnell wiederzukommen. Es war derselbe, den er unterwegs über mich ausgeforscht hatte, und in welchen er das meiste Vertrauen zu setzen schien.

„Nun kannst Du schlafen, wenn Du willst," sagte der Räuberhauptmann zu mir. Und trotz der kühlen Nacht und der Feuchtigkeit des Bodens ließ ich mich dazu nicht lange bitten; so hatten mich Ermüdung und körperliche Schmerzen erschöpft. Die ganze Bande breitete nun ihre Mäntel auf's feuchte Gras und legte sich dämonenartig grinsend um mich. Nur Einer erhielt den Befehl, sich in einiger Entfernung zu postiren, um für die Sicherheit seiner Cameraden zu wachen. Diese Schildwache wurde alle zwei Stunden abgelöst, und mein vom durchdringenden Froste eines feinen Regens häufig unterbrochener Schlummer hinderte mich nicht, ihre Bewegungen zu beobachten. Die Nothwendigkeit macht erfinderisch, und so kam ich auf die Idee einer neuen Art mich zu bedecken. Ich rief einen meiner Unglücksgenossen herbei und ließ ihn sich neben mich legen; es war ein großer, fetter, robuster Mann, und wenn ich nun fühlte, daß eines meiner Glieder kalt ward, nahm ich bald einen Arm, bald ein Bein meines Nachbars, und legte es auf den Theil meines Körpers, der vom Froste am meisten litt. Auf diese Weise konnte ich mich doch einiger

Momente Ruhe erfreuen. Bei den ersten Strahlen der Sonne aber ertönte Decesaris Stimme wieder in meinem Ohre.

„Steh' auf, jetzt geht es in's Gebirge." Ich erhob mich sogleich und machte mich fertig, ihm zu folgen. Indessen erschien er mir bei aufmerksamer Betrachtung etwas milder, als den Tag zuvor, und er war sogar so aufmerksam, mich zu unterstützen, während wir den steilen Berg hinanstiegen, aus dessen Schooße ein reißender Strom sich durch die Felsen stürzte. Endlich gelangten wir nach ungeheuerer Anstrengung auf den Gipfel des Berges. Wunderbar ist die Macht einer erhabenen Natur! Beim Anblicke der aufgehenden Sonne mitten im Gebirge der Abruzzen, mit ihren tiefen Schluchten und steilen Abhängen, beim Anblicke dieser pittoreskesten Gebirgslinien, vergaß ich meine Lage, meine Wunden und Befürchtungen.

Die Räuber erstaunten über meine Bewunderung eines Gegenstandes, der in ihren Augen so gewöhnlich war; ich aber zog, ohne an sie oder meine Gefahren zu denken, da sie gerade an einer Stelle Halt gemacht hatten, deren Höhe die ganze Umgegend beherrschte, mein Skizzenbuch, das mich nie verließ, aus der Tasche, und entwarf einen Umriß der schönen Landschaft, die sich vor meinen Blicken aufrollte.

Plötzlich durch Vogelgeschrei und Thiergebölke zerstreut, blickte ich um mich, und sah meine beiden, unter der Last ihres Unglücks fast erliegenden Unglücksgefährten allein. Da unterdessen das Geschrei vom Gipfel der Bäume fortdauerte, wende ich den Kopf und sehe meine zehn Räuber in hohen Eichenbäumen sitzen; sie waren es, welche diese Thiersprache redeten, in die Tiefe der umliegenden Thäler spähten und sich Zeichen machten, die ich nicht verstand. Bald darauf kamen sie wieder von ihren luftigen Sitzen herunter. Decesaris postirte hierauf Einen an jede der drei Seiten des unbedeckten Berges, und ließ nur Einen bei mir zurück, um mich zu bewachen. Er selbst begab sich, nachdem er noch einen Vorposten ausgestellt an den Saum des Waldes, in dem wir die Nacht zugebracht hatten.

Der beste Capitän konnte nicht besser für die Sicherheit seiner Leute sorgen. Ich hatte noch immer mein Skizzenbuch in der Hand. Decesaris verlangte es zu sehen, und durchblätterte es Seite für Seite, von Zeit zu Zeit zum Zeichen des Beifalls mit dem Kopfe nickend. „Ich zweifle nun nicht mehr, daß Du ein Maler bist," sagte er endlich. Diese Worte wurden mit einer Art von Wohlwollen ausgesprochen, das ich zu benutzen suchen mußte. Eine freimüthige Miene annehmend, sagte ich daher, daß ich als Künstler vortheilhaft von seiner Physiognomie dächte, daß ich einen gewissen Adel in seinen Zügen und Blicken bemerkte, einen Ausdruck, der verkündigte, daß er nicht für das teuflische Metier geboren sei, welches er betreibe; daß seine Frau und Kinder einen Vater forderten, und das er endlich daran denken müsse, sich mit sich selbst zu versöhnen, indem er die Gnade jener Madonna anflehe, deren Bild an seiner Brust hänge. Nicht vergebens wendet man sich an den Aberglauben der Italiener; denn selbst Decesaris schien bewegt zu sein: „Ja, rief ich mit Wärme, um diesen Preis kann ich Dir noch eine glückliche und ehrenvolle Laufbahn öffnen."

Da ergriff er meine Hand und sie lebhaft drückend sagte er: „Du hast mich recht beurtheilt." Und der Ton seiner Stimme verrieth Gewissensbisse. Nach und nach der Art von trunkener Eigenliebe nachgebend, mit der ich ihn geschickt zu umhüllen gewußt hatte, und gewissermaßen gezwungen, seine Gedanken auf die religiösen Ideen zu richten, mit denen die Kindheit der Italiener immer genährt wird, rief er endlich aus: „Ich muß Dir meine Geschichte erzählen."

Ich hatte ihm geschmeichelt, als Freund gerathen; sein zerrüttetes Gemüth mußte sich ausschütten, und sein Vertrauen zu mir hatte sich allmählig begründet. So hatte ich mehr erlangt, als ich hoffte, und ich begann, freier zu athmen. — Indessen ward er immer düsterer, und seine Blicke nach den Bergen richtend, von denen aus man in's Königreich Neapel blickt, unterdrückte er einen Seufzer, der ihn zu ersticken schien; wir setzten uns, und er erzählte, wie folgt.

* * *

„Mein Vater, so begann er, war ein wohlhabender Landmann aus dem Dorfe Prossedi, unweit der neapolitanischen Gränze. Der Herr des Dorfes war Fürst Gabrieli. Wir lebten friedlich und in glücklicher Unabhängigkeit vom Ertrage unserer Felder, als ein neuer Anführer der Sbirren nach Prossedi kam, um hier die Leitung der Ortspolizei zu übernehmen. Ich war damals 22 Jahre alt. Ein innerliches Gerechtigkeitsgefühl und der Wunsch für das Glück meiner Landsleute flößten mir gegen diesen Sbirrenanführer einen Haß ein, den ich nicht zu verhehlen vermochte. Zorn und Rachegefühle entflammten mein Gemüth, und mein eisenfester Charakter, vereint mit einer glühenden Seele reif-

ten in mir den Entschluß, das Land von diesem Feinde zu befreien. Mit dem festen Vorsatze, diesen Plan auszuführen, stand ich eines Morgens auf und unter meinen Kleidern den Dolch verbergend, den Du hier siehst, lauerte ich dem Sbirrenhauptmanne in der Nähe des Dorfes auf, in welchem er seine Schleichgänge zu machen pflegte. Kaum ward ich seiner ansichtig, so stürzte ich wie ein Tiger auf ihn, und von mehreren Dolchstößen durchbohrt, lag er zu meinen Füßen."

Ein satanisches Lachen folgte diesen Worten: doch gleich darauf fuhr Decesaris fort: „Ich schaute umher und floh, da ich Niemand erblickte, eiligst meinem Dorfe zu. Dort angelangt, begegneten mir zwei Sbirren, und fragten mich, ob ich ihren Hauptmann nirgends gesehen. — Nein, antwortete ich mit scheinbarer Gleichgültigkeit. Forschend richteten sie zwar ihre Blicke auf mich, setzten aber ihren Weg fort, und brachten einige Stunden später die Leiche ihres Hauptmanns nach Prossédi. Ich war bereits der Gegenstand ihres Verdachtes. In der Nacht brachen die Schändlichen in mein Haus ein, und rissen mich aus den Armen meiner Frau. Armes Weib! Sie bat, weinte, umklammerte mich; sie wollte mir folgen; Alles vergebens. Mit roher Gewalt stießen sie dieselbe zurück, daß sie ohnmächtig auf dem Straßenpflaster liegen blieb. In diesem Augenblicke hätte ich mein Leben um einen Dolch gegeben. Allein ich mußte gehorchen, mein Weib, meine Kinder und meinen alten Vater in Verzweiflung verlassen.

„Mit Ketten belastet schleppten sie mich in einen feuchten Kerker, wo ich kaum Stroh zum Lager fand. Das wenige durch ein Luftloch in meinen Kerker dringende Licht zeigte mir einige Stücke schwarzes Brod und einen Krug Wasser. Fluch und Tod den Sbirren und den römischen Fürsten! Die Guillotine harrt meiner, ich weiß es; sie sinnen auf meine Bestrafung; aber Rache bis zum Tode, gleichviel welche! In diesem feuchten Kerkerloche, wo ich Kälte, Hunger und alle Schmerzen erduldete und fast keinen Augenblick Schlummer finden konnte, verstrichen mehrere Wochen. Fürst Gabrieli ließ meinen Prozeß instruiren, man schaffte einen Zeugen herbei, der mich neben der blutigen Leiche des Sbirrenhäuptlings gesehen haben wollte; dies reichte hin, um die Richter zu überzeugen. Mein Urtheil ward gefällt, und ich zu 30 Jahren Galeerenstrafe verdammt."

Bei dieser Stelle seines Berichtes brüllte Decesaris mit flammendem Auge vor Wuth; er fluchte dem Tribunal und dem Fürsten Gabrieli, der ihn seiner Ansicht nach so streng hatte richten lassen, während andere römische Fürsten zu derselben Zeit noch weit schuldigeren Mördern, als er, Asyl und Schutz hätten angedeihen lassen. Uebrigens erschien ihm auch seine That so schön, daß er sich bescheiden mit Brutus verglich, der Cäsar ermordete, um sein Vaterland zu retten, er fuhr fort:

„Mit neunzehn gleich mir zu den Galeeren Verurtheilten, mit Ketten an den Füßen, ward ich in's Bagno von Civita-Vecchia gebracht. Gräßlich war mir die Gleichgültigkeit meiner Unglücksgenossen, von denen Mehrere diese Reise zum zweiten Male machten: sie machten ihre niederträchtigen Bemerkungen, lachten, schworen und verhöhnten, was sie meine Unschuldsmienen nannten; aber Geduld, sagten sie, wollen ihn schon bilden. Ich war wüthend, mit solchem Gesindel vermengt zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

Historische Novelle von Dr. A. Van Hasselt.

„Gott, der gerechte Richter, wird dies unschuldige Blut nicht ungeahndet lassen; seine Rache wird den Niederlanden eine große Wunde schlagen, die in alle Zukunft bluten wird."

— Rede über den Tod der edlen Grafen von Egmont und Horne. —

I.

Vorwort.

Es giebt vielleicht kein zweites Land in Europa, dessen Geschichte so willkürlich behandelt wurde, als die der südlichen Niederlande. Dichter und Historiker scheinen sich einander die Hand gegeben zu haben, diese Geschichte als ein freies Gut zu betrachten, und damit zu schalten und zu walten nach ihrem Gutdünken und Belieben. Deutschland, sonst so gewissenhaft in jedem Bereiche der Forschung, ist hier ganz aus seinem gewöhnlichen Charakter herausgetreten, und seine größten Männer waren in dieser Beziehung auch seine größten Sünder! Wie hat Schiller die Geschichte der niederländischen Revolution behandelt! Dieser edle Geist

der obschon Protestant, doch so herrlich die Poesie der katholischen Kirche in seinem Mortimer und seiner Stuart zu schildern wußte — wie ungerecht wurde er da, wo er als Historiker auftrat, wo er die unparteiische Waage, den vorurtheilsfreien Griffel hätte führen sollen. Schiller's Abfall der Niederlande ist ein Kunstwerk, eine schöne und begeisternde Darstellung der schmählichen Unterdrückung der Religionsfreiheit; aber Geschichte ist sie nicht! — Und hat Göthe uns besser behandelt? Ist dieser weichliche Graf Egmont wirklich der Sieger von St. Quentin? — Welch eine Welt von Größe und geschichtlicher Bedeutung hätte dieses Drama bieten können, wenn der Dichter den Ernst und die heilige Verehrung für den Gott der Geschichte, der dem Götz von Berlichingen eine so hohe Bedeutung gab, auch in Egmont beibehalten hätte. Wahrlich, wenn Schadenfreude nicht ein so großes Laster wäre, so könnten wir Belgier uns recht boshaft darüber freuen, daß der Goethesche Egmont bei seinen letzten Reprisen in Berlin und Wien nicht jenen Erfolg fand, welcher dem Namen des großen Dichters gebührt. Wir könnten uns im Stillen sagen, es sei der beleidigte Geist der geschichtlichen Wahrheit, der rächelnd über dem Schicksal dieser Dichtung schwebt — aber Schadenfreude ist ein Laster, und wir unterdrücken alle boshaften Empfindungen und Selbstgespräche.

Der kleinen Novelle, welche wir hier aufschreiben, liegt eine phantastische Sage zu Grunde, welche die belgischen Chroniken sorgsam aufbewahrten; auch diese kleine Sage ist dem Schicksale einer willkührlichen Behandlung nicht entgangen. Zu gleicher Zeit in einem englischen Keepsake und in einem deutschen Taschenbuche fanden wir diesen Stoff mit wahrhaft verstümmelten Gliedern; doch schien er uns in seiner nationalen Ursprünglichkeit bei weitem dramatischer, und wir scheuen darum den Versuch nicht, ihn von dieser Seite dem deutschen Leser vorzuführen.

II.

Ehre und Ruhm.

Der Reichthum und die Macht des flamändischen Adels im funfzehnten und vornehmlich im sechzehnten Jahrhundert sind gewissermaßen zum Sprichwort geworden. Durch ihren ausgedehnten Handel häuften die Niederlande Ueberfluß aller Art an ihren Küsten auf. Der allgemein anerkannte Gewerbsfleiß der Bewohner erfüllte alle Märkte der Welt mit seinen Erzeugnissen, und, wie einer unserer alten Chronikenschreiber meldet, jeder Gewerbszweig war eine Goldwerkstatt. Die Niederlande kleideten die Königinnen mit ihren glänzenden Stoffen und zarten Spitzen, sie schmückten die Wohnungen der Fürsten mit Gemälden und Teppichen. Ein Schriftsteller aus der Zeit Philipp's des Guten, Martin Frank, der zwar jetzt wenig bekannt ist, aber zu seiner Zeit für einen der größten Dichter galt, redet an mehr als einer Stelle seines Champion de Dames von den reichen Erzeugnissen dieses Landes in allen Kunstzweigen, in allen Gegenständen des Luxus und des Nutzens.

Von allen Seiten strömten die Fremden nach seinen Städten herbei, denen der herrliche Geschmack, der damals in der Bauart herrschend war, das Ansehen von Feenpallästen gab; Brüssel vor allen, wo die fröhlichen, dichterischen Zeiten von Margaretha von Oesterreich noch nachhallten, wo die gewaltigen Erinnerungen an Karl den Fünften noch lebendig waren, bot der Bewunderung der Besuchenden die berühmtesten Personen aller europäischen Länder dar.

Zu der Zeit, wo die Geschichte, welche wir erzählen wollen, sich ereignete, herrschte in Brüssel, als Generalstatthalterin der Niederlande, die natürliche Tochter Karl's V., Margaretha von Parma, umgeben von dem glänzendsten Hofe der Erde. Da erblickte man den Grand von Spanien, strahlend von dem Gold und den Edelsteinen der neuen Welt, den deutschen Freiherrn, in der bunten, malerischen Tracht seines ritterlichen und kriegerischen Vaterlandes; den französischen Grafen, mit dem ruhmwürdigen Wappenschilde geschmückt, welches seine Ahnen an den Ufern des Jordan sich erworben; den englischen Ritter, stolz auf seine sächsische Abkunft, auf die Thaten seiner Vorfahren, Waffengefährten von Richard Löwenherz, und noch mehr auf sein England, wo schon die Morgenröthe der Freiheit anbrach, welche einst die ganze Welt erleuchten sollte; die Dichter und Tonkünstler von Italien und Flandern, und zuletzt — um den glänzenden Aufzug, bei welchem alle Völker vertreten waren, wo Ehre und Herrlichkeit jeder Art sich entfaltete, würdig zu beschließen — die höchsten Würdenträger der römischen Kirche, die Prälaten Deutschlands, die flamändischen Bischöfe, die Legaten und Cardinäle Italien's.

Wahrlich, glänzend war dieser Hof, mit seinen blonden und braunen Frauen, deren Gestalten später Rubens und Van Dyck auf der Leinwand verewigten, mit jenen Männern doppelt verherrlicht durch den Ruhm ihres Stammes und durch eigene Tüchtigkeit, welche in der Folge, in zwei Lager getheilt, in der Schlacht oder auf dem Blutgerüste

in den Tod gingen; aber auch das Blutgerüst ist oft ein Schlachtfeld, auf welchem die Opfer, welche für die Freiheit fallen, mit der Gewaltherrschaft um den Preis der Unsterblichkeit ringen.

(Fortsetzung folgt.)

∴ Das Hamburger Gerichtsverfahren betreffend die wegen angeblicher Betheiligung im Sclavenhandel angehaltene Bark Louise.

(Schluß.)

Nachdem solchergestalt erörtert und aus den Worten des Tractates, namentlich aus dem französischen Texte noch genauer nachgewiesen, daß nur solche Schiffe der Aufbringung unterliegen, welche für den wirklichen Transport von Sklaven ausgerüstet sind, nicht aber solche, welche etwa Hülfsmittel für den Sklavenhandel verladen haben, sprechen noch einige andere Anwälde für die Ladungs-Interessenten, für den Mate Knighton, zu Rechtfertigung des Capitain's Smyth u. s. w. Da indeß nach der Entscheidung des Gerichtes der Fall überhaupt nicht unter die Bestimmung des Tractates fällt, so wollen wir auch der Erörterung nicht weiter folgen, ob die Planken zu dünn für ein Sklavendeck, oder ob sie auf Fässer gelegt stark genug, ob der Wasservorrath in der That übermäßig, ob das Certificat nur für leere Wassergefäße vorgeschrieben, ob die Peitschen für Sklaven oder zum Ausklopfen von Decken bestimmt gewesen, ob der Englische Capitain widerrechtlich gehandelt, da er einen Theil der Ladung auf sein Schiff herüber genommen, oder ob Mangel an Raum, auf dem Hamburger Deck die Herübernahme bei der Untersuchung nothwendig gemacht. Da nun auch die am vergangenen Montag geschehene officielle Eröffnung des Bremer Urtheils über das Schiff Julius und Eduard die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Hamburger Processe hinwegzieht, so schließen wir mit Anführung der Hauptpunkte aus dem Hamburger Erkenntnisse vom 6. Septbr. 1841.

Die am 25. Februar 1841 von dem englischen Kreuzer aufgebrachte, am 19. Mai zu Cuxhaven angekommene Bark Louise sammt Ladung, wird von dem Antrage auf Confiscation freigesprochen, weil das Schiff weder Sklavenhandel betrieben hat, noch zur Betreibung dieses Handels ausgerüstet gewesen, weil ebenfalls die in der Hamburgischen Gesetzgebung „verpönte mittelbar geleistete Beihülfe zur Ausrüstung eines zum Sklavenhandel destinirten und deshalb aufgebrachten Schiffes“ nicht vorliege, weil namentlich die Confiscation in der bisherigen Hamburger Legislation nicht ausgesprochen sei. Die gegen den Captor beantragte Entschädigung soll aber keine Statt haben, da die vorgefundenen Planken, der Kessel, der für die Reise bis Benguela übermäßige und durch Certificate nicht verbürgte Wasservorrath, in Verbindung mit der Natur der Ladung, als Verdachtsgründe gelten müßten. Die dem Captor wegen Unregelmäßigkeiten gemachten Vorwürfe werden nicht weiter berücksichtigt, weil darauf kein Schadenanspruch habe gegründet werden können, und dieser Punkt sich nur zu Beschwerden bei der Regierung eigne. Die Entschuldigung des Capitain Boye, daß demselben der Tractat nicht bekannt gewesen, ein solcher dem Hamburger Consulate in Rio nicht mitgetheilt worden, könne hier auf den Kostenpunkt keinen Einfluß äußern, weil er sich durch Verbrennung zweier Briefe selbst verdächtig gemacht, und deshalb müssen „die Kosten der Untersuchung des Prozesses aus dem Schiff Louise und dessen Zubehör dem Fiscal ersetzt werden.“ Dem Rheder und allen Interessenten bleibt jede mögliche Regreßnahme vorbehalten. Die Appellation wider dieses Urtheil wurde zwar eingewandt, aber nicht fortgesetzt, weil die zunächst Betheiligten sich über den Kostenpunkt verglichen, und versegelte das Schiff nach Benguela.

Nach dem kürzlich veröffentlichten Bremer Erkenntnisse über den Julius und Eduard ist unsere weiß-roth-weiße Flagge ohne Flecken und Makel aus der Untersuchung hervorgegangen. Es ist dieses in der That ein Urtheil, von dem man wünschen sollte, daß es auf Erz gegraben als ein Denkmal von Bremens Unabhängigkeit, Rechtspflege und Seefahrt in dem Grundstein der Hermanns-Säule läge.

w.

Die Gräber deutscher Dichter.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun der Fürstengruft zu. Das Gebäude ist von einfacher Bauart; sein Oberraum kann eine ziemlich große Versammlung aufnehmen. In der Mitte ist die Versenkung, mittelst welcher die fürstlichen Leichen in die Gruft hinabgelassen werden, in die auch eine lange schmale Treppe hinabführt. Tritt man in das Gewölbe, so sieht man sich gegenüber einem großen, auf einem Postament ruhenden Sarkophag von Bronze; es ist der Karl Augusts. Verwundert war ich, ihn allein stehen zu sehen; ich glaubte, zu seinen beiden Seiten ruhten Schiller und Goethe; so hatte ich des seligen Großherzogs Willensmei-

nung in dieser Hinsicht mir erklärt. Sein Sarg steht aber allein. Trefflich sind die Verzierungen desselben; ein junger talentvoller Künstler, Straube, später Lieblingsschüler Davids in Paris, in der Blüthe seiner Jahre und Hoffnungen gestorben, hat sie ausgeführt. Vielleicht damit diese Kunstwerke nicht verdeckt werden, steht der schöne Sarg einsam da. Die beiden Dichter ruhen in starken Eichensärgen unter einer Wölbung zur Seite. Mit metallenen Lettern steht auf den Särgen: Goethe — Schiller. Diese Einfachheit ist von ergreifender Wirkung. Zu beiden Seiten des Sargs ihres geliebten Fürsten würden sie diesen gehoben haben; er wurde doch ihres Gleichen nicht. Karl August hat sich ein unvergleichliches Denkmal gesetzt, indem er sie in seine Gruft aufgenommen und mit den größten Geistern seiner Nation der Zukunft entgegentritt. Hat er sie für diese Welt geadelt, so hat sich sein Geist durch sie den höchsten Adel errungen. Ist es keinem andern Dichter zu Theil geworden, an der Seite seines geliebten Fürsten zu ruhen, so wird es auch schwerlich je wieder einem Fürsten zu Theil werden, noch im Tode so große Geister um sich zu haben.

Ich war zugegen, als Goethe beigesetzt werden sollte. Die Versammlung war zahlreich im Oberraum der Gruft, in deren Mitte der Sarg stand. Generalsuperintendent Röhr hielt eine kernige Rede in seiner Weise; doch traf sie weniger den großen Dahingeschiedenen und gab dessen ergriffenen Bewunderern wenig Trost. Draußen aber vor der Kapelle war eine dichte Menge versammelt, die oft geräuschvoll an die Thür gedrängt wurde. Das herbe Frühlingswetter mochte zur Unruhe beitragen. Als die Feierlichkeit beendet war und die Versammlung sich zerstreut hatte, wunderte ich mich, daß der Sarg unbewegt an seiner Stelle blieb. Die Versenkung, welche dazu dient, die fürstlichen Leichen hinabzulassen, sei, wurde mir gesagt, unbrauchbar geworden. Oberbaudirektor Coudray hatte ein Zeugniß darüber unterschrieben, und Coudray war vom lebenden Goethe sehr protegirt worden. Unten in der Gruft aber harrte der Oberhofmarschall von Spiegel mit vier Schauspielern, Oels, Durand, Lortzing und Laroche, erstere Schüler Goethes, der letzte Regisseur, um die irdischen Ueberreste des großen Mannes in Empfang zu nehmen. Diese aber mußten die nicht dazu eingerichtete Treppe hinabgetragen werden und wurden stark zusammengerüttelt. Und als Schiller seine Stelle neben ihm erhalten sollte, wurden Schädel und Gebeine, mit Mühe und Noth zusammengefunden, dem Obermarschall feierlichst zur Beisetzung übergeben.

Nach einer Volkssage, die sich durch das, was ich über die Verhältnisse angegeben, sattsam erklärt, erschienen in einer stillen, finstern Nacht verhüllte Männer auf dem alten Gottesacker, drangen in das Kassengewölbe und nahmen Schillers Gebeine mit sich fort. Es seien Freunde und Verehrer des großen Dichters aus Würtemberg gewesen; darum könne man suchen, so viel man wolle, die Ueberreste Schillers finde man doch nicht. Man sieht, wie das Volk mit großen Männern überall etwas Geheimnißvolles zu verbinden sucht. Wie hätten die Schwaben, die den Dichter nicht einmal persönlich gekannt, seinem Vaterlande, das ihn vertrieben, seine irdischen Ueberreste wieder finden sollen? Nein, ihr guten Thüringer traut den Schwaben zu viel zu. Die Gebeine Schillers ruhen in der Fürstengruft zu Weimar, und eine freundliche, sinnige Hand legt alljährlich an seinem Geburtstag einen frischen Lorbeerkranz auf den Sarg. Auch auf Goethes Sarg wird ein Lorbeerkranz gelegt, und den Besuchern, deren aber nur wenige und mit Wahl zugelassen werden, ist es gestattet, sich ein Blatt von jedem der Kränze zu pflücken und mitzunehmen.

Herder liegt in der Stadtkirche; eine einfache Platte bedeckt sein Grab, darauf sein Wahlspruch: „Licht, Liebe, Leben.“ Wieland ruht bekanntlich im Garten seines frühern Guts zu Osmanstedt, einem Dorfe an der Ilm, zwei Stunden von Weimar. Neben ihm liegen seine Gattin und seine Freundin Sophie Brentano. Ein dreieckiger Stein bedeckt das gemeinschaftliche Grabmal. Es war das früher eine gar heimliche, schaurige Stelle, von dichtem Gebüsch und von Bäumen umschattet; ein enger Weg führte zu dem geheiligten Platz. Der neue Gutsbesitzer hat aber die Büsche und Bäume rasiren lassen, und das Grabmal steht gar kahl und traurig da; nur von fern hört man die Ilm noch seufzend rauschen.

---

†Frage?

(Eingesandt.)

Wie mag es zugehen, daß Fremde gewöhnlich hiesigen Mitbürgern vorgezogen werden? z. B. Kahnschiffer u. dgl. mehr. — Welcher Familienvater sorgt wohl nicht zunächst für die Seinigen? und ist es im ausgedehnteren Fall nicht fast eben so? Sollte nicht ein Jeder zuerst seinem Mitbürger verdienen helfen, der gleich ihm ein Glied von der Kette ist? Und wer möchte nicht auch gerne Wittwen und Waisen ein Scherflein schenken; aber wo der Verdienst nicht mal zum eigenen Bedarf ausreicht, da darf hieran wohl gar nicht gedacht werden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 31.

Leben. Nebel.

Miscellaneen.

(Beethoven.) Man schreibt aus Paris: Das deutsche Denkmal für Beethoven ist noch nicht fertig; es wird unter andern für dasselbe noch unterzeichnet, so ich nicht irre. In Frankreich hat man ihm indessen schon ein Monument gesetzt und zwar auch ein persönliches. Die Société des Concerts im hiesigen Conservatoire der Musik, welche anerkanntermaßen Beethovens Werke mit einer Vollendung ausführt, wie sie die deutsche Kunst trotz ihrer vielgerühmten Tiefe und Sinnigkeit nicht kennt, diese Société hat ein von Simon vortrefflich in Oel gemaltes Porträt des Meisters, Eigenthum des Hrn. Professors Schindler in Aachen, durch Grevedon lithographiren lassen und macht dieses Blatt, mit den Unterschriften des Comités versehen, zum Diplom ihrer Mitglieder. Der erste, welchem die seltene Ehre widerfuhr als Auswärtiger in diesen erlesenen Kreis gezogen zu werden, war Hr. Schindler, durch seine zwei Bücher über Beethoven, deren französische Uebersetzung eben vorbereitet wird, der musikalischen vortheilhaft bekannt und schon seit geraumer Zeit mit den Künstlern des Conservatoire in nächster und freundlichster Beziehung stehend. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, die deutsche Kunst in ihren Meistern und Jüngern durch das Ausland dergestalt ausgezeichnet zu sehen, um so erfreulicher, als das Inland in seinen Anerkennungen mitunter seltsamste Wege einschlägt.

(Menschenjagd.) Ein empörendes Seitenstück zu jener Annonce Jos. W. Bell's in Albany, „daß er Hunde verlehe, die zum Treiben und Fangen entlaufener Neger abgerichtet sind — 5 Dollars für's Jagen, 20 für's Einbringen;" ist folgende Geschichte: In der französischen Colonie Guadeloupe ging in jüngster Zeit der Pflanzer Bonneuil auf die Menschenjagd, d. h. um entlaufene Neger zu fangen. Das schwarze Wild wird gehetzt, und der Jäger schießt einige Stück. Hierüber vor Gericht belangt wegen Sklavenmord, gewinnt er den Prozeß (die aus Pflanzern gewählten Beisitzer des Criminalgerichts haben nämlich dort 4 Stimmen gegen 3) und am andern Tage wird er in den Kolonialrath gewählt!

(Anti-Tabackgesellschaften in Amerika.) „Mäßigkeitsgesellschaften in Betreff des Genusses hitziger Getränke haben wir bereits in Menge," sagt das Wochenblatt von Baltimore; „aber an einer den Taback verbietenden mangelte es bisher noch. Eine solche hat sich indessen nunmehr unter der Aegide der Whatcoat Chopes in Baltimore gebildet. Zufolge der bereits angefertigten Statuten derselben ist das Rauchen, Schnupfen und Kauen von Taback allen Mitgliedern der Gesellschaft untersagt. Diese zählt schon eine große Anzahl von Mitgliedern von beiden Geschlechtern, welche sich fortwährend vermehrt." Wahrscheinlich," setzt das Wochenblatt hinzu, „wird sich auch nun ebenfalls bald eine kein Fleisch mehr essende Gesellschaft bilden." —

(Philosophischer Jargon.) So wie zuweilen Entdeckungsreisen ins Innere von Amerika gemacht werden, ohne daß man etwas Erhebliches entdeckt, so machen die Franzosen öfters Streifzüge in das Gebiet der deutschen Philosophie, um ihre Landsleute mit dem Geiste und dem Wesen derselben bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke hat nun auch Dr. Gros ein Büchlein in französischer Sprache herausgegeben, in welchem folgender Satz vorkommt, den die Franzosen eben so wenig als die deutsche Philosophie das ihnen unbekannte Land verstehen werden: Or, si le temps n'est que le passage du Seyn et du Nichts au Werden, il ne peut être avant le Werden. Mais il faudrait que dans le Seyn il eut déjà le passé qui ne peut être que dans le Geworden Seyn.

(Monumente.) Auch in England sind dermalen so viele Monumente im Gang, daß mehrere derselben nur sehr langsam fortschreiten, und dies ist namentlich bei dem bedeutendsten, dem Denkmal Nelson's auf dem Trafalgar-Platze, der Fall. Der Examiner meldet: „Die bei dem Nelson-Monument beschäftigten zwei Arbeiter haben ihre Arbeit suspendiren müssen, weil ihnen so wenig Granit geliefert wurde. So schreitet demnach dieses Nationalwerk nicht mehr mit der Schnelligkeit vorwärts wie früher, wo das Fußgestell in jedem Vierteljahr wenigstens um einen Zoll vorrückte."

(Kaiser Nikolaus.) Man liest im Constitutionnel: „Die unbeugsame Strenge des russischen Kaisers gegen eheliche Untreue hat sich bei seinem letzten Besuche in Odessa an einem auffallenden Beispiel bewährt. Ein reicher Bojar, Graf Skrena, welcher seit Jahren wegen seiner außerordentlichen Sparsamkeit bekannt war, erschien bei dieser Gelegenheit mit neuen Karossen, den schönsten Pferden, glänzenden Livreen, überhaupt mit einer alle übrigen Gäste verdunkelnden Pracht. Zu gleicher Zeit befand sich zu Odessa eine junge und schöne Frau, die Gemahlin des Obersten M.; sie hatte einige Zeit bei einer Familie in des Grafen Nachbarschaft auf Besuch verweilt, und machte sich in Odessa durch den Glanz und die Großartigkeit ihrer häuslichen Einrichtung eben so bemerklich, als der Graf. Das vielzüngige Gerücht schrieb bald diesen Prunk einem allzuvertraulichen Umgange mit Letzterem zu. Bei des Kaisers Ankunft gab Graf Woronzow, der Statthalter der Provinz, einen großen Ball, zu welchem auch der Bojar und Madame M. geladen waren. Letztere war eben im Begriff, in dem Schimmer von Gold und Edelsteinen, Perlen und Spitzenschmuck nach dem Pallaste des Gouverneurs zu fahren, als sie durch die Ankunft eines kaiserl. Adjutanten überrascht wurde. Ihr Herz schlug hoch vor Entzücken, denn sie erwartete ein Zeichen der kaiserlichen Gunst; doch bald machte ihre Freude ganz andern Gefühlen Raum, als sie den Befehl des Kaisers vernahm, augenblicklich nach St. Petersburg zu ihrem Gatten zurückzukehren, oder fünfjähriger Einsperrung in einem Kloster zu Moskau gewärtig zu sein. Sie wählte Letzteres, und in wenigen Stunden war sie auf dem Wege nach der alten Czarenstadt. Graf Skrena wurde auf fünf Jahre nach Kursk verbannt."

(Deutsche Oper im Auslande.) Wieder eine deutsche Operngesellschaft, die ihr Heil im Auslande versucht. Man vernimmt nämlich, Director Spielberger in Köln beabsichtige, mit seinem singenden Personal schon im nächstkommenden Mai einen Ausflug nach Lüttich und in andere belgische Städte zu machen. Also Paris, London und die Mittelstädte Belgiens von deutschen Opernkräften heimgesucht, während französische Schauspielgesellschaften Deutschland durchreisen und die Italiener mit ihrer Oper in Wien und Berlin festen Fuß gefaßt haben. Dieser Wechselaustausch von Kunst ist recht schön: wenn nur unter allen diesen fahrenden Künstlern unsre Landsleute nicht am schlimmsten fahren.

(Gaunerstückchen.) Im sogenannten Olympia-Theater zu London fiel unlängst von der obersten Gallerie ein Hut ins Parterre. Um desselben wieder möglichst schnell habhaft zu werden, wurde aus einer Menge von Taschentüchern, welche von den Umsitzenden hergeliehen wurden, ein Seil geknüpft, und dasselbe hinabgelassen, damit derjenige, welcher den Hut aufgenommen, denselben daran binden möchte. Dieser schlang das improvisirte Seil auch richtig um den Hut, anstatt es aber dann hinaufziehen zu lassen, zog er es mit einem Ruck unversehens herab, und machte sich mit sammt dem Hute aus dem Hause.

(Hundswuth.) Die Furcht vor der Hundswuth läßt in Baiern mit den Beispielen wieder nach. Die Hunde dürfen wieder frei umherlaufen. Unterdessen aber sind Ochsen, Kühe und Schweine gefallen, bei deren Section sich dieselbe Entzündung ergeben hat, wie bei wüthenden Hunden, so daß es außer Zweifel ist, diese Thiere seien von tollen Hunden gebissen worden.

(Erfindung.) Zwei Mechaniker Stinzel und Miejna aus Gry haben eine neue Dampfmaschine erfunden, die gerade noch einmal so viel leistet, als die bisherigen. Sie bewegt sich nicht durch Hoch- und Niederdruck, sondern rotirend und man kann ihr eine Kraft von 1000 Pferden geben.

(Collecte für das Bisthum Jerusalem.) Die in evangelischen Landestheilen des preußischen Staats ausgeschriebene Kirchencollecte für das neu errichtete evangelische Bisthum in Jerusalem ist am zweiten Osterfesttage allenthalben veranstaltet worden und soll sehr reichlich ausgefallen sein. Auch mehrere Privatcollecten brachten bedeutende Beiträge, worunter der bekannte Fürst Pückler-Muskau für sich und seine Frau allein 200 Thlr. spendete.

(In Frankfurt) am Main ist das Pfandhaus bestohlen und aus der dortigen Casse eine Summe von 10,000 Gulden baaren Geldes entwendet worden.

(England.) Seit dem Anfang der diesjährigen Session wurden im Hause der Gemeinen 6435 Petitionen übergeben. Bei weitem die Mehrzahl derselben bildeten die Petitionen gegen die Korngesetze: um Abschaffung der Korn- und Provisionsgesetze hatten 2188 mit 796,177 Unterschriften; um Abschaffung der Korngesetze schlechtweg 740 P. mit 490,000 U., um Aufhebung derselben und zugleich um Handelsfreiheit überhaupt 454 P. mit 271,379 Unterschriften; um eine Revision der Eingangszölle 137 P. mit 11,263 U. Für Amendirung des Heirathsgesetzes in Irland wurden 184 P. mit 65,395 U. eingereicht.

(Englische Marine.) Auf den verschiedenen Werften von England sind jetzt achtzehn Linienschiffe, 14 Fregatten und 16 Sloops oder andere kleinere Kriegsfahrzeuge im Bau begriffen.

(Der schlechteste Schauspieler.) In einem Saale des Luxemburg trat einst auf einem Liebhabertheater ein junger Mann zum ersten Male als Orosman in der Zaire auf. Man fand, daß er ganz abscheulich spiele und noch obendrein sehr häßlich sei. Eine einzige Dame hatte den Muth, sich diesem Strom von Verdammungsurtheilen entgegen zu stemmen, und sogar zu behaupten, er werde einer der besten Schauspieler seiner Zeit werden. Man spottete ihrer, aber sie beharrte bei ihrer Meinung. — Und wer war der junge häßliche, ungeschickte Mensch? — Le Kain.

(Der Vesuv.) Seit dem letzten Ausbruch des Vesuvs hatte sich im Krater ein großes, trichterförmiges Becken gebildet, daß sich erst vor einem Jahre öffnete, und aus welchem ein dichter weißer Rauch drang. In den letzten Wochen hat dasselbe in der Nähe der Oeffnung eine völlig rothe Farbe angenommen, vermuthlich der Reflex der nahen Glut. Auf einen baldigen Ausbruch deuten auch mächtige Risse auf der Nordseite des Trichters, aus denen noch stärkerer Schwefeldampf als aus der Mitte hervorqualmt.

(Für Mehemed Ali) wurde dieser Tage ein in England verfertigtes prachtvolles Zelt nach Alexandrien eingeschifft. Es ist 40 Fuß lang, 20 breit und 20 Fuß hoch. Das Aeußere besteht aus weiß und blau gestreifter Leinwand, und die Verzierung des türkischen Halbmonds ist reichlich darauf angebracht. Das Innere, mit Draperien im orientalischen Geschmack verziert, ist in zwei Zimmer, ein Schlaf- und ein Empfangzimmer, getheilt. Ringsherum läuft ein Corridor für die Dienerschaft.

(Dampfmaschinen in Belgien.) Belgien besitzt jetzt 1300 Dampfmaschinen, die zusammen 32,100 Pferdekraft haben. Im vorigen Jahre kamen dabei nur 2 Unfälle vor, und zwei Personen wurden schwer verletzt. — Der belgische Maschinenbau beschäftigt 5000 Arbeiter, im Jahre 1839 wurden für 16 Millionen Frks. Maschinen gefertigt, für 6 Millionen ausgeführt.

(Berlin.) Wie wenig das Stabat mater von Rossini als erhebende geistliche Musik hier angesprochen hat, zeigen bereits die Folgen, indem ein Anonymus, Strauß jun., Schottische Walzer und Galopps über Thema's des Stabat mater von Rossini, zum Besten einer wohlthätigen Stiftung jetzt herausgiebt.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 32.

Bremen, Donnerstag den 21. April 1842.

Gestorben:

Nro. 422. Den 16. April. Heisler todtgeborner Knabe.
— 423. Den 16. — Heisler todtgebornes Mädchen; Dreckort Nr. 16.
— 424. Den 16. — Des verst. Malermeisters Heinr. Kück Wittwe, geb. Kasten, 72 Jahr; am Wall Nro. 81.
— 425. Den 17. — Des Grobbäckers Friedr. Wilh. Erdbrink Sohn, 5 Jahr; Schweinestraße Nro. 24.
— 426. Den 17. — Des Kaufmanns Adolph Christoph Stohmann Sohn, 10 Monat; Schlachte Nro. 15.
— 427. Den 17. — Der Soldat im hiesigen Infanterie-Bataillon Jacob Gimpel, 27 Jahr; im Hospital am Hohenthor.
— 428. Den 17. — Des Zimmergesellen Joh. Gottfr. Poppe Ehefrau, geb. Westhoff, 63 Jahr; Steinthor Nr. 19.
— 429. Den 18. — Des Schlossers Georg Friedrich Seebo Sohn, 9 Tage; hinterm Osterthorswall Nr. 22.
Nro. 430. Den 18. — Johann Hermann Siemering, 35 Jahr; a. d. Hofe Nr. 4.
— 431. Den 18. — Der Färber Joh. Hinr. Weber, 78 Jahr; Osterstraße Nr. 53.
— 432. Den 18. — Des Senators Dr. Heinr. Gerh. Heineken Tochter, 3 Jahr u. 10 Monat; Buchtstraße Nr. 7.
— 433. Den 18. — Der Arb. Hinrich Buck, 74 Jahr; Armenhaus.
— 434. Den 18. — Des verst. Hautboisten Daniel Wilhelm Rakemann Wittwe, geb. Boeger, 64 Jahr; Wilkenstraße Nro. 3.
— 435. Den 18. — Des Arb. Brünje Köster Sohn, 7 Monat; Barkhof Nro. 2.
— 436. Den 19. — Des Schiffszimmermanns Diedrich Lampe Tochter, 10 Wochen; Müggenburg Nro. 1.
— 437. Den 19. — Des Glasermeisters Ernst Friedr. Adolph Thieß Tochter, 7 Monat; am Dom Nr. 4.
— 438. Den 19. — Des Arb. Hinr. Trantel Sohn, 9 Jahr; Steinstraße Nr. 6.

Geburten:

Nro. 520. Den 12. April. Des Tischlers Ernst August Heinr. Tasto Ehefr., geb. Rohmeyer, Buntenthorssteinweg; v. einem Mädchen.
— 521. Den 14. — Des Schlachters Johann Andreas Beyer Ehefr., geb. Haßbagen, hinterm Stephanikirchhof Nr. 4; v. e. Knaben.
— 522. Den 15. Des Schauspielers am hies. Stadt-Theater Georg Friedr. Sympher Ehefr., geb. Seidemann, Heerdenthorswallstraße Nr. 17; von einem Knaben.
— 523. Den 15. — Des Landmanns Herm. Wiegmann Ehefr., geb. Allhusen, Hülsberg Nr. 32; von einem Knaben.
— 524. Den 15. — Des Arb. Diedr. Fedden Ehefr., geb. Lange, Schweinestraße Nr. 22; von einem Knaben.
— 525. Den 16. — Des Arb. Friedr. Gollieb Ehefr, geb. Ficke, Sandweg Nro. 4; von einem Knaben.
— 526. Den 16. — Des Arb. Joh. Friedrich Pieper, Ehefr., geb. Carstens, Hastedt Nro. 10; von einem Knaben.
— 527. Den 17. — Des Schneidermeisters Georg Heinrich Schreiber Ehefr., geb Flügge, in der Wisch; von einem Mädchen.
Nro. 528. Den 17. — Des Grobbäckers Herm. Diedr. Stegmann Ehefr., geb. Brockmann, Rembertistraße Nr. 9; von einem Mädchen.
— 529. Den 18. — Des Arb. Ernst Apholt Ehefrau, geb. Schwitters, Schwarzpott Nr. 6; von einem Mädchen.
— 530. Den 18. — Des Tonnenmachermeisters Joh. Hinr. Tons Ehefr., geb. Wilkens, große Fuhrleutestraße Nr. 4; v. e. Mädchen.
— 531. Den 17. — Des Zuckerformkupers Hinrich Poppe Ehefr., geb. Wilkens, Rembertistraße Nro. 15; von einem Mädchen.
— 532. Den 18. — Des Kupferschmieds Carl Heinr. Leberecht Benecke Ehefr., geb. Trell, Neustadtsdeich Nro. 60; von einem Mädchen.
— 533. Den 18. — Des Zimmergesellen Friedrich Gentauer Ehefr., geb. Hambrock, auf den Häfen; von einem Mädchen.
— 534. Den 17. — Des verst. Maurergesellen Joh. Hinr. Spohler Wittwe, geb. Albrecht, Fehrfelde Nr. 21; von einem Mädchen.
— 535. Den 19. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Schwartze Ehefr., geb. Degener, am Wall Nr. 39 E; von einem Mädchen.
— 536. Den 18. — Des Cigarrenmachers Ernst Heinr. Brandt Ehefr., geb. Bohlmann, Bachmannshof; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 33.

Bremen, Sonntag den 24. April 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 24. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Flachs.

Es hat der Flachs auf's Neue überzogen
Mit leichtem Blau das braune Feld umher,
Es spielt der Frühlingswind mit seinen Wogen,
Daß leicht sie wallen wie ein blaues Meer.

Du schönes Meer! aus Blüthen Deine Wellen,
Geküßt vom Morgen- und vom Abendroth,
Umstrahlt vom gold'nen Sonnenlicht, dem hellen, —
In Deinem Schooße schlummert nicht der Tod!

Du friedlich Meer! Die blauen Wogen ahnen
Nichts von dem Schrecken und dem Todeskampf,
Der auf den weiten Weltenoceanen
Die Opfer faßt im wilden Wellenkampf.

Du Blüthenmeer! die stillen Wogen heben
Sich wie der See, d'rin sich der Himmel bricht,
Du bist ein heiter lächelnd Kind vom Leben,
Den Tod mit seinem Grauen kennst Du nicht. —

Da wallet dicht heran zu meinen Füßen
Des Flachses Flur, und im Vorüberzieh'n
Schien jede blaue Welle mich zu grüßen
Und leise säuselt's durch die Halme hin.

Die Erste sprach: „Auf fernem Oceane,
Umzückt von Blitzen und von Sturmes Grau'n,
Werd' ich als Segel flattern im Orkane,
Den Tod werd' ich, und seine Schrecken schau'n."

Die Zweite sprach: „Ein milder Loos beschieden
Ist mir, entfernt von Grauen und von Weh;
Ein holdes Kind, umhüllt von Schlummerfrieden,
Bedeck' ich sanft wie weißer Blüthenschnee."

Die Dritte sprach: „Ein rauhes Loos gefallen
Ist mir, ich spann' mich aus als Kriegeszelt;
Die Trommeln hör' ich, die Trompeten schallen
Und unter meiner Leinwand schläft ein Held."

Die Vierte sprach: „Beim frohen Siegesmahle
Breit' ich mich aus als glänzender Damast;

Es schimmern Kerzen, klingen die Pokale,
Mich schmückt des Silbers und Krystalles Last."

Die Fünfte sprach: „Gedreht zum starken Seile
Knüpft an das Fenster vom Gefängnißthurm
Mich der Gefangene in banger Eile,
Und fährt an mir hernieder wie im Sturm."

Die Sechste sprach: „Ein Seil durft ihn erlösen,
Und doch vom Seil ist ihm der Tod bestimmt;
Denn schlangengleich umstricke ich den Bösen,
Wenn bebend er das Hochgericht erklimmt." —

Da seufzt' ich schaudernd auf, doch eine klare
Lichtblaue Woge rollt' heran und sprach:
„Als Spitzenschleier wall' ich einst vom Haare
Der schönsten Braut an ihrem Hochzeitstag." —

„Ich walle frisch und Deine Pulse pochen,"
So sprach die Siebente, im Morgenroth,
Bald ist mein Flachs und bald Dein Herz gebrochen:
Zu Deinem Leichenhemd webt mich der Tod!"

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„Seit sechs Monaten war ich mit meiner Frau verheirathet, die ich liebte und schwanger zurückließ; der Gedanke an ihre Lage war meine größte Qual. Endlich schwebte mir auch die Verzweiflung und Schmach meiner Familie immer vor Augen.

„Lange Zeit war ich vergebens bemüht, meine Ketten zu brechen. Endlich fand ich ein Stück Eisen, das ich sorgfältig verbarg, und mit Hülfe einiger Nägel, die ich überall entwendete, wo ich deren habhaft werden konnte, versuchte ich, eine Art von Feile zu machen. Nur während der Nacht war es mir möglich, diese Arbeit zu betreiben. Als sie vollendet war, war noch geraume Zeit erforderlich, ehe es mir gelang, einen der Ringe meiner Kette zu lösen; denn ich war angelegt, wie ein wildes Thier, das unaufhörlich an den Stäben seines Käfigs rüttelt und nagt.

„Gott! als endlich der Ring fiel und mir die Befreiung gelang, wie glücklich war ich! Mit Blitzeseile ergriff ich die Flucht und in kurzer Zeit durcheilte ich das Land, welches Civita-Vecchia von den Bergen trennt, von denen Prossédi umgeben ist. Mehrere Wochen irrte ich auf's blinde Ungefähr umher, bis es mir endlich gelang, meine Frau den Ort wissen zu lassen, wo ich Zuflucht gefunden hatte. Hier suchte sie mich oft auf; und nachdem sie lange, aber vergebens den von mir unwiederruflich gefaßten Beschluß bekämpft hatte, mich an die Spitze einer Räuberbande zu stellen, gab sie endlich meinen Gründen nach und billigte meine Rachepläne. Sie brachte mir meinen Dolch, und entdeckte dann dem Freunde, den Du hier neben mir siehst, den Ort, wo ich mich versteckt hatte. Der da wäre mir zur Hölle gefolgt... Er war es, der uns Waffen, Munition verschaffte, und mehrere tapfere junge Leute der umliegenden Dörfer beredete, sich zu meiner Bande zu gesellen.

Decesaris schöpfte hier tief Athem und zog die Stirn in düstere Falten; Liebe, Eifersucht, Verzweiflung schienen sein Herz zu erfüllen und sein Gesicht mit feurigen Stichen zu durchfurchen. Er trocknete den Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen herabrollte und tiefstöhnend drangen die Worte: infelice Margarita! (unglückliche Margarita) aus seiner Brust..... „Höre weiter, fuhr er dann fort, und die Haare werden Dir vor Schauder zu Berge stehen." Er stand auf, ging einige Zeit auf und nieder, athmete kurz und ängstlich, setzte sich dann wieder und begann also:

„Meine Frau vermochte die Beschwerden nicht länger zu ertragen, die ihr daraus erwuchsen, daß sie jeden Tag die Mundvorräthe für meinen Trupp und mich herbeischaffen mußte; dazu die ungeheure Angst im Mutterherzen, und die Sorgen, wenn sie an die Gefahren dachte, welche mich unaufhörlich bedrohten. Eine schwere Krankheit überfiel sie, und sie sah sich genöthigt, statt ihrer eine ihrer Cousinen zu senden, deren Jugend und Schönheit schon vor meiner Verheirathung Liebesverlangen in mir erregt hatte. Margarita, so hieß sie, war flink und kräftig, und da sie von jeher freundschaftlich gegen mich gesinnt war, übernahm sie gern den ihr anvertrauten abenteuerlichen Auftrag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

(Fortsetzung.)

Unter allen den ausgezeichneten Männern, welche Margarethens Hof bildeten, nahm Lamoral, Graf von Egmont, unbestreitbar den ersten Platz ein. In der That war der Sieger von Gravelingen ein Mann von außerordentlicher Schönheit, abgesehen davon, daß sein hoher Wuchs und der Adel seiner Züge durch den Geschmack und Reichthum seiner Kleider noch mehr in's Licht gestellt wurden. Der Stern von Diamanten, der auf seiner Brust funkelte, der türkische Mantel, dessen Falten von seiner Schulter herabwallten, sein Damascenerdegen, dessen Klinge durch mehr als eine Schlacht geschartet war, sein böhmischer Hut, von wogenden Federn umweht, ja seine Stiefeln selbst, welche sich mit so viel Eleganz aushauchten, waren fortwährend für alle jungen Edelleute Gegenstände des Neides und der Nachahmung. Seine persönliche Ueberlegenheit war nicht minder in Aller Augen fallend; und es möchte wohl Niemand sich unterfangen haben, sich mit jenem Günstling der Natur und des Glücks zu vergleichen, welcher durch seine ritterliche Höflichkeit nicht weniger, als durch die Würde seines Benehmens Alle überstrahlte. Außer diesen Vorzügen besaß er noch den, einer der reichsten und ältesten niederländischen Familien anzugehören, und, was noch mehr als das sagen wollte, einer der besten Heerführer seiner Zeit zu sein.

In der Schlacht von St. Quentin hatte Graf Egmont, an der Spitze der flandrischen Reiterei, das französische Heer in die Flucht geschlagen, und, in der Hitze der Verfolgung, die spanischen Scharen weit hinter sich gelassen. Diese kühne That hätte leicht, unter der Regierung des neidischen Philipp's II., die schlimmsten Folgen für ihn haben können; aber der Rausch des glänzenden Sieges, den er schon in der Hand hatte, ließ ihn das übersehen. Die Umstände, welche diesem Lieblinge des Glückes immer so günstig gewesen waren, hatten es auch so gefügt, daß er in dieser Schlacht nicht allein den Ruhm eines ausgezeichneten Heerführers, sondern auch den eines tapfern Kriegers gewann. Es ist bekannt, mit welcher bewundernswerthen Tapferkeit er einen riesenhaften Reiter überwand, in der Mitte eines französischen Heerhaufens, den er mit seinen Leuten durchbrochen hatte.

Nach diesem ruhmvollen Tage wurde der Sieger mit der größten Gunst bei Hofe empfangen; reiche Ländereien wurden ihm als Belohnung angewiesen. Philipp öffnete seinen, sonst so finstern und traurigen, Palast dem fröhlichen Lärm des Tanzes und der Gelage, er ließ öffentliche Belustigungen in der Hauptstadt anstellen; ja man behauptet, daß er gelacht habe. In der Freude über seinen Sieg beeilte er sich sogar — er, der nicht leicht ein gegebenes Versprechen erfüllte — ein Gelübde, welches er gethan hatte, zur Ausführung zu bringen, und eine Kirche, oder vielmehr einen Palast zu bauen, der durch die Pracht und den Aufwand, womit er ihn schmücken wollte, eines so mächtigen Königs würdig wäre. Diese Kirche, welche in der Gestalt eines umgekehrten Rostes gebaut werden sollte, weil die Schlacht am St. Laurentiustage gewonnen war, ist der Escurial, ein unermeßlicher Palast, in dessen geräumigen Gallerien und blühenden Gärten keine von Schönheit und Schmuck strahlenden Frauen, noch Ritter von Stahl und Gold glänzend, mit wallenden Baretten, wandeln sollten, sondern nur verdrießliche Mönche, mit bleichem, strengem Gesicht, zu nichts anderm bestimmt, als beständig die Rauchbecken zu schwingen, und Tag und Nacht unter den finstern Gewölben für das Seelenheil der auf den Ebenen von Flandern gefallenen Spanier zu beten.

(Fortsetzung folgt.)

Unternehmungsgeist und Gemeinsinn.

Diese beiden Worte, so verschieden in ihren Begriffen, sind in einem Aufsatze des Bürgerfreundes Nr. 30 als völlig synonym gebraucht.

Die Tendenz des erwähnten Aufsatzes ist die Empfehlung eines Projects, den Güter-Transport zwischen Bremen und Bremerhaven mit verschlossenen eisernen Kähnen und Dampfschleppschiffen zu beschaffen.

Der Verfasser spricht sich sehr bitter darüber aus, daß dieses Project, welches er für den Probirstein des Bremischen Gemeinsinns zu halten scheint, so wenig Unterstützung an unserer Börse fände, während manche Kaufleute doch Hunderttausende auf eine Unternehmung nach entfernten Weltgegenden zu verwenden den Muth haben.

Er tadelt, daß man große Summen zu Brücken-, Hafen- und Straßen-Bauten aus dem gemeinschaftlichen Staats-Säckel votire; daß man auf Actien und Privat-Anleihen „ein himmelhohes Theater" baue, ohne zu bedenken, daß aus den dürren Zahlen noch keine Zinsen für die Actionisten zu berechnen seien, und fürchtet, daß diese über die eigentlichen Actien-Beträge hinaus noch unverzinsliche Darlehen machen müssen, um den Bau zu vollenden.

Der Verfasser findet diese Extreme des Bremischen Unternehmungsgeistes ganz eigenthümlich und glaubt mit Napoleon, vom Erhabenen zum Lächerlichen sei nur ein Schritt!

Für einen Kaufmann, der gewohnt ist, Alles nach dürren Zahlen zu berechnen, mag ein zinsloses Unternehmen, wie der Bau eines Theaters, allerdings lächerlich erscheinen, während Andere es für lobenswerthen Gemeinsinn halten, wenn kunstsinnige und patriotische Männer unter freiwilliger Verzichtung auf Zinsen und selbst auf die Gefahr hin das Capital zu verlieren, einen Bau befördern, der ihrer Vaterstadt zur Zierde gereicht und der nur als Privat-Unternehmen ins Leben treten kann.

Ist es nun der Mangel an Unternehmungsgeist oder der Mangel an Gemeinsinn, den der Verfasser seinen Mitbürgern zum Vorwurf macht?

Eine lucrative Unternehmung, die außer sichern Zinsen, noch einen Extra-Gewinn abwirft, bedarf keiner besondern Empfehlung. Wenn der Gewinn bei dem eisernen Project so unbezweifelhaft sicher ist, wie der Verfasser glaubt, so wird dasselbe, wenn sonst keine Hindernisse vorliegen, auch gewiß zu Stande kommen. Die Mehrzahl unserer Kaufmannschaft muß diese Ueberzeugung aber noch wohl nicht gewonnen haben, sonst würde sie gewiß eben so bereitwillig dieses Project für die Schifffahrt auf der Unterweser unterstützt haben, wie sie bei dem Schlepp-Dampfschiff Roland auf der Oberweser gethan hat.

Die ironische Weise, in welcher der Verfasser sich über die Eigenthümlichkeit seiner Mitbürger ausspricht, scheint nicht sehr geeignet, sie zu seinen Ansichten zu bekehren.

Es würde gewiß schlimm um unser republikanisches Gemeinwesen stehen, wenn jeder Bürger sich nur für sein eignes Lieblings-Project interessiren und allen andern eine Unterstützung verweigern wollte. Dieses ist wohl nicht die Eigenschaft des Gemeinsinns, der nur das zu befördern trachtet, was Allen nützlich ist und Keinem schadet.

Ob dieses nun bei dem vorliegenden Project der Fall, ist eine Frage die Jeder, dessen Unterstützung in Anspruch genommen wird, sich selbst, nach seiner besten Ueberzeugung, beantworten muß. Mit Erlaubniß des Herrn Verfassers spreche ich meine Meinung dahin aus: daß das Project in zwei Abtheilungen zerfallen sollte, nämlich erstens in Anschaffung eiserner Schlepp-Dampfschiffe und zweitens der eisernen Kähne.

Wenn die Erstere bei der zweckmäßigen Einrichtung unseres Pferdezuges von der Ochsum zur Stadt, auch nicht grade so unumgänglich nothwendig sein dürfte, um als Probirstein des bürgerlichen Gemeinwesens zu gelten, so halte ich es doch allerdings für sehr nützlich, namentlich dann, wenn eine hinreichende Zahl von Dampfschleppschiffen angeschafft würde um die beladenen Kähne, bei widrigem Winde, ganz vom Hafen herauf zu holen. Eine Actien-Unterzeichnung, welche bloß das Erstere bezweckt, wird gewiß guten Fortgang haben und Schreiber dieses ist sehr bereit, sich dabei zu betheiligen, ohne grade mit Gewißheit auf die in Aussicht gestellten Procente zu rechnen.

Die Anschaffung eiserner Kähne dürfte aus mehreren Gründen wenig Anklang finden:

1) Weil sechs eiserne Lichterschiffe für den Transport der Waaren auf der Unterweser (der jetzt etwa 150 Kähne beschäftigt) nicht ausreichen würden und die Kaufleute sich doch vor wie nach der gewöhnlichen hölzernen Kähne bedienen müssen, wenn keine Hemmungen in der Expedition der Seeschiffe entstehen sollen;

2) Würden die Kosten der Anschaffung einer ausreichenden Anzahl eiserner Lichter-Fahrzeuge fast unerschwinglich sein;

3) Würde die Lichterfracht mit den kostspieligen eisernen Schiffen nothwendig theurer sein als der gegenwärtige Kahnschiffer-Tarif ist;

4) Halte ich die Waaren in verschlossenen Kähnen grade nicht mehr gegen Beraubung gesichert wie sie es jetzt, unter der moralischen Verpflichtung der Kahnschiffer sind, da sich beim Einnehmen und Ausladen der Waare ja doch Gelegenheit dazu darbieten wird, wofür dann der Schiffer, dem man alles persönliche Vertrauen entzogen hat, nicht weiter verantwortlich gemacht werden könne.

Die Idee, unsere Weserkähne zu verschließen, ist schon vor 30 Jahren und seitdem wiederholt angeregt worden, man ist aber davon aus obigen Gründen abgestanden und

eben so gut wie man dem Oberländischen Schiffer und Fuhrmann ohne Eisen und Schloß Güter anvertraut, sollte man es doch auch dem Kahnschiffer anvertrauen dürfen.

Wenngleich sich aus den kürzlich stattgefundenen polizeilichen Untersuchungen ergeben hat, daß unter den Kahnschiffern sich mehrere als untreu bewährt haben, so würde es doch hart sein, den ganzen Stand (worunter sich allein 97 Bremische Bürger-Untergebene befinden) alles Vertrauens unwerth zu erklären, vielmehr glaube ich, daß nach der vorgenommenen Purification und nachdem den Kahnschiffern durch den neuen Tarif eine Fracht zugesichert worden ist, wobei sie als ehrliche Leute bestehen können, daß keine fernere Beraubungen Statt finden werden, und ist dieses der Fall, so wäre es doch human, die Existenz von vielen Familien zu erhalten.

Uebrigens bleibt es ja jedem Handlungshause, welches sich bei obigen Ansichten nicht beruhigen kann, unbenommen, für eigne Rechnung und zum eignen Gebrauch eiserne Lichterfahrzeuge anzuschaffen — nur sollte kein moralischer Zwang und kein Monopol, welches sich weder mit unserm freisinnigen Denken und Handeln noch mit unsern bürgerlichen Gewohnheiten verträgt, in Anwendung gebracht werden.

Ein Kaufmann.

---

* Einfältige Prahlerei.

Im New-York Herald vom 19. November 1841 steht folgendes:

„Schiffbau in Deutschland: Der New-„Bedford Mercury führt an, daß das Schiff Republik „von Bremen kürzlich in jenem Hafen Ladung nach „dem Norden von Europa eingenommen habe. Auf „einige Nachfragen über den Schiffbau in Deutschland, „habe der Capitain angegeben, daß die Republik, wovon „ihm selbst ein Theil gehöre, nur 10,000 Dollars gekostet habe, ein Schiff von 300 Tonnen, gut gebaut, stark „und dauerhaft in jedem Betrachte. Ein solches Schiff „in New-Bedford gebaut, würde 30,000 Dollars kosten.

„Holz, Eisen und Segeltuch kosten hier angeblich „doppelt so viel, wie in Deutschland, und der Capitain „fügte hinzu, daß die Zimmerleute bei seinem Schiffe von „Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gearbeitet hätten, „den ganzen Tag hindurch, mit Ausnahme einer Stunde „zu Mittag, für 25 Cents Tagelohn. Deutschland ist „ein hard monney country (d. h. ein Land, wo das „Geld sauer verdient wird, für Geld aber viele und „wohlfeile Arbeit zu haben ist).

Die Richtigkeit des wohlfeilen Neubaus der Republik von Bremen mag dahin gestellt bleiben, obgleich jetzt noch, trotz den flauern Zeiten, sich mehr Liebhaber als Lieferanten von Schiffen dazu finden möchten. Allein wozu das unüberlegte zwecklose Renommiren damit? Haben die nachdenklichen New-Bedforder die Angabe für baare Münze genommen und wiedergegeben, so kann sie nur dazu beitragen, der Hanseatischen Flagge Beschränkungen und Nachtheile zu Wege zu bringen, ohne irgend Jemanden im mindesten zu nützen, nachdem man von gewisser Seite, (Joshua D's) schon ohne Grund, sehr bemüht gewesen ist, den Neid der Amerikaner gegen die Schifffahrt der Hansestädte aufzuregen.

Wenn andere Nationen mit ihren Schiffen großthun, so pflegt es, practischer Weise, umgekehrt mit deren großer Kostbarkeit zu geschehen, behufs Erlangung besserer Frachten und Bevorzugung. Was kann aber jene Prahlerei möglicherweise bezweckt haben?

Wann wird der Deutsche endlich klug werden? d. h. seine nächsten und unmittelbaren Interessen so allgemein richtig erkennen und practisch befördern lernen, wie andere Handelsnationen, die ihm blos dadurch in allen Dingen den Rang ablaufen?

⁂ Theater.

Der erste dramatische Versuch unsers Landsmanns Herrn Lieutenant Wilken: „Katte, oder: ein Jugendstreich Friedrich des Großen," ist mit großem Beifalle aufgenommen und hat als solcher die günstige Aufnahme auch verdient. Die Handlung entwickelt sich rasch und natürlich, sie findet einen guter Schlußpunkt in Friedrichs für die Geschichte hochwichtiger Sinnesänderung, die Charaktere sind sämmtlich consequent entwickelt, und die Sprache ist so gewandt als reich. Der Character des Katte, welcher in der Wirklichkeit wenig mehr als ein guter aber rüder Kamerad war, mußte im Drama allerdings idealisirt werden, im Uebrigen möchten wir indeß dem Stücke noch mehr Erfolg zusagen, wenn der wahre Character der ganzen Zeit etwas mehr hervorträte. Es ließen sich zum Beispiel zwei einlei-

tende Scenen denken, die eine könnte spielen in Friedrichs der französischen Kunst und Frivolität zugewandten Umgebung, die andere aber in Friedrich Wilhelm's berühmtem Tabackscollegium, wo er Abends bei einem Kruge Bier und irdenen Tabackspfeifen mit seinen Generalen und Staatsmännern die Angelegenheiten des Tages besprach, und wobei die nichtrauchenden Gäste wenigstens eine leere holländische Thonpfeife im Munde führen mußten. Daß diese beiden Scenen höchlichst interessiren, daß sie zugleich dem dichterischen Talente ein reiches Feld eröffnen würden, liegt am Tage. Die tragische Entwickelung würde dadurch ebenfalls nicht beeinträchtigt, denn die Meisten sind durch Shakespeare an humoristische Zwischenscenen auch im Trauerspiele gewöhnt. — Der Dichter ist sehr zu loben, daß er sein bisher der lyrischen und novellistischen Richtung zugewendetes Talent der Bühne widmet, wo er zuerst die Erfolge genießen kann. Hoffentlich wird auch bei der beabsichtigten neuen Einrichtung des Theaterwesens die Veranstaltung getroffen werden können, daß neue Stücke mit einer Tantieme wenigstens für den Bremischen Dichter gespielt werden, denn warum will oder soll das Genie in Deutschland weniger honorirt werden, als in Frankreich? Einen vortheilhaften Einfluß auf das Bühnenwesen und für die Entwickelung einheimischer Talente würde man sicher nicht vermissen. Der Dichter des oben erwähnten Drama's hat ohne Zweifel Friedrichs Geschichte genau studirt, und eine große Vorliebe für das Sujet gewonnen, wie er denn ja auch für eben dieses Sujet stets eine große Empfänglichkeit im Publikum erwarten darf. Sollte sich also zu einem zweiten dramatisch behandelten Abschnitte nicht besonders gut eignen der Besuch, den Friedrich Wilhelm mit seinem Sohne Friedrich am Dresdener Hofe des galanten August abstattete? Die schöne Gräfin Orselska böte zu Einflechtung der Liebesintrigue die beste Gelegenheit. Den ferneren Eroberungen in Apollo's Reichen, welche dem jungen Mars-Sohne in Friedenszeiten so wohl anstehen, sehen wir mit großem Interesse entgegen.

v.

(Eingesandt.)

Donnerstag, den 21. April: „Kabale und Liebe." Trauerspiel in 5 Akten von Fr. von Schiller.

Es darf nicht verkannt werden, daß Herr Engelken in letzterer Zeit mit weit größerer Rücksicht und vorsichtigerer Auswahl für das Repertoir gesorgt, wie dies im Anfang des Winters der Fall gewesen. Wenn nun leider jetzt das Haus verhältnißmäßig leer ist, so muß dies nicht dem schlechten Geschmack des Publikums allein beigemessen werden, sondern Herr Engelken muß bedenken, daß er durch sein Verfahren beim Anfange seiner Direction sich gewiß nicht Gunst erworben, und daß dies nun viel beiträgt, daß jetzt das Theater weniger besucht wird. Fährt Hr. Engelken auf dem jetzt eingeschlagenen Wege nur fort, so wird er bald die Früchte davon genießen, sich Gunst erwerben, und später sich überzeugen, daß seine Kasse sich gewiß besser befindet, wenn er die Wünsche der gebildeten Theaterfreunde berücksichtigt.

Die heutige Darstellung kann mit Recht eine gelungene genannt werden, indem trotz des leeren Hauses jede Scene applaudirt wurde.

Mad. Grobowsky (Louise Miller) bot ihre ganze Kraft auf, die Aufgabe dieser schwierigen Rolle zu lösen, welches auch ziemlich gelang. Indessen wirkte das Schnarrende ihres Organs manchmal recht störend.

Herr Lemke spielte den Präsidenten von Walter mit vielem Anstand und Gefühl.

Mad. Stein ist gewiß eine so brave Repräsentantin der Lady Milforth wie wir sie hier noch wohl nicht gesehn. Ausgezeichnet war sie in der Scene mit Ferdinand, wo beinahe jede einzelne Rede lebhaft applaudirt wurde.

Nächst Mad. Stein verdient Herr Richter vorzüglich lobender Erwähnung. Die Rolle des Ferdinand ist eine sehr schwierige, und wird daher auch selten auf eine befriedigende Weise gegeben. Herr Richter hat uns durchaus darin befriedigt, und einen neuen Beweis seines schönen Talents gegeben; fährt er so fort, so wird er es gewiß noch weit bringen, und die allgemeine günstige Erwartung nicht täuschen.

Herr Schlögel (Miller) war recht brav, dasselbe gilt von Herrn Edmüller und Mad. Schmidt. Herr Sympher (Wurm) ließ uns unbefriedigt, indem diese Rolle sich durchaus nicht für ihn eignet und glauben wir, daß Herr Engelken sie mit Erfolg gespielt haben würde.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 19. April d. J.

1. Des verst. Johann Jacob Hoppe Immobile, große Johannisstraße Nro. 95, 96, 97 zu 1450 Rt. Käufer: Georg Friedrich Schmid.
2. M. C. Nolte Wittwe Immobile, Schnoor Nro. 38 zu 1025 Rt. Käufer: Martin Cord Nolte.

Miscellaneen.

(Rachel.) Wir lesen im „Morgenblatt“: Vom Théâtre français sprechen, heißt heutzutage nichts anders, als Demoiselle Rachel loben oder auslachen. Die Tragödie dieser Bühne hat keinen Mittelpunkt und keinen Halt, als dieses Mädchen, vor wenig Jahren noch ein unbekanntes, armes Judenkind, jetzt eine europäische Berühmtheit mit 42,000 Francs Einnahme, die Reisen ungerechnet, mit Wagen und Pferden und, seit sie sich von Papa Felix emancipirt hat, auch mit einem eigenen Haushalte, Quai Malaquais. Die Nummer soll Niemand erfahren. Das ist, mußt du wissen, unumgänglich bei Allem, was in Paris besucht sein will, daß es den Besuchenden möglichst schwer gemacht werde, zu finden. Victor Hugo wohnt in einer mittelalterlichen Burg mit Gräben und Zugbrücken, Eugene Sue, wie Robinson, auf einer Insel. Ganz so streng ist die Censur bei Demoiselle Rachel nicht. Du verlangst zuerst ein Bild von ihr, nicht wahr? Ich gebe es dir, wie ich es von dem Augenblicke an vor Augen habe, da sie aus der Coulisse trat, als Monime in Racine's „Mithridate,“ malerisch eingehüllt in das antike, asiatische Schleppkleid, in den dunkeln, auch asiatischen Haaren ein klassisches Diadem. Langsam und lautlos kam sie vorwärts, als ob der Lärm des Willkommens im Hause sie fesselte. Wie es ganz stille geworden, schlug sie die ersten Worte ihrer Rolle an: „Seigneur, je viens à vous,“ und in dem einen Bild, in dem einen Klang hatte ich auch gleich und für immer das ganze Wesen, ihre Natur und ihre Kunst. Die Rachel ist, du weißt es wohl aus Beschreibungen, nicht schön, am wenigsten, was man für das Theater schön nennt: ihre Gestalt ist für die Bretter fast zu klein und schmächtig, dagegen ihr Kopf von einem Ausdruck und einem Adel, wie man nur auf römischen Gemmen findet. Alles in dem feinen, blassen Gesichte drängt nach oben, Stirn und Schläfe sind gegen das Kinn und den Hals merklich herausgebildet, und in dem braunen, etwas tiefliegenden Auge hat sie einen Blick, welcher bloß mit dem Ton ihres Organs verglichen werden kann, verschleiert bis auf die Blitze der höchsten Leidenschaft, aus dem innersten Leben geschöpft, voll einer schmerzlichen, ob herben, ob süßen Wehmuth, und nur mit Gewalt und Selbstzwang darniedergehalten. Wäre dieses Weib nicht auf die Bühne gekommen, sie hätte die Straße oder den Salon, wohin sie nun ihr Lebensweg eben führte, zur Bühne gemacht. In ihr ist eine ursprüngliche Leidenschaftlichkeit, das Bewußtsein einer tiefen, fast dämonischen Kraft, vor der sie selbst sich scheut, die sie nur in einzelnen Momenten ausströmen läßt, während sie gewöhnlich die lächelnde Entsagung oder die stolze Ironie darüber hinwirft. Wenn du diese vielleicht etwas abstrakt klingenden oder geschrobenen Worte in's Natürliche übersetzest, hast du die Rachel, welche auch von einer gewissen Geschrobenheit und von einem eigenthümlichen Forcirtsein nicht freizusprechen sein mag. Es ist ein Unglück, daß die französische Theaterschule gerade diese Seite einer reichen und gewaltigen Seele aufgefaßt, nach ihrer Weise gewandt und bearbeitet hat. Von der Routine des Spiels, wie sie hier besteht, nahm Rachel, so sehr sie auch ursprünglich und originell zu bleiben suchte, alle die kleinen Künsteleien an, welche für nothwendige Mittel vom Schauspieler gegeben, vom Publikum hingenommen werden. Sie zerreißt ihren Ton und ihre Geberde, wo sie auf Effekt arbeitet, wie die Andern es thun, sie zittert mit Hand und Stimme, weil das einen Applaus macht, oft Minuten lang, und nur wenn sie sich selbst gewähren läßt, steht sie, ohne ein Glied zu rühren, wie eine Statue da, oder entfesselt auf einmal die ganze bewegte und überwallende Fülle innerer Leidenschaft. Es hat ein durchaus klassischer Geist sich in dieses Weib verloren, klassisch in ihrer Götterruhe, in ihrer Mänadenwuth. Hätte sie diesen Geist nicht accommodiren müssen einem französischen Publicum und französischer Kunstmethode, hätte man ihre Natur tief und innig auswachsen lassen, statt sie in die äußere Schule zu nehmen, so würde diese Schauspielerin eine Antigone gewesen sein, eine Jokasta, eine Helena, wie sie die deutschen Bühnenexperimente in der griechischen Tragödie sicher nicht herausbringen. So ist aber ein Zwiespalt, eine Unsicherheit und Gespanntheit in die ganze Erscheinung gerathen, in welche verständige und erfahrene Leute sich oft gar nicht finden können. Ich habe Deutsche gehört, welche nach der ersten Vorstellung den Ruf Rachel's für eine französische Lüge, wenn nicht für eine jüdische Uebertreibung erklärten und manche Künstlerin jenseits des Rheins entschieden über sie stellten. Allein dieselben deutschen, bühnenkundigen Männer hatten dann auch wieder nicht Worte und nicht Wärme genug für die entgegengesetzte Ansicht, sobald sie in dem Repertoir der Französin weiter vorgedrungen waren. Deutsche Empfindsamkeit, einfache und gleichmäßige Innerlichkeit, Gefühle der Liebe, der Frömmigkeit, der mädchenhaften Hingabe, naive Kindlichkeit: das wird Rachel uns niemals so bieten können, wie wir es daheim verlassen — ich meine, auf den Theatern verlassen. Eine Griseldis, ein Gretchen, eine Louise, nein, das sind ihre Rollen nicht, und darum scheiterte sie sogar an der bloßen Grenze derselben, an der Chimene im „Cid.“ Aber die versteckte Gluth des Hasses, der Rache, der Eifersucht, der Hohn des Stolzes und der Ueberlegenheit, der Schmerz und der Kampf zwischen Kälte und Leidenschaft, kurz, wenn das ein Ausdruck ist, jeder paralysirter Effekt — das sind Elemente, in welchen sie herrscht, die sie langsam aufsteigen läßt und gewaltsam zurückschleudert, bis sie auf einmal, scheinbar überwältigend, über ihr selbst zusammenschlagen. Sie und die antike Tragödie scheinen für einander geschaffen, und es macht den Franzosen, nicht der Demoiselle Rachel, Ehre, daß jene dies Wechselverhältniß so richtig begriffen und sich von der Hand des Mädchens in die fast verschütteten Tempel ihres Racine zurückführen ließen.

(Ganz in der Ordnung!) Herr ** ist ein sparsamer Mann und kennt die Welt. Ob er recht daran thut, die Schneider besonders mit Mißtrauen zu behandeln und deshalb das Zeug zu seinen Kleidern selbst zu liefern, weiß ich nicht, versichern kann

ich jedoch, daß er in Zukunft das Tuch nicht selbst mehr liefern will. Wie geht das zu? Hat er sich von seinem Mißtrauen bekehrt? Möglich, daß er denkt: Vertrauen weckt Vertrauen, genug, die Sache hat ihre Richtigkeit. Und das ging so zu: Neulich schickte er zum Schneider; derselbe erscheint, nimmt das Maaß, macht Ueberschlag und erklärt, daß er den Ueberrock nicht aus dem Tuch, welches Herr ** ihm vorlegte, liefern könne. Der Kundmann hat schon öfter von demselben Quantum Tuch einen Ueberrock bekommen und geräth deshalb mit dem Kleiderkünstler in Wortwechsel, so daß er ihm die Thür zeigt. Ein anderer Schneider wird gerufen, nimmt das Maaß, macht Ueberschlag, ist mit dem Tuch zufrieden und verspricht den Rock auf nächsten Sonntag früh. — „Vergessen Sie aber die Rechnung nicht." — „„Zu dienen, Herr **."" Und der Sonntagmorgen kommt, der Schneider rückt ein, der Rock ist vollkommen weit genug und sitzt vortrefflich. — „Nun, die Rechnung?" fragte Herr ** freundlich. — „„Ach Gott, ich habe sie vergessen! Ich hatte sie zu meinen Handschuhen auf den Tisch gelegt, aber Handschuhe und Rechnung sind liegen geblieben."" — Es wird an der Hausthür geschellt; die Magd macht die Thür auf und kommt herein, um dem Schneider zu sagen, sein Bübchen sei draußen und frage nach dem Papa. — „Laß ihn herein!" ruft der Herr der Magd zu. — Der Schneider widersetzt sich, will selbst hinaus und meint: — „„Er bringt gewiß die Rechnung; das hat ja gar keine Eile."" — „Doch, doch, er soll hereinkommen!" — Der Vater wird immer verlegener; des Schneiders Söhnlein tritt herein, sauber und nett gekleidet, heiter und wohlgemuth die Rechnung in der einen, die Handschuh in der andern Hand. — Was ist das? Herr ** macht ein Gesicht, geht auf das Schneiderbübchen zu, betrachtet dessen neues, schönes Röcklein, betrachtet seinen eigenen neuen Rock und verwunderter als Adam, da er Eva erblickte und sprach: Das ist Fleisch von meinem Fleisch! ruft Herr ** dem Schneider zu: „Mein Gott, das ist ja Tuch von meinem Tuch!" — — Der Schneider giebt dem Söhnlein einen Puff und zerreißt in der Angst den einen Handschuh. — „Aber sagen Sie mir nur," fährt Herr ** fort, „wie geht das zu? Ihr College soll mir den Rock machen und behauptet, das Tuch reiche nicht aus; Sie aber machen mir den Rock und ein Röcklein für Ihren Sohn dazu!" — „„Ganz in der Ordnung!"" antwortet der Schneider, der die Geistesgegenwart wieder hat, „„ganz in der Ordnung, Herr **, er braucht mehr als ich .... wenn ich nicht irre, ist sein Bübchen zwei Kopf größer als meins!""

(Kuriosen.) Ein Pariser „Lion" besuchte Mailand. Da er sich nicht mit zahlreicher Fußbekleidung vorgesehen hatte, so war er bald genöthigt, sich wegen neuer Stiefeln einen dortigen Schuhmacher zu wenden. Man recommandirte ihm einem ungemein geschickten Meister. Der Lion lächelte. Er redete den Handwerker mit den Worten an: „Es ist mir sehr unlieb, hier Stiefel bestellen zu müssen, aber die Noth drängt mich dazu. Freilich werde ich die Pariser Arbeit vermissen — machen Sie sie, so gut Sie können." Der Schuhmacher schweigt erröthend, und nimmt das Maß. Nach einigen Tagen bringt er einen Stiefel, wie er sagt, zur Probe. Der Franzose zieht ihn an und betrachtet die Form. Erstaunt ruft er: „Herrlich! Auf Ehre! Wie ein Pariser. Ich hätte Ihnen dergleichen nicht zugetraut!" — Der Schuhmacher bittet, den Stiefel ausziehen zu dürfen. Es geschieht. Wie wächst die Ueberraschung des Pariser Stutzers, als er nun an seinem Fuße noch einen neuen Tanzschuh behält, der innerhalb des Stiefels verborgen gewesen war. „Sie sind ein Künstler! Herr, ich bewundere Sie," ruft der Lion, wann erhalte ich den andern Stiefel?" — „Den lassen Sie sich in Paris machen," sagt trocken der Schuhmacher, „des Vergleiches halber!" und geht zur Thür hinaus.

(Ein Austernfrühstück.) Herr von Talleyrand gewann einst gegen Herrn von Sainte Foix eine Wette, nach welcher der Verlierende ein Austernfrühstück für zwölf Personen bezahlen, und dem Gewinnenden das Recht zustehen sollte, die Gäste zu wählen. Man glaube nicht, daß Talleyrand dieselben aus seinen Freunden und Bekannten nahm. Er ließ vielmehr in Paris nachforschen, wer unter nur einigermaßen annehmbaren Personen die meisten Austern zu essen vermöchte, und diese lud er zu einem Frühstück ein. Sainte Foix ahnete nichts von der Sache. Die Austern verschwanden bei dem Mahle wie durch Zauberei; man zählte sie da nicht nach Dutzenden, sondern nach Hunderten, zur großen Verwunderung des Herrn von Sainte Foix und zur noch größeren Freude Talleyrand's. Viele der Gäste verzehrten über fünfhundert Stück, mehrere über sechshundert; der Sieger aber war ein gewisser Advocat Cloiseau, der die Gabel nicht eher niederlegte, bis er sechzig Dutzend oder siebenhundert und zwanzig Stück verzehrt hatte. Es war, wie man sieht, ein wahrhaft homerisches Essen.

(Dampfwagen.) Französische Blätter erzählen, daß neulich bei Blois die Kutsche einer Dame in Brand gerieth, indem die Kohlen eines Feuerwärmers mit dem Flechtwerk an der hintern Seite des Wagens in Berührung kamen, und daß die Reisende davon Nichts bemerkte, als bis die helle Flamme aufschlug. Die Dame sprang eiligst heraus, und ein Bauer half nun löschen. Dabei kam heraus, daß dieser auf seiner Mähre schon lange hinter dem Wagen hergewackelt war, und den Rauch sehr wohl bemerkt, aber keinen Lärm gemacht hatte. Als er gefragt wurde, wie er so einfältig habe sein können, antwortete er: „Es giebt heutiges Tages so viele Erfindungen, daß ich glaubte, Ihre Kutsche sei ein Dampfwagen!"

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 33.

Bremen, Sonntag den 24. April 1842.

Gestorben:

Nro. 439. Den 20. April. Der Cigarrenmacher Heinrich Poppenburg, 34 Jahr; Schnoor Nro. 30.

— 440. Den 20. — Der Zimmergesell Joh. Friedrich Bellois, 69 Jahr; Bellois Weg Nro. 1.

— 441. Den 21. — Der Arb. Hermann Sengstack, 34 Jahr; Steinthor Nro. 98.

— 442. Den 21. — Des Cigarrenmachers Wilhelm Heder Sohn (todt geb.); Sielwall Nr. 12.

— 443. Den 21. — Des Tischlermeisters Conrad Helmken Ehef., geb. Horgemann, 54 Jahr; Westerstraße Nro. 58.

— 444. Den 21. — Des Schlossergesellen Joh. Tepelmann Sohn, 1¼ Jahr; Obernstr. Nr. 40 (Vorstadt).

Nro. 445. Den 22. — Des verst. Krameramtsgenossen Joh. Melchior Rauers Wittwe, geb. Garbade, 97 Jahr; Neuenstraße Nr. 63.

— 446. Den 22. — Des Schmiedemeisters Joh. Phil. Bartel Sohn, 2 Jahr; Molkenstr. Nr. 61.

— 447. Den 22. — Des verst. Joh. Bayer Wittwe, geb. Rullhusen, 43 Jahr; Obernstraße Nro. 14 (Vorstadt).

— 448. Den 22. — Des Hökers Georg Friedr. Bödeker Ehefr., geb. Kunst, 63 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 134.

— 449. Den 22. — Der Papparbeiter Peter Franz Gubernatis, 68 Jahr; Punkendeich Nr. 54.

Geburten:

Nro. 538. Den 16. April. Des Arb. Johann Bollmann Ehefr., geb. Gehle, Bauernstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 539. Den 19. — Des Miethkutschers Joh. Nicolaus Gercken Ehefr., geb. Göbel, Oelmühlenstraße Nro. 13; von einem Knaben.

— 540. Den 20. — Des Zimmergesellen Franz Otto Bergholt Ehefr., geb Siemer, kl. Allee Nro. 9 B; von einem Knaben.

— 541. Den 20. — Des Schuhmachermeisters Johann Heinr. Cordes Ehefr., geb. Hoffmeister, Osterthorswallstr. Nr. 30, v. e. Knaben.

— 542. Den 20. — Des Kaufmanns Cornelius Carl Heinr. Bechtel Ehefr., geb. Plitt, Rembertistraße, von einem Knaben.

— 543. Den 21. — Des Tischlermeisters Martin Meyer Ehefr., geb. Behrmann, Molkenstr. N. 6, von einem Knaben.

Nro. 544. Den 21. — Des Cigarrenm. Wilhm. Heder Ehefr., geb. Eschenberg, Sielwall N. 12, von einem todten Knaben.

— 545. Den 21. — Des Zimmergesellen Joh Heinr. Diedr. Wessels Ehefr., geb. Homfeld, Walldammstr. N. 3, von einem Mädchen.

— 546. Den 22. — Des Strumpfwebers Nicolaus Plump Ehefr., geb. Kruse, kl. Krummenstraße Nr. 5; von einem Mädchen.

— 547. Den 22. — Des Tonnenmachermeisters Hieronymus Georg Hartig Ehefr., geb. Tietzel, Westerstr. Nr. 45, v. e. Knaben.

— 548. Den 23. — Des Kistenmachers Joh. Daniel Helmken Ehefr., geb. Schultz; Westerstr. Nr. 58, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 209. Der Kaufmann Reinhard Reinken und Sophia Elisabeth Smend. Beide von hier.

— 210. Der Kaufmann Friedr. Wilh. Müller und des verst. Aeltermanns Joh. Ruleman Ludw. Meier Wittwe, Louise Marianne Amalie, geb. Jacobshagen hies.

— 211. Der Kaufmann Gerh. Philipp Meyer und Sophie Eleonore Bödeker hies.

— 212. Der Glasermeister Ernst Friedr. Adolph Thies und Cäcilie Gerken. Beide von hier.

— 213. Der Schiffscapitän Siefert Gercken und Anna Henriette Catharine Lehmkuhl. Beide v. h.

— 214. Der Kaufmann zu Cöln Joh. Friedr. Abrah. Bocks und Helene Friederike Caroline Ahlers hies.

— 215. Der Detaillist Benedict Ehlers und Maria Franziska Antoinette Storck oder Störkel hies.

— 216. Der Schiffszimmermann Jost Hinrich Dreyer und Johanna Ulrica Pabst. Beide v. hier.

— 217. Der Krameramtsgenosse Diedr. Henr. Müller und Johanna Elisab. Bernhard hies.

— 218. Der Schuhmacheramtsmeister Andreas Jacob Gädeke oder Gödeke hies. und Maria Brummer aus Rechtenfleth.

Nro. 219. Der Kimmker Ernst Friedr. Conrad Sander und Anna Kropp hies.

— 220. Der Arb. Joh. Philipp Hagemann hies. und Sophie Dorothea Magdalene Hartlage aus Wagenfeld.

— 221. Der Landmann zu Sulingen Joh. Friedrich Wieda und Anna Maria Heuermann zu Schwaförden.

— 222. Der Musiklehrer Joh. Aug. Emanuel Friedr. Ochernal und Cecilia Catharina Maria Kooke hies.

— 223. Der Schlachter Friedr. Wilh. Wermelskirch und des verst. Freischlachters Joh. Georg Seemann Wittwe, Adelheid, geb. Görks hies.

— 224. Der Schlossermeister Joh. Friedr. Harmßen u. Maria Schnakenberg. Beide von hier.

— 225. Der Cigarrenfabrikant Joh. Gerh. Luerssen hies. u. Marie Louise Wellhausen zu Hannover.

— 226. Der Kurzewaarenhändler Joh. Friedr. Wilh. Bolland u. Adelh. Weinberg a. Rönnebeck.

— 227. Der Cigarrenm. Gerh. Wilh. Lürßen, genannt Schmidt, und Johanna Friederike Christiane Josephine Bornheim hies.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 34.

Bremen, Donnerstag den 28. April 1842.

Das Mahl zu Burgos.

Trompetenklang erschallt
Durch Burgos Straßen. Unabsehbar wallt
Das Heer im lust'gen Siegesmarsch herein,
Und „Vive l'empereur" tönt zwischendrein; —
Franzosen sind's; dreifarbig ihre Fahnen!
Ein schmuckes Volk und recht zum Krieg gemacht,
Das leichten Sinn's dem Tod in's Antlitz lacht, —
Voll Jugendlust die alt'sten Veteranen!

Stolz hebt das edle Roß
Beim Marsch den Kopf; es fühlt: 's ist der Genoß
Des Ruhms, den sich sein Reiter frisch gewann;
Aushielt's getreu, wie Mann für Mann,
Wenn ringsumher die heißen Kugeln flogen,
Und streicht der Reiter schmeichelnd ihm den Bug,
So denkt es d'ran, wie's ihn gewandt und klug
Im Siegeslauf dem sichern Tod entzogen.

Des Helmes Schweif zerfetzt,
Die Rechte keck der Seite eingesetzt,
So geht's im Schritt, und mancher Reiter blickt
Empor rings zu den Fenstern. — Nickt
Kein schönes Kind mit altkastil'schen Augen?
Es zeigt sich keins! — Verdrossen in den Bart
Brummt der Soldat: „Verdammt der Mädchen Art,
Die nur für Klöster und für Pfaffen taugen!"

Nicht Frau'n allein, — es will
Kein Aug' sie seh'n. Die Stadt ist todtenstill.
Wie hohe Gräber stehen rings umher
Die Häuser all'. Und hoch und hehr
Aus einem kommt ein Held herangeschritten,
Der Geist des Cid. Entgegen stellt er sich
Dem Heer und ruft: „Zurück! hier habe ich
Das Schwert noch stets, mit dem ich einst gestritten!"

Vernimm den Ruf: Zurück!
Der Schnitter steht im ährenhohen Glück
Zum letztenmal: Zurück! Vernimm dies Wort!
Sie hören's nicht; sie reiten fort
Im Siegesmarsch durch Burgos weite Straßen. —
„Quartier gemacht!" Sie sitzen ab. Zwei, drei
Kastilier standen dort. Sie flieh'n. „Es sei!
Sie fürchten uns; man muß sie laufen lassen!

Lohnt's doch der Mühe! Wein
Und Mädchen wollen stets gefunden sein.
Wo sucht man sie? Wo sie verboten sind,
Der alte Wein, das junge Kind,
Im Kloster! Frisch! Es giebt ein froh Begegnen.
Herbei, ihr Patres! faßt die Zäum' und stallt
Die Rosse ein! — Ihr säumt noch? Braucht's Gewalt?
Wein, Wein herbei! Und ihr sollt ihn uns segnen!"

Ein altes Kloster war
Am End' der Stadt. Da lag der Mönche Schaar
Im Hause Gottes knieend; keiner sprach
Ein Wort; Trompetenhall durchbrach
Die Todtenstille, wie Gerichtsposaunen.
Die Mönche blickten still verzückt empor

Als schweb' ein Geist herab im hohen Chor,
Das rechte Wort jedwedem zuzuraunen.

Sieh', auf der Kanzel stand
Der Prior todtenblaß, doch Todesbrand
Glüht' aus dem Blick; er hob die Recht' und sprach:
„Treu bis zum Tod! Wer folgt mir nach?" —
Und Alle hoben an mit lautem Sagen:
„Treu bis zum Tod!" — Der Prior d'rauf: „Verflucht,
Wer lieber Knechtschaft als das Leben sucht,
Und Schande lieber als den Tod will tragen!"

„Die Rache ist des Herrn,
Wir — seine Diener, und wir thun so gern,
Was er uns heißt! Getreu wird sie vollstreckt,
Bis Freund und Feind die Erde deckt.
Das Letzte noch, was wir vollbringen können,
Heißt — Sterben. Und nicht nutzlos sei's, es sei
Gemeinsam; wir, o Brüder, sterben frei;
Laßt ihnen uns ein Grab bei uns vergönnen!"

„Ein Grab mit uns!" so ruft
Der Mönche Schaar, „doch nicht die freie Luft.
Gebeut, wir thun's! Der Prior sinnt und schweigt;
Dann nieder von der Kanzel steigt
Der Greis entschlossen zu der Schaar der Brüder.
Jedwedem drücket er die Hand und spricht:
„Leb wohl, mein Bruder, — doch für lange nicht;
Als Brüder lebten wir, so finden wir uns wieder."

„So rüste," sprach er dann,
„Ein Mahl wie man kein beff're finden kann,
Du Bruder Koch, nimm jede Würz' dazu,
Und, Bruder Kellermeister Du,
Laß mich Dir heute helfen! — Horch die Gäste!
So früh, Ihr Herrn? Tretet ein, und seid
Willkommen! Was da Küch' und Keller beut,
Reich tisch' ich's auf bei diesem selt'nen Feste!

Ihr bringt den frischen Ruhm
In's alte, traur'ge Refektorium,
D'rum schmück' es sich, wie's noch das Jahr vermag,
Denn leider ist's Novembertag,
Und Grabesblumen sind's nur, die noch blühen;
Doch soll dafür beim hellen Kerzenschein
Des Klosters Kleinod Euch, der ält'ste Wein
Dem Schlauch entzapft, in Glas und Herzen glühen!"

Ein tritt der General
In's Refector, das von der Kerze Strahl
Erhellt, mit Kränzen ist geschmückt; ihm drängt
Der Krieger Schaar sich nach und mengt
Sich in der Mönche Chor mit heit'ren Scherzen.
„So frohen Abend hofften wir uns nicht
Bei Euch!" so reden sie, vergnügt, — „man spricht
Grau'nhafte Mähren sonst von span'schen Herzen!"

Das Mahl wird aufgetischt,
Und jeder Offizier erquickt, erfrischt
Sich nach des Tages schwerer Last; nichts ward
An Leckerbissen heut' gespart,
Die Gäste recht nach Würde zu bewirthen.
„Wer hätt' es diesen Mönchen zugetraut?"
Fragt mancher Gast, der ihren Frohsinn schaut; —
Sie leben hoch!" und alle Gläser klirrten.

„Nun denn, zu guter Letzt!"
So hub der Prior an, „bring ich Euch jetzt
„Vom Ausstich, den ich treulich aufbewahrt.
Nie netzt bis heut' er meinen Bart.
Den Schlauch herbei und füllt uns die Pokale;
Den ersten mir! Wahrhaftig, der schmeckt gut,
Ein wenig eigen, doch wie flüss'ge Glut!
Auf Euer Wohl! Mir nach, ihr Gäste alle!"

Sie nippen d'ran: „Bei Gott,
Ehrwürd'ger Herr, der duldet keinen Spott;
Der strömt, wie Feu'r!" — Sie trinken. — „Noch einmal
Und wieder füllt uns die Pokale!
Der Kaiser lebe!" — „Wie wir alle leben!"
Der Prior spricht's, trinkt, setzt den Becher hin,
Und steht dann auf; die Brüder stehn um ihn,
Und ihre Hände zum Gebet sie heben.

Und von den Gästen zieh'n
Sie sich zurück in eine Ecke hin,
Geschlossen Mann an Mann, und heben an
Wie Preisgesang: „Es ist gethan!

Du hast, o Herr, die Diener treu erfunden!"
D'rauf fingen sie im Chor die Litanei!
„Das Miserere domine! Herr steh' uns bei,
Nun richte Du, dem wir uns fest verbunden!" —

„Was soll's? Was ist's?" so ruft
Der General; „das tönt wie aus der Gruft!" —
Der Prior d'rauf: „Zur Gruft! Wir wandeln All'
Dahin, eh' unser'er Glocke Hall
Die nächste Stund' ausruft. Es ist geschehen.
Getödtet habt Ihr uns die Freiheit; wir,
Wir haben Euch getödtet; — Wir wie Ihr
Empfinden bald des Todes eisig Wehen!"

Wenn nichts vor Tyrannei
Mehr schützt, dann steht der Tod den Freien frei;
Wir nahmen ihn, wie er sich dar uns bot,
Als Gottes allerletzt Gebot;
So sterben wir getreu für Spanien's Ehre!"
Die Gäste schwanken, und die Mönche auch;
Die Mönche rufen mit dem letzten Hauch:
Ihr sterbet mit uns! Durch uns, Miserere!

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„An dem jähen, mit Buschholz bedeckten Berge, an dessen Fuße Prossédi liegt, gab es einen höhlenreichen Felsen, dessen mit Epheu und wildem Weine überwachsener Eingang den Blicken derer, die ihn nicht kannten, durchaus verborgen blieb. Hier lagen meine Gefährten und ich nach einer beschwerlichen Excursion, während welcher wir zwei reiche englische Familien ausgeplündert hatten, die auf dem Wege nach Neapel begriffen waren, und theilten hier die Beute. Plötzlich hörten wir die Blätter rauschen, einzelne Steinchen fielen in die Höhle hinab und Margarita stand vor uns. Es schien ihr Freude zu machen, mich wiederzusehen, und sie übergab mir, nach den ersten Worten der Begrüßung, im Namen meiner Frau ein großes Paket. „Sie ist noch immer krank," sagte sie, „und wird so bald nicht wiederkommen können; darum hat sie mir ihren theuern Decesaris anempfohlen. Du und Deine Leute können auf meinen Eifer zählen." Der Freund meiner Kindheit und jetzt mein treuester Gefährte kannte Margarita. Carlini, dieß ist sein Name, hat mir trotz des Leids, das ich ihm zugefügt, vergeben, und ist mir immer treu geblieben." Bei diesen Worten stieß Carlini, der neben uns lag, einen tiefen Seufzer aus. Decesaris aber fuhr fort: „Meine anderen Cameraden sahen Margarita zum ersten Male; sie konnten ihre Bewunderung ihre Schönheit nicht verhehlen, und schienen sie als sichere Beute zu betrachten. Mit gebieterischer Stimme verkündete ich, daß sie meine Verwandte sei, mir Nachricht bringe von meiner kranken Frau, die ihr den Ort gesagt habe, wo sie mich gewöhnlich zu finden pflegte. Dies Packet, sagte ich, indem ich es öffnete, enthält Pulver und Blei für uns; außerdem zwei Dolche, die bisher unsern beiden letzten Genossen fehlten. Ich verlange, daß Margarita respectirt werde! Diese im strengen Tone gesprochenen Worte schienen sie im Zaume zu halten und ihnen zu genügen. Dennoch flüsterten sie heimlich mit einander, und einer von ihnen, der fürchterliche Lorenzo, verrieth durch seine funkelnden Blicke unter den buschigen Augenbrauen, und durch sein Hohnlächeln, was in seinem Innern vorging.

Als Margarita mich verlassen wollte, bot ich mich ihr zur Begleitung bis an den Saum des Waldes an, um ihr den Weg zu zeigen, den sie in Zukunft zu gehen habe, wenn sie mich an den zwischen uns verabredeten Tagen und Stunden treffen wolle. Ich entfernte mich daher mit ihr, nachdem ich zuvor dem Freunde, in den ich mein ganzes Vertrauen setzte, aufgetragen hatte, die Genossen zu bewachen und namentlich Lorenzo nicht aus dem Auge zu verlieren. Nun machte ich mich mit dem jungen Mädchen auf den Weg; mein Arm schlang sich um ihre reizende Taille, während ihre Hand auf meiner Schulter ruhte, und von Zeit zu Zeit ein feuriger Blick aus ihren schwarzen Augen tief genug in mein Herz drang, um dort die Leidenschaften zu entflammen, von denen es durchwühlt ward.

„Margarita, siehst Du dort durch die Bäume die Grotte, welche der Erdbeerbaum mit seinem schönen Laube und purpurrothen Früchten beschattet und schmückt? — Ja, ich sehe sie, wir werden bald dort sein. Warum aber machen wir einen so langen Umweg, und wenden Prossédi den Rücken? ... Ich weiß nicht warum, aber beim Anblicke dieser Grotte durchrieselt ein unwillkürlicher Schauer meine Glieder. Ich lache über diesen Eindruck, denn Du bist ja bei mir; allein

ich will es nicht verhehlen, daß unter den fürchterlichen Gesichtern in der großen Höhle namentlich eins mich mit Entsetzen erfüllt hat. Ich glaubte den leibhaftigen Teufel zu sehen. — Du hast Dich nicht getäuscht, Margarita, es ist der Lorenzo von Sonino, der Schnellste beim Angriff und der Tapferste zugleich, der die Waffen am gewandtesten zu handhaben weiß; er fürchtet sich nicht vor zwei Carabiniers zu Pferde. Lorenzo hat unter dem berüchtigten Fra-Diavolo gedient, unser aller Meister. Ich fürchte ihn, aber er ist mir nothwendig. Die meisten meiner Genossen sind noch Neulinge im Handwerke, und seine Beispiele und seine Lehren werden meine Bande in kurzer Zeit furchtbar machen. — Hüte Dich vor ihm, warnte das Mädchen, der Mann hat ein Verderben weissagendes Auge. — Ich kenne ihn, Margarita; allein ich bin sein Hauptmann, und dieser Tiger gehorcht mir und windet sich brüllend unter mir. Er hat es bereits versucht, mir die Macht zu entreißen; es ist ihm aber mißlungen, und er wird so bald nichts wieder wagen. — Santa Madonna, erbarme Dich unser! sagte Margarita. — Fürchte nichts, Decesaris steht für Alles. Doch hier sind wir bei der Grotte; hinter dem Berge geht die Sonne auf, und wenn wir hier zu lange plaudern, wird die Hitze Dich auf Deinem Rückwege drücken. Ich verlasse Dich hier, Margarita, erinnere Dich dieser Grotte, die von nun an für unsere Zusammenkünfte bestimmt ist. — Gewiß, ich werde sie wieder erkennen," antwortete Margarita; und ihr feuriger Blick, ihre Hand, die die meinige drückte, luden mich ein, sie an mein Herz zu pressen und einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, der meine Sinne verwirrte. Sie entfernte sich.

„Ich bin in diese Einzelheiten eingegangen, fügte Decesaris hinzu, um Dir den Beweggrund des furchtbaren Opfers begreiflich zu machen, dessen Erzählung du nicht ohne Schaudern anhören wirst.

„Das reizende, treue Mädchen kam nun täglich in die bezeichnete Grotte. Sie kam dahin außer Athem von Ermüdung erschöpft. Ich trocknete den Schweiß, der von der schönen Stirn über die langen Augenwimpern herabfloß, gab ihr vom feurigen Weine von Orvieto, der ihre Kräfte wieder belebte, und das Feuer in den Augen wieder anfachte, wo es erloschen war. O, welche Wonne habe ich in dieser von grünen Weinranken beschatteten Grotte genossen!

„Drei Wochen verstrichen, während deren meine Zusammenkünfte mit Margarita ein Geheimniß blieben; nur der Schuft Lorenzo hegte fortwährend Verdacht und streifte die Augenblicke benutzend, wo ich von der Haupthöhle abwesend war, unaufhörlich am Saume des Waldes umher. Er hatte Margarita mehrmals auf dem Fußsteige bemerkt, der zur Grotte führt, und seine wilde Liebe fachte in ihm die zügellose Lust nach Rache an. Er wollte einen Eclat, und mir mit der Macht auch die Geliebte entreißen.

„Eines Abends nun versammelte er, während ich abwesend war, alle meine Gefährten in der Höhle und redete folgendermaßen zu ihnen: „Die Bindekraft unserer Eide ist zerrissen; nach dem, was ich entdeckt habe, sollte ich noch diesem Despoten gehorchen, noch der Sclave des Elenden sein, den nur ein unglücklicher Irrthum zu unserem Hauptmanne machen konnte; nein, nimmermehr! Wir sind nichts, als die Werkzeuge seines Geizes und seiner schändlichen Wollust. Decesaris darf uns nicht mehr befehligen. Hört Alle, denn ich habe Euch außerordentliche Dinge zu enthüllen: Nicht weit von unserer Höhle, wo die Polizei und die Carabiniers von Frosinone und Possedi uns noch nicht zu entdecken vermochten, liegt eine in dichtem Gebüsche verborgene Grotte. Hier berathschlagt der Verräther unsern Untergang mit jener Margarita, die Ihr kennt, und die nichts Anders ist, als eine Verrätherin, ein weiblicher Spion der Regierung von Frosinone. Zudem ist Decesaris nur ein Neuling auf der Laufbahn, die ich nun schon seit zehn Jahren betrete: Stolz und alle Leidenschaften der Tyrannei sind seine einzigen Verdienste, sein ganzer Charakter. Stets hat mich Fra-Diavolo als den ersten, den Unerschrockensten beim Angriffe gesehen, fähig, Alles zu unternehmen und stets gehorsam gegen die Befehle eines Hauptmannes, der diese Würde verdiente. Freunde, ich erbiete mich, Euch zu befehligen, wenn Ihr mich dessen würdig findet. Decesaris liegt in diesem Augenblicke in den Armen seiner Maitresse; die Nacht rückt vor, und bei den ersten Strahlen des Tages kann ich Euch den Beweis meiner Behauptungen liefern. Sein Tod ist nöthig für unsere Sicherheit, und nachher ist die schöne Margarita unsere Beute!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

(Fortsetzung.)

Egmont hatte seit zehn Jahren die höchste Ehre erlangt, nach der ein Mann streben konnte; er war Ritter des Ordens vom goldenen Vließe. Aber Philipp, der Beherrscher zweier Welten, verdoppelte den Werth dieser Ehre für ihn, indem er ihm die Ordenskette um den Hals hing, welche er selbst immer getragen hatte. Auf dieser Stufe des Glücks — wo ist der Mann, der seine Blicke nicht auf eine noch höhere gerichtet hätte? Seit jener Zeit erfüllten tausend Gedanken, tausend ehrgeizige Träume seinen Geist. Von der Höhe, auf welche das Glück ihn gestellt hatte, sah er noch erhabnere Gegenden, eine größere Welt zu seinen Füßen, einen freiern Himmel über seinem Haupte. Er verlangte immer zu steigen, wie der Wanderer auf den Alpen, nachdem er einen Gipfel erreicht hat, einen neuen und höheren erblickt, und sich nun anstrengt, dahin zu gelangen, weil dort ihm die Grenze jenes Unbekannten zu sein scheint, wonach alle unsere Wünsche trachten. Das innere Ausarbeiten von ich weiß nicht welchen Plänen, die zu kühn waren, um sie einem lebenden Wesen mitzutheilen, ohne befürchten zu müssen, daß der Streich der Art sie im nämlichen Augenblicke zerschnitte, und doch zu großartig und zur That drängend, um sie in der eigenen Brust zu verschließen, das Bemühen, diesen Plänen eine Gestalt zu geben, sie zum klaren Bewußtsein zu bringen, raubte ihm den Genuß des Tages und die Ruhe der Nacht. Egmont ward plötzlich schweigsam, nachdenklich, sorgenvoll. Die Fröhlichkeit des Krieges, die Höflichkeit des Ritters, die Freigebigkeit des reichen Fürsten, der nichts mehr liebte, als das regsame Leben der Welt, machten plötzlich einem unerklärbaren Widerwillen, einer offenbaren Verachtung der Gesellschaft Platz.

Jedermann bemerkte die Veränderung, die bei dem Grafen eingetreten war, und bemühte sich, das Räthsel zu lösen. Einige waren der Meinung, daß seine unermeßlichen Reichthümer, die Pracht seines Haushaltes und mehr als dies, die Liebe, die er beim Volke genoß, die Mißgunst und den Verdacht des Königs erregt hätten; Andere — und deren waren die meisten — hielten dafür, daß er mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, und daß dieser ihn die Schätze und die Macht, die er ihm verliehen, durch Seelenangst und Gewissensbisse bezahlen lasse. Die letzte Erklärungsweise fand bei der Menge den meisten Anklang; denn sie stimmte am besten zu dem Geiste jenes Zeitalters, wo jede Feindschaft sich mit Gift und Dolch bewaffnete, wo des Morgens Empörungen ausbrachen, die des Abends in den Strömen der Blutgerüste erloschen, wo Haß und Zwiespalt die Familien zerrissen, wo, durch die Erschütterung der bisherigen Säulen des Glaubens, alle Leidenschaften entzügelt waren.

Es war grade der Zeitpunkt, wo die durch Luther in Sachsen entzündete Flamme zum Ausbruch zu kommen drohte, welche über ganz Deutschland sich verbreiten, die Niederlande und einen Theil von Frankreich in Feuer setzen sollte, — als Egmont plötzlich den Hof verließ, um sich im Privatleben zu verbergen. Fürchtete er vielleicht, in die Nothwendigkeit zu kommen, zwischen den religiösen Grundsätzen, welche sich aufthaten, und den politischen Parteien, welche sich immer lauter aussprachen, eine Wahl zu treffen? Wollte er, den Blicken der Welt entzogen, die Begebenheiten zu Rathe nehmen, ehe er öffentlich bekannte: dieses ist mein Glaube, dieses die Partei, zu der ich mich zähle? — In völliger Zurückgezogenheit lebend wurde er von den Ereignissen und den Personen, die darin wirksam waren, nicht berührt. Es ließ sich selbst nicht mehr im großen Rathe sehen, wo Graf Barlaimont, Viglius und Granvella von Tage zu Tage ein größeres Uebergewicht erlangten. Sein Hof war nicht mehr, wie früher, der Sammelplatz der Vornehmen von Brüssel, welche das Gefolge der Statthalterin ausmachten, noch der Fremden von Stand, welche aus allen Gegenden herbeikamen, um das Land kennen zu lernen, von dessen Schönheit und Reichthum Guicchardin eine Beschreibung zu geben unternahm. Nicht als wenn das sonst so gastliche Haus seine Thüre dem Besuchenden verschlossen hätte; aber eine Kälte und Stille herrschte um dasselbe, welche von selbst alle diejenigen fern hielt, die etwa die Absicht und den Wunsch hegen mochten, es zu betreten.

Es war kaum ein Jahr verflossen, seitdem der Graf aus Aller Augen verschwunden war, und schon hatte man gänzlich aufgehört, sich um ihn zu kümmern. Man sah ihn nie anders als zur Morgenzeit, wenn er ganz zerstreut, als wenn irgend ein großer Gedanke sich seiner bemächtigt hätte, in die St. Gudularkirche ging, wo er mit Andacht auf der Bank, welche sein Wappen trug, niederkniete. Sobald die Messe zu Ende war, kehrte er unverweilt nach seiner Woh-

nung zurück, wo er, wie man sagte, den übrigen Theil des Tages damit zubrachte, seinen Schreibern Kaatsembrod und Marana Befehle und Briefe zu dictiren.

Diejenigen, welche für die Bestunterrichteten galten, versicherten, daß Letzterer in das düstere Geheimniß eingeweiht sei, welches des Grafen Leben umhüllte. Er war ein Spanier, und verdankte ohne Zweifel sein Amt der Kenntniß seiner Landessprache, welche, in jenen Zeiten, die Sprache der Beherrscher der Niederlande war. Marana stand noch in zartem Alter, und wenn man sein Haar, welches in langen seidenen Locken auf die Schultern fiel, wenn man seinen leichten und ganz mädchenhaften Gang, seinen zierlichen Wuchs und die weichen Formen seines Körpers betrachtete, so konnte man wohl Anstand nehmen, ihn für einen Mann zu halten. Seine feinen Hände glichen denen eines Weibes; seine Gesichtszüge hatten einen ernsten und schwermüthigen Ausdruck; seine Augäpfel erglänzten im tiefsten Schwarz; sein Gesicht war ein wenig gebräunt, nicht durch die Strahlen der Sonne, sondern durch jenes Feuer der spanischen Natur, welches die Haut zu durchdringen scheint. Bei der ersten Begegnung empfand man jene abstoßende Wirkung, welche die negative Electricität auf den Körper ausübt, aber allmählig fühlte man sich wie durch eine geheime Gewalt zu ihm hingezogen, und man war von dem Verlangen ergriffen, das Innere dieser Seele zu erfragen, mit der man schon in jenes unerklärliche Verhältniß getreten war, wofür die Sprache den Ausdruck Sympathie hat. Gott weiß, in was für furchtbare oder betrübende Geheimnisse man geblickt haben würde!

(Die Fortsetzung folgt.)

*** Rottmayer.

Zu Breslau ist im Februar d. J. eine neue Oper „die Geisterbraut" vom Herzog Eugen von Würtemberg zur Aufführung gekommen, und mit großem Beifalle aufgenommen. Das Sujet ist nach Bürger's Lenore gedichtet, und soll die Musik sich in gründlicher und melodischer Einfachheit bewegen. Bei der scenischen Anordnung, auf welche sehr viel Geld verwendet, hat Herr Rottmayer als Regisseur sich großes Verdienst erworben, und ist ihm vom Herzog Eugen folgendes Handschreiben zu Theil geworden:

„Da sich ein wiederholter Besuch von meiner Seite in Breslau, Geschäfte halber, noch verschiebt, so muß ich schon zur Feder meine Zuflucht nehmen, um Ew. Wohlgeb. noch all dasjenige zu wiederholen, was mir die Kürze der Zeit, nach den ersten Vorstellungen der Geisterbraut, nur mit wenig Worten auszudrücken gestattete. Bereits haben sich die öffentlichen Blätter und die Stimme des Publikums mit gebührender Würdigung über Ihr hohes Verdienst bei der Sache ausgesprochen. Mir bleibt es dann vorzüglich noch übrig, insbesondere Ihre gütige Theilnahme an meinen Wünschen, und Ihren regen Eifer für dieselben auf das gerührteste anzuerkennen, und Ihnen zu versichern, daß Sie mir gewiß unvergeßlich bleiben werden.

Indem ich mich Ihrem Andenken empfehle, verbleibe ich mit voller Achtung

Ew. Wohlgeboren
ergebener Diener
Eugen, Herzog von Würtemberg.

Karlsruh in Schlesien,
den 15. März 1842.

---

* Antwort.

Wenn der Verfasser der „Einfältigen Prahlerei" in Nr. 33 dieser Zeitschrift der Redaction seinen Namen aufgeben will, so soll demselben, nach erfolgter Rückkunft des Betheiligten, eine Würdigung seines Aufsatzes durch diese Blätter zu Theil werden.

Im andern Falle wird man sich weder bemühen die Original-Notiz eines Amerikanischen Klatsch-Blattes zu widerlegen, noch die Bemerkungen des humanen Einsenders näher zu erörtern.

Bremen am 26. April 1842.

Albers & Köncke,
als alleinige Eigner der Bark Republik.

Miscellaneen.

Der Cölner Dombau.

(Eine Stimme von der andern Seite.)

— — Du willst wissen, was ich über die Vereine für den Cölner Dombau sage? Zunächst nur, daß ich jenem Witzlinge beistimmen möchte, der kürzlich vorschlug, einen Verein zu bilden, dessen Mitglieder sich verpflichteten, keinem andern Vereine beizutreten, denn wirklich, wenn man die Unzahl der Vereine betrachtet, die jetzt ins Leben treten, die religiösen, die politischen, die industriellen, die wissenschaftlichen und wie die Zweige der menschlichen Wirksamkeit alle heißen mögen, deren jeder wenigstens einen Verein haben muß, der ohne Verein seinem Untergange entgegen zu gehen meint; wenn man bedenkt, welche Mittel angewandt werden, um Mitglieder für die Vereine zu gewinnen, man sollte glauben, dies Uebel, dieser Auswuchs des Zeitgeistes schon in seiner jetzigen Gestaltung, (und wohin kann diese Vereinswuth noch führen!) könne nur auf homöopathischem Wege durch Errichtung eines gleichartigen Unternehmens vertilgt werden. Da spricht man in schönen Redensarten von Einigkeit, von Nationalgefühl und Empfänglichkeit für eine große Idee, und bekämpft direct und indirect andere Vereine, die eine ähnliche Tendenz haben, und nur andere Mittel wählen. Ich muß gestehen, es scheint mir etwas anmaßend, sagen zu wollen, daß diejenigen, die ihre 24 Grote jährlich zum Cölner Dombau beitragen, höher an Bildung stehen, mehr Nationalgefühl haben, empfänglicher sind für eine große Idee, als Diejenigen, die diese 24 Grote lieber zu einem Zwecke verwenden, der nach ihrer Ansicht mehr es verdient. Ich staunte als ich dies in der Aufforderung zur Subscription für den Cölner Dombau las, und wurde ganz betrübt darüber, daß man mir so Nationalgefühl und Empfänglichkeit für eine große Idee absprechen, denn eine Neigung, dem Vereine beizutreten, empfand ich nicht. Bald hatte ich jedoch den Trost, zu bemerken, daß Viele mit mir in gleicher Verdammniß versiren, und **solamen miseris socios habere malorum.** Ich kann mich nämlich nicht davon überzeugen, daß es Nationalsache sei, den Cölner Dom zu vollenden. Warum sollen wir den Bau ausführen, der freilich groß gedacht und kühn begonnen wurde, aber nur ausgeführt werden konnte, so lange der Einfluß und die Gewalt der Hierarchie über die Kräfte des ganzen Deutschlands disponirte, der stockte, sobald die Morgenröthe der Reformation zu tagen begann, der stillstand, nachdem Luther die Geister befreit hatte, die bis dahin der geistlichen Macht blindlings gehorchten, nachdem er den Wahn zerstört hatte, daß man durch solche Werke sich den Himmel verdienen könne, wenn man durch ein sündiges Leben seiner unwürdig geworden. Warum sollen wir den Bau vollenden; der in seinem jetzigen Zustande ein unfreiwilliges Denkmal des neuerwachten Geistes des deutschen Volkes dasteht, ein Denkmal, daß für immer die Macht gebrochen ist, die frei disponirte über der Deutschen geistige und materielle Kräfte. Warum sollen wir dem Domcapitel zu Cöln, von dessen Oberhaupte noch erst jüngst der Versuch ausging, durch einen Angriff auf die süßesten Gefühle des Herzens uns unter jene Macht zurückzuführen, warum sollen wir diesem ein Prachtgebäude aufführen? Wenn der Dom nun fertig ist, wenn die vereinten Kräfte des ganzen Deutschlands ihn vollendet haben, gehört er dann dem ganzen Deutschland? Nein, er gehört einer Partei, einer Glaubenspartei zwar, aber einer solchen, die alle Diejenigen, welche nicht zu ihr gehören, als Ungläubige verachtet und von den Freuden des Himmels ausschließt, einer Partei, welche dahin strebt, die Gewalt wieder zu erlangen, die damals herrschte, als der Dombau begonnen wurde, einer Partei, die uns das Joch wieder aufzulegen trachtet, das Luther zerbrach, als der Dombau stockte, einer Partei, die uns Einem Oberhaupte wieder zu unterwerfen bestissen ist, aber nicht etwa einem einzigen Oberhaupte des einen und untheilbaren Deutschlands, nein, einem Oberhaupte, das im Auslande thront, auf den Trümmern der Stadt, von welchem einst das Volk ausging, gegen dessen Hermann kämpfte und siegte. Diese Partei ist aber nicht blos eine Partei unter Deutschen, nein sie wohnt in mehren Ländern Europa's, und sie wird dieses Gebäude als ihr ausschließliches Eigenthum in Besitz nehmen, sich wie schon früher oftmals nicht wenig ergötzend, daß wir gutmüthigen Deutschen, von einer Idee begeistert, so recht auf ächt deutsche Weise nur ihre Zwecke befördern.

Gewiß wird man keinem Protestanten den Mitgebrauch dieser Kirche gestatten, als nur unter der Bedingung, daß er der Fremdherrschaft sich unterwerfe, darum kann ich mich nicht entschließen, die Vollendung des Cölner Doms als eine Nationalsache zu betrachten. Soll er ein Denkmal sein, so bleibe er wie er ist, ein Denkmal der Zeiten, die Gottlob! vorüber sind. Bedarf man seiner als einer Kirche, und ist man nicht im Stande aus eignen Mitteln diesem Bedürfnisse abzuhelfen, dann collectire man für die Gemeinde zu Cöln und ich will mein Scherflein nicht versagen. Haben wir aber ein Nationalwerk nöthig um unsere Einigkeit zu stärken, unser Nationalgefühl wach zu halten, gut, man baue eins, aber man wähle dazu nicht die Kirche einer Partei.

Und haben wir denn nicht schon ein solches Nationalwerk? Haben wir nicht das Hermanns-Denkmal? Ja freilich, wirst Du mir vielleicht entgegen, aber weißt Du denn nicht, daß es sehr ungewiß ist, ob Hermann der Befreier Deutschlands gewesen? daß er vielmehr die Ehre gar nicht verdient? Ich könnte Dir über einen solchen Einwurf ernstlich böse werden, und Dir, wenn es nicht als ein Plagiat erscheinen könnte, Unempfänglichkeit für eine große Idee vorwerfen. Mir gilt es gleich, ob ein Hermann existirt hat, oder nicht, ob die Person selbst eine mythische ist, oder ob die Verdienste, die man ihm zuschreibt, eine Mythe sind, mir ist es die Idee, der das Hermannsdenkmal errichtet wird. Er ist der Repräsentant der deutschen Unabhängigkeit, der deutschen Volksthümlichkeit, des deutschen Geistes

kurz des ganzen Deutschlands. Wir stellen sein Bild auf hoher Bergesspitze, daß er weithin sichtbar, als ein Wächter dastehe der deutschen Volksthümlichkeit, daß er Allen, die von Fern und Nah kommen, ihn zu sehen, zurufe: „Hört, ihr Deutschen, und laßt Euch sagen, die Stunde der Gefahr hat noch nicht ausgeschlagen; bewahrt das Feuer des deutschen Sinnes und auch das Licht der Aufklärung, das Euch angezündet ist, daß dieses nicht verlösche und Finsterniß an seine Stelle trete, daß jenes nicht um sich greife und die Schranken, worin Euer deutscher Geist es gehalten wissen will, überschreite, daß Euch und Euren Kindern nicht Verderben erwache.“ In diesem Sinne gehört Hermann dem ganzen Deutschland an, nicht einer einzelnen Partei, nicht einem einzelnen Lande, und, damit ich endlich hievon abbreche und meinen Schlußsatz sage, das Hermannsdenkmal ist mir ein Denkmal der Befreiung Deutschlands von der weltlichen Macht Roms, der Cölner Dom in seiner jetzigen Gestalt, ist das Denkmal der Befreiung Deutschlands von der geistlichen Macht Roms, beide gehören zusammen. Man vollende den Hermann und erhalte den Dom in seiner jetzigen Gestalt. Ich will damit natürlich nicht Jeden, der sich für den Cölner Dombau interessirt, verketzern, will Dir meine Ansicht nicht aufdringen, wollte Dir aber doch diese meine Ansicht auseinandersetzen, um nicht bei Dir in den Verdacht des Mangels an Nationalgefühl zu kommen, wenn Du meinen Namen auf der Liste der Subscribenten vergebens suchst.

(Die Hauslehrer in Rußland.) Die Summen, welche die Russen für den Privatunterricht ihrer Kinder zahlen, sind oft ungeheuer groß. Ein Hauslehrer erhält meist drei bis viertausend Rubel und dieser Gehalt steigt bis sechs und zehntausend, wenn man einen solchen Lehrer nach Sibirien oder in eine andere entlegene Provinz ziehen will. Man hat berechnet, daß es allein in Petersburg sechstausend Erzieher und Erzieherinnen giebt, doch dürfte diese Zahl der Wahrheit bei Weitem nicht gleich kommen. In einem Gesetze von 1834 sind alle die Privilegien bestimmt, welche den Privaterziehern zukommen, die in Rußland ihre Prüfung bestanden haben. Nach diesem Gesetze werden sie für Staatsdiener angesehen und sie dürfen demnach die „kleine Uniform“ des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes tragen. Derjenige Privaterzieher, der sein Amt zwei Jahre lang in einer Familie von altem Adel bekleidet hat, tritt in die vierzehnte Adelsklasse ein; auf diesen Rang hat er Anspruch, wenn er drei Jahre in einer Kaufmannsfamilie der ersten Klasse oder fünf Jahre in einer Familie sich befand, die gar keinen Rang hat. Diese Erzieher können ferner nach Verlauf einer bestimmten Frist zu Titularräthen, Hofräthen, Collegienassessoren ꝛc. ernannt werden und es giebt gegenwärtig in Rußland mehrere Staatsräthe, die niemals ein anderes Amt als das eines Privaterziehers bekleidet haben.

(Ein merkwürdiger Wurm.) Unter den Naturmerkwürdigkeiten, die es in Charleston (America) giebt, befindet sich auch ein kleiner Wurm, der Bijouteriewurm genannt. Er lebt auf den Blättern des wilden Weinstocks, der deshalb Bijouteriewein heißt, sieht anfänglich wie ein Stückchen weißen Zwirnes aus und ist fast bewegungslos. Nimmt man aber das Blatt ab und legt es in einem Zimmer unter eine Glasglocke, so wächst der kleine weiße Faden in der kurzen Zeit von vier und zwanzig Stunden zu einer ziemlich großen Raupe heran, die schön gefärbt und mit goldenen Punkten besetzt ist. Nach der völligen Ausbildung kriecht diese Raupe an dem Glase empor, hängt sich an dem einen Ende an der Decke auf und krümmt sich in eine große Menge von Formen, welche treffliche Modelle zu goldenen Bijouteriewaaren geben, wie zu Ohrringen, Brochen, Nadeln ꝛc. Daher hat das Geschöpf denn seinen Namen erhalten.

(Fouqué's Pappenheimer.) Schiller schrieb zur Antwort auf die vielfache Anfrage, wo Thekla geblieben, ein besonderes Gedicht, die bekannte Geisterstimme. Der alte Fouqué giebt jetzt zur Beantwortung der wohl nur von ihm so lebhaft gestellten Frage, wo der lombardische Kürassier, den wir aus „Wallenstein's Lager“ kennen, geblieben, und wo seine Abkunft zu suchen sei, eine Reihefolge dramatischer Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege „der Pappenheimer Kürassier“ (Nordhausen und Leipzig, Schmidt, ein Supplement zu Fouqués Schriften.) Es ist tragikomisch, daß der alte feudale Kämpe nicht hat schlafen können, bis er ausgemittelt, wer die Ahnen des guten Kürassiers gewesen. Doch viel weniger, als wie er dessen Ahnentafel sich fingirte, hat uns das Vorwort zum Buchlein ergötzt. — Es ist eine jener Armseligkeiten unserer mystischen Feudalromantiker, die Ausgeburten ihrer Phantasie als Offenbarungen zu bezeichnen, wo nicht sie dem Buche der Offenbarungen als Anhängsel und Afterbibel anzureihen. So sinnt der alte Baron im Vorwort von der Wundersamlichkeit, der erhabenen Räthselhaftigkeit der Poesie. Er hat das kleine Buch schon in früheren Zeiten geschrieben. Dies drückt er so aus: „In einer unaussprechlich schmerzreichen und bedrückten Zeit meiner Erdenwallfahrt beschweert mit endlich die Muse, als eine mitleidig laut werdende Pythia, die Antwort auf meine Decennien lang im Innern gehegte Frage.“

Anzeige.

Von dem beliebten Büchlein:

Texte für jeden Tag im Jahre. Zur Belehrung und Erbauung ausgewählt von Elisabeth Fry, nach der Lutherischen Uebersetzung deutsch wiedergegeben vom Verleger, sind jetzt auch sauber gebundene, mit Papier durchschossene Exemplare als Gedenkbücher à 21 Grote zu haben.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 34.

Bremen, Donnerstag den 28. April 1842.

Gestorben:

Nro. 450. Den 23. April. Des Schiffscapitains Isaac Bötjer Wittwe, geb. Greve, 63 Jahr; Schnoor Nro. 19.

— 451. Den 23. — Des Weinhändlers Ahlert Wilh. Detken Wittwe, geb. Siebers, 72 Jahr; im Gasthause.

— 452. Den 24. — Der Schiffszimmermann Johann Hinrich Borrmann, 36 Jahr; Dreckort Nro. 9.

— 453. Den 24. — Der Arbeitsm. Hinr. Schröder, 56 Jahr; Armenhaus.

— 454. Den 24. — Des verst. Strumpfwebers Joh. Hinr. Verdenhalfen Wittwe, geb. Ziegener, 66 Jahr; kl. Helle Nro. 8.

Nro. 455. Den 25. — Des Arb. Joh. Heinr. Ließ Sohn (todt geb.); Meyers Gang Nro. 3.

— 456. Den 25. — Der Kohlhöker Cord Block, 65 Jahr; im Sack Nro. 6.

— 457. Den 25. — Der Maurergesell Christ. Herm. Mattfeldt, 44 Jahr; Dreckort Nro. 12.

— 458. Den 25. — Des Arb. Friedr. Wilh. Lesemann Sohn, 1 Jahr; Hülsberg Nro. 23.

— 459. Den 26. — Des Arb. Ferdinand Ranzow Tochter, 11 Jahr; Düsternstraße Nro. 10.

— 460. Den 26. — Des Malers Christian Andreas Mügge Tochter, 3 Jahr; Abbenthorsstr. Nro. 18.

Geburten:

Nro. 550. Den 22. April. Des Arbeitsm. Franz Julius Schwartz Ehefr., geb. Thomas, Löschenhof Nr. 7; von einem Knaben.

— 551. Den 23. — Des Schuhmacheramtsmeisters Carl Heinr. Ludw. Schwartz Ehefr., geb. Wendel, Pelzerstraße Nr. 38; v. e. K.

— 552. Den 23. — Des Arb. Joh. Christ. Windemuth Ehefr., geb. Focke, Neuenstr. N. 85; von einem Mädchen.

— 553. Den 23. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedr. Ferdinand Quantmeyer Ehfr., geb. Ahrens, Grünenstr. N. 124; v. e. M.

— 554. Den 24. — Des Stuhlmachers Joh. Wacker Ehefr., geb. Rumsfeld, gr. Johannisstr. Nr. 173; von einem Knaben.

— 555. Den 24. — Des Zimmergesellen Joh. Hinr. Geyer Ehefr., geb. Sanders, a. d. Häfen Nr 24; von einem Mädchen.

— 556. Den 24. — Des Landvoigts Friedr. Eduard Reckoirewsky, genannt Recka, Ehfr., geb. Hunicke, Buchtstraße Nr. 69; v. e. M.

— 557. Den 24. — Des Maurergesellen Georg Meyer Ehefr., geb. Sengstacke, Schnoor Nr. 4; von einem Mädchen.

— 558. Den 24. — Des Grobbäckers Joh. Heinrich Pauls Ehefr., geb. Geercken, kl. Rosenstraße Nr. 16; von einem Knaben.

Nro. 559. Den 24. — Des Pastors zu U. L. Frauen Emil Aug. Pauli Ehefr., geb. Humbert, am Domshof N. 28; v. e. Mädchen.

— 560. Den 25. — Des Bleichers Friedr. Hoormann Ehefr., geb. Bremermann, Obernstraße Nr. 76; von einem Knaben.

— 561. Den 25. — Des Arb. Joh. Hinr. Ließ Ehfr., geb. Tolle, Meiersgang Nr. 3; v. einem todten Knaben.

— 562. Den 25. — Des Schuhmachermeisters Arend Wulfken Ehefr., geb. Posse, gr. Rosenstr. Nr. 34; von einem Mädchen.

— 563. Den 25. — Des Kaufmanns Bernh. Conrad Kroning Ehefr., geb. Wessels, Langenstr. Nr. 109; von einem Knaben.

— 564. Den 25. — Des Kaufmanns Nicolaus Gerdts Ehefr., geb. Menck, Heerdenthorssteinweg Nr. 1 F; von einem Mädchen.

— 565. Den 26. — Des Zeichnenlehrers Friedrich Wilh. Beyer Ehfr., geb. Auffarth, Tiefer Nr. 47; von einem Knaben.

— 566. Den 26. — Des Gastwirths Jacob Christoph Sander Ehefr., geb. Bruns, am Neuenmarkt Nr. 14; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 35.

Bremen, Sonntag den 1. Mai 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 1. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Cand. Victor.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Frühlingsruf.

Der Frühling ist erschienen!
Mit freundlich heitern Mienen
Lacht er die Welt, die Menschen, an.
Es freu' sich, wer sich freuen kann!
Der Frühling ist erschienen.

Wir seh'n es an den Wäldern;
An Wiesen, Flur und Feldern.
Wir seh'n es an den Bäumelein,
Wir seh'n es an den Blümelein:
Der Frühling ist erschienen.

Wir hören's im Gesange,
Im tausendstimm'gen Klange
Der kleinen muntern Vögelschaar;
Sie singt es uns so treu und wahr:
Der Frühling ist erschienen.

Wir fühlen's an den Lüften;
Wir riechens in den Düften;
Wir merken es am Sonnenschein;
Wir lesen es in Flur und Hain:
Der Frühling ist erschienen.

Schon nahn sich uns die Störche;
Schon singt ihr Lied die Lerche;
Noch schöner singt's die Nachtigall;
Laut ruft es ihrer Stimme Schall:
Der Frühling ist erschienen.

Im Thal und auf der Höhe,
Es ruft, wohin ich sehe,
Mir freundlich jedes Wesen zu:
Lobsinge deinem Schöpfer du!
Der Frühling ist erschienen.

Ja, Dir sei Lob gesungen!
Gott! Millionen Zungen
Verehren Deine Güt' und Macht,
Erfreu'n sich deiner Werke Pracht.
Gott! Dir sei Lob gesungen!

Hamburg. G. H. Ph. Pehling.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Schweigend hatten die Räuber ihm zugehört. Einige schienen von Lorenzo's Worte überzeugt zu sein, ließen sich aber nichts merken; sie erwarteten erst den Beweis vom Verrathe eines Hauptmanns, den sie von Kindheit an gekannt hatten. Die Andern waren noch ungläubig, denn sie kannten den unversöhnlichen Haß und die Eifersucht Lorenzo's gegen mich.

„Unterdessen war es Carlini, meinem treuen Freunde, gelungen, sich unbemerkt von der Bande wegzuschleichen, mich in der Grotte aufzusuchen und von den Vorgängen zu unterrichten. Ich dankte ihm für seinen Eifer, und erwiederte, daß ich des Elenden Complott vernichten werde.

„Margarita hatte mich vor Aufgang der Sonne verlassen. Ich wußte gewiß, daß ihr der Schändliche nicht gefolgt war, und schickte Carlini zurück, indem ich ihn einen Umweg nehmen ließ. Mit den Vorräthen für meine Leute beladen, schritt ich der Höhle zu. Ich fand daselbst meine Genossen im Kreise um Lorenzo sitzend; er sprach eifrig zu ihnen, schwieg aber augenblicklich, als er mich bemerkte. Der Satan, wenn er sich über die Strafe der Verdammten freut, hat gewiß kein grausameres, ironischeres Lächeln, als damals über Lorenzo's bleiche Lippen irrte. Ich that, als bemerkte ich nichts, zeigte kein Mißtrauen und lud sie sogar mit scheinbarer Heiterkeit zum Frühstücke ein, ehe wir den Wald zur Sicherheit der Bande durchsuchten. Meine Absicht war, sie den ganzen Tag zu beschäftigen, um Lorenzo immer im Auge zu haben. „Cameraden, sagte ich, wir dürfen heute nicht zur Ruhe kommen; meine Spione haben mich benachrichtigt, daß mehrere fremde, reichbeladene Wagen auf dem Wege nach Neapel sind. Morgen vor Tagesanbruche geht es nach Fondi."

„Wir brachen auf, und der Tag verging mit Manövern und Strapatzen aller Art. Ich ließ sie auf die Bäume steigen, um die Ebene zu besichtigen, Felsen erklettern und Schluchten durchsuchen; ich trennte sie in Pelotons zu vier Mann, und ließ den Wald nach allen Richtungen durchstreifen. Meine Leute waren von Ermüdung erschöpft, und ich selbst.... sann über ein scheußliches Verbrechen... Verflucht seist du, Lorenzo! Ja, es war unumgänglich nöthig, dies Verbrechen, um meinen gefährlichen Nebenbuhler zu vernichten, und die Bande wieder zu dem gewohnten Gehorsam zu zwingen. Die Nacht nahte, und der Wald ward düster. Wir zogen in die Höhle, und meine Genossen stärkten ihre Kräfte wieder durch ein Mahl, das sie mit Wein von Montefiascone hinunterspülten. Bald waren Alle eingeschlafen; nur Lorenzo wachte und harrte des Morgens. Auch ich harrte... denn es war der Todesmorgen für Einen von uns Beiden. Als ich die Höhle verließ, ertheilte ich strengen Befehl, daß Jeder während meiner Inspection in der Umgegend auf seinem Posten bleibe. Ich ging hierauf nach der Grotte, wo ich Margarita, die unglückliche Margarita erwartete.

„O, Himmel!... verflucht sei mein Haupt, schrie Decesaris, und sein schäumender Mund verstummte. Von fürchterlichen Zuckungen erzitterte sein ganzer Körper, und einige Augenblicke schwankte er hin und her, so daß er sich festhalten mußte. Ich hörte folgende mit hohler Stimme gesprochene, unglückweissagende Worte, während er sich die Stirn rieb, als wolle er hier einen Flecken wegwischen: „Immer Blut an meiner Stirn und meinen Händen... ah! diese Flecken vergehen nie." Dann ward er so schwach, daß ich ihn stützen mußte. Endlich kam er, nach ungeheuren Anstrengungen, wieder zu sich, und fuhr fort in seiner scheußlichen Geschichte.

„Ach! sagte er, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Verzweiflung, noch wenige Tage zuvor ging ich mit einem Herzen voll heißer Liebe zu Margarita, nach der Grotte...; und jetzt ging ich hin, sie der mich verzehrenden Wuth, über meinen Feind zu triumphiren, zu opfern!" Sein Auge flammte, daß ich schaudernd den Blick wegwendete, und die Finger seiner rechten Hand krallten sich mit den Nägeln so fürchterlich in meinen Arm ein, daß das Blut herausspritzte. Es war entsetzlich! Er fuhr fort:

„Diese Gedanken folterten mein Herz; welche Höllenqual habe ich erduldet, den von mir gefaßten teuflischen Entschluß zu bekämpfen! Dennoch gelang es mir, dies Herz zu bewältigen, an dem jetzt eine Schlange unaufhörlich nagt, und ich schritt vorwärts, überzeugt, unbarmherzig sein zu können. Noch war Margarita nicht da. Die Nacht war völlig hereingebrochen; blutroth erhob sich der Mond langsam hinter dem Bergrücken hervor und warf sein bleiches Licht weit hin über den Wald. Plötzlich hörte ich schnelle, leichte Schritte, und durch die Bäume sah ich einen weißen Schleier wehen...; sie war es. Liebend breitete sie mir die Arme entgegen, und ich ergriff, von Wuth und

Verzweiflung beherrscht, meinen Dolch, stieß zu, und strömend floß das Blut aus der Wunde der Unglücklichen."

Der Mörder war kaum noch zu verstehen. Seine Augen rollten in ihren Höhlen, und er röchelte, wie im Todeskampfe begriffen. Endlich sammelte er alle seine Kräfte und fuhr fort: „Ihre halberloschenen Blicke schienen mir zu verzeihen, und ihre Lippen bewegten sich, als wollten sie das letzte Lebewohl sprechen. Kommen wir zu Ende mit dieser entsetzlichen Geschichte. Meine Kraft hatte mich verlassen, und vergebens versuchte ich, mein Opfer in die Höhe zu heben. Endlich nahm ich sie wie ein Wahnsinniger in meine Arme, und trug sie in den Hintergrund der Grotte."

Bei diesen Worten zitterte Decesaris an allen Gliedern, blutige Röthe überzog sein Gesicht und den Kopf in die Hände nehmend, heulte er vor Schmerz.

„Mit diesem Dolche schnitt ich einiges Farrenkraut ab, und bedeckte damit den leblosen Körper derjenigen, die mir so theuer gewesen war, und die ich dennoch geopfert hatte. Ich konnte mich nicht losreißen von dieser Stelle. Nur nach langem Zaudern begab ich mich auf den Weg nach der Höhle, von wo Lorenzo, von meinen Leuten gefolgt, bei Tagesanbruch ausmaschiren sollte. Der Verräther wollte mich überrumpeln, und glaubte so seinen Triumph zu sichern; schon glaubte er, mein Leben in Händen zu haben. Kaum war ich in der That hundert Schritte gegangen, als ich die Bande bemerkte; sie eilte raschen Schrittes herbei, Lorenzo an der Spitze. Beim Anblicke dieses Ungeheuers wallte mein Blut siedend heiß in meinen Adern.

„Halt! rief ich mit donnernder Stimme. Wer war so frech, Euch meinen Befehlen zuwider hierher zu führen? Du bist es, Schändlicher, rief ich, durchbohrende Blicke auf Lorenzo werfend. Elender! Bisher haben Deine dummköpfige Eifersucht, Deine lächerlichen Anmaßungen, Deine heimlichen Umtriebe, mir eine Macht zu entreißen, die ich der freien Wahl meiner Gefährten verdanke, nur Mitleid eingeflößt. Was ich aber jetzt über Deine feigen, niederträchtigen Anschläge, über Deine wahnsinnige Leidenschaft für Margarita erfahren habe, verwandelt meine Verachtung in Wuth. Ein Opfer, ein fürchterliches Opfer war nöthig für diese treuen Gefährten, welche Du auf Irrwege zu leiten gesucht hast. Nun denn! Ich habe es gebracht: Kommt Alle in diese Grotte, . . . und seht . . .

„Ein allgemeines Gemurmel ward hörbar; sie traten näher . . .; ich nahm die Zweige und das Gras hinweg, welches die Leiche meines Opfers barg. „Daliegt sie, diese Margarita! rief ich, der Spion der Gouverneurs von Frosinone; nicht ich habe sie getödtet, sondern Du, Lorenzo, Du feiger Verräther und Angeber."

„Alle meine Gefährten traten um die Leiche und stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

„Cameraden, sagte ich, richtet nun, und entscheidet, wer von uns Beiden den Tod verdient."

„Bei diesen Worten zog Lorenzo seinen Dolch, und wollte sich mit wuthentflammten Blicken auf mich stürzen; allein beim ersten Schritte fielen Alle über ihn her, und unter unzähligen Dolchstößen fiel der Verräther. Meine Gefährten vermochten die Wuth nicht zu bemeistern, von der sie ergriffen waren; sie zerstampften den Elenden mit ihren Füßen, schleppten ihn in die Grotte und warfen den Leichnam auf den blutigen Körper des jungen Mädchens... Dann riefen Alle: Hier hast Du das Opfer, das wir Dir schulden! Unser Hauptmann trägt nicht die Schuld von Deinem Untergange."

Nun aber vermochte Decesaris kein Wort mehr hervorzubringen. Er hatte sich, während er seine furchtbare Geschichte erzählte, mehrmals gesetzt und war wieder aufgestanden. Aber als er aufgehört hatte, zu erzählen, lag er wie todt zu meinen Füßen. Erst nach langer Zeit gewann er wieder so viel Kraft über sich, um sich zu erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

(Fortsetzung.)

In der That schienen große Schmerzen über diese Stirn hingezogen zu sein, welche doch bestimmt war, nur der Freude zum Sitz zu dienen; tiefe Leiden schienen diese Wangen gebleicht zu haben, welche allein die Rosenfrische der Jugend hätte färben sollen; ein herbes Geschick schien diesem Munde, den nur das Lächeln der Liebe hätte verschönern sollen, einen Zug von bitterer Ironie aufgedrückt zu haben. Was konnte er in diesem Alter gelitten haben? Sein abgemagertes Antlitz, obgleich schön und fast von Raphaelischer Regelmäßigkeit, seine Augen, tief eingesenkt in die Höhlungen, welche ein leichtes Braun beschattete, das Stillschweigen, welches er mit fast mönchischer Strenge be-

obachtet, und die sichtliche Verlegenheit, welche er empfand, wenn der Blick eines Mannes sich auf ihn heftete, waren für die Menge, welche immer nach dem äußern Eindrucke richtet, unabweisliche Anzeichen, und gaben zu den widersprechendsten Vermuthungen Anlaß. Die Einen sahen in ihm nichts geringeres, als einen Aussendling der Hölle; die Andern trugen sogar kein Bedenken ihn für den — leibhaften Satan! zu halten. —

III.

Das Schwert.

An dem Jahresfeste der Erzherzogin ging es an dem Hofe in Brüssel so prächtig und königlich zu, wie man es kaum von der Regierung Philipp's des Guten und der Regentschaft der Margaretha von Oesterreich sich erinnerte. Beide Flügelthore des Palastes waren eröffnet; Tanz, Musik, Fröhlichkeit belebten die Säle und die von Lichtern und Blumen schimmernden Galerien. In diesen von Wohlgeruch durchdufteten, von tausend farbigen Flammen erhellten Räumen bewegten sich, gleich den Erscheinungen eines Traumes, alle die Gestalten des Festes, prangend von Edelsteinen, Federn, Sammet und Seide. Hier sah man blonde, jugendliche Frauen, dort andere in braunem oder schwarzem Hauptschmuck; schlanke Leiber, die man mit zwei Händen hätte umspannen können, eilten vorüber, Figuren ganz aus Taffet und Spitzen. Man hätte sagen mögen, daß der Himmel des Koran alle jene mährchenhaften Houri's auf die Erde herabgesandt habe, deren überirdische Schönheit nur in der entzückenden Trunkenheit des Opiums erschaut wird.

Aber in Mitten dieser von Anmuth und Geschmeide strahlenden Frauen, in Mitten dieser von Gold und Gestein glänzenden Herren stand ein einziger Mann, finster und sorgenvoll, gegen eine Marmorsäule des Saales gelehnt, der mit mitleidigem Blicke alle die Lust, die ihn umrauschte, alle Tänze, die sich vor ihm verschlangen, betrachtete. Manchmal hätte man glauben sollen, daß er nichts von dem sah noch hörte, was um ihn vorging, so war er in sich selber versunken. Aber plötzlich fuhr er wie aus einem quälenden Traum empor, und warf sein Auge auf das goldene Vließ, das auf seiner Brust hing, dessen Anblick jedoch ihn noch ernster und nachdenkender zu machen schien.

Was in dem Herzen dieses Mannes, der kein anderer als Egmont war, vorging, konnte Niemand errathen, außer daß man seine Brust rascher sich bewegen, und eine Blässe, schnell wie ein Gewölk, über sein Antlitz fliegen sah, so oft in den tanzenden Reigen eine der Frauen an ihm vorbeischwebte, deren dunkle spanische Augen, unwandelbar auf ihn gebeftet, die man dem Blick der Schlangen zuschreibt. Der Graf selbst, einer Regung gehorchend, die mächtiger war als sein Wille, folgte ihr lange mit den Blicken, indem er sich anstrengte, dieses braunen Gesichts und dieser schwarzen Augen sich zu entsinnen, die er anfangs glaubte nur in der Einbildung gesehen zu haben, und die ihm offenbar Furcht zu erregen schienen. Wenn sie in der Menge verschwand, suchte er sie wieder, er suchte unaufhörlich dies Bild in seinem Gedächtnisse, aber umsonst; je öfter das Wogen des Tanzes sie ihm vorführte, desto größer ward seine Neugier, und jedesmal wiederholte er für sich mit leiser Stimme: Immerdar dieses Weib! —

Welche geheimnißvolle Beziehung zwischen ihm und dieser Frau statt finden mochte, war ihm selbst unbekannt. Ob sie ihm zuerst im Traum oder in der Wirklichkeit erschienen war, auch darüber wußte er sich keine Rechenschaft zu geben. Er erinnerte sich blos, daß er ihre Züge in einem der entscheidendsten Momente seines Lebens, gesehen oder erkannt habe. In der Schlacht bei St. Quentin, in dem Augenblicke, wo er dem feindlichen Reiter, mit dem er so tapfer Mann gegen Mann gekämpft hatte, zu Boden warf, wurde sein Ohr von einem lauten, zerreißenden Schrei getroffen; er war dem Munde eines Jünglings entfahren, der sich verzweifelt über den Sterbenden stürzte. Dieser Jüngling hatte die Gesichtszüge der Dame; wie ein Blitz war das Antlitz desselben vor ihm erschienen, aber es blieb für immer seinem Gedächtnisse eingeprägt. Späterhin sah er dieselbe Gestalt zu wiederholten Malen, und zu Zeiten glaubte er an derselben eine auffallende Aehnlichkeit mit Marana zu bemerken. Dann stiegen seltsame Vermuthungen in seinem Kopfe auf; indeß einen Augenblick nachher glaubte er wieder das Spielwerk einer jener Launen des Zufalls zu sein, die vielleicht mehr als Launen sind, und er sagte zu sich selbst: Nein, das ist unmöglich! —

So hatte ihn denn diese Frau während des ganzen Abends lebhaft beschäftigt, und sein Auge spähete nach ihr unaufhörlich; aber sie ließ sich nicht mehr sehen. Auf einmal verließ er den Platz, wo er stundenlang unbeweglich gestanden hatte, und durchschritt eilig die Säle und Gallerien des Pallastes. Allein er fand nicht, was er suchte. Einige Minuten darnach entfernte er sich, und begleitet von Dienern,

die ihm mit Fackeln voranleuchteten, begab er sich nach seiner Wohnung. —

Schon seit einer Stunde war das Thor von Egmont's Palast geschlossen, als es sich auf einmal wieder aufthat. Ein Mann trat heraus, das Gesicht unter einem ungeheuern Filzhute verbergend, und in einen weiten Mantel gehüllt, dessen unterer Saum von der Spitze eines Degens ein wenig aufgehoben wurde. Man sah ihn mit raschen und verstohlenen Schritten fortgehen, indem er sich, in tiefer Dunkelheit, längs dem Gemäuer hinschlich, welches, an die Sablonkirche gelehnt, sich wie ein unförmlicher Auswuchs an den Wänden dieses Gebäudes ausnahm. Plötzlich ließ sich eine Stimme von der Kirche her vernehmen; er glaubte diese Stimme zu kennen. Sie sang:

„O schmucker Ritter in finstrer Nacht,
Was wandelst du so allein,
Wie ein Gespenst, vom Grab erwacht,
Wann erlosch der Sterne Schein? —
Sei, nächt'ger Ritter, auf deiner Hut,
Denk' daß des Feindes Blick nicht ruht,
O wandle, wandle in Gottes Hut!

Ein helles Lachen folgte auf diese sonderbaren Worte. Der Mann im Mantel stand still. Er schaute sich um, aber er gewahrte nichts als eine Nachteule, deren Augen aus dem Schnitzwerk eines Fensters hervorfunkelten. Er setzte seinen Weg fort. Aber sogleich hub die Stimme von Neuem an zu singen:

„Dich lockt wohl fern ein Kämmerlein,
Still und vertraut,
Da harrt ein Weib in Liebespein
Auf deiner Schritte Laut! — —
Sei, nächt'ger Ritter, auf deiner Hut,
Dieweil der Rache Blick nicht ruht,
Befiehl dich, Ritter, in Gottes Hut!

Abermals stand der Ritter still. Allein er vernahm nichts als den Flügelschlag einer Fledermaus, welche an seinem Gesichte vorbeistreifte. In dem nämlichen Augenblicke begann das Lied wieder:

„Fürwahr die Dam' ist schön und hold,
Wenn sie dein Herz umflicht!
Doch schenkt sie dir den Minnesold,
Vergiß des Gatten nicht: — —
Sei, nächt'ger Ritter, auf deiner Hut,
Es lechzt ein Aug' nach deinem Blut,
O wandle, wandle in Gottes Hut!"

Und etwas Schwarzes, selbst in der finstern Nacht bemerkbar, streifte an seinen Füßen vorbei, und entfloh vor ihm.

Der Mann im Mantel hatte seinen Dolch hervorgezogen, aber er sah und hörte nichts mehr. So machte er sich denn wieder auf den Weg, und lenkte in jenes Gewirre von Straßen ein, welche den Raum zwischen dem Sablon und der Kirche der Minimenbrüder ausfüllen; er verschwand in einem jener schmalen Gäßchen, welche damals noch keinen Namen hatten, und von denen auch jetzt nur wenige einen bekannten Namen haben. Vor einer kleinen, niedrigen mit eingeschlagenen Nägeln bedeckten Thüre hielt er an; ein Hund, welcher davor lag, blickte ihn mit funkelnden Augen an. Er hatte nicht nöthig anzuklopfen, denn die Thüre that sich von selbst auf und schloß sich wieder, sobald der Ritter mit seinem schwarzen Gefährten eingetreten war. Er ging durch einen engen und niedrigen Gang, indem er mit den Händen an der Mauer hintastete, ohne einen andern Wegweiser zu haben, als die feurigen Augen des Hundes, welcher voranlief, und sich, wenn er einige Schritte gethan, jedesmal nach ihm umwandte. Am Ende dieses Ganges führten die Stufen einer Wendeltreppe in einen tiefen Keller hinab. Auch dieser öffnete sich bei der Ankunft des nächtlichen Wanderers.

(Fortsetzung folgt.)

Anfänge des deutschen Schauspiels im Mittelalter *).

Die dramatischen Vorstellungen im Mittelalter haben ihren Ursprung an zwei entgegengesetzten Punkten, den Volkslustbarkeiten und der kirchlichen Liturgie. Das Interesse an Allem, was zu schauen giebt und den Reiz des Ungewohnten und Neuen hat, liegt in der Natur des Volks und fehlt selbst bei rohen Völkern nicht. Schon in heidnischer Zeit hat es manche Volkslustbarkeiten an Hauptfesten gegeben, in denen Spuren von Verkleidungen und possenhaften Vorstellungen sind, und manche Reste derselben gingen auf die christlichen Feste über, z. B. das Weihnachtsfest, das Fest der heil. drei Könige ꝛc.; gegen solche „Teu-

*) Aus dem nächstens im Verlage der Schünemann'schen Buchhandlung erscheinenden ersten Bande der Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Joh. Wilh. Schaefer.

felsspiele" (ludi diabolici) eifert die Geistlichkeit seit Gregor's des Großen Zeit, ohne der Volkslust wehren zu können. Die Fahrenden, diese herumziehenden Banden, welche unter andern Arten von Lustigmachern auch Gaukler und Mimen unter sich zählten, machten sich ein Gewerbe daraus, das Volk mit Possen und mimischen Darstellungen zu ergötzen, und daß auch hierbei Verkleidungen schon in dem karolingischen Zeitalter üblich waren, geht aus dem Verbot hervor, daß die Schauspieler nicht Priester-, Mönchs- oder Nonnenkleidung anlegen dürfen. Jedes folgende Jahrhundert liefert Zeugnisse von dem Fortbestehen dieser Verkleidungen, auch wird seit etwa 1200 der Puppenspiele gedacht, welchen erklärende Texte nicht fehlen konnten. Alle diese Possen hatten etwas Theatralisches, blieben aber noch lange in so engen Gränzen, daß die Literatur davon wenig oder gar nicht berührt wurde. Indem die Fahrenden zu ihren Vorstellungen vornehmlich die Kirchenfeste wählten, an denen viel müssiges Volk sich zusammenfand, und meist die Kirchhöfe zu Schauplätzen dienen mußten, so lag hierin die Veranlassung zu einer Verbindung des Weltlichen mit dem Geistlichen, welche in die geistlichen „Spiele" der Mysterien eindringt.

In der kirchlichen Liturgie liegt etwas Dramatisches, und nirgends tritt dies stärker hervor, als in der Passionsgeschichte. Die evangelische Erzählung führt eine Menge Personen redend ein und gruppirt sie um den leidenden Christus. Der Gesang hebt das Dramatische noch mehr hervor, bei Vertheilung an mehrere Personen entstand Wechselgesang, und der zwischen den Reden stehende Text fiel dem Chor zu. Solch ein feierlicher Vortrag der Geschichte vom Leiden und Auferstehen des Herrn fand am Charfreitag, Abends und Nachts vor dem Ostersonntage in der Kirche statt, und bildliche Darstellung der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung wurden zu Hülfe genommen; diese Darstellungen der Passion durch Gesang und Symbol erhielten den Namen Mysterien. Zum Theil richteten auch die Geistlichen den Text zum dramatischen Gesange ein. Anfangs band man sich noch streng an die Worte der Vulgata. Hatte man hieran Gefallen gefunden, so ließen sich auch andere Gegenstände der neu- und alttestamentlichen Geschichte und die Legende zu ähnlichen liturgischen Vorträgen an andern Festtagen verwenden. So weit mochte man schon vor dem 12. Jahrhundert gekommen sein. In diesem kam (wohl nach dem Beispiel der Vorstellungen der Fahrenden) Aktion und Verkleidung hinzu, Schauplatz blieb die Kirche, Geistliche waren die Anordner und Darsteller. Anfangs hielt sich die Handlung in diesen streng an die Bibel und die kirchliche Ueberlieferung; es blieb lateinische Sprache und gemessener Ernst. Ein Beispiel dieser ältesten Mysterien oder „Spiele" (ludi) giebt der ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, der dem Wernher von Tegernsee beigelegt und somit ans Ende des 12. Jahrhunderts gesetzt wird. Den Laien zu gefallen, wurden darauf auch deutsche Zwischenspiele eingemischt. Von dieser Art ist das Mysterium „vom Leiden Christi" das vielleicht schon ins 12. Jahrhundert gehört; es ist größtentheils nach den Bibelworten verfaßt, und sollte mit Gesang vorgetragen werden; aber es sind drei deutsche Gesänge eingeschaltet, auch erscheint dem Volke zur Liebe der Teufel, doch nur als stumme Person, neben Maria Magdalena und hängt zum Schlusse den Judas. Endlich werden diese Spiele ganz deutsch, etwa mit dem 13. Jahrhundert, haben jedoch zum Theil eine ältere Grundlage z. B. Marien Klage, aus zwei Theilen bestehend, der Passion nebst der Klage der Maria und der Auferstehung; Marien Himmelfahrt, aus fünf Handlungen bestehend, der Apostel Theilung, Mariä Tod, Begräbniß, Himmelfahrt und Zerstörung Jerusalems; das Spiel von der heiligen Dorothea, der Anfang eines größern Mysteriums, dessen zweiter Theil die Bekehrung Theophilus enthalten hat. Gegen diese theatralischen Aufführungen eifern Päpste und Concilienseit Innocenz 3. vergeblich. Im Gegentheil wuchs die Lust; die Darstellungen der Fahrenden, die von den Geistlichen auch manchmal in der Kirche zugelassen wurden, knüpften sich an die kirchliche Feier, immer mehr drang das Weltliche in die geistlichen Spiele ein, je mehr durch die Fastnachtsspiele ein verführerisches Beispiel gegeben wurde. Die Zahl der Mitspielenden wurde so erweitert, daß die Kirche zu eng ward und die Kirchhöfe und öffentlichen Plätze dazu benutzt wurden, wo große Gerüste für die Spielenden aufgeschlagen wurden, so eingerichtet, daß Himmel, Erde und Hölle sich in Zwischenräumen über einander erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

* Theater.

Mitte nächster Woche wird zum Benefiz der Herren Richter und Zängl, „Bruder Kain" von Heinrich Smidt gegeben werden.

Dies, von dem rühmlichst bekannten Verfasser, nach einer alten dänischen Chronik bearbeitete vieractige Schauspiel hat allenthalben, wo dasselbe zur Aufführung gekommen, den größten Beifall gefunden. Gewiß ist aber zu erwarten, daß die Benefizianten sich überzeugen werden, daß zu einer guten Einnahme nicht die Wahl einer faden, geistlosen Posse erforderlich, sondern Kunstsinn die gebührende Anerkennung auch vom hiesigen Publikum nicht versagt wird.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 26. April d. J.

Keine.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. Mai 9 Uhr.

Miscellaneen.

(Denkmal Friedrich Wilhelms III. zu Berlin.) Dem Morgenblatte wird aus Berlin geschrieben: Ernsthaft könnten die Debatten hier über das dem hochseligen König zu errichtende Monument werden. Ein solches ist von Seiten der Stadt bekanntlich in der Art vorgeschlagen, daß die Einwohner Berlins dazu freiwillig beisteuern sollten. Bei der großen Liebe, welche Friedrich Wilhelm III. unter allen Classen seines Volks, besonders aber der Berliner Bürger, genoß, ließ sich ein außerordentlicher Ertrag erwarten. Und wie verlautet, dürfte das Resultat der Sammlung über Erwarten gering ausfallen. Nicht Mangel an Pietät ist die Ursache, sondern die Beschaffenheit des vorgeschlagenen Denkmals. Die Blumenvase im Thiergarten, getragen von drei weiblichen Figuren, erscheint der prosaischen wie der poetischen Anschauungsweise gleich unwürdig für einen Regenten, den sein Sohn einen Heldenkönig nannte, für einen Fürsten, der vierzig Jahre regiert und diese Wechselfälle des Glücks mit seinem Volke getragen, und unter dem der Staat zu neuer Kraft und Bedeutung aufgewachsen ist. Darüber sind auch wohl alle Stimmen einig. Stände bereits irgendwo ein großartiges, der historischen Würde des Königs entsprechendes Standbild, dann möchte solch ein kleiner Blumenaltar im Winkel eines Parks immer hingehen; aber da es das erste Monument ist, welches dem Könige gesetzt wird, zieht es die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; es muß also eine Bedeutung haben. Käme eine Bürgerversammlung darüber, die Einige vorgeschlagen haben, zu Stande, was nicht wahrscheinlich, so möchte es interessante Debatten geben. Die Oppositionsstimmen sind bis zum Thron gedrungen und der König hat erklärt, er selbst wolle seinem Vater das von der allgemeinen Stimme geforderte Nationaldenkmal setzen. Das ist ein natürlicher und würdiger Entschluß; damit wird aber dem Wunsche der Bürger doch noch nicht entsprochen. Der König kann dem königlichen Vater nur ein Heldendenkmal errichten, er muß ihn auf ein Roß setzen in voller Kriegerrüstung. Das ist es nun auch wieder nicht, was die Pietät der Berliner wünscht, und dem ursprünglichen Entwurf lag etwas Besseres zu Grunde, als der Plan besagt. Sie wollen ihren König unter sich sehen, wie er ihnen erschienen ist, wie er sich ihre Liebe erworben hat, den schlichten, bürgerlichen König, der freilich wenig populäre Künste, aber in anderem Sinne eine sehr populäre Natur hatte. Schlichten Sinnes haßte er allen Prunk, alle Repräsentation, alles Rococowesen. Das war es mit, unbeschadet der Eigenschaften seines Herzens, was ihn dem Volke so nahe brachte. Das englische Volk verlangt von seinen Königen einen königlichen Staat; in Preußen ist es gerade umgekehrt. Je weniger Staat ein König macht, um so mehr steigt er im Ansehen der Bürger. Es ist bei uns ein ganz vergebenes Streben, durch Prunk und Gala zu imponiren, ebenso als auf der andern Seite durch Fackelzüge, Nachtmusiken, Straßenreden. Ging's nach dem Wunsch der Bürger, so sähen wir den König nicht zu Roß, sondern zu Fuß, im schlichten Ueberrock, die Landwehrmütze auf dem Kopf. So möchten wir Alle ihn sehen, aber so darf der König seinen königlichen Vorfahren nicht abbilden lassen, wenn auch der Sohn, wie wir nicht zweifeln, gern seinen Vater so ehrte. Wäre das nun aber nicht eine würdige Aufgabe der Stadt?

(Aus London.) Die deutsche Oper aus Mainz, welche in der vorjährigen Saison das Drurylane-Theater inne hatte, wird sich am 2. Mai d. J. in dem nicht weniger großen Coventgarden-Theater aufthun, wo den Winter über die englische Oper spielte. Als zum Personal gehörig sind genannt die Damen: Stöckel-Heinefetter, Gned, (vom Darmstädter Hoftheater), Lützer, Schodel und Hasselt-Barth (vom Wiener Hoftheater), und die HH. Eichberger, Mellinger, Staudigl und Abresch. Der Chor besteht aus 80 Stimmen und soll von trefflicher Auswahl sein. Der großherzoglich badische Capellmeister Hr. Lachner und Capellmeister Ganz aus Darmstadt leiten das ebenfalls aus deutschen Musikern gebildete Orchester. Das Repertoir, das früher auf Opern rein deutschen Ursprungs beschränkt war, scheint jetzt erweitert zu sein, wenigstens stehen auch Spontini's Vestalin und Cherubini's Wasserträger darauf. Meyerbeers Hugenotten werden zum erstenmal in London in Scene gesetzt werden, und zwar als solche, nicht als Anglicaner. Unter neueren Tonwerken wird auch Lortzings „Czar und Zimmermann" zur Aufführung kommen.

(Industrieausstellung zu Mainz.) Unbeschreiblich ist die Thätigkeit, welche jetzt der Local-Gewerbverein im Interesse der deutschen Industrieausstellung entfaltet. Seitdem die Staatsregierung sich bereitwillig erklärt hat diese nationale Unternehmung durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel zu unterstützen, unter andern auch dadurch, daß sie die Garantie für den bedeutenden Kostenbetrag der Ausstellung übernimmt, seitdem sogar unser Großherzog alle Räume seines fürstlichen Palais dahier als Ausstellungslocal zur Verfügung des Gewerbvereins gestellt hat, steht bei den hiesigen Gewerblichen die Ansicht fest, daß die schöne Idee einer deutschen Industrieausstellung in Mainz in jedem Fall realisirt werden wird und zwar auf eine Weise, die Deutschlands industriellen Aufschwungs würdig ist. Von Seite der auswärtigen Fabrikanten laufen mit jedem Tage neue Zusagen ein.

(Das Münster zu York.) Zur Wiederherstellung des theils durch Brand, theils durch Zerfall sehr beschädigten berühmten Münsters von York sind bis jetzt 14,337 Pf. St. gesammelt: die Reparaturkosten sind aber auf 21,000 Pf. veranschlagt. Das Capitel will 4000 Pf. aus eigenen Mitteln beischießen.

(Eine Pariser Leinwaarenhandlung.) Die an der Ecke der Rue du Bac zu Paris befindliche Leinwaarenhandlung, au petit St. Thomas genannt, steht dermalen im Rufe, die größte und am glänzendsten eingerichtete Leinwaarenhandlung zu sein, die es in Paris wie sonst wo giebt. Zwei weitläufige und prunkvoll arrangirte Glasgallerien, worin die Waaren etalirt und der Verkauf Statt findet, werden durch einen reizenden schma-

len Garten geschieden, welcher aufs Zierlichste eingerichtet und reich an herrlichen Blumenbeeten und Parterren ist. In diesem Garten können diejenigen, welche bloß der Augenscheinnahme — des sogenannten fashionablen Ladenbesuchs — halber oder um wirklich Einkäufe zu machen gekommen, oder dergleichen bereits gemacht haben, nach Gutdünken sich ergehen. Schmucke junge Ladendiener, wovon der eine diese, der andere jene außer-französische Sprache redet, sind zur Verständigung und Bedienung im Ueberfluß vorhanden. Die Preise sind festgesetzt.

(Spargelpflanzung.) In San Sebastian, im nördlichen Spanien, wird der Spargel auf etwa 5 Fuß breiten und 20 bis 60 Fuß langen Beeten gezogen, die keine andere Zurichtung erhalten, als daß sie umgegraben werden; im März säet man den Samen 18 Zoll tief und 2 Fuß auseinander. Sind die Pflänzchen 6 Zoll lang so pflanzt man sie auf ähnliche Beete aus und begießt sie jeden Tag einmal. Im folgenden März werden die Beete gedüngt. Im dritten Jahre nach dem Säen sind die Spargel zum Ausstechen geeignet und im Frühjahre wird eine acht Zoll hohe Schicht von Blättern auf die Beete gelegt; sobald die Pflänzchen durch diese Schicht hindurchkommen, beginnt das Ausstechen. Durch diese Behandlung erhält man in San Sebastian Spargelpflanzen von drei bis sechs und noch mehr Zoll im Umfange.

(Pferdebändigung.) Das Athenäum vom 2. April führt eine kleine Schrift von einem Hrn. Ellis an, der, durch einen in Catlins Schriften bemerkten Umstand geleitet, eine neue Methode von Pferdebändigung mit Glück versucht. Die Indianer haben bei ihren Büffeljagden die Gewohnheit, die Jungen dadurch zu zähmen, daß sie ihnen die Hand über die Augen halten und stark in die Nasenlöcher hinein athmen; diese kleinen Thiere folgen dann ganz gehorsam den Jägern ins Lager. Auf gleiche Weise zähmen sie die Pferde. Wenn ein wildes Steppenroß mit dem Lasso gefangen und die Vorderfüße gefesselt sind, so nähert man sich ihm langsam, legt die Hand über die Augen des Thieres und bläs't den Athem hinein, worauf es sogleich fügsam wird: man kann es dann leicht führen und reiten. Hr. Ellis machte zwei Versuche in Yorkshire, die völlig gelangen.

(Das Ministerium der Moden.) Die Gräfin T* kam neulich zu der durch die Mode begünstigten Pariser Modehändlerin, um einen neuen Hut auszutauschen für die Prinzessin von **. „Ich wünsche," sagte die Gräfin, „einen Hut nach dem neuesten Geschmack." — Ohne von ihrem Armstuhl sich zu erheben, rief die Modehändlerin einem Ladenmädchen zu: „Anna, gieb an Madame Hüte vom vorigen Monat! — „Nein, nein, von der neuesten Mode!" fiel die Gräfin ein. — „Das ist unmöglich," antwortete Jene; nach einem festen Uebereinkommen mit der Herzogin von ** dürfen die Hüte neuesten Geschmacks, wovon sie einen hat, erst nach vierzehn Tagen sich weiter verbreiten! — Dies Geschichtchen wurde in Paris bekannt und die Modehändlerin hat nun spottweise das Portefeuille bekommen, man nennt sie „verantwortliche Ministerin der Moden.

(Aus Frankfurt) wird ein tragisch-komischer Vorfall aus der dortigen israelitischen Gemeinde berichtet: Als die neue Begräbnißordnung kürzlich zum erstenmal in Anwendung gebracht werden sollte, maßten einige Mitglieder der aufgelösten Begräbnißgesellschaft sich an ihre bisherigen Functionen zu verrichten und vernagelten hierauf den Sarg vor Ankunft des neuen Leichencommissärs, um, wie sie sagten, die Entweihung der Leiche zu verhindern. Als dann auf Befehl des Commissärs der Sarg wieder geöffnet wurde, erhoben die Talmudgläubigen ein fürchterliches Zetergeschrei, wurden aber in Folge dessen als Ruhestörer in Untersuchung gezogen und zu Arreststrafen und in die Kosten verurtheilt.

(Oldenburg, im April.) Am Schlusse des vorigen Jahres belief sich die Zahl der von dem oldenburgischen Weserufer und von der Hunte fahrenden oldenburgischen Seeschiffe auf 100, welche zusammen 6299 Lasten hielten. Am Schluß des Jahres 1840 hatte die Zahl der See schiffe nur 91 betragen, mithin war eine Vermehrung von 9 Seeschiffen eingetreten. Jene 100 Schiffe machten im Jahr 1841 225 Reisen. Von den von der Jade und Wangeroge fahrenden Seeschiffen waren am Schluß 1841 erst 11 in das oldenburgische Nummerflaggenbuch eingetragen. Zu Brake sind im Jahr 1841 246 Seeschiffe, davon 168 unter fremder Flagge, angekommen, was gegen 1840 eine Vermehrung von 43 ergiebt. Es überwinterten daselbst 39 Seeschiffe. Die hiesigen Fluß- und Leichterfahrzeuge auf der Weser und Hunte haben sich dagegen seit 1840 von 172 auf 159 vermindert. Unter hannover'scher Flagge fahren von der Weser 14 Seeschiffe, zusammen von 1170 Lasten. In auswärtigen Häfen sind im vorigen Jahr, so weit die Berichte der verschiedenen Consulate bis jetzt reichen, unter oldenburgischer Flagge angekommen: in Helsingör 132, Danzig 16, Pillau und Königsberg 4, Stettin 26, Windau 15, Riga 5, Kronstadt 22, Triest 1, Messina 5, Bordeaux 16, Amsterdam 33, London 39, Hull 55, Hamburg 72 Schiffe.

(Ein Ziegenmörder) wurde jüngst zu Parsonstown in England vor Gericht geführt, und zum Tode verurtheilt, weil er „nutzlos und böswillig" eine Ziege getödtet. So unglaublich das Mitgetheilte klingen mag, so ist es doch in der That völlig wahr; der Ziegentödter heißt Colings; und das „Dublin Journal" berichtet die Geschichte. Ob das Urtheil auch vollzogen wurde, ist noch nicht bekannt, weil der Richter selbst ein Gnadengesuch bei der Königin einreichte. Das sind die englischen Gesetze!

(Großbritannien) hat jetzt 180 Canäle mit einer Ausdehnung von 2682 englischen Meilen. Der Bau derselben hat 30 Mill. Pfd. St. gekostet.

(Dem Dichter Hans Sachs) wollen die Nürnberger ein Denkmal errichten.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 35.

Bremen, Sonntag den 1. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 461. Den 27. April. Des Maurergesellen Franz Mehlhop Wittwe, geb. Bartels, 70 Jahr; Punkendeich.

— 462. Den 27. — Des Arb. Joh. Christian Meyer Sohn, 2 Jahr; kl. Fischerstraße Nr. 6.

— 463. Den 27. — Des Cigarrenm. Georg Heinrich Wagner Sohn, (todt geb.); Ohlmeyers Hof Nr. 2.

— 464. Den 27. — Des Organisten Joh. Gottfried Stock Sohn, 1¼ Jahr; Papenstr. Nr. 27.

— 465. Den 28. — Des Consumtions-Einnehmers Friedrich Rohde Ehefrau, geb. Gätjen, 68½ Jahr; am Osterthore.

— 466. Den 28. — Des Steinhauers Joh. Christ. Arens Wittwe, geb. Barnstorff, 54 Jahr; hinterm Paulsberg Nr. 15.

— 467. Den 28. — Des verst. Notars Justus Diedr. Niemann Wittwe, geb. Engelbrecht, 77 J.; gr. Annenstraße Nr. 26.

Nro. 468. Den 28. — Des Arb. Joh. Borchers Tochter (todt geb.); Rumps Hof Nro. 6.

— 469. Den 28. — Der Buchdrucker Joh. Heinrich Lauterbach, 52 Jahr; alten Steinweg N. 31.

— 470. Den 28. — Des Zimmergesellen Gottfried Jacoby Ehefr., geb. Leidenecker, 35 Jahr; Hastedt Nr. 74.

— 471. Den 28. — Des Arb. Joh. Joachim Nieber Wittwe, geb. Tietjen, 76 J., Schwarzpott Nr. 4.

— 472. Den 28. — Des Cigarrenfabrikanten Joh. Gottwald Kriete Tochter, 4 Monat; gr. Johannisstraße 76.

— 473. Den 28. — Des Detaillisten Justus Heinrich Rose Sohn (todt geb.); Querenstr. Nr. 1.

— 474. Den 29. — Des Maurergesellen Johann Jacob Donner Sohn, 10 Wochen; Wulwesstraße Nro. 11.

Geburten:

Nro. 568. Den 26. April. Des Tuchmachers Johann Heeschen Ehefr., geb. Mindermann, kleine Allee Nro. 3; von einem Knaben.

— 569. Den 27. — Des Cigarrenmachers Georg Heinr. Wagner Ehefr., geb. Gersieck, Ohlmeyers Hof Nro. 2; von einem todten Knaben.

— 570. Den 27. — Des Arb. Johann Busch Ehefr., geb. Wilkens, Hastedt; v. e. Mädchen.

— 571. Den 28. — Des Arb. Joh. Borchers Ehefrau, geb. Tollmann, Rumps Hof Nro. 6; von einem todten Mädchen.

— 572. Den 28. — Des Detaillisten Justus Heinrich Rose Ehefr., geb. Meyer, Querenstraße Nr. 1; von einem todten Knaben.

— 573. Den 28. — Des Lohgerbergesellen Thomas Dammann Ehefr., geb. Schröder, Plünkenstraße; von einem Mädchen.

Nro. 574. Den 28. — Des Weinküpers Johann Georg Rehbein Ehefr., geb. Bockmeyer, Zeughausgang Nr. 1; von einem Mädchen.

— 575. Den 28. — Des Cigarrenfabrikanten Heinrich Wilh. Seidenzahl Ehefr., geb. Hustedt, alten Michaeliskirchhof N. 7; v. e. K.

— 576. Den 28. — Des Cigarrenmachers Carl Simon Friedrich Lüthgens Ehefr., geb. Sartorius, Rembertistraße N. 24; v. einem Mädchen.

— 577. Den 29. — Des Arb. Johann Schote Ehefr., geborne Warnken, Hastedt Nro. 13; von einem Knaben.

— 578. Den 29. — Des Cigarrenmachers Rud. Friedr. Wilh. Bischoff Ehefr., geb. Vieregge, gr. Johannisstraße Nr. 138; v. e. Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 227. Der Buchhändler Ludw. Wilhelm Heyse und Henriette Johanna Schelle. Beide von hier.

— 228. Der Kuchenbäckeramtsmeister Herm. Heyde und Cathar. Margar. Dauelsberg. Beide v. h.

— 229. Der Freischlachter Joh. Nicolaus Baum und Johanna Margar. Hähnel hies.

— 230. Der Schneider Franz Ignatius Wacker u. des verst. Malers Joh. Severin Caspar Wacker Wittwe, Anna Catharina Margar., geb. Hüsing hies.

— 231. Der Schuhmacheramtsmeister Heinr. Christian Westphal und Margar. Sophie Albertine Düßmann, aus Delmenhorst.

— 232. Der Schmiedeamtsmeister Friedr. Hollstein und Anna Adelheid Häsehus. Beide v. hier.

— 233. Der Schuhmacheramtsmeister Heinr. Eickemeyer hies. und Louise Dorette Kiene aus Göttingen.

— 234. Der Arb. Joh. Albert Herm. Schierholz und Marie Margar. Dorothee Reuter aus Bruchhausen.

— 235. Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Olthof und Wilhelmine Pietzsch hies.

— 236. Der Arb. zu Hastedt Hinr. Flammann und des verst. Landmanns zu Hemelingen Dierk Claus Wittwe, Anna Elisabeth, geb. Jäger, daselbst.

Nro. 237. Der Arb. Arthur Christoph Hollwedel und des verstorbenen Steinhauergesellen Hillmann Schmidt Wittwe, Anna Catharina Margaretha, geb. Bornheim, am Buntenthorsteinwege.

— 238. Der Musikus Heinr. Christian Weiß u. Anna Cathar. Elisab. Specketer a. Schweringen.

— 239. Der Arb. zu Hastedt Joh. Christian (Friedrich) Rosenthal und Gesche Ernst aus Baden.

— 240. Der Arb. Franz Steinmetz und Beta Meyer hieselbst.

— 241. Der Cigarrenmacher Friedrich Kinder und Johanna Cathar. Elisab. Sophie Ehrhard hieselbst.

— 242. Der Schuhmacheramtsmeister Johann Gerhard Bente und Anna Sophia Friederike Schupp hieselbst.

— 243. Der Schuhmacher zu Wulmstorff Claus Hinr. Fahrenholz und Catharina Margaretha Adelheid Ploghöft zu Siemershausen.

— 244. Der Landmann zu Hiddestorf Harm Hecht und Anna Margar. Mehlhop, genannt Bargmann, zu Riethausen.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 245. Der Schiffscapitain zu Vegesack Hinr. Dierks und Catharina Maria Wilders hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 36.

Bremen, Donnerstag den 5. Mai 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Himmelfahrtstage den 5. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Müller.
1 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6 und 8 Uhr Morgens und um 1 Uhr Nachmittags.

---

* Der alte Contrabassist.

Von Georg Storme.

Wie wogt und wallt es in dem Raum
Des Opernhauses heute! Kaum
Vermag, die Schaulust zu bezähmen,
Das Haus die Menge aufzunehmen.
Es lauschet schweigend schon das Ohr
Der Harrenden im bunten Chor;
Es feiert die geschmückte Menge
Im ängstlich wogenden Gedränge
Des Tönemeisters schönsten Tag,
Deß er im Grab sich freuen mag.

„Don Juan, du erfüllst mit Freude
„Schon funfzig Mal die Hallen heute!"

Was will denn dort der alte Greis,
Dem glänzt das Haar schon silberweiß?
Soll's noch der schlaffen Hand gelingen,
Die Macht der Töne zu bezwingen?
Er denkt mit thränenschwerem Blick
Der beß'ren Zeit nun still zurück,
In der mit bogenschwerer Rechte
Er stritt im wilden Tongefechte.
Am Tag, der Ehrenkronen reicht,
Mit schwachem Fuß herbei er schleicht,
Der treubewährten Saiten Klingen
Dem edlen Meister darzubringen.

Es schaut in dichtgedrängten Reih'n
Voll Sehnsucht still die Menge drein,
Sie sieht des Führers Stab erhoben;
Er sinkt. — Da brauf't im wilden Toben
Posaunenschall daher mit Macht,
Es öffnet sich der Hölle Nacht.
Dem Höllenrachen rasch entsteigen
Der Rachegötter finst're Reigen.
Der schmetternden Posaunen Chor
Ruft sie mit starkem Ton hervor
Zum Tod und ewigen Gefechten
Der Sünde mit der Tugend Mächten.

Der Töne Macht jetzt donnernd schlägt
An's Ohr des Greises und erregt

Die Seele ihm mit wildem Brausen,
Es wogt die morsche Brust im Grausen.
Er greifet in des Schauers Wahn
Den alten Baß am Halse an.
Es rasset in der Rache Schnauben
Die Sünd', dem Recht den Sieg zu rauben.
Da packt den alten greisen Mann
Das Grausen wie mit Krallen an,
Er geißelt rasch die treuen Saiten,
Der Höllen Geister zu bestreiten.

Da brauset im Allegro her
Der wilde Kampf, der Tugend Heer
Erseufzt, es saus't der Pfeil, die Lanze,
Es zuckt das Schwert im blut'gen Tanze,
Der Helm, der Panzer dumpf erklirrt;
Dem Alten vor dem Aug' es flirrt.
Es tanzt um ihn die Welt im Kreise,
Doch spielt er seiner Stimme Weise,
Die schon nach funfzigfachem Ueben
Dem Geiste eingeprägt geblieben,
Ob auch das Mark im Beine grauset,
Und donnernd es zum Ohr ihm brauset.

Da faßt es, wie im wilden Wahn,
Ihn, der Bassisten Veteran.
Er raffet wie in Feuerflammen
Das Gut, die letzte Kraft zusammen,
Und hebet in der Kämpfer Schwarm
Den Baß empor mit dürrem Arm,
Der in dem schnell enteilten Leben
Getreu ihm diente und ergeben,
Und schnellt mit frevelnder Gewalt
Ihn an den Boden, daß es schallt;
Er stürzt auf ihn im wilden Grimme,
Durchwühlt den Bauch. Des Wahnes Stimme

Ruft laut: „Ha! du, der Töne Geist,
„Den alle Welt im Staunen preis't,
„Der du im Bauch des Basses weilest,
„Doch singend deinem Thron enteilest
„Und wonnevoll zum Herzen dringst
„Und finstre Mächte dort bezwingst,
„Sobald der Bogen sanft dich streichelt,
„Zum süßen Klang den Saiten schmeichelt,
„Ha! hab ich endlich dich erreicht!"
Die Knochenhand erbebend zeigt
Nur Spinn'geweb' dem matten Blicke.
Der Alte seufzt, sinkt todt zurücke.

Twistringen, den 4. April 1842.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„Sie ist todt! rief er plötzlich aus, und ich habe sie getödtet! Aber sie ist gerächt... Doch Ruhe finde ich nicht wieder!" Dann fuhr er mit gräßlichem Tone fort: „O mein Gott! mein Gott! Ich unterliege den fürchterlichen Gewissensbissen, die mir die Seele zernagen. Reiche mir deine Hand, tröste mich, sei mein Freund! Diese Hoffnung lindert meine Qual. Alles gelang mir, bis zu der unglücklichen Catastrophe, deren Erinnerung meine ewige Strafe ist, und ohne den Mißgriff, dessen Gegenstand Du bist, wäre jetzt mein Glück gemacht. Dennoch bin ich deßhalb nicht gram; ich will Dich sogar beschützen und die meinen Befehlen gehorchende Bande soll meiner Milde kein Hinderniß in den Weg legen. Du bist ein Künstler, und die Künstler habe ich von jeher gern gehabt. Bleib daher noch einige Tage bei mir. Ich führe Dich in den Wald von Nettuno, der an die Meeresküste gränzt; hier kannst Du Deine Mappe mit den pittoreskesten Partieen bereichern, und wird Dich der Anblick der geheimnißvollen Grotten erfreuen, die uns hier zum Zufluchtsorte dienen. Dort ruhen wir aus von unsern gefährlichen Arbeiten, thun uns was zu Gute, haben hübsche Mädchen und schlafen auf Betten von Moos und Rasen, die mir lieber sind als Eure Federbetten."

Lächelnd sah er mich an und erwartete meine Antwort; er glaubte mich durch seine Schilderung verführt zu haben. Aber seine furchtbare Geschichte hatte mein Herz zerrissen und mich tief erschüttert. Mit gekreuzten Armen, den Kopf tief in die Schultern, war meine Brust beklemmt, als läge der Alp auf mir. Dennoch machte die Beschreibung der Grotten Eindruck auf mich, und hätte ich sie in besserer Gesellschaft besuchen können, so würde ich den Vorschlag mit Vergnügen angenommen haben. Indessen war meine Lage doch, wie man sieht, nicht mehr so penibel, wie Anfangs; ich hatte den grausamen Decesaris umgänglich gemacht und

seinen Instinct des Geizes wie durch ein Wunder gedämpft; kurz, ich konnte nun doch hoffen, er werde mich für ein mäßiges Lösegeld frei lassen, und mit Ungeduld erwartete ich die Rückkehr des Commissionairs. Plötzlich sah ich eine der Schildwachen der Bande herbeieilen; es war diejenige, welche Decesaris an die Stelle postirt hatte, von der aus man die Aussicht in die Ebene von Molara hatte. Sie verkündete dem Hauptmanne, daß er Carabiniers von einem Gasthofe herkommend bemerkt habe, der nicht weit vom Fuße des Berges läge. „Sie sind, meinte die Schildwache, gewiß von der Polizei von Frascati gegen uns ausgeschickt, und wenn sie die geringste Bewegung nach dem Berge zu machen, muß dieser da (auf mich zeigend) mit seinen Gefährten für unsere Sicherheit stehen. Wir sind verrathen!“ Kaum waren diese Worte gesprochen, als ich Decesaris schon nicht mehr erkannte; er war wieder ganz der frühere wilde Hauptmann, und stimmte seinem Cameraden bei. Dahin waren meine Träume von Freiheit und selbst mein Leben schien mir gefährdet zu sein, wenn die Carabiniers unserm Zufluchtsorte näher kommen sollten. Ich beobachtete tiefes Schweigen und offenbarte kein Zeichen der Besorgniß; dagegen waren meine beiden Leidensgenossen bleich und zitternd. Die Schildwache ward mit dem Befehle zurückgeschickt, sogleich wiederzukommen, wenn die Carabiniers dem Berge näher rückten. In diesem Augenblicke stand der Tod vor uns, wie ein drohendes Gespenst. Decesaris näherte sich mir und flüsterte mir zu, ohne Sorge zu sein; wie er gethan, müsse man mit diesen dummen Menschen verfahren; übrigens glaubte er nicht, daß man so unklug sein werde, Carabiniers gegen ihn zu senden, da man wisse, welch sicherer Gefahr in solchen Fällen diejenigen ausgesetzt seien, welche in seinen Händen wären. Er könne mir hierbei nicht verhehlen, daß Gesetz und Eid der Banden unabänderlich seien und Keiner sich derselben entbinden könne; allein er stehe mir für mein Leben, wenn ich Muth genug hätte, im Falle eines Ueberfalls mit ihm zu fliehen. So galt es also, Muth zu fassen und zu hoffen.

Der Hauptmann verließ mich und ich nahm mein Skizzenbuch wieder zur Hand, um meine Landschaft zu beendigen, oder vielmehr, um zu versuchen, ob ich mich nicht durch Zeichnen von den entsetzlichen Ahnungen zu zerstreuen vermöchte. Eine Stunde verstrich ungefähr auf die Weise, als die Schildwache von fern durch Zeichen, die mir klärt wurden, Decesaris zu verstehen gab, daß die Soldaten ihren Marsch fortgesetzt und bereits am Berge vorüber seien. Decesaris antwortete durch andere Zeichen, daß sie an ihrem Posten bleiben solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

(Fortsetzung.)

Wie soll ich diese Höhle beschreiben, deren Anblick zu gleicher Zeit Neugierde und Schauder erweckte? Rings umher an den geschwärzten, von breiten Rissen zerfurchten Wänden sah man an Nägeln hängend oder auf Brettern aufgestellt eine Menge Phiolen und Gefäße von jeder Form und Farbe; hier, in einem Winkel, ein alter Schrank, dessen halbgeöffnete Thüre tausenderlei Dinge zeigte, für die man keinen Namen hat, Geräthe, wie sie etwa das Gemach eines Nicolas Flamel oder eines Faust enthalten mochte; dort ein altes Todtengerüpp, das seine fleischlosen Arme über der Brust kreuzte und aus seinen augenlosen Höhlen zu blicken schien; an der Decke ein ungeheures Spinnengewebe, gleichsam die Einsetzrose des Zimmers, in deren Mitte das widerwärtige Thier sich schaukelte; auf dem Boden umher ebenfalls Phiolen und Geschirre, Recipienten, Kolben, Tiegel; sodann ein krummbeiniger Tisch, worauf in malerischer Unordnung Würfel, Karten, Wachsbilder, cabbalistische Bücher, und was weiß ich sonst noch, umherlagen. Die ganze Scene, deren Farben sich höchst harmonisch verschmolzen, denn das bewirkte der dicke Rauch, der den Raum erfüllte, wäre des phantastischen Pinsels eines Leys nicht unwürdig gewesen.

In der Mitte des Laboratoriums erhob sich ein großer Kamin, in welchem über einem eisernen Rost ein großer Kessel stand, worin eine röthliche, trübe Dämpfe aushauchende Flüssigkeit kochte. An diesem Kamin hing an einer Schnur ein Schwert, dessen blanker Stahl den beweglichen Schein der Flamme wiederstrahlte. Ein alter Mann, in einen weiten Ueberrock gehüllt, rührte den Kessel um; auf dem Boden war umher ein Kreis gezogen, ausgefüllt mit jenen sonderbaren Bildern, welche die Astronomen in den Zodiacus setzen. Der Greis murmelte einige unverständliche und geheimnißvolle Worte vor sich hin, und war so in seine Arbeit versunken, daß er den eintretenden Fremden

kaum wahrzunehmen schien. Nicht eher richtete er den Kopf auf, um sein geheimnißvolles Geschäft zu unterbrechen, als bis der schwarze Mantel gerade vor ihm stand, aus welchem ein mit einer Sammetmaske bedecktes Gesicht hervorschaute.

„Seid willkommen, edler Herr, und lasset Euren Diener wissen, was Eure Gnaden befehlen? Etwa einen Trank, um das Herz einer Dame, die Euch ein Traum gezeigt, mit Liebe zu erfüllen? Eine Salbe, um die Jugend alt zu machen, oder das Alter zu verjüngen? Einen Balsam, um gegen Eisen, Blei und Stahl unverwundbar zu machen? Oder einen Zauber gegen das Leben eines Feindes? Ist es die Wissenschaft der Zukunft, oder —"

„Nur eins von alle dem," unterbrach die Maske den redseligen Alten.

„Und dieß Eine, es wird Euch gewährt werden. Aber was ist es, gnädiger Herr?"

Der Fremde zögerte einen Augenblick; dann erwiederte er mit Lebhaftigkeit: „Die Wissenschaft der Zukunft; denn schließt die Zukunft nicht alles übrige ein?"

Der Greis winkte dem Fremden zu, daß er sich niederlassen solle. Er zog einen Schemel an den Tisch heran, nahm ein Spiel Karten, mischte sie und legte sie dann vor sich hin in der Form eines Kreuzes. Er blickte sie lange Zeit unverwandt an, als wenn er in den geheimnißvollen Zeichen der Blätter lese, sodann heftete er einen starren Blick auf eine Karte, auf der ein rothes Schwert abgebildet war. Mehrere Minuten blieb er in dieser Stellung, ohne ein Wort zu sagen; brennender Schweiß bedeckte seine Stirn und benetzte das dünne Haar, das seinen Scheitel einfaßte.

„Nun wohlan, Meister?" fragte der Ritter, indem er die Augen bald auf den Zauberer, bald auf die Klinge am Kamin richtete, die, ohne daß Jemand sie berührt hatte, in hastigen Schwingungen erzitterte.

Aber der Alte blieb regungslos, die Augen wie gebannt auf das nämliche Blatt; er gab keine Antwort. So verharrte er noch mehrere Minuten in hartnäckigem Stillschweigen; und das Schwert am Kamin bewegte sich mit Heftigkeit.

Endlich richtete der Greis den Kopf in die Höhe; die Sterne seiner Augen sprühten von einem seltsamen Glanz, und schienen die Flammen des Herdes zurückzuwerfen, wie ein Opal, wenn man ihn im Licht der Sonne hin und her wendet; seine Lippen bebten in jener Erschütterung, die man wohl bei einem Redner bemerkt, der in die empörten Volkshaufen seine feurigen Reden wirft, oder bei dem Priester, welcher von den Dingen des Herzens und des Himmels mit der Begeisterung des Dichters und der Ueberzeugungsmacht des Glaubens spricht, die vielleicht auch Dichtung ist.

„Die Zukunft," so ließ er sich vernehmen, „bringt einen herrlicheren Ruhm, als der war, welcher bei Gravelingen und St. Quentin errungen ward." —

Der Fremde fühlte sich erschüttert. —

„Die Zukunft," fuhr jener langsam fort, „bringt den Ruhm, nicht für einen König, wohl aber für ein Volk gelebt zu haben!"

Der schwarze Mantel des Mannes zog sich in die Höhe. — „Die Zukunft — ist der Ruhm, das Blut auf öffentlichem Platze für einen Gedanken zu vergießen, nicht — auf dem Schlachtfelde für eine blinde Pflicht!"

Und der Mantel that sich auf. — „Die Zukunft — ist der Ruhm, das Leben für seine Brüder zu opfern, welche voll Verehrung sagen werden: „„Für uns ist er gefallen!"" Lieber für sie, als für einen einzelnen Menschen, der nicht einmal mit Gleichgültigkeit sagen wird: „„Er ist für mich gefallen!"" — — Da riß der Fremde die Maske ab, die sein Antlitz verhüllte. —

„Und die Zukunft," setzte der Greis mit immer steigendem Ausdrucke hinzu, diese Zukunft gehört Euch, edler Herr Lamoral, Graf von Egmont, Fürst von Gaure, Baron von Fiennes! . . ."

„Habt Dank!" entgegnete der Graf, indem er die Maske, die er in der einen Hand hielt, in's Feuer warf, und die andere dem Zauberer darbot. „Habt Dank, Meister; möge der Wille Gottes geschehen!"

In dem nämlichen Augenblick zerriß die Schnur, woran das Schwert hing, und fiel zu den Füßen des Grafen nieder, die Spitze ihm entgegengekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Anfänge des deutschen Schauspiels im Mittelalter.

(Schluß.)

Diese Spiele waren im 15. Jahrhundert zu Volksfesten geworden; wohl 200 bis 300 Personen spielten mit und die einzelnen Acte wurden auf mehrere Tage vertheilt. Der

Gesang hörte nun auf, außer wo Chöre eingeschaltet wurden. Das beste Beispiel dieser Gattung ist das Osterspiel „von der besuchunge des grabes und von der uferstendunge gotes“ (aus dem 15. Jahrh.) Hier ist der Uebergang zur Volkskomödie vollendet, die burlesken Scenen, worin auch der „Rubin“ seine Rolle erhält, werden zur Hauptsache, überall zeigt sich das Streben, für die Ergötzung der Menge zu sorgen, selbst am Grabe des Auferstandenen dauert der possenhafte Ton fort. Eine Menge von Personen erscheint auf der Bühne, Pilatus und Kaiphas haben große Gefolge, Juden und Soldaten des Pilatus kommen in Handgemenge, in der Hölle sind Teufel mit Seelen der Verdammten, die Jesus nach seiner Auferstehung daraus befreit. Noch weiter geht die Ausgelassenheit in dem Spiel „Babst Jutta“, das 1480 von einem Geistlichen Theodorich Schernberg verfaßt ward. Der Gegenstand hat wenig mit den Mysterien gemein, doch die Behandlung ist ganz die nämliche und Himmel und Hölle agiren mit. Die Teufel gewinnen die Jutta für ihre Zwecke; sie erhält den Doctorgrad und Cardinalshut und wird darauf zum Papst erwählt. Christus beklagt sich darüber und Maria nimmt sich seiner Sache an, worauf Gabriel den Tod abschickt, der die Jutta umbringt. Der Teufel führt ihre Seele in die Hölle, wo die Teufel, die übrigens die Lustigmacher sind, sie peinigen. Sie fleht Maria um ihre Fürbitte; diese bewegt den Sohn, sie aus der Hölle zu befreien, und der Engel Michael trägt die Seele in den Himmel. Mit der Reformation ändert sich die Sitte und man kehrt in dieser Gattung zum Ernsthaften zurück. Indeß behielt die Behandlung biblischer Gegenstände noch in der spätern Gelehrtenpoesie viel von dem Charakter der alten Mysterien, und wir können noch unsere Cantaten als letzten Ueberrest derselben ansehen.

Die Fastnachtslustbarkeiten erweiterten sich im 14. Jahrhundert mehr und mehr. Es konnte nicht fehlen, daß hierbei die Fahrenden ihre Gaukeleien, Mummereien und Possenspiele zur Belustigung des Volks producirten. Der lustigen Volksmenge konnte es aber auf die Dauer nicht genügen, Possenreißer bloß spielen zu sehen, sie mußte sich selbst verkleiden und selbst Possen spielen. Die damit verbundenen Scherze und Wechselreden sind die Anfänge des Fastnachtsspiels. Nürnberg ward der Hauptsitz des deutschen Carnevals, und daher auch der Fastnachtsspiele. Diese waren ursprünglich kurze Impromptus, von muthwilliger Festlaune eingegeben und lediglich aufs Lachen berechnet, daher voll von ausgelassenem Witz und unsauberen Scenen; denn gerade in der Verletzung der Convenienz, der Verspottung des Würdigen und Herkömmlichen bestand die Carnevalslust. Aus diesem Humor des Lebens, dieser Umkehrung der bestehenden Verhältnisse ist überall die Komödie entstanden, und es ist daher nicht zu verkennen, daß in diesen rohen Formen Keime zu einem nationalen Lustspiel lagen, die jedoch in ihrem ersten Wachsthum schon gehemmt wurden. Geschriebene Fastnachtsspiele sind uns seit der Mitte des 15. Jahrhunderts aufbehalten, größtentheils von Nürnbergischen Dichtern herrührend. Von Hans Rosenblut sind 11 Stücke bekannt, größtentheils Schwänke in dialogischer Form, mehr processartig als dramatisch. Etwas mehr von dramatischer Anlage hat das Spiel „von dem Bauer und dem Bock“ und „des Türken Fastnachtsspiel“, wo der Großtürke im Reich erscheint und Sittengericht hält, so daß er Papst, Kaiser und Reichstag gegen sich aufbringt, bis ihn die Stadt Nürnberg mit sichern Geleit wieder hinausschafft. Ihm folgt Hans Volz.

In Folge der Reformation erhielt das Fastnachtsspiel auch eine polemische Tendenz gegen das Papstthum, sowohl zu Nürnberg als in andern protestantischen Städten, namentlich der Schweiz. Voll wahrhaft komischer Kraft sind die (1522 zu Bern aufgeführten) Fastnachtsspiele des Niklas Manuel, Venners der Stadt Bern, in denen der Spott gegen das Verderbniß des Papstthums und der Klerisei gerichtet ist. Hans Sachs hatte zuerst eine Ahnung von dramatischer Kunst; die Handlung wird planmäßiger, der Dialog ist mehr ausgebildet, und an dem Spaß hat auch anmuthiger Scherz und geistvoller Humor seinen Theil. Diese Eigenschaften treten am meisten in seinen Fastnachtsspielen hervor, wo er oft mit scharfem Blick in das Treiben der Menschen schaut und in einzelnen Scenen wahrer dramatischer Kunst nahe kommt. Das Fastnachtsspiel „vom Narrenschneiden“ (1557) ist vornehmlich auszuzeichnen. In den Tragödien und Komödien, deren Benennungen bei ihm nur nach dem mehr oder minder traurigen Ausgang geschieden sind, ist sein Vermögen der Aufgabe noch viel weniger gewachsen. Man erkennt hier einigen Einfluß der jetzt vielfach nachgeahmten antiken dramatischen Form, welcher jedoch ganz äußerlich bleibt; daher rührte die Eintheilung in Acte, welche in den Fastnachtsspielen fehlt. Es sind bloß dialogisirte und versificirte Erzählungen aus mancherlei Quellen, antike Mythen und

Historien; z. B. Jocasta, Alcestis, Troja's Zerstörung, Odysseus, Alexander, Romulus und Remus, Lucretia, Virginia ꝛc., biblische Erzählungen, Stoffe der Novellen und Volksbücher, z. B. Tristan, Fortunatus, der hörnene Siegfried, Melusine ꝛc. Alles ist ohne Sinn für Geschichte und Sage, ohne Charakterzeichnung in einförmiger Weise hingereimt, und nur, wo er in einzelnen komischen Partieen auf seinem Felde ist, wo er das gewöhnliche Leben, das ihn umgiebt, schildert, ergötzt uns seine gutmüthige Schalkhaftigkeit, seine redliche Gesinnung. Mit Hans Sachs sind wir schon in die Zeit eingetreten, wo das antik-Gelehrte mit der volksmäßigen Dichtung theils verschmilzt, theils in Conflict geräth; hierdurch erhielt auch das Drama eine andere Richtung.

* Olbers.

Der Wunsch, unserm großen Olbers ein würdiges Denkmal zu setzen, ist bereits in den Herzen Vieler so lebendig, daß zu hoffen ist, die Jetztlebenden werden nicht der kommenden Generation die Erfüllung dieser heiligen Pflicht überlassen. Nicht ihm erweisen wir damit eine Gunst, nicht er bedarf dieses äußeren Zeichens, um sich im Andenken der Nachwelt zu erhalten; denn das Denkmal, das er selbst sich errichtet hat, ist bleibender, als Erz und Stein, wie die Sterne unvergänglich. Darum vielmehr stehe es vor Aller Augen, damit, wer vorübergeht, beim Anblick desselben etwas von Ehrfurcht für geistige Größe, von Dankbarkeit, von Stolz auf deren Wirksamkeit in unserer Vaterstadt fühle. In einer Stadt, wo die Wissenschaft kümmerlich vertreten ist und andere Interessen bevorzugt werden müssen, gehören die eminenten Geister, welche das Leben in wissenschaftlichen Forschungen über Genuß und äußern Glanz setzen, zu den Seltenheiten. Wenn aber dieses Seltene nicht als Gegenstand der Verehrung fort und fort in lebendigem Andenken erhalten wird, woran soll sich die Jugend noch erwärmen und begeistern?

Unsers großen Mitbürgers in diesem Blatte von neuem zu gedenken, dazu fand der Verfasser dieser Zeilen noch eine besondere Aufforderung in dem Erscheinen der eben so gehaltvollen als anspruchlosen Schrift:

Rückblick auf Dr. Heinr. Wilh. Matth. Olbers Gesundheitszustand in den beiden letzten Decennien seines Lebens. Von Dr. Georg Barkhausen. (Bremen, gedruckt und zu haben bei J. G. Heyse).

Der Herr Verfasser hat den Ertrag dieser Schrift als erste Spende der Dankbarkeit zur Errichtung eines Olbers-Denkmals bestimmt. Der Abdruck wurde erst jetzt veranstaltet, da das Schriftchen anfänglich nicht für das größere Publikum bestimmt, sondern nur denen, die dem Verewigten im Leben am nächsten gestanden hatten, als Manuscript übergeben war. Für die Veröffentlichung werden gewiß Viele dem Hrn. Verf. dankbar sein. Es ist nicht eine bloße Relation von ärzlichen Beobachtungen und dem Verlauf der Krankheitszustände, sondern es sind in sinniger Weise mehrere Züge aus Olbers letzten Lebensjahren eingewebt. Und diese sollten bei Zeiten sorgfältig gesammelt werden, damit ein künftiger Biograph Material finde, um von dem Manne, der durch Herzensgüte ebenso liebenswürdig, als durch die Genialität seines Geistes bewunderungswerth war, eine treue und umfassende Schilderung entwerfen zu können.

In dem Vorworte gedenkt der Hr. Verf. noch eines andern, nun ebenfalls hingeschiedenen, ausgezeichneten Mitbürgers, dessen Besitz Bremen noch weniger zu würdigen im Stande war.

„Lassen wir uns aber auch nicht vergessen, daß unter den vielen Männern, deren Andenken die Vaterstadt dankbar segnet, es noch Einen gab, dessen rastlose und scharfsinnige Forschungen auf dem Felde der Naturwissenschaften seinen und Bremens Namen berühmt machten, so weit sich das Gebiet der von ihm cultivirten Wissenschaften erstreckt. Dieser Mann war Gottfried Reinhold Treviranus. Schon sind fünf Jahre seit seinem Hinscheiden verstrichen; wäre es daher nicht an der Zeit, den von vielen Seiten her laut gewordenen Wunsch, daß seine Büste in Marmor auf unserer Stadtbibliothek aufgestellt werde, wie es mit der von Olbers auf Veranlassung von dessen Jubiläum geschah, in Erfüllung gehen zu sehen? Dies würde um so leichter zu bewerkstelligen sein, da die Vorarbeiten eines solchen Werkes von einem namhaften Künstler längst vollendet sind."

Mit diesen Zeilen hat der Herr Verfasser einem von Vielen gehegten Wunsche Worte geliehen. Sie werden sicherlich eine Stätte finden.

W. S.

Miscellaneen.

(Mensen Ernst, der Schnellläufer.) Mensen Ernst, der Weitgewanderte, gehört zu den originellsten Erscheinungen unserer Zeit und sein vielgeprüftes Leben verdiente es wohl, einen Beschreiber (Rink) zu finden, dessen Werk so eben in zweiter Auflage vor uns liegt. Sohn eines Fregatten-Capitäns in Bergen, den das seltsame Loos der Seefahrer auch während der Beschießung von Kopenhagen in englischen Diensten zurückhielt, mußte Ernst, von früher Jugend zur Schifffahrt bestimmt und deshalb zu gleicher Zeit auf der Kopenhagener Seemannsschule, gleich im Anfange seines Lebens die herbsten Gegensätze des Schicksals empfinden. Die Geschichte seiner Seezüge als Schiffsjunge, Matrose und Steuermann würde auch bei der einfachsten Nacherzählung Interesse gefunden haben, denn sie führt uns mitten auf ein, dem Festländer in den Jahren der Unterdrückung und des Sieges fast fremd gebliebenes Feld der Zeitgeschichte, auf das Meer, wo England, Amerika und Frankreich so blutige Kämpfe ausfochten. Als Mensen Ernst im Jahre 1818 nach einem dreijährigen Kreuzzuge auf der Fregatte Caledonia in allen Meeren und nach drei Ostindien-Fahrten wieder in London eintraf und sich's bei den gewonnenen Prisengeldern wohl sein ließ, ergriff ihn die Gelegenheit, seine unter den Seeleuten bekannte und schon früher gelegentlich erprobte Fertigkeit im Schnell-Laufen auf Kosten einiger Wettlustigen zu bewähren. Zwei große Dauerläufe, der eine von London nach Portsmouth (72 engl. Meilen in 9 Stunden,) der andere von London nach Liverpool (150 engl. Meilen in 32 Stunden,) begründeten seinen europäischen Ruf und brachten die in ihm schlummernde Rennlust zu einer solchen Höhe, daß er seitdem, mit der Schnelligkeit des Reiters und mit der Rastlosigkeit der Schwalbe auf gebahnten, wie auf ungebahnten Wegen die Welt durchzieht. In seinem 39. Jahre (1837) konnte Ernst sich rühmen, mehr als 50,000 Meilen, wovon ⅔ zur See und ⅓ zu Lande, d. h. zu Fuß zurückgelegt zu haben. Seine schnellste Reise ist wohl der, zur Entscheidung einer Wette von 100,000 Frcs. unter mehreren Franzosen und Engländern unternommene Lauf von Paris nach Moskau. Ernst verließ den Vendomeplatz am 11. Juni 1831, 10 Minuten nach 4 Uhr, und erreichte das große Portal des Kremls am 25. Juni 10 Uhr Morgens, so daß er die Strecke von 352 Meilen in 13½ Tagen, oder täglich im Durchschnitte 25 — 26 Meilen zurückgelegt hat. Merkwürdiger noch in jeder Beziehung war die wunderbare Fahrt von Nymphenburg nach Nauplia 1833, vom 6. Juni 1 Uhr Nachmittags bis zum 1. Juli 9 Uhr 48 Minuten Morgens, um dem König Otto Grüße und Schriften von seinen heimischen Verwandten zu überbringen. Einen solchen Landzug durch die unwegsamen Gebirge Dalmatiens und die Wildnisse des Monte negro hat vor Ernst höchstens der „Weltdurchschweifer" Herakles unternommen. Diese große Strecke wurde in 24 Tagen zurückgelegt. Später, im Jahre 1836 am 28. Juli, verließ er mit Aufträgen der ostindischen Compagnie Konstantinopel und traf am 27. August früh in Calkutta ein, von wo er am 1. September wieder abging, um, mitten durch Centralasien hindurch, mit der drei- bis vierfachen Geschwindigkeit der Caravanen, bei einem Laufe von 19 Meilen durchschnittlich, Konstantinopel wieder zu erreichen. Ein Schreiben aus Muskau vom 12. d. meldet, daß Mensen Ernst am 1. Mai einen Spaziergang nach Jerusalem anzutreten und die h. Stadt in 30 Tagen zu erreichen gedenke. Auf der Rückreise will er einige Länder Asiens der Neugierde halber besuchen.

(Reise um die Welt.) Man schreibt aus Kopenhagen: Wenn sich eine hinlängliche Anzahl Reiselustiger meldet, so wird ein dänisches Barkschiff, welches im Juni vom Stapel läuft, unter der Protektion Sr. Maj. des Königs von Dänemark, eine Reise um die Welt mit Passagieren unternehmen. Das Schiff, welches ungefähr 170 dänische Kommerzlasten oder 500 englische Tonnen tragbar ist, wird am 1. October 1842 bereit sein, von Korsör abzugehen, zwei Jahre ausbleiben und die Passagiere wieder in einem dänischen Hafen absetzen. Es wird bequem eingerichtet, gut bewaffnet und von einem Officier der dänischen Marine befehligt werden. Auch ein Arzt wird mitgehen. Die Route wird folgende sein: Portsmouth, Madeira, Rio, Buenos-Ayres, Valparaiso, Lima, Guayaquil, die Sandwich-Inseln, die Ladronen, Manila, nach Umständen über Java, China, vielleicht Ceylon, das Festland von Ostindien, Isle de France oder Madagascar, das Cap, Helena, die Azorischen Inseln, wenn der Wind es gestattet, und zurück nach Europa. Die Passagiere, welche sich vor dem 20. Juni bei Prätorius und Sohn hieselbst, oder bei Peter Siemsen und Comp. in Hamburg zu melden haben, zahlen 5000 Mark Bco., wofür sie an Bord, Wein und andere geistige Getränke ausgenommen, Alles frei haben werden.

(Ein Schatz.) Ein Winzer in Dampiere stieß kürzlich beim Graben in seinem Weingarten mit einem Spaten auf eine große Anzahl von Gold und Silbermünzen. In seiner Ueberraschung konnte er sich eines lauten Schrei's nicht enthalten, worauf alle Winzer aus der Nachbarschaft herbei kamen, sich gierig über den Schatz warfen, und sich alle ihre Taschen füllten. Der Werth aller dieser französischen und spanischen Münzen mag sich auf ungefähr 4000 Frks. belaufen.

(Amerikanische Gastwirthe.) Es giebt auch bei uns hier und da Wirthe, die sich nicht eben durch Höflichkeit gegen ihre Gäste auszeichnen, schwerlich aber dürfte man irgendwo so grobe Gastwirthe finden, wie in Nord-Amerika. Ein Reisender erzählt zwei Beispiele von dieser Grobheit, die ihm selbst vorgekommen sein sollen. In einem Gasthause erhielt er ein schlechtes Schlafzimmer, man tröstete ihn aber mit dem Versprechen, ihm ein besseres zu geben, sobald eines leer sein würde. Dies Versprechen wurde indeß nicht erfüllt, und als der Reisende bei dem Wirthe sich darüber beschwerte, antwortete dieser: „Ich habe Sie nicht aufgefordert, in mein Haus zu kommen; Sie kamen aus eigenem Antriebe; wenn es Ihnen da nicht gefällt, so können Sie

ja zu jeder Zeit weiter reisen.“ — In einem anderen Wirthshause beklagte der Reisende sich darüber, daß die Kellner ihn bei Tische nicht aufmerksamer bedienten. Der Wirth ließ ihm darauf sogleich die Rechnung machen, das Pferd des Reisenden satteln und an die Zimmerthüre desselben führen und sagte dann zu ihm, er brauche das Zimmer für einen andern Herrn.

(Der neue Messias.) Man schreibt aus Calais vom 11. April: „Im Arresthause zu Calais befindet sich gegenwärtig ein armer junger Mensch, dessen Gesichtszüge und Anzug sehr ausgezeichnet sind, welcher sich für Christus hält. Bis jetzt hat man es noch nicht mit ihm dahin bringen können, daß er seinen wahren Namen und Ursprung angebe. Man weiß bloß, daß er auf der Eisenbahn von Brüssel nach Ostende gekommen ist, von wo er sich nach Dünkirchen begab. Aus dieser letzten Stadt ist er nach Calais gekommen, woselbst die Polizei ihn in Verhaft nahm, weil er keine Papiere hatte und sich weigerte, einige Erkundigungen über sich zu geben. Es wurde derselbe von einem Arzt untersucht, und es ist zu vermuthen, daß er in das Spital gebracht werden wird, bis die Regierung, der die Sache gemeldet wurde, ihre Entscheidung zu erkennen geben wird. Dieser Fremde ist ein Deutscher; er äußert den Wunsch sich nach Amerika zu begeben.“ Ich komme vom Himmel, sagt er; ich habe nur einen Hut einen Mantel, und ein Paar Stiefeln u. s. w.“ Er liest in der Bibel, verbietet seinen Gefängnißgefährten das Kartenspielen und verspricht ihnen ihre Freiheit.“

(Katzensteuer.) Das „Morning Chronicle“ schreibt: „Wir empfehlen folgenden beißenden Rath der besonderen Aufmerksamkeit der Provinzialschatzkanzler. „„An den Herausgeber. Mein Herr, wenn die Zahl der Häuser 5,464,000 ist so kann man die Zahl der Katzen ungefähr auf 2,732,000 schätzen. Im Durchschnitt ist in jedem andern Hause eine Katze; in vielen Häusern sind zwei Katzen, und in sehr vielen Beispielen halten die Leute drei Katzen und nennen sich doch arme Leute. Mein Herr, Hauskatzen gehören zum Vermögen, und werden augenscheinlich gehalten, um das Eigenthum zu schützen und sollten also besteuert werden. Wenn auf jede Katze eine kleine Steuer von 8 Schilling gelegt würde, so würde man die Einnahme um 1,087,000 Pf. vermehren. — Ich bin mit aller Achtung, mein Herr, eine Ratte.““

(Heirathsbureau in London.) Ein neues Verheirathungsinstitut, matrimonial alliance genannt, scheint hier zu prosperiren. Es ist seit einiger Zeit in Thätigkeit und besteht aus zwei abgesonderten Bureaus, eines zur Anmeldung für Herren, das andere für Damen, jenes unter Aufsicht seiner Frau. Die Bekanntschaft wird schriftlich eingeleitet; die Heirathslustigen zeichnen, was sie fordern und gewähren, ohne Namen oder Wohnung zu nennen, in ein Portefeuille, das von den Bureaus den sich Meldenden mitgetheilt wird. Seit Januar erscheint das Portefeuille in Druck und bereits liegen zwei Hefte vor, die, wenn man trauen darf, sehr annehmbare Offerten enthalten. Es sind darunter — nur von Pecuniären zu sprechen — sowohl männlicher als weiblicher Seits Partien bis zu 20,000 Thaler jährlicher Einkünfte.

(Außerordentliche Schnelligkeit in Beförderung der englischen Post von Curhaven nach Bremen.) Das Dampfboot vom Dienstag den 26. April landete die Londoner Post in Curhaven am Freitag Morgen 9½ Uhr und schon am folgenden Morgen wurden die Briefe in Bremen ausgegeben! — Die Schnelligkeit würde aber noch größer gewesen sein, hätte man sich zur Beförderung der Post eines Miethfuhrschers bedient, derselbe würde sie innerhalb 10 Stunden, also um 7½ Uhr Abends am Freitage abgeliefert haben.

(Schon wieder ein Scheintodter.) Zu Pau kam kürzlich ein abermaliges Beispiel vor, wie sehr die allzuschnellen Beerdigungen abzurathen sind. Ein Kind war bereits in das Leichentuch gehüllt und in den Sarg gelegt, als es plötzlich einen Schrei ausstieß und sein Wiedererwachen zu erkennen gab. Die erfreuten Eltern hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihr Kind aus der Todtenliste der Mairie wieder streichen zu lassen.

(Franz Liszt am Pianoforte,) ganze Figur auf Tonplatte gedruckt, klein Folio, ein Drittel-Thaler, kündigt Meiers Kunstverlagshandlung in Berlin mit folgenden Worten an: „Liszt am Pianoforte ist wenigstens seine hunderttausend Thaler unter Brüdern werth, und hier für ein Drittel-Thaler zu haben. Wer kauft nicht?“

(Die deutsche Oper in Paris) hat am 23. April ihre Vorstellung mit der Oper „Freischütz“ begonnen und den größten Beifall geerntet.

(In Würzburg) grassirt eine Krankheit, die sie die zahme Cholera nennen. Sie hat alle Zeichen der ächten Cholera, ist aber nicht leicht tödtlich.

(Bayern.) Die künftige Kronprinzessin von Bayern soll unter andern als Hochzeitsgeschenk ein seidnes Kleid erhalten, das ganz aus bayerischer Seide verfertigt wird.

Anzeige.

Der Verleger d. B. empfiehlt sein vollständiges Lager von Anweisungen, Connoissementen, Wechseln, Frachtbriefen, Scheinen, Declarationen, Vollmachten, Wein- und Cigarren-Etiquettes ꝛc., auf gutem Papier, zur gefälligen Abnahme bestens.

Hiebei als Beilage; Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 36.

Bremen, Donnerstag den 5. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 479. Den 28. April. Des Schlossermeisters Johann Friedr. Höper Ehefr., geb. Bartel, 20 J., U. L. Frauen Kirchhof Nr. 12.

— 480. Den 29. — Des Wechselmäklers Carl Georg Koenig Wittwe, geb. Arens, 63 Jahr, Sandweg.

— 481. Den 30. — Des Arb. Carl Anton Rehling Tochter, 6½ Jahr, Fetten Gang Nro. 6.

— 482. Den 1. Mai. Der Ausrufer Wilh. Bartels, 49½ Jahr, Molkenstraße Nr. 24.

— 483. Den 1. — Der Schuhmachergesell Ludwig Varnkamp, 24 Jahr, im Krankenhause.

— 484. Den 1 — Friederike Schindler, 29 Jahr, kl. Weidestraße.

— 485. Den 1. — Der Polizeidiener Joh. Friedrich August Potthoff, 34 Jahr, Faulenstr. N. 21.

Nro. 486. Den 1. — Des Bockfahrers Carl Anton Spieker Ehefr., geb. Bringmann, 67 Jahr, Wüstenstätte Nr. 1.

— 487. Den 2. — Der Handlungsgehülfe Joh. Ludw. Mannhardt, 19¼ Jahr, Doventhorsstraße Nro. 17.

— 488. Den 2. — Jordan Ehefrau, aus Holland, 50 Jahr, im Krankenhause.

— 489. Den 2. — Der Cigarrenmacher Christ. Bruns, 36 Jahr, gr. Annenstr. Nr. 70.

— 490. Den 2. — Marie Funcke, 3 Monat, Hastedt Nr. 52.

— 491. Den 2. — Der Canzlei-Pedell Lüder Jürgen Bischoff, 49 J., U. L. Frauenkirchhof N. 1.

— 492. Den 4. — Des Leinewebers Gottfried Beyer Tochter, 10 Monat, Hastedt Nr. 88.

Geburten:

Nro. 579. Den 29. April. Des Tischlers Joh. Rennig Heinr. Holze Ehfr., geb. Ewald, gr. Johannisstr. Nr. 99, von einem Knaben.

— 580. Den 29. — Des Arb. Peter Aug. Balthasar Hackmann Ehefr., geb. Sprick, Auforts-gang Nr. 6, von einem Knaben.

— 581. Den 29. — Des Schuhmachers Herm. Gerberding Ehefr., geb. Böse, Contrescarpe Nr. 24, von einem Knabeu.

— 582. Den 29. — Des Bockfahrers Aug. Grimmenstein Ehefr., geb. Jonas, Müllerstraße, von einem Knaben.

— 583. Den 30. — Des Küpermeisters Friedr. Wilh. Cassebohm Ehefr., geb. Evers, gr. Rosenstraße Nr. 7, von einem Mädchen.

— 584. Den 30. — Des Gastwirths Joh. Alb. True Ehefr., geb. Großkord, Langenstr. N. 62, von einem Mädchen.

— 585. Den 30. — Des Instrumentenmachers Chr. Gottlieb Rockstroh Ehefr., geb. Eggers, Catharinenstr. Nr. 29, v. e. Mädchen.

— 586. Den 1. Mai. Des Krameramtsgenossen Carl Herm. Altmann Ehefr., geb. Wencke, Osterthorssteinweg Nr. 66 B, v. e. K.

— 587. Den 1. — Des Branntweinbrenners Diedr. Wilkens Ehefr., geb. Poggenburg, Bonspforte Nr. 2, von einem Mädchen.

— 588. Den 1. — Des Cigarrenfabrikanten Wilhelm Friedr. Berlitz Ehefr., geb. Aßmann, kl. Sortillenstr. Nr. 7, von einem Knaben.

— 589. Den 1. — Des Knochenhauers Marcus Goosmann Ehefr., geb. Schmidt, Hankenstraße Nr. 27, von einem Knaben.

— 590. Den 1. — Des Arb. Alb. Heinrich Stühring Ehefr., geb. Schmidt, Buntenthorssteinweg Nro. 130, von einem Knaben.

Nro. 591. Den 2. — Des Küpers Johann Friedrich Hinternhoff Ehefr., geb. Hesse, Henschenstraße Nro. 8, von einem Mädchen.

— 592. Den 2. — Des Glashändlers Joh. Horstmann Ehefr., geb. Grewe, Buntenthorssteinweg Nro. 52, von einem Knaben.

— 593. Den 2. — Des Arb. Heinrich Herm. Eysel Ehefr., geb. Rosenberg, Buntenthorssteinweg Nro. 54, von einem Knaben.

— 594. Den 2. — Des Kaufmanns Herm. Aug. von Cölln Ehefr., geb. Drewes, Großenstraße Nr. 8, von einem Mädchen.

— 595. Den 2. — Des Cigarrenfabrikanten Hermann Heinr. Brockmann Ehefr., geb. Schriever, gr. Rosenstr. Nr. 24, v. e. Mädchen.

— 596. Den 2. — Des Cigarrenm. Albert Horstmann Ehefr., geb. Schierholz, Pferdegang Nr. 1, von einem Mädchen.

— 597. Den 2. — Des Schlossermeisters Arnold Fehrmann Ehefr., geb. Schilling, Westerstraße Nr. 100, von einem Mädchen.

— 598. Den 3. — Des Steinzeughändlers Georg Hellwig Ehefr., geb. Bruchmann, Buntenthorssteinweg, von einem Mädchen.

— 599. Den 3. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Anton Kleimann Ehefr., geb. Jacobsen, Stangen Hof Nro. 19; v. einem Knaben.

— 600. Den 3. — Des Arb. Christian Pfannenschmidt Ehefr., geb. Tabe, Müggenburg Nro. 17, von einem Mädchen.

— 601. Den 3. — Des Buchhalters Jacob Philipp Müller Ehefr., geb. Heeren, Jacobistraße Nro. 5, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 37.

Bremen, Sonntag den 8. Mai 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 8. Mai.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Schiffsprediger Müller.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Peterßen.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Einem Verkannten gewidmet.

(Eingesandt.)

Er muß nun scheiden aus den deutschen Gauen,
Muß meiden nun sein Vaterland,
Auf fremder Erde muß er seine Hütte bauen,
Weil ihn sein Volk so sehr verkannt.

Er war ein Mann von Treu und Glauben,
Es schlug ein deutsches Herz in seiner Brust.
Den Stolz wird ihm Verläumdung nimmer rauben,
Deß sich der Mann nach edler That bewußt.

Mit treuem Sinn hat er sein Vaterland geliebet,
Der wahren Freiheit immer hold;
Es hat wohl oft sein biedres Herz betrübet,
Wenn Brüder schmähten sie, in Fürsten Sold.

Ein köstlich Kleinod hast du dir gerettet,
Des Mannes höchsten Stolz und Ruhm,
Mag frei er sein, mag seufzen er gekettet,
Die Ehre bleibt des Edlen Eigenthum.

O zürn' ihm nicht dem Vaterlande,
Vergieb das Unrecht, das man dir gethan;
Die Lüge, die Verläumdung trifft die Schande,
Verachtet geht der Schwätzer seine Bahn.

So zieh' denn hin ins stolze Land der Franken,
Und Gottes Segen sei mit dir;
Laß deinen deutschen Muth nie wanken,
Bleib' du ein Deutscher für und für.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Decesaris holte ein Blatt Papier aus seinem Tornister und wendete sich mit den Worten an mich: „Die Blätter deiner Zeichenmappe sind zu klein; nimm das da und zeichne mein Portrait." Mit Vergnügen willigte ich ein und fing an, ihn in verschiedenen Stellungen zu skizziren, ihm dabei Complimente machend über seine männliche Schönheit, den stolzen Ausdruck seines Gesichts, seine imponirenden Gesten, kurz wegen seiner ganzen Persönlichkeit. Uebrigens muß ich gestehen, daß er mir immer mehr gefiel, je aufmerksamer

ich ihn vom künstlerischen Standtpunkte aus betrachtete. Ich ließ ihn sich hin und her drehen, richtete ihm den Kopf in die Höhe und placirte ihn, zufrieden mit seiner Gelehrigkeit, in eine energische, aber einfache Stellung, die ihm sehr zu gefallen schien. Ich stellte ihn dar, wie er auf seine Flinte gestützt, über eine Expedition nachsann. Merkwürdig war die Gruppe, die sich während dessen um mich bildete. Der Eine sah mir über die Schultern weg ruhig beim Zeichnen zu, Nase und Augen die Rauchwolke seiner Cigarre spendend; zwei Andere mit kleinen rothen Augen, die eng verbrüdert zu sein schienen, hatten sich umschlungen, und der bittere, ironische Zug um ihren Mund verrieth ihre Eifersucht gegen ihren Hauptmann; kurz ich hatte eine interessante Umgebung. Unter diesen Gruppen, wo die Einen hier und da auf der Erde oder auf Felsen lagen, Andere standen, rauchend, plaudernd, lachend, war viel Stoff für einen Schidone, Caravaggio, Murillo, und selbst für einen Callot und Ostade.

Eben war ich mit den Umrissen meines Helden fertig, als wir glücklicher Weise durch die Rückkehr des Boten unterbrochen wurden. Er brachte die Antwort des Prinzen und Decesaris schien sehr erstaunt zu sein, daß kein Lösegeld das Schreiben begleitete. Ich öffnete den Brief und las mit lauter Stimme. Folgende Phrase fiel ihm auf:

„Die Räuber, welche die Frechheit gehabt haben, in meinen Palast zu dringen, und welche von Ihnen eine Summe von 4000 Piaster verlangen, weil sie Sie für mich gehalten haben, verdanken Ihnen das Leben. Wären sie so tollkühn gewesen, die Treppe des ersten Stockwerks hinaufzusteigen, so wäre gewiß Keiner den Schüssen und Hieben der 20 Mann bewaffneter Soldaten entgangen, welche hier standen.

Der Prinz fügte hinzu, daß er eine Anweisung von 500 Piaster beischließe, zahlbar an den, der mich gesund und unversehrt nach Rom zurückbringe.

Um 2 Uhr Morgens nach Tusculum gelangt, hatte der Bote den Prinzen noch im Bette gefunden. Da Lucian in diesem Augenblicke nicht die nöthige Summe besaß, so hatte er gemeint, daß man provisorisch eine Anweisung von 500 Piastern senden könne, um den Räubern dadurch die Sicherheit zu gewähren, daß sie mein Lösegeld empfangen sollten; eine Stunde später hatte er mit seiner Familie und der von Hercolani den Weg nach Rom eingeschlagen.

Lange Zeit war Decesaris in Nachdenken versunken, während ich ihn fixirte, ungeduldig, den Entschluß, welchen er fassen werde, zu erfahren. Endlich wendete er sich, nicht ohne ein bitteres Lächeln, mit den Worten an seine Cameraden: „Tutti puetti Buonaparte sono veramente curiosi." (Alle diese Buonaparte sind merkwürdige Leute.) Endlich fragte er mich, ob es wahr sei, daß so viele Soldaten im Palast gewesen wären. Die Idee war zu glücklich, um sie nicht zu bestätigen. Ich bestätigte dies daher und präsentirte ihm zugleich die Anweisung von 500 Piaster. Er nahm sie ziemlich ruhig in Empfang und begnügte sich, zu bemerken, daß Anweisungen und wären sie vom Kaiser ausgestellt, Räubern nichts helfen könnten; er habe Niemand mich nach Rom zu senden; alle seine Cameraden seien bei der Polizei signalisirt und keiner derselben werde sich dazu verstehen, mich zurückzuführen. „Ich verlange, fügte er dann mit lauter Stimme hinzu, die Summe in Gold oder Silber; um diesen Preis verspreche ich Dir die Freiheit sammt Deinen Gefährten."

„Ich will nochmals an den Prinzen schreiben, erwiederte ich, und der Bote wird gewiß mit klingender Münze zurückkehren." Als mein Brief beendigt war, nahm ich das Blatt Papier aus der Mappe und bemerkte jetzt erst, daß ich auf der darunterliegenden andern Hälfte des Bogens Decesaris Portrait gezeichnet hatte. Als ich dies Decesaris sagte und es abreißen wollte, meinte er, es schade nichts, wenn ich es mit nach Rom sende. Denn Alles, was ich ihm über sein Gesicht und seine Figur gesagt, verleite ihn zu der Hoffnung, daß auch der Papst, der Prinz, seine Familie und alle römischen Vornehmen, denen man es zeigen werde, meiner Ansicht sein würden, kurz, er wolle bewundert sein. Dieser sonst immer so kalte, mißtrauische, höchst vorsichtige Räuberheld gab in diesem Augenblicke einer Eitelkeitsschwäche nach, deren ich ihn nicht fähig gehalten hätte, und sie verblendete ihn dergestalt, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, wie dies Portrait ein für ihn sehr gefährliches Signalement werden könne. Und in der That benutzte die römische Regierung dasselbe später zu seiner Verfolgung. Ich für meine Person aber hielt es sogar für Pflicht, aus der blinden lächerlichen Eitelkeit des Banditen den letztgenannten Vortheil zu ziehen, und beeilte mich, meinen Brief zuzumachen und dem Boten zu geben, der sich sogleich damit auf den Weg machte.

Es war eilf Uhr Vormittags und ich spürte großen Hunger, denn bis jetzt hatte mir Decesaris nichts zu essen angeboten; aber auch er selbst und seine Cameraden hatten

in meiner Gegenwart nichts genossen. Auf meine deßfallige Bitte bezeigte er sein Bedauern und sagte, da seine Expedition nach Tusculum ihn drei Tage und drei Nächte in Wald und Höhlen gefesselt habe, so wären seine Vorräthe erschöpft; allein er werde auf Mittel denken, neue herbeizuschaffen. Er ließ mich nun unter der Aufsicht seines Cameraden, dem er ganz vertraute, und versicherte, daß wir ehe zwei Stunden verstrichen, ein treffliches Diner halten sollten. Dieß war ein Räthsel für mich; allein ich empfand stark das Bedürfniß, daran zu glauben. Er verließ uns. Mein Wächter aber hatte, nachdem wir einige Worte gewechselt, ganz den Anschein als wolle er einschlafen.

Der jüngste und kräftigste Räuber der ganzen Bande, war er mir wegen seines traurigen und nachdenkenden Wesens aufgefallen, und ich war neugierig, die Ursache des Unglücks kennen zu lernen, das auf ihm zu lasten schien. Mit mildem Tone fragte ich ihn, ob er es nicht bedauere, seine Familie verlassen zu haben; bei diesen Worten richtete er seinen düstern Blick auf mich und sagte: „Ich hege nur einen Kummer, der aber folgt mir ins Grab.“ Und beide Hände gegen die Brust drückend, fügte er hinzu: „Da drinnen liegt eine Last, die mich erstickt, da drinnen wühlt es, wie mit glühendem Eisen... Allein ich bedarf der Ruhe, denn der Schlaf kehrt selten ein bei mir; später will ich Dir erzählen, was mich diesen Höllenqualen preisgegeben hat.“ Gewissermaßen von der Last einer furchtbaren Erinnerung erdrückt, schlief er ein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

(Fortsetzung.)

„Der Wille Gottes, edler Graf, und — der Wille eines Weibes,“ fuhr der alte Alchymist fort, indem er jenen bei der Hand, die er fest in der seinigen hielt, vor einen blanken Stahlspiegel führte. Er hauchte auf die glänzende Fläche, welche sofort über und über geblendet war. Mit gespannter Erwartung schaute der Graf auf den Spiegel hin, und seine Neugier war um so größer, da er Anfangs nicht gewagt hatte, den Alten über jenes Weib zu befragen. Zuerst sah er nichts als eine Wolke; aber nach und nach zertheilte sich diese Wolke, und ein Frauengesicht, erst schwankend und unbestimmt, aber immer deutlicher sich gestaltend, wurde sichtbar. Es war der nämliche spanische Kopf, das nämliche braune Antlitz, die nämlichen schwarzen Augen, die ihn auf dem Balle so unabläßig verfolgt hatten. Den Grafen überfiel ein Schauder beim Anblicke dieses Bildes, welches sich überall in den Weg stellte. — Wie kam es dahin? Kam es vom Himmel oder aus der Hölle? War es die Wirkung unerklärbarer Zauberei, odr eines jener wunderbaren Gesichte, welche das Auge des Leibes, wenn nicht vielmehr das Auge des Geistes täuschen? — So fragte er sich selbst. Aber ehe er noch Zeit fand, sich eine Antwort zu geben, hatte das Gebilde sich mit einem Nebel überzogen, und verlor sich in dem Gewölk, wo sein Blick vergebens es zu verfolgen suchte.

Er hatte während der Zeit weder das Bellen des Hundes gehört, noch bemerkt, daß die Thüre sich öffnete. Indem er sich umkehrte, erblickte er dasselbe Gesicht vor sich, welches eben im Spiegel erloschen war. Im ersten Augenblick meinte er, daß dieses Bild in seiner Vorstellung stehen geblieben, und er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er es vertreiben; allein er überzeugte sich daß sein Sekretär Marane vor ihm stand.

„Du hier, Marane?“ redete er ihn an. —

„Ich habe euch bewacht, gnädiger Herr. Es folgte Euch ein Mann nach mit einem Degen; da bin ich ihm mit dem Dolche in der Hand gefolgt.“ —

IV.

Der falsche Mönch.

Unterdessen nahmen die Zeitereignisse ihren unaufhaltbaren Fortgang. Die Ketzerei, durch den blutigen Widerstand, dem sie auf allen Seiten begegnete, angespornt, gewann von Tag zu Tag größern Boden. Es fehlte dieser neuen Lehre nichts weiter als die Weihe des Märtyrerbluts; und diese Weihe sollte ihr zu Theil werden. Mit grausamer Strenge wurden Edikte gegen sie erlassen, und mit entsetzender Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Auf allen öffentlichen Plätzen stiegen Blutgerüste und Scheiterhaufen auf; die Flamme erlosch nicht, das Henkerbeil fand keine Ruhe; denn die Inquisition war von Madrid in Niederland eingezogen, mit dem ganzeu Gefolge von Spähern, Alguazils und Henkern. Es dauerte nicht lange, so erreichte die Unzufriedenheit den höchsten Gipfel; von der Unzufriedenheit zur offenen Empörung ist nur ein Schritt; und dieser Schritt geschah auf Anregung des Edlen von St. Aldegonde, Philipp von Marnix, welcher den ersten Gedan

ken zu jener so denkwürdigen Handlung angab, die unter der Benennung Compromiß bekannt ist. Dieser Akt, eine muthvolle und heftige Protestation zu Gunsten der Gewissens- und Denkfreiheit, wurde von mehr als dreihundert Herren aus den mächtigsten Familien des Landes gezeichnet, und der Statthalterin am 4. April des Jahres 1594 durch Heinrich von Brederode überreicht, welchem alle Verbündete, je zwei und zwei, wie in Procession folgten, um durch ihre Gegenwart zu bekräftigen, was sie mit der Feder unterzeichnet hatten. Aber die fast ausweichende Antwort der Margaretha von Parma, weit entfernt, die Gemüther zu beruhigen, hatte nur eine größere Aufreizung zur Folge, die von jenem Zeitpunkte an täglich zunahm. Der erste Ausbruch der Gährung geschah in Flandern; von da verbreitete sie sich wie ein Brand über Brabant, Holland, Geldern in Seeland und Friesland. Wie auf ein gegebenes Zeichen erhoben sich die Ketzer in Masse; überall wurden die Kirchen geplündert, die Priester verjagt, die Heiligthümer den schauderhaftesten Entweihungen preisgegeben. Das Volk war wie vom Schwindel, wie vom Wahnsinn getrieben. Beim Anblicke solch' entsetzender Vorfälle ergriff die Statthalterin, der Furcht nachgebend, endlich die Partei der Duldung; sie gestattete die Predigten, und hob alle strengen Verfügungen auf, mit denen man den durch die Verfolgung so mächtig gewordenen neuen Lehren entgegen getreten war. Aber schon hatte der Brand zu weit um sich gegriffen, als daß man seiner noch Meister hätte werden können. Seinerseits beschloß der König, entrüstet über die Dinge, die in den Niederlanden vorgefallen waren, sein Ansehen auf dem Wege der Strenge und des Schreckens wieder herzustellen. In Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, fand er einen Kopf, stark und fest wie der seinige, ein Herz, unversöhnlich wie sein eigenes, und einen Arm, noch entschiedener und nachdrücklicher als der seine war; er konnte keinen geeignetern Mann finden, um auf gewaltsamem Wege das königliche Ansehen in den Niederlanden wieder zu befestigen.

Der Herzog erschien in den Niederlanden an der Spitze eines mächtigen Heeres. Am 22. August 1567 hielt er seinen Einzug in Brüssel, und von diesem Zeitpunkte an beginnt jenes Schreckensregiment, welches die Geschichtschreiber der Zeit so verschieden beurtheilen, je nach den Leidenschaften, denen sie sich hingaben, je nachdem sie in dem großen Kampfe, der nun im Begriff war auszubrechen, die eine oder andere Partei erwählt hatten. Auf der einen Seite sah das Land die Scheiterhaufen sich wieder entzünden, die Blutgerüste wieder aufrichten, die Kerker sich öffnen, die Beile aufs Neue schleifen; den Gedanken und das Wort einem Schattenspiel von Gerichtshof überantwortet, der unter dem Namen Aufruhrsrath eingerichtet ward, dem aber das Volk die derbere und bezeichnendere Benennung eines Blutrathes beilegte. Auf der andern Seite kam der Aufstand, der so lang im Stillen gebrütet, zum Ausbruche, gleich einem Vulkan, der lange Zeit in der Tiefe des Bodens gekocht hat. Blutige Fehden, heiße Kämpfe, verzweifeltes Ringen erhoben sich, und der Ausgang begünstigte bald die Unterdrücker, bald die Unterdrückten. Dalhelm sah die Ketzer den Spaniern unterliegen; Heiligerlee sah die Spanier unter der Hand ihrer Gegner zu Boden stürzen. Diese unerwartete Niederlage brachte des Herzogs Erbitterung auf den höchsten Punkt; und um den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen, entschloß er sich, selbst an die Spitze seiner Truppen zu treten. Ehe er jedoch die Hauptstadt verließ, wollte er den Geist der Empörung durch ein Beispiel der Strenge niederschlagen, und dadurch die Unternehmungen im Keime ersticken, die man in seiner Abwesenheit gegen ihn versuchen möchte. Vierundzwanzig Edelleute ließ er enthaupten, einen von Egmont's Schreibern, Kaatsembrod, Herrn zu Bakerseele auf dem großen Sablonplatze viertheilen, und Anton van Stralen, den Bürgermeister von Antwerpen, zu Vilvorde mit dem Schwert hinrichten. Und doch war das alles nichts als der erste Akt des blutigen Dramas, welches unvollständig geblieben wäre, wenn nicht zwei noch angeseheneren Männern darin eine Rolle zugetheilt worden wäre.

Am 3. Juni 1568 zog ein Haufe Soldaten, welcher zwei sorgfältig verschlossene Wagen geleitete, durch das Flandrische Thor in Brüssel ein. Langsam und schweigend rollten die Wagen dahin, umringt von zwölf spanischen Fähnrichen, welche das Geleit bildeten, Männer und Rosse mit Staub bedeckt. Der Zug ging unaufgehalten vorwärts. Mancher Bürger steckte vergebens den Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, was der Trupp zu bedeuten habe; er suchte umsonst zu erfahren, was jene Wagen enthalten möchten, denn noch wußte Niemand, daß sie von Gent kamen, und an einem jener drückenden Sommertage, wie sie zu Anfang des Juni oft das Land versengen, einen Weg von zehn Stunden zurückgelegt hatten. So fuhren sie die

ganze Flandrische Straße hinauf, über die Sennebrücke, den Hühnermarkt, an der St. Nikolaikirche vorbei, und gelangten, durch die Buttergasse, auf den großen Marktplatz, wo sie vor der Treppe des Gildenhauses Halt machten. Daselbst stieg der Führer der Truppe vom Pferde, schritt die vier oder fünf Stufen hinauf, und pochte heftig an die Thür, welche sich, unter einem Gerassel mit Schlüssel und Riegeln, aufthat, und das widerwärtige Gesicht eines Alten sehen ließ. —

„Da sind wir, Meister Peter, mit zwei vornehmen Vögeln, die du in deinen Käfig sperren sollst," sagte der Reiter, sobald er jenes Gesichtes ansichtig ward.

„Wohl, seid willkommen, edler Herr! Man wird sie hieselbst gut bewahren, verlaßt Euch darauf," entgegnete der Pförtner, indem er ehrerbietig seine wollene Mütze abzog, und an einen ungeheuern Schlüsselbund schlug, der an seinem Gürtel erklirrte.

„Es ist nur für kurze Zeit," versetzte jener, mit einem Ton und Blick, worin ein teuflischer Ausdruck lag. —

Der Mann, welcher diese Worte gesprochen hatte, war der Profoß, oder die rothe Ruthe, Johann Grovel, der in den Chroniken jener Zeit unter dem Namen Speel oder Spelleken so bekannt ist. — Der Schlüsselmann fühlte sich fast versucht, ihm die Hand zu drücken, als er ihn so reden hörte. — Sofort, auf ein gegebenes Zeichen ihres Anführers, machten sich etliche Soldaten daran, aus jedem der Wagen einen stark geknebelten Mann steigen zu lassen, und sie die Stufen vor dem Gildenhause hinaufzuführen. Einen Augenblick nachher schloß sich die Thür hinter dem Profoß, den Gefangenen, den Soldaten und der häßlichen Gestalt des Pförtners. Die Zurückgebliebenen der Truppe verließen den Platz mit den Wagen, ohne daß ein einziger Neugieriger es gewagt hätte, nach den beiden Unbekannten zu fragen, welche man ins Gildenhaus eingeschlossen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Etwas über Hausgerechtsame.

(Eingesandt.)

Beim Bauen neuer Häuser entstehen nicht selten Prozesse über Dinge, die jeder wissen müßte und wissen könnte, wenn Rechtsregeln darin bekannt wären, z. B. über aufschlagende Thüren und Fenster, Lichtfenster, freien Tropfenfall, Dachgossen, gemeinschaftliche Mauer u. dergl. Viele halten aufschlagend mit herumschlagend gleich. — In den Hausbriefen steht gewöhnlich aufschlagend. — Andere verstehen nur darunter, daß die Fenster oder Thüren in einen rechten Winkel aufschlagen. Sollten sie ganz herumschlagen, so müßte dieses gesagt sein.

Ein Rechtskundiger würde sich sehr verdient machen, wenn er deutlich angäbe, wie es mit den Gerechtsamen der Häuser gehalten werden muß. Hat jemand das Recht, seine Fenster auf mein Erbe aufzuschlagen, und ich will höher bauen, ob ich in meiner Mauer einen halben Zirkel lassen muß, daß er darin sein Fenster aufschlagen kann, oder nicht. Was ein Lichtfenster bedeutet und wie nahe man an dasselbe bauen darf. Hat jemand einen freien Tropfenfall auf mein Erbe, ob ich denselben bebauen darf, wenn ich durch eine Dachgosse auf meinem Erbe den Tropfenfall aufnehme. Haben zwei Erben eine gemeinschaftliche Mauer, und der eine Inhaber derselben will höher bauen, ob der Nachbar folgen oder Ersterer die Mauer für sein Geld machen, oder eine eigne Mauer vor der gemeinschaftlichen aufziehen lassen muß u. s. w.?

Es giebt Hausbriefe, in welchen Gerechtsame stehen, welche in denen des Nachbaren fehlen, welche sind die gültigen? Gewiß die jüngeren.

Wären die Gerechtsame bestimmt, so müßten sie als Norm angenommen und gedruckt werden.

Unsers Wissens ist eine solche Bauordnung noch nicht da, und sollten wir hierin irren, so bitten wir anzuzeigen, wo sie zu haben ist.

---

* Unbestimmt.

(Eingesandt.)

In Nro. 37 des Unterh. Bl. befindet sich eine Erklärung des Wörtchens unbestimmt, das für des Predigers Namen zuweilen auf dem Kirchenzettel steht, dessen Verfasser aber nur eine und zwar eine falsche Erklärung desselben kennt. Er sagt nämlich aufs bestimmteste: „Das soll heißen: man weiß am Freitag noch nicht wer am Sonntag predigt", ohne zu bedenken, daß dies Unbestimmt auch einen andern Grund haben könne. Nein, Herr Bestimmt, es giebt eine andere Erklärung dieses Wörtchens, eine richtigere. Es wird nämlich bei den Herren Predigern oder Kirchendienern nach den Predigten gefragt; ist nun vielleicht nur das Mädchen oder sonst Jemand zu Hause, der nicht weiß, wer predigt, oder ist das betreffende Predi-

gerhaus (wie z. B. jetzt an der Rembertikirche) nicht mehr da, so erhält der Fragende keine bestimmte Antwort, er kann vielleicht nicht noch einmal wieder hingehen, oder der Abgesandte hat auch wohl keine Lust darnach zu fragen, so wird auf den Kirchenzettel gesetzt: Unbestimmt. Der Herr Verfasser scheint sich übrigens noch nicht überzeugt zu haben, daß jetzt Gottlob! keine Predigten von unseren Candidatem gehalten werden, die am Sonnabend aus dem Aermel geschüttelt sind; ein Besuch einer Candidaten-Predigt (auch unbestimmten) wird ihn von der Gediegenheit und von dem Fleiß, der darauf verwandt ist, überzeugen.

Uebrigens findet er im Bürgerfreund immer die bestimmte Angabe der zu haltenden Predigten.

U.

Drei Paare.

Charade.

Das Erste.

Ich und die Zwillingsschwester, ein treues Dienerpaar,
Wir folgen dem Gebieter in Glück und in Gefahr;
Dem Reichen wie dem Armen steh'n wir zu Dienst bereit,
Wir üben seinen willen zu Freuden, wie zu Leid.

Wir schaffen und zerstören, wir retten und bedroh'n,
Wir spenden und wir rauben, doch alles sonder Lohn.
Auch pflegen wir der Künste, ja glaubet mir fürwahr,
Wir sind dem Einen Zunge, dem Andern Auge gar.

Sind wir auch ebenbürtig an Jahren und Gestalt,
Uebt doch die eine Schwester weit größere Gewalt:
Sie führet Schwert und Zepter, ihr Segen frommet nur,
Sie zuckt den Strahl des Bannes, sie kräftiget den Schwur.

Oft wird um sie geworben auf Leben und auf Tod,
Wer liebend nach ihr strebet, dem ist ihr Wink Gebot,
Und giebt sich ihre Herrin dem treuen Werber kund,
In Liebe presset selig er sie an Herz und Mund.

Das Zweite.

Ich und der Zwillingsbruder, ein niedres Sklavenpaar,
Wir tragen den Gebieter in Glück und in Gefahr;
Dem Reichen, der uns schonet, steh'n wir zu Dienst bereit,
Dem Armen, der uns brauchet, macht unser Mangel Leid.

Wir wühlen in dem Staube und treten auf den Thron,
Wir sind ein Werk der Schwestern, geschaffen nur um Lohn;
Todt kommen wir vom Leben, doch glaubet man fürwahr,
Wir haben eine Zunge und öfters Augen gar.

Auch wir sind ebenbürtig an Jahren und Gestalt,
Doch keiner von uns beiden übt größere Gewalt.
So lange wie wir dienen, sind wir geschätzet nur,
Doch lassen wir im Leben zurück wohl manche Spur.

Ob auch der Arme werbe um uns bis in den Tod,
Steh'n wir dem nackten Bettler doch immer zu Gebot,
Und giebt er vor dem Geize die bloßen Glieder kund,
Der ruft ihm schnöde Namen mit lästerlichem Mund.

Das Ganze.

Ich und der Zwillingsbruder, wir sind das dritte Paar,
Doch möchtet ihr auch wissen, wer uns zur Welt gebar.
Es haben beide Sklaven die Schwestern sich gefreit,
Und jede Schwester zeugte sich in der Eh' ein Kleid.

Es schämet sich des Vaters, entartet, mancher Sohn,
Dies zeigen in dem Namen die beiden Brüder schon,
Weil sie der Mutter Namen dem Vater vorgesetzt;
Allein sie hätten anders den Sprachgebrauch verletzt.

Wie können Zwillingsbrüder wohl irgend ohne Trug
Verschied'ne Mütter haben? — Deß werd ich nimmer klug;
Der Fall, der scheint gar seltsam, begreifet ihr's auch nicht.
Dürft ihr mir dennoch glauben, mein Mund die Wahrheit spricht.

Ich könnte manches melden wohl noch von jedem Paar,
Doch thät ich's, wär' das Räthsel euch kund und offenbar;
Und wollte einer tadeln der Worte dunkeln Sinn,
Dem werf' ich kampfentschlossen den Fehdehandschuh hin.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 3. Mai d. J.

Joh. Fr. Michelfelds Immobile belegen zu Vegesack an der Breitenstraße zu 1025 Rt. Käufer: Franz Joseph Kuhn.

Miscellaneen.

(Eine Einbalsamirung in London.) Bekanntlich hat der Franzose Gannal ein Verfahren erfunden, mit wenigen Kosten todte Körper vor Verwesung zu bewahren; sein Geheimniß hat er an verschiedene Personen verkauft, in London an einen gewissen Doctor, der sich der Sache sehr eifrig annimmt und allen Todten von Stande seine Karte schickt. Damit keiner ihm entgehe, unterhält er mehrere Leute, die in der Stadt umhergehen und sich erkundigen müssen, wo ein reicher Mann krank ist. Ein solcher Bote meldete denn vor Kurzem dem Doctor, der reiche Lord C., der Besitzer eines kostbaren Palastes in Orfordstreet, liege im Sterben und würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Nacht nicht überleben. Der Doctor schickte sogleich seine Karte in den Palast und wartete; zu seiner Verwunderung kam aber Niemand. Es vergingen zwei, drei, acht Tage, ohne daß der Kranke etwas von sich hören ließ. „Sollte der Lord nicht gestorben sein? Ich werde mich selbst überzeugen," sprach der Doctor. Er zog den schwarzen Frack an und machte sich auf den Weg. „Nun," sagte er zu der Frau des Portiers, die er allein traf, „ist er endlich gestorben?" — „Ach, ja, Herr," antwortete die weichherzige Frau schluchzend. „Diesen Morgen ist er gestorben, der arme liebe Mann." „Er hat sich viel Zeit dazu genommen. Führen Sie mich zu ihm, gute Frau." Weinend gehorchte die Thürsteherin und führte den Doctor in eine schlechte Kammer, in welcher der Leichnam auf einem Bette lag, das keineswegs ein Paradebett war. „So sind die Menschen!" dachte der Doctor bei diesem Anblick bei sich. „Der Lord hat seinen Erben ein Einkommen von jährlich 10,000 Pf. St. hinterlassen und kaum ist er todt, so verweisen sie seinen Körper in eine Rumpelkammer. Es ist nur gut, daß ich selbst gekommen bin, denn sicherlich hätten sie mich nicht rufen lassen." Während dieser philosophischen Betrachtungen ging der Doctor an's Werk und verrichtete die Einbalsamirung. Dann eilte er nach Hause und ließ in mehrere Zeitungen die Anzeige einrücken: „Der ehrenwerthe Lord C. ist in seinem Hause gestorben und man meldet uns, daß seine untröstliche Familie den berühmten Doctor . . aufgefordert hat, den Leichnam nach dem Verfahren Gannal's einzubalsamiren." Auch seine Rechnung schickte der Doctor in das Haus des Lords und am andern Tag erhielt er folgendes Schreiben: „M. H., man weiß jetzt wirklich nicht, wer lebt und wer stirbt. Ich bin ein — lebender Beweis davon, wenn ich mich so ausdrücken darf, denn nach dem, was mir geschieht, werde ich selbst an meiner Existenz irre. Vor einigen Tagen versicherte mein Arzt auf seine Ehre, daß ich vollkommen von der schweren Krankheit, die mich befallen, hergestellt sei, und ich glaubte seinen Worten; heute aber lese ich in den Zeitungen, daß ich gestorben und einbalsamirt bin. Diese traurige Nachricht wird bestätigt durch die Rechnung, welche Sie mir gesandt haben und in der Sie 100 Pf. St. für die Einbalsamirung meines Körpers verlangen. Es ist das viel Geld, da die Sache aber einmal geschehen ist, so haben Sie doch die Gefälligkeit, sich in meine Wohnung zu bemühen, damit wir mündlich über meine Einbalsamirung sprechen können. Genehmigen Sie ꝛc. — Lord C." Der englische Gannal, den dieser Brief, wie man wohl glauben wird, in einige Verlegenheit brachte, begab sich zu dem Verstorbenen und hier erhielt er die schmerzliche Ueberzeugung, daß er in seinem Eifer den Thürsteher einbalsamirt hatte, der während der Krankheit seines Herrn plötzlich am Schlage gestorben war.

(Ein Intermezzo.) Im United Service Journal befindet sich eine Schilderung der außerordentlichen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten, womit die englischen Soldaten in früheren Zeiten, namentlich im amerikanischen Kriege zu kämpfen hatten. Ungeachtet des geringen Soldes, mußte jeder Soldat seine Lebensbedürfnisse vom Quartiermeister oder Wachtmeister nehmen, und dieser lieferte wenige und schlechte Nahrungsmittel. Der Hunger trieb die ermüdeten Krieger oft zum Stehlen an, wofür sie dann nicht selten auf das grausamste gezüchtigt wurden. Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß in einem Tage zehn und mehr solcher Unglücklichen mit mehreren hundert Peitschenhieben gezüchtigt wurden. Endlich ereignete sich ein tragi-komischer Vorfall, welcher diesen öffentlichen Züchtigungen ein Ende machte. Ein Soldat, der eine Frau und vier Kinder hatte, stahl einige Erdäpfel vom Felde. Er wurde vor das Kriegsgericht gestellt und zu fünfhundert Streichen verurtheilt. An demselben Abend wurden noch sieben andere hinausgeführt, und die Züchtigung begann vor den Augen der versammelten Menge, unter welcher das Jammern der zuerst Gezüchtigten ein lautes Gemurmel des Unwillens erregte. Endlich kam die Reihe an den Erdäpfeldieb. Einen Theil der Strafe ertrug er mit seltener Standhaftigkeit, aber endlich erpreßte ihm der Schmerz laute Klagetöne. Die Frau des Sträflings, welche eine Milderung der Strafe hoffend, in einiger Entfernung lauschte, vermochte sich nicht länger zu halten. Sie setzte ihr Kind nieder, eilte auf den Tambour zu, welcher die Geißel schwang, und faßte ihn beim Arm. Sie wurde ergriffen, und unter lautem Geschrei fortgeschleppt. Dies war das Signal für die anwesenden Waschweiber, welche im Vertrauen auf den Beistand der Menge, vordrangen und die Gefangenen befreiten. Die meisten Officiere kamen ohne weitere Unannehmlichkeiten davon — nur nicht der Adjudant, welcher von den derben Fäusten der Waschweiber ergriffen, über einige Bündel Stroh gelegt und unbarmherzig gegeißelt wurde. — Seit jenem Vorfalle sind die körperlichen Züchtigungen in der englischen Armee seltener geworden, und werden nie mehr öffentlich vollzogen.

(Muth und Hingebung.) In der Audienz des Handels-Tribunals von Bordeaux hatte vor einigen Tagen eine sowohl durch ihren Gegenstand, als durch das Unglück, wodurch sie veranlaßt worden, rührende Scene statt. Herr Sylvester Delbos ließ einen gewissen Ruffet in den Saal rufen, und alsbald sah man einen jungen Mariner hereintreten, aus dessen durch die Sonne gebräunten Zügen etwas Muthiges und Bescheidenes hervorstrahlte.

Der Magistrat richtete ungefähr folgende Anrede mit Würde und Rührung an ihn: „Tapferer Russe! In der Nacht vom 11. auf den 12. März wurde das Fahrzeug le Commerce de Bordeaux, welches zugleich sein Schiffsvolk und das des im Havre entwaffneten Chateaubriands trug, bei seiner Einfahrt in den Fluß durch den Sturm angegriffen und auf Felsen geworfen, wo es gescheitert. Im Augenblick des Unfalls, und als Reisende und Matrosen nur ein jeder an sein eigenes Heil dachte, blieb ein einziger Mann zurück, als er das Jammern zweier Kinder hörte, und sprach, zu ihnen zurückkehrend, die Worte aus: „Ich werde sie retten oder mit ihnen untergehen!“ Und auf den Trümmern eines gescheiterten Schiffes nahm er sie in die Arme, kämpfte gegen die Wellen und brachte sie mit Lebensgefahr an das Ufer, das er nach den äußersten Bemühungen erreichte. Dies übte Eure Hingebung; sie konnte nicht ungesehen vorübergehen. Die Gesellschaft, welche zum Zweck errichtet ist, den durch Schiffbruch Verunglückten zu Hülfe zu kommen, die aus Männern besteht, welche große Namen tragen und von Edelmuth beseelt sind, vernahm Eure schöne That; sie beeilte sich dieselbe zu belohnen, und ich fühle mich glücklich, Euch in ihrem Namen öffentlich die Ehren-Medaille überreichen zu können, die sie für Euch votirt hat. Eure Gefährten, die auch ihre Bewunderung äußern wollten, haben Euch zum Equipagen-Meister erhoben, und das Tribunal, welches ich zu präsidiren die Ehre habe, hat für gut erachtet, Euch noch ein besonderes Geschenk zu geben. Empfanget also diese dreifache Belohnung, und fahrt fort, Beispiele eines Edelmuths zu geben, die weder für das Land noch für Eure Zukunft verloren sein werden.“ — Der junge Mariner dankte dem Tribunal mit schüchterner Stimme, und als er mit einem der Kinder, welche er gerettet hatte, hinausging, drängte sich die Menge auf seinem Wege mit Gefühlen der Achtung und der Bewunderung.

(Gefährlicher Name.) Jüngst ließ ein Bauer, Namens Niemand aus Steinach bei Baden, dem Geburtsstädtchen Erwin's, des Baumeisters des Straßburger Münsters, seinen Gaul wohlbedächtig und frei vor sich herspazieren auf der Bühler Landstraße, und dachte bei sich selbst: Es ist doch eine hübsche Sache um einen eigenen Gaul, zumal um einen solchen, der unter Brüdern seine besten 20 Louisd'ors werth ist, und wenn man kein Thierquäler ist: d'rum habe ich mich auch nicht auf ihn gesetzt. — Unter diesen thierfreundlichen Gedanken holte ihn ein anderer, ganz stattlicher Fußgänger ein, in einem braunen Ueberrocke, der wohl noch weiter wollte, als nach Bühl; denn als er ganz dicht hinter dem Steinbacher Thierfreunde war, fragte er einen ebenfalls des Weges ziehenden Bauernburschen, wem denn der Gaul da vor ihnen gehöre? worauf der Gefragte antwortete: „Niemand!“ Alsobald that der Herr im braunen Ueberrocke einige Siebenmeilenstiefelschritte, überholte Beide, den Bauernburschen und den Niemand, und als er just neben dem freien Pferde war, schwang er sich behend auf dessen Rücken, setzte ihm ungesäumt dessen Absatz spitzen in die Rippen, und galoppirte flugs davon, so daß Freund Niemand nur eben noch so viel Zeit verblieb, dem flüchtigen Reiter und seinem Rappen ganz verblüfft nachzuschauen, auf deren Rückkehr er noch heute wartet. Man sagt, der Niemand würde sich sogar auch sehr freuen, wenn sein Gaul auch ohne Reitersmann in seinen Stall zurückkehrte.

(Hier ist der Weg für Esel.) Als im Jahre 1779 von der Pariser Polizei die Abräumung eines Platzes in der Gegend Montmartre verordnet wurde, fand sich ein Stein mit folgender Inschrift vor:

I. C.
I.
L.
E.
C. H.
E. M.
I. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

Dieses Denkmal altehrwürdiger Kürze ward der königl. Akademie der Inschriften übergeben, welche unverweilt Sitzungen hielt und Gelehrte ernannte, die sich mit der Deutung dieser Antiquität beschäftigen sollten. Allein weder diese noch die berühmtesten Alterthumsforscher Frankreich's konnten etwas ergründen; die Inschrift blieb unauflöslich. Der Maire von Montmartre erfuhr auch von diesem merkwürdigen Funde, und von Neugier getrieben, begab er sich nach der Akademie um den Stein zu sehen. Kaum wirft er einen Blick auf das Denkmal, als er sich auch schon bereit erklärt, die Inschrift zu deuten, und er gab folgende Erklärung ab: Der Stein stand ehemals als bescheidener Wegweiser an einer Straßenecke zu Montmartre, wo der Weg in die Steinbrüche vorbei führte, welche das Material zur Stadtpflasterung lieferten. Als das Eckgebäude später abgebrochen wurde, blieb der Stein unter dem Schutte vergraben liegen. In diese Steinbrüche führte nun ein doppelter Weg und zwar einer für Karren, der andere für steintragende Esel, wie dies obige Inschrift bestätigt; denn diese lautet ganz einfach: Ici le chemin des ânes. (Hier ist der Weg für die Esel.)

(Conradin Kreuzer's neuestes Opernwerk.) Seine Durchlaucht der regierende Herzog von Nassau hat die Dedication des neuesten Opernwerkes Conradin Kreuzer's „Der Edelknabe und das Armband“ anzunehmen geruht. Die Oper wird demnächst auf der Hofbühne zu Wiesbaden in die Scene gehen, und der Compositeur, der am 26. April in Wiesbaden eintrifft, sein neuestes Werk selber dirigiren. Die Hauptparthie singt Demoiselle Cäcilie Kreuzer, die an der Wiesbadner Bühne auf festes Engagement gastirt. Die Oper wird mit vieler Pracht der Ausstattung in die Scene gesetzt.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 37.

Bremen, Sonntag den 8. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 492. Den 4. Mai. Des verst. Rentiers Jacob Ratjen Wittwe, geb. Wülbern, 88 Jahr, an der Viehweide Nro. 6.

— 493. Den 4. — Des Leichdornoperateurs Johann Heinrich Justus Gödeke Sohn, 2 Jahr 11 Monat, Knochenhauerstraße Nro. 47.

— 494. Den 4. — Johann Gustav Heck, 11 Monat, Buntenthorssteinweg.

— 495. Den 4. — Des Schlossermeisters Joh. Rabba, Sohn, 1½ Jahr, Osterthorsstraße Nro. 12.

— 496. Den 5. — Des Oeconomen Joh. Friedrich Kriphäne Sohn (todt geb.); am Wall Nro. 103.

Nro. 497. Den 5. — Des Arb. Carl Philipp Kratzer Tochter, 6 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 225.

— 498. Den 5. — Johanna Dorothea Voltmer, 73¾ Jahr; Hasenpforte Nro. 6.

— 499. Den 6. — Des Goldschmieds Heinrich Loose Tochter, 2¼ Jahr; am Markt Nro. 8.

— 500. Den 6. — Der Kaufmann Joh. Heinr. Teubner, 40 Jahr; Weges Ende Nro. 6.

— 501. Den 6. — Des Schuhmachermeisters Heinrich Friedr. Georg Steinmeyer Sohn, 3 Jahr, Ansgariithorswallstraße Nro. 19.

— 502. Den 6. — Anna Maria Juliane Abbehausen, 65 Jahr; kl. Helle Nro. 25.

Geburten:

Nro. 602. Den 28. April. Des Landmanns Diedr. Depken Ehefr., geb. Lampe, Hastedt Nro. 66; von einem Knaben.

— 603. Den 3. Mai. Des Schuhmachers Joh. Martin Hahlbohm Ehefr., geb. Knigge, gr. Annenstraße in Brüningsgang N. 3, v. e. M.

— 604. Den 3. — Des Kappenmachers Joh. Friedr. Wendt Ehefr., geb. Kammeyer, Doventhorswall Nr. 26; von einem Mädchen.

— 605. Den 3. — Des Kaufmanns Gottfried Bagelmann Ehefr., geb. Kind, Catharinenstraße Nr. 6, von einem Mädchen.

— 606. Den 3. — Des Bierbrauers Johann Adam Brüning Ehefr., geb. Meyer, Osterstraße Nr. 16, von einem Knaben.

— 607. Den 3. — Des Consumtionsgehülfen Heinrich Christoph Ehntholt Ehefr., geb. Koop, Meinkenstraße Nr. 4; von einem Knaben.

— 608. Den 3. — Des Branntweinbrenners Johann Hinrich Clausen Ehefr., geb. Schmidt, Johannisstraße Nro. 3; v. einem Knaben.

— 609. Den 3. — Des Gärtners Heinrich Ludwig Thun Ehefr., geb. Heinrichs, Landweg Nro. 3, von einem Knaben.

Nro. 610. Den 4. — Des Schiffscapitains Hermann Sengstacke Ehefr., geb. Kehrmann, am Bollwerk Nr. 16 A; von einem Knaben.

— 611. Den 4. — Des Kappenmachers Christ. Heinr. Linck Ehefr., geb. Schwan, kurze Wallfahrt Nr. 5, von einem Mädchen.

— 612. Den 5. — Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Meyer Ehefr., geb. Tuntemann, Spitzenkiel Nr. 20, von einem Knaben.

— 613. Den 5. — Des Krameramtsgenossen Ludwig Koch Ehefr., geb. Gehle, Doventhorsstr. Nr. 17, von einem Knaben.

— 614. Den 5. — Des Oeconomen Johann Friedrich Kriphäne Ehefr., geb. Elten, am Wall Nro. 103, von einem todten Knaben.

— 615. Den 5. — Des Seegelmachers Joh. Conrad Mehler Ehefr., geb. Leopold, Theerhof Nro. 34; von einem Knaben.

— 616. Den 5. — Des Mühlenbauers Johannes Evangelist Rapp Ehefrau, geb. Hartjen, Grafenstraße Nro. 31, v. einem Knaben.

— 617. Den 6. — Des Schneidermeisters Heinr. Chr. Ibe Ehefr., geb. Schindler, gr. Rosenstr. Nr. 19, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 246. Der zu Gudjerat in Ostindien wohnende Missionar Joh. Heinr. Mengert und Beta Margaret Reinemund hies.

— 247. Der Schlachtermeister zu Berlin Eduard Datweiler u. Nicolaine Catharine Goosmann hieselbst.

— 248. Der Wirth zu Woltmershausen Joh. Christoph August Straßburg und Amalie Rosalie Henriette Jäger hies.

— 249. Der Fuhrmann Friedr. Wilh. Gottschalk Lameyer und Christine Wilhelmine Windheim zu Schinne, Amts Stolzenau.

— 250. Der Garnhändler Cord Heinr. Bruns und Rebecca Diercks hies.

— 251. Der Landmann Conrad Schütte und Gesche Margar. Ratjen hies.

Nro. 252. Der Cigarrenfabrikant Heinr. Wohlers und Louise Caroline Johanne Weyhausen, genannt Gaschitz, hies.

— 253. Der Schneidermeister zu Herford Carl Friedr. Rolling und Anne Marie Friederike Reinhardt hies.

— 254. Der Cigarrenmacher Joh. Eberhard Albers und Margar. Elisabeth Anna Bernhardine Doelnitz hies.

— 255. Der Schlachtermeister zu Verden Andreas Carl Heinr. Diedr. Wilhelm Moje und Sophie Margaretha Uhlhorn, genannt Kramer, hies.

— 256. Der Landmann zu Lohe Joh. Friedr. Wilhm. Brinkmann und Metta Wurtmann zu Walle.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 38.

Bremen, Donnerstag den 12. Mai 1842.

* An Olbers Manen
beim Anblick des Sternenhimmels *).

(Eingesandt.)

Forscher des Himmels! Weilet da droben
Selig Dein Geist jetzt, dort bei den Sternen,
Die Du auf Erden freudig beschautest
In der Nächte geheiligtem Dunkel?

Darf ich noch fragen, Geist unsers Olbers?
Nein, in des Lebens wechselndem Dasein
Mühtest Du Dich für Wahrheit und Tugend.
Und Dir wäre der Himmel nicht offen?

Brüder zu segnen, Brüder zu trösten
War ja im Leben stets Deine Sorge;
Aber am Abend blicktest Du freudig
Still hinauf in das Himmelsgefilde.

Und es entdeckte forschend das Auge
Wunder an Wunder, und in dem Tempel
Schaute Dein Blick den Schöpfer des Weltalls;
Du erkanntest den gütigen Vater!

Olbers, und Dich soll Bremen nicht ehren,
Da auch des Himmels ewige Wölbung
Selber ein Denkmal leuchtend Dir weihte
Dort im flammenden Kreise der Sterne?

*) Möchte doch endlich der Plan eines Olbersdenkmals verwirklicht werden, welches, wenn es von Steinhäuser ausgeführt würde, ein Denkmal für zwei Bremer werden, und in eine passenden Gegend des Walls aufgestellt eine der größten Zierden unsrer Stadt sein würde. Anm. des Einsenders.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

Jetzt war ich Herr seiner Person und seiner Waffen und konnte meine Flucht ausführen ohne Gefahr. Allein meine Lage war nicht ohne Hoffnung, und durch meine Entweichung setzte ich das Leben meiner Unglücksgefährten auf's Spiel. Der Räuber hatte seine Flinte neben sich gelegt und in der Stellung, welche er im Schlafe eingenommen, sah der Dolch zur Hälfte aus der Scheide. Die Flinte zu ergreifen und ihm den Dolch in's Herz zu stoßen, wäre Sache eines Augenblicks gewesen. Seine Cameraden, die als Schildwachen am Rande des Berges standen, hatten mir den Rücken zugekehrt und spähten in die Ebene; ich konnte sogar nur zwei von ihnen sehen und auch diese nur in ziemlicher Entfernung. Ich gestehe, daß ich mich in diesem Augenblick stark genug fühlte, mich zu befreien und gerechte Rache zu üben an diesen Elenden; allein, wie gesagt, ich hätte meine beiden armen Gefährten geopfert, die im tiefen Schlafe die Gefahren ihrer Gefangenschaft vergaßen. Zudem erwartete ich ja den dritten dieser Unglücklichen mit den 500 Piastern Lösegeld, und auch dieser hätte das Leben verloren, ohne das Geld zu retten, dessen Ueberbringer er war. Endlich konnte ich auch nicht die gute Gesinnung des Räubers Decesaris gegen mich vergessen, und ich fühlte mich völlig sicher in Betreff meiner demnächstigen Befreiung.

Diese Gedanken beruhigten mich und ich nahm meinen Bleistift wieder zur Hand, um die reiche Landschaft zu benutzen, die sich vor meinen Blicken aufrollte. Indessen lag ich aber im harten Kampfe mit meinem Magen. Eine Stunde war vergangen und ich zeichnete noch immer, als

ich endlich menschliche Stimmen und den Tritt eines Pferdes vernahm. Als ich mich umsah, erblickte ich Decesaris, dem ein Bauer folgte, der ein Maulthier mit einem wohlgefüllten Sacke vor sich her trieb. Bald eilten auch die übrigen Räuber, die nicht minder hungrig waren, als ich, von den drei Seiten des Berges herbei. Alle beeilten sich, die mitgebrachten Mundvorräthe aus dem Sacke ans Licht zu fördern. Ein ungeheurer Schinken, dessen Farbe einen Teniers inspirirt haben würde, erschien zuerst vor meinen zufriedenen Blicken; ihm folgte ein großer Käse, ein Sack voll gerösteter Kastanien, ein Fäßchen Wein und eine gehörige Quantität Brod *).

Symmetrisch ordnete Decesaris das Mahl auf dem Rasen, bot mir dann sein Messer an und lud mich ein, zuzulangen. Alle setzten sich nun im Kreise, die Einen im Grase liegend, die Andern knieend. Mein Appetit war stärker, als mein Widerwille gegen die Genossen meines Mahls, und ich aß mit den Andern um die Wette. Das Fäßchen Wein machte dabei die Runde. Ich mußte mich entschließen, meinen Mund an dieselbe Oeffnung zu setzen, aus der der Wein wie aus einer Dachrinne in die schmutzigen Mäuler mit den rothen oder schwarzen Schnauzbärten geflossen war.

Decesaris hatte fortwährend ein wachsames Auge auf die, welche bereits anfingen, sich hin und her zu wiegen, wie Bären in einer Menagerie, und ertheilte plötzlich, damit sie sich nicht völlig berauschten, den Befehl, um den Berg zu patrouilliren und die Ebene zu inspiciren. Sie brummten zwar zwischen den Zähnen, mußten aber gehorchen. Kurz das Essen ward durch keinen neuen Allarm gestört. Als wir fertig waren, ließ Decesaris die Ueberbleibsel sorgfältig zusammensuchen, um zum Frühstücke für morgen zu dienen. Trotz des Schmerzes, den mir jetzt meine Wunden verursachten, fühlte ich doch meine Kräfte wieder erwachen, und ich bekenne, nie einem so pikanten und pittoresken Diner beigewohnt zu haben. Der Bauer, der die Eßwaaren geliefert hatte, bekam seine Vorräthe ums Dreifache bezahlt und die Börse des Prälaten Cun... diente zur Bestreitung dieser Ausgabe. Diesem kam es dabei gewiß nicht in den Sinn, mir dadurch zu einer Festivität zu verhelfen.

Die Sonne ging unter und vergoldete die Gipfel der Abbruzzen; einige mit Schnee bedeckte Berge erglänzten im strahlenden Lichte, und contrastirten wunderbar mit denen, die in Schatten gehüllt, sich durch ihr tiefes Violet auszeichneten. Trotz der Unruhe, von der meine Seele erfüllt war, gewährte mir der Anblick dieser wundervollen Gebirgseffecte doch große Freude; ein neuer Beweis, daß selbst in den penibelsten Lagen wirkliche Tröstungen unzertrennlich sind von der Kunst, die wir cultiviren. Indessen versenkten mich diese Helle am Horizonte, dies Spiel des Lichts und der Dunkelheit, dies Labyrinth von Bergen, die über einander gethürmt, allmählig in der Abenddämmerung zu colossalen Schattenbildern verschwammen, diese ungeheure Einöde, die wilden, schwarzen, kupfrigen Gesichter um mich, die einen so auffallenden Gegensatz bildeten zu jenen schönen römischen Gesichtern, die den Malern gewöhnlich zu Modellen dienen, die in meinem Herzen immer lebendiger werdende Erinnerung an meine Freunde, unwiderstehlich in Melancholie. Dies entging Decesaris nicht, und er befahl, ohne Zweifel in der Absicht, mich zu zerstreuen, eine Absicht, die man von seiner Seite merkwürdig finden wird, seinen Genossen, mir ihre Kleinodien, Camäen zu zeigen; er selbst wolle mit gutem Beispiele vorangehen, da ich als Künstler im Stande sei, sie zu beurtheilen und ihren Werth zu schätzen.

Dieser Vorschlag schien ihnen zu gefallen und bald sah ich vor mir Rubine, Camäen in Ringe gefaßt, in Nadeln von ciselirtem Golde, diamantne Ohrgehänge, Uhren in Emaille, Ketten, Medaillons u. s. w. Mit wahrem Vergnügen betrachtete ich die gravirten Steine, die goldenen und silbernen, griechischen und römischen Medaillen, von denen die meisten antike waren; Portraits en miniature, unter denen ich auch das der Königin von Neapel, der Schwester des Kaisers Napoleon, erkannte. In diesem Augenblicke hatte ich die glückliche Idee, meine mir genommene Uhr wieder zu erobern. Ich sagte ihnen nämlich, daß sich unter den Gegenständen, die sie mir zeigten, sehr kostbare befänden, die man an reiche Fremde in Rom sehr theuer verkaufen könne. Die Grenzstädte des Königreichs Neapel dagegen, wo sie dieselben zu verkaufen suchten, wären ja

*) Das Erste, was ich that, als ich wieder in Rom anlangte, war, die Regierung über die Versorger der Räuberbanden aufzuklären, da diese Menschen meiner Ansicht nach eben so gefährlich sind, wie die Räuber selbst, weil Letztere ohne jene oft Mangel an Lebensbedürfnissen fühlen würden. Ohne Gnade zeigte ich daher jenen Bauer von Rocca-Priori an trotz seines guten Diners. Dieß glaubte ich der öffentlichen Sicherheit schuldig zu sein; der Bauer ward ergriffen und zu den Galeeren verurtheilt.

wenig bevölkert und von Fremden kaum besucht, weßhalb es ihnen unmöglich wäre, diese Sachen vortheilhaft los zu werden. Augenblicklich ward ich des Eindrucks gewahr, den dieser Rath auf die Habgier dieser Verbrecher machte. Schnell trat der jüngste Räuber der Bande hervor und schlug dem, der mir meine Uhr genommen hatte, vor, sie ihm für 60 Piaster zu verkaufen. Ein Petschaft, welches mir meine Mutter geschenkt, hing an der goldnen Kette dieser Uhr, und gerade dieses machte den Wunsch nach Wiedererlangung meiner Uhr so lebhaft in mir rege. Der Camerad willigte in den Handel, und kaum war er abgeschlossen, so bat der Käufer seinen Hauptmann um Erlaubniß, sogleich nach Rom gehen zu dürfen, ihm auf Räuberwort versprechend, in zwei Tagen wieder an der Stelle zu sein, die er ihm bezeichnen werde.

Decesaris gab seine Zustimmung, befahl ihm aber, seine Flinte und seinen Dolch in seine Hände zu deponiren; dann nahm er ihn bei Seite, sagte ihm heimlich etwas in's Ohr und bezeichnete ihm das nächste Rendezvous. Seine Genossen vertrauten ihm die Schmucksachen an, die sie loszuwerden wünschten, und strahlend vor Freude machte er sich auf den Weg.

Mein Calcul war sehr glücklich. Ich hoffte nämlich, daß irgend ein Zeichen den Räuber in seiner Tracht verrathen werde; und so geschah es auch. Als der Räuber nach Rom kam, erregten sein zuckerhutförmiger Hut, der tabackfarbige Mantel, in welchem er sich bis zum Kinn verhüllte, die Fußbekleidung, der heimtückische, mißtrauische Blick die Aufmerksamkeit des Corporals der Wache am Thore des heiligen Johann von Lateran, durch das er so eben heimlich schlüpfen wollte. Augenblicklich hatte ihn der Korporal am Kragen, und von seinen Soldaten unterstützt, nahm er ihn mit auf die Wache. Als man ihm hier seinen Mantel abgenommen hatte, fand man Schmuck aller Art an ihm; seine Taschen waren ganz damit angefüllt, wie auch mit Geld. Augenblicklich ward er nun zum Gouverneur gebracht. Unterwegs kam man auch aufs Forum. Mit demüthiger, heuchlerischer Miene klagte der Räuber den Soldaten, daß er vor Durst sterbe, und daß sie nur einen Augenblick mit ihm in ein Wirthshaus treten möchten, um ein Glas Wein zu trinken. Er wolle es bezahlen und sie möchten trinken, so viel sie wollten. „Euer Corporal hat mir nicht Alles genommen, fügte er mit erzwungenem Lachen hinzu; diesen Beutel hat er nicht gefunden.“ Die Soldaten vermochten einer solchen Einladung nicht zu widerstehen und gingen mit ihrem Gefangenen ins nächste Wirthshaus. Der Räuber schenkte ein und beim zweiten Glase warf er ihnen, als sie gerade tranken, die Bouteille ins Gesicht und ergriff schleunigst während der Verwirrung die Flucht. Die Soldaten, betäubt und sogar verwundet, konnten ihm nicht sogleich folgen; dann brachen sie mit den im Wirthshause befindlichen Gästen auf, aus vollem Halse schreiend: Al ladro! Dieser eilte schon die Stufen der Treppe des Capitols hinauf, und hätte sich wahrscheinlich gerettet, wenn nicht so eben ein Carabinier die Teppe herunter kam den Lärm gehört hätte. Da er nun einen Menschen im vollen Laufe sah, packte er diesen und hielt ihn fest. Bald halfen ihm zwei der verfolgenden Soldaten und diesmal trug man Sorge, den Banditen tüchtig zu knebeln. Er ward nun zum Gouverneur Paka geführt und dieser befahl vor Allem, ihm Alles zu nehmen, was er bei sich trug. Die gestohlenen Sachen nahm er den Soldaten ab, legte sie auf den Tisch und schickte den Räuber ins Gefängniß. Augenblicklich ertheilte der Gouverneur dem Prinzen Lucian Kunde davon. Als ich mich bei meiner Rückkehr nach Rom bei ihm vorstellte und er mir die Sammlung von Schmucksachen und Uhren zeigte, erkannte ich die meinige und erhielt sie sofort zurück.

Indessen neigte sich der Tag zu Ende, und der Bote, welcher zum zweiten Male zu Lucian gesendet worden war, kehrte nicht wieder. Der Gedanke, noch eine zweite Nacht im Walde, auf feuchtem Grase, mit diesen Ungeheuern zur Seite und um mich, zubringen zu müssen, machte mich sehr mißmuthig. Traurig dachte ich über diese unglückliche Nothwendigkeit nach, und bemühte mich, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, als Decesaris vier Mann aus seiner Bande befahl, ihm zu folgen. Auf meine Frage, wohin er ginge, antwortete er, die Schildwachen müßten ihre Posten wieder einnehmen, und wenn der Bote vor Einbruch der Nacht nicht zurück sei, so erfordere die Sicherheit Aller, diese an einem anderen Orte zuzubringen *).

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Wir übergehen hier eine Episode ähnlichen Inhalts, wie der oben berichtete Abschnitt aus Decesaris Leben, welche in gleich schaudererregender Weise endigt.

Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

(Fortsetzung.)

Schon war der Abend völlig eingebrochen, schon lange hatte der letzte Strahl der Sonne die Giebel verlassen, welche den Umkreis des Marktplatzes einfassen, als noch zwei Männer in einem Kramladen zusammensaßen, der von der einen Seite auf das Gildenhaus eine Aussicht gewährte, und von der andern auf das Stadthaus, dessen durchbrochene Thurmspitze bereits von einem leichten bläulichen Duft umhüllt war. Nachdem sie sich vollkommen versichert hatten, daß Niemand sie hören könne, unterhielten sie sich über das Begebniß, welches sie aus dem Hintergrunde ihres Ladens mit angesehen hatten, suchten dasselbe zu erklären, und theilten sich gegenseitig ihre Vermuthungen mit.

— „Ihr habt schön reden, Nachbar," sagte der Krämer; „ich bleibe bei meiner Behauptung. Es waren der Graf Egmont und der Graf Horne, welche man den heutigen Tag von Gent hergeführt hat."

— „Ihr denkt also, daß man sie neun Monate in Gent gefangen gehalten habe, ohne ihnen ein italienisches Tränklein zu kredenzen?" —

— „Als der Spanier," nahm der Krämer das Wort, „sie beide in voller Versammlung des großen Rathes festnehmen ließ, da, glaube ich, hatte der Schweigsame wohl recht zu sagen: „„Gehabt Euch wohl, Ihr Grafen ohne Kopf!"" — In jenem Augenblick ward der Henker für sie bestellt, und mich will bedünken, daß heute ihr Tag gekommen ist."

— „Ich für mein Theil hätte gemeint, daß der Herzog den Gifttrank wohlfeiler gefunden haben würde, als ein Beil schleifen und ein Gerüst aufrichten zu lassen."

— „Freilich, wenn er's wäre, der es zu bezahlen hätte," fiel der Eigenthümer des Ladens ein, „und wenn die Habe der Getödteten nicht den Mördern zur Beute fiele! Denn es ist nicht genug, daß man den Leib des Lebens beraubt, sondern man entreißt auch den Kindern, was ihren Vätern zu eigen gehört, man nimmt der Wittwe das Besitzthum ihres Gatten, man entblößt den Greis der Güter, die sein Sohn ihm erworben!" —

Ein tiefer Seufzer entfuhr den beiden Männern, als jener dieses gesagt hatte. — „Wir leben in einer unseligen Zeit," sagte sein Genosse leise, und ließ den Kopf zwischen beide Hände sinken. „In einem Zeitalter des Fluchs und des Gerichts," setzte der andere hinzu. — „Zwei so tapfere Krieger!" — „Zwei so ehrenhafte, dem Volk ergebene Bürger!" — „Der Egmont, weil ein Verräther ihn verkauft hat, ein Spion, sein Schreiber Marana." — „Möge Gott Erbarmen haben mit dem einen, und den andern auf ewig verdammen!" — „Und Horne, weil er bis zum Letzten das Loos seines Freundes theilen wollte...."

Der Krämer hatte kaum Zeit, die letzten Worte verstohlen auszusprechen, denn in dem nämlichen Augenblick trat der alte Pförtner des Gildenhauses in den Laden ein.

— „He da, Meister! Gebt mir doch vier oder fünf Faden guten Strick, und saget mir, was die Elle kostet!" — Er suchte den besten Strang in der Bude aus, prüfte ihn sorgfältig, untersuchte, ob er gut gedreht und gezogen, recht schmiegsam und fest wäre, und wählte zuletzt denjenigen, der ihm diese Eigenschaften am besten zu vereinigen schien. — „Uebermorgen," setzte er hinzu, nachdem er das Geld dafür bezahlt hatte, „übermorgen werdet ihr das Sträglein sehen, werthe Freunde, wie man daran zwei Ketzer koppelweis zum Tode führen wird. Gott sei gelobt! Gehabt Euch wohl! — Bei diesen Worten verzerrte ein häßliches Lachen sein Gesicht; er schlug das Zeichen des Kreuzes und schritt hinaus.

Zwei Tage nach diesem Vorfalle strömte eine unermeßliche Menge von allen Seiten durch die Zugänge des großen Platzes, der seit der Frühe von Neugierigen erfüllt war, die irgend ein ungewöhnliches Schauspiel dahin gelockt hatte. Wohl hätte man fragen können, welch eine außerordentliche Ursache die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung setzte, wenn man nicht vor dem Stadthause ein großes, mit schwarzem Sammet behangenes Gerüst wahrgenommen hätte, auf welchem man ein Kruzifix und zwei, ebenfalls schwarze, Sammetkissen bemerken konnte. Eine Schaar spanischer Söldlinge, die Piken in der Faust, oder das Feuergewehr auf der Schulter, umgab dasselbe wie mit vier eisernen Linien. Das Gerücht ging, daß die Grafen von Egmont und von Horne dorthin geführt werden sollten, um sich vor den Augen des versammelten Volkes gegen die Anklage des Hochverrathes, die man gegen sie erhoben, zu rechtfertigen. Von allen Häusern in der Umgebung des Platzes blickten die Köpfe der Schaulustigen hervor, aus den Thüren, aus den Fenstern, von den Dächern, und von oben herab angesehen, bot der Platz den Anblick eines bunten und beweglichen

Pflasters dar. Ueberall redete man hastig mit einander, wenn auch nicht mit gedämpfter Stimme.

— „Hab' ich es Euch nicht gesagt, nicht durch Gift sollten sie sterben, sondern durch das Schwert," — sagte der Krämer zu seinem Nachbar, indem er von seinem Laden aus nach dem Schaffot hindeutete. — „Glaubt das nicht, Gevatter, man wird sie nicht tödten, man wird es nicht wagen, sie zu tödten!" war die Antwort des Andern.

— „O Ihr Ungläubiger! murmelte der Krämer, mit dem Kopfe schüttelnd, „hat denn der Alba nicht Alles und Jedes sich unterstanden?" —

Bei diesen Worten ward er unterbrochen; eine tiefe Bewegung fuhr durch die Menge. Alle Köpfe richteten sich nach dem Gildenhause, dessen eiserne Thorflügel geöffnet wurden. Es trat ein Mann heraus, von einem Haufen Gewaffneter umgeben, und begleitet von dem Bischof von Ypern, dem Oberinquisitor von Flandern und von zwei spanischen Mönchen, deren einer seine Kappe sorgsam über das Gesicht gezogen hielt. Der Gefangene, in schwarzer Kleidung, einen Federhut auf dem Kopfe, ging langsam und festen Schrittes nach dem Gerüste zu, als wenn er sich auf einen Kampfplatz verfügte. Das Volk erkannte ihn an seinem stolzen Blick und an seiner ruhigen Haltung. Ein Händeklatschen erhob sich, und man vernahm den begeisterten Ruf: Es lebe Graf Egmont! — sobald man ihn die Stufen des Gerüstes betreten sah; denn man hegte den tröstlichen Glauben, ihn frei und aller, durch Alba's Haß gegen ihn geschleuderten Anklagen ledig wieder herabsteigen zu sehen. Schon war er oben angekommen; tiefe Stille herrschte über der Menge, die eine furchtbare Ungewißheit in spannender Erwartung hielt. Da war kein Auge, das sich nicht auf ihn heftete; er aber schaute mit ruhigem Lächeln all dieses Volk an, seine Landsleute, für die er jetzt in den Tod ging, und die Spanier, die er mehr als einmal zum Siege geführt hatte.

(Schluß folgt.)

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli d. J.

Die bevorstehende Sonnenfinsterniß des gegenwärtigen Jahres kann als die merkwürdigste des ganzen Jahrhunderts angesehen werden; denn keine einzige der total oder ringförmig erscheinenden wird auf ihrem Zug eine so große Anzahl bedeutender und wissenschaftlicher Cultur sich rühmender Orte berühren als die von 1842; keine verspricht, was die Jahres- und Tageszeit betrifft, mit größerer Wahrscheinlichkeit eine günstige Witterung für die meisten dieser Orte als sie. Es ist gewiß nicht überflüssig auf diese Umstände aufmerksam zu machen, um den ebenso schönen als wissenschaftlich bedeutenden Phänomenen recht viele denkende Beobachter zu verschaffen, und die hohe Wichtigkeit des uns bevorstehenden Schauspiels ins rechte Licht zu setzen.

Eine allgemeine Darstellung des Verlaufs einer totalen Sonnenfinsterniß möge vorangehen, wiewohl wir bis jetzt noch eben nicht mit besonders reichem Material zu einer solchen Schilderung versehen sind und vieles Wesentliche noch zu erforschen bleibt. Denn obgleich totale Sonnenfinsternisse, wenn man die Erde im Ganzen betrachtet, nicht so selten sind als z. B. Mercurs- und Venusdurchgänge, so währt es doch gewöhnlich einige Jahrhunderte, ehe sie wieder dieselben Punkte treffen, und die meisten gehen wenigstens für den Anblick der gebildeten Völker verloren, indem sie polare und oceanische Gegenden treffen oder Nomadenhorden in Schrecken versetzen, aber weder Europens Gestade erreichen noch die übrigen vereinzelten Culturpunkte unsers Planeten berühren.

Einer genauen Beobachtung des Phänomens steht auch der rasche Verlauf desselben entgegen, denn 4 bis 5 Minuten ist die höchste Dauer einer totalen Sonnenfinsterniß, wenn sie in einer Himmelsgegend erscheint, wo sie gut beobachtet werden kann. Des Interessanten aber zeigt sich dabei so vieles, daß der Einzelne nur den kleinsten Theil dessen beobachten kann, was sich dem überraschten Blick zeigt.

Auf den Sternwarten hat man allerdings schon von den frühesten Zeiten her den Finsternissen seine Aufmerksamkeit zugewandt. Aber indem man hier alle Sorgfalt auf genaue Bestimmung der Momente des Anfangs und Endes verwenden zu müssen glaubte und alle Beobachtungskräfte nur für diese in Anspruch nahm, blieb kein Raum für die Phänomene selbst, die auch überdies in dem beschränkten Feld des mit einem Blendglas versehenen Fernrohres nicht wohl wahrgenommen werden konnten.

Indeß ist neuerdings von mehreren Astronomen schon die Bemerkung gemacht worden, daß Sonnenfinsternisse als astronomische Momente von geringerem Werth als Sternbedeckungen sind, und da letztere sich ohnehin viel häufiger ereignen und, in hinreichender Zahl angewandt, der Geo-

graphie Längenbestimmungen liefern, die an Genauigkeit durch Hinzufügung der wenigen Sonnenfinsternißresultate nichts gewinnen können, so dürfte man es wohl angemessen finden, wenigstens nicht alle Beobachter ausschließlich mit Bestimmung der Momente zu beauftragen, sondern einzelne der Beobachtung der physischen Erscheinung zu widmen, besonders bei totalen Sonnenfinsternissen.

Eine Abnahme des Sonnenlichts wird keineswegs schon im Anfang einer Finsterniß bemerkt. Selbst wenn schon drei Viertel der Sonne verdeckt sind, ist die Helligkeit, so weit sie mit freiem Auge beurtheilt werden kann, noch dieselbe wie bei vollem Sonnenschein — eine Folge der Einrichtung unserer Pupille sich bei Verminderung der Helligkeit zu erweitern. Nur das Thermometer, in der Sonne aufgehängt, sinkt ein wenig, und photometrische Messungen zeigen gleichfalls die Verminderung. Auch zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter eine etwas größere Schärfe in Begränzung der Schatten.

Uebersteigt aber die Finsterniß 9 Zoll (¾ des Durchmessers), so verändert sich allmählich die Scene. Das Licht wird bleicher, ohne jedoch wie ein Dämmerlicht an Bestimmtheit zu verlieren, im Gegentheil setzt es sich ungewöhnlich scharf gegen die dunkler werdenden Schatten ab. Die Wolken nehmen eine eigenthümliche Färbung an, am gewöhnlichsten Grün, und dies giebt den Landschaften etwas eigenthümlich Melancholisches. Es wird kühler, ein Wind erhebt sich und folgt dem Zug der Finsterniß über die Erdfläche.

(Fortsetzung folgt.)

* Anzeige.

Von unserm geschätzten Mitbürger Herrn Reymann, dem so viele Männer unserer Stadt nicht allein, sondern der ganzen kaufmännischen Welt ihre kaufmännischen Kenntnisse verdanken und der die Literatur durch so manche nützliche Werke bereicherte, das dem Kaufmann zu großem Nutzen gereichte, wird binnen Kurzem ein neues Werk in deutscher, englischer und spanischer Sprache unter dem Titel: „Neueste und einfachste Buchführungsmethode“ erscheinen. Referent glaubt um so mehr auf diese Erscheinung aufmerksam machen zu müssen und hält es für eine Pflicht das Buch zu empfehlen, da es einer allgemeinen Verbreitung dadurch fähig ist, daß die darin enthaltene originelle Art der Buchhaltung an jedem Comptoir anwendbar und es allen jungen Leuten eine vortreffliche Mitgabe, ein sicherer Leiter beim Antritt des kaufmännischen Geschäftslebens ist.

——s.

* Bitte.

Es werden die Herren Pastoren Mallet und Müller recht sehr gebeten ihre am verflossenen Sonntag in der St. Stephani Kirche in ächt christlichem und liebevollem Sinn gehaltenen Predigten zum Vortheil der unglücklichen abgebrannten Hamburger gefälligst drucken zu lassen.

Herrn Pastor Mallet's Predigt, über Luc. 13. v. 1 — 5, bezog sich allein auf das unglückliche Ereigniß; auch wer sie nicht hörte, wird sich freuen eine Predigt von einem solchen Manne über diesen Text zu lesen, der den Menschen vor dem schnellen und richtenden, sich überhebenden Urtheile warnt, und ihn ermahnt solche Fälle zum eigenen Besten zu benutzen.

Mehrere Bürger.

*Hausmittel gegen den Magenkrampf.

Der daran Leidende käue des Morgens nüchtern einen Theelöffel voll Rappsamen, — nicht Rübsamen, — verschlucke selben und faste darauf etwa eine Stunde. Des Abends beim Schlafenlegen wird eine gleiche Portion genommen. Wenn die Zähne zum Käuen fehlen, stößt man einen gehäuften Theelöffel voll Rappsamen in einem Mörser und nimmt ihn so gequetscht und trinkt Wasser nach. Eine besondere Diät ist bei dieser Kur nicht nothwendig, sondern der Kranke kann essen und trinken was ihm sonst gut bekommen ist. Die Kur wird bis zur Hebung des Uebels fortgesetzt und soll nach glaubhaften Berichten noch jederzeit geholfen haben.

Auflösung der Charade in Nro. 37.

Handschuhe.

Miscellaneen.

(Eine Redaktrice.) Man schreibt aus Berlin: „Als Curiosum wird betrachtet, daß wir eine junge Dame als Redaktrice eines Journales haben. Die Wittwe Alexander Cosmar's ist um die Concession eingekommen, den von ihrem verstorbenen Manne gegründeten und mit Umsicht redigirten „Modespiegel“ weiter fortzuführen. Uebrigens ist Madame Cosmar bereits als Schriftstellerin aufgetreten; man sagt auch, daß mehrere unter dem Namen ihres Gatten zur Aufführung gelangten Dramen nach dem Französischen von ihr bearbeitet worden.“

(Eine Geistergeschichte.) Die Wittwe des Gouverneurs Starke reisete bald nach dem Tode ihres Mannes mit ihrer Tochter und Nichte nach Nizza, um da den Winter zu verbringen. Wenige Tage nach ihrer Ankunft daselbst träumte Miß Starke, ihr Vater trete an ihr Bett, ziehe den Vorhang zurück, setze sich auf das Bett, sage ihr, sie möge sich nicht fürchten, und gäbe ihr folgende Anweisung: „am Donnerstage in nächster Woche wird ein an deine Mutter gerichtetes Packet im Posthause ankommen; geh' dahin und laß dir es ausliefern; nimm das erste Couvert ab; schlage den Inhalt in ein anderes Papier und schicke das Packet an den Herrn Advocaten . . . in London.“ Darauf verschwand der Vater des Mädchens. Miß Starke war sehr erschrocken. Ihre Cousine bemerkte die Folgen davon an ihr noch bei dem Frühstücke am andern Morgen und suchte sie durch gewöhnliche Gründe zu beruhigen. Als sie sich aber überzeugt, daß der Vorfall einen zu tiefen Eindruck auf sie gemacht habe, sagte sie zu ihr: „so wollen wir nächsten Donnerstag in die Post gehen und das Nichtdasein des verheißenen Packets wird Dich überzeugen, daß Du nur geträumt hast.“ Die beiden Mädchen gingen am nächsten Donnerstage zur Post; das Packet war wirklich eben angekommen; eine halbe Stunde später würde es in den Händen der Madame Starke gewesen sein. Miß Starke zögerte nicht, das zu thun, was ihr in jener Nacht unempfohlen worden war, öffnete deshalb das Packet und ließ den Inhalt an den bezeichneten Advocaten in London abgehen. Mit angehender Post erhielt sie einen Brief von diesem Advocaten, der sie wegen ihrer außerordentlichen Klugheit und Vorsicht, welche sie durch die Uebersendung der Papiere bewiesen, beglückwünschte, denn wenn ihre Mutter die ihr zugesendeten wichtigen Papiere unterzeichnet hätte, würde die gänzliche Verarmung der Familie die Folge davon gewesen sein.

(Ein blinder Modelleur.) Dr. Piles erzählt, er habe in Italien einen etwa funfzig Jahre alten genialen Mann gesehen, der ein vortrefflicher Zeichner gewesen sei. Er traf ihn in dem Palaste Giustiniani, wo er eine Statue der Minerva in Wachs modellirte. Dieser Mann konnte durch das Betasten die Formen und Proportionen des Originals erkennen. Der Herzog von Braniano, der ihn arbeiten sah, bezweifelte es, daß er völlig blind sei und forderte den Blinden, um sich zu überzeugen, auf, das Kunstwerk in einem dunkeln Raume zu arbeiten: dennoch wurde es vollkommen ähnlich. Man warf dem Künstler ein, der Bart des Herzogs erleichtere ihm die Arbeit und er erbot sich darauf, die Büste einer Tochter desselben zu liefern, die ebenfalls vollkommen ähnlich ausfiel. „Ich sah,“ setzte Dr. Piles hinzu, „Büsten des verstorbenen Königs von England, Karl I. und des Papstes Urban VIII., die durch den blinden Mann täuschend ähnlich gearbeitet worden waren. Nur die Darstellung des Haares wurde ihm schwer, weil dasselbe beweglich war.“

(Paris.) Ein Bericht in der Preuß. Staats-Zeitung lautet: Die deutsche Oper hat gestern die Vorstellungen mit dem „Freischütz“ angefangen. Hätte der Director derselben gehalten, was er versprochen, hätte er die ausgezeichneten Künstler gestellt, die er angekündigt, so würde die deutsche Musik eine Reihe glänzender Triumphe feiern können. Das zahlreiche Auditorium hatte augenscheinlich die größte Empfänglichkeit und den besten Willen mitgebracht. Die mittelmäßig gespielte Ouvertüre und der recht gut gesungene Chor in der ersten Scene wurden lebhaft beklatscht. Aber dann, welch' ein erster Tenor, und welch' ein Baß! Man muß wirklich einen ungewöhnlichen Grad von Verwegenheit besitzen, um dem Publicum des italienischen Theaters solche Mittelmäßigkeiten — der Ausdruck ist äußerst schonend — als Hauptsänger zu bieten. Im zweiten Aufzuge machte die erste Sängerin, Madame Walker, den ungünstigen Eindruck ziemlich wieder gut, den der erste Aufzug zurückgelassen. Auch Madame Schumann fand, ungeachtet ihrer doch ein wenig gar zu dünnen Stimme, eine beifällige Aufnahme. Madame Walker hatte einen Moment des entschiedensten und rauschendsten Erfolges, den sich eine ehrgeizige Künstlerseele wünschen kann. Der dritte Act war über alle Beschreibung elend. Tenor und Baß im tête-à-tête! Dazu die allerdürftigste Decoration, die man sich denken kann, ein Maschinenspiel, welches ein weniger wohlerzogenes Publicum zum schallendsten Gelächter gebracht haben würde. Der vierte Aufzug wurde leidlich durchgesungen. Der Gesammteindruck der Vorstellung konnte nach dem Gesagten natürlich nur ein ungünstiger sein. Den ziemlich stark besetzten und recht gut eingeübten Chören hat man indessen Gerechtigkeit widerfahren lassen, um so mehr, als die Chöre der schwache Theil des hiesigen Bühnen-Gesanges sind. Das Scheitern dieses Versuchs, die deutsche Oper hier einzubürgern, ist indessen bei der Zusammensetzung der Gesellschaft unvermeidlich.

(Verheirathung der Herrnhuter.) Die Verheirathungen sind bei den Herrnhutern in Süd-Afrika die Resultate einer Art Lotterie. Die Muttergesellschaft in Deutschland schickt ihnen von Zeit zu Zeit junge Frauenzimmer, die durch das Loos für diesen oder jenen Mann bestimmt werden. Obgleich vom Zufall nicht immer begünstigt, scheinen diese Damen doch alle gleich zufrieden zu sein und begeben sich mit derselben Freudigkeit zu den Gegenfüßlern, wie zu ihren liebsten Nachbarn, wenn es die Aeltesten für gut erachten. Ein brittischer Reisender traf kürzlich auf dem Wege nach der ersten Niederlassung dieser Sekte mit einem

solchen Mädchen zusammen, das von einigen tausend Stunden her zu dem ihr bestimmten Gatten ging. Sie wußte nicht, ob er alt, ob er groß, ob er braun oder grau, klug oder dumm sei, lachte und scherzte aber höchst unbefangen über diese Unbekanntschaft. Der Britte konnte nicht begreifen, warum sie zum Gatten einen Mann nehme, von dessen Persönlichkeit sie so wenig Kenntniß zu haben schien. „Es ist in unserer Gemeinde also der Gebrauch," sagte das Mädchen, „und wir gehorchen gern, weil noch keine unserer Schwestern durch ihren Gehorsam unglücklich geworden."

(London.) Vor Kurzem starb in London der berühmte Kunstreiter Ducrow, der öfters folgenden Vorfall erzählte. Als er einst als Knabe mit der Gesellschaft seines Vaters in Bath war, stürzte er bei einer Vorstellung vom Pferde und brach ein Bein. Fünf Minuten darauf hörte das Publicum den Knaben, der fortgetragen worden war, jämmerlich schreien; — sein Vater hieb ihn im Stalle mit der Reitpeitsche dafür, daß er das Bein gebrochen hatte.

(Schöpsenkeulen aus Buenos Ayres.) Das pampasreiche Buenos-Ayres sendet jetzt nicht mehr bloß Myriaden von Rindshäuten, wie seit langen Jahrzehenden nach Europa, sondern hat seit Kurzem angefangen auch die europäischen Leckermäuler und nicht bloß die Gerber und Lederhändler zu versorgen. So ist ganz kürzlich von dorther eine Sendung von sechzig Hammelkeulen nach Liverpool gelangt. Daß Vielen alsbald gelüstete von diesen transatlantischen Leckerbissen zu kosten, läßt sich denken; da erklärte das Liverpooler Zollamt ganz trocken, besagte Keulen könnten den bestehenden Vorschriften nach durchaus nicht verabfolgt werden, weil derlei Import ein- für allemal verboten.

(Berlin, 27. April.) Die kleine Gemeinde der hier lebenden Baptisten hat unserer Polizeibehörde die Anzeige gemacht, daß morgen früh um 6 Uhr wieder die heilige Taufe an einigen ihrer Mitglieder im sogenannten Rummelsburger See vollzogen werden wird. — Ein jeder ist voll des Lobes über das Gastiren des Fräul. Charlotte v. Hagn in dem französischen Stücke: **"Voltaire en vacances"**, welches hier zum Benefiz eines armen französischen Schauspielers vorgestern gegeben worden ist. Franzosen versichern, daß Fräulein v. Hagn auch in Paris in dieser Rolle Furore machen würde, so gut war ihr Accent, so vortrefflich ihr Spiel. Bis jetzt beharrt dieselbe noch, gänzlich die Bühne zu verlassen, doch will sie zuvor noch in den ersten Städten Deutschland's gastiren.

(Das Rasiermesser-Quartett.) Joseph Haydn, da er zum ersten Male die Weltstadt London besuchte, kehrte bei Bland, dem Musikverleger Nr. 45 in der High Holbornstraße, ein, der Nachstehendes von dem großen Tonmeister zu erzählen pflegte: Als ich nach dem Festlande schiffte, Haydn für die Concerte Salamon's zu werben, wurde ich bei ihm eingeführt, als er eben im Begriffe war, sich den Bart zu scheeren, gewiß keine der angenehmsten Lagen, selbst wenn man gute Scheermesser besitzt; dem armen Haydn fehlte sogar dieser Trost, was er tief fühlte und aussprach. „Ach, Herr Bland," sagte er, „wenn ich ein englisches Scheermesser hätte, wollte ich das beste Werk d'rum geben, das ich je niederschrieb!" Ohne zu antworten, lief ich unmittelbar nach meinem Gasthofe, und brachte mein bestes Scheermesserpaar. Als ich dieses dem großen Manne darbot, legte er in meine Hand die Handschrift eines seiner Quartette, das ich später in Stich gab, und nie anders, als mein Scheermesser-Quartett nannte.

(Der Regiments-Strauß.) Man lief't im „Elberfelder Kreisblatt:" Bekanntlich herrscht unter mehreren englischen Regimentern die Sitte, vor der Regiments-Musik einen Elephanten, Bären ꝛc. zur Erinnerung an ihren Aufenthalt in Indien ꝛc. einhermarschiren zu lassen. Zu dem nämlichen Zwecke hat nun das 77. Regiment kürzlich von dem englischen Consul zu Tripolis einen schönen Strauß erhalten. Derselbe hält vor dem Regiment gravitätisch einherschreitend, prächtig Schritt und hat noch ein anderes Amt. Wenn die Regiments-Musik an öffentlichen Orten spielt, geht er beständig um die Hauptboisten herum und hält die neugierige Schuljugend in geziemender Entfernung. Anfangs mußte man ihm einen Maulkorb anlegen, denn er fand großes Vergnügen daran, die Notenbücher zu zerreißen und zu verschlingen.

(Das Vermögen des Banquiers Aguado,) dessen Tod die französischen Journale anzeigen, wird auf drei Millionen Frks. Einkünfte geschätzt. Seine Gallerie ist an Originalgemälden eine der reichsten in Europa und soll über 10 Mill. Franks gekostet haben. Man hofft, daß dieser werthvolle Kunstschatz in Frankreich bleiben werde. Falls die Erben des Hrn. Aguado (er hinterließ zwei Söhne, deren einer ihn nach Spanien begleitete) die Gallerie veräußern sollten, dürfte die Regierung einige Opfer nicht scheuen, um wenigstens die kostbarsten unter den Gemälden an sich zu bringen.

(Vier Gründe für's Nichtschreiben.) Der berühmte David Hume hatte sich durch schriftstellerische Thätigkeit eine Jahresrente von tausend Pfund Sterling gewonnen. Als er allseitig aufgefordert ward, doch seine Geschichte von England fortzusetzen, entgegnete er: Allzuviel Ehre! aber ich habe vier Gründe, nicht mehr zu schreiben: Ich bin zu alt, zu feist, zu faul und zu reich.

(Ein marktschreiender Modewaarenhändler) schrieb stets über seine Annoncen: „So etwas kommt nicht wieder!" Eines Morgens fand er seinen Laden erbrochen, die Kasse geleert und in dem leeren Kasten nur ein Stück aus einem Intelligenzblatte, mit dem Anfang seiner Annoncen: „So Etwas kommt nicht wieder."

(Am 5. Mai,) dem Todestage Napoleons, des Mannes, dessen gewaltiges Schwert einst als eine schwere Geißel über Hamburg blitzte, brach das entsetzliche Unglück, das eine historische Berühmtheit erlangen wird, über Hamburg herein.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 38.

Bremen, Donnerstag den 12. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 503. Den 7. Mai. Des verst. Schiffscapitains Andreas Bremer Wittwe, geborne Willers, 71 Jahr, Wickelnburg Nro. 10.

— 504. Den 8. — Des verst. Malers Diedr. Heinr. Lühmann Wittwe, geb. Tietjen, 83 Jahr, Gerberhof Nro. 2.

— 505. Den 8. — Der Dienstknecht Heinrich Müller, 25 Jahr, Steinthor Nro. 115.

— 506. Den 8. — Des Arbeitsmanns Wilh. Sengstack Tochter, 2½ Jahr, Schwachhausen Nro. 21.

— 507. Den 9. — Des Schreibers Joh. Jacob Daniel Meyer Sohn, 1½ Jahr, Kirchenstraße Nro. 28 (Neustadt).

Nro. 508. Den 9. — Der Weinarbeiter Georg Heinrich Möller 56 Jahr, Kohlhökerstr. Nro. 7 C.

— 509. Den 9. — Des Küpergesellen Aug. Diedrich Tietig Tochter, 5 Jahr, Nordstraße.

— 510. Den 9. — Der Maurer Daniel Eggers, 22 Jahr, Sielwall Nro. 7.

— 511. Den 10. — Der Schuhmacher Magnus Gottl. Eggers, 46 Jahr, Blumenstraße Nro. 5.

— 512. Den 10. — Der Waarenagent Joh. Melchior Potthast, 30 Jahr, Philosophengang Nr. 1.

— 513. Den 10. — Die Dienstmagd Beta Pape, 36 Jahr, im Krankenhause.

— 514. Den 10. — Des Tischlers Anton König Wittwe, geb. Sengstack, 64 Jahr, Sandersdeich.

Geburten:

Nro. 606. Den 5. Mai. Des Arb. Lüder Rolfs Ehefr., geb. Ohlsen, Hastedt, von einem Mädchen.

— 607. Den 6. — Des Kochs Hermann Freudenberg Ehefr., geb. Backhaus, Catharinenstraße Nro. 15, von einem Knaben.

— 608. Den 7. — Des Oeconomen Christ. Friedrich Thielebeule Ehefr., geb. Eilers, Ansgariikirchhof, von einem Knaben.

— 609. Den 7. — Des Arbeitsmanns Joh. Friedr. Wolters Ehefrau, geb. Ohlsen, hinterm Abbenthorswall Nro. 20, v. e. Knaben.

— 610. Den 7. — Des Schneidermeisters Christian Ludwig Dieckmann Ehefrau, geb. Weber, Spitzenkiel Nro. 6, v. e. Knaben.

— 611. Den 7. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Christian Schultze Ehefrau, geb. Thiele, Heerdenthorsteinweg Nro. 12, von einem Knaben.

Nro. 612. Den 8. — Des Apothekers Heinrich August Wilckens Ehefr., geb. Ulrichs, Brautstraße Nro. 25, von einem Knaben.

— 613. Den 8. — Des Kappenmachers Jacob Jung Ehefrau, geb. Hahlbohm, Herrlichkeit Nro 3, von einem Knaben.

— 614. Den 9. — Des Cigarrenmachers Töns Heinr. Schmidt Ehefrau, geb. Panning, Gröplingerstraße Nro. 7, von einem Mädchen.

— 615. Den 9. — Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Christian Ludw. Klusmann Ehefrau, geb. Blömer, Catharinenstraße Nro. 29, von einem Knaben.

— 616. Den 10. — Des Dr. juris und Gehülfssecretairs Christian Abraham Post Ehefrau, geb. Storck, alten Wall Nro. 20; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 39.

Bremen, Sonntag den 15. Mai 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Pfingstsonntag den 15. Mai.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.
12 Uhr Hr. Cand. Metz.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Am Pfingstmontag den 16. Mai.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 Uhr Hr. Cand. Metz.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Pastor Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6 und 8 Uhr Morgens und um 1 Uhr Nachmittags.

Des Greises Heimweh.

Wie, selbst bei den Gräbern meiner Lieben
Fänd' ich nicht die heiß erflehte Ruh,
Und die Angst, die mich hinausgetrieben,
Nähm' an diesem Ort des Friedens zu?

Was soll dieses leise, bange Sehnen
In des Greises kalter, starrer Brust;
Ach, was sollen heiße Jünglingsthränen
Mir, dem Schmerz entfremdet, wie der Lust?

Diese Töne, die in's Herz mir dringen
Schmerzlich süß, sind mir nicht unbekannt:
Deutlich hör' ich sie herüberklingen
Aus der Jugend fernem Blüthenland.

Früh verließ ich einst, ein muntrer Knabe,
Meiner Eltern friedlich stilles Haus,
Wanderte am leichten Pilgerstabe
Leichten Sinnes in die Welt hinaus.

Aber bald war alle meine Freude,
Aller Frohsinn, alle Lust dahin,
Trüber Sehnsucht, nie gekanntem Leide
Oeffnete sich plötzlich Herz und Sinn.

Ach, es schien in jenem fernen Lande
Alles mir so fremd, so eisig kalt,
Nach dem fernen, blauen Himmelsrande
Zog's den Blick mit heimlicher Gewalt.

So von Neuem fühl' ich, und ich sehe
Wieder sehnsuchtsvoll zum Himmel auf;
Führe heim mich, Vater, mir ist wehe
Nach dem langen, schweren Pilgerlauf.

M.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Fortsetzung.)

„Vorwärts! sagte der Hauptmann, wir müssen diese Höhe verlassen, da die Sonne im Begriffe untergehen, und der Bote noch nicht zurück ist. Ich will einen meiner Leute am Rande des Berges zurücklassen, der den Schäfer an den Ort führen soll, wo wir die Nacht zubringen werden."

Diese Nachricht war für mich ein Donnerschlag. Ich hatte den ganzen Tag in Nebelwolken, ohne Mantel und Hut auf diesem Berge zugebracht und sehr an meinen Wunden gelitten. Mein Kopf brannte und Fieberhitze durchschüttelte meinen Körper. Der Anblick dieser Henker war nicht geeignet, mich zu beruhigen, und die schauderhafte Erzählung, welche ich so eben vernommen, erfüllte mich nicht mit frohen Ahnungen. Alle meine Pläne waren vernichtet, meine Hoffnungen getäuscht, und ich bereute tief, das Ungeheuer nicht getödtet zu haben, das mich bewachte, um einen Fluchtversuch zu wagen. Da der Regen in Strömen fiel, bat ich Decesaris, doch wenigstens zu warten, bis der Sturm vorüber. Er runzelte die Stirn, blickte mich an, ohne ein Wort zu sagen, und ertheilte seiner Bande das Signal zum Abmarsche. Widerstreben half nichts und ich folgte mit Resignation. Nun ging es den Wald und Berg hinunter, den wir am Morgen so mühevoll erklettert hatten, und bald fanden wir uns auf einem Wege, der betretener zu sein schien. Die Räuber gingen mit gespannten Gewehren, und warfen ringsumher argwöhnische Blicke. Wir kehrten Rocca-Priori den Rücken zu, und setzten unseren Weg fort, als ich einer Quelle ansichtig ward, zu der man aber schwer gelangen konnte. Halbtodt vor Durst bat ich Decesaris, mir einen Augenblick Ruhe zu gewähren, um trinken zu können. Darauf eilte er selbst an die Quelle, um Wasser mit seinem Hute zu schöpfen, und bot mir dasselbe an. Nach kurzem Aufenthalte setzten wir unseren Weg fort, als ich plötzlich am äußersten Ende einer Queerallee eine weißgekleidete Frau zu Pferde bemerkte; sie war allein, und ich zitterte für sie... In demselben Augenblicke ward auch einer der Räuber ihrer ansichtig, und sich durch's Gebüsch schleichend, eilte er so schnell als möglich nach dieser Seite hin. Plötzlich hielt er inne, legte sich auf den Bauch und lauerte auf die Unbekannte. Mit Herzensangst verfolgte ich mit meinen Blicken alle Bewegungen der Reisenden, und welche Freude empfand ich, als ich sah, daß sie einen entgegengesetzten Pfad einschlug, der in einer andern Richtung in's Freie führte. Dies rettete sie.

Ich begriff nicht, warum sich Decesaris so weit von dem Berge entfernte, auf welchem er die Schildwache zurückgelassen hatte, welche die Rückkehr des Boten erwarten sollte; ich war von Ermüdung erschöpft, und vermochte ihm kaum zu folgen. Endlich gelangten wir nach dreistündigen Manövern, die ich mir nicht zu erklären vermochte, an das Ende desselben Waldes, auf dessen Höhepunkte wir während des Tages gewesen waren, und mit großer Freude hörte ich Decesaris Halt gebieten.

„Du wirst sehr müde sein, sagte er zu mir; allein ich mußte die Umgegend recognosciren, um während der Nacht nicht überrascht zu werden. Hätten wir der furchtbaren Bürgergarde von Rocca-Priori mit ihren zerlumpten Kleidern und verrosteten Flinten begegnet, beim Teufel, dann hätte es ein schönes Spiel gegeben."

Und sich mit ganzer Länge in die Höhe richtend, drehte er stolz seinen Schnauzbart, und ich mußte fast wider Willen die kalte Gleichgültigkeit, die unermüdliche Vorsicht dieses Banditenhelden bewundern. Ich bereitete mich nun zum Schlummer vor, dessen ich so dringend bedurfte.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt; der Wind wehte von den Bergen her, und die Nacht kündigte sich prächtig, wenn auch etwas kalt an; der Mond, welcher roth und glänzend am wolkenlosen Horizonte aufging, erhellte die Landschaft, und hier und da erglänzende Lichter verriethen die Hütten der Schäfer. Wie am Abende zuvor wollte ich mich auf den feuchten Rasen legen, um mich in der Hoffnung auf meine demnächstige Befreiung zu wiegen, als Decesaris befahl, mir ein Lager aus dürren Farrenkräutern zu bereiten.

„Deine erste Nacht war schlecht, sagte er, ein wahres Bivouak; die heutige soll gut werden, und Dir Kräfte geben, um morgen nach Tusculum zurückkehren zu können. Hier hast Du Matratze und Kopfkissen aus dürren Farrenkräutern; sie werden Dich gegen die Feuchtigkeit des Bodens schützen, und mein Mantel wird Dir als Decke dienen."

Ich wollte ihm für seine Aufmerksamkeit danken, als er meine beiden Hände ergriff und mich bat, ihn anzuhören. Nun fragte er mich, ob es mir nicht möglich sei, ihm einen Paß nach den Vereinigten Staaten zu verschaffen, da er seiner Profession überdrüssig sei; der Kummer seiner Frau und seines alten Vaters machten ihn unglücklich; er habe Geld genug, und sei, eingedenk meines guten Rathes, entschlossen, fortan als ehrlicher Mann im Schooße seiner Familie zu leben. Natürlich schenkte ich diesem löblichen Entschlusse meinen Beifall und versprach, Alles zu thun, was in meinen Kräften stehe, um ihm die Mittel der Ausführung zu erleichtern. Ein abermaliger Händedruck bezeugte mir seinen Dank, und mir eine gute Nacht wünschend, verließ er mich.

Behaglich dehnte ich mich auf meinem vortrefflichen Bette, auf dem ich gegen Feuchtigkeit geschützt lag; und voll Vertrauen auf die milden Worte des Dämons, der mich in seinen Krallen hielt, schlief ich in einem Zuge bis zum Signal des Erwachens. Es war fast 6 Uhr Morgens, als der Tag anbrach. Da Decesaris den Ort, wo wir die Nacht zugebracht, zu freiliegend fand, machten wir uns tiefer in den Wald. Hier ließ er ein Feuer anzünden; das Manöver mit den Mänteln ward erneut, und erst als die Flamme nicht mehr loderte und das Feuer in Kohlen glühte, sanken die Mäntel herab, und wir lagerten uns im Kreise.

„Dich wird frieren, sagte er zu mir; leg' Dich näher ans Feuer, die Füße müssen warm sein, ehe man frühstückt. Dann bist Du gestärkter, um nach Tusculum zurückzukehren, denn Dein Lösegeld wird ja hoffentlich nicht mehr lange ausbleiben."

(Schluß folgt.)

Ein Geheimniß aus dem Leben des Grafen Egmont.

(Schluß.)

Da verbreitete sich auf einmal ein düsteres Murren; einer der Anwesenden hatte den Ruf: Der Henker! ausgestoßen. — In der That sah man den Scharfrichter am Fuße der Treppe stehen, und Alles war jetzt am Tage. — „Höret Gevatter," sagte der Mann im Laden, „scheint es Euch nicht, daß er zum Volk redet?" — „Ich unterscheide nichts deutlich in diesem Gedränge, nichts vernehme ich, als das Wort: Lebetwohl! Nichts höre ich, als die Stimme des Volkes, welches Gnade! schreit, und zu Gott um Rache fleht!" — „Sehet da, Gevatter, er grüßt mit der Hand!" — „Ich sehe nichts als das Volk, wie es die Arme zum Himmel streckt, und die Augen gen Himmel wirft, um Gerechtigkeit von dem zu erflehen, der selbst die Gerechtigkeit ist."

Unverwandt schaute der Krämer hin, und strengte sein Ohr an, was geschah. Sein Gefährte dagegen hörte und schaute nach nichts mehr; mit beiden Händen hatte er sein Gesicht bedeckt; denn Alles kam ihm wie ein entsetzlicher Traum vor, der sich immer mehr und mehr verwirrte und verdunkelte. Die schwarze Richtbühne, und der schwarz gekleidete Mann darauf, der, als das Ziel Aller Blicke, über der wogenden Menge zu schweben schien, die ein Schmerz, ein Gefühl des Mitleids und des Abscheus, der Liebe und der Erbitterung bewegte, dies Alles war vor seinen Sinnen und seinem Geiste verschwommen, und es gelangte nichts mehr zu seinem Bewußtsein. Aber sein Nachbar, mehr gefaßt auf das schreckliche Schauspiel, hielt Aug' und Ohr nach dem Platze zu gespannt.

In diesem Augenblicke sah man, wie einer von den Mönchen die Kappe, welche sein Gesicht bedeckte, halb aufhob, und sich an's Ohr des Grafen neigte. Aber Niemanden waren die Worte hörbar, die seinem Munde entfielen: „Mein edler Graf von Egmont, entsinnet Ihr Euch noch eines Mannes, der unter Eurer Hand in der Schlacht von St. Quentin erlag? Habet Ihr diesen Mann vergessen, mein edler Herr? Ich habe ihn gut gerächt, denn ich war sein Weib!" — „Marana!" rief der Graf und ward bleich, als er sie erblickte; und mit einem Schlage leuchtete, wie ein Blitz, das entsetzliche Geheimniß vor seiner Seele auf, das er seit so langer Zeit zu enträthseln sich bestrebt hatte.

Die Kappe fiel auf des Mönches Antlitz nieder. Rasch wandte sich der Graf an den Blutrichter: „Thu' deine Pflicht! Möge Gott meiner Seele gnädig sein! — Da fiel sein Haupt, und sprang auf den schwarzen Teppich, den es mit Blut bespritzte, die flammenden Augen rollend, die Zähne knirschend, und, wie in Wuth in das Sammetkissen beißend, während der Rumpf sich zappelnd wand und zuckte, als wenn ein galvanischer Strom auf ihn gewirkt hätte. Der Scharfrichter faßte ihn bei den Haaren, und heftete ihn auf die Spitze einer Pike.

Bei diesem Anblick erscholl ein langhallender Schrei des Entsetzens durch die Volksmasse.

Da streckte Graf Horne den Hals dem Richtschwerte hin. Sein Blut mischte sich mit dem seines Freundes und sein Haupt ward auf eine Pike gesteckt. —

Auf's Neue brach die Menge in einen Schrei dumpfen Schauderns aus.

Alles war zu Ende. —

* * *

Als der Abend eingebrochen war, hob man die beiden Leichname auf, um sie nach der Kirche zu schaffen. Eine unzählige Menge folgte, unter Beten und in stiller Trauer; mit schmerzlicher Sorge sammelte man die letzten Blutstropfen zum Angedenken an die ruhmwürdigen Opfer, welche ihr Leben für das Vaterland hingegeben hatten. Ein Weib, in Trauerkleider drängte sich durch die Massen, und nahm ihren Weg nach der Kirche zu. Sie stieg die hohen Stufen hinauf, welche nach dem Haupteingange führen, knieete nieder und verharrte im Gebet, obschon die Nacht bereits längst angebrochen war.

Den folgenden Tag fand man sie todt. Ihr Herz war von einem Dolche durchbohrt. Der Herzog von Alba ließ sie unter den Namen Macana begraben.

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli d. J.

(Schluß.)

Allmählig, je näher der Augenblick des völligen Verschwindens der Sonne heranrückt, zeigt sich eine Unruhe in der Thierwelt. Man sieht Vögel scheu umherflattern (einige Nachrichten lassen sie sogar todt aus der Luft herabfallen); Hunde heulen ängstlich; Pferde werden scheu u. dgl. m. Man muß annehmen, daß die Thiere, die von den Wetterveränderungen eine bestimmte Vorempfindung haben und für welche also sonst in der Atmosphäre nichts Unerwartetes kommt, durch eine große Sonnenfinsterniß, von der ihr Instinkt ihnen nichts gesagt hat, ganz aus der gewohnten Ordnung kommen und gleichsam rathlos sind. Auf Hausthiere hat das Phänomen weniger Einfluß.

Ist endlich die letzte schmale Sonnensichel verschwunden, so tritt eine ganz eigenthümliche Dämmerung ein, die der gewöhnlichen in nichts gleicht. Einzelne Sterne zeigen sich am Himmel, doch ist der Horizont nach einer Seite hin erhellt, und Nacht wird es in keinem Fall, selbst wenn man sich im Mittelpunkt der Finsterniß befände. Denn rasch erzeugt sich um den Ort der verschwundenen Sonne herum ein glänzender Ring von beträchtlicher Breite, in allerlei lebhaften Farben spielend. Er ist in der heftigsten wallenden Bewegung, und man will auch ein Strahlenschießen bemerkt haben, welches, vom Ring ausgehend, sich über einen halben Grad weit erstreckte. Dieser leuchtende Ring läßt keine eigentliche Dunkelheit aufkommen, ja nach einer von Ulloa herrührenden Beobachtung verschwinden durch ihn wieder einige von den Sternen, welche im ersten Moment der völligen Verdunkelung zum Vorschein gekommen waren, und nur die hellsten bleiben noch sichtbar.

Nach 3 — 4 kurzen Minuten ist alles vorüber: der Ring verschwindet, die Sonne bricht wieder hervor und sehr bald nimmt alles wieder seine gewöhnliche Helle und Farbe an. Die Thierwelt ist beruhigt: freudig wiehern die Pferde, die sich bis dahin ängstlich zusammendrängten, dem ersten hervorbrechenden Sonnenstrahl entgegen.

Ist man im Freien auf einer etwas erhöhten Ebene oder auf einem Berge, so kann man den Schatten des Mondes heranjagen und sich wieder entfernen sehen; man kann entfernte Gegenstände im vollen Sonnenlicht erblicken, während man sich selbst von halber Nacht umgeben findet. Am interessantesten ist dieser Anblick im Winter, wenn man ein weites Schneefeld übersehen kann.

Vor und nach der totalen Sonnenfinsterniß, so wie überhaupt bei großen Finsternissen sieht man die Blattlücken der Baumschatten nicht wie gewöhnlich rund, sondern sichelförmig nach Maaßgabe des noch leuchtenden Stückes der Sonne.

Bei stark bewölktem Himmel wird die Abnahme des Lichts weniger bemerkt; bei ganz trübem macht es um die Zeit der Mitte herum Miene Nacht zu werden, wozu es aber nicht kommt.

Mehrere Beobachter haben ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, ob der Theil der Sonne, welcher dem deckenden Mondrande zunächst liegt, während der Zu- oder Abnahme der Finsterniß eine Veränderung des Lichtglanzes oder der Farbe erleide, und sie versichern übereinstimmend, dergleichen nicht wahrgenommen zu haben. Eine solche Schwächung oder Andersfärbung würde als Wirkung einer strahlenbrechenden Mondatmosphäre betrachtet werden müssen.

Dagegen sieht man die Unebenheiten des Mondrandes, die man auch am Vollmond selbst wahrnimmt, auf der Sonnenscheibe mit überraschender Deutlichkeit, selbst in sehr

mäßigen Fernröhren. Sie sind alsdann frei von jeder Irradiation und zeichnen sich im reinsten Schwarz vollkommen schwarz begränzt auf der Sonnenscheibe ab.

Auf der schwarzen Mondscheibe ist eben so wenig eine Nuancirung der Farbe wahrzunehmen, sobald man ein Fernrohr anwendet, welches die Gränzen der Gegenstände bestimmt zeigt und sie nicht (wie es z. B. bei den Schröter'schen Teleskopen der Fall gewesen zu sein scheint) in einander verwischt. Daher mag es kommen, daß Schröter ein mattes Licht in den Randgegenden der Mondscheibe während einer Sonnenfinsterniß zu sehen glaubte, und diese Täuschung gleich so mancher andern zu Gunsten einer von ihm angenommenen, unserem Dunstkreis ähnlichen Mondatmosphäre deutete.

Von mehreren Beobachtern ist bei ringförmigen oder diesen nahe kommenden Finsternissen an der Stelle, wo ein Bogen des Mondrandes nur äußerst wenig über einen fast gleichlaufenden des Sonnenrandes hinüberragte (was nur wenige Secunden hindurch stattfindet) ein röthliches Licht wahrgenommen, das sich längs dieses Bogens forterstreckte und in welchem die Mondgebirge fast eben so gut wie auf der Sonnenscheibe selbst sichtbar waren. Am genauesten beschreibt Bessel diese Wahrnehmung bei Gelegenheit der Finsterniß von 1836. Sie deutet, wenn man erwägt, daß die Beobachtung mit dem Blendglase gemacht werden muß, auf ein ziemlich starkes Licht, und hängt also wohl mit der Erscheinung des erwähnten glänzenden Ringes bei totalen Sonnenfinsternissen zusammen.

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, daß die Vorgänge bei einer großen, zumal totalen Sonnenfinsterniß, weit entfernt bloße Zeitmomente zu liefern, vielmehr für die kurze Dauer derselben des Interessanten nur gar zu viel bieten, und wir möchten die Mond- oder Jupitersbewohner beneiden, denen solche Schauspiele sich nicht allein ohne allen Vergleich häufiger als uns zeigen, sondern die sie auch mit mehr Muße betrachten können, da sie nicht so rasch vorübereilen; und man wird sich nicht länger verwundern, daß in einer Zeit, wo die Astronomie einen so hohen Standpunkt eingenommen hat, dennoch bei diesem Phänomen, welches früher als alle andern die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, noch so manches nicht genügend festgestellt ist. Noch findet der, welcher eine genetische Erklärung der angeführten Phänomene versuchen will, keine hinreichend sichere und vollständige Beobachtungsbasis, und noch lange wird jede Wahrnehmung, auch des Nichtastronomen, sobald er nur es über sich gewinnen kann frei von jeder vorgefaßten Meinung und mit gesunden Sinnen das großartige Schauspiel zu betrachten, für die Wissenschaft willkommen sein. Was insbesondere den Ring betrifft, so dürfte ein Fernrohr dabei sogar ganz nutzlos sein; und ein freies, aber scharfes Auge wird hierbei bessere Dienste leisten als jede künstliche Vorrichtung.

Doch genug um die Aufmerksamkeit rege zu machen und auf den richtigen Weg zu leiten. Es möge nun eine speciellere Vorausberechnung dieser Finsterniß folgen, wobei man jedoch nicht vergessen möge, daß eine auf einzelne Zeitminuten oder gar Theile derselben gehende Genauigkeit von dem Verfasser nicht beabsichtigt wurde noch werden konnte, ohne sich in jahrelange Rechnungen einzulassen, und mehr als zehn Minuten Fehler dürfte dennoch nicht zu befürchten sein.

Die Zone der totalen Verfinsterung durchzieht in 20 bis 25 Meilen Breite das südliche Portugal, Neucastilien, Aragonien, Catalonien, die Provence, Piemont, die Lombardei, Südtirol, Krain, Kärnthen, Steyermark, das nordwestliche Ungarn, Galizien, Volhynien, die Gouvernements Kiew, Tschernigow, Kursk, Tambow, Pensa, Simbirsk. Die wichtigsten Orte, welche in Europa sie total erblicken, sind Toledo, Madrid, Saragossa, Barcelona, Perpignan, Montpellier, Marseille, Toulon, Nizza, Genua, Mailand, Verona, Padua, Venedig, Triest, Laibach, Grätz, Wien, Preßburg, Ofen, Kaschau, Lemberg, Brody, Kiew, Tschernigow, Kursk, Tambow, Pensa, Stawropol. In Werchuralsk am Ural tritt sie nach Asien über und zieht von hier nach Jamyschewskaja im Süden von Omsk. Bis hierher erscheint allen genannten Orten die totale Finsterniß Vormittags, von Jamyschewskaja ab Nachmittags; auch durchzieht sie von da ab Gegenden, aus denen die Wissenschaft auf keine brauchbaren Beobachtungen rechnen kann: das Altaigebirge, die Steppen der Mongolei, die Kobiwüste, das mittlere China bis zur Gruppe der Tschusan-Inseln.

Nahe total, d. h. 11 Zoll und darüber, erscheint die Finsterniß in ganz Portugal, Spanien, Frankreich von Rochefort, Bourges und Nancy an; Deutschland südlich von Speyer, Dresden und Posen; Italien bis Civita Vecchia hinab, Corsika und Elba; Dalmatien, Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Polen und allen Gegenden Rußlands, die von Polozk und Moskau südlich, und von Jassy,

Jekaterinoslaw und Kamyschin nördlich liegen. Kein europäischer Ort sieht sie kleiner als 6 Zoll, nur wenige unter 9 Zoll.

Ueberall in Europa steht die Sonne während der Finsterniß in bequemer Höhe südöstlich über dem Horizont. Nur in den westlichern Gegenden wird sie zu Anfang noch sehr niedrig stehen; je weiter östlich und südlich, desto höher.

Der erste Berührungspunkt der Ränder, d. h. die Stelle der Sonnenscheibe, wo die Finsterniß zuerst bemerkt wird, liegt für alle europäischen Orte rechts oben; mehr nach rechts für die östlicher liegenden, mehr nach oben für die westlichen Gegenden. Ihm nahe entgegengesetzt, auf der linken Seite der Scheibe, wird die Finsterniß aufhören. Die stehenbleibende Sichel der Sonne ist für alle Orte, welche nördlich der totalen Zone liegen, nach unten geöffnet; für alle südlich gelegenen nach oben.

Marschall Clauzel.

Marschall Graf Clauzel, Mitglied der Deputirtenkammer, Großkreuz der Ehrenlegion, ist, wie die Zeitungen erwähnen, zu Toulouse 70 Jahre alt in Folge einer Krankheit gestorben, die schon lange bei seinen Freunden lebhafte Besorgnisse erweckte. Er war im Departement der Arriege geboren und widmete sich schon sehr früh dem Militärdienste. Er ward 1794 und 1795 dem General Perignon als Adjudant beigegeben. In dieser Eigenschaft überreichte er an den Schranken des Nationalconvents 24 den Spaniern abgenommene Fahnen. 1798 kam er zur Armee von Italien. Gegen Ende dieses Jahrs war er als Generaladjudant bei dem General Grouchy, der damals in der Citadelle von Turin commandirte und ihm den Auftrag ertheilte bei dem König von Sardinien entweder auf gänzliche Vollziehung des ihn an Frankreich knüpfenden Vertrags oder seine Niederlegung der Krone zu dringen. Der König dankte ab. Als Brigadegeneral befehligte er 1799 eine der Brigaden der Armee von Italien. Drei Jahre später folgte er dem General Leclerc zu der Expedition von San Domingo. Nach seiner Ankunft nahm er den Farbigen das Fort Dauphin und wußte sie in den Ebenen des Caps selbst nach dem Tode des Obergenerals und der Niederlage der Armee im Zaum zu halten. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich wurde er 1804 zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt, zuerst als Divisionsgeneral bei der Nordarmee verwendet und nach dem österreichischen Feldzug von 1809 von dem Kaiser nach Spanien geschickt. Er schlug und zerstreute in den Feldzügen von 1810 und 1811 die ihm entgegenstehenden spanischen Insurgenten, eroberte wieder mehrere Städte und Festungen, deren sie sich bemächtigt hatten, und übernahm, obwohl selbst verwundet, nach der Schlacht vom 2. Juli 1812, worin auch der Marschall Marmont verwundet worden, das Commando des Armeecorps dieses Generals. Bei dem Rückzug aus Portugal hatte er fast tägliche Kämpfe und ward abermals verwundet. Man sah ihn 1813 und 1814 das französische Gebiet mit Ausdauer vertheidigen. Da er in den hundert Tagen Dienste genommen und im Süden selbst nach der Abdankung des Kaisers der zweiten Restauration hartnäckigen Widerstand geleistet, ward sein Name der Ordonnanz vom 24. Juli und der Liste der Generale beigefügt, die verhaftet und vor Kriegsgerichte gestellt werden sollten. Es gelang ihm sich nach Amerika zu flüchten. Nach der Julirevolution von 1830 ernannte ihn die Regierung zum Commandanten der Armee von Afrika; er ward zum Deputirten des Bezirks Rhetel (Ardennen) gewählt, den er bis zu seinem Hinscheiden repräsentirte. 1831 zum Marschall erhoben, kam er nach Frankreich zurück und trat als Deputirter auf. 1835 wurde er Generalgouverneur der französischen Besitzungen im nördlichen Afrika. Während dieses Commando's scheiterte er bei der ihm befohlenen Expedition nach Constantine. 1836 ward er abberufen und seither besorgte er keine weitern Verrichtungen als die des Deputirten. In der Kammer hatte er seinen Sitz zur Linken und blieb seinen politischen Meinungen getreu.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 10. Mai d. J.

Keine.

Thorsperre.

Vom 10. — 31. Mai 9½ Uhr.

Miscellaneen.

(A. W. v. Schlegel) entwickelt im Widerspruch mit den früher verbreiteten Nachrichten über sein Uebelbefinden eine sehr lebhafte wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit. Er hat nicht bloß neuerdings eine außerordentliche Vorlesung über das alte und neue Indien angekündigt, sondern hat auch so eben einen Band seiner französischen Schriften herausgegeben. Derselbe enthält mehrere sehr interessante Abhandlungen von meisterhafter Eleganz der Darstellung, welche bisher dem deutschen Publicum weniger bekannt geworden sind.

(Der Stadtschreiber von London) hat ein Jahreseinkommen von 2000 Pf. St. Nun hat ein Buchhändler in Paternoster-row sich dem Gemeinderath erboten dieses Amt für 500 Pf. St. jährlich zu versehen; gleich darauf aber ist ein anderer gekommen, der sich mit 200 Pf. jährlich und einem Nösel Wein täglich begnügen will. Der M. Herald bemerkt, der sich herunterersteigernde Patriotismus dieser Herren sei noch gar nichts im Vergleich mit dem des seligen William Cobbett, der an Georg IV. schrieb, er wolle den Posten des ersten Ministers versehen und verlange dafür nichts als seine tägliche Ration Brod und Käse.

Maskenball in London.) Man schreibt aus London: In der vornehmen Welt ist viel von einem Maskenball die Rede, welchen die Königin in dieser Saison zu geben beabsichtigt. Alle Costüme, so berichtet die hofkundige M. Post, sollen dem vierzehnten Jahrhundert entnommen sein. Prinz Albert wird als König Edward III., der Held von Crecy, in dessen noch im Tower aufbewahrter Rüstung erscheinen, und die Königin als Edwards Gemahlin, Philippa von Hennegau, welche den König David von Schottland bei Durham gefangen nahm. Man wünscht, daß auch die fremden Gesandten in der Tracht damaliger Zeit erscheinen, nur fürchtet der Atlas, die Reminiscenzen an Crecy und Poitiers möchten einem französischen Botschafter wohl so unangenehm sein wie die an Toulouse und Waterloo. Der Spectator scherzt: „Der Herzog v. Wellington, Graf v. Ripon und Lord Western werden in Rollen aus Shakspeare's Coriolan auftreten, nämlich als Coriolan, Menenius und „erster Bürger." Coriolan: Was wollen sie? Menenius: Korn zu ihren eigenen Preissätzen, weil die Stadt, sagen sie, wohl damit versehen ist. Coriol: An den Galgen mit ihnen!" (Bezieht sich auf einige derbe Worte, womit Wellington die strengen Agriculturisten seiner Partei im Oberhaus abfertigte.) Sir R. Peel erscheint als isolirte Figur in der Maske Richards III.: „Nun ist der Winter unsers Mißvergnügens glorreicher Sommer." Lord Melbourne als Cardinal Wolsey: „Lebwohl, ein lang Lebwohl all meiner Größe!" Mistreß Fry, auf den Rath des Königs von Preußen, als Madame Maintenon, jedoch nur für den einen Abend; und Hr. Robert Owen, der Socialistenapostel, als John Knox. Lord John Russell, seine Lady und der Erzbischof von Canterbury bilden eine Gruppe aus König Johann; der Erzbischof als Dame Constance spricht: „Ludwig, steh' fest; denn dich versucht der Böse in einer neuen schmucken Braut Gestalt." (Die Zeitungen wollen nämlich wissen, Lady Russell suche ihren Gemahl zum Uebertritt zur presbyterischen Kirche zu bewegen.) Hr. Walley erscheint als Troubadour mit einer Guitarre am himmelblauen Band. Sir Howard Douglas, der, so oft er im Parlament den Mund aufthut, auf die jonischen Inseln zu sprechen kommt, erscheint als Sancho, Statthalter der Insel Barataria. Sir Edward Lytton Bulwer, im Charakter eines Rosenkreuzers, wird sich viel überflüssige Mühe geben die Gesellschaft zu überzeugen, daß er kein Herenmeister ist" u. s. w.

(In Großbritannien) bestehen dermalen 2228 Gesellschaften zur Verbreitung der heiligen Schrift; in Irland 550; auf dem europäischen Continent 1400; in Asien 83; in Afrika 16; in Amerika 2800; in Australien 17; in Westindien 226, worunter 69 von freien Negern geleitet werden.

(Neue Secte in Großbritannien.) In der irischen Königingrafschaft hat sich eine neue tolle Secte aufgethan, die sich die „weißen Quäker" nennt. In Mountmellick drang während des Sonntagsgottesdienstes ein Haufe dieser Fanatiker in die anglicanische Kirche mit dem Hut auf dem Kopf; der Kirchenconstable — ein Mann der ganz wie der Portier eines vornehmen Hauses costumirt ist — schlug ihnen die Hüte vom Kopf. Nun trat der Anführer der weißen Quäker, ein gewisser Joshua Jacob, an den Communiontisch, um „Zeugniß abzulegen (to testify)," er begnügte sich jedoch sehr ernsthaft mit dem Kopf zu schütteln.

(Ein Engländer über Berliner Secten.) In der Zeitschrift „die Eisenbahn" spricht sich ein Engländer über die in Berlin vorhandenen Secten aus, und nennt als solche: die „Reverenden," die „Hengstenburger" und die „Nantesianer" oder sogenannte „Eckensteher." Der Engländer hat vermuthlich von den vielen Berliner Referendaren gehört und daraus Reverenden, geistliche Würdenträger, gemacht. Unter Eckenstehern denkt er sich eine kirchliche Secte, die sich besonders durch Enthaltsamkeit von geistigen Getränken auszeichnen, und deren Einer in Hamburg den Mäßigkeits-Verein gestiftet habe. „Sie verrichten," sagt er, „ihren Gottesdienst auf eine eigenthümliche Weise, indem sie an Straßenecken Stunden lang in tiefe Andacht versunken, die Augen gen Himmel gekehrt, starr wie Marmorbilder stehen, und keine andere Nahrung zu sich nehmen, als dann und wann einen Schluck aus einer Weinflasche." Der englische Journalist findet in diesem Ritus etwas Indisch-Germanisches!

(Menagerie-Unglück.) Ein Bauer erlaubte sich neulich in Wombwell's Menagerie (in London) den albernen Spaß, einen Tiger zu reizen. Das erzürnte Thier packte mit den Zähnen den Arm des Unglücklichen, und suchte denselben aus Leibeskräften an sich zu ziehen, um ihn in den Kopf zu beißen. Wombwell eilte herbei, und ließ den Bauer von vier starken Männern halten; der Tiger ließ seine Beute nicht eher fahren, als bis man

ein rothglühendes Eisen an seine Nüster brachte. Der unvorsichtige Landmann wird wahrscheinlich an seinen Wunden erliegen.

(Etwas vom alten Blücher.) Am 5. August 1814 war der berühmte Arzt Geheime-Rath Dr. Heim bei dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg, seinem großen Gönner, mit dem Fürsten Blücher in einer kleinen, aber sehr gewählten und heiteren Gesellschaft zur Tafel. Letzterer sprach davon, daß ihn am Geburtstage des Königs die Berliner Universität zum „Doctor der Philosophie" ernirt habe. Der joviale Heim ergriff bei dieser Gelegenheit das Glas und rief aus: „Es lebe der junge Doctor, Fürst Blücher!" worauf dieser sogleich sein Glas erhebend erwiederte: „Es lebe der Feldmarschall der Doctoren, mein Collega Heim!"

(Statue Wellington's) Das Modell der Statue Wellington's ist beendet und wird jetzt in Erz gegossen werden. Es ist viermal über Lebensgröße und stellt den Feldherrn zu Pferde vor, wie er bei Waterloo mit dem Fernrohr eben nach den heranrückenden Preußen zeiget. Die Statue wird im Hydepark auf einem 80 Fuß hohen Hügel aufgestellt werden. Das Erz wird von Kanonen gegossen werden, die bei Waterloo in die Hände der Engländer gefallen sind.

(In Paris) erscheint unter den Hunderten von Journalen auch ein „Curedent" (Zahnstocher), der jeden Tag zur Essensstunde vertheilt wird, und ungefähr eben so viel kostet, wie ein wirklicher Zahnstocher, den der Kellner am Table d'hote herumreicht.

(Reichthum.) Der Herzog von Cleveland, der vor Kurzem gestorben ist und einer der reichsten Männer in England war, hat seinem ältesten Sohne, dem Erben seines Namens, eine jährliche Rente von mehr als 500,000 Thalern hinterlassen. Von den beiden jüngeren Söhnen erhielt der Eine eine Summe von 3 Mill. 500,000, der Andere eine Summe von 3 Millionen Thalern, und ein Neffe 1 Mill. Die verwittwete Herzogin empfing große Güter in Yorkshire, einen Palast in London und Silbergeschirr, Juwelen und Meubles im Werth von etwa 7 Mill. Thalern. In gleichen Verhältnissen wurden auch die Töchter bedacht, von denen jede ein großes Landgut erhielt.

(Was hat ein Buch zu bedeuten?) Ein französischer Bibliograph hat folgende Berechnung angestellt: Von 1000 Büchern, welche erscheinen, bringen 600 die Kosten nicht auf, 200 tragen gerade so viel ein, als sie kosten, 100 werfen einen mäßigen und 100 einen ansehnlichen Gewinn ab. Von diesen 1000 Büchern sind 650 bis zu Ende des ersten Jahres ein Gegenstand des Handels und 150 bis zu Ende des zweiten; nur 50 davon haben nach sieben Jahren noch einen Werth, und von höchstens zehn wird nach Verlauf von 50 Jahren noch gesprochen. Unter den 50,000 Schriften, die im 17ten Jahrhundert erschienen, giebt es nur 50, die heutzutage noch berühmt sind und von neuem gedruckt werden. Von den 50,000 französischen Schriften des 18ten Jahrhunderts hat die Nachwelt auch nicht mehr bewahrt als von denen des 17ten. Seit 3000 Jahren werden Bücher geschrieben, aber in der ganzen Welt zählt man nicht mehr als 500 Autoren, die dem vernichtenden Urtheil der Zeit entgangen sind. Sind jedoch die Tausende vergessener Schriften ohne allen Nutzen gewesen? Hat nicht vielmehr jede, mehr oder weniger, dazu beigetragen, den Geist der Menschheit auf den Standpunkt zu fördern, auf welchem er sich jetzt befindet, und sind nicht die unvergessenen Schriften eben nur die Quintessenz der vergessenen, die Repräsentanten der verschiedenen Epochen, in welchen sie selbst nur einzelne, wenn auch die vornehmsten Glieder des großen Ganzen waren?

(Clauzel.) Man erzählt eine sehr interessante Thatsache aus dem Leben des verblichenen Marschall Clauzel. Gegen Ende des Jahres 1798 wurde der General-Adjudant Clauzel durch den Obergeneral Jaubert beauftragt, die Abdankung des Königs von Sardinien, Karl's Emanuel IV. zu empfangen. Er benahm sich bei dieser kitzlichen Sendung mit so vieler Aufrichtigkeit und Delikatesse, daß ihm der Monarch das Gemälde des wassersüchtigen Weibes, von Gerard-Dow, schenkte. Man weiß, daß der Werth des Gemäldes unschätzbar ist. Den 21. Frimaire im Jahr VII. (11. December 1798) schrieb der General Clauzel an das Directorium, daß er dasselbe Geschenk der Nation als Huldigung zu Füßen lege. Dieses Meisterwerk befindet sich in der That seit jener Zeit im Museum des Louvres.

(Aus Dorpat.) Man schreibt aus Dorpat: Compagnons und Chemiker des berühmten Hauses Farina in Cöln trennten sich von demselben, und errichteten in unserer Nähe auf Uddern, einem Gute des Herrn Landraths Baron Bruiningk, eine Fabrik zur Bereitung des sogenannten cölnischen Wassers. Sie finden den livländischen Getreidespiritus weit besser als den cölnischen. Das Unternehmen wird im Großen betrieben, und in diesem Jahr schickte die Compagnie 4000 Dutzend Gläser Eau de Cologne mehr in das Ausland, als über das St. Petersburger Zollamt eingekommen.

(Preußen.) In Berlin, Königsberg, Münster und Ratibor sollen großartige Straf- und Besserungshäuser gebaut worden und der König, der sich selbst für eine zweckmäßige Einrichtung solcher Gefängnisse interessirt, hat bereits 1,200,000 Thaler dazu angewiesen.

(Frankfurt.) Unter den Arbeiten, welche von den Frauen und Jungfrauen zu Frankfurt am Main zu einer Ausspielung für den Dom zu Cöln eingesendet wurden, soll sich eine Stickerei der Frau v. Rothschild, die heilige Familie vorstellend, besonders ausgezeichnet haben.

(Madame Stein,) unsere gefeierte Künstlerin, wird uns heute verlassen, um in Breslau Gastrollen zu geben.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 39.

Bremen, Sonntag den 15. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 515. Den 11. Mai. Des Landmanns Christ. Abrah. Koch Ehefr., geb. Lampe, 28 Jahr, Steinthor Nro. 59.

— 516. Den 12. — Des Wilhelm Friedrich Berlitz Tochter, 2¾ Jahr; kl. Sortillenstr. Nr. 7.

— 517. Den 12. — Der Oeconom zu Coverden Joh. Diedrich Knoche, 41 Jahr.

— 518. Den 13. — Des Faßbinders Thölke Blanke Tochter, 9 J., Buntenthorssteinweg N. 8.

Nro. 519. Den 13. — Der Hauptmann außer Diensten Samuel Ludwig Wilh. Sommer, 70 Jahr, Hohethorsstraße Nro. 47.

— 520. Den 13. — Maria Meyer, 1½ Jahr; Punkendeich Nro. 64.

— 521. Den 13. — Der Schuhmacher Joh. Feldhusen, 45 Jahr; Hastedt.

Geboren:

Nro. 620. Den 9. Mai. Des Armenvoigts Joh. Heinrich Lücke Ehefrau, geb. Poppe, gr. Sortillenstraße Nro. 22, von einem Mädchen.

— 621. Den 9. — Des Weinarbeiters Johann Asendorf Ehefrau, geb. Schallen, Faulenstr. Nro. 63, von einem Mädchen.

— 622. Den 10. — Des Kistenmachers Gerd Albert Hartwig Ehefr., geb. Jung, gr. Johannisstraße Nro. 246, von einem Mädchen.

— 623. Den 10. — Des Landmanns Christ. Abraham Koch Ehefr, geb. Lampe, Steinthor N. 59, von einem Mädchen.

— 624. Den 11. — Des Arb. Joh. Schlöndorff Ehef., geb. Sengstack, Düsternstraße Nro. 57 E, von einem Knaben.

Nro. 625. Den 12. — Des Mobilienhändlers Hinrich Eberhard Christian Kirchhoff Ehefr., geb. Uckermann, gr. Johannisstraße Nro. 74, von einem Knaben.

— 626. Den 12. — Des Arb. Heinr. Reincken Ehfr., geb. Winter, Ohlmeiers Hof Nr. 4, von einem Knaben.

— 627. Den 13. — Des Kistenmachers Joh. Heinrich Fuß Ehefr., geb. Meyer, Gröplingerstr. Nr. 16, von einem Knaben.

— 628. Den 13. — Des Arbeitsmanns Otto Hencke Ehefr., geb. Henke, Neustadtswall Nr. 9, von einem Mädchen.

— 629. Den 14. — Des Arb. Joh. Chr. Fricke Ehfr., geb. Sanders, Stephanithorssteinweg Nr. 8, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 257. Der Königl. Niederländische Beamte auf Java Alexander Georg Carl Visscher von Gaasbeck und Charlotte Elisabeth Auguste Freudenthal hies.

— 258. Der Krameramtsgenosse Georg Christ. Rabba und Kunigunde Hunicke. Beide von hier.

— 259. Der Kaufmann Franz August Eduard Feldmann hies. und Marie Auguste Ernst zu Braunschweig.

— 260. Der Cigarrenfabrikant Claus Ferdinand Mathias Lauritz-Ravn und des verst. Cigarrenfabrikanten Anton Lankau Wittwe Anna Beta, geb. Gräper, hies.

— 261. Der Arbeitsmann zu Eidelstedt Amts Diepholz Ludwig Heinrich Ahlering und Margar. Steenken zur Bahr.

— 262. Der Höker Herm. Nullmeyer und Margar. Ilsabe Döpke aus Brockum.

— 263. Der Maler zu Hastedt Conrad Müller und Adelheid Marie Röge zu Achim.

— 264. Der Amtsfischer Berend Rohde und Sophie Haeveker aus Hemelingen.

Nro. 265. Der Arb. Gerh. Lambers, genannt Mittag, und Dorothea Sophia Louise Ellerbrock zu Nienburg.

— 266. Der Maurergesell Christ. Mardfeld und Anna Eßmann hies.

— 267. Der Küpermeister Joh. Herm. Bornemann u. des verst. Küpermeisters Georg Diedrich Sehausen Wittwe Friederike Wilhelmine, geb. Denker, hies.

— 268. Der Zimmergesell Johann Döhle und Anna Christina Döhle hies.

— 269. Der Lichtzieher Joh. Hinr. Bormann hies. u. Fentke Cathar. Jülfs aus Schortens.

— 270. Der Cigarrenmacher Töns Hinr. Schmidt und Lena Panning hies.

— 271. Der Schreiber Joh. Caspar Herm. Dormann und Friederike Elise Munckel aus Lehesterdeich.

— 272. Der Arbeitsmann Cord Heinrich Wilhelm Windheim und Sophie Luise Amalie Macferson aus Bielefeld.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 40.

Bremen, Donnerstag den 19. Mai 1842.

* Der Stephani-Thurmbrand vom 6. — 7. December 1754 *).

O fürchterliche Nacht,
O Nacht voll von Erschrecken!
Lauf', Bürger, such' dein Haus
Vorm Feuer zu bedecken;
Verbanne deinen Schlaf,
Ermuntre deinen Sinn,
Verlaß das warme Bett',
Eil' nach Sanct Stephen hin.

Da ist ein starker Brand,
Der Wind fängt an zu sausen;
Man sieht schon seine Kraft,
Man hört sein heulend Brausen.
Bald hört man ängstlich schrein:
Ach! rett' wer retten kann;
Drei Häuser sind verbrannt,
Es fängt ein neues an.

Auch dort kommt Einer an,
Was will denn dieser sagen?
Ohn' Zweifel bringt er Nichts
Als lauter neue Klagen.
Er kommt, von Thränen naß,
Er schreit mit voller Wuth:
Stephani Thurm brennt schon
Und steht in heller Gluth.

Und schon — doch seine Zung'
Erstarrt — ihm fehlt's an Worten;
Er spricht: die Faulenstraß'
Brennt fast an allen Orten;

Auch vor Ansgari Thor
Kommt man in große Noth.
Ach! daß es doch erbarm'
Den lieben, treuen Gott.

Allein, wie ist es nun,
Was kriegt mein Aug' zu sehen?
Mir deucht, die ganze Stadt
Seh' ich in Flammen stehen!
Es wird entsetzlich hell,
Ein jeder läuft zurück,
Warum? — Es stürzt der Thurm,
Es fällt der Bremer Schmück.

Der Thurm, der dieser Stadt
Ein Ansehn mit gegeben,
Deß Stücke sieht man jetzt
Auf allen Dächern schweben.
Jetzt steckt das brennend' Holz
Wohl zwanzig Häuser an,
Wovon man nicht einmal
Die Hälfte retten kann.

Den Flügel und die Uhr,
Die Wind und Stunden zeigen,
Sieht man mit heft'gem Fall
Sich zu der Erde neigen.
Die Orgel, die so schön,
In vieler Ohren klang,
Wornach so mancher Mensch
Mit Andacht Lieder sang:

Sieht man in einer Nacht,
In einem Nu vergehen,
Und an der Stelle läßt
Sich nichts als Feuer sehen. —
O weine, Stephani!
Dein Thurm ist jetzt verbrannt,
Die Sage macht es bald
Von Stadt zu Stadt bekannt.

*) Bei dem großen Brandunglücke, das unsere Schwesterstadt Hamburg betroffen hat, mag vielleicht Manchem die Mittheilung eines alten Gedichtes nicht unwillkommen sein, welches damals in Bezug auf die auch für unsere Vaterstadt so grauenvolle Nacht, der Feder entfloß.
Der Verfasser desselben war damals Prediger an der Stephani-Kirche. Anmerk. des Einsenders.

Ihr Bürger überhaupt,
Mir deucht, ich hör' euch sagen,
Mir deucht, ich hör' euch all'
Mit voller Wehmuth sagen:
Ach unser Thurm ist weg,
Die Zierde dieser Stadt,
Der zu des Herren Ehr'
So lang' gestanden hat.

Doch, halt! betrübter Geist,
Halt ein von solchen Dingen;
Nun Gott dem Sturm gebeut,
Thu' ihm ein Loblied bringen.
Zur Zeit der größten Noth,
Wann man recht brünstig schreit,
Dann ist der Herr, dein Gott
Zum Helfen auch bereit.

Man sieht die schwarze Nacht
In aller Eil vergehen;
Man sieht am Horizont
Das Licht der Sonne stehen;
Jetzt, jetzt ist nun die Zeit,
Da Gott so gnädig spricht,
Da Gott dem Sturm gebeut:
Bis hieher! Weiter nicht!

Verächter, der du sprichst:
Es ist kein Gott im Himmel!
Vergnügen ist mein Gott
In diesem Weltgetümmel!
Sprich, ist nun nicht ein Gott,
Ein Gott der mächtig ist,
Wogegen du gar Nichts
Als Staub und Asche bist?

Wie, hast du nicht gehört
Den Wind so heftig wehen? —
Wenn der nicht aufgehört,
Mußt' nicht die Stadt vergehen?
Drum glaub', daß unser Gott
Allmächtig, gnädig sei;
Da nun der Sturm gestillt,
Ist auch die Noth vorbei.

O Wucherer, der du suchst
An Gütern dein Ergötzen,
O Wucherer, der du hier
Dein Herz hängst an den Schätzen!
Jetzt siehst du Gottes Macht,
Siehst jetzt der Welten Lauf;
Kaum legst du dich zur Ruh', —
So brennt dein Schatz schon auf.

Darum, was hilft uns doch
Das eil'le, nicht'ge Rennen?
Wenn unsre liebe Stadt
Auf Einmal sollt' verbrennen,
Wie leichte wär's geschehn
In der vergangnen Nacht,
Da ein so starker Wind
Das Feuer fliegend macht'.

Drum, sehet Gottes Huld,
Erkennet seine Güte;
Und flehet, daß er stets
Die liebe Stadt behüte.
Und dankt dem treuen Gott,
Der uns so wohl bewacht,
Der nicht die ganze Stadt
Der Erde gleich gemacht.

Die Räuber in Tusculum.

Vom Grafen de Chatillon.

(Schluß.)

Ich versetzte mich in Gedanken in die alten von Homer beschriebenen Zeiten zurück. Auf den glühenden Kohlen fehlte nur das Schlachtopfer, und in unseren Händen das geweihte Messer, um das Opfer zu zerlegen. Indessen ließ Decesaris anstatt des Mahles von Achilles oder Agamemnon auf den Rasen die Trümmer des Schinkens vom vorigen Tage legen; auch noch etwas Brod, Käse und Wein war übrig, von dem meinen Theil zu genießen, ich mich sammt Romulus Abkömmlingen anschickte, als ich ein Blöcken vernahm, ähnlich dem eines Schafes. Decesaris antwortete in ähnlicher Weise und mit gleichem Nachahmungstalente. Ich wendete meine Blicke nach der Höhe des Waldes, von wo aus die blöckenden Töne kamen, und sah von da zwei Menschen herabkommen. Sie waren eilig und ihr Gang verrieth frohen Muth; lebhaft klopfte mein Herz von Hoffnung. Endlich erkannte ich die Schildwache, welche zurückgeblieben war, und den Boten. Decesaris ging ihnen entgegen, und kehrte nach kurzer Unterhaltung, wie es schien befriedigt, zurück. Mich an der Hand fassend, sagte er: „Dein Lösegeld ist entrichtet, Du bist frei, und Deine Leidensgefährten sind es mit.“ Endlich war ich frei. Die Augen gen Himmel gerichtet, erstaunte ich, diesen Cannibalen entwischt zu sein. Ich sollte meine Freunde wiedersehen, ich glaubte an Wunder, denn mir war es, als käme ich aus der Hölle; ich war fast närrisch vor Freude. In diesem Augenblicke trat Decesaris zu mir, reichte mir die Hand, und bat um Erlaubniß, einmal an mich schreiben zu dürfen; sodann fügte er leise hinzu, die Pässe nicht zu vergessen, die ich ihm versprochen hätte. Ich antwortete, daß ich sicher

hoffe, ihm dienen zu können, dagegen aber auch mein gewiß billiges Verlangen befriedigt sehen werde, die vom Prinzen Lucian signirte 500 Piasternote zurückzuerhalten, da ja die Summe bezahlt sei. Befremdet sah er mich an, machte ein verdrießliches, ironisches Gesicht, schien sich aber doch nach kurzer Ueberlegung eines Bessern zu besinnen, und übergab mir das Papier kalt mit den Worten: „Du hast Recht, hier ist es; ich wünsche Dir eine glückliche Reise, lebe wohl.“ Und kräftig schüttelte er mir die Hand. Nun trennten wir uns, ich danke dafür noch jetzt dem Himmel, und voll freudigen Gefühls schlugen meine Unglücksgefährten und ich den Weg nach Tusculum ein.

Die Blutprobe.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1082.

Uebersetzt aus dem Französischen von Sg.

Als Karl der Große den beträchtlichsten Theil der Lande, die sich zwischen dem Ebro und den Pyrenäen ausdehnen, den Sarazenen entrissen hatte, theilte er sie in mehrere Grafschaften, die er den Gefährten seiner Unternehmungen und Genossen seines Ruhmes zu Lehen übertrug; aber diese Staaten blieben nur auf kurze Zeit unter der Herrschaft der fränkischen Krone. Denn kaum war das Scepter den schwachen Händen der Nachfolger Karl's entfallen, als die Vasallen, welche ihre Herrschaften nur gegen Gefolgstreue und Lehnspflicht empfangen hatten, sich nach und nach von den oberlehnsherrlichen Richtern befreiten.

Im Jahre 885 wendete sich der Graf von Barcelona, Wifried der Haarige, den die Katalonier Grifa Petos nennen, an den fränkischen König, seinem Lehnsherrn, und verlangte Beistand gegen die Mauren, welche ihm sein Lehn entrissen hatten. Aber dieser antwortete, er habe auf einer andern Seite zu viel zu thun, um im Stande zu sein, ihm irgend helfen zu können. „Wenn,“ erwiederte Grifa Petos, „Eure Hoheit gar nichts zum Schutze der Grafschaft leisten kann, so genehmigt, daß ich selbst sie vertheidige, und daß das ganze Land, welches ich erhalten oder gewinnen werde, auf ewige Zeiten mein und lehnsfrei sei.“ Der König fand sein Begehren gerecht, und von dem Tage an bildete die Grafschaft Barcelona einen unabhängigen Staat.

Zwei Jahrhunderte waren verflossen und noch herrschte die Nachkommenschaft von Grifa Petos in Barcelona. An einem trüben Decembermorgen saß einer seines Stammes, Ein Berengar Ramon, zweiter Sohn des Grafen Ramon Berengar, und seiner ersten Gattin Isabelle, auf dem Gipfel eines Hügels, nicht weit von den Ufern der Tordera, und schien versenkt in tiefes Nachdenken. Nicht der Sturm aus Süden, der über seinem Haupte durch die immergrünen Zweige der Algaroba pfiff, nicht das Geschrei der Dohlen, das sich in den Lärm des Unwetters mischte, vermochte ihn seinen trübseligen Betrachtungen zu entziehen.

Wenn er einmal seine Blicke in die Richtung des Weges von Hostalric und San-Celoni wendete und so weit zu dringen suchte, als es die Unebenheit des Terrains zuließ, so zog er doch bald, wie ermüdet von einem fruchtlosen Versuche, die Stirn zusammen, und verbarg sie dann mit seinen Händen, daß man nicht sehen konnte, wie blaß sie war, und wie manche Furche schon Leidenschaften oder Kummer darüber gezogen hatten.

„Herr,“ redete ihn ein kleiner Page an, „Ihr seid heute traurig; Eure Jagd ist nicht glücklich gewesen. Aber was wollt Ihr! die Schuld liegt an der Jahreszeit. Seht, wie der Wind die trockenen Blätter der Salbey vor sich her kehrt, wie er die Haide und den Ginster beugt. Zum Jagen bedarf es eines stillen Tages, wo das Wetter nicht zu trocken, und nicht zu feucht ist; sonst können die Hunde die Spur nicht wittern und das Wild hält nicht. Eure Armbrust hat nichts erlegt, grämt Euch darüber nicht.“

„Kind, Kind,“ antwortete Berengar, „glaubst Du, meine Traurigkeit habe eine so kleinliche Ursache? Giebt es denn für mich keine Schmerzen, die weniger auf Einbildung beruhen? Habe ich nicht Ramon Berengar uns, seine ältesten Söhne, enterben gesehen! uns seiner Grafschaft Barcelona berauben, um sie dem Kinde seines zweiten Weibes, dem Sohne der Olmodis, unserer unholden Stiefmutter, zuzuwenden?

Es ist Cap d'Estopa, der herrscht! Cap d'Estopa, wiederholte er mit spöttischem Lächeln, Werg-Haupt! In der That ein edler Zuname für einen Gebieter dieses Schlages — genommen von dem Haarwulste, worin er Werth zu setzen, die Narrheit hat. — Glaubt man, ich werde die Krone ruhig auf seiner Stirne lassen? Glaubt man, ich werde ungerächt bleiben? Schon sah ich meinen Bruder das Gift in den Becher unserer Rabenmutter mischen. —

Ich sah sie, die Lippen vom Gifte verbrannt, die Farbe schwarzblau, die Muskeln zusammengezogen, sich auf dem Boden wälzen und um Gnade flehen. So sah ich sie, und dieses Bild der Erinnerung würde wenigstens meinen Grimm mildern, wenn man mir nicht zugleich berichtete, daß mein Bruder zur Flucht genöthigt, in der Verbannung dem Schmerze und dem Elende unterlegen sei. Aber ich werde bald ihn rächen." Berengar schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Ist es denn wahr, daß es Familien giebt, welche ganz der Zerstörung, dem Morde geweiht sind? Für mich giebt es keine Ruhe mehr: mag ich schlafen, mag ich wachen, beständig sehe ich eine Hand, die ein vergiftetes Getränk mir darreicht. Ich sehe sie den Saft aus Giftpflanzen drücken, mit den blauen Helmen des Eisenhutes die Dolden des Schierlings zerreiben. Da sehe ich auch eine Krone, aber ganz überdeckt mit Blut. Gleich viel, blutig oder nicht, ich will sie haben. Sie haben gesagt: die Kinder der Isabelle sind ein Natterngezücht; sie haben wahr gesprochen; ihr Wort, ich will es rechtfertigen."

Kaum hatte er so geredet, als er in der Ferne einen Haufen Berittener heranziehen sah. Seine Armbrust ergreifend und ein Bündel Pfeile untersuchte er, ob ihre Spitzen wohl geschärft und sorgsam in das Gift getaucht seien. Er eilte dann seine Stellung auf einer Anhöhe, die den Weg beherrschte, nahe an einen schwierigen Passe zu nehmen, der damals Perra del Estor (die Sperrstange) genannt würde. Hinter Gesträuch verborgen, erwartete er die Heranziehenden.

(Fortsetzung folgt.)

* An die Redaction des Bürger-Freundes.

Hamburg, Mai 18, 1842.

Da es Ihren Lesern wohl nicht uninteressant sein dürfte, neben den vielen Nachrichten, welche täglich über den Zustand Hamburgs einlaufen, auch einmal in etwas näherer Mittheilung zu erfahren, wie es dem nach der Schwesterstadt gesandten Bremer Infanterie-Contingente bislang ergeht, so gebe ich Ihnen durch Gegenwärtiges einige dahin bezügliche Nachrichten.

Sie wissen, daß wir etwa um 9 Uhr Abends, am 8. Mai vom Domshofe in vierundvierzig Wagen abfuhren. Auf dem ganzen Wege bis Harburg hatten wir weder Unglücksfall noch Verzögerung zu erfahren, denn dem Brechen eines Wagens wurde rasch durch einen Reservewagen abgeholfen. In Harburg langten wir zwischen eins und zwei Uhr am Montag den 9. Mai an; hier wurde zu Mittag gegessen, und nachdem vom jenseits gelegenen Hamburg die Erlaubniß des hohen Staats dieser Stadt zum Einmarsch war eingeholt worden, brachte uns um 5 Uhr ein Dampfschiff an das rechte Ufer des Elbstroms. Wir hatten die ganze Reise so rasch zurückgelegt, daß die Hamburger auf unseren Empfang kaum vorbereitet waren, doch ward rasch für das nöthige Stroh u. s. w. gesorgt, und wir konnten die um neun Uhr auf einem zweiten Dampfschiffe eintreffenden Zelte noch in der Nacht aufschlagen, nothdürftig einrichten und beziehen. — Ich vergaß zu sagen, daß uns ein Lagerplatz auf dem sogenannten Heiligengeistfelde, nahe außerhalb des Millern- (Altonaer-) Thores angewiesen ward, also an der Westseite Hamburgs. Am nächsten Morgen waren unsre Leute durch die, wenngleich kurze Ruhe gestärkt genug, so daß wir schon am Dienstag Mittag einen Theil des Wachdienstes übernehmen konnten, der seitdem thätig von uns mitbetrieben wird. — Freilich ist derselbe bis jetzt recht schwer, indem wir täglich eine Hälfte auf Wache geben, und jeder Mann in den 24 Stunden zweimal sechs Stunden auf Posten stehen muß. Indessen herrscht ein sehr guter Geist unter den Leuten; sie haben hinreichend Lebensmittel, indem die Naturalverpflegung ebenso reichlich wie regelmäßig geliefert wird; wir haben bis jetzt nur einen Kranken, welcher sich beim Patrouilliren auf der Brandstätte durch einen hervorragenden Nagel den Fuß verletzte — und was vor Allem uns ungemein erfreulich ist: das Vernehmen zwischen Bremern und Hamburgern ist das beste von der Welt. Die Hamburger Bürger erkennen mit lebhaftestem Danke die thätige Hülfe an, die Bremen ihnen von jeder Seite her leistet.

So herrscht denn in unsrem kleinen, wirklich allerliebst gelegenen Lager Heiterkeit und guter Wille. — Freilich zieht zuweilen ein Umstand die Stirn manches Soldaten in verdrießliche Falten, und zwar dieser: der Soldat ist bekanntlich nicht Eigenthümer großer Schätze. — Und nun liegt Hamburg so nahe, Hamburg mit seinem bunten, bewegten, lockenden Leben, denn hier an der Westseite ist fast keine Spur von dem Unglück zu bemerken, welches das Herz der Stadt betraf. Da sieht nun der Soldat auf seinen Tornister und schaut bedenklich und wehmüthig auf das leere, ach! gar zu schwindsüchtige Geldbeutelchen — und

wirft dann lange, sehnsüchtige Blicke gen Osten, wo sein Paradies nach seiner Meinung liegt, gen Hamburg's Thürme, oder gen Süden nach dem Tummelplatz der Lust, des Jubels, nach den rothen Dächern des Hamburger Berges, oder wie man gentil sagt, der Vorstadt Sanct Pauli. Dann und wann kehrt ein Kamerad, dem Fortuna einige Mutterpfennige in den Seckel schüttete, von jenen Gauen Eldorado's zurück und erzählt Wunderdinge! — Wie manches Herz schlägt da in unerfülltem Sehnen — bis die Trommel ruft „zum Essen" — und an den wohlgefüllten, dampfenden Kesseln der Mann Kummer und Sorgen vergißt.

Ich erwähnte vorhin die Hamburger Bürger und muß auf sie zurück kommen, um den vortrefflichen Geist zu schildern, der sie in dieser schweren Zeit beseelt. Sie zeigen einen wahrhaftigen Heldensinn. — Kein Ton der Verzweiflung traf mein Ohr; nichts von dem ohnmächtigen Winseln und Jammern, welches zu nichts führt, wohl aber die Herzen niederdrückt; — und auf der andern Seite auch weder Uebermuth noch Prahlerei noch wilder Taumel der zügellosen Menge. Im Gegentheil, gesetzt und ernst geht ein Jeder seiner Pflicht nach; das Leid des Einzelnen verschwindet im Unglück des Ganzen, und ein Jeder erkennt sehr wohl, daß sein eigner Verlust zu dem ganzen Großen in keinem Verhältnisse steht, und darum nicht besondrer Klage werth ist. Aber neben dieser männlichen Ergebung erfüllt den Hamburger Bürger auch eine männliche Zuversicht, und er giebt keineswegs seine Hoffnung verloren. Er vertraut auf die Hülfe von Außen, welche sich bereits in so schönen Beweisen offenbarte, und auf seine eigne Kraft, welche sich in der Stunde der Noth zu doppelter und dreifacher Energie potenzirt. Und diese innere Kraft, dieser Muth legt das beste Zeugniß ab, daß der Hamburger im vollsten Maaße auch der thätigsten Theilnahme des Auslandes werth ist.

Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit thut die hiesige Bürgergarde ihren wahrlich ermattenden Dienst. In jeder Nacht steht auf jedem Platze in der Stadt ein starkes Kommando derselben, und giebt unaufhörlich Patrouillen, welche die Straßen durchstreifen. — Die Bürger-Cavallerie reitet ebenfalls die Reviere ab, und der Bürger vergißt gern seine eigne Bedrängniß, welche wohl seine ganze Zeit in Anspruch nehmen möchte, um vor Allem dem Dienst des Vaterlandes zu genügen. Eine solche Gesinnung flößt die innigste Achtung ein.

An fremden Truppen sind in Hamburg jetzt nur unsere Bremer; dann etwa zwanzig Mann Lübecker Dragoner, welche unter Commando des Lieutenant Meincke in Eppendorf liegen, und hundert und fünfzig Mann preußische Pioniere, welche vorzüglich beim Aufräumen der Schleusen beschäftigt sind. Hamburg gleicht in diesem Augenblicke einer Festung, welche so eben eine Belagerung überdauert hat.

Soll ich noch einen Blick auf die Brandstätte werfen, und Ihnen die Bilder malen, welche sich dem Auge darstellen? — Ich wollte, ich wäre ein Maler. Nicht die gelben, wüsten Steinhaufen würde ich auf die Leinwand übertragen, sondern andere, einzelne Gruppen, welche inmitten der großen, gewaltigen Oede dem Auge auf das überraschendste sich zeigen. So die neue Börse. Wie eine reine, himmlische Jungfrau steht sie, fast ohne Spur der Verletzung, zwischen den Trümmerhaufen, und man kann sich kaum erklären, durch welches Wunder sie gerettet ward. Es ist Einem bei ihrem Anblick, als habe der Himmel den Hamburgern in der allgemeinen Trauer doch einen Trost, eine Freude lassen wollen, und ihnen darum ihre Börse erhalten, das Symbol der Handelsstadt und das Zeichen ihrer Macht im letzten Decennium. — Einen anderen herrlichen Anblick gewährt die Ruine der Gertrudenkapelle, an der Nordseite der Stadt, in der Gegend der St. Petri Kirche gelegen. Sie soll nach der Peterskirche in Rom erbaut sein; jetzt stehen die Rundmauern noch da, bald einen Strebepfeiler noch hoch hinauf streckend, gleich als wolle der Geist, der in der Ruine wohnt, sich die Zerstörung des Nachbarn übersehn; bald senkt die Mauer sich fast zur Erde herab, und das stolze Gebäude demüthigt sich vor der Gewalt der Elemente. Die Erhaltung dieser Ruine würde nach meiner Ansicht als Wahrzeichen dieses Brandes und zugleich als wahrhafte Zierde der Stadt zu empfehlen sein.

Wenn man durch die nothdürftig aufgeräumten Straßen geht, so empfindet man eine bedeutende Schwüle; und doch kann man kein Feuer mehr gewahren, nicht einmal Rauch zeigt sich mehr. Im Gegentheil, das Feuer muß während des Brandes mit einer ungeheueren Gluth einhergestürmt sein, denn alles Brennbare ist verschwunden, die Mauern stehen rein ausgebrannt, selbst die Asche ist verflüchtigt; nur das gelbe, ausgeglühte Kalk- und Steinwerk zeigt sich dem Auge. Gewaltig muß der Eindruck des Brandes auf die Luftschichten gewesen sein; denn es scheint oft kaum glaublich, wie weit Gegenstände vom Winde fortgeführt sind. So

hat man hinter dem Städtchen Oldesloe, also über sechs Meilen von Hamburg, Blätter aus einem Buche gefunden, die, halb versengt, von der Brandstätte durch die Lüfte dorthin waren getragen worden. —

Ich sprach von der Schwüle, die den Wanderer zwischen den Trümmern umgiebt, ohne daß er wisse, woher sie rühre. — Aber man gehe zur Nachtzeit durch diese Straße. Da glüht fast ein jedes Haus besonders die Keller, in weißem, rothem und bläulichem Feuer und verbreitet eine magische Helle. — Da erinnert man sich, wenn man durch die geborstenen Fensteröffnungen in die erleuchteten Räume blickt, der alten Mährchen, die uns als Kinder erzählt wurden, und wir meinen, daß nun die Erd-Geister und Gnomen in die Stätten eingezogen sind, welche die Menschen verlassen haben und der Lärm des täglichen Verkehrs. Und dort halten sie nun ihre Zusammenkünfte, ihre Feste und Gelage in den verzauberten Sälen, in welchen sie ihre wunderbaren Lichter aus Demant und Crystall aufgehängt haben. Wenn aber der Morgen sich röthet, dann fliehen sie wieder zurück in ihre dunklen Wohnungen im Schooße der Erde.

Der ganze Raum, auf welchem das Feuer gewüthet, wird wahrscheinlich vom Staate angekauft werden, was durch das seit Kurzem hier in Anwendung gekommene Expropriationsgesetz leicht zu bewerkstelligen ist. Dann wird nach einem neuen regelmäßigeren Plan gebaut werden, und es vergeht sicher kein Decennium, so steht Hamburg in schönerer Pracht wieder da, denn zuvor. — Die ungeheure Menge Schutt dürfte beim ferneren Bau der Eisenbahn sehr zu Statten kommen. Auf letzterer sind bereits einige Probefahrten gemacht; in einigen Tagen wird sie dem Publikum eröffnet werden. Auch im Theater wird diese Woche wieder gespielt werden und zwar anfangs für die Abgebrannten.

Und nun genug für heute. Wir werden vermuthlich noch mehrere Wochen hier bleiben, denn die Brandstätte muß fortwährend bewacht werden, weil sich natürlich noch eine Menge werthvoller Gegenstände darunter befindet; und der liebe Pöbel ist nur zu geneigt, für sich zu „retten", man könnte das auch nach Bremer Idiom, „Iien" nennen. — Unsere Wache auf dem großen Neumarkt, erhält täglich dreißig bis funfzig solcher Retter zugeführt, welche Betten, Geldkisten, Kupfergeschirr u. s. w. tragen, von welchen Gegenständen die hochlöbliche Polizei für bestimmt behauptet, daß sie gar diesen Rettern nicht gehören. — Es sind viele Augen und Arme nöthig, eine solche Ausdehnung zu wahren, und unser bisher noch immer sehr schwerer Dienst beweist am deutlichsten, wie sehr man unser hier noch bedarf. Uns ist dies indeß ganz recht; was man gern thut, das wird Einem leicht.

Lassen Sie mich zum Schluß noch einmal die Erscheinung erwähnen, die sich gerade jetzt so herrlich offenbart: die treue deutsche Eintracht und Biederkeit, welche der ganze Norden des Vaterlandes eben jetzt zeigt; und, uns am nächsten liegend, die brüderliche, durch kein Körnchen Zwietracht getrübte Einigkeit der beiden Schwesterstädte!

P. J. W.

Humann.

Nekrolog.

J. Georg Humann wurde am 6. August 1780 in Straßburg geboren, war Kaufmann und seit 1817 Mitglied der Handelskammer daselbst. Im J. 1820 wurde er in die Kammer gewählt, und nahm, als eines der jüngsten Mitglieder, auf den Bänken der Opposition Platz, ohne jedoch bei den Verhandlungen eine bedeutende Thätigkeit zu entwickeln, indem er nur einmal, und zwar bei Gelegenheit der Anlegung des sogenannten Kanal de Monsieur, wozu er und andere Kapitalisten Geld vorschossen, das Wort nahm. In den spätern Sitzungen, von 1825, 1826 und 1827 entwickelte sich dagegen H's Talent, namentlich bei Erörterung der Finanzfrage, immer mehr, besonders aber im J. 1829, wo ihm von der Budgets-Kommission der Bericht über den Ausgaben-Etat für 1830 übertragen wurde. Diese Arbeit bahnte ihm den Weg zu seiner spätern Ernennung zum Finanzminister: die große Klarheit und Schärfe, mit welcher die Bedürfnisse des Staats auseinandersetzt waren, fand allgemeine Bewunderung, und die Wärme, welche, des Ernstes des Gegenstands ungeachtet, in der Darstellung herrschte, so wie die Richtigkeit der politischen Ansichten, wurde aufrichtig und lebhaft anerkannt. Nach der Revolution von 1830, wo Humann für Schlettstat wieder erwählt wurde, hatte er bei Gelegenheit der Ernennung der Schatzkommission (unter Périers Ministerium) Gelegenheit, seine Finanz-Kenntnisse abermals auf eine glänzende Art an den Tag zu legen, und am 11. October 1832 wurde ihm das Portefeuille der Finanzen übertragen, das er bis zum 11. Jan. 1836 behielt. Im J. 1837 wurde er zum Mitglied der Pairskammer ernannt, wo er einen thätigen Antheil an die Debatte über die Staatsschulden-Tilgung nahm. Der Verlust seines Sohnes Eugen, eines ehemaligen Zoglings der polytechnischen Schule und Requetmeister im Staatsrath, war eine tiefe Wunde, die das Schicksal dem Vater schlug, und die ihn auf einige Zeit von allen Geschäften entfernte. Im J. 1840 trat er abermals als Finanzminister in das Ministerium, dem er durch seine Einsicht und seine genaue Kenntniß der französischen Finanzverwaltung eine große Stütze war und dem er gegenwärtig durch seinen so unerwarteten Tod entrissen worden ist. Es dürfte sehr schwer seyn, die Stelle eines Mannes zu ersetzen, der sich eben so sehr durch seine warme, uneigennützigen Vaterlandsliebe, wie durch seine große Geschäftskenntniß und die Mäßigung seiner Ansichten auszeichnete.

Miscellaneen.

(Napoleons Denkmal.) Die Regierung hat endlich einen Beschluß gefaßt hinsichtlich des Grabmals Napoleons, zu welchem bekanntlich im vorigen Jahr mehr als sechzig Modelle von Seiten der Mitbewerber eingegangen waren. Die Commission hatte eigentlich keinem den Preis zuerkannt, sondern bloß zehn unter denselben ausgezeichnet. Das Resultat war, daß die Regierung des Baumeisters Visconti Idee einer unterirdischen Gruft, so wie des Bildhauers Marochetti Modell einer Reiterstatue Napoleons gut hieß und beschloß, Napoleons Gebeine in einer Gruft des Invalidendoms beizusetzen und ihm auf einem offenen Platze des Invalidenhôtels eine Statue zu errichten. Dies weicht in so fern vom ursprünglichen Plane der beiden Künstler ab, als Visconti eine ungeheure unterirdische Nekropolis vorgeschlagen hatte, und Marochetti seine Reiterstatue auf das als Fußgestell dienende Grabmal setzen wollte. Natürlich hat diese Entscheidung viel Mißvergnügen unter den Concurrenten erregt. Warum, sagen sie, hat die Regierung nicht vorher gesagt, daß sie ein unterirdisches Denkmal und außerdem eine Statue haben wolle? Wir wären dann der Mühe überhoben gewesen, ein mit der Architektur des Invalidendoms übereinstimmendes Grabmal zu componiren und 20 — 25 Fuß hohe Monumente in Vorschlag zu bringen. — Eigentlich wußte die Regierung selbst nicht, was sie wollte, und erst, nachdem sie die Legion von Projekten gesehen, scheint sie gefühlt zu haben, daß es schwer wäre, ein der Größe des Mannes angemessenes Denkmal unter der Kuppel des Invalidendoms zu errichten, und zwar so, daß das Denkmal mit dem Style der Rotunde ganz übereinstimmte. Um etwas so Einfaches, wie sie jetzt will, in's Werk zu setzen, bedurfte es wahrlich keiner 800,000 Francs, wie sie der Minister des Innern von den Kammern verlangt und erhalten hat. Die Hälfte hätte zugereicht. Die Summe ist aber verwilligt, und vermuthlich wird nichts übrig bleiben. Die Kritik wird wenig zu tadeln haben, da das eigentliche Kunstwerk unter die Erde versteckt wird; die Statue aber wird Marochetti wahrscheinlich mit seiner bekannten Geschicklichkeit ausführen. Den Mitbewerbern, deren Modelle von der Commission ausgezeichnet worden, sind je 1000 Francs bewilligt worden. Man hofft sie dadurch zufrieden zu stellen; sie sind es aber, wie leicht zu denken ist, keineswegs.

(Die theologische Welt) darf sich abermals über eine Bereicherung der Geschichte des heiligen Textes freuen, welche sie mit Nächstem zu erwarten hat. Das Journal des Débats bringt (aus der Feder von Hrn. Mignet) die Anzeige von der bevorstehenden Ausgabe des auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Codex rescriptus, der unter dem Namen Ephraems des Syrers, des ältesten zuverlässigen Zeugen der Peschito, bekannt und nach Alter und Gehalt zu den kostbarsten Manuscripten des neuen Testaments zu rechnen ist, ja dem Codex Vaticanus, den der berühmte Angelo Mai herausgegeben hat, nicht nachsteht. Der Pariser Palimpsest, der einen beträchtlichen Theil des neutestamentlichen Originaltextes enthält, ist in Uncialbuchstaben geschrieben und seine Entstehung reicht mindestens ins sechste Jahrhundert hinauf. Zum großen Bedauern der Gelehrten wurde er immer für unentzifferbar gehalten, nun ist es aber gelungen durch eine chemische Auflösung die ursprüngliche Schrift so ziemlich genügend herzustellen, und ein junger deutscher Gelehrter, Hr. Tischendorf, der seit mehreren Jahren auf Kosten der sächsischen Regierung die wichtigsten Bibliotheken Europa's bereist, hat es durch Mühe und Arbeit dahin gebracht das merkwürdige Manuscript zu lesen, so weit es überhaupt noch leserlich ist. In diesem Augenblick sind in Paris die Ankündigungen der von Hrn. Tischendorf besorgten Ausgabe des Codex französisch und deutsch ausgegeben worden, und wahrscheinlich dürfte das Werk selbst (mit einem Fascimile eines der wohlerhaltensten Abschnitte) noch in diesem Jahr in die Hände des Publicums kommen. Zugleich läßt derselbe zwei verschiedene Ausgaben seiner Leipziger Edition des neuen Testaments bei Firmin Didot erscheinen. Von der einen hat Hr. Guizot, der aus seiner innerlichst protestantischen Gesinnung kein Geheimniß macht, von der andern, welche sich die Aufgabe setzt nachzuweisen, wie weit sich die Vulgata durch den griechischen Text rechtfertigen läßt, der Erzbischof von Paris aufs verbindlichste die Zueignung angenommen. Die letztere Thatsache ist wohl als eine neue aufzuzeichnen in der Geschichte protestantischer Bibelforschung.

(Die deutsche Oper in Paris.) Der National meldet vom 5. Mai: „Die zweite Darstellung des Nachtlagers von Granada, welches das deutsche Theater für diesen Abend angekündigt hatte, konnte nicht statt finden. Die Thüren waren geöffnet und die Zuschauer saßen auf ihren Plätzen, als ein Mitglied der Truppe ankündigte, ein plötzliches Unwohlsein der Madame Schymann mache jede Darstellung unmöglich. „Aber die vielen Lücken, welche man im Orchester bemerkte, ließen auf eine andere Ursache dieses Vorfalls schließen! Mit tiefem Bedauern sehen wir, daß ein dem Fortschritte der Musik so interessantes Unternehmen den Erfolg nicht hat, welchen wir für dasselbe hofften." Wie mild und schonend diese Bemerkung des radikalen National sei, bedarf wohl keiner weiteren Bemerkung. Die Feinheit und der Takt, den die französische Kritik bei dem Schumannschen Unternehmen bewiesen hat, macht der französischen Humanität und Bildung Ehre, wie es eine traurige Erscheinung ist, daß der Sinn für deutsche Musik in Paris durch Herrn Schumann auf so unverantwortliche Weise in seinen gerechten Erwartungen und geweckten, großen Hoffnungen getäuscht wird.

(Gewalt der Musik.) In einem Landstädtchen Galizien's hatte unlängst ein armer Geiger auf dem Kirchweihfeste gespielt, und trabte am nächsten Morgen mit seiner Violine im Arme wohlgemuth nach Hause. Da wird er auf der großen Weide, die er durchschneiden will, einen Stier gewahr, der mit gesenktem Kopfe und fürchterlichem Gebrülle auf ihn losstürzt. Der geängstete Geiger wollte sich auf einen Baum flüchten, hatte aber das

Angst nicht die Kraft dazu; in dieser schrecklichen Lage, seinen Tod vor Augen, kam ihm der glückliche Gedanke, die Gewalt der Musik zu versuchen: er setzte daher zitternd die Violine an und strich fürchterlich über die Saiten. Bei den ersten Tönen stierte ihn das wüthende Unthier an, schnaubte fürchterlich und kauerte sich endlich, als er immer weiter weiter spielte, ruhig zu seinen Füßen nieder. Der beruhigte Musiker wollte diese Gelegenheit ergreifen, um fortzuschleichen; doch kaum waren die letzten Töne der Violine verklungen, so rüstete sich der Stier von neuem zum Angriffe, und es blieb dem armen Geiger nichts übrig, als im Schweiße seines Angesichts so lange dem gehörnten Ungethüm ein Concert zu geben, bis endlich jemand zur Hülfe herbeieilte; fürwahr keine beneidenswerthe Lage.

* Die Hamburger Feuersbrunst.

Bei der Ausführlichkeit und Schnelligkeit, womit unsere Zeitung die Berichte über die Feuersbrunst in Hamburg mitgetheilt hat und mitzutheilen fortfährt, beschränken wir uns, um nicht zum Ueberfluß dasselbe zu wiederholen, auf eine Nachlese interessanter Details, die wir in den uns zugegangenen Hamburger Blättern finden.

Beim Sprengen des Streit'schen Hôtels und des schönen Wohnhauses von Salomon Heine, drang ein Mann, ungeachtet aller Warnung, zu sehr in die Nähe dieser Localitäten und fand bei der Explosion seinen Tod; auch der Oberfeuerwerker Wegemann ward beim Sprengen dieser Localitäten zerstückelt, wo er im Verein mit den wackern und unerschrockenen schon öffentlich belobten Engländern emsig thätig war; der Lieutenant Borjans ist so schwer verletzt, daß an eine Rettung kaum zu denken.

In der Deichstraße büßten einige Mann von der Garnison dadurch ihr Leben ein, daß sie aus einem brennenden Hause sich eine Mütze voll Cigarren holen wollten. Kaum waren sie hineingegangen, als der Giebel des Hauses zusammenstürzte.

Am Sonntag Abend schon zogen viele Geflüchtete, mit ihren Effecten, unter einem schweren Regen in die Stadt zurück; aber am Montag, Dienstag u. s. w. bildete das Wiedereinwandern bei herrlichem Wetter, namentlich von und über Altona aus, besonders in die Neustadt, nur eine Wagenburg. Der Anblick der hierbei Nicht-Betheiligten erregte ein ganz entgegengesetztes Gefühl, als das ein paar Tage zuvor angesehene Auswandern, wobei den Zuschauern wie den Betheiligten unwillkührlich Thränen der Wehmuth aus den Augen quollen.

Außer so mancherlei Gegenständen, die auf alle Art und Weise während der Schreckenszeit gestohlen worden, ist auch viel baares Geld, ja sogar ganze Geldkisten geraubt. Eine solche, von der größten Art, wurde am Dienstag Mittag noch beim altonaer Thor angehalten, während die 8 Kerle, welche sie hinaustragen wollten, davonliefen. Die verschlossene Kiste kam sofort an's Stadthaus. Die Polizei ist fortwährend bemüht, und nicht ohne Erfolg, Gestohlenes und Diebessubjecte auf- und nachzuspüren.

Auf böslich oder irrthümlich verbreitete Gerüchte, daß sich Brandstifter hie und da, namentlich in der Neustadt und den Vorstädten gezeigt, wurde das Bürger-Militär, welches schon so sehr in Anspruch genommen, noch genöthigt, allnächtlich durch alle Theile des Gebiets zu patrouilliren, welchen Dienst auch viele Polizei-Bürger (Bürger, die während der Gefahr freiwillig die Functionen der Polizei mit handhabten,) theilten. Nirgends aber sind Brandstiftungen vorgekommen.

Aus vielen der angesehensten Häuser und Gasthöfe, namentlich auf den Bleichen und im Jungfernstieg, wo die Flammen so überrascht hinlederten, wurde von all' den kostbaren Möbeln, Weinvorräthen, ꝛc. fast nichts anders gerettet, als das, was noch zu den Fenstern hinaus auf die Straße geworfen werden konnte.

Zum Sprengen der Gebäude sollen an 100,000 Pfund Pulver verbraucht sein.

Vom Glockenspiel des St. Petrithurmes ertönte, während der Thurm in Flammen stand, die Melodie des Chorals: „Allein Gott in der Höh sei Ehr'"

Die St. Gertrudenkirche, diese kleine, aber schöne und mit vielen Kostbarkeiten und werthreichen Gemälden versehene Kirche, belegen zwischen der Lilien und Rosenstraße, wurde 1391 erbaut. Besonders erwähnenswerth ist von ihr die sogenannte Betglocke, welche Morgens, Mittags und Abends zu einer gewissen Stunde schlug.

Die Spitze des Nicolai-Thurms brannte 1589 durch einen Blitzstrahl ab und ward 1591 wieder hergestellt. Bis zum Jahre 1664 bekam das Mauerwerk so starke Risse, daß man den Thurm abtragen mußte, so daß der 400 Fuß hohe Thurm 1658 fertig ward. Das holländische Glockenspiel desselben hing früher auf dem St. Catharinen Thurm, ward aber 1663 wegen seiner Schwere auf Sanct Nicolai gebracht. Die Sanct Nicolai enthielt keine sonderliche Merkwürdigkeiten, es sei denn der an der Rückwand des Altars befindliche Geschlechtsbaum Christi. — Die Kirche war 290 Fuß lang und 150 Fuß breit. Der ganze Thurm war 400 Fuß hoch und die Spitze ruhete auf 8 kupfernen und vergoldeten Kugeln. Drei ansehnliche hohe Gewölbe haben sich noch ziemlich erhalten, und die Thurmmauer besteht eigentlich aus 4 Pfeilern, welche in der Höhe der Gewölbe mit Bogen geschlossen sind. Es hingen sechs Glocken im Thurme, deren größte 10,000 Pfund wog. Sie sind sämmtlich geschmolzen. Auf einem oberhalb der Gallerie aufgezogenen Achteck war die Pyramide aufgesetzt, welche über verschiedenen Gesimsen eine Laterne trug. In der Laterne hing ein wohlklingendes, holländisches Glockenspiel, welches Morgens vor 6 und Mittags nach 1 Uhr eine halbe Stunde lang Choralmelodien spielte.

Hierbei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen
der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 40.

Bremen, Donnerstag den 19. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 528. Den 14. Mai. Der Maler Gerhard Huneken, 48½ Jahr, gr. Annenstraße Nro. 28.

— 529. Den 14. — Des Kaufmanns Gustav Werner Grote Sohn, 2 Jahr 4 Monat, Brautstraße Nro. 11.

— 530. Den 14. — Die Dienstmagd Metha Steilen, 26 Jahr, Kirchenstraße Nro. 42 (Neust.)

— 531. Den 14. — Der Arb. Ernst Wilhelm Wesemann, 91½ Jahr, kl. Annenstraße Nr. 10.

— 532. Den 14. — Des verst. Maurergesellen Nicol. Müller Wittwe, geb. Rasmer, 60 Jahr; im Runken Nro. 26.

— 533. Den 15. — Der Landmann Arend Kropp, 77 Jahr, zur Münte.

Nro. 534. Den 15. — Des Kaufmanns Friedr. Heinrich Carstens Tochter, 2½ Jahr, Sögestraße Nro. 21.

— 535. Den 15. — Der Kaufmann Caspar Gottfried Bernhard Rocholl, 74½ Jahr, Tiefer N. 52.

— 536. Den 15. — Der Maurergeselle Carsten Seemann, 59 Jahr, Fedelhören Nro. 15.

— 537. Den 16. — Der Arb. Arnold Finke, 34 Jahr, Krankenhaus.

— 538. Den 17. — Der Maurergesell Heinrich Marwe, 36 Jahr; Dreckort Nro. 23.

— 539. Den 18. — Die Näherin Maria Heise, 47 J.; Doventhors Deich Nro. 15.

Geburten:

Nro. 630. Den 13. Mai. Des Hökers Joh. Diedr. Bockloh Ehefrau, geb. Früchtenicht, Hohethorstraße Nro. 32, von einem Mädchen.

— 631. Den 14. — Des Maurergesellen Christian Gustav Tölken Ehefrau, geb. Blanke, Paulsberg Nro. 20, von einem Mädchen.

— 632. Den 14. — Des Cigarrenmachers Franz Haase Ehefrau, geb. Menke, Kleen Hof Nro. 2, von einem Knaben.

— 633. Den 14. — Des Schlossermeisters Johann Diedr. Meyer Ehefrau, geb. Tietzel, Hohethorstraße Nro. 45, v. e. Knaben.

— 634. Den 15. — Des Malers Ludwig Hotes Ehefrau, geb. Arnoldi, Tiefer Nro. 31, von einem Mädchen.

Nro. 635. Den 15. — Des Malers Ernst Heinr. Meyer Ehefrau, geb. Vasmers, Marterburg Nro. 47, von einem Mädchen.

— 636. Den 16. — Des Schiffszimmermanns Christ. Maas Ehefrau, geb. Kämena, Bleicherst. Nro. 6, von einem Mädchen.

— 637. Den 16. — Des Barbiers Joh. Friedr Schulze Ehefrau, geb. Lang, Stephanikirchhof Nro. 17, von einem Mädchen.

— 638. Den 16. — Des Instrumentenmachers Caspar Huber Ehefrau, geb. Everding, hinterm Paulsberg Nro. 23, von einem Mädchen.

— 639. Den 16. — Des Arbeitsmanns Heinr. Mattfeld Ehefrau, geb. Schierenbeck, Düsternstraße Nro. 36, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 41.

Bremen, Sonntag den 22. Mai 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 22. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle..

St. Martini.
9 Uhr Hr. Prediger Müller.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Das Lied von den deutschen Städten.

Von Max von Schenkendorf *).

Es ward ein Band gewoben
Im heil'gen deutschen Land,
Das fest und wohl den Proben
Des Teufels widerstand.
Noch schreiten die Gestalten
Der Weber durch die Flur,
Die sprechen: ewig halten
Soll unsre heil'ge Schnur!

Es ward ein Bau erhoben,
Der Freiheit Hof und Saal;
Den Meister soll man loben,
Der solches Werk befahl.
Die Pfeiler sind gegründet
Auf Treu' und Ständigkeit,
Der Mörtel, der sie bindet,
Ist Lieb' und Einigkeit.

Die Feinde überzogen
Das junge Kaiserthum,
Da brach am Heidenbogen
Der Väter Waffenruhm.
Wer wird das Reich erretten?
Wer nimmt der Freiheit Wehr?
Sie bringen uns die Ketten
Auf offnen Straßen her!

O Heinrich, deutscher Kaiser,
Nimm ew'gen Ruhmes Schein!
Du führst in feste Häuser
Die freien Bürger ein.
Der an dem Vogelherde
Die heil'ge Krone fand,
Hat von der heil'gen Erde
Den schlechten Feind gebannt.

Bei Goslar steht ein Zeichen,
Ein altes festes Schloß,
Wo nimmermehr zu weichen
Der kranke Herr beschloß.
Weit scholl der Heiden Klage,
O Merseburg, bei dir, 933.
Und noch erzählt die Sage
Von Magdeburg's Turnier.

Vom Felde zog der Meunte,
Das gab 'ne starke Schaar;

*) Die verhängnißvolle Katastrophe, welche Hamburg betroffen, brachte die in prophetischem Geiste im Jahre 1813 niedergeschriebenen Worte des Dichters wieder in Erinnerung. Wir glauben daher um so weniger einen Mißgriff zu thun, indem wir hier das vollständige Gedicht Schenkendorf's unsern Lesern neuerdings vorführen, da die in demselben so kräftig ausgesprochenen Worte in diesen Tagen neue Bedeutung gewonnen haben.

Und was der Kaiser meinte
Ward herrlich offenbar.
Von tausend Herden ziehen
Sah man des Gastmahls Rauch;
Wenn Wald und Acker blühen,
Die Städte blühen auch.

So wurde klug errichtet
Der Freiheit Damm und Wehr;
Gar manchen Streit geschlichtet
Hat kleines Bürgerheer.
Der mag auch Schwerter schwingen,
Der kühn das Werkzeug führt,
Und Ritterschlösser zwingen,
Die seine Kunst verziert.

Noch immer mag die Kunde
Der Bürger Herz erfreu'n
Vom alten Schwabenbunde,
Vom Städtebund am Rhein.
Von Schlachten ohne Tadel
Spricht mancher alte Reim;
Und herrlich blüht der Adel
Von Waldpot Bassenheim*).

Doch welcher soll vor allen
Das höchste Lob geschehn?
Laß deine Fahnen wallen,
Laß deine Flaggen wehn,
O Hansa, hoch zu preisen
Von Männern im Gesang,
Die in den fernsten Kreisen
Um Muth und Beute rang.

Den Weg hast du bereitet
Dem höchsten Christengott,
Hast deutsche Art verbreitet
Bis Riga **), Novogrod.
Aus mildem Bürgerstande,
Aus stillem Bürgerfleiß
Erblüht im heil'gen Lande
Der Ritterorden Preis ***).

Was gleich verklungnen Sagen
Aus grauer Vorzeit scholl,
Hat man in diesen Tagen
Gesehen stammensvoll.

Der Feind betrat die Schwellen,
Da zogen Schiffer aus,
Und wohnten auf den Wellen
Im leichten, freien Haus.

Ein Hansastaat im Meere,
Ein Hansastaat im Feld *),
Der als Tyrannenwehre
Sich kühn entgegenstellt.
Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg reich und schön,
Man wird in jungen Ehren
Dich, Phönix, wiedersehn.

Auch dir, mein freies Bremen,
Sei Gruß und Ruhm und Heil!
Du darfst mit Ehren nehmen
Von diesem Sieg dein Theil.
Es hat in dir geschworen
Die feine Jungfrauschaar:
„Dem sei die Braut verloren,
Wer nicht im Felde war."

Blüht auf, ihr starken Dreie,
Am deutschen Meeresstrand!
Ein Reich der Zucht und Treue,
Ein Schmuck dem deutschen Land.
Wer also treu gehalten
Am Vaterland und Eid,
Soll ferner auch verwalten
Der Heimath Herrlichkeit.

Mein Aachen, wo die Krone
Des Ritterthums geruht,
Bald auf granit'nem Throne,
Bald an der warmen Fluth!
Berühmt seit grauen Zeiten,
Ehrwürd'ge Trier du,
Erwacht beim Klang der Saiten,
Aus eurer langen Ruh!

Du Thor der deutschen Lande,
O hohe Feste Mainz!
Du frommes Köln am Strande
Des lieben alten Rheins!
Ein hohes Amt laß halten
In deinem heil'gen Dom,
Damit sie wohl verwalten
Die Wacht am deutschen Strom.

*) Zu den Ahnen dieses am Rhein noch blühenden Geschlechts, das dem deutschen Orden einst einen Heermeister und dem heimathlichen Landsturm im Jahr 1813 einen Bannerherrn gegeben, gehört auch Arnold Walpode, Bürger zu Mainz, Stifter des rheinischen Städtebundes (1247).

**) Im Jahr 1190 von Bremern gegründet.

***) Kaufleute aus Lübeck und Bremen machten im Jahr 1190 aus ihren Segeln Zelte, und legten im Lager vor Acre ein Hospital für Deutsche an. An sie schlossen sich die Marianenritter an, und aus dem Verein erblühte der deutsche Ritterorden.

*) Die aus Hamburg vertriebenen, zu einem Heerhaufen versammelten Hanseaten erklärten, nicht wo ihre Häuser ständen, sondern wo sie sich befänden, wäre der lebendige hanseatische Staat. — Viele Seeschiffer kehrten nach der französischen Besitznahme nicht heim nach ihrer Vaterstadt Bremen, sondern trieben während der dreijährigen Reunionszeit unausgesetzt unter Bremischer Flagge auf dem Meere ihr Geschäft und brachten später den Mitbesitzern der Schiffe reichen, unverhofften Gewinn.

Von Waffen hör' ich's schallen,
O Krönungsstadt, in dir!
Viel Kaufherrn seh' ich wallen
In reicher Rüstung Zier.
Bewehre nur, mein Rühle *),
Die Bürger männiglich;
Dann setzen auf die Stühle
Schultheiß und Schöppen sich.

O Wagenstahl, sprüh' Funken,
Sprüh' Funken, edler Stein! **)
Vom Wein der Freiheit trunken
Laßt jeden Bürger sein.
Der Frommen todte Satzung
Lebt auf am kühnen Wort,
Man geht von eigner Schatzung
Zu bessern Rechten fort.

Laßt jedem Bürger geben
Den Raum zu Wort und That,
Und strömen wird das Leben
Vom Bürger in den Rath.
Das Zeichen von dem Bunde
Ist ja der Eichenbaum,
Der wächst aus tiefem Grunde
Zum hellen, freien Raum.

(Schluß folgt.)

*) Rühle von Lilienstern, im Jahr 1833 preuß. General und Chef des Generalstabs, dem die Leitung der Volksbewaffnung im Befreiungskrieg (1814) anvertraut war.

**) Die Bildung des Städtewesens in Frankfurt hatte sich der besondern Leitung des Freiherrn von Stein zu rühmen und stand in genauem Zusammenhang mit den Fortschritten in der Bewaffnung.

* Die Blutprobe.

Uebersetzt aus dem Französischen von Sg.

(Fortsetzung.)

Cap d'Estopa hatte zur Gefährtin Mahalta erhalten Tochter Robert Guiscard's, des Hauptes der normändischen Ritter, welche Sicilien dem Joche der Ungläubigen entrissen hatten, um es ihrer eigenen Herrschaft zu unterwerfen. Diese Vermählung hatte die Macht des Grafen von Barcelona vergrößert. Geachtet von den Mauren, die seinen Muth fürchteten, angebetet von seinem Volke, für dessen Glück er lebte, hatte er nichts zu wünschen übrig, als einen Erben seines Namens und seiner Krone. Für die Gewährung dieses Wunsches waren öffentliche Gebete zum Himmel gerichtet worden und der Himmel hatte sie erhört.

Am Tage des heiligen Martinus von Tours ward die Gräfin Mahalta von einem Sohne entbunden. Es waren 25 Tage verflossen, seit dieses glückliche Ereigniß die Catalonier und ihren Herrn mit Freude erfüllte, als dieser sich auf die Reise nach Gerona begab. Nachdem er zu San Celoni, wo eben das Fest des heil. Nicolaus gefeiert wurde, der Messe beigewohnt hatte, setzte er, nur von einigen Rittern begleitet, seinen Weg fort. Bei der Perra del Estor nöthigte ihn die Schwierigkeit des Passes, den raschen Schritt seines Rosses zu mäßigen.

Plötzlich stößt er einen Schrei aus und fällt, einen Blutstrom auswerfend, auf den Hals seines Pferdes. Er war todt; ein Pfeil von unbekannter Hand geschwungen, hatte ihn tödtlich getroffen. Die erste Bewegung seiner Begleiter war, sich um ihn zu drängen, um ihm Hülfe zu leisten. Als sie daran dachten, ihn zu rächen, den Mörder zu ergreifen, war es zu spät. In der Ferne zwischen den Felsen sahen sie wohl einen Fliehenden, aber es war nicht mehr möglich ihn zu erreichen, oder auch nur, ihn zu erkennen.

Es würde schwer sein auszudrücken, mit welchen Schmerzen die Nachricht aufgenommen wurde; und diese Schmerzen schienen noch heftiger zu sein, weil man den Mörder nicht kannte. Wohl fielen Vermuthungen auf Berengar; allein diese Vermuthungen waren unbestimmt in ihren Gründen, und keine Stimme hatte sich erhoben, einen Mann anzuklagen, den man als berufen ansah, die Grafschaft zu regieren; denn jeder fühlte, daß ein Staat beständig im Kriege mit so mächtigen Feinden wie die Mauren, und von ehrgeizigen Nachbarn umgeben, eines Hauptes bedürfte, das zu kämpfen verstand. Eine lange Vormundschaft ließ für das Land nichts als Unheil und Schaden erwarten, und der Sohn des ermordeten Cap d'Estopa war erst 25 Tage alt, als die Missethat verübt wurde. Es war daher die Krone der Stirne Berengars sehr nahe. Nicht als würde es an mächtigen Stimmen gefehlt haben, ihn öffentlich der Blutschuld zu zeihen, wenn man Beweise gegen ihn gehabt hätte; allein in Ermangelung derselben schwieg man.

Nicht wissend, woran man den Tod des Grafen rächen sollte, bereitete man ihm im Stillen ein prachtvolles Leichenbegängniß. Er war auf dem Wege nach Gerona, als er getroffen wurde; in der Kirche zu Gerona errichtete man sein Grabmal. Als die Leiche in die Nähe der Stadt kam, ging die Geistlichkeit entgegen, und alles Volk in Thränen drängte sich sie zu empfangen. Der Priester zum Segen tretend, war im Begriff den Vers anzustimmen:

Succurrite Sancti Dei, occurrite Angeli (Helft ihr Heiligen Gottes, kommt entgegen, ihr Engel) aber seine Lippen konnten ihn nicht vorbringen; alle Anstrengungen waren vergebens; wider seinen Willen entschwebten seinen Lippen die Worte der Genesis „Ubi est Abel frater tuus, ait Dominus ad Chaim" (Wo ist Abel, dein Bruder? sprach der Herr zu Kain) und hallten in der Ferne wieder, und machten zugleich die Umstehenden erstarren vor Ueberraschung und Schrecken. Er wollte sich verbessern und das Kapitel vorbringen, auf welches ihn die Liturgie verwies; aber, sobald er den Mund öffnete, ertönten durch den Tempel die Worte: „Wo ist Abel, dein Bruder, sprach der Herr zu Kain."

„Das ist Gott, der den Schuldigen bezeichnet," schrie das Volk, das Zeuge dieses Wunders war: „Berengar Ramon ist der Mörder seines Bruders." „Seht da den Mörder," riefen ihrerseits die Barone, und zogen sich mit Schauder von Berengar, der in ihrer Mitte war, zurück. Indessen ließ sich dieser, wiewohl zuerst von der unerwarteten Anschuldigung betroffen, nicht aus der Fassung schrecken.

(Schluß folgt.)

Ludwig Devrient's erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.

Nach authentischen Berichten.

Merkwürdig genug war das erste Künstlerjahr eines der ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler bisher in ein mystisches Dunkel gehüllt, und es ist wahrhaft zu bedauern, daß ein Mann von solchem Genie wie Ludwig Devrient, der Leben und Kunst mit so viel Heiterkeit als Ernst aufzufassen wußte, uns nicht Memoiren aus seiner Jugendzeit hinterlassen hat. Selbst Rellstab, der mit dem Verewigten näher befreundet war, kann die Begebenheiten jenes Zeitraums nur oberflächlich berühren, da er in seinem Buche: „Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum," wo er Skizzen aus dem Leben und den künstlerischen Leistungen Ludwig Devrient's mittheilt, selbst gesteht, daß er nur sehr wenig über die Anfänge der künstlerischen Laufbahn seines berühmten Freundes aus dessen Munde gehört.

Rellstab läßt ihn schon im Jahre 1803 in Gera bei der Lange'schen Gesellschaft seine theatralische Wirksamkeit beginnen und Z. Funk in seiner Schrift: „Aus dem Leben zweier Schauspieler" zu Anfang des Jahres 1805 bereits als Hofschauspieler in Dessau auftreten. Beide irren, denn nachstehende Erzählung aus dem Munde eines gewissenhaften Mannes, des frühern Schauspielers und nachherigen Soufleurs Grege, der mit Ludwig Devrient befreundet gewesen, so wie ein Theaterzettel aus Zeitz vom 8. April 1805 widerlegen obige Angaben.

Der unlängst verstorbene Soufleur Grege, der im vorigen Jahre durch Leipzig reiste, wiederholte dem Referenten dieses Folgendes, was er ihm schon früher ausführlich berichtet hatte:

Im Mai des Jahres 1804, wo Grege in Naumburg an der Saale, bei dem Schauspieldirektor Lange als Schauspieler und Sänger engazirt gewesen, sei eines Abends ein junger Mann auf das Schießhaus gekommen, wo sich die Schauspieler außer den Spieltagen gewöhnlich eingefunden. Nachdem er einige Zeit ruhig in einer Ecke gesessen, habe sich jener Fremde dem Tische genaht und zuerst dem Grege eröffnet, daß er Ludwig Devrient heiße, sich der Schauspielkunst widmen und deßhalb mit dem Direktor Lange sprechen wolle.

Grege theilte dies sofort dem Regisseur der Gesellschaft Weidner mit, der Devrient in die Wohnung des Direktors begleitete. Da Lange Vertrauen zu dem jungen Manne faßte, wurde er engagirt und trat zuerst (nach Funk's Angabe) den 18. Mai 1804 unter dem angenommenen Namen Herzberg, als Bote in der „Braut von Messina" auf. Von Talent, oder gar von außerordentlicher Befähigung fand sich bei diesem ersten Versuche wenig Spur, obgleich Weidner nicht versäumte, sich des Debütanten getreulich anzunehmen.

Der Direktor Lange war daher schon im Begriff, Devrient wieder zu entlassen, als er bemerkte, daß dieser eine hübsche Hand schreibe und er ihn daher zum Ausfertigen der Rollen gebrauchen könne. Unter dieser Bedingung behielt er ihn. Devrient mußte Rollen ausschreiben und des Abends Bedientenparthien spielen, wofür er wöchentlich ein oder zwei Thaler erhielt, nachdem grade Geld in der Casse war, was jedoch öfters mangelte. Von Naumburg aus ging die Gesellschaft nach Rudolstadt und von da nach Gera. Devrient, auf dem Theater unter dem Namen Herzberg eingeführt, spielte nichts als Episoden und that dieß so steif und unbeholfen, daß er in der Regel ausgelacht wurde. In Gera mußte er einst ein Urtheil auf die roheste

Weise über sich aussprechen hören, welches ihn bitter kränkte. In der Stube des Direktors, wo die Bibliothek der Bühne in einem Schranke aufgestellt war, suchte Devrient eines Vormittags ein Buch, um Rollen daraus abzuschreiben. Grege, der gerade seine Gage holen will, ist der Dritte in der Stube. Da tritt ein Kaufmann herein und kauft für einen Thaler ein halb Dutzend Abonnementsbillets. Der Direktor überreicht ihm dieselben nebst einem Zettel zur Vorstellung selbigen Tages. Der Kaufmann, der Devrient nicht gewahrt, da dieser durch die aufgeschlagene Schrankthür verborgen wird, bricht beim Durchlesen des Zettels in die Worte aus: „Du lieber Himmel! Herzberg! — Spielt das Rindvieh auch wieder mit?“

Unter so niederdrückenden Verhältnissen und unter Umständen, die in einem schwächeren Charakter jeden poetischen Funken verlöscht haben würden, hatte Devrient ein volles Jahr bei der Lange'schen Gesellschaft ausgehalten, als sich bei einer glücklichen Veranlassung sein Genie mit Allgewalt geltend machte.

In Zeitz, wohin sich die Gesellschaft begeben, sollte „Wilhelm Tell“ in Scene gehen, von dessen Wirkung sich der Direktor in pecuniärer Hinsicht ungemein Günstiges versprach, zumal das Stück neu war und sich schon in Gera als sogenanntes Zug- und Cassenstück bewährt hatte. Als die Schauspieler zur Probe gekommen und der Regisseur Wolf, der den Tell spielte, bereits durch die Klingel das Zeichen zum Anfang gegeben, tritt plötzlich höchst ergrimmt der Direktor Lange in den Kreis und meldet, daß ihm das Mitglied, welches den Rudenz spielen solle, bei Nacht und Nebel durchgegangen sei und er sich wegen dieser Rolle in die äußerste Verlegenheit versetzt sehe. Denn er wisse durchaus nicht, wer diese Parthie werde übernehmen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Brand von Hamburg.

Gott hat in diesen letzten Tagen in furchtbaren Feuerzeichen geredet zu seinem deutschen Volke. Die köstlichste Perle des deutschen Vaterlandes, Hamburg, der alten Hanse Königin und Erbin, die dritte Stadt Deutschland's, seine erste Handelsstadt, die Hauptvermittlerin unseres Verkehrs und Handels mit den Fremden bis weithin über das Weltmeer, die Freistadt, welche jedes der deutschen Fürstenthümer hinter sich zurück läßt, schon an der einfachen Zahl seiner Bürger und Bewohner, um Vieles mehr aber an innerer Macht, Geltung nach Außen und Bedeutung für das gesammte Vaterland, die Wächterin des deutschen Meeres, dessen Braut sie sein könnte und sollte, wie einst Venedig des adriatischen, glorreichen Andenkens fast in allen Zeiträumen unserer Geschichte, berufen, wie wir gehofft hatten, für die Zukunft zu folgreicher Thätigkeit bei dem großen Werke der Kraftentwickelung des Vaterlandes, die den eigenen Ruhm und Glanz der Stadt dauernd erhöhen sollte, und mehren die Macht des Reichs: — sie liegt darnieder, zerbrochen, heimgesucht von unerhörter Wuth der Flammen. Die Blüthen, welche der herrliche Baum, sicher wurzelnd in dem Boden des einen Elementes, nach jahrelangem Wuchse getrieben hatte, sind abgestreift durch das Rasen des andern feindlichen Elements in der kurzen Zeit weniger Tage und Nächte, die aber viel zu lang war, als daß sie nicht hätte das mit erstarrtem Blicke dem Brande nah und fern zusehende Vaterland mit der peinlichsten Spannung erfüllen sollen, endlich die Kunde von dem Ende und der ganzen Größe dieses Nationalunglücks zu erhalten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn in den ersten, bereits erlassenen Aufrufen zur Hülfe für die unglückliche Schwesterstadt die Rede ist von der allgemeinen Trauer und dem wahrhaften Entsetzen, welches sich seit dem Beginne dieser furchtbaren Hiobsposten der letzten Tage unter dem deutschen Volke verbreitet hat. Kein Ohr ist unberührt geblieben von dem schrecklichen Nothschrei, welcher heraufdringt von der niedersten Elbe; er hallt wieder an allen Orten in allen Kreisen der Gesellschaft. Hamburg ist der Beginn und das Ende des Tagesgesprächs, und das jetzt lebende Geschlecht wird noch den Kindern und Kindeskindern erzählen von diesen Tagen der Heimsuchung. Denn fast weiß die ganze Geschichte, wenigstens der Neuzeit, da, Dank sei es der allgemeinen Fortbildung unseres Geschlechtes, wilde Eroberer nur selten ihre Freude daran finden, ihre bluttriefende Siegesbahn mit der Brandfackel erstürmter Städte zu erleuchten, — fast weiß die Geschichte von keinem ähnlichen Ereignisse zu erzählen, welches das Erlebniß unserer Tage an trauriger Größe überböte.

Und doch läßt sich noch diese Größe des Unglücks leichter aussprechen, als ausdenken. Unser Gemüth ist noch zu sehr betäubt von den Schlägen dieser Trauerkunde, als daß wir zu Letzterem bereits die volle Kraft und Ruhe wieder erlangt hätten; unser Blick von dem glühenden Scheine der Feuerwolken noch zu geblendet, als daß wir in

vollem Maße die ganze Masse des Elendes überschauen; unser ganzes Denken von den Eindrücken des Schreckens noch zu bewältigt, als daß wir die unabsehbare Verkettung der Folgen dieses Ereignisses ermessen könnten. Nur das eine Bewußtsein tritt mit glutheller Klarheit aus Aller Gedanken hervor: „der Brand von Hamburg ist ein Nationalunglück für das gesammte Vaterland."

An dieses Bewußtsein muß sich von selbst der Entschluß ketten, demselben durch die That zu entsprechen, die Wahrheit und Stärke unseres Schmerzgefühls durch das Zusammenwirken aller Kräfte zu bethätigen, die uns zur Hülfe zu Gebote stehen. An das ganze Vaterland ergeht solcher Hülferuf. Es ist traurig, daß solch ein Elend über uns kommen mußte, damit sich seit langer Zeit wieder einmal eine Gesammtanstrengung deutschen Willens und deutscher Kraft, nicht für ein Trugbild, sondern für einen wahrhaften Zweck äußern könne, den uns die gewaltige Hand des Verhängnisses auf unsere Bahn geworfen hat. Aber in den Zeiten der Trübsal wird man sich des eigenen Willens und der eigenen Kraft am sichersten bewußt, und daran sollen wir erkennen, daß wir Alle deutsche Brüder seien, so Keiner, der auf den Namen eines deutschen Biedermannes Anspruch macht, zurücktritt aus den Reihen des zur Dämpfung dieses Unglücks herbeieilenden deutschen Volkes. Verstummen müssen in diesem Augenblicke, nicht bloß vor der lähmenden Gewalt des Schreckens, sondern vor dem ruhigen Entschlusse der Selbstüberwindung alle frühern Gefühle der Mißstimmung, die vielleicht gegen die tiefgebeugte Schwesterstadt in den vorigen Tagen ihrer Herrlichkeit hier und da in den Gemüthern waltete; vergessen muß es sein, wenn sie in jenen Tagen sich von dem übrigen Vaterlande abzusondern oder wohl gar darüber zu überheben schien in einem Selbstvertrauen, welches immerhin die keineswegs verächtliche Frucht seiner, in unsern immer noch allzu zersplitterten Verhältnissen, sich selbst genügenden Kraft und Stellung war. Mit edler Hintansetzung aller solcher Gefühle und Erinnerungen werden alle Kräfte des Vaterlandes sich durch den Eindruck dieses Ereignisses zu einem gemeinsamen Streben bewältigen lassen; Verbindung dieser Kräfte muß an allen Orten des Vaterlandes geschaffen werden, noch besser, die bereits vorhandenen Verbindungsglieder zur Entfaltung und Leitung der regsten Wirksamkeit genützt.

Und hier noch ein Wort an Euch besonders, die Ihr mit aller Gewalt die Augen und die Hände, die bauenden und die gebenden hinzuziehen gesucht habt an die Ufer des Rheins zum Dome von Cöln, werdet Ihr nicht jetzt selbst Euere Blicke hinwenden zu dem rauchenden Trümmerhaufen an dem Strande der Elbe, in dem wir die stolze Hansestadt nur mit Mühe wieder erkennen? Ihr habt geklagt, es habe dem deutschen Volke an einer Idee gefehlt, an der es sich seiner Einheit und Stärke bewußt werden und die ihm ein sichtbares Denkmal jener Güter schaffen könne. Euere Klage war unwahr, Selbsttäuschung, sowohl in Hinsicht des beklagten Mangels, als des Ersatzes, welchen Ihr botet. Aber wir wollen glauben, daß wenigstens bei der Mehrzahl von Euch diese Trugidee nur ein irre geleitetes Ergebniß Eurer lautern deutschen Gesinnung war. Nun! da habt Ihr jetzt eine Idee, die von dem Schicksale mit Flammenschrift in das Buch der Gegenwart hinein geschrieben worden ist, eine Idee, so groß, daß sie fast alle menschliche Idee übersteigt, eine Idee, nicht durch künstliche Begeisterung eines leicht verfliegenden Rausches erzeugt, sondern von der gewaltigen Noth der Gegenwart uns eingeprägt mit unabweisbarer Gewalt, eine Idee, welche an alle Gefühlsfäden eines deutschen Gemüthes greift. Euer Dom zu Cöln steht bereits zum guten Theile, ein großes und sprechendes Sinnbild unserer deutschen Geschichte. — Hamburg muß wieder erstehen, damit nicht ein zu unserm Leben unentbehrliches Glied des deutschen Körpers fehle, sondern wieder gedeihe in der Gegenwart und das Gedeihen Deutschlands fördern helfe in der Zukunft. Werft Kelle und Hammer in den Rhein, zieht hin an die Elbe: helft zunächst mitlöschen die Thränen des Jammers, die über die unglückliche Stadt und das schwer betroffene Vaterland fließen, dann mitbauen an der wiedererstehenden freien Königin Norddeutschland's; tilgt erst weg die Spuren unsers vorhandenen Unglücks, ehe Ihr das Denkmal unserer entschwundenen und auf andern Wegen als den Eurigen ins Leben zurück zu rufenden Größe vollenden wollt; — und wir wollen an Euere deutsche Gesinnung glauben. Ihr habt gesagt: und wenn der Cölner Dombau ein Irrthum sei, so müsse man doch den Deutschen verachten, der sich davon frei erhalten. Wir aber sagen Euch abermals: der Brand von Hamburg ist ein Nationalunglück, und der Deutsche ist nicht der Verachtung, nein! des moralischen Todes schuldig, der nicht zu diesem Bewußtsein und dem ihm nothwendig folgenden Entschlusse gelangt, und mit größerm Rechte, nicht mit dem Rechte romantischer Irrthümer, sondern mit dem Rechte der furchtbarsten Wahrheit erklären wir jeden Dombauverein, der nicht alsbald nach empfangener Kunde vom Geschick Hamburg's sich in einen Hülfsverein für Hamburg umgestaltet, für undeutsch.

Dich aber, schwer heimgesuchte Stadt des deutschen Nordens, frei gebliebene Selbstherrin im Lande der alten Sachsen! Dich richte Gottes Beistand und Deiner deutschen Mitbürger Rettungshand wieder auf aus dem Stande der Noth und Prüfung. Du wirst, wenn irgend auf menschlichen Dank zu zählen ist, dann sicher ihn nie vergessen gegen Deine deutschen Brüder und Dich mit vollem Herzen an die Brust des gemeinsamen Vaterlandes werfen. Ja! Du wirst mit Gottes, Deutschland's und Deiner eigenen Kraft Hülfe Dich wieder erheben aus dem Aschenhaufen, gleich dem Phönix, ein Verkünder besserer Zukunft im deutschen Vaterlande.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Es fand wegen des Festes kein Verkaufs-Termin Statt.

Miscellaneen.

(Lessing's Nathan vor den Türken.) Die griechischen Schauspieler, die jetzt in Konstantinopel auftreten, haben eine Uebersetzung von Lessing's: „Nathan der Weise" auf die Bühne gebracht. Ein Hr. Kallourgos, der früher in Deutschland studierte, hat sie besorgt und scheint dem Originale ziemlich treu geblieben zu sein. Die erste Darstellung des Stückes fand am 26. März Statt. Es waren bei derselben nur wenige Türken zugegen und das meist Polizeibeamtete. Bei der Wiederholung des Stücks war hingegen das türkische Publikum das überwiegende, und dies würde in einem noch höheren Grad der Fall gewesen sein, wenn mehr Türken griechisch verständen. Ihre Aufmerksamkeit und Spannung war außerordentlich. Bei den Verhandlungen mit Saladin schienen sie zwar manchmal geneigt zu sein, den Freimuth des Nasahs vor dem Throne etwas weniger großmüthig aufzunehmen, als der Sultän. Die Erzählung von den drei Ringen erregte hingegen einen beispiellosen Enthusiasmus. Sie ist auch ganz im Geiste des Morgenlandes gehalten und diesem selbst entlehnt. Am Schlusse derselben brach ein Jubel aus, in den auch die schweigsamsten Moslemin begeistert einstimmten. Das Stück wird öfter über die Scene gehen. Es führt den Titel: „Der weise Judengreis."

(Zschokke) giebt unter dem Titel: „Eine Selbstschau" eine Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse seines Lebens. Sie enthält die Erzählung von der Entstehung der „Stunden der Andacht" und daß Zschokke ihr alleiniger Verfasser ist, ohne daß außer dem Verleger, seinem Freunde H. R. Sauerländer in Aarau, irgend Jemand um dieses Geheimniß wußte. Sauerländer bestätigt dies.

(Bonbons.) In Paris, welches bekanntlich einen sehr bedeutenden Handel mit Bonbons ꝛc. treibt, ist eine sehr zweckmäßige polizeiliche Verordnung darüber erschienen, welcher Farben ꝛc. die Conditoren sich zum Färben ihrer Waaren bedienen dürfen und welcher nicht, und wir führen daraus namentlich die Anzeige an, niemals Bonbons zu kaufen, welche in geglättetes weißes oder gefärbtes Papier gewickelt sind, weil dieses Papier oft mit sehr gefährlichen Mineralsubstanzen bereitet ist und, wenn es in den Mund gebracht wird, leicht ein Unglück verursachen kann. Ebenso nehme man niemals Bonbons in Schachteln, die mit solchem Papier ausgelegt sind.

(Merkwürdiges Uhrwerk.) Die Herren van Hoof, Vater und Sohn, Uhrmacher zu Antwerpen, haben (nach dem Dagbl. van Limburg) ein Uhrwerk verfertigt, das in jeder Hinsicht merkwürdig genannt werden kann. Außer einem Stunden- und Minutenzeiger hat dasselbe noch vier andere, welche die Wochentage, das Datum, die Monate, die gewöhnlichen und die Schaltjahre anzeigen. Die Zusammenstellung dieses Werkes ist von der Art, daß es ein volles Jahrhundert laufen kann. Der Tagzeiger vollbringt regelmäßig seinen täglichen Lauf, und geht um Mitternacht zum folgenden Tag über; jener für die Bezeichnung des Datums wirkt eben so pünktlich und regelmäßig, ungeachtet der Verschiedenheit der Zahl der Monatstage; er geht, durch eine verständig berechnete Einrichtung, mit einem Male vom 28. Februar zum 1. März über, wie auch der Monatszeiger. Dasselbe geschieht bei den Monaten von 30 Tagen; der Zeiger bleibt nie bei dem folgenden Datum stehen, wenn er weiter gehen muß. In den Schaltjahren, wenn der Februar 29 Tage hat, wird die Uebereinstimmung dieses schönen Kunstwerkes mit dem Kalender eben so wenig gestört; denn um Mitternacht des 29. Februar hat der Uebergang auf den 1. März eben so richtig Statt, als er, wie oben gesagt, in den gewöhnlichen Jahren am 28. Februar um Mitternacht vollbracht wird.

(Man liest in der Haude- und Spener'schen Zeitung:) „Als ein in der That merkwürdiger und höchst selten sich ereignender Vorfall verdient Folgendes der Oeffentlichkeit mitgetheilt zu werden. Vor einigen Wochen wurde einem 1 Jahr 4 Monat alten Kinde, einem gesunden, robusten Knaben in dem Dorfe Schöneberg, ein preuß. Ein-Thalerstück zum Spielen gegeben. Als die Aufmerksamkeit der anwesenden Mutter auf einige Augenblicke von dem Kinde abgelenkt wurde, nahm dasselbe den Thaler in den Mund. Sobald die Mutter dies bemerkte, eilte sie herbei und versuchte das Geldstück ihm fortzunehmen. Allein der Knabe hatte es schon zu tief im Munde und unter heftigem Würgen verschluckte er es, ohne daß die Mutter es hindern konnte. Hierauf floß ihm etwas Blut aus dem Munde, es blieb jedoch darauf unverändert und ganz munter. Man holte sogleich einen Arzt herbei, und seitdem ist das Kind unausgesetzt von den Eltern und einigen Aerzten auf das Sorgfältigste beobachtet worden. Es befindet sich bis jetzt ganz gesund, und ist nicht das Geringste an ihm wahrzunehmen, was in Folge dieser seltsamen Speise seiner Gesundheit und seinem Leben nachtheilig erscheine. Wenn es fast an das Fabelhafte grenzt, daß ein Kind in diesem Alter ein Thaler-Stück hinunterschlingen könne, so kann das Faktum doch als der Wahrheit gemäß, auf das Bestimmteste versichert und verbürgt werden."

(Berlin.) Wenn die Eckensteher in Berlin sonst einen Kümmel tranken, so nehmen sie jetzt einen Kranichfelder. Professor Kranichfeld ist der Vorsteher des Mäßigkeitsvereins.

(Die kürzlich erwähnte Reise um die Welt) dürfte wahrscheinlich unterbleiben, da sich in Kopenhagen erst 8 Individuen gemeldet haben, und wenigstens 20 Passagiere erforderlich sind.

(In Petersburg) hatte man noch am 21. April vollauf Schnee, dabei eine Kälte von 6 Grad.

(In New-York) kam am 31. März eine große Feuersbrunst aus, wobei 70 Häuser niederbrannten. In New-Orleans ist ein Theater abgebrannt.

* Die Hamburger Feuersbrunst.

Der Grund zur Sanct Petrikirche ward im Jahre 1342 gelegt, wie die auf dem Ringe der Kirchthür befindliche Schrift besagt:

„Im Jahre 1342 ward der Grund zu diesem Thurme gelegt; „bidet für die Kirchgeschwornen."

Der Ring ward im Jahre 1679 bei Erneuerung der Kirchthür inwendig an dieselbe befestigt. Die Spitze dieses hohen Thurmes ward erst 1516 vollendet und war unstreitig eine der schönsten Thurmpiramiden im deutschen Lande. Die Orgel in der Kirche selbst, ward 1512 erbauet und bis 1729 mehremale vergrößert und verschönert. Auch sah man innerhalb der Kirche eine Abbildung Hamburgs im Jahre 1250, worauf drei Kirchen, zwei Klöster und das St. Georgsspital jenseits der Alster waren. In der südlichen Nebenthür zur Rechten stand eine hölzerne Betschwester mit einem Buch in einem Beutel, ein Gebrauch früherer Jahrhunderte, den man mit mehren andern lächerlichen Sitten zusammen genommen, in der hamburgischen Volkssprache den „Booksbüdel" nennt. Ein neuerer Schriftsteller Hamburgs äußert in einer Note zu seinem „topographischen Hamburg" die Meinung: man wisse nicht so recht die Herleitung jenes Spottnamens. Erwägt man aber, daß im Jahre 1277 die hergebrachten Gebräuche und Rechte der Stadt, durch Rath und Bürgerschluß in Ordnung gebracht und in ein Buch zusammen getragen wurden; daß nach diesen gesammelten Verordnungen aber und nach dem gesunden Menschenverstande nunmehr der unstudirte hamburgische Rathmann entschied; daß er, um sich aus dieser Sammlung sofort zu helfen, oder dem Widerspruche Beweise daraus führen zu können, das Gesetzbuch in einem Beutel unter dem Arme in die Rathsversammlung trug, so erklärt es sich leicht, daß dadurch der Spottname Booksbüdel entstanden sei. Der Mann, welcher das Recht nicht beugen lassen, den Neuerungssüchtigen nicht hofiren, vom alten Herkommen nicht abgehen wollte, kam in den Ruf, er halte an seinen Booksbüdel.

Die am St. Petri Kirchthurm befindlich gewesene, mit Kupfer gedeckte Spitze ward im Jahre 1514 angefangen und 1516 vollendet. Der hannöversche Zimmermeister Hinrich Berends hat sie gebauet, und die Chronik erzählt, wie hoch sich die Unkosten dieses Baues belaufen haben, nämlich:

Dem Zimmermeister Berends an baarem Gelde wegen Holz, Kupfer, Arbeitslohn ꝛc. 450 Mk. Lüb.;
ferner zwei Wispel Malz;
zehn Ellen engl. Tuch à 24 Schill. die Elle;
Transportgelder 3 Mark Lüb.
Biergelder 1 Mk. 8 Schill. jedem Gesellen,

so daß der ganze Bau Achthundert vier und sechzig Mark Lübisch gekostet hat. — Das Glockenspiel dieses Thurmes ward erst im Jahr 1750 hinaufgebracht: der Uhrmacher der es verfertigte hieß Bradisch, und der erste Glockenspieler Hinrich Möller.

Ein altes Sprichwort sagt von den Bewohnern der beiden Kirchspiele St. Nicolai und St. Petri:

Nicolai de Riken
St. Peter desgliken.

Auch die Harmonie, ein Institut einzig in seiner Art, der gesellschaftlichen Unterhaltung gewidmet, ist mit ihrer ausgezeichneten vortrefflichen Bibliothek, von der mehre Cataloge ausgegeben, verbrannt. Sie ward gestiftet am 15. November 1789. Im Jahre 1836 ward das Lokal der Gesellschaft noch bedeutend vergrößert und der innern Einrichtung diejenige Eleganz ertheilt, welche der Geschmack jetziger Zeit bedingt, so daß auch in dieser Hinsicht die nunmehr verwüstete Harmonie unter ähnlichen Instituten sich ganz besonders auszeichnete.

Die Börsenhalle. Dies, in der Bohnenstraße belegen gewesene, auf Säulen ruhende, nach einem vielumfassenden Plan eingerichtete, schöne Gebäude wurde am 23. Januar 1804, durch den Eigner desselben, Herrn Gerhard von Hostrup, eröffnet und hat seinen weitverzweigten Nutzen für den Handelsstand vielfach bewährt. Seit die neue Börse besteht, ist das Etablissement nach dem ersten Stockwerke verlegt.

Das Rathhaus. In grauer Vorzeit hatte Hamburg sein Rathhaus neben der ehemaligen Domkirche; im Jahre 1292 wurde es, in Folge der Schauenburgischen Verfreibriefung dahin verlegt, wo die frühere Börsenhalle stand und, einige Jahre später, groß und massiv auf dem Platze erbaut, wo es bis zum 6. Mai seine ehrwürdige Stellung behauptet hat, obgleich wiederholt verschiedene Veränderungen damit vorgenommen und dessen ehemals gothisch gewölbten Säle im Jahre 1814 moderner gestaltet wurden. In dem Rathhause befanden sich 16 Locale.

Durch eine bedeckte Brücke war mit dem Rathhause das Stadtarchiv verbunden, das seinen Eingang von der großen Bäckerstraße zu, hatte. Das angrenzende seit 1814 vom Bürgermilitair besetzte, Wachtgebäude war 1829 neu erbaut. In dem Gehege des Rathhauses hing eine kostbare, von dem seligen Herrn J. A. Philippi verfertigte Uhr, unter welcher sich eine lateinische Inschrift mit erhaben gearbeiteten vergoldeten Buchstaben befand.

Das Eimbeckſche Haus. Dies colossale Gebäude, früher das hohe Haus genannt, mit dem unter demselben befindlichen Raths-Weinkeller, reich an köstlichen, hundertjährigen Weinen und dem sonst so beliebten eimbeckschen Bier (Broihan), nach welchem das Haus seinen Namen erhielt, wurde 1391 errichtet, war also über 4½ Jahrhunderte alt, als es am Freitag den 6. d. von den Flammen ergriffen wurde. Die große Räumlichkeit desselben faßte 11 Staats-Lokale in sich.

An dem Abende, wo das Eimbeckſche Haus und der Rathsweinkeller brannten, haben Capitäne den Wiederschein am Himmel in der Nordsee leuchten sehen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 41.

Bremen, Sonntag den 22. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 540. Den 9. December 1841 starb zu St. Thomas der Matrose des Schiffes „Margaretha" Peter Dannemann, 19 Jahr, von hier gebürtig.

— 541. Den 15. Mai. Des Weinküpers Georg Diedr. Precht Sohn, 4 Jahr, Knoopstr. Nr. 17.

— 542. Den 17. — Der Küpermeister Mangels Poppe, 68 Jahr, hinterm Paulsberg Nro. 28.

— 543. Den 18. — Der Landmann Joh. Hermann Christoph Tietig, 43 Jahr, Haferkamp Nro. 4.

— 544. Den 18. — Des Arb. Joh. Diedr. Sagemühl Ehefr., geb. Cordes, 25 Jahr, kl. Krankenstraße Nro. 14.

Nro. 545. Den 19. — Der Waarenagent Friedr. Schumacher, 62 Jahr, Wilkenstraße Nro. 4.

— 546. Den 19. — Des Arb. Joh. Hinrich Peper Ehefrau, geb. Buckmann, 68 Jahr, am Sielpfad Nro. 8.

— 547. Den 19. — Des Kappenmachers Jürgen Christian Peterßen Tochter, 7 Jahr, gr. Johannisstraße Nro 37.

— 548. Den 19. — Der Schneider Caspar Neuhaus, 58 Jahr, Nordstraße.

— 549. Den 19. — Des Maurergesellen Bernhard Bolte Tochter (todt geb.), Hohenpfad Nro. 9.

— 550. Den 21. — Der Bäckergesell Heinrich Beckelberg, 42 Jahr, im Krankenhause.

Geburten:

Nro. 640. Den 15. Mai. Des Sprachlehrers Heinrich Charlier Ehefr., geb. Hegewald, Rövekamp Nr. 30 A, von einem Mädchen.

— 641. Den 17. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Wessels Ehefr., geb. van de Wall, in der Wisch, von einem Mädchen.

— 642. Den 18. — Des Landmanns Lüder Solte Ehefr., geb. Wurtmann, Buntenthorssteinweg Nr. 28, von einem Mädchen.

— 643. Den 18. — Des Kaufmanns Joh. Diedrich Kulenkamp Ehefr., geb. Hundewadt, Neuenstr. Nr. 12, von einem Mädchen.

— 644. Den 18. — Des Kaufmanns Laurenz Heinr. Carl Melchers Ehefr., geb. Rösing, Ansgariithorscontrescarpe, v. e. Knaben.

— 645. Den 18. — Des Federposenarbeiters Johann Diedrich Falkenburg Ehefr., geb. Mues, kl. Allee Nro. 9 D, von einem Knaben.

— 646. Den 18. — Des Conditors Johann Halenza Ehefr., geb. Ilgener, Osterthorswallstraße Nro. 58, von einem Mädchen.

— 647. Den 18. — Des Landmanns Nicolaus Wendt Ehefr., geb. Sander, Fehrfelde Nr. 18, von einem Knaben.

Nro. 648. Den 18. — Des Kaufmanns Heinr. Wilhm. Basel Ehefr., geb. Stadler, Schlachte Nr. 9, von einem Knaben.

— 649. Den 19. — Des Musicus Johann Kaufmann Ehefr., geb. Riemer, gr. Johannisstraße, von einem Mädchen.

— 650. Den 19. — Des Gärtners Heinr. Hohnholt Ehefr., geb. Elsinger, hinter der Balge Nr. 8, von einem Knaben.

— 651. Den 19. — Des Gärtners Joh. Hinr. Borcherding Ehfr., geb. Fahrenbrink, Düsternstraße Nr. 34, von einem Mädchen.

— 652. Den 19. — Des Maurergesellen Bernhard Bolte Ehefr., geb. Bille, Hohenpfad Nr. 9, von einem todten Mädchen.

— 653. Den 20. — Des Hutmachers Julius Eduard Gening Ehefr., geb. Kalckhoff, Rumps Hof Nr. 1, von einem Knaben.

— 654. Den 20. — Des Musicus Joh. Georg Ludw. Roedel Ehefr., geb Werner, gr. Krankenstraße Nr. 10, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 273. Der Canzlist an der Obergerichts-Canzlei Christian Heinrich Gerhard Sanders und Adelheid Auguste Meyer. Beide von hier.

— 274. Der Kutscher Herm. Diedrich Im Sande hies. und Louise Charlotte Buchholz zu Steyerberg.

— 275. Der Schneideramtsmeister Franz Georg Behrens und des Schneideramtsmeisters Joh. Wilhelm Christian Hepke geschiedene Ehefrau Charlotte Sophie, geb. Kellner, hies.

— 276. Der Tischlermeister zu Varel Joh. Diedrich Gerhard Bohlken und Sophia Friederike Trumpf daselbst.

Nro. 277. Der Detaillist Bernhard Heinrich Schneemann und Charlotte Catharine Ohltroge. Beide von hier.

— 278. Der Zimmergesell Johann Conrad Thieß am Buntenthorssteinwege und Anna Wessels zu Habenhausen.

— 279. Der Arb. Joh. Heinrich Meyerholz und Gesche Lena Blohm zu Seckenhausen, Amts Syke.

— 280. Der Steuermann Herm. Sanders und Emilie Catharine Castendieck. Beide von hier.

— 281. Der Tischler zu Hastedt Albrecht Scheel Jensen und des verst. Tischlers zu Hastedt Joh. Caspar Weber Wittwe Juliane Dorothea Hedwig, geb. Peters.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 42.

Bremen, Donnerstag den 26. Mai 1842.

Das Lied von den deutschen Städten.

Von Max von Schenkendorf.

(Schluß.)

Von Kleinen ist zu melden,
Was je die Großen hob,
Und Pforzheim's treue Helden
Errangen ew'ges Lob.
Ja lasset alle Kleinen
Erst kühn und würdig sein,
Dann soll es bald erscheinen
Wie Freiheit will gedeihn!

Mit deinen Kirchenhallen
Und südlich schöner Pracht,
Den Deutschen zu gefallen,
Nimm Augsburg wohl in Acht!
Im Lechfeld ist erlegen
Der Ungarn wildes Heer,
Nun schmiedet Otto's Degen
Zu freier Bürger Wehr!

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll,
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue fleiß'ge Stadt,
Wo Dürer's Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Das ist die deutsche Treue,
Das ist der deutsche Fleiß,
Der sonder Wank und Reue
Sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben;
Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt.

O Leipzig, Stadt der Linden!
Dir glänzt ein ew'ges Licht,
Zu dir den Weg zu finden
Braucht man den Führer nicht.
Man wird es nie vergessen,
Wie Babel's Thurm erlag:
Man spricht von Leipzig's Messen
Bis an den jüngsten Tag.

Wie man den Feind befehdet,
Das große Freiheitswerk,
Beschlossen und beredet
Ward es in Königsberg.
Am deutschen Eichenstamme
Du frisches, grünes Reis!
Du meiner Jugend Amme,
Nimm hin des Liedes Preis!

Im Freiheitsmorgenrothe,
In Moskau's heil'gem Schein,
Kam, ein geweihter Bote,
Zu dir der feste Stein.
Er zog in Kraft zusammen
Der Landesväter Kreis,

In den trug seine Flammen
Held York, der strenge Greis.

Da brach mit Sturmesschnelle
Hervor dein starker Sinn,
Nun maß mit andrer Elle
Der Kaufmann den Gewinn.
Nun liebten die Studenten
Erst recht die Wissenschaft,
Und alle Herzen brennten
In einer Gluth und Kraft.

Du köstliches Geschmeide
Vom tapfern Preußenland,
O Stadt, im Glück und Leide
Gleich fromm und treu erkannt! *)
Am Weichselstrom, am Meere,
Mein Danzig, festes Haus,
Erblüht von Glück und Ehre
Für dich ein neuer Strauß.

Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Aschen glimmt ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit!
Es kömmt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt,
Dann sieget Gottes Sache:
Das schauet, wer geglaubt.

Dann woll'n wir auch erlösen
Die Schwester fromm und fein,
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein:
Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreich's liegt, **)

In der nach ew'gen Maßen
Erwin den Bau gefügt. *)

Indeß, du freies Wesen,
Gedeihe weit und breit,
Der Herr hat dich erlesen
Zum Zeichen für die Zeit.
Die Fürsten sollen kommen
Sammt ihrer Ritterschaft,
Und lernen, sich zum Frommen,
Der Freiheit Wunderkraft.

In fester Mauern Mitte
Blüht eine frische Welt,
Da ward die milde Sitte
Zum Wächter wohl bestellt;
Die hat gar treu gehütet
Den anvertrauten Schatz,
Als rauher Sturm gewüthet,
Stand sie an ihrem Platz.

Nun gilt's ein neues Bilden!
So komm in deiner Kraft
Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde: Wissenschaft!
Man soll dich treulich pflegen,
Du theures Erb' und Gut,
Daß noch im Vatersegen
Der freie Enkel ruht.

O komm in unsre Säle,
In unsre Schulen komm,
Mit rechter Treu', und stähle
Und mach' uns wieder fromm!
Es haben ja die Alten,
Die weisen, bärt'gen Herrn,
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wissens Kern.

*) Man denke nur an ihr Verhalten gegen Stanislaus Leszinsky im Jahre 1734.

**) Die deutsche Reichsstadt Straßburg wurde 1681 mitten im Frieden durch Ueberfall genommen, 1685 im Waffenstillstand zu Regensburg Preis gegeben, 1697 im Ryswiker Frieden förmlich an die Räuber abgetreten. Schon Karl der V hielt Straßburg als den Schlüssel des Oberrheins für so wichtig, daß er sagte: Wenn Wien und Straßburg zugleich bedroht wären, würde er Straßburg zuerst zu retten eilen.

*) Der Grund ward 1015 gelegt, das Münstergebäude 1273 vollendet; 1275 begann Erwin von Steinbach den Bau der Thürme, den sein Sohn von 1318 — 1339 bis auf 200 Fuß Höhe führte. Bis zum Jahre 1438 ward noch von mehreren Meistern daran gearbeitet.

Frisch auf, du Bürgerjugend,
In Waffen tummle dich!
Das heiß' ich rechte Tugend,
Zu kämpfen männiglich.
Der sei der Bürgermeister,
Der wohl die Waffen führt,
Im Rathe kühn die Geister,
Im Feld sein Heer regiert.

Die Blutprobe.

Uebersetzt aus dem Französischen von Sg.

(Schluß.)

Um den Eindruck zu zerstören, den die Worte des Priesters hervorgebracht hatten, stürzte er sich auf ihn, ergriff ihn an der Kehle, und brüllte, heftig ihn schüttelnd, mit wuthvoller Stimme: „Heuchler, schlechter Heuchler, wer zahlt Dir für Deine Verläumdung? Welchen Preis hat man auf Deine infame Lügen gesetzt? Sprich, sprich, Elender!“ Aber seine kräftige Faust drückte die Kehle des Mönches so fest zusammen, daß dieser nicht den geringsten Laut hervorbringen konnte. „Ihr seht es,“ rief er seinen Baronen zu, „ihr seht es, er wagt nicht zu reden, der Verläumder! Ihr werdet die Worte eines unsinnigen Mönches nicht beachten: ich aber werde solche Beschimpfung nicht ungestraft dulden;“ und seine Faust preßte noch stärker. Schon war das Antlitz des Mönches blau; seine Augen traten aus ihren Höhlen hervor. — „Anathema über den Kirchenschänder!“ riefen nun die Geistlichen, „Anathema! er ermordet den Diener des Herrn.“ — — „Zum Tode mit dem Kirchenschänder, zum Tode mit dem Brudermörder!“ rief der Pöbel und wollte wie ein wilder Strom sich auf die Mitte des Zuges stürzen, augenblicklich sein Urtheil in Vollziehung setzen.

Berengar war gezwungen sein Opfer loszulassen und, nun seinerseits zur Vertheidigung genöthigt, suchte er mit dem Degen in der Hand die Andringenden von sich entfernt zu halten. Aber von allen Seiten flogen Steine gegen ihn, und schon hatte mehr als einer seinen Helmschmuck getroffen. Die Barone und Beamten strengten sich vergebens an, die Ordnung wieder herzustellen. „Der Mörder unseres Grafen ist ein Herr,“ sagte das Volk, „und die Herren beschützen ihn. Wäre es ein armer Mensch gewesen, er hätte längst die Strafe seiner Verbrechen zu leiden gehabt.“

So reizte sich das Volk zur Rache auf. Indessen gelang es nach vieler Zeit doch endlich, es durch das Versprechen zu besänftigen, daß Gerechtigkeit geübt werden sollte. Der Leichenzug setzte sich wieder in Bewegung. Der Haufen folgte ihm, ohne sich neue Gewaltthätigkeiten zu erlauben, aber an seiner Haltung, an dem dauernden Gemurmel, welches dem Rufen und Schreien folgte, konnte man leicht erkennen, daß nicht alles vorüber und zu Ende sei. Mehr als einmal wurden die Gebete der Kirche durch die Seufzer der Begleiter unterbrochen. Endlich im Augenblicke der Niedersetzung des Grafen in das Grabgewölbe ließ sich neues Rufen vernehmen. „Nein, nein, haltet,“ schrie man von allen Seiten. „Berengar muß sich der Blutprobe unterwerfen.“ Mit diesen Worten entzog das Volk die Leiche den Geistlichen, welche sie trugen, öffnete den Sarg, zerriß die Haupthülle, und stellte die entseelten Züge ihres vormaligen Gebieters den letzten Blicken der Catalonier bloß. Nachdem man ihn auf ein blendend weißes Tuch gelegt und die Wunde entblößt hatte, forderte man Berengar auf, zu erscheinen. Wer kann sich einen Begriff davon machen, was damals alles in der Seele des Mörders sich bewegte! Ohne Hoffnung auf Befriedigung seines Ehrgeizes, gemartert von den zwiefachen Gewissensbissen wegen eines Verbrechens, eines nutzlos verübten Verbrechens, sollte er sein Opfer ins Auge fassen. Der sonst so stolze Krieger nahte sich zitternd und mit gesenktem Auge, als hätte er gefürchtet, den Blicken seines Bruders zu begegnen; er war blaß wie der Tod, und alles Blut war zum Herzen zurückgetreten.

Wankenden Schrittes nahte er sich dem Körper, erfaßte die Hand, berührte die Wunde, die sich nicht wieder öffnete.. Keine blutige Spur hatte die Weiße des Leichentuches befleckt. Da erwachte seine Kühnheit wieder und seine Hoffnung. Die Röthe kehrte auf sein Antlitz zurück und vom Schrecken zur Freude übergehend, „Ihr seht es,“ sprach er, „ich bin unschuldig, das Blut hat nicht geflossen bei meiner Annäherung; es hat nicht geflossen, als ich die Wunde berührte; ich bin unschuldig!“

„Unschuldig!“ sprach herantretend der Priester, der ihn zuerst angeklagt hatte, „beschwöre es denn, füge Meineid zur Schändung des Heiligen und zum Brudermorde;“ und er streckte ihm das Crucifix entgegen. Berengar, ohne zu wanken, erhob die Hand und öffnete den Mund um zu

reden, aber er vermochte es nicht; seine Zunge blieb unbeweglich und erstarrt; er war stumm.

Jeder Zweifel an seiner Schuld verschwand; die Barone ächteten ihn. Verabscheut von der ganzen Welt, belastet mit dem Fluche, der Sprache beraubt, aller seiner Habe baar, zog er dem heiligen Lande in der Hoffnung zu, wenigstens durch diese Wallfahrt einen Theil seiner Verbrechen zu büßen. Der Enkel des Grisa Petos, zum armen Pilger geworden, war gezwungen auf dem Wege seine Hand nach Almosen auszustrecken, und kam endlich auf der mühevollen Wanderung vor Ermattung, Elend und Verzweiflung um.

Ludwig Devrient's erste Schritte auf seiner künstlerischen Laufbahn.

Nach authentischen Berichten.

(Schluß.)

Während man darüber nachsinnt, wie die Lücke auszufüllen sein möchte, tritt Herzberg-Devrient, der den Wächter am Hut und noch einige kleine Rollen in der Verschwörungsscene spielen soll, plötzlich aus der Knappen zagendem Chor und spricht: „Herr Direktor! ich spiele den Rudenz; — nur her damit!“ Eine allgemeine Verhöhnung antwortet auf dies Anerbieten. Die sogenannten „routinirten“ Schauspieler rümpften die Nasen und hinter den Coulissen der Vierbretterbühne hört man Zischeln: „Der, diese Rolle spielen? — ein Anfänger? — der Mensch wirft das ganze Stück um!“

Lange aber war anderer Meinung und übergab Devrient die Parthie mit der Bemerkung, sie bis Nachmittag durchzusehen und sie nöthigenfalls bei der ersten Probe abzulesen. Die Probe wurde bis Nachmittag um 3 Uhr verschoben und Devrient, der die Rollen ausgeschrieben hatte und das ganze Stück, wie er sagte, genau kannte, eilte nach Hause und änderte das Manuscript zum Theaterzettel ab, da er jetzt, zu seiner Freude, nicht mehr bei der Stange blieb, sondern plötzlich zum Neffen des alten Attinghausen avancirt war. Grege, der in Zeitz unweit der Michaeliskirche wohnte, holte Devrient zur Probe ab. Das Logis des Letzteren war auf der Rittergasse, im Hause eines Leinewebers. Noch hatte Grege die Wohnung Devrient's nicht erreicht, als er durch das Schnurren der Webstühle hindurch seinen Freund declamiren und so laut schreien hörte, daß die Vorübergehenden entsetzt in die Höhe blickten. — Grege pfiff auf eine gewisse Manier unter dem Fenster, um dem Anderen das übliche Zeichen, über welches man übereingekommen, zu geben. Aber fruchtlos. Devrient war so begeistert und mit seiner Rolle beschäftigt, daß er Grege erst gewahr wurde, als dieser in seinem Zimmer vor ihm stand.

Die Probe begann. Devrient spielte mit einem Feuer und einer Empfindung, daß Alle verwundert aufhorchten. Grege, der abwechselnd soufflren mußte, vergaß in seinem Erstaunen seine Amtspflicht, um der Rede seines Freundes eine desto größere Aufmerksamkeit zu schenken. Devrient entwickelte alle seine Kraft, aber bei mehreren Stellen schrie er auch so arg, daß Lange ihn um Gotteswillen beschwor, sich etwas zu mäßigen. Uebrigens spielte er die Rolle recht brav, ja wider Erwarten brav. Devrient gehorchte mit ziemlicher Fügsamkeit und die zweite Probe ging noch besser. Der Tag der Aufführung kam rasch genug. Devrient war überglücklich über seine Eroberung. Grege hat den Zettel zufällig aufbewahrt, der zur Vorstellung des „Tell“ ausgegeben ward. Dieser Zettel ist in unsern Händen und lautet genau also:

Mit hoher Obrigkeitlicher Bewilligung
wird
heute Montag den 8. April 1805
aufgeführt
Wilhelm Tell.
Ein historisches Drama in 5 Akten, von Fr. Schiller.
Personen:

— — — — — — — —

Ulrich von Rudenz . . . . . Herr Herzberg.

Anfang um halb 8 Uhr.

F. W. Lange, Directeur.

Am Abende der Vorstellung erschien Devrient schon um fünf Uhr im Ankleidezimmer und schmückte sich mit dem besten Wappenrocke und dem schönsten Barett der Lange'schen Garderobe. — Das Bewußtsein, eine gute Rolle zu spielen, der ungewöhnliche Glanz seines Costüms, die lange herabwallende Feder, bringen ein Selbstvertrauen in ihm hervor, daß er kaum den Augenblick erwarten kann, wo er auf die Bühne tritt.

Endlich kommt sein Stichwort. Devrient erscheint, spielt und — spielt zum Entzücken. Lange und Wolf stehen hinter den Coulissen und sehen sich an, verwundert über ein so plötzliches Auflammen eminenten Talentes.

Jetzt kommt die Schlußscene, wo Gesler vom Tell das Ungeheure fordert. Da tritt Devrient als Rudenz hervor. Eine heilige Begeisterung verkündigt sich in seinem ganzen Wesen, mit einer überwältigenden Bedeutung spricht er die Worte:

— — — Ich habe still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sah u. s. w.

Das Publikum ist sichtbar ergriffen, aber Devrient übernimmt sich und seine Sprache artet in Gebrüll aus. Die Gallerie jedoch findet auch dies vortrefflich und von den nervigen Fäusten der Kattundrucker und Leineweber auf dem Zweigroschenplatze schallt ihm der erste Applaus entgegen, den er erlebte. Als ihm überdies der Director Lange in der Garderobe vor sämmtlichen Schauspielern ein Compliment über seine Darstellung machte, erreichte seine Glückseligkeit den höchsten Gipfel.

Nach Beendigung des Schauspiels ging Devrient, die Ritterstiefeln noch an den Füßen, in die sogenannte Schleife, ein Bierhaus an der Ecke des Marktes und der Kalkgasse, wo sich die Schauspieler nach der Vorstellung zu treffen pflegten. Hier lächelten sie geschmeichelt zu dem Urtheile, das ein ehrsamer Tuchmacher über ihr Spiel fällte und fühlten sich unendlich geehrt, wenn ein ästhetischer Leineweber rühmlich von ihren Actionen sprach. Auch Herrn Herzberg machte man heute Elogen.

Der Director Lange, entweder durch das Gelingen des Rudenz über die Kräfte seines Mitgliedes aufgeklärt, oder weil ihm der Schauspieler für dies Fach mangelte, gab ihm einige Tage später eine größere und bedeutendere Rolle, einen Räuberhauptmann in einem Ritterschauspiel. Grege konnte sich nicht mehr auf den Titel besinnen, meinte aber, es müsse wohl: „die Räuber auf Maria-Culm“ gewesen sein. Dieses Stück, das in einem wahren Kanonenstyle geschrieben ist und in der Hauptrolle des Räuberhauptmanns Kust einen Wütherich darstellt, der nur von Blut und Rache spricht und ganze Dorf- und Ritterschaften in Bausch und Bogen todtschlagen will, schien Devrient besonders zuzusagen. Um der Rolle ein Opfer zu bringen, beschließt er, nach Leipzig zu gehen und sich dort, wo gerade Ostermesse war, ein Paar neue Tricots anzuschaffen. Grege wird als Genosse zu dieser Reise geworben und Beide pilgern in aller Frühe zu Fuße von Zeitz nach Leipzig, wo sie vor'm Petersthor, unweit der Hauptwache in dem bescheidenen Gasthofe „zur dürren Henne“ einkehrten.

Devrient, dessen Casse begreiflicher Weise sehr schwach war, setzte seine ganze Hoffnung auf einen Jugendgenossen aus Berlin, den er aufsuchen und um etwas Geld angehen wollte. Aber vergebens suchte er den guten Freund in allen Häusern und Kaufgewölben. Zum Glück, daß er unter den Trödelbuden — damals beim Marstalle aufgestellt — ein paar schwarze und weiße Tricots entdeckte, die allen seinen Wünschen entsprachen und für einen unendlich niedrigen Preis ausgeboten wurden. So ward wenigstens der Zweck der Reise nicht verfehlt.

Die Tricots unterm Arm, wurde der Rückweg wiederum zu Fuße angetreten. Doch fügte es sich, daß die Wanderer hinter Zwenkau einen Wagen einholten, der Kälber nach Leipzig gebracht hatte und jetzt leer nach Hause fuhr. Da Beide sehr müde waren, wurde das Fuhrwerk in Beschlag genommen und Devrient war so erfreut über diese Erwerbung, daß er eine umgestülpte Futterkiste, die im Wagen lag, wie eine Rednerbühne bestieg und Stellen aus seinen Rollen recitirte, daß das Echo in den Wäldern wach wurde. Jeder vorübergehende Bauer wurde als Mitspielender behandelt und mit dramatischen Reminiscenzen begrüßt.

Etliche Tage nachher spielte Devrient die Rolle des Räuberhauptmannes. Hier hatte er Gelegenheit, sich auszutoben. Wie ein Rasender stürzte er durch die Coulissen und fast nach jedem Abgang erfolgte ein stürmischer Applaus, an welchem sich sogar der erste Platz lebhaft mit betheiligte.

Der Director Lange, der nie begreifen lernte, wie es möglich gewesen, daß ein solch Talent eine so lange Quarantaine gehalten, überwies ihm von jener Zeit an alle erste Liebhaberrollen, bis sich Devrient nach Dessau begab, wo sich sein Repertoir immer mehr vergrößerte. Obgleich sein Talent hier anerkannt wurde, so war doch Dessau zu jener Zeit nicht der Ort, um die Kräfte eines kühnen Darstellers durch eine begeisterte Aufnahme besonders anzuregen, denn die schöngeistigen Handelsjuden, die dort im Theater Sitz und Stimme hatten, waren nicht geeignet, ein sehr entzündbares Publikum zu repräsentiren. Leipzig war der Ort und hierher begab sich im Jahr 1807 die Bossin'sche Gesellschaft, bei welcher sich Devrient befand. Hier, vor einem akademischen Parterre, hier vor gründlichen Kennern und Aesthetikern blühten ihm die ersten echten Lorbeerreiser und seine Darstellung des Talbot in der „Jungfrau von Orleans,“ schuf ihm einen Namen, der später in Breslau zur Berühmtheit ward, die ihn berechtigte, sich kühn mit

den hervorragendsten Zeitgenossen zu messen, die die gleiche Bahn mit ihm wandelten.

So weit die Skizzen aus den ersten Künstlerjahren dieses großen deutschen Künstlers, die mit Fleiß und Sorgsamkeit zusammengetragen sind. Sollte ein Anderer, der vielleicht jene Zeit mit dem Verewigten durchlebte, Anlaß zu weiteren Erörterungen finden, so wird jede Beleuchtung dieser Mittheilungen hoch erfreulich sein.

Das Unglück in Versailles.

Die in Versailles geführte Untersuchung über das Eisenbahnereigniß vom 8. Mai bietet allerlei bemerkenswerthe Thatsachen dar. Die Achse an der Maschine Matthien Murray war von Cylinderform und hatte eine Dicke von ungefähr 15 Centimetres: sie ist an beiden Enden, da wo die Spindeln eingreifen, um welche sich die Räder drehen, abgebrochen wie Glas. Die eiserne Achse sammt den Rädern wurde im Gerichtssaal niedergelegt. Außerdem hat man eine große Menge von Gold-, Silber- und Kupfermünzen, Uhren, Lorgnetten, Ringe, Brochen, Cachets, Gürtelschnallen, ein paar Dutzend Secretär- und Möbelschlüssel, Regen- und Sonnenschirme, Stöcke, Handschuhe, Taschentücher, Halstücher, Shawls ꝛc. gesammelt. Diese Gegenstände waren zum Theil vom Feuer geschwärzt oder verbrannt, von den Metallen einige geschmolzen, andere mehr oder weniger beschädigt. Von den Uhren fanden sich neun noch vollkommen erhalten, bei mehreren zeigte das geschwärzte Zifferblatt 5¾ Uhr an. Ueber den Zustand der Leichen hat Hr. Magendie in der Gazette des Hopitaux berichtet mit der Bemerkung, daß alle Scheiterhaufen des Mittelalters und der neuern Zeit, die furchtbarsten Feuersbrünste nicht so reich an Stoff zu Beobachtungen seien. Von einunddreißig Leichnamen hatten nur zwei noch ihre untern Glieder und bei diesen war die Haut an der Fußsohle eine ungeheure Blase, die sich mit einemmal ablöste. Zwei andere Leichen hatten noch ihre Schädel, so der unglückliche Dumont d'Urville. Bloß die äußere Platte seines Schädels war calcinirt, das Beinmark und die innere Platte noch unversehrt. Auffallend war die außerordentliche Härte des Schädels dieses berühmten Seefahrers. Bei allen andern Körpern existirte der Schädel nicht mehr. Die Hirnhaut war zusammengezogen, verhornt, so klebte sie auf der Basis des Schädels, die Gehirnmasse war in eine Warze verwandelt von der Dicke einer Faust. Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich an der Haut, wo sie nicht calcinirt war, da war sie eingeschrumpft, hornartig und knorp über die Organe hergespannt. Die Abdominalwände waren durch die Kraft der Ausdehnung zerfahren und alle Verdauungsorgane standen nach außen. Auch die Brustwände waren bei den meisten Individuen weg und sie ließen Lunge und Herz bloß. Eine Frau von stattlichem Wuchs, so viel man an den unförmlichen Resten ersah, war in ihre Haut eingeschlossen wie in ein Corset. Die Haut war geschwärzt und gab einen Ton von sich wie ein Geflecht von Bein. Insgemein waren mit Flanell bedeckte Theile ohne Brandflecken und nur verhärtet. So war auch das durchgehends eine Wahrnehmung: die untere Kinnlade war völlig calcinirt, die obere hatte weniger gelitten. Die Zähne waren meist nur vorn verbrannt, die Glasur im ganzen besser erhalten als die Wurzel. Die Zunge war durch ihre faserige Hülle etwas geschützt, aber eingeschrumpft zu einem kleinen Knollen im Hintergrund des Mundes, und inwendig vollkommen gekocht. Von allen Organen hatte das Gehirn am wenigsten von seiner Feuchtigkeit verloren. Das wenige, was sich noch von Muskelfleisch vorfand, war zum Theil in Fäden verwandelt, dünn wie Hanf und durch das Verschwinden des Zellgewebes isolirt, zum Theil verkalkt und beinahe unkenntlich. Bloß die Zähne waren an mehreren Leichen unberührt geblieben und contrastirten durch ihre Weiße mit der Kohlenfarbe der andern Ueberbleibsel, sie allein können die Stelle zeigen, wo der Kopf war und nur an dem Vorstehen der zwei obern Schneidezähne hat man den Leichnam der Frau Dumont d'Urville erkannt. Bei einem der Verunglückten war der untere Theil noch ziemlich ganz, Kopf und Rumpf waren zu einem Klumpen zusammengeschrumpft, der die Länge hatte von etwas mehr als einem Schuh, nach dem Verhältnisse jenes Restes muß aber die Person 5½ Fuß gemessen haben. Wie verlautet, werden gegen die Eisenbahncompagnie Entschädigungsklagen erhoben werden. Bereits sollen die HH. Cremieux und Debray von mehreren Familien Aufträge erhalten haben.

Trotz dem obigem Unglück ist ausgemacht und wird durch die Erfahrung bestätigt, daß verhältnißmäßig weit mehr Menschen durch Fuhrwerke als auf Eisenbahnen zu Schaden kommen. Nur gelangen die durch erstere verursachten Unglücksfälle selten zur Publicität, während jede auf einer Eisenbahn vorkommende menschliche Beschädigung ein Weltereigniß ist und die Kunde davon regelmäßig die Runde durch die Zeitungen aller Länder macht. Auf den Pariser Eisenbahnen, die seit Jahr und Tag Millionen Menschen transportirt haben, ist das, was jetzt auf der Versailler Bahn vorgekommen, fast der einzige Unglücksfall, der bis jetzt statt gefunden hat. Dagegen kam allein in den Straßen von Paris, nach officiellen Angaben, folgende Zahl von Personen durch Fuhrwerk zu Schaden:

1834	verwundet	154	getödtet	4
1835	"	214	"	12
1836	"	220	"	5
1837	"	361	"	11
1838	"	366	"	10
1839	"	384	"	9
1840	"	394	"	14

Miscellaneen.

(Der falsche Liszt in Stettin.) Man erzählt von einer Mystification in Stettin. Zwar soll Liszt (von Berlin aus) dort gewesen sein; seine mysteriöse Incognitoanwesenheit genügte indessen den dortigen Kunstfreunden nicht, und man verargte es ihm sehr, daß er auf seiner Weiterreise nach Preußen Pommerns Hauptstadt nicht seines Besuches würdigte. Da fand sich ein junger Mann ein, Liszt's Schüler und, ich glaube, auch sein Verwandter. Der Name thut nichts zur Sache. Erzogen in seinem Geiste, ausgestattet mit den besten Zeugnissen von ihm, will er wenigstens das wirklich kunstsinnige Stettin mit einem Abglanz des Lisztschen Feuers erfreuen. Es sind dort ausgezeichnete Componisten und Musikkenner, welche, die Stimmung ihres Publikums kennend, keinen Zweifel hegen, daß es auch für dieses pis aller sich interessiren werde, und sie lassen sich bewegen, den Wünschen des jungen Mannes entgegen zu kommen. Ihrem Wunsche, daß er vorher in einigen Privatgesellschaften Proben seines Talentes ablege, willfahrt er nicht, weil er aus Erfahrung wisse, daß dies die Wirkung in einer kleinern Stadt schwäche. Das Concert im Schauspielhause zu erhöhten Preisen kommt zu Stande; alle Plätze sind besetzt, und der junge Mann, elegant phantastisch gekleidet, erscheint, wird empfangen, verbeugt sich und nimmt darauf mit allen den Vorbereitungen, welche man von Liszt kennt, am Instrumente Platz. Nachdem er mit den Händen in die Haare gefahren und ein melancholisch schwermüthiger Ausdruck die Anwesenden von seiner Begeisterung in Kenntniß gesetzt, fährt er mit beiden Ballen der Hände auf die Tasten, paukt und streicht mit Faust und Fingern rechts und links, wobei zwar wunderbare Töne hervorkommen, aber nicht die, welche seine gütigen Gönner erwartet. Diese eilen erschreckt auf die Bühne, wo sie auch den Virtuosen schon vom Fortepiano aufgesprungen finden. Sein Zustand kommt ihnen bedenklich vor, denn jetzt greift er sich in die Haare, jetzt an die Brust, und jetzt reißt er den Aermel des Fracks auf und spricht von seiner Laura, die ihn verlassen, oder ihm gefolgt, und seine Augen fliegen irr umher. Die Gönner fragen sich, ob sie einen Arzt oder die Polizei herbei holen sollen; aber der zweite Liszt hat den glücklichen Moment benutzt, wo die Blicke seiner Gönner sich begegneten und von ihm abließen, und ist hinter den Coulissen verschwunden. Vergebens sucht man nach ihm. Durch ein unbesetztes Quergäßchen, einen Durchweg, der kaum die Einwohner kennen, ist er verschwunden. Dort haben Leute eine Extrapost gesehen, die rasch abfuhr. Der neue Hans Nord hat sich nicht wieder in Stettin gezeigt, und auch das Geld nicht, welches er eingenommen hatte. Das Abenteuer hat gewiß die Unterhaltung mehr gewürzt, als es das beste Spiel eines wirklichen Schülers des Wundermanns vermocht hätte.

(Wien.) Die neue Camellia „Teutonia" des Herrn F. Grüneberg Sohn, in Frankfurt a. M. — Auf unserer letzten Blumenausstellung erregte eine durch Herrn Felix Bamberg hierher gebrachte Camellia, wegen der in der That seltenen Reize ihres Flores, allgemeines Aufsehen. Eine gewisse Noblesse im Wuchs der Samenmutterpflanze war das erste, was dem Kenner in die Augen fiel, eben so ist das Blatt ungewöhnlich schön geformt und glänzend dunkelgrün. Die Pflanze selbst war bereits im vollsten Trieb. Ein seltenes Naturspiel zeichnet die neue Hybride vor vielen andern aus, es besteht darin, daß sie weiße und rothe Blüthen an einem Stamme treibt. Die Blume gleicht einer noch nicht ganz entwickelten Centifollenrose, und ist bis in das innerste Herz äußerst regelmäßig gebaut. Tief in das Centrum hinein schimmert die zarteste Rosa, und die weißen Blüthen sind von derselben Farbe matt angehaucht. An dem obern Theile der Pflanze bemerken wir zwei Blumen, deren Petalen (Blumenblätter) sich durch die Sonnenhitze weich zurückgelegt haben, und in diesem Zustande können wir die Regelmäßigkeit ihres Baues, die durch Künstlerhand unmöglich vollendeter hergestellt werden könnte, noch mehr bewundern. An denselben Blüthen gehen vom Mittelpunkte aus regelmäßige mattweiße Streifen bis an den Rand der Petalen und bilden so ein förmliches Sterngewebe und einen geschmeidigen Uebergang zu dem zarten Weiß der nebenanstehenden Blumen. Diese bisher noch einzige Blume ihrer Art blüht bereits volle 9 Wochen, denn wie die zur Ansicht gelegten Diplome beweisen, erhielt sie vor sechs Wochen den ersten Preis auf der Frankfurter Blumenausstellung, hielt dann den schwierigen und weiten Transport von Frankfurt bis zu uns aus, und wurde von dem hiesigen Gartenbauverein ebenfalls mit einer goldenen Medaille gekrönt. Die Verpackung und überhaupt die ganze Art ihres Transportes muß äußerst sorgfältig gewesen sein. Herr Felix Bamberg hat eine Subscriptionsliste auf die neue Camellia eröffnet, den den besten Erfolg gehabt hat. Dem Tropaeolum tricolor von Herrn Grüneberg wurde der von Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von Zichy-Ferraris für die selten-schönste Schlingpflanze ausgesetzte Preis von 10 Ducaten in Gold zu Theil. — Wir bemerken mit Vergnügen, daß die Blumenzucht in Deutschland mit jedem Jahre mächtigere Fortschritte macht, und so wird das Vorurtheil, den englischen und belgischen Producten einen unbedingten Vorrang einzuräumen, hoffentlich immer mehr schwinden.

(Sieg durch List.) James, der Jokey des Velus, war vor fünf Jahren der gefürchtetste Held auf der Rennbahn. Vergebens versuchte man es, ihn und Velus mit gewöhnlichen Waffen zu bekämpfen. Man mußte also zur List Zuflucht nehmen, und zwar in folgender Weise. Drei Monat vor dem Rennen ließ man sich von James 500 Fr. abgewinnen; allein eine verlorne Wette ist noch nicht eine bezahlte Wette. Der Verlierende hielt nicht Wort. James drang auf Bezahlung, erhielt aber keine. Endlich kam der große Tag des Preis-Rennens. Die Pferde stehen schon auf der Bahn; noch eine Sekunde, und sie stürzen sich in Carriere. Auf einmal erscheint eine Sirene in Gestalt eines Schuldners vor James und flüstert ihm die magischen Worte in's

Ohr: „James, mein lieber James, da sind Deine 500 Franks, willst Du sie nehmen?“ James war ganz verblüfft, streckte aber die Hand aus, nahm den Sack und ritt ab. Allein ach! Was man verrätherischerweise vorhergesehen hatte, geschah! Velus hatte nicht mehr seine gewöhnliche Schnelligkeit. Er ist genirt, unruhig, die Zunahme an Gewicht benimmt ihm einen Theil seiner Behendigkeit. Auch James ist nicht mehr so frei in seinen Bewegungen; bald läßt er sich distanziren und schlagen.

(Oekonomisches.) Die französischen Landwirthe wollen gefunden haben, daß die Kartoffelfelder, die man weder behacke noch häufele, weit reicher trügen, weil jene Erhöhung um die Kartoffelstauden Regen und Befeuchtung ableiten. Was meinen die deutschen Oekonomen dazu? Mit der größeren Ernte wäre auch noch Mühe und Zeitaufwand gewonnen.

(Menschen und Vögel.) Ein deutsches Journal giebt nachfolgende Zusammenstellung jener Vögel, deren Eigenschaften auf den Menschen übertragen zu werden pflegen, als: Der Mensch ist stolz wie Adler und Truthähne; scharfsichtig wie der Falke: geschwätzig wie Star und Elster; er singt wie Lerche und Nachtigall: kräht wie ein Hahn; ist gespreizt wie ein Storch; zärtlich wie die Taube oder der Pelikan; eitel wie der Pfau: gefräßig wie der Strauß; verbuhlt und streitsüchtig wie der Auerhahn; nachplappernd wie die Henne und der Papagei; blind wie die Henne und der Finke; schnell wie die Schwalbe; locker wie der Zeisig; rothäugig wie das Rebhuhn; genäschig wie der Sperling; dumm wie Gans, Gimpel und Rohrdommel; watschelnd wie die Ente; aufgeblasen wie der Kakadu; niedlich wie der Kolibri; humoristisch wie der Spottvogel; treu wie die Inseparables; neugierig und dummdreist wie die Meise; schläfrig wie Eule und Uhu.

Außerdem giebt es noch unterdem Menschen Vögel, die in keinem ornithologischen System vorkommen; so der lustige Vogel, der aber höchstens in den Schuldthurm wandert, während der Galgenvogel nicht selten in den Lüften zappelt. Gemeines Lumpenpack und schlechtes Volk wird mitdem generischen Namen: „Rabenvieh“ bezeichnet.

(Ein Mahl in China.) Ein aus China zurückgekehrter Rotterdamer Kaufmann giebt nähere Details über ein Festmahl, dem er dort beigewohnt hat. Man brachte unter andern folgende Gerichte auf die Tafel: Eine Suppe von Vogelnestern, eine andere von Kalbfleisch, von Fröschen, von Entenlebern; ein Ragout von Elephantenschwänzen, mit Brühe von Eidechseneiern, ein gedämpftes Stachelschwein; Fischmagen mit Seekräutern gekocht; Wasserschnepfen mit einer Sauce von Hahnenkämmen; Gelées, zubereitet aus der Haut des Rhinozeros u. s. w.

(Adolph Brennglas) hat ein neues Heft zu „Berlin, wie es ist und trinkt,“ herausgegeben. Es heißt: „Franz Liszt in Berlin, eine Comödie in 3 Akten,“ ist mit einem kolorirten Titelkupfer versehen und kostet 28 kr. — Auch Rellstab hat eine Schrift: „Franz Liszt“ herausgegeben, freilich von einem ganz andern Standpunkte aus; darin kommt das Curiosum vor: „Die gall'sche Schädellehre hat ihre vielfachen Gegner gefunden; doch bisweilen traten auch die auffallendsten Beispiele ihrer Bestätigung ein. Auch Liszt hatte im funfzehnten Jahr zu einer Prüfung derselben Anlaß gegeben. Man führte ihn in London zu dem berühmten Phrenologen Deville, stellte ihn als einen Knaben vor, der zu nichts zu gebrauchen sei, zu nichts Geschick zeige, und bat den Gelehrten, durch Untersuchung seines Schädels vielleicht irgend eine Richtung zu ermitteln, in der man einige Hoffnung für seine Entwickelung haben könne. Deville betastete den Kopf des Knaben und sagte, lebhaft getroffen, auf der Stelle: Haben Sie schon Musik mit ihm versucht? Ich würde entschieden dazu rathen! Man stellt sich leicht den freudigen Eindruck vor, den dieses Urtheil auf alle Anwesenden machte.“

(Entführung.) In Brüssel ist das Tagesgespräch die zweite Entführung der Tochter eines ehemaligen Senators; der Entführer ist derselbe junge Mann, dem die Geliebte das erste Mal in London von der Polizei entrissen wurde. Das Pärchen entfloh in der Nacht vom 25. auf den 26. April, und bis jetzt weiß noch Niemand, wohin es sich gewendet. Ein Brüsseler Blatt hofft, die Verwandten würden jetzt klüger werden, und in die Verheirathung einwilligen. Das heißt Beharrlichkeit in der Liebe.

(Burtehude) — sagt Th. v. Kobbe in seinen humoristischen Blättern, ist das bei den Jütländern, was die Griechen unter Scylla und Charybdis verstanden. Im Holsteinschen dagegen gilt Burtehude für einen weinreichen Ort. Denn da singen die Bauern:

Broder! ick un Du
Wöllt nah Burtehu,
Wöllt da in den Keller krupen,
Wöllt da fine Wihne supen,
Broder! ick un Du
Wöllt nah Burtehu.

Im Hannoverschen verlegt man die Krähwinkelladen nach Burtehude.

(Kurz und bündig.) Zwei Engländer, beide Quäker, von denen der eine in London, der andere in Philadelphia wohnt, führen einen Briefwechsel, dessen Lakonismus der ächteste Spartaner beneiden würde. Jener am Delaware will den an der Themse fragen, ob bei ihm etwas Neues von Belang vorgefallen sei. Er schreibt ihm also folgenden Brief:

Phil. 2. Jan. 1835.

Freund.

?

Joh. K...

Das Fragezeichen war Alles, was er zu sagen hatte.
Nun antwortete der Londoner, welcher Nichts von Bedeutung zu melden hatte, in folgender Weise:

London, Februar 26. 1835.

Freund.

O

Thom. Wol....

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 42.

Bremen, Donnerstag den 26. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 551. Den 21. Mai. Der Oeconom im Armenhause Johann Gerhard Klencke 78½ Jahr, Großenstraße.

— 552. Den 21. — Des Schiffscapitains Christoph Osterloh Sohn, 1 Jahr, kleine Rosenstraße Nro. 13.

— 553. Den 21. — Des Grobbäckers Joh. Behrens Wittwe, geb. Depken, 70 Jahr, Bleicherstraße Nro. 31.

— 554. Den 21. — Die Dienstmagd Ilse Marie Leonore Schmalhausen, 25 Jahr, Doventhors-Deich Nro. 6.

— 555. Den 21. — Des Arbeitsmanns Gerhard Büdelmann Wittwe, geb. Petersen, 77 Jahr, Hastedt Nro. 58.

— 556. Den 21. — Der Arb. Hermann Thomßen, 46 Jahr, Hastedt Nro. 103.

— 557. Den 22. — Des Krankenwärters Heinrich Martin Rudolph Metsch Ehefr., geb. Ast, 32 Jahr, Neustadtswall Nro. 8.

Nro. 558. Den 22. — Des Kaufmanns Heinrich Wehrhahne Sohn, 4 Jahr, Neuenstr. Nr. 2.

— 559. Den 22. — Des Baumwollenzeugfabrikanten Arend Begemann Sohn (todt gebbren) hinterm Paulsberg Nro. 28.

— 560. Den 23. — Des Schlachters Joh. Friedrich Segers Tochter, 10 Wochen, am Paulsberg Nro. 35.

— 561. Den 23. — Des Cigarrenmachers Joh. Arnold Schröder Sohn, 3 Jahr, Evers Hof Nr. 1.

— 562. Den 24. — Des verst. Cigarrenfabrikanten Christoph Murcken Wittwe, geb. Klee, 47 Jahr, gr. Annenstraße Nro. 51.

— 563. Den 24. — Friedrich Heise, 2 Jahr, Hastedt Nro. 9.

— 564. Den 24. — Des Maurers Franz Wilh. Lütjen Tochter, 1 Jahr, Runken Nro. 40.

— 565. Den 25. — Louise Warncke, 58 Jahr, Doms-heide Nro 1.

— 566. Den 25. — Der Steuermann Johannes Orenius, 77 Jahr, Wendts Gang Nro. 8

Geburten:

Nro. 656. Den 21. Mai. Des Krameramtsgenossen Johann Diedrich Ziegler Ehefrau, geb. Schütte, Obernstraße Nro. 62, v. e. M.

— 657. Den 21. — Des Bäckermeisters Joh. Hinr. Petersen Ehefrau, geb. Bennis, alten Weg Nro. 10, v. einem Knaben.

— 658. Den 21. — Des Arb. Joh. Theodor Ludwig Rose Ehefr., geb. Bathmann, am Buntenthorssteinweg, von einem Mädchen

— 659. Den 21. — Des Arb. Joh. Christ. Pfannenschmidt Ehefr., geb. Albrecht, in der Wisch, von einem Mädchen.

— 660. Den 21. — Des Landmanns Gerhard Kämena Ehefr., geb. Elmers, aus Oberneuland, jetzt Hastedt, von einem Mädchen.

— 661. Den 22. — Des Holzhändlers Friedr. Konitzky Ehefr., geb. Harmßen, gr. Allee Nro. 7 A, von einem Mädchen.

— 662. Den 22. — Des Schuhmachermeisters Lüder Frese Ehefrau, geb. Gerberding, gr. Fuhrleutestraße Nro. 14, v. e. Mädchen.

— 663. Den 22. — Des Schauspielers am hiesigen Theater Joh. Wilh. Eduard Edmüller Ehefrau geb. Hecht, Osterthorswallstraße Nro. 91, von einem Knaben.

Nro. 664. Den 22. — Des Baumwollenzeugfabrikanten Arend Begtmann Ehefrau, geb. Rullhausen, hinterm Paulsberg Nro. 28 C, von einem todten Knaben.

— 665. Den 22. — Des Küpergesellen Herm. Joh. Gottfr. Nicolaus Bathmann Ehefrau, geb. Castendieck, gr. Fuhrleutestraße Nro. 37, von einem Knaben.

— 666. Den 22. — Des Dr. med. Peter Jacob Michelhausen Ehefrau, geb. Knoop, Geeren Nro. 28, von einem Mädchen.

— 667. Den 22. — Des Arbeitsmanns Johann Hoops Ehefrau, geb. Klappmeyer, Klattengang Nro. 2, von einem Knaben.

— 668. Den 23. — Des Schuhmachermeisters Joh. Carl Ludwig Bölsdorff Ehefr., geb. Hesse, Spielleutestr. Nro. 1, von einem Knaben.

— 669. Den 23. — Des Küpergesellen Johann Arnold Meyerrieks Ehefr., geb. Haucke, Häfen Nro. 13, von einem Mädchen.

— 670. Den 24. — Des Gastwirths Joh. Diedrich Heinrich Ludwig Rippe Ehefr., geb. Kielenbeck, gr. Johannisstraße Nr. 196; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 43.

Bremen, Sönntag den 29. Mai 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 29. Mai.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Cand. Blendermann.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prm. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Cand. Victor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Wesersage.

Von Georg Storme.

Wie schön und herrlich klinget
Der Sang vom deutschen Rhein!
Der deutsche Mund ihn singet
In tausend Melodein!
So lang' er brauset nieder
Vom Berg hinab in's Meer,
Erschallen neue Lieder,
Des deutschen Sinns Gewehr.

Das Ohr des Sängers lauschet
Am Rhein der Mähren Kund',
Die er herniederrauschet,
Es kündet sie sein Mund.
Er preis't im Leierklange,
Was edel sich bewährt,
Im starken Seelendrange
Des Löwensiegers Schwert.

Im Wellentanz sich reget
Ein and'rer deutscher Strom,
Der Welten Schätze träget
Er zu der Freistatt Dom;
Die Wasser traurig klagen,
Daß stets sie unerhört
Des Vaterlandes Sagen
Im Wogensang gelehrt.

Drum auf, ihr gold'nen Saiten,
So stimmet an den Sang,
Der aus der Wellen Gleiten
Mir in die Seele drang;
Ob auch, wie mächtig fließet
Der Strom, so schwach das Wort,
Das meinem Mund entsprießet,
Ihr Wogen, tragt es fort!

„Am grünen Weserstrande,
Wo stolz der Strom durcheilt
Der steten Freiheit Lande,
Die Mutter einsam weilt.
Nicht schließet ihr der Schlummer
Das trübe Auge zu,
Es nahm der herbe Kummer
Der Armen Glück und Ruh.

Es netzt die bleiche Wange
Die Thrän' aus finst'rem Blick,
Es wich im Zeitendrange
Von ihr das Mutterglück.
Des Friedens gold'ne Stunden,
Der treuen Liebe Lohn,
Die wieder sie gefunden
Bei Mann und Kind, sie flohn.

Es griff im Zorn der Knabe
Sie an mit starker Hand,
Die, von des Lasters Grabe
Zu fliehn, ihn sanft ermahnt.
Dem lieben Mutterherzen
Des Friedens Glück er raubt,
Doch treffen Reueschmerzen
Des frechen Buben Haupt.

Daß Böses sie gebieret,
Der Fluch der bösen That
Ihn strafet; er verlieret
Der Seele Ruh. Es naht
Die Angst dem Born des Lebens,
Mit Gift sie ihn erfüllt,
Er sucht das Heil vergebens,
Das seine Qualen stillt.

Der Augen Glanz erbleichet,
Es stirbt der Wangen Roth,
Eh' noch das Jahr verstreichet,
Umfänget ihn der Tod.
Im Schooß der Mutter Erde
Dort gräbt man ihm ein Grab,
Daß Staub dem Staube werde,
Versenkt man ihn hinab.

Doch was im Grau der Mächte
Sich reget, wenn dort wild
Der Erd' und Sünde Mächte
Sich streiten, bleibt verhüllt.
Es streckt des Buben Leiche
Die Hände rasch empor,
Sie wachsen aus dem Reiche
Der Nacht zum Tag hervor.

Es dringt die seltne Mähre
Zum Ohr der Mutter hin,
Ob wahr sie sich bewähre
Zu forschen, sieht ihr Sinn.
Weh ihr! zu ihren Füßen
Das Kind aus dunklem Haus,
Die freche That zu büßen,
Die Hände streckt heraus.

Die Knochenhände decket
Die Muttererde neu;
Umsonst! das Kind sie recket
Aus schwarzem Kleide frei.
Der Todtengräber häufet
Wohl Tag auf Tag das Grab,
Der Rache Macht stets streifet
Die dunkle Hülle ab.

„Nicht ruhen kann die Leiche,
„Wie tief sie auch umhüllt,
„Bevor der Mutter Streiche
„Die freche Hand gefühlt!"

In schaurig dumpfen Tönen
Aus Moder, Nacht und Gruft
Mit qualbewegtem Stöhnen
Des Kindes Stimme ruft.

Die Mutter mit der Ruthe
Des Kindes Hände schlägt,
Das mit des Zornes Muthe
So schwere That erregt.
Das ist der Strafe Ende,
Die sie geübt mit Graus!
Die Leiche zieht die Hände
Hinein ins Bretterhaus".

„So hätt' ich denn besungen
„Die Sage, die im Strom
„Der Wellen mir erklungen!
„Ein Stein im hohen Dom
„Zu Bremen an der Weser
„Zwei Hände stellet dar,
„Dort sieh nur nach, o Leser,
„Ob meine Sage wahr!"

Twistringen, den 8. Mai 1842.

Eine Million.

Moscowitische Anekdote von 1811. Vom Grafen A. de la Garde.

Wir befanden uns zu Wien um die Zeit des Congresses von 1814 und kamen eben vom Redoutenball. Es war ein schöner Abend, und so gingen wir zu Fuß nach dem Jäger-Reel. Als wir an dem Hotel des Grafen von Rosenberg vorbei kamen, sahen wir es aufs glänzendste erleuchtet. Diener in prächtiger Livree trugen mit Eis und Früchte bedeckte Schüsseln über den Hof. Eine harmonische Musik und schallende Stimmen zeugten von der Lust, die dort herrschen mußte.

„Es scheint mir," sagte ich zu meinem Freunde, „daß Dein Landsmann, Herr Raily, seine königlichen Gäste heute noch prunkender bewirthet als sonst. Wenn das so fortgeht, so dürfte sein Credit von einer Million bei dem Banquier Arnstein bald erschöpft sein.

— Wenn es wäre, wird schon Rath werden, erwiederte Griffiths mir: die Laufbahn der Spieler von Profession ist dermaßen von unvorhergesehenen Umständen, von bizarren Episoden durchkreuzt, das Glück kömmt ihnen so sehr und so oft zu Hülfe, daß die Worte Ruin, Zufall, Verwegenheit in jeder Zeile ihrer Biographie vorkommen. Zuweilen blitzen aus diesem Strudel auch einmal Großmuth, Hingebung, Größe auf. Wenn die Menge in dem Ge-

heimnisse dieser Art von Existenzen eingeweiht wäre, so würde der phantastische Zauber verschwinden, den sie in dem Loose dieser Zigeuner des Hofes, der Spielhäuser und der Paläste sieht.

— Der Ursprung dieses Credits von einer Million Gulden knüpft sich an einen Vorfall, der mir von Herrn Raily selber erzählt worden ist und der gar wunderbar die endlosen Resourcen des Spieles charakterisirt.

Wir waren angekommen, und mein Freund fuhr fort, wie folgt:

— Eines Morgens hält vor der Thür des Hotels, welches Herr Raily zu Moskau bewohnte, eine elegante, mit vier langmähnigen und prächtig aufgeschirrten Pferden bespannte Equipage; auf ihrem Kutschbock thront ein Kutscher mit glänzendem krausen Barte, angethan mit einem goldgestickten Kaftan, den ein reicher kasanischer Gürtel um die Hüften zusammenhält. Auf einem der Vorderpferde läßt ein Jokey von zwölf bis dreizehn Jahren, sauber, kokett, und nicht größer als der Stiefel eines Reiters von der Leibgarde, den scharfen und gedehnten Schrei erschallen, mit welchem diese pygmäischen Centauren ihre Pferde anreizen und die Fußgänger warnen. Der Laquai, in großer Livree, mit silberbetreßtem dreieckigen Hute paßte dazu: kurz, es war Alles so vollständig, daß auch nicht die geringste Ausstellung daran zu machen gewesen wäre. So viel, die Karosse betrifft.

Ein Mann von etwa dreißig Jahren, russisch gekleidet, welches Kostüm von einigen Edelleuten der entfernteren Provinzen getragen wird, entsteigt derselben. Er hat eine offne und einnehmende Physiognomie; sein blondes Haar mengt sich geringelt mit seinem blonden Barte, kurz sein Aeußeres bezeichnet einen Mann, der den höheren Klassen der Gesellschaft angehört. Er läßt sich anmelden, und präsentirt sich mit dem ungezwungenen Wesen, das schon ein vortrefflicher Freipaß ist, wenn man, um sich in der Welt zu poussiren, keine andere Empfehlung besitzt.

„„Entschuldigen Sie gütigst meinen Besuch,““ sagte er in sehr gutem Französisch zu Herrn Raily. „„Ich hätte mir dazu allerdings erst Ihre Erlaubniß erbitten sollen; aber ich war schon so glücklich, einige Male in öffentlichen Vereinen mit Ihnen zusammen zu treffen; darauf habe ich gefußt, und ich hoffe, daß es mir zur Entschuldigung dienen wird.““

— Herr Raily erkennt ihn auch sogleich, und beeilt sich, ihm einen Stuhl anzubieten, und zu fragen, worin er ihm nützlich sein könne.

„„Was ich Ihnen mitzutheilen habe, mein Herr, ist für mich von hoher Wichtigkeit; aber erlauben Sie mir, daß ich, ehe ich eine Eröffnung mache, von Ihnen das Versprechen der Geheimhaltung fordere, Sie mögen die Gefälligkeit, um die ich bitten werde, bewilligen oder verweigern. Eine Indiscretion könnte späterhin dasjenige, was ich gegenwärtig durch Ihren Beistand zu erreichen versuchen möchte, unmöglich machen; sein Sie jedoch überzeugt, daß Sie durch das, was ich Ihnen zu offenbaren habe, in keiner Weise gefährdet werden können.

— Herr Raily sagte zu, ohne sich zu bedenken; denn er empfand schon den sympathisirenden Reiz, der ihn für den jungen Mann interessirte. Dann gab er Befehl, durch nichts gestört zu werden, und widmete ihm nun seine ganze Aufmerksamkeit.

„„Ich heiße Swerkof-Feodorowitsch, und bin Kaufmann erster Gilde. Es wird Ihnen unstreitig bekannt sein, welchen Rang wir unter dem Bürgerstande haben; ich wohne hier in Ihrer Nachbarschaft, habe aber mein Handelshaus und meinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Tula.

„„Sie, mein Herr, sind, wie mir gesagt worden ist, ein vornehmer Engländer, der seit einigen Monaten zu Moskau lebt, und, wie alle distinguirte Personen Ihres Landes, hoch und sehr nobel spielt. Das thun wir auch in Rußland; und das ist, mehr oder minder, überall so. Aber man sagt ferner, daß Sie, mein Herr, mit Glück spielen, wozu ich gratulire; denn so entgeht man dem, dupirt zu werden. Verzeihen Sie, wenn ich nun noch hinzusetze, daß es dieses Umstandes wegen geschehn ist, daß ich mich Ihnen zu präsentiren so frei gewesen bin.

— Welchen Zusammenhang kann meine Lebensweise und deren günstiges oder ungünstiges Resultat mit Ihrem Besuche haben? antwortete Raily, über dies Debüt ziemlich verwundert. Sind Sie zu mir gekommen, um Ihr Glück oder Ihre Geschicklichkeit im Karten- oder Würfelspiel mit dem meinigen zu messen? Bitte, erklären Sie sich deutlicher.

„„Keineswegs, mein Herr; ich spiele nie, ich kenne selbst kein Spiel.

— Aber was dann?

„„Ich komme,““ begann der junge Russe wieder, in feierlichem Tone und indem sein Gesicht einen peinlich

ernsten Ausdruck annahm, „„ich komme wegen einer weit wichtigeren Mittheilung, wegen einer Angelegenheit, deren Erfolg von Ihnen abhängig sein kann, wobei jedoch das Spiel mit in Rechnung kommt.““

— Erklären Sie sich, mein Herr.

„„Ich habe Ihre edle Denkart loben hören; ich habe darauf gebaut, und bin gekommen, meine Zukunft, mein Leben in Ihre Hände zu legen, indem ich Sie um ein Gut bitte, auf das der Engländer einen so hohen Werth setzt — die Freiheit!““

Bei dem Worte Freiheit, mit einer Exaltation gesprochen, die nicht zu beschreiben ist, sah Herr Naily den jungen Mann so verwundert an, wie wenn Alles, was er so eben vernommen, nur als ein Scherz zu betrachten sei. Der Russe, der unstreitig seine Gedanken errieth, setzte daher eilig hinzu:

„„Dies Wort in meinem Munde befremdet Sie, mein Herr. Ist nicht zunächst dem Leben die höchste Wohlthat Gottes das Princip alles dessen was hochherzig, edelmüthig und groß ist, die Freiheit? Nun denn, dieser Freiheit, ohne welche das Leben keinen Werth hat, bin ich, mein Herr, auf ewig beraubt; ich verhalte mich zu ihr gleich dem Blinden, der sich nach dem Lichte sehnt — ich bin Sclave! Ihnen ist es aber vielleicht vorbehalten, meine Stirn von diesem Schandfleck, von dem Zeichen der Knechtschaft rein zu waschen, das wir, ein Wappen der Ehrlosigkeit, gleich einem Cainszeichen von Generation zu Generation forterbend, über unseren Thüren aushängen müssen.““

— Aber, in wiefern handelt es sich bei diesem allen um mich, mein Herr? sagen Sie mir das doch.

„„Sie kommen in dem Treiben, dem man den Namen die große Welt beigelegt hat, mit dem Grafen K . . . ., Fähnrich im Regimente des Adelsgarde, zusammen. Es ist dies einer der jungen Männer, die in dem Club der Engländer am meisten von Gewicht sind: er setzt die wagehalsigsten Spieler und Wettenden durch seine Keckheit, seinen Luxus und seine Arroganz in Erstaunen.““

— Es ist wahr, unsere Bekanntschaft sieht fast einer vertrauten Verbindung ähnlich.

„„Ja, einer Verbindung, die, ich wage es zu sagen, ohne innern Werth ist, weil ihr dazu die Basis: Achtung, fehlt. Sie haben keine Achtung für den Grafen, mein Herr, und darin folgen Sie der allgemeinen Meinung. Ihm ist die Eitelkeit Stolz, Unverschämtheit Muth, Geschwätz Gelehrsamkeit, und, was noch schlimmer ist, es fehlt ihm gänzlich an Seele und Gemüth. So ist der Graf. Mit Geschöpfen dieser Art hat man wohl Umgang, aber man kann sie nie achten, sich ihnen nie befreunden.

— Das ist kein eben schmeichelhaftes Bild; nun aber?

„„Nun! . . . . Sehen Sie, mein Herr, ich sage das mit Scham auf den Wangen, mit der Hölle im Herzen, ich, bin der Selave dieses Mannes; dieser ist mein Gebieter.

Bei diesen Worten wurden seine Augen, die noch eben Funken gesprüht hatten, trübe und durch Thränen verfinstert. Herr Naily stand, wie vom Blitz getroffen, denn es leuchtete ihm sofort ein, wie gräßlich ein solches Schicksal für einen solchen Mann sein mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Muster zu einem Trauerspiel nach dem neuesten Geschmack.

Ulfo und Emma,

oder:

Wenn ich nur noch einen Titel wüßte.

Erschreckliches Schauspiel in 5 Abtheilungen, von einer Compagnie Theaterdichter. Die zur Handlung gehörige Musik ist von mehreren Componisten gestohlen.

Personen:

Uebelall Krutziadary, ein Zauberer in den besten Jahren.
Izlyheleschkplizkezivel, eine Fee, in der Blüthe ihres Alters.
Mordor, auch ein Zauberer.
Kamschadala, noch eine Fee.
Ulfo, ein verliebter Ritter.
Emma, man weiß noch nicht, wer sie ist.
Furien, Vermummte, Rosse und andere Sachen.
Eine Elephantin. Mehrere 40 Cavallerieregimenter.
Eine Musik- und eine Räuberbande. 1000 kleine Kinder.
Vieles andere dumme Zeug.

Erster Act.

Erste Scene.

Zauberer und Zauberinnen in einem Palaste von Hollunderfaft. Alle lecken an den Säulen des Palastes, und fangen an zu schwitzen. Chor mit beliebigem Text, denn das Publikum versteht doch nichts davon. Alle ab.

Zweite Scene.

Man sieht gar nichts. Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Die Gegend stellt einen Wald vor, den man aber vor lauter Bäumen nicht sieht. Man hört stark blitzen und sieht den Wind gehen. Im Hintergrunde erscheint Emma mit fliegenden Haaren, sie wird von zwei Vermummten verfolgt, und springt von einem Baum zum andern, die Vermummten ihr nach; Emma wird schwach; ein Vermummter erwischt sie bei den Haaren; Emma will entfliehen, der Vermummte reißt ihr alle Haare aus.

Erster Vermummter: (giebt ihr eine Ohrfeige.) Da hast Du eine!

Emma: Das ist mehr als ich verlange. (Man hört ein leises Geräusch, welches jedoch sehr stark ist.)

Erster Vermummter: Was ist das?

Zweiter Vermummter: Wir wollen lauschen. (Jeder steigt auf einen Baum.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Ulfo.

Ulfo kommt in einem Pilgerkleide, verstört und düster, weil er schon sechs Wochen keinen warmen Löffel in den Leib bekommen hat; er fällt auf die Knie, betet ad libitum, und steht wieder auf. Emma liegt mitten auf der Bühne, er darf sie aber nicht sehen.

Ulfo: Emma! Emma! Wo finde ich Dich?! 53 Jahre habe ich Dich nicht gesehen! Soll ich verzweifeln?

(Ein Vermummter fällt vom Baum, und bricht das Genick. Blaues Feuer. Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Derselbe Wald. Ulfo tritt auf durch die Mittelthüre. Emma liegt noch auf dem alten Fleck.

Ulfo: He! Da bin ich!

Emma: Ach! Ach! Ach! Ach!!

Ulfo: Wer jammert mir hier?

Emma: Ich.

Ulfo: Mit wem habe ich die Ehre?

Emma: Treuloser Jüngling, erkennst Du mich nicht mehr?

Ulfo: Bist Du es, meine 63jährige Geliebte?

Emma: Ach, woran mahnst Du mich? (Pause von 3½ Minuten.)

Emma: Herr von Ulfo, wie befinden Sie sich?

Ulfo: Danke schön, muß gut sein, bis es besser wird. (Beide ab).

Zweite Scene.

Tanz mit Gruppirungen und Tableaux, ausgeführt von den wilden Thieren des Waldes. (Pause.) Der Vorhang fällt.

Vierter Act.

Erste Scene.

Oede Gegend. Es ist kalt; man sieht in der Entfernung einige Knappen erfrieren. Das Publikum weint. Ulfo und Emma treten Arm in Arm auf.

Ulfo: Mir ist nicht so recht übel — ich bin so dumm im Kopfe.

Emma: Ja wohl!

Ulfo: Das schmerzt mich.

Emma: Was?

Ulfo: Daß Du: ja wohl sagst! (Ulfo bekommt das kalte Fieber.)

Emma: Götter! Ihr prüft uns schwer!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Der Herzog mit unzähligem Gefolge.

Herzog: Gehorsamer Diener, lassen Sie sich nicht stören.

Ulfo: Sie wären mir auch gerade der Rechte dazu! (Er klappert vor Frost und verschwindet.)

Emma: Ich folg' Dir, Geliebter! (Sie weint laut, und geht ab.)

Herzog: Ich werde schlafen gehen! (Mehrere Kammerdiener bringen ihn in ein Zimmer mit zwei Seitenthüren und einer Mittelthür. Der Herzog schämt sich Einiges, legt sich ins Bett, und geht dann zu beiden Seiten ab.) Der Vorhang fällt langsam und mit Gefühl.

Fünfter Act.

Erste Scene.

Wald, Finsterniß, Grauen, Ulfo und Emma sitzen auf einem Baumstamme, sie raucht Taback, und er singt. Aus dem Dickicht kommt ein Greis mit einem weißen Barte und Nanking-Beinkleidern. Ulfo und Emma ziehen sich in den Hintergrund zurück.

Greis: Furchtbares Ereigniß!

Ulfo: (hervorstürzend.) Was ist los?

Greis: (mit Pathos.) Was nicht angebunden ist!

Emma: Grobian!

Greis: Wer nennt meinen Namen? Ha! ich bin erkannt! (Er ersticht sich.)

Emma: Der ist bei den Andern, dahin, mein Ulfo, laß' uns wandern! (Emma ersticht sich gleichfalls.)

Ulfo: Ha, jetzt wird mir wohl! (Er verhungert.)

Zauberer und Zauberinnen führen den Herzog herein, und zeigen ihm die drei Leichen. Der erste beste Zauberer sagt: „Siehst Du die Früchte Deines geruchlosen Treibens?“ Furien zerreißen den Herzog, hierauf folgt eine Ueberschwemmung, die Welt geht langsam unter, der Vorhang fällt gelassen. (Danziger Dampfboot.)

Marschall Moncey.

(Nekrolog.)

Rose Adrien Jeanot Moncey war geboren zu Besançon am 31. Juli 1754. Sein Vater, Advocat im Parlament der Provinz Franche-Comté, bestimmte ihn zu derselben Profession; der Sohn verließ aber in einem Alter von 15 Jahren das Collegium von Besançon und trat in das Infanterieregiment Conti. 1791 war der junge Moncey Dragonercapitain. 1793 commandirte er das fünfte Bataillon cantabrischer Jäger. Die seltene Tapferkeit, die Festigkeit und die Talente, die er bei mehreren Gelegenheiten bewiesen, erwarben ihm 1794 den Grad eines Brigadegenerals; zwei Monate später erhielt er das Patent als Divisionsgeneral. In dieser Eigenschaft bei der Armee der Westpyrenäen angestellt, trug er zur Eroberung des Bastanthales, der Veste Fuentarabia, des Hafens Passages und San Sebastian bei. 1795 ward er durch ein Decret der Nationalrepräsentation zum Commando der Armee der Westpyrenäen berufen. Man kennt den Ausgang des Feldzugs; durch die von dem französischen General errungenen Vortheile erschreckt, entschloß sich die spanische Regierung endlich zum Frieden. Diesen unterzeichnete Moncey zu San Sebastian mit dem Marquis Iranda, dem Abgeordneten des Madrider Cabinets. 1800 zog Moncey, mit dem Commando über ein Corps von 20,000 Mann beauftragt, über den St. Gotthardt und bemächtigte sich Piacenza's. Zu Marengo ward sein Name im Tagsbefehl der Armee ausgezeichnet. Nach dem Lüneviller Frieden erhielt er das Commmando der Departemente des Oglio und der Adda; 1801 ward er zum ersten Inspector der Nationalgendarmerie ernannt. Diese Stelle war damals gleichsam die eines zweiten Polizeiministers. 1804 präsidirte Moncey das Wahlcollegium des Doubsdepartement und ward in demselben Jahre zum Candidaten für den Erhaltungssenat durch das Departement der niedern Pyrenäen ernannt. Am 19. Mai 1804 nahm ihn Napoleon in die erste Liste der Marschälle des Kaiserreichs auf und ernannte ihn am 1. Febr. des folgenden Jahres zum Großkreuz der Ehrenlegion. 1808 ward Moncey nach Spanien geschickt und entwickelte in diesem Feldzug, einem der schwierigsten des Kaiserreichs, militärische Talente vom ersten Rang. 1814 zum Majorgeneral und zweiten Commandanten der Pariser Nationalgarde ernannt, legte er während der unter den Mauern dieser Stadt gelieferten Schlacht eine Charakterfestigkeit und eine Geistesgegenwart an den Tag, die ihm die Bewunderung der Pariser Bevölkerung erwarben. Nach dem von Marmont angenommenen Waffenstillstande übergab Marschall Moncey kraft eines ihm zugekommenen unvorhergesehenen Befehls der Armeee zu folgen dem Herzog v. Montmorency das Commando der Nationalgarde. Am 1. April ward er zum Mitglied des provisorischen Staatsraths ernannt. Von Ludwig XVIII. 1814 zum Pair erhoben, darauf durch königliche Ordonnanz von der Pairie ausgeschlossen, ward er am 5. März 1819 in diese Würde wieder eingesetzt. 1823 führte er das Obercommando des vierten Corps der Armee von Spanien. Nach 1830 zum Gouverneur des Invalidenhotels ernannt, endigte Marschall Moncey ein glorreiches, von allgemeiner Verehrung umgebenes Leben inmitten der alten Soldaten, als deren Beschützer er sich immer bewiesen.

* Hannover.

Dem Hofmedicus Dr. Elwert dahier ist auf sein Gesuch vom 28. Februar d. J. die Erlaubniß zur öffentlichen Abhaltung des Centralvereins homoeopathischer Aerzte auf den 10. August in der Residenzstadt Hannover vor einigen Tagen von Seiten Königlicher Polizeidirection reskribirt, daß nach Entscheidung des Königl. Ministerii des Innern, der nachgesuchten Erlaubniß zur Haltung öffentlicher Vorträge bei Gelegenheit der beabsichtigten Zusammenkunft homoeopathischer Aerzte allhier nicht Statt gegeben werden könne. Gegen die Zusammenkunft hat man übrigens nichts zu erinnern gehabt.

Hoffentlich wird der Hofmedicus Elwert von Seiten der homoeopathischen Aerzte Entschuldigung finden, daß er unter solchen Bedingungen nicht weiter wünschen kann, den quäst. Verein zum terminum ad quem hier abzuhalten.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 23. Mai d. J.

1. Des verst. C. A. Hoffmann Immobile, Wüstenstätte Nr. 3, zu 412 Rt. 36 Grt. Käufer: Joh. F. Ad. Dröge.
2. Jacob Wessels Testaments Erben Immobile, vor der Reeperbahn Nro. 22 ꝛc., zu 2500 Rt. Käuferin: Rebecka Marg. Wessels.

Thorsperre.

Vom 1. — 30. Juni 10 Uhr.

Miscellaneen.

(Walhalla-Giebel.) Seit den Zeiten des Alterthums wurden in der Sculptur keine freien Giebelgruppen gebildet, und es blieb für König Ludwig, der in der Kunst überhaupt so vieles Große aufs neue ins Leben rief, vorbehalten Werke, dieser Art, deren Kunstform so ganz den Geist hellenischer Plastik athmet, auszuführen.

Nachdem der erste Giebel dieses Styles an der hiesigen Glyptothek entstanden war, folgten zwar auch anderer Orten Giebel von Bronze, Sandstein ꝛc., jedoch alle nur Reliefs, keine freien Statuen wie die in München. — Hiedurch nun schon, aber auch durch Reichthum, geistige Tiefe der Composition, Ausführung, Vollendung aller Einzelnheiten, und durch materielle Größe, ist jener kürzlich ausgestellte Giebel der bedeutendste, wie sich dieses Werk denn überhaupt wohl als eine der großartigsten und trefflichsten Leistungen der modernen Sculptur manifestiren und sich den edelsten Denkmäler des Alterthums würdig anschließen dürfte.

Die ganze Gruppe besteht aus funfzehn Marmorstatuen von 8 bis 10 Fuß Höhe, in einer Längenausdehnung von 72 Fuß. In der Mitte steht Armin bedeutend kolossaler wie die übrigen Figuren als verklärter Heros, nackt, vom fliegenden Mantel halb umhüllt, das gezückte Schwert gegen die Römer gekehrt, den Fuß auf zerbrochene Adler und Ruthenbündel stemmend. Auf der einen Seite, derjenigen der Germanen, sehen wir den Kampf der ethischen, der Nationalprincipien gegen den Andrang fremder Eroberer. Krieg, Poesie, Religion, Frauenwürde und ruhmvoller Tod fürs Vaterland sind hier versinnlicht. — Während die drei Vorkämpfer der Schaaren, Milo, Cattumer und Segimer gleichen Schrittes dem Feind entgegenstürmen, stimmt ein mit der Streitaxt bewaffneter, eichenbekränzter Barde den begeisternden Schlachtgesang an, die Seherin naht dem Kampfe durch das Schilf der Waldwasser unheimlich daherrauschend, und Thusnelda, eine großartige Heldenjungfrau, unterstützt den todtwunden Sigmar, der eben zusammensinkt.

Gegenüber mit Wenigem die Charakteristik der Römer und ihre Vernichtung. — Der Schwerbewaffnete drängt vor, der Velit weicht schon, der Feldherr entleibt sich, die sterbenden Adlerträger versinnlichen die Niederlage der Legionen (bekanntlich ward durch den Ausdruck „Adler“ auch die Legion bezeichnet).

Ein Blick auf das Ganze macht uns die hohe Anerkennung des Werkes bei der Elite der Kunstwelt, wie beim Publicum überhaupt, theilen. Der Sachverständige aber wird mit höchster Befriedigung auch die meisterhafte und zarte Vollendung der Form in ihren Einzelnheiten und von allen Seiten zu würdigen wissen; das Nackte erscheint ausgeführt bis zum Nagel der Hand, und trefflich charakterisirt die Behandlung der Stoffe, Felle, Linnen ꝛc.

Möge dieses mit Schwanthalers Originalität und Lebendigkeit durchgeführte Werk, wohl die bedeutendste Marmorgruppe seit den Zeiten des Alterthums, glücklich an den Ort seiner Bestimmung, in die luftige Höhe unsers deutschen Pantheon Walhalla, gelangen.

(Düsseldorf, 17. Mai.) Unser Musikfest bewährt auch in diesem Jahre seinen Charakter, es ist ein Volksfest im edelsten Sinne. Aus allen Gauen des rheinischen Vaterlandes strömen diejenigen zusammen, denen die höhere Stufe geistiger Bildung einen derartigen Genuß zum Bedürfniß macht. Allen wird gegeben, was Allen so werth ist. Mendelssohn ist ganz der Mann, diese überschwenglich reichen Mittel auf eine Weise zu handhaben, die auch dem Uneingeweihten das innere Heiligthum der Tonkunst erschließt, auch ihm die Riesenwerke jener Meister verständlich macht, die sonst nur den sogenannten Leuten vom Fach zugänglich sind. Er ist der Mittelpunkt des Festes, und die Genossen befriedigen nur die eigene Empfindung herzlicher Dankbarkeit und Theilnahme, wenn sie ihn als solchen auf alle Weise geltend machen. Gestern, am zweiten Festtage, ward er von den Damen mit Blumen und Kränzen empfangen, und nach Beendigung seines herrlichen „Lobgesanges“ machte sich die aufgeregte Stimmung auf dieselbe Weise Luft. Vorgestern Abend wurde ihm ein Ständchen gebracht; man wetteifert, man überbietet sich, dem gefeierten Meister die Erinnerung an Düsseldorf zu einer angenehmen zu machen. — Dem Fest-Comité gebührt der lebhafte Dank aller Theilnehmer für die musterhafte innere Ordnung, sie ist wesentlich für die Erhöhung des Genusses. Die Anordnungen sind so getroffen, daß Niemand, auch auf die entfernteste Weise, darin beeinträchtigt wird. Die große Zahl der Gäste macht dies zu einer schwierigen Aufgabe; sie kann nicht glücklicher gelöst werden. Das Fremdenblatt giebt gegen 600 Namen; ein großer Theil mit Familie. Die Eisenbahn führt stündlich neue Gäste herbei, die zum Theil wieder abreisen, also nicht in die Liste kommen. Auf dem jenseitigen Rheinufer stehen eine große Anzahl Equipagen, die ihre Fremden ebenfalls nach dem Concert wieder heimwärts bringen. Man wird nicht zu viel annehmen, wenn man die Gesammtzahl der Besucher auf wenigstens 2000 schätzt.

(Das neue Gefängniß in Paris) enthält nicht weniger als 1216 Gemächer, welche sich theils über, theils unter der Erde befanden, und soll gegen vier Millionen Franken gekostet haben. Kürzlich fand man eines Morgens einen Zettel an der Mauerecke dieses grandiosen Gebäudes, und darauf folgendes Epigramm in Knittelreimen:

Die Kosten sind sehr hoch, aber das Haus ist doch zu klein,
Denn alle Schelme von Paris gingen doch nicht hinein.

(Das einfache Frühstück.) Als eine Pariser Sängerin den Besuch Auber's empfing, der für sie eine neue Rolle geschrieben, meldete man ihr, daß das Frühstück bereit sei. Ich lade Sie nicht ein, sagte sie zu dem berühmten Componisten gewendet, dies hieße Ihnen einen schlechten Streich spielen, denn ich frühstücke sehr einfach, etwas Brod, Wasser und einige Früchte. Sie log nicht, denn als man in den anstoßenden Saal trat, erblickte

Auber eine ungeheure Schüssel, gefüllt mit — Erdbeeren. Man darf nicht vergessen, daß diese einfachen Früchte vor 3 Wochen in Paris einen Cours von 2 Franken per Stück hatten, der keinem Fallen unterlag.

(Liszt) gab bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin, bei einem, für die Armen von ihm veranstalteten Concerte, 20 Louisd'ors für eine Eintrittskarte.

(Der Berliner Verein gegen Thierquälerei.) Der philanthropische Verein gegen Thierquälerei, von dem man nicht viel mehr weiß, als daß er existirt, hat neulich durch eine Controverse von sich reden gemacht. Es ist eine alte Sitte in Berlin, daß die Charlottenburger Milchfrauen ihre Karren von Hunden ziehen lassen. Zuweilen sah man aber auch eine ermüdete Frau sich selbst noch obendrein darauf setzen, und die Thiere protestirten dagegen nicht, wohl aber schon längst unsere Sentimentalität. Diese hatte in jüngster Zeit nun auch den Verein gegen Thierquälerei, oder gar die Polizei (die Acten liegen nicht vor) zu Hülfe gerufen. Einer Milchfrau, die sich von ihren Thieren alltäglich von Charlottenburg nach Berlin ziehen ließ, wurde es untersagt. Die Frau klagte über Unrecht, und fand in einem Arzt und Schriftsteller einen Vertheidiger in der Zeitung. Von der andern Seite wurde geantwortet. Der Streit darüber, ob die Milchfrau ein altes Mütterchen oder ein kräftiges Weib, ob mit gesunden oder mit schlimmen Füßen ist, mag für den speciellen Fall von Wichtigkeit sein, und es hat sich herausgestellt, daß die arme Frau allerdings so alt und hinfällig ist, daß man es ihr nicht verargen kann, wenn sie sich von ihren Hunden ziehen läßt, statt nach Berlin zu kriechen. Wichtiger ist die Frage, ob die Hunde stark genug waren, um außer ihrer Milchlast auch einen lebendigen Menschen zu ziehen? Auch das hat sich erwiesen. Es sind starke Köter, die unter der Last ihrer Aufgabe noch nicht erlagen. Im Gegentheil ließe sich nachweisen, daß die Hundekraft bisher zu wenig genutzt wurde, und daß man Thiere, die bisher nur zum Vergnügen, zur Jagd und zur Bewachung benutzt wurden, gewiß noch zu andern Dingen verwenden kann.

(Wien.) Das Nervenfieber nimmt mehr und mehr einen epidemischen Charakter an. Die Forstlehranstalt zu Maria-Brunn, in der Nähe Wiens, mußte, wie schon früher die Primärschule zu Tullu, gänzlich aufgelöst werden. In der Residenz selbst macht diese Krankheit alle Vorstädte durch. Bis jetzt hatte sie die Vorstadt Wieden hauptsächlich dezimirt. Unter 41 Todten waren eines Tages 21 am Nervenfieber und Typhus Verschiedene. Man suchte die Ursache in Luft und Wasser, untersuchte die Brunnen von Amtswegen, und fand nichts. Jetzt soll die Luft allein die Ursache sein; unerklärlich bliebe es immer, warum der giftige Luftstrom sich gerade immer mit solcher Hartnäckigkeit auf einen Theil der Stadt werfen sollte.

(Räuber in Spanien.) Hat auch die Kriegsromantik in Spanien eine Pause gemacht, die Räuberromantik ist geblieben. In Catalonien treiben mehrere Banden ihr Wesen, von denen die eines gewissen Felipe die furchtbarste ist. Sie plündert Städte und Dörfer, überfällt Posten und einzelne Meiereien, und entging bis jetzt allen Nachstellungen der Behörden. Es scheint, daß sich diese Banditen, wenn sie zu hart gedrängt werden, über die französische Grenze flüchten, wo sie bei den Einwohnern eine Zuflucht finden, die sie mit dem Ertrag ihrer Raubzüge bezahlen. Ist die dringendste Gefahr vorüber, so erscheinen sie von Neuem auf dem spanischen Gebiet, um ihrem löblichen Gewerbe mit frischem Eifer obzuliegen.

(Friedrich Kind,) der Verfasser des Textes zu Weber's „Freischütz," arbeitet an der Zusammenstellung eines „Freischützbuches," welches bei Cotta erscheinen und Alles umfassen soll, was man von der Freischützsage und von ihren früheren Bearbeitungen von allgemeinerem Interesse ist. Zugleich wird das Werk biographische Mittheilungen über Fr. Kind selbst enthalten, und das Verhältniß schildern, in welchem der Operndichter zu dem verstorbenen Apel stand.

(Das Bonifacius-Denkmal.) In Fulda scheint es mit der Vollendung des Bonifacius-Denkmals endlich Ernst werden zu wollen. Mächtige Hebel und Flaschenzüge haben den letzten Würfel auf das Fußgestell gesetzt und der Bildsäule ihren Standort bereitet; bald wird diese aufgestellt werden können. Wie man vernimmt, wird die Feier der Enthüllung und Einweihung des Denkmals auf Sonntag den 5. Juni, als den Todestag des heil. Bonifacius, anberaumt werden. Es wird Alles aufgeboten werden, um diese Feier großartig zu gestalten.

Ueber Correspondenzartikel.

Wir haben schon einige Mal im Bürgerfreund der falschen Berichte aus Bremen in fremden Blättern erwähnt, aber den besten Beweis, mit welchem gewissenlosen Leichtsinn solche Artikel geschrieben werden, liefert doch der folgende in der Augsb. Allgem. Zeitung. Es heißt dort nämlich: Bremen den 9. Mai. — — — — das Publicandum des Senats wird erst Nachmittags 4 Uhr erscheinen, da unsere einzige Bremer Presse auf dergleichen Arbeiten nicht vorbereitet ist." — Unser wackerer Bürgermeister wird dem Vernehmen nach nicht von Harburg zurückkehren, bis den Leidenden geholfen und die Obdachlosen untergebracht sein werden." — „Brod wird in Hamburg seit drei Tagen nicht mehr gebacken." — „Ich brauche Ihnen nicht zu schreiben, daß auch hier seit zwei Tagen alle Geschäfte still stehen." In derselben Woche erzählt ein Wiener Blatt, der Pöbel, der die Gewölbe der Bank habe plündern wollen, sei mit Kartätschen aus einander gejagt worden.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 43.

Bremen, Sonntag den 29. Mai 1842.

Gestorben:

Nro. 567. Den 26. Mai. Des Strumpfwebers Caspar Windelken Wittwe, geb. Tackenberg, 67 Jahr, Paulsberg Nro. 31.

— 568. Den 26. — Gesina Charlotte Rumpsfeld, 13 Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 173.

— 569. Den 26. — Der Schneidermeister Christoph Jacob Bandow 43 Jahr, gr. Rosenstraße Nro. 41.

— 570. Den 26. — Des Schneidermeisters Johann Heinr. Keßler Ehefrau, geb. Speck 72 Jahr, Punkendeich Nro. 58.

— 571. Den 26. — Des Kaufmanns Nicolaus Gerdts Tochter, 4 Wochen, Heerdenthorssteinweg Nro. 1 E.

— 572. Den 27. — Henriette Henke, 4 Monat, Dühringshof Nro. 10.

Nro. 573. Den 27. — Des Maurergesellen Carsten Thesen Wittwe, geb. Bürgel, 50 Jahr, Steinthor Nro. 52.

— 574. Den 27. — Des Pferdehändlers Chr. Anthony Tochter, 9 Monat, Buntenthorssteinweg Nro. 199.

— 575. Den 27. — Des Arbeitsmanns Wilhelm Christoph Wahlstoff Wittwe, geb. Mahnöver, 75 Jahr, Armenhaus.

— 576. Den 27. — Otto Melchert Popp, ¾ Jahr Neuenmarkt Nro 34.

— 577. Den 28. — Der Dienstknecht August Meyer, 39 Jahr, im Krankenhaus.

— 578. Den 28. — Des Weinküpers Hermann Andreas Meyer Sohn, ¾ Jahr, Barkhof Nro 5.

Geboren:

Nro. 671. Den 24. Mai. Des Instrumentenmachers Joh. Gotthelf Rechmann Ehefr., geb. Holsche, Osterthorssteinweg Nro. 24, von einem Knaben.

— 672. Den 25. — Des Holzhändlers Joh. Friedrich Wilhelm Bockelmann Ehefr., geb. Hoppe, Neustadts Deich Nro. 27, von einem Knaben.

— 673. Den 25. — Des Cigarrensortirers Friedrich Hohnholt Ehefr., geb. Mensen, Borchers Weg Nro. 3, von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 674. Den 25. — Des Arb. Diedr. Harjes Ehefr., geb. Jung, Ortfelde Nro. 4, v. e. Knaben.

— 675. Den 25. — Des Gastwirths Christ. Reiners Ehefrau, geb. Wisroth an der Viehweide Nro. 28, von einem Mädchen.

— 676. Den 25. — Des Steinhauergesellen Christian Höniger Ehefrau, geb. Behrens, Steinthor-Nro. 36, von einem Knaben.

— 677. Den 26. — Des Cigarrenmachers Johann Naber Ehefrau, geb. Bachmann, gr. Annenstraße Nro. 29, von einem Mädchen.

Nro. 678. Den 26. — Des Kaufmanns Johann Jungk Ehefr., geb. Morjan, Knochenhauerstraße Nro. 21, von einem Mädchen.

— 679. Den 26. — Des Polizeidieners Joh. Heinr. Eichworth Ehefr., geb. Hopmann, gr. Johannisstr. Nr. 139 A, von einem Knaben.

— 680. Den 27. — Des Schneideramtsmeisters Gerh. Pape Ehefr., geb. Volkmann, Knochenhauerstraße Nro. 32, von einem Mädchen.

— 681. Den 27. — Des Leichdornoperateurs August Ludw. Ferdinand Grupe Ehefr., geb. Vagt, Kirchenstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 682. Den 27. — Des Weinküpers Joh. Heinrich Bernhard Schäfer Ehefr., geb. Elmers, Blumenstr. Nr. 15; von einem Mädchen.

— 683. Den 27. — Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Niemann Ehefrau, geb. Ostermann, Hohestraße Nro. 1 von einem Knaben.

— 684. Den 28. — Des Arbeitsmanns Joh. Friedr. Evers Ehefrau, geb. Steeneck, auf dem Häfen Nro. 12, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 282. Der Blechenschlägeramtsmeister Georg Heinrich Thiessen und Anna Elisabeth Duby. Beide von hier.

— 283. Der Consumtionsgehülfe Johann Bernhard Stüring und des verst. Schuhmacheramtsmeisters Joh. Joachim Christoph Timm Wittwe, Juliane Charlotte, geb. Häcker hieselbst.

— 284. Der Schuhmachermeister Joh. Anton Toelstede zu Bübben und Margar. Sophie Charlotte Kleinert zu Oslede.

Nro. 285. Der Cigarrenmacher Joh. Wilhelm Kern und Sophie Metke Fahrenholz zu Wulmstorff.

— 286. Der Arb. Joh. Heinr. Christoph Schnur und Maria Sophia Lüdemann aus Neuenkirchen.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 287. Der Schiffscapitain Carl Heinrich Fechter und des verstorb. Schweineschlachters August Wentzel Wittwe, Maria Elisa, geb. Burhorn hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 44.

Bremen, Donnerstag den 2. Juni 1842.

Der Glöckner von St. Nicolai.

Es raget in die Höhe
Der Thurm so stolz und hehr,
Rings woget in dichter Nähe
Ein mächtiges Feuermeer.

Die Trümmer rauchend fallen,
Die Flamme glühend weht,
Der Glöckner läßt erschallen
Den Ruf von der Glockenstätt'.

Es strömt des Volkes Menge;
Doch fördert's Rettung nicht,
Hoch durch der Mauern Enge
Die feurige Schlange bricht.

Der Thurm erglüht im Schimmer,
Es züngeln Flammen dicht,
Der Glöckner läutet noch immer
Treu seiner tödlichen Pflicht.

Es zuckt mit hellem Strahle
Um ihn der Gluthenschein,
Da regt sich mit vollem Schalle
Das Glockenspiel heilig rein. —

Es ist die alte Weise,
Der Friedensgruß so traut
Erklingend zu Gottes Preise
Von Angst und Gefahr umgraut.

Das zittert durch die Herzen
So weh und wunderbar,
Es tönen ob Trümmern und Schmerzen
Die Glocken so freudig und klar.

Was uns auch sei bereitet,
Der Herr führt Alles gut!
Der Glöckner läutet und läutet,
Als ständ' er in Engels Hut.

Sein Haupt umspielen Locken
Das Alter färbt sie licht,
Sein Aug' hält fest an den Glocken
Er kann sie verlassen nicht.

Hoch schlägt die Gluth zusammen,
Der Alte ist umringt,
Der Thurm erdonnert in Flammen,
Der Glockenton verklingt.

Im Sturze ist begraben
Das stolze Hochgebäu', —
Die Glocken geläutet haben
Zum Tode dem Glöckner treu.

Eine Million.

(Fortsetzung.)

— Erholen Sie sich, und fahren Sie dann fort, sagte er mit einem freundlichen Händedruck zu ihm. Nach dem was ich bis jetzt weiß, kann ich Sie nur beklagen; lassen

Sie mich nun aber auch wissen, wie ich Ihnen dienen kann.

Der junge Mann erkannte die Sprache des Herzens, es stillten sich auch die Thränen bald und er konnte fortfahren:

„„Der Vater des jetzigen Grafen bewohnte eines seiner Güter in der Nähe von Orel. Mein Vater, ihm sehr jung zu seiner persönlichen Bedienung beigegeben, diente ihm mit Treue, und der Graf lohnte ihm das durch das Vermächtniß einer ziemlich bedeutenden Summe nach seinem Tode, doch schenkte er ihm die Freiheit nicht. Gleich anderen industriösen Unterthanen, legte auch mein Vater sein Geld in einem Pelzhandel mit dem südlichen Rußland an. In seinen Unternehmungen vom Glücke begünstigt, vermehrte sich sein Vermögen rasch und er richtete dann sein Hauswesen seinem Reichthum angemessen ein. Zur Zeit meiner Kindheit hatte mein Vater eins der Opfer der französischen Revolution, durch das Exil in unser Land geworfen, den Herrn von B . . ., einen Mann von großen Kenntnissen, bei sich aufgenommen, und dieser besorgte meine Erziehung. Er war mir ein zweiter Vater, und was ich werth bin, das verdanke ich ihm. Mit unserer Stellung als Leibeigene bekannt, machte er mir zu mehreren Malen den Vorschlag, mich derselben dadurch zu entziehen, daß ich mit ihm ins Ausland ginge; aber da hätte ich mein Vaterland auf ewig meiden müssen; mein Vater wäre wegen meiner Flucht zur Verantwortung gezogen worden, und das Gelindeste, womit er frei gekommen wäre, wäre doch gewesen, daß er aus seinem glänzenden Leben wieder zu dem Leben eines Sklaven hätte zurückkehren müssen. Ueberdem hielt mich ein noch kräftigerer Grund als die Vernunft in den Banden der schimpflichen Knechtschaft fest — die Liebe! Ich liebte, und wurde geliebt; und wenn ich auch den Gedanken verwarf, das Geschick eines jungen, wohlerzogenen Mädchens, das durch eine Verbindung mit mir ebenfalls aufgehört hätte, frei zu sein, an das meinige zu knüpfen, so lebte ich doch der Hoffnung, daß die unbilligen Gesetze mit der Zeit abgeschafft und der Kaiser Alexander, gleich seinem illustren Ahn Peter dem Großen, der moralische Regenerator seines Landes, bald unser eisernes Joch brechen und uns eben so wie die Bauern, welche die Ufer des baltischen Meeres bewohnen, und wie die Leibeigenen auf einigen seiner kaiserlichen Domainen, behandeln würde *). Ich hoffte, endlich frei, Eudoria ohne das schimpfliche wollene Band der Sklaverei, vielmehr strahlend unter dem weißen und lautern Kranze einer freien Gattin, zum Altar führen zu können. Ich habe bis auf den heutigen Tag vergebens gehofft. Mein Vater starb, ich setzte seinen Handel fort, und breitete ihn bis nach dem Orient aus. Binnen wenig Jahren verdoppelte ich durch glückliche Speculationen den schon sehr großen Reichthum, welchen er mir hinterlassen hatte.

— Aber warum machen Sie denn nicht dem Grafen den Vorschlag, sich loszukaufen?

„„Er würde das verweigern. Es ist Prinzip bei den moscowitischen Großen, nie in die Loskaufung eines Sklaven zu willigen. Erst unlängst sind dem Grafen Scheremitoff von einem Leibeigenen vergebens zwei Millionen Rubel als Lösegeld geboten worden, obgleich derselbe ihm nur einen jährlichen Tribut von wenigen Rubeln zu entrichten hat. Aber die Hartherzigen sind stolz darauf, unter ihren Vasallen Millionairs zu zählen, welchen sie mit einem Worte das Herz brechen, das Leben brandmarken können; es schmeichelt ihrer Eitelkeit, sie aus einer prachtvollen Equipage, die Frucht ihrer Industrie oder ihres Genies, heraussteigen zu sehen, um sich vor ihnen in den Staub zu werfen. Und dies, allmächtiger Gott! nur deßhalb, weil der Gebieter, der sie so erniedrigt, wie ein französischer Autor sagt, es sich hat gefallen lassen, geboren zu werden. Ha! mein Herr, ist das nicht ungerecht, nicht gräulich?

Sich mehr und mehr ereifernd, setzte er dann mit einem Aufbrausen, das von der Tiefe der Wunde zeugte, hinzu:

„„So ist das Bild im Ganzen; aber wie würden Sie erst schaudern, wenn Sie es in seinen Einzelheiten kennten; wie würden Sie unser Joch verwünschen! Was brauchten die Schriftsteller, die Philosophen, die so viel über Menschenrecht und Menschenwürde geschrieben haben, erst die Beispiele von dem Mißbrauch der Gewalt aus dem Handel mit den Schwarzen zu nehmen, die man den afrikanischen Gestaden entführt, um sie am andern Ende der Welt zu verkaufen? Warum schauten sie nicht auf unsern Jammer? Da hätten sie sehn können, wie wir, Kinder einer stiefmütterlichen Natur, mit Ketten belastet, als ein verächtlicher Dünger von dem Boden, den unsere Hände fruchtbar gemacht, nach andern

*) Zu den Wohlthaten der Regierung des Kaisers Alexander gehört auch die Ukase, durch welche der individuelle Verkauf der Unterthanen eines Gutes abgeschafft und untersagt wird: sie können nur noch in Masse und mit dem Grundeigenthum selber cedirt werden.

öden Steppen fortgeschafft werden, um auch diese fruchtbar zu machen. Sie hätten sehen können, wie wir aus bloßer Laune zerfleischt werden; wie der Sohn, ein gezwungener Büttel seiner Mutter, die Brust mit Ruthen hauen muß, die ihn genährt hat. Ha! wenn sie all' diesen Jammer gekannt hätten, so hätten sie, ich wiederhole es, zur Führung ihrer heiligen Sache nicht erst nach einem fernen Ufer zu schauen und Grausamkeiten aufzusuchen brauchen, über die man auf ihre Stimme seufzt, ohne daß ihnen deßhalb vielleicht je abgeholfen werden wird.

Er hielt, wie von der Erinnerung an diese finstern Bilder angegriffen, einen Augenblick inne; dann fuhr er unter dem Einfluß dieser so fürchterlichen Vorstellungen mit einer noch eindringlicheren Betonung fort:

„„Sehen Sie, mein Herr, das Ziel all' dieses Elends, den Besitz der Frau, die ich anbete, und die sterben wird, wie ich, wenn sie nicht die Meinige wird; die Freiheit, dieser Gegenstand meiner heißesten Wünsche, so lange ich athme, alle diese Güter kann ich Ihnen zu verdanken haben, und Sie werden mir dann mehr als ein Mensch, mehr als ein Freund, fast ein Gott gewesen sein!

— Was ist zu thun? ich bin zu Allem bereit; sprechen Sie, erklären Sie sich.

„„Sie spielen, mein Herr; was Ihnen vielleicht nur ein Zeitvertreib ist, das ist bei dem Grafen K.... eine rasende Leidenschaft. Er opfert ihr Alles auf, und sie wird ihn unfehlbar in den Abgrund hinabreißen. Es wird demnach ein Leichtes sein, ihn zu veranlassen, daß er mit Ihnen spielt. Vermögen Sie ihn, ein kleines Gut einzusetzen, das er an den Ufern der Wolga besitzt; es ist ein Dorf von nur funfzig Feuerstellen, dessen Industrie in der Nagelfabrication besteht. Verkaufen würde er dies Gut um keinen Preis, dessen bin ich gewiß, sonst wäre ich längst in seinem Besitz. Aber in dem fieberhaften Spieler-Paroxismus kann er es möglicher Weise riskiren, kann er es verkeren: darin beruht Alles. Dies ist das Dorf, in welchem ich geboren bin, in welchem mein Vater geboren wurde, in welchem meine übrige Familie lebt. Es werde mein, und wir Alle sind frei. Sie sind nun der Herr meines Geheimnisses und meines Geschickes. Sprechen Sie, ob Sie mir helfen wollen; Ihr Wort ist mir genug. Wollen Sie es, so schonen Sie nichts; verdoppeln, verhundertfachen Sie die Einsätze, triumphiren Sie um jeden Preis. Sie haben unbeschränkten Credit auf meine Kasse, benutzen Sie dieselbe ohne Bedenken. Wie der Zufall auch mit Ihnen walten, wie hartnäckig er Ihnen entgegenstehen möge, und wenn er mich zum armen Manne machte, würde ich ihnen dennoch ewig dafür dankbar sein, daß Sie mich verstanden, daß Sie auf meine Bitte gehört, und es versucht hatten, mich wieder frei und glücklich zu machen.““

Naily versprach Alles; dann trennten sie sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Sonntag.

Eine Frühlings-Phantasie von N. N. in Stadthagen.

(Eingesandt.)

In den Erinnerungen an die Kindheit stehen unter den Tagen, welche ihr Licht aus dieser Zeit der ersten Liebe, des ersten Hoffens, der ersten Seligkeit in spätern Zeiten hinüberstrahlen, der Sonnabend und Sonntag oben an. Du wirst dich des alten Thurmes erinnern, der auf der Kirche unsrer Heimathstadt sich befindet, Eugenius. Dieser Thurm hat, wie du auch weißt, die eben nicht sehr merkwürdige Eigenschaft, bei Sonnenuntergange einen langen Schatten über die Straße und die jenseitige Häuserreihe zu werfen. Es wurde mir so froh, so selig ums Herz, wenn ich draußen in der milden Sonne gespielt und heimkehrend den aus Luft gewobenen schwarzen Flor über die Häuser hinschweben sah; mischte sich ja dann das Vespergeläute in die sonnabendliche Stille, schmolzen ja Himmel und Erde dann ineinander zu rosigem Duft. O da dacht' ich, der lange Schatten reiche unendlich weit, über lauter glückliche, selige Gefilde, er reiche bis tief in die Nacht, welche von Osten herauf kommt, ist die Sonne in Westen gesunken, und ziehe die goldnen Sternlein in seinen Gürtel. Und das Menschengetümmel kam mir vor wie die unschuldige, heitere Kinderwelt. Tanzende Gruppen verschlangen sich eng ineinander und wirbelten sorglos fort unter der schützenden Aegide des Thurmes, und zuweilen hüpften Einige heraus aus dem festen, ruhig sich lagernden Schatten und blickten der milden, sterbenden Sonnengluth ins große, weite Auge. Auch ich blickte dem Lichtmeere nach und streckte die Hände ihm entgegen und betete zum guten, lieben Vater, der „jenseits jenem Abendrothe“ wohnt.

Es ist heute Sonnabend, die Geschäfte des Tages sind beendet und die schöne Witterung ladet mich ein, aus den

Mauern hinauszugehen. Durch die reinlich gefegten Straßen gehe ich der Kirche zu und gedenke da der lieben, frohen Zeit; wandere weiter, zum Thor hinaus, und gelange in die Gegend des Friedhofes. Siehe, dort steht an einem frisch aufgeworfenen Grabeshügel ein Einsamer, Verlassener; eine Thräne fällt auf die theure Erde wie ein köstlicher Diamant; dann und wann hebt sich sein Blick, er blickt durch die Zweige der Trauerweide auf den rothen Abendhimmel, auf die letzten Strahlen der scheidenden Sonne, welche ihm wie des guten Gottes Auge ansieht. Ob auch Ruhe und Ergebung in seinem Innern wohnt? Ob auch der starre Schmerz sich in ihm gelöset hat inmitten der hohen Natur? Ob auch der Sonne lindes Licht Vertrauen in seine Seele goß? O saheſt du nicht — sprichts in mir — wie die ihm entquollene Thräne sein Herz so ruhig machte? Saheſt du nicht, wie voll Ergebung er der Sonne ins Antlitz schaute?

Als ich noch ein Kind war, hör' ich ihn rufen, und noch von keinem Verluste wußte, da verlor ich schon eine Schwester. Und ich rief ihr, sie sollte mit mir spielen, sie sollte mit mir Blumen pflücken; aber sie hörte nicht, sie kam nicht wieder. Ich weinte um sie, ich pflückte allein die Blumen am Bach; und wenn die Sonne sich ins Abendroth senkte und die Erde stärker duftete, dann wähnte ich, die Schwester spiele in dem langen Glanze; und ich wurde wieder froh, daß sie es so gut habe. — Jahre sind seitdem verflossen; die Jugend mit ihren Gebilden des Stilllebens hat einer weitern, höhern Aussicht Platz gemacht: da naht das Schicksal wieder feindlich meiner Familie, und es deckt wieder die kühle Erde ein Glied derselben.

Er entfernte sich still durch die Abenddämmerung; allein nicht niedergebeugt, nicht verzagend. Es war ihm heiterer, freundlicher Trost geworden. Sein Kindersinn und die Religion ließen ihn nach Himmels Höhen um Trost blicken, und er fand ihn. —

Süße Erinnerungen an die Kindheit, die ihr so innig mit der Natur zusammenhangt; die ihr so ganz das Ahnen der Gottheit uns wieder vergegenwärtiget, welches in jener Zeit in uns aufstieg, wenn die Sonne emporkam und die Vögel den Morgen begrüßten, oder wenn sie wieder sich senkte und das Licht mit der Nacht sich einte zum zauberischen Dämmer und die ersten Sterne im tiefen, tiefen Blau von Osten sich hoben! Werdet ihr noch wohl Raum lassen in der kleinen Menschenbrust für unedle Gefühle und Gedanken? — Es ist so schön und wahrlich des Menschen so würdig, an einem herrlichen Schauspiele der Natur sich zu erheben und zu reinigen von dem Schmutze, welcher sich so leicht der Seele anklebt inmitten des Menschengewühles, denn man sieht alsdann ein Werk seines Gottes in hoher Vollendung, man sieht die ewige Liebe in entzückender Gestalt, und das Herz wird weit und es öffnet sich unwillkürlich für jedes Edle und Schöne. —

So kommst du denn heran, du meines Gottes Tag, du Tag, dem Gedenken des ewigen Vaters geweiht! Wohl ist jeder Tag ein Tag Gottes, möge auch wüthen Frost oder Ungewitter; denn Wer schuf das Ungewitter? Wer gab uns den Frost? O das thatest Du und wirst es immer thun, Unendlicher! Du füllst die Pulse des weiten Lebens mit Deiner unvergänglichen Kraft, und jede sprechende Zunge lobt und preis't Dich und dienet Dir, selbst dann oft noch, wenn es den Menschen scheint, als wäre es nicht so! Du bist wirksam und anschaulich durch jede Deiner Kreaturen! Du bist das aufgefundene und dennoch verborgene Wesen, welches durch die Tugend die Menschen zu edlen Thaten spornt und ihren moralischen Bestrebungen nie und nimmer den hohen, ewigen Reiz nimmt! Wie deutlich erscheint Deine Weisheit nicht in der Geschichte der Menschheit! Und welche Kraft hast Du nicht von jeher in die Seele der Menschen gesenkt, welche mit Eifer ein hohes, ein göttliches Ziel verfolgten! Fülltest Du nicht die Heldenseelen des griechischen, römischen und deutschen Alterthums mit Muth? Gabst Du nicht dem Sokrates das innige Vertrauen zu Dir und zur Unsterblichkeit? Und stelltest Du Christum nicht einzig und unerreicht, als das höchste Streben nach himmlischer Vollendung, auf die Erde?

Siehe, wie der Morgen sich emporwälzt aus den dunkeln Lüften! Wie die freudenthränende Schöpfung im jungen Lichte von Jubeltönen erklingt, und von der Erde bis zum blauen Aether und vom Aether bis zur Tellus nur Ein frohes „Ach!“ laut wird! Und je höher die Sonne sich hebt, desto mehr Leben wird wach. Es öffnen sich schüchtern die Blumen dem strahlenden Phöbus, und die Schmetterlinge fliegen in die Kelche hinein und hinaus; die Vögel singen, die Hühner gackern; Alles ist voll Leben und Weben und Freude! Und doch ist Alles so sabbathstill und so ruhig! Hast du nicht das Fenster geöffnet, Eugenius, und lässest die linde Luft um deine heiße Stirn fächeln? Hast du nicht deinen Blick über die grüne Ebene geworfen, über

die Gärten und dem blauen Berge entlang? O es senkt sich ein milder Geist auf die Fluren nieder, himmlisch-schön, — der Frieden.

Schüttle, o Seele, den schweren Staub aus den Falten deiner dich umhüllenden Gewebe, mache dich los von den dumpfen, in sechs Tagen angehäuften, erdigen Schlacken, strebe, eine beschwingte Psyche, frei und frank empor, fliege voll kindlicher Heiterkeit von Blume zu Blume, die der Schöpfer so reichlich schuf und trinke neues Leben an dem vollen Busen der unvergänglichen Mutter Natur!

Ueberlaß willig und gern, sagte ich zu mir selber, heute dem Spieler seine Karten und sein Roulett; gönne denen, welchen der Bauch ihr Gott ist, das Gläschen, welches sie über den Durst trinken; siehe nicht scheel auf die, welche mit stolzer Kleidung prunkend in den Laubgängen sich ergehen: ein jedes solcher Vergnügungen hat sein enges Ziel. Der Spieler kommt insgemein mit leeren Taschen zu Hause, der Trinker mit leeren Taschen und als Zugabe mit benebeltem Kopfe, und der Eitle? Nun, es steht zu vermuthen, daß er im Geheimen sich ärgert über andrer Leute Anzüge, welche moderner als seine sind, und darüber, daß er nicht das halbe Vergnügen hat, welches er sich versprach.

Freundlicher Sonnenstrahl! Wie liegst du doch so allbelebend über der weiten Flur und schmiegst dich so eng und traulich um jedes Geschöpf des alliebenden Schöpfers! Adolphine sagte kindlich froh: Möchte so gern ruhen, wo dort am Bach sich das grüne Laubdach wölbt; aber die schelmische Sonne verändert den Schatten und dann sieht sie mit ihrem großen Auge zu feurig. Schwärme du hinaus, ist dir das Städtlein zu enge; und wenn du wiederkehrst — o ich weiß es schon, denn (hier faßte sie meine Hand) bringst du mir einen freundlichen Blick zurück. Am Abende aber, wenn die Sonne sich in Duft und Sang und Gluth senkt, dann begleite ich dich in die milde lächelnde Schöpfung! Wenn dann der Mond kommt und sein silbernes Licht in die feierliche Nacht gießt, wenn Millionen Welten dem Schöpfer huldigend freundlich in die Frühlingswelt blinken; wenn wir dann Hand in Hand gehen über die grünende, singende, jauchzende Erde — — Laß, Adolphine, laß, sagte ich und drückte ihre Hand fest; male mir nicht zu Viel. Ich muß hinaus, mich treibts ins Freie. Aber wenn die Glocken zur Kirche läuten, dann gehst du doch mit mir? Und ein Handkuß besiegelte diese Worte.

(Schluß folgt.)

Fernere Nachrichten über das Unglück auf der Versailler Eisenbahn.

Die Blätter theilen jetzt Episoden von diesem fürchterlichen Ereignisse mit, die wir hier zusammenstellen. Zwei Heizer, durch den Rauch erstickt und das Feuer verkohlt, sah man noch einige Augenblicke nach ihrem Tode aufrecht stehen und mit krampfhafter Hand ihre Werkzeuge fassen. — Ein alter Soldat, der lebendig aus diesem Grabe gezogen wurde, hatte den Arm zerbrochen und eine tiefe Wunde am Kopfe. Man drängte sich um ihn, ihm zu helfen, „Kümmert Euch nicht um mich," rief er laut, „Ihr seht, daß ich nichts mehr habe; rettet meinen Sohn, meinen Bruder, die dort sind!" Sie waren aber schon nicht mehr. Eine junge Frau, die ebenfalls lebendig aus den Flammen gezogen wurde, rief nach ihrem Manne. „Er ist da," sagte sie, „Ihr werdet ihn an seinem Kreuze der Ehrenlegion erkennen." Sie gab seine Kleidung ꝛc. an, während ihr todter Mann zu ihren Füßen lag, ohne daß sie ihn sah. Ein Zuschauer deckte ein Tuch über das Gesicht des Todten, damit die Unglückliche ihn nicht sehe. — Ein Präfekt aus der Nähe von Paris ist ganz verkohlt. Drei Studenten der Jura hatten das Glück sich zu retten, indem sie durch die Thüre sprangen. — Ein Mann entging glücklich den Flammen, nachdem er vorher seine Frau durch die Thüre geworfen hatte. — Ein Schuster sah in einem eingeschlossenen Wagen alle seine Reisegefährten um sich verbrannt, ihn hatten die Flammen noch nicht erreicht; aber er erwartete einen sichern Tod, als die Decke des Wagens einfiel und ihm gestattete, heraus zu springen. — Ein junger Mann, sehr elegant gekleidet, lief am Abend durch die Straßen von Sevres und rief nach Vater, Mutter und Schwestern, die das Feuer verzehrt hatte. Er war verrückt. Eine arme Frau, die sich im vierten Wagen befand, suchte sich durch eine Oeffnung der Thüre zu retten; sie hatte Arme und Kopf schon heraus und schrie um Hülfe. Ein paar junge Leute eilten hin und wollten sie herausziehen; aber der Körper konnte nicht durch die Oeffnung. Sie verlor die Hoffnung, faltete die Hände, betete und sank in die Flammen. Eine Familie von 11 Gliedern, aus der Straße la Poterie, fand ihren Tod; ein Kaufmann aus Paris, der mit seiner Frau und seiner Tochter in einem Waggon saß, sah seine Tochter durch den Stoß getödtet, während die Mutter von der Flamme verzehrt wurde; er selbst ward auf eine wun-

derbare Weise gerettet, ist aber jetzt noch von Sinnen. Mehrere Andere scheinen ebenfalls in Folge der Erschütterung und des fürchterlichen Eindrucks des Schauspiels den Verstand verloren zu haben. — Ein junger, hoffnungsreicher Advokat, Herr Lepontoes, befand sich mit seinem Bruder, einem Freunde und seiner Nichte von 14 Jahren in einem Wagen; das Mädchen ward herausgeschleudert und besinnungslos aufgehoben; ihre Verwandten verbrannten. — Ein Banquier aus Turin, seine Frau und seine Schwägerin kamen in der Feuersbrunst um. — Einem Eleven aus der polytechnischen Schule gelang es, aus der Thüre zu entkommen; er lief 50 Schritte und fiel todt nieder. — Eine junge Frau wollte sich durch die Oeffnung der Thüre retten; einer der Zuschauer lief durch die Flammen, faßte sie um den Leib und hätte sie sicher herausgezogen, wenn nicht die Andern im Wagen sich an ihre Füße festgehalten hätten, um mit herausgezogen zu werden. Sie verbrannte mit 10 Andern, von denen 6 zu einer Familie gehörten. Um sich eine Vorstellung von der Gewalt des Brandes, der durch das Wasser selbst angefacht zu werden schien, zu machen, braucht man nur zu sagen, daß an den Leichen des ersten Wagens nichts Menschliches mehr zu erkennen war, als der Fuß einer Frau.

* Wunsch.

Der in den letzten Nummern des Unterhaltungsblatts abgedruckte, wahrscheinlich einem Hamburger Blatte entnommene Aufsatz über zweckmäßiges Feuerlöschen, enthält so viel Gediegenes und Allen, welche bei einem Brande hülfreiche Hand leisten wollen, zu wissen höchst Nöthiges, daß dessen möglichst weite Verbreitung gewünscht werden muß *.) Es läge ohne Zweifel im eigenen Interesse der Brandassecuranzen, wenn sie den Aufsatz auf starkes Papier abdrucken und für Jeden zum unentgeltlichen Abfordern bereit legen ließen. Die Kosten können nur gering sein. Einige fremde Ausdrücke könnten darin lieber gegen deutsche vertauscht werden; z. B. statt Peripherie und Centrum: Umkreis und Mittelpunkt ꝛc.

*) Der von dem Herrn Einsender gewünschte Wiederabdruck des Aufsatzes in den Spalten des Bürgerfreundes, dürfte jetzt überflüssig sein.

Die Red.

* Aufenthalts-Veränderung.

Seitdem die Nachtigallen in der Stadt steuerfrei sind, sollen mehrere den Wall verlassen und ihren Aufenthalt in derselben genommen haben.

— tt.

Dumont d'Urville,

der mit seiner Gattin und seinem einzigen 14jährigen Sohn ein Opfer der schrecklichen Katastrophe auf der Versailler Eisenbahn geworden ist, er, der als Befehlshaber von zwei Weltumseglungen und während einer fünfunddreißigjährigen Laufbahn so vielen Gefahren getrotzt hatte, war geboren zu Conde sur-Noireau am 23. Mai 1790, und somit nicht volle 52 Jahre alt geworden. Er war seit dem 31. December 1840 Gegenadmiral. Die Aufsuchung der Spuren von Lapeyrouse, die Aufnahme von 400 Lieues der Küsten von Neuseeland, und 350 Lieues der Nordküste von Neu-Guinea, die vollständige Hydrographie des Vitiarchipels, der Inseln Loyalty, Vanikoro, Hoyoleu und Pelew, die Entdeckung von sechzig Inseln oder bemerkenswerthen Klippen und eines Ganzen antarktischer Länder, das auf einen neuen Kontinent hinweist, die Durchforschung der gefährlichsten und wenigst bekannten Gewässer, wie der Torrens in Australien und der Kookstraße in Neuseeland, eine vielfache Bereicherung der allgemeinen Sprachkunde mit den ozeanischen Dialekten, die Erweiterung der ozeanischen Naturgeschichte — diese und andere Verdienste um die Wissenschaft sichern ihm einen bleibenden Nachruhm. Die zehn Bände der „Reise des Astrolabe," die „pittoreske Reise" und die neue Beschreibung der Weltumseglung des Astrolab: und der Zelée sind beinahe ganz von seiner Hand. Nach der Julius-Revolution führte er das Schiff, das den König Karl X. von Cherbourg nach England brachte. Zwei Mal war der berühmte Seefahrer an barbarischen Küsten gescheitert, nämlich an den Tongainseln und in der Torrensstraße, aber seine Entschlossenheit, seine seemännische Gewandtheit rettete ihn immer. Auf seiner letzten hatte er einem unentdeckten Land den Namen seiner Gattin Adele gegeben. Auf Befehl des Admirals Duperre hat sich am 11. Mai eine Kommission in die Wohnung des Verstorbenen begeben, um aus seinen Papieren diejenigen auszusuchen, welche für den Dienst des Seewesens oder der Wissenschaft von Interesse sein könnten.

Miscellaneen.

(Ein Märtyrer.) Die katholische Kirche Australiens ist um einen neuen Märtyrer bereichert worden. Der Priester Chanel, erst 39 Jahre alt, predigte das Evangelium Jesu Christi unter den Barbaren der zum apostolischen Vicariate von West-Ocean gehörigen Insel Futuna. Er war so eben zum apostolischen Präfecten ernannt worden, und sah sein Wirken mit Erfolg gekrönt, als er ein Opfer seiner Hingebung ward. Er hatte den Sohn des Königs eines der Stämme zum katholischen Glauben bekehrt. Der König begab sich nach dem Dorfe, welches sein Sohn bewohnte, um diesen zum Cultus seiner falschen Götter zurückzuführen, welches ihm aber nicht gelang. Deßwegen fiel nun sein Zorn auf den Priester Jesu Christi. Am folgenden Morgen kam einer der Eingebornen zu dem Missionär, um ihn zu ersuchen eine Wunde zu verbinden. Der Präfect Chanel war sofort bereit und machte sich arglos auf, als er plötzlich einen Schlag auf die Stirn erhielt. Seine Hütte war schon von bewaffneten Wilden umringt, welche hineinstürzten. Er ward niedergeworfen, mit einem Bajonette durch die Schulter gestochen, und endlich mittelst eines Tischlerwerkzeugs ihm die Hirnschale eingeschlagen. Sein Martyrthum hatte statt am 28 Mai 1841. Die beiden Gefährten des apostol. Präfecten, P. Nizier und ein Engländer, welche bei ihm wohnten, waren glücklicher Weise zu derselben Zeit in einem anderen Theile der Insel, um einen Kranken zu besuchen. Der Stamm, bei dem sie sich befanden, beschützte sie bis vor Ankunft eines Schiffes, welches sie vorläufig nach der Insel Wallis, einer andern desselben Archipels brachte, wo die Zahl der Bekehrten bereits sehr beträchtlich ist.

(Die deutsche Oper in Paris.) Das Journal des Debats bringt in einer der neuesten Nummern eine Aufforderung an das Pariser Publikum, die über die Stellung der deutschen Oper ein trübes Licht verbreitet und also lautet: „Unterbrochen durch unvorhergesehene (doch in Mainz leider nur zu richtig prophezeite) Zufälle, will die deutsche Oper noch drei Vorstellungen geben, deren erste am 24., die anderen am 26. und 28. Mai statt finden werden. Am 24. giebt sie Figaro, Beethoven's Meisterstück, und zwei Akte des Nachtlagers zu Granada. Die Einnahme dieser Vorstellungen ist zur Unterstützung der Truppe bestimmt, welche seit ihrer Ankunft von der Direction noch keine Bezahlung in ihrer Gagen erhalten hat. Achtzig Personen, welche im Vertrauen auf ihre in Deutschland geschlossenen Contracte nach Paris kamen, befinden sich ohne Geld und fast ohne Obdach. Die unglücklichen Künstler sollten die Fehler einer unvorsichtigen Direction nicht büßen, und wir sind überzeugt, daß die lebhafte Theilnahme des Pariser Publikums ihnen die Mittel verschaffen wird, in ihr Vaterland zurückzukehren, ohne hier in Paris der fürchterlichsten Noth ausgesetzt zu sein."

(Berlin.) Eine neue Wissenschaft ziert diesmal unsern Lectionskatalog, die „Philosophie der Mythologie." Schelling ist ihr Urheber und hat sie nicht nur angekündiget, sondern liest sie auch ungeachtet des übertünchten Gekrächzes hochmüthiger Schwätzer von Wissenschaft. Was wurde die Ferien nicht über gefaselt über ihn; wie begierig verbreitet, er bringe den Sommer auf dem Lande zu; wie oft versichert, Zuhörer werde er kaum welche erhalten! Es hat nichts geholfen. Selbst zwei so eben erschienene Broschüren können nichts ändern, wie weit sie sich auch ihren Leserkreis wählen. Weit mehr als diese zwei Schriftchen hätte den Schelling'schen Vorträgen die Stunde zu der sie gehalten werden (1 Uhr) Eintrag thun können. Nichtsdestoweniger hat sich um ihn das größte Auditorium der Universität dergestalt wieder angefüllt, daß auch die Erwartungen seiner unbedingtesten Verehrer übertroffen sind. Männer von Namen scheuen sich nicht nach wie vor zu erscheinen und sich ein bescheidenes Plätzchen zu holen. Vor ihnen und vor einer zahlreichen Jugend aus allen Facultäten entwickelt Schelling mit genialer Einfachheit die Philosophie der Mythologie und eröffnet ihnen Blicke in eine Welt rückwärts aller Geschichte, die vor ihm immer noch für eine so gut als verschlossene angesehen werden mußte.

(Kissingen im Mai.) Die Aufstellung unserer großartigen Brunnenbedachung ist nun vollendet, heute wehen Flaggen und Fahnen mit den bayerischen Farben auf derselben und den obern Theil der Façade schmückt der Namenzug Sr. Majestät des Königs. Ueber die Schönheit und Zweckmäßigkeit dieses gelungenen Werkes herrscht nur Eine Stimme. Kissingen hat eine neue Zierde erhalten wie sie vielleicht kein Badeort von Europa besitzt. Der Bau umgiebt in länglichem Viereck die beiden Quellen Ragozy und Pandur; 56 Säulen, zwischen deren Doppelreihen die Galerien zum Trinken angebracht sind, tragen den Hauptbau, auf welchem durch zehn schön verzierte Bögen der Mittelbau ruht. Alle Theile des Baues sind zierlich durchbrochen; vier Treppen führen von der Galerie in das Souterrain. Der Bau besteht aus 1124 Gußstücken größerer Gattung und gegen 500 Schmied-Eisentheil- und Schrauben zur nöthigen Verbindung. Die vier Treppen, welche in das Souterrain zu den Quellen führen, dann die je zwei der Treppen verbindenden Galerien, die von den Wandsäulen und Viertelbögen getragen werden, wurden in der königl. Eisengießerei zu Bogenwohr 8 Stunden von Regensburg ausgeführt, der ganze Oberbau von 56 Säulen getragen, wurde bei dem königl. Hüttenamte Bergen, zwei Stunden von Traunstein gelegen, gegossen und zusammengesetzt.

(Auffliegen eines Dampfbootes.) Im Hafen von Baltimore ereignete sich am 14. April ein trauriger, wiewohl in Amerika nur allzuhäufiger Unglücksfall. Ein neues Dampfboot, „Medora," das zum Verkehr zwischen Baltimore und Norfolk bestimmt war, machte mit ungefähr 150 Personen an Bord eine Probefahrt auf dem Fluß (Patobsco). Die Schaufelräder hatten sich kaum einmal umgedreht, als der Dampfkessel mit einem furchtbaren Knall zersprang, und Schiff und Passagiere nach allen Seiten zerschmettert in die Luft schleuderte. Man fand verstümmelte

Leichen bis auf 100 Fuß vom Ufer. Der Anblick der Scene war herzzerreißend. Die Mehrzahl der auf dem Schiffe befindlichen Menschen blieb auf der Stelle todt, von einigen dreißig Verwundeten hoffte man einen Theil zu retten. Viele Leichen hat der Fluß verschlungen. Der Mayor von Baltimore erließ einen Aufruf an Arbeiter, die Trümmer des Dampfboots und die Leichen im Strom aufzusuchen.

(Hamburg.) Eine sehr begüterte Dame war gestorben. Ihr Begräbnißtag war angesetzt, es war der, wo Hamburg in Flammen stand. Alle Welt hatte genug zu thun, die Lebendigen zu retten, und ihr Hab und Gut. An die Todten konnte man nicht denken, und von den Leichenwagen, Trägern u. s. w. war nichts aufzutreiben. So mußten die Söhne, nach vergeblicher Anstrengung, in das schon brennende Haus zurück, und sie trugen auf ihren Schultern den Leichnam der Mutter durch die Stadt. Solcher Züge sind viel, und die Schriftsteller werden nicht fehlen, die sie zusammentragen.

(Eine durchgegangene Locomotive.) Auf der Flügel-Schienenbahn von Bristol nach Exeter, in England, ereignete sich kürzlich der in seiner Art wohl erste Fall des Durchgehens einer Locomotive ganz auf die Weise eines kollerigen oder scheu gewordenen Wagenpferdes. Der Morgentrain dieser Bahn war an der Hatton-Station angelangt, und der Wagenzug von der Locomotive abgelöst worden, um einen Packwagen unmittelbar an letztere anzuhängen. Während dies aber geschehen sollte, entfernten sich der Locomotivführer und die andern Maschinenleute unbedachtsamerweise auf einen Augenblick, ohne die für einen solchen Fall erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Da begann in Folge eines unvorhergesehenen Umstandes der Dampf auszuströmen, und fort mit Donnergepolter brauste die führerlose, glücklicherweise aber auch trainlose Locomotive. Bestürzung ergriff Alles, die ganze Linie entlang, als man eine Locomotive aufsichts- und zügellos in rasender Carriere dahinjagen sah. Eine Meile unterhalb Bridgewater ging zum Glück der Dampf aus, und sie blieb stehen.

(Neue Erfindungen.) Die neuen Erfindungen jagen einander, besonders im Betreff der Dampfschiff-Fahrt und der Eisenbahn. Ein Herr Rangeley erfand eine „Sicherheits-Rotations-Eisenbahn," die gerade das Gegentheil unserer jetzigen Schienenwege ist. Die Wagen haben keine Räder, sondern jeder derselben ist gebaut und ruhet auf einem Paar fortlaufender Schienen, die auf Rädern laufen, welche von Dampfmaschinen fortbewegt werden. Diese Bahn ist für jeden Terrain passend; man braucht keine Lokomotive. Auch hat man in England ein sogenanntes „Fliegendes Eisenbahn-Postamt," welches von einem einzigen Beamten und einem Amtsdiener besorgt wird. Im Lauf einer einzigen Stunde kann auf diese Weise ein Brief geschrieben und zu Händen des zwanzig Meilen entfernten Empfängers gebracht werden. So lesen wir, daß man im 16. Jahrhundert gegen drei Wochen brauchte, um zu Land die Strecke von Basel nach Straßburg, oder umgekehrt zurückzulegnn. Im Jahr 1841 legte man diese Strecke auf der Eisenbahn in 5 Stunden zurück. Sehr wahrscheinlich wird man in 20 Jahren dieselbe Strecke in anderthalben Stunden und zu Ende unsers Jahrhunderts, mit Hülfe der Luftschiffe und eines guten Windes, vielleicht in einer halben Stunde zurücklegen.

(Aus Baiern.) In der Nähe von Chiemsee lebt ein 18 — 19jähriges Bauernmädchen, welches schon seit mehreren Jahren nichts als Wasser genießt. Eine Krankheit, welche sie im neunten oder zehnten Lebensjahre bestanden und wobei sie zuletzt nur Milch und Wasser vertrug, führte sie zu dieser besondern Lebensweise. Nur helles Brunnenwasser ist ihre Nahrung, ihr Getränk; nicht das geringste von irgend einem anderen Nahrungsstoffe kommt über ihre Lippen. Sie ist von mittlerer Größe, schlank und mager; die Gesichtsfarbe ist bleich; die Wangen färbt zartes Roth. Die häuslichen Arbeiten verrichtet sie großentheils, nur für die schwerere Bauernarbeit fühlt sie sich zu schwach. Ihr Organismus scheint an keiner besondern Functionsstörung zu leiden. Von einem Betrug möchte hier um so weniger die Rede sein, da das Mädchen in der großen originellen Erhaltungsperiode — seit 7 bis 8 Jahren — nichts zu erreichen strebte und wenn sie gleich den Blicken der Neugierigen sich nicht entzieht und solchen, die sie länger beobachten wollten, nichts in den Weg legte, drängte sie sich doch durchaus Niemanden auf, machte sich nichts weniger als bemerkbar, sondern lebte still und zurückgezogen, wenig beachtet, bei ihren Eltern.

(Hannover) Die Stände haben, ohne weiter zu debattiren die proponirte Summe von 20,000 Thlr. zur Verbesserung der Lage der armen Volksschullehrer bewilligt und sich bereit erklärt, wenn's etwa nicht langen sollte, noch mehr zu thun. — Auch in Preußen soll die Lage der Prediger und Schullehrer verbessert werden.

(Evangelischer Gottesdienst in Constantinopel) Da sich in Constantinopel gegenwärtig mehr als 300 Deutsche befinden, die dem evangelischen Christenthume angehören, so beabsichtigt man auch dort einen evangelischen Gottesdienst einzurichten und hat sich an den frommen König von Preußen um eine Beisteuer gewendet.

(Leipzig.) Das von Oeser herrührende Denkmal für Christian Fürchtegott Gellert, welches bisher seinen wenig besuchten und selbst von vielen Leipzigern nicht näher gekannten Platz im hiesigen Universitätsgarten hatte, wird jetzt auf den sogenannten Schneckenberg versetzt, auf welchem höchsten Punkte unserer Parkanlagen es wie andre Denkmäler allerdings die geeignetste Stelle findet.

(Mendelsohn Bartholdy) wird für die große königl. Akademie der Musik in Paris eine Oper komponiren, zu welcher Scribe den Text liefert. Der berühmte Komponist wird sich ehestens nach Paris begeben.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 44.

Bremen, Donnerstag den 2. Juni 1842.

Gestorben:

Nro. 579. Den 28. Mai. Des Tabacksfabrikanten Joh. Christian Mählmann Ehefr., geb. Korff, 35 Jahr, Hohethorsstraße Nro. 29.

— 580. Den 28. — Der Landmann Johann Krudop 69 Jahr, Neuen Steinweg.

— 581. Den 28. — Des Cigarrenfabrikanten Cord Hinrich Tümler Sohn, 10 Jahr; Großenstraße Nro. 30.

— 582. Den 29. — Der Küpermeister Joh. Christoph Eckenberg, 42 Jahr, Schlachte.

— 583. Den 29. — Der Cigarrenmacher Hermann Heinrich Balje, 34 Jahr, Hülsberg Nr. 4.

— 584. Den 29. — Des Zimmergesellen Joh. Hinrich Diedrich Wessels Sohn, 4¼ Jahr, Walldammstraße Nro. 3.

— 585. Den 30. — Des verst. Amtsfischers Johann Klevenhusen Wittwe, geb. Murken, 68 J., Großenstraße.

— 586. Den 30. — Der Küper Georg Ludwig Bädeker, 38 Jahr, Heerdenthorssteinweg Nro. 27.

— 587. Den 30. — Des Schmiedeamtsmeisters Diedr. Hermann Boelken Wittwe, geb. Rabba, 74 Jahr, Neustadtsdeich Nro. 7.

— 588. Den 30. — Die Dienstmagd Metta Sanders, 27 Jahr, im Krankenhause.

Nro. 589. Den 31. — Der Vergolder Johann Heinr. Schlöndorff, 17 Jahr, Molkenstraße.

— 590. Den 31. — Der Segelmachergehülfe Georg Wilh. Claussen, 22 Jahr, Obernstraße Nro. 2. (Vorst.)

— 591. Den 31. — Der Schneidermeister Joh. Adam Entsenberger, 71 Jahr, Heerdenthorssteinweg Nro. 11.

— 592. Den 31. — Des Landmanns Johann Wilhelm Rauers Sohn, 11 Wochen, gr. Weidestraße Nro. 6.

— 593. Den 31. — Der Bockfahrer Georg Wilhelm Westphal, 38 Jahr, Degen Gang Nr. 8.

— 594. Den 31. — Des Malers Heinrich Gerhard Schmidt Tochter, 8 Monat, Marterburg Nro. 23.

— 595. Den 31. — Des Anruderers Johann Friedr. Wilh. Kelkenberg Tochter, ½ Jahr, Großenstraße Nro. 24.

— 596. Den 31. — Der Bockfahrer August Leopold Hilfers, 15 Jahr, aus Lichtringen.

— 597. Den 1. Juni. Der Schuhmacher Heinr. Diedr. Schmidt, 38 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 184.

Geburten:

Nro. 710. Den 24. Mai. Des Schuhmachers Joh. Friedr. Bohne Ehefr., geb. Wehmeyer, Michaeliskirchhof Nro. 13, von einem Knaben.

— 711. Den 27. — Des Aufladers Friedrich Heinrich Ludwig Balster Ehefr., geb. Höcker, Walldammstraße Nro. 14, von einem Mädchen.

— 712. Den 27. — Des Schiffscapitains Hermann Bätjer Ehef., geb Köhler, am Wall N. 30 D, von einem Knaben.

— 713. Den 28. — Des Tabacksfabrikanten Johann Christian Mählmann Ehefr., geb. Korff, Hohethorsstr. Nro. 29, v. einem Knaben.

— 714. Den 28. — Des Schullehrers Friedr. Oentrich Ehefr., geb. Müller, Düsternstraße Nr. 98, von ein Knaben.

— 715. Den 28. — Des Malers Diedr. Conrad Schumacher Ehefr., geb. Wolters, Müllerstr. Nro. 4, von einem Knaben.

— 716. Den 29. — Des Arb. Hermann Forthmann Ehef. geb. Nullmeyer, Catharinenstraße Nro. 23, von einem Knaben.

— 717. Den 30. — Des Malers Joh. Heinr. Siemers Ehefrau, geb Cordes, Weerderstr. Nro. 13. von einem Knaben.

— 718. Den 30. — Des Hökers Joh. Wilh. Buhre Ehefr., geb. Kückens, Schlachte Nro. 22, von einem Knaben.

— 719. Den 30. — Des Handelsmanns Joh. Hinrich Klusmeyer Ehefr., geb. Wortmann, Buntenthorssteinweg Nro. 160, von einem Knaben.

— 720. Den 30. — Des Buchhalters Jacob Friedrich Teubner Ehefr., geb. Apel, Grünenstraße Nro. 28, von einem Knaben.

— 721. Den 30. — Des Malers Chr. Friedr. Ziesenis Ehefr., geb. Hamelmann, Hankenstr. Nr. 25, von einem Mädchen.

— 722. Den 30. — Des Arb. Hinr. Haßhagen Ehefr., geb. Schmalhusen, Sandberg Nr. 14, von einem Knaben.

— 723. Den 31. — Des Schirmmachers Salomon Rosenthal Ehefr., geb. Neumann, gr. Annenstraße Nro. 71, von einem Knaben.

— 724. Den 31. — Des Arb. Joh. Diedr. Kuhlmann Ehefr., geb. Schnebbe, Tiefer Nr. 29, von einem Knaben.

— 725. Den 31. — Des Küpermeisters Georg Allen Ehefr., geb. Pohlmann, Grützmacherstr. Nr. 16, von einem Mädchen.

— 726. Den 1. Juni. Des Schuhmachers Johann Friedr. Koch Ehefr., geb. Helmsam, Buntenthorssteinweg Nr. 64, v. e. Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 45.

Bremen, Sonntag den 5. Juni 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 5. Juni.

U. L. Frauen.
8 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prm. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Der Bund.

An die Hamburger.

Es ist ein Bund geschlossen
In Deutschland, wo der Nord
Die Herrschaft übt, und sprossen
Darf er noch heute fort.

Visurgis, den Germanen
Gehörtest ewig Du,
Befreier unsrer Ahnen
Auch Du gehörst dazu.

Hin zu der Trave Wogen
Erstreckte sich der Bund,
Und treu ist er gepflogen,
Das sieh, o Muse, kund.

O Albis, Dich vor Allen
Umschlingt das schöne Band,
Dir soll das Lied erschallen
Im deutschen Vaterland.

Zwar liegst Du jetzt darnieder,
Du, o Hammonia,
Doch hebst Du einst Dich wieder
Und stehst dann glänzend da.

Denn ewig soll er dauern
Der Bund so schön und frei;
Trotz starken Wetterschauern
Stehn fest der Städte drei.

Ein Schwestersinn verbündet
Uns stets in Freud' und Noth,
Und unser Spruch verkündet
„Getreu bis in den Tod!"

Ein Bremer.

* Der Sonntag.

Eine Frühlings-Phantasie von N. N. in Stadthagen.

(Fortsetzung.)

Als ich nun draußen im vollen Leben des Frühlings mich befand, lud mich unwillkürlich das „heilige Düster" einer Eiche ein, und ich warf auch, von einem Bienchen umsummt und von lieblichen Wohlgerüchen umschwommen, welche von der sonnigen Flur aufstiegen, namenlos entzückt auf meine Knie. Ich kann eben nicht sagen, daß ich in diesem Augenblicke Viel dachte, auch nicht, daß ich meine Empfindungen in Worten kund geben konnte; sondern nur Er stand vor meiner Seele, der Namenlose, der Unendliche, mein Vater! O welche Seligkeit nahm mein ganzes Wesen ein! Ich fühlte mich so innig verwandt der ganzen, weiten Natur, von den in der Sonne wallenden Atomen bis zu

den Nebenmenschen, bis zu den Engeln und zu Gott hinauf. Hoch schwoll da das Herz, und Funken der Göttlichkeit strahlten in ihm wie vom Lichte eines Pharus auf, und Seelenfreiheit, Gedankenfreiheit, Selbstständigkeit wurden die hohen Zwecke, welche ich, um wahrhaft Mensch zu sein, zu erreichen mir vornahm. *)

Fühlt man jedoch auf der einen Seite sich als ein Wesen der Gottheit verwandt, fühlt man ganz seinen Werth als Mensch; so kann man nicht umhin, auf der andern Seite auch an die Schwäche des Menschen zu denken, wie seine besten Vorsätze so oft sich in Nichts auflösen, wie sein treffliches Gemüth so oft in der Schule des Lebens sich vergißt und so manche Fehler sich darin einnisten. Daran dacht' auch ich, und es überkam mich seltsam; es überkam mich fast ein Zweifel an der Göttlichkeit des Menschen, an seiner gepriesenen, angebornen Tugend, und ein erstickender Qualm schien mich zu überwältigen, der vom Skeptionismus und Atheismus aufstieg.

Aber in Jubeltönen erhob sich jetzt die Lerche in die Lüfte und die Glocken hallten so feierlich, Andacht erweckend, durch die Frühlingsluft. Da erwachte ich aus der mich ängstigenden Träumerei und rief laut hinein in die voll Leben wogende Schöpfung: O Thor ich, der ich mich einen Augenblick vergessen konnte! Bewegst du dich nicht nach ewigen, weisen Gesetzen des Schöpfers? Und gehört nicht auch das menschliche Herz zur Natur? Und ist nicht durch Erfahrungen von Jahrtausenden bewiesen, daß es dem Herzen Bedürfniß ist — ein Bedürfniß, vom Schöpfer in dasselbe gelegt, — sich froh, sich zufrieden, sich glücklich zu fühlen und daß diese Zufriedenheit nur durch die sittliche Vervollkommnung unsers Seins erzielt werden kann und diese nur inmitten der menschlichen Gesellschaft? Aber Adolphine, liebe, liebe Schwester, wie wartest du wohl auf deinen losen Bruder! Siehe, ich eile dir entgegen, gute, treue Seele und werde dir die Stirn wieder ebnen und du wirst nicht mehr böse sein.

„Ja recht böse will ich sein," sagte Adolphine, welche mir nachgekommen war und mich jetzt überraschte. Das wirst du nicht sein, sagte ich; ich lese ja in deinen Augen, daß du es nicht bist. Sieh mich an, Adolphine, du lachst? O ich habe Nichts zu befürchten, sagte ich, und reichte ihr den Arm.

Wie ergreifend zitterten, als wir in die Nähe der Kirche gekommen waren, die gewaltigen Töne der Orgel zu uns herüber und wie erhöhete die den Gesang anhebende Gemeinde unsre Andacht! — Wohl kann ich für mich allein Gott danken und in mir gute Entschließungen befestigen; aber ist es nicht herzerhebender und eindrucksvoller, wenn sich Hunderte von Menschen auf einer Stelle versammeln und wie von einem gemeinsamen Geiste beseelt, das Lob des Unendlichen himmelan erschallen lassen? *)

(Schluß folgt.)

*) Ohne Bildung des Verstandes gibt es auch keine Bildung des Herzens, wohl aber Verbildung. Es ist daher traurig, wenn man heutigen Tages noch von einem Systeme der Dunmänner hört, Humanität geht nur von Bildung aus, nicht aber von religiöser, gefühlvoller Verbildung.

*) Und doch werden die Kirchen im Ganzen genommen, wenig besucht, besonders von denen, welche eigentlich dem Volke ein Beispiel im Kirchenbesuche zu geben sollten; es liegt aber auch viel daran, wie der Gottesdienst verhandelt wird: denn unbedeutende Redner können bald die Kirche leer machen.

* Die Feuerversicherungs-Bank für Deutschland zu Gotha.

Den vielen Theilnehmern oben genannter Anstalt möchte es wol nicht uninteressant sein, über das Rechnungswesen derselben, wie es im Jahre 1829 im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen und andern Blättern erschien, eine anwendbare Wiederholung zu finden, um über die diesjährige Nachschußerhebung, welche das traurige Ereigniß in Hamburg herbeiführen mußte, eine klare Ansicht zu gewinnen. —

Es wird Jedermann einleuchten, daß bei einer Versicherungsanstalt wie die Bank, wo täglich Versicherungen auf verschiedene Zeiten geschlossen werden, nicht für jeden Tag ein Abschluß gemacht werden kann und gemacht zu werden braucht. Eine feste Periode ist hierzu nöthig und hinreichend, und es ist daher § 12 des Bankstatuts bestimmt, daß am Ende jedes Jahres (wie bisher auch immer geschehen) das Ergebniß des ganzen Jahres vom 1. Januar — ultimo December zusammengestellt, und hieraus Gewinn und Verlust ermittelt wird.

Es ist aber auch einleuchtend, daß derjenige, welcher der Anstalt in einem und demselben Jahre nur 3 oder 6 Monate Risico brachte, nicht eben so angesehen werden kann, wie derjenige, welcher auf 9 oder 12 Monate in demselben Jahre versicherte. Das Risico der Anstalt, so wie

gegentheils die Verbindlichkeit des Versicherten, steht vielmehr in richtigem Verhältniß zu der kürzern oder längern Zeit.

Wenn daher Jemand z. B. am 1. April des Jahres 1841 auf 1 Jahr mit einer Versicherung von 100 Thlr. Prämie und 400 Thlr. Nachschußverbindlichkeit beitrat, so brachte er dem Jahre 1841

ein Risico vom 1. April — ultimo Decbr. 9 Monate
dem J. 1842 = 1. Jan. — 1. April 3 Monate.

Wenn ein anderer Versicherter B. im Juli 1841 ebenfalls mit 100 Thlr. Präme auf ein volles Jahr beitrat, so brachte er dem Jahre 1841

ein Risico vom 1. Juli — 31. December 6 Monate

und bringt dem Jahre 1842
vom 1. Januar — 1. Juli ein Risico von ebenfalls 6 Monate.

Zu den Schäden des Jahres 1841 wird daher gerechnet
von A $\frac{9}{12}$ von 100 Thlr. Prämie = 75 Thlr.
= B $\frac{6}{12}$ = 100 Thlr. = = 50 Thlr.
und zu den Schäden des Jahres 1842
von A $\frac{3}{12}$ von 100 Thlr. Prämie = 25 Thlr.
= B $\frac{6}{12}$ = 100 Thlr. = = 50 Thlr.

und in gleichem Verhältniß stehen eventuell am Ende des Jahres ihre Nachschußverbindlichkeiten zu einander.

Da auf diese Art jede Versicherung, welche später als zu Anfang des Jahres beginnt und daher in 2 Kalenderjahre fällt, so angesehen wird, als habe z. B. A declarirt: A versichert vom 1. April 1841 bis 31. December 1841 und sogleich fort vom 1. Januar 1842 — 31. März 1842 so ergiebt sich hieraus von selbst, daß wenn ein dritter Theilnehmer C am 1. Januar 1842 auf nur 3 oder 6 Monat, also bis 31. März oder 30. Juni versichert, dieser in Bezug auf die Rechnung pro 1842, nicht anders als A oder B anzusehen ist.

Prolongiren A und B ihre Versicherungen am 1. April und 1. Juli 1842, so kommt von ihnen die neue Prämienrate von resp. $\frac{9}{12}$ und $\frac{6}{12}$ zu der Prämieneinnahme des Jahres 1842, mit verhältnißmäßiger Nachschußquote hinzu. Beide werden also zum vollen Betrage durch diese Erneuerung ergänzt.

Tritt noch ein vierter Versicherter D am 1. Juni, 1. Juli oder 1. October auf 3 Monate bei, so fällt seine ganze 3monatliche Prämie in das laufende Jahr *).

*) Für die Vertheilung schon erlangter Ueberschüsse schreibt der § 31 ein kürzeres Verfahren vor. Der Verf.

Es ist auch, wie man sich hiernach leicht überzeugt ganz gleich, wann die Schäden vorfallen, und muß jeder Versicherte dieselben pro rata mittragen, sofern sie, sei es nach seinem Austritte oder vor seinem Eintritte, in demselben Rechnungsjahre vorfielen. Denn derjenige, welcher nur auf 3 oder weniger Monate der Bank beitritt oder prolongirt, erwartet (unter übrigens gleichen Umständen) im Falle eines ihn treffenden Unglücks, eben sowohl seine volle Vergütung wie derjenige, welcher vom 1. Januar — 31. December versichert; obschon der erstere nur den vierten Theil oder weniger derjenigen Prämien und des etwa zu den Schäden erforderlichen Nachschusses bezahlt, welche der letztere ganz entrichten muß.

Das Jahr ist wie erwähnt die Zeiteinheit, welche einer richtigen practisch ausführbaren Rechnung nothwendig zum Grunde gelegt werden muß.

Auf diese Weise ist seit Beginn der Bank verfahren worden, und es hat sich im Laufe der Bankgeschäfte öfters ereignet, daß in einem oder dem andern Jahre, die bedeutendsten Schäden auf ein Quartal, einen Monat, eine Woche oder selbst auf einen Tag fielen, z. B. die verheerenden Brände in Seesen, Einbeck, Schwelm, Wunsiedel, Magdeburg, Frankenhausen u. a. Nach dem Princip der Gegenseitigkeit wurden diese Schäden von den Prämien der Theilnehmer aller Quartale bestritten, die seither dazu nicht nur ausreichten, sondern auch noch einen bedeutenden Ueberschuß lieferten. Es erhielt daher derjenige, welcher bei einem solchen großen Unglücksfalle — vielleicht nur mit einer Versicherung auf einen Monat — betheiligt war, nicht nur seine volle Befriedigung, sondern, weil der übrige Theil des Jahres, in welchem er vielleicht gar nicht mehr versichert war, günstiger ausfiel, auch noch eine Dividende, während er vielleicht einen Nachschuß hätte zahlen müssen, oder ihm, für das ihn betroffene Unglück, nicht volle Entschädigung hätte zu Theil werden können, wenn das Ergebniß seiner Versicherungszeit besonders berechnet worden wäre. —

Wenn in einem solchen Falle der spätere Theil des Jahres einen Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe ergab — wie dies öfter geschehen — so geschah dies zugleich mit durch die Einnahme von später Versicherten, mithin durch die rückwärts ausgedehnte, verhältnißmäßige Theilnahme dieser letztern. War der frühere Theil des Jahres günstiger als der spätere, so sicherte die vorwärts ausgedehnte

Theilnahme der früher Versicherten die später Eingetretenen durch die Ersparnisse im ersten Theil des Jahres.

Und so muß es ja auch sein — denn die Unglücksfälle treten unerwartet und im Einzelnen ohne bekannte Regel ein, und darum eben sind diejenigen Einrichtungen wohlthätig, welche die (auszugleichen überhaupt möglichen) Folgen des Unglücks auf eine größere Zeit oder auf eine größere Anzahl Tragender vertheilen.

Diese Ueberzeugung sollte freilich bei allen denen vorausgesetzt werden können, welche sich einer auf Gegenseitigkeit gegründeten Anstalt anschließen. Es werden indeß immer einige da sein, welchen die Billigkeit der Zumuthung einer Theilnahme an Bezahlung von ungewöhnlich großen Schäden, die vor ihrem Beitritt zum Vereine vorgefallen sind, nicht sofort einleuchtet und die deshalb davon zurückbleiben, bis die betreffende Jahresrechnung geschlossen und eine neue begonnen ist.

Diese mögen jedoch zunächst in Ueberlegung ziehn, ob sie den, von einem maaßlosen Unglück Betroffenen, denen zu helfen sie sich aus moralischem Pflichtgefühl gedrängt fühlen, auf eine zweckmäßigere Art beizustehn vermögen, als wenn sie sich einem gerade zu diesem Zwecke errichteten Verein anschließen und nach dieser Ueberzeugung mag Jeder seinen Entschluß fassen.

Daraus aber, daß er durch den Beitritt zur Anstalt nach geschehenem außergewöhnlichen Unglücke, auch ein außergewöhnliches Opfer darbringen muß, wird er einen Grund zum Zurückbleiben so lange nicht nehmen, als er überhaupt bereit und im Stande ist, zu helfen und mitzutragen, wo es Noth thut.

Soll aber nächstdem die Entschließung auch von Berechnungen des Mehr und Minder abhängig gemacht werden, so wird sich jeder mit dem Versicherungswesen vertraute Kaufmann und Geschäftsmann und jeder unbefangne Beobachtende überhaupt sagen, daß, wie nachtheilig auch die Zufälle eines einzelnen Jahres oder einzelner Jahre kommen mögen, die Ausgleichung derselben durch günstige Resultate im Verlauf der Zeit, mit derselben Gewißheit vorausgesagt werden könne, mit welcher man auf das Bestehen derjenigen Ordnung der Dinge bauen kann, auf welche die Menschen überhaupt Pläne für die Zukunft zu gründen vermögen. Denn das, was wir Zufall nennen, und was, im Einzelnen angesehen, regellos zu sein scheint, zeigt schon durch seine Gesetzmäßigkeit, im Großen betrachtet, daß es ein Glied der Ordnung ist, welche eine erhaltende Vorsehung festgestellt hat. —

---

* An die Redaction des Bürger-Freundes.

Hamburg, Mai 31. 1842.

Zweiter Brief.

Eine glühende Sonnenhitze durchdringt die Luft, in welcher haushohe Staubwolken einher fahren; und das heilige Geistfeld vor Hamburg, mit dem feinen Sande die ganze Vorstadt Sanct Pauli fortwährend überweht, gleicht in der That einer tropischen Wüste, in welcher unser bremisches Zeltlager mit seinem dürftigen Schatten als einziger Zufluchtsort hervorragt. — Und doch ist diese Atmosphäre eine herrliche gegen jene gerechnet, in welcher unsere Schildwachen, inmitten des unermeßlichen, theilweise noch glühenden Brand-, Stein- und Kalk-Schuttes athmen müssen. — In wenigen Minuten ist man dort mit einer weißen Staub-Lage überzogen, und muß gar sechs Stunden hinter einander darin auszudauern! — Beim Himmel, es ist kein Wunder, wenn unsre braven Leute hernach wie todt auf den Pritschen liegen und im Schlaf Erholung suchen. Aber desto erfreulicher ist es für das Auge, wenn selbst nach einer so anstrengenden Wache, am Abend, wenn die Sonne zur Ruhe gegangen und kühlere Lüfte das Nahen der Nacht verkünden — wenn wir dann den Soldaten fröhlich und ausgelassen im Lager seine Kurzweil treiben sehen; hier sieht eine Gruppe derselben und singt mit nicht gewöhnlicher Harmonie ein munteres Kriegeslied; dort lagern etliche um eine hübsche Marketenderin, welche ihren sauren Wein durch süße Blicke wünschenswerth macht; an jener Seite endlich drängt sich ein Haufen Neugieriger um einen fremden Maler, der, auf dem Boden sitzend, mit wenigen kühnen Strichen das ganze Lager und einzelne pittoreske Gruppen skizzirt. — Um neun Uhr aber ruft die Trommel oder das Horn wieder alles unter das Gewehr, und nach einem kurzen Gebete begiebt sich der Soldat in sein Zelt, zur Ruhe. —

Aber ich sehe ich schweife zu weit ab. Lassen Sie mich daher zu meinem eigentlichen Texte dadurch zurückkehren, daß ich die Frage zu beantworten suche: „Ist es denn noch immer nöthig, daß das bremische Militair in Hamburg bleibt?“ —

Außer dem gewöhnlichen Wachdienste in Hamburg, wozu täglich neben dem Militair etwa 300 Mann Bürgergarde nöthig sind, bedingen die durch das große Brandunglück veranlaßten Verhältnisse täglich eine Sicherheitslinie von Posten um die Stätte der Verwüstung, welche etwa wiederum 3 bis 400 Mann erfordert. Da der Soldat allerhöchstens einen Tag um den andern die Wache beziehen kann, so beläuft sich also die zum Dienst in der Postenlinie nothwendige Truppenzahl auf ca. 700 Mann. Außerdem gehen in jeder Nacht noch gegen fünfhundert Mann Patrouillen durch die Stadt. Diesen ganzen Dienst kann Hamburg unmöglich allein leisten, um so mehr, da die Bürger zum Theil, wie ich schon neulich erwähnt, mehr als zu viel mit Arrangirung ihrer Habe und deren Trümmer zu schaffen haben, und auch dadurch ein großer Ausfall in der Mannschaft entsteht, welche den Dienst als Bürgergarde versieht. Nur mit größter Anstrengung von Seiten des Bremer und Hamburger Militairs, so wie der Hamburger Bürgergarde wird das Nothwendige geleistet. — Und worin besteht dies eigentlich? —

Es besteht darin, die Masse von Volk aus der niedern Klasse von dem Schutte abzuhalten, in welchem noch bedeutende Reichthümer, zum Raube mächtig lockend, vergraben liegen. Täglich erhält die Wache am großen Neumarkt, welche das Bremer Militair mit gegen hundert Mann besetzt hält, zwanzig bis dreißig wegen Diebstahl bei der Brandstätte verhaftete Individuen eingeliefert. Wie sehr also Aufsicht nöthig ist, leuchtet schon daraus hervor.

Nun kommen aber noch andere Rücksichten für die Zukunft hinzu. Noch ist von hoher Seite kein entscheidender Schritt gethan. Das Expropriationsgesetz wird im strengsten Grade zur Anwendung kommen; ferner wird eine Gährung dadurch veranlaßt, daß die Abgebrannten aus der Mittelklasse, welche täglich die großen Summen angekündigt sehen, die zur Hülfe der Hamburger vom Auslande einkommen, sogleich ihre Forderungen machen, und da natürlich der Geschäftsgang noch kaum zur Uebersicht, und um so weniger bereits zur Feststellung der respectiven Ansätze gediehen sein kann, so schreien jene Leute über Ungerechtigkeit, Zurücksetzung, über Unredlichkeit und, der Himmel weiß welche Ungereimtheiten.

In einer so schwierigen Lage darf der Hamburger Staat zur Aufrechthaltung der Ordnung und also zur Beförderung des Gemeinwohls sich nicht von den so nothwendigen Truppen noch mehr entblößen. — Es müßte also, sollten die Hamburg verbrüderten Bremer zurückgerufen werden, sich abermals nach fremder Hülfe umsehen — und unsere, so freundlich gebotene, so dankend anerkannte Hülfe bliebe eine halbe Maßregel.

Doch genug davon. — Die Knäuel der Politik mag der Gelehrte entwirren, die Pfade der Staatenweisheit zu verfolgen ist sein Beruf; — der meine ist, das Leben zu betrachten, wie es ist, und es in Worten abzuspiegeln, wie es auf dem Hintergrunde meiner Seele sich gestaltet. — Und hier giebt es, in dieser verhängnißvollen Zeit, der Bilder genug, die wohl im Stande sind, einen bleibenden Eindruck für das Leben zu hinterlassen. — Ich war vier Tage hier, als ich auf einer Wanderung in die Gegend des Steinthores gerieth, wo die Zelte des Hamburger Contingents aufgeschlagen sind, um den obdachlosen Armen zur Zufluchtsstätte zu dienen. Vor einem dieser beweglichen Häuser sah ich eine Gruppe von Leuten verschiedenen Standes versammelt, welche aufmerksam der Rede eines Mannes horchte, der in ihrer Mitte saß. Ich trat hinzu und sah einen armen Alten, dem der Schnee des Alters auf dem halb entblößten Scheitel lag. Aber sein Auge blickte belebt, seine Hand focht in der Luft hin und her; zuweilen stand er, während er sprach, bewegt von der Rasenbank auf, und eine Thräne rollte über seine gefurchte Wange. Er sprach vom Brande. Wie ich von meinen horchenden Nachbarn hörte, war er seit sechsundfunfzig Jahren Bürger Hamburgs und wohnte neben der St. Nicolai-Kirche mit seiner Familie in einfacher, aber anständiger Weise. — Wenn ich nicht irre, war er Schullehrer gewesen. Er hatte Alles verloren; seine Kinder, seine Enkel wurden vermißt, sein Hab' und Gut war fort, und sein Geist war fast kindisch geworden durch das Uebermaß von Leid welches er nicht aufhörte, den Umstehenden mitzutheilen. — Vielleicht glaubte er sich in seinem erbarmungswürdigen Zustande von einem Kreise von Kindern umringt, denen er vom Lehrstuhle herab einen Abschnitt aus der Leidensgeschichte der Menschheit erzählte. — Ich vermag nicht, die Worte getreu wiederzugeben, die er mit zitternder Stimme redete. Noch weniger ist die Feder im Stande, den Ausdruck zu malen, der, zwischen tiefem Weh und heller Geistesverwirrung spielend auf seinem Antlitz lag. — Was er erzählte, war aber etwa Folgendes:

Er saß an jenem verhängnißvollen Tage, mit welchem Hamburgs Unglückszeit beginnt, mit seiner Familie in seinem

Zimmer und betete, für sein Haus keine Gefahr ahnend, inbrünstig zu Gott um Hülfe für seine bedrängten Mitbürger. Da erscholl der Ruf durch die Gassen, daß auch der Nicolaithurm in Flammen stehe. Bebend erhob sich der Greis, ging auf die Straße und in die Nähe der geliebten Kirche, in welcher er so viele tausend Mal sein Herz dem Höchsten geöffnet hatte. Ein leichter Rauch wirbelte aus den offenstehenden Luken des Thurmes, doch wußte noch Niemand mit Bestimmtheit zu sagen, ob derselbe vom Feuer in dem Thurme herrühre oder aus dem benachbarten Gluthmeer dorthin verirrter Qualm sei. — Aber plötzlich begann das Kupfer der Bedeckung zu fließen und troff in glühenden Strömen auf die unten beschäftigten Feuerleute herab. Und in wenigen Minuten brach sich die Flamme Bahn und der ganze Thurm ragte als gigantische Feuersäule in die erhitzte Luft — ein fürchterlich schöner Anblick! — Grauen fesselte die Blicke aller Umstehenden, und ein Moment der Ruhe trat ein, denn der Geist des Menschen erkennt staunend die Riesenkraft der Schöpfung, die im entfesselten Elemente sich offenbarte. Was Tausende von Menschenhänden in langer Frist mit unsäglichem Schweiße gebaut hatten, sollte ein Augenblick vernichten. — Unser Alter war vor Entsetzen und Trauer fast wahnwitzig geworden. Er lief um die geliebte Kirche, und wollte immer noch seinen alten Augen nicht trauen. — Und als nun die Flamme in wildester Umarmung den Thurm umschlang, ein unersättlicher Vampyr, — da schlugen plötzlich wunderbare Töne an das Ohr der Menge. — Das Glockenspiel von Nicolai, das so oft der Gemeinde mit den Silbertönen freundliche Grüße zugerufen, begann von selbst zu tönen. Von der Gluth bewegt, schlugen die Glocken an, und sangen sich und der Kirche das Schwanenlied. Und manches Herz wollte springen vor innerlicher Wehmuth. Der Greis aber fiel auf die Kniee, streckte die Hände empor, und flehte zum Himmel um Barmherzigkeit. Da wurde es laut um ihn her, ein wildes Rufen und Schreien brauf'te an sein Ohr — ein fürchterliches Krachen erschütterte die Luft — der Thurm war gestürzt! —

Als unser armer Greis aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, in welche ihn Angst und Entsetzen gebracht, ruhte er im Arm eines wackern Soldaten, der ihn durch das wirbelnde Flammenmeer in Sicherheit trug. — Aber welche Kunde brachte ihm diese Sicherheit; ein matter Blick, den er zurück warf, überzeugte ihn, daß der stürzende Thurm unter seinem gebrochnen Riesenleibe auch die Gasse begraben hatte, in der alle seine Lieben weilten. — — —

Da ergriff den Alten auf's neue der Wahnsinn mit greulicher Kralle; und der hatte ihn bis jetzt noch nicht wieder losgelassen; und nicht seine Kinder, nicht seine Enkel waren erschienen, den fürchterlichen Gast durch liebevolle Pflege und Gebet zu verscheuchen. — Sie waren vielleicht Alle längst todt! — —

Aehnliche Scenen mögen zu Tausenden vorgekommen sein, in diesen wenigen Tagen, welche eine so große Geschichte in sich schließen. Ich könnte Ihnen deren noch manche erzählen, aber für heute sei es genug. Lassen Sie mich es machen wie der Hamburger selbst, der aus tiefer Beugung um so größere Schnellkraft entnimmt, sich wieder aufzurichten. Lassen Sie mich in meinen Erzählungen abwechseln mit Leid und Lust; denn auch aus scheinbarer Trübniß entspringt stets eine rosige Saat, weil ja der, der Alles lenkt, nur Gutes will und seinen Kindern sendet.

Ein liebliches Bild oder vielmehr ein Symbol des eben Gesagten bietet uns der Anblick mancher der zerstörten Gassen in Hamburg. So wie diese nur eben aufgeräumt und der Passage geöffnet sind, drängt sich schon wieder der lebendige, geräuschvolle Zug des täglichen Verkehrs durch sie hin, bei Schutt und Verwüstung vorbei. Und auf den gelben, rauchenden Ruinen sitzen an der Seite des Weges die frischwangigen Vierländerinnen, in ihren pittoresken Trachten; neben ihnen steht ein mächt'ger Korb mit den schillerndsten, prächtigsten Blumen gefüllt, und einen schönen Strauß bieten sie mit heller Stimme und freundlichem Zuruf dem Vorübergehenden dar.

Wahrlich, es ist ein sonderbarer Anblick! Links und rechts weithin dehnen sich die weißlichen Trümmer, ein Zeichen schrecklicher Vergangenheit, und um und neben und auf dem gedrängten Raum der Straße bewegt sich das Treiben der Gegenwart mit Rufen und Lärmen, und Toben und Rennen vorbei; die bunten Kleider, die oft so characteristischen Physiognomien, besonders der großen Klasse der Hausirer aus dem Stamme Israels; die schwerbeladenen Wagen mit reichem Kaufmannsgut kontrastiren auffallend genug mit dem vergelbten Antlitz der gebrochnen Herrlichkeit zu beiden Seiten.

Aber diese regsame Gegenwart beurkundet auch die innere Kraft der Stadt, die sich so rasch zu fassen und zu sammeln weiß, nach so großer Trübniß — und nicht nur in Büchern und Schriften braucht man's zu lesen, — nein, ein prüfender Blick auf die Straßen Hamburgs sagt uns deutlich genug die tröstenden Worte:

Noch ist Hamburg nicht verloren!

P. J. B.

Immobilien-Verkäufe an der Börse.

Dienstag den 31. Mai d. J.

Keine.

Miscellaneen.

(Philadelphia.) Im Circuit Court in Philadelphia ward in den Tagen vom 13. bis 23. April vor den Richtern Baldwin und Randall folgender Prozeß wegen Mords auf hoher See verhandelt. Wiewohl das Factum der Anklage schon über ein Jahr alt, waren die Einzelheiten des furchtbaren Seestücks doch allen den zahlreichen Anwesenden noch klar gegenwärtig. Der Angeklagte war Holmes, vormaliger Unterschiffer auf dem William Brown, ein Mann von sanften, keineswegs auf Grausamkeit und Bosheit deutenden Gesichtszügen; Staatsankläger der Bezirks-Attorney, unterstützt von dem Anwalt Hrn. Hopkinson; Vertheidiger des Angeklagten die HH. Brown und Haylehurst. Der Betreff der Klage erhellt aus folgender Aussage der zuerst berufenen Zeugin, Mißreß Brigitta Mac Gee. „Ich befand mich", sagte sie, „an Bord des William Brown. Wir verließen Liverpool am 12. März 1841; am 19. April in der Nacht stießen wir, der amerikanischen Küste zusegelnd, auf eine Eisbank. Wir lagen alle in unsern Schlafstellen; eine Stimme rief, das Schiff sinke und wir eilten aufs Deck. Als ich hinauf kam, ließ die Mannschaft die Schaluppe und das Canoe ins Wasser hinab. Kaum war die Schaluppe flott, als mehrere Passagiere vor mir hineinsprangen; ich folgte. Alsbald kam Holmes zu mir und befahl mir ins Schiff zurückzukehren. Ich weigerte mich und er verließ mich ohne weiter ein Wort zu sagen. Die Schaluppe stieß nun vom Schiffe ab, sie hatte 33 Menschen an Bord. Vier Personen einer schottischen Familie stiegen noch ein, aber eine der Schwestern war auf dem Deck des sinkenden Schiffs zurückgeblieben; Holmes kehrte dahin zurück, nahm das junge Mädchen Namens Isabella Edgar auf die Schulter und ließ sich am Seil, das die Schaluppe ans Schiff band, herunter. Jetzt wurden die Taue der beiden Barken gekappt und alsbald verschwand das Schiff unter dem Wasser. Es war ungefähr 11 Uhr Nachts. Wir hatten nicht die Zeit gehabt uns zu bekleiden, wir waren beinahe bloß. Mehrere Matrosen beraubten sich ihrer Kleider um uns zu bedecken. Die Barke, worin sich der Capitän befand und die Schaluppe blieben beisammen bis zum Tagesanbruch. Wir hatten einen Compaß und eine Karte; wir waren 250 engl. Meilen vom Land entfernt. Morgens verlas der Capitän die Namen der Mannschaft und der Passagiere in der Schaluppe. Den Tag über half Jedermann rudern. Es war ein Dienstag. In der folgenden Nacht, gegen 10 Uhr, fing man an Passagiere über Bord zu werfen. Der erste war ein gewisser Owen Riley; er flehte eine der Schottländerinnen an die Matrosen um Schonung seines Lebens zu bitten. Ich weiß nicht wie der hieß der ihm in das Fluthengrab folgte. Der dritte der ins Meer geworfen wurde, war Frank Askins; er bot den Matrosen 5 Sovereigns, seine ganze Habe, wenn sie ihn bis zum andern Morgen leben ließen; auch er flehte zu der Schottländerin, Mistreß Edgar, von welcher er glaubte daß sie einigen Einfluß auf das Schiffsvolk besitze, Fürsprache für ihn zu thun. Es half ihm nichts. Frank Askins hatte zwei Schwestern auf der Schaluppe, die eine, Namens Mary, erklärte, sie würde ihrem Bruder ins Meer nachspringen oder man könne sie ihm nachsenden. Dies geschah. Man suchte dann die andere Schwester Ellen, und entledigte sich ihrer auf die nämliche Weise. Ein gewisser James Black, den Holmes gepackt hatte, wurde verschont, indem ich letztern sagen hörte: „„Mann und Frau darf man nicht scheiden.““ Neben mir saß Charles Coalin; Holmes trat auf ihn zu. „„Mein lieber Holmes““, sagte Coalin, „„Ihr werdet mich doch nicht opfern?““ — „„Ja, Karlchen““, antwortete Holmes, „„Ihr müßt auch den Sprung machen.““ Dies setzte Holmes sogleich in Vollzug. Coalin war der letzte den ich ins Meer werfen sah. Zwei Passagiere waren den Nachsuchungen der Matrosen entgangen. Am Morgen wurden sie entdeckt; der eine lag unter einer Bank, der andere unter dem Compaßhäuschen verborgen. Der eine hieß John Nugent, des Namens des andern erinnere ich mich nicht mehr. Sie fingen an zu rudern; als sie müde waren, bemächtigten sich ihrer die Matrosen und warfen sie ins Wasser. Anderthalb Stunden später wurden wir vom Crescent aufgenommen, der unsere Nothsignale bemerkt hatte. Bei unserer Abfahrt von Liverpool bestand das Schiffsvolk aus 17 Mann den Capitän mit einbegriffen. Neun von ihnen und der Lieutenant schifften sich auf der Schaluppe ein. Sechzehn Passagiere wurden ins Meer geworfen und 17 gerettet, darunter zwei Ehegatten, Black und Pateick, die ihre Weiber bei sich hatten. Während der Zeit dieser fürchterlichen Execution war das Meer ruhig, es ging kein Wind; es regnete bloß. Wir hatten drei Stück Zwieback, wenig Fleisch, einen Vorrath Wasser. In der ersten Nacht war die Schaluppe trocken, in der zweiten ward es nöthig auszuschöpfen, zumeist in Folge des Regens. Das Bord des Fahrzeugs ragte ziemlich hoch aus dem Wasser. Einige Eistrümmer schwammen um uns herum." Die Zeugin erklärte dann sie habe ihren Oheim Georges Duffe, der sie begleitete, sterben sehen: sie habe zwar nicht gesehen wie Holmes alle diese Unglücklichen ins Wasser warf, aber wohl seine Stimme gehört und wie ihn seine Schlachtopfer um Gnade anflehten. Als sich die Schaluppe und das Canoe trennten, rief Holmes dem Capitän zu: „„Capitän Harris, wir werden das Loos ziehen müssen.““ — „„Ich weiß was Ihr vorhabt, antwortete dieser; ich will nichts weiter davon hören.““ Wir waren ursprünglich 65 Passagiere; ein Kind starb unterwegs, 31 gingen mit dem Schiffe unter und wir waren 33 in der Schaluppe." Die Zeugenaussagen der Frauen Owen Carr und Anne Bradley bestätigten obige Thatsachen. Sie fügten nur bei, Holmes sei von drei Gehülfen aus dem Schiffsvolk, Charles Smith, Jack Stetson und Henry Murray unterstützt gewesen. Judith M'Fadden: „Ich war Passagierin an Bord des William Brown und eine von denen die sich auf die Schaluppe flüchteten. Riley wurde zuerst über Bord geworfen von Holmes und dem Schiffskoch. Ich hörte wie Duffe im Namen seiner drei Kinder um sein Leben flehte. Sarah Carr: „Ich hörte das Geschrei Es

ley'e. James Macavoy bat um fünf Minuten Frist ehe man ihn ins Wasser würfe; ein Neger von der Schiffsmannschaft gestattete sie ihm! Ich hörte ihn beten, dann schleuderte man ihn hinaus. Ich sah wie Holmes und der Neger Askins an Bord schleppten und ich hörte das Geräusch seines Falls in die Fluthen. Nachdem sie das sechzehnte Schlachtopfer geliefert, sahen sich die Matrosen einander an, ob es nichts mehr zu thun gäbe. Einer rief den Frauen zu keinen männlichen Passagier zu verbergen, denn bei Tagesanbruch müßten diese doch sterben." Brigitte Nugent deponirte, die Schaluppe habe ein Leck gehabt durch welches Wasser eindrang, ungefähr 4 Zoll breit und 8 Zoll lang. Jane Johnston fügte wenig Neues bei. Alle Passagiere, sagte sie, seien von Kälte ganz erstarrt gewesen und Holmes habe einen Theil seiner Kleider abgenommen um die Frauen damit zu schützen. Mistreß Edgar hat das Wasser reichlich in die Schaluppe eindringen sehen. Sie sah, wie Holmes den Askes hinauswarf und fragte dann, ob sie und ihre Familie das gleiche Schicksal zu erwarten hätten. Holmes antwortete Nein. Sie sah mehrere Passagiere essen, das Schiffsvolk aber nicht. Nach diesen Aussagen und gepflogener Vertheidigung die sich um den Beweis der Nothhülfe drehte, entfernte sich die Jury zu langer Berathung und fällte dann das Verdict „Schuldig." Holmes ward indessen nur zu fünfjähriger Einsperrung im Grafschaftsgefängniß verurtheilt.

(Paris, 22. Mai.) Die ungeschickte Leitung des deutschen Theaterdirectors Schumann hat nun vorgestern ihr Ende gefunden. Für uns Deutsche ist dieses unredliche Auftreten höchst peinlich gewesen. Vorgestern wurde nämlich Herr Schumann von seinen Gläubigern verhaftet und ins hiesige Schuldgefängniß gebracht. Der Minister des Innern, hiervon unterrichtet, erlaubte sogleich dem Ausschusse, welchen die unglücklichen deutschen Künstler aus ihrer Mitte gebildet, noch mehrere Vorstellungen unter der Leitung des Ausschusses zum Besten der Sänger zu geben. Diese sind nämlich hier seit ihrer Ankunft nicht bezahlt, und die meisten der tiefsten Noth ausgesetzt, namentlich die armen Choristinnen und Chorsänger. Einige wohlhabende Mitglieder der Truppe, wie Herr Peel, haben bereits Paris verlassen. Dagegen hat sich der eben erst angelangte Prager Bassist Kunze seiner armen Brüder treulich angenommen, und singt zu ihrem Besten unentgeltlich. Einige hier lebende bekannte Deutsche haben sich der verlassenen, mit der französischen Sprache unbekannten Sänger rühmlich angenommen, eine Summe von 1200 Franken zusammengebracht, um die erste Noth der 80 Mitglieder zu lösen, und so ihre Pflicht gethan. Nächsten Dienstag wird Fidelio gegeben, und nach dieser und zwei andern Vorstellungen wird die Gesellschaft selbst froh sein, wieder nach Deutschland ziehen zu können. Es muß aber ein strenges Wort hier geredet werden, damit nicht von neuem bankerotte Kaufleute, zweideutige Frauen, und Schwindler aller Art arme Deutsche mit glänzenden Versprechungen nach Paris locken und aller Noth aussetzen, die Vertragspflicht nicht halten können, und so den deutschen Namen im Auslande schänden. Herr Schumann war selbst so mit Schulden belastet, daß sein grenzenloser, strafbarer Leichtsinn jetzt die gerechte Strafe erleidet. Die französischen Zeitungen, durch hier lebende deutsche Schriftsteller angeregt, haben sich auch jetzt, bei der Noth unserer armen, gesperrten Landsleute, mit wahrer Humanität derselben angenommen. Ehe sich künftig ein deutscher Sänger mit einer Direction für eine Pariser Reise einläßt, sehe er sich demnach vor, ob die angebliche Caution nicht eine bloße Spiegelfechterei ist. Die ganze hiesige Schumann'sche Verwaltung befindet sich ohne alle Mittel, den Künstlern auch nur je die geringste Erstattung und Entschädigung zu geben. Man kann sich denken, in welchem äußersten Nothstande sich dieselben befanden. Baron Mecklenburg unterzeichnete gleich 200 Franken für die Choristen, Herr Schickler 300, Herr Thurneyssen 100, Herr Lutteroth 100, Herr Rothschild 300; kurz, zur Beruhigung der in Deutschland lebenden Familien, welche hier Verwandte oder Freunde bei der deutschen Oper haben, kann man jetzt sagen, daß die dringendste Noth glücklich beseitigt ist, und daß der Ertrag der nächsten Benefizvorstellung hoffentlich dem Personal die Mittel zur Heimreise bieten wird.

(Der einträglichste Stand.) Der Stand der Tänzerinnen und Sängerinnen ist bekanntlich in unsern Tagen bei Weitem der einträglichste; denn die Ausgezeichneteren dieser Leute können, wenn sie anders ihr Geld nicht sofort wieder vergeuden, in einer kurzen Reihe von Jahren nicht nur Hunderttausende, sondern sogar Millionen erwerben, wie dies das Beispiel einer Catalani, Elsner und Taglioni zur Genüge beweist. Die reichsten Diademe und die schönsten Erzeugnisse Cachemirs vermögen kaum mehr einen schön getanzten Pas und eine gut abgegurgelte Rossinische Arie hinreichend zu belohnen. Es regnet kaiserliche und königliche Geschenke auf die Luftspringerinnen und Trillerschlägerinnen herab, während Männer, welche sich die höchsten Verdienste um die Menschheit erworben, oft kaum beachtet, geschweige verdienter Maßen belohnt werden. Die verschwenderische Freigebigkeit, welche man jetzt überall gegen Bretternotabilitäten zeigt; die maßlosen Huldigungen, die selbst die stolzen transatlantischen Republikaner den Tänzerinnen darbringen, ist nicht dasjenige, was unserem Zeitalter zur größten Ehre gereicht, und es ließen sich über diesen Gegenstand Betrachtungen anstellen, die nicht Jedermann gefallen dürften.

Bei Verleger dieses ist so eben erschienen:

Kurze Anweisung zum Stimmen des Pianoforte von L. Müller, Musikus beim Hanseatischen Musikcorps. Mit 1 Steindrucktafel. Geh. 12 Grote.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 45.

Bremen, Sonntag den 5. Juni 1842.

Gestorben:

Nro. 598. Den 1. Juni. Des Arb. Joh. Hinr. Schier Tochter, 4½ Jahr, Reeperbahn Nro. 16.

— 599. Den 1. — Der Arb. Diedr. Gerken, 48 Jahr, vor Stephanithor Nro. 7.

— 600. Den 1. — Auguste Wedeking, 5 Monat, Buntenthorssteinweg Nro. 81.

— 601. Den 1. — Der Maler Rud. Springerstal, 33 Jahr, im Krankenhause.

— 602. Den 2. — Anna Maria Hummerenbrum, genannt Hamering, 24 Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 29 L.

Nro. 603. Den 2. — Anna Bohlmann, 1½ Jahr, Hastedt.

— 604. Den 3. — Des Schirmmachers Salomon Rosenthal Sohn, 3 Tage, gr. Annenstraße Nro. 78.

— 605. Den 3. — Des Aufladers Johann Heinrich Thormeyer Sohn, 2 Tage, Hermannshof Nro. 4.

— 606. Den 4. — Der Küpergesell Georg Reincken, 23¾ Jahr, Rosenthal Nro. 7.

Geburten:

Nro. 726. Den 28. Mai. Des Cigarrenfabrikanten Joh. Hermann Hoyermann Ehefr., geb. Rosenbohm, Bauernstraße Nro. 4, v. e. Knaben.

— 727. Den 30. — Des Arb. Carl Schröder Ehefr., geb. Rustedt, Süderstraße Nro. 11, von einem Knaben.

— 728. Den 31. — Des Cigarrenmachers Joh. Conrad Grube Ehefr., geb. Huck, Doventhorssteinweg Nro. 95; von einem Mädchen.

— 729. Den 31. — Des Schuhmachers Joh. Ernst Christoph Focke Ehefr., geb. Lorenz, gr. Sortillenstraße Nro. 51 B, v. e. Mädchen.

— 730. Den 1. Juni. Des Musikus Johann Andreas Kriete Ehefr., geb. Lehnemann, Mühlendamm Nro. 7, von einem Knaben.

— 731. Den 1. — Des Schiffszimmermanns Johann Christoph Peymann Ehefr., geb. Schmidt, Müggenburg Nro. 29, von einem Knaben.

— 732. Den 1. — Des Aufladers Johann Heinrich Thormeyer Ehefr., geb. Dickhut, Hermanns Hof Nro. 4, von einem Knaben.

Nro. 733. Den 2. — Des Schuhmachermeisters Christian Heinrich Schmidt Ehefrau, geb. Rossel, Schnoor Nro. 25, von einem Mädchen.

— 734. Den 2. — Des Hofmeiers Christoph Duhne Ehefr., geb. Ficke, Munte Nro. 28, von einem Knaben.

— 735. Den 2. — Des Stuhlmachers Heinrich Ludw. Grote Ehefr., geb. Seemann, auf der Hofe Nro. 4, von einem Mädchen.

— 736. Den 2. — Des Schneidermeisters Joh. Käffner Ehefr., geb. Henseler, Knochenhauerstraße Nro. 33, von einem Mädchen.

— 737. Den 3. — Des Arb. Hans Hinrich Hasenjäger Ehefr., geb. Lamping, am Sandberg, von einem Mädchen.

— 738. Den 3. — Des Tischlermeisters Johann Heinr. Dieckmann Ehefr., geb. Geercke, Catharinenstraße Nro. 36, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 288. Der Hauküper Nicolaus Meyer und Anna Kunigunde Eckelmann hieselbst.

— 289. Der Cigarrenmacher Joh. Osterloh und Juliane Christiane Louise Oetting, genannt Meyer, aus Lingen.

— 290. Der Arb. Lorenz Schindler und Anna Adelh. Schnitter hieselbst.

Nro. 291. Der Sattler zu Elberfeld Ferdinand Thomas und Luise Dorothea Wesselmann zu Kirchdornberg bei Minden.

— 292. Der Kammmacher zu Delmenhorst Joh. Hinr. Meyer und Anna Maria Oetker daselbst.

— 293. Der Cigarrenmacher Joh. Anton Scheel und Anna Dorothea Runge hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 46.

Bremen, Donnerstag den 9. Juni 1842.

Hamburg's Dank
an
das deutsche Vaterland.

Uns schlug das Schicksal eine tiefe Wunde,
Doch kaum erscholl davon die erste Kunde
Im theuren, lieben Vaterland:
Da reichte rettend, helfend, voll Vertrauen
Mit freud'ger Hast in allen deutschen Gauen
Man uns die treue Bruderhand.

Wem schwoll das Herz nicht hoch bei so viel Liebe?
Wer weih'te nicht des reinsten Dankes Triebe
Dem heißgeliebten Vaterland?
Hammonia hat in des Unglücks Stunden
Die **deutsche Treue** tief gerührt empfunden,
Die **rasch zu helfen** sich verband.

Ja! **Deutschland ist ein einzig Volk von Brüdern,**
Mag, was er will, der Spötter d'rauf erwiedern,
Das Unglück Hamburgs hat's gelehrt.
Und mögen Namen uns und Formen trennen,
Im Herzen dürfen wir uns **einig** nennen,
D'rum sei mein Deutschland hoch geehrt.

Ihr Fürsten und Ihr Völker — Dankeszähren
Sind's nicht allein, die wir Euch hier gewähren,
Wir geben gerne Herz um Herz.
Der **Sinn**, mit dem Ihr zart uns aufgerichtet,
Hat herrlich uns're dunk'le Nacht gelichtet,
Und schnell verscheucht den bittern Schmerz.

Geliebtes Deutschland, bald wirst Du es sehen,
Hammonia wird herrlicher erstehen,
Dem Phönix gleich mit neuer Kraft.
Ein Geist, **ein** Muth durchdringt die Herzen alle:
Sich aufzurichten wieder von dem Falle,
Er ist's, der neues Glück uns schafft.

Dann aber, wenn **Hammonia** erstanden,
Dann, Brüder Ihr, in allen deutschen Landen,
Wenn irgend eine Noth Euch drückt:
Dann kommt zu uns, und **Thaten** sollen sagen,
Wie dankbar uns're Herzen für Euch schlagen,
Wie Euch zu helfen uns beglückt.

So laßt uns denn mit freud'gem Gottvertrauen
Der Zukunft muthig nun entgegenschauen,
Da **äuß'res** Glück nur niedersank.
Dir, **Deutschland**, bringt, so lang der Elbstrom rauschet,
So lang ein Kind der Red' des Vaters lauschet,
Stadt **Hamburg** seines Herzens Dank.

Hamburg, im Mai 1842. H. N.

Eine Million.

(Schluß.)

Zwei Paladine, die vor Begierde brennen, sich unter den Augen ihrer Schönen in der Rennbahn den Preis des Turniers streitig zu machen, drängen sich nicht hitziger zum Kampfe als ein Paar Spieler, die sich vor einem grünen Teppiche messen wollen. Es ist als ob es einen Magnet gäbe, dessen Anziehungskraft sie an einem bestimmten Tage

zusammenführen müßte, wenn sie sich auch an beider Welt Enden befänden. Dann beginnt ein Kampf, hitziger und rasender als der unter ein Paar englischen Boxern. Das Resultat ist auch fast eins; im Physischen der Tod des einen Kämpfers, im Moralischen der Ruin des einen Spielers.

So kannst Du es Dir erklären, wie der Graf und Naily bald einander gegenüber standen. Der Engländer wußte es geschickter Weise so einzuleiten, daß er Anfangs den Kürzern zog. Dadurch noch hitziger gemacht, wurde sein Gegner nun wörtlich genommen sein Schatten: er folgte ihm überall hin, auf die Jagd, zum Ball, auf die Promenade, ins Theater; er verließ ihn nicht mehr. Nie hat sich ein Hofmann zu Versailles oder zu St. James pünktlicher bei seinem Könige eingestellt, wenn derselbe aufstand oder sich zur Ruhe begab.

Das zu Moskau am häufigsten gespielte Pharao war auch dasjenige in welchem die Gegner ihre Lanzen brachen. Der Graf hielt die Bank; Naily hatte schon fast 50,000 Rubel verloren. Gott weiß, wie das dem Russen mundete! Aber endlich kam die Bank auch an den andern, und da wandte sich das Blatt.

Eines Nachmittags sah Herr Naily sich dermaßen vom Glücke begünstigt, daß er dem Grafen K . . . . alles abgewann, was er an Geld und Geldeswerth besaß, die reich in Gold und Edelsteinen eingefaßten Heiligenbilder nicht ausgenommen, auf die der Russe einen unschätzbaren Werth setzt. Er gewann Alles, und als der neue Tag anbrach, lag diese Masse Reichthümer um den Tisch her angehäuft, der als Kampfplatz gedient hatte.

Dennoch hatte der Graf Lust, weiter zu spielen, aber nur gegen Weißgeld, d. h. mit Kreide auf dem grünen Teppich bemerkte Zahlen, oder mit andern Worten auf Credit. Aber Naily zeigte sich dazu nicht geneigt, und that, wie wenn er seinen Dienern schellen wollte, damit sie Alles, was an seiner reichen und voluminösen Beute tragbar war, in seinen Wagen packen sollten.

Da bemühte der Graf sich noch emsiger als zuvor ihn zum Bleiben zu vermögen. Er flehte ihn so dringend an, ihm Revanche zu geben, daß Naily die Gelegenheit für günstig hielt, das Versprechen zu lösen, welches er seinem jungen Schützling gegeben.

So legte er denn das Gold, die Edelsteine und das Papiergeld wieder auf den Tisch, und sagte:

„Herr Graf, es ist gut mit mir spielen, das sollen Sie sehn. Da habe ich nun den Einfall, ein moscowitischer Gutsherr zu werden, wenn auch nur der Sonderbarkeit wegen. Sie haben da eine kleine Domaine an den Ufern der Wolga, wenn Sie wollen, so setze ich alles dieses dagegen ein."

Man muß die Gewalt der Spielleidenschaft über den, der davon besessen und verkohlt ist, kennen, um zu begreifen, daß derselbe in dem Augenblick, wo jede Hoffnung, seinen Verlust wieder gut zu machen, ihm entrinnt, es ohne Bedenken annehmen würde, wenn Lucifer ihm den Vorschlag machte, seine Seele gegen einen Ducaten einzusetzen. Ohne sich nur die Zeit zu lassen, erst eine Antwort zu geben, rennt der Graf K . . . . zu seinem Secretair, nimmt den Kaufbrief heraus und wirft ihn voller Freude als Einsatz gegen die Kostbarkeiten, welche den Tisch bedecken, hin.

Das Glück blieb dem Herrn Naily treu: sie hatten nicht zehn Minuten gespielt, und er war der Herr des gelobten Landes, das heißersehnte Ziel erreicht. Den Kaufbrief zu sich steckend, und die früher verlornen 50,000 Rubel vorweg nehmend, sagte er dann:

„Jetzt Graf, quitte ou double um das Uebrige."

Der Graf wählte eine Karte und gewann.

„So, nun ist es gut," sagte der Engländer da, „ich finde meine Nacht jetzt hinlänglich bezahlt." —

Dann schieden sie von einander als die besten Freunde von der Welt: der Russe entzückt über die prompte und uneigennützige Art der ihm gegebenen Revanche, Naily hoch erfreut über das Glück, womit er seinen neuen Freund überschütten konnte.

Denselben Tag schickte Letzterer Feodor seine 50,000 Rubel wieder zu und zeigte ihm an, daß er den Kaufbrief über die Domaine an der Wolga zu seiner Disposition habe. Wenige Stunden darnach sah er ihn mit einer jungen schönen Person, blühend und blond, wie alle Töchter des Nordens, an der Hand bei sich eintreten und diese ihm vorstellen. Es war Eudoxia, sie, die er so innig liebte, sie, von der er sich so geliebt wußte. Sich dann dem glücklichen Spieler zu Füßen werfend, sagten sie zu ihm:

„Sie sind nun unser Gebieter, unser Vater, geben Sie uns den Segen und vollenden Sie so Ihr hehres Werk der Regeneration."

Naily richtete sie auf, und schloß sie unter Freudenthränen in seine Arme. Dann sagte er zu Eudoxia, indem er ihr den Kaufbrief über das Gut an der Wolga übergab:

„„Er möge Ihnen sein Glück ganz zu verdanken haben. Selbst in seiner Voraussicht ungerecht, verbietet das Gesetz auch dem freigewordenen Leibeignen oder Sclaven noch den Besitz einer Domaine; Sie aber meine Dame sind frei, von Adel, und dasselbe Gesetz gestattet es, daß der Leibeigne ihrer Güter, wenn Sie ihn zum Range ihres Gemahls erheben, in deren unbestrittenem Besitz bleiben darf. Sie sind demnach die Gutsherrin laut diesem Documente; führen Sie nun Feodor zum Altar, und er wird ferner keine andere Fesseln zu tragen haben, als die Ihrigen.““

Da verbarg Eudoxia, in einer unaussprechlichen Freude, ihr Erröthen und gewiß sanfte Thränen an den Busen ihres Geliebten.

„Mein Herr,“ sagte aber der junge Kaufmann, wir, sie und ich, würden nicht die Kraft haben, unser Lebenlang eine solche Last der Dankbarkeit zu tragen. Glücklich ist der, der in einer solchen Bedrängniß ein so edles Herz antrifft! Aber sein Sie nicht halb großmüthig; nehmen Sie dies da, nehmen Sie;“ und ihm ein Portefeuille hinreichend, wiederholte er die Bitte mit dem Zusatz: „nur dann werden wir wahrhaft glücklich sein.“

Zur Ehre des Spielers sei es gesagt, daß er Anstand nahm sich eine Handlung bezahlen zu lassen, die kein anderes Verdienst hatte, als daß sie gelungen war.

„Indem wir Sie bitten, dies Zeichen unsrer Dankbarkeit anzunehmen,“ sagte Feodor wieder, „glauben wir nicht, uns unsrer Schuld entledigt zu haben: wir bleiben Ihre Schuldner bis ins Grab. Aber,“ Feodor warf sich wieder vor ihm auf die Kniee, „um Gottes Willen, nehmen Sie dies als ein Andenken von uns an, oder auch Ihre Wohlthat zurück.“

Herr Railv widersetzte sich nicht länger, und einige Tage darnach reisete er von Moskau ab.

Das Portefeuille enthielt eine Million Rubel und die Inschrift: dem freien Manne, der mich frei gemacht hat.

Der Sonntag.

Eine Frühlings-Phantasie von N. N. in Stadthagen.

(Schluß.)

Ist es nicht Thorheit, daß einige exaltirte Köpfe die Frage aufwarfen: Warum die Menschen in ein steinernes Gebäude, oft klein, dumpf und dumm, welches man Gotteshaus nennt, zur Verehrung des Schöpfers sich einzwängen, da die ganze Welt sein Tempel ist? Es ist wahrlich gut, daß wir nicht mehr wie die alten Deutschen in heiligen Hainen den Gottesdienst feiern; denn unser Clima und die verfeinerte Lebensart ließen dann noch Wenigere Theil daran nehmen, als es jetzt thun, da die Kirchen vor der äußern Witterung schützen. — Schon die Griechen und späterhin auch die Römer verehrten, da sie schnell zu einer hohen Stufe von Cultur gelangten, ihre Götter in prächtigen, kolossalen Gebäuden, welche der Seele Bewunderung einflößten und sie in eine hohe Stimmung versetzten. Die ersten Christen hielten ihre Versammlungen in ihren Wohnhäusern oder im Geheimen; aber schon seit Marc Aurels Zeiten, besonders jedoch als Constantin, ein Wolf in Menschengestalt, die christliche Religion zu der des Staates erhoben und die heidnischen Tempel in christliche Kirchen umgewandelt hatte, wurde auch der äußere Gottesdienst des sonst unterdrückten Häufchens glanzvoller, und je weiter die Christen sich ausbreiteten, desto mehr Kirchen hoben sich, eine noch schöner und größer als die andre. Mit den Kirchen hob sich aber auch die Kirchengewalt, welche bald bis zum Uebermaaße ausartete: das Loos so vieler menschlichen Einrichtungen. Das Göttliche jedoch in der Menschen Wort und That artet nie aus, verändert sich nie, kann nie besser gegeben werden, wenn gleich auf verschiedene Art und Weise. So ist es auch mit dem Christenthum. Alles Menschenwerk darin ist von jeher vielen Zusätzen, Verschlimmerungen und Verbesserungen, unterworfen gewesen; was aber göttlich an demselben ist, die Moral, ist immer dieselbe gewesen, wird immer dieselbe sein.

Der Prediger sprach heute sehr zu meiner Seele, und ich glaube bemerkt zu haben, daß die meisten Anwesenden von seiner Rede wahrhaft erbaut wurden. Er sprach über die Worte Jesu: Wenn ihr nicht werdet wie diese Kindlein so könnet ihr nicht ins Reich Gottes gehen. Er schilderte zuerst das kindliche Alter, wie es so froh und heiter ins neue Leben blickt; wie es sich so traulich und innig an den Vater, an die Mutter schmiegt; wie es sich so demüthig und vertrauend dem Willen der Eltern ergiebt; wie es so hoffnungsvoll hinausblickt in die weite, unbekannte Welt und sich so sehnlichst groß wünscht, um mehr von ihr kennen zu lernen, um sie mehr genießen zu können.

Sind die Kinder nun groß geworden — Was bleibt auch dann noch ihre schönste Zierde?

Der kindliche Sinn.

Ruht auch der Vater, ruht auch die Mutter in dunkler Erde — — du hast einen größern Vater, o Mensch! Auch an ihn kannst du dich fest und innig schmiegen, auch seinem Willen dich demüthig und vertrauend ergeben, auch zu ihm empor schauen voll Liebe!

Voll Liebe! Und da morden sich die Kinder auf des Vaters Erde und nennen es Krieg führen, Schlachten schlagen, hören die gen Himmel aufsteigenden Seufzer nicht, sehen die verheerten Fluren nicht, achten der rauchenden Brandstätten nicht; rauben und entziehen sich unter einander ihr bischen Lebensunterhalt und nennen es Schlauheit, List; feinden sich an wegen kleinlicher Meinungsverschiedenheiten und nennen es die Wahrheit verfechten, die Religion aufrecht erhalten! —

Unser Erdenwallen ist kurz. Der Körper bröckelt bald auseinander und dann will die freie Seele hinüber ins unbekannte Land — — O welche Aussicht hat doch des Menschen Geist! Und doch ist es immer noch der kindliche Sinn, welcher sich aufrichtet und in die Ferne und in die Zukunft zeigt: es ist das Sehnen nach Unendlichkeit! —

Wir traten aus der Kirche. Siehe, unsichtbare Genien schwebten umher und wiegten sich auf Blumenstaube, leise Harmonien tönten fern und nah; im warmen Sonnenglanze wirbelten fort über den glänzenden Bach hin zahllose Mückenheere; jeder Atom rief in milden Tönen hinauf zur Wohnung des Unendlichen: Wie gut bist du, Vater der Schöpfung! —

---

* Auszug
aus einem Briefe eines Ausgewanderten am Ohio, an seine Freunde in Süddeutschland.

Bei unserer Ankunft hier hatten wir vollauf zu thun, um Hütten zu bauen, und Land urbar zu machen. Gott war mit uns und gab uns Gedeihen. Als wir erst so weit waren, zum nöthigen Unterhalt Früchte zu ziehen, konnten wir uns ausdehnen. Von Jahr zu Jahr mehrte sich unser Viehstand und kultivirtes Land, so daß wir bald dahin kamen, die Hütten mit Häusern zu vertauschen. Daß bis hierher nicht daran gedacht werden konnte Lieblingsneigungen in Ausübung zu bringen, — die Jagd ausgenommen, welche uns Nahrung und Kleider schaffte, — könnt ihr leicht denken. Gegenwärtig, nach Verlauf von zehn Jahren, haben wir Alles so ziemlich in gutem Stande. Die Arbeiten, da wir sie nun regelmäßig betreiben können, sind weniger und leichter, so daß uns Zeit übrig bleibt, auch an Vergnügungen zu denken. Wir tanzen, reiten, fahren, jagen, fischen, spielen, letzteres indeß nicht hoch, und meist auf jährliche Abrechnung, weil die Spieler, die zusammen spielen, das ganze Jahr die nämlichen sind. Der Besuch zum Spielen geht reiheweis' um. Im Trinken geistiger Getränke sind wir mäßig, keiner schüttet so viel Spiritus in den Magen, der ihn nöthigt, einen virginischen Zaun zu machen — welche in *m* strichen angelegt sind — deshalb ist ein Mäßigkeits-Verein bei uns ein unnützes Ding. Allein es tauchten verschiedene Allfanzereien, welche durch unsere Arbeiten bisher im Grunde gehalten waren auf, und machten manchen unnöthigen Kummer und Sorge. Unter diesen nahm die Mode den ersten Rang ein. Veränderte irgend ein Modenarr oder Närrin den Schnitt der Kleidung oder die Farbe derselben, so grämten und schämten sich diejenigen, welchen der Geldbeutel-Verbot einen Affen zu spielen bis zum Magerwerden. Daß die Mode immer ins Abenteuerliche ausartet, brauche ich nicht zu sagen, doch will ich anführen, daß einige Modedamen eine Ehre darin suchen, des Nachts in einer Scheune auf Stroh zugebracht zu haben. Den Beweis davon suchen sie in einigen Kornähren, die sie in ihr Kopfhaar verwickelten, zu geben. Wie sie darauf verfielen, weiß ich nicht. — Die sie persiflirten, steckten Federn in die Haare, zum Zeichen ein Bett zum Lager gehabt zu haben. —

Einer von uns, der die Mode lächerlich zu machen sich bestrebte, hatte aus Deutschland vierundzwanzig Anzüge von verschiedenem, zum Theil abentheuerlichen Schnitt, auch Hüte schwarze, grüne und weiße in verschiedenen Formen, mit hohen spitzen Köpfen, andere mit oben breiten Köpfen, welche mit cylinderförmigen, bald hohen, bald niedrigen Köpfen mit breiten und schmalen Rändern, auch einige dreikantige Hüte, mitgebracht. Auch Halseisen-Cravatten. Alle vierzehn Tage wechselte er seinen Anzug. Dieses Ausgeführte wirkte. Es hat uns deutlich gemacht, daß durch veränderte Kleidung Niemand sich Zufriedenheit erwerben kann, hingegen wird sie bei Nichtdenkenden gestört, wenn sie sich außer Stande sehen, andern in Farben und Schnitt der Kleidung nachzuäffen. Wir haben gesehen, daß Niemand seine Gliedmaßen ändern kann, sich auch deren nicht schäme, warum sollte er sich seiner Kleidung schämen? Wir haben uns deshalb eine Kleidung gewählt, die in ihrem Schnitt unver

änderlich bleiben soll. Dieselbe ist dem Körper bequem, sieht gefällig aus und schützt ihn am besten vor der Witterung. Eine kleine Veränderung bezeichnet die Vorgesetzten, die Unverheiratheten und solche welche in der Ehe leben.

Anfangs wollten sich diejenigen, die ihren Werth in der Kleidung suchen, nicht anschließen; allein sie wurden ihres Ausschlusses bald müde und folgten.

Die Kleiderthorheit haben wir besiegt, jedoch manche andere werden nicht ausgerottet werden. Z. B. einige die ihren Werth darin suchen, daß sie früher Gemüse und Obst essen können, als die Jahreszeit bringt, bauen Gewächshäuser, Gemüse durch Hülfe früher zu erhalten. Ihr ganzes Vergnügen besteht in den Worten: Ich habe schon junge Erbsen u. dergl. gegessen. Ihnen sind ausländische Blumen besser als die inländischen. Diese Thoren sind unschädlich. — —

Wer in Bearbeitung seiner Aecker, in dem Gemüse und Obstbau sich bestrebt das Vollkommenste zu erreichen, dem es eine Freude ist das beste Vieh zu haben, und dabei thut was er will, daß andere ihm thun sollen, findet innere Zufriedenheit und lebt glücklich.

Die Arbeit erleichtern wir uns oft durch Singen, dies hat einige veranlaßt, uns durch Singen vergnügen zu wollen, wofür sie indeß Bezahlung verlangen. Da nun nicht jeder mit einer guten Singstimme versehen ist, so suchen diese Singleute durch Quantität der Stimmen die Qualität derselben zu ersetzen, wodurch ein Gebrüll entsteht, welches zarte Ohren der Nichtsänger verletzt. Frösche, welche auch einen Gesangleiter und Dirigenten haben, verstehen die Singkunst besser, sie wandern nicht um sich an einem andern Orte mit mehreren zu versammeln, ihre Stimmen zu vereinigen um so etwas Großartiges an den Tag zu bringen.

Schauspiele ergötzen nicht allein, sondern sie belehren und bilden auch den Menschen, deshalb bauten wir uns ein Schauspielhaus. Liebhaber spielten, doch diese ermüdeten und wir hätten für Geld Schauspieler werben müssen, wenn das Spielen hätte fortdauern sollen. Dies ging über unsere Kräfte, wir schlugen deshalb einen andern Weg ein, der uns zum Ziele geführt hat. Die erforderlichsten Eigenschaften der Schauspieler sind: guter Körperbau, bewegliche Gliedmaßen, reine volltönende Stimme, und ein gutes Gedächtniß. An Leuten, welche diese Eigenschaften besaßen, fehlte es uns nicht. Wir räumten Land ein und legten nach Art der Militair-Colonien, eine Schauspiel- und Musikanten-Colonie an, die bald vollzählig war. Kinder die Fähigkeit zum Spielen, sei es auf Instrumenten oder als Schauspieler, haben, bleiben in der Colonie, die es nicht haben, wandern, nachdem sie confirmirt sind aus. Kassirer, Garderobe, Stücke, Erleuchtung, Druck der Komödienzettel wird von dem Eingangsgelde, welches jährlich für den besten Platz 6 Dollar beträgt, bestritten u. s. w. Auf diese Art haben wir ein gutes Theater, und sind im Stande andern Bühnen, mit unsern Colonisten auszuhelfen. —

Uebrigens leben wir hier wie Edelleute. Abgaben sind wenig und wir dürfen sprechen, schreiben und drucken lassen was uns gefällt, sind indeß dafür verantwortlich. Censoren, welche bei euch die Vormünder spielen, sind hier unbekannt. Bei einer passenden Gelegenheit werde ich euch vollständige Anzüge von unserer gewählten Kleidung schicken, und ich glaube sie wird euch gefallen. — —

Hier zu Lande haben nur Häuser aushängende Schilder; bei Menschen kommen sie nicht vor, wenn sie nicht einen Dienst bezeichnen, den der Träger zu leisten hat. —

---

* Für das Blindeninstitut in Hamburg

wird morgen Herr Professor Jülich mit seinen Zöglingen unter Mitwirkung unserer besten Künstler im Krameramt-Hause ein Concert veranstalten, das sich hoffentlich reger Theilnahme erfreuen wird. — Wenn auch dies Institut schon an und für sich vorzüglich der brüderlichen Mildthätigkeit zugewiesen ist, so bedarf es derselben doch in diesem Jahre noch besonders, und die Geistesaugen der armen Blinden sehen mit Hoffnung und Vertrauen auf die, die so unaussprechlich viel glücklicher sind als sie, und bitten um ihre Hülfe und Unterstützung.

Die Blindenanstalt in Hamburg dankt ihr Hauptbestehen nämlich einer vom Senate bewilligten Sammlung durch die ganze Stadt, die jährlich in der Woche nach Himmelfahrt statt findet; daß das Hamburg betroffene Unglück diese Sammlung verhinderte, braucht wohl nicht gesagt zu werden, und eben so wenig daß, wie so manche schöne Hoffnung dabei unter ging auch die Aussicht der armen Blinden dadurch getrübt ward. Er sah sich daher genöthigt in der Ferne zu suchen was daheim er verlor, und durch Concerte, in denen er zugleich die erfreulichen

Leistungen der jungen erblindeten Virtuosen zeigen kann, zu erlangen, was das Geschick ihm in Hamburg jetzt versagte — Unterstützung. Sein erster Ausflug ist nach Bremen, um von hier nach Oldenburg zu gehen, und es ist gewiß herzlich zu wünschen, daß das Vertrauen, das er in uns und unsere lieben Nachbaren setzt, gerechtfertigt werde; möge die einfache Darlegung der traurigen Verhältnisse dieses Instituts genügen um das kunstsinnige, aber auch das menschenfreundliche Publikum aufzumuntern sich einen Genuß zu verschaffen, den die Freude des Wohlthuns erhöht.

U.

* Bitte für Berga.

Unser geliebtes deutsches Vaterland ist in diesem Jahre auf eine auffallende, sehr betrübende Weise von Feuersbrünsten heimgesucht und Elend und Jammer ist groß und viel unter den Brüdern; aber groß und schön sind auch die Beweise deutscher Treue und Bruderliebe, die sich dabei kund that; es ward Viel, es ward gern gegeben, und alle diese Gaben stehen da als ein herrliches Denkmal deutscher Eintracht für ewige Zeiten. Allein grade der Hinblick auf das Geschehene läßt nur mit Zagen und Sorgen um Mehr bitten; wo aber die Noth groß ist, da muß dies Zagen aufhören, und so wagt der Unterzeichnete denn vertrauensvoll und im Namen des Herrn, der dem freudigen Geber so großen Lohn verheißt, um eine Beisteuer für das unglückliche Berga, das in der Nacht des 24. Mai bis auf **30** Häuser ein Raub der Flammen wurde, und dessen Bewohner dadurch im ganzen Sinne des Worts meistens unglücklich geworden sind. Berga ist fast allein auf sich beschränkt, auf seinen Ackerbau und auf einiges Gewerbe; nun sind Wohnungen, Geräthe, Handwerkszeug, Lebensmittel alles dahin, und das Loos des Städtchens ist ein sehr trauriges vor vielen heimgesuchten Orten. Der Bittsteller, der mehrere Jahre in Beziehung zu dem freundlichen, seiner reizenden Lage wegen berühmten Berga stand, ist mit den Verhältnissen wohl bekannt und legt deshalb die große Noth desselben den Menschenfreunden ans Herz. Jede, auch die kleinste Gabe wird mit dem innigsten Dank entgegen genommen, der Groschen wie der Thaler, und Herrn Pfarrer Ackermann in Berga zugesandt werden, der seiner Zeit darüber quittiren wird. -- Möge die herzliche dringende Bitte nicht überhört werden und der Herr auch für diese Armen Vieler Herzen erwecken!

Mögen wir mit dankbarer Freude es erkennen, daß wir vor so Vielen glücklich sind, daß wir so gnädig vor allgemeinem Unglück, vor Feuersbrunst und bösen Seuchen bewahrt blieben.

Wilh. Wulff,
Seemannsstraße № 2.

* Literarisches.

Im Verlage der hiesigen Schünemann'schen Buchhandlung ist vor kurzem der erste Band des „Handbuchs der deutschen Literatur" von Dr. J. W. Schaefer (18 Bogen in Lexikonoctav) fertig geworden. Die Geschichte der deutschen Dichtung und Prosaliteratur ist in diesem bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts geführt. Ein Abschnitt über die Anfänge des deutschen Drama's ist in diesen Blättern (Nro. 35, 36) mitgetheilt worden. Der später folgende zweite Band wird die Geschichte der neueren Literatur bis auf unsere Zeit enthalten.

Räthsel.

Kennst Du des Meeres Silberfläche,
Vom Blick Medusen's scheint's erstarrt,
Entquellen ihm auch tausend Bäche,
Bleibt es doch ewig starr und hart.

Kraftlos ist hier die Wuth der Stürme,
Hohn spricht's dem tobenden Orkan,
Doch steigen Wogen hoch wie Thürme
Rings auf dem Meere himmelan.

Mit donnernd fürchterlichem Krachen
Droht Dir der Wogen tiefer Spalt;
Es fand den Tod im schwarzen Rachen
Verschlungen, Mancher naß und kalt.

Nichts lebt hier in den starren Wogen,
Kein muntrer Fisch spielt in der Fluth,
Es strahlen tausend Regenbogen,
Doch kraftlos bleibt der Sonne Gluth.

Doch an der Wogen starrem Rande
Empfängt Dich blüh'nder Kräuter Duft,
Wie sonst an keines Meeres Strande
Der Sonne Strahl hervor sie ruft.

Miscellaneen.

(Eintheilung von Hamburg.) „Die Eintheilung in die Alt- und Neustadt ist historisch und nur von localer Bedeutung. Wichtig in jeder Hinsicht ist die kirchliche Eintheilung, denn auf diese ist die Staatsverfassung gegründet. Nach den fünf großen Haupt- oder Pfarrkirchen (von denen jetzt zwei in Asche liegen) wird die Stadt in fünf Kirchspiele eingetheilt, die nach ihrem Alter folgenden Rang einnehmen: 1) St. Petri, in der Mitte der Stadt, nord- und südwestlich am Alster Bassin. 2) St. Nicolai, südlich von St. Petri, im 12ten Jahrhundert auf einigen Elb-Inseln erbaut. 3) St. Catharinen, welches noch südlicher liegt. 4) St. Jacobi, im Nordosten. Es wurde ursprünglich von Gärtnern, Fuhrleuten u. s. w. bewohnt und kam erst im 15ten Jahrhundert zum Stadtbezirk. 5) St. Michael ist der westliche Theil der Stadt, wurde erst 1685 mit derselben vereinigt und bildet die Neustadt. Außer dieser kirchlichen ist zu merken die Eintheilung nach dem Bürgermilitär. Die Stadt wird nämlich in 6 Bataillons- oder 48 Compagniebezirke eingetheilt. Hiermit sind sehr zweckmäßig die Steuerdistricte vereint, indem den Officieren dieser 48 Compagnien die halbjährige Umschreibung (Controllirung) der Einwohner zu Verwaltungszwecken übertragen ist. In Folge dieser Eintheilung sind alle Straßen Hamburgs derselben entsprechend bezeichnet, denn an jeder Straßenecke steht, außer dem Namen der Straße, der Anfangsbuchstabe des Kirchspiels, zu dem sie gehört: P. I. N. G. oder M., so wie das Bataillon, zu dem sie gehört (z. B. P. B. 1. C. 6 heißt Kirchspiel St. Petri, erstes Bataillon, sechste Compagnie). Der Ausdruck Gasse ist in Hamburg durchaus nicht gebräuchlich. Dagegen kommen vor: Straße, Twiete, Gang, Hof, Reihe, Markt, Ord, Huk, Hörn, Platz, Graben, Weg, Kamp, Wall und Berg. Die Straßen sind im Allgemeinen nach Gewerken, welche früher dort betrieben wurden (z. B. Bäckerstraße, Schlachterstraße u. s. w.) oder nach ihrem ersten Bebauer (Schwieger- Amelungsstraße u. s. w.) benannt. Den Ursprung der Benennungen überall zu erklären möchte schwierig sein, doch liegt sie in manchen Fällen nahe; z. B. Steckelhörn heißt St. Thecla's Hörn (eine Straße, wo früher ein der heiligen Thecla geweihetes Kloster stand), Kattrepel, eine am ehemaligen Domplatz belegene Straße, heißt eigentlich Kathedralstreppe, weil nach dieser Seite hin die große Treppe des Doms führte. Twieten sind sehr enge Straßen (Steintwiete, Grütztwiete), von dem lateinischen Worte Tuito. Gänge sind so enge Straßen, daß in denselben nur eine Communikation zu Fuß möglich ist (Scheelengang, Trampgang). Höfe sind kleine Sackgassen, deren Eingang meistens unter einem an der Straße liegenden Hause sich befindet; sie gehören gewöhnlich dem Eigenthümer dieses Hauses und sind nach ihm benannt (Schneiders Hof, Paulsen Hof). Reihen sind solche Straßen, die nur in der Regel an der einen Seite bebaut sind. Markt sind die durch mehr als zwei Häuserreihen eingeschlossenen Plätze. Diese Erklärungen treffen indessen nicht immer zu. Hamburg hat auch breite Twieten und Gänge (Fuhlentwiete, Bäckerbreitengang), die Reihen sind fast alle auf beiden Seiten bebaut (Holländische Reihe) und ein sogenannter Markt (Rödingsmarkt) ist eine förmliche Straße. Ord, Huk und Hörn, sind Räumlichkeiten, die durch das Zusammenstoßen von einzelnen Straßen entstehen und entweder spitze oder stumpfe Winkel bilden. Doch sind auch hier Abweichungen, denn z. B. Steckelhörn ist eine fast regelmäßige Straße. Brook bedeutet Bruch, Kamp eine Wiese oder Weide, auf welche die Straßen erbaut sind, z. B. Valentinskamp, Holländischer Brook. Ebenso erklären sich Wall und Berg. Erben sind einzelne oder mehrere zusammen gehörende Häuser mit oder ohne Zubehör an Speichern, Ställen ꝛc. Buden sind Wohnhäuser von einem Stockwerk und finden sich in den Höfen vor. Hütten oder Häuselein (Plattdeutsch Hühschen) Gebäude von einem, auch zwei Stockwerken, die in der Regel ganz frei stehen. Sähle (nicht Säle) sind die ganzen oder theilweisen Stockwerke der Häuser, welche für sich abgeschlossen durch Treppen einen directen Eingang von der Straße, dem Hofe oder dem Gange her haben. Wohnkeller unter den Häusern haben stets ihren Eingang von der Straße. Bewohnte Keller, die ihren Eingang vom Hausflur haben, wie in Berlin und anderwärts, kennt man in Hamburg nicht. Gotteswohnungen nennt man die durch milde Legate gestifteten Wohnungen für Arme und Wittwen. — Die drei Thürme, welche Hamburgs Wappen bilden, sind nicht mehr. Der die Domkirche krönende der älteste von allen, ward im Jahre 1803 mit jener abgetragen. An ihrem Platze steht jetzt das von den Flammen verschont gebliebene neue Schulgebäude mit Stadtbibliotheken, naturwissenschaftlichen Sammlungen u. s. w. Die beiden andern Thürme des Wappens krönten die Kirchen St. Nicolai und St. Petri. Beide sind durch die Feuersbrunst vernichtet. Die Kirche St. Nicolai, im 12. Jahrhundert auf dem Platze einer älteren Capelle, gewidmet dem Schutzheiligen der auf jenen Inseln zahlreichen Fischer, erbaut, war durch Brand und Unglücksfälle mehrmals ihres Thurmes beraubt worden. Der jetzt untergegangene war zwar 400 Fuß hoch (die Kirche 400 Fuß lang, 150 breit), aber ohne Kunstwerth und erst 1657 in seiner letzten Gestalt beendigt worden. Anders die in ihren ältesten Theilen, wahrscheinlich aus dem eilften Jahrhunderte stammende wo nicht noch ältere St. Petrikirche, 225 Fuß lang und 135 Fuß breit. Ihr 445 Fuß hoher Thurm, der in den Jahren 1514 bis 1516 in seinen oberen Theilen beendet wurde, war der siebente in der mit den ägyptischen Pyramiden beginnenden Reihenfolge der höchsten menschlichen Bauten, in welcher der noch höhere Hamburger St. Michaelisthurm die fünfte Stelle einnimmt. Er bildete die schönste, schlankste und zierlichste Backsteinpyramide, welche wohl jemals erbaut worden ist. Neben dieser mit dem Dom zu St Marien den Kern und Höhepunkt Alt-Hamburgs bildenden Kirche stand an der Ecke des St. Petrikirchhofes und der Schmiedestraße das, mit Ausnahme einiger wahrscheinlich mitverbrannten Häuser am Neß, älteste Haus der Stadt, das von oben bis unten an den beiden

Vorderseiten mit reichem und schönem Holzschnittwerke bedeckte Diaconatshaus, bewohnt von dem früher an der Berliner St. Nicolaikirche stehenden Prediger Noodt. Die dritte durch die Feuersbrunst zerstörte Kirche ist die zu St. Gertrud, ein Filial von St. Jacobi. Sie war zwar nicht groß und im 17ten Jahrhundert erst erbaut, aber kapellartig im Achteck und von einer zierlichen Kuppel gekrönt. Ihr Verlust ist in diesem Augenblick, wo Hamburg seiner beiden ältesten Pfarrkirchen plötzlich beraubt ward, doppelt schmerzlich.

(Die englischen Clubbs.) In welchem Ansehen die Ehe auch in England steht und wie hoch häusliches Leben dort geschätzt wird, so fehlt es in diesem Lande doch nicht an Junggesellen und ist namentlich in der Hauptstadt die Zahl derselben sehr groß. Für Leute dieser Art ist nun ein Clubb wie gemacht; denn bis auf einen gewissen Grad ersetzt ihnen derselbe den eignen Heerd, dasjenige, was die Engländer „Home" nennen. Sie können dort den großen Ueberfluß ihrer Zeit in aller Behaglichkeit aufbrauchen und viele, wenn auch nicht alle Annehmlichkeiten sich verschaffen, welche ein häuslicher Kreis gewährt und die das französische Kaffeehausleben auch nicht entfernt bietet. Ueberdieß, und es ist keiner der letzten Gründe, der die Clubbhäuser London's so sehr bevölkert, kann ein „single Gentleman" mit einigen hundert Pfunden jährlichen Einkommens als Mitglied eines Clubbs sich eben so viel persönliche Genüsse verschaffen, als dies ein reicher Mann zu thun im Stande ist. Für seine sechs Guineen jährlichen Beitrages kann er Jahr aus Jahr ein von eben so schönen Möbeln Gebrauch machen, eben so elegant ausgestattete Zimmer bewohnen, eben so weiche Teppiche betreten, an einem eben so comfortablen Kamine sitzen, eine eben so ausgewählte Bibliothek benutzen, eben so viel und noch mehr Zeitungen bei seinem Frühstück lesen, eben so zahlreiche und interessante Gesellschaft sehen, als der Lord, welcher eine Rente von funfzigtausend Pfund zu verzehren hat. Und legt unser Clubbist zu diesen sechs Guineen noch zwei- oder dreihundert weitere Goldstücke, so frühstückt, diniert, soupirt er alle Tage so vortrefflich, trinkt eben so guten Portwein und Claret, wird eben so pünktlich bedient, als irgend ein Marquis oder Carl auf seinem Schlosse. Beim Genusse solcher Vortheile für verhältnißmäßig so wenig Geld, darf man sich nicht verwundern, daß in der Regel kaum die Hälfte der sich Anmeldenden aufgenommen werden können.

(Ein Frauen-Clubb.) Man lies't im „Constitutionel:" Viele von patriotischem Eifer beseelte Frauen, haben sich vereinigt, um einen Einfluß auf die nächsten Wahlen für die Deputirtenkammer auszuüben. Sie haben zu ihrem Wortführer in den Journalen einen Hrn. Desplantades gewählt. Diese Frauen beklagen sich durch das Organ des Hrn. Desplantades über die Schwäche der physischen sowohl als moralischen Eigenschaften der gegenwärtigen Deputirten, welche der Mehrzahl nach graue Haare haben und gar keine Energiefähigkeit zur Erfüllung ihrer Pflichten besitzen. Demzufolge schlagen sie den Wahlcollegien vor, daß sie ja keinen derselben mehr wählen sollen, selbst die Herren Lacage, Bigier und Galos nicht, deren schwarzes Haar doch ihre Sympathie erwecken sollte. Das Comité dieser reformirenden Frauen ladet ihre Schwestern aus den Provinzen ein, ihnen sobald als möglich, unter der Adresse des Hrn. Desplantades die Liste der Wählbaren bei ihren Departements, welche wie sie sagen, sechs und dreißig Jahre alt, von kräftiger körperlicher Beschaffenheit, ledig und rechtschaffen sein müssen." Sie würden also dann schon die nöthigen Maßregeln treffen um diesen jungen Repräsentanten die Wahl zu sichern. Ueber die Mittel, durch welches sie dieses zu Stande bringen wollen, sprechen sie sich nicht aus, zweifeln aber gar nicht an dem Erfolg. — Früchte der Georges Sand'schen Romane! —

(Owen.) Am 14 Mai feierte der Socialistenapostel Robert Owen seinen 72sten Geburtstag. Mitglieder der Socialistengesellschaft aus allen Theilen des Königreichs hatten sich in Queenwood bei Stockbridge, Hampshire, wo der Stifter der Gesellschaft auf dem dieser angehörigen Gute wohnt, versammelt, um den siebenten „Socialistencongreß" abzuhalten, der mit einem Festmahle und Ball schloß. Am Eingange des Gesellschaftssaals, genannt „Harmoni-Hall", strahlte die Aufschrift C. o. M. d. h. „Commencement of the Millenium — Anfang des tausendjährigen Reichs." In diesem tritt, im Sinn der Owen'schen Chiliasten, die „neue moralische Welt" ein, die da sein soll ein mildgeordneter theistischer Polizeistaat voller Handwerkerunionen, wo alle Menschen satt zu essen und einen ganzen Rock auf dem Leibe haben werden; übrigens beruhend auf den Faustischen Grundsatz: „Aus dieser Erde quellen meine Freuden und diese Sonne scheinet meinen Leiden u. s. w." Owen selbst ist ein persönlich allgemein geachteter, wohlwollender Mann der seinem System große Opfer jeder Art gebracht hat.

(Der Banquier Torlonia.) Torlonia, in niedrigem Stande geboren, begann seine Laufbahn mit einem Bijouteriehandel zwischen Paris und Rom. Als er später eine Art Banquier geworden, brachte ihn ein unverhoffter Umstand in ziemlich genaue Berührung mit dem Cardinal Chiaramonti. Nach dem Tode Pius VI. sollte das Conclave zur Wahl des neuen Papstes in Venedig gehalten werden. Chiaramonti konnte sich nicht dahin begeben, weil es ihm an Gelde fehlte. Torlonia schoß ihm einige hundert Thaler vor, der Cardinal reisete nach Venedig und wurde dort zum Papste erwählt, als welcher er den Namen Pius VII. annahm. Aus Dankbarkeit ernannte er Torlonia zu seinem Hofbanquier, zum Marchese und endlich zum Herzoge. Jetzt ist Torlonia, in Folge jenes kleinen Vorschusses, einer der reichsten Capitalisten in Europa.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 46.

Bremen, Donnerstag den 9. Juni 1842.

Gestorben:

Nro. 607. Den 3. Juni. Des Todtengräbers Berend Meierricks Ehefr., geb. Husemeyer, 66½ Jahr, Charlottenburg.

— 608. Den 4. — Metta Anna Deetzsch, 25½ Jahr, Schnoor Nro. 35.

— 609. Den 4. — Des Krameramtsgenossen Bernhard Conrad Kroning Ehefr., geb. Wessels, 28 Jahr, Langenstraße Nro. 109.

— 610. Den 5. — Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Theodor Wiechmann, 23 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 7.

Nro. 611. Den 5. — Des Küpermeisters Nicol. Friedr. Peterßen Sohn, 10 Jahr, gr. Johannisstr. Nro. 26.

— 612. Den 6. — Des Tischlermeisters Heinrich Joh. Ahlers Sohn, 1 Jahr, Geeren Nro. 19.

— 613. Den 6. — Des Arb. Heinr. Engelken Wittwe, geb. Albers, 57 Jahr, Häfen Nro. 8.

— 614. Den 6. — Der Landmann Friedr. Engelberg, 19 Jahr, im Krankenhause.

Geburten:

Nro. 742. Den 2. Juni. Des Arb. Gerh. Wulf Ehefr., geb. Grube, alten Steinweg Nro. 29; von einem Mädchen.

— 743. Den 3. — Des Cigarrenmachers Joh. Christoph Hellmich Ehefr., geb. Blume, Stangen Hof Nro. 11, von einem Knaben.

— 744. Den 3. — Des Kahnschiffers Johann Jacob Schröder Ehefr., geb. Drewes, Neustadts Deich Nro. 64, von einem Mädchen.

— 745. Den 4. — Des Segelmachers Reinhard Bubach Ehefr., geb. Behnken, Martinistraße Nro. 15, von einem Knaben.

— 746. Den 4. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Meyer Ehefr., geb. Kracke, kl. Krummenstraße Nro. 15, von einem Mädchen.

— 747. Den 4. — Des Krameramtsgenossen Johann Georg Stöldorff Ehefr., geb. Ehmck, Faulenstraße Nro. 76, v. einem Mädchen.

— 748. Den 5. — Des Arb. Daniel Winter Ehefr., geb. Erich, Buntenthorssteinweg Nro. 48, von einem Mädchen.

Nro. 749. Den 5. — Des Cigarrenmachers Samuel Burchard Faust Ehefr., geb. Vogel, kl. Krummenstraße Nro. 32, v. einem Knaben.

— 750. Den 6. — Des Blechenschlägermeisters Friedr. Dieckmann Ehefr., geb. Kegebein, kl Krankenstraße Nro. 13; von einem Knaben.

— 751. Den 6. — Des Landmanns Johann Diedrich Wohlers Ehefr., geb. Felte, Buntenthorssteinweg Nro. 76, von einem Knaben.

— 752. Den 6. — Des Goldarbeiters Phil. Bernh. Wilmanns Ehefr., geb. Drewes, Obernstraße Nro. 4, von einem Knaben.

— 753. Den 7. — Des Arb. Brün Dettmer Ehefr. geb. Hase, Bleicherstraße Nro. 40, v. e. K.

— 754. Den 7. — Des Tonnenmachers Joh. Diedr. Vagt Ehefr., geb. Becker, Neuenstr. Nro. 29, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 47.

Bremen, Sonntag den 12. Juni 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 12. Juni.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prm. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Vieter.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Das Leben ein Traum.

Ein harmlos Kind am heitern Frühlingstage,
Wie hüpft es lächelnd über Blüthen hin!
Ihn kümmert nicht der Mutter Trauerklage,
Der Mutter Lächeln nur ist Hochgewinn.
Die Blüthenau, sie wird zur Herzenssprache,
Es ruft die Blümlein, ruft mit frohem Sinn:
Sieh', Mutter, sieh', es blüht, wie Mandelbäume!
Das Kind, es träumt den goldensten der Träume.

Siehst du das Paar im stillen Thale weilen?
Ein Jüngling ist's, ein Mädchen wunderhold,
Getroffen von der Liebe schärfsten Pfeilen
Strahlt beiden nur ein ew'ges Morgengold.
Beglückt in's schöne Götterland zu eilen
Wo Gegenliebe wird zum Liebessold,
Der Liebe Quell, o daß er ewig schäume!
Die Liebe träumt den seligsten der Träume.

Die Zeit verrauscht, die schönen Stunden schwinden,
Es tritt der Mann in's ernste Leben ein;
Und anders lehrt dies Leben ihn empfinden,
Es winkt ein Ziel, nach ihm strebt er allein;
Und dieses Ziel kann ihn auf immer binden,
Es ist des Ruhms, des Glückes Nebelschein;
Er strebt und ringt, damit er nichts versäume.
Der Mann, er träumt den eitelsten der Träume.

Mit frommem Sinn und ohne Schmerz und Klagen
Fühlt nun der Greis des ernsten Todes Spur.
Er hört die letzte seiner Stunden schlagen,
Und abgelaufen ist des Lebens Uhr;
Das Auge bricht, die Seele sieht es tagen,
Fühlt es entzückt, — kein schöner Traum ist's nur;
Sie schwebt, befreit erwacht durch Weltenräume,
Sie schwingt empor sich aus dem Reich der Träume.

F . . . d.

Die Belohnung.

Am 15. April 1523 war eine Schaluppe in der Nordsee dem Spiele der Wellen preisgegeben. In der zerbrechlichen Barke befanden sich eine Frau, zwei Kinder und ein Matrose; jeden Augenblick drohten die Wellen sie zu zertrümmern. Die Frau saß in einem weiten Mantel zu-

sammengekauert, unter dem sie ihre Kinder schützte, betete und weinte. Der Matrose hatte, nachdem er lange Zeit gegen den Sturm gekämpft und vergebens versucht hatte, dem Boote eine andere Richtung zu geben, die Ruder endlich hingelegt, und erwartete mit über die Brust gekreuzten Armen schweigend den Tod. Plötzlich stieß er einen Freudenruf aus: „Die Küste! die Küste!“ Und er ergriff die Ruder wieder und arbeitete mit neuem Eifer. Aber ach! alle seine Anstrengungen entfernten die Schaluppe nur immer weiter vom Ufer, anstatt sie näher zu bringen. Eine halbe Stunde lang setzte er seine vergeblichen Versuche fort; endlich aber legte er die Ruder abermals nieder, entledigte sich der Kleidungsstücke, die ihm hinderlich sein konnten, und machte sich fertig, ins Meer zu springen. „Gerechter Gott! Du willst doch meine Kinder nicht verlassen,“ schrie die verzweifelnde Mutter. Der Matrose warf zögernde Blicke, bald auf die Unglücklichen, bald aufs Gestade, und als er zu der Einsicht gelangt schien, daß es unmöglich sei, auch nur eine einzige von den drei Personen an Bord zu retten, stürzte er sich in die Fluthen und das Boot war, durch die Kraft des Rückstoßes erschüttert, nahe daran, umzuschlagen. Die arme Mutter warf einen der verzweifelten Blicke gen Himmel, die selbst den Geist des Bösen zum Mitleid bewegen könnten, und als ihre Augen wieder auf die Fluthen starrten, sah sie einen blutigen Körper auf ihnen schwimmen; es war die Leiche des Matrosen, der an einem unter dem Wasser verborgenen Felsenriff zerschmettert worden war. In demselben Augenblicke rannte auch die Barke zwischen diesen Felsen fest.

Die Mutter steckte ihren Arm ins Wasser und fühlte festen Grund. Nun stieg sie aus der Schaluppe und bis an den Gürtel ins Wasser, nahm ihre Kinder in den Arm und versuchte, das Ufer zu erreichen. Bisweilen stieg das Meer der Schiffbrüchigen bis an die Brust und drohte, ihre Kinder zu ersticken; dann durchzuckte wieder ein ungeheurer Schrecken die muthige Frau, wenn sie unter ihren Füßen einen Abgrund fühlte, in den sie rettungslos hätte versinken müssen. Endlich nach häufigem entsetzlichen Schwanken zwischen Verzweiflung und Freude, Gefahr und Rettung gewann sie das Ufer und stürzte, Gott dankend, auf die Knie! Ihre Kinder waren gerettet!

Einige Augenblicke völliger Ruhe waren ihr nöthig, um nur einige Kraft wiederzufinden, welche die fürchterliche Seelenangst und die ausgestandenen Beschwerden erschöpft hatten. Aber bald waffnete sie sich wieder mit Entschlossenheit, nahm ihre beiden Kinder an der Hand und suchte sich zu orientiren. Ringsum erblickte sie nichts, als Wasser, Sand und Felsen. Immer noch brauste der Sturm, stürzte der Regen in Strömen herab, drängten die Kinder sich furchtsam an die Mutter. Gefahren und Verlassenheit zeigten sich von Neuem, und auch das Meer fing wieder an, sich dem Ufer zuzuwälzen, als wolle es die ihm kaum entflohene Beute von Neuem erfassen. In diesem Augenblicke vernahm man in der Entfernung einen Ruf und bald ward die Stimme deutlicher. Ein Mann erschien auf dem Felsen und machte den Schiffbrüchigen Zeichen. Einige Augenblicke später trug er in seinen Armen die ohnmächtige Fremde, und eine Frau, die ihn begleitete, nahm die Kinder mit auf die höhern Felsen. Die Hülfe kam gerade noch zu rechter Zeit, denn das Meer fluthete plötzlich über, und bedeckte die so eben verlassene Küste mit seinen Wogen. Die Hütte des Fischers, den Gott zur Rettung der Unbekannten gesendet, lag in der Nähe, und bald gelang es der Sorgfalt des würdigen Mannes, dieselbe wieder ins Leben zu rufen. Ihr erster Blick galt ihren Kindern, die sie leidenschaftlich in ihre Arme schloß und mit Küssen bedeckte. Dann nahm sie ein reiches Halsband, welches das kleine Mädchen trug, und sagte zum Fischer: „Nimm dies Pfand meiner Dankbarkeit, Du, dem ich das Leben dieser heißgeliebten Kinder verdanke!“ Aber der Fischer verweigerte die Annahme des Geschenkes durchaus. „Solche Reichthümer brauche ich nicht zu erwerben, sagte er, meine Arbeit genügt zur Befriedigung meiner Bedürfnisse: dies Gold und diese Edelsteine werden Euch nützlicher sein, als mir, behaltet dieselben.“

Die Unbekannte drückte dem braven Seemanne die Hand. Es war eine junge, sehr schöne Frau, die trotz den einfachen, demüthigen Kleidern mit denen die Frau des Fischers sie versorgt hatte, voll Majestät erschien. „Habe Dank! sagte sie. Ja, ich begreife es, solche Dienstleistungen lassen sich nicht mit Gold bezahlen. Gott wird mir hoffentlich gestatten, Dir eines Tages meine Dankbarkeit in einer Deiner würdigeren Weise zu bezeigen. — Eure Rettung ist unser Lohn, war seine Antwort, wir verlangen und wollen keinen andern. — Sagt mir, werthe Freunde, an welches Gestade hat mich der Schiffbruch geworfen? — An Dänemarks Küsten.“

Beim Worte Dänemark durchzuckte sie eine Bewegung des Schreckens und der Verzweiflung. „Dänemark! O,

wehe! wehe! meine Kinder sind verloren! — So lange Finn und seine Frau leben, haben Sie nichts zu befürchten, Madame, weder für sich, noch für ihre Kinder. — Aber ihr wißt nicht, Freunde, daß ich den dänischen Boden floh, daß auf mein Haupt und auf das meiner Kinder ein Preis gesetzt ist. Ich bin . . . — Behalten Sie Ihr Geheimniß, ich brauche es zu Ihrer Hülfe nicht zu wissen, sagte Finn. Wenn nur der Sturm erst vorüber; Hollands Küsten sind nicht weit, und morgen, vielleicht schon diesen Abend, bringe ich Sie dorthin, wo Sie sicher sind vor der Verfolgung Ihrer Feinde. Jetzt aber schöpfen Sie Ruhe und bauen auf meine Gastfreundschaft."

Hierauf schickte er sich an, neben dem Herde ein Bett von Fellen zu bereiten, auf welchem die Unbekannte, ihre beiden Kinder fest im Arme, bald in tiefem Schlafe lag. Ein Lärm erweckte sie wenige Stunden darauf; Soldaten umringten die Hütte und verhörten den Fischer Finn. „Hundert Goldstücke, sagte dieser, so eine Summe sollte mir schmecken, Herr Capitain! Nicht ein Schiffbrüchiger darf mir an diese Küste kommen, ohne daß ich ihn anhalte und nach dem nächsten Posten bringe." — Dann fügte er mit der Kaltblütigkeit, welche die Bewohner des Nordens charakterisirt, hinzu: Aber wollen Sie nicht einige Augenblicke in meine Hütte treten, um sich auszuruhen?" — „Nein, erwiederte der Offizier, halte gute Wache und sieh zu, daß Du mir wenigstens ein Paar von den Köpfen bringst, auf die der Preis gesetzt ist."

(Schluß folgt.)

* Ueber Predigerwahlen.

Zur Kenntniß einer hieselbst darüber erschienenen Schrift.

Obwohl jedes Kirchenglied die Ueberzeugung nie wird unterdrücken können, daß unter allen Beschlüssen, die eine Kirchengemeinde im Umfange ihrer Berechtigungen als Kirchengesellschaft zu fassen hat, keinem eine höhere oder tiefergreifende Bedeutung zufällt, keiner von wohlthätigern oder empfindlichern Folgen unzertrennlich ist, als die Wahl ihres Vorstands für Beförderung und Erhaltung der geistlichen Zustände und der kirchlichen Bedürfnisse unter den Gemeingliedern; obgleich darum bei jeder Wiederkehr einer Predigerwahl natürlich Alle in Bewegung gerathen, in denen der Sinn und das Interesse am religiösen und kirchlichen Leben noch nicht erstorben ist: bemerken wir leider dennoch so häufig die verderblichsten Mißgriffe in der Anwendung des Wahlrechts der Gemeinen, wie selbst in der Besetzung der Pfarrstellen durch dazu amtlich thätige Behörden, daß es wohl der Mühe lohnte, die Quellen aufzusuchen und von trübenden Stoffen zu reinigen, aus denen so manche Verirrungen der Wählenden in Absicht auf die persönliche Befähigung der Berufenen für das Predigtamt hervorgegangen sind.

Gewiß und in allen Fällen einer Wahl ist immer zu bedenken, daß der Mann für das Amt zu wählen sei; „daß mittelst dessen Besetzung allgemeine und löbliche, aber nicht Privatabsichten erreicht werden sollen und dürfen; folglich daß jeder Wähler einen Verrath am Gemeinwohl begehe, der in dem Amte nur eine Pfründe zum behaglichen Lebensunterhalt erblickt, und sie darum einem von ihm Begünstigten oder um irgend eines besondern Nebenzwecks halber von ihm Beförderten, zuzuwenden strebt. — Gewiß ist es, daß das Gelingen irgend einer Wahl jedesmal abhängig ist von der klaren Einsicht und möglichst vollständigen Uebersicht und Leistungen, die eben durch Besetzung einer Stelle von den Wählenden erstrebt werden müssen, vor Allem also: von einem lauten, ernsten Willen der Stimmgeber, daß ihre Ernennung den Tüchtigsten und Würdigsten treffen möge, dessen Befähigung überwiegend einleuchtet, um die Aussicht zu verbürgen, daß jene Zwecke möglichst vollkommen erreicht, die Bedürfnisse so reichlich als es zu gewinnen steht, befriedigt werden, und daß mit Ausscheidung aller Nebenrücksichten und Lieblingsgelüste allen die Bestimmung des Amts erwogen, und deren Erfüllung durch eine reine, amtstüchtige Persönlichkeit des zu Ernennenden gesichert werde.

Nicht Jedem, der bei einer Wahl mitzuwirken hat, ist es aber verliehen, sich alle Umstände und Grundsätze zu vergegenwärtigen, deren Einfluß von Gewicht ist auf den Erfolg einer Wahl für die Erzielung möglichst zu erlangender Abhülfe der Bedürfnisse, die die Besetzung der Stelle hervorrufen. Es war daher ein sehr lobenswerthes Unternehmen des Herrn Professor Weber die Betrachtungen zusammen zu stellen, die zunächst einer Predigerwahl vorangehen, und die Neigungen der Wähler auf's Gemeinwohl hinleiten sollen, als gerade zwei Gemeinen dieser Stadt sich zur Predigerwahl veranlaßt fanden. Das bedauernswerthe Ereigniß, das die Domgemeinde betroffen, den mit so sehr überwiegender Einmüthigkeit Neugewählten, noch vor

dem Amtsantritt durch den Tod wieder zu verlieren, erneuert die Bedachtnahme auf alle Betrachtungen, die Jeder der Wählenden erfüllen sollen, wenn er mit Herz und Sinn, nach Pflicht und Gewissen sein Stimmrecht zum Wohl der Gemeine und zur Förderung der religiösen Zwecke des Kirchenlebens geltend machen soll, und darum dürfte es an seinem Orte sein, jetzt von Neuem auf eine Schrift hinzuweisen:

Ueber Predigerwahlen und die nothwendigen Eigenschaften eines Predigers. Gelegentliche Betrachtungen von W. E. Weber. Bremen, Verlag von A. D. Geisler. gr. 8. IV und 93 Seiten.

in welcher alles umfassend vereinigt und mit klarer Gründlichkeit entwickelt ist, was dazu dienen kann, das Gelingen einer Predigerwahl im Sinne des evangelisch-christlichen Kirchenlebens anzuregen und des alleinigen Zwecks desselben, Durchdringung des Gemüths der Gemeineglieder mit ächt religiöser Gesinnung im tiefgefühlten Glauben der Christuslehre zu erwärmen. Eine übersichtliche Andeutung ihres Inhalts, ist hier deshalb nothwendig, um von Neuem auf die Erwägung derjenigen Betrachtungen hinzuleiten, die darin vereinigt sind, um einer gewissenhaften Selbstbesthimmung der Wählenden zu Hülfe zu kommen, und dadurch eine Wahl vorzubereiten, wie sie dieser ansehnlichen, und Gott Lob, noch immerfort vom lebhaftesten Interesse für die Erreichung aller kirchlichen Zwecke beseelten Gemeine würdig ist.

Die Schrift umfaßt vorausgehend eine Aufzählung der evangelischen Tugenden, welche in der Person eines Predigers zu erkennen unerläßlich sind, und auf deren Beisammensein bei jeder vorzunehmenden Wahl eine Gemeine wohlbedächtig zu sehen hat, wenn nicht Mängel in den geistigen und physischen Eigenschaften des Gewählten in der Amtswirkung desselben und im religiösen und Kirchenleben der Gemeine verderbliche Störungen erzeugen sollen.

Voran stehen hier unter allen, als den Geist des Christenthums characteristisch ankündigend 1) die Milde und Sanftmuth, wiewohl entschieden gesondert von deren unerbaulichen Uebertreibungen in Andächtelei und Weinerlichkeit, so wie vom schroffen Gegensatze, dem lobsüchtigen Glaubenseifern.

(Schluß folgt.)

* Die St. Peters- und Pauls-Haupt-Kirche.

(Hiebei eine Ansicht derselben.)

Es ist in öffentlichen Blättern zwar mehrfach von den Gebäuden die Rede gewesen, die bei dem großen Brande in Hamburg verheert sind; da wir aber der heutigen Nummer des Bürgerfreundes eine Abbildung der St. Peters- u. Pauls-Haupt-Kirche beilegen, so wäre es wohl nicht ganz überflüßig einige kurze historische Notizen über diese Kirche hinzuzufügen. — Die St. Peters-Pauls Haupt-Kapelle war eine der ältesten Kirchen Hamburgs, ja der Sage nach vom heiligen Anscharius selbst erbaut, was dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß in der Nähe derselben der Dom war, und man fast in allen Städten nicht weit vom Dom eine Kirche findet. Muthmaßlich ward sie zwischen 1139 und 95 erbaut, wenigstens geschieht ihrer schon in einem Briefe des Propstes Herrmann 1195 Erwähnung, und zwar mit dem Beisatz: sie sei damals dem Hamburger Domcapitel geschenkt worden; welche Schenkung Pabst Honor III. in einer besondern Urkunde vom 12. December 1220 bestätigte. Im Jahre 1352 befahl der Bremer Erzbischof Gottfried diese und den Dom neu zu weihen; doch auch von dieser Weihung weiß man nichts. Von 1370 bis nach 1500 ward diese Kirche im Aeußern und Innern stets mehr vergrößert und verschönert, zumal da ihr Sprengel im Jahr 1477 sein eigenes Stadterebuch erhielt. Die in ihr 1396 errichtete Kanzel, ersetzte man 1585 durch die jetzige, wie den 1483 erbauten Altar, 1725 durch den gegenwärtigen, vom Kaufmann J. Hancker geschenkten, der am 29. September d. J. eingeweiht ward. Den Bau ihrer Orgel begann man 1507, und ließ diese nachmals oft verbessern. Ihre schöne Taufe, die sonst unter der Orgel stand, verehrte Conrad Oldenhorst im Jahre 1639. Die Länge dieser ältesten, noch sehr festen und mit vielen Gemälden, Alterthümern ꝛc. prangenden Hauptkirche, beträgt 225 Fuß und deren Breite 135 Fuß. Ihren kleinen Lector unter der Orgel ließ man im Jahre 1817 so sehr vergrößern, daß er zu Kirchenmusiken höchst paßlich war. Das Mauerwerk ihres hübschen, 416 Fuß hohen Thurmes, ward schon 1342 aufgeführt; aber dessen pyramidenförmige Spitze errichtete der Hannövrische Zimmermeister Heinrich Berends erst von 1514 bis 16. Das größere, in Amsterdam verfertigte Glockenspiel ward zwischen 1540 und 50 auf den Thurm gebracht und stets mehr vervoll-

ständigt; das kleinere dagegen an der Uhr, (deren Stundenglocke schon seit 1540 außerhalb des Thurms hing) die zugleich den Mondwechsel regiert, kam erst 1571 dazu. Kirche und Thurm wurden oft reparirt, und der letzte zwar manchmal, jedoch ohne Gefahr, vom Blitze getroffen. Am 3. Febr. 1814 nahmen die Franzosen auch diese Hauptkirche, um sie in einen Pferdestall zu verwandeln, nachdem 1813 in der Weihnachtsnacht viele arme Menschen in ihr so lange eingesperrt gesessen hatten, bis man sie am folgenden Morgen gewaltsam aus der Stadt vertrieb. Die Haltung der Gottesverehrungen dieser Gemeine verlegte man indeß in die 1. Klasse des Johann. (Prima). Nach Hamburgs Befreiung im Jahre 1814, sah man diese Kirche nicht nur schnell, gesäubert sondern auch im Innern gar sehr verschönert, worauf sie am 27. November 1814 wieder feierlich eingeweiht und bis zum verhängnißvollen Himmelfahrtstage zum Gottesdienste benutzt wurde. Von der Reformation bis auf unsere Zeit waren 20 Prediger an dieser Kirche angestellt. Der erste Joh. Boldewan ward 1528 erwählt.

Concert.

Es konnte nicht fehlen, daß das Hamburger Brand-Unglück, welches bei uns so viel Sympathie gefunden hat, auch die hiesige musikalische Welt veranlassen würde, ihre Kräfte aufzubieten, den leidenden Mitbrüdern in der Schwesterstadt eine Beisteuer zu verschaffen. Und so ist es zu Aller Freude geschehen; denn nachdem das hanseatische Musikcorps schon einige Tage vorher ein Garten-Concert veranstaltet hatte, worin alle Mitglieder auf uneigennützige Weise mitgewirkt hatten, gab Herr Stadt-Musik-Director und Dom-Organist Riem im Dom eine musikalische Aufführung, die recht zahlreich besucht war, und durch die Abwechselung des Programms und die Menge der Ausführenden das allergrößte Interesse gewährte. Bei der kurz zugemessenen Zeit war es nicht möglich, ein größeres Werk einzustudiren, und so war es gewiß ein glücklicher Gedanke, viele kleine Werke zu Gehör zu bringen, die sonst für das größere Publikum verloren sind, so wie auch die Gelegenheit zu benutzen, die verschiedenen hiesigen Männer-Gesangvereine zu einer Zusammenkunft zu veranlassen.

Wir erlauben uns mit kurzen Worten die vorgetragenen Sachen anzudeuten. Das Concert wurde mit einem Vorspiel auf der Orgel eröffnet, worauf von Posaunen die Choral-Melodie „es woll' uns Gott" geblasen, welche vom Chor aufgenommen, abwechselnd mit Orgel- und Posaunen-Begleitung durch fünf Verse gesungen wurde. So schön und erhaben diese ganze Einleitung war, so ließ sich doch der Wunsch nicht unterdrücken, daß nicht alle Verse hätten gesungen werden mögen; durch die Trennung des Chors von der Orgel ist eine gewisse Schwankung, die nicht wohlthätig wirkt, fast unvermeidlich, so wie denn die ebenfalls vom Chor getrennten Posaunen, die erstere für viele Zuhörer unhörbar machten. Wir möchten uns überhaupt hier wohl die Frage erlauben, ob denn bei Posaunen gar keine Mäßigung möglich ist? Wenn man auch eingestehen muß, daß gewiß alle Kraftanstrengung nöthig ist, vom Thurm zu blasen, so ist eine solche Gewalt, der menschlichen Stimme gegenüber, wahrlich durchaus unpassend, und das richtige Verhältniß des musikalischen Eindrucks wird dadurch völlig aufgehoben. — Die schöne Motette von Schulz „vor Dir, o Ewiger" wurde mit Kraft und Feuer von den Mitgliedern der Sing-Academie vorgetragen. Sodann sang Madame Schmidt die Arie „ich weiß, daß mein Erlöser lebt" aus dem Messias, ganz meisterhaft; ihre schöne Stimme erklang in den hohen Hallen der wundervollen Kirche ganz unübertrefflich, und riß alle Zuhörer zur Bewunderung hin. Wie gern hätte man sie noch einmal gehört! — Die beiden Motetten von Homilius „Sehet welch' eine Liebe" und „der Herr wird mich erlösen" sind überaus freundliche Compositionen, worin sich der so zuversichtlich fromme und freudige Glaube ausspricht, daß sie nur erhaben auf das Gemüth wirken können. Zum Schluß des ersten Theils das ehrwürdige achtstimmige „die Seraphim". — Würde die Localität es zugelassen haben, daß die zwei Chöre von verschiedenen Standpunkten gesungen hätten, so wäre der Eindruck wahrscheinlich noch großartiger gewesen. — Der zweite Theil begann mit der Composition eines noch lebenden Meisters in München „die Wallfahrt nach dem heiligen Berg" von Ett. Den alten classischen Meistern gegenüber, erscheint dies freilich als ein recht schwaches Produkt; bedenkt man aber den Gegenstand und den Zweck, so ist nicht zu läugnen, daß die Sache mit Geschick behandelt ist, und immerhin, namentlich für den katholischen Gottesdienst berechnet, einen recht angenehmen

Eindruck machen kann. — Hierauf folgte nun das Meisterwerk unsers Riem „Verse aus dem Ps. 149 und 150“ für zwei Männer-Chöre, welches von allen vereinigten hiesigen Gesang-Vereinen, mit Liebe und Eifer vorgetragen wurde, man sah es allen an, daß sie dem Meister Freude machen, und dem Publicum das schöne Werk in möglichster Vollendung vorführen wollten. — Zur großen Erbauung aller Anwesenden trug nun aber noch das vollendete Orgelspiel des Herrn Riem bei; denn so wie derselbe schon im ersten Theile eine Fuge von Bach ganz meisterhaft vorgetragen hatte, so spielte derselbe zum Schluß ein Orgelstück von eigner Composition mit Posaunen-Begleitung, sodann ein überaus liebliches und zartes Stück, was allgemein entzückte, worauf denn eine Bachsche Fuge mit Posaunen das Ganze, wir können leider nicht sagen würdig, schloß, da man von der Orgel durch die übermäßig starke Begleitung buchstäblich nichts hörte. — Die großen Verdienste des Herrn Riem um dieses Concert können nicht genug anerkannt werden, da er abgesehen von dem guten Zweck, dem Publicum wirklich vielfältigen Genuß, den Mitwirkenden wahrhafte Freude bereitet hat. Dank sei aber auch Allen, die das Concert unterstützt haben, Dank sei so vielen, die auf alle Remuneration verzichtet haben, Dank insbesondere den Herren Bauherren, die die schöne Kirche so bereitwillig zu diesem Zwecke bestimmten, welche, bei der jetzigen Einrichtung, wo das Orchester auf dem Chore seinen Platz hat, sich mehr wie je zu solchen musikalischen Productionen eignet! — Sollte nicht auf diesem Platze auch im nächsten Herbst zum Besten der Kirche, deren vortrefflich geleiteter Ausbau dem alterthümlichen Gebäude seine ganze Würde wieder giebt, irgend eine großartige Aufführung veranstaltet werden können? So gäbe man ja auch denen, die nicht zur Gemeinde gehören, Gelegenheit, ihr Scherflein zu einem Baudenkmale beizutragen, was doch alle Bewohner unsers Freistaats gleichmäßig interessiren muß.

---

* Dank und Bitte.

Freundlich und herzlich dankend bringe ich vorläufig folgende eingegangene Gaben für die Abgebrannten in Berga zur Anzeige; die Herren Ortsprediger werden später selbst den Empfang bescheinigen: Von S.....e — 5 Rt., H. R. — 6 Gr., C. B. — 36 Gr.

Die Noth der armen Fabrikarbeiter, Handwerker und Landleute ist sehr groß, ich wiederhole deshalb wohl nicht vergebens die dringende Bitte um Hülfe für sie; solchen Armen ist die kleinste Gabe ein Balsam und wenn Jeder etwas giebt, ist so Vielen geholfen. In der Schwesterstadt Lübeck, deren Hülfe für Hamburg so bedeutend in Anspruch genommen ward, hat sich ein Hülfs-Verein für Berga gebildet, möchte wie immer bei der armen Brüder Noth auch diesmal Bremen seinen Beistand nicht versagen.

Wilh. Wulff,
Seemannsstraße № 2.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 7. Juni d. J.

1. Ferd. Freytag Immobile Langenstraße Nro. 111, zu 13,500 Rthlr.; Käufer: Carl Ludw. Vogler.
2. Diedr. Stürmann 3 Stück Grasland in Woltmershausen u. s. w., zu 3525 Rthlr.; Käufer: Regierungs-Secretar Dr. H. Breuls.
3. Diedr. Stürmann, Meierrecht an 4 Stück Grasland in Woltmershausen u. s. w. zu 1025 Rthlr.; Käufer: Regierungs-Secretar Dr. H. Breuls.

Logogriph.

Mit u fehlt Dir der Sonne Licht;
Mit ü bist Du bescheiden nicht.
Und weil Du es mit ü nicht bist,
In Deinem Kopf mit u es ist.

Berichtigung.

In Nro. 40. d. B., Seite 365, Spalte 1, Zeile 12 lese man gefälligst: Gemüse durch Hitze — statt Hülfe — früher zu erhalten.

Miscellaneen.

(Wie ein Neapolitaner muthig in den Tod geht.) Zwischen den Neapolitanern und Sicilianern besteht bekanntlich ein tiefgewurzelter Haß. Die neapolitanischen Soldaten gelten, namentlich bei den Sicilianern, nicht eben für muthige Helden. Vor einiger Zeit nun war in Palermo ein Soldat der neapolitanischen Garnison zum Tode verurtheilt worden und die Sicilianer freuten sich auf die Hinrichtung, um sich über die erwartete Feigheit lustig zu machen. Die Neapolitaner ihrer Seits waren in großer Besorgniß; der Verurtheilte weinte den ganzen Tag; man verschob die Hinrichtung mehrmals und wendete sich selbst, aber vergebens, um Strafverwandlung an den König. Endlich erklärte ein Mönch, er habe ein Mittel gefunden, was er jedoch geheim halten müsse, wodurch es gelingen würde, dem Verurtheilten Muth einzuflößen. Man ließ ihm freie Hand und er begab sich in den Kerker, wo er dem Gefangenen sagte, der König habe ihn begnadigt, aber unter einer Bedingung. Des Beispiels wegen sollten alle Zurüstungen gemacht werden, als ob die Hinrichtung wirklich statt finden sollte. Er müsse beichten, als werde er den andern Tag sterben, ja man würde Feuer auf ihn geben, aber die Gewehre würden nur blind geladen sein. Von diesem Augenblick ging mit dem Verurtheilten eine völlige Umwandlung vor; er sang im Kerker, aß vortrefflich und trank zwei Flaschen Wein dazu, während er bis dahin die Speisen kaum angerührt hatte, und schlief dann so fest, daß man ihn am andern Morgen, als man ihn abholen wollte, aufrütteln mußte. Die Sicilianer hatten sich in Menge versammelt, sie staunten aber nicht wenig, als der Gefangene heiter, mit ungefesselten Händen, erschien, als gehe er zu einem Feste. Vor einem Weinhändler, bei dem er einige Kameraden sah, blieb er lachend stehen, ließ sich ein Glas Wein reichen, hielt dies hoch empor, ohne daß seine Hand zitterte, und trank es aus auf das Wohl seines Königs. Die Sicilianer begriffen diesen seltenen Muth nicht, trösteten sich aber mit der Erwartung, daß die erheuchelte Festigkeit auf dem Richtplatze schwinden würde. Aber auch da blieb sich der Muth des Verurtheilten gleich, er stellte sich ruhig und heiter hin, verbat sich das Verbinden der Augen und ersuchte um die Begünstigung, selbst zum Feuer commandiren zu dürfen. Er commandirte in völlig militärischem festen Tone das Laden und endlich: Feuer! Von 7 Kugeln durchbohrt sank er nieder, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer hören zu lassen. Die Neapolitaner jubelten laut auf, denn die Nationalehre war gerettet; die Sicilianer aber schlichen beschämt und verwundert davon, daß ein Neapolitaner so sterben konnte.

(Consequenz.) Man liest in französischen Blättern: „Es giebt Charaktere, die sich auch bei den traurigsten Ereignissen consequent bleiben. Als Belege dafür dienen zwei während des Hamburger Brandes geschriebene Briefe. Der eine ist von einer alten Dame, deren Haus abgebrannt ist, an ihren Sohn. Von ihrem Hause ist darin kaum die Rede; allein sie war gewohnt, ihrem Sohne die Briefe kostenfrei zukommen zu lassen, und das macht ihr Sorge. „Ich kann," schreibt sie, „diesmal nicht frankiren, denn die Post ist zerstört." — Ein Engländer schreibt aus einem Hause, das eben nahe daran war, von den Flammen ergriffen zu werden: „Welch' ein Anblick! Welch' gräßliche Lage! 36 Stunden, ohne rastet zu sein; 24 Stunden, ohne gegessen zu haben!" Die Dame, die den ersten Brief schrieb, ist die Mutter des berühmten Schriftstellers Heinrich Heine; der Brief des Engländers ist im „Morning Chronicle" abgedruckt.

(Paris.) Als die Nachricht von dem Brande Hamburg's an der Börse von Paris eintraf, erregte sich natürlich in dem Tempel des goldenen Kalbes eine tiefe Sensation. Die übertriebensten Gerüchte waren alsbald im Umlaufe. Man sprach von enormen von den Herren C. F. und P.... erlittenen Verlusten. Man versicherte sogar, Hr. P...., welcher mit Hamburg kolossale Geschäfte macht, sei völlig ruinirt. In dem ersten Augenblicke glaubte Hr. P.... selbst an die mit oder ohne Absicht verbreiteten Gerüchte, und beschloß sich gegen jeden Unfall in Fassung zu setzen. Er hat den Marquis v. A..., einen der reichsten Grundbesitzer Europa's, zum Freunde, zu dem er denn auch hineilt, ihm sein Unglück erzählt und ihn um 100,000 Francs bittet. Der Marquis hört die Bitte an, ohne die Stirne zu runzeln, spricht kein Wort, erhebt sich von seinem Sessel, geht an seinen Secretär, und zieht eine enorme Liste hervor, welche er Hrn. P....offen hinreicht. Die Blätter dieses Registers strotzen von Ziffern, Hr. P....durchläuft sie und liest: „Am 14. Brumaire des Jahres VIII. der Frau von ... 20,000 Fr." — „Am 3. Jan. 1807 meinem Freunde, dem Grafen von G..., der, im Spiele ruinirt, sich erschießen wollte, 100,000 Francs." — „Am 17. März 1814 dem Fürsten von ..., der aus der Emigration zurückkehrte, 50,000 Fr. ꝛc." Alle Blätter sind mit ähnlichen Notirungen bedeckt. Hr. P...., der kaum begreift, was er sieht, geht das Schuldenbuch bis zur letzten Seite durch und liest dort die fabelhafte Totalsumme: „13 Millionen 990,000 Francs." Hr. P.... richtet die Augen zu seinem Freunde empor und ruft aus: „Aber Freund, es ist nicht möglich, daß Sie jemals eine so beträchtliche Summe ausgeliehen haben!" — Und warum soll das unmöglich sein? — Weil sie jetzt ruinirt sein würden," — Lieber Freund, erwiederte trocken der Marquis, ich habe mich begnügt, von den Summen, welche man von mir entlehnen wollte, Nota zu nehmen, und niemals einen Heller irgend Jemanden, wer es auch sein mochte, geliehen. Und Sie begreifen, nicht wahr, daß ich in meinem Alter und für Sie nicht noch anfangen kann, Thorheiten zu begehen? Sie werden dieß gewiß nicht dulden. — Bei diesen Worten ergreift der Marquis v. A... eine Feder und schreibt unter den Augen des Hrn. P.... in das Schuldenregister die Worte ein: „Am 9. Mai 1842 meinem durch die Feuersbrunst von Hamburg ruinirten Freunde P.... 100,000 Francs." Dann schloß er das Buch und sprach von andern Dingen.

(Gefahren auf Eisenbahnen.) Der Brüsseler „Moniteur“ macht bekannt, daß auf den belgischen Eisenbahnen bis jetzt unter 12 Millionen 400,000 Reisenden nur ein Einziger durch Umstände um das Leben gekommen sei, an denen er nicht Schuld gewesen. — Der „Courier belge“ enthält folgende Bemerkungen: „Das schreckliche Unglück auf der Eisenbahn von Versailles wird uns wenigstens nützliche Lehren geben. Die erste ist, niemals zwei Locomotive, und noch weniger drei derselben an dasselbe Convoi zu spannen. Es ist viel besser, drei Convois nach einander abfahren zu lassen, weil das Theilen der Massen die Möglichkeit und Wichtigkeit der Zufälle um Vieles verkleinert. Gegen alle Klugheit aber ist es, zwei Locomotive aufzustellen, die eine an die Spitze, die andre an den Schweif eines Convoi. Die Engländer thun dies nur im Falle der absoluten Nothwendigkeit, um einen Convoi eine schiefe Ebene erklimmen zu helfen. Auch hat man bemerkt, daß der Conducteur Georges nicht ohne Unruhe war, daß er mit drei Locomotiven, wovon eines hinten, abfahren mußte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte die Bosheit oder Sorglosigkeit in die ausgetieften Fugen, welche den Weg, wo das Unglück sich ereignete, durchschneiden, einen Kiesel gelegt. Das reicht hin, um einen Convoi außerhalb der Schienen in die Luft zu sprengen. Die Wächter auf diesen Passagen müssen gehalten sein, eine gebogene Stange in dieses Geleise vor Ankunft eines jeden Convoi und hauptsächlich des Nachts zu stecken; denn es ist nichts leichter einem Gassenjungen, als einen Kiesel in die Spitze eines gebogenen Geleises zu stecken, ohne daß der Wächter es gewahrt. Bei den niedern Wagen ist eine andere Vorrichtung, von dem Ingenieur de Ridder, anwendbar. Statt die Wagenkasten auf die Achsen zu stellen, kann man sie sehr leicht niedriger anbringen, so daß der Eintritt in die Wagen sich nur 7—8 Zoll vom Boden entfernt findet; hierdurch verschwindet das unnütze Geräthe von Tritten und Treppen, was nichts weiter als unnützes Gewicht ist, zum Mitschleppen. Die Convois sind nicht so dem Winde ausgesetzt, der Fall und der Sprung aus dem Wagen bieten nicht mehr die Gefahr und die Wichtigkeit dar wie jetzt; niemals hätte selbst ein Betrunkener dann Gelegenheit, seinen Fuß unter die Räder zu stecken. Die 23,000 Personen, welche 1835 zur See ihr Leben verloren, haben weniger Eindruck auf Europa gemacht, als das Unglück auf der Eisenbahn von Versailles verursachen wird.

(Die Clowessche Buchdruckerei zu London.) Um von dem Umfange des Geschäftsbetriebs in dieser Buchdruckerei, eine der größten der ungeheuren Weltstadt, einen Begriff zu geben, bedarf es nur der authentischen Angabe, daß in derselben wöchentlich an drei Viertel Millionen Bogen, nemlich 1500 Ries Papier aller Art, 500 Bogen pr. Ries, bedruckt werden, was also in Jahresfrist die ungeheure Summe von 36 Millionen Bogen ausmacht. Der Ankaufspreis dieser Papiermasse beläuft sich in runder Summe auf 100,000 Pfund (eine Million Gulden) jährlich, derjenige für Druckerschwärze gegen 1600 Pfund. Im Durchschnitt sind stets 20 bis 30 große Werke in der Presse begriffen.

(Wiesbaden.) Um Mitternacht, als Alles fest im ersten Schlafe lag, wurden vor einigen Tagen die Einwohner von Wiesbaden durch die Trommeln der Garnison, welche durch die Straßen wirbelte, aufgeweckt. Man vermuthete einen Brand, aus allen Häusern liefen die Menschen, kaum halb angekleidet hinaus, die Spritzenleute kamen mit ihren Spritzen und doch wolle Niemand wissen, wo es brenne. Zuletzt ergab sich's, daß es im Kopf des Commandanten war, der seine Soldaten auf die Probe stellen wollte, ob sie gleich bei der Hand wären und darum zu dieser Stunde, als ob der Feind vor den Thoren stände, Generalmarsch hatte schlagen lassen.

(Die Krokodille im indischen Archipel) haben mit dem Chinesen und Afghanen ein Trutzbündniß geschlossen und den Engländern den Krieg erklärt. Erst kürzlich wurden fünf Matrosen nacheinander vom Bord niedriger Fahrzeuge gerissen, mitten im Hafen. Ueberhaupt kommen die Krokodille wieder in der Mode, nachdem es von ihnen in Europa ganz stille gewesen. Man glaubt, sie stürben aus; in der That aber nehmen sie zu. — Die Eingebornen auf den Südseeinseln bedienen sich zu ihrer Einfangung starker Angeln, die sie an Bäume befestigen, wozu es besondere Zauberer unter ihnen giebt. Hat das Krokodill einen Eingebornen verschlungen, so schwört der Häuptling Blutrache und läßt durch einen Zauberer am Strand, wo die Frevelthat geschah, allen Krokodillen fern und nah, sichtbar und unsichtbar, Fehde ansagen. Ist der Mörder gefangen, wird ihm der Kopf abgehauen und zur Warnung für seine Angehörigen und Collegen auf einen Pflock am Ufer aufgesteckt. Die Criminal-Justiz der guten alten Zeit scheint dort geborgt zu haben.

(England) Bei Chesterfield hat kürzlich ein vermögender und bejahrter Mann, der mit einem geladenen Gewehr einen tollen Hund verfolgt, durch unglücklichen Zufall seinen Sohn erschossen. In der Verzweiflung greift er sogleich zu einem Pistol und schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Was die Katastrophe noch schrecklicher macht ist, daß an demselben Tage der ältere Sohn Hochzeit machen sollte.

(Aus Berlin) Fräulein Charlotte v. Hagn hat ein sehr schmeichelhaftes Cabinetsschreiben erhalten, in Folge dessen die beliebte Schauspielerin von ihrem Vorsatz abgebracht ist, unsere königl. Bühne zu verlassen. Ihre vierzehntägige Gefängnißstrafe, wegen Beleidigung gegen einen Theaterbeamten, ist in eine geringe Geldstrafe verwandelt worden.

(Ein Rabenvater.) Bei den Assisen von Chester wurde vor einigen Tagen ein gewisser Sankyn zum Tode verurtheilt, weil er seine drei Kinder vergiftet hatte, um von der Begräbnißgesellschaft, deren Mitglied er war, 20 Thlr. zu erhalten.

Hiebei als Beilagen: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen und eine Ansicht der St. Petri Kirche in Hamburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 47.

Bremen, Sonntag, den 12. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 615. Den 6. Mai 1842 starb am Bord des Schiffes „Mentor", zu Cawes, der Matrose Hinr. Meyer, 19 Jahr, von hier gebürtig.

— 616. Den 8. Juni. Der Glockengießer Hermann Bartels, 41 Jahr, am Wall Nro. 62 B.

— 617. Den 8. — Der Höker Cord Heinrich Christ. Ludwig Voß, 36½ Jahr, Laufstraße Nr. 8.

— 618. Den 8. — Der Maurergesell Simon Diedrichs, 30 Jahr, im Krankenhause.

— 619. Den 9. — Des Lohgerbergesellen Thomas Dannemann Ehefr., geborne Schröder, 35 Jahr, Heiligenstedts Gang Nro. 2.

— 620. Den 9. — Des Arbeitsm. Liborius Drettmann Sohn, 11 Wochen, gr. Sortillenstraße Nro. 25.

— 621. Den 9. — Des Arb. Heinr Meinke Sohn, 4½ Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 80.

— 622. Den 9. — Des Arb. Herm. Sengstack Sohn, 5 Monat, Steinthor Nro. 78.

— 623. Den 9. — Bohlmann todtes Mädchen, Buntenthorssteinweg.

Nro 624. Den 10. — Des Küpermeisters Friedr. Wilh. Cassebohm Tochter, 7 Jahr, gr Rosenstr. Nro. 7.

— 625. Den 10. — Des Papparbeiters Peter Franz Gubernatis Wittwe, geborne Thormann, 56 Jahr, Punkendeich Nro. 45.

— 626. Den 10. — Des Branntweinbrenners Johann Christoph Behrens Sohn, 2 Jahr, Schüsselkorb Nro. 13.

— 627. Den 10. — Des Arb. Joh. Heinr. Schäffer Sohn, 5 Monat, auf Stephanikirchhof Nro. 24.

— 628. Den 10. — Des Papparbeiters Ferdinand Carl Friedrich Roeber Sohn, 2½ Jahr, kl. Hundestraße Nro. 11.

— 629. Den 11. — Des Bleichers Jacob Wanger Wittwe, geb. Kastens, 76 J., Barkhof N. 5.

— 630. Den 11. — Des Armenaufsehers Joh. August Diedrich Roeper Wittwe, geb. Brüggemann, 59 Jahr, Hutfilterstraße Nro. 22.

— 631. Den 11. — Der Schuhmachergesell Johann Christoph Meyer, 63 Jahr, Tiefer Nr. 8.

Geboren:

Nro. 752. Den 7. Juni. Des Handlungsgehülfen Joh. Heinr. Ramke Ehefr., geb. Langhorst, Heerdenthorswallstr. Nro. 37, von e. Knaben.

— 753. Den 7. — Des Maurergesellen Herm. Eggers Ehefr., geb Kastens, Punkendeich Nro. 55 von einem Knaben.

— 754. Den 8. — Des Kaufmanns Johann Friedrich Arens Ehefr., geb. Bähr, Gartenstraße Nro. 4, von einem Knaben.

Nro. 755. Den 9. — Des Aufsehers am Theerhofe Wilh. Ludwig Koch Ehefr., geb. Quensell, Neustadtsdeich Nro. 2, von einem Mädchen.

— 756. Den 9. — Des Schiffscapitains Carl Heinr. Fechter Ehefr., geb Burhorn, Neuenmarkt Nro. 9, von einem Knaben.

— 757. Den 10. — Des Landmanns Lüder Lindhorn Ehefr., geb. Bremermann, im Hagenthorner Felde, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 294. Der Reepschläger in Vegesack, Georg Gleistein und Anna Catharina Elisabeth Specht hieselbst.

— 295. Der Buchdrucker Johann Christoph Kuhlmann und Catharina Sophia Huber hieselbst.

— 296. Der Arbeitsmann Heinr. Adolph Knöner und Hedewig Elisabeth Eickhoff hieselbst

— 297. Der Arbeitsmann Diedr. Heinr. Kastens und Catharine Anne Marie Henriette Freese aus Kohlstedt im Fürstenthum Detmold.

— 298. Der Knopfmacher zu Gardelegen, Carl August Weingärtner und Marie Dorothea Rüstedt aus Bassum.

Nro. 299. Der Arbeitsmann Johann Franz Caspar Knoche und Anna Reiners aus Lehsterdeich.

— 300. Der Maurergesell Johann Jacob Schmalz und Catharina Adelheid Wulff aus Lohnhorst bei Leesum.

— 301. Der Maurergesell Hermann Heinrich Kramer und des verstorbenen Strumpfwebers Diedr. Kreutziger Wittwe, Anna Rebecca geb. Blöte hieselbst.

— 302. Der Conditor Joh. Friedr. Röben hies. und Elise Stephanie van der Kerkhoven zu Braunschweig.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 48.

Bremen, Donnerstag den 16. Juni 1842.

Tiefe Liebe.

Es gingen ein Knab' und ein Mägdelein
Im Frühling zusammen hinaus in den Hain.
„Lieb Mägdlein, lieb Mägdlein, wie lieb ich dich hab',
Wohl mehr, als der Frühling je Blätter gab.
Und meine Liebe noch tiefer zieht,
Als das Meer, von dem man den Grund nicht sieht.

„Der Himmel mit seiner Sternenschaar
Ist nicht wie mein Lieben so reich und klar.
So fest wie mein Lieben zu jeder Stund'
Ist selbst nicht der Erde gewaltiger Grund."
Es schwieg das Mägdlein, die Hand auf der Brust,
Ihr Auge sprach Liebe und selige Lust. —

Der Frühling schwand und der Sommer schied;
Und fort von dem Mägdlein der Knabe zieht.
Der treulose kehrt mit dem Lenz nicht zurück,
Wie schnell war verschwunden des Mägdleins Glück!
Sie ziehet allein hinaus in den Wald,
Wie lieblich das flötet, wie sanft das schallt!

Da lächelt das Mägdlein, denkt früher Lust,
Sie sprach kein Wort, die Hand auf der Brust.
Es zog sie die Liebe in's frühe Grab;
Der Frühling ihr Blumen und Blätter gab.

O Mägdlein, du hast wohl mehr geliebt,
Als der Frühling Blumen und Blätter giebt,
Und schweigend wie Nacht nun dein Grab umstellt,
So still und tief war dein Lieben der Welt!

W. Kilzer.

Die Belohnung.

(Schluß.)

Als die Soldaten eine Strecke weg waren, trat Finn in die Hütte: „Madame, lassen Sie uns keinen Augenblick mehr verlieren; der Sturm legt sich. Wir müssen uns auf der Stelle einschiffen, denn die Fluthen sind in diesem Augenblicke weniger zu fürchten, als die Menschen." Die Fremde hatte indessen ihre ganze Kraft und Energie wieder gefunden. Ohne ein Wort zu erwiedern, gab sie ihren Kindern die Hand, gebot ihnen durch ein Zeichen Schweigen und folgte Finn, der sie durch Felsenpartien und auf nur ihm bekannten Wegen führte. So kamen sie an die Meeresküste, wo des Fischers Barke befestigt war. Hier schifften sie sich ein und Finn begann nun mit einer Geschicklichkeit und Kraft zu rudern, daß sie nach Verlauf von sechs Stunden schon die holländischen Küsten im Gesichte hatten. In diesem Augenblicke bemerkte er, daß zwei bewaffnete Schaluppen Jagd auf ihn machten. Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, und um die, welche er zu retten entschlossen war, und sollte er auch selbst dabei unterliegen, nicht durch diese neue Gefahr zu erschrecken, sagte er: „Das Schiff geht nicht schwer genug, Madame, Sie müssen sich mit Ihren Kindern auf den Boden der Barke legen und sich nicht rühren." Kaum hatten sie gehorcht, als auch schon die Kugeln um Finn's Ohren pfiffen, während sich zu gleicher Zeit der Lärm der Schüsse mit dem Getöse der Wogen vermengte. Finn maß mit dem Auge die Entfernung, die ihn noch vom Ufer trennte, und sah ein, daß ihn die Schaluppen eher erreichen mußten. Ein kühner verzweifelter Entschluß stieg in ihm auf; er hörte

auf zu fliehen, und seine Hände wie ein Sprachrohr gebrauchend, rief er: „He, was wollt Ihr? — Du bist nicht allein am Bord? — Nein, ich habe eine gute Ladung Fisch. Wollt Ihr Euch damit versehen, so steh' ich zu Diensten. Deßhalb aber Feuer auf mich zu geben, ist nicht nöthig. — Komm her und empfange meine Befehle. — „Sogleich," erwiederte er mit fröhlicher Stimme.

Er ruderte nun auf die Schaluppen zu. Als er ganz nahe war, stellte er sich, als könne er die Richtung nicht mehr beherrschen, stieß mit großer Gewandheit und Kühnheit auf das nächste der beiden Fahrzeuge, daß es umschlug, und während die ins Meer gefallenen Matrosen und Soldaten sich in größter Unordnung bemühten, nach ihrem Boote zu schwimmen, ruderte er, trotz dem, daß sie Feuer gab, auch auf die andere Schaluppe los, und es gelang ihm gleichfalls, sie umzuschlagen, worauf er, aus Leibeskräften rudernd, entfloh. Zehn Minuten darauf landete er die Unbekannte mit ihren beiden Kindern am Gestade. Als er am Abende in seine Hütte zurückgekehrt war und wieder ruhig an der Seite seiner Frau saß, erzählte er dieser lachend die Gefahren des Tages und den Unfall der dänischen Soldaten.

Sechs Jahre waren seit dem Tage verflossen, wo die schiffbrüchige Dame bei Finn gastfreundliche Aufnahme gefunden, als der Fischer und seine Frau eines Morgens Soldaten in ihre Hütte treten sahen. Ohne sie auch nur eines erklärenden Wortes zu würdigen, wurden der Fischer und seine Frau gebunden, auf einen Karren geschafft, und in eine ihnen unbekannte Stadt gebracht. Hier nahm man ihnen ihre Banden wieder ab und schiffte sie ein. Als sie an Bord waren, sperrte man sie, aber ohne sie mit der früheren Strenge zu behandeln, in eine Zelle, und den Matrosen ward jede Communication mit ihnen untersagt. Jeden Tag brachte ihnen ein Matrose, dessen Sprache sie nicht verstanden und der kein Wort dänisch konnte, Nahrungsmittel. Die Ueberfahrt dauerte mehrere Stunden. Als Finn mit Frau und Sohn landete, ließ man sie in einen sorgfältig verschlossenen Wagen steigen. Nach einer ziemlich langen Reise befreite man sie endlich aus ihrem ambulanten Gefängniß und führte sie in einen prächtigen Palast. Ohne ihnen Zeit zu gönnen, sich zu sammeln, standen sie plötzlich einem vornehmen Manne mit strengem Gesichte gegenüber, den eine zahlreiche Versammlung reichgekleideter Herren umgab.

„Seid Ihr der Fischer Finn?" fragte der vornehme Mann mit ernster Stimme. — Der bin ich, erwiederte zitternd und verwirrt der arme Mann. — Ihr wohnt an Dänemark's Küste, unweit des Dorfes Lorgen? — Finn antwortete mit einer Verbeugung. — Ihr habt einer verbannten Frau und zwei Kindern Gastfreundschaft angedeihen lassen? — Ja, das that ich. — Habt keine Rücksicht genommen auf die Befehle, die einen Preis auf ihren Kopf setzten, habt sie nicht blos der Rache des dänischen Volks entzogen, sondern auch gegen die Matrosen gekämpft, die zu ihrer Verfolgung ausgesendet waren, und habt ihre beiden Schaluppen umgeschlagen? — Dies ist Alles wahr. — Und wußtet Ihr, welche Strafe Euer harrte? — Der Tod! — Kanntet Ihr die Verbannten, die Ihr gerettet? — Ich wußte, daß es die Königin von Dänemark, Ihre Majestät Isabelle, die Gemahlin des Königs Christian, meines Souveräns sei. Auch ihre beiden Kinder hatte ich erkannt; mein Leben liegt in Ihren Händen, nehmen Sie es, wenn ich Unrecht gethan."

Ein Murmeln erhob sich in der Versammlung; Finn glaubte, es sei um sein Leben geschehen, und man sei im Begriff, sein Todesurtheil und das seiner Frau auszusprechen.

„Du hast ein edles, würdiges Herz, Finn, sagte der Unbekannte, der den Fischer verhört hatte. Du hast die Schwester und Neffen Kaiser Carl V. mit Gefahr Deines Lebens gerettet. Kaiser Carl V. wird kein Undankbarer sein. Erhebe Dich, Finn, und küsse die Hand, die er Dir darbietet. Glück und Ehre harren Deiner. Aeußere jeden Wunsch, den Du hegst, ich schwöre es, ihn zu erfüllen. — Herr, erwiederte Finn, ich bin alt und brauche nur eine Hütte an der Küste des Meeres. Habe ich Recht gethan, daß ich die Pflichten eines treuen Unterthanen erfüllte, und die Tage einer Frau rettete, indem ich mein Leben für meine Souveränin der Gefahr aussetzte, so sind die Worte der Billigung, die Ew. Majestät vor dieser edlen Versammlung gesprochen ein ruhmvoller, genügender Lohn! — Genügend für Dich, aber nicht für mich. Ich ernenne Dich zum Oberhaupt aller meiner Fischereien von Ostende und erhebe Dich in den Adel. Ritter Finn, erhebt Euch! Bei diesen Worten nahm Carl V. seine eigene goldene Kette und hing sie Finn um den Hals.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts gab es in Ostende eine Familie, die den Namen Finn führte, mit folgendem Wappen: ein kaiserlicher Adler, zwei Barken mit natürlichen Farben, auf rothem Felde.

---

* Ueber Predigerwahlen.

(Schluß.)

2) die Seelenstärke, worauf allein, und ganz eigentlich, alle geistliche Gediegenheit gebaut sein kann, soll sie anders dem herrlichen Berufe genügen, die Segensmittel der Religion in unsern Zeiten seinen Mitmenschen zu spenden; hier wird bedeutsam hervorgehoben, und gezeigt, wie jede Gemeine nachher es bitter bereuen wird, einen körperlichen oder geistigen Schwächling berufen zu haben. Besonders wird hier nachgewiesen, was man von wortfertigen, überzeugungslosen Schwätzern, von gelenkigen Windfahnen zu gewärtigen hat, die aus einem Munde bald warm, bald kühlend blasen und gefügig dem unstäten Wechsel modegewordener Meinungen sich anschmiegen. Hier wird einleuchtend entwickelt, daß eine unbefangene, offne Sinnesart, und ein festes Vertrauen auf unerschütterliche, selbstbewußte Charakterstärke, ohne eine gründliche wissenschaftliche Bildung gar nicht erlangt, und nur aus dieser eine zuversichtliche Ueberzeugung geschöpft werden kann. Dann wird mit schlagenden Gründen gewarnt vor denen, die den Schein freisinniger Ansichten heuchelnd, sich einen bequemen Sitz zwischen beiden Parteien, wie zwischen zwei Stühlen, auswählen, und den Namen eines Rationalisten von sich abwehren, als wäre es den Geistlichen ein Vorwurf, der Vernunft (ratio) ihr Recht zu gönnen, eben da ihre Forschung zu üben, wo Glaube, Seelenheil und ewiges Leben ein festes, dem Geiste und der Lehre Christi abgewonnenes Gepräge zu empfangen, angewiesen sind. Insbesondere wird hier der ewig wiedergekäuete Vorwurf in seiner Blöße gezeigt, als wollte der Rationalismus, d. i. vernunftgemäßes Denken und Leben, die Bibel und das Christenthum aus der Kirche verbannen, während doch die Beschuldigung allein von einer dreisten Lüge und Erfindung des armseligsten Fanatismus ausgeht, deren gehaltlose Deutungen jede Annährung einer auf Vernunft gegründeten Beleuchtung ausweichen muß, wenn ihre Hinfälligkeit unerörtert bleiben soll. Auch die vielberegte Besorgniß einen Zänker und streitsüchtigen Klopffechter zu bekommen, die dem Verfasser selbst so dem Geiste, wie der Förderung der Glaubenslehre verderblich erscheint, wird nachdrücklich erörtert, und als erwiesenes Erforderniß geltend gemacht, der Prediger solle von Gemüth und Sinn friedliebend, aber auch wahrhaft und gerüstet sein, um bei entbrennendem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Wahrheit und Irrlehre nicht als müßiger Zuschauer, als zweideutiger Achselträger erfunden werden, dem die Wahrheit unentschieden und der Sieg der gerechten Sache gleichgültig bleibt. Wohl gebietet Christus: „Kaufe ein Schwert!“ aber es soll nicht gebraucht werden, bevor die höchste Noth gebietet: — dann aber soll es mannhaft, kräftig, einsichtig, und vor Allem ehrlich geführt werden. Der Verfasser schildert ferner: wie man auf einem, vom Muckerthum in seinen frechsten Stadien einstweilen gesäuberten Felde, als Geistlicher, den Frieden aufrecht erhalten, und demnach die Kraft evangelischer Wahrheit rüstig zu schützen vermöge, und was die ehrenhafte Stellung eines neu zu erwählenden Dompredigers für ein Feld bietet, segensvoll zu wirken, wenn Geistesgaben, Herz und Gemüth und vor allem Charakterstärke ihm eigen sind.

3) Wahrhaftigkeit in strenger, nie nachlassender Uebung, auf der Kanzel, wie in der Seelsorge, schwebe dem Geistlichen unbedingt und als unverletzliche Pflicht vor Augen, und heiße ihn alle Mittel verschmähen, die den Künsten des Scheins angehören oder dem Comödiantenthum abgeborgt sind. Hier werden Bemerkungen eingestreuet, wie die Verehrung der Frauen gegen die Geistlichen nur mit geistlichen, würdigen Mitteln erworben, nicht aber durch Aufregung und Steigerung weiblicher Schwächen erschlichen werden dürfe. —

4) Die Treue. Sie bestehe in ächter Nachfolge Christi, in allen Zuständen und Verhältnissen, namentlich auch in der Unerschrockenheit vor den Mächtigen.

5) Die Leutseligkeit. Insbesondere sei diese beseelt von wahrhaftiger, aber fern und freigehalten von falscher erkünstelter Demuth. Es wird überzeugend dargelegt, daß der Prediger der Mann des Volks sein, und den Armen eine nie ermüdende Aufmerksamkeit widmen müsse. Dies führt zu Betrachtungen über christliche Duldung und deren segensreiche Wirkungen, über ungeistliches Benehmen im äußeren Leben und Beobachtung des Anstandes und des Schicklichen.

6) Die Lehrfähigkeit. Andeutungen über die nöthigen Eigenschaften einer Predigt über Wichtigkeit und Erfordernisse des Confirmanden-Unterrichts; Schilderung der Unzuträglichkeit des geistlichen Zorns und der Eifers-wuth im geistlichen Berufsleben.

7) Die Wohlthätigkeit. Hier werden die Ansprüche erörtert, die mit Recht, aber noch öfter mit Uebertreibung an die Wohlthätigkeit des Predigers gerichtet werden, und welche Zumuthungen man ihm machen dürfe oder nicht. Hier wird abermals die Beziehung geprüft, in welcher den Armen das Evangelium gewidmet sei. Endlich folgt eine Erörterung über Bedeutung und den Grad der Zuverlässigkeit von Probepredigten, für die Beurtheilung der Amtstüchtigkeit der Concurrenten, worin beherzigenswerth veranschaulicht wird, daß nicht eben Probepredigten, sondern unparteiische und zuverlässige Zeugnisse von gewichtvoller und urtheilsfähiger Seite ausgehend, für die Erwählung des Geistlichen entscheiden sollen und dürfen. Das Trügerische der ersten, so wie das Störende, was äußere Mängel mit sich bringen, besonders in Organ, Aussprache und Vortrag werden nach Maaßgabe ihrer Wirkungen nachdrücklich besprochen.

Obige Uebersicht des Inhalts und der Gegenstände der Abhandlung werden den Leser in Stand setzen, die Einsicht und den Beruf des Verfassers für die Zusammenstellung alles Erheblichen zu beglaubigen, was mit Predigerwahlen in Beziehung steht, und das Erscheinen der Schrift als zeitgemäß und würdig anregend erkennen lassen.

Wir empfehlen sie daher wiederholend der Aufmerksamkeit Aller derer, die gesonnen sind sich selbst Rechenschaft abzulegen von dem, was sie beabsichtigen und was sie bedenken sollen, da wo es gilt einer Gemeine zur Erlangung des tüchtigsten und würdigsten Vorstands für ihre geistlichen und kirchlichen Bedürfnisse zu verhelfen und Mißgriffen vorzubeugen, die einmal geschehen, auf lange Zeiten, ja selbst auf mehrere Generationen hin, die beklagenswerthesten Folgen zu veranlassen geeignet sind.

---

* Unsere Brandlöschanstalt.

Das jüngste ungeheure Brandunglück in Hamburg hat dte Frage über die zweckmäßigste Organisation derjenigen (Staats-) Anstalten, welche die Brandlöschung betreffen, aller Orten angeregt. Hamburg hatte berühmte Lösch-Anstalten und doch hat es die schreckliche Lehre erfahren, daß sie nicht ausreichen. Wir, die wir uns dieser Auszeichnung in dem Maaße nicht rühmen können, sind daher darauf hingewiesen, freimüthig zu fragen und gewissenhaft zu untersuchen: welche Mittel besitzen wir, wie wenden wir sie an und was bedarf dabei der Reorganisation? —

Es kann hier nicht der Ort sein, eine Kritik unserer Brandordnung zu liefern. Diese mag einer tüchtigeren Feder überlassen bleiben. Einsender beabsichtigt nur eine Erörterung der Frage, ob eine Reorganisation und Ausbildung unserer Brandlöschungs- und damit zusammenhängenden Anstalten nothwendig und möglich ist, anzuregen.

Vier Punkte verdienen dabei einer besonderen Berücksichtigung. Wie ist es zunächst mit unserm Material beschaffen? Wir können gewiß antworten: Gut! Die Einrichtung unseres Feuerschiffs, unserer Anbringer, großen und kleinen Sprützen ist musterhaft, die Schläuche sind vortrefflich. Zu ihrer Conservirung hat der Staat erst kürzlich namhafte Summen bewilligt, ein Thurm zum Trocknen und Einschmieren der Schläuche ist im Bau begriffen. Was sonst in dieser Beziehung der Verbesserung oder Erneuerung bedarf, geschieht gewiß mit dem regsten Eifer. In Betreff des Materials können wir also mit dem Vorhandenen zufrieden sein. —

Der zweite wesentliche Punkt betrifft das Löschungs-Mittel — das Wasser und dessen Herbeischaffung. Zwar scheint uns die Lage unserer Stadt darin günstig zu sein: Die große und kleine Weser, beide Stadtgräben und andere kleinere Wasserbecken vertheilen sich durch Stadt und Vorstädte und bieten zum Löschen geeignetes Wasser genug. Allein die Mittel, die Sprützen schnell mit diesem Wasser zu versorgen, sind entschieden mangelhaft. Wie lange es nach ausgebrochenem Brande in der Regel dauert, bis Feuerschiff und Anbringer die zum Dienste fertigen Sprützen mit Wasser versehen, mag hier unerörtert bleiben. Es hängt von Umständen ab. Nur soviel ist gewiß, unter allen Umständen dauert es zu lange. Bevor diese Zubringer in Arbeit gesetzt sind, ist es lediglich dem Zufall überlassen, ob Brunnen in der Nähe des Brandes sind, wieviel Wasser sie liefern, ob überall nur Kräfte verhanden sind, das Wasser aus den Brunnen in die Sprützen zu schaffen. — Dies bleibt dem guten Willen der Bürger überlassen. Es fehlt uns also entschieden an einer Einrichtung zur sofortigen genügenden Speisung der Sprützen, sobald dieselben beim

Brande angekommen sind. Dem Mangel muß abgeholfen werden, weil wir ihn erkannt und die Mittel zur Abhülfe haben. —

In der Altstadt, wo dieser Mangel am fühlbarsten ist, gäbe es namentlich radicale Hülfe durch die projectirte Wasserleitung. Mögen aus den Hamburger Ruinen die Bremer eine Lehre ziehen, welche alle Bedenken gegen diese Anlage beseitigt. Die Kosten derselben erscheinen seit diesem Unglücke in unserer Schwesterstadt gering, die Last für den einzelnen Grundbesitzer nicht drückend. Denn in dieser Wasserleitung liegt für die Sicherheit der eigenen Haabe eine größere Garantie, als in allen Assecuranzcompagnien, deren Werth unsere Nachbarn mit Schrecken kennen gelernt haben. Wer sollte jetzt nicht gerne, wenn auch nur um seines eigenen Besten willen, zu einer so unerläßlichen Anlage seinen jährlichen Beitrag geben? Sind wir doch bei einer bloß nützlichen Staatsanlage (Straßenpflaster, Wassermühlenankauf, Verschönerung der Stadt) wegen Herbeischaffung und Verwendung großer Mittel unbesorgt und bei einer so nothwendigen sollten wir kleinliche Bedenken haben?

Unsere Nachbarn und Freunde, die sparsamen und bedächtigen Lübecker, haben Wasserwagen (bei uns unerhört!) und mehrere Wasserkünste, die das Wasser in der Gegend des Brandes schnell zusammenführen. Wassermangel kennt man dort nicht. Wir desto besser!

Drittens kann die Sprützenmannschaft einer oberflächlichen Musterung nicht entgehen. — Welche Kräfte bei der Mannschaft, welche Einsicht und Aufopferung bei den Vorgesetzten! Aber wie schlecht benutzen wir diese Kräfte! Statt sie unter eine Disciplin zu fesseln, welche der militairischen schon wegen ihrer ausschließlichen Anwendung in der Stunde der Noth nicht nachstehen darf, geben wir es zu, daß die vom Staate besoldete Mannschaft grade in dieser Stunde der Noth ihre Pflichten gegen denselben nicht oder nur lässig erfüllt. Insubordination und Trunkenheit im Dienst müßte mit den schwersten Strafen*) geahndet werden, wenn es nicht gelingen sollte, wie in anderen Staaten das Sprützencorps aus Freiwilligen oder solchen Personen zu constituiren, auf die allein durch Anregung ihres Ehrgeizes gewirkt werden könnte und deren höchste Strafe — Ausstoßung aus dem Corps wäre. — Dieser Fehler wird zu tief und allgemein gefühlt, als daß auf dessen schleunige Abhülfe nicht sicher gerechnet werden sollte.

Viertens endlich das oberste Commando der Brandlöschanstalten. Nach den organischen Einrichtungen unsers Staates ist es in die Hände einer besonderen zahlreichen Behörde gelegt, die mit seltener Aufopferung diesem Gefahr- und mühevollen Geschäfte sich unterzieht. In unseren Schwesterstädten dagegen wird das Feuer unter der technischen Leitung eines Branddirectors, eines Mannes von Fach, der von den in der Nähe versammelten Brandherren seine Befehle empfängt, bekämpft. Die Ausführung derselben ist seine Sache. Auf seine Persönlichkeit kommt freilich Alles an. Die Lübecker und Hamburger haben indeß den rechten Mann gefunden: Hauptmann Ahrens und Repsold! Auch uns würde er nicht fehlen, wenn wir ihn suchten.

Die epineuse Frage nun, ob diese Einrichtung der unsrigen vorzuziehen ist und sich für unsre Verhältnisse eignet überschreitet die Grenzen dieser Mittheilung und soll daher hier nicht discutirt werden, obgleich ihre Wichtigkeit nicht zu verkennen ist. Dem Gesagten nach scheint aber soviel gewiß, daß es an der Zeit ist, unsere organischen Einrichtungen in Betreff der Brandlöschung einer genauen Revision zu unterziehen.

Erkannte Mängel, bei vorhandenen Mitteln zu deren Abhülfe, nicht zu beseitigen, wäre unverantwortlich! —

*) Ein Hamburger Correspondent in Nro. 149 der Augsb. Allg. Zeitung bringt sogar Anwendung der Strafe der Desertion in der Schlacht (also Todesstrafe) in Vorschlag. — Welcher Abstand von unserem Strafmaaße!

Der Allerweltsmann.

Aus den charakteristischen Daguerrotypen von M. G. Saphir.

Es giebt Leute, die man nur „die Beliebten“ nennt; es sind die Badeschwämme der menschlichen Gesellschaft, sie lassen sich füllen und auspressen von jeder Sache, und von Jedermann. Solche Allerweltsleute werden stark consumirt; man findet sie fast in jedem Hause; man achtet sie nicht, aber man hat sie gerne um sich, wie ein Handbesteck, das man zu allen Dingen gebraucht und gebrauchen kann. Ein solcher „Allerweltsmann“ muß von Jugend auf dazu erzogen werden, ein Allerweltsmann zu sein. So wie man von den Laufern erzählt, daß ihnen Milz

oder Leber herausgeschnitten wird, so muß dem Allerweltsmann Herz und Gehirn herausgeschnitten werden, wenn er ein tüchtiger Allerweltsmann werden soll. Es wird damit angefangen, daß er schon in der Jugend zu einem Allerweltskinde erzogen wird. Ein solches Allerweltskind muß alle Augenblick einen „schönen Diener!“ machen, dabei die Beinchen einknicken, wie eine alte Jungfer; es muß alle Augenblick „danke schön!“ sagen, muß alle ledernen Hände und alle Schnupftabacksfinger der Gesellschaft abküssen, muß jeden Kerl „Onkel!“ und jede Furie „Tante!“ nennen; es darf nichts begehren, damit es nur ja nicht lerne, einen eigenen Willen zu haben; es darf nicht laut und wacker herum rumoren, damit sich nur ja keine thätige Kraft entwickle; es darf bei Leibe nicht widersprechen, und wenn es auch Recht hat, das schickt sich nicht! Es giebt Jedem die Hand, und geht zu Jedem wie ein Möpschen; ein solches Allerweltskind wird einmal gewiß ein Allerweltsmann! Nach dem Allerweltskinde wird er ein Allerweltsjüngling. Ein solcher Allerweltsjüngling macht pflichtmäßig allen Mädchen seines Reviers die Cour, bringt regelmäßig allen zu ihrem Geburtstage ein Ständchen, besorgt ihnen Musikalien, pflegt ihre Blumen, füttert ihre Kanarienvögel, hält ihnen die Elle, wenn sie Band messen, bringt ihnen die Bücher aus der Leihbibliothek, holt die Theater- und Conzertbillete, arrangirt die Pfänderspiele, tanzt bei Quadrillen vor, sendet den Klavierstimmer ins Haus, wählt Stickmuster, fädelt Perlen auf Seide, giebt den Goldfischen Wasser, vertreibt Sommersprossen und Leberflecken u. s. w. u. s. w. Ein solcher Allerweltsjüngling hat die größte Anlage zu einem Allerweltsmann!

Ein „Allerweltsmann“ ist und ißt in jedem Hause, wo man gut ist und gut ißt. Er findet alle Gerichte und Meinungen gleich vortrefflich; er lobt alles, was die Hausfrau lobt, und tadelt alles, was sie tadelt. Ein solcher Allerweltsmann ist die Toleranz selbst. Religionsfreiheit ist sein Prinzip; Jude oder Christ, das gilt ihm gleich, wenn der Tisch nur menschlich ist. Ein solcher Allerweltsmann schimpft, auf A,, wenn B. auf ihn schimpft, und lobt ihn, wenn ihn C. lobt. Er beklatscht einen Künstler, weil sein Nachbar klatscht, und tadelt ihn beim Abendessen, weil sein vis-à-vis ihn tadelt. Er sagt in einem Athemzuge Ja und Nein auf eben dieselbe Sache zu zwei verschiedenen Personen. Ein solcher Allerweltsmann lies't vor, macht Kartenkunststücke, putzt die Lichter, stellt die Stühle zurecht, giebt Gesellschaftsspiele an, findet alle Dilettanten himmlisch, und macht sich heimlich darüber lustig; er geht aus einer Gesellschaft in die andere, wie eine Münze ohne Gepräge, meint des Morgens, was sein Nachbar zur Rechten meint, und am Abend beschwört er seinem Nachbarn links das Gegentheil. Er dringt sich angekommenen Künstlern und Künstlerinnen auf, besorgt ihnen Lohnwagen, Visitenkarten, führt sie in Zirkel ein, macht Parteien für sie, wirbt Claqueurs für sie, betreibt die Insertionen, küßt ihnen zehntausendmal die Hand u. s. w. Ein solcher Allerweltsmann hat immer ein Lächeln für Jedermann, und wenn er den Rücken gekehrt hat, zuckt er die Achseln; er ist das Organ von Gesellschaften, er widerspricht nur solchen Sachen, von denen er haben will daß sie stark behauptet werden sollen; er beleidigt bloß, um rührend abzubitten. Ein solcher Allerweltsmann ist wie eine Serviette für Jedermann; ein Rechenpfenning, der heute für diesen, morgen für jenen zählt; ein leerer Spiegel, der stets das zurücksehen läßt, was in ihn hineinschaut; seine Seele ist wie gesottne Butter, sie nimmt jeden Eindruck an, und rinnt sogleich wieder in einander; sein Urtheil ist wie ein Botenläufer, der heute für diesen und morgen für jenen sich die Füße abläuft, und sein Herz ist wie ein Durchhaus, das Alles durchpassiren läßt, und nichts festhält. Ein solcher Allerweltsmann ist beliebt, denn er bezeugt Alles, wozu man ihn aufruft, und von einem solchem sagt Madame A. zu Madame B.: „Kennen Sie den Herrn X? Das ist ein lieber Mann! die Gütigkeit selbst! “Und Madame A. erwiedert: O ja, ich kenne ihn, ein gemüthlicher Mensch! Morgen Mittag wird er bei mir essen!“

* Dank und Bitte.

Mit tiefgerührtem Danke bringe ich hiedurch den Empfang folgender milden Gaben für die Abgebrannten in Berga zur Anzeige, und empfehle dieselben ferner vertrauensvoll der christlichen Liebe und Barmherzigkeit an, indem ich nochmals versichere, daß auch die kleinste Gabe dort helfen kann, und freudig angenommen wird.

Von	N. N.	10 Rt.	— Gr.
=	E. H.		36 =
=	H. M.	1 =	
=	N. N.		36 =
=	H. K.	1 =	
=	N.		36 =
=	H.		36 =
=	M. M.	5 =	
=	N. N. & N. N.	2 =	
=	W.	1 =	
=	N. N.		36 =
=	B. H.	2 =	
=	W. C. in O.	1 =	
=	A. M. in O.	2 =	
=	Arbeitsmann N. N.		6 =
		27 Rt.	42 Gr.
	Transport von Nro. 47	5 =	42 =
	Summa	33 Rt.	12 Gr.

Wilh. Wulff,
Seemannsstraße № 2.

* Briefkasten.

Der eingesandte Aufsatz „Ueber Obligationen bei Waarenverkäufen — von einem Börsenmitgliede“ erscheint in der nächsten Nummer.

Miscellaneen.

(Ein Seiltänzer.) Am 26. Mai Abends versammelte ein neues Spectakel Tausende von Zuschauern in Windsor. Der Akrobat Signor Duvalla hatte ein 300 Fuß langes, auf der einen Seite 50 Fuß vom Boden entferntes Seil über die Themse gespannt und vollführte auf ihm die „große Ascension." Im kommenden Monat gedenkt der Signor vom „kleinen Park" des runden Thurms emporzusteigen, wenn anders die Königin, welche dann in Windsor residiren wird, das halsbrecherische Bravourstück in ihrem Burgfrieden erlaubt.

(Der neue Tuchwebestuhl.) Die Mechanik feiert einen neuen Triumph! Seit drei Wochen ist in der Tuchfabrik des Hrn. Joh. Georg Finckh in Reutlingen ein durch mechanische Kraft getriebener Tuchwebestuhl im Gange, dessen Producte nach Güte und Menge die Handgewebe weit hinter sich zurücklassen. Allgemein bekannt sind die vielen Versuche in der Tuchweberei, in der Art, wie dieß längst in der Zeugweberei der Fall ist, die Handarbeit durch die gleichmäßigeren und rascheren Producte einer Maschine zu ersetzen; aber eben so bekannt ist, daß bis jetzt keiner dieser Versuche seinem Zweck entsprach, und daß daher bereits gar viele an der Möglichkeit des Gelingens verzweifeln wollten. Um so erfreulicher ist, daß es Deutsche sind, denen die Lösung dieses Problems gelang. Der sonst schon rühmlich bekannten sächsischen Maschinenbaukompagnie in Chemnitz verdanken wir diese Erfolge. Der Stuhl ist nach dem Schönherr'schen System gebaut und ist so wie er jetzt vor uns steht, das Resultat des Zusammenwirkens Mehrerer, der beharrlichsten langjährigen Ausdauer und der feinsten Combination. Er ist so empfindlich, daß sobald ein Faden reißt, der Stuhl augenblicklich still steht, so daß die Gleichartigkeit des Gewebes nicht vom Arbeiter abhängt, sondern durch die Maschine erzielt wird. Ein Arbeiter kann daher zwei Stühle zugleich beaufsichtigen, und da jeder derselben anderthalbmal so viel Tuch zu fertigen im Stande ist als in gleicher Zeit mit der Hand gewoben werden kann, so kann künftig ein Tuchweber dreimal so viel leisten als seither. An Gleichartigkeit übertrifft das Gewebe dieses Stuhles die Producte der Handarbeit bei weitem und endlich kann durch besondere Vorrichtungen die Stärke des Schlags und somit auch die Festigkeit des Gewebes beliebig regulirt werden. Bereits sind auf dem bei Hrn. J. G. Finckh aufgestellten Stuhl, dem ersten nach dieser neuen Erfindung, mehrere Stücke Tuch gewoben worden, die sich auch in der Walke vortrefflich bewährten.

(Neue Taucherglocke.) Dr. Paymar in London hat die Erfindung gemacht, unter der Taucherglocke so lange im Wasser bleiben zu können, als er will. Er bereitet sich nämlich unter der Glocke die Gase, die zum Leben nöthig sind, selbst. Derselbe soll auch eine Maschine erfunden haben, um ohne Dampf so schnell auf Eisenbahnen zu fahren, als mit den Locomotiven.

(Aus der Schweiz.) Letzter Tage ist folgendes unglückliche Ereigniß bei Lenk (Wallis) vorgefallen. Ein junger gesunder und kräftiger Mann saß mit einigen Freunden im Grase und genoß mit ihnen eine einfache Mahlzeit, als er mit einemmale in der Kniekehle einen starken Schmerz wie von einem Stich verspürt. Er steht auf, betastet sich und fühlt, daß sein Bein mit einer erstaunlichen Schnelligkeit anschwillt. Er will seine Beinkleider ausziehen, aber bereits war die Schwellung so stark, daß sie zu gespannt waren. Seine Cameraden schnitten dieselben auf, bald theilte sich die Geschwulst dem übrigen Körper mit. Ins Dorf getragen, erhielt er ärztliche Pflege, doch umsonst. In minder als zwei Stunden war sein Leib fürchterlich aufgedunsen und er mußte sterben. Man schreibt diesen Fall dem Biße einer Viper zu.

(Die englischen Staatsurkunden) werden auf Pergamentrollen geschrieben und es giebt da einigermaßen einen Begriff von deren Länge, wenn man erfährt, daß ein einziges Statut, die sogenannte „Land Tax Commissioner's Act" aus dem ersten Regierungsjahre des vierten Georg, ziemlich 900 Fuß, folglich beinahe zweimal mehr mißt, als das Innere der St. Paulskirche. Vor einiger Zeit sollte darin etwas nachgesehen werden und ein starker Mann brachte drei volle Stunden mit dem Aufrollen zu.

Aus Würzburg.) Man hat jetzt bei unsern Infanterie-Regimentern den Anfang gemacht, den Soldaten, die Stimme haben, Unterricht im Singen zu ertheilen. Es ist bekannt, daß der Gesang ganz vorzüglich auf Veredlung der Gesinnung wirkt. Wie viel würde die Bildung des Volkes gehoben werden, wenn man den Soldaten schöne Lieder gebe. Man dürfte natürlich dabei nicht bloß an Kirchenlieder denken, sondern auch solche, die dem Geschmacke der Jugend zusagen, auf Lieder des Krieges, der Waffen, der Ehrenhaftigkeit, des Vaterlandes! Uebrige Zeit gäbe es für einen solchen Unterricht, namentlich bei der Infanterie, genug. Auch hat jedes Regiment seinen Musikmeister, und führt außerdem wohl auch noch andere Leute in seiner Mitte, die Gesangunterricht geben könnten ꝛc. —

(Dagnerreotypen.) In einer französischen Zeitung ist jetzt sogar von einer Uebertragung der Lichtbilder auf Stein die Rede, welche der Lithograph Rondoni in Rom erfunden haben soll. Durch eine eigenthümliche Zubereitung fixirt er nicht bloß die Lichtbilder, sondern macht auch Abdrücke davon. Der erste Versuch wurde an einem Sterne des Orion gemacht, und die Abdrücke sollen Aragos volle Zufriedenheit erlangt haben. Rondoni arbeitet fleißig an Vervollkommnung seiner Methode.

(Eine Wette.) Ein berühmter englischer Gärtner in Towcester ist eine Wette eingegangen, bis zum 29. September von sieben Erbsen, die gegenwärtig in seinem Garten wachsen, sieben Scheffel Erbsen zu ernten.

(Hazard-Spiel.) Am grünen Tisch zu Wiesbaden hat der Spielteufel sich bereits ein Opfer geholt. Ein junger Fran-

zose verspielte in wenigen Stunden 21,000 Gulden und als er das letzte Fünffrankenstück gesetzt hatte und auch dies fort ging, zog er einen Dolch hervor und erstach sich vor den Augen der Spielgäste, daß das Blut dem Bankhalter ins Gesicht spritzte.

(London.) Der vor kurzem wegen Mords hingerichtete Daniel Good betheuerte seine Unschuld hartnäckig bis zum letzten Augenblick. Die Bemühung der ihn umgebenden Sheriffs und Geistlichen ihn zu guter letzt noch zum Geständniß seiner Schuld zu bringen, haben, so wie sie in den Zeitungen ausführlich berichtet sind, etwas Leidiges, ja Tragikomisches: ein hochwürdiger Herr, welchen Good noch auf dem Wege zum Galgen fragte, ob er Hoffnung auf die ewige Seligkeit habe, antwortete ihm, ja, wenn er seine Verbrechen aufrichtig bereue und — gestehe. Uebrigens ist die ganze öffentliche Meinung mit dem Verdict der Jury „Schuldig" einverstanden. Good hat die unverbesserliche Rohheit seiner Seele schon früher unter andern dadurch bethätigt, daß er, in Folge einer Wette mit einem Gleichgesinnten, einem armen Pferde die Zunge aus dem Hals riß. Man bezeichnet einen edlen Lord, der als Zuschauer bei der Hinrichtung für sein Fenster 14 Pf. St. bezahlte — bei aufgehobenem Abonnement, denn er hatte sonst dasselbe Fenster für dergleichen Darstellungen zu 5 Pf. gemiethet. Ein Blatt vergleicht Se. Lordschaft mit dem Abbé, der sich in der französischen Schreckenszeit regelmäßig auf dem Greveplatz einfand. „Place à Monsieur l' Abbé, il est amateur."

(Von den Taschendieben,) die während der letzten Messe in Leipzig, trotz der polizeilichen Warnungen, durch die das Publikum zur Vorsicht aufgefordert ward, gute Geschäfte gemacht haben sollen, erzählte man sich u. A. folgende Anekdote. Ein Paar Herren spielten in einem sehr besuchten Caffeehause Billard mit einander. Während der Eine eben einen Ball machte, bemerkt der Andere, daß die Brieftasche seines Mitspielenden halb aus dessen Rockschoße hervorragt. Er will sich einen Scherz mit seinem Freunde erlauben, zieht ihm die Brieftasche vollends aus dem Rock und steckt sie zu sich. Nach einiger Zeit ist das Spiel beendet. Der Verlierende will bezahlen und sucht nach seiner Brieftasche, die er mit Schrecken vermißt: „Ich könnte mich zu Tode ärgern," „wenn ich sie verloren hätte, oder wenn sie mir etwa gestohlen worden wäre, denn sie enthält eine ziemliche Summe Geldes in Papier." — „Sei ruhig," versetzte der Andere." Diesmal kommst Du mit dem Schrecken davon. Ich sah vorhin, daß Du Deine Brieftasche sehr nachlässig aufbewahrt hattest und nahm sie zu mir. Hier ist sie." Und der Redner faßt in seinen Rock, um das fremde Eigenthum hervorzuholen und zurückzugeben. Aber seine Tasche ist leer. Vergebens durchwühlte er sie, denn eben das, wogegen er seinen Freund beschützen wollte, ist ihm selbst geschehen. Ein Dieb hat ihn bestohlen, und er ist genöthigt, seinem Freunde die volle Summe des Geldes zu ersetzen, welches die Brieftasche enthielt.

(Die Stadt Schleiz,) die sich kaum von dem verheerenden Brande erholt hat, der dieselbe im Juli 1835 fast ganz zerstörte, ist durch das fürchterliche Unglück, das einen Theil ihrer Bewohner betroffen, zu einer Stätte unaussprechlichen Jammers geworden. Durch den Einsturz der Decke im Theater kamen Sonntag, den 5. Juni zwischen 20—30 Menschen auf eine schreckliche Weise ums Leben und eine bedeutend größere Anzahl liegt hoffnungslos danieder. Der unglückliche Baumeister mußte fliehen, und nur mit Mühe konnte das Militär der Wuth des Pöbels eine Gränze setzen. Den Verwundeten gebrach es an Hülfe, da auch Aerzte mit verunglückt waren. Die meisten der Verunglückten sind Schleizer, doch sind auch einige Fremde darunter; einige Schüler, Reisende und Bauern.

(In Nürnberg) fanden in der letzten Maiwoche viele Unglücksfälle statt. Drei Personen nahmen sich das Leben, ein Einwohner fand im Wasser seinen Tod und einige Kinder wurden überfahren. Am Sonnabend brach in einer engen Gasse Feuer aus, das zwar bald gelöscht wurde, aber die uns wohlbekannte Familie Ellenberger ihrer Habe beraubte.

(Marmorverzierung) Seit Kurzem ist in Paris eine schöne Art, Marmor zu verzieren, modisch geworden. Man ätzt nämlich durch Säuren verschiedene Zeichnungen auf einem passenden vorbereiteten, harzigen Grunde tief in den Marmor ein. Ist die Säure tief genug eingedrungen, so füllt man die Vertiefungen mit hartem, gefärbten Wachse aus, das so zubereitet ist, daß es Politur annimmt, wie der Marmor. So erhaltene Zeichnungen auf schwarzem Marmor und mit scharlachrothem Wachse ausgefüllt in etruskischem oder egyptischen Style, sollen sehr schön aussehen, und sich vorzüglich zu Tischen, Wandbekleidungen, an Oefen ꝛc. eignen.

(In Rheinbayern) hat man zu einem Hochzeitsgeschenk für den Kronprinzen von Bayern eingesammelt. Da aber der Brand in Hamburg dazwischen kam, beschloß man, den Kronprinzen von jener Absicht in Kenntniß zu setzen, ihn aber um Genehmigung zu bitten, daß der ansehnliche Ertrag zum Wiederaufbau eines Quartiers in Hamburg verwendet werden dürfe, das für immer den Namen des Kronprinzen führen sollte.

(Aus Preußen) bemerkt man daß die Zahl der Theologie Studierenden auffallend abnehme, und daß sogar viele junge Leute, welche ihre drei Jahre fast vollendet haben, ein anderes Studium ergriffen.

(Die Armeen.) Ein englisches Blatt berechnet, daß die stehenden Heere in Europa seit dem Jahre 1830 nicht weniger als 14,600 Millionen Thaler gekostet haben.

(Liberalität.) Der sehr reiche englische Kaufmann Slade, aus Poole gebürtig, hat sich dazu erboten, in der britisch-amerikanischen Kolonie Newfoundland auf seine eignen Kosten fünf Kirchen erbauen zu lassen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 48.

Bremen, Donnerstag den 16. Juni 1842.

Gestorben:

Nro. 630. Den 9. Juni. Des Maurergesellen Diedrich Dircks Wittwe, geb. Averdiek, 85 Jahr, Kohlhökerstraße Nro. 11.

— 631. Den 11. — Des Cigarrenmachers Johann Hinrich Schillmüller Sohn, (todt geb.); Hastedt Nro. 13.

— 632. Den 11. — Des Arb. Johann Dede Tochter, 6 Jahr 8 Monat, Hastedt Nro. 113.

— 633. Den 12. — Der Chocoladefabrikant Johann Heinrich Pengel, 48 Jahr, Kirchenstraße.

Nro. 634. Den 12. — Der Hutmachergesell Joh. Stallwage, 39 Jahr, im Krankenhause.

— 635. Den 13. — Des Maurergesellen Diedr. Block Tochter, 5½ Jahr, Knoopstraße Nro. 1.

— 636. Den 13. — Der Buchhalter Christian Vos, 63 Jahr, Armenhaus.

— 637. Den 14. — Der Musikus Wenzel Fuchs, 63 Jahr, Domsheide Nro. 13.

Geburten:

Nro. 766. Den 10. Juni. Des Malers Thomas Natjen Ehefr., geb. Peine, Hutfilterstraße Nr. 38, von einem Mädchen.

— 767. Den 10. — Des Schullehrers Julius Silkenstädt Ehefr., geb. Silkenstaedt, gr. Annenstraße Nr. 4, von einem Mädchen.

— 768. Den 10. — Des Fuhrmanns Joh. Heinrich Kröger Ehefr., geb. Wenzel, Fedelhören Nr. 6, von einem Knaben.

— 769. Den 10. — Des Cigarrenmachers Jacob Hinr. Friedr. Lürßen Ehefr., geb. Huge, Runken Nr. 21, von einem Mädchen.

— 770. Den 11. — Des Goldarbeiters Joh. Georg Brennecke Ehefr., geb. Leusler, Langwedlerstraße Nr. 2, von einem Knaben.

— 771. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinr. Schillmüller Ehefr., geb. Altevogt, Hastedt Nr. 13, von einem todten Knaben.

— 772. Den 11. — Des Glasermeisters Heinr. Sander Ehefr., geb. Müller, Balgebrückstraße Nr. 28, von einem Knaben.

— 773. Den 11. — Des Lagerauffsehers Joh. Heinr. Behrens Wittwe, geb. Kleimann, Steinstraße Nr. 4, von einem Knaben.

— 774. Den 12. — Des Knopfmachers Peter Heinr. Friedr. Lüders Ehefr., geb. Wessels, Pelzerstraße Nr. 22, von einem Knaben.

— 775. Den 12. — Des Barbiers Theodor Franke Ehefr., geb. Sieger, Sandweg Nr. 1 B, von Zwillingsknaben.

Nro. 776. Den 12. — Des Weinküpers Joh. Diedrich Schmidt Ehefr., geb. Gloß, Henschenstr. Nr. 13, von einem Mädchen.

— 777. Den 12. — Des Cigarrenmachers Hermann Eggers Ehefr., geb. Schlüter, Osterthorssteinweg Nr. 119, v. e. Mädchen.

— 778. Den 12. — Des Arb. Diedrich Stelter Ehefr., geb. Honholt, Hastedt Nr. 6, von einem Mädchen.

— 779. Den 12. — Des Arb. Hermann Hinr. Gieeken Ehefr., geb. Grimm, Hastedt Nro. 33, von einem Mädchen.

— 780. Den 13. — Des Schornsteinfegers Joh. Franz Fuchs Ehefr., geb. Hoffmann, a. d. Brake Nr. 12, von einem Mädchen.

— 781. Den 13. — Des Kahnschiffers Joh Hinrich Rulffs Ehefr., geb. Hustedt, Fischerdeich Nr. 11, von einem Mädchen.

— 782. Den 13. — Des Bildhauers Friedrich Wilh. Stamann Ehefr., geb. Aschenmohr, Hutfilterstraße Nro. 28, von einem Knaben.

— 783. Den 13. — Des Branntweinbrenners Lüder Rüte Ehefr., geb. Alhusen, kl. Krummenstraße Nr. 40, v. e. Knaben.

— 784. Den 14. — Des Arbeitsmanns Chr. Panning Ehefr., geb. Hoormann, Fedelhören Nr. 3, von einem Mädchen.

— 785. Den 14. — Des Cigarrenmachers Gerhard Philipp Focke Ehefr., geb. Munderloh, Georgshof Nr. 20, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 49.

Bremen, Sonntag den 19. Juni 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 19. Juni.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prm. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Viktor.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Cand. Viktor.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerthagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Der Brand von Königsberg.

— 1811. —

Bei Gelegenheit des großen Brand-Unglücks, das Hamburg betroffen, will ich meinen Lesern von einem ähnlichen erzählen, dessen Augenzeuge ich war und das mit dem jüngsten sehr viele Uebereinstimmungen bietet.

In jenem heißen, gesegneten Jahre, das vom Kometen, der in demselben erschien, seine Benennung erhielt und dem ganzen Süden durch den vortrefflichsten Wein, der lange nicht so gewachsen war, ein schönes Jahr des Segens und der Freude geworden, begab es sich, daß um die Mittagsstunde ein großes Unglück ganz unerwartet über meine Vaterstadt hereinbrach. Königsberg erfreute sich damals, zur Zeit der Napoleonischen Continentalsperre, trotz des französischen General-Consulats, der autorisirten Kaperei und der von Zeit zu Zeit zum Scheine vorgenommenen Vernichtungen von Colonialwaaren, des Ostseehandels, und seine Kaufleute gewannen große Summen. Die Certificate des unzweifelhaften Ursprungs, daß die Waaren nämlich nicht aus England oder englischen Colonien herstammten, wurden von dem Herrn Generalconsul Clerambault willfährigst ertheilt und den Geschäften keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt.

Die Kaufleute waren gerade an der Börse versammelt und in der Vorstadt erbaute man bereits die langen, geschlossenen und oben bedeckten hölzernen Budenreihen, um den Johannismarkt dort abzuhalten, als sich plötzlich aus der sogenannten Hinterwage — es liegen deren drei an der Aus- und Einladebrücke — ein dicker schwarzer Rauch erhob. Bald hatte man die Gewißheit, daß in dieser Wage ein Feuer ausgekommen war, welches der vielen feuerfangenden Stoffe wegen, wie besonders Hanf und Oel, die dort aufgehäuft lagen, sehr bedeutend zu werden drohte. In Königsberg hat man vor Feuersbrünsten allen Respekt; seit undenklichen Zeiten wurde die Stadt davon heimgesucht, und der große Friedrich machte den boshaften Witz, die guten Königsberger geradezu Mordbrenner zu titüliren. In der Zeit eines Jahrhunderts waren wohl an vier Feuersbrünste gewesen, die jedesmal ganze Stadtviertel verzehrten, auch wohl mehrere.

Die Börse war in einem Augenblick leer; man drängte sich durch Thüren und Fenster, und hatte schon bei dieser Gelegenheit Menschenleben zu beklagen. Das Feuer vom

Winde getrieben, ergriff die neben der Wage befindlichen Speicher, die größtentheils sieben bis acht Stockwerke hatten und aus sogenanntem Fachwerk, Holz und Backsteinen erbaut waren. Diese Speicher bildeten am Pregel ein eigenes Stadtviertel, in dem sich kein Wohnhaus befand. Das dort lagernde Getreide, das größtentheils auf den Böden frei aufgeschüttet lag, wurde alsbald brennend vom Winde emporgewirbelt und fiel dann als Feuerregen nieder, Alles rings umher in Brand setzend. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, diesen Feuerregen, an dem durch Rauch und Qualm, beim hellen Mittage, plötzlich verfinsterten Himmel zu beobachten. Leute, die einem Ausbruche des Vesuvs beigewohnt hatten, schilderten den Eindruck ungefähr so. Die vielen Tauben und andern Vögel, die ihre friedlichen Nester in und an den Getreide-Speichern so lange ungestört gehabt hatten, flogen in unzähligen Schwärmen über der Brandstätte ängstlich hin und her und stürzten dann betäubt und versengt in die wüthenden Flammen.

Unglaublich ist es, wie schnell die Verheerung von selbst fortschritt; nun aber kamen die Menschen, in der Bemühung ihr zu steuern, ihr noch helfend entgegen. So beeilte man sich, die in den andern Wagen liegenden Oelfässer aufzuschlagen und in den Pregelstrom ausrinnen zu lassen. Man dachte aber nicht daran, daß die Badebrücken oder Lastadien von Holz, das Feuer zum Ufer leiten würden, hiedurch gerieth das verschüttete Oel in Flammen und theilte sich alsbald dem auf dem Wasser schwimmenden mit, welches die ganze Oberfläche des Stromes in ein Feuermeer verwandelte, die vor Anker liegenden Schiffe ergriff und die schon gräßliche Verwirrung noch steigerte. Auf der andern Seite waren die langen Budenreihen, welche den Weg beengten, die Leiter des Feuers zu den gegenüberstehenden Häusern, die bei der Breite der Straße wohl nicht so leicht erreicht worden wären. Diese Häuser waren ungeheuer tief, hatten wieder mehre Speicher und Magazine hinter sich, wie das in solchen alten Handelsstädten der Fall ist und auch in Hamburg der Fall war und die Flammenmasse wuchs durch alle diese Umstände so außerordentlich, daß an Löschen oder Retten nicht mehr zu denken war. Bis dahin hatte ich in dem Hause eines Verwandten geholfen, so gut es ging, jetzt mußten wir es verlassen und das darin noch Enthaltene Preis geben. Die Frauen verfügten sich in einen weit entlegenen Stadttheil und wir begaben uns in die hintersten, vom Feuer noch nicht erreichten Räume. Hier war Alles in höchster Verwirrung. Man lief durcheinander, man schrie, kommandirte, rannte, rettete, flüchtete — vor Allem suchte man durch Sprützen und Gießen auf das noch Unversehrte, so lange als es gehen mochte, die Gefahr abzuhalten. So war es nach und nach Abend geworden, ohne daß man sich dessen versah. Man war erschöpft; besonders peinigend wurde der Durst. Ich bot einen Thaler für einen Trunk Bier oder Wasser, allein es war nicht möglich einen zu erhalten. Da brachte mir ein Soldat eine Flasche Champagner, der er den Hals abgeschlagen hatte, und erlaubte mir einen Zug daraus zu thun. Alsbald wurden die Kisten zerschlagen, in denen sich feine Weine in Flaschen befanden und Alles wurde die verderbliche Beute der Lechzenden, die sich fürchterliche Räusche damit anhingen. Dies dämmte der allgemeinen Verwirrung nicht entgegen, vielmehr wuchs sie immer mehr und mehr und als die Flammen auch schon in den Hinterhäusern sichtbar wurden, sah ich noch, wie Waghälse sich mitten in sie stürzten, um sich Geringfügiges zu erbeuten, — wer wagte dies wohl Stehlen zu nennen, da es ja von dem Besitzer aufgegeben war und nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr wieder errungen werden konnte. Die ungeheuern, schweren Kisten aus Mahagonyholz, in denen der Rohzucker aus Amerika versandt wird und die keine menschliche Kraft von der Stelle zu bringen fähig zu sein schienen, wurden jetzt von diesen Salamandern mitten in der Glut geöffnet und ihres süßen Inhalts beraubt.

Ich verließ jetzt den Ort des Schreckens und war froh, als ich aus dem Gedränge kam, wo überall Funken stoben, krachende Balken niederstürzten, Pferde mit Sprützen wild einhersprengten, rettende Menschen, die große Gegenstände trugen, Alles über den Haufen rannten und unter die Füße traten. Das diesseitige Pregelufer war aufgegeben und nur am gegenüberliegenden concentrirte sich alle Kraft der Menschen um Bank, Börse und den größern Theil der Stadt zu schirmen. Obgleich der Strom hier sehr breit ist, so war die Hitze doch so stark, daß drüben alles Holzwerk glimmte, daß Mauern borsten und Fenster zersprangen. Allein glücklicher als in Hamburg war hier der Wind den angestrengten Bemühungen förderlich.

Ich folgte dem Zuge der Rettenden und gelangte gegen den litthauischen Baum hin, wo sich Alles auf die Wittinnen, den polnischen Weichsel-Frachtschiffen, und allerhand andere Fahrzeuge, die nur aufzutreiben gewesen, be-

geben hatte und dort auf das dem Feuer entrissene Gut sich lagernd, für die lange Entbehrung sich mit Essen und Trinken erlabte und froh das Auge zu Gott erhebend —

„die Häupter seiner Lieben zählte und sah, daß ihm kein theures Haupt fehlte. —"

Nach und nach fingen diese Nomaden auch an, sich wieder des Lebens zu erfreuen. Sie zogen Karten hervor, sie würfelten um Wein, Punsch und anderes Labsal, was ihnen von milder Hand gespendet worden war — kurz — ich konnte die Erfahrung auch hier bestätigt finden, daß der Mensch gemeinhin vorübergehendes Leiden schnell vergißt und daß die Hoffnung die mächtigste Gottheit und die beglückendste zugleich ist.

Der Brand hatte über sechshundert Häuser verzehrt, darunter waren jedoch verhältnißmäßig nur wenige Wohnhäuser, aber der ganze Getreidereichthum Ost-Preußens und Litthauens, der hier aufgespeichert lag, war ein Opfer des verheerenden Elements geworden und der Schaden war sehr bedeutend. Bei einem frühern großen Brande wurde von dem Schutte ein Damm aufgeworfen, der später zur schönen Straße ward und den Namen Millionendamm führte, jetzt diente der Schutt dazu einen Thränendamm anzulegen.

Noch Wochenlang brannte es fort, auch wollte sich der eigenthümliche, scharfe Brandgeruch nicht verziehen. Oft, in der Nacht, wenn hie und da etwas von den Ruinen zusammenstürzte, brach sogleich wieder die helle Flamme empor. Außer den besoldeten Nachwächtern und Patrullen hatte sich eine Schaar freiwilliger junger Leute gebildet, welche die Runde in den, dem Brande angränzenden Quartieren machten.

Bei diesem Brande, der am hellen Tage ausbrach, konnte die Entstehung nachgewiesen werden und die Anschuldigungen von Brandstiftung kamen nicht auf. Bei einem andern bedeutenden Brande, der einige Jahre früher das Lizentviertel verzehrte, hieß es aber allgemein, die „Dintenmänner" hätten es gelegt. Dies waren nämlich arme Savoyarden, die mit schwarzer Dinte hausirten, und die Bürger behaupteten, so oft sich diese Kerle sehen ließen, brenne es in Königsberg. Ich glaube aber nicht, daß sie diese Anklage verdienten, sondern schreibe es vielmehr der Bereitwilligkeit zu, den Feuersbrünsten stets solche Anlässe anzudichten.

Vier Jahre später verließ ich Königsberg und bin seitdem nicht wieder hingekommen, als ich aber fortging war die Brandstätte noch nicht wieder vollständig mit Gebäuden ausgefüllt. Jetzt soll dort das schönste Stadtviertel stehen. Auch Hamburg wird wieder erstehen, schöner als es war; allein man möge sich nur darüber nicht täuschen; viele Jahre können darüber vergehen, trotz der innern Kraft und der von außen gespendeten Hülfe. Was die Feuerswuth in wenigen Stunden verzehrte, bauen Jahre langsamen Fleißes und großer Anstrengung erst wieder auf.

A. Lewald.
(in der Europa.)

---

* An die Redaction des Bürger-Freundes.

Bremen, Juni 16. 1842.

Dritter Brief.

Sie haben mir geschrieben, daß die geehrten Leser Ihres Blattes meine zwei Briefe aus dem Lager vor Hamburg mit einigem Interesse aufgenommen haben; deßhalb will ich Ihnen denn nun, nachdem wir gestern wieder in unsrer Vaterstadt Bremen eintrafen, noch einige Zeilen mittheilen, die Ihnen hauptsächlich unsern Abschied von der guten Schwesterstadt schildern sollen. Es bildet dieser Brief demnach den Schluß des kleinen Cyklus.

So gern uns der Hamburger Senat und die Bürgerschaft noch dort behalten hätten, so sah man doch recht wohl ein, daß es kaum schicklich sei, eine so freundlich gebotene und freudig geleistete Hülfe zu mißbrauchen, indem man sie etwa zum Nachtheil und zur Inconvenienz des Gebers zu lange ausdehnte. Sobald man demnach irgend eine Möglichkeit sah, den Dienst, wenn auch nur auf das Nothdürftigste, selbst zu übernehmen, so beeilte man sich, unsern Herrn Commandeur mit dem herzlichsten Danke zu benachrichtigen, daß man uns jetzt wieder in unsre Heimath wünsche zurückkehren zu lassen. – Die Zeit der Abreise ward auf Montag den 13. Juni festgesetzt. Da jedoch der bremer Miethkutscher, welcher die Lieferung der Wagen übernommen hatte, erst am Dienstag eintreffen konnte, so ward der erste Befehl noch früh genug abgeändert.

Sobald, gegen Ende der vorigen Woche, die Nachricht in Hamburg sich verbreitete, daß wir nunmehr diese Stadt verlassen würden, beeilte man sich von allen Seiten, uns noch alle Beweise von Liebe und Dankbarkeit zu geben, um uns darzuthun, wie innig unsre Bemühungen anerkannt

waren. Es erschien in der That fast komisch, wie ein jeder Hamburger uns immer fragte, ob wir denn auch hinreichend versorgt gewesen? — ob uns auch etwas gefehlt hätte? — Wie besorgte Mütter, möchte ich sagen, forschten sie um uns, und klagten dabei nur, daß sie uns in der so trüben Zeit nicht mit allen den Festlichkeiten hätten regaliren können, die wir, nach ihrer Meinung verdient hätten.

Am Sonnabend war das Offizier-Corps des Bremer Contingents beim Commandanten von Hamburg, Herrn Oberst von Stephani zum Diner. Es waren zugleich zwei dänische Offiziere zugegen, und die Stimmung wurde um so herzlicher, da gerade Bremen's und Dänemark's Hülfsleistungen von den Hamburgern mit so entschiedener Liebe anerkannt werden. Der Herr Auditeur Buek (Redacteur der Hamburger Nachrichten) sprach sich in diesem Sinne aus und manches Auge füllte sich mit einer Thräne der Rührung. Vertrauen und Freundschaft, in der Noth bewährt durch kräftige Hülfe — sie sind wahrlich die schönsten Güter des Menschen.

Am Sonntag gab uns der Hamburger hanseatische Verein ein Frühessen in der sogenannten London Tavern. — Dort war die Begeisterung eine wirklich erhebende. Da kam so manches zur Sprache, welches ein schönes Gegengewicht gegen das große Leid bietet. Hat Hamburg doch in dieser schweren Zeit gefühlt, daß es nicht einzeln dasteht, nicht einzelner Staat ist: — nein ganz Deutschland hat Theil an ihm, ganz Deutschland nimmt Theil an ihm; und so wollen wir hoffen, daß es mit einem jeden Staate unsres gemeinsamen Vaterlandes sei; — Alle für Einen! — Einer für Alle! —

Wenn Hamburg, ein Kind der Mutter Germania, von dieser Mutter so liebend bedacht wurde, so erfreute es sich an der Schwestern Theilnahme mit eben so liebevollem Herzen, an der Theilnahme Lübecks und Bremens. — Wir haben es nun wieder erfahren, daß der alte Hansabund nicht nur noch ein Institut sei, von der Politik aufrecht gehalten und getragen; nein — in der Brust der Hansestädter lebt der alte Geist noch rüstig fort. — Alle haben Tage der Prüfung gehabt. Lübeck hat das Jahr 1806, die schreckliche Plünderung; Bremen mußte zu öfteren Malen schwer leiden durch des Wassers verderbliche Kraft; Hamburg schreibt das Jahr 1842 mit brennenden Ziffern in seine Annalen ein; — die drei Städte haben einander aber nie verlassen; in jeder Bedrängniß boten sie sich brüderlich, kräftig die Hand, und halten durch Eintracht noch immer den alten Hansabund in würdigem Ansehen. Nach allen Meeren fahren ihre Schiffe; der Hanseaten Flagge weht in jedem Welttheil; die Hansestädte kennt, was Kaufmann heißt. Soll ich auf das Interesse erst hinweisen, welches nicht Europa allein — nein, fast die ganze civilisirte Welt an einer Hansestadt nimmt? — Blickt in die Listen der Hülfsvereine — da steht es verzeichnet mit goldner Schrift.

Aehnliche Gedanken wurden auch bei jenem Dejeuner am verflossenen Sonntage ausgesprochen.

Der hanseatische Verein nahm alle Bremer Offiziere als Ehrenmitglieder in den Verein auf; er gedachte in freundlicher Rückerinnerung des gleichen Vereins in Bremen.

Am Montag Mittag übernahmen die Hamburger Dragoner unsere Wache am großen Neumarkt; die Posten in der Brandstätte wurden dagegen von der Hamburger Infanterie besetzt, welches dadurch möglich gemacht war, daß die Rekruten, wenn sie auch erst seit acht Tagen Soldaten, doch schon als Schildwachen verwendet wurden.

Eine Classe von Menschen war froh über diese Veränderung, nämlich die recht gemeinen Strohmer. Ich hatte noch am Sonntage das Vergnügen, von zwei Hamburger Vagabunden folgenden frommen Wunsch zu hören, den ich, salva venia, in seiner ganzen Kraft hersetzen will. Einer derselben sprach zum Andern: „Wenn de verdammten Dese van Bremer man erst weg weeren, de paßt ok up wie de Döbel!“ — Der gute Wunsch enthält nach meiner Ansicht das beste Lob für unsre braven Leute. — Als Gegensatz will ich noch eine Notiz hinzufügen, welche ich aus einem Hamburger Lokalblatte entnehme. Nachdem das Bremer Militär darin hervorgestrichen wird, heißt es: „Einen angenehmen Eindruck macht es auch auf uns, wenn wir bei den Posten der Bremer etwas vermissen, was wir bei den Hamburgern nur zu häufig treffen, daß dieselben sich nämlich in stundenlange Gespräche mit andern Leuten, besonders mit Mädchen einlassen, und dieselben caressiren.“ — Sollte man's glauben! —

Am Dienstag Mittag um ein Uhr standen die zwei Compagnien auf der Ausrückungslinie vor dem bereits abgebrochenen Lager aufmarschirt. — Wie weinten unsere Markedenterinnen! — Wie schluchzten selbst die alten Weiber, die von unsren Leuten so manchen Topf mit Gemüse

bekommen hatten; denn wenn dreihundert Mann essen, so bleibt immer genug für manchen Armen übrig, was letztere sich denn auch bald gemerkt und trefflich zu Nutze gemacht hatten. — Halb Zwei kam die Musik des Hamburger Bataillons, welche seit dem Brande nicht gespielt hatte, und führte uns mit klingendem Spiel unter dem Zulauf einer ungeheuren Menschenmenge an's Ufer der Elbe, wo das Dampfschiff „Kronprinz von Hannover" uns bereits erwartete. Hier nahm der Herr Oberst von Stephani im Namen von Hamburg nochmals Abschied von uns, und fügte noch manches Wort innigen Dankes hinzu. Als wir alle an Bord waren, schifften sich noch siebenzig Hamburger Soldaten mit ein, eine Menge Offiziere begleiteten uns hinüber, und fast der ganze hanseatische Verein hatte eben diese Aufmerksamkeit. — Das Schiff stieß ab, unter dem Spiel der Musik, die jedoch am Hamburger Ufer blieb; unter donnerndem Hurrah herüber und hinüber fuhren wir ab, und das Rufen und Jubeln wollte kein Ende nehmen.

Um 3½ Uhr etwa landeten wir in Harburg, wir marschirten nach eingeholter Erlaubniß durch die Stadt, bestiegen hinter derselben die bereit stehenden Wagen, fuhren um 5½ Uhr ab, und langten nach einer, durchaus von keinem Unfalle gestörten Fahrt um 11 Uhr bei der Vorstadt Bremens, außerhalb des Osterthores an.

Die bürgerliche Stimmung in Hamburg war bei unserer Abfahrt im Ganzen ruhig. Alles wartet auf das, was in der ersten Versammlung der Bürgerschaft, die gerade heute stattfinden wird, geschehen, erlangt werden wird. Drei Theile sind als Hauptmomente zu betrachten. Eine Modificirung der Verwaltung im Allgemeinen, die mit Kraft aber Ruhe betrieben werden soll; der neue Grundriß von Hamburg, in Verbindung mit Expropriation, Entschädigung u. s. w.; und endlich Regulirung der Bieberschen Assecuranz-Angelegenheiten. Was darin geschehen wird, müssen die Zeitungen uns lehren, die Politik gehört, wie ich schon öfter sagte, nicht in meinen Bereich.

Das Aeußere Hamburgs, oder vielmehr der Anblick der Brandstelle ist nicht bedeutend verändert. Nach und nach wird der Schutt weniger, da man stark am Aufräumen arbeitet; die Gassen selbst sind alle frei und der Passage geöffnet. Alle freien Plätze in Hamburg, z. B. die Esplanade, werden mit hölzernen Buden bedeckt, die zum vorläufigen Aufenthalt der Familien dienen sollen. Ein Theil der Letzteren bewohnt die Zelte, welche die Königin von England geschickt hat. — Im Sommer geht das Alles recht gut, aber im Winter? — Ach, da wird noch mancher Seufzer erschallen. Aber ein frischer fröhlicher Muth trägt Viel; und sobald erst Berathung, Plan u. s. w. in Ordnung sind, sobald Hamburg so weit ist, daß Hand kann angelegt werden, da wird es, daran ist nicht zu zweifeln, rasch und kräftig, ein siegender Phönix aus der Asche entstehen!

P. J. W.

Über Obligationen bei Waarenverkäufen.

In früheren Zeiten wußte man nichts von Ausstellung von Obligationen bei Waarenverkäufen; — dieses Verfahren ist mehr eine Ausgeburt neuerer Zeit, und wenn die Erfahrung augenscheinlich gelehrt hat, daß eine solche, überall nicht zu billigende Procedur, bei einigen der Hauptabgeber schon sehr einheimisch geworden ist, so muß die ganze Börse es sich angelegen sein lassen, dafür Sorge zu tragen, daß dieser Mißbrauch zum Wohle des Handels sofort wieder abgestellt werde. — Freilich ist an der gesetzlichen Gültigkeit derartiger Obligationen, sobald nur die Form richtig beobachtet wird, nicht zu zweifeln; wir fragen aber, ob das Gesetz sich mit der Gerechtigkeit und Billigkeit verträgt, und knüpfen daran zu dem Ende die einfache Frage:

„Warum soll bei Waarenverkäufen auf Zeit, Betreff „der Zahlung ein Abgeber vor dem andern bevorzugt wer„den, und mehr noch, warum soll der kleinere, wahrschein„lich weniger begüterte Verkäufer dem Größeren darin nach„stehen, ja um es recht deutlich auszusprechen, warum soll „sich Dieser auf Kosten Jenes bereichern „dürfen?"

Man könnte dafür anführen, daß die Hauptabgeber oft in den Fall kommen größere Summen zu fidiren, und daß sie daher ihren Risico zu verringern wünschen; — wer aber ein größeres Geschäft macht, bei dem muß man auch größere Mittel wenigstens voraussetzen, der muß auch selbstredend einem größeren Risico unterworfen sein, und es ist durchaus nicht zu billigen, diesen auf Kosten Anderer verringern zu wollen. — Der kleinere Kaufmann hat heut zu Tage ohnehin schon einen schweren Stand, wenn er gegen

die Nabobs des Geschäfts ankämpfen soll, und es wäre sehr beklagenswerth, wenn ein gewisses Unterdrückungssystem noch weiter an Ausbildung gewönne! —

Wenn ferner solche Obligations-Verkäufe einmal manchen Käufer veranlassen möchten, sein Geschäft über seine Mittel hin auszudehnen, wie dies es die traurige Erfahrung gelehrt hat, so sind sie auch andrer Seits gleich geeignet ihm einen künstlichen, irreleitenden Credit zu creiren, wodurch das Publikum hinters Licht geführt, wenn nicht gar absichtlich hintergangen wird. —

A. kauft, zum Beispiel, von B. für 20,000 Rt. Waaren gegen Accept, giebt aber zugleich zur mehreren Sicherstellung eine Obligation für diesen Betrag. — C. von dem A. gleichfalls für 5000 Rt. kaufen will nimmt vielleicht Anstand ihm diese Summe zu fidiren, entschließt sich aber dazu auf die Mittheilung von B., daß er A. für 20,000 Rt. auf Zeit verkauft habe. — A. fallirt vor Verfall seiner Accepte, und B. bekommt seine 20,000 Rt. Obligationsforderung, während C. als bloßer Buchgläubiger wohl gar leer ausgehen muß. — B. ist vielleicht ein Millionair und C. dagegen ein Mann, den sein Geschäft ernähren muß!! —

Dabei ist der Umstand nicht außer Acht zu lassen, und darin liegt eben der Nachtheil, daß der größere Abgeber Kraft seiner Stellung Obligationssicherheit erlangen kann, wo sie dem kleineren Verkäufer verweigert wird, und solcher Art ist also derjenige, welcher eher eines Schutzes bedürfte, der größeren Gefahr des Verlustes ausgesetzt. —

Was ist nun aber die unausbleibliche Folge der ferneren Ausdehnung eines so ungleichmäßigen Verfahrens? —

„Die Untergrabung des wirklichen Credits," denn muß man dergleichen bevorzugte Obligations-Forderungen argwöhnen, die im Fall eines Fallissements die Generalmasse beeinträchtigen, so wird man gezwungen, da einen Credit zu verweigern, wo man ihn bei einer reellen, unpartheiischen Handlungsweise gerne bewilligen würde, und so entsteht ein Mißcredit, der dem Geschäfte nur höchst nachtheilig werden kann. —

Im vorausgesetzten Einverständnisse mit der Wahrheit der obigen Schilderung, sollte es sich daher die Kaufmannschaft zur Pflicht machen dem Mißbrauche der additionellen Sicherstellung der gegen Accepte verkauften Waaren, durch Obligationen, kräftig entgegenzutreten, und als zum Zwecke dienlich möchte etwa vorzuschlagen sein, „daß keine „Obligation eine bevorzugende, sondern nur die Kraft einer „jeden anderen Buchforderung haben sollte, der nicht ein „wirkliches, baar gemachtes Darlehn zum Grunde liegt, „was der Inhaber nöthigenfalls eidlich erhärten müßte."

Wir erlauben uns das Gesagte dem prüfenden Nachdenken eines Jeden zu empfehlen, und wenn, wie wohl nicht zu zweifeln ist, die hier dargelegte Ansicht wenigstens von allen Wohldenkenden getheilt wird, so glauben wir der gesetzgebenden Gewalt die Erlassung eines, den oben geschilderten Mißbrauch abstellenden Gesetzes nicht dringend genug anempfehlen zu können*). —

Juni 14. 1842.

Ein Börsenmitglied.

* Sommer-Vergnügen.

Das Hamburger Tivoli in der Vorstadt St. Georg ist durch einen französischen Emigranten begründet, der ihm einen nicht unbedeutenden Wohlstand verdankt. Er ist zugleich der Unternehmer des zweiten Theaters, welches im Sommer in freier Luft, ohne Kosten der Beleuchtung, Vorstellungen giebt. Die amphitheatralisch geordneten Sitze lassen zwei bis drei tausend Zuschauer und sind gewöhnlich besetzt durch die anständige Mittelclasse, während die zu beiden Seiten angebrachten Logen den höhern Ständen angehören. Man sieht hier familienweise gruppirt an Caffee und Theetischen, die Frauenzimmer strickend und die Männer rauchend, an theatralischen Vergnügungen theilnehmend, die gleichfalls meistens der Sphäre des Volkslebens angehören.

Da nach der Annonce des Herrn Lemcke zu urtheilen ein Theil des Bühnencorps jetzt ganz unbeschäftigt lebt, so würde es nicht unpassend sein und manchem Theaterfreunde gewiß einen Genuß gewähren, wenn in einem wohlgelegenen Garten unsrer Vorstädte ein solches Theater während der schönen Sommermonate errichtet würde, wodurch mit wenigen Kosten vielleicht auch den Künstlern eine Erwerbsquelle erwachsen würde. — Der Eintrittspreis könnte so niedrig sein, daß ein Publicum, welches sich im Winter den Theaterbesuch nie oder selten macht, auf die Art, wie es im Tivoli-Theater in Hamburg geschieht, als Sommer-Vergnügen gestatten kann, das andern zugleich den erfreulichen Anblick einer gesitteten Volks-Lustbarkeit gewährte.

Immobilien-Verkäufe an der Börse.

Dienstag den 7. Juni d. J.

Keine.

*) Der oben erörterte Gedanke hat auch bei Abfassung der Bremer Wechselordnung von 1712 vorgewaltet, denn es heißt in Art. 58: „Wechsel-Briefe haben in Concursibus Creditorum keine Praeferenz; sondern sollen unter die chirographischen Schulden, wann sie gleich clausulam sub hypotheca bonorum in sich verfassen, gerechnet und gesetzt werden." Die lateinischen Worte bedeuten General-Hypothek, Obligations-Recht. Die Maßregel blieb aber freilich eine halbe, weil nicht verboten wurde die General-Hypothek neben dem Wechsel in einer andern Urkunde zu bestellen. Der Entwurf der neuen Bremer Wechselordnung enthält über den fraglichen Punkt nichts.

W.

Miscellaneen.

(London.) Wie viele Lords und zur Lordswürde bestimmte Baronets geben nicht den Beweis, daß man im aristokratischen England trotz der nicht erlauchten Geburt zu Allem gelangen kann, ganz so wie in dem bürgerlichen und revolutionären Frankreich. So ist der Attorney-General, Sir Francis Pollock, der Sohn eines Sattlers, man sieht noch seinen Laden zu Charing-Cross, aber die Herren Guss sind Inhaber davon, an die Herr Pollock, Vater, ihn abgetreten hat. Der Sollicitor-General, Sir William Follet, ist der Sohn eines Holzhändlers, der noch jetzt seine Holzhöfe bei Exeter besitzt; Sir John William, Richter bei der Kingsbench, ist der Sohn eines eines Yorkshirer Pferdehändlers, der Kanzler von Irland, Sir Edward Sugden, der Sohn eines Barblers. Bei der Wahl zu Cambridge, während er auf dem Hustings (Wahlgerüste) stand, hatte einer der Wähler ihm zugerufen: „Herunter von da, Barbiersohn!“ — „Meine Herren,“ antwortete Sir Edward, ohne die Fassung zu verlieren: „ich bin in der That aus einer Barbierstube hervorgegangen, aber es ist zwischen mir und der ehrenwerthen Person, die es mir zum Vorwurf macht, der Unterschied, daß, wenn sie darin geboren wäre, wie ich, sie auch noch darin sein würde.“ — Die Mutter des Baron Gurwey war eine Hausirerin von Tagesblättern; der erlauchte Lord Kenyon, würdiger Nachfolger des Lords Mansfield als Lord Oberrichter, und mit Hinterlassung von sieben Millionen gestorben, hatte seinen Weg als Schreiber eines Prokurators begonnen; Lord Hardwicke war sogar der eines angeblich wegen Verfälschung gehangenen Prokurators zu Dover; Lord Eldon war der Sohn eines Newcastler Kornhändlers; Lord Tenterden eines Barbiers zu Canterbury; Lord Langdale ist Geburtshelfer gewesen; Lord Campbell endlich Stenograph des Morning Chronicle, eine Laufbahn, auf der man noch seltener die Lords- oder Baronetswürde erreicht.

(Nürnberg, 8. Juni.) Der bisherige Director unseres Stadttheaters, Hr. Brauer, unter dessen Leitung sich kein Stern des Glückes für Thalions Tempel zeigen wollte, hat diese Stelle niedergelegt und die Leitung des Magdeburger Theaters übernommen; an seine Stelle tritt Hr. Hysel, seit längerer Zeit Mitglied unserer Bühne, von dessen Führung man sich viel Gutes verspricht, da er die Mängel und Bedürfnisse jedenfalls besser kennt. Hr. Hysel hat bereits die Zusicherung gegeben, daß er ein Schauspiel und eine Oper herstellen werde, wie sie die glänzendsten Zeiten des hiesigen Theaterbestandes nur geboten haben.

(Schleiz, 8. Juni.) Noch immer herrscht ein sehr bewegtes Leben in unserer Stadt. Von nah und fern strömen Menschen herbei, theils um die Stätte, wo so Viele ihren Tod fanden, in Augenschein zu nehmen, theils um sich von dem Befinden von Freunden und Verwandten zu überzeugen, theils auch um dahingegangene Lieben zur letzten Stätte zu geleiten. Allgemeine innige Theilnahme spricht sich bei Allen aus und wirkt lindernd auf viele Gemüther, die, von der Schreckensscene noch immer tief ergriffen, durch das fortwährende Läuten mit allen Glocken, und durch die vielen Leichenzüge noch immer mehr aufgeregt werden. Bereits sind 13 Verunglückte dem Schooße der Erde übergeben, die übrigen 10 folgen jenen heute noch nach; 50 junge Leute wechselten gestern im Hintragen ihrer geschiedenen Mitbürger ab, und es ist ergreifend, mit anzusehen, wenn diese Trauerzüge, gewöhnlich 3 auch 3 Särge, von vielen Hunderten gefolgt, dem entfernten Gottesacker zuwandern. Wie geht es aber wohl zu, daß auch nicht Ein Geistlicher jene Trauerzüge begleitet? Nur aufgefordert hat Einer der Herrn Geistlichen eine Rede am Grabe eines Verunglückten gehalten, und man wundert sich allgemein, daß die vielen hier angestellten und sehr geachteten Geistlichen, nämlich 5, ihre Teilnahme nicht mit der That bezeigen. Wenn auch für den 12 d. M. ein allgemeines Todtenfest hier abgehalten, wenn auch nicht verlangt werden kann, daß an jedem Grabe eine Rede gehalten würde, so möchte es doch feierlicher, erhebender und der Sache angemessen gewesen sein, wenn einige der geistlichen Herren jeden Trauerzug begleitet, und wenigstens den Segen gesprochen hätten. Möge nun Gott die trauernden Hinterlassenen bald mit der Kraft und Fülle seines Trostes segnen, und besonders auch unsern vielgeliebten, allverehrten Fürsten, der, bei seiner unendlichen Herzensgüte, durch jenen Unfall tief danieder gebeugt ist, bald wieder aufrichten.

(Die Franzosen) sind doch die liebenswürdigsten Sünder, die es giebt; kein Mensch macht sich über ihre Schwäche angenehmer lustig, als sie selbst. Der Charivari hat einen köstlichen Artikel über die Art, wie die französischen Schriftsteller aus fremden Sprachen übersetzen. Man entsinne sich der Scene aus dem Lustspielchen: „Der Bär und der Pascha,“ wo die beiden Bären die gräßlichste Angst vor einander haben, weil sie sich beide für wirkliche Bären halten. Diese Scene spielt nun im Charivari zwischen Herrn de Barante, der den Schiller, und einem Romantiker, der ein deutsches Schauspiel übersetzt und dem Herrn de Barante gewidmet hat. Da dieser die Dedikation angenommen, so machte ihn der Romantiker einen Besuch, und Beide sind in Todesangst, daß der Eine den Andern auf deutsch anreden werde. Mit der größten Angst umschifften sie die Klippe. Einen Augenblick war die Unterhaltung von Sprung zu Sprung, um den germanischen Dialekt zu vermeiden, auf die Frage über die Capacitäten gekommen. Herr de Barante: „Wenn man die Capacitäten zu Wählern macht, so ist das eine wahre Revolution. Das ist für die Regierung eine Frage des Seins oder nichtseins: to be, or not to be.“ Der Romantiker (für sich): „Da haben wir's er fängt an, Deutsch zu sprechen. Jetzt ist es Zeit, daß ich mich mit Anstand aus dem Staube mache. (Laut.) Ich habe schon zu lange Ihre kostbaren Momente in Anspruch genommen. Empfangen Sie, mein Herr, mit meinen Grüßen die Versicherung einer Dankbarkeit, die mit der Zeit nur größer werden kann... vires acquirit eundo.“ Herr de Barante (für sich): „Es konnte nicht ausbleiben. Glücklicherweise hat er erst unter der Thür

angefangen, Deutsch zu reden.“ Der Charivari setzt hinzu, daß die Noth, in der Beide gewesen, sie bewogen habe, nun ernstlich Deutsch zu lernen, und zu dem Eifrestudirte Herr de Barante die Uebersetzung des Romantikers, und der Romantiker die des Herrn de Barante... Gott segne ihre Studia!

(Rubini.) Man schreibt aus Dresden: Den Verehrern des berühmten Rubini, oder denen, welche ihn gern möchten, dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß er von Mailand aus bei einem hiesigen Banquierhause Creditbriefe genommen, und seine Ankunft angezeigt hat. Wie man hört, wird er in den nächsten Monaten, oder im Herbste hier eintreffen. Ohne Zweifel wird dann auch Leipzig der Genuß zu Theil werden, diesen Heros der neuen italienischen Gesangsschule zu bewundern.

(Hunderttausend-Pfund-Noten.) Von Hunderttausend Pfund-Noten wurden von Seiten der englischen Bank nur drei Stück ausgegeben. Die eine dieser Centner-Noten liegt im Schatze der Bank aufbewahrt, eine zweite befindet sich im Schatze der Königin, und die dritte kann man unter Glas und Rahmen im Pferdepallast des Herzogs von Devonshire erblicken.

(Die Versteigerung des Mobiliars ꝛc. auf Strawberry-Hill, Hrn. Walpoles Landsitz,) ist jetzt, bis auf die Bücher und Zeichnungen, beendigt, und hat ungefähr 20,000 L. eingebracht. Das berühmte silberne Dintenfaß Horaz Walpoles's 90 Unzen schwer, wurde mit 36 Shilling die Unze gekauft, wie es heißt, für Sir R. Peel; Anna Boleyn's Uhr soll für Rechnung der Königin für 110 L. gekauft worden sein.

(Ein Bienenstock vor Gericht.) Zu Hereford (England) stand in diesen Tagen ein gewisser Seale vor Gericht, unter der Anklage, einem gewissen Coleman einen Bienenstock gestohlen zu haben. Der Gärtner des Klägers erkannte diesen Bienenstock, und berief sich auf einige Zeichen, die sich zufällig an dem Stroh befanden. Der Bienenkorb mußte vor das Geschwornengericht gebracht werden, damit die Geschwornen nach jenen Zeichen sehen könnten; da er aber voll von Bienen war, so wurde diese Identifikation eine kitzliche Sache. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Bienen ihr tragbares Haus verlassen und gegen die ehrwürdigen Richter ihre Stacheln gebrauchen dürften, erregte ziemliche Angst. Der Zeuge (der Gärtner des Klägers) trug den mit einem weißen Tuch behangenen Bienenkorb unter den ängstlichen Geschwornen umher, und die allgemeinste Neugierde begleitete ihn. Die Geschwornen seufzten, aber keiner wagte, das Tuch emporzuheben, und so kamen sie endlich zu dem Entscheide, der Diebstahl sei nicht gesetzlich nachgewiesen, weshalb der Dieb freigesprochen wurde, und mit dem Bienenkorbe nach Hause ging.

(Einträgliche Zeitung!) Die englische Zeitung: „The Times“ (die Zeiten,) enthielt in einer ihrer letzten Nummern nicht weniger als 1858!! Anzeigen, welche den Raum von 22,000 Zeilen einnahmen. Die Einrückungsgebühr wird von der „Times“, zu 3 Shilling pr. Zeile berechnet: so daß, wenn sogar im Durchschnitt 50 Procent Rabatt bewilligt werden, dennoch die Einnahme jenes einzigen Tages sich auf wenigstens 33,000 fl. belaufen mag. Da lohnt sich's schon, Herausgeber einer Zeitung zu sein.

(Deutsches Treiben in Amerika.) Schon vor längerer Zeit haben wir in der „New-Yorker Staatszeitung“ gelesen, daß daselbst ein deutsches Theater eröffnet ward, welches, wie es scheint, guten Fortgang nimmt. Wir wissen, daß in New-York wenigstens 30,000 Deutsche wohnen, und so kann es, bei nur mittelmäßiger Unterstützung von Seiten unserer Landsleute, recht gut bestehen.

(In Leipzig) soll nächster Tage die Orgel der Pauliner- oder Universitätskirche abgebrochen werden. Dieses, vom Jahr 1707 bis 1717 von Johann Scheibe erbaute Werk, wurde von einem Sebastian Bach zu den kompletesten und vorzüglichsten in ganz Deutschland gezählt, und deshalb auch von den bedeutendsten Orgelspielern, welche sich in Leipzig hören ließen, gewählt. Die neue Orgel wird nach der Disposition des Hoforganisten, Joh. Schneider in Dresden, aus 56 klingenden Stimmen bestehen, und von dem Orgelbauer J. G. Mende in Leipzig gebaut werden, der auch ein Werk von 26 Stimmen für die protestantische Kirche in Moskau lieferte.

(Europäische Bibliotheken.) Wir theilen folgende statistische Notiz über die Schätze der vorzüglichsten Bibliotheken Europa's mit: Berlin hat 250,000 Druckschriften, 5000 Handschriften, Göttingen 300,000 Druckschr., 5600 Hdschr., Dresden 300,000 Druckschr., 2700 Hdschr., Neapel 310,000 Druckschr., 6000 Hdschr., Wien 350,000 Druckschr., 16,000 Hdschr., Kopenhagen 400,000 Druckschr., 20,000 Hdschr., Petersburg 400,000 Druckschr., 16000 Hdschr., München 400,000 Druckschr., 14,000 Hdschr., Paris 700,000 Druckschr., 80,000 Hdschr., London 245,000 Druckschr., 22,000 Hdschr.

(Schweizer Anekdote.) Während der letzten Religions-Unruhen in Aargau ließ die Berner Regierung einen Feldprediger auf 24 Stunden in Arrest setzen, weil er seinen Soldaten zu viel und zu lange gepredigt hatte. Er hielt nämlich vor einem Gefechte, entweder aus wahrem Eifer oder aus böser Absicht, den Berner Soldaten eine zwei Stunden lange Predigt, während es furchtbar schneite und regnete, so daß sie ganz erstarrt und durchweicht ihren Feinden entgegenrücken mußten, und wahrscheinlich wenig ausgerichtet haben würden, wenn diese nicht sogleich die Flucht ergriffen hätten.

(Bad Nennborf.) An die Stelle des verstorbenen Hofraths Dr. d' Oleire ist der Medizinal-Rath Dr. Grandidier zu Kassel zum Badearzt bestimmt.

(Im Freienwalde) bei Berlin hat sich eine Frau von 103 Jahren zum vierten Mal mit einem Mann von 60 Jahren verheirathet. Das älteste Kind der jungen Frau ist 80 Jahre alt.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 49.

Bremen, Sonntag den 19. Juni 1842.

Gestorben:

Nro. 638. Den 14. Juni. Christina Hackemeyer, 40 Jahr, Corssengang Nro. 11.

— 639. Den 15. — Des Sattlermeisters Gottfried Heinrich Tamsen Ehefr., geb. Jordan, 56¼ Jahr, Buchtstraße Nro. 25.

— 640. Den 15. — Des Kaufmanns Joseph Alexander Ehefr., geb Israel, 44 J., Hastedt.

— 641. Den 15. — Des Arb. Hinrich Jung Wittwe, geb. Gardelmann, 77 J., Schwachhausen.

— 642. Den 15. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Wilh. Christoph Siewers Sohn, 2 St., Osterthorssteinweg Nro. 10.

Nro. 643. Den 16. — Des Kaufmanns Carl Georg Phil. Wöltge Sohn, 2 Tage, Langenstr. Nro. 12.

— 644. Den 16. — Doris Engelberg, 6 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 130.

— 645. Den 17. — Marianne Christina Storck, 22 Jahr, Schlachte Nro. 26.

— 646. Den 17. — Friedr. Wilh. Schröder, 17¼ J., Rövekamp Nro. 16.

— 647. Den 18. — Charlotte Isabella Siemers, 25 Jahr, Fedelhören Nro. 3 B.

Geburten:

Nro. 790. Den 13. Juni. Des Weinhändlers Johann Conrad Schütte Ehefr., geb. Bermund, am Wall Nro. 46, von einem Knaben.

— 791 u. 792. Den 14. — Des Kaufmanns Carl Georg Philipp Wöltge Ehef., geb. Nolting, Langenstraße Nro. 12, von Zwillings-Knaben.

— 793. Den 14. — Des Schiffszimmermanns Jost Hinrich Dreyer Ehefr., geb. Pabst, Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 25, von einem Knaben.

— 794. Den 14. — Des Cigarrenmachers Johann Gardelmann Ehefr., geb. Buschmann, Meinkenstraße Nro. 20, von einem Mädchen.

— 795. Den 15. — Des Tuchbereiters Nicol. Deetjen Ehefr., geb. Geerken, Geeren Nro. 8, von einem Mädchen.

— 796. Den 15. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Wilhelm Christoph Siewers Ehefr., geb. Martin, Osterthorssteinweg Nro. 10, von einem Knaben.

— 797. Den 15. — Des Schneidermeisters Johann Friedrich Theodor Winterberg Ehefr., geb. Willers, Jacobi Kirchhof Nro. 6, von einem Mädchen.

Nro. 798. Den 15. — Des Weinhändlers Friedr. Wilh. Hennings Ehef., geb. Schultze, Osterthorsstraße Nro. 8, von einem Mädchen.

— 799. Den 15. — Des Arb. Gerd Wardelmann Ehefr., geb. Brandt, Wessels Gang Nr. 9, von einem Mädchen.

— 800. Den 16. — Des Kaufmanns Conrad Wilh. Friedrich Kruse Ehefr., geb. Hoffmann, Sögestraße Nr. 10 A, v. einem Mädchen.

— 801. Den 16. — Des Stuhlmachers Herm. Oetjen Ehefr., geb. Wilkens, Grafenstraße Nro. 17, von einem Knaben.

— 802. Den 16. — Des Grützmachers Joh. Heinrich Conr Wurtmann Ehefr., geb Steinmeyer, Abbenthorstraße Nro. 17, v. e. Mädchen.

— 803. Den 16. — Des Krameramtsgenossen Heinr. Glade Ehefr., geb. Winter, Osterstraße Nro. 70, von einem Mädchen.

— 804. Den 16. — Des Schuhmachermeisters Joh. Feldhusen Ehefr., geb. Rauch, Hastedt Nro. 13, von einem Mädchen.

— 805. Den 18. — Des Kaufmanns Johann Georg Poggenburg Ehefr., geb. Barnstorff, Tiefer Nro. 27, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 303. Der Rathsdiener Friedrich Wilhelm Grone und Anna Adelheid Lindhorn hieselbst.

— 304. Der Schuhmachermeister Hinrich Dreyer hies. und Caroline Wilhelmine Hoffmann aus Mittweida in Sachsen.

— 305. Der Maurergesell zu Copenhagen August Christian Bögh und Anna Wilhelmine Elisabeth Koch hieselbst.

Nro. 306. Der Cigarrenmacher zu Hastedt Philipp Osmers genannt Schumacher und Johanna Friederika Riebo hieselbst.

— 307. Der Arbeitsmann am Buntenthorssteinwege Albert Holle und Maria Töbelmann aus Arsten.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 50.

Bremen, Donnerstag den 23. Juni 1842.

Wer hätte das gemeinet, daß es Tyrus, der Krone, so gehen sollte, so doch ihre Kaufleute Fürsten sind und ihre Krämer die herrlichsten im Lande? Der Herr Zebaoth hat es also gedacht, auf daß er schwächte alle Pracht der lustigen Stadt. Jesaias.

— Die Stadt soll wieder auf ihre Hügel gebauet werden, und der Tempel soll stehen nach seiner Weise. Und soll von dannen herausgehen Lob- und Freudengesang; denn ich will sie mehren und nicht mindern, ich will sie herrlich machen und nicht kleinern. Jeremias.

Hamburg.

Wer kennt dich nicht, o Stadt
Dort an der Elbe Mund,
Die Karl *) erbauet hat,
Du Haupt im Hansabund?
Zu Größrem aufgespart,
Welthafen Deutschlands du,
Wie ist seit Himmelfahrt
Zerstört dein Glanz im Nu!

Du warst so stolz, so stark
Ob deines Raths Gewalt,
Ob deines Silbers Mark,
Ob deiner Masten Wald,
Der seine Segel bläht,
Von gold'ner Hand gespannt,
Daß deine Flagge weht
An beider Indus Strand.

Die Ruder aller Welt
Nun tragen fort die Mähr',
Daß deine Macht zerschellt,
Gebrochen deine Wehr.

Doch nicht am Felsenriff,
Doch nicht durch Kriegsgeschoß
Ein Wall, ein Haus, ein Schiff:
Die ganze Stadt zerfloß.

Doch nicht durch Meeresfluth:
Ach nein, die Fluthenstadt
Floß ganz in Flammengluth,
Ein Flammenmeer. So hat
Kaum Moskau einst gebrannt,
Als es vor Frankreichs Macht
Mit eig'ner freier Hand
Des Kremels Brand entfacht.

O Hamburg, hehre Stadt,
Im Hall- und Jubeljahr *),
Das einst erlöset hat
Das Vaterland, fürwahr
Hast du gebrannt; geschatzt
Hat dich der böse Feind **),
Daß Alles sich entsatzt'
Und todtwund dich gemeint.

*) Karl der Große, nach der Sage.

*) 1813.
**) Davoust.

Du hobest frei das Haupt
In Gottes Friedensfrist,
Bis er den Sturm erlaubt,
Der ihm gehorsam ist,
Daß er in tiefer Nacht
In Bill'- und Elbefließ
Statt Fluth- und Ebbemacht
Die Flammenströmung stieß.

Die Feuerwoge wallt
Durch tausend Häuser hin,
Und Kirchen schön und alt
Sind ihrer Wuth Gewinn.
Auch deines Rathes Haus
Verzehrt der grause Glanz
Und wo man zahlet aus,
Die Bank versinket ganz.

Wer kann die Häuser all',
Die Straßen zählen nur,
Die in der Gluthen Schwall
Verschwinden ohne Spur?
Und wer erschließt auf's Neu
Der Menschenkinder Mund,
Die wie der Tenne Spreu
Verschlingt der Flammenschlund?

Ach schließe Gott den Graus
Und hilf der bangen Stadt!
Schick' deinen Diener aus,
Der volle Schleusen hat! —
Erhört hat Gott das Fleh'n,
Der Regen strömt herab
Und keine Weste weh'n
Mehr in das Flammengrab.

Doch strömt auch dort die Fluth,
Wo Hamburgs Volk entblößt,
Erschöpft im Felde ruht,
Vom Jammer nicht erlöst.
Wer mißt den Thränenstrom,
Der dort hinzugeweint,
Hinauf zum Himmelsdom?
Wer weiß, was Gott gemeint?

Wer weiß, was Gott gemeint!
„Ich weiß nur, was ich muß!"
Ruft Deutschland treu vereint,
Und beut dir seinen Gruß,
Und sendet dir im Nu
In laut'rer Lieb' und Treu
Aus seiner Kinder Truh'
Manch Scherflein alt und neu.

Die Bäcker senden Brod,
Und Tuch die Frauen hold;
Auch bringt manch dampfend Boot
Von Königen dir Gold.
Die Eil' ist erste Pflicht:
Gern harrt der Kölner Dom,
Und Armin zürnet nicht,
Blickt er zum Elbestrom.

Er blickt in ferne Zeit,
Sieht froh die Ferne nah!
Geendet ist der Neid —
Du hissest Deutschlands Nah,
Du führst des Vaterlands,
Des festvereinten, Fleiß,
Du Schlußstein des Verbands,
Der Liebe schönster Preis.

So wirst du doppelt groß
Und doppelt stark ersteh'n,
Daß Albions Wellenroß
Dich staunend wird anseh'n.
Hinweg, o Eigennutz,
Der uns die Welt geraubt,
Und allen Flaggen Trutz
Mit dir, der Hansa Haupt!

H. C. Maßmann
in München.

Eine Heirath auf dem Schlachtfelde.

Bergzabern ist ein großer Flecken im Departement des Niederrheins. Im Jahre 1793 stand dieser Flecken, der von französischen Dörfern umgeben ist, unter der Regierung von Zweibrücken. Die Bevollmächtigten des Prinzen Maximilian, welche von ihrem Vorgesetzten nicht beaufsichtigt wur-

den, mißbrauchten häufig die ihnen verliehene Autorität; aber die Erpressungen mancherlei Art, deren sie sich schuldig machten, wurden nur selten geahndet, trotz der Klagen der Einwohner. Nach dem Tode Ludwig's XVI. verlangten diese Frankreich einverleibt zu werden, und erlangten dies auch von dem National-Convent. Zu jener Zeit (es war im Monat December des Jahres 1793) lebten zu Bergzabern ein eigenthümliches Mädchen, Namens Judith Hermann, und ein eigenthümlicher junger Mann, genannt Alexander Mayer.

Judith, eine kleine Brunette von siebenzehn Jahren, besaß einen fast männlichen Muth. Als Kind sah man sie täglich auf dem Steckenpferde reiten, auf Stoß und Hieb fechten oder durch den Lärm ihrer Trommelstöcke die Nachbarschaft taub machen. Als Jungfrau hatte sie ihre kriegerischen Neigungen beibehalten, und hätte es mit dem geschicktesten Tambour in der Kunst, den Geschwindschritt gut zu trommeln, aufnehmen können. Alexander Mayer, ein unverheiratheter junger Mann von dreißig Jahren, groß und wohlgebaut, begabt mit einer wunderbaren Körperkraft, ein gewandter Schütz und guter Jäger, kannte alle Fußpfade und alle Waldwege fünf Meilen weit in der Runde. Nachdem er fünf Jahre lang in Frankreich, im Regimente der Schweizergarden gedient hatte, war er mit einem ehrenvollen Abschied versehen, zurückgekommen, um eine reiche Erbschaft anzutreten, welche ihm sein Vater hinterlassen hatte. Die Franzosen genossen damals der Freiheit, Mayer wollte dasselbe und trug muthig dazu bei seine Mitbürger von der Herrschaft des Herzogs von Zweibrücken zu befreien. Aus Erkenntlichkeit erwählten ihn dieselben zum Maire; zugleich meinten sie, daß er, der ein guter Soldat unter der Garde gewesen sei, auch einen ausgezeichneten Municipal-Beamten abgeben müsse.

Der Krieg führte bald die feindlichen Truppen nach Bergzabern; denn wenn zu dieser Zeit die Rheinarmee fast eben so viel Helden als Soldaten zählte, so waren doch gute Generale selten, und meistentheils verschanzten die Besten und Geschicktesten sich hinter ihre Bescheidenheit, um die schwere Verantwortlichkeit eines Commandos von sich frei zu halten. Auf diesem Ehrenposten ward man bei bedeutenden Erfolgen des Ehrgeizes verdächtig, und bei kleinen Unglücksfällen des Verraths beschuldigt. Vier Bevollmächtigte des National-Convents, zugleich Gesetzgeber und Richter, inmitten eines Kreises von Angebern lebend, zeigten sich empfänglicher für Denunciationen, als sorgfältig in der Untersuchung, ob nicht der Haß sie eingegeben habe; die höchste Stellung in der Armee war auch die dem Schaffot am nächsten stehende. Unter den Offizieren verschiedenen Ranges, welche von den Repräsentanten des Volkes ersucht worden die Operationen der Armee zu leiten, und eigentlich wider Willen Generale en chef waren, fand das Glück der Republik, was damals leicht war, viele Männer von Muth, aber wenige, welche militairische Kenntnisse genug hatten, so gefährliche Functionen zu erfüllen. Unglücksfälle folgten auf Unglücksfälle, und die Armee hatte sich schon in Ordnung unter den Schutz der Kanonen Straßburgs geflüchtet. Bergzabern ward mehre Male von den feindlichen Truppen besetzt, jedes Mal aber wurden sie durch Alexander Mayer verjagt. „Cameraden," sprach er zu den jungen Leuten des Fleckens und zu denen der benachbarten Dörfer, „ich habe guten Wein in meinen Kellern, dieser Wein gehört nicht mir, sondern der Republik; wir wollen auf das Wohl derselben trinken." Und sie begaben sich dort hin; denn willfährige Leute fanden sich in Masse bei seinem Aufruf ein, und Alle zeigten sich so verschwenderisch mit ihrem Blute, als er mit seinem Wein. Der Feind hatte die kurze Zeit, wo er das Land inne hatte, benutzt, um vor den Thoren Bergzaberns eine wohlbefestigte und mit einer Garnison versehene Redoute zu erbauen, welche hinreichte, das Land zu beunruhigen und beinahe zu beherrschen. Der Patriotismus Mayer's konnte dies nicht ertragen, und Judith ärgerte sich darüber. Jede Nacht ließ das Getrommel des jungen Mädchens bald auf der einen, bald auf der andern Seite sich hören und hielt die Soldaten auf der Redoute wach, denen dieser ungewöhnliche Lärm nach Untergang der Sonne, selbst in Kriegszeiten, als eine Kriegslist erschien, um einen Ueberfall vorzubereiten. Seinerseits legte Mayer dem Feind so häufig einen Hinterhalt, vernichtete so viele kleine Detachements desselben, welche entweder in die Redoute hinein oder aus ihr heraus wollten, daß er die Garnison zwang, sich defensiv zu verhalten. Seine Geschicklichkeit und Wachsamkeit waren so groß, daß er eines Tages in diesem kleinen Tirailleurkrieg siebenzehn Feinde tödtete.

Bis dahin hatten Judith und Mayer beide den Krieg auf ihre Weise und vereinzelt geführt. Sie fühlten das Bedürfniß ihre Operationen in Uebereinstimmung zu bringen. Zwischen einem hübschen Mädchen und einem jungen Manne ist ein Einverständniß bald da; aber üblen Nachreden zu

entgehen, ist nicht eben so leicht. Mayer sorgte indeß für Alles. Er war brav gesinnt und bekleidete ein Amt, sein Benehmen hatte ganz die republicanische Strenge. Um keinen Preis der Welt hätte er auch nur den Schatten eines Zweifels auf den Ruf Judith's werfen mögen; er ging also zum alten Hermann und sprach zu ihm: „Ich komme, Dich um Deine Tochter zu bitten." — „Du, Bürger?" — „Ja, ich; was findest Du Auffallendes darin?" — „Du Maire, und der reichste Einwohner des Fleckens, wolltest der Schwiegersohn eines armen Magazinwächters werden, wie ich bin?" — „Und die Gleichheit?" — „Hast Du wohl überlegt, daß der Vater Judith's ihr nicht einmal eine Assignate von 500 Franken geben kann?" — „Ich will keine Mitgift, sondern eine Frau." — „Nun wohl, meine Tochter wird diese Frau werden, wenn sie damit einverstanden ist." — „Sie willigt darein." — „In diesem Falle wollen wir vorläufig die Formalitäten erfüllen." — „Das ist schon recht; aber da diese Formalitäten ein wenig lang sind, so werde ich mich von morgen an damit beschäftigen. Auf Wiedersehen, Schwiegervater." — „Auf Wiedersehen, Schwiegersohn." — Die Kunde von der Partie verbreitete sich gar bald in der Gegend, und obgleich man unter einer Regierung stand, deren Prinzip vollkommene Gleichheit war, so machte dennoch diese Allianz des Reichthums und der Armuth auf zwei Meilen in der Runde Aufsehen. Von diesem Augenblicke an konnte Mayer Judith besuchen und sie sich in seiner Gesellschaft zeigen, ohne daß Verläumdung zu befürchten stand. Beide benutzten diese Freiheit, um neue Angriffe gemeinsam auszuführen, und erlangten täglich einen neuen Erfolg. Anders ging es mit den Affairen im Allgemeinen; sie wurden immer schlimmer. Die Preußen hatten sich Mainz bemächtigt und blokirten Landau, die Engländer hielten Toulon besetzt, Lyon war in vollem Aufstand begriffen, die Vendée unruhig, und die Armee vollkommen in Unordnung. Bei dieser großen Gefahr verlor der Convent den Muth nicht. Er sandte von Neuem Bevollmächtigte an alle Armeen ab; Lebas und Saint-Just kamen zur Rheinarmee. Noch revolutionairer gesinnt, als ihre Collegen Malarme, Bory, Ruamps und Milhaud, welche sich schon dort befanden, und kühner, sagten sie in ihrer ersten Proclamation: „Wir bringen ein Schwert mit, welches die Verräther treffen wird, die Feigen und die Diebe, und wir werden Exempel von Strenge statuiren, dergleichen die Armee noch nicht gesehen hat." Diese schrecklichen Drohungen waren nicht eitel. An demselben Tage und Orte mußten ein Priester, ein Lieferant, ein Oberst und ein General sterben: der Priester Schneider als Ankläger bei dem Revolutions-Tribunal zu Straßburg, weil er seine Amtspflichten mit mehr Leidenschaft als Gerechtigkeit ausgeübt; Jacob, erster Aufseher über die Lebensmittel, weil man ihn anklagte, die Soldaten schlecht beköstigt zu haben; Francois Dureur de Taussin, Chef der ersten Brigade der Cavallerie, weil er die Mannszucht in seinem Corps nicht hatte aufrecht halten können; der General Isembert, angeklagt, sich hinter das Fort Saint Remy zurückgezogen zu haben, während er sich noch hätte in demselben halten können, und vorzüglich, weil es nach der Absicht der beiden neuen Proconsuln im Interesse der Armee lag, daß wenigstens ein General erschossen wurde.

Während dessen gelangte der Ruf Mayer's bis zu Saint-Just; dieser schrieb dem kriegerischen Maire: „Dein Bürgersinn und Deine Tapferkeit sind mir bekannt; ich bin entschlossen, Dir Beweise meiner Achtung zu geben, Du wirst sie in den drei Depeschen finden, welche ich Dir, jede in einer besonderen Umhüllung, zuschicke. Die erste wirst Du in dem Dorfe Bergzabern öffnen, die zweite an den Thoren des Dorfes, die dritte, nachdem Du das, was in den beiden andern anbefohlen ist, ausgeführt hast. Gruß und Brüderschaft oder der Tod!" Mayer, genau sich nach den Befehlen Saint-Just's richtend, öffnete das erste Paket und las, wie folgt: Es wird dem Maire von Bergzabern anbefohlen, alle kräftigen und muthigen Männer seiner Commune und der benachbarten aufzubieten, sie unter die Waffen zu sammeln und an ihrer Spitze aus dem Dorfe zu ziehen." Die Erfüllung dieses Befehls folgte sehr bald der Lesung desselben, und als er sich an den Gränzen Bergzaberns befand, öffnete er das Couvert Nr. 2 und las Folgendes: „Es wird dem Maire von Bergzabern bei Todesstrafe anbefohlen, die Redoute, welche der Feind vor den Thoren seiner Commune besetzt hält, anzugreifen und zu vernichten." Diese zweite Ordre war nicht so leicht ausführbar, als die erste; dennoch ward die Redoute angegriffen und genommen.

(Schluß folgt.)

Dampfschifffahrt.

Das Bremische Comité zur Beförderung einer Dampfschifffahrt auf der obern Weser hat in diesen Tagen ein Circular erlassen, welches die Mitbürger zu lebhafterer Theilnahme für das Unternehmen auffordert. Es wird auch besonders hervorgehoben, wie sehr es den Zug der Auswanderer nach Bremen führen muß, wenn diese Leute in drei Tagen auf die wohlfeilste Weise von Münden herunter schiffen können, während jetzt die theure Landfahrt mit Frachtwagen 10 Tage dauert, welcher Uebelstand so oft veranlaßt, daß die Auswanderer die Dampfschifffahrt auf dem Rhein nach Holland und Antwerpen vorziehen. Der Zug der Auswanderer nützt aber bekanntlich nicht bloß dem Schiffsrheder, sondern ebenmäßig den hiesigen Detail-Verkäufern, Handwerkern und Wirthen, ja selbst den studirten Geschäftsleuten, und sollte daher die Unterstützung des gedachten Unternehmens nicht blos von den oberländischen Kaufleuten erwartet, sondern von allen betriebsamen Classen unserer Stadt geschenkt werden. Wenn sich die Hoffnung verwirklicht, daß die bei Hameln gefundenen Steinkohlen für die Dampfschiffe geeignet sind, so werden die Kosten äußerst geringfügig. Man hat diese Kohlen bisher zurückgesetzt und die Oberkirchner gewählt, weil erstere hauptsächlich Flammen aber wenig innere Hitze entwickeln. Nun brauchen freilich Schmiede und ähnliche Geschäfte grade diese nach innen entwickelte Hitze, allein für die Dampfschifffahrt bedarf es zur Heizung der Kessel besonders des flammenden Feuers, und also wäre es möglich, daß die Hameler Kohlen jetzt erst ihre rechte Bestimmung fänden. Wir möchten empfehlen die Namen derjenigen Männer, welche dem patriotischen Unternehmen bis jetzt ihren Beistand geschenkt haben, nächstens zu veröffentlichen. Hoffentlich sind es recht Viele, denn der Bremer Schlüssel zeigte sich ja immer in kräftiger Bewegung, wo es galt Bahnen für Handel und Schifffahrt zu erschließen. Einige Bemerkungen aus dem Einladungs-Schreiben, welches die Comités zu Münden und Hameln erlassen haben, sind unseren Lesern gewiß interessant:

(Schluß folgt.)

Armenhaus.

Durch den Tod des Oeconomen im Armenhause ist diese Stelle erledigt, und wie zu erwarten war, haben sich zu derselben viele Leute gemeldet aus allen Ständen, junge und alte, mit und ohne Kinder. Das Armenhaus ist eine öffentliche Anstalt zu der jeder Bürger sein Scherflein beiträgt, und in das nur arme betagte Leute aufgenommen werden sollen. Hierauf müßte man denn auch bei Besetzung der Oeconomenstelle Rücksicht nehmen; man sollte dazu ein Paar Leute nehmen, die zwar noch kräftig, aber doch in den Jahren sind, wo sie einsehen und fühlen können, was dem Alter Noth thut, kein Ehepaar das kleine Kinder mitbringt die dem ruhigen Alter Störung bereiten, oder dem gar im Armenhause noch Kinder geboren werden; auf solche Leute müßte man überhaupt bei Besetzung von dergleichen Stellen Rücksicht nehmen, die sich durch Erfahrung Kenntnisse für ein soches Amt erworben haben, die vertraut geworden sind mit allen Verhältnissen des menschlichen und städtischen Lebens, die durch die Stellung, die sie als langjährige Bürger und Familienväter und Mütter eingenommen sich dazu eignen, und nicht solche Leute die dem häuslichen Leben stets entfernt standen, von dem ihre Reisen sie immer entfernt hielten, die wohl mit Bravheit und Strenge Schiffsvolk commandiren konnten, aber von Kinder-, Armen- und Krankenpflege nichts verstehen.

Möchte man doch bei der bevorstehenden Wahl die Wichtigkeit des Amtes bedenken, und auch diese Bemerkungen erwägen, möchte Gott die Wählenden leiten, daß die Wahl zum Segen der Armen und Alten ausfalle.

Kein Aspirant.

Die Vorzugsrechte der milden Stiftungen.

Es ist kürzlich die Frage im Publicum erörtert, welche Vorzugsrechte den Bremer milden Stiftungen am Vermögen ihrer Verwalter zustehen. Nach der Erbe- und Handfesten-Ordnung § 152 — 158 würde die Antwort diese sein: In Beziehung auf die Immobiliar-Masse kommen die milden Stiftungen mit ihrem gesetzlichen Pfandrechte gleich nach den Handfesten, in Beziehung auf die Mobiliar-Masse (Möbeln, Waaren-Forderungen u. s. w.) rangiren sie aber mit den Obligationen nach dem Alter, so daß eine Obligation, welche der Debitor vor Antritt der Stiftungs-Verwaltung gezeichnet, dem Rechte der Stiftung vorgehen würde.

---

* Dank und Bitte.

Für die Abgebrannten in Berga sind seit meiner vorigen Anzeige eingegangen: Von P. 36 Gr., P. 5 Rt. T. in O. 1 Rt. 36 Gr., N. N. 24 Gr., H. 1 Rt., B. 1 Rt., N, N. 36 Gr. Aus Brake 1 Rt., L. 1 Rt., zusammen jetzt 45 Rt.

Indem ich allen freundlichen Gebern von ganzem Herzen danke, bemerke ich, daß ich mit der Absendung des Geldes noch kurze Zeit warten werde um unnöthige Kosten zu sparen, und bis dahin milde Gaben gern in Empfang nehme.

Wilhelm Wulff.

---

* Kündigungs-Zeit.

Wer eine Miethwohnung auf nächste October-Fahrnißzeit kündigen will, hat dies spätestens Freitag den 24. Juni vorzunehmen.

---

* Theater.

Am 16. Juni d. J. wurde Steffen Langer gegeben. Unser Landsmann Herr Brüning gab den Steffen in seiner bekannten kräftigen, derben und drolligen Manier, welche des Beifalls im Publikum gewiß sein kann. Herr Lemke als Czaar und Herr Sympher als Wasilitsch verdienten und empfingen Applaus. Dem. Erhardt ist ebenfalls ganz für diese Rolle des characterfesten Klärchen geeignet, wie denn überhaupt die Direction ihr für Uebernahme der kleinen musikalischen Partieen große Verbindlichkeit schuldig geworden. Herr Euling dagegen machte aus dem alten Buren eine wahre Carricatur. Im Orchester spielte ein jüngeres Musikcorps, dessen Chef von Minden, und dessen erster Violinist de Clerq ist. Diese Gesellschaft giebt sich offenbar viele Mühe, sie wählt Stücke, welche das Ohr ergötzen, und will nicht blos mit alten Musik-Piecen den Zwischenact ausfüllen. Es ist in vieler Hinsicht sehr gut, daß eine jüngere musikalische Generation heranwächst, welche den älteren Herren nicht verstattet auf ihren Lorbeeren zu ruhen, und Bedingungen zu stellen, die für die Sommermonate unbillig sind. — Werden wir nun aber nächsten Winter eine Oper haben, oder müssen wir abermals oftgespieltes Drama und neue fade Posse in dürftiger Abwechselung hören? Das Stillschweigen der Direction scheint auf das Kommen des zweiten magern Kunstjahrs zu deuten. Und wenn es so wäre, dürfte man der Direction einen Vorwurf daraus machen, daß sie das Institut als ein Geschäft betrachtet, daß sie eine erlangte Concession möglichst auszubeuten sucht? Gewiß nicht. Ein jeder Tadler würde es gewiß ebenso in seinem Geschäfte machen, wenn man ihn durch ein Monopol gegen Concurrenz sicher stellte. An dem Publikum ist es vielmehr sich die Erfüllung seiner Wünsche zu erzwingen. Hübsch daheim zu bleiben, die Abende blos mit Karten oder Familiengesellschaften auszufüllen, das erträgt kein Kunstfreund, allein warum könnte nicht eine kleine Opern-Gesellschaft, zum Beispiel durch Herrn Musikdirector Pillwitz engagirt werden, welche zweimal die Woche in der Union unter ganz einfacher Bühnen-Verzierung spielte? Der Chor ließe sich durch einige Dilettanten bilden, welche in Costüm aber mit Halbmasken auftretenmüßte. Natürlich wäre das Unternehmen vorab durch Subscription sicher zu stellen. Oder warum unternimmt Hr. Musikdirector Schmidt nicht eine Reihe von Opern-Concerten, welche gewiß bedeutend lucrativer sein würden als die Quartett-Abende? Etwas mehr Speculations-Geist wäre den musikausübenden Herren in Bremen sehr anzuwünschen. Wir fordern also einen jeden Musikfreund auf, für die bessere Herstellung der Theater Verhältnisse zu streben. Der Besuch der Italienischen Oper, welcher für die schöne Jahreszeit, bei der Mittelmäßigkeit des ersten Tenors und der Prima Donna, bei den hohen Preisen und der Entsetzlichkeit des deutschen Chores sehr zahlreich zu nennen war, hat wieder deutlich genug bewiesen, wohin die Neigung des Publikums geht. Möchte dies doch dort erkannt werden, von wo so leicht geholfen werden kann!

Auflösung des Räthsels in No. 46.

Gletscher.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 47.

Dunkel — Dünkel.

Miscellaneen.

(Liszt) hat am 22. Mai in Petersburg, zum Besten der armen Abgebrannten Hamburg's, ein Concert gegeben, welches eine reine Einnahme von 50,000 Rubel Bank-Assignation (12,000 Thlr.) erzielte.

(Ein Schiffer neuer Art.) In Marseille ist ein Seemann angekommen, welcher mit einer Piroge bekleidet ist, die er nach dem Maße seines Körpers eigens für sich verfertigen ließ. Mit diesem Bretterkleide fährt er sehr gefährliche Navigationen aus. Kopf und Hände stehen oben hervor, und mit Hülfe zweier Ruder fährt er mit den Fischen auf dem Wasser in die Wette dahin. Mundvorräthe werden in einen Winkel seines langen und engen Schiffchens gelegt, und mit ausgestreckten Körper, den Kopf in der Luft und die Hände auf zwei Rudern haltend, schiffte er von Toulon nach Nizza, nach Livorno, von den hyerischen Inseln nach Marseille. Wenn die Wellen tobend sind, überzieht er sich mit einem Paletot von Kautschouk, unter welchem er den heftigsten Regengüssen trotzt. Ist das Meer gar zu stürmisch, zieht er sich in den Hintergrund seines Schiffes zurück, schließt die einzige Luke, welche sich darin befindet, und überläßt sich ganz den Launen der Wogen. Man glaubt dann, einen in einem Sarge eingeschlossenen Todten, oder eine hermetisch in ihrer nach menschlicher Gestalt geformten Schachtel verschlossene Mumie zu sehen.

(Gläserne Westen.) Nachdem wir lange nichts über die Fortschritte der Glasweberei erwähnt gesehen haben, lesen wir in einer englischen Zeitschrift: Die sinnreiche Entdeckung, das Glas in eine Substanz zu verarbeiten, welche der reichsten Seide gleicht, wird jetzt in ziemlichem Umfange zur Ausführung gebracht, und man sieht namentlich Westen für Herren, Damenkleider und andere Gegenstände des Schmuckes in den glänzendsten Mustern. Dieser Stoff übertrifft an Biegsamkeit und Weichheit selbst die Seide, und in Hinsicht auf die Dauer (welche allerdings in den Kreisen, auf die der Stoff jetzt beschränkt ist, keine besondere Berücksichtigung findet), steht er natürlich weit höher. Wenn die Fabrikation noch einige Mängel beseitigt hat, die allerdings noch immer bestehen, wird der Glasstoff sicherlich allgemein getragen werden. Wenn man eine richtige Vorstellung von seinem Aussehen erhalten will, muß man namentlich Fenstergardinen von diesem Stoffe betrachten, durch die das Licht fällt und sich in allen Farben bricht, wie in einem Gewebe von Edelsteinen.

(Persische Säbel.) In Burne's nachgelassenem Werke über Cabul findet sich darüber Folgendes: Einige sehr schöne Klingen wurden uns zur Ansicht zugesendet von einer heruntergekommenen Dame, deren Ehemann früher unter den Duranitherrschern eine hohe Stelle bekleidet hatte. Einer dieser Säbel wurde auf 5000 Rupien (6000fl.) geschätzt, die zwei andern auf 1500 Rupien. Der erste war ein Isfahan-Säbel, von einem gewissen Zeman, dem Schüler Asad's, einem Sklaven Abbad's des Großen, gemacht. Er war aus dem sogenanntem Albari-Stahl, und hatte dem Gholam Schah Kalora von Sind gehört, dessen Namen auch sich darauf befanden. Die besondere Ursache des großen Werthes war, daß man das Wasser wie einen Seidenschimmer auf der ganzen Länge der Klinge verfolgen konnte. Wäre diese Wässerung von einer Krümmung oder einem Kreuz unterbrochen gewesen, so hätte der Säbel vergleichungsweise keinen Werth gehabt. Der zweite war gleichfalls ein persischer gewässerter Säbel, „Begumi" (der fürstliche) genannt. Die Linien liefen hier nicht gerade, sondern in Wellenform, wie bei einem gewässerten Seidenzeug. Der Name Nadir Schahs war darauf. Der dritte war eine sogenannte „schwarze" Korsarenklinge, deren Wässerung Bidr heißt. Dieser kam aus Kaswin; es fanden sich weder gerade noch Wellenlinien darauf, sondern dunkle Flecken. Alle diese Säbel waren leicht und gut abgewogen; der werthvollste war am meisten gekrümmt, der Stahl von allen dreien klang wie eine Glocke, und soll durch das Alter besser werden. Eine Probe der Echtheit eines solchen Säbels besteht darin, daß man mit Gold darauf schreiben kann; andere, noch sichere bestehen darin, daß man einen starken Knochen damit durchschneidet oder ein seidenes, in die Luft geworfenes Tuch, durchhaut.

(Berlin, 8. Juni.) Bei der heutigen Aufführung der Hugenotten ereignete sich ein Unfall, der leicht die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehn können. Es gerieth nämlich am Schluß des dritten Aktes, als eben der Vorhang heruntergelassen wurde, eine Seitencoulisse in Brand. Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt; Alles eilte daher, als man die Flamme durch den Vorhang schimmern sah, nach den Ausgängen hin, wo in einem Augenblicke ein solches Gedränge entstand, daß sich Niemand zu bewegen vermochte. Glücklicher Weise trat in derselben Minute einer der Sänger vor den Vorhang und beruhigte das Publikum durch die Versicherung, daß die Sache durchaus nichts zu bedeuten habe.

(Der Globe) stellt die Mordangriffe zusammen, die seit einem halben Jahrhundert auf die Personen brittischer Souveräne gemacht worden. Vor 42 Jahren, am 15 Mai, geschah der Mordversuch James Hartfields auf Georg III. im Drurylane-Theater; der vom Paterre abgefeuerte Schuß schlug 14 Zoll über dem Haupt des Königs in den Pfeiler der K. Loge. Hatfield ist vor nicht langer Zeit im Bedlam gestorben, denn man hatte gefunden, daß derselbige als vormaliger Ordonnanz des Herzogs v. York acht Säbelhiebe über den Kopf bekommen, wodurch sein Gehirn Schaden litt. Geisteskrankheit ist bei solchen Attentanten ein so mildes Auskunftsmittel, wie Hämorrhoiden beim Selbstmord — eine menschenfreundliche victio juris nach zwei Seiten. Am 15 Jan. 1817 ward auf Georg IV. als Prinz-Regent geschossen, als er von der Parlaments-Eröffnung durch den Park zurückfuhr; zwei Kugeln zerschmetterten das Wagenfenster. Die Habeascorpusakte wurde suspendirt, eine Belohnung von 1000 Pfd. St. ausgeschrieben, der Thäter aber blieb unentdeckt. Dem Seemann-König Wilhelm IV. warf bei dem Ascot-Pferderennen ein stelzfüßiger Matrose einen schweren Stein an den Kopf. Das Atten-

tat Oxford's, der jetzt im Irrenhause sitzt, am 10. Juni 1840, ist noch im frischen Andenken; jetzt ist John Francis in dessen Fußstapfen getreten. Welche bedeutende Zahl »wahrhaftiger Tragödien« die alte brittische Königsgeschichte dem Meister Shakspeare geliefert, ist wohl bekannt.

(London.) Am 5 Jun. fand im chemischen Laboratorium des pharmaceutischen Collegiums (Apothecaries' Hall) in London eine furchtbare Explosion statt. Hr. Dymond hatte mit dem Directorium der ostindischen Compagnie einen Accord abgeschlossen über die Lieferung einer beträchtlichen Menge kleiner Granaten von neuer Erfindung, welche, mit Knallqueckſilber gefüllt, obschon nicht größer als eine Muscatnuß, die größten Verheerungen anzurichten im Stande sind. Ein ungeheurer Vorrath dieser Brandkugeln sollte am 5 Jun. zum Gebrauch im chinesischen afghanistischen Krieg nach Bombay eingeschifft werden. Da der Lieferant nicht selbst im Stande war die ganze bestellte Quantität in der erforderlichen Zeit anzufertigen, so wandte er sich an Hrn. Hennell, der seit zwanzig Jahren die chemischen Arbeiten der Apothecaries' Hall leitet. Die Knallsubstanz bestehet aus der Auflösung von 100 Gran Queckſilber in 1½ Unzen Salpetersäure. Man gießt dann diese Auflösung in ein gewisses Quantum Alkohol. Man filtrirt die Flüssigkeit und läßt sie an einer Hitze, die 212° des Fahrnheit'schen Thermometers nicht übersteigen darf, ausdampfen. Der Transport dieser Substanz ist dermaßen gefährlich, daß man sie in Krüge Wasser füllen muß, worauf man sie wieder trocknen läßt, wenn man zur Ladung der Granaten davon Gebrauch machen will. Hr. Hennell arbeitete allein in einem behufs dieser gefährlichen Präparation vereinzelten Nebenbau. Er hatte seine Aufgabe vollendet und es blieb ihm nichts mehr übrig als sein Knallqueckſilber mit einer andern von Hrn. Dymond selbst vorbereiteten Substanz zu mischen, worin das Geheimniß der Operation zu bestehen scheint. Durch einen unglücklichen Zufall, über den man nichts Näheres erfahren kann, weil der einzige Zeuge, Hr. Hennell, verschwunden ist, fingen diese Ingredienzien Feuer. Das ganze Gebäude flog in die Luft, Ziegel, Steine und Gebälk wurden weithin in die benachbarten Straßen geschleudert. Von dem unglücklichen Hrn. Hennell fand man nur einige zerfetzte und furchtbar entstellte Reste. Er hinterläßt eine kinderlose Wittwe.

(Paris.) Der große Gesprächsgegenstand in den Salons und Theatern der Hauptstadt ist die Verheirathung Hrn. Scribe's, nachgerade eines »Mannes von funfzig Jahren«, mit einer Madame Biolay, der jungen Wittwe eines Branntweinbrenners und Nichte eines Abbé. Seine Braut hat ihm außer ihrer reizenden Person keine große Morgengabe zugebracht, die hatte aber Herr Scribe auch gar nicht nöthig, denn seine dramatische Schriftstellerei hat ihm außer dem prächtigen Schloß Séricourt bei Lafertésous-Jouarre, wo er jetzt seine Honigwochen zubringt, eine Jahresrevenue von 100,000 Fr. verschafft. Armer Shakspeare! armer Schiller! »Cervantes«, sagt das Charivari, »starb in tiefer Armuth und Camoens im Spital, aber ihre seligen Geister schweben lächelnd hoch in Wolken über Schloß Sericourt, dem prachtvollen Landsitz des Hrn. Scribe.« Das Commerce hofft, dieser spirituelle und fruchtbare Autor werde in seiner eigenen Heirath, welcher allerlei großmüthige Verwicklungen vorausgegangen, Stoff zu einem recht artigen Drama finden; habe er schon manchmal drei Acte aus viel dünneren und weniger moralischen Fäden gesponnen.

(Frankfurt.) Die Theilnahme für Hamburg erstreckte sich selbst auf unsere Schauspieler, die eine namhafte Collecte, ich glaube 7—900 Gulden, unter sich für ihre dortigen Collegen machten und Vorstellungen in Frankfurt, Mainz, Hanau und Offenbach gaben, die das ergiebigste Resultat hatten. Aber nicht nur die dramatische Kunst, die in Deutschland wegen ihrer zum Theil außergesellschaftlichen Stellung zunächst ein Unglück empfinden mußte, das so scharf in die bürgerliche Gesellschaft einschnitt, sondern auch die Dürftigkeit opferte ihren Pfennig. Unter jenen Unterschriften von 25,000 Gulden fand man auch die 6 Kreuzer der armen Wittwe verzeichnet, und Dienstboten wetteiferten mit der Herrschaft in verhältnißmäßigen Beiträgen. Kurz, das traurige Ereigniß vom Himmelfahrtstage 1842 hat eine Lichtseite, die in der deutschen Geschichte eben so hell leuchten wird, wie die Gluth, die den sechsten Theil Hamburgs an sich riß. In unsern Tagen des kalten Egoismus thut ein so versöhnlicher und das deutsche Herz bezeichnender Anblick um so wohler.

Vor einigen Tagen traf Gutzkow hier ein und, wie es scheint, wird er sich hier auf längere Zeit niederlassen. — Im Theater spielt in diesem Augenblick eine Truppe französischer Kinder. Das Spiel dieser Kleinen ist beinahe tadellos, bis auf — die Unnatur, die bei Kindern von 5—12 Jahren in Rollen und Stücken, die nur Erwachsenen anvertraut werden sollten, sehr erklärlich ist. Aber man muß die Truppe als eine Kunstschule betrachten, die eine sorgfältige theoretische Bildung mit der Ausübung verbindet. Die dramatische Kunst läßt sich aber nicht wohl anders ausüben, als vor dem versammelten Publikum. Unter sich kann man kein Schauspieler werden, so wenig wie Melanchthon ein Prediger unter den Kohlköpfen wurde, die ihm Luther vorsetzte, damit er sich an ein Auditorium gewöhne und seine Angst besiege. Ein hiesiger Kritiker bedauert, daß den Kindern die Jugend verkümmert werde, wenn man sie zu früh auf die Bretter versetze, die die Welt bedeuten. Freilich ist es immer der Teufel, der uns von dem Baum der Erkenntniß vorsetzt; aber weßhalb soll es nicht auch eine Unschuld in der Kunst geben? Ich weiß nicht, ob es nicht besser ist, mit Ueberlegung und Studium in die dramatische Kunst eingeführt zu werden, als, nach Art deutscher Schauspieler, in der Gestalt des verlornen Sohnes, der häufig für die Bühne kein anderes Talent hat, als das des Schuldenmachens. Man soll auch nicht gar zu gemüthlich sein.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 50.

Bremen, Donnerstag den 23. Juni 1842.

Gestorben:

Nro. 648. Den 18. Juni. Lucia Volmer, 51½ J., Schwarzen Meer Nro. 1.
— 649. Den 19. — Der Schlachter Joh. Caspar May, 57 Jahr, Hohethorstraße Nro. 39.
— 650. Den 20. — Des Strumpfwebers Joh Georg Meyer Wittwe, geb Strothoff, 77 Jahr, in der Wisch Nro. 2.
— 651. Den 20. — Des verst. Tabacksfabrikanten Joh. Heinr. Callmeyer Wittwe, geb. Meybohm, 64 Jahr, Osterthorstraße Nro. 3.
Nro. 652. Den 20. — Des Tischlermeisters Christian Friedr. Roth Ehefr., geb. Bischoff, 63 J., Tiefer Nro. 12.
— 653. Den 21. — Des Cigarrenmachers Samuel Burchard Faust Sohn, 15 Tage, auf Schlütershof (kleine Krummenstraße).
— 654. Den 21. — Der Windmüller Jürgen Hinrich Wehmann, 78 Jahr, Gröplingerstraße Nro. 3.
— 655. Den 22. — Des Arb. Joh. Friedr. Senne Sohn, 9 Jahr, im Rosenthal Nro 8.

Geburten:

Nro. 806. Den 17. Juni. Des Kohlhökers Ferdinand Greten Ehefr., geb. Budelmann, Bleicherstraße Nro. 18, von einem Knaben.
— 807. Den 18. — Des Maurermeisters Lüder Heinr. Schröder Ehefr., geb. Meyer, Holzstraße Nro. 1, von einem Knaben.
— 808. Den 18. — Des Arb. Joh. Heinrich Thielhelm Ehefr., geb. Buschmann, Löschen Hof Nro. 4, von einem Mädchen.
— 809. Den 18. — Des Küpermeisters Heinr. Herm. Böse Ehef., geb. Buscher, Oelmühlenstraße Nro. 1, von einem Mädchen.
— 810. Den 18. — Des Färbers Anton Plate Ehefr., geb. Schnaue, Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 14, von einem Knaben.
Nro. 811. Den 18 — Des Malers Gerhard Hermann Ordemann Ehefr., geb. Schultz, Molkenstraße Nro. 24, von einem Knaben.
— 812. Den 20. — Des Kistenmachers Herm. Heinr. Knake Ehefr., geb. Pleus, Helms Hof Nro. 2, von einem Knaben.
— 813. Den 20. — Des Schuhmachermeisters Diedr. Hartjen Ehefr., geb. Isenbeck, Westerstr. Nro. 93, von einem Mädchen.
— 814. Den 21. — Des Krameramtsgenossen Christ. Friedr. Ludw. Sturm Ehefr., geb. Schmidt, Ansgariithorsstr. N. 13 A, v. einem Knaben.
— 815. Den 21. — Des Schneidermeisters Johann Christian Wenzel Ehefr., geb. Schröder, hinterm Paulsberg Nro. 10, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 51.

Bremen, Sonntag den 26. Juni 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 26. Juni.

U. L. Frauen.
8 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prm. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Gedichte

von C. F. aus Braunschweig.

I. Bremen.

So hab' ich Bremen wieder Dich gesehen,
Nach dem so oft mich meine Sehnsucht trug!
So kann ich denn im Kreis' der Freunde stehen,
Für die mein Herz in Lust und Liebe schlug! —
Der Tag' und Monde viel sah ich vergehen
Im trüben und oft freudevollen Flug';
Doch in des Lebens vielbewegten Tagen
Hab' ich Dein Bild stets in der Brust getragen! —
Wie wenn ein Kind in unschuldvollen Stunden
Sich freuet auf den heil'gen Weihnachtstag:
Hab' ich, ein Mann, die Wonne rein empfunden,
Als Bremen jüngst vor meinen Blicken lag.
Die Freunde halten innig mich umwunden,
Mein Glück blüht unter ihres Hauses Dach; —
O, dürft' ich hoffen, daß auch andern Lieben
In freundlicher Erinn'rung ich geblieben!

Eine Heirath auf dem Schlachtfelde.

(Schluß.)

Nachdem die Gefangenen entwaffnet waren, die Verwundeten auf Tragbahren gelegt, und an die Erhaltung der Eroberung gedacht worden, meinte Mayer, daß nun der Augenblick da sei, wo er das dritte verhüllte Paket öffnen könnte. Er fand darin eine Bestallung als General-Adjudant und den Auszug eines von den Bevollmächtigten des Bürger-Convents gegebenen Befehls, welcher an der Stirn die heiligen Worte „Freiheit, Gleichheit" trug; weiter unten hieß es: „Jeder Bürger, welcher sich weigern sollte, die staatsbürgerlichen oder militärischen Pflichten, zu denen er berufen worden ist, zu erfüllen, wird als verdächtig angesehen und hat sich zwanzig Lieues weit von den Gränzen und der Armee zu entfernen." Die Lesung dieses Befehls versetzte Mayer in eine trübe Stimmung. Es war ihm ganz recht, am Kriege Theil zu nehmen, aber er war wenig geneigt, seine Gegend und seine Verlobte zu verlassen. Der Sieger kehrte nach Hause unter dem Rufe: „Es lebe der General Mayer!" umgeben von den Gefährten seines Ruhmes, aber mit verdüsterter Stirn ob der Verpflichtungen,

welche ihm sein Rang auferlegen würde, zurück. Judith war nicht die Letzte, welche kam, um ihn eines Erfolges wegen zu begrüßen, auf den sie noch stolzer als Mayer selbst war. Sobald sie mit einander allein waren, theilte dieser ihr die Wahrheit mit. „Bah! sagte das junge Mädchen, „man wird Dir wohl Zeit lassen, Dich zu verheirathen, und dann reisen wir zusammen. „Dem war nicht so. Am andern Tage kam der Befehl zum Ausmarschiren: er ließ Mayer nur vierundzwanzig Stunden Zeit, um die Geschäfte der Municipalität und die seinigen zu ordnen und sich als einen guten General-Adjudanten zu zeigen. Er führte mit seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit aus, was ihm oblag. Dann kaufte er eine reiche Aussteuer für Judith, ließ von dem Notar des Ortes einen Ehecontract aufsetzen, vermöge dessen zwischen ihm und seiner Verlobten Gütergemeinschaft obwalten und das Ganze dem Ueberlebenden anheimfallen sollte. Er empfahl seinem Adjoint, ihm alle erforderlichen Actenstücke zuzusenden, sobald die Formalitäten erfüllt sein würden, und zog, nachdem er seine Geliebte sehr zärtlich umarmt hatte, mit einem etwas erweiterten Herzen, aber mit trockenem Auge, wie es einem Republikaner ziemte, fort. Mittlerweile änderte der von Neuem durch die Befehle Saint-Just's hervorgerufene Schrecken die Lage der Dinge. Das Plündern hörte auf; jeder Soldat kam zu seiner Fahne zurück. Die Truppen, welche schlecht bekleidet waren, wurden neu equipirt, wohlbewaffnet und genährt. Die Feigen, welche den Tod scheuten, der die Nachzügler traf, eilten voran; die Officiere, denen diese Oberherrschaft die Lust am Leben nahm, stürzten sich auf die feindlichen Bataillons, um lieber von der Hand der Feinde, als von der ihrer Genossen den tödtlichen Streich zu empfangen; oft aber erlangten sie auch statt des Verderbens den höchsten Ruhm, die höchsten militärischen Grade. So gingen die Einen aus diesem, die Andern aus jenem Grunde denselben Weg der Helden. Die vereinigte österreichische und preußische Armee ward nun zur Umkehr durch dieselben Leute gezwungen, welche vor Kurzem noch vor ihr flohen, und bis vor die Thore von Mannheim zurückgedrängt. Bei dieser großen Bewegung war Mayer nicht der Mann, ruhig zu bleiben. Beauftragt, den Forst von Bienwald, in der Gegend von Lauterburg, wohin sich ein Corps Oesterreicher und Emigrirter zurückgezogen hatte, zu durchsuchen, gelang es ihm, sie zu vertreiben. Nach diesem Siege ward Mayer Brigade-General. Doch unter dem Getümmel des Kriegs vergaß er seine Judith nicht. Er schrieb mehrmals nach Bergzabern, erhielt aber in einem Briefe von ihrem Vater die betrübende Kunde, daß sie bald nach dem Abzug der Truppen verschwunden sei. In seiner Verzweiflung verfolgte der neue General die Oesterreicher mit solchem Eifer und so wenig Vorsicht, daß er endlich, getroffen von einer Kugel, die ihm den Schenkel zerschellt hatte, auf dem Schlachtfelde niedersank. Er ward nach dem nächsten Krankenwagen zugleich mit einem jungen Tambour gebracht, der, trotz sieben Säbelhieben, nicht aufgehört hatte, seine Trommel zu rühren, dem aber eine Kugel in die Brust gedrungen war. „Bekümmern Sie sich um diesen armen Jungen," sagte der General zum Chirurgen, welcher sich anschickte, ihn zu verbinden, „denn ich fühle, ich bin tödtlich getroffen." — „Und ich ebenfalls!" sagte der Tambour mit einer Stimme, die Mayer erzittern machte. Der Chirurg öffnete etwas die Uniform des Verwundeten und rief erstaunt: „Es ist ein Mädchen!" — „Bist Du es, meine arme Judith?" — „Ja, General! Du wolltest mich an Deinem Glücke Theil nehmen lassen, und ich wollte Deine Gefahren theilen. Mußte unser Schicksal nicht gemeinsam sein?" — „Judith, das soll es, und zuerst in dieser Welt. ... Herr Dufour," sagte Mayer zu einem Kriegs-Commissar, der zugegen war, „kommen Sie heran." — „Was befehlen Sie, General?" — „Ich will mich verheirathen." — „Sie sich verheirathen, in diesem Augenblick?" — „Ja, sogleich, ich habe keine Zeit zu verlieren. Durchlaufen Sie schnell diese Papiere, und Sie werden sehen, daß alle Formalitäten erfüllt sind; Sie brauchen nur das coniungo auszusprechen; beeilen Sie Sich also." — „Hier bin ich," sagte der Commissar, das Gesetzbuch aufschlagend. Und er fragte den General, wen er zum Weibe nehmen wollte. — „Judith Hermann." — „Und Sie, Judith Hermann, wen wollen Sie zum Gemahl?" — „Alexander Mayer." — „Im Namen des Gesetzes erkläre ich, daß der Bürger Alexander Mayer, Brigade-General in der Rheinarmee, und Judith Hermann, genannt Prieur, Tambour im 35. Regiment, durch das Band der Ehe vereint sind." — „Und durch den Tod!" sagte Judith, den letzten Seufzer aushauchend. — „Lebe wohl denn, Bürgerin, aber nicht für lange Zeit," sprach der General, „denn auch ich gehe diesen Weg." Und er ging in eine andere Welt hinüber, indem er den Schlachtruf: „En avant! en avant!" ertönen ließ.

Dampfschifffahrt.

(Schluß.)

Dampf ist jetzt das bewegende Prinzip der Straßen, Ströme und größern Gewerbe. Der wohlfeile, schnelle und sichere Transport von Personen und Gütern ist einer der mächtigsten Hebel des National-Wohlstandes und der Civilisation. Zu keiner Zeit ist diese Wahrheit so sehr an den Tag getreten und so allgemein anerkannt worden, als in unsern Tagen. England und Nordamerika liefern uns dafür die Beweise. Die Furcht welche man noch vor einigen Jahren hegte, daß Eisenbahnen und Dampfschifffahrt den gewöhnlichen Verkehr zu Wasser und zu Lande stören würde, ist durch die Erfahrung verdrängt, daß dadurch vielmehr dieser Verkehr zunimmt, daß Landstraßen und Eisenbahnen, gewöhnliche und Dampfschiffe auf den Strömen sich wechselseitig die Hand bieten. Nur durch Vervollkommnung der Fluß- und Dampfschifffahrt auf der Elbe und Weser in Verbindung mit den Eisenbahnen werden unsere deutschen Seestädte erst mit dem Binnenlande in innigere Verbindung gesetzt werden und ihre Handelsthätigkeit wird dann erst sich im Interesse Deutschlands vollkommen entwickeln können. Auf dem Rheine, der Donau und der Elbe erfreute man sich schon seit einigen Jahren der Dampfboote, im vorigen Jahre wurden damit glückliche Versuche auf dem Maine und Neckar gemacht, obgleich die entgegenstehenden Hindernisse fast nicht zu beseitigen zu sein schienen, über welchen Versuch, hinsichtlich der Neckarschifffahrt, die Hannoversche Zeitung vom 29. Januar d. J. durch Mittheilung einer Bekanntmachung des Verwaltungsraths nähere Nachrichten enthielt, und nach welchen namentlich der Tiefgang der dort angeschafften Dampfschiffe bei stärkster Ladung nur 1 Fuß 1 Zoll und 5 Linien beträgt. Auch auf der Unterweser, zwischen Bremen und Bremerhaven, befördern und beleben bereits Dampfschiffe den Verkehr, so wie denn auch ein Dampf-Bugsir-Schiff bereits seit einigen Jahren zwischen Bremen und Hoya thätig ist. Weiter ist man aber auf dem schönen Weserstrom, dessen bevölkerte Ufer und reizende Umgebungen den Reisenden so viel Genuß verschaffen, und wohl den Rheingegenden zur Seite gestellt werden können, nicht gekommen. Es liegt dieses an einem im Jahre 1819 unternommenen lobenswerthen, aber leider gescheiterten Versuche. Das Schiff war zu schwer und ging zu tief, und auch das auf der Unterweser gehende Bugsir-Schiff ist vermöge seiner Schwere auf der Oberweser nicht zu gebrauchen. Seit jener Zeit ist aber Bauart und Maschinerie der Schiffe eine andere geworden, es ist außer Zweifel gesetzt, daß leichtere Schiffe von Eisenblech und Mitteldruck-Maschinen Ströme von 17 Zoll Tiefe befahren können, und da nun der niedrigste Wasserstand der Weser in der trockensten Jahrszeit selbst auf der Oberweser 21 Zoll Tiefe darbietet, so leidet es nach dem Urtheile Sachverständiger jetzt keinen Zweifel mehr, daß eine regelmäßige Dampfschifffahrt auf der Weser mit Erfolg eingeführt werden kann. Stehet dieses nun fest, kann an der Räthlichkeit eines solchen Unternehmens nicht mehr gezweifelt werden, ja es spricht sogar die Nothwendigkeit deshalb dafür, da durch die bald eingerichtet werdenden Eisenbahnen von Magdeburg über Hannover nach Preußisch Minden, und von Hamburg und Bremen nach Hannover der Norden gleichsam vom Süden abgeschnitten, wenigstens die Communication mit diesem dann erschwert wird und kann nur durch eine Dampfschifffahrt auf der Weser diese unausbleibliche Störung für die Reisenden beseitigt werden; stellt sich diese dann zugleich als Beförderungsmittel der Reisenden dar; wird sie außerdem auch stets das wohlfeilste Transportmittel bleiben: so wird es Pflicht für Alle, welche die Wohlfahrt des Vaterlandes befördern wollen und können, baldmöglichst sich zur Einführung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt auf der Weser zu vereinigen. Es würde dabei für jetzt, unserer unmaßgeblichen Ansicht nach, die Einrichtung zu treffen sein, daß zwei Dampfschiffe angeschafft werden, welche sich in die Fahrt theilen und in einer Weserstadt, behuf der Bergfahrt, so wie der Thalfahrt zusammentreffen, so daß die Reise ununterbrochen fortgeht. Ueber das Nähere, so wie über die spätere Vermehrung der Dampfschiffe würden demnächst die Herren Actionäre Beschlüsse fassen müssen. Dabei kommt denn besonders die Frage in Betracht: wird ein solches Unternehmen rentiren? und wenn von uns freilich nicht erwartet werden kann, daß wir jeden bei allen großartigen Unternehmungen stets auftauchenden Zweifel Aengstlicher beseitigen, wir vielmehr die Beantwortung dieser Frage der eigenen Prüfung und Beurtheilung eines jeden Einzelnen überlassen müssen, so halten wir uns doch für verpflichtet, hierzu einige Anhaltspunkte zu liefern.

Die Bevölkerung der an Eisenbahnen und Flüssen belegenen Städte und Ortschaften sind bei allen Unternehmungen der Art bis jetzt hauptsächlich und mit Recht der

Ausmittelung des Ertrags zum Grunde gelegt worden, und man wird also auch bei der einzurichtenden Weser-Dampfschifffahrt mit einiger Sicherheit darauf Rücksicht nehmen können, dieses aber um so mehr, da es augenscheinlich ist, daß dadurch Städte und Gegenden in einen Verkehr kommen werden, der bisher undenklich war.

Es giebt dann für Vergnügungs-Reiselustige sowohl, als Gewerbtreibende in der Wesergegend keine in Anschlag zu bringende Entfernung mehr! Sechzehn größere und kleinere Städte mit einer Bevölkerung von 96,550 Seelen liegen dicht an den Ufern der Weser, und die Landbewohner an derselben betragen 81,050. In nicht gar weiter Entfernung von den Weser-Ufern liegen an Städten und Ortschaften: Cassel, Göttingen, Lemgo, Detmold, Herford, Bielefeld, Bückeburg, Lübbecke, Bruchhausen, Verden, Achim mit einer Bevölkerung von 72,000, und man kann sonach die Gesammt Bevölkerung an und in der Nähe der Weser anschlagen zu 250,000 Seelen. Man wird gewiß sich vom Treffer nicht sehr entfernt halten, wenn man annimmt, daß hiervon wohl 25,000 in 9 Monaten der zulässigen Dampfschifffahrt, diese in kleinere und größere Distancen hin, künftig benutzen werden, und wird dann die Meile zu 3 gGr. (abgesehen von den höhern Preisen der verschiedenen Cajüten) angeschlagen, so dürfte wohl auf eine Einnahme von wenigstens 15,000 Thlr. zu rechnen sein. Eben so wird sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, daß andere Geschäfts- und Vergnügungs-Reisende die Dampfschifffahrt dem bisherigen Straßenzuge vorziehen werden, und man darf ihre Zahl, in Betracht der auch in der Nähe des Weserstromes liegenden verschiedenen Bäder, wohl wenigstens auf 2000 anschlagen, welche die ganze Weser entlang (wiederum nur 3 gGr. für die Meile in Anschlag gebracht) zu bezahlen haben würden à Person 6 Thlr., folglich 12,000 Thlr. An Auswanderer aus dem Oberlande zogen, theils zu Lande, theils auf Schiffen nach Bremen im Durchschnitt jährlich 4000 Personen. Nehmen wir, obgleich sich der Zug der Auswanderer nach Amerika über Bremen eben durch die Dampfschifffahrt, des wohlfeilern und schnellern Transports wegen, vermehren wird, auch nur den vierten Theil hiervon, also nur 1000 für die Folge an und bringen dafür den niedrigsten Preis, 2½ Thlr. für die Person, in Anschlag, so würden hierfür 2500 Thlr. einzunehmen sein. Das Dampfschiff kann 1 bis 2 Last Güter, außer 100 Passagieren, tragen. Nimmt man nur 100 Last an, die in 9 Monaten darauf befördert würden und schlägt die Fracht für die Last (4000Pfd.) zu 10 Rthlr. an, so würden hierfür einkommen 1000 Thlr. Es würde hiernach also mit einer ziemlichen Wahrscheinlichkeit auf eine jährliche Einnahme von 30,000 Thlr. zu rechnen sein; die Aussicht, daß späterhin die Werra mit dem Ludwigs-Canal durch eine Eisenbahn in Verbindung gesetzt und dadurch die Frequenz sich noch vermehren würde, nicht in Anschlag gebracht.

Die Ausgabe läßt sich, da sie sich auf Erfahrung und sichere Berechnung stützt, mit mehr Gewißheit angeben. Aufzubringen würden sein für 2 Dampfschiffe mit Maschinerie zu 40 Pferdekraft, incl. des Betriebs-Capitals, 50,000 Thlr. Hiervon würden die Zinsen zu 5 pCt. jährlich erfordern . . . . . 2500 Thlr.

Für Abnutzung, Unterhaltung und spätere Ergänzung des Schiffes werden in Anschlag zu bringen sein 10 pCt., also . . . . 5000 „

Gagen und sonstige Kosten für Schiffscapitaine, Maschinisten und Schiffsleute sind anzuschlagen zu . . . . . 2450 „

Der Verbrauch englischer Steinkohlen, deren Einbringung von den Schiffsleuten mit besorgt wird, ist anzuschlagen zu . . . . 15000 „

Administrations- und unvorherzusehende Ausgaben sind anzuschlagen zu . . . . . 2400 „

so daß die jährlichen Ausgaben, incl. der Interessen für das Capital und der Sicherheit für Tilgungsfond, Abnutzung und Ergänzung betragen würden . . . . . 27350 Thlr.

Es würde also nach diesem muthmaßlichen Anschlage für die Beförderer eine jährliche, nicht unbedeutende Summe noch zur Vertheilung kommen, das Capital also sich wohl gut verinteressiren.

* Liederfest in Minden.

In Folge des im vorigen Jahre zu Pyrmont gefaßten Beschlusses fand das diesjährige Liederfest der vereinigten Liedertafeln Norddeutschlands*) am 18., 19. und

*) Zum Bunde gehören die Liedertafeln von Bielefeld, Bremen, Bückeburg, Celle, Göttingen, Halle, Hameln, Hannover, Herford, Hildesheim, Lüneburg, Minden, Nienburg, Oldenburg, Hess. Oldendorf, Osnabrück, Paderborn, Pyrmont, Rinteln, Salzuffeln, Springe, Stolzenau und Blotho.

20. Juni in Minden statt. Bremen sah im Jahre 1836 die Liederbrüder sich hier zum Feste vereinigen und hat wohl Mancher noch die Freuden, welche es gewährte, in gutem Andenken; darum hier einige Worte über die letzte Feier*) zu vernehmen, wird hoffentlich willkommen sein.

Nach der Anordnung des Festcomité hatten sich die Theilnehmenden am 18. Juni 4 Uhr Nachmittags auf dem großen Domhofe zu Minden einzufinden. Der Liedervater jeder Liedertafel empfing in dem Bureau des Comité für die Mitglieder seiner Liedertafel und für die von ihm eingeführten Gäste (nach herkömmlichem Gebrauche die Wilden genannt) die Festkarten und Logisbillets. Der Empfang war ein freundlicher. Schon harrten die gastfreien Mindener auf den neuen Hausgenossen und führten ihn wie im Triumphe in die mit Laub und Blumen geschmückte Wohnung ein.

Unter dem Vorsitze des letztjährigen anwesenden Festdirectors versammelten sich darauf sämmtliche Liederväter im Saale der Harmonie zur Wahl eines Festdirectors, der Generalgesangmeister und der Chorführer. Zum Festdirector ward Assessor von Bernuth aus Paderborn, zum Generalgesangmeister Capellmeister Fleischhauer aus Minden und Musikdirector Schmidt aus Bückeburg erwählt und sodann zur Berathung anderer, den Liederbund betreffenden Angelegenheiten geschritten. Nachdem das Resultat der Wahlen den Liederbrüdern (deren Zahl nach der Appelliste 210 betrug) verkündet worden, ward die Probe der größeren Gesangstücke gehalten und verfügten sich nach Beendigung derselben die Liederbrüder mit den Fahnen ihrer Liedertafel und die Wilden nach dem vor dem Simeonsthore gelegenen kleinen Bruch, wo in dem dort aufgeschlagenen Breitzelte das Abendessen eingenommen ward. Hier war für 240 Sänger und für 500 Wilde die Tafel servirt. Gesang und Wein, der schöne Kreis der Damen und die alte Freundschaft riefen bald die heitere frohe Stimmung hervor, die uns so oft bei früheren Festen beseelte. Viel zu früh für unsere Wünsche, wenngleich nach herkömmlicher Ordnung, schloß der Festdirector um 11 Uhr die Liedertafel, forderte jedoch die Gesellschaft zugleich auf, dem Commandanten der Festung noch ein Ständchen zu bringen. Bereitwillig ward diesem Ansinnen Folge geleistet. Jeder hatte bereits Gelegenheit gehabt die Zuvorkommenheit und Freundlichkeit zu erkennen, mit welcher die Behörden die Mindener Liedertafel bei Anordnung des Festes unterstützte und zollte somit gerne ein Zeichen des Dankes und der Anerkennung. Erfreulich war es hier, vor der Wohnung des Commandanten zu hören, daß die vorgeschlagenen, keineswegs leichten Gesangstücke ohne Noten und ohne die sichernde Leitung des Dirigenten von einer so großen Zahl von Sängern mit völlig zufriedenstellender Praecision ausgeführt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Jahre 1831 in Nienburg, 1832 in Nienburg, 1833 auf der Pagenburg, 1834 bei der Porta Westphalica, 1835 in Nehburg, 1836 in Bremen, 1837 in Bückeburg, 1838 in Nienteln und Bückeburg, 1839 in Hameln, 1840 in Hildesheim, und 1841 in Pyrmont.

* Rechtspflege.*)

Theater-Neubau-Direction g. S. Erben.

Die am Untergerichte erhobene Klage ging dahin: des Beklagten Erblasser habe den Actien-Plan von 1835 unterzeichnet, auch an den seit 11. Sept. 1839 constituirten Verein ein Viertheil des Actien-Betrages Anfang 1840 bezahlt. Beklagter, Erbe des ersten Zeichners, weigere die Zahlung des Restes, obgleich ihm die Actie offerirt werde. Beklagter entgegnete: das Untergericht sei nicht competent, weil seine Mitglieder Actionaire, in den Vereinsgesetzen werde der Direction das Recht zur gerichtlichen Vertretung nicht gegeben, vor Aushändigung der Actie könne nicht geklagt werden. Das Untergericht entschied am 18. Juni: Die Eigenschaft einzelner Mitglieder als Actionaire mache das Gericht nicht incompetent, indem Jenen das Substitutionsrecht zustehe. Nach dem Geiste der Vereins-Gesetze habe die Direction die Befähigung zur gerichtlichen Einziehung von Actiengeldern. Das gerichtliche Anbieten der Actie genüge, und solle in dieser der Name des Erben aufgeführt werden. Das vertheilende Erkenntniß war in Folge der Substitution unterzeichnet A. H. Post. Th. Berck. F. W. Heineken ex subst.

L. g. S. Kläger hatten vom Beklagten am 14. März d. J. — Mk. B. zwei Monat dato gekauft und solche

*) Nach dem empfehlenden Vorgange Kölner und Hamburger Blätter sollen unter obiger Rubrik von Zeit zu Zeit solche Entscheidungen Bremischer Gerichte kurz mitgetheilt werden, welche allgemeines Interesse darbieten, — vornämlich aus dem Handels- und Aemter-Rechte. M.

in einem Prima Wechselbriefe pr. 14. Mai d. J. auf N. in Altona zahlbar in Hamburg empfangen. Sie erklärten jetzt eine Secunda zu bedürfen, und verlangten solche gestützt auf Art. 1 der Wechsel-Ordnung*) und mehrere beistimmende Parere hiesiger Handlungshäuser. Beklagter könnte sich ja durch Einrückung der cassatorischen Clausel »Prima nicht oder Prima unbezahlt« gegen allen Nachtheil schützen. Mit der Regreßklage könnten sie ja nicht ausgesprochen werden, wenn nicht durch den Protest dargethan werde, daß der Wechsel rechtzeitig zur Acceptation und Zahlung praesentirt worden. Beklagte entgegneten: sie hätten keine Secunda zur Aushändigung liegen. Sofort beim Abschlusse des Kaufes, spätestens bei Auslieferung der Prima müsse ein solches Verlangen gestellt werden. Am 14. Mai sei die Prima schon verfallen und erst am 20. sei die Secunda begehrt. Sie müßten annehmen, daß die Prima schon bezahlt, und damit das ganze Wechselverhältniß seine Erfüllung erlangt. Mit einer solchen nach Verfall ausgehändigten Prima könne Mißbrauch getrieben werden. Welches Interesse die Kläger hätten, sei nicht angegeben. Gegen Caution für allen Schaden hätten sie immer Secunda ausliefern wollen. Ohne ungesetzlich zu handeln könnten sie nach Art. 1.*) in die Secunda das frühere Datum gar nicht mehr schreiben. Das Obergericht verurtheilte am 20. Juni die Beklagten unter einfacher Hinweisung auf Art. 1. Das klägerische außergerichtliche Vollstreckungsgesuch wurde zurückgewiesen, weil keine Wechselsache im eigentlichen Sinne vorläge. Auf beklagtische Revision wurde am 20. Juni bestätigend erkannt und besonders hervorgehoben: »[mit der Fassung von Art. 1. stimme es nicht, daß die Auslieferung sofort begehrt werden solle. Wenn auch bei Anstellung der Klage der Wechsel schon verfallen, so sei dies gleichgültig, namentlich in diesem Falle, da es in Hamburg 12 laufende Respittage gäbe u. s. w.

Untergerichts-Erkenntnisse vom 25. Juni: L—e g. H—t, P—r g. B—d, W—n g. W—n, F—e g. E—t, M—r g. F—n, W—r g. P—e S—z g. E—s, M—r g. G—n.

Obergerichts-Erkenntnisse auf 27. Juni: B—f & Con. g. K—ll, D—r g. A—s, B. & Pf. g. H. & K., P—r Ww. g. B—s, E—s g. Tw—r, H—n g. H—n, L—ß g. J. & Comp., M—t g. G. & W.

Untergerichts Debit-Sachen auf 27. Juni Nachmittags 3 Uhr: Wilkens Ww., Oestmann, Fohr, Ohm, Wollens, Meyer.

*) . . . Also ist auch der Trassant oder Nehmer dem Remittenten oder Geber ordinaire zween, auf benöthigten Falle aber mehrere Wechsel-Briefe auszuhändigen schuldig; wenn aber ein Fremder sola Wechsel-Brief verhandelt wird, ist der Mäkler vor dessen Schließung solches dem Geber zu avisiren und bekannt zu machen, gehalten.

**) — — das wahre Datum — sub poena falsi.

* Die Hausnummer.

Unter den neugebaueten Häusern, namentlich in der Vorstadt finden sich sehr viele, die nicht mit Nummern versehen sind; manche davon sind schon länger als 2 Jahre bewohnt, aber sie fehlen ihnen dennoch. Die Unbequemlichkeit welche daraus für das Publikum hervorgeht, die Unbestimmtheit bei der Verzeichnung derselben in Handfesten, wie z. B. Nro. *, sind zu sehr in die Augen fallend, als daß man nicht wünschen sollte, die rechte Ordnung fortwährend erhalten zu sehen. Es wäre daher gewiß zweckmäßig, wenn bei einem fertigen Hause die Nummer nicht nur sofort angebracht; sondern selbst vor dem Baue schon bestimmt würde, damit sie in die Handfesten, deren Willigung recht oft dem Bau eines Hauses vorher geht, aufgenommen werden könnte.

* Benefizvorstellung der Familie Lemke.

Am nächsten Montage wird zum alleinigen Vortheil der Familie Lemke eine Benefizvorstellung stattfinden. Der dritte Act von Schillers Wilhelm Tell und das beliebte Lustspiel „Der beste Ton“ werden zur Aufführung kommen und außerdem einige musikalische Pieeen, deren eine Madame Hagen vortragen wird.

Das Publicum kennt Herrn Lemke nicht bloß als einen thätigen und verdienten Künstler, sondern auch als einen ehrenwerthen Versorger einer zahlreichen Familie, und wird gewiß gerne unterstützen, wo es die Gewißheit hat, daß die Unterstützung so segenreich ist, wie in diesem Falle. Es ist daher sehr zu wünschen, daß diese Vorstellung zahlreich besucht werde, zumal da das zur Aufführung Ausgewählte den Freunden des Theaters einen angenehmen Abend verspricht.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den Juni 21. d. J.

Hermann Stöver Immobile, Faulenstraße Nro. 48, zu 7500 Mk. Käufer: Herm. Hinr. Graffstedt.

Berichtigung.

In der letzten Nummer S. 397, 2. Spalte statt: Waaren-Forderung lies: Waaren, Forderung.

Miscellaneen.

(Bremen, den 25. Juni.) Wenn die Umstände es auch nicht gestatteten, das Jubelfest der Buchdruckerfindung am 24. Juni 1840 mit dem Glanze in Bremen zu begehen, womit viele andere Städte es feierten, so sind doch den Genossen der edlen Buchdruckerkunst die Festklänge noch nicht verhallt, sondern schon 2 Jahre am Johannistage haben sie ihnen wieder freundlich geklungen und dasselbe Glöcklein, das sie damals rief zum frohen Verein, als am Morgen des denkwürdigen Festes das Dampfschiff auf den Wunsch des verdienstvollen Erbauers von den Typographen getauft ward, hat sie auch voriges Jahr und gestern wieder zusammen berufen.— Herr Schiffsbaumeister Lange in Vegesack, dessen Name einen so herrlichen Klang gewonnen, diesseits und jenseits der Meere, hat nämlich mit seiner edlen Uneigennützigkeit auch gestern wieder seinen Gutenberg, der nach dem großen Erfinder seinen Namen erhielt, zur Verfügung der Buchdrucker und ihrer Familien gestellt, die damit eine Fahrt nach Vegesack machten. Obgleich leider, wie in den beiden früheren Jahren, das Wetter nicht so recht günstig war, brachten die Passagiere doch ihre alte Heiterkeit mit und unter fröhlicher Musik ging es um 3 Uhr dem lieben Vegesack zu. Ohne sich dort aufzuhalten zog die ganze aus 130—140 Personen bestehende Gesellschaft nach der Schönebecker Weide, wo sie den Nachmittag mit Spiel, Tanz und Gesang in ungestörter Freude zubrachte, die dadurch noch erhöht wurde, daß Herr Lange und seine Gattin die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart beehrten und an dem Vergnügen Theil nahmen, und ihnen zu Ehren ward ein, von einem Typographen gedichtetes Lied gesungen. Um 7½ Uhr kehrte die Gesellschaft wieder nach Vegesack zurück und um 8 Uhr fuhr der Gutenberg mit seiner heiteren Ladung wieder gen Bremen. Sowohl auf der Hin- als Herfahrt hatte der biedere Gründer des Festes für eine freundliche Bewirthung gesorgt und dadurch sich doppelten Dank der Theilnehmenden erworben die der verlebten schönen Stunden froh, um 10 Uhr in Bremen ankamen. So wie diese drei Johannistage stets den Buchdruckern in der Erinnerung fortleben, so wird auch der Name Lange in ihren Annalen glänzen für alle Zeiten.

(Bremen.) Im Jahr 1841 betrug die Waarenausfuhr seewärts von Bremen einen Werth von 12,694,902 Thalern, worunter drei Millionen nach den Vereinigten Staaten, 2,864,000 nach Westindien, Mexico und Südamerika, 1,752,000 nach England und 1,205,000 nach Rußland. Der Betrag der Seeeinfuhr in Bremen 1841 erhob sich zu einem Belauf von 17,980,500 Rt. und umfaßt nach Gewicht ein Quantum von 3,600,000 Centnern. Um einzusehen was ein solches Güterquantum bedeuten will, möge hier angeführt werden, daß das ganze Güterquantum, welches von den niederländischen Häfen den Rhein aufwärts nach Deutschland geht, nach den Registern des niederländischen Rheinzollamts Lobitz an der preußischen Gränze im Jahr 1840 2,556,286 Centner betrug, woraus sich ergiebt, daß das Quantum der von der Seeseite in die Weser eingeführten Waaren um ein bedeutendes größer ist, als was von gleichen Waaren von den Niederlanden den Rhein aufwärts geschafft wird. Wegen der hohen Fluß- und Landfrachten von Bremen aus landeinwärts geht von der Bremischen bedeutenden Seeeinfuhr noch immer die Hälfte seewärts wieder fort; ein schlagender Beweis, welcher großer Ausdehnung der Welthandel fähig ist, wenn die nach dem Süden und Osten von Bremen aus führenden Handelsstraßen auf gleichen Fuß mit concurrirenden Handelsplätzen gestellt werden. Der nicht ruhende Unternehmungsgeist der Bremer hat bereits Bremen zum ersten Markt des Continents von Europa für Thran und Tabak gemacht; so von letztgenanntem Artikel importirt Bremen in der Regel jährlich mehr als Hamburg, Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen zusammen genommen.

(Ein gußeiserner Leuchtthurm. In der bekannten Maschinenfabrik von Robinson und Bramah, unweit der Vauxhall-Road Pimlico zu London, wird jetzt ein gußeiserner Leuchtthurm gefertigt, welcher für Jamaica bestimmt ist.

Der Thurm wird mit der Laterne 125 Fuß angeblich hoch, hat unten 18½, oben aber 11 Engl. Fuß im Durchmesser.

Er ist aus einzelnen Platten zusammengesetzt, welche unten im Thurme 1 Zoll, im obern Theile aber nur ¾ Zoll stark sind. Diese Platten sind viereckig und bilden Paralleltrapeze, welche genau nach der Verjüngung des Thurmes gegossen worden sind. Die Seiten derselben haben nach dem Innern des Thurms zugekehrte Ränder 3 Zoll breit, welche dazu dienen, die einzelnen Platten jeder Schicht zu einem hohlen abgestumpften Kegel zu verbinden, und die verschiedenen Schichten miteinander zu einem Thurme zu vereinigen. Jede Schicht ist etwa 10 Fuß hoch.

In Entfernung von 7 Zoll sind Mutterschrauben angebracht, welche die Platten unter sich zu einem abgestumpften Kegel und die einzelnen abgestumpften Kegel unter sich verbinden. Die Fugen zwischen diesen eisernen Werkstücken werden mit einem Eisenkitte ausgestrichen, welcher eben so fest wird als das Eisen selbst, so daß zuletzt die ganze Masse ohne Fugen erscheint. (Nach Behauptung des Herrn Robinson, woran aber etwas zu zweifeln, weil bis jetzt noch kein Kitt existirt, der für immer eine solche Festigkeit beibehielte.) Die Luft- und Lichtöffnungen auf dem Umfange des Thurmes sind 11 Zoll breit, 15 Zoll hoch.

Um diesen Thurm in Jamaica aufzustellen, wird in dem Granitfelsen ein Cylinder lothrecht, etwa 20 Fuß tief eingearbeitet, welcher genau den Durchmesser des Thurmes an der Basis erhält. In diesem Cylinder werden die beiden unten abgestumpften Hohlkegel eingepaßt, und dann der untre Theil des Thurmes in Granit mit Beton von Granatstücken ausgemauert, so daß nun der Fuß des Thurmes und der Felsen eine einzige Masse bilden. Im Innern des Thurmes wird eine hölzerne Treppe angebracht, um auf die gußeiserne Plateform der Laterne zu gelangen, die mit einem zierlichen Geländer umgeben ist, welche auf eisernen Trägern circa 4 Fuß rund um den Thurm vorragt, um so die Gallerie um die Laterne herum zu bilden

Die Beleuchtung soll mit mehreren Flammen geschehen, welche, durch ein Linsenglas wirken.

Welches ist wohl der Kostenunterschied, wenn man in Bremerhaven Kirche und Thurm von Eisen machte?

(Buchhandlung.) Die älteste noch bestehende deutsche Buchhandlung ist die von Graß, Barth und Komp. in Breslau welche 1503 gegründet wurde. Darauf folgt die Enderʼsche in Nürnberg, seit 1604. Aus dem 17. Jahrhundert bestehen überhaupt noch 25 Buchhandlungen, darunter die Cottaʼsche und aus dem 18. schreiben sich 204 her.

(Nehmt ein Exempel daran!) Von Lady Elisabeth Woodville, der nachherigen Gemahlin Eduards IV, von England, ist noch ein Taschenbuch vorhanden, in welches diese liebenswürdige, schlichte, edle Königin, da sie noch in ihrer Eltern Hause lebte, die kleinen Freuden und Beschäftigungen ihrer Jugend aufzeichnete. Folgende Stellen mag unsern eleganten Damen zeigen, was damals edler Frauen Wirken war, Elisabeth schreibt: Montag Morgens. Um 4 Uhr aufgestanden und Gatharinen beim Melken der Kühe geholfen. Die andere Magd hat sich gestern auf schreckliche Art die Hand verbrüht. Ich mußte ihr Umschläge auflegen. Den Robin schickte ich in die Apotheke.— Morgens 6 Uhr. Ich überzeugte mich, daß das Rindfleisch zu weich gekocht war. Auch das Bier schmeckte sauer. NB. Den Koch werde ich wegen seiner Fahrlässigkeit zur Rede stellen.— Vom Bier werde ich eine frische Tonne anzapfen lassen.— Um 7 Uhr. Ich habe Milady Mutter in den Meyerhof begleitet. Wir haben da fünfundzwanzig Männer und Frauenzimmer gespeist. Robert erhielt einen Verweis, weil er maulte, daß er das übrig gebliebene Fleisch essen sollte. — Um 8 Uhr. Ich ging mit Dorothea, meiner Zofe, in den Busch hinterm Schlosse. Ich holte unsern jungen Klepper Thumb ein und schwang mich auf ihn, und ritt so ungefähr sechs Meilen weit ohne Sattel und Zügel.«

(Liszt und Ole Bull.) Im Rainville'schen Garten zu Altona fand am 5. Juni ein Diner Statt, bei welchem Liszt, der mit Lorbeern und 200,000 Rubeln zurückkehrte, und Ole Bull ihr Zusammentreffen feierten, und welchem auch mehrere russische, vornehme Herren und Damen beiwohnten.

(Die Gothaer Lebensversicherungsbank) macht in einem ausführlichen Berichte die sehr günstigen Ergebnisse des Jahres 1841 bekannt. Durch ungewöhnlich große Theilnahme ist der Bestand der Versicherungen auf 10,875 Personen mit 17,669,400 Thlr. Versicherungssumme, der Bankfonds auf 2,911,231 Thlr. gestiegen. Für 159 Sterbefälle wurde eine Summe v. 280,000 Thlr. verausgabt und dadurch gewiß manche Thräne getrocknet, manche Noth gelindert. Gleichwohl ergab sich noch ein Ueberschuß von 151,691 Thlr., der 24 % Dividende erwarten läßt. Wer die Versicherungssumme nach Erreichung eines bestimmten Alters noch bei Lebzeiten erhalten will, kann dieß durch Entrichtung jährlicher Zusatzprämien erlangen. Diese neue Einrichtung hat schon mehrfache Benutzung gefunden und verdient Solchen empfohlen zu werden, welche die Versicherung zugleich zu einer Versorgung ihrer eignen Person im höheren Alter benutzen wollen.

(Unsterbliche Schinken.) In der Kasseler Zeitung kündigt jetzt ein Herr Arnold Hull unsterbliche Westphälische Schinken an: Schinken, sagt er, die sich hundert Jahr und drüber frisch und gut erhalten; Schinken die nie übel riechen werden; Schinken, die ein Bischen ausgesotten, wie Lavendel mit Ananas schmecken: Schinken, die auf dem Meere, je länger sie eine Reise machen, desto mürber bleiben: Schinken, welche die Männer stark und die Frauen frisch erhalten; Schinken, welche das Alter verschönern und die gute Laune erwecken; Schinken, welche ein Kind essen kann, ohne eine Uebelkeit zu verspüren; Schinken für Wöchnerinnen, Ammen und Ballfräuleins; Schinken die sich selbst, ihren Erfinder und ihre Verzehrer unsterblich machen, mit einem Wort: Schinken, von welchen — das Pfund einen halben Gulden kostet!

(Dr. Strauß.) Ein Schreiben aus Stuttgart will wissen, Fräulein Agnese Schebest habe als Norma von der Bühne Abschied genommen, auf der sie nie wieder erscheinen werde, da sie sich mit Dr. Strauß verlobt habe.

(Amusantes.) Es ist bekannt, welche Lächerlichkeiten mitunter Firmas durch Sprachfehler, als unrichtige Schreibart, falsche Interpunktion u. s. w. bieten. Das neuhergerichtete Gasthaus zu Gerolshausen, Landgericht Ochsenfurt, prangt mit der Firma: »Gasthaus zum Ochsen Johann Schwab.«

(Heidelberg.) Die Zahl der hiesigen Studirenden beträgt im jetzigen Sommersemester 602; außer ihnen besuchen 22 Personen reiferen Alters und 12 conditionirte Chirurgen und Apotheker die Vorlesungen.

(Lamartine) wird ehestens nach Algier abgehen, und die verschiedenen Theile der französischen Besitzungen in Afrika bereisen.

(Bayern.) Zur Beendigung der kirchlichen Wirren in Spanien hat der Pabst allgemeine Gebete angeordnet, und damit diese um so zuversichtlichere Erhörung finden mögen allen einen vollkommenen Ablaß ertheilt, die binnen 14 Tagen reulg beichten und communiciren und während dieser Zeit die vom Bischof bestimmte Kirche täglich dreimal besucht und in derselben für den lieben Frieden eifrig gebetet haben, wodurch sie sich die größten Gnaden zu ihrem Seelenheil theilhaftig machen.

(Das Bühnenpersonal am Königl. Theater in Berlin) besteht aus 1900 Personen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 51.

Bremen, Sonntag den 26. Juni 1842.

Gestorben:

Nro. 656. Den 22. Juni. Des Arb. Joh. Friedr. Senne Sohn, 9 Jahr, Rosenthal Nro. 8.
— 657. Den 22. — Der Arb. Hermann Rauch, 42 Jahr, Hastedt Nro. 42.
— 658. Den 22. — Des Ausmieners Georg Friedr. Wilh. Weidemann Ehefr., fgeb. Spincken, 69 Jahr, Hohestraße Nro. 13.
— 659. Den 23. — Der Soldat Gerh. Hahlworth 34 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 29.
Nro. 660. Den 23. — Der Landmann Hinrich Hoormann, 24 Jahr, Haferkamp Nr. 6.
— 661. Den 24. — Die Näherin Minna Nahrmann, 37 Jahr, Hastedt Nro. 63.
— 662. Den 24. — Des Tabacksfabrikanten Hermann Drechsler Tochter, 2 Stunden, Bischofsnadel No. 9.
— 663. Den 24. — Des Arb. Joh. Friedr. Evers Sohn, 4 Wochen, auf dem Häfen N. 13.
— 664. Den 24. — Der Arb. Hermann Gardelmann, 66 Jahr, in der Wisch.
— 665. Den 24. — Der Consumtions-Einnehmer Diedrich Pols, 73 Jahr, am neuen Canal.
— 666. Den 25. — Der Cigarrenmacher Joh. Christian Jäger, 44 Jahr, gr. Annenstraße Nro. 51.

Geburten:

Nro. 816. Den 21. Juni. Des Cigarrenmachers Ernst August König Ehefr., geb. Homann, Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 4, von einem Mädchen.
— 817. Den 21. — Des Bleichers Christian Heinrich Trautmann Ehefr., geb. Petersen, Barkhof Nro. 5 F, von einem Knaben.
— 818. Den 21. — Des Schneidermeisters Friedrich Wilh. Leonhardt Ehefr., geb. Busch, Osterthorstraße Nr. 32, v. einem Mädchen.
— 819. Den 22. — Des Schneidermeisters Christian Jacob Bandow Ehefr., geb. Oertzen, gr. Rosenstraße Nro. 41, von einem Knaben.
— 820. Den 22. — Des Segeltuchmachers Ernst Heinrich Leonhardt Ehefr., geb. Meyer, Stephanithorssteinweg Nro. 26, v. e. M.
— 821. Den 22. — Des Schuhmachermeisters Joh. Georg Wilhelm Ahrens Ehefr., geb. Klusmann Brunnen, Gang Nro. 4, von einem Knaben.
— 822. Den 22. — Des Schiffscapitains Heinr. Wilh. Greve Ehefr., geb. Bödeker, Ansgariithorscontrescarpe, von einem Mädchen.
— 823. Den 23. — Des Cigarrenmachers Friedrich Wilhelm Eilermann Ehefr., geb. Meyer, Schmidtstraße, Nro. 2, v. e. Mädchen.
Nro. 824. Den 23. — Des Küpergesellen Johann Peter Henschen Ehefr., geb. Helmich, Gerberhof Nro. 3, von einem Knaben.
— 825. Den 23. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Diedr. Ilse Ehefr., geb. Kottmeyer, Paulsberg Nro. 23, von einem Knaben.
— 826. Den 23. — Des Schneidermeisters Friedrich Martens Ehefr., geb. Schaer, Neuenstr. Nro. 62., v. e. Mädchen.
— 827. Den 24. — Des Malers Joh. Peter v. Horn Ehefr., geb. Lönnecke, Balgebrückstraße Nro. 21, von einem Knaben.
— 828. Den 25. — Des Sprachlehrers Clemens Alb. Pajeken Ehefr., geb Sparck, Osterthorssteinweg, von einem Knaben.
— 829. Den 22. — Des Arb. Diedr. Hinners Ehefr., geb. Behrens, Hülsberg Nro. 6, von einem Mädchen.
— 830. Den 23. — Des Tischlermeisters Georg Joh. Bernhöft Ehefr., geb. Husmann, Jacobikirchhof Nro. 4, von einem Mädchen.
— 831. Den 24. — Des Tabacksfabrikanten Hermann Drechsler Ehefr., geb. Kühnken, Bischofsnadel Nro. 9, von einem Mädchen.
— 832. Den 25. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Hermann Droste Ehefrau, geb. Bätjer, Mühlenstraße Nro. 15, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 308. Der Kaufmann Justus Throdor Wilhelm Leiditz und Maria Margaretha Altmann hies.
— 309. Der Maurergesell Hans Christian Ehlers zu Altona und Maria Helene Dorothea Schwecke zu Solingen.
Nro. 310. Der Schweineschlachter Joh. Herm. Waltjen und Betha Nullmeyer beide von hier.
— 311. Der Tischler zu Felde, Kirchspiels, Ride Johann Hinrich König und Johanna Elisabeth Schwartz.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 52.

Bremen, Donnerstag den 30. Juni 1842.

* Gedichte

von E. F. aus Braunschweig.

II. Der Roland zu Bremen.

An jedes Jahrhunderts Schwelle,
In stiller Mitternacht,
Da ist auf dem Markte zu Bremen
Der alte Roland erwacht.

Es strömt durch die riesigen Glieder
Aufs Neue Lebensgluth;
Von seinem Steine steigt nieder
Der Ritter wohlgemuth.

Mit lautem, tönendem Schritte,
Mit ehernem Waffenklang,
So schreitet er auf und nieder
Dem alten Rathhaus entlang.

Und plötzlich hemmt er sinnend
Der Schritte schnellen Lauf,
Und schaut zu den Kaiserbildern
Am alten Rathhaus hinauf.

Es weicht aus ihren Augen
Des Schlafes schwerer Bann,
Sie schau'n doch den Mann auf dem Markte
Mit Lust und Liebe an.

In ihres Antlitzes Zügen
Der edle Recke lies't:
Ob Deutschland im alten Jahrhundert
Auch groß gewesen ist.

Und wann er sie dann lächeln
Und freundlich ihn grüßen sieht:
In seinem treuen Gemüthe
Die Freude wundersam blüht.

Im Jahre Eintausend achthundert,
In stiller Mitternacht,
Da war Herr Roland, der Riese,
Auch wieder vom Schlaf' erwacht.

Doch düster blickten die Kaiser,
Gar düster auf ihn zumal;
Ach, ahnten sie Deutschlands Knechtschaft,
Und Deutschlands tiefen Fall? —

Da hob sein Schwert Herr Roland:
„Wohl weiß ich, was das heißt!
Doch will ich mit Donner ihn wecken
Den deutschen, kräftigen Geist!"

Im Jahre Eintausend neunhundert
Im stiller Sylvesternacht,
Wird wieder Herr Roland wandern,
Von langem Schlaf erwacht.

Die Kaiserbilder aber
Sie schlossen ihr Auge zu,
Auf ihres Antlitzes Zügen
Liegt ewige Grabesruh.

Das deutet Herr Roland gar seltsam:
„Trägt denn der Doppelaar
Nicht noch die herrliche Krone
Vom Golde, hell und klar?"

„Und hör' ich nicht deutsche Sprache,
Einfältig, fromm und schlicht,
Und strahlt nicht auf deutsche Lande
Noch Gottes Sonnenlicht?“ —

Dumpf tönet dann eine Stimme,
Ihm deucht, daß Karolus sie spricht:
„Der Aar trägt Oesterreichs Krone,
Die Krone von Deutschland nicht!“

Die Krone, die Kaiserkrone,
Sie fiel von dem deutschen Haupt!
Der Sturm hat die Kaiserreiche
Zerschmettert und entlaubt!“ —

Dem alten Roland, dem Recken,
Vor Schrecken das Schwert entfällt;
Der bebt ihm durch alle Glieder;
Und bitterlich weinet der Held. —

Bald aber, mit kräftigem Muthe,
Hat er sich wieder ermannt,
Und rafft das Schwert von dem Boden,
Und trägt es in riesiger Hand. —

„Ist Deutschlands Kaisereiche
Gebrochen auch und entlaubt,
Und trägt die deutsche Krone
Auch nimmer ein Kaiserhaupt;

„Und schlafen die deutschen Kaiser
In ewiger Grabesnacht:
Der Roland am Markte zu Bremen,
Der alte Roland wacht!“ —

„Denn nimmer, so fühl' ich flammend
Tief meine Brust es durchwehn,
Nie wird im Strome der Zeiten
Mein Deutschland untergehn!“ —

„Ich kenne die deutschen Männer,
Ich kenne die deutsche Treu';
Mag sie auch einmal wanken,
Bald fest wird sie auf's Neu!“ —

„Noch steht auf dem Markte zu Bremen
Der alte, treue Roland,
Und schauet, wie fest und fester
Sich schlingt der Eintracht Band!“ —

Als Roland dies gesprochen,
Da lächeln die Kaiser ihm zu;
Das Wort hat sie geweckt
Aus ihrer tiefen Ruh. —

Und von dem Dom zu Bremen
Die erste Stunde schlägt:
Da steht auf seinem Steine
Der Roland unbewegt. —

O, Roland, du treuer Ritter
In stattlicher Kriegestracht:
Freu' dich noch manch' Jahrhundert
In stiller Sylvesternacht! —

Des Henkers Prophezeihung.

Ein historisches Factum, von Isabella Romer.

In fast allen Ländern erregt das Amt des Henkers in den Gemüthern eine tiefe Verachtung, nicht sowohl wegen der schrecklichen Functionen, die dasselbe mit sich bringt, als, weil man weiß, daß im Allgemeinen derjenige, welcher sich zu solchen Dingen hergiebt, selbst ein Auswurf der Gesellschaft ist, ein verurtheilter Schuldiger, dem sein werthloses Leben nur unter der Bedingung geschenkt worden, daß er von nun an das Werkzeug der Gerechtigkeit bei Vernichtung seiner Mitschuldigen werde. So lange die Todesstrafe noch nicht abgeschafft ist, müssen diese verachteten Wesen als nothwendige Stützen der Gesetze angesehen werden; man mag sie als privilegirte Mörder verabscheuen, sie sind in der That aber nur die Chirurgen der menschlichen Gesellschaft, die durch ihre Dienstleistungen dem Umsichgreifen der Verderbniß Einhalt thun, indem sie die verdorbenen Glieder, welche sonst den ganzen Körper der Gesellschaft anstecken würden, abnehmen. In Frankreich ist das Amt des Scharfrichters auf ganz verschiedenem Fuße eingerichtet, denn obgleich dasselbe dort in eben dem Maße der öffentlichen Verachtung preisgegeben ist, so beschränkt sich diese doch nur auf das Geschäft selbst, und geht nicht auf den Vollstrecker desselben über; in diesem Lande ist das Scharfrichteramt mit einem schrecklichen Ansehen bekleidet, es ist erblich und geht ohne Unterbrechung vom Vater auf den Sohn über; im Fall aber, daß keine männlichen Nachkommen vorhanden sind, fällt es auf den nächsten Verwandten von dem man erwartet, daß er das schreckliche Amt, welches als ein Erbdienst der

Familie angesehen werden kann, annehme. In früheren Zeiten war dies ein unumgängliches Gesetz und auf die Vollziehung desselben ward mit der größten Strenge gehalten; nichts konnte die Söhne und nächsten Verwandten von der Pflicht, Nachfolger in jenem schrecklichen Berufe zu sein, entbinden, und es sind mehrere Fälle vorgekommen, wo junge Männer lieber freiwillig ihr Vaterland verlassen haben, als daß sie sich dem tyrannischen Gesetze gefügt hätten, welches sie auf diese Weise zwingen wollte, Blut zu vergießen; auch ist es factisch, daß Väter, welche fanden, daß lange Jahre der Praxis ihr Gemüth nicht mit dem blutigen Geschäft, das ihnen oblag, auszusöhnen vermochten, ihre Söhne in entfernte Länder sandten und sich für immer von ihnen trennten, um sie von einem Lebensberuf zu befreien, welcher nicht allein dem menschlichen Gefühl zuwider ist, sondern auch den, welcher ihn ausübt, gleichsam in den Bann thut und ihn ausschließt von der Gemeinschaft mit seinen Nebenmenschen. Aber dergleichen Beispiele sind selten, und obgleich die erbliche Nachfolge nicht mehr wie früher unumgänglich von dem Gesetze befohlen wird, so folgt doch in neunzehn oder zwanzig Fällen der Sohn seinem Vater in dem Amt des exécuteur des hautes oeuvres mit eben so wenig Bedenklichkeit, als wenn es das des Generalsecretärs der Pairskammer wäre.

Das Geschäft des Scharfrichters zu Paris ist einige Menschenalter hindurch in derselben Familie geblieben, und das Geschlecht Sanson's (oder Monsieur de Paris, wie er gewöhnlich genannt wird,) kann sich rühmen, während der beiden letzten Jahrhunderte das Blut aller Verbrecher und Schuldigen jeder Art in der Hauptstadt vergossen zu haben; in neuerer Zeit leider! aber auch des Reinsten und Edelsten, was das Königreich aufzuweisen hatte — das Blut der königlichen Märtyrer und Derer, welche treu ihnen anhängend ein gleiches Schicksal erfuhren! Welch' eine schreckliche Chronik könnte aus den Traditionen dieser Familie angefertigt werden! — Und dennoch sollen diese Sanson's, geboren und erzogen zu einer Erbfolge, bei der man sich nicht des Gedankens entschlagen kann, daß Functionen solcher Art nothwendig einen grausamen und rohen Charakter zur Folge haben müssen — sollen diese Männer, welche wie Parias gemieden sind, nicht einen öffentlichen Wagen oder das Theater betreten dürfen, mit Verachtung aus der Gesellschaft ausgestoßen werden, nur mit Leuten ihres Handwerks in Familienverbindung treten können, und um es kurz zu sagen, auf eine so verächtliche Weise sich behandelt sehen, daß man denken sollte, ihr Herz müßte von Bitterkeit gegen ihre Nebenmenschen erfüllt sein, sie sollen, sage ich, gut, sanften Charakters, ausgezeichnet in ihren Familienverhältnissen und mildthätig gegen die Armen sein: Ich erinnere mich, daß ich vor einigen Jahren eines Tages zu einem Kaufmann ging, dessen Laden in der von dem Scharfrichter von Paris bewohnten Straßen und seinem Hause grade gegenüber lag, und neugierig, etwas von seinen schrecklichen Nachbarn zu erfahren, einige Fragen über dieselben an ihn richtete, erwartend, die fürchterlichsten Dinge über sie zu hören. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß die wahrhaft patriarchalische Familie der Sanson, welche seit drei Generationen dasselbe Haus bewohnte, von Liebe und Güte beseelt sei, daß der Henker selbst sich durch eine besondere Feinheit in seinen Sitten auszeichne und seine Mußestunden vorzugsweise mit Blumenzucht und Clavierspielen hinbringe! Der Mann erzählte noch außerdem, daß Monsieur de Paris sehr comfortabel lebe, daß sein Haus schön eingerichtet sei, und er ein Einkommen beziehe, daß sich auf 20,000 Francs belaufe, von denen ein großer Theil den Armen und Nothleidenden zu Gute komme. „Ja, Madame," — so schloß mein Berichterstatter — „wenn Jedermann so viel Gutes thäte, wie der Scharfrichter von Paris, es würde nicht so viele Unglückliche geben."

(Fortsetzung folgt.)

Die große Sonnenfinsterniß am 8ten Juli 1842.

Von Dr. Nürnberger.

Ich glaube die Bedürfnisse und Wünsche eines großen Theils unserer Leser und Leserinnen ganz richtig zu würdigen, wenn ich mich bemühe, sie über die bevorstehende merkwürdige und seltene Himmelsbegebenheit der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Juli so faßlich als möglich zu unterhalten. „Mein Gott," hat man mir gesagt, „Gelehrtes haben ja die sehr verdienten Herren N. und N. N. genug darüber geschrieben; Sie (nämlich ich) sollen uns das nun so recht hübsch leicht und angenehm begreiflich machen." — In der That, wie leitet auch der vortreffliche französische Astronom Lalande, welcher Gründlichkeit mit einer angenehmen Leichtigkeit geschickt zu verbinden versteht, seinen Vortrag über Sonnenfinsternisse ein? Mit dem vermeintlich Allbekanntesten davon: „Les éclipses du soleil,"

sagt, er, „sont produites par l'interposition de la lune qui, dans ses conjonctions, passe quelquefois directement entre nous et le soleil: elle nous le cache alors en tout ou en partie.“ — Nun allerdings, da der Mond um die Erde läuft und die Erde, also begleitet von ihm, die Sonne umkreist, so muß es sich dabei wohl zuweilen ereignen, daß er solchergestalt zwischen sie und uns tritt und sie uns auf einige Zeit verdeckt. Man sollte sogar meinen, dies müsse öfter geschehen, und ich werde daher zunächst wohl zu zeigen haben, weshalb zumal totale Sonnenfinsternisse zu den so sehr seltenen Himmelserscheinungen gehören.*)

Ich bitte, um dies recht anschaulich machen zu können, zwei Ringe, einen größeren und einen kleineren, von den Fingern zu streifen und auf den Tisch neben einander zu legen. Der größere soll die Bahn der Erde um die Sonne, der kleinere die des Mondes um die Erde vorstellen; und wir haben uns also im Mittelpunkte jenes ersten Ringes die Sonne, im Mittelpunct des zweiten aber die Erde vorzustellen. Umgeben von diesem letzteren Ringe (dieser Mondbahn), durchläuft die Erde demnach den Umfang des ersteren, indeß der Mond in jenem kreist; und da beide Ringe auf der Tischplatte, also in einer und derselben Ebene liegen, so müßte der Mond, wofern die Bahnen im Weltraum genau eben so angeordnet wären, wie hier die Ringe auf dem Tische, bei jedem Umlaufe schlechterdings einmal dergestalt zwischen Sonne und Erde (den Mittelpuncten beider Ringe) hindurch gehen, daß er sich mit beiden in einer geraden Linie befände, welche wir durch einen vom Mittelpuncte des ersten zu dem des zweiten reichenden Zwirnfaden bezeichnen wollen. Der Mond würde also, unter dieser Voraussetzung, bei jedem Umlaufe (in jedem Monate) so zwischen Erde und Sonne treten, daß er uns die Sonne verdeckte, d. h. wir würden jeden Monat (bei jedem Neumonde) eine Sonnenfinsterniß (und vierzehn Tage nachher, bei jedem Vollmonde, eine Mondfinsterniß) haben. Dies wird beim bloßen Anblicke der Ringe, wie wir sie hier vor uns auf der Tischebene liegen sehen, vollkommen anschaulich.

Nun hat aber die höhere Hand, durch welche die, wiewohl auch ringförmigen Bahnen der Erde um die Sonne und des Mondes um die Erde bestimmt worden sind, nicht ganz die nämliche Anordnung beliebt, welche wir eben den Ringen gegeben haben: sie hat die Bahn des Mondes nicht ganz in derselben Ebene mit der Bahn der Erde um die Sonne gelegt, sondern gegen dieselbe etwas geneigt, so daß beide also nur eine Durchschnittslinie mit einander gemein haben, an deren beiden Endpuncten der Mond allein in den Ring der Erdbahn tritt, indeß er sich an allen andern Stellen über oder unter der Ebene derselben befindet. Man kann sich auch dies versinnlichen, wenn man den kleinen Ring schief durch den großen steckt, und wird nun leicht finden, daß der Mond bei dieser veränderten Lage sehr oft zwischen Erde und Sonne durchgehen kann, indem er sich noch hoch über dem Faden befindet, und daß nur selten ein Durchgang gerade in oder auch nur nahe bei diesem Faden eintreten wird. — Einige Versuche in der Anordnung der Ringe, bald an dieser, bald an jener Bahnstelle, welche kleine, spielende Bemühung ich den Lesern freilich selbst anheim geben muß, zeigen dies augenblicklich; und eine Ursache des weniger häufigen Eintritts von Sonnen- (und Mond-) Finsternissen, als bei unserer ersten Voraussetzung, wäre damit also glücklich entdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Um einem Mißverständnisse vorzubeugen, flücht' ich mich hier in eine Anmerkung. Im Allgemeinen nämlich fallen zwar Sonnenfinsternisse gar nicht so sehr selten vor; sie sind sogar viel häufiger als Mondfinsternisse. Da aber Sonnenfinsternisse immer nur auf einem geringen Theile der Erdoberfläche sichtbar sind, wogegen eine Mondfinsterniß, indem sie in einer wirklichen Beraubung des Lichtes besteht, auf der ganzen eben vom Monde beleuchteten Halbkugel der Erde ganz gleich gesehen wird, so sind die sichtbaren Sonnenfinsternisse für einen bestimmten Ort der Erde seltener als die Mondfinsternisse. Das Verhältniß ist etwa wie 4: 11; d. h. man sieht durchschnittlich z. B. in Stuttgart in dem nämlichen Zeitraume, in welchem dort nur vier (große oder kleine) Sonnenfinsternisse zu Gesicht kommen, überhaupt eilf Mondfinsternisse.

* Haiti.

Je seltener uns Gottlob die schrecklichen Nachrichten von stattgefundenen Erdbeben in neuerer Zeit zukamen, desto erschütternder sind die Berichte über die traurigen Ereignisse auf Haiti, und mit Spannung sieht eine ganze Welt den näheren Nachrichten von diesem Schauspiele des Schreckens entgegen. Es möchte wohl daher auch nicht uninteressant sein den Lesern des Bürgerfreundes einige kurze Notizen über die Insel Haiti und die darauf befindlichen Städte zu geben. – Columbus, der hier zuerst am 6. December 1492

landete, baute hier ein kleines Fort, die erste spanische Niederlassung in diesem Welttheile, und nannte die Insel die bisher Haiti geheißen Hispaniola bis sie später nach der Hauptstadt San Domingo getauft ward. Das zwar heiße, aber durch kühle Winde gemäßigte Klima ist selbst für Europäer gesund, wenn sie gehörige Vorsicht beobachten. Der Boden ist sehr fruchtbar, besonders in den Ebenen, doch auch die Berge (bis 6000 Fuß hoch) sind fruchtbare Höhen. Der Handel mit den Hauptproducten, Kaffee, Baumwolle, Zucker, Indigo, Taback, Reis, Südfrüchten, Hirse, Mais, Wein, Melonen, Farbe- und andern Hölzern hat in Folge der großen Umwälzungen gegen früher zwar abgenommen, hebt sich indeß doch langsam wieder, besonders nahm die Ausfuhr von Mahagoniholz zu. — Vom ersten Betreten der Spanier an war diese Insel ein Schauplatz mannigfacher Kriege und Umwälzungen bis Frankreich durch kön. Verordnung vom 17. April 1825 die Unabhängigkeit St. Domingos anerkannte. Bereits gegen Ende d. J. 1533, also in 41 Jahren hatten die Spanier die über eine Million starke, friedliche Urbevölkerung vertilgt; bald war sie ihnen nicht mehr wichtig genug und so ward es französischen Abenteurern leicht dort festen Fuß zu fassen, besonders im westlichen Theile; die französische Regierung nahm sich dieser Niederlassungen immer ernster an, erlangte im Jahre 1697 die Abtretung dieses Theiles und durch den Frieden zu Basel 1795 auch die des östlichen.

Die Bevölkerung bestand aus Negern und Mulatten (Abkömmlingen der Negerinnen und Weißen.) Viele dieser Mulatten, als Christen erzogen und Leute von Talent und Bildung die über ihren weißen Beherrschern standen, fühlten indeß bald ihre Ueberlegenheit; sie wollten ihre Menschenrechte geltend machen, vereinigten sich, zu ihrem Unglück mit den Negern zu einer Empörung und so beschleunigte dies, so wie das schwankende Benehmen des Nationalconvents das Unglück dieser Colonie. Dieser Convent gab ihnen nämlich am 15. Mai 1792 das Recht an den Colonialversammlungen Theil zu nehmen, hob es jedoch nach wenigen Monaten wieder auf; diesem widersetzten sie sich und hiemit begann der Krieg mit allen seinen Gräueln. Am 13. Juni 1793 ward die Stadt Cap Français von Mulatten und Negern überwältigt und die Weißen, die dem Gemetzel entkamen, flüchteten nach Nord-Amerika. Eine kleine Truppenzahl ward von Frankreich nach St. Domingo geschickt, von den Weißen aber, die die übrigen Forts besaßen und für die königliche Partei in Frankreich waren, nicht ans Land gelassen. Im September 1793 eroberten die Engländer 2 Häfen und Festungen, die sie jedoch wieder verloren, nachdem die Neger in den französischen Colonien volle Freiheit und Rechte erhalten hatten. An ihrer Spitze stand Toussaint l'Ouverture, der der Insel 1801 eine eigene Verfassung gab, Statthalter auf Lebenszeit ward und alle Sklaverei auf ewig abschaffte. Zum Befehlshaber der Capstadt (Cap Français) ernannte er Henri Christoph, einen geist- und kraftvollen Mann der mit Ruhm als Oberster im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege, und zuletzt auf St Domingo focht.

Als der franz. Generalcapitain Leclerq mit einer Flotte von 25000 Mann landete, wies er Buonapartes Anträge zurück, verbrannte die Stadt, setzte nebst Dessalines und Petion unter Toussaint den Krieg im Gebirge fort, unterhandelte 1802 mit dem französischen General Hardy den Unterwerfungsvertrag und trat unter Dessalines unter die Fahne des Aufstandes. Die Sache der Unabhängigkeit siegte, die Franzosen schmolzen immer mehr zusammen und St. Domingo war für Frankreich verloren. Nun aber errang der dumme Tyrann Dessalines die Oberherrschaft, er nannte die Insel wieder Haiti, und ließ sich unter dem Namen Jacob I. zum Kaiser krönen, ward aber nach 2 Jahren in einer neuen Revolution ermordet. Die Leiter dieser Verschwörung, Volk und Heer stellten nun General Christoph an die Spitze des Staats; allein Petion, selbst einer der Verschworenen strebte bald nach dieser Gewalt und ein zweijähriger Krieg trennte den Süden vom Norden. Dort entstand unter Präsident Petion die Republik, hier der Staat Haiti unter Präsident Christoph; jene zerstörten die Factionen, diese befestigten Ordnung und Gesetz, unter des weisen Christophs Leitung und so ward dieser unter dem Namen Heinrich I. am 2. Juni 1811 zum König ausgerufen und gekrönt.

(Schluß folgt.)

* Thorsperre.

(Eingesandt.)

Je wichtiger die Sperr-Einnahme für den Staat ist, desto aufmerksamer sollte man die Controle über die Einnehmer führen und desto strenger überhaupt das Ganze dieses Zweiges unseres Staatshaushalters bewachen, bei dem so leicht Unterschleife und Unordnungen vorfallen können. Die Veranlassung, die betreffende Behörde auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen, ist die Einnahme des Sperr-

geldes am Heerdenthore. An diesem Thore betrug die Einnahme von 1839 bedeutend mehr als in den früheren Jahren; und einen so außerordentlichen Mehrbetrag, daß es sich der Mühe lohnt zu fragen: Woher kommt das? woher kommt es, daß das Heerdenthor sich so bedeutend vor sämmtlichen andern Thoren auszeichnet! Eine bestimmte Antwort vermag der Einsender Dieses nicht zu geben, aber am Heerdenthor besteht eine Controle, an den andern nicht! Gewiß lohnt es sich der Mühe bei einem so wichtigen Gegenstande auf die Ursache zu achten, und sollte sie wirklich die vermuthete sein, dann wäre es doch gewiß gut, wenn an allen Thoren eine genaue Controle statt fände, und es bedarf doch wirklich so großen Nachdenkens nicht um einzusehen, wie leicht Unregelmäßigkeiten einreißen können, wenn solche wichtige Einnahmestellen nicht gehörig bewacht werden.

* Richtung des neuen Theaters.

Am 28. Juni Nachmittags fand mit geziemender Feierlichkeit in Anwesenheit der Direction des Vereins und vieler Kunstfreunde die Richtung des neuen Theater-Gebäudes statt. Möge nun Thalia bald ihren Einzug halten und eine neue Kunst-Epoche für Bremen beginnen! Nach alter Sitte wurde heute eine Fest-Rede vom Polier gehalten, welche wir nachfolgend mittheilen:

Bei Richtung des neuen Theaters.

Mit Freuden trete ich in diese Mitte,
Und bringe Dank und Gruß den Edeln Allen
Die beizuwohnen einer alten Sitte
Sich eingestellt in dieses Tempels Hallen!
Zwar ist das Werk bei weitem nicht vollendet
Und nur die Schaale zeigt sich von dem Kern,
Doch hoffen wir, mit Gott es wird geendet
Und leuchten dann — gleich einem schönen Stern!

Der Maurer Hand schuf feste Fundamente,
Worauf der Bau sich stolz erheben kann,
Zu trotzen so der Kraft der Elemente,
Im Sturm nicht wankend, zeigt er sich als Mann —
Dem es wohl ziemt das Haupt geschmückt zu haben
Wie wir als Zimm'rer heute es gethan,
Mit frohem Herzen brachten wir die Gaben —
Und grüßen alle nochmals die sich nah'n!

Der Zweck ist gut, drum wird es auch gelingen
Zu schaffen was das Ganze noch begehrt,
Die Harmonie geleitet das Vollbringen,
Daß keine Zwiespalt je das Wirken stört —
Das viele Freunde muthvoll hier begonnen,
Die für die Kunst ein Opfer ja nicht scheu'n;
Dann wird das Ziel auch sicher bald gewonnen
Und der Vollendung jeder sich erfreu'n!

Vereinen werden sich der Künste viele
Mit ihren Werken zieren Thalia,
Zum ernsten Anschaun, wie zu frohen Spielen
Verlocken Manchen aus der Fern' und nah,
Zu seh'n wie sich das Leben vielfach zeiget
Zu fühlen wie die Kunst es wohl versteht,
Erheiterung aus ihr sich zu uns neiget
So Last wie Mühe zauberschnell vergeht!

Zuvor sei denn der Schauspielkunst geweihet:
Ein volles Glas, ich heb' es froh empor,
Ihr Mitgehülfen, hier um mich gereihet,
Thut mir Bescheid und stimmet an im Chor.
(Die Kunst.)
Ein zweites Glas, es gelt' den Directoren,
Durch deren Muth zur Wirklichkeit erschien —
Was scheeler Zweifel sprach: es ist verloren —
Triumphe feiert heute ihr Bemühn! —
(Direction.)

Ein dreifach „Hoch" es werd' dem Planerfinder
Und unsern Meistern, welche im Verein
Wir jetzt begrüßen als des Baues Gründer
(Seemann. Poppe. Müller.)
Ein dreifach „Hoch" darauf stimmt nun mit ein!
Und dann Euch Allen, die mit Kopf und Hände
Zum Werke rüstig, ohne Unterlaß,
Euch bringe ich bei dieses Festes Ende
Als Mitgehülfen jetzt das letzte Glas.
(Die Gesellen.)

Uns soll der Kranz in seinem bunten Schimmer,
Ein munternd Zeichen bleiben alle Zeit,
Die Lust zur Arbeit weiche von uns nimmer,
Am frühen Morgen sind er uns bereit,
Daß wir zum Schmucke für die späten Tage
Vollenden was so herrlich hier begann,
Auf daß die Nachwelt einstens laut es sage
Was hier geschehn „Es war doch wohl gethan."

* Rechtspflege.

Untergerichts-Erkenntnisse vom 28. Juni: Schr—d - r Ww. g. Cl.—ſſ—n, W—k—n Ww. g. D—n, Schm—dt g. W—t—r u. Sohn, R—w - dt g. S & T, Schm - lz g. Schm—lz Vormünder.

Untergerichts-Debit-Sachen auf Donnerstag den 30. Juni Nachmittags 3 Uhr: Beling Ww., Hoppe, Hoffmann, Jäger, Kleemann, Krumme.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. Juli 9¼ Uhr.

Miscellaneen.

(London.) Lord Ashley, ältester Sohn des Grafen v. Shaftesbury, conservatives Mitglied für Dorsetshire, zeichnet sich im Hause der Gemeinen seit einer Reihe von Jahren durch den Eifer aus, womit er die Erleichterung des Schicksals der Kinder in den Fabriken erstrebt. Die Bill, zu deren Einbringung ins Parlament er vor wenigen Tagen ermächtigt wurde, hat, wie erwähnt, den Zweck, Bestimmungen über Alter und Geschlecht der in Bergwerken und Steinkohlengruben arbeitenden Personen festzusetzen. Der Bericht der parlamentarischen Comité, welche mit Untersuchung dieses Gegenstandes beauftragt war, enthielt unter anderm folgende Data: Bei einigen der ältern Eisenbergwerke ist der Eingang mehr einem Kaninchen- oder Fuchsloch als der Mündung einer Grube gleich. Eine kleine Oeffnung, gewöhnlich unter der Spitze eines Kalksteinhügels, nimmt den Bergmann auf, der fast senkrecht, entweder auf in den Stein gehauenen Tritten oder auf eingetriebenen Holzpflöcken und mit Hülfe einer leichten Leiter nach dem Landungsplatz hinabsteigt. Das Erz wird aus diesen kleinen Bergwerken in Körben von kleinen Knaben auf dem Rücken heraufgeschafft; sie kriechen die Gänge entlang und klimmen mit affenartiger Beweglichkeit an das Tageslicht empor; einige unter ihnen sind nicht über 6 Jahr alt. In dem Bergwerk von Cyfreith z. B. arbeiten nicht weniger als 400 zarte Kinder, worunter 50 Mädchen, unter der Erde. Die schwächsten sind bei den Lufthüren angestellt, welche elende Beschäftigung in nichts als in dem Oeffnen oder Schließen einer Thüre besteht. Diese Kinder sind sehr schüchtern und entsetzlich unwissend; zwölf Stunden müssen sie täglich so im Dunkel zubringen, und hätten sie nicht die Thüren für die Karren zu öffnen, so wäre der Verbrecher im einsamen Gefängniß der schlimmsten Art besser daran als sie. Ihr ganzer Anzug besteht oft nur aus einem Hemde, ohne Hosen, Strümpfe und Schuhe. „Ich bin bei den Männern," sagte ein kleines Mädchen, „sie gehen alle nackt; ich habe mich schon daran gewöhnt und kümmre mich nicht darum, aber zuerst war mir sehr bange und es gefiel mir nicht." Das Wachsthum der Kinder wird zurückgehalten, ihre Gesundheit geschwächt und sie verkommen in der beklagenswerthesten Unwissenheit. In den Kohlenbergwerken des Grafen v. Durham sind Mädchen und Frauen die Kohlenträger unter der Erde; Knaben werden wenig gebraucht. Ihre Last steigt von ¾ bis zu 3 Centner. Kleinen, 6- bis 12jährigen Mädchen werden ganz unglaubliche Kohlenlasten aufgeladen, dermaßen schwere, daß Väter durch das Heben derselben auf den Rücken ihrer Kinder schon Leibesschäden bekommen haben. Ein zwölfjähriges Mädchen sagte vor der Commité aus: „Ich mache täglich 25 bis 30 Gänge, jeder 100 bis 200 Klafter tief, ich trage 1¼ Centner auf meinem Rücken und muß häufig bis an die Waden im Wasser gehen. Als ich zuerst hinunter kam, schlief ich oft vor Müdigkeit ein während ich auf die Kohlen wartete. Die Arbeit gefällt mir nicht, und den übrigen Mädchen auch nicht, aber sie muß ihnen schon gefallen. Ein anderes Mädchen von 16 Jahren trägt zwei Centner und macht täglich 40 bis 50 Gänge. Einige Mädchen tragen 2½ bis 3 Centner, aber das ist doch zu schwer." In den Gruben von Shropshire arbeitete ein siebenjähriger Knabe. „Die Männer, sagte er, konnten die Arbeit nicht verrichten. Ich zog einen Karren auf allen Vieren an einem Gürtel und einer Kette; die Haut mir vom Leib ging und das Blut rann herab; aber ich durfte mich nicht beklagen, denn ich fürchtete den Stock. Ich habe auch noch jüngere von sechs Jahren den Karren ziehen sehen, sie konnten es aber nicht den ganzen Tag aushalten." — Lord Ashley stellt nun folgende Anträge: Niemand weiblichen Geschlechts werde mehr zur Arbeit in den Gruben zugelassen. Kein Knabe unter 13 Jahren dürfe mehr als Arbeiter zugelassen werden. Durch diese Bestimmung werden die Baumwollfabriken einen Zuwachs von Kindern erhalten. Die Arbeiter bei den Maschinen in den Gruben müssen wenigstens 21 Jahre alt sein, da aus dem bisherigen Mißbrauch, zehnjährige Kinder bei denselben anzustellen oft schwere Unglücksfälle hervorgingen. Die Erlaubniß zur Einbringung dieser Bill wurde durch einhelligen Zuruf ertheilt. Der Spectator bemerkt, die überströmende englische Philanthropie habe hier ein näheres Feld als bei den Negern.

(Schriftsteller und Buchhändler) standen in früherer Zeit im wunderlichsten Wechselverhältnisse; die erstern hatten einen geistigen Rang und fühlten sich schon durch das Glück der Arbeit belohnt, und man hielt es beinahe für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. So hatte Gellert für seine Fabeln ein- und dreißig Gulden erhalten, Chr. Dan. Beck für seine mühsame Arbeit am Euripides vier Groschen für den Bogen, Lessing für seine Minna von Barnhelm gar nichts. Goethe und Merk ließen den Götz von Berlichingen auf gemeinsame Kosten drucken und hatten das Papier noch nicht bezahlt, als Goethes Name schon sehr berühmt war; für die Stella bot ihm Mylius in Berlin zwanzig Thaler, und für seine sämmtlichen Schriften, die Himburg nachgedruckt hatte, erhielt er nichts anders als ein Kaffee- oder Theeservice von Berliner Porcellan.

Welche Noth hatte nicht Voß in den Jahren 1780 und 1781, um seine Uebersetzung der Odyssee, die er in Selbstverlag genommen, weil ihm kein Buchhändler ein ordentliches Honorar zahlen wollte, in die Welt zu bringen. „Unter tausend Subscribenten," schreibt er unter andern an Gleim, „lasse ich nicht drucken, und bei so geringer Anzahl von Liebhabern meine Waare zum drittenmale anzubieten — meine Seele empört sich gegen den Judengedanken. In Schwaben hat man sich nicht geschämt, meinen Collecteuren zu antworten, daß man den wohlfeilen Nachdruck, der, wenn das Buch gut ausfiele, gewiß erfolgen würde, abwarten wollte."

(Der Rheinisch-Westphälische Anzeiger) theilt folgende Hausmittel mit: „Ein 13 jähriges Mädchen hatte die Lungensucht (Schwindsucht) in sehr hohem Grade, so daß der Arzt ihr das Todesurtheil sprach. Ein altes Mütterchen vom

Lande lachte über das Todesurtheil des Arztes. Sie nahm 2 Quart Braunbier, that es in einen neuen unglasirten Topf, so wie für einen Groschen Lungenkrautblätter, eben so viel Jungfernhonig (d. i. weißer Honig) und eine gute Hand voll Weizenkleie, deckte und klebte den Topf zu, und ließ die Masse bis zur Hälfte einkochen. Nach dem Abkühlen wurde dieselbe durch Leinewand geseihet, in eine Flasche aufgefüllt, und zum öftern Trinken der Patientin zugestellt, worauf nach dem Gebrauch von einigen Wochen dieselbe völlig hergestellt wurde. Es sind hier mehrere solche Kranke durch dies herrliche, wohlfeile, und sichere Mittel geheilt worden. — Beim Anfange dieser tödtlichen Krankheit, welche mit dem Siechthum beginnt, hilft guter Honig auf Butterbrod, und Huflattigthee von 3—4 Blätter auf einer Tasse getrunken. — Das Zahnen der Kinder wird erleichtert, wenn man sie stets an geräuchertem Speck saugen läßt, wodurch manches Kind gerettet wurde."

(Zur Geschichte der Damenschuhe.) Rhodore ein schönes Mädchen aus Thracien, machte ihr Glück durch einen Schuh. Denn eines Tages, als sie sich badete, und ihre Mägde bei ihren abgelegten Kleidern saßen, kam ein Adler aus der Luft herabgestürzt, ergriff einen von den Schuhen der schönen Badenden und trug ihn fort nach Memphis. Hier saß der König Psammetichus auf dem Richterstuhle und sprach Recht; da ließ der Adler ihm den Schuh auf den Schooß fallen. Der König bewunderte den schönen Schuh, schloß von demselben auf den Fuß der Besitzerin, gab Befehl sie aufzusuchen, und nahm sie, als sie erschien, von ihrer Schönheit entzückt, zur Gemahlin. — Kaiser Vitellius zog seiner schönen Gemahlin Messalina die Schuhe selbst an, und trug den vom rechten Fuße stets auf der Brust, zog ihn oft hervor und küßte ihn mit Entzücken. — In Ungarn wird noch zuweilen bei Gastmählern ein Schuh der schönen Gastgeberin als Pokal benutzt, und Tokayer daraus getrunken. — Im siebenzehnten Jahrhundert waren die Schuhe der Damen oft mit Fuß hohen Absätzen von Kork versehen, besonders in Frankreich. Ein Mann, der seine Frau nach der Hochzeit fast um die Hälfte kleiner als seine Braut fand, fragte sie daher ganz verwundert: wo sie ihre andere Hälfte gelassen habe? — Sie zeigte ihm ihre Schuhe, und der Mann schwieg.

(Unverhoffte Erbschaft.) Zu Journy in Frankreich lebte eine alte, sehr reiche Wittwe, welche nach dem Tode ihrer beiden Töchter ganz kinderlos hinterblieb und keinen Erben für ihr großes Vermögen hatte. Durch Thätigkeit bewältigte sie ihren Schmerz und machte fortwährend Reisen in eignen Geschäften. Auf einer dieser Fahrten traf sie zu Boulogne mit einer jungen Reisenden zusammen, welche einer ihrer Töchter täuschend ähnlich sah und sich gleich dieser Adelaide nannte; es ergab sich, daß es eine sehr entfernte Verwandte sei und die Wittwe, Madame Fournier, verlebte mit ihr ein paar Stunden einer seligen Illusion, besonders da Jene so liebenswürdig als gemüthlich und zartsinnig war; sie schieden endlich unter wechselseitigen Thränen, wobei die Matrone versicherte, das junge, holde Geschöpf werde von ihr im Testament bedacht werden. — 1818 starb Mad. Fournier und Adelaide ward von ihr zur Universalerbin eingesetzt. Zwar prozessirten die näheren Verwandten; allein so eben ist die Entscheidung erflossen, welches jenes Testament bestätigt und das junge Mädchen unverhofft zur Erbin von 700,000 Franken gemacht hat.

(Eine seltsame Verwechselung.) Die Eile, womit die parlamentarischen Arbeiten in England in den letzten Sitzungsmonaten betrieben werden, wo die Mitglieder ungeduldig sind, nach ihren Landgütern zurückzukommen, und oft an hundert Gesetze in ein paar Nächten durchgehen, ist bekannt. Daß diese Eile zu manchen Fehlern Veranlassung giebt, ist also gar nicht zu verwundern. Ein wichtiger Irrthum ereignete sich vor ein paar Jahren. Beim dritten Verlesen einer Bill, welche auf ein gewisses Vergehen eine Buße von 50 Pfd. Sterling setzte, schlug ein Mitglied vor, die Worte: „einer Strafe von siebenjähriger Deportation" einzuschalten, welches angenommen ward; und als die Bill gedruckt war, las man Folgendes: — „einer Strafe von siebenjähriger Deportation unterworfen, wovon die Hälfte der Königin, und die andere dem Angeber anheim fallen soll."

(Schriftsetz-Maschine.) Der „Courier" enthält eine längere Beschreibung einer Schriftsetz-Maschine, welche die Herren Young und Declambre erfunden, vervollkommt und jetzt öffentlich ausgestellt haben. Sie hat das Ansehen eines Claviers, und ist mit 72 Tasten versehen, auf dem der Satz gleichsam abgespielt wird. Der Mechanismus soll sehr einfach, und die Zeitersparniß sehr bedeutend sein, indem die Maschine (an der freilich sechs bis acht Personen beschäftiget sind) stündlich 6000 Lettern setzen soll während ein Schriftsetzer nur etwa 1600 setzt. Die Kosten betragen nur 100 L. Aus der Beschreibung ersieht man übrigens, daß alle Schwierigkeiten noch nicht beseitigt sind.

(Man schreibt aus Berlin:) Dieser Tage ist aus der berühmten Seidenwaarenfabrik des geh. Kommerzienrathes Meyer zu Berlin ein seltenes Kunstprodukt hervorgegangen, das ganz geeignet ist, die hohe Schule unserer Industrie darzuthun. Es ist das Testament des letzverstorbenen Königs, umgeben und getragen von allegorischen Figuren in Seide gewirkt. Wenn man vor dem Bilde steht, glaubt man einen feinen Kupferstich, dessen innerer Theil mit gewöhnlichen Typen gedruckt ist, vor sich zu haben, so genau sind die Nuancen der Figuren und die Abrundung der Buchstaben gelungen. Zur Ausführung dieses Kunstwerkes wurden drei Webe-Maschinen von Jaquard und nicht weniger als vierzigtausend Cardons verwendet.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 52.

Bremen, Donnerstag den 30. Juni 1842.

Gestorben:

Nro. 667. Den 24. Juni. Des Tischlermeisters Christoph Meyer Wittwe, geb. Aehauer, 67 Jahr, Herrlichkeit Nro. 1.

— 668. Den 25. — Des Arb. Johann Bötjer Sohn, 1 Jahr, Hastedt.

— 669. Den 26. — Der Unterofficier Georg Heinr. Meyer, 42 Jahr, im Hospital.

— 670. Den 26. — Die Dienstmagd Charlotte Lewerenz, 22 Jahr, Obernstraße Nro. 40.

— 671. Den 26. — Des Arb. Nicolaus Baumann Wittwe, geb. Kunst, 74 Jahr, Brüningsgang Nro. 2.

— 672. Den 27. — Christian Gottfried Voigt Ww., geb. Dohrmann, 67 Jahr, Albutenstraße Nro. 2.

Nro. 673. Den 27. — Der Kaufmann Albert Bägelmann, 70 Jahr, Bleicherstrgße Nro. 17.

— 674. Den 28. — Der Bleicher Andreas Hoormann, 49¾ Jahr, kl. Helle Nro. 12.

— 675. Den 28. — Des Arb. Peter Hackmann Sohn, 9 Wochen, Wiechersgang Nro. 6.

— 676. Den 28. — Hinrich Iben, 11 Jahr, kl. Hundestraße Nro. 6.

— 677. Den 29. — Des Lohndieners Johann Bitter Sohn, 2¼ Jahr, Starkenstraße.

— 678. Den 29. — Des Cigarrenfabrikanten Theodor Francke Sohn, 16 Tage, Sandweg Nro. 1 B.

— 679. Den 29. — Des Arb. Hinrich Knief Tochter, 6 Wochen, Buntenthorssteinweg N. 117.

Geburten:

Nro. 832. Den 24. Juni. Des Seilers Johann Diedrich Meyer Ehefr., geb. Klenke, Hastedt Nr. 77, von einem Knaben.

— 833. Den 25. — Des Leinenhändlers Heinr. Peter Helmcke Ehefr., geb. Rathjen, Veenkohlstraße Nro. 1, von einem Knaben.

— 834. Den 25. — Des Matrosen Joachim Constabel Ehefr., geb. Fasmers, Doventhors Deich Nro. 72, von einem Knaben.

— 835. Den 25. — Des Reepschlägers Christ. Jürgens Ehefr., geb. Schumacher, Müggenburg Nro. 14, von einem Mädchen.

— 836. Den 25. — Des Cigarrenmachers Hermann Gardelmann Ehefr., geb. Kahle, Kreutzstraße Nro. 6, von einem Mädchen.

— 837. Den 25. — Des Kappenmachers Joh. Christ. Mertz Ehefr., geb. Heitmann, Langwedlerstraße Nro. 10, von einem Knaben.

— 838. Den 26. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Tauch Ehefr., geb. Kettler, kleine Allee Nro. 10, von einem Mädchen.

Nro. 839. Den 26. — Des Tischlermeisters Carl Friedr. Peters Ehefr., geb. Meinken, Geeren Nro. 40, von einem Knaben.

— 840. Den 26. — Des Kornstechers Emanuel Jonas Kracht Ehefr., geb. Poppe, Georgs Hof Nro. 17, von einem Mädchen.

— 841. Den 27. — Des Cigarrenmachers Georg Wilh. Plätz Ehefr., geb. Murke, Mühlendamm Nro. 5, von einem Mädchen.

— 842. Den 27. — Des Schiffscapitains Jacob Otten Ehefr., geb. Krauß, Weerderstraße Nr. 61, von einem Knaben.

— 843. Den 27. — Des Kaufmanns Joh. Carl Frey Ehefrau, geb. Schrader, Martinistraße Nro. 44, von einem Knaben.

— 844. Den 28. — Des Stuhlmachers Anton Eden Ehefrau, geb. Haberland, Westerstraße Nro. 48 von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 53.

Bremen, Sonntag den 3. Juli 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 3. Juli.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Trevirauus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prm. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.
aus Bretzenheim.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Vietor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Arzt und Pferd.

O armer Arzt! o armes Pferd!
Ihr fühlet gleiche Wehen.
Bis an den Tod sollt ihr beschwert
Allzeit im Trabe gehen.

Doch Pferd! dich läßt man eher ruh'n,
Dich sticht man gnädig nieder,
Der Arzt doch soll noch sterbend thun,
Als hab' er leichte Glieder.

Es klopfet noch an seine Thür,
Liegt er im Todeskampfe
Und ruft: „Herr Doctor! kommt mit mir,
Mein Weib fiel um im Krampfe."

Ein banger Traum gellt ihm in's Ohr:
Ja! auf! mach' deine Runden!
Ein jüngerer kommt dir zuvor
Und raubt dir deine Kunden!

Er spricht: „Stellt mich an's Fenster hin,
Daß sie von unten sehen,
Daß ich noch nicht gestorben bin
Und noch kann etwas stehen!

Sein Angesicht wird lang und bleich. —
Ans Fenster hingetragen,
Ruft er hinaus: „geduldet euch!
Ich komm' in wenig Tagen!"

Todt sinkt er in des Weibes Arm;
Ein Herrlein sieht man kommen:
„Ich bin der neue Arzt, den warm
Die Bürger aufgenommen!"

O Arzt! noch ärmer als dein Pferd,
Kommst wieder du zur Erde,
Bitt' Gott, daß er dich mach' verkehrt,
Anstatt zum Arzt, — zum Pferde.

Justinus Kerner.

Des Henkers Prophezeihung.

(Fortsetzung.)

In jener Zeitperiode herrschte in Frankreich ein kränkelndes Gefühl in Bezug auf den ganzen Stand der Scharfrichter, und deren unglückliche moralische Stellung wurde von den Philanthropen als Vorwand gebraucht, und von bedeutenden Schriftstellern als ein vollgültiger Grund bezeichnet, um die Todesstrafe deshalb abzuschaffen. Novellen und Dramen, die zum Gegenstand Scharfrichter hatten, die Muster von Milde, Güte und Bildung waren, und daher natürlich unfreiwillige Opfer ihrer schrecklichen Pflichten sein mußten, folgten rasch auf einander. Anekdoten, von bedeutenden Individuen jenes Standes, circulirten in den Gesellschaften, und manche Züge aus dem Leben der Sanson's kamen an's Tageslicht. Vorzüglich interessirte mich ein seltsames Ereigniß, welches einen der Vorfahren des jetzigen Monsieur de Paris und einen Edelmann, der in dem letzten Jahrhundert sich durch seine Tapferkeit, Talente und sein trauriges Geschick auszeichnete, betrifft, da dasselbe ein merkwürdiges Beispiel der geheimnißvollen Wege des Schicksals ist. Weil es nun außerdem durchaus dem Gebiete der Geschichte und nicht der Sage entlehnt ist, so glaube ich, daß die Erzählung desselben um so mehr auf Theilnahme Anspruch machen kann.

Während der letzten Jahre der Regentschaft Philipp's von Orleans, als wüstes Wesen und Ausschweifungen, begünstigt und hervorgerufen durch das Beispiel jenes Prinzen, an der Tagesordnung waren, gehörte es durchaus zum guten Ton für die Stutzer von Paris, sich durch Theilnahme an gemeinen Orgien auszuzeichnen und sogar die Aussprache der niedern Volksklasse anzunehmen, deren Ausdrücke man sich bediente; eine Gewohnheit, welche der elegante Maréchal de Richelieu in spätern Jahren nie wieder ganz abzulegen im Stande war. In einer Kneipe mit einer Gesellschaft lustiger Gesellen zu Abend zu essen, bis zum Uebermaaß zu trinken, dann singend die Straßen zu durchziehen, ruhige Bürger zu insultiren, die Nachtwächter abzuprügeln und endlich in ein Spielhaus hineinzugerathen, um dort unter Menschen des schlechtesten Gelichters die Nacht zu beendigen, das war die Lebensweise welcher sich die größten Berühmtheiten Frankreich's damals hingaben, und wer sich davon zurückzog galt für einen lächerlichen Sonderling. Diese Excesse waren es, die denen, welche sie ausübten, den Beinamen der roués verschafften.

Zu jener Zeit kehrten eines Abends vier junge Edelleute, welche den ersten Familien des Königreichs angehörten, nach Mitternacht zu Fuß von einer Abendgesellschaft im Marais, welches damals das beliebteste Stadtviertel von Paris war, heim. Als sie durch eine dunkle Straße der cité kamen, waren sie erstaunt, Töne musikalischer Instrumente zu so später Stunde in einem so abgelegenen Stadttheile zu vernehmen; ihre Neugierde ward rege gemacht, und indem sie sich dem Hause näherten, aus dem die Musik zu erschallen schien und dessen äußeres Ansehen besser war als das der übrigen in seiner Nähe stehenden, sahen sie durch die Fensterläden eines Parterrezimmers und bemerkten eine zahlreiche Gesellschaft von Personen, welche, ihrer Kleidung nach zu schließen, dem achtbaren Kaufmannsstande angehörig, sich dem Vergnügen eines muntern Tanzes von ganzem Herzen überließen.

Von den vier jungen Männern war keiner älter als zwanzig Jahr und sie verbanden mit der Unbesonnenheit des jugendlichen Alters eine Anmaßung und ein Selbstvertrauen, welche auf den hohen Rang, dem sie angehörten, basirt und durch die Masse des genossenen Weines noch bedeutend gesteigert waren. Es schien ihnen daher ein vortrefflicher Spaß zu sein, diese einfachen Bürgersleute mit ihrer Gesellschaft zu beehren und, ohne eingeladen zu sein, an der Lustbarkeit des Balles Theil zu nehmen. Kaum war der Gedanke ausgesprochen, als er auch schon ausgeführt wurde: sogleich bemühten sie sich, die Thür zu öffnen, und da dieselbe nicht von innen verriegelt war, gab sie bald nach. Geräuschlos traten sie jetzt in das Haus und mischten sich unter die Gäste des Ballzimmers, ohne daß Jemand ihr Eintreten gewahr worden wäre. Das Fest galt der Hochzeit des Sohnes vom Hause, die Trauung hatte am Morgen stattgefunden. Zahlreiche Bekannte der Braut und des Bräutigams waren zugegen, und da Jeder von denselben die Erlaubniß hatte, einige Freunde zum Ball mitzubringen, so hielt man die vier Fremden, als man ihrer ansichtig wurde, für eingeführt; so ging alles eine Zeitlang ganz vortrefflich.

— „Meiner Treu," — sagte einer der jungen Edelleute zu einem andern — „diese Bürger scheinen mir die ehrsamsten Schwätzer von der Welt zu sein."

— „Ehrsam!" — wiederholte sein Freund — „Du meinst groß. Höre nur wie sie mit einander sprechen, und Du wirst glauben in einer Versammlung von Bischöfen zu sein. Da hörst Du die Namen Monsieur de Rouen,

Monsieur de Beauvais und, der Himmel vergebe mir! ich glaube, der Herr des Hauses wird Monsieur de Paris genannt!"

— „Sacristie! mon cher" — nahm der Andere das Wort — „sieh' einmal ihre Frauen an, was sie für spröde Mienen aufziehen! Sie erröthen in der That und schlagen die Augen nieder, so gut wie die ingenuées der Comédie française! Wir wollen doch untersuchen, von welchem Thon sie geformt sind, und ob sie unsere Galanterie zu würdigen wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Die große Sonnenfinsterniß am 8ten Juli 1842.

(Fortsetzung.)

Dazu kommt nun aber noch ein anderer Umstand, welcher die, somit ohnedies schon nicht häufig eintretende Erscheinung für bestimmte Puncte der Erdoberfläche noch viel seltener macht: nämlich die Größe der Erde in Verbindung damit, daß uns der Mond so viel (400mal) näher als die Sonne ist. Wir wollen uns einmal eine lange gerade, quer gelegte Linie, vor derselben in sehr weiter Entfernung etwa einen Kirchthurm, und viel näher, zwischen demselben und mehreren längs jener Standlinie vertheilten Beobachtern einen Baum vorstellen; so wird dieser Baum einigen Beobachtern, nach Maßgabe ihres Standes, den Thurm ganz oder theilweis verdecken, indeß andere den Baum mehr oder weniger links oder rechts vom Thurm erblicken werden. Auch diese oder eine ähnliche Beobachtung haben wir Alle schon vielmals selbst gemacht.

Gerade so verhält es sich mit der Sonnenfinsterniß, für welche in unserm Beispiele der Thurm sehr gut die Sonne, der Baum den so viel nähern Mond repräsentirt. Nach Maßgabe der Stelle, welche mancher Beobachter auf der Erde einnimmt, sieht er die Sonne von dem Monde entweder ganz oder theilweise verdeckt, indeß viele andere Beobachter gar solche Stellen auf der Erdoberfläche einnehmen könnten, von wo aus betrachtet die Sonne gar keine Verfinsterung (Bedeckung) zeigte, indem der Mond rechts oder links davon gesehen würde.

Ich darf annehmen, daß die allermeisten Leser auch schon früher erschienene Arbeiten über die hier betrachtete Sonnenfinsterniß gesehen haben, in welchen, ohne Hinzufügung einer populären Erklärung, stets von einer Zone der Finsterniß überhaupt und einer Zone der totalen Verfinsterung die Rede ist. Die Männer, welche sich dieser Ausdrücke ohne weiteres bedienen, setzen Kenntnisse voraus, die mit Recht von einem großen Theile des Publicums nicht gefordert werden können. Aber auch ein weniger geübter Leser wird mich jetzt vollkommen verstehen, wenn ich mit Bezug auf unser Beispiel sage: die „Zone der Finsterniß überhaupt" sei derjenige Theil der der Sonne während der Dauer der Finsterniß zugewendeten Erdoberfläche (der Tageshalbkugel), von wo aus gesehen die Sonne durch den Mond (wie der Thurm durch den Baum) entweder ganz oder aber nur zum größern oder geringern Theil verdeckt (verfinstert) erscheint, wogegen die „Zone der totalen Finsterniß" bloß den (natürlich viel kleineren) Theil der Erdoberfläche begreife, wo sich (wie von einem ähnlichen kleinern Theil der Standlinie unseres Gleichnisses aus, der Thurm) die Sonne ganz bedeckt (verfinstert) zeigt.

Bei der bevorstehenden Finsterniß am 8ten Juli gehört ganz Europa, der allergrößte Theil Asiens, ein Drittel Afrikas, der nördlichste Theil Amerikas, namentlich ganz Grönland, zur ersten Zone: man sieht dort überhaupt eine Bedeckung der glänzenden Sonnenscheibe durch den zwischen sie und die Erde tretenden, für sich dunkeln und dann nur auf der Rückseite von der Sonne beleuchteten Neumond. Wie groß aber die Sonnenfinsterniß für jeden Ort dieser Länder erscheine, das hängt lediglich von seiner respectiven Stellung gegen beide Gestirne ab (wie im Gleichniß, auf welches ich immer zurückkomme, von dem Orte, den der Beobachter auf der Standlinie gegen Baum und Thurm einnimmt.) Andere Puncte derselben Erdhalbkugel, obwohl sie die Sonne, und somit auch den Neumond, zur nämlichen Zeit auch über dem Horizonte haben, werden gleichwohl gar keine Verfinsterung sehen, eben weil sie so (auf der Standlinie unseres Beispiels so viel zu weit links oder rechts) stehen, daß sie den nähern Mond gar nicht mehr von der so viel ferneren Sonne, sondern zur einen oder zur andern Seite schon ganz außerhalb derselben erblicken. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir scheint es, als wenn gerade dies, was sonst der Vorstellung am allerschwersten eingeht, nämlich dieser Parallelismus der

Gesichtslinien nach der Sonne und dagegen das Zusammenlaufen derselben nach dem weniger entfernten Monde, mit Beziehung auf unser Beispiel, augenblicklich einleuchtete.

Die Zone der totalen Finsterniß dagegen (das so viel kleinere Stück der Standlinie unseres Beispiels, von wo aus betrachtet der Thurm ganz vom Baume verdeckt erscheinen würde) ist natürlich von einer geringern Ausdehnung. Ich gebe sechs Puncte, welche ich, da sich dort Sternwarten befinden, als Hauptpuncte bezeichne, nämlich Kiew, Mailand, Marseille, Ofen, Padua, Wien, darin an; und die Leser können nun diese Orte auf einer Karte aufsuchen, sich das Vergnügen machen, dieselben in einen Kreis einzuschließen und dann annehmen, daß innerhalb dieser Zone der totalen Finsterniß die Sonne vom Monde (der Thurm vom Baume) ganz verdeckt erscheinen werde.

Nun wird auch augenblicklich verstanden werden, was mit dem Ausdrucke der Astronomen: „die Finsterniß erscheine an dem und dem Orte von der und der bestimmten Größe," eigentlich gemeint sei. Man denkt sich, nach einer alten Gewohnheit, bei einer Sonnenfinsterniß den Durchmesser der Sonne (bei einer Mondfinsterniß den des Mondes) in zwölf gleiche Theile getheilt, welche man, ganz abgesehen von ihrer eigentlichen Größe, Zolle nennt, und ihrerseits entweder wieder in Minuten (also 60 auf den Zoll), oder in Zehntel theilt. Erscheint, von einem bestimmten Orte der Erde aus betrachtet, die dunkle Mondscheibe so tief in die helle Sonnenscheibe eingetreten, daß ihr äußerster Kreisrandpunct den Mittelpunct der Sonne eben erreicht, und sie also den halben Durchmesser (nicht die halbe Scheibe, denn es bliebe, da Kreis vor Kreis tritt, offenbar ein sichelförmiges Stück Sonnenscheibe frei) der Sonne verdeckt, so wird man sagen: die Sonnenfinsterniß sei (erscheine) für jeden Ort sechszöllig, fänden sich drei Viertel des Durchmessers bedeckt, neunzöllig, und zwölfzöllig endlich ist die Finsterniß da, wo die Mondscheibe die Sonnenscheibe ganz bedeckt (wo die Sonne vom Monde, wie der Thurm unseres Gleichnisses vom Baume, ganz verdeckt erscheint; denn es ist, was nicht oft genug wiederholt werden kann, immer nur eine vom Standpunkt abhängige Erscheinung.)

In diese letztere Zone der zwölfzölligen oder totalen Verfinsterung, als die natürlich interessanteste, versetze ich nunmehr die Leser. Es entsteht jetzt für sie sogleich die Frage: „Wie wird uns der Vorgang hier erscheinen?" Darauf will ich ihnen mit Lalande und meinen eigenen Notizen und Erfahrungen antworten; sie mögen dies dann mit demjenigen, was sie in wenigen Tagen selbst beobachten und erfahren werden, vergleichen.

Der Anblick einer totalen Sonnenfinsterniß hat übrigens — und darauf muß ich die Leser besonders vorbereiten — in der That viel Ueberraschendes. Clavius, ein deutscher Jesuit und Mathematiker des sechzehnten Jahrhunderts, welcher die totale Sonnenfinsterniß vom 21. August 1560 zu Coimbra beobachtete, erzählt, die Dunkelheit sei dabei tiefer oder wenigstens empfindlicher als in der Nacht selbst gewesen; man habe nicht gewußt, wohin den Fuß setzen, und die Vögel seien aus Schreck darüber aus der Luft zur Erde gefallen. Bei der Finsterniß vom 22. Mai 1724 dauerte die völlige Dunkelheit zu Paris ziemlich drei Minuten (auf so lange dürfen die Leser, welche ich immer in der Zone der totalen Finsterniß annehme, diesmal etwa auch rechnen; das Zeitmaximum der totalen Verfinsterung ist 3'41"), und Merkur und Venus wurden sichtbar. Der erste hinter der dunkeln, die Sonne wieder verlassenden Mondscheibe hervorbrechende Sonnenstrahl zerstreute aber blitzähnlich diese ganze Dunkelheit auf einmal.

(Fortsetzung folgt.)

Haiti.

(Schluß.)

Vergeblich suchte Heinrich Staat und Republik nach Petions Tode zu vereinen, eben so vergeblich waren die Versuche der französischen Regierung sich Haiti zu unterwerfen, der neue König behauptete die Unabhängigkeit; er regierte mit Kraft, Verstand und Thätigkeit, baute die Stadt Sansſouci, eine Kathedrale, einen Palast und das Fort Henri, legte Schulen an, beförderte Handel und Gewerbe, so daß das junge Reich kräftig emporblühte. Aber der dauernde Friede wollte auf Haiti nicht einkehren; in der Armee brach eine Empörung aus, Generäle, Kriegsminister und Marschälle wiegelten die Soldaten, ja das ganze Land auf, ermordeten den Kronprinzen, vertrieben die Königin und Prinzessinen, und der tieferschütterte König endete selbst sein Leben durch einen Pistolenschuß. Die Aufregung im Lande war groß und nur den energischen Maßregeln Boyer's der an Petion's Stelle Präsident der Republik Haiti geworden, gelang es, die Ruhe wieder herzustellen, 6000 Mann

von Heinrich's Heer unterwarfen sich ihm, er erklärte am 26. November 1820 die Vereinigung der beiden Hälften St. Domingos, und bald darauf auch die des östlichen Theils der Insel den die Spanier 1808 wiedererobert hatten. Der wegen der häufigen Einfälle der Franzosen von allen Oberhäuptern untersagte Handel mit Frankreich ward auch von Boyer untersagt, bis dieses sich endlich entschloß die Unabhängigkeit Haitis anzuerkennen, wie es die andern großen Mächte bereits gethan hatten.

Seit 1822 erfreute sich diese Republik unter des vortrefflichen Boyer's Leitung der Ruhe, des Friedens und theilweisen Emporblühens, nachdem das arme Land und Volk so lange Jahre unter den fürchterlichsten Umwälzungen gelitten, bis es zum großen Theil am verhängnißvollen 7. Mai wieder aus seiner Ruhe gerissen ward.

Das Gebiet der Republik zerfällt in 6 Departements; der Hauptort derselben und des Departements Westen ist Port au Prince, die bedeutendste Handelsstadt mit 16—17000 Einwohnern, es ist hier der Sitz des Präsidenten und der Behörden, ein Lyceum mit Hospital, das Senatorenhaus und viele Schulen für wechselseitigen Unterricht. Die zweite Handelsstadt ist Les Cayes im Departement des Südens, die, diesmal vom Erdbeben verschont, vor 11 Jahren vom Orkan gänzlich zerstört ward. Cap Haitien (Cap Francais) die frühere Hauptstadt des Königreichs, ist Hauptort des Departements Norden, sie liegt am Fuße des Berges la Morne du Cap am Rande einer großen Ebene und war, wenn gleich von großen Unglücksfällen heimgesucht, dennoch eine hübsche Stadt mit einem guten Hafen, breiten Straßen, steinernen Häusern, vielen schönen Plätzen und Gebäuden, die aber schon vor dem Erdbeben nach und nach dahinsanken, und ungefähr 10,000 Einwohnern. In der Nähe ist das Schloß Sanssouci das Heinrich I. erbaute. In demselben Departement liegt das ebenfalls als zerstört angegebene Port de Pair, eine kleine Handelsstadt mit einem Hafen. Im Departement des Norden werden noch als zu Grunde gerichtet angegeben St. Jago des los Caballeros und Port Plate das einen bedeutenden Handel mit Mahagonyholz treibt. Zu den wichtigsten Städten gehört noch der Hauptort des Departements S. O. San Domingo mit ihrem wichtigen Hafen und wenn auch gesunkenen, doch noch immer wichtigen Handel. An Einwohnerzahl ist sie Cap Haitien gleich, hat breite grade Straßen und viele wichtige Gebäude. San Domingo stand im 16. Jahrhundert in der größten Blüthe; jetzt sind Handel, Wohlstand und Volksmenge gesunken, hier wie in den anderen Städten der Insel, sie alle sind nur noch Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit, die nie für sie wiederkehren wird und die wechselnden Geschicke, die diese Insel seit dem Tage wo Columbus sie vor 350 Jahren zuerst betrat, bis auf den heutigen betroffen, müssen uns mit Ernst und Trauer erfüllen; wir finden in Betrachtung dieser entsetzlichen Begebenheiten eine Vorerfüllung der Verheißung, „daß die Welt vergehen wird mit ihrer Lust", und Stoff genug zum Nachdenken über das ernste Thema das dem denkenden Menschen und Christen die Namen Afghanistan, Hamburg, Versailles, Haiti, Schleiz, Steyer, Berga u. a. aufgegeben haben und er muß bekennen: Das war kein Ohngefähr!

---

* Liederfest in Minden.

(Schluß.)

Am zweiten Tage des Festes — Sonntag den 19. Juni — versammelten sich die Liederbrüder auf dem Marktplatze, und begann der Gesang um 7½ Uhr mit dem bekannten Liede „Guten Morgen". Nach dem Vortrag mehrerer anderer Lieder begab sich der Zug unter Erhebung der Fahnen in die von Zuhörern fast überfüllte Domkirche, und wurden hier größere Gesangstücke ausgeführt, namentlich „der Tag des Herrn" von Uhland, componirt von Kreuzer, der 11. Psalm von Marschner, das Vater Unser comp. von Seiffart. Es zeigte sich aber auch jetzt wieder, daß dergleichen größere Sachen sich nicht für Liedertafeln eignen, denen vorher keine Möglichkeit der gemeinsamen Einübung geboten worden. Nachdem in der Kirche eine Stunde gesungen, bestiegen die Festgenossen ihre inzwischen auf dem Wallgange nach Nummern aufgefahrenen mit Laub und Fahnen geschmückten Wagen. Man durchfuhr einen großen Theil der Stadt und eilte zur Porta Westphalica, wo, die herrliche Aussicht genossen und das Frühstück im Freien eingenommen wurde. Dann zog man auf den Margarethen-Berg zur Wittekinds-Capelle, neben welcher die Behörden in Bezug auf das Fest noch besondere Parkanlagen hatten machen lassen. Vor und in der Capelle wurde gesungen, wobei namentlich das Lied „der alte Barbarossa" großen Eindruck hervorbrachte. Am Wittekinds-Born erschallte noch Luther's Gedicht „Haltet Frau Musika in Ehren" comp. von Rochlitz. Ist es den Unsterblichen

vergönnt auf die Erde herniederzublicken, so muß es den großen Mann mit Hochentzücken erfüllt haben, daß die Nachkommen seinen Spruch so treu befolgen! Danach zog man wieder hinab, bestieg die Wagen und fuhr zu dem Zelte auf dem kleinen Bruch vor dem Simeonsthore um hier das Mittagsmahl einzunehmen.

Durch den Kanonendonner der Mindener Artillerie empfangen, fühlte die Gesellschaft sich in der schönsten Feststimmung, und es läßt sich denken, mit welchem Jubel die Gesundheit des freisinnigen Beförderers von Kunst und Wissenschaft, des hochherzigen Königs von Preußen ausgebracht wurde. Während der Tafel fanden auch die üblichen Wettkämpfe der einzelnen Liedertafeln statt, und muß wohl der Bückeburger diesmal der erste Platz eingeräumt werden. Hätte sich nicht der erste Tenorist der Bremer durch die Anstrengungen des vorhergehenden Tages heiser befunden, so wäre das Resultat wahrscheinlich ein anderes gewesen. Die Bremer Liedertafel entzückte besonders durch den Vortrag des Liedes „Meine Liedertafel", wobei die Solo-Partie von unserm besten Bassisten in bekannter Meisterschaft ausgeführt wurde. Bei Tafel erhielt man mehrere für das Fest gedruckte Gedichte, unter denen ein recht hübsches „Geselligkeit" von unserm Landsmann Herrn Dr. Nic. Meyer, Herausgeber des Mindener Sonntagblattes war. Nachdem noch zum nächsten Fest-Orte Osnabrück gewählt und die Liedertafel von Detmold in den Bund aufgenommen worden, schloß der Festdirector um 7 Uhr die Tafel. Ein Theil der Liederbrüder blieb noch beisammen, ein anderer verlebte den Abend im häuslichen Kreise bei seinem gastfreien Hauswirth. Auch der dritte Tag verfloß in gleicher Freude. Am Morgen wurde auf dem großen Dombofe gesungen, dann zu Wagen ein Ausflug nach Hausberge gemacht und auf dem Jacobsberge das Frühstück eingenommen. Das Mittagsmahl fand auf der Bückeburger Clus statt

Das Fest ließ wahrlich nichts zu wünschen übrig, und wird namentlich die Gastfreiheit der Stadt Minden, die Freundlichkeit der Behörden den Festgenossen stets im dankbaren Gedächtniß bleiben. Wir aber schließen mit den Worten Luthers: „Haltet Frau Musica in Ehren!"

* Probepredigten im Dom.

Seitdem durch den Tod des zum fünften Domprediger erwählten Herrn Pastor Brandt aus Wolfenbüttel eine neue Wahl erforderlich geworden, haben im Dom Probepredigten gehalten:

Herr Pastor Seuhr aus Vilsen.
" Superintendent Frobenius aus Langensalza.
" Pastor Hachmeister aus Bodenwerder.
" Pastor Dr. Lenz aus Hachteln bei Wolfenbüttel.
" Pastor Apfel aus Holzminden.

Heute, Mittags 12 Uhr, wird Herr Pastor Gilbert aus Frankenberg in Sachsen predigen. Sehr wahrscheinlich ist dies aber nicht der Letzte, welcher eine Probepredigt halten wird, vielmehr werden noch zwei, vielleicht drei Männer von Ruf erwartet. Der heutige Redner war früher Universitätsprediger in Leipzig und ist fünf Jahre lang Docent bei der dortigen theologischen Facultät gewesen.

* Erwiederung.

Der Verfasser des unter der Aufschrift Armenhaus im Bürgerfreund Nro. 50 enthaltenen Aufsatzes hat sich zwar mit „kein Aspirant" unterzeichnet, daß er jedoch die Bezeichnung allerdings verdienen möchte, scheint aus dem Zusammenhang desselben hervorzugehen, indem er nach seiner langen Rede kurzem Sinn beweisen will, wie der Oeconom beschaffen sein möchte, der zu einer solchen Stelle am passendsten sei, und indem er dabei die Seeschiffer von dieser Stelle ganz ausgeschlossen sehen möchte, ohne Zweifel weil er weiß, daß sich zu der Stelle gleich ihm mehrere Seeschiffer gemeldet haben.

Gerade dieser letzte Umstand und daß, wie der Aspirant ebenfalls zu wissen scheint, zu dergleichen Stellen sich brave Seeschiffer ganz besonders eignen, und in vielen Anstalten ähnlicher Art bevorzugt worden sind, scheint ihn etwas ängstlich zu machen, und in dieser Angst dürfte der Schlüssel zu seiner Opposition zu suchen sein.

Ein guter und erfahrner Seeschiffer kann jede ähnliche Stelle im bürgerlichen Leben ausfüllen, denn er ist auf dem Meere nicht allein Befehlshaber, — nein er muß auch in manchen Fällen den Arzt, bei Passagierfahrten den Richter, ja manchmal auch den Pastoren machen.

Kann er auch bei der Erziehung seiner Kinder nicht immer zugegen sein, so kann er dagegen brave Seeleute erziehen. — Daß zu einer solchen Oeconomenstelle keiner mit einer Anzahl Kinder zu nehmen sein dürfte, damit ist Schreiber dieses ganz einverstanden. Und nun, lieber Mitbewerber, nur nicht so wieder über die Seeschiffer herzufallen.

Ein Aspirant.

* Rechtspflege.

Obergerichts-Erkenntnisse auf den 4. Juli: G—b—de g. B—sch—n, K—w—g g. B—t—l jun., M—q—t g. Gr. & W.

Immobilien-Verkäufe an der Nerze.

Dienstag den Juni 28. d. J.

Wilh. Fohr Wittwe Immob., kleine Krummenstraße N. 16 zu 825 Rt. Käufer: Jost Justus Lürßen.

*) Der Verleger kann fest versichern, daß der beregte Aufsatz nicht von einem Aspiranten war.

Miscellaneen.

(Wien, im Juni.) Donizetti's „Linda di Chamounix" ist nun bereits zwölfmal bei stets vollem Hause und unter rauschendem Beifall über die Bretter gegangen. Der geniale Maestro weilt noch immer unter uns, obwohl er ursprünglich die Residenz schon Ende Mai verlassen wollte. Glaubwürdigen Personen zu Folge, ist Donizetti zum k. k. Hofcomponisten ernannt, mit einem Gehalte von 3000 fl. C. M., und der Bedingung, während sechs Monaten in jedem Jahre der musikalischen Leitung unserer Bühne sich zu unterziehen. Die offizielle Bestätigung dieser verdienten Belohnung soll schon in den nächsten Tagen erfolgen, und der beispiellose Succeß seiner letzten Oper könnte wohl schwer gewogen haben in der Waagschale der Ansprüche Donizetti's auf diese Auszeichnung. — Unsere Stadichronik erzählt diesmal blutwenig, eine tragische Liebesgeschichte ausgenommen. Die hübsche und liebenswürdige Tochter einer sehr vermöglichen Familie in der innern Stadt verliebte sich in einen dito jungen und liebenswürdigen Buchhalter, den das Schicksal an ein Fenster fesselte, das dem ihrigen gerade gegenüberlag. Ein reger, obwohl von Seiten des Mannes weniger begünstigter Austausch von seelenvollen Blicken entspann sich, und die Sache fiel endlich im Hause des Mädchens auf. Ihr Bruder stellte den gefährlichen Nachbar zur Rede, der die Schuld, wie natürlich, leicht von sich wälzte, sich jedoch bereit erklärte, seinen Platz am Fenster zu verlassen. Zwei Tage nach dieser Veränderung trank das unglückliche Mädchen eine bedeutende Quantität Spiritus, und liegt nun hoffnungslos danieder.

(Die Erfindung der Violine) gehört zu den noch nicht ausreichend erörterten Fragen. Sehr abweichende Behauptungen finden sich in den Werken, in denen man Aufschluß sich versprechen dürfte, und die Versicherungen des Doctors Lichtenthal im „Dizionario della musica" (unter Violino), daß die Violine aus einem indischen musikalischen Instrumente ohne Saiten hervorgegangen sei, welches man mit einem Bogen von Pferdehaaren gestrichen, und daß es durch die Vermittlung der Kreuzzüge nach Europa gekommen wäre, hat Nachschreiber gefunden. Darum setzt man, wie es scheint, ihre Erfindung in's 12. und die ihrer jetzigen Gestalt in's 16. Jahrhundert. Doctor Mauro Rusconi, der am 10. Februar 1842 dem lombardischen Institute zu Mailand einen Bericht über Ferd. Wolf's Buch „Ueber die Lais, Sequenzen und Laiche" (Heidelberg 1841) abzustatten hatte, fand Anlaß, die Frage über das Alter der Violine zu erörtern, und die Bemerkungen zu Bestätigung einer dort aufgestellten Meinung, die er beibringt, verdienen auch außer jenem Kreise Beachtung. Wolf, an Owen und Walker sich anschließend, erkannte in der brittischen chrotta (vom celtischen crwth), einem mit sechs Saiten bezogenen Instrumente, von denen vier auf dem Halse, zwei unter einem spitzen Winkel seithalb davon auf der Decke endigen, deren erster mit einem Plektrum in Bewegung gesetzt, die andern mit dem Daumen gedrückt wurden, um den Baß zu bilden, den Prototyp der Violine, und da dieses Instrument von den Barden auf die Mustrels überging, so scheint die Verpflanzung leicht nachweisbar. Monumental wird sie bestätigt durch ein Basrelief in Sandstein an der Hauptthür von S.-Michele zu Pavia, das roh, wie alle Reliefs an dieser Thür und dem ganzen Gebäude, einen Mann darstellt, der eine Violine streicht (das Gegenstück ist ein Mann, der die Harfe spielt.) Nun stammt S.-Michele zwar nicht, wie Einige behaupten wollen, aus dem 6. oder 7 Jahrhundert, sondern aus dem 11., und da nichts vorliegt, was das Basrelief für jünger oder später zu halten bestimmen könnte, so scheint der Violine ein über die Kreuzzüge hinausreichendes Alter gesichert. Die Form der Violine des Geigers an S. Michele ist der Form der heutigen näherliegend, als die bei Wolf abgebildete brittische chrotta; und das scheint aus Rusconi's Zusammenstellung sich zu ergeben, daß im 11. Jahrhundert und wahrscheinlich noch viel früher, die Violine selbst in ihrer jetzigen Gestalt bekannt war, daß sie wahrscheinlich durch schottische und irische Mönche ihren Weg nach dem Festlande fand.

(Auf der Leipzig Dresdener Eisenbahn) fand in diesen Tagen eine eigenthümliche Erscheinung statt: diese fing nämlich an mehren Orten hell zu brennen an. Die länger anhaltende Trockenheit hatte die Schwellen so ausgetrocknet, daß die aus dem Roste der Locomotive herabgefallenen glühenden Kohlen vom Winde angefacht, schnell zündete: eine Hülfslocomotive brachte schleunig Wasser und so wurde das Feuer, ohne Schaden gethan zu haben, schnell gelöscht. —

Welch einen Einfluß die Eisenbahn auf eine Stadt hat, sieht man in Leipzig, wo in der Nähe des Leipzig Dresdner Bahnhofs eine ganz neue Stadt mit 300 schönen Häusern entstanden ist; dasselbe wird man in einigen Jahren in der Nähe der sächsisch-bayrischen Bahn erleben, wo große Flächen zum Bebauen angekauft sind; diese Bahn wird wahrscheinlich schon zur nächsten Messe befahren und dadurch Leipzigs Verkehr bedeutend lebhafter werden.

(Glück auf!) Privatbriefe aus Nord Carolina bringen die Nachricht, daß ein gewisser Bechtler dort eine Quadratmeile Landes besitzt, welches reich an Metallen ist, nämlich: Chlorsilber mit gediegenem Silber, Schwefelsilber, Silberblende, Wismuthsilber, Blei, Kupfererz und Silberfahlerz, das circa 2 Aß Gold enthält. Da es dort an Hüttenkundigen fehlt werden solche Leute aufgefordert dort hin zukommen und dieses Stück Land zu übernehmen.

(Ein englischer Landkrämer,) welcher sich vorzüglich durch den Handel mit Rum und andern geistigen Getränken ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, lebte seit einiger Zeit als Gentleman und Mitglied mehrerer Mäßigkeitsvereine auf einem comfortabeln Landsitze. In seiner letzteren Eigenschaft suchte er alle Trinker der Nachbarschaft zu bekehren, und ihnen die Vor-

züge des Thees einleuchtend zu machen. Nachbar Tom, sagte er unter Anderen zu einem seiner vormaligen besten Kunden: wenn Ihr nicht so viel Rum und Wacholderbranntwein getrunken hättet, so könntet Ihr Equipage halten. — „Ganz recht, erwiederte Tom, und Ihr wäret dann vielleicht mein Kutscher gewesen.“

(Dresden.) Noch bis in die neueste Zeit war Dresden der Wohnsitz mehrerer ausgezeichneter productiver Geister für die nationale wie für streng wissenschaftliche Literatur. Hier lebte bekanntlich bisher Ludwig Tieck als Dramaturg des königlichen Hoftheaters, bis sich ihm, mit der Widmung seines historischen Romans: „Vittoria Accorombona“ an Friedrich Wilhelm IV von Preußen, in dessen königlicher Gunst ein neuer Kreis ästhetischer Wirksamkeit am Berliner Hof eröffnete, welche seine Uebersiedelung an die Spree wahrscheinlich machte. Bisher war in seinem Hause Dresdens eigentlicher ästhetischer Salon, während der um den edlen, liebenswürdigen Tiedge gebildete Kreis seiner Freundin Elise v. d. Recke, wie mit der zunehmenden Altersschwäche des Dichters der „Urania“ selbst, sich enger zog und mit dessen eigenem Tode sich endlich ganz auflöste. Dort fand jede literarische Erscheinung eine unbefangene Würdigung, wogegen in dem Kreise Tiecks der Sinn für Shakespeare charakteristisch vorherrschte. Denn Shakespeare hieß das ästhetische Evangelium, welches der gastliche Hausherr als begeisterter Apostel des großen Briten in trefflicher Vorlesung seiner Dramen wie in der gewöhnlichen Unterhaltung unaufhörlich verkündete. Jeder Gebildete war hiezu geladen, doch mußte solche streng abgeschlossene einseitige Richtung, bei aller Verehrung für den fremden Dichtergenius und König des Dramas, ermüden und unter deutschen Männern von selbstständigem Urtheile ihre Gegner finden.

Neben diesen gesellschaftlichen Verhältnissen machte alles eigentlich productive literarische Leben Dresdens seit länger als zwanzig Jahren sich durch die thätige Arnold'sche Buchhandlung geltend. Hier erschien Theodor Hells sonst so vielverbreitete „Abendzeitung,“ durch welche die Lesewelt mit einer Reihe von Erzählern bekannt wurde, von denen sie einige zu ihren Lieblingen erhob, wie Friedrich Laun, Gustav Schilling, H. Clauren, Van der Velde, Weißflog, v. Bronikowski, Tromlitz, Eduard Gehe u. A., deren gesammelte Schriften dann wieder von demselben oder anderm Verlage aus, namentlich vor 1830, in großem Absatze die ideenbedürftige Zeitgenossenschaft einstweilen unterhielten, bis die hierauf eingetretenen Literaturbewegungen andere und höhere Forderungen an das belletristische Talent geltend machten und das Interesse an der bisherigen leichtern Productionsweise zertheilten.

Manche bekannten Schriftsteller und Poeten aus jener Epoche lebten in Dresden, wie Tromlitz, Schilling, v. Maltitz, der Dichter der „Pfefferkörner,“ so wie der launige Richard Roos. Einige leben noch hier, wie Friedrich Kind, Friedrich Laun, Barons v. Miltitz, Theodor Hell und die jüngern, Carl v. Wachsmann und Eduard Gehe. Mehr der neuern Zeit gehört der Dichter Julius Mosen an, nach welchem der kenntniß- und talentreiche Ernst Brunnow zu nennen ist. Dieser ist vor seiner belletristischen Thätigkeit, als älterer spezieller Freund Hahnemanns, insbesondere für die Verbreitung der Homöopathie außerhalb Deutschland bemüht gewesen, indem er des Meisters „Organon“ in's Französische übersetzte, in welcher Gestalt es auch, ungeachtet des Nachdrucks in Paris, eine zweite Auflage erlebte.

Zu den ausgezeichneten Literaten in streng wissenschaftlicher Sphäre sind die Aerzte Carus, Choulant, v. Ammon, Seiler und der Homöopath Trinks zu rechnen; ferner der Botaniker Reichenbach, der Chemiker Fiedler, Falkenstein, der Biograph Kosciuskos, der Archivar Tittmann, der berühmte Theolog v. Ammon und der Philolog Sillig, Herausgeber des Plinius u. A. Von Zeit zu Zeit lebt auch J. G. Kohl hier, dessen treffliche Darstellungen von Petersburg und den Ostseeprovinzen, so wie die Reiseschilderungen in den südrussischen Steppenländern in der neuesten Zeit mit Recht die rühmendste Anerkennung gefunden haben. — Wer zu einer Wanderung auf die Kirchhöfe Lust hat, findet die Gräber des Archäologen Böttiger, des verdienten Adelung, des Satirikers Rabener, Friedrichs v. Schlegel, Tiedge's und Elisens v. d. Recke. —

(Ein Brautgeschenk.) Der Graf Castellane, der in Paris seines Reichthums und seines Privattheaters wegen allgemein bekannt ist, auf dem die vornehmsten Personen aufzutreten pflegen, hat sich trotz seiner hohen Jahre noch verheirathet. Die ganze vornehme Welt war auf die Geschenke neugierig, die er seiner Braut machen würde, zumal da er alle Anerbietungen abwies, ihm bei den Einkäufen behülflich zu sein. Der Tag der Unterzeichnung des Ehecontractes kam endlich heran und der Graf ließ seiner Braut durch einen Bedienten ein Körbchen von weißem Sammet überreichen, das indeß ziemlich alt war, da es 1810 gekauft worden, als sich damals der Graf verheirathen wollte. Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht; man trat endlich näher, hob die Decke ab und erblickte darin nichts als — hundert Bankbillets von tausend Franks jedes.

(Bei der bayrischen Infanterie) ist der Säbel, der nur eine Wadenplage war, abgeschafft worden, dagegen sind die Infanteristen mit einem Faschinenmesser versehen worden.

(Drillinge.) In der Stadt Friedland wurde vom 7. auf den 8. Juni die Frau eines dortigen Wagners von lebenden Drillingen (einem Knaben und zwei Mädchen) glücklich entbunden. Bemerkenswerth ist übrigens der höchst seltene Umstand, daß diese Frau bereits früher 14 Kinder, und zwar viermal Zwillinge, sonach im Ganzen 17 Kinder in dem Zeitraum von 15 Jahren geboren hat.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 53.

Bremen, Sonntag den 3. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 679. Den 28. Juni. Wilhelmine Zenke, genannt Meyer, 17 Jahr, Kirchenstraße Nro. 28.

— 680. Den 29. — Des Landmanns Gerhard Jacobsen Wittwe, geb Schnelle, 69 Jahr, alten Steinweg.

— 681. Den 29. — Der Orellhändler Johannes Seifert, 29½ Jahr, Osterstraße Nro. 50

— 682. Den 29. — Des Arb. Diedrich Wienken Tochter, 4½ Jahr, Paulsberg Nro. 32.

Nro. 683. Den 30. — Des Arb. Joh. Heinr. Schnars Wittwe, geb. Bargmann, 79 Jahr, Korfes-Deich.

— 684. Den 30. — Des Arb. Hinrich Schierenbeck Ehefr., geb. Almers, 43 Jahr, Schwachhausen Nro. 21.

— 685. Den 1. Juli. Des Steinhauers Christian Höniger Sohn, 5 Wochen, Steinthor Nro. 36.

— 686. Den 1. — Des Arb. Franz Löwe Wittwe, geb. Heins, 73 Jahr, Fehrfelde Nro. 12.

— 687. Den 1. — Der Musikmeister Adrian Henning, alten Steinweg.

Geburten:

Nro. 848. Den 25. Juni. Des Kaufmanns Ludwig Theodor Claepius Ehefr., geb. Gerold, Heerdenthorssteinweg Nro. 1 A, von einem Mädchen.

— 849. Den 26. — Des Grobbäckers August Tölke Steinfeldt Ehefr., geb. Ruhräh, Brautstr. Nro. 1. von einem Mädchen.

— 850. Den 27. — Des Küpergesellen Herm. Heinr. Hohn Ehefr., geb. Bollhorst, Kiefstraße Nro. 7, von einem Mädchen.

— 851. Den 28 — Des Cigarrenfabrikanten Burchard Horstmann Ehefr., geb. Berkau, Kohlhökerstraße Nro. 28, von einem Knaben.

— 852. Den 28. — Des Kaufmanns Conrad Vasmer Ehefr., geb. Hunicke, Westerstraße Nr. 95, von einem Knaben.

— 853. Den 28. — Des Schweineschlachters Christ. Sauerland Ehefr., geb. Frese, kl. Fuhrleutestraße Nro. 1, von einem Mädchen.

— 854. Den 28. — Des Zimmergesellen Martin Straube Ehefr., geb. Mehlhop, Punkendeich Nro. 3 A, von einem Knaben.

Nro. 855. Den 29. — Des Schneiders Diedr. Wedeking Ehefr., geb. Rischmüller, im Sack Nr. 4, von einem Knaben.

— 856. Den 29. — Des Kaufmanns Philipp Theodor Wagner Ehefr., geb. Lübbers, am Wall Nro. 99 A von einem Mädchen.

— 857. Den 30. — Des Krameramtsgenossen Lüder Bringemann Ehefr., geb. Wilkens, Geeren Nro. 29, von einem Knaben.

— 858. Den 30. — Des Dr. juris und Obergerichtsanwalds Wilhelm Focke Ehefr., geb. Pavenstedt, Comthurstraße Nr. 5, von einem Mädchen.

— 859. Den 30. — Des Kaufmanns Joh. Henrich Heydorn Ehefr., geb. Gercken, Martinistraße Nro. 17, von einem Knaben.

— 860. Den 30. — Des Maurergesellen Jacob Rathjen Ehefrau, geb. Domkr, Punkendeich Nro. 17, von einem Mädchen.

— 861. Den 1. Juli. Des Schuhmachermeisters Christ. Heitmann Ehefr., geb. Grube, Kohlhökerstraße Nr. 27, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 313. Der Küpergesell Johann Hieronimus Horsmeyer und Anna Klamp. Beide v. hier.

— 314. Der Schlosser Joh. Steinke hies. und Margar. Adelheid Vorwerk aus Hardenbostel, Amts Bruchhausen.

Nro. 315. Der Küpergesell Johann Hinr. Homann und Margar. Maria Deppe. Beide von hier.

— 316. Der Höker Ernst Aug. Strothenk und Anna Margar. Meyer. Beide von hier.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 54.

Bremen, Donnerstag den 7. Juli 1842.

Bremen, Juni 1842. (Verspätet.)

An die Stelle des verstorbenen Herrn Aeltermanns Wilhelm Fritze ist der hiesige Kaufmann Herr Georg Rudolph Mosle zum Aeltermann wieder gewählt worden.

Mein Haus.

O Schnecke! wie beneid' ich dich!
Gefällt dir's nicht an einem Ort,
Trägst du dein Haus zum andern fort,
O hätte solch ein Haus auch ich!

Hab' auch ein Haus gebaut, allein
Fest sitzt das wo ich's hingethan,
Und ich bin ein gefangner Mann,
Trag' an den Füßen Kalk und Stein.

Das Haus wär' mir schon lieb und gut,
Dürft' ich nur niemals aus ihm geh'n;
Doch was ich außer ihm muß seh'n,
Das bricht mir wahrlich oft den Muth.

Dann möcht' ich's setzen auf die Hand,
Möcht' sprechen: komm' mit mir, mein Haus,
Fort in die weite Welt hinaus:
Denn hier ist nicht mein Heimathland.

Möcht' setzen dich dahin, wo nur
Ein Urwald wogend dich umrauscht,
Kein Mensch dein Inn'res mehr belauscht,
Tief in den Busen der Natur.

Wann sich kein Steinlein rühret dann
Und ich umsonst besprach das Haus,
Tönt's in mir! bald ja tausch' ich's aus
Mit einem, das man tragen kann.

Justinus Kerner.

Des Henkers Prophezeihung.

(Fortsetzung.)

Während die beiden Freunde so ihre Bemerkungen über die sie umgebenden Personen mit all' der Zügellosigkeit machten, welche jene Periode charakterisirt, war Einer ihrer Gefährten in seiner Unverschämtheit schon weiter gegangen, und hatte das bereits ausgeführt, was die Andern so eben zu thun beabsichtigten. Betroffen durch die Schönheit der jungen Braut, deren natürliche Anmuth noch durch ihr glänzendes Brautkleid und das stille Glück, welches aus ihren Blicken strahlte, gehoben wurde, hatte der junge Edelmann sich ihr genähert und sie zum Tanze aufgefordert; sie, nichts Schlimmes ahnend, war ihm willig gefolgt; als aber, während der Pause, ihr Tänzer kein Bedenken trug, sie mit den übertriebensten Complimenten zu überhäufen und ihr Erklärungen zu machen, deren Natur sich nicht verkennen ließ, so hatte endlich das eingeschüchterte Mädchen, welches bei einer ihm so neuen Sprache wechselweise erröthete und erblaßte, versucht ihm zu entschlüpfen. Er war rasch genug,

dies zu verhindern; kaum aber fühlte sie sich mit Gewalt an seiner Seite festgehalten, als sie vor Aerger in eine Fluth von Thränen ausbrach und laut um Hülfe rief. Sogleich eilten ihr Gatte und Vater herbei, ergriffen den unbedachtsamen jungen Mann bei der Gurgel und hielten ihn, trotz seiner Bemühungen, sich zu befreien, mit eisernen Händen fest. Die Verwirrung, welche dieser Vorfall herbeiführte, machte die Aufmerksamkeit der übrigen Eindringlinge rege, die, als sie bemerkten, daß ihr Freund angegriffen sei, schnell die Degen zogen, und von denselben Gebrauch gemacht haben würden, wenn sie nicht von der übrigen Gesellschaft sogleich überwältigt und entwaffnet worden wären. Der Herr des Hauses fragte nun mit all' der Erbitterung, welche ein solches Betragen nothwendig hervorrufen mußte, was sie bewogen hätte auf solche Weise die Freude der Gesellschaft, zu der man sie eingeladen, zu stören; wie groß war aber sein Erstaunen, als er von ihnen selbst erfuhr, daß sie uneingeladen sich unter die Zahl der Gäste gemischt hätten und mit keinem der Anwesenden bekannt wären!

Da dies eine Beleidigung, nicht allein für den Hausherrn, sondern für jeden Einzelnen der Gäste zu sein schien, so war der jüngere Theil derselben schon bereit, eine solche Frechheit des Benehmens gebührend zu bestrafen. Die Schuldigen hielten es jedoch, um der wohlverdienten Züchtigung zu entgehen, für rathsam, sich zu erkennen zu geben, und nun erfuhr man, daß sie den ersten Familien angehörten: Einer von ihnen war der Herzog von Crillon, ein Anderer der Marquis de la Fare, der aber, welcher die Gesellschaft am meisten beleidigt hatte, war der Graf de Lally Tollendal.

— „Meine Herren." — sprach der Hausherr mit Würde zu ihnen — „je höher Ihr Rang ist, eine desto größere Verpflichtung legt er ihnen in Hinsicht ihres Betragen auf. Ein Benehmen, wie Sie es eben gezeigt haben, würde selbst für die niedrigste und unwissendste Volksklasse unziemend sein; — für Sie ist es unverzeihlich, und ich sollte es zugeben, daß meine Freunde, den meinen Kindern angethanen Schimpf rächten, von dem Sie nicht einmal die Heiligkeit des Bandes, welches dieselben heute vereinigt hat, noch die Gesetze der Hospitalität, welche Sie so unwürdig verletzt haben, zurückhalten konnte. Wenn aber Männer in Ihrer Jugend so zügellos und gesetzlos sich aufführen, so werden sie früher oder später dem Namen, den sie tragen, Schande machen; von Fehler zu Fehler ist ein schneller Fall, bis man sich dem Verbrechen in die Arme wirft und endlich den Händen derer übergeben wird, deren Amt es ist, die strafende Gerechtigkeit zu vollziehen. Sie sagen, daß Sie Edelleute sind und dem Hofe angehören, ich bin der Scharfrichter von Paris! Verlassen Sie dies Haus augenblicklich und ändern Sie Ihre Aufführung, oder zittern Sie davor, daß wir wieder zusammentreffen könnten, zittern Sie davor, daß einst der Henker noch einmal seine Hand an Sie legt.

— „Ja," — rief der junge Bräutigam aus — „gehen Sie und bitten Sie Gott, daß dies das letzte Mal ist, daß Sie von Henkershand berührt worden sind."

Mit diesem Worte warfen Vater und Sohn den Grafen de Lally Tollendal aus dem Hause; seine Freunde waren schon in derselben, weniz ceremoniellen Weise hinausgeworfen und die Thür hinter ihnen zugeschlossen worden; so befanden sie sich denn Alle wieder auf der Straße.

— „Nun," — sagte la Fare zu Lally — „diese Geschichte wird nicht viel zu unserm Credit am Hofe beitragen. Es ist ein fataler Spaß, wie tolle Hunde aus dem Hause des Henkers getrieben zu werden! Ich würde gern tausend Louisd'or hergeben, wenn ich Sie hätte, um das Schweigen dieser Leute dafür zu erkaufen."

— „Bah!" — antwortete Lally — „laß' sie sagen, was sie wollen, es kann nur unter ihnen bleiben. Es ist ein verzweifelter Abstand von den Cirkeln des Scharfrichters bis zu denen des Palais-Royal."

Die späteren Abenteuer Arthur's, Grafen de Lally Tollendal, die Wechselfälle seines bewegten Lebens, das unglückliche Geschick, welches seinen Tod herbeiführte, sind Gegenstände der Geschichte geworden. Aus einer angesehenen irischen Familie abstammend, war sein Vater, Sir Gerard Lally, ein treuer Anhänger der Stuart's, der sich, nachdem er James den Zweiten ins Exil begleitet hatte, in Frankreich niederließ und dort naturalisirt wurde. Arthur war in Frankreich geboren und trat hier früh in den Militairdienst ein, seine erste Bestallung war die als Capitain in Dillon's irischem Grenadierregiment. Seine hervorstechenden Fähigkeiten zogen bald die Aufmerksamkeit des Kardinals Fleury auf sich, welcher ihn mit einer Mission an den russischen Hof beauftragte, wo seine Talente und Geistesgaben, verbunden mit der Anmuth seiner Persönlichkeit, die Kaiserin Anna nicht allein, sondern auch ihren Günstling Biron, Herzog von Kurland, ganz bezauberten.

Nachdem er diese Sendung zur vollkommenen Zufriedenheit des französischen Hofes beendet hatte, ward der junge

Graf bei seiner Rückkehr zu dem Rang eines Obersten in einem irischen Regimente, das seinen eigenen Namen trug, erhoben. In der Schlacht von Fontenay trugen seine ritterliche Tapferkeit und geschickten Manöver nicht wenig zum Siege der französischen Waffen bei, und seine Heldenthaten an diesem Tage waren so bedeutend, daß man ihn nach dem Willen des Marschalls von Sachsen, auf dem Schlachtfelde zum Brigadier machte. Mit diesem Range bekleidet schloß er sich später dem jungen Kronprätendanten, Charles Edward, an, folgte demselben nach Schottland und diente ihm während jener unglücklichen Periode als Adjudant. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Feldmarschall und nach der Einnahme Mastricht's zum Generallieutenant erhoben. Endlich erhielt er den bedeutenden Posten als Commandant aller französischen Niederlassungen in Ostindien und schiffte sich nach Pondichery ein. Seine ersten Schritte daselbst waren durch die glänzendsten Erfolge bezeichnet, denn drei Tage nach der Landung bemeisterte er sich des Forts St. David (gewöhnlich das Bergen = op = Zoom Indien's genannt) und der ganzen Südküste von Coromandel. Hier aber hatte das Glück Lally Tollendal's seinen Höhepunkt erreicht und erlitt nun einen Stoß, der die Grundvesten des glänzenden Ruhmes, welchen er sich mit seinem Degen erworben hatte, wankend machte. Obgleich es ihm gelingen konnte, die Hindernisse, welche sich seiner militairischen Fähigkeit und seinem Muth entgegenstellten, zu besiegen, so konnte er dennoch nicht über die Feinde triumphiren, welche er sich durch sein hochfahrendes Wesen und die Unbeugsamkeit seines Charakters zugezogen hatte. Bei seiner Ankunft zu Pondichery entdeckte er, daß zahlreiche Mißbräuche in der Verwaltung der Kolonie sich eingeschlichen hatten; unbeugsam in seinen Grundsätzen und bei jeder Handlung durch die strenge Rechtlichkeit der Gesinnung geleitet, beschloß er, eine völlige Reform zu bewirken, indem er das Uebel mit der Wurzel vernichtete. Unglücklicher Weise waren so viele Personen dabei interessirt seine heilsamen Maßregeln nicht zur Ausführung kommen zu lassen, daß er bald, den heftigsten Widerstand erfahrend, sich auf sich selbst beschränkt sah, und nicht allein isolirt dastand, sondern auch als Object der niedrigsten Intriguen, welche man systematisch gegen ihn einleitete. Nachdem sein Glück eine solche Wendung genommen, folgte das Unglück Schlag auf Schlag.

(Schluß folgt.)

Die große Sonnenfinsterniß am 9ten Juli 1842.

(Schluß.)

Die Sonnenfinsterniß vom 12. Mai 1706 ward zu Paris 10 Zoll 58 Minuten groß gesehen, und das Licht der dabei frei bleibenden kleinen Sonnensichel war von einer erschreckenden und traurigen Blässe; allein man unterschied gleichwohl die kleinsten Gegenstände dabei mit vollkommener Deutlichkeit. Der ringförmigen Finsterniß vom 15. Mai 1836, als des neuesten Ereignisses dieser Art, und des durch dieselbe hervorgebrachten Eindrucks endlich erinnern sich die meisten Leser wohl noch selbst. Ich bereite also darauf vor, wenn die Leser auch diesmal die Dunkelheit nicht so vollkommen nachtähnlich finden sollten, als sie es, nach manchen andern Ankündigungen, erwarten könnten; vielleicht wirken manche besondere Umstände mit, vielleicht ist auch manches dabei nur subjectiv.

Eine ähnliche Verschiedenheit finde ich bei verschiedenen Finsternissen in den Angaben über das Sinken des Thermometers, dessen Stand die Leser wohl auch mit beobachten. Dagegen bleiben keinerlei Zweifel über die Gewißheit eines andern bei Verfinsterungen der glänzenden Sonnenscheibe durch die davor tretende dunkle Mondscheibe stattfindenden höchst merkwürdigen Umstandes übrig, ich meine das Hervorragen der dann eben am Rande der uns zugewendeten Mondhalbkugel stehenden Mondberge über diesen Rand, welcher daher nicht glatt, sondern, dieser Berge und der zwischen ihnen liegenden Schluchten wegen, mehr oder weniger ausgezackt erscheint. Man begreift, daß gerade zur Zeit einer Sonnenfinsterniß, wenn der so ausgezackte Rand der schwarzen Mondscheibe allmählig immer tiefer in die helle Sonnenscheibe hinein (oder vielmehr immer mehr vor dieselbe) tritt, diese schwarzen Zacken auf dem hellen Hintergrunde ganz vortrefflich gesehen und gemessen werden können*). Eine andere Beobachtung, welche ich den Lesern, mit denen ich mich immer noch in der Zone der totalen Finsterniß voraussetze, zu empfehlen habe, ist das Benehmen der Hausthiere bei der so unerwartet hereinbrechenden Dunkelheit. Hunde sollen dabei geheult haben, Pferde scheu ge-

*) Zu dieser Beobachtung bedarf es nur sehr mäßiger Fernröhre (für welche man indeß nicht vergessen wird, zur rechten Zeit besonders stark gefärbte Planglaser — Blendgläser — zum Vorschrauben für das Objectiv zu besorgen, um dreist in den Sonnenglanz schauen zu können.)

worden sein. Den Thieren wohnt ein ganz eigenthümlicher, unerklärlicher Witterungsinstinkt bei; es wäre möglich, daß eine große Sonnenfinsterniß noch andere, dem Verstandesmenschen entgehende, vom Thiere aber nicht unbemerkt bleibende atmosphärische Einflüsse hätte. Diese Aufmerksamkeit, zumal auf das Benehmen der Hunde, empfehle ich daher sehr.

Für Bremen beginnt die Finsterniß um 5 Uhr 24 M. und endet 7 Uhr 19 Min., sie ist 10 Zoll groß.

Was nun die nächsten wieder bevorstehenden Sonnenfinsternisse betrifft, so kommt die erste ringförmige Finsterniß schon am 9. October 1847 Vormittags. Am 28. Juli 1851 Nachmittags hat wieder eine sehr große, in einem Theile des östlichen Europa sogar total erscheinende Sonnenfinsterniß statt. Den 15. März 1858 Nachmittags wird besonders ein Theil Spaniens eine ringförmige Sonnenfinsterniß sehen. Dann folgt 1860 am Nachmittage des 28. Juli wieder eine große Sonnenfinsterniß, und abermals 1861 den 31. Dec. Nachmittags. Berlin wird am 19. August 1887 Vormittags eine totale Finsterniß haben, und eilen dann gewiß, wenn auch nicht viele unserer gegenwärtigen Leser, doch gewiß viele ihrer sie jetzt umspielenden Kinder auf der Eisenbahn von Bremen nach Berlin.

Verfassung der Stadt Hamburg.

Bekanntlich wird jetzt in Hamburg manche Reform in der Verfassung und Verwaltung angeregt, welche bei uns in Bremen schon früher eingetreten, z. B. — die Abstimmung auf den Conventen nach Köpfen und nicht nach Kirchspielen, die Veröffentlichung der Conventsverhandlungen, die Theilnahme der Bürgerschaft an der Rathswahl u. s. w. Wir nehmen daraus Anlaß, einiges Uebersichtliche, die Verfassung der freien Hansestadt an der Elbe erläuternd, beizubringen. Es beruht aber diese Verfassung auf dem Hauptrecess von 1712. Diese Constitutionsurkunde hat folgenden Eingang: „Weilen die klägliche Erfahrung bezeiget, daß bei denen Troublen, welche diese gute Stadt in vorigen Zeiten zerrüttet, friedhässige und unruhige Gemüther daher insonderheit ihren bösen Unternehmungen einen Vorwand und Deckel, auch zugleich einen Schein, Andere zu verleiten, gesuchet, daß sie die Frage: Bei wem in dieser Stadt die höchste Herrschaft sei? zu regen und zu ihrem Vortheil zu deuten und zu entscheiden sich erkühnet; — so wird hiermit als ein ewiges, unveränderliches und unwiderrufliches Fundamentalgesetz festgestellet und bekräftiget, daß solch Recht und höchste Gewalt bei Einem Edlen Rath und der Erbgesessenen Bürgerschaft inseparabili nexu (in untrennbarem Verband) conjunctim und zusammen, nicht aber bei einem oder andern Theile privatim bestehe.“ Rath und Bürgerschaft sind nach Geist und Buchstaben des Hauptrecesses so sehr Theile eines Ganzen, die nicht einander gegenüber stehen, sondern in sich verschmolzen sein sollen, daß selbst ausgesprochen ist, der Rath besitze alle Regalien nicht privative, sondern mit der erbgesessenen Bürgerschaft gemeinschaftlich und übe auch das Recht, seine Mitglieder allein zu wählen, nur unter dieser Reservation, d. h. als Regal, in beständiger Vollmacht abseiten der Bürgerschaft. Der Senat besteht aus vier Bürgermeistern und vierundzwanzig Rathsherren; von jenen sind drei graduirte Rechtsgelehrte und einer Kaufmann, von diesen elf Graduirte und dreizehn Kaufleute. Außer diesen 28 gehören noch acht andere Graduirte zum Rathe — jene bezeichnet der Kunstausdruck als in senatu, diese als de senatu — nämlich vier Syndici und vier Secretarien. Früher waren nur Lutheraner zu der Rathsherrnwürde qualificirt; seit 1819 können auch Bürger von einer andern christlichen Confession gewählt werden. Stirbt ein Senatsglied, so muß die Stelle innerhalb acht Tagen nach der Erledigung wieder besetzt werden. Die Wahl geschieht in folgender Weise: Aus dem ganzen Rath werden durchs Loos vier Vorschlagsherren bestimmt, die jeder einen Candidaten proponiren und dann abtreten; von den Uebrigen wird hierauf deliberirt über die Qualification der Vorgeschlagenen; findet sich bei einem oder dem andern Anstand, so präsentirt der Vorschlagsherr einen neuen Candidaten; sind vier qualificirte Candidaten ermittelt, so wird einer darunter durchs Loos in den Rath berufen; der Gewählte muß die Stelle annehmen oder die Stadt verlassen. Zur Bürgermeisterwürde wird auf gleiche Art aus den Senatoren und Syndicis gewählt, nur daß dazu drei Candidaten proponirt werden. Die Syndici besuchen die Versammlung des Senats und haben darin eine berathende, aber nicht zählende Stimme. Der jüngste Syndicus ist Fiscal in peinlichen Fällen. Zur Rathsherrnwürde findet keine Anmeldung statt; zu den Syndicats- und Secretariatsstellen aber müssen die Bewerber sich melden; die Wahl geschieht vom Rath durch

Stimmenmehrheit. Mit dem Senate verbunden bildet die erbgesessene Bürgerschaft die höchste Gewalt im Staate. Das Wort erbgesessen bezeichnet im Allgemeinen denjenigen, der vermittelst eines eigenen Erbes (Grundstücks) in der Stadt ansässig ist; im besondern Sinne jedoch werden diejenigen darunter verstanden, die das Recht und die Pflicht haben, die Bürgerconvente zu besuchen. Es steht aber dieses Recht den Bürgern zu, die in der Stadt Ringmauern wohnen und ein eigenes Grundstück in der Stadt oder deren Gebiet besitzen, welches nur so hoch beschwert ist, daß sie noch 3000 Mark Banco, wenn es in der Stadt, und doppelt so viel, wenn es außerhalb derselben belegen ist, eigenes Capital darin haben. Außer diesen jedoch sind zum Besuche der Convente noch berechtigt: die Kämmereiverordneten, die höhern Officiere des Bürgermilitärs, die Börsenalten, die Deputirten des Commerciums, die Gerichtsmitglieder, die Aelterleute der Aemter. Verpflichtet, in dem Convent zu erscheinen, sind die Mitglieder der bürgerlichen Collegien. Dieser bestehen drei: das der 15 Oberalten, das der Sechziger und das der Hundertachtziger, mit ihren 30 Adjuncten. Diese Collegien (Bürgerausschüsse) sind untereinander in genauester Verbindung, und zwar so, daß die Männer, aus denen das kleinere Collegium besteht, zugleich Mitglieder des größeren sind. Aus dem Collegium der 180er wird durch die Wahl das der 60er, aus diesem auf gleiche Weise das der Oberalten ergänzt. Rath und erbgesessene Bürgerschaft zusammen bilden die gesetzgebende Gewalt, wobei der Rath die vorschlagende Behörde, die Bürgerschaft die prüfende darstellt, beide vereinigt das Gemeinwesen bindende Beschlüsse fassen. Die Bürgerschaft zusammenzurufen, hat allein der Senat das Recht; gesetzlich soll es alle Vierteljahr geschehen; der Convent darf nur unterbleiben, wenn die Oberalten mit dem Rath darüber einig sind, die Haltung sei unnöthig. Der Rath kann nach seinem Ermessen und mit Zustimmung der Collegien den Bürgerconvent auch außerordentlich anordnen. Nur in dringenden Nothfällen bedarf er dazu nicht die Einwilligung der Collegien. Das Gesetz fordert zu einer vollständigen Bürgerschaft 200 Anwesende. Bei dem Convent erscheinen die Rathsglieder in der Amtskleidung, die Bürger im schwarzen Mantel, dem Ehrenzeichen des Hamburgers. Der präsidirende Bürgermeister verliest die Propositionen des Raths und übergiebt sie dem präsidirenden Oberalten in fünffacher Abschrift, woraus der Rath sich aus dem Versammlungssaal entfernt. Die Bürgerschaft trennt sich sodann nach den fünf Kirchspielen; jede Abtheilung deliberirt einzeln über die Propositionen und faßt über jede nach der Majorität einen Kirchspielsschluß. Aus den fünf Schlüssen wird dann, nachdem die Bürgerschaft zusammengetreten, ebenfalls durch Stimmenmehrheit der Bürgerschluß gebildet. Sollte der Fall eintreten, daß die Bürgerschaft den Propositionen des Raths aus erheblichen Gründen nicht beipflichten würde, der Rath aber, nach seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Vorschläge für das Beste des Staats, sie nicht aufgeben wollte, auch durch Verhandlung mit den Collegien keine Ausgleichung der Ansichten herbeigeführt werden könnte, so ernennen Senat und Bürgerschaft, jeder Theil aus seiner Mitte, eine gleiche Anzahl Deputirte; diese treten zusammen und ihr per Majora gefaßter Beschluß entscheidet und hat gleiche Kraft mit einem vollständigen Rath- und Bürgerschluß. Zu einer solchen Deputation zu schreiten, ist man jedoch seit lange nicht mehr in den Fall gekommen. Die Wiederherstellung der Hamburger Verfassung von 1712, nach der dreijährigen Episode der Napoleonischen Gewaltherrschaft (1810 — 1813), datirt vom 27. Mai 1814.

* Hiesige Nachrichten.

Für die Abgebrannten in Hamburg sind bei der hiesigen Deputation bis zum 18. Juni eingegangen 30,473 Rt. Davon hat man bereits nach Hamburg remittirt 23,681 Rt. 23 Gr., für dorthin gesandte Lebensmittel und Kleidungsstoffe sind verausgabt 5,066 Rt. 63 Gr., und in Casse waren bisher noch 1,724 Rt. 58 Gr. Da nun aber beschlossen worden, daß die obengedachten Naturallieferungen, und ebenso die Kosten, welche durch den Marsch der Bremer Truppen veranlaßt sind, und welche 4500 Rt. betragen, von der Staatskasse übernommen werden sollen, so wird der Gesammtbetrag der mildthätigen Beiträge den unglücklichen Hamburgern zu Gute kommen. Dem hiesigen Major des Contingents ist eine Gratification von 20 Rt. monatlich zugewilligt worden. Die Bürgerschaft hat ein schönes Agio beigelegt, nämlich die „Anerkennung der würdigen und ausgezeichneten Art, wie der jetzige Major seine militärische Stellung ausfüllt." — Der Plan die Stadt mit einer Weserwasser-Leitung durch Dampf zu versehen, scheint nicht zu Stande zu kommen, weil die Kosten (80,000 Rt.) zu bedeutend sind, und der schönste Theil des Walles durch

die Dampf-Maschine ruinirt würde. Allein mehrere Brunnen könnten deswegen doch wohl angelegt werden, vornämlich in den Vorstädten; nur müssen freilich die Bewohner nicht Alles vom Staate verlangen, sondern durch Subscription vorab einen entsprechenden Zuschuß sicher stellen. Um unsere Finanzen wieder in gehöriges Gleichgewicht zu bringen, wird im Sept. ½ pCt. Schoß und vier Monat Collecten gezahlt werden. Bis dahin füllt sich auch der Geldmarkt hoffentlich wieder. Nach reiflicher Erwägung ist nun der Entwurf der Wechselordnung fertig geworden, welche die alte von 1712 ablösen soll. - Allmählich haben wir über alle bedeutenden Rechtsverhältnisse Bremische gedruckte Gesetze erlangt — Vormundschaft, bäuerliche Verhältnisse, Erben und Handfesten, Failliten-Ordnung, Wechselrecht. Mit der Zeit kommt denn auch wohl ein öffentliches mündliches Gerichts-Verfahren! — Herr Schauspieldirector Engelken ist abgereiset mit der Erklärung, ein Sänger-Personal für mittlere Opern engagiren zu wollen. Man wird ja vor der Abonnements-Unterschrift sehen können, ob es wirklich Ernst gewesen die Wünsche des Publicums zu befriedigen. Die Bücher über das abgeschlossene Theater-Jahr sind von der Behörde nachgesehen worden. Das Resultat für den Unternehmer ist befriedigend gefunden, allein in Hinblick auf die viele Mühe, welche das Geschäft mit sich bringt, doch nicht übermäßig. Das neue Theatergebäude wird kein Dorn'sches Dach bekommen. Ein kürzlich hier anwesender hoher Bau-Beamte aus Berlin hat zu sehr davon abgerathen. Auch dort sei man bei öffentlichen Gebäuden ganz davon zurückgekommen, weil die erforderliche stete Nachbesserung nur bei mäßigen Privatbesitzungen zu erlangen stehe. Man wird nun hier wahrscheinlich ein Dach von schwedischem Eisenblech wählen. Die Direction für den Theater-Neubau ist jetzt beschäftigt zu erwägen, wie die Scenerie am zweckmäßigsten einzurichten. Wenn nicht besondere Hindernisse noch eintreten, so wird im Herbst 1843 in dem neuen Hause gespielt werden. Sicherlich benutzt man den ersten Eifer des Publicums für die Casse des Vereins, und gestattet nicht, daß ein Privatunternehmer was man nennt die Fettfedern ziehe. Freilich hat dabei der Theaterfreund sehr Recht, welcher kürzlich in der Union anrieth, dabei einen populairen technischen Director zu wählen. Es muß 1843 heißen — Siehe es ist alles neu!

* Telegraphen.

Herr Director Schmidt, welcher bekanntlich viel für die Errichtung einer Telegraphenlinie von hier bis Bremerhaven gethan (welches Unternehmen leider an politischen Bedenken des Nachbarstaates Hinderniß fand) ist kürzlich durch Bremen gekommen, und hatte die Correspondenz bei sich, welche der Hamburger Telegraph unter seiner Leitung in den Schreckenstagen geführt. Es giebt keine Brochure, welche die Ereignisse so ergreifend schilderte, welche so sehr in die Mitte der Schreckens-Scenen versetzte, als diese laconische Sprache des Telegraphen. Er meldet das stündliche Vorrücken des Brandes an die benachbarten Behörden, und bittet um Unterstützung. Sogleich antworten diese Behörden, und eben so augenblicklich geht die Nachricht zurück, wo und wann die Dampfschiffe landen sollen um Spritzen, Pulver, Artillerie u. s. w. einzuladen. Herr Director Schmidt hat in einigen Erläuterungen bemerkt, welchen außerordentlichen Nutzen diese solcher Gestalt herbeigerufene Unterstützung gewährt habe. Man denke sich Telegraphen und Eisenbahnen über ganz Deutschland, wie bedeutend würde die Kraft zu Bekämpfung solcher Unglücksfälle gesteigert werden! Herr Director Schmidt hat uns die Mittheilung für den Bürgerfreund zugesagt, wenn die Hamburger Behörde nichts dabei zu erinnern findet, und läßt sich dieses kaum erwarten, bei dem großartigen Sinn für Oeffentlichkeit, welcher die Hamburger vor so vielen andern auszeichnet.

* Für Berga

empfing ich seit meiner vorigen Anzeige noch: Von N. N. 1 Rt., H. K. 2 Rt. 36 Gr., C. 35 Gr. als Ertrag einer in Auction verkauften Lampe, Dr. S. 1 Rt. Preuß. Crt., M. B. 36 Gr., zusammen jetzt 50 Rt. 35 Gr. die ich nebst dem mir von Herrn Pastor Treviranus übergebenem Gelde, Ende nächster Woche nach Berga absenden werde. Allen edlen Gebern den wärmsten Dank sagend, erkläre ich mich zur Annahme ferneren Beiträge gerne bereit, und empfehle diese armen, gebeugten Abgebrannten der wohlwollenden, mildthätigen Theilnahme angelegentlichst.

Wilh. Wulff.

* Rechtspflege.

Untergerichts-Erkenntnisse vom 2. Juli: B—d—r Ww. g. P—pp—, E—t—f E. g. Pr—ſſ—, E—ch—l—n g. B—h—d, G—rb—de Ww. g. K—b—tz, H—l—s g. W—ke, F. & Gr. g. S—m—t, R—m— g. E—e, R—ke g. K—ch.

Unterg.-Erk. vom 5. Juli: M—ll—r g. St—ke Ww.

Debit-Sachen den 7. Juli 11 Uhr Alexander Ww., Hoppe Ww 11½ Uhr.

Debit-S. den 8. Juli: Kreybich 11½ Uhr.

Erbe- und Handfesten-Amt den 7. Juli, Nachmittags 3 Uhr: Bullerdiek, Stöver. Freitag.

Miscellaneen.

(Garat,) einer der vortrefflichsten Gesangskünstler Frankreich's, setzte die Geduld des Publicums sehr oft auf eine harte Probe. Einst spielte er in Nantes, und es war schon eine Viertelstunde nach dem gegebenen Zeichen verstrichen, Garat aber war noch nicht angekleidet — „Regisseur, Regisseur!“ rief das ungeduldige Haus. Der Regisseur erschien, machte seine drei üblichen Verbeugungen, und sagte zum Parterre: „Meine Herren! Es ist mir Leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Hr. Garat in diesem Augenblicke die drei und dreißigste Cravatte anprobirt. — Er bittet um Entschuldigung, und wird gleich mit dem Knüpfen seiner Schleife zu Ende sein!“ Wirklich erschien Garat bald darauf mit seiner Schleife, die in der That ganz außerordentlich war. Er sang in den »Visitandines« und in seiner drei und dreißigsten Schleife, und wurde nach der Vorstellung im Triumphe nach Hause geführt.

(Geschenk für die Königin Victoria.) Ein Schiff aus Zanzibar hat vier schöne arabische Pferde nach London gebracht, welche der Imam von Muscat der Königin zum Geschenk gemacht hat.

(Der poetische Friseur Jasmin aus Agen,) welcher sich gegenwärtig in Paris befindet, hat vom König Louis Philipp eine kostbare, mit Brillanten besetzte und goldener Kette versehene Uhr erhalten.

(Eine Giftmischerin.) Man schreibt aus Laibach: „Wissen Sie, daß auch Krain seine Laffarge hat? — Wir sind zwar auf eine solche Berühmtheit nicht im Mindesten capricirt, aber es ist so, und die Geschichte, deren Prozeß eben vor Kurzem zu Ende ging, hat auch wohl einen kleinen Anstrich des Romantischen. Ein junges hübsches, aber armes Bauernmädchen im Orte Radmannsdorf, wurde gezwungen einen garstigen, alten, aber reichen Mann zu ehelichen, und hatte ihm vor der Verbindung gedroht, wenn er auf derselben bestände, ihn zu vergiften; der Mann nahm die Drohung für Scherz, und das Mädchen zum Weibe. Kaum einige Monden nach ihrer Verehelichung setzte sie eines Tages ihrem Manne Salat vor, und als derselbe nach einigem Genuß Erbrechen bekam, und ihr zurief: „Weib, Du hast mich vergiftet!“ nahm sie den Rest des Salates und warf ihn in Eile in den Abort. Der Mann nahm indeß ein kleines Brett mit einem Bilde auf welches sich seine Erbrechung entladen, und trug dasselbe zur Obrigkeit, wonach man daselbst noch rothen Arsenik fand, und das Weib, welches die That alsobald gestand, den Gerichten überlieferte. Sie wurde auf mehrere Jahre zur Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Mann wurde, da er nur sehr wenig vom Arsenik genossen, gerettet.

(Die französische Flotte) besteht jetzt aus 240 bewaffneten Fahrzeugen, worunter 16 Linienschiffe, 20 Fregatten, 40 Dampfböte und 80 Briggs oder Corvetten.

(Die Villa Torlonia.) In Rom wurde am 4. Juni die vor der Porta Pia gelegene Villa Torlonia feierlich eröffnet. Die Anwesenheit des Königs von Baiern hatte den Pabst bestimmt, die Einladung ebenfalls anzunehmen. Die Aufrichtung eines der beiden auf dem Simplon ausgehauenen Obelisken, dann ein Pferderennen und ein Feuerwerk, in dem, 6000 Menschen fassenden Amphitheater sollten die Hauptbestandtheile des Festes sein. Als aber Tausende von Wagen sich in Bewegung gesetzt hatten, brach ein furchtbares Unwetter aus. Die Wagen mußten halten; gegen 7000 Menschen, die sich bereits auf dem Schauplatz befanden, konnten kaum in den weiten Räumen der Villa Schutz finden, und flüchteten zum Theil unter die Bäume, wobei der schöne Garten arg verwüstet wurde. Der Pabst und der König von Baiern zogen sich bald zurück. Gegen Sonnenuntergang heiterte sich der Himmel etwas auf; allein die kurze Zeit reichte kaum zu Aufrichtung des Obelisken aus, und die schönsten Stücke des Feuerwerks hatten die Regengüsse verdorben. Zum Schluß wird berichtet, daß die Fürstin Torlonia ein kostbares Armband verloren habe.

(Nur mäßig!) Zu Wedmore in Somerset wurde am vorigen Freitage eine sehr zahlreiche Versammlung von „Nichts-als-Theetrinkern“ gehalten. Alles ging gut bis gegen den Schluß, wo die Musikanten, welche nicht bezahlt wurden, und daher wenigstens einige Erfrischungen erwarteten, über bittern Durst klagten. Vierzehn anwesende Pächter, die ohnehin über den verächtlichen Ton aufgebracht waren, worin der Hauptredner des Abends von ihrem Apfelwein gesprochen hatte, fanden die Beschwerden der Musikanten gerecht, und luden sie in das vornehmste Wirthshaus ein, wo bis Morgens 5 Uhr, außer einer großen Masse von Branntwein, Gin, Bier und Ale, 16 gewaltige Bowlen Punsch getrunken wurden. Die Musikanten spielten bis zum hellen Tage.

(München, im Juni.) Der gräßliche Tod durch Brandwunden in Folge entzündeter Kleidungsstücke, dessen eine Wittwe und Mutter von 9 lebenden Kindern dahier vor einigen Tagen gestorben ist, macht seitdem viel von ähnlichen Unglücksfällen reden. Erst vor wenigen Wochen geriethen hier einer jungen Dame die Kleider durch vom Kochheerd abspringende Funken in Flammen, und sie entging vielleicht einem gleich schrecklichen Loos nur durch die Geistesgegenwart des dazugekommenen Vaters, welcher die Tochter sich auf dem Dielboden ausstrecken hieß, worauf die helle Flamme durch Betten erstickt, und dann die glimmende Kleidung leicht vollends gelöscht wurde. —

(Geschäfts-Styl.) Sonst lachte man über den preußischen Kurial-Styl, in welchem das Obergericht an eine Gräfin schreiben mußte: „Liebe Besondere!“ und an eine Baronin nur Besondere Liebe!“ Jetzt entstehen über das entgegengesetzte Verfahren Beschwerden, wie folgende: „Auf eine achtungsvolle Eingabe, worin meine Frau, die wegen rheumatischer Leiden nicht selbst zum Termine kommen konnte, bei jetzigem Wetter und grundlosen Wegen nach J. und deßhalb auf ihre Kosten auf ei-

nen Deputirten nach O. antrug, erhielt sie den Bescheid auf einem Stücke grobes Papier, worin sie kurzweg: Supplikantin ist zu erwiedern u. s. w. — beschieden ward; nicht einmal „Frau Supplikantin," was am Ende eine Schusters-Frau zu erwarten hätte. — Ueberhaupt aber scheint mir der Ausdruck: „Supplikantin" selbst einer Schuhflickers-Frau gegenüber von Seiten der Justiz die nur das Recht und nicht Gnade zu üben hat, und bei welcher mithin nur das Recht und nicht Gnade nachzusuchen und somit um Nichts zu supplicieren ist, ganz unpassend. Ich beabsichtige dies merkwürdige Actenstück an den Hrn. Justizminister und nöthigenfalls an den König einzusenden, damit endlich höchsten und allerhöchsten Orts die Art bekannt werde, wie hier der gebildete Stand behandelt wird für sein schweres Geld. — Gleichheit vor dem Gesetze ist unerläßlich, weil sonst keine wahre Gerechtigkeit möglich ist, aber es leuchtet nicht ein, warum überhaupt das Publikum so behandelt werden soll. Auch eines Schuhflickers-Frau will nicht: Supplikantin genannt sein, wenn sie gesetzlich begründete Anträge zu machen hat. Nur an den König reicht man Supplikeu ein, und selbst an einen Minister nur Vorstellungen oder Eingaben."

(Sonderbare Lehensgebräuche.) Der Besitzer eines adeligen Gutes in Franken im vierzehnten Jahrhundert mußte seinem Lehnsherrn um Martini einen Zaunkönig in recognitionem feudi schicken, und ein Edelmann in Oestreich hatte als Lehnsbekenntniß zwei Maß Fliegen zu liefern. — In der Bretagne war eine Lehenspflicht das zum Schweigenbringen der Frösche (silence des grenouilles). Wenn die Gemahlin des Lehnsherrn im Wochenbette lag, mußten nämlich die Vasallen die Sumpfwasser schlagen, damit ihr Gequake der gnädigen Frau nicht beschwerlich falle. — Die Herren von Dymerode mußten dem Kaiser, wenn er nach Thüringen kam, einen Heuwagen voll Schüsseln präsentiren. — Ein anderer Vasall mußte an einem bestimmten Tage vor der Gemahlin des Lehnsherrn ein Lied singen.

(Professioneller Styl.) Bei einem Pariser Restaurateur speis'ten jüngst einige alte Bekannte, die sich im Strudel der Ereignisse aus den Augen verloren hatten, in aller Herzlichkeit zusammen. Jeder erzählte wie er sich in der Welt zurecht gefunden. „Mich hat das Glück," sagte ein Wechselmäkler, „immer über Verdienst begünstigt; ohne viel Ungemach fand ich mich eines schönen Morgens im Besitz eines hübschen Vermögens." — „Mir ist es nicht so leicht ergangen," sprach ein Lustspieldichter, „doch hab' auch ich es zu Etwas gebracht, und vergeht kein Tag, wo man „mich" nicht auf ein bis zwei Bühnen spielt. Und Du, Doktor, wie steht es denn mit Dir"? — Lieben Freunde, antwortete dieser, der bis jetzt bescheiden zugehört hatte, „ich hatte Anfangs harte Proben zu bestehen, aber durch Ausdauer kommt man schon zum Ziele." Das Glück scheint mir endlich doch zu lächeln, und ich bekomme Kundschaft: in diesem Augenblick habe ich ein Nervenfieber, zwei Lungenentzündungen, fünf bis sechs Grippen, ein gebrochenes Bein, und heute Morgen hat man mich auf drei Kirchhöfen begraben."

(Häringsflotte.) Die am 15. in See gegangene holländische Häringsflotte besteht aus 126 Fahrzeugen, darunter allein 78 aus Vlardingen und nur 1 aus Scheveningen.

(Passau, 21. Juni.) Verflossenen Freitag den 17. Juni trug sich in dem, eine Stunde von hier entfernten gewerbthätigen Markte Hals ein schauderhafer Unfall zu, dessen glücklichen Ausgang man fast wundervoll nennen kann, da wohl unter tausend ähnlichen Fällen vielleicht kaum einer so gut ablaufen möchte. Hinter der Leupoldseder'schen (vormals Dullingerschen) Mühle spielten zwei kleine Mädchen und stiegen unbemerkt auf den Wasserfang. Eines derselben, Amalie Adler, Pflegekind des Schuhmachermeisters Jakob Wimmer daselbst noch nicht volle 7 Jahre alt, hatte nun das Unglück, rücklings in die Öffnung der Schwelle zu fallen, wo mit Blitzesschnelle sie das abschießende Wasser erfaßte und unretibar unter das große Wasserrad trieb. Von da weg gerieth das Mädchen noch unter das fast bis an den Grund gesenkte große Wasserrad der Papiermühle. Ein pfündiger Fisch kommt nicht unzermalmt heraus. Das Mädchen aber, wie von einem Schutzengel begleitet, kam unverletzt auch unter diesem Rade durch und wurde von dem starken Schwall beinahe an das gegenseitige Ufer der Ilz getrieben wo der auf das Geschrei des andern Mädchens herbeigeeilte Leupoldseder'sche Müllerbursche, Castulus Potschinger aus Perlesreith, in dem Augenblick da er es sah, sogleich in die Ilz sprang und schwimmend es an der Brücke erreichte und glücklich rettete. Keine Quetschung, kein Glied war gebrochen oder verrenkt; das Mädchen war ganz unversehrt, wiewohl die Kleidung so zerfetzt und zerissen war, als ob sie durch einen Holländer gegangen wäre. Die erste Klage des armen Kindes war nur um die zerrissene Kleidung.

Anzeige.

Alle Formulare für's Comptoir: Anweisungen, Wechsel, Scheine, Zins-Quittungen, Declarationen, Frachtbriefe, Connissemente, Schluß-Zettel etc., sämmtlich sauber und auf schönem Post- und Velinpapier gedruckt, sind beim Verleger stets vorräthig.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc. und Titel zum Jahrgang 1841.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 54.

Bremen, Donnerstag den 7. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 688. Den 2. Juli. Der Arb. Claus Hinrich Saghorn, 30½ Jahr, Osterthorswallstraße Nro. 9.

— 689. Den 4. — Des Küpermeisters Joh. Friedrich Bädeker Ehefr., geb. Wendt, 74 Jahr, Piperstr. Nro. 6.

— 690. Den 4. — Des Hökers Joh. Diedr. Bockloh Tochter, 7 Wochen, Hohethorsstraße N. 32.

— 691. Den 4. — Maria Luise Bastian, 18 Jahr, Rövekamp Nro. 19.

— 692. Den 4. — Die Dienstmagd Elise Maria Grimmel, 26 Jahr, Buntenthorssteinweg N. 221.

— 693. Den 4. — Des Cigarrenmachers Wilh. Wiese Sohn, 2 J., Buntenthorssteinweg Nr. 235.

— 694. Den 5. — Des Lohndieners Johann Caspar Hoffmann Ehef., geb. Fehlhaber, 72 Jahr, Bischoffs Hof (Neuenmarkt).

Nro. 695. Den 5. — Des Arb. Joh. Hinrich Hillmann Tochter, 1½ Jahr, Schnoor Nro. 2.

— 696. Den 5. — Die Dienstmagd Lucie Bitter, 34 Jahr, kl. Helle Nro. 22.

— 697. Den 5. — Des Cigarrenmachermachers Herm. Wagendorff Sohn, 3¾ Jahr, kl. Sortillenstraße Nro. 9.

— 698. Den 5. — Der Arb. Hermann Friedr. Bitter, 39 Jahr, Neustadtsdeich Nr. 13.

— 699. Den 5. — Der Schneidergesell August Siebethal, 28 Jahr, Papenstraße Nro. 22.

— 700. Den 6. — Der Tischlermeister Diedr. August Ludwig Eickhoff, 53 Jahr, kl. Annenstr. Nro. 2.

— 701. Den 6. — Adelheid Heitmann, 76 Jahr, Osterthorswallstraße Nro. 26.

Geburten:

Nro. 862. Den 1. Juli. Des Wuppermeisters Johann Diedr. Korte Ehefr., geb. Meinders, Ellhornstraße, von einem Knaben.

— 863. Den 2. — Des Tischlers Friedr. Carl Meyer Ehefr., geb. Homann, Schwarzpott Nro. 13, von einem Mädchen.

— 864. Den 2. — Des Cigarrenfabrikanten Friedrich Louis Vogelsang Ehefr., geb. Wenkebach, Hastedt, von einem Mädchen.

— 865. Den 3. — Des Tischlergesellen Heinr. Friedr. Müller Ehefr., geb. Ranke, Meyersgang Nro. 9, von einem Knaben.

— 866. Den 3. — Des Aufladers Brünje Dickhut Ehefr., geb. Mentze, Herrmannshof Nro. 5, von einem Knaben.

Nro. 867. Den 3. — Des Stuhlmachers Joh. Joachim Steinhoff Ehefr., geh Lütjen, Molkenstr. Nro. 63, von einem Mädchen.

— 868. Den 3. — Des Stuhlmachers Anton Bock Ehefr., geb. Rauschenberg, Stephanithorssteinweg Nro. 43, von einem Knaben.

— 869. Den 4. — Des Malers Carl Jacob Grosse Ehef., gb. Bowe, kl. Krankenstr. N. 5 v. e. K.

— 870. Den 4. — Des Matrosen Joh. Diedr. Schmidt Ehefr., geb. Meyer, Schweinestr. Nr. 21, von einem Knaben.

— 871. Den 4. — Des Cigarrenmachers Georg Gebert Ehefr., geb. Chamburg, Faulenstraße Nr. 67, von einem Knaben.

— 872. Den 4. — Des Kaufmanns Reinh. Wilhelm Bädecker Ehefr., geb. Backs, Langenstr. Nro. 126, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 55.

Bremen, Sonntag den 10. Juli 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 10. Juli.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Dreier.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Cand. Holthaus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prm. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Cand. Dreier.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Gedichte

von E. F. aus Braunschweig.

IIII. Der Mann in Tyrol.

Blutroth sank die Sonne nieder, es erlosch ihr letzter Strahl,
Dämm'rung wob den dichten Schleier über Berg und Wald und Thal;
Da von den Tyroleralpen, in der Hand den Wanderstab,
Schreitet auf bekannten Wegen ernst und still ein Mann herab.

'S ist ein Mann in schwarzem Barte, wohlgerüstet und bewehrt;
Auf der Schulter hängt die Büchse, an der Hüfte klingt das Schwert;
Es ist ein gar rüst'ger Wand'rer, voller Kraft und ungebeugt,
Seine Augen sprühen Feuer, ob sein Antlitz auch gebleicht. —

Mitten in dem stillen Thale, unter steiler Felsenwand,
Stehet eine nied're Hütte, wenig Menschen nur bekannt;
Dorthin wandelt ernst und schweigend der bewehrte Wandersmann,
Und er klopfet an die Thüre und sie wird ihm aufgethan.

Und er findet dort drei Männer, ihm gar werth und wohlbekannt,
Und er bietet liebreich jedem seine treue Freundeshand,
Nimmt vom Haupt' den Hut dann langsam, d'rauf die Adlerfeder weh't,
Faltet feierlich die Hände wie zum brünstigen Gebet. —

Dann erhebt er seine Stimme: „Seid Genossen mir gegrüßt,
Seid gegrüßt, in deren Adern ächt tyrolisch Blut noch fließt! —
Hab' die Botschaft wohl vernommen, die ihr heimlich mir gesandt,
Daß mein Bleiben sei nicht länger in dem lieben Vaterland!"

„Seine Jugend ist erschlagen, in den Thälern, auf den Höh'n,
Auf den freien, lichten Bergen sieht man Feindesbanner weh'n!
Doch nur Muth, Ihr Kampfgenossen, lebet doch das alte Recht
Noch in vielen tausend Herzen voller Kraft und ungeschwächt!"

„Lebt doch noch der Herr im Himmel, und der siehet unf're Schmach,
Wenn er winket, so erglänzet hell und klar der Freiheitstag!

Daß sein erster Strahl mich finde unter Waffen, kampfbereit,
Bleib' ich hier im Vaterlande, ob auch blut'ger Tod mir drän't!"

„Bleib' im Land', wo ich geboren, in dem Lande, hehr und schön!
Steh'n mit meinem Vaterlande will ich, oder untergehn!
Fern von meiner Heimathstätte, fern von Weib und Kind und Herd,
Würde wohl mein Herz gebrochen, würde meine Kraft zerstört!" —

Und er schweigt, es rinnen Thränen aus der ernsten Männer Blick;
Ahnen diese treuen Seelen ihres Führers Mißgeschick? —
Doch der redet fort: „Nicht schrecken soll' mich Feindes List und Spott,
In der Freiheit ruht mein Leben, meine Hoffnung ruht auf Gott!"

„Meine Lieb', ihr treuen Brüder, glühet ewig für Euch heiß,
Ob ich droben auf den Bergen wandern muß in Schnee und Eis!
Lebet wohl, lebt wohl, und sollten wir uns hier nicht wiedersehn
Werden wir uns einst begrüßen dort in freien Himmelshöhn!" —

Und er drückt die Hand der Männer kräftig nach der Väter Art,
Eine Thräne rinn't verstohlen in den schönen schwarzen Bart;
Dann verläßt er ernst die Hütte, er, der Mann in Acht und Bann,
Und er steigt durch Nacht und Nebel die Tyroleralp hinan. —

Wohl zu Insbruck in der Kirche steht das schöne Monument
Eines Mannes, den mit Stolze ganz Tyrol den Seinen nennt;
Aber dort nicht wird sein Name nur allein mit Stolz genannt,
Nein, der Name klinget wieder in dem ganzen deutschen Land.

Jener Wand'rer trug den Namen, o wer kennt den Namen nicht
Dieses Märtyrers der Freiheit, der da sank für Recht und Pflicht?
Fiel er gleich nicht auf dem Schlachtfeld, fiel er gleich durch Henkershand,
Ist er dennoch treu gestorben für sein liebes Vaterland.

Auf der Welt sah er nicht wieder hoch das Freiheitsbanner weh'n,
Aber von dem Himmel nieder hat er frei sein Volk geseh'n;
Und so lang die Berge stehen, deutsch die deutsche Zunge spricht,
Stirbt das Angedenken Hofers in den deutschen Herzen nicht!

Des Henkers Prophezeihung.

(Schluß.)

Pondichery ward von den Engländern angegriffen. Nachdem Lally Tollendal die Stadt mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit vertheidigt hatte, war er genöthigt sich zu ergeben, ward zum Kiegsgefangenen gemacht, und sogleich nach England gesandt; dort hörte er, daß eine schreckliche Kabale gegen ihn im Werke sei, daß seine bittersten Feinde am Staatsruder säßen und bei seinem Unglück offen über ihn triumphirten. Er erhielt von der englischen Regierung, nachdem er sein Ehrenwort abgegeben, die Erlaubniß nach Versailles zu gehen, um sich in Bezug auf die Masse der gegen ihn erhobenen Anklagen zu rechtfertigen; denn ruhig in dem Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, verlangte er nur, daß seine Handlungsweise genau untersucht werde, und stellte, ohne Furcht vor den Folgen, sein Leben seinem Souverain anheim.

Er ward sogleich in die Bastille gesetzt und man traf Anstalten zur Untersuchung der gegen ihn erhobenen dreifachen Anklage: mit den Feinden Frankreich's conspirirt, Hochverrath begangen und Pondichery an die Engländer verkauft zu haben. Gerichtlicher Beistand ward ihm nicht zugestanden und so mußte er seine Sache selbst führen. Die unpolitische Heftigkeit, welche stets ein Hauptzug seines Charakters gewesen war, gab sich in jedem Worte seiner Vertheidigung kund, und diente dazu, die allgemeine Stimmung gegen ihn noch ungünstiger zu machen; — kurz, da sein Untergang vorher schon beschlossen war, so unterlag der tapfere Lally Tollendal, trotz der beredten Vertheidigung des Generaladvokaten Seguier, seinen Feinden und ward verurtheilt, auf der bei Hinrichtungen gebräuchlichen Schleife

nach dem Greveplatze gezogen zu werden und dort den Tod eines Verräthers zu sterben.

Als der Urtheilsspruch dem Grafen mitgetheilt wurde, befand er sich gerade allein in seinem Gefängniß, beschäftigt einen Schlachtplan zu skizziren. Unfähig, die Entrüstung und Verzweiflung, welche eine solche Ungerechtigkeit in ihm hervorbrachte zu bemeistern, stieß er in einem Moment des Wahnsinns, den Zirkel, welchen er gerade in seinen Händen hielt, heftig in seine Brust, und würde sich, nachdem er ihn wieder herausgezogen, noch eine zweite Wunde zugefügt haben, wenn man ihm nicht schnell in die Arme gefallen wäre. Dem Schaffote sollte indeß seine Beute nicht entgehen, die Wunde war nicht tödtlich, und der Vorfall diente nur dazu, seine Hinrichtung noch scheller herbeizuführen.

Endlich war der Tag herangekommen. Allein mit dem Beichtiger in seiner Zelle, von der ganzen Welt verlassen, (denn unter seinen früheren Freunden war keiner, der Muth genug besessen hätte dem unglücklichen Opfer einer Intrigue die Tröstungen der Freundschaft angedeihen zu lassen), saß der einst so glänzende Lally Tollendal da, und war mit einer letzten Anstrengung bemüht, seine Gedanken der traurigen Gegenwart zu entziehen, und mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die tröstenden Worte seines Beichtigers zu hören, welche allein geeignet waren, ihm für die Schrecken des nahen Todes Kraft zu verleihen. Plötzlich ward die Thür geöffnet und ein Mann von ernstem Aussehen trat herein, in der Hand einen Knebel, für den Mund des Gefangenen, tragend. Die Feinde des Grafen fürchteten nämlich, der Graf würde vom Schaffot aus das Volk anreden und gegen die Ungerechtigkeit des Urtheils sprechen; daher bedienten sie sich dieses Mittels, um sich seines Schweigens zu vergewissern. Ruhig näherte sich der Mann und wollte diesen traurigen Auftrag vollziehen, aber der Graf stieß ihn in einem Ausbruch des höchsten Unwillens hochfahrend von sich.

— „Mein Sohn," — sprach der Priester — „dies ist der letzte Act der Unterwerfung, zeige jetzt Deine Resignation in den göttlichen Willen; erinnere Dich, daß unser Herr und Heiland Schlimmeres erduldet hat."

Der unglückliche Graf senkte sein Haupt zum Zeichen der Unterwerfung; ohne Widerstand zu leisten ließ er den Mann sich nähern, dann sah er ihn eine Zeitlang an, und beide maßen einander mit langen forschenden Blicken. Ein Schrei des Schreckens entwand sich den Lippen des Verurtheilten: — kein Ton, kein Ausruf ward von Seiten des andern erwiedert, aber es lag etwas in den Blicken, das andeutete, Worte seien hier überflüssig und die Wiedererkennung gegenseitig. Es war der Sohn des Scharfrichters, dessen junge Braut vor so vielen Jahren von dem Grafen in jugendlichem Uebermuth beleidigt worden war, und die Unglücksprophezeiung trat Beiden zugleich deutlich vor die Seele.

Dies war noch nicht Alles. Halb erstickt durch den an seinem Mund befestigten Knebel, unbedeckten Hauptes, mit auf den Rücken gebundenen Händen, ward der Held auf einen offenen Karren gesetzt und zum Richtplatz geführt. Sein Muth verließ ihn in diesem schrecklichen Augenblicke nicht. Ohne Hülfe stieg er die Stufen des Schaffots hinan, kniete nieder, legte sein Haupt auf den Block und gab das Zeichen. Zwei Henker standen dabei, der Jüngere von ihnen erhob das Beil und schlug zu, aber so unglücklich und mit so unsicherer Hand, daß dasselbe auf den Schädel fiel und nur eine Wunde zu Wege brachte. Nun schob der Aeltere ärgerlich seinen Gefährten bei Seite, ergriff das Beil mit beiden Händen und führte einen Schlag mit solcher Geschicklichkeit und Kraft, daß alsbald das Haupt des unglücklichen Grafen aufs Schaffot rollte.

Der unerfahrne Jüngling, welcher seinen ersten Versuch gemacht hatte, war der Sohn der jungen Frau, die der unglückliche Held dieser Erzählung so sehr beleidigt hatte; — der Andere war ihr Gatte, und so war die Prophezeiung des alten Scharfrichters doppelt erfüllt worden.

Rückblick auf Mozart's geistige Wirksamkeit.

Wann und wo Mozart geboren, wie er gelebt und gestrebt, was und wie er geschrieben, wie er geehrt und beschwert wurde, wie ihm das Ausland huldigte und sein Vaterland darben ließ; seine Reisen außer Deutschland nach Paris, London, Holland und Italien; die Wirkungen und der Einfluß seiner Kunst daselbst; die ungeheure Sensation, die schon als Kind sein Spiel und seine Improvisation machten; seine Aufnahme inter magistros compositores der philharmonischen Akademie zu Bologna und Verona in einem Alter von 14 Jahren; der ans Fabelhafte grenzende Gedächtnißraub des Miserere aus der Six-

tinischen Capelle zu Rom: hier die Freundschaft eines Haydn, Gellert, Geßner und der ausgezeichnetsten Männer jener merkwürdigen Zeit; dort die an seinem Ruhm vergebens nagende Cabale der Italiener; die geheimnißvolle Entstehung des Requiem; und was er endlich als Mensch, Gatte, Vater und Freund war, — das alles sagen uns hunderte von Biographieen, das steht in dem Herzen jedes Deutschen geschrieben, dem die Geschichte der Musik keine fremde ist. — Mozart's Leben und Wirken nach allen äußeren Richtungen zu verfolgen, würde daher Folianten füllen. Es kann deshalb nur unsere Absicht sein, den Versuch einer Quintessenz, vom Standpuncte seiner geistigen Entwickelung und Wirksamkeit aus, vorzulegen.

Mozart war kein jählings aufgeschossener Günstling des Glücks, der form- und regellos sich seinem Ingenium überließ, oder wie so viele hunderte jener wild begeisterten Priester der Rhea, unberufen den Isisschleier heben wollte. Mozart war in Armuth geboren und gestorben, aber er war im Reichthum seiner Wissenschaften erzogen worden. Er glich dem Reis unter wildem Klima gepflanzt und von sorgsamer Hand gepflegt. Es gehört aber zur Geschichte des Undanks aller Zeitalter, daß man über die Gabe des Gebers, über die Frucht des Gärtners vergißt. Nächst Gott war Mozart's Vater der Bildner seines Genies, das bei der Weichheit des Gemüthes, wenn auch nicht untergehen, doch eine jener verderblichen Richtungen hätte annehmen können, denen so viele glänzende Talente verfallen sind. Dies fühlend sprach Mozart oft noch in späterer Zeit: „Nach Gott kommt gleich der Papa!“ Ihm, dem Vater, gebührt also auch nächst Gott der Dank Aller, zu denen seine Töne gedrungen sind.

Solcher Geist mußte unter verständiger Pflege, unter dem Einflusse aller der Gestirne, die damals am musikalischen Firmamente glänzten, und unter solchen Vorbildern, wie Bach, Hasse und Händel ihm waren, groß werden.

Daß Mozart ein Kind geblieben sei in allen übrigen Wissenschaften und Lebensprincipien, machte ihm die Nachwelt zum Vorwurf; und doch war es eben diese Gemüthskindlichkeit, die durch alle seine Werke schimmert; war es die Anspruchslosigkeit und Naivetät, diese Entfernung von allem hinaufgeschraubten Prunk und Speculationswesen, was ihm die Anwartschaft auf den Himmel erwarb. Sein ganzes inneres Sein war ja der Tonkunst hingegeben, und nur durch sie vorhanden. Musik war das Mittel, wodurch sich seine Seele kund that, und so mußten sich denn auch alle Eigenschaften des Geistes und Verstandes auf Musik wie in einem Brennpunkte concentriren.

Wie der Ocean alle Flüsse in sich aufnimmt, die dann zusammen in ein Element zerfließen und dessen Charakter annehmen, so wurden bei ihm alle übrigen Wissenschaften zur Musik, so zerflossen sie in dieselbe.

Wer also sagt, daß Mozart an Lebenskenntnissen ein Laie geblieben sei, hat nie seine Göttersprache verstanden.

Vor allem war Mozart Psychologe. Wie hätte er sonst so tief in das Herz seiner Charaktere dringen, jede Situation der Seele so wahr auffassen und wiedergeben können? Wie hätte er sonst vom kindlich drolligen, volksthümlichen Papageno an, bis zum antik heroischen Idomeneo, vom elektrischen Figaro bis zur hochweiblichen Anna, vom schwärmerischen Belmonte (dem Spiegel seines eigenen Herzens, als der Jüngling Mozart seine Constanze gefunden) bis zum poltronirenden Leporello; vom hinbrausenden Sohne der Sinnlichkeit, Giovanni, bis zum ätherischen Cherubim, von der stolzen Vitella bis zur leicht hingehauchten Despina, alle die Tonfärbungen der Seele finden und mischen können? Und wer zählte alle die Gestalten, welche diese protensähnliche Natur mit ihrem Phantasusstab berührte und ins Leben rief? — Er goß über alle Natur, Wahrheit und Schönheit aus.

Mozart war nicht blos Menschenkenner, er war auch Menschenfreund, denn obgleich sich seine immer frische Laune auch unter die Niederungen menschlicher Charaktere mischte, — stieg nicht selbst Orpheus zur Hölle hinab? — so gab er doch auch seinen psychologischen Auswürfen, seinem Monostatos und Osmin nur edle, nie verletzende Töne und selbst als er die Dämonen der Unterwelt heraufbeschwor, verleugnete sich sein ästhetisches Gefühl nicht.

Mozart war Dichter. Es wäre Wahnsinn dieses noch beweisen zu wollen, da wir seine Werke besitzen, die herrlichsten an idealer Bedeutung und sinnlicher Vollendung, die jemals ein Geist geschaffen und in die äußere Welt übergetragen hat. Er war der Schiller an blühender Phantasie, der Goethe an durchdringendem Verstande, der Shakespeare an Kraft und sprudelndem Humor

Ihn wohl meint recht eigentlich Zeus, wenn er zum Dichter sprach:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

Daß Mozart Mathematiker war, wer möchte das bezweifeln? Aber nicht blos darum, weil er schon als Kind schwierige mathematische Aufgaben mit der größten Leichtigkeit löste, sondern wir erkennen es in der Theorie seiner strengen Werke, in seinem Fugenbau, in seinen contrapunktischen Arbeiten, wie im letzten Satze seiner C-Dur Symphonie. Wir erkennen es in jenem systematischen ruhigen und logischen Fortschreiten seiner Werke, das nur tief denkenden Geistern eigen ist.

Auch Architekt war Mozart. Welche Bauten der alten und neuen Schule übertreffen die seinigen wohl an Geschmack, Festigkeit, Größe, Zierde und Pracht? Er baute Pyramiden und Paläste, Hütten, Dome und Grabmäler, und jeder einzelne Bau ist ein Original, ein Muster an Einheit des Styls und des Charakters. Er verbindet in seinen Bauten hohe Einfalt mit majestätischer Größe, zu denen man mit Bewunderung und Wohlgefallen hinaufblickt. Er errichtete in seinen Werken Capitole, die keiner Zeit verfallen. Er ist größer wie die Phidias und Kallikrates. Was sie erbauten, dämmert nur noch in der Geschichte. Seine Werke verjüngen sich mit jeder neuen Generation wieder.

Mozart war der größte Philologe aller Zeiten, und er würde selbst im Streite mit Mezzofanti den Preis errungen haben. Nur Mozart hat die Allgemeinschrift für alle Menschen der Erde erfunden; er sprach zu den Völkern aller Zonen, und wurde von ihnen verstanden, und was ein Leibnitz, Wilkens, Sicard und andere Gelehrten wünschten, eine Pasiphrasie, eine allgemeine Wortsprache, — redete sie nicht unser Mozart, von seinem Wiegenliedlein an: „Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein ꝛc." bis zu seinem „Davidde penitente."*) Denn nie dachte und schrieb er eine Note, die nicht auch sogleich lebendig von Pol zu Pol wanderte, und wer wäre von seiner Beredsamkeit nicht hingerissen worden? Seine Notenköpfe waren geistige Fluida, geflügelte Engelsköpfchen, die kein Körper, kein Materialismus zur Erde ziehen konnte.

*) Wie kommt es wohl, daß dies herrliche Musikstück noch niemals bei uns in Bremen ausgeführt worden?

Wenn Philosophie die Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen ist, so war Mozart auch Philosoph, da er in seinen Tonschöpfungen den Himmel mit der Erde verband, als Mensch, der Götterlust fühlen mußte, und doch als himmelanstrebender Geist immer ein reiner Mensch geblieben ist. Man nennt ihn nicht umsonst den göttlichen Mozart! Wir sehen diese Philosophie verkörpert vor unsern Blicken in seinem würdevollen Sarastro! Und sind Demuth, Armuth und Patriotismus die Begleiter der Philosophie: wer war demuthsvoller als er, der kindlich Einfache, in seiner Einfachheit unendlich, in seiner Kindheit ein Weiser. Und wer war ärmer als er mit seinem knappen Jahrgehalt und seinem verschwenderischen Herzen; wer patriotischer als er, da er die Anträge des Berliner Hofes verschmähte, und auf die Frage Joseph's des Zweiten: „und Sie wollen Ihren Kaiser verlassen?" antwortete: „ich empfehle mich zu Gnaden, ich bleibe." Und der deutsche Künstler blieb und entbehrte fort im Dienste des mächtigen Monarchen. Und doch war Mozart Alchymist; denn er konnte Gold machen. Verwandelte er nicht unedle und lockere Stoffe in die edelsten und festesten? componirte er nicht auf Schikaneder'sche und Bretzner'sche Texte, und auf Phrasen des Namens Dichtung unwerth, seine goldenen Gesänge? Und dann, wenn die Alchymie es sich zur Aufgabe macht, Krankheiten zu heben und zu verjüngen — wer vergäße nicht sein Leid, wenn Mozart's Töne erklingen, wessen Geist wird nicht durch sie verjüngt?!

Mozart war auch Theologe. Denn wo spräche sich wohl eine echtere Frommgläubigkeit, eine tiefere Ueberzeugung von dem Dasein Gottes, und eine inbrünstigere Anbetung seiner aus, als in seiner Offenbarung, seinem Requiem?

Dann war er wieder ein siegreicher Feldherr, dem zwar nicht Bellona, aber Euterpe den Lorbeer um sein Heldenhaupt schlang. Denn er besiegte die Vorurtheile gegen deutsche Musik, als die italienische Schule ihre sogenannte goldene Zeit feierte; er verdunkelte den Ruhm seiner Todtfeinde, an deren Spitze Salieri und Paisiello standen, die ihn, wie Vater Haydn „il porchero tedesco", auf deutsch: „den deutschen Schweinhirten" nannten. Er erhellte die Dunkelheit, in welcher noch der ästhetische Geschmack versunken war, durch das Licht seiner Schöpfungen, und den Dichter der Zauberflöte mochte wohl ein ah-

nungsvolles Gefühl geleitet haben, als er die Worte niederschrieb: „die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht, vernichten der Heuchler erschlichene Macht.“ So hat Alexander Dusch vollkommen Recht, wenn er sagt: Mozart ist der Genius, der das Zeitalter des Perikles in der Musik geschaffen; aber unrecht, wenn er behauptet, er habe es mit seinem frühen Tode wieder geschlossen. Denn obgleich die neuen Gottheiten aus Frankreich und Italien wie Raketen blendend und rauschend in die Lüfte steigen, und obgleich ihre Werke gleich Fluthen unser Deutschland unter Wasser setzen, sie gehören doch nur ihrer Spanne Zeit an. Mozart's Muse ist die wahre Volks- und Gottesstimme. Sie ist der Welt eine bleibende Schule, eine Kunstsonne, die durch vorüberziehende Wolken nur desto erwärmender und triumphirender wieder hervortritt.

Und endlich war Mozart Nekromant. Denn gleich Homer, der den Schatten des Ulysses heraufbeschwor, so verstand auch er die Geistersprache. Sie ertönt uns auf dem Kirchhofe, in den Posaunen des Commandeurs, und in dem letzten erschütternden Final voll Ahnungen und Schauern des Weltgerichts.

So stehen wir nun voller Wehmuth und Wonne vor den Pforten eines halben Jahrhunderts, das uns den Herrlichen geraubt. Voller Wehmuth, daß er so früh scheiden mußte und seine Mission nicht vollenden konnte! Voll Wonne, daß sein Name leben wird, so lange „die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt!“ —

* Hiesige Nachrichten.

Die bereits über 2 Jahre verwaist gewesene reformirte Gemeinde zu St. Remberti, die in dem Herrn Pastor Nagel zu Herpen bei Bielefeld, einen Prediger nach ihrem Herzen und Sinn wiedergefunden, hat denselben seit Mittwochen wieder in ihrer Mitte. Die Herren Bauherren, Diaconen und andere Freunde und Glieder der Gemeinde waren demselben am Mittwochen Morgen eine Strecke entgegen gefahren und geleiteten in einigen zwanzig Wagen den neuen Seelsorger gleichsam im Triumph in die ihm bereitete, so lange verwaiste Pfarrwohnung. Am nächsten Sonntag wird Herr Pastor Nagel in der Kirche zu U. L. Frauen die Probepredigt über den ihm aufgegebenen Text halten. So wie es der Gemeinde ein frohes Gefühl sein muß, nach so langer Zeit einen Prediger wieder zu haben, so muß für diesen doch auch ein so herzlicher inniger Empfang recht erfreulich und wohlthuend sein und ihm den Blick auf seine nicht leichten Pflichten erheitern. — Gott gebe daß Gemeinde und Prediger das neue Verhältniß zur Freude und zum Segen werde!

In der St. Johannis Kirche fand am Donnerstag Morgen eine großeseltene Feierlichkeit statt, die Austheilung des heiligen Sacraments der Firmung an die seit 7 Jahren von der hiesigen katholischen Geistlichkeit zur ersten heil. Communion aufgenommenen Gemeindeglieder und die reifere Schuljugend, durch den hochwürdigsten Hrn. Weihbischof von Osnabrück A. Lüpke unter Assistenz des Caplans Herrn B. Overhues und des hiesigen 2ten Geistlichen Herrn Probst. Der Hochwürdigste Bischof verrichtete mit vieler Würde diese heilige Handlung, deren Feierlichkeit durch ein vorhergehendes Hochamt, unter welchem die Confirmanden die heilige Communion aus den Händen seiner Bischöflichen Hochwürden empfingen, und durch eine sehr herzliche Anrede an die Gefirmten sehr erhöhet wurde und endlich mit dem erhebenden Gesange eines Te Deum schloß.

* Panoramen.

Wenn es auch gerade jetzt keine Jahreszeit ist wo dergleichen Sehenswürdigkeiten viel besucht zu werden pflegen, so wäre es es doch wirklich Schade, wenn die im Schultzeschen Hause aufgestellten Panoramen nicht gehörig beachtet würden, und der Besitzer sich in den Erwartungen getäuscht sähe, die er mit Recht in seine hübschen und interessanten Gemälde setzt. So innig das Verhältniß mit Hamburg ist, so sind doch viele Bremer noch nicht dort gewesen, nur Wenige haben es während und nach dem Brande gesehen und so bieten die drei Panoramen von Hamburg schon Interessantes genug dar. Schöner noch und interessanter sind die von Havana, Bahia, Thun und Palermo, die den Einsender d. besonders ansprachen; am wenigsten war dies der Fall bei Napoleons Leichenfeier, wofür er lieber etwas anderes gesehen hätte. Indeß glaubt er das Ganze aufrichtig empfehlen zu können und hofft, daß keiner unbefriedigt das Cabinet verlassen wird, das ihm Ersatz bieten wird, für die Freuden, die ihm das regnigte Wetter jetzt oft versagt. Der Eintrittspreis ist resp. nur 12 und 6 Grote.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den Juli 5. d. J.

Keine.

Miscellaneen.

(Der königlich preußische Orden) pour le mérite, der jetzt durch eine sogenannte Friedensklasse vermehrt worden ist, entstand aus dem von dem ersten Könige von Preußen, als Kronprinz und zwar im zehnten Jahre gestifteten Orden, de la générosité. Friedrich der Große ertheilte ihn nach seiner Umwandlung auch an Bürgerliche, und eben so an fünf Personen aus dem Civilstande. Diese letzten waren: Maupertius, Algarotti, ein Landrath des Münsterberg'schen Kreises: von Eckwricht, Voltaire und der Minister von Marschall. Von den jetzt ernannten dreißig Rittern leben zwei und zwanzig in Berlin, einer in Göttingen, einer in Bonn, zwei in Königsberg, einer in Düsseldorf, einer in Wien, zwei in München. Von den fünf und zwanzig ausländischen Rittern sind acht Franzosen, sechs Italiener, vier Briten, zwei Dänen, zwei Russen, ein Schwede und zwei Deutsche (Oestreicher).

(Havre.) Die Gabe, welche aus Havre in Hamburg einlief, trug das schöne Motto:

Les peuples de l'Europe civilisée sont solidairs
Dans leur fortune et leurs revers.

Die Völker des civilisirten Europas sind in Glück und Unglück verbunden.

(Freron.) Der berühmte Kritiker Freron, Voltaire's strenger Richter, schrieb 1750: „Der Grundsatz, bloß zur Unterhaltung zu lesen, der alle Tage neue Bekenner zählt, ist vielleicht der sicherste Vorläufer des Verfalls unserer Literatur. Zufrieden mit dem vermeintlichen Glücke zu empfinden, geht man der Arbeit des Denkens aus dem Wege."

(In St. Quentin) ist ein dreiundachtzigjähriger Bettler gestorben, der während des Terrorismus die ganze Stadt in Angst versetzte. Er war nämlich damals als ein glühender Patriot bekannt, und war bei der revolutionären Lokalbehörde angestellt worden. Jetzt lebte er von Almosen in derselben Stadt, deren friedliche Bürger einst vor ihm zitterten. Er hieß Talbaut, und hatte stets den Beinamen „le Municipal" behalten.

(Englische Sitte.) In Newmarket borten sich Bungaree, zubenannt der Australier und John Broome. Der Kampf dauerte nur fünfundzwanzig Minuten, Bungaree starb sogleich nach demselben, während sein Gegner die Wetten im Belauf von dreihundert Pfd. St. einstrich und mit seinen Freunden sich zu einer wohlbesetzten Tafel setzte. Hätte Broome ein Pferd oder einen Esel mißhandelt, so würde englische Empfindelei laut geworden sein, die Menschenfreunde wären in Harnisch gerathen, und die Strenge der Gesetze hätten ihn sicher erreicht. Allein seine Geschicklichkeit als Borer, wenn sie gleich einen Menschen das Leben kostet, wird gefeiert und trägt ihm Geld ein. Solche menschenfreundliche Sitte muß man loben!

(Englands Heer) bewahrt noch alle jene barbarischen Strafen, welche die civilisirte Menschheit entehren. So werden die Deserteure noch gebrandmarkt. Kürzlich hat der General en Chef ein neues mechanisches Mittel zur Markung im Heere einzuführen geboten; dieses Instrument (branding instrument), welches statt des glühenden Eisens nunmehr anzuwenden ist, ist ein D von Kupfer. Der Buchstabe ist ganz durchlöchert, und aus jedem Loche springt bei dem leisesten Drucke eine scharfe Spitze. Nachdem nun dieses Instrument, je nachdem das Urtheil lautet, in die hohle Hand oder auf den Arm gesetzt wurde, wird gedrückt, und das blutige D steht deutlich da. Dann wird mit einer in Indigostaub oder Tusche getauchten Bürste die Stelle gerieben, damit sie unauslöschlich bleibe. Bei der Execution müssen die im Orte anwesenden Truppen unter den Waffen zugegen sein. Der Feldscheer führt die Aufsicht und der Staabstrompeter verrichtet das Geschäft bei der Cavallerie, der Hornist bei der Infanterie.

(Rebus.) Was ist das?

1 A.

Diesen Rebus gab kürzlich der Komiker Ordry im Theater auf. Er ist also französisch zu lesen.

(Aus Berlin.) „Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in fünf Abtheilungen, von Friedrich Halm", das erste, unter des königlichen General-Intendanten v. Küstner Leitung einstudirte Stück wurde hier am 17. Juni mit dem entschiedensten Erfolg zum ersten Mal aufgeführt. Der Dichter ging in seinen Anknüpfungen zurück bis auf jene Zeit und solche Zustände, welche ihn, weil man wenig Sicheres davon weiß, freien Raum ließen zur Idealität, die sich doch wieder an die Wirklichkeit wendet. Aus jenen Tagen, wo Griechen die Kolonie Massilia (das jetzige Marseille) gegründet und von den Horden der Tectosagen beunruhigt wurden, entwickelt er: daß der Naturzustand, durch die Liebe geläutert, gemildert, den richtigeren Weg trifft als jene, einzig an ihrem Interesse arbeitende Bildung, welche eher verlangt als giebt, lieber Aufopferung Anderer annimmt, als Opfer bringt und die Gefühlswelt ganz in ihrem Ich aufgehen läßt. Das Drama Halm's ist ein vortreffliches, von welcher Seite wir es betrachten, und die kleinen Mängel, die sich etwa darin herausstellen: daß um der Wirkung willen zu weilen nach dem Aeußeren gegriffen ist, sind leicht zu beseitigen. Die Darstellung, obwohl in sechzehn Tagen vom ersten Einstudiren bis zur Aufführung zu Stande gebracht, ist eine der Dichtung würdige und man fühlt es freudig heraus, daß man die Bedeutsamkeit dieses Drama's erkannt hatte und es mit allem Eifer und Talent in's rechte Licht bringen wollte.

(Oesterreichische Orden.) Der Orden der französischen Ehrenlegion im October 1841, zählte 49,678 Mitglieder, daher bei der Bevölkerung Frankreich's von 35 Millionen Menschen, auf 350 Männer ungefähr ein Ordensbesitzer kommt. — Vergleicht man dagegen die verschiedenen Orden Oesterreichs, so findet man nach dem neusten Staats-Schematismus vom Jahre 1842, das mit Einschlusse der höchsten Personen die Zahl der Inländer, und in österreichischen Diensten stehenden Ausländer

welche in Besitze von Orden sind, folgende ist: das goldene Vließ zählt 28 Mitglieder; der milit. Maria-Theresien Orden zählt noch 2 Groß-Kreuze, Ihre k. k. Hoheiten, Erzherzog Karl und Johann, 8 Commandeur-Kreuze, und 92 Klein-Kreuze, zusammen 102 Mitglieder; — der k. ungar. S. Stephans-Orden zählt Groß-Kreuze 30, Commandeur-Kreuze 17, Klein-Kreuze 38, zusammen 85 Mitglieder; — der k. k. österr. Leopolds-Orden zählt Groß-Kreuze 31, Commandeur-Kreuze 67, Klein-Kreuze 166, zusammen 264 Mitglieder; — der Orden der eisernen Krone zählt Ritter erster Classe 25, zweiter Classe 19, und dritter Classe 88, zusammen 132 Mitglieder, in Allem 621 Mitglieder; eine Zahl, welche beinahe derjenigen gleichkommt, die mancher fremde Staat oft in einem Jahr an Orden austheilt. Wenn man nun die Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaates dermalen auf 36 Millionen anschlagen kann, so ergiebt sich nach Abzug der Frauen und Kinder, daß ungefähr unter 25,000 Männern nur Einer einen Orden besitzt.

(Der Ruhm Tübinger Hippophagen) ist bis in die Spalten des „Charivari" vorgedrungen. Dieses ernsthafte Blatt fürchtet zwar, daß dann die Nationalgarden mit Eseln beritten gemacht werden müßten und gar nimmer defiliren könnten, doch wünscht es, daß alle Deutschen in die Ideen dieses Pferdefleischesser-Vereins eingehen möchten, denn da ließe sich in der gastronomischen Civilisation beider Nationen der prächtigste Wetteifer anstellen. Wenn die wackern Tübinger ein Gelübde gethan hätten, nur hippophagisch zu leben, so befinde sich eine Menge ehrlicher Pariser an den Kostischen der Restaurateurs in der Nähe des Palais-Royal längst, ohne es zu wissen, in demselben Fall, bei andern Restaurateurs gebe es Vereine von Katzen-Essern und ohne Zweifel würden mit nächsten nach diesem Beispiel auch Esels-, Hunde- und Eidechsen-Esservereine sich bilden. Damit nun der Verkehr mit Deutschland von diesen gastronomischen Tendenzen Nutzen ziehe, werde Frankreich als großmüthige Nation gern drei Katzen gegen ein Kalb und funfzehn Eidechsen gegen einen Ochsen austauschen.

(Scheintodt.) In Oviedo war der Advokat Gonza'ez-Alvern, ein 70jähriger, aber noch rüstiger Greis, plötzlich gestorben; sein Leichnam wurde in einem Sarge in die St.-Sebastians-Kirche gebracht. Als am nächsten Morgen der Küster in die Kirche trat, fand er den Sarg von der Bahre herabgeworfen, und bei der Eröffnung die Hände und das Gesicht der Leiche zerkratzt, Mund und Ohren aber mit Blut angefüllt. Der unglückliche Mann, der nur scheintodt gewesen, hatte in der Nacht vergeblich seinen Kerker zu öffnen gesucht, und war verzweifelnd verschieden.

(Wasserhose.) Am 22. Juni hat eins der furchtbarsten Ungewitter Schrecken und Verwüstung in einer großen Anzahl der Gemeinden Departements der Loire, der Saone-et-Loire und der Rhone verbreitet. Bei der Verbindung dieser 3 Departemente, in der Richtung von Süden nach Norden, schreibt der Pfarrer von Belmont (im Loire-Departement), traf um 3 Uhr Nachmittags eine Wasserhose einen Landstrich von etwa 10 Meilen und riß eine Menge Bäume und Häuser nieder. Der Verlust an Vieh ist ungeheuer. Bei der Annäherung des Ungewitters war dasselbe in die Ställe eingesperrt worden, welche über ihm zusammenstürzten. Heute den 23. wurden 8 Einwohner aus Goublane, welche durch die Trümmer ihrer Wohnungen getödtet worden waren, begraben. — Ein Schreiben aus Chauffailles (Saone-et-Loire) berichtet über das nämliche Ungewitter. Der Kamin unserer Dampfpumpe, welcher 24 Metres hat, schwankte wie eine Spargelpflanze; Dachziegel und Schiefer flogen wie Federn herum; die Bäume wurden ausgerissen und zerknickt. Die Wasserhose entwurzelte auf ihrem Wege die Wälder und isolirten Bäume und riß Häuser um. In unserer Gemeinde wurde ein Mann getödtet; zu Saint-Igny-de Roche verloren 4 Menschen das Leben. In der einzigen Gemeinde Goublane wurden 124 Häuser zerstört; zu Mas kamen 6 Menschen um. Ungeheure Nußbäume wurden wie mit der Hand ausgerissen und in eine Entfernung von 200 Meter geschleudert; Kinder wurden in den Wiegen erstickt. Eine große Spinnerei war ½ Meile von uns gebaut worden; das ganze Mauerwerk war vollendet; die Zimmerleute setzten die Firste auf; der Wirbelwind aber hat keinen Stein auf dem andern gelassen.

(Ein Schauspieler) hatte, als er seine ersten Rollen an der Prager Bühne gab, die üble Gewohnheit, schlecht zu memoriren. Da geschah es einmal in einem Ritterschauspiel, daß er durchaus nicht wußte, was er auf die Frage eines Fräuleins: „Wo wurde der Ritter verwundet? sagen sollte, und verlegen nach dem bekannten Kasten sah, aus welchem die Orakel — oft sehr hörbar — erschallen. Der Souffleur rief sehr laut: „Vor Nicäa, vor Nicäa" — der Verlegene verstand ihn nicht ganz und stotterte: „Vorn an der Zehe."

(Militärisches.) Nachdem die Marschälle Moncey und Clauzel gestorben sind, giebt es in der französischen Armee nur noch sieben Männer, die in diesem hohen Range stehen, die aber ebenfalls sämmtlich hochbetagt sind, nämlich: Soult 72 Jahre; Oudinot 74; Molitor 71; Gerard 70; Grouchy 76; Valée 69, und Sebastiani 68 Jahre.

(Amusantes.) In der Stadt G— hat vor nicht langer Zeit der Direktor einer wandernden Schauspielertruppe sein Dankgefühl für den zahlreichen Zuspruch des Publikums auf eine originelle Weise ausgedrückt. Nachdem das Abschiedsstück zu Ende gespielt war, wurde der Vorhang wieder aufgezogen, der Director trat vor, hielt eine feierliche Rede, fiel auf die Knie, und sandte ein Gebet für seine Gönner zum Theaterhimmel empor!

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 55.

Bremen, Sonntag den 10. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 702. Den 5. Juli. Des Cigarrenmachers Justus Johann Hermann Kruse Sohn, 1½ Jahr, kl. Fuhrleutestraße Nro. 14.

— 703. Den 5. — Der Lichtzieher Joh. Friedr. Bödeker, 50½ Jahr, Buchtstraße Nro. 40.

— 704. Den 6. — Des Blechenschlägeramtsmeisters Joh. Gerhard Mardfeld Ehefr., geb. Hodt, 36 Jahr, Johannisstraße Nro. 17.

Nro. 705. Den 7. — Des Küpermeisters Nicolaus Gottfried Büscher Wittwe, geb. Himbeck, 70½ J., gr. Rosenstraße Nro. 29.

— 706. Den 8. — Des Arb. Joh. Bollmann Tochter, 11 Wochen, Bauernstraße Nro. 6.

— 707. Den 8. — Der Baudiener Ludwig Rauschenberg, 55 Jahr, Paulsberg Nro. 21.

— 708. Den 9. — Der Gefreite im hiesigen Infanterie-Bataillon Joh. Heinrich Andreas Meyer, 30 Jahr, im Hospital.

Geburten:

Nro. 875. Den 4. Juli. Des Joh. Christian Wilhelm Lampe Ehefr., geb. Pelzer, Hastedt Nro. 86, von einem Knaben.

— 876. Den 4. — Des Arb. Heinrich Christian Kammann Ehefr., geb. Ellerbrock, kl. Sortillenstraße Nro. 3, von einem Mädchen.

— 877. Den 5. — Des Kappenmachers Joh. Bernh. Diedr. Debbeler Ehef. geb. Bothe, Buntenthorssteinweg Nro. 161, v. e. K.

— 878. Den 5. — Des Zimmergesellen Heinr. Wilh. Anthony Ehefr., geb. Brüggemann, Buntenthorssteinweg Nro. 161, v. einem K.

— 879. Den 6. — Des Cigarrenmachers Christ. Bruns Ehefr., geb. Warrens, Buntenthorssteinweg, von einem Knaben.

— 880. Den 6. — Des Mäklergehülfen Joh. Friedr. Mertz Ehef., geb. Voß, Bauernstraße N. 4, von einem Knaben.

Nro. 881. Den 6. — Des Küpermeisters Joh. Diedrich Unverzagt Ehefr., geb. Rust, Hollmannsgang, Nro. 1., von einem Mädchen.

— 882. Den 8. — Des Cigarrenfabrikanten Heinrich Helmke Ehefr., geb. Hoffmann, alt. Steinweg Nro 66, von einem Mädchen.

— 883. Den 8. — Des Schuhmachermeisters Johann Eckwerth Ehefr, geb Wicharz, Osterthorswallstraße Nro. 45, von einem Mädchen.

— 884. Den 8. — Des Schuhmachermeisters Gerh. Depken Ehefr., geb. Lange, Neuenmarkt, Nro. 97, von einem Mädchen.

— 885. Den 8. — Des Zimmergesellen Gerh. Heinr. Eggers Ehefr., geb. Lagemann, Düsternstraße Nro. 73, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 317. Der Wagenmeister an der Stadtpost Georg Friedr. Hinrich Diedrich Nienaber hies. und Johanne Amalia Sievers zu Ottersberg.

— 318. Der Branntweinbrenner Friedr. Heinr. Bockelmann hieselbst und Anna Lange zu Woltmershausen.

— 319. Der Kahnschiffer Joh. Conrad Meyerdierks u. Dorothea Louise Schooff hieselbst.

— 320. Der Tanzlehrer Christoph Abbes hieselbst und Dorothea Juliane Elisabeth Müller aus Pömbsen, bei Minden.

— 321. Der Schuhmacher Joh. Hinrich Castens, gen. Töbeck und Neeltje Uffelie aus Groningen.

— 322. Der Cigarrenmacher Joh. Christian Hein und Cathar. Margar. Elise Bartel hieselbst.

Nro. 323. Der Cigarrenmachers Joachim Ludwig Arnemann und Caroline Margar. Maria Christina Sommer hieselbst.

— 324. Der Cigarrenmacher Friedrich Carl Greten u. Gesche Brüning hieselbst.

— 325. Der Cigarrenmacher. Franz Friedr. Schwerdtfeger hieselbst und Anna Elisabeth Helmich aus Osnabrück.

— 326. Der Arb. Joh. Bernhard Christoph Hoffmann und des verst. Arbeitsmanns August Leberecht Degen Wittwe, Metta, geb. Budelmann, hieselbst.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 327. Der Steuermann Erich Werkmeister und Caroline Walter hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 56.

Bremen, Dienstag den 12. Juli 1842.

Lieder aus Paris.

Place Vendome *).

Die Sonne sinkt; ihr letzter Strahl
Fließt breit, wie ein glühender Strom,
Ueber Zinnen und Dächer ohne Zahl
Auf die Säule am Platz Vendome.

Und wie von der Kuppel das Bild so hell,
So stolz herniederschaut,
Erwacht in dem hohlen Erzgestell
Ein Memnons-Abendlaut.

Ei, klingt das doch wie ein heimisches Wort,
Wie deutscher Soldaten Fluch;
Rühren sich nicht die Figuren dort,
Webt und lebt nicht der todte Zug?

Sie klimmen hinunter, sie klimmen hinauf,
Dazwischen dumpfes Geschrei:
„Reißt ihn herab von der Säule Knauf,
Macht euch von der Säule frei!“

Je greller das Licht aus Westen flammt,
Je tiefer die Sonne neigt,
So schneller drängt sich insgesammt
Die Schaar und stürmt und steigt.

„Verlassene wir, Verrathene wir,
Vergessene alle Zeit!
Unsere Brüder waren als Sieger hier,
Was haben uns die nicht befreit?!“

Und wilder entbrennt die gespenstische Schlacht,
Das Mahl erbebt und erglüht;
Da stirbt die Sonne; graue Nacht
Die Riesenstadt überzieht.

In das Dunkel reckt sich starr und fest
Die eherne Säule empor,
Und droben, die Arm' in einander gepreßt,
Steht das Bild, so still wie zuvor.

Ertön' unter seinem Fußtritt schwer,
Ja, töne nur, stöhne nur, deutsches Erz!
Niemand versteht dich, Niemand umher,
Als ein deutsches Dichterherz!

*) Der Platz hat seinen Namen von Cesar de Vendome, einem natürlichen Sohne Heinrich IV., welcher hier ein Hotel besaß. Napoleon faßte 1806 den Plan, zu Ehren der großen Armee von 1805 ein Denkmal nach dem Vorbilde der Trajans-Säule zu Rom auf diesem Platze errichten zu lassen. Die Säule wurde 135 Fuß hoch und hat 12 Fuß im Durchmesser. Sie ist von Stein und mit Erz bekleidet, welches 1200 eroberte deutsche und russische Kanonen geliefert haben. Um die Säule zieht sich ein Gewinde von Bas-Reliefs, welche die hauptsächlichsten Thatendes Feldzugs von 1805 darstellen; von der Aufhebung des Lagers bei Boulogne bis zum Friedensschlusse nach der Schlacht bei Austerlitz. Die Zahl der angebrachten Figuren, welche 3 Fuß hoch sind, soll 2000 sein. Napoleons Statue, welche 1814 herabgenommen wurde, ist am 1. Mai 1833 wieder hinaufgesetzt.

Maria Thereſia zu Brügge.

Von C—y.

— Wie! Bernhard Laurent, Du hier? ſagte ein Bürger zu Brüſſel zu einem Ankommenden von ländlichem Anſehen.

„Ja, wie du ſiehſt, Emil Laurent, ich möchte mich bei Dir auf einen oder ein Paar Monate verborgen halten, nur ſo lange, bis ich meine Begnadigung bekomme.

— Deine Begnadigung? Ei, das ſage nicht ſo laut hier an der Thür; was haſt Du denn verbrochen?

„Ach! ich erwürgte nur . . .

— Pſt! fiel der Bürger von Brüſſel, Bernhard Laurent, ſeinem Vetter von Soignies, ſchnell in die Rede und legte ihm die Hand auf den Mund; tritt näher, Du Unglücklicher!

Und als er Bernhard ins Haus gezogen und die Thür verſchloſſen hatte, da fragte Emil Laurent, blaß und außer ſich, Bernhard, wen er denn erwürgt habe.

„Ein Dutzend Kaninchen,“ erwiederte er leiſe.

Da wußte der Brüſſeler, wie die Sache ſtand. Bernhard war ein Wildſchütz; oft hatte er von ihm ein leckeres Stück Wild erhalten, und nun, da er in Gefahr war, war es nicht mehr als billig, ihm ſeine Artigkeit durch eine großmüthige Gaſtfreiheit zu vergelten. Er ließ ſich die Sachlage des Vetters von Soignies vortragen. Sie war bedenklich. Nicht zufrieden, das Wild von Roeulx und aus den beſten Gehägen ſeiner Nachbarſchaft zu verſpeiſen, hatte Bernhard auch das Revier von Marimont ausgebeutet, welches damals dem Prinzen Carl von Lothringen, Generalgouverneur der katholiſchen Niederlande, gehörte. Man hatte ihn mit einem Dutzend Kaninchen betroffen, die er mit der Schlinge gefangen, und er war einer großen Gefahr nur durch eine glückliche Flucht entronnen. Trotz ſeiner angeborenen Güte, war der Prinz Carl in dem, was ſeine Jagd betraf, ſtrenge und unerbittlich. Noch dazu war es im April, wo die Jagd ohnehin verpönt iſt, die Wilddieberei alſo vollends zu einem unverzeiblichen Verbrechen ward.

— Das iſt ein böſes Ding, Du armer Bernhard, ſagte Emil, und wenn ſie Dich kriegen, ſo kannſt Du ſchon auf einige Jahre eingeſteckt werden, die Geldbuße ungerechnet.

„Wenn ich eingeſteckt würde,“ antwortete der Wildſchütz. „da wäre es um mich geſchehen; ohne Wildpret käme ich um, und bloß Kohl in Butter und Bohnen wären mein Tod.

— Ich kann mir's denken, da Du Dir Bewegung machſt. Aber wozu ſoll es führen, daß Du Dich verborgen hältſt?

„Ich rechne darauf, daß Du, Emil, unterdeſſen meine Begnadigung auswirkſt.

— Bei wem? Bei dem Prinzen Carl? In ſolchen Dingen verſteht er ſich nie dazu.

„So ſchreibe an die Kaiſerin.

— An Marie Thereſia? Die ſchickt den Brief wieder an den Prinzen Carl, ihren Schwager. Es iſt das eine dumme Geſchichte.

Die beiden Freunde beriethen ſich den ganzen Tag, ohne etwas Befriedigendes zu ermitteln. Als es Abend geworden war, ging Emil ſeiner Gewohnheit nach in's Weinhaus, das auch von einem alten Advokaten beſucht wurde, der in dem Rufe eines guten Rathgebers ſtand, aber auch gern dummen Scherz trieb. Er eröffnete ſich ihm, ohne es jedoch zu verrathen, daß ſein Vetter bei ihm verborgen ſei.

Der Advokat wußte Anfangs keine Hülfe, aber bald ſchlug er ſich vor Freuden über ſeinen Einfall vor die Stirn und ſagte:

„Ei, ein Mittel gäbe es ſchon! Wir ſchreiben heute, wie ich meine, den 28. April 1749, und am nächſten 3. Mai kömmt Maria Thereſia nach Brügge. Wenn Ihr Freund nun auch dahin käme, und es einzurichten wüßte, Ihro Majeſtät in den Weg zu treten, ſo wäre ſeine Begnadigung ſo gut als gewiß; unter ſolchen Umſtänden wird ſie nie verweigert.

— Aber irren Sie ſich nicht, ſagte endlich Emil Laurent ſehr verwundert; wann ſollte Maria Thereſia nach Brügge kommen?

„Den 3. Mai.

— Es hieß ja doch, ſich wolle ſich nicht huldigen laſſen.

„Nun, deßhalb kömmt ſie auch nicht; ſie will nur bei der Proceſſion des heiligen Blutes zugegen ſein, die dies Jahr mit der früheren Pracht gehalten werden ſoll.

— Und ſie geht nicht nach Brüſſel?

„Nein; aber laſſen Sie ſich nichts merken, die Sache ſoll geheim gehalten werden.“

Emil Laurent war nicht auf weitere Geheimniſſe begierig und kehrte, innerlich zufrieden, früher als gewöhnlich

nach Hause zurück, wo er Bernhard, der sich zur Ruhe begeben hatte und schon eingeschlafen war, wie wenn er nicht Banden und Kerker zu scheuen gehabt hätte, wieder erweckte.

— Gieb Dich zufrieden, Du armer Schelm, sagte er zu ihm; sieh, morgen ruhest Du dich aus, übermorgen übernachtest Du ganz ruhig zu Alost, den Tag darauf zu Gent, kömmst den 2. Mai zu Brügge an, und wirst den folgenden Tag begnadigt; dann mußt Du aber auch nicht mehr wildern.

„Das heißt, antwortete Bernhard, mich nicht mehr dabei betreffen lassen. Aber wie sagst Du, daß ich meine Begnadigung bekommen werde.

— Pst! Den 3. Mai kömmt Maria Theresia nach Brügge. Aber hier ist das noch ein Geheimniß, weil sie, ich weiß nicht warum, Brüssel nicht besucht. Jedenfalls wollen wir es für uns bewahren. Du brauchst Dich ihr nur in den Weg zu stellen und ihr eine Bittschrift zu überreichen, die ich Dir morgen aufsetzen will und in welcher Du Deine Sache klar machst; dann wirst Du begnadigt werden. So macht sich's von selbst, wie der Advokat mir gesagt hat.

„Schön, erwiederte der Wildschütz; ich habe eine feine Nase gehabt, daß ich hierher gekommen bin."

Die beiden Freunde schliefen nun beruhigt ein; den andern Morgen brachten sie damit zu, eine schickliche Petition zu entwerfen und auf Royalpapier ins Reine zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

* Einige Bemerkungen über die hier am 8. Juli beobachtete Sonnenfinsterniß.

Die viel erwartete und im Stillen hie und da auch wohl gefürchtete Verfinsterung unserer Sonne durch den davortretenden Mond, ging hier bei uns wegen des bedeckten Himmels, außer einzelnen Momenten derselben, leider fast unbemerkt vorüber. — Erst gegen 6¼ Uhr drangen einzelne Strahlen der Morgensonne durch die sich bildenden Risse der Wolkenmasse und wenige Minuten darauf erschien die Sonne schon in der Form der Mondsichel, etwa von der Breite des dritten Theils vom Durchmesser der Sonnenscheibe. Durch ein mittelmäßiges Fernrohr sah man deutlich wie sich der Mond als eine dunkle Scheibe zwischen das Auge des Beobachters und die Sonne, von Westen kommend geschoben hatte und immer mehr nach dem östlichen Sonnenrande vorrückte. Dadurch wurde unserm Auge das Licht des westlichen Theils der Sonne, welches auf die abgewendete Seite des Mondes fiel, geraubt und wir sahen mithin dieselbe Seite des Mondes in Nacht, welche im Vollmonde Tag hat, also den Neumond, welcher nicht gesehen wird, sobald er höher oder tiefer als die Sonne steht. Der sichtbare Rand des Mondes auf der Sonnenscheibe war scharf begrenzt, das beiläufig die Abwesenheit einer Mondatmosphäre zu beweisen scheint; bei stärkerer Vergrößerung traten an demselben einzelne Mondberge und Ringgebirge als kleine Erhöhungen hervor, die nicht vollkommen schwarz, sondern in einem matten, röthlichen Schimmer lagen. Leider wurden diese Beobachtungen durch vorüberziehende Wolken zu oft unterbrochen, so daß ihre Resultate ungewiß bleiben müssen. Um 6 Uhr 27 M. war wieder ein ziemlich heller Blick. Die Finsterniß schien das Maximum erreicht zu haben, die Sichel hatte nur noch ungefähr 2 Zoll im Durchmesser, denn bald nachher, als sie wieder sichtbar wurde, hatte sie sich nach dem obern Rande gewendet und an Breite wieder zugenommen. Viele der Tausenden von Zuschauern erwarteten bei der so schmalen Lichtsichel eine größere Schwächung des Tageslichts als wirklich eintrat. Die Schatten der erleuchteten Gegenstände wurden allerdings etwas dunkler, doch im Ganzen war die Lichtschwächung höchst unbedeutend. Die Wärme hingegen, die in demselben Maaße wie das Licht abnehmen mußte, stand indeß constant auf 10° R. Auch von dem sogenannten Finsternißwind wurde nicht das Mindeste verspürt, — daß die letzteren Phänomene fehlten, läßt sich wohl aus dem bewölkten Himmel erklären. Da der Mond von dem westlichen Rand her nach dem untern östlichen der Sonnenscheibe hin, vor der Sonne vorüberging, so fand diese Sonnenfinsterniß diesmal in dem absteigenden Mondsknoten statt, in dem Punkte, wo der Mond die Ebene der Erdbahn schneidet und dann die Hälfte seiner Bahn welche unter jener Ebene liegt durchläuft.

Dies sind ungefähr die wenigen Beobachtungen, die uns hier der ungünstige Himmel zu machen gestattete — zu wünschen ist, daß diese Sonnenfinsterniß da, wo sie total gesehen wurde, in ihrem ganzen Verlauf sichtbar gewesen sei,

und wir durch die Nachrichten von dorther entschädigt werden.

Aber wie hat sich diese Verfinsterung von der Nachtseite des Mondes aus gesehen, gemacht, möchte noch mancher Leser fragen. Da die Bewohner der diesseitigen Mondfläche Nacht haben, so sahen sie die Sonne nicht, sondern die Tagseite der Erde an ihrem nächtlichen Himmel und zwar als eine Scheibe, wahrscheinlich von röthlichem Lichte, welche die unseres Vollmondes an Größe 14mal übertrifft, und auf dieser eine dunkle kreisförmige Fläche, welche in ihrer Mitte tief schwarz, nach ihren Rändern zu röthlich grau gefärbt war, und den größten Theil der obern Hälfte der Scheibe verdunkelt. Ohne Zweifel werden Land und Meer auf der Erdscheibe durch hellere und mattere Stellen markirt sein, und diese sind dann durch die Rotation der Erde nach und nach durch den Schatten des Mondes, dessen Durchschnitt ein Kreis ist, und daher nur als ein kreisförmiger schwarzer Fleck auf der Erdscheibe erscheinen kann, geführt worden. Bremen und die Umgebung war den Mondbewohnern diesmal während 1 Stunde und 53 Minuten etwa unsichtbar, dann kam es aus dem Halbschatten hervor, aber nicht in seinem gewöhnlich hellen Lichte, hie und da nur von kleinen grauen Flecken unterbrochen, sondern in einem matten und gleichförmigen, als wenn es sich geängstigt hätte. Die guten Mondbewohner haben sich aber getäuscht, — dies war jene Wolkendecke, die uns zu unserm großen Bedauern die Nachtseite des Mondes so oft verdeckte.

Die neue Wasserkunst.

Es ist kürzlich in einem hies. öffentlichen Blatte ausgesprochen, daß noch nicht daran zu denken sei eine solche Anstalt hier in's Leben treten zu sehen, da der Preis der Errichtung einer solchen sich auf plus minus 80,000 Rt. belaufen würde.

Es ist wahr, daß die gegenwärtige schlechte Zeit wenig geeignet ist, um den Staat sowohl als den Privaten zu großen Ausgaben zu ermuntern und eine weise Sparsamkeit ist wahrlich sehr zu empfehlen. Mehr aber als diese empfiehlt es sich, das Nothwendige von dem Ueberflüssigen oder dem Zierenden genau zu unterscheiden.

Hamburgs großes Unglück der Tage vom 5. bis 8. Mai ist in so frischem Andenken und die Pulsirung des freundnachbarlichen Mitgefühls ist hier noch so rege, daß es keiner Ausmalung bedarf um uns in ähnliche Situation versetzt zu denken. Hamburgs Feuer-Lösch-Anstalten waren in ganz Deutschland berühmt und bewundert, Hamburgs Flethe boten außerdem für die Löschung große Hülfe, und wenn man mit diesen beiden Sachen mit dem was wir hier dagegen haben, einen Vergleich ziehen wollte, so würde man sagen müssen: daß Bremen darin nachsteht.

Nun haben wir erlebt, daß Hamburg dennoch einer solchen schrecklichen Feuersbrunst erliegen mußte, bis zu einem Umfange, der von den einsichtigsten Männern gewiß nicht als möglich gedacht und gefürchtet wurde. Wir sehen, welche sehr große Opfer auf ein halbes Jahrhundert hinaus den Bewohnern des reichen Hamburgs auferlegt werden müssen, um die ungeheuern Verluste einigermaßen zu ersetzen, und wir können daraus schließen, was unserm viel weniger wohlhabenden Bremen, bei einem ähnlichen Unglück für schwere Zeiten das Verlorne wieder zu ersetzen, bevorstehen würden!

Wenn es nun doch unbestritten ist, daß eine gut eingerichtete Wasserkunst, bei jedem Brand-Unglück von unberechenbaren Nutzen ist (gar nicht mal größerer Brände zu gedenken) so müßte in einer Stadt wie Bremen, die vorzüglichste Wasserkunst gar nicht fehlen, ja es ist Pflicht eines jeden guten Bürgers, dazu beizutragen, daß sie recht bald zu Stande gebracht wird. Die vereinigten Staaten Nordamerika's zeigen uns, wie man Canäle, Chausseen, Eisenbahnen auf Kosten der verschiedenen einzelnen Staaten, durch welche diese Communications-Mittel führen, baute. Die meisten dieser Unternehmungen rendiren sehr gut. Sollte man die gewünschte und höchst wünschenswerthe Wasserkunst nicht auf Actien bauen können? Das sogenannte Wasserrad könnte dann ja eingehen und die verehrte Behörde dieser Anstalt wird ersucht, in diesen Blättern eine Angabe der Einnahme, der Ausgabe, der Zahl der Interessenten dieser Anstalt, so wie der Wassermasse, welche dieselbe pr. Stunde liefert, aufzustellen, damit man daraus schließen kann, wie sich die größere Anstalt rendiren würde. Man vergesse ja nicht dabei anzuschlagen, welche große Zahl von Hauseigenthümern sich von der neuen Anstalt das Wasser überall hinliefern und dasselbe vermöge deren Einrichtung auch in Etagen bringen kann, mit demselben versorgen lassen dürften. Sollte es zu gewagt sein, wenn man annähme, daß an 50 pCt. mehr Interessenten in

der Folge in der neuen Anstalt sich mit Wasser versorgen ließen? Gewiß dürfte daran wenig fehlen.

Wenn man nun die Kosten der ganzen Anstalt auf 100,000 Rt. berechnet, so machten diese zu 4 pCt. Zinsen, um diese zu decken, eine Einnahme von nur 4000 Rt. nöthig. Was Heizung, Personal ꝛc. anlangt, so wollen wir diese Puncte erst ganz weglassen.

Wenn man nun erfährt, wie das bisherige Wasserrad mit seiner Einnahme und Ausgabe gestanden, so bekommt man schon eine Uebersicht. Dann müßte man auch von Obrigkeitswegen auf eine Auflage auf die hiesigen und fremden Feuer-Assecuranz-Compagnien, die hier Geschäfte machen, bedacht sein. Es ist doch wohl nicht mehr als billig, daß diese Anstalten, die durch eine tüchtige Wasserkunst so wesentliche Garantien für ihr gutes Bestehen haben, dazu contribuiren, daß dieselbe ins Leben treten und bestehen kann.

Wem das Wohl Bremens am Herzen liegt, der erhebe seine Stimme, um für das baldige Entstehen einer großartigen Wasserkunst nach Kräften mitzuwirken.

Mit Betrübniß mußte man neulich in einem Blatte lesen, daß die Befürchtung (bei einem Manne doch hoffentlich nur) rege werde, die Promenade könne durch die Wasserkunst verunziert werden. Kommt die Zierde wohl in Frage, wenn von der Ruhe einer Stadt bei Ausbruch des fürchterlichen Elements Feuer die Rede ist und braucht das Gebäude der neuen Wasserkunst abschreckend gebaut zu sein? Nein! wenn es auf dem alten Wall, auf dessen höchsten Punct, dem Altmanns Berge gebaut würde, so träte von dieser Seite die Stadt aus der Ferne noch mit einem thurmartigen Gebäude mehr in's Auge.

Es befinden sich diesen Augenblick zwei junge Bremer, welche sich der höhern Mechanik gewidmet haben, in England und werden mit einem reichen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen binnen Kurzem in ihre Vaterstadt zurückkehren. Mit Recht darf man Bremen zu dieser Acquisition gratuliren und es ist ein schöner Gedanke, wenn wir bald eine großartige Wasserkunst von Bremern gebaut, zu den Vorzügen und Sicherheits Anstalten unsers lieben Bremens zählen dürfen.

Es bedarf bei unserm nachdenkenden Publico nur solcher leisen Andeutungen, um sie für großartige, vaterstädtische, gemeinnützige und so nothwendige Anstalten als die Wasserkunst es hier ist, empfänglich zu machen und hoffentlich trägt auch dies Saamenkörnlein seine schönen Früchte.

Je eher je lieber bereite man Alles vor, um die Anstalt in's Leben treten zu lassen, und räume Alles aus dem Wege, was unserer guten Stadt bei großem Brandunglück noch um so gefährlicher werden kann, das sind: das Theer-Magazin, die Harz-, Thran- und Oel-Niederlagen!

r.

Bremen, Sonnenfinsternißtag 1842.

---

* Feuer-Versicherung.

In Folge einer eingetretenen Vacanz wurde gestern in der Versammlung der stimmberechtigten Mitglieder der Association Bremischer Einwohner zur Versicherung gegen Feuersgefahr zum Mitdirector erwählt Herr Johannes Tideman. Die Direction besteht jetzt aus folgenden Herren: Hr. Sen. Richter Dr. Meier, Hr. Aeltermann Tiedemann, Hr. Aeltermann Gravenhorst, Hr. Jasper, Hr. H. Deetjen, Hr. Johannes Tideman, Hr. Tillmann Gloystein (Bevollmächtigter). In der nächsten General-Versammlung werden Anträge, betreffend Vergrößerung des Nebenfonds über das jetzige minimum von 100 mille Thalern, feuergefährliche Gegenstände z. B. Harz-Lager in versicherten Gebäuden, Spriet-Läger auf dergleichen Bodenräumen, mit Heizapparaten versehene Waarenlager-Locale in Packhäusern und Wohngebäuden zur Beschlußnahme kommen.

Bei dieser Gelegenheit sind auch vielleicht folgende Bemerkungen nicht unzeitig. Wer als Richter oder Anwald bei der Untersuchung von Brandsachen beschäftigt gewesen, wird die Ansicht nicht zu hart finden, daß mitunter eine Brandstiftung anzunehmen sei. Da nun das Schwert der Gerechtigkeit hier den Schuldigen sehr selten ereilt, weil begreiflich der Beweis so schwer zu erbringen ist, so muß auf ein anderes Mittel Bedacht genommen werden, wie das Verbrechen möglichst zu verhüten. Wir möchten deshalb folgendes vorschlagen. Die Veranlassung zur Brandstiftung liegt stets in zerrütteten Vermögensverhältnissen, denen man durch die Assecuranz-Gelder wieder aufhelfen will. Leider läßt es sich nicht durchsetzen, daß der Abgebrannte kein baar Geld empfängt, sondern nur

die Wiederherstellung der Wohnung in demselben Zustande, ein gleiches Waarenlager wie er als verbrannt liquidirt u. s. w. Die Assecuranz Gesellschaften scheuen diese Weitläuftigkeit, und wenn eine einzelne diesen Gedanken ausführen wollte, so würden sie Viele ihrer Kunden verlieren. Von diesem sicher wirksamsten Mittel der Verhütung muß also abgesehen werden. Die öffentliche Sicherheit würde aber bedeutend erhöht, wenn die Behörden das Brandprotocoll, welches nach jeder Feuersbrunst aufgenommen wird, veröffentlichen wollten, und wenn dabei die Untersuchung mehr wie jetzt geschieht, auf die Vermögensverhältnisse des Abgebrannten gerichtet würde. Ob der Versicherte kürzlich Wechsel nicht eingelöset, ob er wegen Schulden beklagt worden, ob in der letzten Zeit die Handfesten-Zinsen rückständig geblieben, alles dieses läßt sich leicht ausforschen, und das Ergebniß würde in den Augen der Mitbürger die moralische Ueberzeugung von Schuld und Unschuld am besten und am wirksamsten begründen. Der Verschuldete würde es dann gewiß seltener wagen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu richten, wenn er die Veröffentlichung seiner Finanzverhältnisse erwarten müßte. Die Stimme des in Kenntniß gesetzten Publicums könnte auch am besten darüber entscheiden, ob der Versicherte wahrhaft in der letzten Zeit ein solches Lager besessen wie er ersetzt zu haben begehrt. Bei keiner Gelegenheit hat wohl jeder Bürger ein größeres Recht die kleinsten Umstände zu erfahren, als grade hier. Sind doch die Meisten theils als Mitglieder der Assecuranz Comp. oder als Sprützenleute, oder als Bürgerwehr-Männer oder als freiwillige Helfer betheiligt und thätig gewesen. Größere Oeffentlichkeit als bisher wäre also auch hier an der rechten Stelle! —

---

* Plan zu einer neuen Börse.

Es ist schon öfters in diesen Blättern der Wunsch rege geworden eine geräumigere Börse zu haben, allein kein Vorschlag ist erschienen, den innern Hof des Stadthauses dazu einzurichten, wiewohl es nahe liegt. Man denke sich diesen parquetirt und mit einer hohen Kuppel bedeckt aus Glas und Messing, welche wie der Dom des Invalides in Paris von der Sonne vergoldet, weithin leuchtet und eine Zierde der Stadt bildet. Will man noch mehr für die Verschönerung thun, so vollende man das Viereck des Stadthauses, gebe ihm an jeder Seite ein Portal, und kröns es mit einer Gallerie und flachem Dach. — Den übrigen Raum des Gebäudes könnte man nach Bedarf und Maasgabe gegen die disponible jetzige Börse eintauschen und zu Handelszwecken verwenden *). —

Räthsel.

Ich wandre täglich einmal um die Erde,
Doch bin ich Mond und bin ich Sonne nicht;
Das Wandern macht mir keinerlei Beschwerde,
Ich gehe leicht hin wie der Sonne Licht.

Die Nacht beherrsch' ich, aber auch am Tage,
Den ich nicht scheue, findet ihr mich stets
Im Haus, im Wald, im Garten, hinterm Hage
Und in der stillen Halle des Gebets.

Als gutes Lager könnt ihr mich begrüßen,
Doch störet ihr mir meine Wohnung nicht;
Oft zieh' ich mich weg unter euern Füßen,
Daß euch mein Feind und Vater sucht und sticht.

J. G. M.

---

* Rechtspflege.

Obergerichts Erkenntnisse vom 11. Juli: Br—g g. F—r. D&M g. St—ck, Schmiede-A g. S—d, M—r g. Ku—e, B—n g. O—o, N—k g. N—k Wittwe, C & Kl. g. Schu. & Comp., D—n g. J—g, F—r g. W—n, H—n Wittwe & Cr. g. K&Co., W. g. S—z, U—chs g. H—n.

Thorsperre.

Vom 16. — 31. Juli 9 Uhr.

---

*) Jener Hof kann für die Zwecks des Stadthauses durchaus nicht entbehrt werden, aber sollte sich nicht der alte Theaterplatz für die Errichtung einer neuen Börse eignen?

Ein Manuscript-Leser.

Miscellaneen.

(Fanni Elßler in Havanna.) Die Kathi Pr., Reisegefährtin der Fanni Elßler, schreibt aus Havanna vom 30. April: Das große Tacontheater ist an jedem Abend überfüllt: Fanni tanzte schon achtzehn Mal, gestern zuletzt, wo die Leute nicht wußten, was noch erfinden, um die Vielgefeierte zu ehren. Jeden Abend ließen sie ganz mit Gold bedeckte Tauben fliegen: fliegen ist nicht das rechte Wort, denn ihre Flügel waren zu sehr mit Gold bedeckt; eine solche Taube kam gar mit einer Schelle um den Hals; gestern zumal ließ man nach jeder Beendigung ihrer Tänze Tauben, Vögel mit Kränzen und Inschriften, Versen und Complimenten fliegen, hatte überdies noch eine imposante Überraschung für sie ausgedacht, die das merkwürdigste ist, was Fanni bisher in Amerika erfuhr. Nachdem sie bereits früher in Havanna gekrönt wurde, mußte nun etwas anders geschehen. Es haben sich daher zwölf der angesehensten Celebritäten vereint zur schönen Feier. Man hat seit länger hier den Wunsch ausgesprochen, sie möchte den Nationaltanz der Insel Cuba, den Zapateado erlernen, sie ließ daher einen Tänzer de la Campagne kommen, der sie diesen Tanz lehrte. Sie hat ihn nun diesen Abend ganz graziös getanzt; um die Ausbrüche der enthusiastischen Menge zu beschreiben, müßte eine andere Feder sich erheben. — Als sie ihn zum zweiten Mal geendet, und ihre Küsse dem Publikum zuwarf, befand sie sich plötzlich im Olymp, zu ihrer Rechten stand eine Dame „Amerika," aus einer Wolke erschienen drei Grazien und legten ihre Palmen, Blumen und einen goldenen Apfel ihr zu Füßen, zur Linken befand sich Terpsichore mit einem Lorbeerkranze. Denken sie sich die Ueberraschung Fanni's; sie umarmte und küßte Amerika, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen; während Amerika ihr den Strauß überreichte, legten Terpsichore und die Grazien ihre Geschenke nieder; Amerika nahm den Kranz, Fanni kniete nieder, und als sie von Amerika gekrönt wurde, erschien das überirdische Licht, von allen Seiten kamen Engel, eine entfernte Musik wurde vernommen, und zwanzig Stimmen sangen eine Jubelhymne. Während Fanni so mit dem Lorbeer auf dem Haupte kniete, erschien hinter ihr eine Aufschrift in einer superben Rosenguirlande „à la celébre Fanni Elssler," die Engelchen schütteten ihre Füllhörner und am Schlusse der Hymne erschien ein Goldregen von geschnittenen Sternen, welches sagen wollte, daß sich sogar die Sterne zu ihren Füßen stürzten. Fanni war über alle Maßen gerührt, und das Publikum blieb nicht stumm. Von allen Seiten flogen Kränze, Gedichte, und Alles war eben so wie Fanni ergriffen. Von allen Seiten ertönte stürmisch: „a Dios Fanni;" gerührt nahm Fanni Abschied, drückte ihren Dank aus, und stürzte sich schluchzend in die Arme Amerika's — Noch habe ich Ihnen zu sagen, daß man ihr nach einem Pas de deux Doublonen und Silber zuwarf. Heute kamen ihre Freunde und Verehrer, um die errungenen Schönheiten zu sehen, und die Marquise de Arcos schenkten ihr Christoph Columbus Porträt, welches, in Rom gefertigt, sehr treu sein soll. „Amerika hat Sie gekrönt," sagte sie, „Sie müssen nun auch ihren Entdecker besitzen; wir haben nun erfahren, daß diese Dame an der Spitze der poetischen und hochaufgenommenen Krönung stand; Fanni legte das Bildniß zu ihrer reichen Sammlung. Man sendet täglich Fanni die besten Speisen, Früchte und Süßigkeiten, wenn wir ausfahren wirft man ihr Blumen zu, und Damen die wir gar nicht kennen, lassen ihre Carossen von Negern aufhalten, und Fanni in ihre Wagen bitten. — Fanni hat nun beschlossen, nach Mexiko zu gehen, dort steht ihr noch sein brillanter Weg offen; im September gedenken wir die Rückreise nach Europa anzutreten wo sie das Theater gänzlich zu verlassen Willens ist.

(Die Helden des Stiergefechtes in Spanien.) Sevilla ist der erste Picador unserer Zeit und Montes der beste Degen. Ich habe gesehen, wie Ersterer den Stier mit seiner Lanze zu Boden gedrückt hat, und wie Montes, das Thier bei den Hörnern fassend, ihm auf den Nacken getreten und mit einem Satze darüber hingesprungen ist. Vor ihnen haben die Costillares, Périco Corchaos, Pepe Illos und Romero geglänzt. Pepe Illo starb auf den Hörnern eines Stieres; sein Tod ist in tausend Liedern besungen worden, und in Abbildungen veranschaulicht, auf welchem der Stier den erschreckten Zuschauern seine blutige Trophäe zeigt. Zu jener Zeit setzte ein Toreador einen hohen Werth darin, im Verlauf des Kampfes dem Stiere Kokarden abzureißen, die ihm um den Hals gebunden waren, um sie seiner Melona zu überreichen, die, stolz auf diese öffentliche Huldigung, sie dann, wie blutig sie auch sein mochte, an ihre Locken befestigte. Damals war es auch Sitte, daß ein Henkersknecht vor Anfang des Kampfes auf einem Esel die Arene durchritt und laut verkündete, er werde einen jeden, der es sich unterfangen sollte, das Schauspiel zu stören, auf dem Rücken seines Grau'chen auspeitschen. Was den Ursprung der Stiergefechte betrifft, so scheint Alles dafür zu sprechen, daß er maurisch ist, obgleich einige Schriftsteller ihn bis zu den Gothen, ja selbst zu den Römern zurückdatiren. Die arabischen Chronikenschreiber haben uns die Namen des Malireaux, auf dem Platze der Ribarambla zu Grenada, erhalten; in ihrer Schule war es, wo der castilianische Adel die gefährliche Belustigung lernte. Die glänzendste Epoche dieser Volksbelustigungen ist die Regierungszeit Carl's II. gewesen, während welcher man den Stier auch zu Fuß zu bekämpfen begann. — Früher kämpfte der Toreador stets zu Pferde, es sei denn, daß er aus dem Sattel geworfen wurde oder den Degen verlor: dann durfte er nicht wieder aufsitzen, auch die Waffen erst wieder aufnehmen, nachdem der Stier erlegt worden war. — Um die Geburt Philipp's II. zu verherrlichen, erlegte Carl V. selber einen Stier mit der Lanze. Auch Fernando Pizarro, der Eroberer von Peru, Don Diego Ramirez de Hero, und Don Sebastian, König von Portugal, waren hochberühmte Toreadores. — Am glänzendsten waren, wie schon erwähnt, die Stiergefechte unter Carl II., auch durften zu

jener Zeit nur die Adelichen daran Theil nehmen. Isabella, die Katholische, bemühte sich vergebens, diese blutigen Spiele abzuschaffen; der Adel war dermaßen darauf erpicht, daß sie es kaum auf eine Zeitlang durchsetzen konnte, daß die Hörner der Thiere mit elastischen Ballen an den Spitzen minder gefährlich gemacht wurden.

(Luther) erhält in der Walhalla einen Platz wegen seiner Verdienste um die „deutsche Sprache."

(Die vier Berliner Komiker.) Beckmann, Gern, Räthling und Schneider, die Quadrupelallianz der Berliner Komik, beschlossen kürzlich, nach Beendigung der Theatervorstellung eine Partie nach Treptow zu machen, um dem Feuerwerke daselbst beizuwohnen. Die Droschken, welche sonst schockweise auf den Halteplätzen anzutreffen sind, wenn man nämlich keiner bedarf, waren auch diesmal unsichtbar geworden; man mußte sich also entschließen, bis zur Jakobsstraße zu gehen, um sich dort einem jener weitläufigen Personenwagen anzuvertrauen. Das lustigste Quartett von Berlin saß bereits in dem Wagen, als der phlegmatische Fuhrmann sie ersuchte, nur noch ein Viertelstündchen verweilen zu wollen, weil er unter zwölf Personen nicht abfahren könne. Die Komiker waren augenblicklich entschlossen, die noch fehlenden Personen zu ergänzen; ihr Plan wurde noch durch die bereits eingetretene Dunkelheit begünstigt. Der leichtfüßige Schneider war der Erste, welcher unbemerkt vom Wagen stieg, und, von der andern Seite kommend, als ein kleines buckliches Männchen mit der Frage trat: Ist noch Platz? — „Die schwere Menge, steigen Sie man ein!" — Während Schneider einstieg, hatte sich bereits Beckmann herausgewunden, und erschien jetzt als wohlkonditionirter Berliner mit der bescheidenen Frage, ob er noch mitfahren könne. — „Immer 'rein, mein Herr!" erwiederte der Kutscher. „Sehen Sie, meine Herren, jetzt sind's schon sechs, es fehlen man noch sechs lumpige Personen. Gern und Räthling erschienen gleichzeitig, der Eine als personifizirte Hopfenstange, der Andere mit süßlicher Graçonmiene, und wurden mit Freuden vom Kutscher aufgenommen. Das Auf- und Absteigen schien kein Ende nehmen zu wollen, der Kutscher berechnete bereits seine Einnahme, während Schneider und Beckmann von Neuem als zwei Benebelte erschienen waren und mitzufahren wünschten. Der Kutscher hatte schon die Zügel in den Händen, da der Wagen mit zwölf Personen nun vollständig besetzt war; jedoch Gern, in dem Wahne, es fehlte noch die zwölfte Person, stieg von Neuem hinaus, um noch einmal das Experiment zu machen. Man denke sich seinen Schreck, als der Kutscher ihm bemerkte: „ne, die Polizei hat mir uf'n Strich, ich darf nicht mehr als zwölf Personen ufladen," und davon fuhr. Einen so liebenswürdigen Collegen konnte man unmöglich zurücklassen; man bat also den Kutscher, daß er den einen Herrn nur noch mitnehmen solle, zumal er so dünn sei, daß er nur wenig Platz einnehme. — Man hat wohl nicht nöthig, noch zu sagen, wie sehr der Phaëton erstaunte, als in Treptow anstatt 13 Personen nur 4 aus seinem Wagen stiegen. — „J! da muß ja gleich der Deibel einschlagen! bin ich denn behext? Von 13 kann wohl Einer sterben!" Der Kutscher erhielt sein Fahrgeld für 13 Personen und war höchst gerührt. Wie es jedoch zugegangen, weiß er heutigen Tages noch nicht.

(Das einzige Kameel-Gestüt,) welches Europa hat, befindet sich im Toscanischen. Es scheint aus der Zeit des berühmten Cosmus, oder seines Vaters Ferdinand herzustammen. Nach einer Correspondenz des „Morgenblattes" ward es unter den lothringisch-habsburgischen Herrschern von Florenz bedeutend. Es befindet sich dies Kameelgestüt in San Rossore, einem großherzogl. Landgute in der Nähe von Pisa. Westlich wird sein Boden vom Meere begränzt, östlich durch eine Palisadenlinie. Auf den Seiten schließen die Flüsse Arno und Serchio die Weideplätze der Kameele ein. Der Umfang des Gebietes beträgt 20 italienische Meilen. Die Kamele irren auf dieser Ebene umher, von berittenen Wächtern beaufsichtigt und des Abends gemustert. Sie haben hier ein ihrem Geschlechte ganz zusagendes Klima und bleiben im Freien bis zum December, wo man sie in Ställen unterbringt, die sie im Frühling wieder verlassen. Ihre Anzahl beläuft sich auf mehr als 170 Stück. Man braucht sie zum Lastragen und mit einem Gewichte von 1400 Pfund beladen, legen sie drei Millien in einer Stunde zurück. Einzelne Thiere werden in's Ausland verkauft und vom Großherzoge verschenkt, wie nach Neapel und Wien geschehen.

(Der Hamburger Brand) hat mehrern Zeitungen Gelegenheit gegeben — Böcke zu schießen: so zählt der „Messager" in Paris unter den abgebrannten Straßen auch den „Senat" auf; ein englisches Blatt (Illustrated London News) macht das Spinnhaus in Hamburg zu einem Hôtel" und zählt es als das „Spinnhauses Hôtel" unter den abgebrannten Gasthäusern auf.

(Medizinisches.) Ein Brustleidender in Schlesien macht bekannt, daß ein gewisser homöopathischer Arzt in Breslau künstliche Seeluft gegen die Lungenschwindsucht in Anwendung bringt.

Anzeige.

Alle Formulare für's Comptoir: Anweisungen, Wechsel, Scheine, Zins-Quittungen, Declarationen Frachtbriefe, Connoissemente, Schluß-Zettel etc., sämmtlich sauber und auf schönem Post- und Velinpapier gedruckt sind beim Verleger stets vorräthig.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 56.

Bremen, Donnerstag den 14. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 709. Den 8. Juli. Des Arb. Herm. Meyer Ehefr., geb. Helmstedt, 44 Jahr; Nienabers Gang Nro. 13.

— 710. Den 9. — Des Arb. Nicolaus Heinr. Mayer Ehefr., geb. Rolfs, 56 Jahr, Hasenstraße Nro. 9.

— 711. Den 9. — Des verst. Arb. Otto Berg Wittwe, geb. Jachtens, 57 Jahr, Steinthor Nr. 15.

— 712. Den 10. — Des verst. Arb. Herm. Buschmann Wittwe, geb. Wardenstein, 44 Jahr, Hastedt Nro. 72.

— 713. Den 11. — Des Arb. Joh. Albert Ficke Tochter, 6 Monat, Doventhors Deich Nro. 9.

— 714. Den 12. — Der Kaufmann Johann Eberhard Bruns, 48 Jahr, a. d. Häfen Nro. 13.

Nro. 715. Den 12. — Des verst. Fuhrmanns Arend Lampe Wittwe, geb. Hilken, 76 Jahr, Bauernstraße Nro. 7.

— 716. Den 12. — Der Maler Herm. Joseph Camino, 34 Jahr, hinter der Holzpforte Nro. 2.

— 717. Den 12. — Der Steuermann Joh. Behrens, 79 Jahr, Bleicherstr. Nro. 23.

— 718. Den 12. — Des Schuhmachermeisters Jürgen Hinrich Wolters Ehefr., geb. Helmerich, 30 Jahr, Seemannsstraße Nro. 3.

— 719. Den 12. — Des verst. Gärtners Lüder Zinn Wittwe, geb. Uhlhorn, 76 Jahr, kl. Barkhof Nro. 3.

— 720. Den 13. — Die Näherin Anna Dörbaum, 23 Jahr, Grünenstraße Nro. 30.

Geboren:

Nro. 889. Den 8. Juli. Des Postsecretairs am Königl. Hannöv. Postamte Georg Adolph Lindemann Ehefr., geb. Hennings, Königsstraße Nro. 3, von einem Mädchen.

— 890. Den 8. — Des Barbiers Joh. Peter Wilh. Bonnhorst Ehefr., geb. Hemcker, Jacobikirchhof Nro. 10, von einem Knaben.

— 891. Den 8. — Des Fuhrmanns Joh. Heinr. Kenter Ehefr., geb. Meyer, im Barkhof Nr. 5 B, von einem Mädchen.

— 892. Den 9. — Des Arb. Heinr. Diedr. Achmus Ehefr., geb. Dierksen, Beckmannshof Nr. 5, von einem Mädchen.

— 893. Den 10. — Des Cigarrenmachers Hermann Heinrich Brandt Ehefr., geb. Städing, Sassenbergs Gang, von einem Mädchen.

— 894. Den 10. — Des Bäckers Franz Christ. Ludw. Buchhorn Ehefr., geb. Korssen, Weerderstraße Nr. 41, von Zwillings-Töchtern.

— 895. Den 10. — Des Schuhmachermeisters Joh. Caspar Juhre Ehefr., geb. Castendyk, Schwanenstraße Nr. 17, v. e. Knaben.

Nro. 896. Den 10. — Des Küpermeisters Joh. Herm. Niemann Ehefr., geb. Garves, Kaufmanns Mühlenkamp Nr. 3 D, von einem Mädchen.

— 897. Den 10. — Des Stuhlmachers Conr. Schulenburg Ehefr., geb. Meyer, kl. Helle Nr. 30, von einem Knaben.

— 898. Den 11. — Des Clubwirths Friedr. Philipp Thiemann Ehefr., geb. Gotte, gr. Johannisstraße No. 105, von einem Knaben.

— 899. Den 11. — Des Krameramtsgenossen Joh. Friedrich Vogel Ehefr., geb. Otto, am Markt Nr. 12, von einem Mädchen.

— 900. Den 11. — Des Branntweinbrenners Rudolph Stöver Ehefr., geb. Humann, Neuenstraße Nr. 23, von e. Mädchen.

— 901. Den 12. — Des Arb. Heinr. Bremer Ehefr., geb. Rasch, hinter der Holzpforte Nro. 21, von einem Knaben.

— 902. Den 12. — Des Kaufmanns Otto Gustav Augener Ehefr., geb. Müller, Papenstraße Nr. 7, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 57.

Bremen, Sonntag den 17. Juli 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 17. Juli.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Pauli.
2 Uhr Hr. Past. Nagel. (Probepredigt)

St. Martini.

9 Uhr Hr. Cand. Viktor.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Pansel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prm. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Viktor.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Forsche! — Wisse!

Gott ist die Wahrheit und das Licht,
Und um Ihm gleich zu werden
Bedarf's, ihr frommen Leute, nicht
Des Forschens hier auf Erden? — —
Der Glaube schließt noch Täuschung ein,
Die Wahrheit spricht: „Ich weiß!“
Und hüllt sich nicht in Träumerei'n
Und dreht sich nicht im Kreis!

Wie kann der Glaube höher stehn
Als Wahrheit und als Wissen;
Wir müßten bei dem Herrn der Höh'n
Die Wahrheit dann vermissen.
Doch streben wir dem Ew'gen nach,
Der, nach der Schrift Bericht
Zur Sonne sprach: „Es werde Tag!“
Und sieh'! es wurde Licht:

Dann ist das Forschen unser Ziel
Um Wahrheit zu erringen;
Wir wissen wohl, es fehlt noch viel,
Doch wird es uns gelingen.
Denn der uns gnädig den Verstand
Zum Weihgeschenk gebracht,
Der hat zum Spielwerk seiner Hand
Ihn sicher nicht gemacht! —

Er übertrug uns unser Pfund
Nach Kräften es zu nutzen,
Und nicht nach eigenem Befund
Zu drehn es und zu stutzen.
Er sprach: „Ihr seid nach meinem Bild,
Seid mit Verstand begabt!“ —
Meint Ihr denn, daß der Herr gewillt
Daß Ihr das Pfund vergrabt?

Nein! vorwärts strebe unser Geist
So weit wir dringen können.
Wißt Ihr, wo Er die Gränze weis't?
Wer giebt Euch Macht, zu nennen
Das harte Wort: „Hier stehe still
Und glaube?“ — Gott gebot
(Und darum mein' ich auch, er will),
„Geh' vorwärts bis zum Tod;

Und über diesen Tod hinaus
Durch alle Ewigkeiten

Sollst Du, umringt von Trug und Graus
Für Licht und Wahrheit streiten!« —
Hat unser Vorbild denn geglaubt?
Nein! Christus glaubte nicht,
Ihm wallte um sein heil'ges Haupt
Des Wissens ew'ges Licht! —

P. J. W.

Maria Theresia zu Brügge.

(Fortsetzung.)

Am 30. April des Morgens begleitete Emil Laurent seinen Vetter den halben Weg nach Assche und wünschte ihm eine glückliche Reise. Am 2. Mai 1749 des Abends traf Bernhard Laurent wohlbehalten zu Brügge ein, wo er, zur Vorbereitung des hehren Festes am folgenden Tage Alles in großer Bewegung fand und viele Mühe hatte, ein Quartier zu bekommen.

Dies Fest hatte diesmal in der That einen ungeheuren Zufluß von Neugierigen herbeigelockt. Seit 1698 hatte man den berühmten Umzug mit dem heiligen Blute nicht mehr mit dem früheren Pompe und den ihn begleitenden mannichfachen Schauspielen gehalten, nun forderte der Aachener Frieden, der die belgischen Provinzen wieder unter Oesterreich's Scepter brachte, aber überall zu Lustbarkeiten auf. Die Bürger nahmen die Gelegenheit wahr, ein großes Jubiläum anzustellen. Ihren Traditionen zufolge war es im Jahr 1149 gewesen, wo das heilige Blut nach Brügge gebracht worden war, und man hatte also das sechshundertjährige Jubiläum eines so erhabenen Ereignisses zu feiern.

Ein solcher Pomp hatte seit 1698 nicht stattgefunden und die Riesen, die Triumphwagen und alle die anderen dem Volke so werthen Anhängsel waren in Staub zerfallen; der Eifer der Bürger hatte jedoch Alles wieder hergestellt. Schon am 17. April hatte der Bischof von Brügge eine Bekanntmachung erlassen, des Inhalts, daß der heilige Stuhl allen Gläubigen Indulgenzen bewillige, welche am 3. Mai und den nächstfolgenden vierzehn Tagen die St. Basilius-Capelle, in welcher das heilige Blut zur Schau gestellt werden sollte, besuchen würden. Seit drei Tagen war ein Placat angeschlagen, welches für den 3. und 18. Mai jedem Wagen oder Karren den Einlaß in die Straßen untersagte, welche der Umzug zu passiren hatte, und Bernhard Laurent war wenig vergnügt darüber, daß er mit dem Suchen nach seiner Begnadigung auch Theil an einem so schönen Feste nehmen konnte. Ueber den fröhlichen Tumult hätte er beinahe die Erkundigung vergessen, wo er wohl Ihro Majestät zu sehen bekommen könne; endlich wandte er sich dieserhalb an seinen Hausherrn, einen guten und lustigen Schenkwirth, und dieser gab ihm folgenden Bescheid:

— Also Marie Therese wollen Sie sehen? schon gut, wenn Sie deshalb gekommen sind, so werden Sie sie in all ihrer Herrlichkeit und noch viel anders zu sehen bekommen. Sie dürfen sich nur bei dem Marktplatz oder in irgend einer großen Straße hinstellen und auf den schönsten Wagen achten, der zuletzt nach den Zwischenabtheilungen erscheint.

Der Schenkwirth bezeichnete so die Allegorien und erklärte es auch Bernhard, der, wohl damit zufrieden, sich niederlegte um sich ein wenig zu sammeln und seine Lektion zu studiren.

Den folgenden Tag, am 3. Mai, vermengten sich alle Arten muntern Gelärms mit den gläubigen Glocken, um das Erwachen der Stadt Brügge recht fröhlich zu stimmen, und nach dem Gottesdienste, um 10 Uhr, zog die Procession mit einem Reichthume und mit einem Ueberflusse aus, der unsere kleinliche Epoche in Erstaunen setzen würde. Mehr als tausend Personen mit brennenden Fackeln eröffneten den Zug. Voran in dem Feste des Gottes, der sich jeglichen Jammers erbarmt, eine demüthige Schaar, die Kinder der Armenschulen beiderlei Geschlechts.

Dann folgten die munteren Vogelsteller, diesen die Aubergisten und die Tabakshändler, eine ganz neue Innung, dann ein langes Verzeichniß von Gewerben die nicht eben methodisch geordnet waren, als: Krahnzieher, Brückenarbeiter, Brauer, Gärtner, Weinablader, Kalkträger, Mauerleute, Haus- und Schiffs-Zimmerleute, Schieferdecker, Bleidecker, Säger, Bildhauer, Böttcher, Stellmacher, Drechsler, Tischler, Bogenmacher, Reepschläger, Töpfer, Schmiede, Goldschmiede, Schwertfeger, Zinngießer, Tuchmacher, Walkmüller, Färber, Schlachter, Scheerenschleifer, Fischhändler, Schuster, Loh- und Weißgerber, Handschuhmacher, Strumpfwirker, Schneider, Trödler, Bäcker, Lastträger, Kornmesser, Müller, Hutmacher, Korbmacher, Messerschmiede, Bleicher, Wundärzte, Klempner, Fruchthändler, Lichtzieher, Fuhrleute, Bootsleute, Makler. Ein jedes dieser sechzig Corps hatte seine Insignien, Fahnen u. s. w.

Doch war der Zug schon minder großartig, als im sechzehnten Jahrhundert, wo Dombaudere mehr als zwei-

hundert Innungen und Gewerbe in Brügge aufzählte, aber Brügge's Glanz hatte bereits sehr verloren.

Nun erschienen die Corps der Ordensgeistlichen und der Weltgeistlichen, dann der Bischof von Brügge, das mit großem Pomp getragene Kästchen des heiligen Blutes, und die Brüderschaft vom heiligen Blute.

Bernhard, der niedergekniet war, bemerkte nun, daß die Magistratspersonen den Zug beschlossen, und konnte nicht begreifen, wie es zuginge, daß er weder Maria Theresia, noch den Triumphwagen, noch Reiter zu sehen bekommen hatte. Darüber in Gedanken vertieft, trat er seinen Rückweg an, und freute sich nicht wenig, als er unter der Menge auf dem Marktplatze seinen Wirth, der ihm entgegen zu gehen schien, gewahrte.

— Ich habe Marie Therese nicht gesehn, sagte er traurig.

„Ich auch nicht," erwiederte der Wirth, „aber ich gehe nun darauf aus."

— Ist denn die Procession nicht schon passirt?

„Die religiöse allerdings, aber in einer Viertelstunde können Sie die Fest-Cavalcade zu sehen bekommen."

Um ein Uhr wurde die unzählige Menge wirklich durch diesen zweiten Abschnitt der Schaustellung, wie es in den alten Beschreibungen heißt, erfreut. An der Spitze sah man einen Trupp berittener Musici, welchen die Fama und die Schutzengel der Stadt vorangingen. Sie eröffneten den Zug der Zwischenabtheilungen, deren erste ein von den Aubergisten equipirter Wagen war; auf demselben befand sich eine belebte Abbildung des Hauses Zachäus, in welchem der Heiland gewohnt hat, und ihm folgte St. Lucas auf einem geflügelten Ochsen. Diese Allegorie schrieb sich von den Buchhändlern und Schullehrern her. Dann kam, von den Müllern vom Kopf bis auf die Zehen gewappnet, der heilige Victor. Darnach brüstete sich ein riesiger Pelican, eine Galanterie der Bäcker, der dem colossalen Adler der Maurer den Weg zeigte. Der Schwan der Trödler, dessen Hülle einen Menschen barg, zeigte ganz kernige Waden; der Strauß der Hufschmiede aber schien etwas kurz auf den Beinen zu sein; die riesige Nachtigal der Bleicher blies allerlei Arien auf einem in ihrem Schlunde verborgen gehaltenen Flageolet.

Nach den befiederten Zweifüßlern war der Ochse der Gerber zu bewundern, im innern aus zwei Menschen gebildet, von welchen der hintere im Gehen mehr Eile zu haben schien als der vordere. Der von den Lederbereitern, Schustern und Handschuhmachern gelieferte Hirsch war nur ein ausgestopfter, und ruhte auf Rädern. Der silberne Löwe der Goldschmiede, der schwarze Löwe der Schlachter, der Tiger der Chirurgen wurde wieder durch Menschen vorgestellt, die sich dazu hatten bewegen lassen, auf allen Vieren zu gehen, die aber zur großen Ergötzlichkeit der Zuschauer jedesmal eine bequemere Stellung annahmen, so oft der Zug einen Augenblick Halt machte.

Noch gab es den Elephanten der Bleidecker, das Krokodil der Schieferdecker, das Rhinoceros der Handelskammer, das Einhorn der Apotheker und den Wallfisch der Fischhändler, ein Ungethüm, das nicht weiter beschrieben ist, zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Turnen.

Es ist kürzlich ein Buch erschienen — Das Turnen, ein deutsch-nationales Entwicklungsmoment — von Professor Dr. Klumpp in Stuttgart — dessen Anschaffung wir dem Museum, der Unien und Börsenhalle empfehlen möchten, damit die beabsichtigten Wirkungen auch für Bremen nicht ausbleiben. Ein deutsches Blatt sagt über das Buch unter andern Folgendes: „Als eines der Heilmittel, mit welchen sich unsere Zeit ihrer mannichfachen Krankheitszustände zu erwähren sucht, ist aus der immer noch vorhandenen Lebenskraft auch das Turnen hervorgegangen, und zwar hat die Natur eben damit nicht ein fremdartiges Mittel von außen her gesucht, sondern ein historisch bereits gegebenes und darum naturgemäßes nur wieder aufgefunden. Der Verfasser beweist dies zuerst in einem Rückblick auf die historische Entwicklung des Turnens. In eigenthümlicher Gestaltung finden wir die Leibesübungen zuerst bei den Hellenen. Der Cultus der Schönheit, ihres Hauptidols, bedingte bei ihnen die hohe Werthschätzung, aber auch die Einseitigkeit der Gymnastik. In dem weltherrschenden Rom mußte die Gymnastik eine kriegerische sein. Durch die Germanen aber wurde auch dieses Lebenselement von seiner gemüthlich-sittlichen Seite aufgefaßt: schon in unserer ältesten Vorzeit finden wir nach dem Berichte des Tacitus gymnastische Uebungen und zwar mit kriegerischem Charakter, wie in Rom, aber zugleich als heiteres Spiel behandelt, wie in Athen. Jedoch erst als das germanische Volk seine welthistorische Bestimmung zu erfüllen anfing, als es die hohl gewordenen Formen der alten Welt zerbrach und das göttliche Leben

des Evangeliums mit dem germanischen Geist eine neue Verbindung einging, erst da traten auch die Leibesübungen eigentlich charakteristisch hervor, insbesondere in den Turnieren, welche nicht nur körperlich eine treffliche Bildungsschule für die ritterliche Jugend waren, sondern auch durch das tiefe Gefühl für ritterliche Ehre und den Werth der Männlichkeit und durch die romantische Verehrung der Frauen, gepaart mit keuschem Ernst und einer durch das Ganze sich hinziehenden Ehrfurcht vor allem Heiligen, einen eigenthümlichen Zauber erhielten. Beim Uebergang des Mittelalters in die neue Zeit mußte freilich diese Form der Uebungen untergehen, wiewohl der Nachhall derselben in den bürgerlichen Festspielen spät erst sich verlor. Die Zeit der Zöpfe und Perrücken vertilgte vollends alle Reste eines nach Leib und Seele frischen und kräftigen Jugendlebens, und der alte Ruhm der Tapferkeit und Rüstigkeit schien selbst in der Erinnerung im Volke erloschen zu sein. In den Philanthropinen des vorigen Jahrhunderts, zuerst zu Dessau, begann endlich die Reaction gegen die Unnatur. Gutsmuths in seiner Gymnastik für die Jugend faßte die Sache zwar nur erst vom pädagogischen, nicht vom nationalen Standpunkt auf; aber als man unter dem Drucke der Fremdherrschaft nach den verlornen Palladien deutscher Ehre suchte, da wies Jahn auch auf die altgermanischen Waffen- und Leibesübungen als auf eine der ersten Bedingungen zur Erhebung des Volkes hin. Sein Wort fand überall empfängliche Gemüther, in denen es zündete, und die Turner von der Hasenhaide bei Berlin zeigten in den Befreiungskriegen, daß sie für das Vaterland nicht etwa nur Worte hatten, sondern auch zu handeln und zu sterben wußten. Jetzt lächelt wohl mancher vornehm über jene Zeit freudigen Hoffens und Glaubens und begeisterten Handelns; aber die Männer und Jünglinge, welche sich von jenem Sturme mitergreifen ließen, waren wohl mehr werth und bessere Söhne des Vaterlandes, als die armseligen Kritiker, welche von ihrem Studirzimmer aus eine grosse Zeit hintennach nur zu bespötteln wissen. Unter die Männer, welche in andern deutschen Gauen dem von Berlin aus gegebenen Anstoß zur Wiedererweckung der Leibesübungen im Interesse der Nationalität freudig folgten, gehört auch Klumpp, und seine Verdienste, die er sich als Begründer und Leiter des Turnwesens in Stuttgart um den dortigen Turnplatz, so wie um andere welche auf die Anregung hin und nach seinem Muster eingerichtet wurden, erworben hat, sichern ihm den Dank und die Anhänglichkeit einer großen Anzahl unmittelbarer und mittelbarer Schüler. Mit Vergnügen wird man den Bericht über die Form welche das Turnen unter seiner Leitung annahm, die Früchte welche er trug, die Entwicklungsphasen welche es durchlief, aus seinem Munde vernehmen. Als für die bedauerlichen Verirrungen einiger Feuerköpfe die nationalen Ideen selbst verantwortlich gemacht wurden, trafen die Folgen auch das Turnen, und die Turnplätze wurden in Preußen alle, in verschiedenen anderen Staaten fast alle, geschlossen.

Unterdessen aber hat man die Sache allmählich ruhiger ansehen gelernt und gefunden, daß man etwas ungemein Zweckmäßiges um einiger accidentiellen Mißbräuche willen viel zu rasch aufgegeben hatte. Die Stimmen derjenigen, welche der Sache treu blieben, (z. B. Eiselen in Berlin, Elias in Bern) verschafften sich allmählich wieder Gehör und die bekannte Lorinser'sche Schrift gab einen neuen sehr wohlthätigen Anstoß. Fast alle Directoren und Lehrer der preußischen Gymnasien stellten die Gymnastik als ein unabweisbares Bedürfniß unserer Zeit dar, und das preußische Ministerium erklärte, daß es gegen die Errichtung von Turnplätzen nichts einzuwenden habe. Die von einer preußischen Zeitung vor nicht langer Zeit verkündigte Berufung des Dr. Maßmann in München an die Spitze des preußischen Turnwesens weist, wenn gleich Maßman den Ruf nicht angenommen haben soll, auf eine immer günstigere Stimmung im Cultministerium hin; ein neueres Rescript an die preußischen Gymnasien verlangt specielle Angaben über den Betrieb der Turnübungen, so wie von denjenigen Gymnasien, wo sie bisher fehlten, Vorschläge zu zweckmäßiger Einrichtung derselben; kurz, das Interesse für das Turnen erwacht überall wieder, und die Ueberzeugung von seiner Wichtigkeit gewinnt nicht nur bei den Einzelnen, sondern auch bei den Regierungen immer mehr Raum. In Sachsen, Anhalt-Dessau, Kurhessen, Schwarzburg-Sondershausen sind öffentliche Anstalten theils zu Turnübungen theils zur Bildung von Turnlehrern."

Bei uns in Bremen sind die Turnübungen niemals durch polizeiliche Maßregeln unterdrückt worden, sondern leider durch sich selbst eingegangen.

(Schluß folgt.)

Die englische Mittagmahlzeit.

Sauber gedeckt ist der Tisch, wenn auch landessittlich die Servietten fehlen. Das Geschirr ist schön; unter glänzenden Blechglocken stehen die aufgesetzten Schüsseln. Gewechselt werden bei jeder neu vorzulegenden Speise nicht allein die Teller, sondern auch Messer und Gabel. Die Gabel wird nach üblicher Sitte nur mit der linken Hand geführt, welche überhaupt beim Essen den Hauptdienst leistet. Des Messers bedient man sich nicht bloß zum Schneiden, sondern auch als Schaufel, um damit den Bissen, der, angespießt mit der Gabel, von der Linken zum Munde gebracht werden soll, vorher genüglich mit Salz, Mostricht und sonst dergleichen zu bepacken. Daher kommt es, daß die englischen Tischmesser mit keiner Spitze versehen, sondern vielmehr stumpf abgerundet werden.

Seefische, geröstet und gekocht, wenig gesalzen, von Kartoffeln begleitet, eröffnen als erster Gang den Reigen. Die Kartoffel, im Lehmboden gewonnen, kann freilich nicht ohne zähe Schliffigkeit sein.

Ist vielleicht eine Suppe, aus besonderer Rücksicht für Fremde, mit zur Tafel gekommen, so berührt der Engländer, will er mit Suppengenuß einmal scherzende Ausnahme machen, diese doch nicht eher, als bis eine Masse Fisch festen Grund bereitet hat. Die Suppe, welche bei einer im Durchschnitte täglich mit zwanzig Personen besetzten Haustafel zu Tische kam, war eigenlich weiter nichts, als die ausgesottene Brühe aus den am vorigen Tage oberflächlich abgespeisten Gerippen vielfältiger Fleischmassen, ohne Hinzuthun von Würze und Kräutern, welche sich bei einiger Abkühlung gleich zu fester Gallerte umwandelte. So bereitet, hängt freilich ein Leimgeschmack sich an, aber mit Cayenne-Pfeffer kann man den schon vertreiben.

Köstliches Fleisch folgt; ein Rostbeef, dreißig bis vierzig Pfund schwer, eine Hammelkeule oder ein Rinderherz oder sonst dergleichen daneben, ebenfalls nicht gesalzen; denn es gilt die Meinung: ein Jeder könne so viel Salz, als ihm beliebt, hinzuthun. Hoch spritzt Saft und Blut beim Eindringen des schneidenden Messers hervor. Abermals von Kartoffeln begleitet, treten als Gemüse auch wohl Rüben, Bohnen oder ein Kohlkopf mit auf, abgesotten ohne Salz und Schmalz im bloßen Wasser. Tüchtig überstreut mit Pfeffer und Salz, wird es zum Munde geführt. Ein Brei, zusammengekocht aus Wasser, Mehl und Butter, soll den Gemüsen als geschmeidige Beigabe dienen.

Vorzüglich besteht die Kochkunst bei den Gemüsen darin, es so zu Tisch zu fördern, daß es nicht wie gekocht, sondern wie frisch und roh in der Schüssel erscheint. Daher wird der Kohl nicht geschnitten oder entblättert, die Rübe nicht gespalten, die Bohne nicht zerbrochen, Alles bleibt in seinem natürlichen Zustande. Ueberhaupt wird das Gemüse nur als ein kleines Nebenbei zum Fleische betrachtet. Trockene Vorspeisen, als Erbsen, Linsen, Bohnen u. s. w. kommen gar nicht vor. Man findet diese Hülsenfrüchte zwar hin und wieder feil geboten, doch Erbsen niemals anders als abgehülset und geschrotet, graupenartig. So verbraucht man sie auch zur Abwechselung statt des Mehls oder eigentlich statt des Weißbrotes zum Plummpudding; denn nicht Mehl, sondern Brod wird zu dieser Speise verwendet. Ein solcher Erbsen-Pudding läßt sich eigentlich etwas schwer hinunterwürgen und steht in naher Verwandtschaft mit den sogenannten Erbs- oder Grützestollen (Kloben), mit welchen der deutsche Landmann bei Hochzeiten oder Kindtaufen die bettelnden Kinder an der Hausthür abspeis't.

Und jetzt erscheint denn auch der vielgerühmte und viel beliebte Plumpudding. Wohl zu loben im Geschmack, aber verzweifelt fest ist der ehrwürdige National-Coloß, zusammengerundet aus Fleisch, Rosinen und Weißbrod, und will einen guten Magen haben. Eine mildere Apfel- oder Mehlspeise leistet ihm Gesellschaft.

Hasen und Spanferkel folgen als Braten. Kartoffeln dürfen nicht fehlen. Der Hase huckt in der Schüssel wie im Lager sitzend: die dem Kopf gelassenen Ohren sind vom Feuer nicht verschont geblieben; Geruch vom versengten Haar verkündet das merklich. Das wenige Kopffleisch ist von der Hitze zusammengeschrumpft. Schädel, Zähne, Kinnbacken liegen bloß und glänzend weiß zu Tage. Ein unkundiges Auge könnte leicht verleitet werden, Gebratenes mit künstlich angefügtem Todtenkopf in der Schüssel gelagert zu sehen.

Beim Vorlegen wird von dem Wurstkraut-Gefüll des Leibes mit herumgegeben, geröstete Speckscheiben sind nach Belieben dabei zu nehmen, denn der Hase hat am Spieß von seinem ganzen Fette zehren müssen. Die sogenannten neun Häute, wenn solche, wie hier, nicht abgelöst werden, sind zum Schärfen der Zähne besonders geeignet.

Auf ähnliche Art wird auch das Kaninchen bereitet. Zu Hunderten liegen diese Halbhasen feil auf den Märkten. Aber nirgends wird in London der Hase, überhaupt kein

Wildpret feilgeboten. Nur durch unmittelbare Zusendung eines Jagd-Berechtigten ist Wild zu erhalten. Der Wildfreibeuterei soll dies Verbot entgegenwirken.

Trefflicher Chester-Käse macht den Schluß, auch Krautstauden dabei. Diese, in Salz getunkt, mit Käse genossen, bereiten einen ganz eigenen Reiz für die Zunge.

Um den Sellerie für den englischen Gaumen schmackhaft zu machen, wird das Kraut, sobald es hervorsproßt, gleich wieder mit Erde bedeckt und dasselbe Verfahren bei neuem Hervorschießen bis zum Herbst beobachtet. So erreicht derselbe unter der Erde oft Fußlänge und erhält ein bleichgelbes Ansehen, da die färbende Luft nicht dazu treten kann. Bei solcher Behandlung setzt sich freilich keine Knollenwurzel an; das Kraut gewinnt aber an Mürbe, doch auch an Strenge im Geschmack. Einen Salat mit Essig und Oel zubereitet, liebt man nicht.

Nun muß der Porter, der bei Tisch getrunken, dem Madeira und Portwein weichen; dies ist zugleich das Signal für den Aufbruch der Damen. Man trinkt nach Durst und drüber. Obst, Mandeln, Rosinen, Nüsse und andere Früchte gehören zum Wein. Im Kreise herum wandert nun die Flasche von der Rechten zur Linken und Jeder füllt sich das Glas selbst Wer zur Genüge hat, schiebt die Flasche weiter, was jedoch der Wirth des Hauses nicht gern sieht. Gesundheiten werden vielfach ausgebracht, doch aber dabei die Gläser nicht angestoßen. Ehre dem König oder die Königin ist jederzeit der erste Trinkspruch, der zweite gilt in der Regel den Ladies. Sind die Gesundheiten ausgebracht, so singt der Reihe nach Jeder, wer singen kann, was für ein Lied es auch sei; denn sogenannte Trink- oder Tischlieder kennt man in England nicht. Das feuchte Klima mag wohl der Grund sein, daß man viel und nur feurige Weine trinkt, da die deutschen und französischen Weine den Britten zu mild scheinen und ihnen nicht zusagen. Wird schon während der Tafel Wein gegeben, dann ist es Ehrensache des Gastes die Frau vom Hause zu ersuchen, mit ihr ein Glas Wein trinken zu dürfen, welches gern angenommen wird, jedoch ohne Anstoßen der Gläser. Gemischte Getränke, als Punsch und dergleichen, sind jetzt in den höheren Ständen nicht mehr gebräuchlich.

---

* Theater.

Wohl Mancher möchte in dieser schönen Jahreszeit der Reisen dem Klange des Posthorns folgen, das nach Süden ruft, wird aber durch die Fesseln des Geschäftlebens hier fest gehalten; da ist es denn recht schön, daß die sangreichen Kinder des Südens wiederum zu uns heraufgezogen sind. Am Freitag Abende eröffneten die Italiener eine neue Reihe von Vorstellungen mit dem Barbiere, und es hatte sich trotz der kürzlichen Wiederholungen dieser Oper ein auserlesenes, wenn auch nicht ganz zahlreiches Publikum eingefunden. Wie überaus trefflich Herr Paltrinieri den Figaro singt und spielt ist bekannt, wir haben niemals hier einen ähnlichen Darsteller dieser Rolle gehabt. Statt des Herrn Ciaffei, der nicht wiedergekehrt ist, sang Herr Montresor, den man früher im Othello gehört, den Conte Almaviva. Die Stimme ist schon sehr gebraucht, man vergißt dies aber bald über Schule und Vortrag. Eine sehr bedeutende Verbesserung hat die Gesellschaft aber erfahren indem an die Stelle der Contesse Marassini die Signora Marziali getreten ist. Die Stimme hat Kraft und Feuer, ist biegsam und gleich gut in der Höhe und Tiefe. Vielleicht klingt sie einzeln etwas hart, was aber eine Folge der Stärke ist, und sich leicht mildern läßt. Dabei zeigt die Sängerin ein recht frisches italienisches Antlitz. Die Zufriedenheit des Publikums war groß und allgemein, und wir können dem Leser nichts besseres rathen als sofort einen Platz für die Sonambula zu bestellen, welche Montag aufgeführt wird.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 12. Juli d. J.

Johann Warnken Immobilien Westerstraße Nro. 70, gr. Annenstraße Nr. 37 38, Ohlmeyershof Nr. 1 — 7 zu 5250 Rt., Käuferin: E. C. Schramm Wittwe.

---

* Rechtspflege.

Die großen Gerichtsferien dauern von Freitag den 15. Juli bis Donnerstag den 1. September einschließlich. Für Sachen, welche keinen Aufschub leiden, werden Ferien-Sitzungen gehalten, nämlich am

Obergerichte Mittwoch d. 27. Juli Nachmittags 3 Uhr,
Sonnabend d. 20. Aug. Vormittags 10 Uhr.
Untergerichte Mittwoch d. 3. Aug. Nachmittags 2½ Uhr
Mittwoch d. 17. Aug. Nachmittags 2½ Uhr.
Criminalgerichte für Parteisachen d. 12. Aug. Nachm. 3 U.

Untergerichts Erkenntnisse vom 12. Juli d. J.: Rowoldt g. Weyland, Theulkuhl g. Hoyermann, Sauerland g. Wendt Wittwe, Siemers g. Depken, Treu & Nuglisch g. Ranke & Comp., Murdfeld Wittwe g. Konze, Dodt g. Behrens, Rosemeyer Vorm. g. Oppermann, Penseler & Sohn g. Oßwald & Murjahn.

Miscellaneen.

(Ein Lustspielstoff.) Scribe, der unermüdliche Lustspieldichter, der einer mäßigen Berechnung nach auf den Theatern der französischen Hauptstadt dreihundert sieben und zwanzig glückliche Paare verheirathete, ist jetzt selbst dem Beispiele dieser Theaterheirathen gefolgt und vermählt sich mit einer schönen und reichen Wittwe.

Eine reiche und schöne Wittwe! rufen neidisch die Journalisten. Ach wir glaubten Alle, eine reiche, schöne Wittwe sei eine Erzählung aus tausend und eine Nacht, wir kennen wohl Wittwen, auch reiche, aber die schnupften, spielten Jahr aus Jahr ein Boston, schalten auf ihre verschwenderischen Neffen, ihr eitlen Nichten und die Verderbtheit der jungen Welt im Allgemeinen. Eine junge, reiche Wittwe, eine Wittwe mit den trefflichsten sowohl moralischen, als klingenden Eigenschaften gab es aber doch, und Scribe war der Glückliche der sie heimführte!

So die Journalisten. Andere erzählen, Scribe's Ehe sei durch Umstände herbeigeführt worden, die fast wie die ersten Umrisse zu einem Lustspiel aussehen.

Es ist bekannt, daß die dramatischen Schriftsteller Frankreichs, nicht wie die unsrigen auf das kärgliche Almosen hingewiesen sind, das ihnen die Theaterdirektionen, dieselben Theaterdirektionen, die die Unsummen für den Aufputz von Tänzerinnen bezahlen, zuwerfen: der französische Theaterdichter hat seinen gesetzlich bestimmten Antheil an dem Ertrage seines Werkes. Scribe's Stücke, die in ihrer leichten flüchtigen Art doch oft so eindringliche Sittenschilderungen geben, sind nun sehr beliebt und füllen die Theaterkassen, und der Dichter hat dadurch eine Jahreseinnahme von mehr als hunderttausend Francs. Da aber seine Bedürfnisse im Jahre fast durch die Hälfte seiner Einnahmen gedeckt sind, so muß er oft die Gelegenheit suchen, seine Kapitalien sicher zu placiren.

Vor etwa drei, vier Jahren hatte Scribe Ueberschüsse im Belaufe von zweihundert tausend Francs; wie diese sicher anlegen? Er berieth sich darüber mit seinem Rechtsfreund, und der Notar schlug ihm als Gläubiger einen reichen Weinhändler in la Valetta vor, der auf sein Besitzthum, im Werthe von 800,000 Franken, 200,000 Francs aufzunehmen wünschte. Indessen konnte Scribe sein Geld nur zur zweiten Hypothek anlegen, da 200,000 Francs die als erste Hypothek auf dem Gute hafteten, die Mitgift der verheiratheten Tochter waren. Zur zweiten Hypothek wollte Scribe indessen sein Geld nicht ausleihen, und so zerschlugen sich die durch den Notar angeknüpften Unterhandlungen.

Bald darauf wünschte eine junge Dame den Dichter in einer Privatangelegenheit zu sprechen. Diese Dame, die durch ihre Anmuth und ihr feines Wesen auf Scribe den angenehmsten Eindruck machte, war Madame Violay, die Tochter jenes Weinhändlers, der die Hypothek aufzunehmen wünschte.

Sie reichte Scribe ein von ihrem Manne unterschriebenes Aktenstück: Es lag in Ihrer Absicht, fügte sie hinzu, 200000 Francs zu placiren, mein Vater schien Ihnen genügende Sicherheit zu bieten; nur wollten Sie die erste, nicht die zweite Hypothek. Ich erlaube mir, sie Ihnen anzubieten; meinem Mann und mir liegt daran, meinem Vater zu helfen, und so verzichten wir nur zu Ihren Gunsten auf unsere erste Hypothek, um den Abschluß eines Geschäfts zu erleichtern, das meinen Vater aus einer großen, obwohl nur augenblicklichen Verlegenheit befreien soll.

Scribe freute sich der kindlichen Liebe, die sich in dem Vorschlage der jungen Frau aussprach, und gab die gewünschten 200,000 Francs zur ersten Hypothek her. Die Schuld wurde bald getilgt; der Dichter aber vergaß die schöne junge Frau nicht, die er durch jene Geldangelegenheit hatte kennen lernen.

Vor einigen Monaten speiste Scribe bei seinem Notar, mit anscheinender Gleichgültigkeit erkundigte er sich nach Madame Violay. Sie sei seit zwei Jahren Wittwe, erfuhr er. Der Notar machte den Werber und war so glücklich, daß die junge Dame ihren Namen mit dem der Madame Scribe vertauschte.

Gewiß! hätte Scribe dieß Geschichtchen erzählen hören, das Repertoire des Theatre Français wäre bald um das Lustspiel: Die Heirath zur ersten Hypothek, reicher.

(Mehrere Aarganer Blätter) berichten von folgendem Vorfalle. Ein gewisser Georg Rei war vorigen Jahrs wegen Brandstiftung von dem Bezirksgerichte Muri zum Tode verurtheilt worden; er hatte während der Untersuchung zuerst beständig die That abgeläugnet, dann aber auf einmal sich zu derselben bekannt. Später nahm er dies Geständniß wieder zurück unter der Aussage, er sei durch Drohen mit Foltern dazu bewogen worden. Bei der in der Folge darüber angestellten Untersuchung fanden sich wirklich die von ihm angegebenen Werkzeuge, eine hölzerne Pritsche mit angeschraubten Ringen, woran der Delinquent an Händen und Füßen fest gebunden wurde. Ein anderer Gefangener behauptete, mit diesem Instrumente während der Untersuchungshaft drei Wochen lang gepeinigt worden zu sein. Die Sache ist der Regierung angezeigt, man ist auf deren weitere Entwicklung gespannt.

(London, 23. Juni.) Ein langjähriger Rechtsstreit ist in der vorigen Woche in London entschieden worden, wobei ein Baron de Bode 2½ Millionen Rthlr. zugesprochen erhielt. Sein Vater hatte nämlich als Offizier im Dienste des Kurfürsten von Cöln von diesem ein Gut im Elsaß zum Geschenk erhalten, sich mit einer Engländerin vermählt und seinem Sohne, der als Engländer geboren worden, kurz vor der französischen Revolution das Gut abgetreten. — Die Revolution confiscirte es als Eigenthum von Emigranten; nach dem Pariser Frieden zahlte Frankreich 6½ Millionen Fr. an England, als Ersatz für dergleichen Confiscationen. Auch Baron Bode reichte seine Forderungen durch den Grafen Pozzo di Borgo an den Herzog v. Richelieu, als französischen Minister, rechtzeitig ein. Statt aber vor dem Schlußtermin, der im Jahre 1826 bestimmt war, nach England befördert zu werden, blieb diese Forderung bis zum Jahr 1819 in Frankreich

liegen. Daraus entstanden dann später große Weitläufigkeiten, die jetzt durch eine von der englischen Regierung ernannte Commission nach dem Ausspruch von 14 Geschworenen dahin entschieden worden, daß Baron Bode als den Werth des Gutes zur Zeit der Confiscation 179,476 Pf. St., als 4 pCt. Zinsen von der Confiscation im Jahr 1793 bis zum Schlußtermin für die Anmeldung im Jahre 1816: 161,208 Pf. St., und vom Jahr 1816 bis zur Einreichung der Forderung im Jahr 1819 als 5 pCt. Zinsen 23,586 Pf. St. erhalten solle. Der Baron hatte 1⅓ Millionen Pf. St. verlangt; von der durch Frankreich bezahlten Entschädigungssumme waren bisher nach Befriedigung aller Ansprüche noch 482,752 Pf. St. übrig.

(Man liest im Breton von Nantes:) Ein ehelicher Landmann, der Gemeine Tiercourt angehörig, erschien vor einiger Zeit in dem Bureau einer Behörde dieser Stadt und begehrte eingeschrieben zu werden, um für einen reichen Engländer zu sterben. Niemand verstand, was er damit sagen wollte, bis er sich näher dahin erklärte: „Ich weiß, daß ein zum Tode verurtheilter englischer Lord 60 Individuen sucht, welche darum loosen sollen, wer unter ihnen anstatt des Lords guillotinirt werde; von diesen Funfzigen erhält jeder 25,000 Francs und die Erben desjenigen, welcher sterben muß, erhalten außerdem noch 100,000 Francs; schreiben Sie mich nur eiligst ein, ehe die Liste geschlossen wird.“ Vergebens suchte man den braven Mann begreiflich zu machen, daß er gefoppt und in den Kopf geschickt sei. Er ließ sich nicht überzeugen. Ein wohlgekleideter Herr hatte ihn versichert, die Sache in der Zeitung gelesen zu haben und folglich durfte er nicht daran zweifeln. Man sagte ihm, daß die Verbrecher in England nicht guillotinirt, sondern aufgehenkt würden. — „Gehenkt? Meinethalben; ich will gehenkt sein, wenn ich das schwarze Loos bekomme; meine Kinder werden reich durch meinen Tod.“ Er ging hierauf voller Verdruß, daß man ihn abgewiesen habe, und entschlossen, nach Saint-Valery zu reisen, um sich dort einzuschiffen.

(Riesenraps.) Ein Vetter erzählte — so erzählt wieder der „Schlesische Novellen-Courir“ vom 27. Juni — seinem Vetter auf dem Breslauer Wollmarkte: „Ich habe Raps im Felde, der ist höher als ein Gardist.“ — „Du bist aber mal ein Lügner!“ meinte der andere. — „Nun, wetten wir,“ entgegnete dieser. — Sie wetteten um drei Flaschen Champagner. Mit der nächsten Post schickte der Vetter einen Rapsstengel nach Breslau; er hatte gewonnen — der Stengel war noch etwas über 6 Fuß hoch. Der ökonomischen Section der schlesischen Gesellschaft wird nächstens ein Exemplar dieses Riesenrapses mitgetheilt werden.

(In einem Berichte des „Morgenblattes“) aus Hamburg heißt es: „Ist je eine Stadt aus dem Sieges- und Freudentaumel eines blühenden Wohlstandes, einer übermüthigen Genußsucht, aus den Planen zu immer weiter auszubreitendem Geschäftstrieb so unsanft aufgerüttelt und herausgeworfen worden, als Hamburg? Mit Stolz blickte es auf seinen erweiterten Hafen, in welchem die Flaggen fast aller Nationen des Erdballs wehten; mit Stolz schaute es auf seine neue Börse, einer Beherrscherin des Handels würdig geschmückt; mit Vergnügen blickte es gen Osten auf seine Eisenbahn, die es so zu sagen von seinem Taschengeld gebaut hatte. Neue Häuser und Paläste erhoben sich täglich; der Glanz seiner Läden stieg fortwährend und in's Unglaubliche; wohin man kam, wetteiferte der nächste Tag, den vorgehenden zu überbieten; wo vorige Woche noch polirter Messing genügte, da mußten in der folgenden ächte Goldleisten sein, wo sonst Scheiben die ausgelegten Sachen schützten, da bestand jetzt das ganze Fenster aus einer einzigen Scheibe, an Werth oft dreifach den ganzen Jahrgehalt eines ärmern Familienvaters überragend. Kein Stoff, in und außerhalb Europa erzeugt, war zu kostspielig für die Frau, nicht etwa eines der ersten Kaufleute und Bankiers, sondern eines Ladeninhabers, wie sie jetzt zu Hunderten abgebrannt sind. Mitten im regsten Geschäftsgewühl blieb diesen Leuten kaum Zeit zu überlegen, wie sie sich zu Pfingsten und im Sommer am besten amüsiren wollten, und die nahe Eröffnung der neuen Eisenbahn enthob sie eines Theils dieser Sorge; sie arbeiteten um so fröhlicher und zählten die Masse der eingenommenen Thaler allwöchentlich um so vergnügter, als sie wußten, wie sie einen Theil derselben mit Anstand wieder los werden konnten. Der Kaufmann war in heißester Beschäftigung, die weitklaffenden Räume der Schiffe zu füllen, die seine Artikel nach andern Häfen schaffen sollten, oder dieselben zu leeren, um die empfangenen Waaren schnell an den lebendigen Markt zu bringen. Mitten in diesem Gewühl, in diesem Wirrwarr des Betriebs kam die furchtbare Stunde, die Epoche machen wird, so lange ein Blatt von Hamburg's Geschichte zeugt.“

(Paris.) Es ist bemerkenswerth, daß die Akademie es rathsam gefunden hat, die für das Jahr 1843 ausgesetzte Lobrede (éloge) auf Voltaire in einen einfachen discours sur Volkaire zu verwandeln. Es heißt, daß dies in der Folge eines hohen Winkes geschehen sei.

(Der Fürst Pückler,) hat sich und sein aus Mehern, Türken und arabischen Pferden bestehendes Gefolge in Dresden sehen lassen. Der Mohr war so glänzend schwarz, daß man von Stiefellack sprach. Die kostbarste Stute war mit einer prächtig gestickten Decke drapirt und hatte ein Halsband und eine güldene mit ächten Edelsteinen besetzte Spange am Vorderfuße.

(Ein Würzburger Künstler) hat die Lesern der Tageblätter so eben durch einen „Schuldentilgungs-Calcul“ vermehrt, der originellerweise den Gläubigern des genialen Componisten behändigt und demnächst, durch die Lithographie vervielfältigt, Ersteren eine lebenslängliche Rente darbieten soll.

Hierbei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 57.

Bremen, Sonntag den 17. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 721. Den 11. Juli. Dorothea Henkel, 73 Jahr, Fetten Gang Nro. 9.
— 722. Den 12. — Der Schuhmachermeister Helmerich Jacob Meier, 38 Jahr, Hastedt Nro. 15.
— 723. Den 13. — Des Schneidermeisters Hinrich Christoph Koppelmeyer Wittwe, geb. von der Behrens, 58 Jahr, Böttcherstraße Nro. 6.
— 724. Den 13. — Des Schenkwirths Hermann Küninghausen Wittwe, geb. Reiners, 72 J., Rembertistraße Nro. 23.
— 725. Den 14. — Des Arb. August Friedrich Mau Sohn, 8 Jahr, Schwarzpott Nro. 1.
— 726. Den 14. — Des Kistenmachers Bernh. Warks Sohn, 3¼ Jahr, gr. Johannisstr. N. 110.
Nro. 727. Den 14. — Johann Schierenbeck, 19 Jahr, Obernstraße Nro. 1.
— 728. Den 14. — Des Arb. Joh. Ernst Friedrich Kühnhardt Wittwe, geborne Rickelmann, 78 Jahr, Düsternstraße Nr. 15.
— 729. Den 15. — Des Bereiters Conrad Bachmann Wittwe, geb. Ludemann, 80 Jahr, Köpkenstraße Nr. 4.
— 730. Den 15. — Der Schneider Franz Heinrich Bohmann, 32 Jahr, a. d. Viehwelde Nro. 17.
— 731. Den 15. — Der Schneider Hinrich Dreyer, 37 Jahr, Ausorths Gang Nro. 3.
— 732. Den 16. — Des Leinenwebers Conrad Waltjen Tochter, 1½ Jahr, Paulsberg Nr. 46.

Geburten:

Nro. 907. Den 11. Juli. Des Blechenschlägermeisters Johann Bohlmann Ehefr., geb Hartmann, Papenstraße Nro. 2, von einem Knaben.
— 908. Den 11. — Des Bockfahrers Herm. Christoph Paul Ehefr., geb. Sundfleth, Ninabers-Gang Nro. 10, von einem Knaben.
— 909. Den 12. — Des Cigarrenmachers Wichmann Goosmann Ehefr., geb. Berlitz, kl. Johannisstraße Nro. 19, von einem Knaben.
— 910. Den 12. — Des Küpermeisters Joh. Friedr. Kremmelberg Ehefr., geb. Elfers, Grützmacherstraße Nro. 25, v. einem Mädchen.
— 911. Den 14. — Des Schlossers Diedrich Ahrens Ehefr., geb. Beckmann, Növekamp N. 17, von einem Knaben.
— 912. Den 14. — Des Arb. Joh. Uhlhorn Ehefr., geb. Coldewey, Pieperstraße Nro. 15, von einem Knaben.
— 913. Den 14. — Des Krameramtsgenossen Johann Gottlieb Ehmck Ehefr., geb. Schnakenberg, Obernstraße Nro. 23, von e. Knaben.
Nro. 914. Den 14. — Des Malers Joh. Heinr. Schmidt Ehefr., geb. Kramer, Stangen Gang N. 2, von einem Knaben.
— 915. Den 14. — Des Tischlers Hermann Martens Ehefr., geb. Rüpken, Buntenthorssteinweg, von einem Mädchen.
— 916. Den 15. — Des Zimmergesellen Albert Wessels Ehefr., geb. Brüngger, gr. Sortillenstraße Nro. 33, von einem Knaben.
— 917. Den 15. — Des Arb. Joh. Stehmeyer Ehefr., geb. Fischer, Schwachhausen, von einem Mädchen.
— 918. Den 15. — Des Weißbäckers Wilh. Hogens Ehefr., geb. Huchting, Buntenthorssteinweg Nr. 217, von einem Knaben.
— 919. Den 15. — Des Glockengießers Herm. Bärtels Ehefr., geb. Hildenbrock, am Wall Nr. 62 B, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 328. Der Gastwirth Friedr. Arend Kuhlmann und Wobeta Anna Rebecka Meyer am Buntenthorssteinweg.
— 329. Der Maurermeister Friedr. Docke und Anna Catharina Sauerberg. Beide von hier.
— 330. Der Steindrucker Carl Anton Wenglein und Elise Holsche. Beide von hier.
— 331. Der Copiist Herm. Heinr. Bollweg und Anna Elisabeth Ehrlicher. Beide von hier.
— 332. Der Schneidermeister zu Oldenburg Martin Hinrich Jäger und Metta Müller zu Leuchtenburg, Kirchspiels Leesum.
Nro. 333. Der Cigarrenmacher Herm. Diedr. Eggers und Meta Heinken. Beide von hier.
— 334. Der Spornfabrikant Carl Friedr. Gastmeyer und Anna Adelh. Knoop. Beide v. hier.
— 335. Der Uhrmacher Joseph Schiadler und Sophie Elisabeth Schnitger hieselbst.
— 336. Der Schneideramtsmeister Diedrich Steinfeld und des verst. Schneideramtsmeisters Georg Franz Göbeler Wittwe, Catharina Maria, geb. Guéky hieselbst.
— 337. Der Arb. Gerhard Kroul und Anna Elisabeth Behrmann, genannt Meyer und Denker. Beide von hier.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 58.

Bremen, Donnerstag den 21. Juli 1842.

* Das erwachende Vaterland.

Nun ruhe, meine Leier, aus
Von Liebeslust zu singen.
Laß in die schöne Welt hinaus
Ein stolzer Lied erklingen.
Zum ew'gen Himmel hebt empor
Ihr Brüder, Herz und Hand; —
Stimmt ein, es gilt im heil'gen Chor
Dem deutschen Vaterland!

Wo nur ein Korn zur Erde fällt
Sieht Hoffnung man erblühen,
Und, selig träumend, durch die Welt
Die gold'nen Fäden ziehen. —
Du schüttelst die Dämonen ab
Die dich in Schlaf gebannt;
Du steigst, ein Phönix, aus dem Grab,
Mein deutsches Vaterland! —

Die Eichen in dem deutschen Wald
Beginnen ernst zu rauschen.
Dem Tönen, das im Hain erschallt
Beginnt das Volk zu lauschen.
Der Geist der Väter macht sich frei
Geläutert und ermannt;
Der Wahrheit gold'ne Wiege sei
Auf's Neu' mein Vaterland! —

Der Kampf des Lichtes mit dem Trug
Errang schon manche Palme;
Schon brachen Fürst- und Pfaffenlug
Und Heuchelei, wie Halme
Auf die aus seinen lichten Höh'n
Der Herr den Blitz gesandt;
Und Kraft und Redlichkeit erstehn
Im deutschen Vaterland.

Wer's treu und brav mit Freiheit meint
Entsetzt sich vor dem Grauen,
Und will, wo hell die Wahrheit scheint,
Nicht Dogmen-Nebel schauen.
O Kraft und Licht, die sonst mit Lust
In deutschen Gau'n genannt,
Erblüht auf's Neu' in jeder Brust
Im heil'gen Vaterland!

P. J. W.

Maria Theresia zu Brügge.

(Schluß.)

Ein zweiter Wagen, von den Fruchthändlern geliefert, trug einen kleinen Garten; ihm folgte unmittelbar der Wagen der Tabackshändler, mit einem Beete der Pflanze, welche der Gegenstand ihres Handels ist. Der Wagen der Tuchbereiter stand voller Wilden, und auf dem Wagen der Böttcher saß Bacchus rittlings, von kleinen Silenen umgeben, auf einer Tonne.

— Aber da ist ja der letzte Wagen schon, sagte Bernhard, und setzte, auf den jungen Burschen zeigend, der den Bacchus vorstellte, hinzu: ist das etwa Maria Theresia?

„Nun, für einen Wallonen, Freund, seid Ihr nicht eben gerieben," antwortete ihm sein Wirth; „würde die Kaiserin wohl einen Kranz von Weinlaub tragen?"

— Ich weiß es nicht, ich habe noch nie eine Kaiserin gesehen.

„Nun geduldet Euch nur noch ein wenig, es ist dies erst die erste Hälfte der Cavalcade.

Zunächst kam ein riesiges Pferd, das Bayardspferd zu Gesicht, welches vier Haimonskinder trug; dann eine Riese, kein Goliath, wie bei den früheren Festen, sondern ein Riese, den man Germanus getauft hatte, wahrscheinlich in der Absicht, den deutschen Prinzen ein Compliment zu machen, welche das Haus Oesterreich nach Belgien schickte. Ihn hatten die Bauer gestellt, und die Gewürzhändler in der Riesin Fidelia seine Gattin, so wie die Leinenhändler Beider Tochter, die schöne und hohe Floriane. Mir gefiel die Blondine, die ebenfalls hoch aufgeschossen war, und ihr edler Vater, der alte König von Flandern, Gambrinus, der Erfinder des Biers und der erste Hopfenmanbauer, wohl so gut.

Nun erschien die Brüderschaft der Gladiatoren, unter Anführung des heiligen Michael's zu Pferde, die unter Fechtübungen den Triumphwagen voranzogen, welche Vorstellungen von lebenden Personen enthielten. Alle Rollen dieser verschiedenen Scenen wurden von Kindern guter Familien aus Brügge aufgeführt.

Auf dem sechsten Wagen befand sich, auf einem glänzenden Throne sitzend und eine niedliche Nachahmung des Meliquienkästchens auf dem Schooße haltend, die Jungfrau von Brügge. Vier Figuren an den vier Ecken des Wagens stellten nach Einigen die vier Welttheile, nach anderen vier Humas vor.

Als Bernhard Laurent das liebliche junge Mädchen mit einer vergoldeten Mauerkrone auf dem Haupte erblickte, da griff er schnell in die Tasche und rief aus:

— Da ist sie endlich die Kaiserin!

„Noch nicht," antwortete der Wirth; „es ist ja noch nicht der letzte Wagen, auch habt Ihr den Hofhalt noch nicht passiren sehen; da kommt er eben. Aber was sucht Ihr denn in Euren Taschen?

— Eine Bittschrift, die ich ihr übergeben soll, erwiederte der Sohn von Seigniés.

Der Wirth war nahe daran, in ein schallendes Gelächter auszubrechen; da es ihm aber klar war, daß er einen mystificirten Quidam vor sich hatte, wollte auch er seinen Spaß daran haben.

Inzwischen folgte dem zweiten Wagen eine glänzende Cavalcade von jungen Leuten, in dem Costüme der vormaligen Grafen gekleidet, welche die Capelle des heiligen Blutes mit Vorrechten beehrt hatten. Jeder Graf hatte eine Escorte von vier berittenen Edelleuten, welche das Schwert, die Krone, die Standarte und die Devise ihres Herrn trugen, um sich. Diesen Alten folgten der Wiener Hof, die Erzherzöge, die Ungarischen Magnaten, die Feldmarschälle u. Auch der Prinz Carl von Lothringen fehlte nicht; es repräsentirte ihn ein munterer Jüngling von vierzehn Jahren.

— Ich freue mich nur, daß er mich nicht kennt, sagte Bernhard; aber ich hätte ihn mir nicht so jugendlich gedacht.

Sein Wirth unterbrach ihn, um ihn auf den letzten Wagen aufmerksam zu machen, der in der That das Prachtvollste war. Auf diesem Wagen saß die Kaiserin auf einem eleganten Throne; hinter ihr standen der Friede und die Gerechtigkeit, die sie bekränzten, und die von Bernhard Laurent für ihre Kammerfrauen angesehen wurden, so wie er die am Fuße des Thrones aufgestellten zehn katholischen Provinzen für ihre Ehrendamen hielt.

Ein junges Mädchen stellte Maria Theresia vor. Der Wildschütz hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, daß man unter der Krone jung sein müsse. Er näherte sich entblößten Hauptes und seine Bittschrift in der Hand dem Wagen. Der Handel und der Ackerbau, die diesen führten, hielten, diese Incidenz als zu dem Spiel des Festes gehörend ansehend, die Pferde einen Augenblick an, und Bernhard stieg, seine Schrift hoch in der Hand, rasch auf den Tritt. Die Provinz Tournaisis nahm sie ihm ab und überreichte sie der Kaiserin, welche sie mit einem sehr huldreichen Lächeln empfing.

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung, und Bernhard außer sich, Ihre Majestät so in der Nähe gesehen zu haben, achtete kaum noch auf das immense Schiff, welches völlig aufgetakelt und mit aufgespannten Segeln durch verborgene Boote auf unsichtbaren Rädern manövrirt wurde. Es machte den Beschluß der Cavalcade.

Als es Abend geworden war, stillte er zuvörderst seinen Hunger, legte sich dann schlafen, und reiste den andern Morgen nach Brüssel zurück, ohne von jemand aus dem Traume gebracht worden zu sein.

Seine Reise währte nach damaligem Herkommen drei Tage, und als er dann Abends bei seinem Vetter Emil eintraf, wurde er jubelnd empfangen.

„Wie!" sagte der Brüsseler zu ihm, „ist nicht der Al-

vokat ein guter Rathgeber gewesen? Siehe da Deine Begnadigung; sie ist vor zwei Stunden hier eingetroffen.

Die Schnelligkeit der Gewährung seiner Bitte gefiel Bernhard schon, an der Gewährung selber hatte er übrigens nicht gezweifelt.

Es hatte aber damit folgendes Bewandniß. Bei der Mahlzeit, welche nach der Cavalcade gegeben wurde, hatte der Magistrat von Brügge es für gut befunden, die Bittschrift, welche der Wildschütz der Schein-Kaiserin übergeben hatte, und die er für einen Scherz hielt, dem Prinzen Carl zu dessen Belustigung zuzuschicken. Der damit abgesandte Courier war etwas eher als Bernhard eingetroffen. Ueber das Abenteuer herzlich lachend, hatte Prinz Carl dann gesagt, er könne Maria Theresia schon nichts abschlagen, und er hatte sofort, um seinen guten Freunden, den Brüggern, gefällig zu sein, wirklich die Begnadigung ausgefertigt.

Späterhin mochte man Bernhard Laurent noch so viel sagen, daß Maria Theresia nie nach Belgien gekommen sei, ließ er es sich doch nicht aus dem Kopfe bringen, daß er sie gesehen, daß sie ihm zugelächelt habe.

Die Morena von Malaga. Aus dem Leben des Empecinado.

In einem Zimmer des Hauses des Corregidors der Stadt Cuellar saß dieser Beamte und sah mehrere Depeschen durch, die ihm eben gebracht worden waren. Eine darunter schien seine Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch zu nehmen, denn nachdem er sie zweimal durchgelesen hatte, lehnte er sich zurück in seinem Armsessel und dachte mehrere Minuten über ihren Inhalt nach. Dann eine kleine Handglocke ergreifend, die neben ihm auf dem Tische stand, schellte er, und es trat ein Diener ein.

„Geh' zu dem Guerilla-Anführer, dessen Trupp augenblicklich hier in der Stadt einquartirt ist, und sage ihm, er möchte unverzüglich zu mir kommen."

Der Diener verneigte sich und ging, und eine Viertelstunde später wurde Empecinado hastig bei der Magistratsperson eingelassen.

— Buenos dias tenga! grüßte der Parteigänger.

„Felices," erwiederte der Corregidor, und nachdem er seinen Besucher zum Sitzen genöthigt hatte, ging er sogleich, wie folgt, zur Sache,

„Ich habe von den Behörden zu Vallodolid den Befehl erhalten, sofort die Verfolgung einer Partida zu veranstalten, welche dieser Tage in dieser Provinz gestohlen und geplündert hat.

— Ich stehe zu Diensten, Sennor, unterbrach ihn Empecinado mit funkelnden Augen, indem seine Hand unwillkürlich zum Degen griff. — „Sicher wieder einige französische Husaren," setzte er wie mit sich selber redend hinzu.

Der Corregidor lächelte über die rasche Bereitwilligkeit seiner Gastes, sagte darauf aber: „Sie haben es diesmal nicht mit französischen Truppen, sondern mit einem Feinde zu thun, dessen Aufsuchung Ihnen wahrscheinlich schwerer fallen wird, als seine Ueberwältigung. Damit Sie indeß sogleich erfahren, warum es sich handelt, so will ich Ihnen meine Ordres vorlesen." Mit Weglassung der Formen und nichtssagenden Phrasen, womit dergleichen Documente in Spanien zu beginnen und zu endigen pflegen, theilte er dann in Folgendem den wesentlichen Inhalt der Depesche mit:

„Unmittelbar nach Empfang des Gegenwärtigen schicken Sie, unter dem Befehl eines thätigen und mit dem Lande bekannten Officiers eine hinlängliche Macht zur Verfolgung des unter dem Namen Gitano bekannten Räubers aus, der mit einem Trupp von zwanzig Leuten aus Andalusien nach dieser Provinz herübergekommen ist. Es sind eine Menge Klagen über die von dieser Bande begangenen Excesse eingelaufen; unter dem Vorwande, auf die Franzosen Jagd zu machen, plündert und mißhandelt sie ihre Landsleute und hat es besonders auf die Curi's und Sprengelpriester abgesehen, von welchen mehrere auf's Schändlichste behandelt worden sind. Es werden Ihnen unstreitig schon Berichte über diese Angelegenheit gemacht worden sein und es Ihnen nicht schwer fallen, den Aufenthalt der Banditen in Erfahrung zu bringen."

„Großer Ruhm ist, wie Sie, Herr Diez, sehen, hiebei nicht zu erwarten," fuhr der Corregidor fort, „aber es mag Sie trösten, daß Gitano und dessen Bande, wie die Rede geht, mit Beute beladen sind; jedenfalls werden die Pferde, die aus den besten andalusischen Gestüten herstammen sollen, Ihnen eine willkommene Prise sein, um die vielen Freiwilligen beritten zu machen, die sich Ihnen täglich anbieten."

Es wurde noch eines und das andere besprochen, namentlich theilte der Corregidor an Diez alles das mit, was

er über die wahrscheinlichen Schlupfwinkel des Gaunerchefs in Erfahrung gebracht hatte. Denselben Nachmittag rückte Emperinade mit seiner Schwadron, die schon 70 Mann zählte, alle gut beritten und gerüstet, aus Cuellar aus.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Turnen.

(Schluß.)

In den Jahren 1817 bis 1822 wurde recht eifrig, ja mit Begeisterung geturnt. Den ersten Anstoß gab Hr. Prof. Struck, und einige junge Kaufleute aus Schlesien, welche mit dortigen Studenten geturnt, veranlaßten zum großen Nutzen der damaligen Bremer Jugend den Geist der Burschenschaft ohne dessen akademische Verkehrtheiten auf den hiesigen Turnplatz. Damals wurden auch unter Strucks Leitung Turnfahrten gemacht, wobei man den Körper recht abzuhärten strebte, die einfachste Lebensart führte, und ein Turner beinahe ausgestoßen wurde, weil er gewagt hatte, ein Fläschchen Rum mit zu nehmen. Herr Professor Struck hatte wohl später die erforderliche Muße nicht mehr, die Fremden traten in behindernde bürgerliche Verhältnisse, die eifrigsten Schüler aus dem Gelehrten Stande gingen auf die Universität, und mit dem raschen Geiste verlor sich auch immer mehr der Sinn für die körperlichen Uebungen. Später hörte die Sache noch einmal wieder auf, bis Hr. Dr. Dalrichs und Wattenmeyer von der Universität zurückkamen, der Letztere war indeß bald zurück und der Erstere hat nach jahrelangen Mühen den Turnhof jetzt auch verlassen. Der Grund, weshalb die Sache nicht vorwärts zu bringen war, lag darin, daß sich die volksthümlichen Ideen der Befreiungszeit leider gänzlich aus der Jugend verloren hatten, und daß Keiner der angestellten Lehrer Hand anlegte. Die den Knaben ganz fremden Vorsteher hatten nicht die genügende Autorität über dieselben, es fehlte die gehörige Disciplin, und Albernheiten und Unordnungen machten den Vorstehern das Amt ganz unerträglich.

Von Seiten vieler Eltern und Jugendfreunde vernimmt man jetzt den Wunsch, daß die Turnübungen wie in anderen Staaten so auch bei uns möchten wieder aufgenommen werden, und daß man gewiß das verehrliche Schulcollegium bitten, die Sache von Amtswegen in Untersuchung zu ziehen. Da der Platz und die Geräthe noch vorhanden, so fehlt nur ein Mann, der sich an die Spitze stellt. Ein solcher müßte aber unter den angestellten Lehrern gesucht werden, denn kein Anderer besitzt die gehörige Autorität über die Jugend, deren Muthwille bei solchen körperlichen Uebungen leicht in etwas Schlimmeres ausartet. Es versteht sich, daß der Lehrer für den Aufwand an Zeit und Mühe aus der Schulkasse entschädigt werden müßte, und läßt sich von Seiten der Bürgerschaft gewiß die größte Bereitwilligkeit erwarten.

Man sieht Herrn Dr. Sonnenburg oft mit einer Schaar munterer Knaben zum Botanisiren über Feld ziehen; sollte er nicht der rechte Mann sein? Die Turner aus früherer Zeit würden sich ihm gerne zur Gesellschaft und Beihülfe anschließen. Wie sehr das Turnen den Sinn für Waffenübungen erweckt, wie bald sich der Nutzen auch in den Reihen der Bürgerwehr zeigen würde, bedarf keiner Erörterung.

* Der Herzog von Orleans.

Wiederum ist ein welt- und herzerschütterndes Ereigniß eingetreten. Der Herzog von Orleans, welcher ein großes Turner-Corps einüben, eine Brücke über den Rhein schlagen wollte, findet seinen Tod auf dem Straßenpflaster "unter dem Hufschlag seiner Pferde." Er war ein guter Sohn, ein tapferer Krieger und ein liebevoller Gatte. Seine letzten fast ohne Bewußtsein gesprochenen Worte waren Deutsch, sein letzter Gedanke ging also sicherlich an die Deutsche Ehefrau. Und dieser alte Vater! Der Ruhe des Privatlebens hat er für das Wohl Frankreichs, für den Frieden Europa's gepflegt, dem Grabe nahe will er das Werk in die Hände des lebenskräftigen Sohnes legen, da muß ihm dieser in das Jenseits vorangehen, und der letzte Blick des Greises muß auf die zweifelvolle Zukunft unmündiger Enkel geheftet bleiben. Der Brand des nächtlichen, an Ehre und Tugenden reichen Bürgerstandes Hamburg, das Erblicken welches eine Insel verwüstet, deren Gedeihen dem schmählichen Sklavenhandel entgegenwirken müßte, der Jammer, welcher einen großen König trifft, dem Jeder von uns die Ruhe des eigenen Staates und den Frieden des eigenen Hauses verdankt, alles dieses ist der unbestreitbare Beweis, daß das wahre Unglück (womit die naturgemäßen Folgen der Sünde nicht zu verwechseln) in den meisten Fällen nicht eine nachziehende Strafe für die Schuldigen, sondern eine unersprießliche Heimsuchung für die Guten ist. Man wird jetzt an die großen Worte Schillers gemahnt:

Aber auch aus entwölkten Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.

Darum in deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglück's tückische Nähe.
Nicht an die Güter hänge Dein Herz
Die das Leben vergänglich zieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz,
Wer besitzet, lerne verlieren.

* Anfrage.

(Eingesandt.)

In Nro. 55 der Union befindet sich eine sehr zeitgemäße und wichtige Anfrage wegen der hohen Preise für Caffee und Theeportionen in den Wirthshäusern, und da diese Anfrage vielleicht nicht allen Wirthen zukommen mögten, so hält ein Leser es für gar nicht überflüßig, wenn jene Anfrage auch im Bürgerfreund wiederholt wird, nämlich: „Woher nehmen hiesige Wirthe den Muth für eine Portion Caffee oder Thee 8 und 10 Grote zu fordern?“ und wie jener Einsender in der Union die Preise in Hannover erwähnt, so mögte Schreiber dieses Sachsen anführen. Dort kostet 1 Pfd. Caffee und Zucker so viele Groschen als es hier Grote kostet, also drei Mal so viel, die Portion Caffee aber 2 — 3 Ggr., und hier, wo der Caffee jetzt 9 u. 10, der Zucker 5 u. 6 Gr. kostet, soll man 10 Gr. für 3 — 4 Tassen zahlen? Das kann sich doch das Publikum unmöglich gefallen lassen; hier müßte Caffee und Thee durchaus nicht mehr wie höchstens 6 Gr. die Portion kosten und das wäre dann doch noch eben so viel wie in den Vereinsstaaten. Die Wirthe würden gewiß weit mehr Zuspruch haben, wenn sie nicht für alle Sachen so hohe Preise stellten; sie mögen also Schaden und Vortheil wohl erwägen.

U. u. B. Fr. L.

* Theater.

Die Erwartungen, welche Signora Marziali in der Rosine anregte, sind bei ihrer Darstellung der Sonambula noch bedeutend übertroffen worden. So gut gesungen ist die Amina hier niemals, selbst nicht von der Mad. Walker aus Hamburg und der Demoiselle Jazedé. Die Letztere nahm im Spiel die Rolle naiver, und entzückte bekanntlich durch die Stelle „Nun so komm doch.“ Die Marzali nimmt die Amina dagegen sentimentaler. Auch Herr Montresor als Elmino war recht gut, besonders in den leidenschaftlichen Stellen. Der Beifall des Publicums steigerte sich am Schlusse des ersten und des zweiten Aktes bis zum Ueber-Bremischen Enthusiasmus. Wir möchten indeß nicht anrathen, sofort eine Wiederholung derselben Oper folgen zu lassen, weil dafür dasjenige Publicum, welches auch in diesen schönen Sommertagen dem Theater treu bleibt, nicht zahlreich genug ist. Sollte es nicht möglich sein auch eine Mozart'sche Oper zu geben? Wie ausgezeichnet würde Herr Paltrinieri den Figaro in der Nozze di Figaro singen! könnte die ganze Oper nicht besetzt werden, so würde man auch an der Aufführung eines Aktes sich erfreuen. Dem Vernehmen nach haben die Künstler Privat-Logis genommen, was auf einen längern Aufenthalt deutete. Es ist recht schlimm, daß Niemand in Bremen vorhanden ist, der die einzelnen Kunstfreunde zu gemeinsamer Unterstützung einer so ausgezeichneten Sänger-Gesellschaft zu vereinigen vermag. Wir begeistern uns sehr für die abstracte Idee der Kunst. Wir bauen himmelhohe, steinerne Theater und sammeln breite Schränke voll Notenbücher, aber um die Personen der Künstler, um ihr Wohl und Wehe bekümmert sich kein Mensch! —

* Bauherrn-Stelle.

In St. Ansgarii ist in Folge eingetretener Vacanz Herr Philipp Grabenhorst zum Bauherr erwählt. Seine Bemühungen und Verdienste um die Gemeinde-Angelegenheiten sind bekannt, seine Ansichten werden dazu dienen, das dogmatische Gleichgewicht zwischen den beiden westlichen Kirchen aufrecht zu erhalten. Es ist auch recht gut, daß man davon zurück kommt, nur immer die auf schwindelnder Höhe stehenden Kaufleute für solche Stellen zu wählen.

Anzeige.

Für die Abgebrannten in Berga empfing ich von H. 2 Rt. 60 Gr. mit dem Motto: Nicht dem Schmause am 24 Juni, sondern den Unglücklichen in Berga widme ich einliegenden Ducaten,“ wofür ich dem freundlichen Geber herzlich danke.

Wilhelm Wulff.

* Entstehung der Bremischen Viehweide *).

Von Georg Storme.

Es hatte mit dunkelem, kühlem Gewand
Die Nacht die Erde umhüllet,

*) Anno 1032.

Es war durch des Schlafes segnende Hand,
Das Sorgen des Tages gestillet.
Es ruhte die freie, die thätige Brust
Des Bürgers im kergenden Hause,
Voll Stolz sich des Schutzes der Mauern bewußt
Der Mönch in der friedlichen Klause.

Am Thore der Herden im stattlichen Haus
Noch trübe die Lampe erglühte;
Nicht löschte mit finsterem Mantel sie aus
Die Quelle des Schlafs und der Güte.
Es tönte des Todeskampfes Ach
Im dunkel erleuchteten Zimmer,
Die treueste Dienerin konnte wach;
Sie bannet den Tod doch nimmer!

Es starb der Gräfin Emma dahin
Der Gatte, der Magdeburgs Feste
Mit treubewährtem Ritterſinn
Als Burggraf schützte das Beste,
Der Freiheit, der Treue, des Friedens Band.
Mit Liebe und festem Vertrauen
Den gütigen Grafen und Herrn umwand
Der Sasse in Holsteins Gauen.

Zu lindern der Leidenden Elend und Noth
Sie weihte von nun an ihr Leben,
Dem göttlichen Heiland und seinem Gebot
Gehorsam und treu ihm ergeben.
Doch endlich erlösend der Tod ihr naht,
Erfüllet das selige Hoffen,
Sie siehet nach mühsig durchwandertem Pfad
Die Pforte der Ewigkeit offen.

Vom Schmerzenslager richtet sich auf
Die Edle so nahe dem Ziele,
Und spricht: „O komme der Thränen Lauf,
„Du Treue, des Ewigen Wille
„Mag walten! Vom schweren Gewande der Zeit
„Erretet er seine Getreuen
„Und lässet in ewiger Herrlichkeit
„Sie himmlischer Wonne sich freuen.

„Doch möchte ich einmal noch schauen die Stadt,
„Worinnen so gern ich geweilet,
„Bevor der beglückende Tod mir genaht,
„Mir Welt und Leben enteilet!
Dies bittet die liebende Dienerin,
Umfänget mit sicherem Arme
Die Theure und führet zum Fenster sie hin
Im schweigendem, bittrem Harme.

Es schweifet das Auge hinüber zum Ort,
Der freudig so oft sie umfangen,
Zum Dome, worinnen das göttliche Wort
Genähret das heiße Verlangen,
Zum Tempel des Ewigen strebt es hinauf,
Der oft ihr das Leiden gewendet;
Vollbracht ist des Lebens beschwerlicher Lauf,
Sie neiget das Haupt und vollendet.

Kaum zweimal entwichen die Nacht und der Tag,
Da trug man die Leiche zu Grabe,
Ihr folgte im Chore der Trauernden nach
Ein alternder Krüppel am Stabe.
Schon sinket in friedliche finstere Gruft
Die Hülle der Seligen nieder,
Schon hallt von dem Schaufeln der Erde die Luft
Im schaurigen Echo wieder;

Da wanket dem Krüppel der Fuß und die Hand,
Er sinket ermattet zur Erde
Und ruft an des offenen Grabes Rand
Mit kläglicher Stimm' und Geberde:
„O Ew'ger, ich habe nach deinem Rath
„Die treu mich versorgete sterben,
„So muß nun, der Alles verloren hat,
„Verlassen ich elend verderben!

„Erhöre, o Vater mein heißes Gebet,
„Nimm zu dir mit dieser mich Armen;
„Du wolleſt dich meiner, der zu dir fleht,
„O Quelle der Gnaden erbarmen!
Allliebend beschützet der treue Gott
Die Kinder, die ihm sich ergeben;
Die Bürger entreißen den bittern Noth
Des Krüppels elendiges Leben.

Am anderen Morgen der hohe Rath
Verkündet der Seligen Willen:
„Die edele Frau, der geliebten Stadt
„Des Dankes Pflicht zu erfüllen,
„Den Bürgern von ihres Gutes Land
„Zu eigen die Flüche ertheilet,
„Die hinkend der Krüppel, der ihnen bekannt
„Zugleich mit der Sonne umeilet.

Und als nun die Sonne am Abend darauf
Sich senkte zur Erde hernieder,
Da kehrte nach mühsam berndetem Lauf
Zum Thore der Hinkende wieder.
Zum Heerdenthore Jahr ein Jahr aus
Zum Ort, den die Gräfin geschenket
Den biederen Bürgern der Stadt, hinaus
Die Heerde die Schritte lenket.

Doch wurde, nachdem ihn erlöset der Tod,
Der Hinkende hoch noch geehret.
Auf Bremens Markte, vom Roland bedeckt
Mit Panzer und Schilde bewehret,
Dort stehet der Krüppel gehauen in Stein
Zu Füßen der Rolandssäule,
Ein Denkmal ewig der Stadt zu sein,
Daß in ihr Dankbarkeit weile.

Twistringen, den 25. Juni 1842.

Miscellaneen.

(Der glückliche Vater.) Am 6. Juli in der Frühe kam ein ärmlich aussehender Mann zu einem Pfarrer in der Nähe von Karlsruhe, und zeigte ihm an: seine Frau sei vor einer Stunde in einem Wirthshause des Orts mit Zwillingen, einem Mädchen und einem Knaben, niedergekommen, die er gern den andern Morgen getauft hätte. Er sei ein Porzellanhändler von P., einem unfernen Dorfe, er und seine Frau hätten jedes eine Tracht Porzellan getragen und gehofft, vor der Niederkunft die Heimath noch zu erreichen, da sei sie heute Nacht hier in Kindesnöthen gekommen und von Zwillingen entbunden worden — nach fünfjährigem Ehestand die ersten Kinder, die ihm — einem schon etwas bejahrten Manne — geboren würden. Er sei so erfreut über den späten Ehesegen, daß er dem Herrn Pfarrer für die Taufe gern ein Waschbecken oder dgl. verehren wolle, denn er verlange nichts umsonst. Der jüngeren Hebamme habe er bereits 2 fl. für ihre Dienste bezahlen müssen, und bitte daher, ihm zur Verpflegung der Wöchnerin etwas Geld vorzustrecken, bis er sich demnächst wieder solches verschaffen könne. Ob ihm der Herr Pfarrer nicht auch einen Hut zur Taufe leihen könnte? Da er bei längerer Unterhaltung den Eindruck eines gutmüthig schwatzhaften, wenig überlegenden Mannes machte, so war ein solches Ansinnen von ihm gerade nicht auffallend, und der letzte Theil desselben wurde zwar abgelehnt, aber etwas Geld — als mildes Darlehen auf eine künftige bessere Zeit! — dem glücklichen Vater gegeben. Damit verschwand er denn alsbald aus dem Ort, ohne Zweifel, um seine Frau an demselben Tage noch an einigen andern Orten niederkommen zu lassen und mittelst seiner Zwillinge die Gutherzigkeit noch mehrerer geistlicher Herren in Kontribution zu setzen. Zwei Tage zuvor war er nämlich schon bei einem anderen benachbarten Pfarrer gewesen, um unter ganz ähnlichen Angaben seine Zwillingstaufe auf den andern Morgen zu bestellen und hatte zu dieser ein Paar Stiefeln von ihm entlehnt, mit welchen er, während der Pfarrer des andern Morgens im Ornate der Taufe harrte und nicht begreifen konnte, wo der glückliche Vater mit seinen Zwillingen bleibe, zu einem dritten Pfarrer wanderte, der nur dadurch seinen Zumuthungen entging, daß er in etwas betrunkenem Zustand vor ihm erschien und dadurch seine Vorsicht rege machte, so daß er seine Wohlthaten erst nach der Taufe wollte eintreten lassen. Schwerlich dürfte übrigens noch ein armer Mann über Zwillinge, die ihm der Himmel bescheert, eine solche Freude empfunden haben, als dieser glückliche Vater über die seinen! Denn es ist als sicher anzunehmen, daß dem Einsender nur der kleinste Theil seiner Vaterfreuden bekannt geworden ist, und daß sie sich noch von Tag zu Tag vermehren werden, wenn ihnen nicht die großherzogliche Gensd'armerie unbarmherzig ein frühes Ziel setzen sollte.

(Die Chinesen) haben ein Sprichwort: Wenn die Säbel rostig, die Grabscheite glänzend, wenn die Kerker leer und die Speicher voll, wenn die Kirchentreppen kothig und die Gerichtshöfe mit Gras bewachsen sind, wenn die Ärzte zu Fuß gehen, und die Metzger zu Pferde sitzen, dann kann man sagen: der Staat ist gut daran. — Man sieht, daß man zuweilen im Reiche der Mitte richtig urtheilt; es verdiente auch den Namen des himmlischen, wenn dieses Sprichwort zur That würde.

(Oekonomisches.) Die Mönche von Chartres verschaffen ihren Obstbäumen dadurch große Fruchtbarkeit, daß sie die Aeste der unfruchtbaren Bäume herabbiegen, so daß sie einen nach unten offnen Bogen bilden. Durch das Stocken der Säfte, welches hierdurch entsteht, werden die Zweige zur Bildung von Tragknospen veranlaßt. Im königlichen Obstgarten zu Versailles wird schon seit längerer Zeit dieses Verfahren angewendet, indem man die Pyramiden- und Zwergobstbäume nicht mehr beschneidet, sondern die Aeste in obiger Gestalt herabzieht. — Der berühmte Obstgärtner Soulange Bodin wäscht seine Obstbäume mit Wasser, worin Pottasche aufgelöst ist. Es soll dieses Mittel nicht allein die Moos- und andere Baumkrankheiten, so wie das Ungeziefer verhüten, sondern auch den Bäumen eine außerordentliche Gesundheit und Fruchtbarkeit verschaffen.

(Danzig.) Der Postillon Kroß fuhr am 28. Juni mit königlichem Gepäck von Danzig nach Neufahrwasser. Nach Ablieferung desselben zur Einschiffung auf die Dampf-Fregatte Kamschatka, wurde der Wagen von den höhern Beamten inspicirt, als leer befunden und dem Postillon die Rückkehr befohlen. Unterwegs bemerkte derselbe auf dem Fußboden des Wagens drei kleine blaue Papier-Packete, in welchen er bei näherer Untersuchung eben so viele goldene Medaillen von beträchtlicher Größe, mit dem Bildnisse unsers Königs fand. In Danzig angelangt, giebt ihm sein Herr gern die erbetene Erlaubniß, diese Medaillen dem Könige zu überbringen. In der Staats-Postillon-Livree eilte er nach dem Gouvernementshause, giebt dort den Goldfund ab und wird von dem huldvollen Monarchen freundlich angeredet, der ihm auf die Schulter klopft, ihn einen braven Burschen nennt, nach seiner Dienstzeit fragt, seine Dienstpapiere sich geben läßt, für ihn weiter zu sorgen verspricht und ihm nächstdem noch einen Doppel-Friedrichsd'or schenkt.

(Zu Toulon) fand vor einigen Tagen das seltene Ereigniß einer Hinrichtung im Bagno statt. Ein junger Mann, der sich in Paris mit seiner Geliebten zugleich tödten wollte, aber nachdem diese getödtet war, weil sein Pistol versagte, am Leben blieb, wurde zur lebenslänglichen Galeerenstrafe verurtheilt. Er erklärte sogleich, den Tod vorzuziehen, und da ihn ein früherer Bekannter in Toulon verächtlich behandelte, verwundete er diesen und bat dann wiederholt um Hinrichtung. Diese fand statt: alle Galeerensträflinge wohnten ihr knieend bei, umringt von einer starken Militärmacht und mit Kartätschen geladenen Kanonen gegenüber.

(Der Congreß von Texas) hat ein Gesetz angenommen, welches jedem Frauenzimmer, das im l. J. einen Bürger der Republik heirathet, der schon zur Zeit der Unabhängigkeitser-

klärung das Bürgerrecht besaß, 2982 Morgen guter Ländereien bewilligt.

(Zu Paris) wohnt gegenwärtig ein alter Kriegskommissär, Noel Quersennieres, der im Jahre 1728 in Valenciennes geboren ist. Der merkwürdige Mann fühlt trotz seinem Alter nichts von Kränklichkeit und Schwäche. Er hält täglich vier Mahlzeiten, rasirt sich selbst, liest und schreibt ohne Brille, singt recht angenehm und schläft vorzüglich gut. Auch macht er Verse, die nicht übel sind. Seine Unterhaltung ist ein Sprühfeuer von Witzen und Anekdoten. Er heirathete noch im 90. Jahre eine sechzehnjährige Engländerin, die ihn mit einem Sohne beschenkte, jedoch in Folge der Niederkunft starb. Seine Großmutter war 125 Jahre alt geworden und an den Folgen eines Falles gestorben. Zu seinen Freunden sagt der rüstige Greis oft scherzend: »Ich lade euch aufs nächste Jahrhundert zu meinem Begräbniß ein.«

(Die Petersburger Zeitung) berichtet über ein in Irkutsk stattgefundenes Wettrennen: »In Irkutsk lebt Wassili Jakowlew, ein großer Liebhaber und Kenner von Pferden, dabei unermeßlich reich. Die in seinem Lohn stehenden Fuhrleute transportiren Waaren durch ganz Rußland; er hält mehrere Poststationen, desgleichen auch die Post in der Stadt und läßt im Durchschnitt 400 Dessätinen Ackerland, die ihm gehören, mit Korn besäen. Er ernährt täglich 300 Arbeiter und 500 Pferde. Hr. Jakowlew hat einen ausgezeichneten Traber, und der hiesige Kaufmann J. J. P. einen trefflichen Paßgänger. Beide schlossen eine Wette von 1000 Rub., auf der großen moskowischen Landstraße 10 Werste zurückzulegen. Hintendrein fuhren mehrere große Schlitten mit sechs Pferden bespannt; zu beiden Seiten ritten die Schiedsrichter und noch einige andre Personen, um den Weg rein zu halten. Der Wettlauf begann; der Traber flog wie ein Vogel; der Paßgänger blieb ihm immer zur Seite, und so ging es 4 Werste weit; da fiel der Paßgänger aus und der Traber gewann einen Vorsprung von 60 Faden; auf der fünften und sechsten Werst fiel der Paßgänger öfter aus; bei jeden Ausfalle desselben gewann der Traber einen Vorsprung von 50 Faden, und als er das Ziel erreichte, war der Paßgänger um 1½ Werste zurück. Die ganze Stadt war versammelt, um dieses Wettrennen mit anzusehen, und der Sieger, Hr. Jakowlew, wurde mit lautem Beifalle begrüßt. Zu bemerken ist noch, daß Hr. Jakowlew selbst seinen Schlitten lenkte. Hr. Jakowlew selbst wog 8½ Pud, dagegen Derjenige, welcher mit dem Paßgänger fuhr, nur 4 Pud weg, sogar Jakowlew's Rennschlitten war um ein 1 Pud schwerer als der andere. Zehn Uhren waren zugleich gestellt worden und es ergab sich, daß Jakowlew's Traber nur 16 Minuten gebraucht hatte, um ans Ziel zu gelangen. Das ist eine wahrhaft fabelhafte Schnelligkeit, insbesondere für einen Traber. Der Traber war durchaus nicht außer Athem, zwar schwitzte er stark, schäumte aber nicht im geringsten.«

(Eine Gassenkehrmaschine) hat ein gewisser Whitworth in Manchester erfunden, welche auf ganz sonderbare Weise konstruirt ist. Es ist nämlich ein Karren, der von einem Pferde gezogen wird. An dem hintern Theile der Maschine befinden sich mehrere Besen, welche von den Rädern in solche Bewegung gesetzt werden, daß sie die Gasse kehren. Dieselbe Maschine hebt zu gleicher Zeit durch eine schiefe Platte den Mist auf, und bringt ihn in's Innere des Karrens. Es wird also mittelst einer Maschine die Gasse gekehrt, der Karren beladen und der Mist weggeschafft.

(Entdeckung eines neuen Landes und einer neuen Menschen Race.) In einer Versammlung der königl. geographischen Gesellschaft in London berichtete Hr. Murchison, daß ein Beamter der Regierung bei einer Fahrt auf dem Jubastrome in Afrika von Osten nach Westen einen bedeutenden Landstrich entdeckt habe, der von einer Pygmäen-Race, nicht über 4 Fuß hoch, mit einer sonderbaren Religion und Regierung, und genau den Pygmäen des Herodot gleichend, bewohnt werde.

(Damen-Kurier.) In der Nationalversammlung zu Paris wurde im Oktober 1791 die Petition eines Mädchens verlesen, daß so außerordentlich hüßlich war, daß die Frauen des Orts, wo es wohnte, ihm eine Pension ausgesetzt hatten, unter der Bedingung, daß es ihre Gegend verließe. Man hatte diese Pension nicht ordentlich bezahlt, daher bat sie in jener Bittschrift um die Hülfe der Gerechtigkeit. In der Regel wollen die Frauen keine Schönheit unter sich leiden, außer der eignen.

(Kurioses.) Der »Newyork-Sun« vom 7. Juni enthält buchstäblich folgende Anzeige: »An unsre deutschen Leser. Mit der Great Western haben wir Correcthliche Auszaben einige Riss von der Stadt Hamburg erhalten. Dieselben sind sehr genau; die Namen der straßen und der abgebrannte, Stadttheil ist gehörig abgemark. Zu kaufen in unserer Office entweder fertig gepastt zum verstrillen, oder lose, zu dem weid rigen Preiß von 6 cents das Stueck.«

(Wer war der Verwegenste?) Ein Barbier zu Epernay ging mit einem seiner Kunden die Wette ein, daß er ihm in der Diligence, während die Pferde im gewöhnlichen Posttrabe gingen, den Bart abnehmen wolle. Die Wette wurde am Dienstag vor acht Tagen in der Epernayer Diligence ausgeführt und der Bartkünstler machte seine Sache so gut, daß der Kundmann ohne Schnitt davon kam. Der Barbier kann in Paris sein Glück machen.

(London.) Der Bischof von Salisbury hat sich öffentlich von der großen britischen und ausländischen Bibelgesellschaft losgesagt, weil Quäker, Baptisten, Unitarier ꝛc. mit Bekennern der Hochkirche auf einer Bank bei den öffentlichen Versammlungen sitzen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 58.

Bremen, Donnerstag den 21. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 733. Den 15. Juli. Des Pastors zu Borgfeld Deth. Abegg Sohn (todt geb.), Contrescarpe.

— 734. Den 16. — Der Tischler Christoph Ehlers, 46 Jahr, Buchtstraße. Nro. 75.

— 735. Den 16. — Des Küpermeisters Joh. Friedr. Kremelberg Tochter, 4 Tage, Grützmacherstraße Nro. 25.

— 736. Den 16. — Der pensionirte Oberlieutenant Anton Friedrich Krohne, 82 Jahr, 11 M., Obernstraße Nro. 32 (Vorstadt).

— 737. Den 17. — Hinrich Plöger, 26 J., Grünenstraße Nro. 7.

— 738. Den 17 — Der Kleiderseller Hinr. Meyer, 64 Jahr, Grasmarkt Nro. 11.

— 739. Den 17. — Der Tischler Joh. Gothelf Rechmann, 38 Jahr, Osterthorsteinw. N. 24 A.

— 740. Den 18. — Lange todter Knabe, Schwachhausen Nro. 15.

— 741. Den 18. — Der Arb. Herm Runge, 40 J. Hastedt.

Nro. 742. Den 18. — Des Schuhmachers Joh Friedr. Wilhelm Meyer Tochter, 6 Monat, gr. Johannisstraße Nro. 29 A.

— 743. Den 19. — Der Bierbrauergehülfe Johann Diedr. Knöpke, 38 Jahr, gr. Sortillenstr.

— 744. Den 19. — Der Tischlergesell Ludw. Gottfrie, 24 Jahr, im Krankenhause.

— 745. Den 19. — Des Gärtners Mart. Friedrich Trautmann Sohn, 6¼ Jahr, Rosenkranz Nro. 23.

— 746. Den 19. — Anna Adelheid Kracke, 4 Monat, Buntenthorssteinweg.

— 747. Den 19. — Der Arb. Berend Rauch, 38 J., Hastedt Nro. 22.

— 748. Den 20. — Des Arb. Ernst Conrad Waltjen Wittwe, geb. Beckmann, 70 Jahr, Kirchenstraße Nro. 42.

Berichtigung.

Bei den im vorigen Blatte angezeigten Gestorbenen lese man Nro. 731 anstatt: „Der Schneider, der Steinhauer Hinrich Dreyer."

Geburten:

Nro. 920. Den 14. Juli. Des Uhrmachers Joh. Georg Meyer, Ehefr., geb. Schlottmann, Herrlichkeit Nro. 1, von einem Knaben.

— 921 u. 922. Den 15. — Des Pastors zu Borgfeld Dethard Abegg Ehefr., geb. Sengstack, Contrescarpe, von Zwillings-Knaben.

— 923. Den 15. — Des Zuckerfabrikanten Jürgen Ernst Christ. Uhrbrock Ehefr, geb. Peetz, Faulenstraße Nro. 50, von einem Knaben.

— 924. Den 15. — Des Steindruckers Joh. Friedrich Pengel Ehefr., geb. Schäfer, von Hunteln Gang, von einem Knaben.

— 925. Den 16. — Des Gastwirths Berend Hagens Ehefr., geb. Herklotz, Osterthorssteinweg Nro. 68, von einem Knaben.

— 926. Den 16. — Des Kaufmanns Christ. Heinrich Anton Ebell Ehefr., geb. Schmidt, Langenstraße Nro. 79, von einem Knaben.

— 927. Den 16 — Des Arb. Franz Carl Hartmann Ehefr., geb. Harting, Gurts Hof Nro. 1, von einem Mädchen.

— 928. Den 17. — Des Cigarrenmachers Conrad Albrecht Ehefr., geb Hoffschneider, hinterm Paulsberg Nro. 77, von einem Knaben.

— 929. Den 17. — Des Arb. Hans Hinrich. Meyer Ehefr., geb. Lindemeyer, hinterm Abbenthorswall Nro. 53, von einem Knaben.

Nro. 930. Den 17. — Des Matrosen Harm Jansen Harms Ehefr., geb. Arnecke, Stephanithorssteinweg Nr. 14, von einem Knaben.

— 931. Den 17. — Des Steindruckers Hinrich Wellbrock Ehefr., geb. Gercken, Schwarzpott Nro. 11, von einem Knaben.

— 932. Den 17. — Des Kochs Georg Aug. Heinrich Müller Ehefr., geb. Wischhusen, Catharinenstraße Nro. 5, von einem Mädchen.

— 933. Den 17. — Des Schlachters Heinrich August Hueg Ehefrau, geb. Kellner, Krecklows Hof Nro. 5, von einem Knaben.

— 934. Den 18. — Des Gärtners Johann Rickens Ehefr., geb. Hoyer, Heerdenthorssteinweg Nro. 10, von einem Knaben.

— 935. Den 18. — Des Schneiders Joh. Friedr. Leonh. Hoffmann Ehefr., geb. Bäck, im Sack Nro. 7, von einem Knaben.

— 936. Den 18. — Des Maurergesellen Joh. Heinr. Käbel Ehefr., geb. Meyer, Krummenarm Nro. 3, von einem Knaben.

— 937. Den 18. — Des Krameramtsgenossen Joh. Ludw Haupt Ehefr., geb. Hüdepohl Philosophengang Nro 1 A, v. e. Mädchen.

— 938. Den 20. — Des Kaufmanns Joh. Wilhelm André von Kapff Ehefr., geb. Storck Osterthorssteinweg Nro. 39 B, v. e. M.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 59.

Bremen, Sonntag den 24. Juli 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 24. Juli.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Cand. Precht.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Müller.
1 Uhr Hr. Cand Dreyer.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr Past. Nagel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Sanct Petri Thurm in Hamburg.

Erhaben trugst du deine Scheitel
Sanct Peter zu der Wolken Höh'n; —
Doch konnte Gottes hohen Flammen
Dein ehrner Schild nicht widerstehn. —
Auch deine Herrlichkeit war eitel
Ward bald der wilden Gluthen Raub; —
Und donnernd brachest du zusammen,
Du neigtest dich vor Gott in Staub. —

Du heilig Denkmal der Erbauer,
Die dich zu Gottes Ehr erhöht,
Du einer Liebe leuchtend Zeichen,
Die nicht im Feuer untergeht,
Du fielst zu aller Männer Trauer
Die deiner Gründer Geist durchglüht; —
Sie woll'n vom Dienst des Herrn nicht weichen
Der gnädig auf sie niedersieht;

Sie haben sich in Gottes Namen
Dich wieder zu erbaun geweiht,
Aus Trümmern wirst du auferstehen
Verklärt in alter Herrlichkeit!! —
Gott spreche zu dem Werk sein „Amen!"
Daß deiner sich die Frommen freun; —
Wie Felsen Gottes magst du stehen, —
Ein Mahner an den Himmel sein. —

Ein Feuer warf dein Haupt hernieder, —
Ein andres glüht, es zu erhöhn. —
Du wirst aus heil'ger Liebe Flammen
Zum Preise Gottes auferstehn! —
Die Liebe ruft euch, deutsche Brüder!
Helft Gottes Tempel wieder baun; —
Ein Denkmal traget euch zusammen,
D'ran euer Werk die Enkel schaun! — —

Eberhard Hansemann.

Die Morena von Malaga. Aus dem Leben des Empecinado.

(Fortsetzung.)

Mitten in der Gebirgskette von Torozos in Altcastilien und auf einer kleinen Platte, zu der weder Weg noch Steg führte, außer einem jähen Pfade, der sich längs einer die felsigte Platteform begränzenden Schlucht hinzog, stand vor ungefähr 35 Jahren eine Venta oder Gasthof alter Bauart und Ansehens, die ihrer abgelegenen Lage wegen ein Lieblingsschlupfwinkel all der Räuber war, welche seit un-

denklichen Zeiten in der Sierra gehauset haben. Das aus rohen, nur grob behauenen Steinen aufgeführte Gebäude, welches ursprünglich weiß gewesen, hatte seit lange eine Färbung von dunkelgrünen und grauen Tinten angenommen. Während der erste und alleinige Stock mehrere große Fensterflügel hatte, von welchen einige mit Glasscheiben, die übrigen mit hölzernen Blenden versehen waren, war das Erdgeschoß weit weniger mit Licht und Luft bedacht worden, und hatte nur ein halbes Dutzend kreisförmiger, stark mit Eisen vergitterter Oeffnungen von circa einem Fuß Umfang, nebst einem Thorweg, kaum hoch und breit genug, um einen Reiter durchzulassen. Der Stall, welcher den ganzen unteren Raum einnahm, hatte große Aehnlichkeit mit einem Gewölbe, indem es etwas tiefer lag, als der Grund nach Außen und sein niedriges Dach von plumpen, aus Bruchstücken von Stein und Cement zusammengesetzten Pfeilern getragen wurde. Rechts vom Eingange führte eine Flucht hölzerner Stufen zu einem schmalen Gange, welcher die obere Flur in grader Linie durchschnitt und in zwei Theile schied, deren Einer aus vier oder fünf engen und schmutzigen Gemächern bestand, von welchen der Wirth und seine Familie einige bewohnten, die übrigen aber Gästen vorbehalten blieben, die eine Decke und Matratzen von sehr zweifelhafter Reinlichkeit dem härteren aber sauberen Lager auf eichenen Bohlen und zugedeckt mit dem eignen Mantel vorziehen möchten. Die zweite und bei weitem größere Abtheilung der Venta bestand aus einer geräumigen Halle, die zugleich als Eßsaal, ja selbst den meisten, die in dieser Kneipe eine Nacht zuzubringen gezwungen waren, als Schlafstätte diente. In diese Halle nun und zu den Personen, welche dieselbe an einem Herbst-Abend des Jahres 1808 inne hatten, wird der Leser eingeführt werden.

Wohl selten hatte der geschwärzte Raum eine so muntre Gesellschaft geborgen, oder so verheißende Anzeichen einer nahen guten Mahlzeit gezeigt, als an dem in Rede stehenden Abend. In der Mitte einer seiner Seiten und unter einem unmäßig weiten Kamin, der, statt in die Mauer hineinzugehen, inwendig im Zimmer angelegt war, und fünf bis sechs Fuß weit vorsprang, knisterten und flammten so viele Fichtenklötze, als nur zu einem Auto da fé erforderlich gewesen wären. Ueber dem riesigen Feuer hingen an Ketten zwei große schwarze Kessel, die lustig brodelten und einen Geruch verbreiteten, der für den Wohlgeschmack ihres Inhalts bürgte. Ein langer eiserner Spieß vorne am Herde war dicht mit Geflügel, Hammel- und Ziegenfleisch besteckt und wurde durch die Betriebsamkeit eines kleinen scheelsüchtig aussehenden Hundes gedreht, der, in einem hölzernen tonnenförmigen Käfig eingeschlossen bei einer höchst unbequemen Hitze auch noch das Lästige einer Art von Küchentretmühle zu ertragen hatte. Doch wurde ihm keine Rast gegönnt und wenn seine kleinen lohfarbigen Pfoten, die fast all ihr Haar verloren hatten, einmal Miene machten, die Sache aufzugeben, so wurde er sogleich durch die drohenden Gesten eines schmierigen Küchenmenschen, deren plumpe, übelgestaltete Person, schmutzige Hautfarbe und von dem Feuer geröthete Augen der holzbeschuheten Maritorne des unsterblichen Saavedra nicht unwürdig war, an seine Schuldigkeit erinnert.

Dem Feuer gegenüber, doch weit genug davon, um nicht durch seine Hitze belästiget zu werden, war aus einem auf Böcke gelegten halben Dutzend Brettern ein Tisch improvisirt, und um diesen Tisch her saßen auf Bänken, mehrschen Stühlen und umgekehrten Tonnen eine Steige Leute, die sich die Zeit, bis das Abendessen fertig wurde, damit vertrieben, daß sie ohne Unterlaß dem Weinkruge zusprachen. Der Anzug der meisten dieser Leute, war der Art, wie man ihn so weit nördlich in der Regel nicht zu sehen bekömmt, und weit eleganter und kleidsamer, als das weite unmalerische Costüme von Alt-Castilien. Kurze, knapp anliegende Wämser, dicht mit kleinen, glockenförmigen, silbernen Knöpfen besetzt; niedrige schwarze Hüte, die breite Krempe an der einen Seite aufgeschlagen, und mit bunten Bändern an den Knien zugebundene Beinkleider bildeten ein Costüme andalusischer Majo's, das, im Verein mit dem Accent der meisten in dem Trupp zur Genüge auswies, daß sie aus der sonnigsten und südlichsten Provinz Spanien's herstammten. Die leichten Schuhe und niedlichen Strümpfe aber, die in der Regel bei dem vorbeschriebenen Anzuge getragen werden, waren ziemlich allgemein durch Stiefel oder lange lederne Kamaschen ersetzt worden, während an verschiedenen Haken und Pfosten rundum des Gemachs große Reisemäntel mit weiten Krazen und Kappen hingen. Mehrere wohlgefüllte Felleisen und Mantelsäcke, und eine Menge Waffen: Säbel, Pistolen und lange Karabiner, die wohl eine Kugel fast so weit tragen konnten, als eine Musket, standen entweder an die Mauer gelehnt, oder lagen nachlässig in den verschiedenen Ecken des Gemachs aufgestapelt.

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand (Philipp Ludwig Heinrich Carl Joseph), Herzog von Orleans,

geboren am 3. September 1810 zu Palermo, war nach dem Urtheile unbefangener Beobachter, wenn auch nicht durch vorragende Geistesgaben ausgezeichnet, doch durch Einfachheit, Anspruchlosigkeit und Milde des Charakters einer der liebenswürdigsten Prinzen der gegenwärtigen Zeit. Geboren außerhalb Frankreich an dem Hofe des nach Sicilien hinüber geflüchteten Königs von Neapel, bei dem sein Vater in der Verbannung gastliche Aufnahme gefunden, hatte er das Glück, seine Jugendjahre in einer Zeit zu verleben, in der die eigenthümliche Stellung seiner Familie dieser die Nothwendigkeit auferlegte, dem jungen Prinzen die freisinnigste Erziehung zu geben. Der Herzog von Orleans, sein Vater, stand zwar als erster Prinz vom Geblüte nach der Rückkehr der Bourbonen zu dem königlichen Hause in der nächsten Beziehung; die Erinnerung an die furchtbare Rolle, welche Philipp Egalité während der Revolution gespielt hatte, ließ sich jedoch so leicht nicht verwischen, daß eine aufrichtige Versöhnung zwischen den beiden Zweigen des Bourbonenstammes möglich geworden wäre. Sobald das Haus Orleans nicht freiwillig auf alles Ansehen und auf alle politische Bedeutung verzichten wollte, mußte dasselbe sich Stützen außerhalb des Hofes suchen. Der Herzog von Orleans war in der Schule der Erfahrung gereift; er begriff, daß die einzige wirksame Stütze, die er in Frankreich gegen die Ungunst des Hofes finden konnte, in der Gunst des Volkes lag. Er nahm daher für seine Person jene liberalen Grundsätze an, welche als das Erbe der Revolution in das politische Glaubensbekenntniß des französischen Volkes übergegangen sind, und ließ seine Kinder, unter denen der jetzt verstorbene Herzog von Orleans oder der damalige Herzog von Chartres das älteste war, in diesen liberalen Grundsätzen erziehen. Es erregte nicht geringes Aufsehen in Paris, als der junge Herzog von Chartres gleich einem gewöhnlichen Bürgersohne als Schüler in einem öffentlichen Gymnasium eingeschrieben wurde, und wir glauben kaum, daß irgend eine andere Handlung des Herzogs von Orleans so viel dazu beigetragen hat, ihn bei dem Bürgerstande in ganz Frankreich beliebt zu machen, als die thatsächliche Anerkennung des Grundsatzes bürgerlicher Gleichheit, die er durch die Erziehung seiner Söhne aussprach. Diese hatten von derselben einen noch ungleich größern Vortheil als der Vater; denn abgesehen davon, daß sie Gelegenheit erhielten, sich ungleich gründlichere wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, als bei der gewöhnlichen Prinzenerziehung möglich ist, so lernten sie statt äußerlich angenommener conventioneller Formen die wirklichen Gefühle und Gesinnungen der Menschen kennen, und wurden so vor dem traurigen Irrthume bewahrt, der die vornehmste Quelle der meisten sittlichen und politischen Verirrungen fürstlicher Personen zu sein pflegt, daß sie sich für eine von der übrigen Menschheit ausgesonderte, über alle Rechte und Pflichten derselben erhabene Classe von Wesen halten, während sie doch nur eben so schwache, an eben so viele Gebrechen und Mängeln leidende Geschöpfe sind, als alle übrigen Menschen.

Als nach der Julirevolution Ludwig Philipp zum Könige der Franzosen ausgerufen wurde, ging der Titel eines Herzogs von Orleans auf den zwanzigjährigen Herzog von Chartres über, der nun als Kronprinz einen eigenen Hofhalt erhielt. Die Entwickelung, welche die Dinge in Frankreich nahmen, zwangen Ludwig Philipp, wenn er sich von dem Strome der Bewegung nicht mit fortreißen lassen wollte, sich demselben mit Gewalt entgegen zu stemmen. Es fiel ihm die schwierige Aufgabe zu, die Revolution, durch die er selbst erhoben worden war, zu bekämpfen, und er sah wohl ein, daß dieses unmöglich geschehen konnte, ohne den leidenschaftlichen Haß einer zahlreichen Parthei gegen sich zu erregen, der gerade vieler seiner vertrautesten Freunde angehörten. Er fand jedoch ein Mittel, diesen Haß zu mildern, indem er seinen Sohn, den Herzog von Orleans, entweder selbst veranlaßte, oder wenigstens ihn in seiner natürlichen Neigung bestärkte, auch in seiner gegenwärtigen Stellung, die aus seiner Jugenderziehung aufgenommenen Eindrücke und Grundgesetze mit seiner alten Unbefangenheit geltend zu machen. Wie sehr auch die Liberalen ohne Ausnahme mit den Maßregeln des Vaters unzufrieden waren, so verziehen ihm doch viele des Sohnes willen, weil sie von diesem erwarteten, daß er bei seiner Thronbesteigung Alles wieder in das Gleiche bringen würde. Dieser Plan wäre zweifelsohne noch besser gelungen, wenn es dem Prinzen nicht an dem Geiste gefehlt hätte, der zur Ausführung erforderlich gewesen wäre; er verrieth aber bei zu vielen Gelgenheiten einen Mangel an Selbstständigkeit, der freilich durch seine Jugend zu entschuldigen war, doch immer nicht gestattete, auf seine Einwirkung sonderliche Hoffnungen zu bauen. Die Journale, die schon vor der Julirevolution in Frankreich

eine bedeutende Rolle spielten und seit derselben eine unbeschränkte Herrschaft über die öffentliche Stimmung errungen haben, sprangen grausam mit ihm um. Die ultraliberalen Blätter suchten mit unermüdlicher Ausdauer jede seiner kleinen Schwächen auf, um sie mit dem bosbaftesten Spotte zu überschütten und hundertfach vergrößert an den Pranger zu stellen. In den kleinen Witzblättern, wie im „Charivari“, wurde er nie anders als mit dem Spitznamen le grand poulet bezeichnet: ein schlechter Witz, der aber bei seiner allgemeinen Verbreitung den Prinzen nicht wenig lächerlich machte. Schon vor der Revolution war der junge Herzog von Chartres zum Obersten eines Husarenregiments ernannt worden; nach der Revolution scheint Ludwig Philipp den Plan gehabt zu haben, seinem Sohne möglichst viel Gelegenheit zu geben, sich kriegerischen Ruhm zu erwerben. Der Herzog von Orleans machte, als Befehlshaber einer Brigade, mit seinem jüngeren Bruder, dem Herzoge von Nemours, die beiden belgischen Feldzüge mit; und wenn er bei dem ersten auch nicht in den Fall kam, sich einer sonderlichen Gefahr auszusetzen, so sollen doch bei der Belagerung von Antwerpen die Kanonenkugeln und Bomben ganz in seiner Nähe eingeschlagen haben. Eine neue Gelegenheit zur Auszeichnung erhielt der Herzog bei dem Heereszuge nach Maskara, den der Marschall Clauzel im November 1835 unternahm, um die Niederlage des tapfern General Trezel an der Makta zu rächen. Der Herzog soll während desselben unzweideutige Beweise von persönlichem Muthe gegeben haben; dennoch gab der Umstand, daß er bei der Rückkehr von der Ruhr befallen wurde, den kleinern Blättern zu den gehässigsten Bemerkungen Veranlassung. Ein Lieblingsplan des Königs scheint es gewesen zu sein, den Herzog von Orleans, dem er bereits den Rang eines General-Lieutenants verliehen, an die Spitze des Heeres zu stellen. Bald nach seiner Rückkunft von Maskara wurde dem Prinzen ein ausgedehnter Einfluß auf alle Angelegenheiten des Heeres eingeräumt. Die Begünstigungen, welche den Officieren aus der persönlichen Umgebung des Herzogs zu Theil wurden, veranlaßten jedoch die lebhaftesten Klagen; die liberalen Blätter erhoben ihre bittre Beschwerde über die verfassungswidrige Stellung des Herzogs, dem ein Einfluß bewilligt werde, der nur dem Kriegsminister zustehe. Daß dem Prinzen die gehässige Kritik, die jeder seiner Schritte erfuhr, manche unangenehme Stunde bereitet haben mag, läßt sich voraussetzen; die jugendliche Heiterkeit, die in seinem Charakter vorherrschte, scheint jedoch durch Störungen dieser Art nicht ernstlich gelitten zu haben. Von der größten Wichtigkeit für das Lebensglück des Prinzen war die Reise, die derselbe mit seinem Bruder, dem Herzoge von Nemours, im J. 1836 nach Deutschland unternahm. Sie verweilten vierzehn Tage zu Berlin und eben so lange zu Wien, und wurden in beiden Hauptstädten mit allen den Ehren, die ihrem Range zukamen, aufgenommen. Ein glänzendes Fest knüpfte sich an das andere; wenn aber Wien hierin durch den Reichthum seines Adels den Vorrang behauptete, so erhielt der kurze Aufenthalt der Prinzen zu Berlin eine höhere Bedeutung durch die Verbindung des Herzogs von Orleans mit einer liebenswürdigen deutschen Fürstentochter, die während desselben vorbereitet wurde. Die Hindernisse, welche entgegenstanden, wurden durch die freundliche Vermittelung und, wir dürfen wohl sagen, durch die väterliche Gesinnung des Königs von Preußen gegen das junge Paar überwunden. Im Mai des folgenden Jahres trat die blühende Braut des Prinzen, die Herzogin Helena von Mecklenburg-Schwerin, geboren am 2. Januar 1814, die Reise nach Frankreich an und am 30. desselben Monats wurde in dem Palaste zu Fontainebleau die Vermählung gefeiert. Der erste Sprößling dieser Verbindung, der junge Graf von Paris, wurde am 25. August 1838 geboren, der zweite, der Herzog von Chartres, am 9. November 1840. Der traurige Unfall, der dem Leben des ungeachtet aller Verunglimpfungen der Journale allgemein beliebten Prinzen ein so unerwartetes Ziel gesetzt hat, wird in ganz Frankreich Bestürzung und Schrecken verbreiten und auch bei uns in Deutschland in mehr als Einem Kreise die schmerzlichste Theilnahme erregen.

Der lustige Tag der lutherischen Waisenkinder.

Am nächsten Donnerstag wird dieser lustige Tag, das hauptsächliche und wahre Volksfest der Bremer vor sich geben. Der Tambour-Major und seine Trommler sind einexercirt, die militairischen Schwenkungen gehen vorzüglich, und hoffentlich zeigt sich die liebe Sonne einmal wieder ächt lutherisch. Bei dieser Gelegenheit halten wir nicht für unpassend die Geschichte des Waisenhauses unsern Lesern und zwar nach Rotermund's trefflichem größeren Werke ins Gedächtniß zu rufen: Im Jahr 1681 hatte man 100 Rt. aus den Armenmitteln der St. Petri Domkirche übergespart

und zurückgelegt. Bis 1687 hatte sich das Capital bis auf 1000 Rt. vermehrt, und erweckte dieser Umstand bei den damaligen Dompredigern Lohner, Knüttel und Strömer den Gedanken an die Stiftung eines Waisenhauses bei ihrer Kirche. Die Reformirten hatten damals schon 2 Waisenhäuser, in diese wurden auch lutherische Kinder aufgenommen, aber nach „calvinischer Religion confirmirt" entlassen, und trug dies sehr viel dazu bei die Lutheraner zu Durchsetzung ihres Wunsches anzuspornen, und den lutherischen König von Schweden, welchem damals die Herzogthümer Bremen und Verden und der Bremische seit 1638 zum Gottesdienst wieder geöffnete Dom gehörte, für solchen Wunsch günstig zu stimmen. Am 4. Nov. 1691 ertheilte Karl XI. aus Stockholm die Concession zur Errichtung des evangelisch-lutherischen Waisenhauses beim königlichen Dom, schenkte dazu ein Grundstück am Domshofe welches damals der kaiserliche Resident Kurzrock bewohnte, aber — wie vorgestellt wurde — zu einer „Kapelle des Römischen Götzendienstes" gebrauchte, ferner freie Weide auf der Pauliner Marsch für 8 Kühe und einen Meier Cord Maas zu Elmen (dessen Nachkommen die Stelle noch jetzt besitzen) sammt Zins und Korn. Das geschenkte Grundstück lag auf dem Platze, den jetzt die Venezianische Seemannsstraße einnimmt. Der Widerspruch des damaligen Bremer Raths wurde von der Schwedischen Regierung nicht beachtet, um so feuriger spendeten die Gemeineglieder das nöthige Hausgeräth, Künstler und Handwerker die erforderliche Arbeit, und schon am 10. November 1692 wurde das Waisenhaus vom Superintendenten Dr. Lochner unter der Verwaltung des Diaconen Heinrich Schröder feierlich eingeweiht, und die ersten Kinder — 8 Knaben und 5 Mädchen aufgenommen. Kirchencollecten, Schenkungen und Vermächtnisse mehrten bald die Kräfte der Anstalt, 20 Jahre nach der Stiftung fanden schon 80 Kinder Unterkommen, noch 20 Jahre später 140 Kinder, und nachdem in spätern Jahren die Zahl bis über 200 gestiegen, setzte man sie endlich auf 170 höchstens 180 fest. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war das alte Haus so sehr abgenutzt, daß eine Reparatur unthunlich erschien, und erlangte deshalb die Gemeine von König Georg dem III. 1783 (da bekanntlich damals die Herzogthümer und der Dom annover gehörten) einen neuen Platz am Domshofe („den seit vielen Jahren unbebaut liegenden Platz der Domcapitels-Curie, welcher in deren Registern sub. Nro 1 aufgeführt") zu Erbauung eines größeren Waisenhauses. Die milden Beiträge für den Neubau beliefen sich auf 30,000 Rt. also grade so viel als Bremen 60 Jahre später für die Hamburger Abgebrannten eingelegt, die Begüterten liehen 6000 Rt. ohne Interesse, und endlich erlangte man noch 4000 Rt. zu 1 pCt. Zinsen, welche demnächst wieder abgetragen wurden. Es wurden also die Mittel aufgebracht in ähnlicher Weise, wie jetzt beim Theater-Neubau. Möchte auch die Rückzahlung der Anleihen ebenso gut von Statten gehen! — Am 10 Julius 1785 bezog man das neue Haus. 1803 kam der Dom und das Waisenhaus von Hannover an die Stadt Bremen, die dadurch hervorgerufenen Streitigkeiten wollen wir aber in den alten Actenstößen begraben lassen. Die „Gottesgeißel" Napoleon lehrte auch hier das Verderbliche der inneren Uneinigkeit erkennen, und gab eine hoffentlich nicht so bald zu vergessende Mahnung für künftige Zeiten. Am 26. Dec. 1810, wenige Tage vor der französischen Usurpation verglichen sich die Streitenden. 1811 vereinigten die Franzosen die 3 Waisenhäuser, und stellten sie unter die Verwaltung der Commission des hospices. An den Platz der letzteren trat nach wiedererlangter Freiheit im November 1813 die Verwaltungs-Commission der milden Stiftungen, und nach vielen Verhandlungen zwischen Rath und Bürgerschaft, ob die Vereinigung fortbestehen, ob nur eine Trennung nach dem Geschlechte erfolgen solle u. s. w., wurde endlich die Wiedertrennung und Herstellung des früheren Zustandes beschlossen, und am 1. Mai 1817 ausgeführt. Im gegenwärtigen Jahre 1842 zählt das lutherische Waisenhaus 170 Kinder, und die Unterhaltung jedes Kindes soll im Durchschnitt 45—50 Rt. kosten. Wenn der Leser nun am Donnerstag mit hinaus nach der Vahr zieht oder wenn er am Abende die mit Laub geschmückten Wagen, die Tausende von Zuschauern und Mitfeiernden durch das Heerdenthor hereinwogen sieht, zu welchen erfreulichen Gedanken findet er da Veranlassung! Aus dem bescheidenen Capital von 1000 Rt. ist die wohlversorgte Anstalt mit ihrem stattlichen Gebäude am Domshofe erwachsen, und statt der ursprünglichen 13 Kinder finden dort 170 eine väterliche Verpflegung und Erziehung. Kein Vernünftiger spricht jetzt mehr von „calvinischer Religion" und „katholischem Götzendienste", Rath und Domgemeinde leben einig ohne processualischen Hader, und schwedische, hannöversche und französische Fremdherrschaft hat dem Bremer Schlüssel das Feld allein übrig gelassen. Möge unter diesen glücklichen Verhältnissen der lutherische Waisentag noch Jahrhunderte hindurch gefeiert werden!

* Hiesige Nachrichten.

Gottes Hand hat abermals ein Unglück von uns gewendet, das, wenn es auch nur einzelne Familien betroffen hätte, dennoch unsere ganze Stadt mit Jammer erfüllt haben würde. Am Donnerstag Abend um 10 Uhr stürzte das an der Ecke der Seemanns- und Buchtstraße befindliche, früher von einem Miethkutscher bewohnte Haus, an dessen Abbruch seit einigen Wochen gearbeitet ward mit einem fürchterlichen, die ganze Nachbarschaft erschreckendem Knall zusammen, schlug gegen das gegenüberstehende Eckhaus und beschädigte die Fenster und die Mauer desselben. Welch ein Glück, daß dieser Einsturz nicht 3 Stunden früher geschah, denn ohne Zweifel würde keiner der Arbeiter das Leben gerettet haben, eben so wenig die Vorübergehenden oder vor den Thüren sich befindenden Nachbaren. Wie konnte man die Unvorsichtigkeit begehen die Grundmauer auszugraben, und das schwere Dach, die obere Etage, so zu sagen in die Schwebe zu hängen? Nun giebt der Vorfall doch hoffentlich die gute Lehre bei Bauten vorsichtiger zu sein, und überhaupt ein wachsames Auge auf dieselben zu haben, denn es geht oft wunderlich dabei her.

Die Baulust ist bei uns gewaltig groß, wohin man kommt, in Stadt und Vorstadt stehen neue Häuser auf und das mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit, die gerade nicht für die Solidität der Neubauten spricht. Unsere Stadt gewinnt leider durch die neuen Häuser aber nicht an Schönheit, denn die Willkür der Bauenden ist gar zu groß, der eine stellt sein Haus so hin, der andere so, und besonders ist diese Planlosigkeit mit der man in den Vorstädten baut recht betrübend! Wie schön könnten diese werden, wie leicht könnte man diese auf eine, einer so großen Handelsstadt wie Bremen, würdige Weise verschönert haben und es ist nicht geschehen, weil jeder nach seinem Plan und Willen baut. Auch in der Stadt haben wir ein arges Beispiel an der Seemannsstraße; sie ist, wenn man die Häuser betrachtet, die schönste Straße der Stadt, und doch ist sie nur ein Gang, und würde in Hamburg eine Triete heißen; wie leicht hätte sie eine Zierde der Stadt und des Domshofes werden können; und ist es nicht unbegreiflich, wie der Eine seine Häuser zurückbauen mußte, der Andere mit dem seinigen einen Winkel mitten in der Straße machte, der den andern Bewohnern die Aussicht benimmt? Mögten die, welche die Bauten zu beaufsichtigen haben, sich doch die Verschönerung der Stadt recht angelegen sein lassen; späte Enkel werden dann noch ihre Namen dankbar nennen und jeder Fleck, der durch sie eine Verschönerung der Vaterstadt geworden, wird ihnen ein Denkmal werden.

Am vergangenen Sonntag hielt Herr Pastor Nagel, der neuerwählte reformirte Prediger an der St. Rembertikirche die Probepredigt über den ihm vom Ministerio aufgegebenen Text Jes. 61 v. 1 — 3, und heute wird er seine Antrittspredigt über Phil. 2 v. 1 u. 2 in der St. Rembertikirche halten.

* Theater.

Zum Benefize der Signora Marziali am letzten Freitag hatte sich als sehr willkommner Gast auch ein Nordischer Himmel mit Wind und Regengüssen eingefunden. Aller Wettstreit zwischen Natur und Kunst fiel also hinweg, und die Räume des Theaters waren recht ansehnlich gefüllt. Signora Marziali und Herr Paltrinieri waren wiederum ganz vorzüglich, auch Herr Montresor und Herr Torre gut. Die Musik enthält recht viele süße und effectvolle Stellen, überschreitet aber nirgends den engen Kreis der neuesten italienischen Compositions-Weise. Diese Leute singen indeß nicht bloß Noten, sondern hauptsächlich Gefühle, und so wissen sie auch den gleichgültigen und oft gehörten Melodien einen eigenthümlichen Zauber zu verleihen. Daß italienische Texte ausgegeben werden, erleichtert sehr den Genuß, denn die Kenntniß der ähnlichen französischen Worte macht das Verständniß nicht schwer. Der Text zur Lucia di Lamermoor ist hier bei F. C. Dubbers gedruckt, wir möchten indeß nicht wünschen, daß auch die beigefügte Uebersetzung ein Bremer Kind sei. Zum Beispiel Lucia Ebben? — Luc. Und so?

Luc. Non mi guardar si fiero ...
Segnai quel foglio è vero ..
Luc. Ach blick mich nicht an so gräulich,
Ich unterschrieb wohl freilich.

Heute, Sonntag ist Norma. Vom Theatervereine hat die Gesellschaft die Partitur von Romeo e Giulietta und Elisire d' amore geliehen erhalten, und können wir daher hoffen Signora Carmela noch als Adina und als Romeo zu hören. Dem Vernehmen nach ist auch Madame Forconi wieder anwesend. Wollte diese ihre Mitwirkung nicht versagen, so könnte das Repertoire noch bedeutend erweitert werden. — Die Gazza ladra ist hier immer eine Lieblingsoper gewesen, sollte nicht an deren Aufführung zu denken sein? —

Auflösung des Rebus in No. 55.
Seite 439.

1 bel dem liegenden A mit einem Punkt zur Seite.
Un prélat (près l'A) couché avec un point de coté.

Berichtigung.

In der letzten Nummer Seite 460 Spalte 1. Statt bis — — zurückkamen lies als — —.

Seite 460 Spalte 2. Statt zürnende Donner lies zündende Donner.

Miscellaneen.

(Dresden, 11. Juli.) Da nächst dem Lesen das Schreiben einen Hauptheil des Elementar-Unterrichts bildet, so ist es natürlich, daß die Methode des Schreibenlehrens als ein Hauptaugenmerk beim Unterrichtswesen sich darstellt. Mit Recht mußte daher eine Methode, die sich selbst als mit so bedeutenden Vorzügen ausgestattet ankündigte, wie die sogenannte amerikanische Schreibmethode, die Aufmerksamkeit Aller, und selbst der Regierungen, auf sich ziehen. Die durch einen gewissen Carstairs, oder nach Anderen, einen gewissen Andoyer, erfundene oder wenigstens zuerst bekannt gemachte Schnell-Schreibmethode, welche dann vor einigen Jahren durch Madame Jaffé in Deutschland gelehrt und verbreitet wurde, ward namentlich auch in Preußen mit vielem Beifall aufgenommen. Nichts desto weniger haben sich auch, und wieder vorzüglich in Preußen, sehr entschiedene Stimmen gegen die Einführung dieser Schreibmethode erhoben. Vor Allem ist die Frage über die Einführung dieser Schreibmethode für Sachsen von Wichtigkeit, weil der amerikanische Schreibductus auf Grundsätzen beruht, welche dem alten sächsischen, mit Recht gerühmten Canzleistyl (auch der Roßbergsche Ductus genannt) geradezu entgegenstehen. Als daher dieser Gegenstand im Jahre 1840 bei der Ständeversammlung zur Sprache kam, sprachen sich nach umständlicher Erörterung beide Kammern für den sächsischen Ductus aus und richteten an die Regierung die Bitte, daß für dessen Erhaltung in den Volksschulen Sorge getragen werden möchte. Unlängst hat nun Madame Jaffé bei einem zweiten Aufenthalte in Dresden und Leipzig wiederum nicht unbedeutendes Aufsehen erregt, und es ist daher ein kürzlich hier bei Arnold erschienenes Schriftchen eines unserer bedeutendsten Kalligraphen, mit dem Titel: „Carstairs und Mad. Jaffé oder über die amerikanische Schnell-Schreibmethode. Ein Beitrag zur Charakteristik derselben von Karl August Zschille, Secretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten", von besonderem Interesse, da es sich mit gerechter Anerkennung der Talente und Verdienste der Erfinder und Verbreiter jener Schreibmethode doch ebenfalls entschieden gegen deren Einführung in den Volksunterricht ausspricht.

(Im Colosseum) zu London steht jetzt dem Publikum eine künstliche Eisbahn offen, auf der man jederzeit Schlittschuh laufen kann. Die Hundstage sind nicht im Stande, dieses Patenteis zu schmelzen, und der Schlittschuhläufer kann Balleoûume tragen. Die Eisfläche ist geschmackvoll eingerichtet, mit schneebedeckten Klippen und entsprechenden Ansichten umgeben. Das künstliche Eis besteht aus einer Salzmischung, welche die Eigenschaft hat, rasch zu einem harten Körper zu krystallysiren, so daß die Oberfläche, wenn sie zerritzt ist, durch eine neue Ueberschüttung stets wieder geglättet werden kann.

(Die Direction der Mainzer Bühne) hat Herr Remie auf drei Jahre mit einem jährlichen Zuschuß von 4000 Fl. aus städtischen Mitteln erhalten.

(Die Bombay Times) vom 1. März d. J. klagen, nachdem sie sich wegen mehrerer argen Schnitzer entschuldigt, welche während des Unwohlseins ihres Herausgebers und ersten Correctors vorgefallen sind, in Folgendem gar kläglich ihre Noth. „Wenn der englische Leser nur irgend eine Ahnung davon hätte, wie sehr die typographische Kunst zu Bombay noch im Argen liegt, so würde es ihn weit weniger wundern, daß dergleichen Schnitzer sich immer und ewig wiederholen, als daß ein zu Bombay gedrucktes Blatt überall noch leserlich ist. Unsre Setzer sind meistens Portugiesen, die von dem Englischen so gut wie nichts verstehn, und die sich auch gar nicht darum bekümmern, wie ihre Arbeit ausfällt, weil sie wissen, daß wir ihrer doch nicht entbehren können; und wenn ein Heiligenfest, oder ein Landesfest einfällt, so verlassen sie, ohne vorherige Anzeige, und wie dringend auch die Arbeit sein mag, ohne weiteres die Druckerei. Ein erster Abdruck ihres Satzes sieht eher Krähenfüßen als etwas, das gelesen werden soll, ähnlich, und nur durch die unausgesetzte und geduldige Arbeit eines tüchtigen Revisoren wird es uns möglich, ein Blatt, das einigermaßen genießbar ist, zu liefern. Wenn einer oder ein Paar unsrer besseren Leute erkranken, so gerathen wir in die größte Verlegenheit, ohne alle Abhülfe. Ein tüchtiger englischer Setzer kann hier monatlich 10 bis 15 Pfd. ohne Mühe verdienen, indem er nur von Morgens 10 bis Nachmittags 5 Uhr zu arbeiten braucht; aber diese Classe Menschen trinkt sich in Bombay so bald zu Tode, daß es noch keine Druckerei hieselbst gewagt hat, davon auf eigne Kosten kommen zu lassen; doch werden wir bald nicht darum hin können. Die Kosten des Druckes sind hier um viermal größer als zu London. Für nüchterne Leute von guter Constitution ist Bombay eins der herrlichsten intertropischen Climate von der Welt, dem Säufer aber bringt es schnellen Tod."

(Auf der Birmingham-Glocester-Eisenbahn) geriethen vor Kurzem die Waaren auf einem der Packwagen während der Fahrt in Brand. Statt anzuhalten und den brennenden Wagen abzulösen, fuhr der Ingenieur zum großen Schrecken der in den hinteren Wagen sitzenden Passagiere mit erhöhter Schnelle weiter, so daß das Feuer, als man an der Station ankam, vier Güterwagen ergriffen hatte, welche, da alle Löschversuche umsonst waren, bis auf die Achsen verbrannten. Wäre die Station nicht so nahe gewesen, so hätte sich das Unglück von Versailles wiederholen können. Das Fallen soll durch fallende Funken aus dem Kamin entstanden sein, und der Waarenverlust beträgt 6 bis 800 Pf. St. Zum Glück wurde Niemand beschädigt. — Einige Tage später stießen auf der Edinburgh-Glasgow-Eisenbahn zwei Züge theilweise durch Schuld eines Angestellten zusammen; mehrere Personen wurden mehr oder minder bedeutend verletzt und ein Wagon stark beschädigt.

(Die historische Wahrheit.) Ein Brief aus Berlin enthält folgende Thatsache: „Bekanntlich hat die Commission, welche vom König beauftragt worden, eine neue Edition von den sämmt-

lichen Schriften Friedrich's II. zu bereiten, welche Commission aus den berühmtesten Mitgliedern der königlichen Akademie der Wissenschaften von Berlin besteht, neulich Sr. Maj. ihre Entlassung angeboten, weil sich die Direction der Archive des Reichs geweigert hatte, ihr die zahlreichen Documente in Bezug auf die Regierung des großen Monarchen, die sich in dieser Anstalt befinden, mitzutheilen. Der König, der benachrichtigt worden, daß die Directien der Archive ihre Weigerung darauf gründe, daß unter den besagten Documenten sich mehrere lange Correspondenzen Friedrich's II. befinden, die sich auf die Ausdehnungs-Projecte, die er conceipirt hatte, wie auch auf die offenen und geheimen Mittel beziehen, die er anzuwenden gesonnen war, um sie in Ausführung zu bringen, und daß die Direction glaube, dem Gedächtniß des großen Fürsten nicht ungünstig sein zu dürfen, hat jüngst an den Minister des Innern ein Rescript erlassen, worin Se. Maj. sagt, daß Sie nicht denke, daß irgend etwas vorhanden sei, das dem Andenken des großen Friedrich's ungünstig sein könne; aber daß, wenn es auch so wäre, „die Geschichte die Wahrheit ganz verlange und vollständig die Männer, die eine große Rolle auf der Weltscene gespielt haben, so gut von ihrer schlechten als von ihrer guten Seite zu erkennen geben solle;" daß demzufolge der Direction der Archive befohlen werde, der Commission alle nöthigen Documente zur Verfügung zu stellen, und daß, indem auf diese Weise die Gründe der Einreichung der Demissien wegfielen, dieselbe nicht angenommen werden könne."

(Am Hermannsdenkmal) wird getadelt, daß der Kopf eine Aehnlichkeit mit Napoleon habe und daß an einen andern Kopf wird gedacht werden müssen.

(Butterweich — und butterreich.) In London ist ein Butterhändler gestorben, welcher ein Vermögen von dreizehn Millionen Francs hinterläßt.

(Ein Steineesser.) Kürzlich starb in Cham der Nagelschmiedgeselle Baumann aus Regensburg. Schon seit mehreren Jahren suchte er, arbeitsscheu, sein Leben durch verschiedene Kunststücke zu fristen, die er den Gästen in Wirthshäusern gegen kleine Gaben vorzeigte: unter andern verschluckte er Steine, die er zu diesem Zwecke immer bei sich führte, und da sie immer wieder von ihm gingen, trug er kein Bedenken, dieses Kunststück vielfältig in Anwendung zu bringen. Seit ungefähr sechs Wochen gingen indessen die verschluckten Steine nicht wieder ab, und vermuthlich in der Absicht, sie durchzutreiben, ließ er nicht ab, immer wieder neue in seinen Magen zu befördern, und gab es sogar den Leuten zum Besten, seinen Unterleib zu befühlen, der durch einiges Schütteln das Geräusch eines Steinhaufens von sich gab. Baumann kam am 8. v. M. unwohl hier an, und äußerte den Wunsch, hier eine Kur mit sich vorzunehmen, indem, wie er meinte, hiedurch die Steine aus dem Leibe zu bringen wären. Allein natürlich gelang dieses nicht; er litt fürchterliche Schmerzen, und gab nach ein paar Tagen seinen Geist auf. Bei der gerichtlichen Obduktion fand man in seinem Magen die fast unglaubliche Zahl von 74 Steinen, alle von länglicher Form, von denen die größten gegen 5 Zoll lang und 1 Zoll dick waren.

(Bevölkerung Frankreichs.) Nach dem „Almanach des Längenbureaus" hat Frankreich gegenwärtig 33 Mill. 540,000 Einwohner. Im vorigen Jahre wurden 957,000 Menschen geboren, während 780,600 starben und 266,860 Paare sich verheiratheten.

(Das „Journal des Debats") spricht von den Pesther Schneidergesellen und übersetzt bei dieser Gelegenheit Spitalkasse mit caisse d'epargne (Sparkasse.)

(In Pesther Blättern) sucht ein Realitätenbesitzer und drei Stock hoher Hausherr ein Capital von einigen tausend Gulden aufzunehmen!

(Der Dampf) ist doch zu allen Dingen nütze. In England hat man eine neue Anwendungsart desselben ausfindig gemacht; man läßt nämlich — Eier durch ihn ausbrüten. Die Versuche, welche man bisher damit anstellte, sind vollkommen gelungen. Man legte Enteneier in Sägespänen in ein Gefäß über den Dampfkessel, besprengte sie alle Tage mit warmen Wasser und nach der gehörigen Zeit krochen die jungen Enten aus.

(Ein sinnreiches Aushängeschild) hat zu London ein Verkäufer von Mackintosh erfunden. Um die Wasserdichtheit seiner Stoffe siegreich zu beweisen, hat er in einem Rahmen den Schoß eines Mackintosh so aufgespannt, daß dadurch eine Höhlung gebildet wird. Diese hat er ganz mit Wasser gefüllt, worin ein Dutzend Goldfischchen herumschwimmen und plätschern. — Wenn man aus seinem Rock einen Fischteich machen kann, und wenn es den Freunden des Fischfangs möglich gemacht wird, in ihren eigenen Rockschößen mit der Gerte zu fischen, so ist dies gewiß das Ideal einer Anzeige, die höchste Vervollkommnung des Charlatanismus.

(Ungeheure Eisberge.) Nach dem „Liverpool Mercury" sah die Mannschaft des Dampfschiffs „Acadia" am 16. Mai auf ihrer Fahrt nach New-York etwa 100 Eisberge, worunter mehrere von ausnehmender Größe sich befanden. Einer derselben aber war 4 — 500 Fuß hoch, und hatte eine so auffallende Aehnlichkeit mit der St. Pauls-Kathedrale, daß er sogleich darnach getauft wurde. Der Dom war ganz vollkommen da, und es bedurfte keiner starken Phantasie, um sich die Thürmchen, Zinnen ꝛc. hinzudenken. Am merkwürdigsten aber ist, daß die „Acadia" auf der Heimfahrt am 6. Juni denselben Eisberg sah, der inzwischen 70 englische Meilen weiter getrieben war. Die Mannschaft an Bord rief augenblicklich: „Da ist unser alter Freund St. Paul."

(Der einst so beliebte Damenschriftsteller) der „Vater von Liesli," „Mimili," „Zella" u. s. w., Heinr. Clauren (Hr. Karl Heun aus Berlin), befindet sich gegenwärtig in Prag.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 59.

Bremen, Sonntag den 24. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 749. Den 20. Juli. Des Schneidermeisters Joh. Carl Lauenspach Tochter, 1 Jahr, Ansgariithorswallstraße Nro. 19 B.

— 750. Den 20. — Des Arb. Joh. Wilh. Bornemann Wittwe, geborne Kürßen, 55 Jahr, Kleen Hof Nro. 1.

— 751. Den 20. — Der Lohgerbergesell Bernh. Schier, 30 Jahr, Rosenkranz Nro. 10.

— 752. Den 21. — Des Schuhmachers Christ. Spilker Tochter, 1 Jahr, Berneckers Gang Nr. 5.

— 753. Den 21. — Die Strickerin Anna König, 22 Jahr, Sanders Deich Nro. 1.

Nro. 754. Den 21. — Der Cigarrenmacher Reinhard Klee, 48 Jahr, Krecklows Hof Nro. 2.

— 755. Den 21. — Des Arb. Heinrich Knippelmeyer Tochter, 6 Jahr, Lawes Gang Nro. 7.

— 756. Den 21. — Des Zimmergesellen Friedr. Kämena Sohn, (todt geb.), Kohlhökerstraße Nr. 38.

— 757. Den 21. — Joh. Anton Mügge, 10 Wochen, Buntenthorssteinweg Nro. 124.

— 758. Den 21. — Der Hornist beim hiesigen Infanterie-Bataillon Justus Heinrich Conrad Meyer, 27 Jahr, in der Caserne.

— 759. Den 21. — Die Conditorin Maria Eggers, 54 Jahr, Oelmühlenstraße Nro. 3.

Geburten:

Nro. 941. Den 18. Juli. Des Seifenfabrikanten Elard Kohl Ehefr., geb Grau, in der Wisch, Nro. 12, von einem Mädchen.

— 942. Den 19. — Des Arb. Heinr. Wülfers Ehefr., geb. Reuber, Barkhof Nro. 5, v. e. M.

— 943. Den 19. — Des Hofmeyers Conrad Dreyer Ehefr., geb Hartendorp, Kohlhökerstraße Nro. 21., von einem Mädchen.

— 944. Den 19. — Des Maurermeisters Joh. Diedr. Behnken Ehefr, geb. Grabau, Schwachhausen Nro. 5, von einem Mädchen.

— 945. Den 19. — Des Schiffscapitains Martin Klencke Ehefr., geb. Wendt, Knoopstraße Nro. 28, von einem Knaben.

— 946. Den 21. — Des Drechslermeisters Heinrich Rud. Schneider Ehefr., geb. Kruse, Langenwieren Nro. 10, von einem Mädchen.

— 947. Den 21. — Des Kaufmanns Carsten Georg Mi[illegible]ee Ehefr., geb. Müller, Osterstr. Nro. 43, von einem Mädchen.

Nro. 948. Den 21. — Des Zimmergesellen Friedr. Kämena Ehefr., geb. Matthies, Kohlhökerstraße Nro. 38, v. einem todten Knaben.

— 949. Den 21. — Des Kaufmanns Heinrich Anton Morisse Ehefrau, geb. Meyer, am Wall N. 41, von einem Mädchen.

— 950. Den 21. — Des Dr. med. Christian Eduard Krummacher Ehefr., geb. Natorp, Knochenhauerstraße Nro. 7, von e. Mädchen.

— 951. Den 22. — Des Landmanns Hermann Bruns Ehefr., geborne Grabau, Schwachhausen Nro. 5, von einem Mädchen.

— 952. Den 22. — Des Küpergesellen Joh. Philipp Timke Ehefr., geb. Wagner, Abbenthorswallstraße Nr. 29, von einem Knaben.

— 953. Den 23. — Des Buchdruckers Friedr. Gustav Jacobi Ehefr., geb. Sontag, Schmiedestr. Nro. 2, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 338. Der Schiffscapitain Joh. Friedr. Dannemann und Elise Wilkens. Beide von hier.

— 339. Der Cigarrenmacher Nicolaus Hennings und Dorothea Elise Sophie Luise Fien. B. v. h.

Nro. 340. Der Maler Joh. Heinr. Schmidt und Anna Margar. Adelheid Kramer. Beide von hier.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 60.

Bremen, Donnerstag den 28. Juli 1842.

Hohes Sehnen.

In der Menschenbrust verborgen
Ist ein Sehnen das nicht schweigt,
Das nach einem schönern Morgen
Wie der Aar zur Sonne steigt.

Liebe nennt's das Herz der Jugend,
Wenn es rein noch fühlen kann,
Wahrheit nennt's des Weisen Tugend,
Aber Freiheit nennt's der Mann.

Hohes Sehnen! unverstanden
Ziehst du hin durch Glück und Schmerz,
Doch aus dieser Erde Banden
Machst du selig frei das Herz.

Wandelst gleich dem Morgensterne,
Der des Aufgangs Licht verheißt,
Suchst in unbegränzter Ferne
Eine Heimath für den Geist.

A. v. Stolterfoth.

Die Morena von Malaga. Aus dem Leben des Empecinado.

(Fortsetzung.)

Ein Fremder würde beim Eintritt ins Zimmer, nach einer kurzen und neugierigen Musterung des gesammten bizarren und pittoresken Innern, unstreitig seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf zwei von den zwanzig Personen gerichtet haben, die um den Tisch versammelt waren. Einer von diesen Beiden saß an dem oberen Ende der Tafel, und trotz des wenigen Ceremoniels, das unter der Gesellschaft herrschte, war doch eine Art von Unterwürfigkeit bemerkbar, die ihn als das Haupt seiner wilden und zum Theil Mordlust verrathenden Gesellen bezeichnete. Einer Superiorität im Aeußeren konnte seine Oberherrschaft jedoch nicht zugeschrieben werden, denn man würde sich schwerlich einen scheußlicheren und bestialischeren Ausdruck denken können, als der war, welcher sich in dem niedrigen zurücktretenden Vorkopfe, den kleinen tiefliegenden Augen, und den dicken plumpen Lippen des Gitano — er war es, der sich mit seiner Bande in der Venta aufhielt — aussprach. Sein Ansehen hatte wenig zigeunermäßiges, wenn wir den etwas hageren Körperbau und die geschmeidig regsamen Glieder ausnehmen, welche in der Regel die Abkömmlinge Ismael's charakterisiren, und die nußbraune Hautfarbe, welche gegen die olivenfarbene derjenigen seiner Leute abstach, die nicht demselben wandernden Geschlechte von ihm selber angehörten.

Zur Linken des Gitano saß ein Jüngling, der muthmaßlich nicht über sechzehn oder siebenzehn Jahr alt war, und dessen weiblich schönen Gesichtszüge und graziöse Gestalt darum, daß sie mit der Häßlichkeit des Führers contrastirte, nicht weniger auffiel. Sein Anzug war derselben Art, aber aus feinerem Stoffe, als der seiner Kameraden, und mit einer Sorgfalt geordnet, die von der Wichtigkeit zeugte, welche dieser jugendliche Jünger des heiligen Nicolas auf sein Aeußeres legte. Sein Wamms, aus dem weit und breit berühmten Tuche von Segovia gemacht, stand vorne offen, um das feine leinene Hemd recht zu Gesicht zu bringen, das über der Brust sorgfältig in Falten gelegt und geglättet war; eine weiße seidene Schärpe umgürtete

ihm mit Geschmack die Hüften, und die saubere untere Bekleidung verlor sich an den Knien in weiten Stiefeln von Cordnan. Ein üppiges schwarzes Haar wallete in langen Schmachtlocken dem Zigeunerburschen, in dessen freien und zarten Zügen sich eine Entschlossenheit aussprach, wie sie bei einem so blutjungen Menschen selten gefunden wird, über die Schultern. Er nahm wenig Theil an der tobenden Lustigkeit und der geräuschvollen Unterhaltung der Anderen, sondern machte nur einzeln eine Bemerkung gegen Gitano oder einen jungen Mann von ein- oder zwei und zwanzig Jahren, neben dem er saß, und der, nach der Aehnlichkeit zwischen Beiden, sichtlich sein Bruder war.

„Esta pronia la cena, senores, (das Essen ist fertig)", zeigte Maritorne, vom Feuer herbeitretend, mit einem Grinsen der Freude in ihrer ungeschlachteten Physiognomie über die Aussicht, mit ihrer Arbeit am Ende zu sein, an.

„„A cena!"" riefen ein Dutzend Stimmen, und in einem Nu war der Tisch abgeräumt und ein grobes, reichlich mit Wein- und Fettflecken begabtes Laken darüber ausgebreitet; zwei oder drei Gesellen erhoben sich von ihren Sitzen, um zum Auftragen des reichlichen Mahles behülflich zu sein. Der Bratspießdreher wurde aus seinem Käfig entlassen und legte sich unter den Tisch auf die Lauer nach einem Abfall von dem Schmause, zu dessen Bereitung er sich so sauer hatte werden lassen. Das Fleisch stand aufgetragen und die Gesellschaft schickte sich zum Angriff darauf an, als ein Mann hereintrat, der unten beim Stalle Wache gehalten hatte und dem Gitano einige Worte zuflüsterte.

„Maulthiertreiber, die über das Gebirge ziehen, denk' ich," sagte Letzterer, und setzte, sich zu den andern wendend, hinzu: „Der Blas da will ein Wiehern von Pferden oder Maulthieren oder was sonst gehört haben, und meint in seiner Weisheit, sie kämen dieses Weges. Geh' hinab, Patricio, und forsche, ob Du irgend etwas hörst. Oder warte ich will selber gehn. Sollten es Reisende sein, so könnten wir schon unser Abendessen kalt werden lassen, um uns den Inhalt ihrer Mäntelsäcke zu besehen." Dann aufstehend ging er nach dem Stall hinunter, seine Leute aber fielen wüthig über das Essen her.

„Es war ein düsterer Tag gewesen und die Nacht nun finster und Regen drohend. Durch den Riß einer Wolke, die weniger dicht, als ihre Gefährtinnen war, schimmerte jedoch ein Streifchen des Mondes im ersten Viertel hervor, als Gitano und die beiden Stallposten in's Freie traten. Ungefähr auf hundert Schritt von der Venta zog sich eine breite und nicht tiefe Schlucht rechts und links hin, welche die Plateform, auf der das Haus erbauet war, von einer grauen und zerrissenen Bergspitze schied, die sich gerade gegenüber erhob. Es waren also Gebirgskämme auf beiden Seiten, und während die Schlucht zur Rechten ihre Richtung nach oben nahm und sich unter Klippen und Felsen verlor, zog sich die zur Linken abwärts und wurde nach mehreren Windungen ungefähr eine halbe Meile weiter von der kaum sichtbaren Schafspur durchkreuzt, welche die benachbarten Bauern sehr uneigentlich die Heerstraße durch die Sierra nannten.

Der Gitano trat an den Saum des Hohlweges und horchte einige Augenblicke aufmersam auf. Aber nichts unterbrach die Stille der Nacht, außer dem Tosen des Windes, der sich in den Tiefen verfing und durch die Fichten sauste, welche den unteren Theil des Gebirges bekleideten. Sich nach einigen Minuten Lauschens nach seinen Begleitern umschauend, wollte er sie eben mit einem kräftigen Fluche begrüßen, daß sie ihn so unnütz gestört hätten, als sich ein entferntes Wiehern hören ließ, das fast unmittelbar nahebei unten in dem Hohlwege erwiedert ward. Der Zigeuner stutzte, und sich an dem Zweige eines Baumes festhaltend, der an dem Rande der Tiefe stand, lehnte er sich so weit er konnte darüber hinaus und strengte seine Augen an, um zu erforschen, was es da unter ihm gäbe. Die Finsterniß machte es jedoch unmöglich auf funfzig Schritte irgend etwas zu erkennen, und das Hinabschauen in die Tiefe hatte keinen andern Erfolg, als Alles zu einer einzigen schwarzen Masse zu gestalten. Aus dem hohlen Stumpfe einer alten Eiche flog eine Eule auf, einige Fledermäuse schwirrten den drei Räubern um den Köpfen herum, außerdem war aber keine lebende Bewegung zu gewahren. Plötzlich trat der Mond hinter einer Wolke hervor und warf einen schwachen Lichtstrahl auf die Scene. Blas stieß seinen Hauptmann an den Arm, und sagte:

— Un lobo, ein Wolf, indem er zugleich auf etwas hinwies, das sich unten in der Schlucht regte.

„Wölfe? ja, und zwar viele, nur nicht solche, als Du meinst," erwiederte der Gitano, dessen schärferes Auge sofort Bewaffnete in dem erkannte, was sein Gefährte für ein auf Raub ausgehendes wildes Thier gehalten hatte.

Es war kein Augenblick zu verlieren. Ob es Franzosen, oder Spanier waren, die so geheimnißvoll gegen die

Venta heranzogen, das war dem Zigeuner einerlei, denn er wußte, daß jedermann gegen ihn und seine verrufenen Genossen die Hand erhob. Er sah mit einem Blick, daß der Feind zu zahlreich war, um mit ihm anzubinden, und hatte auch in einem Nu seinen Entschluß gefaßt. Mit ein Paar geräuschlosen Sätzen war er beim Stalle, und dem nächst der Thür stehenden Pferde den Halfter abnehmend, war er eiligst darüber aus, es aufzuzäumen. Während er dergestalt auf seine eigne Sicherheit bedacht war, vergaß er jedoch auch seine Kameraden nicht ganz.

„A cavallo, muchachos!“ rief er, so wie er in den Stall trat; „zu Pferde, Bursche!“

Dieser Ruf erscholl durch die alte Venta, und die so ungestüm gemahnten Nachtschwärmer stolperten so rasch sie konnten die morsche Treppe hinunter — doch war es schon zu spät für sie. Als der Vorderste in den Stall trat, schoß der Gitano, auf ungesatteltem Pferde, und von den beiden Schildwachen, eben so beritten, gefolgt, durch den Thorweg, sprengte wie rasend über die Plateform hin, und in die Schlucht, die einen Augenblick durch den Blitz von funfzig Karabinern erhellt wurde, hinab. Zehn Secunden später war der Raum vor der Venta durch Empecinado und dessen Guerillas besetzt, und die Räuber hatten nur noch eben Zeit, die Stallthür, die sehr dick, und mit eisernen Buckeln beschlagen war, zuzuwerfen und zu verrammeln, als ein Dutzend Karabinerkolben darauf loshämmerten.

„Ergebt Euch wenn Ihr Pardon haben wollt!“ schrie Empecinado, nachdem eine wiederholte Aufforderung, eingelassen zu werden, völlig unbeachtet geblieben war. „Ergebt Euch, weil es noch Zeit ist; denn wenn Ihr Euch widersetzt, so soll auch nicht Einer von Euch morgen die Sonne wieder aufgehen sehen!“

Ein Schuß aus einem der Fenster war die Antwort auf diese Aufforderung, und die Kugel streifte dem Empecinado die Wange. Dann eröffneten die Belagerten ein lebhaftes Feuer, das von den Guerillas kräftig erwiedert ward; aber bei der Finsterniß der Nacht und der Dicke der Blenden, hinter welchen sie gedeckt standen, ging weit mehr Pulver als Menschenleben drauf. Inzwischen hatten einige der Guerillas einen Baum gefällt, mit dem sie, nachdem sie die Zweige davon abgehauen, als Mauerbrecher gegen die Thür rannten. Da aber mehrere derselben durch das Schießen von oben und durch die Oeffnungen zu beiden Seiten der Thür verwundet worden waren, so befahl Diez, der das Leben seiner Gefährten nicht in einer solchen Lumpensache gefährdet sehen wollte, und ohnedem gewiß war, daß ihm die Feinde nicht entgehen könnten, damit inne zu halten. Kaum war seinem Befehl Folge geleistet worden, als Marino Fuentes (dessen Bande noch mit Empecinado in Verbindung stand) aus einer großen Scheune in einiger Entfernung links der Venta mit einem Stiege seiner Leute zum Vorschein kam, die drei Karren Stroh hinter sich her zogen, welches Tags vorher Behufs der Pferde eingebracht worden war. Diese Karren nun wurden dicht vor der Venta aufgefahren, und als dann ihre bis an die Fenster reichende Ladung angezündet worden war, da verwandelte sich die herrschende Finsterniß plötzlich in das hellste Licht.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Noch einige Worte über das Turnen.

In den letzten Nummern des Bürgerfreundes fand sich einmal wieder ein kurzer Aufsatz über das Turnen. Ich bin so fest von dem ungemeinen Nutzen gymnastischer Uebungen für den jugendlichen Körper überzeugt, daß ich es wohl der Mühe werth achte, in diesen Zeilen noch etwas weitläufiger und erschöpfender dasselbe Thema zu behandeln. Wohl weiß ich, daß hier schon oft vergebens derselbe Ton angeschlagen ist. Aber mich dünkt, unsere Zeit nähert sich wieder derjenigen Geistesrichtung, welche einem kräftigen Aufschwung im Volke günstig ist. Ja, die vielen Gewitter, welche nah und fern drohend am Welthimmel stehen, könnten wohl über kurz oder lang neue Kämpfe und eine neue Herrenzeit über uns bringen. Sehen wir darum zu, bei Zeiten Schätze frischer Lebenskraft und geistiger Spannkraft in uns zu sammeln und zu üben, damit nicht einst zu spät, wenn die Tage der Prüfung erscheinen sollten, unsere Stärke verknöchert, eingerostet befunden und als unnützes Werkzeug in den Winkel geworfen werden muß.

Ich wollte vom Turnen reden. Was erlangen wir durch dasselbe? — Gewiß nicht allein die Fertigkeit, an Barren, Recke oder Schwebebaum einige Kunststückchen ausführen zu können; nicht allein die körperliche Ausspannung und Uebung während weniger Stunden. — Im Gegentheil. Wie jede Schule uns nur die Lust am Lernen beibringen soll und uns zeigen, auf welche Art wir lernen müssen, wogegen das eigentliche Sammeln von gediegenen Kenntnissen

dem weiteren Selbststudium überlassen bleiben muß — — ebenso soll das Turnen dem Knaben und Jünglinge Lust und Liebe zur freien, gewandten und kecken Uebung seines Körpers einflößen; ihn vertraut machen mit den vielen Kräften und Hülfsmitteln, welche ihm physisch zu Gebote stehen; ihm Selbstvertrauen geben und einen gewissen Stolz auf die herrliche Maschiene, den eigenen Körper, der Gottes schönste Schöpfung ist, und den er, der Jüngling, gewandt und kühn zu handhaben weiß. — Gerade in unserem Norden ist die Anregung zur Uebung des Körpers, welche das Turnen giebt, doppelt an ihrem Platze. Im Gebirgslande bietet die Natur dem Jüngling in Bergen und Schluchten, in Klippen und Felsen schon von selbst genug Gelegenheit dazu, bei jedem Spaziergange, der ihn vor die Thore der Stadt führt. Hier aber, wo sich nur die Haide weithin trauernd dehnt, wo, unter der grauen Himmelsdecke, beim Rauschen der wenigen hie und da kümmerlich verstreuten Baumgruppen der Mensch sich ohnehin einer schwermüthigeren Stimmung seiner Seele nicht erwehren kann, wo der ganze Typus der Haidegegend, selbst bis zu dem Antlitz, dem Wesen, der Kleidung des Landmanns beobachtet, ein mehr dumpfer, niederdrückender ist — hier ist es doppelt an der Zeit, den Ger klingen, das fröhliche Turnlied schallen zu lassen, um frisches Leben in die, fast möcht' ich sagen, verzauberte Gegend zu bringen, und in die dumpfen, schweren Gemüther zugleich. — Kann das erreicht werden durch einen größere Aufschwung der Turnerei? — O ganz gewiß! — Das Turnen, und die Lust an körperlicher Gewandheit die, durch das Turnen erweckt, in täglicher, stündlicher Uebung sich zeigen wird — machen den Körper ohnstreitig kräftig, kernig, gesund. — Der Jüngling wird manche Stunde, die er sonst hinterm Tisch bei einem Buche — — und welche Bücher sind das oft! — — versitzen würde, just nicht zum großen Vortheil von Brust, geradem Rücken und gesunden Augen, — er würde sie nun lieber anwenden, in Gottes freie Natur hinaus zu ziehen, die Haide zu durchschweifen, sich freuend, wenn ein Graben ihm Gelegenheit bietet zum kühnen Sprunge; oder in den Wald eilend, (das Wäldchen muß ich wohl sagen, wenn von unserer Umgegend die Rede ist), mit ein paar gleichgesinnten Freunden, einen frischen Turnreigen zu singen und sich zu freuen, wenn der kräftige Schall von hundert Bäumen wiederhallt.

Es wird aber sein Geist eine verhältnißmäßige Frische, Helle und Empfänglichkeit für die Natur; einen Sinn für das Einfache, Schöne und Große; einen unverdorbenen, unbestochenen Geschmack und eine offene Biederkeit sich aneignen welche beim gedrückten, speculirenden Treiben hinterm Büchertisch leicht zu sehr verloren gehen; welche vom Gift seelentödtender Lecture gar zu oft abgestumpft oder gar vernichtet werden; welche überhaupt zu einem verkrüppelten Körper sich weniger passen, (wenn ich so sagen darf). — Verkrüppelt nenne ich aber nicht allein den Lahmen und Buckligen, sondern das ganze Pygmäen-Geschlecht unglücklicher Kinder, die, zu früh an Stubenluft und Bücherstaub gewöhnt, in ihrer körperlichen Ausbildung, im Wachsthum und in Kräftigkeit zurückgeblieben sind.

Ich habe den Eltern, welche diese Zeilen lesen und für welche dieselben zunächst bestimmt sind, ein unverholenes Bild verschiedener Bildungsmethoden mit wenigen Strichen skizzirt. — Nun weiß ich indeß wohl, was man mir einwerfen wird. — Man wird mich fragen, ob ich denn das „Herumtreiben" dem fleißigen Studiren des Knaben vorziehe; man wird mir sagen, daß jenes Treiben oft in Rohheit ausartet; daß das Turnen selbst gefährlich für den Körper sei, indem leicht durch einen unglücklichen Fall ein Kind zeitlebens zum Krüppel werden kann; man wird mir endlich bedeuten, daß in unserer Zeit das Kind so viel lernen müsse, daß es zur so weit getriebenen Rücksicht auf den Körper gar keine Muße habe.

Es ist nicht mehr als billig, daß ich auf diese Einwürfe genau eingehe. Bei dem ersten derselben kommt es vor Allem darauf an, was wir unter einem artigen guten Knaben verstehen. Nennen wir so ein Kind, welches drei Stunden lang, während Mama ihre Freundinnen zum Thee um sich versammelt hat, ruhig in einer Stubenecke sitzen kann, die Hände auf die Knie gelegt und träumend und lauschend; nur einmal öffnet sich sein Mund, als Mama ihm endlich ein Täßchen Thee offerirt und er artig lispelt: „Wenn ich bitten darf!" — setzt sich dann aber wieder mäuschenstill in die Ecke; — oder nennt man jenes Kind so, das dermaßen fleißig und lernbegierig ist, daß es heult und schreit, wenn Papa befiehlt, das Söhnlein soll spatzieren gehn; — welcher, wenn seine Schulkameraden in munterem Sinn einander schneeballen, wenn sie zum Ball- oder Jägerspiel auf die Wiese gehen, in der Stube hockt und schon weise Fürsorge trägt, es könne sich erkälten, erhitzen oder ermatten — — nun ja, dann hab' ich nichts hinzuzufügen. — Ich aber ziehe bei weitem den Knaben vor, der, bei übrigens

gutem Herzen, mit Freuden die Bücher unter die Bank wirft, wenn die Frühlingssonne durch die Scheiben blinkt, und auf Feld und Flur die Lerchen und die übrigen Sänger der Luft ihn rufen, ihn locken: „Komm her zu uns, hier ist es schön, hier umwehen dich milde, frische Lüfte, und keine Bücher und kein Schulstaub legt die graue, schwere Decke auf dein junges, aufwallendes Herz! — Ich verzeihe dem Knaben gern sein Gelüst, draußen einher zu springen, denn ich weiß, daß es keine edlere Bildnerin giebt für das Gemüth und selbst für den Geist, als Mutter Natur. Möge der Knabe denn etwas mehr seine Vokabeln und Exceptiones versäumen; die Frische der Seele, die er draußen eingesammelt, wird ihm später schon helfen das zu ersetzen, denn die Erfahrung haben wir ja schon zu tausend Malen gemacht, daß ein tüchtiger Wille in einem Jahre mehr leisten und nachholen kann, als drei Jahre unter Zwang und Unlust hingebracht, hätten lehren können. — Es versteht sich, daß ich nicht von Extremen spreche, daß es mir nicht einfällt, einer gänzlichen wissenschaftlichen Vernachlässigung des Kindes das Wort reden zu wollen, ebenso würde ein nur auf die Wissenschaft angewiesenes, körperlich aber ganz vernachlässigtes Kind zu Grunde gehen.

(Schluß folgt.)

Franz Liszt in Berlin.

Eine Comödie in drei Acten.

(Dies ist der Titel einer in Leipzig erschienenen Broschüre von Ad. Brennglas, in welcher die unnatürliche Begeisterung, besonders der Berliner Frauenwelt, während Liszt's Aufenthalt in Berlin, mit satyrischer Feder geschildert ist. Daß der Verfasser diesen forcirten Enthusiasmus dem genialen und liebenswürdigen Künstler nicht entgelten läßt, ist gerecht und zu rühmen. Wir theilen unsern Lesern zwei Scenen daraus mit.)

Elegantes Zimmer.

Baronin von Sinnen (liegt auf dem Divan, den Kopf auf ein Oreiller gestützt, auf das Liszt gestickt ist, und hat ein Portrait des Virtuosen in der Hand, das sie mit schwärmerischen Augen betrachtet. Sie spricht sehr langsam und sanft.) Süßes potenzirtes Wesen in menschlicher Hülle, blicke freundlich-huldvoll auf Deine Magd herab! (sie küßt das Bild) Du feinste Blüthe seelentiefer, göttlich-wilder Romantik, ich bete Dich an! (mit lächelnder Wehmuth) Die Thoren sagen, Du seiest nicht schön; Du wärst nichts als Sehnen! Ja, Du bist mein Sehnen, mein Hoffen, mein Glaube und meine stille Leidenschaft! Wie männlich-edel ist Dein ganzer Ausdruck; Alles an Dir, selbst Dein Frack, Dein Gilet, das Hemd, die Knöpfe: Alles an Dir ist Physiognomie! Ach, ich bin ganz matt vor Hochachtung. (sie klingelt.)

Diener. Eure Gnaden befehlen?

Baronin von Sinnen. Ein Glas Wasser! Aber in dem Glase, worin Liszt geschliffen ist. (Diener ab) Ach! (tief seufzend) Du bist nie ungeschliffen. (seufzt noch tiefer.)

Diener (mit dem Glase). Hier, gnädige Frau!

Baronin von Sinnen. Geh' dort nach meinem Nippetisch, und gieße mir etwas eau de Liszt ins Taschentuch.

Diener. (verwundert) Eau?... (folgt dem Befehl, ballt seine Hand und spricht leise) O!

Baronin von Sinnen. So, nun geh' und laß mich allein. (Diener ab.) Allein? Nein, nein, ich bin nicht allein. Du bist — entschuldigen Sie, ich vergaß mich! — Sie sind bei mir, Engel, herniedergestiegen in diese Ihnen ungenügende Welt. Für Ihren Seelenreichthum sind alle Sphären zu beschränkt. Wie Ihre Haare, die dunklen, neben der riesigen Stirn hinunterfallen, gleichsam die schönen wilden Gespenster oder Geister, welche jenen Sitz Ihres unermeßlichen Geistes umflattern und sich vergebens wieder zurücksehnen nach ihrem Geburtsorte! Und spielen diese romantisch-dunklen, die tiefste Seelentiefe durchwühlenden Augen, spielen sie nicht selbst Fortepiano, wie Du, wollt' ich sagen, wie? (plötzlich heftig) Aber warum hat man Ihre Hände nicht mitgemalt? (mit rührendem Schmerze) Warum hat man Ihre Hände nicht mitgemalt? Diese Alles begreifenden, Alles umfassenden Hände, die, über den Tasten schwebend, die ganze Welt des Geistes in unsere Herzen tönen lassen? (Sie stellt das Bild auf den Divan, kniet nieder und umfaßt es) Franz Liszt, Sie sind der erhabenste Künstler, der je auf Erden wandelte! Sehen Sie mich gefälligst im Staube vor Ihnen! (mit Enthusiasmus) Franz Liszt (wie erschrocken) Und nur: Franz Liszt? Nur Wohlgeboren?? Du nicht adlich? Du nicht das kleinste Von zwischen Dir? Sie nicht wenigstens Baron, Graf, Fürst? Sie, der König, der Kaiser im Reiche des

Genius, ohne ein paar lumpige Ahnen?? O, es ist eine schnöde, ungerechte Welt! (nach einer kleinen Pause) Halt! ich schenke Dir meine 36 Ahnen! (aufstehend, mit Pathos) Du sollst fortan Hochwohlgeboren; — Du sollst Baron von Liszt; — ich will nicht mehr von Sinnen sein!

Diener. (schnell hereintretend) Um Gotteswillen was fehlt Ihnen?

Baronin. (mit Stolz) Ein Von!

Diener. Ich hörte Ew. Gnaden schreien; haben Ew. Gnaden vielleicht einen Zufall gehabt?

Baronin. (wie oben) Ich bin nicht mehr gnädig, und von Zufall kann keine Rede sein: es ist Alles Bestimmung!

Diener. Herje, sie ist von Sinnen!

Baronin. (faßt ihn bei der Brust) Unsinn! Ich bin nicht mehr von Sinnen: ich bin Madame! (auf das Portrait deutend) Jener Große trägt mein Von! Er hat meine 36 Ahnen! (mit Würde hinausgehend) Ich — habe ihm Beides verliehen!

Eine ärmliche Stube.

Schuhmacher Steifling. (steht vor seinem Arbeitstisch, Leder schneidend. Zu seiner Frau) Soll mir der Deibel holen Karline, wenn Du jetzt nu nich bald mit Deine Liszt-Jeschichten uthörst, so verjeß ick mir. Ick wer' Dir beliszten! Plagt mir ooch der Deibel, det ick den wohlthät'gen Mann neulich, wie ick ihn Maaß nahm, um zwee Billets bitte zu sein Concert, und er se mir mit Lachen jibt. Seitdem is det Weib wie doll! Is det nich 'ne Schande un 'ne Sünde, det de Kinder ungewaschen rumloofen, Allens entzweeschmeißen, un de Rieke draußen, wer weeß, wie viel Holz in de Küche verbrennt, un Du derweile uf det alte Klavier rumromorst, als ob Dir de Tarantel jestochen hätte. Wat?

Madame Steifling. (vor dem Klavier) Wenn ich man erst die eene Passage raus hätte!

Steifling. Die Passage in 't Dollhaus, die wirste bald raus haben!

Mad. Steifling. Was der jötliche Mann vor Hände haben muß, des is mir unbejreiflich; Der kann mit seine Hände Allens machen, wat en andrer Mensch jar nich rauskriegt.

Steifling. Ick wünsche, er hätte Dir, statt Dir wat vorzuspielen, en paar Maulschellen mit seine kunstfertigen Hände jejeben, det Du de Engel im Himmel „Heil dir im Siejerkranz" hätt'st pfeifen hören.

Mad. Steifling. Na nu, werde nich ordinär, hörste. Nu biste ruhig und störst mir nich länger in meine Kunst, oder ich setze meinen Kopp uf, un denn weeßte, wat de Glocke jeschlagen hat! Ich muß mir hier man noch uf den ewijen rauschenden Triller mit de linke Hand üben, denn wer' ick de Kinder waschen.

Steifling. Na Du! Ick sage Dir, wenn ick Dir den ewijen rauschenden Triller mit de rechte Hand vorspiele, denn springen Dir mehrere Saiten, darauf kannste Dir verlassen.

Mad. Steifling. Apropos: ich habe mir eene jesprungene Darmsaite von Liszten verschafft, die mußte mir in een Armband machen lassen, hörste? Det tragen jetzt alle Damen, die von de Kunst bejeistert sind.

Steifling. Ne hör' mal, na nu wird et mir doch zu arg! Wenn den Liszten Saiten jesprungen sind, denn wer' ick als Ehemann andere ufziehen!

Mad. Steifling. (für sich, auf das Klavier blickend) Was der Mann vor'n herrlichen Anschlag hat!

Steifling. (die Hand ausstreckend) Na Du: meiner ist ooch nich übel.

Mad. Steifling. Erinnerst Du Dir woll, Willem, wie er die beeden ufjejebenen Thema's: des Meermädchen von Oberangs un den alten Dessauer zusammenbrachte un mengelirte? Ne, un wie unsterblich er da in de Fugen kam und phantasirte! Ne, hör' mal, Willem, ich muß diesen jroßen Mann, ich muß Liszten haben ....

Steifling. Ick wer' Dir die Listen von Deine Dummheiten überreichen.

Mad. Steifling. Un wenn Du mir weiter nischt schenken willst, so kooste Du mir ihn, wo er so rund is, von Jips, vor zwee Silberjroschen, hörste? denn häng ick 'n hier übers Klavier uf.

Steifling. Na jut, det will ick thun, damit ick endlich 'mal Ruhe im Hause habe. Des sind jetzt Weiber, daß sich Jott erbarme? Lauter Liszt bringen se in de Wirthschaft, statt Ordnung un Frömmigkeit.

Miscellaneen.

(Hamburg.) Unter den vielen, auf den Wiederaufbau der niedergebrannten Straßen in dem unglücklichen Hamburg bezüglichen, Vorschlägen, enthält unter andern auch die Oberdeutsche Zeitung einen solchen, welcher wirklich Beachtung verdient. Er schlägt vor, den aufzubauenden Straßen und öffentlichen Plätzen, statt der bisherigen alten, neue, sich auf die so rege Theilnahme in allen Gauen Deutschland's bei diesem Unglück beziehende, Namen beizulegen, und so würde es denn künftig in Hamburg eine Wiener, Berliner, Dresdner, Münchener, Stuttgarter, Hannover'sche, Karlsruher, Kasseler, Darmstädter, Schweriner, Neustrelitzer, Oldenburger, Braunschweiger, Dessauer, Köthner, Detmolder, Lübecker, Frankfurter, Bremer Straße geben. Den Straßen, die noch übrig bleiben würden die Namen derjenigen deutschen Städte beigelegt, die für Hamburg am meisten gethan haben, wie Leipzig, Magdeburg, Stettin, Altona, Kiel, Mannheim und andere, bis sämmtlichen abgebrannten Straßen neue Namen beigelegt wären. Der Vorschlag schließt mit den Worten: „Mit Stolz und Freude würde jeder Deutsche in der großen Weltstadt den Namen der Hauptstadt seines Vaterlandes haben, wogegen ihn Namen Deichstraße, große Johannesstraße, Burstah, kalt und theilnahmlos lassen müßten, und er dieselben eben so schnell vergessen, als hören würde.

(Was ist Liebe!) Eine Lebensfrage mit divergirenden Antworten. Liebe ist das Erwachen zum Leben. Die Seligkeit des Daseins und der Himmel auf Erden. Die erfüllte Ahnung unserer Seele, und der Inbegriff des edelsten und höchsten Glückes. Liebe verleiht Kraft im Leiden, Trost im Unglück, Zufriedenheit bei Entbehrung, tiefe und innige Freuden, und ewige Heiterkeit. Liebe ist der schöne Sieg des Herzens über den kalten Egoismus der Klugheit, das ist Liebe! Wieder auch ist Liebe das Erwachen zu Plagen, eine ewige Marter, und die Hölle auf Erden! Liebe ist eine Leidensgeschichte in zwei Abschnitten; wenn die Liebe lächelt, sind es süße Leiden, und wenn sie schmollt, sind es bittere. Worin besteht das Glück der Liebe? etwa in dem sichern und ruhigen Besitzthume unserer Wünsche? O nein! nur in der unendlichen und ungestillten Sehnsucht darnach. Wie kann man daher im Besitze eines Glückes sein, das man nur so lange besitzt, als man es nicht besitzt? Liebe ist daher gar nichts anders, als ein Krankheitszustand des Herzens mit schädlicher Rückwirkung auf das Gehirn, das ist Liebe! Liebe ist der harmonische Einklang verwandter Seelen; Liebe ist die Frage des Mannes an das Mädchen: „Willst du meinem Leben Werth verleihen, und seine Zierde sein? Darf ich Trost finden in deinen Augen, und Reichthum und Glück in deinem Herzen?“ — Liebe ist die Frage des Mädchens an den Mann: „Willst du anerkennen und werth halten meine Liebe und Treue? Willst du beschützen, die vertrauungsvoll an dich glaubt? Willst du ewig lieben das Mädchen, das seine Welt und all' seine Hoffnung in dich setzt?“ Und selig und verklärt tauscht Herz um Herz in ewiger Harmonie. Das ist Liebe! Aber eigentlich doch ist Liebe nichts anders, als der entsetzliche Irrthum zweier Menschen, welche glauben, daß sie zusammen nicht so schlecht daran sein werden, als jeder für sich insbesondere. Liebe ist die Frage des Mannes an das Mädchen: „Bekommen Sie so viel, daß ich meine Schulden bezahlen kann? Wird mir der Herr Papa zu einem Amte verhelfen? Könnte ich nicht die ersten funfzehn Flitterjahre in Kost und Quartier bei den Schwiegereltern bleiben? Können sie Brustthee sieden und Umschläge bereiten?“ — Liebe ist die Frage des Mädchens an den Mann: „Wollen Sie nicht gefälligst für dieses Leben mein ergebenster Sklave sein? Wollen Sie nicht die Güte haben, Alles zu besorgen, was ich Ihnen gemüthlich andeuten werde, wogegen Sie sich aber um nichts weiter bekümmern dürfen?“ Und Herz um Herz tauscht mit merkwürdiger Genauigkeit die Leiden und Beschwerden des andern ein, ohne von seinen eigenen das Mindeste einzubüßen. Das ist Liebe?

(Der getäuschte Enttäuschte.) Am 11. Juni ereignete sich vor der Mairie des eilften Pariser Arrondissements ein Fall, der wohl einzig in seiner Art ist. Herr Felix P.... fuhr mit Fräulein Louise D.... zur Mairie, um sich mit derselben zu verheirathen. Wie gewöhnlich saßen die Eltern und Verwandten beider Familien mit im Wagen. Ein Herr Pri..., der sich früher um Louisens Hand beworben und einen Korb bekommen hatte, hielt den Wagen an, und fragte eilig nach dem Bräutigam. Dieser steckte den Kopf aus dem Wagenfenster und Herr Pri... flüsterte ihm zu: „Herr P...., ich will Ihnen einen Freundschaftsdienst erzeigen! — — Wenn Sie noch einen Schritt weiter gehen, so sind Sie geprellt.“ „Wie so? Reden Sie deutlicher!“ „Der Mann, dessen Schwiegersohn Sie werden wollen, ist bankerott; morgen bricht der Scandal los. Sie wissen jetzt, wie die Sachen stehen, thun Sie nun, was Ihnen beliebt.“ Die Betroffenheit des angehenden Schwiegersohnes war beispiellos. Doch endlich einen raschen Entschluß fassend, erklärte er kurz und bündig, aus der Heirath könne heute nichts werden. Eine Verständigung unter beiden Theilen war unerläßlich; sie wurde im höchsten Grade stürmisch. Dem Vater der Braut war es zwar nun ein Leichtes, den Beweis Schwarz auf Weiß zu führen, daß sein Geschäft vortrefflich stehe, und nicht er, sondern der enttäuschte Bräutigam der Getäuschte sei; zugleich erklärte er aber, daß der Mann, welcher ihn einer solchen Niederträchtigkeit fähig gehalten habe, und die Braut nur des Geldes wegen habe heirathen wollen, nie sein Schwiegersohn werden solle. An eine Heirath ist also nicht mehr zu denken, und der Exbräutigam hat jetzt den Verläumder seines Exschwiegervaters verklagt.

(In Nürnberg) scheinen die Sommertheater-Geschäfte brillant zu gehen. Der Sänger Wild bekam in der „Stummen“ als Hälfte der Einnahme 42 fr. Als die „Jüdin“ mit der Sängerin Rosner annoncirt war, konnte nicht gespielt werden, da die Kosten für den Zettelndruck kaum eingegangen waren.

(Wien.) In Baden ist in diesem Jahre eine neue Industrie im Schwunge. Ein Signor Ravalla aus Mailand ist hier angekommen, um einen Strauß mit den berühmtesten Billardspielern unsers Landes auszufechten. Wiederholt hat er seine spärlichen Gegner geschlagen, und diese Kämpfe, bisweilen um einen hohen Preis (100 fl. C. M., die sogenannte Kegelpartie) sind stets förmliche Schauspiele für das zahlreich herbeiströmende Publikum.

(Napier.) Den berühmten Commodore Napier schildert die kürzlich erschienene Schrift: „Acht Wochen in Syrien", mit folgenden Worten: „er ist ein Mann von 54 Jahren, von mittlerer Größe und wohlbeleibt. Schon seine äußere Erscheinung bekundet die Lebhaftigkeit seines Geistes. Auf einem kleinen Grauschimmel, in Hemdsärmeln, ohne Degen, den er überhaupt fast nie trug, mit einem weißen durchlöcherten Strohhute mit einer schwarzen Cocarde auf dem Kopfe, in Strümpfen und Schuhen, die Wasser zogen, die weiten Sommerbeinkleider bis ans Knie hinaufgezogen, ohne Handschuhe, aber ein tüchtiges, spanisches Rohr in der Hand, so tritt der Mann umher, von dem die Flotte mit Begeisterung sprach, dem aber das Leben im Feldlager besser behagte, als das stolze einförmige auf seinem Linienschiffe."

(Der Homograph, ein neues Instrument zum Zeichnen.) Man kennt bereits mehrere Instrumente, welche das Abzeichnen der Perspective nach der Natur erleichtern, wie Chevalier Champs' Hyalograph und Gavard's Diagraph; der erstere giebt aber nur eine Perspective, die man dann wieder copiren muß, und die Stellung, welche der Zeichner dabei einzunehmen hat, ist nichts weniger als bequem; der Diagraph Gavard's, der in manchen Punkten mehr genügt, ist schwer zu handhaben, läßt dem Künstler noch immer viel zu thun übrig, selbst nachdem er gewisse Resultate erhalten hat, und überdies ist der Preis des Instruments zu hoch, als daß es allgemein zur Anwendung kommen konnte. Diese Schwierigkeiten hat jetzt der franz. Artillerie-Capitain Burnier überwunden, der eine höchst sinnreiche Vorrichtung erfand, die er Homograph nennt. Mit Hülfe desselben ist die perspectivische Zeichnung keine schwierige Aufgabe mehr. Die Zeichnung wird durch die Maschine mit einem Bleistifte auf ein vertikal auf einem Brettchen ausgespanntes Papier gemacht. Vor und über diesem Brettchen befindet sich ein feststehendes Augenglas, an welches man das Auge legt und von dem aus die Strahlen nach den Gegenständen ausgehen, welche man abzeichnen will. Ein Messingstäbchen läuft dicht über der Brettchenfläche hin und nimmt die verschiedenen Bewegungen an, die man ihm mit der rechten Hand giebt. Dieses Stäbchen hat an der Spitze einen Zeiger, den man im Raume so bewegt, daß er allmählig die verschiedenen Punkte des Gegenstandes verdeckt, den man abzeichnen will. Die Hand, welche das Stäbchen leitet, hält auch ein Bleistift, der sich in einer Hülse befindet. Alle Bewegungen nun, die man dem Zeiger giebt, werden sogleich durch den Bleistift auf das Papier übergetragen. Die Perspective, die man so erhält, muß natürlich vollkommen richtig sein und es gehört eine ganz geringe Uebung dazu, um das Instrument zu handhaben, das so leicht ist und der Hand sich so bequem fügt, daß man selbst krumme Linien damit beschreiben kann. Mit dem Homographen kann man auch wegen seiner leichten Handhabung schnell ein lebendes Modell zeichnen und überhaupt dürfte er eine große Anwendung finden. In Frankreich hat man die Zweckmäßigkeit der Erfindung bereits anerkannt und Burnier erhielt Belohnungsmedaillen; auch die Academie der Wissenschaften sprach sich sehr günstig darüber aus und bald wird jeder Reisende ein solches Instrument mit sich führen, um rasch Merkwürdigkeiten in sein Portefeuille aufzunehmen, denn der Homograph ist einfach, sehr leicht tragbar und nicht theuer, da er höchstens auf 5 bis 6 Thaler zu stehen kommt.

(Man schreibt aus Frankfurt:) „Eine höchst interessante Erscheinung für jeden Natur- und Menschenfreund ist die hier dieser Tage erfolgte Ankunft der Familie Brockstädt, genannt das kleine nordische Kleeblatt, welches Hr. Bolt aus Hamburg im Rauch'schen Hause am Paradeplatze nur kurze Zeit sehen läßt; es sind dies keine Mißgeburten oder verkrüppelte Leutchen, sondern ihre Körper sind in dem schönsten Ebenmaß gebildet; ihr Alter zwischen 16 und 20 Jahren, ihre Größe aber nur 28, 22 und 35 Zoll! „Die Natur hat hier (sagt ein Beurtheiler) mit dem Menschen ein launenhaftes Spiel getrieben und eine Ironie, eine Parodie auf ihr schaffen wollen, um ihm zu zeigen, welch' ein elendes Subjekt er ist."

(Schwarze Bohnen.) Hr. Bowville, ein französischer Naturforscher hat Nordamerika und die Halbinsel Californien bereist, und bei seiner Rückkehr nach Paris eine Quantität Bohnen vorgezeigt, von welchen er in Folge gemachter Versuche eine zweihundertfältige Ernte mit Gewißheit verspricht. Diese Frucht wächst in Californien wild, gedeiht ohne alle Pflege auch auf sandigem Boden, wuchert besser als Mais oder irgend ein Getreide, irgend eine Hülsenfrucht, liefert ein treffliches Mehl und ist allen Oekonomen auf das dringendste zu empfehlen.

(Chs. Dickens (Boz) ist von New-York wieder in England angekommen.

Anzeige.

Ein vollständiges Sortiment **Notenpapier** von vorzüglicher Güte, sauber und correct liniirt und zu sehr billigen Preisen empfehle ich höflichst und angelegentlichst

Wm. Wulff, Seemannsstraße Nr. 2.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 60.

Bremen, Donnerstag den 28. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 760. Den 21. Mai d. J. starb zu Port au Prince der Matrose des Schiffes „Whist", Michael Eggers, 19 Jahr, von hier gebürtig.

— 761. Den 21. Juli. Des Topfhändlers Heinrich Heise Tochter, 6 Jahr, Hastedt.

— 762. Den 23. — Der Wundarzt Daniel Jacob Widmann, 63 Jahr, Hutfilterstr. Nr. 41.

— 763. Den 23. — Anna Friederike Borgfeldt, 23 J., Westerstraße Nro. 89.

— 764. Den 24. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Wilh. Gerberding Tochter, 5 Jahr, gr. Krummenstraße Nro. 23.

Nro. 765. Den 24. — Des Schneiders Joh. Friedrich Klinckhardt Sohn, 9½ Jahr, Deetjen Hof Nro. 2.

— 766. Den 24. — Des Cigarrenmachers Nicolaus Diedrich Wiele Tochter (todt geb.), Brüggemanns Gang Nro. 5.

— 767. Den 25. — Des Schneiders Wilhelm Gehle Tochter, 8 Jahr, Bonspforte Nro. 6.

— 768. Den 25. — Des Pastors zu Bücken Hans Georg Schloetke Tochter, 13 Jahr, Sögestraße Nro. 33.

— 769. Den 25. — Des Schneiders Johann Philipp Leonhard Hoffmann Sohn, 7 Tage, im Sack Nro. 7.

Geboren:

Nro. 955. Den 22. Juli. Des Arb. Joh. Ernst Diedrich Lehmkuhl Ehefr., geb. Meyer, Pelzerstr. Nro. 23, von einem Knaben.

— 956. Den 22. — Des Küpergesellen Joh. Heinrich Wilh. Behrbohm Ehefr., geb. Lau, Fedelhören Nro. 18, von einem Mädchen.

— 957. Den 22. — Des Arb Christ. Heinr. Rüthen Ehefr., geb. Scheper, Buntenthorssteinweg Nro. 91, von einem Mädchen.

— 958. Den 22. — Des Arb Ernst Cassen Ehefr., geb. Weber, Deetjen Hof Nro. 1, von einem Knaben.

— 959. Den 23. — Des Zimmergesellen Engelbert Meyer Ehefr., geb. Lagemann, alten Steinweg Nro. 74, von einem Mädchen.

— 960. Den 24. — Des Cigarrenmachers Nicolaus Diedr. Wiele Ehefr., geb. Willstock, Brüggemanns Gang Nro. 5, v. e. todten M.

— 961. Den 24. — Des Branntweinbrenners Johann Gerhard Kreyenhop Ehefr., geb. Meinken, Oehlmühlenstraße Nro. 8, von einem K.

Nro. 962. Den 24. — Des Maurergesellen Joh. Hinr. Liesing Ehefr., geb. Behrens, Düsternstr. Nro. 58, von einem Mädchen.

— 963. Den 24. — Des Arb. Franz Heinrich Wulf Ehefr., geb. Rose, Buntenthorssteinweg Nro. 160, von einem Mädchen.

— 964. Den 25. — Des Kaufmanns Carl August Gruner Ehefr., geb. Gröning, Contrescarpe Nro. 16, von einem Knaben.

— 965. Den 25. — Des Schuhmachermeisters Johann Heinr. Phil. Kämpfer Ehefr., geb. Becker, gr. Annenstraße Nro. 72, von einem K.

— 966. Den 25. — Des Küpergesellen Heinr. Ludw. Gerh. Osmus Feldhusen Ehefr., geb. Weber, hinterm Paulsberg Nro. 9, v. e. K.

— 967. Den 25. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Gustav Schmidt Ehefr., geb. Focke, Contrescarpe, von einem Knaben.

— 968. Den 26. — Des Kaufmanns Carl Ludwig Knigge Ehefr., geb. Wienecke, Doventhorstraße Nro. 19, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 61.

Bremen, Sonntag den 31. Juli 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 31. Juli.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Cand. Holtmeier.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. Müller.
1 Uhr Hr. Cand. Holtmeier.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Cand. Roth.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Nagel.
12 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Deutschland.

„Weil sein Ohr dem Lied vom Rheine
Jüngst das Volk der Deutschen lieh,
Weil es nicht vor Frankreichs Anruf
Sklavengleich gebeugt das Knie,
Glaubst du Deutschlands Bund gefestigt?
Juble drüber nicht zu früh,
Trau zu schnell nicht seiner Herzen
Schnell geschaff'ner Melodie!"

„Bis erst schmetternd die Trompete
Das Gestad' des Rheines wahrt,
Bis sie Halt ruft, grenzenhütend
An der Weichsel Ueberfahrt,
Bis der Brennenadler kämpfend
Sich dem doppelhäupt'gen paart,
Ward kein höchster Wurf geworfen,
Hat kein Gott sich offenbart."

Also hört' ich eine Stimme
Zukunftwägend, mahnungsvoll,
Als der Ruf von Deutschlands Bunde
Mir aus rascher Seele quoll.
Nicht den Worten sollt' ich trauen,
Nicht des Liedes flücht'gem Zoll,
Leicht sei's mit dem Schwert zu spielen,
Eh' des Kampfs Gebot erscholl.

Ja, ich weiß es, es ist Friede,
Es verklang der Laut der Schlacht,
Hülfe wird der Stadt der Trümmer
Selbst vom Fremdland dargebracht;
Eines Menschenbundes Zeichen
Ist am Himmelskreis erwacht;
Weil', o weile, schöne Hellung,
Holdes Licht werd' nie zur Nacht!

Und wie du, mein Volk, wer dürft' auch
Treten in das Recht des Schwerts?
Welcher fremden Größe schloß'st du
Deine Brust? welch' fremdem Schmerz?
Wie der Quell sich um die Erde
Seinen Pfad zieht, meerewärts,
So um's All der Völker schmiegt sich
Lebensvoll das deutsche Herz.

Aber daß ein Wort von oben
Langsam, laut dir werd' gesagt,

Drum seit nah an dreißig Jahren
Blieb ob dir der Sturm verjagt,
Ward die blutige Entscheidung
Ueber'm Haupte dir vertagt:
Ob du stehen willst und dauern,
Das ist's, was dich Gott befragt.

Und die Antwort ward gegeben
Laut und lauter, hundertfach,
Im Verein, der deiner Länder
Alte Schranke siegend brach,
In dem Zorn, der schwerterfodernd
Von sich warf des Rheines Schmach,
In der Freude, die begeistert
Für den Dom des Rheines sprach;

In dem Namen, der durchflogen
Stamm um Stamm nach Hamburgs Brand,
In der Kraft, die dich zu wappnen
Ihren ehrnen Flügel spannt,
Im Gebot, das Deutschlands Heere
Waffenprüfend sich verband,
In der neu gelobten Festen
Bollwerk vor des Feindes Hand.

Drum, o Lied, erblöde nimmer,
Daß so kühn dein Klang begann,
Sei ein Geist, ein laut gewordner,
Der gesprengt der Zukunft Bann,
Sprich von einem Bund der Deutschen,
Den kein Schwert mehr lösen kann,
Und auf seiner Feinde Häupter
Schleudre seinen Fluch voran!

Drum, der Deutschen Kön'ge, setzet
Zwiefach euch die Krone auf,
Rufet für den Bau der Festen,
Für die Waffenschau zu Hauf,
Schirmt des Rheins, des Westgebieters,
Schirmt der Ostenströme Lauf,
Hebt den Geist, den Einheitfodrer,
Königlich zum Thron hinauf!

Drum, o Volk, was auch dem Schicksal
Noch, dem finstern, sei erlaubt,
Nicht mehr ist die Zeit, wo Deutschland
An sich selbst nicht hat geglaubt,
Wo ihm, blöde weggeworfen,
Gränz' um Gränze ward geraubt,
Bis der Kranz, der kaiserliche,
Klanglos sank von seinem Haupt.

Glauben werd' des Himmels Pfändern,
Waffnung komme dem Gemüth,
Wort gegeben sei dem Hoffen,
Das im tiefen Grund ihm blüht!
Wann es Nacht ist, magst du fürchten,
Daß das Taglicht noch verzieht,
Aber nicht wann sonnekündend
Schon der Stern des Morgens glüht.

Friedrich Rotter.

Die Morena von Malaga. Aus dem Leben des Empecinado.

(Fortsetzung.)

Das dürre Holz der Blenden und der Fensterrähme zündete wie Zunder, und als die Hitze der Gluth die Räuber von ihren Standpunkten vertrieben hatte, da hörte das Feuern von beiden Seiten auf. Immer aber gaben die Belagerten noch kein Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Ein verzweifelter Versuch, durch ein Seitenfenster zu entkommen, wurde vereitelt, und diejenigen, die ihn gemacht hatten, wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Endlich trieb ein heftiger Windstoß, der gerade auf das Haus stand, Massen des brennenden Strohes durch die Oeffnungen der ausgebrannten Fenster. Die Räuber stießen einen Schrei des Schreckens aus, als sie sich plötzlich von den Flammen eingehüllt sahen. Wenige Augenblicke darnach öffnete sich die Stallthür und es traten achtzehn Mann heraus, die ihre Waffen von sich warfen und um Pardon baten.

In welch blutgierigen Ruf Empecinado während der sieben Jahre, wo er die Franzosen bekriegte, auch gekommen sein mag, war er doch nicht von Natur grausam und blutdürstig. Jeder Spanier hielt es zu jener Zeit für eine unerläßliche Pflicht, die Dränger seines Vaterlandes zu tödten, so oft sich die Gelegenheit dazu finden möchte; eine Ansicht, in der sie durch die Priester, die damals noch all des Einflusses über die Menge genossen, dessen sie seitdem so grau-

sam beraubt worden sind, bestärkt wurden. Diese erklärten die Ermordung eines Franzosen für eine Gott und den Menschen wohlgefällige That, derentwegen es nicht allein keiner Absolution bedürfe, sondern die vielmehr als Sühne für irgend eine wirkliche Sünde gelten könnte, eine Meinung, die denn auch fast überall auf der Halbinsel Eingang gefunden hatte. Empecinado, der, wenn seine Gefangenen Franzosen gewesen wären, ebenfalls ihnen wohl kaum die Zeit gelassen hätte, ein Stoßgebet herzusagen, wollte das Blut seiner Landsleute nicht vergießen, obgleich es Räuber und Geächtete waren, und zog es vor, sie mit nach Valladolid zu nehmen. Einige der Guerillas waren bald darüber aus, ihnen die Hände auf den Rücken zu binden, während andere die Pferde aus dem Stalle zogen und ein dritter Theil mit Fuentes in die Venta drang, um, ehe dieselbe niederbrannte, erst heraus zu nehmen, was Gitano und seine Gesellen Werthvolles darin zurückgelassen haben mochten.

Als Empecinado selber sich erst überzeugt hatte, daß der Gitano einer der drei Reiter gewesen, welche entkommen waren, nahm er von den übrigen Räubern wenig Notiz und warf nur einen flüchtigen Blick auf sie, als sie vor ihm aufgestellt standen und sich von den Guerillas ruhig binden und verhöhnen ließen. Bei diesem flüchtigen Blick wurde sein Auge jedoch auf den saubern Anzug und das hübsche Gesicht des Zigeunerburschen aufmerksam, dessen wir schon erwähnt haben, und in einer ungesuchten aber graziösen Stellung es abwartete, daß die Reihe, gebunden zu werden auch an ihn käme. Empecinado trat auf ihn zu und sagte, ihm seine Hand auf die Schulter legend, in einem nicht unfreundlichen Tone zu ihm:

„Du bist noch ein Kind; wie bist Du so jung unter so rohes Volk, zu einem solch wüsten Leben gekommen? Bist Du etwa ein Sohn des Gitano?

Der junge Zigeuner wich zurück, als er sich angefaßt fühlte, und während Empecinado zu ihm sprach, schaute er ihm fest und kühn ins Gesicht; darnach antwortete er:

„„Ich bin nicht Gitano's Sohn, aber wer bist Du, der Du so gewaltthätig gegen Menschen verfährst, die Dich nie beleidigt haben, herbeischleichst, wie ein feiger Fuchs, der das Licht des Tages scheut und nur bei Nacht Courage bekommt?

„Du führst eine verwegene Sprache, junger Herr," erwiederte Diez, über des Burschen kecke Heftigkeit verwundert, „und mancher an meiner Stelle möchte sich versucht fühlen, zu sehen, in wiefern ein auf Deinen Rücken applicirter Steigbügelriemen im Stande wäre, eine so leichtfertige Zunge zu zügeln.

„Ich will das jedoch nicht, ja ich will Dir sogar Antwort auf Deine Frage geben, Mein Name ist leicht ausgesprochen: ich bin ein armer Guerilla und die Leute nennen mich den Empecinado."

(Fortsetzung folgt.)

* Noch einige Worte über das Turnen.

(Schluß.)

Der zweite Einwurf, als könne die Rohheit durch Begünstigung größerer körperlicher Freiheit Raum gewinnen, ist sehr leicht zu beseitigen. Man wähle tüchtige, von richtigem Geiste beseelte und mit moralischem Einfluß auf die Jugend begabte Männer als Leiter und Vorsteher der Turnanstalten, so werden diese mit geringer Mühe einen ehrenhaften, ja selbst ritterlich biederen Ton darin einführen können, der alles Niedrige, Unedle, Unrechte von selbst ausschließt.

Die dritte Meinung, als könne das Turnen Anlaß zu Verletzungen der Kinder geben fällt weg, wenn man tüchtige Lehrer an der Spitze weiß, und wenn man bedenkt, daß ein hoher Grad von Gewandheit gewiß dem Jüngling und Manne weit mehr der Unglücksfälle ersparen wird, als die Erlangung dieser Gewandheit den Knaben aussetzt. Beim Reiten, Fahren, beim Passiren von Brücken und Stegen, ja fast täglich kommen wir in Fälle, wo korperliche Gewandheit uns rettet, falls ein Unglück stattfindet, wo wir ohne sie demselben nicht entgehen.

Die Beantwortung des vierten Einwurfs, der Knabe behalte bei den vielen, an ihn gestellten Forderungen keine Zeit die er auf körperliche Ausbildung verwenden könnte, weise ich nur zurück auf die erste Frage. Das an geistige Ausbildung etwa Versäumte holt er später leicht nach; das Sprichwort: „Was Hänschen versäumte, holt Hans nimmermehr ein" — bezieht sich nicht darauf, sondern auf Körper und Gemüth. Wer durch Vernachlässigung des Körpers ein Krüppel ward, kann später schwerlich wieder gerade gebogen werden; höchstens gelingt es hier und da im orthopädischen Institut. Wer aber früh versäumte, sein Gemüth im offnen Buche Gottes, in seiner Natur, in seiner wundervollen Schöpfung zu orientiren und zu bilden, zu ver-

edlen und zu heiligen, der wird später, wenn die Empfänglichkeit der Jugend dahin, wenn des Lebens Ernst über sein Haupt gerauscht ist, nie wieder diese Weihe über sich ausgegossen fühlen. Sie weht dem, der sie in der Jugend empfand, noch im Alter emporzeigend, läuternd festlich durch die Ruinen so mancher gebrochnen Hoffnung, so manches zertrümmerten Glückes.

O, erhaltet Ihr, die Ihr es vermögt, erhaltet Euren Kindern den Sinn für die Natur; schachtelt sie nicht ein zwischen Büchern und Katheder. Laßt sie freier athmen und sich vor Allem zu guten, empfänglichen, feurigen Menschen bilden und dann erst zu Gelehrten. Das Korn des Guten trägt gewiß und immer seine gute Frucht.

Das Turnen aber, die Kraftübung in der freien Luft, giebt dem Knaben Vorliebe zur freien Natur; und in der Natur bildet sich seine Seele aus, das Allgemeine, Schöne und Wahre zu erkennen und zu fassen. Da wird er von jener Denkungsart weit abgezogen, deren Maxime die Comparation ist: „Erst komme ich; dann komme ich noch einmal, und zuletzt komme ich wieder!“ — Wie viele solcher egoistischer Kleinseelen giebt es doch noch auf dieser schönen Welt. Sie leben, essen, trinken, heirathen, zeugen Kinder und sterben und sind da gewesen; und Alles was man von ihnen sagen kann ist, daß sie eben da gewesen sind, und die Welt hat keinen Pfifferling durch ihr Dasein gewonnen, ist durch sie um keine Linie weiter gerückt.

Wohl mag es auch Menschen geben, welche das freie, offene, vielleicht zuweilen etwas derbere Wesen nicht mögen; welche lieber die sanften, geschniegelten und gebügelten, lispelnden, nivellirten Menschen mögen. Es mag Damen geben, für deren zartes Nervensystem ein lautes Wort, ein fester Tritt zu aufregend ist; dabei aber schwärmen sie für ihren Shakespeare, ohne zu bedenken, welche Karrikatur ein König Lear, ein Macbeth in der Hülle eines Modeherrchens sein würde; sie staunen das Große, Erhabene, in seiner Natürlichkeit so Herrliche im Gedichte an — aber in der Wirklichkeit sagen sie: fi donc! — — Eh bien, meine Damen für Sie habe ich diesen Aufsatz nicht geschrieben.

Aber — fällt mir noch eine Querfrage auf, — geht es mir auch, wie so manchem Redner, welcher mit aller Mühe, mit allem Feuer doch nichts bewirkt, weil er — Lufthiebe führt? Weil er mit Feinden kämpft, die nur in seiner Phanasie existiren? — Bedarf unsere Jugend wirklich eine Ermunterung zu besserer Wahrnehmung der physischen Interesse? Den Zweck derselben wird man mir zugegeben haben; die Wahrheit, daß ein tüchtiger in jeder Hinsicht wohl ausgebildeter Körper vom unberechbarsten Einfluß auf den Geist ist. — Wie steht es denn mit unsrer Jugend? — Werfe man gefälligst einen Blick auf dieselbe, wenn sie am Morgen in den Zwischenstunden auf den Kirchhöfen (sic!) herumspielt, oder wenn sie Mittags aus der Schule heimkehrt. O welche Menge bleicher, eingefallener Wangen, trockner, vorübergebeugter Gestalten wird man da gewahr. — Wie selten erfreut sich das Auge an einer brausenden, vigourensen Gestalt? — Woher aber auch sollen die kommen? Selbst die Spielplätze sind den Kindern genommen. Von Natur ist unsere Constitution keineswegs schwächer als die früherer Geschlechter. Soll ich um ein nahes Beispiel anzuführen, Euch auffordern, die Ihr in der Mitte der zwanziger Jahre die Schule besuchtet, als das Turnen seine Blütezeit erlebte und schon so herrliche Früchte trug, dieser Zeiten wieder zu gedenken? — Welche Gesellen gingen damals mit uns in die oberen Klassen! — Und sind die etwa in geistiger, in wissenschaftlicher Hinsicht zurückgeblieben? — Das wird, denk' ich, Niemand behaupten wollen. — Soll ich, um auch historisch zu Werke zu gehen, darthun, daß unsere deutschen Vorfahren, die alten Ritter, die im Stahlharnisch einherritten, sonder Beschwerde, keineswegs von anderem, von größerem Körperbau waren, als unsere Generation, falls diese nicht durch ihre Lebensweise verkümmert wird? — Soll ich zum Beweis auf die alten Rüstungen hindeuten, die noch auf mancher deutschen Burg aufbewahrt werden, und die einem jetzigen Bauern ganz wohl passen würden? — Aber er kann sich nicht darin bewegen, denn Kraft und Gewandheit, von Jugend auf geübt, gehörten dazu. Dem jetzigen Bauern fehlt die Gewandheit, dem Bürger die Kraft. — Beides giebt uns das Turnen.

Ich muß abbrechen. — Es ließe sich über mein Thema ein ganzes Buch schreiben; diese Blätter sind auf beschränkten Raum angewiesen. Es ließe sich noch eine hübsche Parallele ziehen zwischen dem regen Geist, der eben auch für's Turnen u. s. w. in unserm Vaterlande gerade jetzt überall laut wird — und zwischen der Nachricht, daß in Paris die jungen Stutzer bereits begonnen, seidene Fracks zu tragen, daß die Reifröcke längst schon wieder in der Mode und die Periode der Zöpfe auch wohl nicht mehr weit ist. Mein gutes Vaterland! bewahre du den regen, frischen, vor-

wärts strebenden Sinn und laß dem Nachbar drüben sein Rococo und seine Perücken!

Zum Schlusse meine Ansicht über die Herstellung eines geregelten Turnunterrichtes in Bremen. Ich spreche sie nur, als eine individuelle aus, ohne der in Nr. 58 des Bürgerfreundes angedeuteten damit zu Nahe treten zu wollen. Erforderlich sind vier Theile. Ein Lokal, ein ausübender Lehrer, eine beaufsichtigende Commission und — Schüler. — Das Lokal, welches gegenwärtig existirt, ist zwar sehr beschränkt, doch müßte es für den Anfang genügen. Hauptsächlich wäre demnächst ein Augenmerk darauf zu richten, ein passenderes Lokal für den Unterricht im Winter und bei schlechtem Wetter ausfindig zu machen. Es bedarf dazu eines geräumigen, parterre liegenden Raumes; allenfalls wäre eine große Speicherdiele dazu ausreichend, wenn sie nämlich so beschaffen ist, daß die auf den Böden gelagerten Waaren beim Auf- und Abspeichern dem Unterricht nicht hinderlich werden. Der ausübende Lehrer müßte, meiner Ansicht nach, aus dem Mittelstande sein, etwa ein passender früherer Unteroffizier oder Fechtlehrer und zwar müßte er in seinen besten Jahren und wenn möglich verheirathet sein, damit er den Umgang mit Kindern kennt. Garantirt man demselben ein Fixum von etwa 250 Rt., wobei es ihm freisteht, durch Exerzier- und Fecht-Unterricht u. s. w. sich einen Nebenverdienst zu suchen, so würde sich wohl schon ein sich dazu qualificirender Mann finden. Die eingehenden Unterrichtsgelder könnten von einer Commission verwaltet, und daraus das Material und obiger Gehalt bestritten werden. Ein etwaiger Ausfall würde wohl vom Staate übernommen werden. — Die Commission fiele zunächst dem Scholarchat anheim. Doch würden sich gewiß auf die erste Aufforderung manche Männer im Publicum finden, die gern einen Theil der persönlichen Beaufsichtigung mit übernähmen. — Und nun die Schüler! — Das verehrliche Scholarchat würde, falls dies Unternehmen in's Werk träte, es sich angelegen sein lassen, die Schulen besuchende Jugend zur Theilnahme am Turnunterricht aufzufordern; man könnte ja für die verschiedenen Schulen verschiedene Turnstunden ansetzen — wie es eben passend erscheint. Auch für die Waisenkinder wäre es in der That äußerst wünschenswerth, könnten sie dieser Wohlthat genießen; und ebenso mögte ich den angehenden Seminaristen es an's Herz legen, den Turnunterricht nicht zu versäumen. Wahrlich, den Landleuten ist derselbe eben so nützlich wie dem Städter. Eine Recke, ein Barren und ein paar Springstöcke genügen schon, und mit diesen wenigen Mitteln kann mancher Bauernbursche, der sonst hinter'm Pfluge steif und krumm werden würde, zu einem gewandten, schlanken Mann herangebildet werden. — — —

Möge der vorstehende Aufsatz nicht ganz umsonst geschrieben sein!

P. J. W.

Das Laughing-Gas *).

In England, wo der übermäßige Genuß starker Getränke bisher so tief im Volke wurzelte, in seinen Folgen so furchtbar mit der ganzen Lebensweise jedoch so eng verkettet war, erfreut sich seit einigen Jahren Pater Mathew, der berühmte Stifter der englischen und irischen Mäßigkeitsvereine der glänzendsten Resultate und an den Orten, wo in diesem Punkte vernünftige Eingebungen am schwierigsten Gehör fanden, in den ungeheuren Fabrikstädten, strömen nun Tausende in die Temperence-Häuser, um das Gelübde der Mäßigkeit abzulegen.

Die nun das über sich gebracht und nimmer wieder ihre Ideale und irdischen Glückseligkeiten durch „Brandy und Whisky„ sich schaffen wollen, die müssen auch fürder auf ihren ganzen früheren Umgang verzichten und neue Freunde, Mäßigkeitsbrüder wie sie, suchen, da die alten unverbesserlichen lächelnd auf die armen, von einem Wahne Befangenen herabsehen und für die guten nüchternen Köpfe höchstens Mitleid fühlen.

Daher kommt es, daß die Theetotalisten in jeder Stadt ihre eignen Klubbs bilden, wo sie regelmäßige Zusammenkünfte halten, Diners, natürlich nach vorgeschriebener Weise, geben, und sogar jeweilig ihre Frauen und Töchter mitbringen um die Freuden eines Ballets zu genießen.

Ich kam in Manchester an, und hörte, daß ein Theetotaler-Ball statt finden sollte. Die Gelegenheit war mir, dem beobachtenden Reisenden, der sich für Alles interessirte, was das englische Volksleben berührte, was neu, fremdartig gegen das Alltägliche im lieben Vaterlande erschien, erwünscht, der Zutritt ward mir leicht. Ungefähr um acht Uhr betrat ich den Saal. Die ganze Menge männlicher und unmännlicher Theetotalisten war an langen Tischen versammelt; heitere Lieder wurden gesungen, kräftige Reden, hie und da mit politischer Färbung gehalten, und die Theekanne machte

*) Das Lach-Gas.

tüchtig die Runde. Das auf einer Gallerie befindliche Orchester gab jetzt das Zeichen, daß der Ball anfange; bald waren Tische und Stühle hinweggeräumt und in kurzer Zeit brachte ein schottischer Nationaltanz Alles in muntere Bewegung. Französische, englische Quadrillen wechselten mit Ecossaisen. Dann und wann wurde ein deutscher Walzer geradebrecht und ein paar Stunden flogen dahin im Taumel der süßen Tanzlust. Ich hatte eine interessante Unterhaltung angeknüpft mit einer niedlichen Irländerin, welche sich mit feurigen Worten bemühte, mich zur Theekesselei zu verführen, und sich höchlich wunderte über die Unverbesserlichkeit des Foreigner's, der dem Traubensaft nimmer entsagen wollte.

Während der lebhaften Demonstration, die St. Patriks Töchterlein mit französischer Grazie und englischer Klarheit gegen mich führte, waren wir in den Hintergrund getreten, da der Kreis der Tanzenden sich aufgelöst hatte und die Musik verstummt war. Es wurden nun Vorbereitungen zu einer andern Abtheilung der Abendunterhaltung getroffen.

Ein Mann trat in die Mitte, und hielt eine mit Kohlengas angefüllte Blase, an der sich ein geschlossener Cylinder befand, unter dem Arme. Er richtete an die Gesellschaft die Frage: wer das Gas nehmen wolle, und herantrat ein stämmiger Seemann, ließ sich den Cylinder in die Kehle hinabdrücken, die zum Athmen bestimmten Organe zuhalten und das Gas in den Magen pumpen. Es war geschehen. Schnell trat der Darreicher zurück, während zwei handfeste Männer sich hinter den Matrosen postirten. Er fuhr mit der Hand ein paarmal über die Stirne, sah mit den glänzenden blauen Augen umher, und begann dann ein kräftiges Matrosenlied. Herrlich klang die sonore Stimme, kühn hoben sich die Töne aus der männlichen Brust. Da verlor er plötzlich die Weise, abgebrochen irrten die Töne, wildes Feuer blitzte unter den markirten Brauen, ein fieberhaftes Zucken verzerrte seinen Mund, und hinein stürzte er auf die athemlos lauschende Menge, und mit ungeheurem Streiche schlägt er den Nächsten zu Boden. Zu spät springen die beiden Männer, welche hinter ihm gestanden, herbei, schon hebt der in Raserei Schäumende den Arm zum zweiten Schlage, da knickt der Starke, die vom Sturm gefällte Eiche, selbst zusammen; bewußtlos und ohnmächtig liegt er zu Boden. Ein tiefer Schlaf umflort auf einige Minuten seine Lider, dann erhebt er sich langsam, noch in halber Betäubung; seine Sinne kehren wieder, und unter dem „vergnüglichen" Lachen des amüsirten Publikums wankt er aus dem Saale. Nun kam ein Zweiter. Ein dünnes, schmächtiges Männchen von etwa achtundzwanzig Jahren, mit gutmüthig schwärmerischen Zügen. Auf ihn brachte das Gas eine andere Wirkung hervor. Mit schnarrendem Stimmchen recitirte er Stellen aus Miltons verlorenem Paradiese, fiel hie und da in ein Shakspear'sches Trauerspiel, und brachte durch seine lebhaften Gestikulationen, seine Wuth sich hören zu lassen, große Heiterkeit hervor. Er fiel in den schlummerähnlichen Zustand nach ungefähr einer halben Viertelstunde, und ward in Konvulsionen aus dem Saale getragen.

Es folgten noch drei bis vier; ich hebe indessen nur Einen hervor, der mir besonderen Abscheu einflößte, ein Knabe von dreizehn Jahren, dem dieß nervenzerrüttende, sinnverwirrende Betrinkungs-Surrogat aufgedrungen ward. Ich hatte des Vergnügens genug. Mir ekelte vor der Mäßigkeit dieser Menschen, die sich selbst betrügen, und die Gesundheit auf die roheste, entsetzlichste Weise untergraben. Mit Schwindel und Kopfweh behaftet, sah ich die in den Nebenzimmern sitzen, welche das Gas genommen hatten. — In den Sälen fingen sie wieder an zu tanzen. Ich ging nach Hause.

* Der Eid.

In unserer Stadt weilt jetzt Herr Jacob Andreffen-Siemens aus Helgoland, welcher in den Werken, Fragmente über den Eid. 1839. Das Reich des Herrn in repräsentirten Völkern und selbstständigen Regenten. Religion, Vernunft, Gesetz durch Veredelung des Rechtes in Vollführung des Verbotes des Eides. 1841, als Schriftsteller über den Eid aufgetreten ist. Die äußere Veranlassung diesen Gegenstand zu bearbeiten lag in dem Umstande, daß der Vater des Genannten durch falsche Eide in Havarie-Sachen sein ganzes Vermögen verlor. Der Verfasser verwirft, gestützt auf den Ausspruch Christi Matth. 5, Vers 33 — 37 jegliche Eidesleistung und schlägt vor ein mit besonderen Feierlichkeiten abgegebenes Ja, Ja, Nein, Nein an die Stelle zu setzen. Es ist allerdings eigenthümlich, wie so viele Christen, welche von den Worten der Schüler des Heilandes nicht einen Buchstaben unbeachtet lassen wollen, dennoch das ausdrückliche Verbot des Meisters selbst aus den Augen setzen, wie sie alle rationelle Erörterungen über den Inhalt der Bibel verwerfen, und dennoch das Verbot des Eides mit allerlei Chicanen hinweg zu deuteln suchen. Wie indeß die bürgerliche Gesetzgebung jetzt steht, läßt sich allerdings der Eid nicht wohl entbehren, und wir können nicht glauben, daß ein noch so feierliches Ja, Ja, dieselbe Gewalt wie ein Eid über die meisten Gemüther ausüben werde. Der obengenannte Verfasser hält sich indeß von der Zweckmäßigkeit seiner Vorschläge fest überzeugt, und finden wir uns veranlaßt, die Lesung der angeführten Schriften, so wie eines andern Werkes, auf welches er Bezug nimmt (Th. Romer. Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft) zu empfehlen.

* Theater zu Woltmershausen.

Man hat so oft gelesen, wie die Schauspielkunst in voller Blüthe gestanden, als die Schauspieler-Gesellschaften noch sämmtlich wandernde waren, wie Fleck, Schröder, Iffland auf kleinen Bühnen zur Vollkommenheit emporstiegen, daß man für derartige uns jetzt selten zu Gesicht kommende kleinere Truppen im Voraus lebhaftes Interesse empfindet. In dieser Art ging es uns mit der Bühne in Woltmershausen. Leider aber fanden wir eine große Täuschung. Die Gesellschaft leistet nicht einmal das Mittelmäßige, und ist im Interesse der Kunst nur zu wünschen, daß dieser Thespis-Wagen baldigst weiter rolle.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. August 8½ Uhr.

Miscellaneen.

(Mainzer Droschken-Wonne.) Welche Umwandlungen haben die seit einigen Tagen in Mainz cursirenden Droschken hervorgebracht! Leute, die aus Rücksichten für ihre Geschäftsstellung in der Gesellschaft, nie im Wagen sich zu zeigen den Muth hatten, liegen jetzt stolz und voll Bewußtsein in der Ecke der Droschken und traben von einem Ende der Stadt zum andern. Elegante und nicht elegante Welt vereint sich in der Ansicht, daß es doch besser ist durch die Augustiner-Gasse zu fahren, als zu Fuß diese Pflaster-Hölle durchzuleiden. Was zu Fuß geht — wird kaum mehr eines Blickes gewürdigt! Da fährt ein junger Arzt! Er kann jetzt seine ungeheure Geschäftseile, sein vielfaches In-Anspruchgenommensein für sechs Kreuzer effectvoll genug zeigen. Da trabt unser genialster Kleider-Ingenieur heran! Er sieht kaum aus den Gebirgen von Bündeln, die um ihn herum gruppirt sind, hervor! Wie dieser wackere Professor der Bekleidungs-Kunst sonst unter der Last dieser Bündel schmachtete! Beim Himmel, da hätte der Droschkenkutscher beinahe den besten Kundmann des genialen Kleider-Ingenieurs überfahren, aber dieser macht nicht einmal eine entschuldigende Reverenz, er übersieht den Fußgänger! — Es ist zwölf Uhr. Voilà vier Nähmamsellen, die aus der Arbeit in der Droschke zu Tisch fahren! Es geht durch die Schustergasse! Halt! Noch eine Ladenmamsell zum Kutscher auf den Bock hinauf. „Allons enfans de la patrie!“ Gonsenheimer Gemüse-Weiber! werdet ihr nicht bald in Droschken durch die Stadt jubeln und von Haus zu Haus die Kinder des Frühlings und Sommers spazieren fahren? — Sprenkenkel und Bruder Schlewitzer! seh ich Euch nicht in der kommenden Messe in Droschken thronend, Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken fordern, und Ihr Meß-Nachtigallen, Harfenistinnen, Ihr werdet doch Euere edlen Lungen nicht mehr durch solche Fußmärsche von Wirthshaus zu Wirthshaus beleidigen? — Wozu lacht Euch das Arkadien der Droschken? Und ihr süßen Mondschein-Promenaden im Gartenfeld und der „Seufzer-Allee,“ ihr habt eure folgenreichen oder erfolgreichen Rollen ausgespielt! Wie viel angenehmer schmachtet es sich im sanften Adagio des Droschken-Schrittes auf schwungreichen Federn! Und hier! — ein Pamphlet, das mit Droschken-Schnelligkeit wieder von Haus zu Haus geschleudert wird! Welche herrliche Erfindung zur Vorwärtsbeförderung für diese Art des geistigen Fortschrittes. Ganz Mainz schwelgt in dieser Droschken-Wonne und mit Recht! Wie angenehm läßt es sich in diesen schmucken Schnell-Seglern durchs Mainzer Tag- und Nachtleben hingleiten. Wie Mancher vergißt, wenn er in der Droschke fährt, wo ihn zu Fuß der Schuh drücken würde und ist für sechs Kreuzer — ein Glücklicher.

(Lazzarone.) Wem geht das Herz nicht auf, wenn er nur den Namen Lazzarone hört. Der Lazzarone ist eine unsern Ländern so fremde für sich eigenthümliche Gestalt, daß ihm wohl Niemand sein Interesse entziehen kann. Wir glauben dem Leser einen Dienst zu thun, wenn wir ihm aus Mayer's „Neapel und die Neapolitaner“ das Abendgebet eines Lazzarone mittheilen, in dessen Eigenthümlichkeit das ganze Wesen dieses Menschen auf die anziehendste Weise sich ausspricht:

Santa Madonna!
Habe Dank, Gebenedeite
Droben auf dem Sternenthrone,
Für die Schüssel Maccaroni,
Für das große Stück Melone.
Gieb auch morgen deinem Knechte
Maccaroni — mehr als heut',
Gieb mir süßes Eis, Cigarre,
Puppenspiel, das mich erfreut.
Santa Madonna!

Santa Madonna!
Bei den steifen Engelländern,
Die gespickte Börsen führen,
Und nicht Christen sind, beim Bacchus!
Laß mich morgen was buskiren;
Laß mich dann am kühlen Abend,
Wenn Gesang und Spiel erwacht,
Mit Pepina Tarantella
Tanzen bis in tiefe Nacht.
Santa Madonna!

Santa Madonna!
Auf der Schwelle deiner Kirche
Streck' ich jetzt zum Schlaf mich nieder.
Breite deinen heil'gen Schleier
Gnädig über meine Glieder,
Daß mich nicht der Huf des Maulthiers
Treffe, das vorübergeht,
Daß nicht bösen Zauber spreche
Einer, der am Wege steht.
Santa Madonna!

(Eisenbahn.) Zum Aufbau der hannover-braunschweigischen Eisenbahn ist der erste Spatenstich gethan und mit einem Gastmahl gefeiert worden, hoffentlich wird's nun mit dem Bau rasch voran gehen. Von der 1. Abtheilung der Eisenbahn von Leipzig nach Altenburg sind nur noch 800 Ellen zu planiren, auf einem großen Theil sind bereits die Schienen gelegt und man hofft in einigen Monaten die Fahrt zu eröffnen. Es werden täglich 3624 Arbeiter beschäftigt. — Am letzten Sonntag fuhren auf der Taunus-Eisenbahn nicht weniger als 11,400 Personen zwischen Wiesbaden, Höchst und Frankfurt in wenigen Stunden nach einander.

(Ein sehr betrübendes Ereigniß) fand in Karlsruhe statt, das die allgemeine Theilnahme in Anspruch nimmt. Am 4. d. Abends nach 10 Uhr geriethen einige Schüler der polytechnischen Anstalt, welche sich in einem Zustande von Berauschung

befanden, auf der langen Straße mit einigen Handwerkern erst in Wortwechsel, und darauf in's Handgemenge. Während desselben zieht einer der Polytechniker, ein Architekt, W—r aus Rheinhessen, sein Jagdmesser aus der Tasche, und versetzt damit einem der Handwerksburschen (einem Büchsenmacher aus dem Würtembergischen, eines Oberförsters Sohn) mehrere Stiche in den Unterleib. Der tödtlich Verwundete sinkt zu Boden und wimmert um Hülfe. Dieser beklagenswerthe Auftritt fand vor dem Pariser Hof statt, in welchem mehrere Landtagsabgeordnete wohnen. Der Abgeordnete v. Itzstein hatte Hülferuf am ersten vernommen, er eilte nebst dem Abgeordneten Gottschalk und einigen Anderen hinab, und der Verwundete wurde vom Boden aufgehoben, während Andere dem Thäter nacheilten, den sie, mit blutigem Messer und blutenden Händen, festnahmen, und mit seinem Opfer confrontirten. Er sank, plötzlich nüchtern geworden, vor Entsetzen über seine Schauderthat in Ohnmacht, und befindet sich seitdem in Verhaft, der verdienten Strafe gewärtig. Der Verwundete lebte zwar am 5. d. noch, doch ist keine Hoffnung ihn zu retten, da die Stiche, deren es vier sein sollen, zu tief in den Leib gedrungen sind. W—r war, wie man hört, sonst immer ein ruhiger und ordentlicher Mensch, und man begreift nicht, weshalb er ein Messer bei sich trug, und wie er sich benehmen konnte, wie ein kalabresischer Bandit! Auch der Büchsenmacher wird als ein gesitteter und gutmüthiger Mensch gerühmt, und der heillose Verfall ist darum doppelt zu beklagen.

(Neger-Juden.) Daß es christliche und muhamedanische Neger giebt, ist weltbekannt; allein von jüdischen Negern erfuhr man noch nichts, obschon es einzelne Proselyten geben mag. Zwar fehlt es in Afrika, dem Vaterlande der Neger, nicht an Juden, aber dies sind nicht Neger und leben meistens zerstreut, z. B. in der Barbarei, und bilden nur in Abyssinien, seit uralten Zeiten, einen kleinen Staat. Erst vor Kurzem hat uns der Rabbi David in einem zu Madras erschienenen Schriftchen Nachricht von einem jüdischen Völkchen gegeben, das aus gebornen Negern besteht. Er fand zu Kochin (einer ehemaligen holländischen Besitzung an der malabarischen Küste) auch schwarze Juden, unterschieden von den weißen. Sie wohnen in und bei Kochin, etwa 1500 Familien stark, in verschiedenen Ortschaften und gelten als sehr rechtliche Leute, die sich mit Handwerken beschäftigen, und zwar so fleißig, daß man selten unter ihnen einen Nothleidenden entdeckt. Der Sage nach sollen sie von Negersclaven entstanden sein, die ein reicher Jude vor einigen Jahrhunderten erkauft, zur mosaischen Religion erzogen und dann freigelassen habe. Diese Sage scheint wenigstens durch den Umstand bestätigt, daß die weißen Juden, welche sich schon vor der christlichen Zeitrechnung in Indien angesiedelt haben, von ihren schwarzen Glaubensbrüdern ganz geschieden sind.

(Usingen.) Der vortreffliche Pflug, welchen Herr Georg Hartmannshenn zu Brandoberndorf, Amts Usingen, erfunden hat, um damit den Rasen bei Wiesenverbesserungen abzutragen, findet wegen seiner außerordentlichen Zweckmäßigkeit und Einfachheit allgemeine Bewunderung. Damit diese Erfindung, welche für die Fortschritte der Landwirthschaft so große Folgen haben wird, sobald als möglich bekannt werde, so wird Herr Hartmannshenn ein Modell dieses Pflugs anfertigen lassen, um es in die allgemeine deutsche Gewerbausstellung nach Mainz zu schicken.

(Artistisches.) In der Kunsthandlung von L. T. Neumann in Wien ist das gelungenste und ähnlichste Portrait von W. A. Mozart erschienen; für alle Freunde und Verehrer dieses großen Meisters wird dies gewiß eine willkommene Erscheinung sein. Möchten die hiesigen Buchhandlungen doch einige Exemplare kommen lassen.

(Glocken-Telegraphen.) Die in den letzten Tagen auf der Taunuseisenbahn zwischen Höchst und Frankfurt veranstaltete Probe mit einem Glocken-Telegraphen lieferte die günstigsten Resultate. In kaum einer Minute kann auf dieser Strecke mit diesem Telegraphen eine Nachricht von einem zum andern der beiden Orte gelangen.

(Chirac,) ein in großem Rufe stehender französischer Arzt, wurde krank; er fühlte sich selbst im Verlaufe der Krankheit den Puls, und sagte: „Man hat mich zu spät gerufen, dieser Mann wird nicht genesen."

(In Dresden) wird am 8. und 9. August ein großes Männer-Gesangfest statt finden, das sehr brillant werden zu sollen scheint. Das sächsische Ministerium des Cultus hat allen musikalischen Schullehrern in Sachsen einen 8tägigen Urlaub bewilligt, die Theil an dem Feste nehmen wollen. Große Meisterwerke werden zur Aufführung kommen, und bei dem regen Sinn für Musik, der in Sachsen herrscht, wird Dresden sich eines zahlreichen Besuchs musikalischer Seelen erfreuen und an interessanten Zusammenkünften in den reizenden Gegenden wird es nicht fehlen. Wenn eine Eisenbahn von Bremen nach Magdeburg fertig wäre, würden gewiß auch hiesige Gesang-Vereine einen Ausflug in unsere deutsche Schweiz machen, nun werden wohl die frommen Wünsche manches Sängers nicht erfüllt werden können.

Anzeige.

Ein vollständiges Sortiment

Notenpapier

von vorzüglicher Güte, sauber und correct linirt und zu sehr billigen Preisen empfehle ich höflichst und angelegentlichst

Wm. Wulff, Seemannsstraße Nr. 2.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 61.

Bremen, Sonntag den 31. Juli 1842.

Gestorben:

Nro. 770. Den 27. Juli. Die Dienstmagd Margar. Willenbrock, 36 Jahr, Schlachte Nro. 14.

— 771. Den 27. — Der Schenkwirth Joh. Samuel Mix, 57 Jahr, Brautstraße Nro. 13.

— 772. Den 28. — Der Dienstknecht Joh. Sagemühl, 28 Jahr, im Krankenhause.

— 773. Den 28. — Der Schenkwirth Hinr. Bischoff, 42 Jahr, Stephanithor Nro. 49.

— 774. Den 28. — Des Lohndieners Joh. Heinrich Arens Wittwe, geb. Alfes, 78 Jahr, Geeren Nro. 1.

— 775. Den 28. — Der Schlossergesell Eberh. Heinr. Jorning, 17 Jahr, Neuenstraße Nro. 28.

Nro. 776. Den 28. — Des Krameramtsgenossen Bernh. Conrad Kroning Sohn, 3 Monat, Langenstraße Nro. 109.

— 777. Den 29. — Des Malers Joh. Heinr. Schmidt Sohn, 15 Tage, Stangen Gang Nro. 2.

— 778. Den 29. — Des Schauspielers Carl Friedrich Robert Wittwe, geb. Heinemann, 50 J., gr. Hundestraße Nro. 47.

— 779. Den 29. — Des Buchdruckers Carl Siegmund Wilhelm Albrecht Ehefr., geb. Stancken, 63 Jahr, Fedelhören Nro. 32.

— 780. Den 29. — Hinrich Stecken Wittwe, geborne Mehlenfeld, 71 Jahr, im Armenhause.

Geburten:

Nro. 970. Den 24. Juli. Des Arb. Hermann Tietjen Ehefr., geb. Köster, Buntenthorssteinweg Nro. 61, von einem Knaben.

— 971. Den 25. — Des Cigarrenpackers Gerh. Hinr. Niemeyer Ehefr., geb. Kirchhoff, Fedelhören Nro. 13 A, von einem Knaben.

— 972. Den 26. — Des Kaufmanns Wilh. Hermann Leupold Ehefr., geb. Meyer, Obernstraße Nro. 47, von einem Mädchen.

— 973. Den 26. — Des Cigarrenmachers Franz Joseph Boening Ehefrau, geb. Schwecke, Neustadts Deich Nro. 10, v. e. Mädchen.

— 974. Den 26. — Des Schweineschlachters Johann Heinrich Friedrich Langrehr Ehefr., geb. Wentzel, Osterthorssteinweg Nr. 75, von einem Knaben.

— 975. Den 26. — Des Kaufmanns Albert Diedrich Finke Ehefr., geb. Faber, Richteweg, von einem Knaben.

Nro. 976. Den 27. — Des Schiffscapitains Christian Ludwig Habbert Ehefr., geb. Buse, Rembertistraße Nro. 44, von einem Mädchen.

— 977. Den 27. — Des Gastwirths Joh. Heinrich Conrad Hoppe Ehefr., geb. Knolle, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 4, von einem Mädchen.

— 978. Den 27. — Des Kaufmanns Friedrich Wilh. Hunicke Ehefr., geb. Dangers, Bredenstr. Nro. 16, von einem Mädchen.

— 979. Den 27. — Des Gehülfen beim Mechanicus Nicolaus Ohm Ehefr, geb. Wedemeier, Punkendeich Nro. 44, von einem Knaben.

— 980. Den 28. — Des Landmanns Hinrich Sanders Ehefr., geb. Hahn, Hastedt, von einem Mädchen.

— 981. Den 28. — Des Tischlers Joh. Heinr. Tauke Ehefr, geb. Fromholdt, Plünkenstraße Nro. 9, von einem Mädchen.

— 982. Den 29. — Des Küpermeisters Diedr. Wilh. Heitmann Ehefr., geb. Horstmann, kleine Krummenstraße Nro. 12, von e. Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 341. Der Kaufmann zu Genna Ferdinand Wilh. Florenz Ludwig Heidsiek u. Agathe Emilie Lüling hieselbst.

— 342. Der Briefbesteller an der Stadtpost Heinrich Droop und Johanna Henriette Bernhard. Beide von hier.

Nro. 343. Der Landmann zu Eystrup, Amts Hoya, Joh. Friedr. Diedr. Bolland und Gesche Thüter zu Holtorp.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 62.

Bremen, Donnerstag den 4. August 1842.

Der Herzog von Orleans am 13. Juli.

„Nach Neuilly!“ ruft der Prinz. Im leichten Wagen
Fliegt er dahin — der schönsten Hoffnung voll —
Den Eltern noch ein Lebewohl zu sagen,
Zu weih'n der treu'sten Kindesliebe Zoll.
Nie hat das Herz ihm freudiger geschlagen;
Nie minder noch geahnt des Schicksals Groll:
Zur Rechten blickt er freundlich und zur Linken,
Und grüßt das Volk mit beider Hände Winken.

Der Wagen rollt; die muth'gen Rosse brausen
Schon nächst der Pforte, die gen Neuilly führt —
Da faßt sie plötzlich unheilvolles Grausen,
Als ob ein Geisterwort ihr Ohr berührt;
Wild rennen sie, und in des Sturmes Sausen
Wird nicht des Lenkers Zügel mehr gespürt;
Entsetzen packt das Volk auf allen Wegen,
Entsetzen ruft den Brausenden entgegen:

„O haltet ein! ihr tragt den Sohn, den Gatten,
„Den Vater und des Vaterlands Geschick.
„O haltet ein! ihr stürzt zum Reich der Schatten
„Des Reiches Hoffnung und der Seinen Glück.
„Laß Lenker, deine Zügel nicht ermatten,
„Bring' zum Gehorsam dein Gespann zurück;
„Denn wenn Er fällt, so bluten diesem Falle
„Der Seinen Herzen, und die Herzen alle!“

Sie hören nicht, durch ein Phantom geblendet,
Gestachelt von dämonischer Gewalt.
Schon hat sich das Entsetzliche vollendet,
Im Staube liegt der Jüngling, starr und kalt!
Sein Aug' hat sich zur ew'gen Nacht gewendet,
Erbleichet ist die blühende Gestalt;
Das Haupt, bestimmt, einst eine Kron' zu tragen,
Liegt blutend hier, gedankenlos, zerschlagen! —

Rings steh'n umher die zitternden Beschauer,
Betäubt, den Blick dem Boden zugewandt;
Und als der Schmerz sich lös't vom Todesschauer,
Ertönt ein Klageruf durch Stadt und Land.
Doch ach! wer malt den Schmerz im Haus der Trauer?
Hier, hier entsinkt der Griffel meiner Hand — —
Horch! durch der Scene nächtlich graufe Stille
Ein christlich Wort: „Herr, es geschehʼ dein Wille!“

Der König spricht's mit gläubig festem Tone,
Und die Versammlung betet still es nach;
Ein Engel aber an des Ew'gen Throne
Verzeichnet lächelnd was der König sprach.
Drauf neigt der Vater sich zum bleichen Sohne,
Gönnt seinem Herzen auch die Todtenklag'.
Da blutet wieder manch' verharrschte Wunde,
Des Lebens Schmerz drängt sich in Eine Stunde.

„Schlaf' wohl, mein Sohn, schlaf' wohl! dem Sturm entronnen,
„Der stärker brauset um der Kön'ge Haupt,
„Hast du die Siegeskrone früh gewonnen,
„Die uns die Welt nicht spendet und nicht raubt.
„Du schwebst im Glanz der unbewölkten Sonnen, —
„Ich steh' im Sturm, erschüttert und entlaubt.
„Doch steh' ich fest selbst bei dem Fall des Erben,
„Und stehend als ein König, will ich sterben.“

„Hört, Kön'ge, hört! Ihr Völker alle, höret!
Schaut nach dem Licht, das Frankreichs Nacht erhellt.
Vernehmt den Schwur, den dort ein Vater schwöret,
Als seiner Hoffnung reichste Blüthe fällt.
Ungläub'ge, flieht den Wahn, der euch bethöret!
Dem Gläubigstarken nur gehört die Welt.
Ein't euch mit Dem, der sich mit Gott vereinet,
Und König bleibt, wenn er den Sohn beweinet.

Darmstadt. K. Baur.

Die Morena von Malaga. Aus dem Leben des Empecinado.

(Fortsetzung.)

Es zeigte sich Neugier, mit einer Beimischung von Bewunderung, in den Zügen des Jünglings, als er in das offne, männliche Gesicht des Partheigängers schaute, der, obwohl erst im Beginn seiner Laufbahn, seinen Namen in Spanien schon bekannt gemacht hatte, wie er es nachdem in ganz Europa werden sollte.

„„Y io soy una pobre gitana, ich, ich bin ein armes Zigeunermädchen, und die Leute nennen mich die Morena von Malaga,““ sagte der Zigeuner nach einer kleinen Pause.

„Ein Frauenzimmer? por Dios!“ rief Empecinado aus, und gebot einigen seiner Leute, die mit Stricken herbeikamen, sich ruhig zu verhalten. Dann setzte er hinzu: „Wir wollen einen Handel machen, Gitanilla: willst Du Deinen Dienst wechseln, und dem Empecinado statt dem Gitano folgen? Ein Wort, und Du bekömmst Dein Pferd und Deine Waffen wieder.“

„„Da ist die Wahl nicht schwer,““ erwiederte Morena. „„Kann er, der die frische Luft liebt, den Schatten der Wälder, und unter den freien munteren Galopp über die Ebene hin, wohl in einem Kerker ausdauern? Laßt mir mein Pferd vorführen, Herr, mir meinen Säbel und den leichten Karabiner geben, und viva el Empecinado!

Und mit fast kindischer Freude über ihre wiedererlangte Freiheit, hüpfte die Zigeuner-Amazone fort, zu ihrem Rosse, und kehrte auf einem der besten Renner unter den erbeuteten Pferden zurück.

Die Guerillas rüsteten sich zum Abzuge. Die Venta in Flammen hinterlassend, erreichten sie bald die Heerstraße, wo ein Zwanzig ihrer Kameraden bei den Pferden zurückgeblieben waren. Sie waren noch nicht viele Stunden auf dem Marsche, als die Gitano auch ihres Bruders Freilassung beim Empecinado ausgewirkt hatte, dessen unbegrenzte Zuneigung zum schönen Geschlechte es ihm durchaus unmöglich machte, eine Bitte abzuschlagen, die aus einem so rosigen Munde kam und von Blicken, aus Augen, wie die der Morena von Malaga unterstützt wurden. Dem jungen Räuber wurde sein Pferd zurückgegeben und ihm der Eintritt in die Schwadron gestattet, die ihren Zug auf Valladolid fortsetzte, wo die übrigen Gefangenen den Behörden überantwortet wurden.

Es waren seit dem Niederbrennen der Venta bereits mehrere Wochen verflossen, und das hübsche Zigeunermädchen folgte noch immer dem Geschicke Martin Diez's, dessen Geliebte sie geworden war. Ihre große Schönheit, ihr kühner und männlicher Charakter, ihre bewundernswürdige Geschicklichkeit im Reiten, und ihr Muth im Kampfe steigerten die Leidenschaftlichkeit der Liebe, die sie dem Empecinado, dessen Natur und Lebensweise ihn mehr zur Bewunderung solcher männlichen Tugenden, als der sanfteren und zarteren Eigenschaften stimmte, die an dem Weibe in der Regel höher geschätzt werden, eingeflößt hatte, mit jedem Tage. Seine Liebe fand aber auch die wärmste Gegenliebe abseiten der Gitana, nur wurden die Gefühle von dieser zuweilen durch einen Anflug von Eifersucht verletzt, die den Frauen ihres Landes und ihres Temperaments so eigen ist, und welche durch Empecinado's Flattersinn und Ruf der Galanterie zuweilen einen Anstrich der Wahrheit bekam, den ihr Argwohn nur zu oft zur Gewißheit stempelte.

Es war gegen das Ende des Jahres, als Empecinado und seine Bande ihren gewöhnlichen Kampfplatz am Duero verließen und die Straße nach Salamanca und Ciudad Rodrigo einschlugen, an welch letzterem Orte er einige wichtige Papiere abzuliefern hatte, die er unlängst einem französischen Courier abgenommen. Bei der Stadt Alba de Tormes angekommen, beschloß Empecinado, seine Mannschaft dort unter dem Befehle von Fuentes zurückzulassen, um ihr einige Rast zu gönnen und damit sie noch Leute für die losen Pferde würben, die sie mit sich führten. Er selber machte sich, nur von der Morena und ihrem Bruder begleitet, mit den Depeschen nach Ciudad Rodrigo auf den Weg und traf bei Einbruch der Nacht in der Vorstadt San Francisco, außerhalb der Mauern jener Festung ein. Empecinado saß bei einer Posada ab und sagte zu seinen Gefährten, unter

Verheißung einer baldigen Rückkunft, sie sollten ihn dort erwarten, er aber wolle in die Stadt gehen, um dem Gouverneur die Papiere zu behändigen. Die Gitana bat ihn dringend, sie mitzunehmen. Sie wußte, daß dieses nicht sein erster Besuch zu Ciudad Rodrigo war, und daß er dort Bekanntschaften hatte; dies war mehr als hinreichend, ihre Eifersucht rege zu machen und den Gedanken zu erwecken, er wolle nur deßhalb allein gehen, um eine frühere Geliebte zu besuchen. Ob es mit ihrem Argwohn seine Richtigkeit, oder Empecinado sonst Gründe hatte, sie nicht mitzunehmen, genug, er blieb unbeugsam, lachte Anfangs über ihre Eifersucht, herrschte ihr aber am Ende, ihrer Zudringlichkeit müde, zu, seinen Befehlen zu gehorchen, und eilte dann zur Stadt. Da aber über dies Hin- und Herreden einige Zeit verloren gegangen war, so hatte er kaum das Haus des Gouverneurs betreten, als der Wachtschuß erfolgte, die Zugbrücken aufgezogen und die Thore für die Nacht geschlossen wurden.

Einige Minuten nach dem Abfeuern des Wachtschusses weilte die Gitana noch spähend an einem Fenster der Posada, in der Hoffnung, das Diez seine Depeschen vor dem Schluß der Thore abgegeben haben und zurückkommen würde. Als aber die doppelte Zeit, die der Gang von den Stadtmauern bis zum Gasthofe erforderte, verstrichen war, da brach die eifersüchtige Wuth der andalusischen Zigeunerin in einen Paroxismus aus, der selbst ihren Bruder fast erschreckt hätte, obgleich ihm dergleichen Ausbrüche ihrerseits nicht ganz fremd waren.

„„El maldito! el traidor!““ murmelte, oder vielmehr zischelte sie zwischen den Zähnen. Ihr Gesicht ward blau vor Zorn, ihre Augen starrten wild vor sich hin, und ihr langes schwarzes Haar schien sich gleich Schlangen um ihre Schultern zu ringeln, als sie einen kleinen dreischneidigen Dolch, den sie, wie viele andalusische Frauenzimmer ihrer Classe, stets bei sich trug, tief in die hölzerne Füllung des Zimmers stieß.

„„Ich wollte, es wäre sein Herz!““ schrie sie; dann durch die Gewaltsamkeit ihrer Aufregung erschöpft, sank sie auf einen Stuhl, legte ihr Haupt auf den Tisch, und brach in ein heftiges Weinen aus.

Ihr Bruder sprach eine Zeitlang kein Wort und verzichtete darauf, sie zu trösten. Endlich aber, als sie wieder etwas Fassung gewonnen hatte, brach er das Schweigen, und sagte: — Es war ein unglücklicher Tag und eine unglückliche Stunde, als wir mit diesem Diez zusammengetroffen sind. Was anderes als Unglück können wir wohl erwarten, oder was kann denen Gutes widerfahren, die die Zelte ihres Stammes verlassen, um unter Fremden zu leben? Unter dem Gitano folgten wir einem Häuptlinge unsers Geschlechts, und hatten andre unsrer Brüder um uns, aber ich fürchte Schwester, daß unser Loos, Deins vor allem, ein bittres und schweres sein wird, so lange wir bei dieser wilden Guerilla bleiben. Auch ist mir Deine Verblendung unerklärlich. Die Morena von Malaga, das stolze Mädchen, die taub für alle Bewerbungen war, die selbst den Gitano zu ihren Füßen sah und es verschmähte, seine Braut zu sein, wird nach einer Bekanntschaft von wenigen Tagen das Liebchen eines Fremden.

Das Zigeunermädchen erwiederte nichts auf die Vorwürfe ihres Bruders, und er fuhr fort, sich in Schmähungen gegen Empecinado zu ergießen, den er nie hatte leiden können, und dem er sich nur angeschlossen hatte, um einer schweren Strafe zu entgehen. Jetzt schien ihm der rechte Augenblick da zu sein, um zu desertiren und zu seinen alten Gewohnheiten und Gefährten zurückzukehren; nur konnte er sich nicht entschließen, das ohne seine Schwester zu thun, die, obschon mehrere Jahre jünger als er, durch ihre größere Charakterstärke ein entschiedenes Uebergewicht über ihn erhalten hatte. Aber es war ihm nicht möglich, ihr ein Wort der Erwiederung auf seine vorgebrachten Gründe und Argumente abzugewinnen. Die Gitana blieb regungslos wie eine Statue in ihrer Stellung, ihr Gesicht über den Tisch gebeugt und in ihre Hände und ihrem üppigen Haar verborgen, so daß der Bruder, es aufgebend, sie für seinen Plan zu stimmen, sich zur Ruhe begab.

(Fortsetzung folgt.)

Doncaster Races.

Im eleganten Gig fuhr mein Londoner Freund, Sir John A...., vor, um mich verabredeter Maßen zu dem Doncaster Rennen abzuholen. Ich hing den Waterproof über den Arm, verwies meinen Pointer vor das Drawingroom, und in wenigen Minuten rollten wir der zur Rennbahn bestimmten großen Fläche entgegen. Tausende von Fußgängern, Reitern und Equipagen aller Art bedeckten den freundlichen Weg, Alles drängte, wogte und eilte in mannigfacher Abwechselung; der Gewerbtreibende, gewinnspeculirende, praktische Theil der Bevölkerung und die „old“ und „young

fine english Gentlemen", die da in süßer Indolenz zur Zierde der Nation leben, waren heute — seltener Weise — in buntem Gemenge zusammengetrieben, um dem großartigen Vergnügen, dem interessanten Schauspiele beizuwohnen. Es war aber auch ein wichtiger Tag und die Spannung groß, denn das Loos eines der berühmtesten, noch nicht überwundenen Renners stand heute auf dem Spiele. Tausende von Pfunden standen für und wider „Coronation"; die in den Blättern bekannt gemachten Wetten waren Drei gegen Eins zu Gunsten des Pferdes, ungeachtet die edelsten Thiere aller Grafschaften Alt-Englands, eilf an der Zahl, den Kampf mit ihm eingehen sollten.

Nach einer halben Stunde waren wir bei den Tribunen angelangt. Wir übergaben unsern Wagen dem begleitenden Groom und schlugen die Richtung nach dem Kampfrichterzelte zu Fuß ein. Ein förmliches Volksfest bot sich jetzt unsern überraschten Blicken dar. Massen aufgeschlagener Zelte, Restaurants in- und außerhalb derselben, öffentliche Spiele, auf den Nasen liegende Männer und Frauen, Akrobaten, Taschenspieler, wandernde Polichinells, durstige und trunkene Gesichter, heiter lächelnde und alltäglich langweilige Physiognomieen ziehen in tausendfacher Mannigfaltigkeit an uns vorüber. Der im gelben Glacéhandschuh und lakirten Stiefel glänzende Dandy des West-End hängt am Arme des Capitäns irgend eines in Canada oder Gibraltar garnisonirenden Husarenregiments, und der in Lumpen gehüllte, vom ewigen Kohlendampf geschwärzte Fabrikarbeiter aus der „Mill" der Herren O. und Comp. an dem des in neuer Jacke und reinlichem Hemde stolzirenden Matrosen der königlichen Marine zu Portsmouth. Dort kniet ein Bettler, mit aufgehobenen Händen die Vorübergehenden um einen „Halfpenny" angehend. Daneben liegt die jammernde Mutter von Zwillingen: stumm fleht ihr erstorbenes Auge um Barmherzigkeit. Ein paar Goldstücke fliegen ihr in den Schooß. Wir kommen an die äußerste Tribune, die billigste, für das Volk berechnet. Das Getümmel wird größer, noch eine Stunde ist Zeit; man wird gedrängt und gedrückt; hier stockt's — ein Kampf geht vor sich. Schnell ist der Kreis gebildet, schon fallen die Stöße und Schläge dicht aufeinander, wiehernd applaudirt der den Raum haltende Pöbel bei jedem gelungenen Kunsthiebe, ein dumpfer Ruf — wir wenden uns, ein höllisches Gesicht ohne Nase grinzt mir über die Schulter, der Vorparthei zuzusehen scheinend, da bahnt sich eben eine Gasse durch den Haufen, wir benutzen den Moment und — athmen wieder frei. Meinem Freunde war die Uhr an der goldenen Kette abgekniffen. Er, ein ächter Engländer, verliert kein Wort darüber, sondern zieht mich in das elegante Zelt einer fliegenden Taverne. Freundliche Sirenenköpfe lachen uns entgegen. Auf mit weißer Mousseline überzogenen Ottomannen ruhen und sitzen in nachlässigem Sichgehenlassen Gentlemen feineren Tones, auf kleinen Tabourets eine Flasche Port oder Sherry vor sich habend; da und dort kredenzt mit schlauem Blicke ein hold des Geschöpfchen, das dem Etablissement des comfortablen Pavillons angehören muß. Hinter einem reich ausgestatteten Buffet gebietet eine in prachtvollem Atlaßkleide starrende ältere Dame. Gegenüber befindet sich eine Portière, die den Eingang in ein anderes Zelt zu bilden scheint. Mehrere Herren, am Arme kleine Ladies mit echauffirten Köpfchen, treten von dort herein. Mein Freund winkt mir; ich folge ihm, und wir kommen durch den verhängten Eingang in ein Spielzimmer. Auf dem grünen Tische rollt die kleine Kugel, daneben ist Farobank aufgelegt — überall drängt und wogt es von Damen und Herren, die der parteiischen Glücksgöttin opfern wollen. Allein die Croupiers ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Jener bleiche in der schwarzen Binde sich verkriechende Londoner mit den fahlen ruinirten Zügen, das vor der Zeit grau gewordene Haar mit der verjüngenden Frisur dem pariser Confrere nachgeahmt, die ungeheure Busennadel, die blitzenden Ringe an den Fingern — Alles reicht hin, um einem wahren englischen Gentleman Horreur einzuflößen.... doch — was giebt's? man stürzt zur Thür hinaus über Tisch' und Bänke — das Rennen fängt an. Noch zu rechter Zeit nehmen wir unsere Plätze auf der Nobletribune, d. h. auf der, für eine Guinee; unsere Blicke schweifen über hunderttausend Köpfe hin — jetzt winkt ein Taschentuch — jäh vorüber stürzen sechs Grooms auf prächtigen Rossen. Diesmal wird die Bahn einmal durchschnitten. Es sind die geringeren Pferde und gilt die kleinsten Preise. Ein Pferd aus Lancashire hat gewonnen. Die Wetten waren unbedeutend. Nach einer halben Stunde kommt eine zweite Parthie. Auch hier war das Interesse noch nicht sehr gespannt. Endlich ist die Reihe an den Zwölfen, unter denen „Coronation". Sie springen ab. Die Hüte, die Taschentücher werden geschwenkt, sie kommen zum zweiten Male, das Interesse der Zweifel steigt. — Seht Ihr den hellbraunen Renner dort dicht neben dem Rappen — jede Muskel spielt an den edlen

Thieren — wie auf Springfedern fliegen sie dahin — jetzt bleiben mehrere zurück — nur noch der Rappe und der Lichtbraune — jetzt ist der Rappe um eine Pferdeslänge vor — doch nein, Coronation hat ihn eingeholt — zum dritten Male schießen sie vorbei. Nun zeigt das Pferd, was es kann; ohne eine Spur von Abspannung rennt es dahin im Triumph — es steht — Coronation hat gewonnen! Den Schweiß trocknen sich die angewurzelt stehenden Zuschauer von der Stirn, einer Minute bedürfen sie Erholung, dann wandern Tausende von Pfunden in andere Taschen. Coronation, das ausgezeichnete Roß, gestreichelt und cajolirt von seinem Reiter und seinem Eigenthümer, wiehert lustig, wie vorher, unbekümmert und unverändert, nach der kleinen Motion, die ihm sein Herr gemacht hat. Wir besteigen unsern Gig und eilen Doncaster zu.

---

* Mittheilungen

des Vereins für Land- und Forstwirthschaft im Herzogthum Braunschweig, über den Verlauf und Ausgang der gutartigen Maul- und Klauenseuche des Rindviehes, in den Jahren 1839 — 1842, vom Vereinsmitgliede Herrn Thierarzt Quidde zu Braunschweig.

Seit einigen Jahren haben diese Krankheiten nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in England, Frankreich u. s. w. als epizoodische Seuchen geherrscht. Bald sah man die Rinder nur eines Orts an der Maulseuche, bald die des andern Orts nur an der Klauenseuche, und oft die im dritten Orte an beiden Seuchen zugleich erkranken, ohne den Grund davon nachweisen zu können, denn die Thiere des einen Ortes lebten unter denselben Einflüssen, als die des andern.

Sämmtliche Kranke bekamen, ehe sich die örtlichen Leiden im Maule und an den Klauen einstellten, ein 24 — 48stündiges Fieber, was oft so unbedeutend war, daß es von den Wärtern kaum beobachtet wurde. Während dieser Zeit ließen sie vom Futter ab, wogegen sie den Trank begierig zu sich nahmen, und die Milch versiegte fast. —

Nach den Fieberbewegungen, befanden sich im Maule auf der sehr gerötheten, entzündeten Schleimhaut — Blasen oder Aphthen von der Größe einer Haselnuß bis zu der einer Hand sehr verschiedener Menge, welche eine wässerige Flüssigkeit enthielten. Diese Blasen platzten etwa nach 6 bis 8 Tagen; es bildete sich eine neue Haut auf der Stelle, und nach 14 bis 21 Tagen waren die meisten Thiere völlig hergestellt. Im Verlaufe der Krankheit konnten die Kranken nur unter Schmerz etwas Futter zu sich nehmen; sie magerten daher ab, und der nicht zur Verdauung verbrauchte Speichel floß beständig aus den Maule.

Hatte sich bei dem Rindviehe nach den ersten Fieberbewegungen die Klauenseuche eingestellt, so traten die Thiere steif und blöde mit den Füßen auf, die Krone über den Klauen war angeschwollen, heiß und beim Drucke mit der Hand schmerzhaft. Einige Thiere, bei denen die Entzündung heftig war, konnten kaum stehen, geschweige — gehen; bei diesen bildeten sich auf der schmerzhaften Krone und in den Klauenspalten Blasen und kleine Geschwüre, welche eine übelriechende Flüssigkeit enthielten. —

Zur Heilung der Kranken bewährte sich folgende höchst einfache Behandlung sehr. —

In diätetischer Hinsicht ließ ich den Thieren Gras oder gutes feinhalmiges Heu und fortwährend kaltes Wasser verabreichen.

Häcksel und Rauhfutter verschmäheten die Thiere, weil beim Genusse desselben die entzündete und mit Bläschen besetzte Maulschleimhaut davon schmerzhaft afficirt wurde.

Das kalte Wasser, wovon die Krippe beständig angefüllt sein mußte, empfahl ich auch in medicinischer Hinsicht, damit die Thiere mit der Maulwehe fortwährend ihre entzündeten Mäuler darin abkühlen konnten. Bei den Klauenkranken ließ ich die Füße mit alter Leinwand umwinden, und fortwährend Begießungen mit kaltem Wasser besorgen.

Arzneimittel wurden so wenig innerlich als örtlich im Maul und auf den Klauen angewandt, indem das gutartige Maul- und Klauenweh von der Natur in kurzer Zeit selbst geheilt wird. Häufig machte ich in diesem Jahre sogar die Beobachtung, daß vorzugsweise die Rinder sehr schlecht wurden welchen die Eigenthümer Abführungsmittel und sonstige Medicamente innerlich verabreicht und dadurch den Gang der Krankheit wahrscheinlich gestört hatten, oder bei welchen im Maule Pinselungen mit irgend einem Maulwasser vorgenommen waren. — Die Thiere unter letzterer Behandlung konnten in langer Zeit gar kein Futter wegen Schmerz im Maule zu sich nehmen, weil durch das Pinseln die Blasen im Maule eher geöffnet wurden, als sie sich vollkommen gebildet hatten und eine neue Haut darunter erzeugt war. —

Hin und wieder sind durch Oekonomen und Thierärzte

auch bei dem jetzigen Herrschen dieser Seuchen an noch gesunden Rindern Impfversuche vorgenommen, um einen gefahrlosen und gleichmäßigern Verlauf der Krankheit in einer Heerde hervorzubringen; aber der Erfolg scheint im Allgemeinen nicht günstiger gewesen zu sein, als da wo sich die Krankheit von selbst gebildet hatte. Auch ist es bei Krankheiten welche durch Witterungseinflüsse (epizootische Ursachen) entstehen, und bei denen anzunehmen ist, daß die Einflüsse schon vor der Impfung bei allen Thieren einer Gegend oder eines großen Landes krankhaft eingewirkt haben können, immer zweifelhaft, ob die Krankheit bei den noch scheinbar gesunden Thieren, noch durch die Impfung erzeugt wird. Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß ein und dasselbe Thier die Maul- und Klauenseuche mehrere Male im Leben bekommen kann, und daß also die Anlage oder Disposition dazu nicht, wie bei den Pocken, verschwindet. — Daher hat auch in dieser Beziehung das Impfen nicht nur keinen sonderlichen Nutzen, sondern sogar den Nachtheil, daß die geimpften Thiere die Krankheit nun um so gewisser bekommen, was sonst noch nicht als bestimmt anzunehmen ist, da, wie man weiß bei dem jedesmaligen Herrschen der Maul- und Klauenseuche, dennoch stets viele Thiere davon verschont bleiben.

Hierzu mag nachträglich angemerkt werden, daß der Herr Thierarzt Bartels zu Helmstedt die Impfung der fraglichen Seuche versucht und dadurch einen ganz gelinden Verlauf der Krankheit bewirkt haben will, und daß der Herr Dr. Hechenberger zu Weißenbach eine Aconit-Tinctur bei der in dortiger Gegend grassirenden Epizootie mit glücklichem Erfolge hat anwenden lassen. — Diese Tinctur wurde aus frischem Kraute von Aconit-Cammarum-Lin durch dreitägiges Digeriren bei mäßiger Wärme in gewöhnlichem Weinbrantewein (3 Gewichtstheile von herbe aconiti zu 6 Gewichtstheilen Weinbranntwein) bereitet, und davon, wenn sich Spuren von Maulseuche zeigten, einem erwachsenen Stücke Vieh 1 Eßlöffel voll unter ½ Maaß Wasser, einem Kalbe nur die Hälfte eingegeben, gewöhnlich Morgens und, nach Befinden der Umstände, 2, 3 und mehrere Tage hinter einander.

---

* Bremer Grote.

In frühern Zeiten, wie ein Münzedict von 1644 ausweist, hießen die jetzigen Grote Schwaren, und um sie von den kupfernen Schwaren zu unterscheiden, wurden sie grote Swaren genannt. Man declinirte: En groten Swaren und dre grote Swaren. Mit der Zeit ließ man der Kürze wegen das Wort Swaren weg und sagte blos Groten, die alte Declination indeß blieb. Wir sagen noch gegenwärtig: Einen Groten und in der Mehrzahl Grote, z. B. 6, 12, 24, 36 Grote, und so ist auch unsere Münze dem Sprachgebrauche gemäß richtig bezeichnet. Wer Anstoß an dieser Declination nimmt, dem rathen wir dem Worte Groten und Grote das weggelassene Wort: Schwaren anzuhängen, so wird er, mit seiner Grammatik in der Hand, die gebrauchte Declination richtig finden.

---

* Concurrenz.

Man erzählte uns, bei dem lustigen Tage der Waisen hielten in der Vahr mehrere Omnibusse die keine Fracht finden konnten, da rief der eine Kutscher: Wer hat Lust mit nach Bremen zu fahren, der steige auf, zwei Grote ist das Frachtgeld. Gleich war sein Wagen besetzt. Als dieses der neben ihm haltende Kutscher sah, rief er: Ich fahre die Person für einen Groten nach der Stadt. Als dieses die auf dem andern Wagen Sitzenden hörten, machten sie Miene wieder abzusteigen, um sich des 50 pCt. weniger fordernden Kutschers zu bedienen, allein der Erstere drehete sich um und sagte: Bleibt nur sitzen, ich fahre euch umsonst hin; was auch geschah.

---

* Bescheidene Frage.

Es ist eine Dame hier angekommen, welche die Hühneraugen durch Ausziehung des Dorns derselben wegzuschaffen verspricht. Da nun die Wurzeln der Hühneraugen bekanntlich in der Knochenhaut ihren Sitz haben und mit dem Dorn nicht herausgezogen werden, so entsteht die Frage: „Wann kommen nach der Dornausziehung die Hühneraugen wieder?“ Diese Frage sähe man gern im Bürgerfreunde beantwortet.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 30. Juli d. J.

Das zum Nachlaß-Concurs von Joh. Conrad Wode gehörige Immobile, Grafenstraße Nro. 12, zu 625 Rt. Käufer: Joh. Albert Dove.

Miscellaneen.

(Eine folgenreiche Liebschaft.) Alison erzählt in dem letzten Bande seiner berühmten „Geschichte Europa's seit dem Anfange der französischen Revolution“ (die jetzt auch in deutscher Bearbeitung bei O. Wigand in Leipzig erscheint): „Während der Anwesenheit der verbündeten Monarchen in Paris befand sich dort auch Lord . . ., der während der letzten Periode des Kriegs einen hohen diplomatischen Posten in dem Hauptquartiere bekleidet hatte. Seine Gemahlin war zu ihm nach Paris gekommen, um an den glänzenden Festlichkeiten Theil zu nehmen, und hatte eine junge Verwandte, ein Mädchen von seltener Schönheit und großen Talenten, mit sich gebracht. In der Familie des Lords . . . erschien zu jener Zeit öfters der damalige Adjudant des Großfürsten Constantin, auf welchen die junge Engländerin Eindruck machte. Als die Souveraine sich anschickten nach England zu gehen, begleitete jener junge Adjudant den Lord . . ., um dessen Nichte noch länger zu sehen. In London wurde er unter Andern auch bei der königlichen Prinzessin Charlotte eingeführt, die früher mit dem Prinzen von Oranien hatte vermählt werden sollen. Der Prinzessin gefiel der schöne junge Mann; man bemerkte dies, und er wurde veranlaßt, um ihre Hand zu werben, denn er war ein deutscher Fürstensohn. Diese wurde ihm indeß für den Augenblick verweigert und er begab sich mit nach Wien zu dem großen Congresse. Unterdeß waren die Hindernisse beseitigt worden, um derentwillen die Prinzessin Charlotte die Hand des Prinzen ausgeschlagen hatte, und derselbe erhielt einen Wink von London, seine Bewerbung zu erneuern. Der Prinz war Leopold von Sachsen-Coburg, dessen späteres Schicksal, so wie das seiner ganzen Familie alles übertrifft, was ein Romandichter Wunderbares ersinnen kann. Er vermählte sich mit der Erbin von England und nach deren Tode mit einer Tochter Louis Philipp's; man bot ihm den Thron Griechenland's, und er nahm die Krone Belgien's an. In Folge seiner Erhöhung wurde einer seiner Neffen der Gemahl der Erbin von Portugal und ein anderer jener der Königin von England, und so hat seine zufällige Liebe zu einer schönen Engländerin die merkwürdige Folge gehabt, daß seine Familie in den Besitz von drei Königreichen kam, und einer seiner Neffen die Krone des mächtigsten Reiches theilt, das es seit dem Falle Rom's auf der Erde gegeben hat.

(Berlin.) Auf dem Bahnhofe der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn fand in den ersten Tagen v. M. eine starke Zufuhr von Branntwein statt. Er sollte insgesammt zur Consumtion für die Eisenbahn-Arbeiter bestimmt sein, so daß der erstaunten Direction über die Beträchtlichkeit dieser geistigen Nahrung ernsthaft hätte bange werden können. Die Leute wollten ihren Branntwein durchaus an den Bahn-Inspector Krause abliefern und behaupteten, daß er von diesem bestellt worden sei. Unglücklicherweise existirt aber ein Inspector Krause auf der ganzen Anhaltischen Bahn nicht und die Spiritus-Fabrikanten mußten daher sammt und sonders ihren Illuminationsstoff wieder mit nach Hause nehmen. Die Sache hängt so zusammen: Ein Unbekannter hatte sich nach einander bei den Brennern und Destillateuren eingefunden und angegeben, daß er von seinem Bruder, dem Inspector Krause, auf der Anhaltischen Eisenbahn komme. Derselbe habe die Verpflegung der Arbeiter bei der gedachten Bahn übernommen und bedürfe dazu einiger Quantitäten Branntwein. Er bestellte dann einige hundert Quart verschiedener Sorten, welche schleunig nach dem Bahnhofe geschafft werden sollten. Darauf entfernte er sich, kehrte aber bald zurück und bat um ein Darlehn von 5 oder 6 Thlrn.; er solle für seinen Bruder ein paar silberne Sporen mitbringen und sehe nun, daß er dazu nicht Geld genug bei sich habe. Alle gaben ohne Bedenken das gewünschte Darlehn, das bei der Ablieferung des Branntweins natürlich sogleich zurückgezahlt werden sollte — und Alle waren durch den speculativen Industrie-Ritter in bester Form betrogen.

(Geschichte der Aepfel.) Die Aepfel sind in der Geschichte des Menschengeschlechtes von nicht geringer Bedeutung. Nach dem Zeugniß der heiligen Blätter entkeimte der Frucht eines Apfelbaumes die Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit der edelsten Schöpfung auf diesem Erdballe. Auch im griechischen Mythos wird von den goldenen Aepfeln der Hesperiden, die der von Herkules getödtete Drache bewachte, gefabelt. Durch drei dieser Aepfel, ein Geschenk der Venus — besiegte Hippomenes, die sonst im Laufe unüberwindliche Atalanta, und führte sie als Gemahlin heim. Durch den goldnen Apfel der rachsüchtigen Eris wurde der Sturz Trojas mit seinen beinahe das ganze Alterthum umwälzenden Folgen nach der Fabel, herbeigeführt. — Von dem Apfel Wilhelm Tell's weiß jedes Kind zu erzählen. Dem Falle eines Apfels von seinem Stamme, unter dem Newton ruhte, verdanken wir die Theorie des Gravitazionsgesetzes; und noch heut zu Tage spielt der Apfel in vielen Familienkreisen am Weihnachtsabende eine bedeutende Rolle, indem aus dessen zerschnittenen oder ganz gebliebenen Kernen, über den Tod oder das Leben eines oder mehrerer Glieder geweissagt wird.

(Ein englischer Lord) wünschte lange, den Dichter Johnson kennen zu lernen: er bat ihn also zur Tafel. Johnson erschien, wurde aber wegen seiner nachlässigen Kleidung vom Pförtner abgewiesen. Es entstand ein Zwist unter ihnen und endlich kam der Lord dazu. Als er den Streit erfuhr, sah er den Dichter an und sagte: „Es ist nicht möglich, daß sie Johnson sind! Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht Mä zu einem Schaaf sagen.“ „Mä!“ rief Johnson, und sah den Lord starr an.

(Paris.) Einen Tag vorher, ehe Schumann nach Glichy gebracht wurde, gingen ihm drei Chorisien stark zu Leibe, sie hatten beschlossen, ihn durchzuprügeln; als sie in sein Zimmer traten, trafen sie ihn über ein Halbdutzend gebackener Eier, und mehr hungrig als racheschnaubend, nahmen sie ihm die Eier weg und aßen sie.

(General Buser,) der bekannte derbe Humorist, zum Freischießen in Chur eingeladen, antwortet aus Liestal am 1. d.

M.: „Guten Tag ihr Herren Schützen in Chur sammt und sonders, Deutsche und Welsche, Reformirte und Katholische, ich will auch kommen, wenn mir unser Herr Gott Leben und Gesundheit schenkt, will in alten Tagen noch einmal die Freude haben, so viele tapfere Eidgenossen und gute Patrioten beisammen zu sehen. Als ich im verwichenen Jahr der Tagsatzung zu Bern zulosete, hat's mir gegraust, denn dort ist nicht der schöne Schweizerbund gewesen, sondern nur verlebtes, wackeliches Wesen, ohne Saft und Kraft. Aber es wäre schön und große Freude für mich, wenn die Schützen in Chur wollten die Stutzer nehmen und einen neuen Schweizerbund einsetzen und neue Tagesatzung, dann würde die alte von selbst in Staub zerfallen und ich thäte meinen Kopf zufrieden zur Ruhe legen."

(Historische Zusammenstellung.) Die Geschichte überliefert uns die Erzählung einer Katastrophe, die schon vor mehr als sieben hundert Jahren statt hatte, und die ganz derjenigen gleicht, die heute ganz Frankreich in Trauer versetzt. Der Nachfolger, den sich Ludwig der Dicke gewählt, indem er Philipp im Jahr 1129 krönen ließ, sollte ihn nicht überleben. Zwei Jahre nach der Krönung, als dieser junge Prinz in einer Vorstadt zu Paris einem Stallmeister nachritt, warf sich ein Schlachtthier, das einem Metzger entronnen war, dem Pferde vor die Füße. Das Pferd scheute, bäumte sich und schleuderte seinen Reiter an einen Eckstein; Philipp, tief verwundet, wurde in ein benachbartes Haus getragen, wo er in der folgenden Nacht, den 13. October 1131, verschied. Nicht nur der Hof, sondern auch sämmtliche Einwohner von Paris, alle Franzosen theilten den Schmerz, in welchen dieser schreckliche Unfall den König und die Königin versetzt hatte. Das capetische Geschlecht hatte noch keinen Fürsten erzeugt, welcher der Liebe und Achtung seiner Unterthanen so würdig war, als Ludwig der Dicke; und sein Sohn, insofern man ihn in einem Alter von 16 Jahren beurtheilen konnte, schien in die Fußstapfen eines solchen Vaters treten zu wollen.

(Ein mißlungenes Quidproquo.) Auf der Chaussee d'Antin in Paris wohnt ein junger Lion, der den Grafentitel führt, und zu dessen andern fashionablen Gewohnheiten auch eine große Unbeständigkeit gegen das schöne Geschlecht gehört. Vor einigen Tagen nun wollte eine junge Dame, Namens Rosita, mit der er eben gebrochen hatte, ihn in seinem Hotel besuchen; der Graf ließ sich aber verläugnen, und reis'te, da sie ihn in einem Billette ersuchte, sie Abends zu Hause zu erwarten, nach Fontainebleau auf's Land. Unterdessen kam der Bediente unsers Helden, der in den Papieren seines Herrn gestöbert, und da Rosita's Briefchen gefunden hatte, auf den Einfall, sie statt seines Herrn zu empfangen. Er warf sich in des Letztern Kleider, brachte in dem Zimmer durch Rouleaux ein künstliches Helldunkel hervor, und hatte beim Eintritt der Schönen ihr den Rücken zugekehrt. Wie unangenehm fühlte er sich aber überrascht, als diese eine mächtige Reitpeitsche hervorzog, und damit dem vermeintlichen Treulosen Gesicht und Rücken furchtbar bearbeitete! Sein Geschrei half der Schönen aus dem Irrthum; nun wendete sie aber ihren Zorn gegen das Meublement, und zerschlug unbarmherzig Spiegel, Gläser und Porzellan. Bei seiner Rückkehr war der Graf nicht wenig entrüstet über die Verwüstung in seinem Hause, und jagte seinen Doppelgänger fort. Dieser verklagte nun Rosita vor dem Zuchtpolizeigericht, welches indeß, in Betracht der besondern Umstände, die leidenschaftliche Schöne lediglich zu 25 Francs Buße, und eben so viel Schadenersatz an den unglücklichen Diener verurtheilte.

(Curiosum.) Ein deutscher Calculator, welcher viele Jahre in Frankreich gelebt, hat in nachstehender Aufzählung der Jahreszahlen die Zeitpunkte der merkwürdigsten Begebenheiten Frankreich's folgendermaßen herausgerechnet:

1794 Sturz Robespierre's.

1794

1815 Sturz Napoleon's.

1815

1830 Sturz Carl's X.

1830

1842 Tod des Herzogs v. Orleans.

1842

1857 ? ? ?

Diesem Schema zufolge würde dem Reiche Frankreich im Jahre 1857, wenn der jetzt 4 Jahr zählende Graf von Paris, der Thronfolger Frankreich's, das 19. Jahr erreicht hätte, wieder eine Catastrophe bevorstehen.

(Blut der Malibran.) Die gefeierte Malibran war einmal unpäßlich; ihr Arzt verordnete einen Aderlaß. Als dies bekannt wurde, sollen eine Menge Verehrer in ihre Wohnung geeilt sein, um einen Tropfen ihres Blutes zu erhalten, den sie dann zum Andenken in der Kapsel eines Ringes tragen wollten.

(Norwegen.) In einem Theile Norwegens hat sich ein Verein unter den Landleuten gebildet, um sich gegenseitig bei beschwerlichen Arbeiten z. B. bei Fortschaffung von Steinen u. s. w. behülflich zu sein. Dieser Verein trat im vorigen Herbst in's Leben und schon sind mehrere vorher steinige und unfruchtbare Felder in fruchtbares Ackerland verwandelt.

(London.) Rossini's „Stabat mater" scheint hier sehr zu gefallen, da es zugleich auf zwei Theatern aufgeführt wird. Im k. Operuhause wird es unter dem Patronate des Prinzen Albert, von den italienischen Sängern, im St. James-Theater (wo auch Döbler seine Zaubervorstellung fortsetzt) unter dem Patronate der Herzogin von Cambridge, von Staudigl, Malo, und den Dlls. Lutzer und Placini

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Steinmannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 62.

Bremen, Donnerstag den 4. August 1842.

Gestorben:

Nro. 781. Den 29. Juli. Der Dienstknecht Joh. Conrad Kohlhof, 49 Jahr, im Krankenhause.

— 782. Den 30. — Des Schenkwirths Joachim Nicol. Mancken Tochter, 16½ Jahr, Schüsselkorb Nro. 20.

— 783. Den 31. — Des Küpergesellen Joh. Friedrich Unverzagt Sohn, 2 Stunden, Deichstraße Nro. 10.

— 784. Den 1. August. Susanna Agnesa Rutenhusen geb. Haeger, 49 J., Doventhorssteinweg Nr. 8.

Nro. 785. Den 1. — Des Schenkwirths Joachim Nicol. Mancken Ehefr., geb. Rohde, 41 Jahr, Schüsselkorb Nro. 20.

— 786. Den 1. — Der Schiffszimmermann Johann Seeke, 59 Jahr, aus Vegesack.

— 787. Den 2. — Des Kaufmanns Joh August Böving Ehefr., geb. Warner, 20 Jahr, Häfen Nro. 1.

— 788. Den 2. — Des Cigarrenfabrikanten Hermann Heinrich Brockmann Tochter, 3 Monat, gr. Rosenstraße Nro. 24.

Geburten:

Nro. 985. Den 29. Juli. Des Dr. der Philosophie und Lehrers Carl Julius Arnold Ehefr., geb. Bindseil, Weges-Ende Nro. 11, von einem Mädchen.

— 986. Den 30. — Des Schiffszimmermanns Carl Geffken Ehefr., geb. Dieckmann, Haferkamp Nro. 4, von einem Mädchen.

— 987. Den 31. — Des Landmanns Johann Theodor Klatte Ehefrau, geb. Garbade, Barkhof Nro. 1, von einem Knaben.

— 988. Den 31. — Des Bildhauers Joh. Heidenreich Ehefr., geb. Renzel, Knochenhauerstraße Nro. 33, von einem Mädchen.

— 989. Den 31. — Des Schenkwirths Joh. Hinrich Waltjen Ehefr., geb. Sammland, Grünenstraße Nro. 8, von einem Mädchen.

Nro. 990. Den 31. — Des Mechanikus Joh. Friedrich Eduard Meineke Ehefrau, geb. Steuber, Grünenstraße Nr. 100, v. einem Mädchen.

— 991. Den 31. — Des Malers Carl Gottlieb Ludwig Schmidt Ehefr., geb. Siemer, große Johannisstraße N. 27, von einem Mädchen.

— 992. Den 31. — Des Küpergesellen Joh. Friedrich Unverzagt Ehefr., geb. Kothe, Deichstraße Nro. 10, von einem Knaben.

— 993. Den 1. August. Des Reepschlägers Heinrich Lahmann Ehefr., geb. Lindhorn, am Brill Nro. 7, von einem Mädchen.

— 994. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Schmidt Ehefr., geb. Hummerenbrum, Buntenthorssteinweg, von einem Knaben.

— 995. Den 1. — Des Schlachters Joh. Friedr. Müller Ehefr., geb. Krohne, Obernstraße Nr. 36 (Vorstadt), von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 63.

Bremen, Sonntag den 7. August 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 7. August.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Cand. Mallet.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. Kriege aus Lengerich.
1 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.
12 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Glaubensfreiheit.

In stiller Laube sitzen sie beisammen
Der Jüngling und die Jungfrau, Hand in Hand,
Und ihrer Liebe treu genährte Flammen
Sie lodern auf, vereint, als Opferbrand.

Das reine Lieben ist ja stets ein Beten,
Denn, wenn die Sinne schweigen, o dann spricht
Erinn'rung: „Dieses Land, das wir betreten,
Das Vaterland der Liebe ist es nicht.

„Wir haben uns schon früherhin gefunden,
Es war auf einem andern, schön'ren Stern,
Dort hat der Herr uns Herz an Herz gebunden,
Und auch hienieden bleibt dies Werk des Herrn.

„Es bleibt, wenn wir die Prüfungszeit bestanden
Und heimwärts schweben, wo Er unser harrt;
Es bleibt durch Ihn, in jenen schön'ren Landen,
Wo unser Bündniß einst geschlossen ward."

So ist's! Die beten, welche wahrhaft lieben.
Ist doch in Gott der Liebe ew'ger Grund!
Mag dann der Schönheit flücht'ger Reiz zerstieben,
Die Liebe bleibt als uralt-neuer Bund.

Viel sprachen sie, die Beiden in der Laube;
Die Zukunft dämmerte im ros'gen Schein,
Doch in die hellen Fernen warf der Glaube
Den dichten Schatten riesenhaft hinein.

Sie war im röm'schen Glauben auferzogen,
Auch Christ war er, doch war er Protestant;
Wölbte die Liebe gleich den Friedensbogen,
Stand trennend doch des Glaubens Scheidewand.

Und unerbittlich drängt ihr ein Gelübde
Der Priester ab, versagte den Verspruch,
Und, — was zumeist der Jungfrau Herz betrübte, —
Bedrohte ihre Weig'rung mit dem Fluch.

Von bangen Zeifeln war ihr Geist zerrissen;
Der Lieb' entsagen, Gott, verlangst Du dies?
Doch scharf und schärfer foltert ihr Gewissen
Der Priester, der zum Opfer sie verwies.

Mehr als Entsagen, mehr noch, — zu bekehren
Den Bräutigam, legt er ihr auf als Pflicht; —

Ihn untreu machen seiner Kirche Lehren,
Die treue Liebende, sie wagt es nicht.

Schwer wog sie ja der Untreu' ganzes Wesen!
Still schwand sie hin; nicht ahnt' er ihren Gram;
Nicht sollt' er es in ihrem Herzen lesen,
Was ihm — der Glaube nicht, — der Priester nahm.

Nicht länger endlich konnte sie ertragen
Der Seele namenlose Angst und Pein,
Und ging, dem Priester all ihr Weh zu klagen,
In's Haus des Herrn und trat zum Beichtstuhl ein.

Noch früh am Tag war's, dunkel die Kapelle,
Sie sah den Beicht'ger, der sie hörte, nicht;
Doch wie sie strömen ließ des Schmerzes Quelle,
Ward in der Seelennacht ihr's plötzlich licht.

Der Beicht'ger sprach, nachdem er all vernommen,
Die Hand zum Segen hebend, sprach er so:
„Sei, meine Tochter, fürder nicht beklommen;
Wie Gott es liebt, sei fürder gottesfroh.

„O glaube mir: Aus Wahn nur kommt Dein Wehe,
An Lieb' nur glaube, dann zerrinnt der Wahn.
Einsegnet Gott auch die gemischte Ehe,
Und kein Gelöbniß bindet er daran.

„Ist Christus denen Gott, die ihn verehren
Als Gott, er bleibt den Menschen Mensch auch stets; —
Nicht Einigkeit durch starre Kirchenlehren,
Einheit durch Liebe ist sein erst Gesetz.

„Steh' ruhig auf und sei getrost für immer,
Von jeder Satzung Knechtschaft lös' ich Dich.
Einst kommt der Tag, da fällt die Form in Trümmer,
Des Glaubens Wesen, Lieb', bleibt ewiglich.

Auf dieser Worte Felsen darfst Du bauen,
Vergeblich rüttelt dran der Hölle Macht;
Entwindet sich der Tag dem Morgengrauen,
Hält ihn wohl auf die allerlängste Nacht?

„Wird Dir versagt die Trauung am Altare
Vom Priester Deiner Kirche, sei getrost!
Die unsichtbare Kirche bleibt die wahre,
In der kein Fluch den Glauben dir umtos't.

„O nimmer wird der Haß sie niederreißen;
Denn sie umfaßt die ganze Erd'; es kreis't
Um sie der Tröster, der da ward verheißen,
Der frei durch Wahrheit macht, der heil'ge Geist;"

Froh stand sie auf, das Herz von Trost durchdrungen,
Und ihre Lieb' war reiner nun, weil frei;
Der heil'ge Geist, der Klarheit ihr errungen,
Gab der gemischten Ehe seine Weih'.

Eduard Duller.

Die Morena von Malaga. Aus dem Leben des Empecinado.

(Fortsetzung.)

Es war 1 Uhr Morgens, als er aus tiefem Schlafe erweckt wurde und seine Schwester vor seinem Lager stehen sah. Ihre Wangen waren bleich und ihre Augen hatten einen eigenthümlichen Blick.

„„Steh' auf, und sattle die Pferde,"" sagte sie.

Der Zigeuner wußte nicht, was er von diesem plötzlichen Befehl denken sollte, aber an Gehorsam gewöhnt, eilte er hinunter zum Stall, und nach wenigen Minuten standen sowohl ihre eignen Pferde, als auch das des Empecinado bereit; auch hatte der junge Räuber nicht vergessen, dem Letzteren das Felleisen seines Herrn aufzupacken, das, wie er wußte, bei vierhundert Unzen Gold enthielt. Als er die Pferde aus dem Stalle zog, kam Morena herbei, warf sich auf das ihrige, und ritt in raschem Trabe davon: ihr Bruder folgte ihr auf hundert Schritte, und war bei der Stimmung in welcher er sie sah, schon sicher, daß sie es nicht sogleich bemerken würde, daß er sich auch das Pferd und das Geld des Empecinado ohne weiteres zugeeignet hatte.

Als die Thore von Ciudad Rodrigo nach einigen Stunden wieder geöffnet worden waren, schritt Empecinado der Vorstadt zu, wo er seine Gefährten zurückgelassen hatte, und wunderte sich nicht wenig, daß sie beide sammt seinem Pferde und Felleisen, verschwunden waren. Der Wirth konnte ihm weiter keinen Aufschluß geben, als daß sie den Weg nach Alba de Tormes eingeschlagen hätten, und er deßhalb ge-

glaubt hätte, sie wollten wieder zu ihrer Schwadron. Groß war die eifersüchtige Wuth des Empecinado, als er sich so von seiner Geliebten verlassen und seines Goldes beraubt sah. Es währte nicht lange, so fiel sein Argwohn auf Marino Fuentes, der, wie er es sich nun erinnerte, sich viel um die Gitana zu thun gemacht und auf den verschiedenen Märschen häufig leise mit ihr gesprochen hatte. Fuentes war ein niedlicher hübscher Bursch, von freiem und einnehmendem Wesen und durfte wohl noch eher als Diez selbst auf die Gunst der Weiber Rechnung machen. Eine Menge kleiner Umstände, die dem Empecinado durch das Gedächtniß schossen, erschienen ihm als „volle Bestätigung" seines Argwohns und er zweifelte auch nicht länger, daß sein falscher Freund seine Abwesenheit benutzt haben würde, ihm seine Geliebte zu entführen, ja wohl gar ihm den ganzen Trupp abtrünnig zu machen und sich zu dessen oberen Anführer aufzuwerfen. Schäumend vor Wuth, kehrte er nach der Stadt zurück, setzte den Gouverneur von dem, was vorgefallen war, in Kenntniß, und hielt um ein Pferd und eine Ordonnanz an. Er bekam Beides, und vermöge des Ungestüms, womit er Alles betrieb, befand er sich in einer unglaublich kurzen Zeit, nachdem er den ihm gespielten Betrug erfahren hatte, schon über die Posada hinaus auf der Straße nach Alba. Der Zügel ward nicht straff gezogen und der Sporn nicht geschont, bis er in die Straßen jener Stadt hinein donnerte. Als er dort einige seiner Leute im Cane-Spiel beschäftigt sah, fragte er sie, wo Fuentes einquartirt sei, und auf den Bescheid: im Hause des Hofmeisters des Herzogs von Alba, sprengte er gleich in rasendem Galopp dorthin bis vor die Thür, das Pferd herrenlos in der Straße lassend — seine Ordonnanz war weit hinter ihm zurückgeblieben — rannte er die Treppe hinauf und stürmte mit einem blanken-Albacete Dolch*) in der Faust in ein Zimmer, wo Fuentes mit seinem Wirthe und mehreren anderen Personen saß.

„Verräther!" schrie er in einem vor Wuth fast unartikulirten Tone, „Bube und Verräther! wo ist Gitana?"

— Verräther bin ich nicht, Diez, erwiederte Fuentes mit Nachdruck, aber mit bewundernswürdiger Ruhe. Und was die Gitana betrifft, so mußt Du, da Du sie von hier mitgenommen hast, am besten wissen, was aus ihr geworden ist.

Betroffen von dieser ruhigen und gemäßigten Erwiederung seiner wüthenden Anrede, verflog Empecinado's Argwohn eben so schnell, als er in ihm aufgetaucht war. Die Waffe fortschleudernd, warf er sich seinem Cameraden in die Arme, bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nur einen Augenblick in Verdacht gehabt, und machte ihn mit den Ereignissen der vergangenen Nacht bekannt. Er schloß mit der Erklärung, daß er nun alles Andere aufgeben wolle, um nur lediglich die Verfolgung seiner treulosen Geliebten und ihres Bruders zu betreiben. Dieser Entschluß wurde aber von Fuentes, der die Albernheit einer solchen Don Quixoti'schen Expedition unter den Umständen, in welchen sich Spanien eben befand, und insbesondere wegen des großen Vorsprungs, den die Flüchtigen hatten, so wie der Unkunde darüber, welchen Weg sie genommen hätten, in's Licht stellte, auf's stärkste bekämpft. Seine Argumente und die der übrigen Anwesenden, welche den wüthigen Partheigänger ernst ermahnten, die Sache seines Vaterlandes nicht solchen rein persönlichen Motiven hintan zu setzen, trugen endlich, wie es auch bei einem Manne von Empecinado's ächtem Patriotismus nicht anders zu erwarten war, den Sieg davon, und am nächsten Morgen zogen die Guerillas von Alba fort, um nach den Ufern des Duero zurückzukehren.

Die Erfolge des Empecinado und die anwachsende Zahl seiner Mannschaft nahmen am Ende die ernste Beachtung der französischen Generale in Anspruch. Es konnte kein Brief versandt, nicht eines Tages Ration der Landstraße anvertrauet werden, ohne den Guerillas in die Hände zu fallen, wenn jene Gegenstände nicht durch eine weit stärkere Bedeckung geschützt waren, als sich das immer thun ließ. Auch wirkte das Beispiel sehr verderblich, denn in Nachahmung des Empecinado tauchten von allen Seiten Guerillas auf, und man fand es endlich gerathen, der gefährlichsten dieser Banden einen tödtlichen Streich zu versetzen, um die anderen zu schrecken und zur Unterwerfung zu bewegen. Fast die gesammte französische Cavallerie, die in Alt-Castilien einquartirt lag, wurde nach den Ebenen des Duero entsandt und begann dort, in starke Detachements abgetheilt, auf Empecinado nach allen Richtungen hin Jagd zu machen. Eine Zeitlang gelang es diesem Häuptling, seinen Verfolgern auszuweichen, außer wenn deren Anzahl es ihm gestattete, sich mit ihnen zu messen, wozu er stets bereit war und auch im-

*) Die Stadt Albacete ist eben so wegen der Vortrefflichkeit ihrer Dolche, als Toledo wegen der Güte seiner Degenklingen berühmt.

Sieger blieb. Endlich aber wurde er in der Nähe von San Domingo de la Calzada von 300 Mann leichter Cavallerie angegriffen und mußte, nach einem tapfer bestandenen Scharmützel, sich in die Sierras von Burgos flüchten. Es lag den Franzosen nichts daran, ihm dorthin zu folgen, aber sie durchstreiften das von dem Duero bespülte Land so scharf, daß es den Guerillas unmöglich wurde, ihre gebirgige Zuflucht zu verlassen oder sich in irgend eine Stadt hinein zu wagen. In Castrillo wurden die Mutter und die sonstigen Verwandten des Empecinado eingekerkert, und gegen die Freunde von Marino Fuentes zu Roa wurde mit gleicher Strenge verfahren. Ueberdem wurden Proclamationen erlassen und weithin verbreitet, in welchen einem Jeden 5000 Dollars Prämie verheißen wurden, der den Empecinado todt oder lebendig einliefern würde.

Eines Morgens hatten Diez, Fuentes und ihre Partida an einer gewissen Stelle im Gebirge des Embral von Lerma Halt gemacht, von wo man die Heerstraße nach Madrid übersehen konnte, und da sahen sie von fern einen Trupp von fünf und zwanzig Reitern herankommen, die, als man sie erst deutlicher unterscheiden konnte, große Aehnlichkeit mit Räubern hatten; denn obschon bewundernswürdig beritten und bewaffnet, waren sie nicht uniformirt und trugen ein verschiedenes, fast phantastisches Costüme. Fuentes ging mit einigen seiner Leute ab, sie zu recognosciren, und kehrte bald darauf mit den Fremden, die sich als Alogieros*) auswiesen, welche auf der Rückkehr von Andalusien nach ihrer Heimath in den Gebirgen von Santander begriffen, waren zurück

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Provinz Santander ist es gang und gäbe, daß der männliche Theil der Bevölkerung, noch im Knabenalter, aus der Heimath nach Andalusien auswandert, um dort Aloja, ein sehr erfrischendes Getränk, aus Wasser, Honig und Gewürzen zusammengesetzt, zu verkaufen. Nach mehreren Jahren einer höchst ökonomischen Lebensweise gelingt es dann den Meisten wohl, sich so viel zu erübrigen, als nöthig ist, um in ihrem eignen Lande eins oder das andere zu beginnen, worauf sie es besonders abgesehen haben. Um den Räuberbanden, welche die spanischen Heerstraßen unsicher machen, die Spitze bieten zu können, vereinigen sie sich in Trupps von zwanzig bis dreißig Mann, ein jeder wohl bewaffnet und einen guten andalusischen Hengst reitend. Sie kleiden sich gern als Jandolas oder andalusische Stutzer ersten Schlags, und richten es so ein, daß sie am Vorabend eines Sonn- oder Festtages in der Nähe ihrer Vaterstadt eintreffen, um dann nach der Morgenmesse, und wenn eben die Kirche aus ist, ihren feierlichen Einzug zu halten und ihre Verwandten und Geliebten durch die Schönheit ihrer Pferde und die Zierlichkeit ihres Anzuges in Verwunderung zu setzen. Dieser Brauch, der auf den ersten Blick nichts weiter zu bedeuten scheint, als die Befriedigung der Eitelkeit von einigen jungen Leuten, ist doch die erste Ursache zur Entstehung der herrlichen Pferderace, als Zucht des Thales Buron bekannt gewesen, die aus einem Kreuzen des von den Alogieros mitgebrachten feurigen andalusischen Hengstes mit der kräftigen Stute von Nord-Castilien entstanden ist.

Eine Arrestation.

Es war ein heiterer Sonnabend, als wir, mein deutscher Freund und ich, von einem jener zweckmäßig und geschmackvoll gebauten Dampfboote, welche die Verbindung zwischen Chesbire und Lancashire unterhalten, in Liverpool ans Ufer gebracht wurden. Wir drängten uns durch die Menge in- und ausländischer Matrosen, eilender Passagiere und geschäftiger Kaufleute, unsere Schritte gegen die fashionablen Straßen Lordstreet, Castlestreet und Baldstreet lenkend, als in der Nähe des Customhauses ein plötzlicher Zusammenlauf vieler Menschen unsere Aufmerksamkeit dahin zog. Fremde in England wollen Alles sehen und in der Nähe betrachten, auch zuweilen solche Scenen, an denen der eingeborne Engländer sich wegwendend, vorüber eilt, deren Nähe er, wenn er sie ahnt, durch einen absichtlichen Umweg meidet. Ein „Gentleman," ein Prädicat, das man in England auf der Straße jedem fein gekleideten Mann giebt, stand unter einem Haufen Pöbel, einen Kerl aus derselben Volksclasse mit kräftigem Arme am Kragen fest haltend und aus Leibeskräften nach Polizeibeamten rufend, die auch, fast zu gleicher Zeit mit uns, zu dreien eintrafen.

Der Festgehaltene hatte dem „Gentleman" eine Fünfzigpfund-Banknote (auf welche Weise, konnten mir nicht erfahren) gestohlen und war von diesem auf der That ertappt worden. Der Bestohlene hatte den Dieb tüchtig gepackt, aber die Banknote war schon nicht mehr zu sehen. Indessen hatte der Thäter sie wahrscheinlich noch unbemerkt in der Hand, denn in dem Augenblicke, als ihn die Polizei ergriff, um ihn zu durchsuchen, machte er eine rasche Bewegung zum Munde und escamotirte etwas hinein. Es war ein Bursche von etwa dreißig bis sechsunddreißig Jah-

ren, vom verwildertsten, Grauen erweckendsten Aussehen, eine große, starke Figur, ein Trunkenheit verrathendes durch Blatternarben zerrissenes Gesicht, das durch den dichten braunen Backenbart ein noch banditenähnlicheres Aussehen erhielt. Die geübten englischen Policemen bemerkten sogleich sein Manöver, das gelingend die Execution zu nichte machen mußte, da in England die erste Bedingung zur Bestrafung das Vorhandensein des „corpus delicti“ ist; sie mußten daher mit aller Gewalt das Verschlingen der Note zu verhindern suchen. Wie sie dies bewerkstelligten, dürfte einer näheren Schilderung werth sein. Der Erste setzte dem Burschen, ihn an die Mauer lehnend, den Daumen auf den Kehlkopf, während die beiden Andern seinen Mund aufzureißen sich bemühten. Dies gelang nicht. Hierauf drückte der Längste die beiden Zeigefinger auf die Augäpfel des Verhafteten, daß sie roth und blau aus ihren Höhlen hervortraten, während sein College den Lauf der Pulsadern durch Zusammenkneifen an den beiden Armen zu hemmen suchte, Der Gepeinigte öffnete den Mund nicht; jetzt packt ihn der Dritte an den Beinen, reißt ihn zu Boden, daß die Wucht des kolossalen Körpers auf dem Pflaster dröhnt, kniet ihm auf die Brust, holt ein schlüsselartiges Instrument aus der Tasche, stößt es als Stemmeisen in den noch immer geschlossenen Mund des Delinquenten, drei Zähne brechen — der Henkerknecht im blauen Fracke mit der Nummer am Kragen wird über und über mit Blut bespritzt — lautlose Stille umher — Angst und Schrecken auf den verworfenen Physiognomieen des diese Scene umgebenden Gesindels — da plötzlich ein „dam — verschluckt!“.... Eher todt als lebendig wird der „Gerettete“ von den Dreien im blauen Fracke mit der Nummer am Kragen nach dem Office geschleppt, um — morgen seinem ehrlichen Gewerbe wieder ungestört nachgehen zu können. Wäre man der Note habhaft geworden, so waren zwanzig Jahre in Botany-Bay sein Loos. — Mein Freund schauderte. Ich zog ihn fort, zurück dem Hafen zu.

* Missions-Nachricht.

In dem Königreiche Anam, welches die Staaten Tonking und Cochinchina umfaßt, herrscht seit dem Jahre 1833 eine furchtbare Christenverfolgung. Unter dem tyrannischen Könige Minh Menh, der vom 6. Januar 1833 bis zum 3. Februar 1839 zehn Verfolgungsedicte gegen die Christen erließ, (das erste am erstgenannten, das letzte am letztgenannten Tage) haben 130 Märtyrer für den christlichen Glauben gelitten und geblutet. Vier von ihnen wurden mit dem Beil hingerichtet, 91 enthauptet, 17 mit dem Strang hingerichtet, 7 starben im Gefängnisse, 6 in der Verbannung, 4 auf der Flucht, einer wurde von den Kriegsdienern gemordet, die ihn aufhingen. Als der Verfolger Minh Menh am 20. Januar 1841 starb, hoffte man anfangs, die Verfolgung würde nun ein Ende haben; allein nach den neuesten Nachrichten hat der Nachfolger des anamitischen Nero die Bahn seines Vorgängers betreten. Ganz neuerlich noch sind zwei Missionare, die HH. Galy und Berneux ergriffen und in einem Käfig nach der Hauptstadt gebracht worden. Tiefe Betrübniß herrscht in diesen einst so blühenden Missionen. Der bekümmerte Blick ruht jetzt nur auf Ruinen an den Orten, wo er vor Kurzem noch 1400 Kirchen und kleinern Gotteshäusern und außerdem vielen andern frommen Zufluchtsörtern begegnete. Ganze Dörfer hat man zerstört. Die Gotteshäuser so wie die Collegien bestehen nicht mehr. Blos empfangen noch einige Zöglinge im Geheimen den Unterricht der in Kellern und armseligen Verstecken verborgenen Missionare. Andere haben ihr in Verzweiflung versetztes Vaterland verlassen und sich nach Pulo-Penang begeben. Indessen sind die Herzen voll Muth und Eifer geblieben; und es wird gemeldet, daß trotz dieser langen und heftigen Verfolgung jährlich mehrere Hundert Erwachsene nebst mehreren Tausenden von Kindern Ungläubiger getauft worden sind.

* Gewerbsteuer.

Es ist in diesen Tagen vielfach in hiesigen Blättern die Rede von Gewerbesteuer gewesen, und da kann Einsender dieses denn nicht unterlassen so ganz bescheiden sein Scherflein beizufügen und auch im Bürgerfreund diesen Gegenstand zu besprechen, mit dem herzlichen Wunsche daß noch recht viel darüber geschrieben werden möge, das Schreiben und Reden aber auch helfe, nachdem diese Sache so oft und vielfach das Thema bei gesellschaftlicher Unterhalhaltung war, und dann doch immer kein Kläger und kein Richter auftrat.

Unsere Handlungsreisenden müssen in allen Ländern Gewerbescheine lösen und das mit bedeutenden Kosten, warum sollen denn die Fremden in Bremen so ungenirt und unge-

stört Geschäfte machen können? Sollten die Fremden uns dafür wohl recht loben und danken, sollten sie nicht wohl gar ins Fäustchen lachen, daß Bremen einen Vortheil unbeachtet läßt den er sich frank und frei machen könnte? Die Gewerbesteuer wäre eine bedeutende Einnahme für den Staat und eine um so angenehmere, da sie den Bürger nicht drückt sondern Fremde. Welche schöne Summe käme jährlich zusammen, wenn jeder Reisende eine Abgabe von 30 Rt. zahlen müßte. Man wendet ein, der freie Handel würde dadurch gedrückt, die Reisenden würden wegbleiben ꝛc.; — immerhin! Wer hier bedeutende Geschäfte macht, kann gern die 30 Rt. zahlen, denn Bremen ist den Geschäftsreisenden immer ein Hauptort den er nicht gern umgeht; nun, und wer nicht wieder kommen will der bleibe doch weg. Denn die Einnahme die der Staat von der Gewerbesteuer hat, ist wohl am wenigsten zu bedenken, sondern gerade daß die Besucher etwas abgehalten werden; das hatten auch gewiß andere Staaten im Auge als sie jene Steuer auferlegten. Wäre das Verhältniß der fremden Handelsleute geblieben, wie es früher war, so wäre wohl nie Klage über sie gekommen, aber so wie sie jetzt zu Werke gehen entstehen dem Detaillisten, dem hiesigen Kaufmann gar zu bedeutende Nachtheile. Früher besuchten sie nur die Wiederverkäufer, jetzt halten sie sich 3 — 4 Wochen hier auf, laufen in alle Privathäuser und verkaufen hier ihre Waare eben so wie dort. Die Papierreisenden gehen an jedes Comptoir, die sächsischen Manufacturisten zu allen Privaten, wo sie nur ankommen können, so ist es fast in allen Branchen, und dann die Preise, „ach du liebe Zeit!“ Wenn der hiesige Wiederverkäufer meint, er will ein Paar Grote verdienen, da ist's nichts; jeder Junge kann ihm seinen Verdienst vorrechnen und will er seine Waare nicht behalten, so muß er am Ende Fracht und Porto tragen. Was soll aber bei solchem Unwesen heut zu Tage aus dem Handelsmann werden, zumal jetzt so viele Unberufene sich in Geschäfte drängen, die sie nicht verstehen, die, wenn auch die Reisenden fort sind, ihre Schlendereien begünstigen, und fortsetzen was jene angefangen haben. Darum Gewerbesteuer! — Sie wird manches heruntergekommene Geschäft wieder heben.

* Dringender Wunsch.

So schwer es dem Einsender auch wird öffentlich über Dinge zu reden, bei denen er sich den Vorwurf zuzuziehen fürchten muß das Schicklichkeitsgefühl zu beleidigen, so weiß er doch keinen andern Weg etwas zur Sprache zu bringen, was so lange, und je länger je mehr den Unwillen und Aerger der halben Stadt erregt hat, nämlich die Verunreinigung der Domkirche, die täglich mehr überhand nimmt. Weitere Erklärung wird man dem Schreiber dieses wohl erlassen, an alle die aber, denen es möglich ist diesem Unwesen zu steuern geht die dringende Bitte es zu thun, sei es die Behörde der Kirche oder des Staats. Ist es aber keiner Behörde möchlich dem Uebelstande abzuhelfen, nun dann ergeht an alle die, denen die Schonung dieser Kirche (und bei der Gelegenheit sei's gesagt) auch anderer Staats-Gebäude, denen die Reinlichkeit der Stadt am Herzen liegt zu steuern wo es möglich ist, und als Bürger und Einwohner dieser Stadt über Aufrechthaltung der Ordnung auch in dieser Hinsicht zu sorgen. Die Renovation der innern Kirche kostet so viel Geld, sie wird von Woche zu Woche schöner, warum sollte denn das Aeußere vernachlässigt, ja mit Gewalt ruinirt werden. Das Wohl des Kirchen-Gebäudes, Sittlichkeit, Reinlichkeit, Ordnung, ja die Gesundheit bei dieser großen Wärme erfordern es, darum dieser Wunsch; möge er erfüllt werden.

Räthsel.

Nichts ist schöner hier auf Erden,
Als mein erstes Sylbenpaar,
Durch Nichts kanns übertroffen werden
Es bleibt das Beste stets fürwahr.

Und sollten All' es nicht verdienen
Was meine dritte Sylbe sagt,
So lasset die Besten, für diese es sühnen,
Das ist gewiß nicht zu viel gewagt.

Drum laßt uns auch mit vollem Herzen,
Den Ersten hier, das dritte weih'n,
Und möchten darum ohne Scherzen
Die Ersten sich des Ganzen freun.

L..t.

Miscellaneen.

(Hamburger Senats-Honorare.) Es wurden in letzter Zeit im Hamburger Publikum dem Senat oft unsinnige Zumuthungen gemacht; namentlich die, daß er von seinen Honoraren nachlassen, und bedeutend nachlassen solle, um die Calamität in ihren Folgen verringern zu helfen. Es dürfte daher den Lesern nicht uninteressant sein, die Honorare der einzelnen Senatsmitglieder verzeichnet zu sehen. Der älteste Bürgermeister erhält jährlich 6500 Thaler Preußisch, jeder der drei übrigen 5500; eben so viel der älteste Syndikus, und jeder der drei übrigen 3750. Der erste graduirte Senator bezieht 4500, 250 weniger der zweite, jeder der beiden folgenden wieder 250 Thaler weniger, der fünfte und sechste jeder so viel wie ein jüngerer Syndikus, und die fünf jüngern Rechtsgelehrten in Senatu erhalten jeder nur 3500 Thaler, und doch dürfen diese Männer keine andere Praxis treiben und haben durchaus keine Sporteln. Die commerziellen Mitglieder des Senats erhalten von 3000 bis 2000 nach ihrer Anciennität. Der Polizeiherr, welcher fast nie zu sich selbst kommt, erhält 1250 Thaler Zulage, so auch 250 der älteste Senator, sei er nun Jurist oder Kaufmann. Der Archivar erhält 2775, die übrigen Secretäre bis 2000 Thaler.

(Boston, 30. Juni.) Die Mormoniten senden jetzt Emissaire in die großen Städte und fordern die namhaftesten Theologen auf, ihnen zu beweisen, daß sie Betrüger wären. In Boston wurde seit dem 21. Juni alle Abende in einer Kirche controversirt und disputirt. Ein dortiger Prediger, Dr. West, hatte die Ausforderung angenommen. Die Neugierde trieb mich, den Schluß der Debatten zu hören. Man denke sich ein Auditorium von 2 — 3000 Menschen, eine Art Katheder, die Kanzel, in der Mitte, breit genug für 6 — 8 Personen. Zuerst ward der Chairman für diesen Abend und dann der Secretär gewählt, durch Vorschlag und Zustimmung oder Verneinung. Dann wurde die Versammlung eröffnet, indem die Anwesenden berechtigt wurden, Vorschläge für den Gang der Verhandlung zu machen. Dies geschah in Form einer Motion. Sie wurde amendirt, kurz dafür und dagegen gesprochen und durch Zuruf beide verworfen. Jetzt begann Dr. West in einer würdevollen und gehaltenen Weise den Betrug des Mormonitenwesens nachzuweisen. Er hatte eine halbe Stunde Zeit. Darauf trat der Mormonenapostel, Mr. Ehlert Adams, auf. Er schien der Physiognomie nach ein Jude. Man denke sich einen dürren schwarzen Menschen (zum Gegensatz vom starken und blonden Dr. West), mit der Beredtsamkeit und den Gesten eines Kapuziners. Bald tobte seine Rede in Leidenschaft, daß er sich überschrie, bald sprach er so gelassen, als ob er allein sei. Im Ganzen war ihm Dr. West überlegen und wies aus dem Buche Mormon nach, daß die Mormoniten und ihres Propheten Joe Smith Schriften (oder the latter days Saints, wie sie sich nennen) ihren Verein zum Staat im Staate organisiren, eine bewaffnete Macht bilden, und einen Vertilgungskrieg Denen drohen, die sie anfeinden. Besonders aber blieb der Apostel sitzen, als er die Kraft, Wunder zu thun, nachweisen sollte, die sich dieselben zuschreiben. Ich bemerke dieses Ereigniß, weil es keinem Zweifel unterliegt, daß die Mormoniten sich wirklich staatlich organisiren. Ihre Religion geht nicht gegen die Bibel; sie fußen durchaus auf sie, wollen aber spätere Offenbarungen haben, nach denen alle Religionsmeinungen sich in ihrem Glauben vereinigen können. Dadurch werden sie wichtig und mächtig, und ihre Offenbarungen, mögen sie sein, welche sie wollen, besonders bedeutend für das in Sekten zerfallene Amerika. Sie zählen jetzt 100,000 in Nauvoo, Illinois, haben 2000 Mann Milizen, die sich mit den Linientruppen der Vereinigten Staaten messen können, und Alles geschieht auf Befehl des Propheten und Generals Joseph Smith. Unter ihm kommandirt ein Majorgeneral Binett, ein sehr guter gebildeter Offizier. Aber Beide haben ihre Commission vom Staate; Alles gedeiht. Smith scheint ein sehr guter Organisator zu sein. Er ist in Vermont geboren und kam als Knabe von 10 Jahren nach dem Staate Newyork. Sein Vater und er selbst gehörten zu einer Schatzgräbergesellschaft. Er hat einen Rath gebildet, der sehr weise zu sein scheint, wenigstens geht er ganz in das System ein, und es herrscht eine merkwürdige Harmonie. Von allen Seiten strömen Anhänger zu, und die vorhin erwähnten öffentlichen Discussionen mögen besonders darauf berechnet sein, Aufmerksamkeit zu erregen und neue Anhänger zu werben. Diese Angelegenheit entwickelt sich jetzt um so rascher, als die Sekte von Missouri aus bedrängt wird und man ihr die lebensgefährliche Verwundung des dermaligen Gouverneurs dieses Staats Schuld giebt.

(Braut oder Leiche?) Der Courier der vereinigten Staaten giebt von einem merkwürdigen Prozesse Meldung, der zwischen einer Londoner Lebensversicherungsgesellschaft und einem Amerikaner zu Buffalo jetzt anhängig ist. Der Nordamerikaner, dessen Name nicht gemeldet wird, hatte das Leben seiner Tochter in London zu 10,000 Dollars versichert. Jetzt brachte der Vater selbst eine Todtenanzeige nebst rührendstem Nachrufe ins Bureau des Commercial, der zu Buffalo erscheint. Die Verwandten und Freunde des Hauses wurden zum Begräbniß der Tochter eingeladen und hiernach die Lebensversicherungsgesellschaft zur Zahlung des Geldes aufgefordert. Diese weigerte sich, angebend, daß die gesetzlichen Beweise fehlten, und gab ihrem amerikanischen Agenten Auftrag, der Sache weiter nachzuforschen, da sehr starke Zweifel an Miß ** Tode berechtigt zu sein schienen. Es ergab sich nun, daß kein Arzt einen Todtenschein ausstellen konnte, weil keiner die Tochter todt gesehen; der Todtengräber erklärt, die Familie habe der Tochter selbst das Leichenhemd anlegen wollen, weshalb er nichts gesehen habe. Auch der Geistliche hat nichts von der Todten gesehen, da der Sarg bereits geschlossen war, als er gerufen wurde. Nun sollte eine Ausgrabung stattfinden, doch, auf das Gesetz gestützt, widersetzt sich der Vater einer solchen Profanation. Die Fama sagt, die Verstorbene befinde sich sehr wohl und stehe

auf dem Punkte, sich in der Ferne zu verheirathen: die 10,000 Dollars sollten ihr zur Mitgift dienen.

(Man schreibt aus Wiesbaden:) Unter den Künstlern aller Art, welche die Saison hierher zieht, fehlt es natürlich auch nicht Daguerreotypisten, welche indessen in dem jüngsthin angekommenen Herrn Carl Reisser aus Wien einen alles überflügelnden Rival erhalten haben. Herr Reisser hat seine Lichtbilder, bestehend aus einzelnen Portraits verschiedener Größe bis zum kleinsten Format eines Brustmedaillon's, aus Familiengruppen, Scenen und Gemälde-Copien, in den Localitäten des Kursaals ausgestellt, und alle früher daselbst vorfindlichen Daguerreotypen sind plötzlich verschwunden, weil sie nicht den entferntesten Vergleich mit diesen höchst vollendeten Leistungen aushalten konnten. Herr Reisser, ein sehr befähigter und fleißiger Chemiker, hat nämlich ein neues Verfahren und ein neues, vor ihm noch nie angewendetes Präparat entdeckt, wodurch er den Plättchen die größte Sensibilität für das Licht zu ertheilen weiß und so mit Hülfe seines höchst vollkommenen Apparats Lichtbilder von noch nie gesehener Vortrefflichkeit liefert. Diese sind keine grauen Quecksilberbilder, wie sie bisher vorgekommen, sondern ganz und gar einem ausgezeichneten Stahlstich ähnlich, weiß und schwarz für den Beschauer in jeder Stellung, mit sehr wohlerhaltenen Mitteltinten, und die Portraits mit besonderer Deutlichkeit in den Augen, die auf allen ähnlichen Bildern bis jetzt vermißt wurde. Herr Reisser kommt eben von Paris, wo er acht Monate hindurch gearbeitet und mit seiner überraschenden Vervollkommnung der Daguerre'schen Erfindung solches Aufsehen erregt hat, daß dieselbe von Arago in einer Sitzung der Akademie besprochen wurde. Ebenso verschafften ihm seine gelungenen Arbeiten an vielen Höfen die ehrenvollsten Zeugnisse: Documente, die jedoch ganz überflüssig werden, sobald man nur eines seiner Bilder selbst in Augenschein nimmt. Zu den außerordentlichen Verbesserungen seines Verfahrens gehört auch die, daß er seine Lichtbilder für die Dauer zu fixiren versteht, so daß sie nicht, wie die bisherigen, im Laufe eines Jahres ablassen und in mehreren Jahren vielleicht ganz verschwinden, sondern sich immer in gleichem Ausdruck und in derselben lebendigen Schärfe erhalten. Herrn Reisser's Leistungen im Portrait sind die treueste, verläßlichste Abschrift der Natur; und dazu kommt noch die Annehmlichkeit, daß er in kürzester Zeit (je nach dem Grade der Tageshelle in 20 bis längstens in 45 Secunden) das Portrait einer einzelnen Person oder einer ganzen Gruppe abnehmen und auf Verlangen, so oft es gewünscht wird und immer gleich treu, vervielfältigen kann; wodurch seine Kunst die bereitwilligste und sicherste Dienerin der Liebe, der Freundschaft und der Familienwünsche wird. Der wohlunterrichtete Chemiker hat die Lichtbilderei zu einer von Daguerre selbst als möglich bezweifelten Höhe vervollkommnet und leistet Außerordentliches darin; er wird sich, wenn die zahlreichen hiesigen Aufträge erfüllt sind, den Nachbarstädten zuwenden und in Frankfurt, Mainz und Darmstadt seinen Aufenthalt nehmen und wir halten es daher für eine Pflicht der Wahrheit, das Publikum auf seine vollendete und zugleich unfehlbare Methode aufmerksam zu machen.

(Aus Havre) schreibt man vom 22. Juli: „Die Schnelligkeit unserer Verbindung ist jetzt so groß, daß wir gestern in Havre die englischen Morgen-Journale in weniger als 12. Stunden durch das Dampfboot „Prince-of-Wales" erhalten haben. Die Times, welche zu London um 6 Uhr Morgens erscheint, wurde hier zwischen 6 und 7 Uhr Abends gelesen. Es ist gut, um sich einen richtigen Begriff von dieser Schnelligkeit der Verbindungen zu machen, sich zu erinnern, daß man zu Land von London bis Southampton 30 Meilen zählt, und daß diese Fahrt in 2½ bis 3 Stunden zurückgelegt wird, und daß die 30 Meilen zur See, welche die Dampfschiffe von Southampton bis Havre zu machen haben, jetzt in 9 Stunden zurückgelegt werden. Wir können also aus London, ungeachtet der 60 Meilen, welche diese beiden Städte von einander trennen, Nachrichten in 22 Stunden haben, während wir erst in 13 bis 14 Stunden aus Paris die Briefe erhalten, welche nur 52 Meilen zu durchlaufen haben. Man hat die Gewißheit, wenn ein Mal die Eisenbahn von Paris nach Havre fertig sein wird, daß man von Paris nach London in weniger als 20 Stunden reisen wird, nämlich von Paris nach Havre, auf der Eisenbahn, in 8 Stunden; von Havre nach Southampton, mit den Dampfschiffen, in 8 bis 9 Stunden; von Southampton nach London, auf der Eisenbahn, in 2½ bis 3 Stunden.

(Friederich Halm) ist 1806 in Krakau (damals Oesterreichisch) geboren und Sohn des kaiserlichen Staats- und Conferenzrathes Cajetan Freihern von Münch-Bellinghausen. Des Schriftstellers wirklicher Name ist Elegius Franz Joseph von Münch-Bellinghausen. Sein erstes dramatisches Gedicht: „Griseldis" kam von 1835 an auf sämmtliche größere Bühnen Deutschland's, welches ehrenvolle Schicksal sein neustes Drama: „Der Sohn der Wildniß" noch mehr verdient. „Griseldis" ist beinahe in alle gebildeten Sprachen Europa's übersetzt, das wird dem „Sohn der Wildniß" auch geschehen. Im Jahr 1836 erschien von ihm „Der Adept", 1837 „Camoens", 1839 „Imelda Lamberta", 1840 „ein mildes Urtheil", 1841 „König und Bauer." Halm macht in jüngerer Zeit eine Rheinreise und will nach Gebrauch böhmischer Bäder wieder nach Wien, wo er Regierungsrath ist, zurückkehren. Auf seiner Reise hat er das Theater überall in Verfall gefunden: Begünstigung der Oper gegen Dramen, des Schauzepränges gegen Poesie; Neid, Mißgunst, Intriguen, unter Schauspielern; kein künstlerisches Streben und Bewußtsein, kein Zusammenspiel, nirgends eine gute Bühne für das recitirende Drama!

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 63.

Bremen, Sonntag den 7. August 1842.

Gestorben:

Nro. 791. Den 3. August. Der Maurergesell Christian Gottfr. Stauckmann, 33 Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 227.

— 792. Den 4. — Der Weinhändler Johann Martin Fehr, 73 Jahr, Grünenstraße Nro. 63.

— 793. Den 4. — Der Privatlehrer Heinrich Hartz, 37 Jahr, Ansgariithorssteinweg.

— 794. Den 4. — Des Maurergesellen Joh. Conrad Kahl Wittwe, geb. Riete, 75 Jahr, alten Steinweg Nro. 30.

— 795. Den 4. — Des Friseurs Joh. Wilh. Bernh. Schenk Sohn, 1 Jahr, Buchtstraße N. 49.

Nro. 796. Den 4. — Des Hökers Christ. Heinr. Teepe Wittwe, geb. Oderich, 70½ Jahr, alten Steinweg Nro. 93.

— 797. Den 4. — Des Arb. Berend Wohlers Tochter, 20 Jahr, Schwachhausen.

— 798. Den 5. — Der Schullehrer Georg Heinrich Jordan, 34 Jahr, Grünenstraße Nro. 21.

— 799. Den 5. — Der Arb. Hinr. Glade, 49 Jahr, Grünenstraße Nro. 61.

— 800. Den 6. — Der Branntweinbrenner Johann Heinr. Müller, 36 Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 28.

Geboren:

Nro. 996. Den 31. Juli. Des Küpers Georg Ludwig Bödeker Ehefrau, geb. Backer, Heerdenthorssteinweg Nr. 27, v. einem Mädchen.

— 997. Den 2. August. Des Arb. Diedrich Heinrich Kastens Ehefr., geb. Frese, Corßen Gang Nro. 19, von einem Mädchen.

— 998. Den 2. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Peters Ehefr., geb. Bolte, Buntenthorssteinweg Nro. 127, von einem Knaben.

— 999. Den 2. — Des Küpermeisters Johann Hinr. Wessels Ehefr., geb. Schaffer, Martinistraße Nro. 46, von einem Mädchen.

— 1000. Den 2. — Des Arb. Hermann Imhoff Ehefr., geb. Eggers, Marterburg Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1001. Den 3. — Des Cigarrenfabrikanten Friedrich Hermann Wehausen Ehefr., geb. Schröder, Jacobistraße Nro. 29, von einem Mädchen.

— 1002. Den 3. — Des Stellmachers Andreas Otzen Ehefr., geb. Meyer, Hastedt Nro. 51 C, von einem Knaben.

Nro. 1003. Den 4. — Des Cigarrenmachers Joh. Bindhammer Ehefr., geb. Heitkamp, Löschen Hof, von einem Mädchen.

— 1004. Den 4. — Des Landmanns Johann Klatte Ehefr., geb. Buse, Schwachhausen Nr. 23, von einem Mädchen.

— 1005. Den 4. — Des Arb. Joh. Friedrich Dürrkoph Ehefr., geb. Wienken, gr. Annenstraße Nro. 27, von einem Mädchen.

— 1006. Den 5. — Des Matrosen Johann Conrad Ahlers Ehefr., geb. Lehmann, an der Kalkbrennerei Nro. 3, von einem Knaben.

— 1007. Den 5. — Des Zimmergesellen Heinr. Wilh. Poggenburg Ehefr., geb. Barlage, Westerstraße Nro. 54, von einem Knaben.

— 1008. Den 6. — Des Bürstenmachers Andreas Jacob Böhme Ehefr., geb. Schmidt, Langenstraße Nro. 87, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 344. Der Richtersdiener Joh. Christ. David Arndt und Johanna Henriette Jahns hieselbst.

— 345. Der Kaufmann Ludwig Eduard Krug hieselbst und Henriette Amalie Voß zu Leipzig.

— 346. Der Schweineschlachter Christoph Mart. Bergmann und Anna Christina Fischer hies.

Nro. 347. Der Schirrmeister bei der königlich Hannöv. Post Johann Hinrich Heins und Maria Boschen zu Stade.

— 348. Der Cigarrenmacher Albert Ludwig Liemann und Anna Elisabeth Bernhard hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 64.

Bremen, Donnerstag den 11. August 1842.

Sehnsucht.

Nach dem Englischen.

Liebes, liebes Vaterland,
Warum reichet meine Hand,
Die ich sehnend aufwärts strecke,
Nicht zu Deiner blauen Decke!

Reichte sie zu ihr hinan:
Die Gestirne faßt' ich an,
Mich mit kindlich frohem Ringen
In die heit're Luft zu schwingen.

Doch mein Glaube reicht hinauf
Ueber der Gestirne Lauf!
Wo die letzten Sonnen gehen,
Läßt er seine Segel wehen.

Und die Anker wirft er aus
In des Vaters großes Haus,
Wo in ewig lichten Hallen
Die entschlaf'nen Brüder wallen.

Die Morena von Malaga. Aus dem Leben des Empecinado.

(Fortsetzung.)

Die neuen Ankömmlinge saßen ab, und während sie von dem Weine und den Lebensmitteln etwas zu sich nahmen, welche ihnen von den Guerillas geboten wurden, beantworteten sie die mancherlei Fragen, die über das, was sie auf der Heerstraße gesehen hatten und über die Lage des Krieges in Andalusien an sie gerichtet wurden. Unter anderm erwähnten sie auch, daß in der Serrania de Ronda ein Trupp irregulairer Reiterei unter den Befehlen des Gitano hause und alle Arten von Excessen verübe.

— Es ist ein rothhändiger Bube, fuhr der Algiero fort, der eben das Wort führte. Er fällt allerdings auch wohl einmal die Franzosen an, wenn er ihnen dreimal überlegen ist; aber das thut er nur, um sein eigentliches Gewerbe, das kein anderes, als das eines Räubers und Mörders ist, zu verbergen.

„Ist Euch wohl etwas von einem Zigeunermädchen bekannt, das früher mit ihm gezogen ist und das die Morena von Malaga genannt wurde?" fragte Fuentes.

— O ja, erwiederte der Algiero; es scheint, daß sie vor drei oder vier Monaten als der Gitano einen Ausflug nach Castilien unternommen hatte, von welchem er mit nur zwei von seinen Leuten heimkehrte, indem alle die anderen getödtet oder gefangen genommen worden waren, auch in Gefangenschaft gerathen gewesen ist; aber ungefähr acht Tage vor unserem Aufbruch ist sie in Andalusien wieder zum Vorschein gekommen und hat den Gitano aufgesucht, der der Häuptling des Zigeunerstammes ist, dem sie angehört. Er hatte inzwischen irgendwo erfahren, daß sie während ihrer Abwesenheit die Geliebte eines Offiziers gewesen, von dessen Truppe er überfallen, und, wie ein Hirsch von den Jägern, in die Flucht getrieben war. Das stachelte nun die wilde Natur das Gitano auf, der seit lange den Wunsch gehegt hatte, die Morena zu ehelichen, der aber stets von ihr abgewiesen war. Als er erfuhr, daß sie sich seinem Bivouac näherte, so ritt er ihr eine Meile Weges entgegen; er war aber noch nicht lange fortgewesen, als er mit einem Felleisen voll Goldes auf dem Sattel zurückkehrte. Den andern Tag fand ein Ziegenhirt die todten Körper von Morena

und ihrem Bruder in einem ausgetrockneten Flußbette. Die Ermordung muß verrätherischer Weise geschehen sein, denn Beider Säbel steckten in der Scheide, und nichts deutete an, daß sie Widerstand geleistet hätten. Die Morena war durch einen Messerstich in der linken Brust getödtet worden, und ihren Bruder, der wahrscheinlich zu entrinnen versucht hatte, hatte nur eine Kugel in den Rücken getroffen."

Der Empecinado war einer der Zuhörer dieser Erzählung des feigen Verbrechens des Gitano und des traurigen Schicksals des unglücklichen Mädchens gewesen, die er so sehr geliebt hatte und die er noch jetzt schmerzlich vermißte, obgleich sie ihn so leichtfertig verlassen. Er sprang rasch auf, als der Erzähler geendigt hatte, und ging in kurzen, ungleichen Schritten eine kleine Strecke längs der Gebirgsseite hin. Als er zurückkehrte, da verrieth sich in seinen Zügen nicht die geringste Aufregung mehr; nur war er wohl ein wenig bläßer, als gewöhnlich, und auf seiner Unterlippe standen ein Paar Tropfen Blutes.

„Noch einen Becher Wein's, Freunde!" sagte er zu den Alogieros, die sich zum Aufbruch rüsteten.

Die Bergbewohner tranken auf des Empecinado Wohl und guten Erfolg.

„Wenn Ihr in Eure Provinz kommt," sagte der Partheigänger in einem Tone, der seinen Leuten rauher und schneidender zu sein schien, als seine gewöhnliche tiefe Mundart, „so sagt Euren Landsleuten, daß Ihr mit dem Empecinado und seinen Guerillas gegessen und getrunken habt, und daß sie keine Räuber sind, wie die Franzosen es gern glauben machen möchten, sondern wackre Männer, die für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes kämpfen, und diesem alleinigen Gegenstande all ihre Privat-Liebe und Haß zum Opfer bringen. Mögen unsere Freunde aber nicht den Muth sinken lassen oder unsere Feinde zu laut jubeln! Dieser Krieg muß einmal endigen und dann wird es sich zeigen, daß wir noch unsrer Liebe und unsrer Rache eingedenk sind.

Das Jahr 1815 war erschienen und der Friede auf der Halbinsel hergestellt. Der spanische Patriotismus hatte, von dem Muthe und der Disciplin der britischen Truppen und der Geschicklichkeit der britischen Generäle mächtig unterstützt, Napoleon's Legionen über die Pyrenäen zurückgetrieben.

An einem Sommernachmittage des vorbemerkten Jahres war es, wo sechs oder sieben Personen in der gewöhnlichen Wirthsstube einer kleinen Schenke auf der Landstraße von Madrid nach Andalusien versammelt waren. Die Gesellschaft bestand zuvörderst aus dem Schenkwirth selbst, einem kugelrunden kleinen Manne, der lustig kichernd lachte und in dessen blankem, glatten Gesichte sich ein unverwüstlicher Humor kund gab, dessen eigentlicher Name selbst von seinen vertrautesten Freunden längst vergessen worden war, weil man ihn nicht unpassend seit langer Zeit nur el Gordo, den Schmerbauch, nannte. Die andern Anwesenden sichtlich Stammgäste, Bauern und Handwerker aus dem benachbarten Dorfe, alle mit großer Theilnahme auf Erzählungen aus dem letzten Kriege lauschend, die ein Reisender zum Besten gab, der es dort abwartete, daß die Hitze des Tages sich gelegt haben würde, um dann seine Reise fortzusetzen. Ein Weinschlauch lag auf einem hölzernen Schenktische in der gehörigen Lage, um sich seines Inhalts in einen großen Krug zu entleeren, aus welchem derselbe seinen Weg durch die weiten Gurgeln des durstigen Erzählers und seiner nicht minder durstigen Zuhörer fand.

Der Reisende war ein Mann über die Blüthe des Lebens hinaus, von kräftigem Körperbau, aber von nichts weniger als einnehmenden Gesichtszügen. Obwohl in seinem Anzuge und Aeußeren nichts Militairisches lag, mußte er doch — wenn seiner Erzählung zu trauen war — den ganzen Krieg mitgemacht haben; denn er stempelte sich zum Helden all' der erstaunlichen Waffenthaten, wundervollen Errettungen und gelungenen Attaken, mit welchen er seine maulaufsperrenden Zuhörer regalirte. Inmitten einer seiner wundersamsten Geschichten hielt ein Reiter vor der Thür der Schenke an und fragte, indem er absaß, ob er für sich und seinen Gaul Erfrischung haben könnte. Als der geschäftige Wirth das bejaht hatte, zog er sein Pferd in den Stall, und nachdem er dort so lange geblieben war, bis er sein Futter bekommen, trat er eben in das Gemach, als einige tüchtige Schinkenschnitte mit Eiern garnirt aus der Bratpfanne herausgenommen und nebst einem Kruge Wein und Brod auf einen kleinen Tisch gesetzt wurden; er sprach dann allem diesen mit einem Eifer zu, wie ihn nur jemand haben konnte, der einen weiten Ritt gemacht und lange gefastet hatte.

Es ist in Spanien der allgemeine Brauch, daß die Reisenden während der größten Hitze nicht unterwegs bleiben, sondern ihren Tagesmarsch früh beginnen und spät endigen, um sechs bis sieben Stunden Mittags und Nachmittags zu rasten. Der neue Ankömmling war inzwischen sichtlich einer der Männer von Eisen und Stahl, die sich weder aus der

Hitze noch aus der Kälte, weder aus Regen noch aus Sonnenschein etwas machen. Er war circa vierzig Jahre alt, hätte aber wohl für jünger passiren können, denn wenn auch sein Gesicht gebräunt und von der Sonne verbrannt war, hatte er doch eine jugendliche Gestalt und in seinem schwarzen Haar und Schnauzbarte war auch nicht ein graues Haar zu sehen. Sein Anzug war bürgerlich, von einfachem und anspruchlosem Schnitt; aber ein unnennbares Etwas in seiner Miene und in seinem ganzen Wesen bezeichnete den Soldaten und den Mann, der zu befehlen gewohnt war.

(Schluß folgt.)

Der britische Handel in den zehn Jahren von 1831 bis 1840.

Die britische Verwaltung hat ihre zehnjährige Uebersicht des Handels des vereinten Königreichs von 1831 bis 1840 einschließlich veröffentlicht. Solche Darstellungen sind in jedem Lande, zumal wenn sie einen längern Zeitpunkt umfassen, von großer Wichtigkeit; sie bieten die Mittel dar den Fortschritt einer der Hauptbedingungen des Wohlstandes des Staats und des Reichthums der Privaten zu beurtheilen; aber in England haben dieselben eine besondere, außergewöhnliche Wichtigkeit. Denn von dem auswärtigen Handel Englands hängt sein Reichthum, sein Einfluß und seine Größe ab. England würde, seines Handels beraubt, nur eine Macht zweiten Ranges sein. Der Handel befriedigt das unersättliche Englische Budget; die Einkünfte von den Zöllen betragen in demselben fast die Hälfte aller englischen Einkünfte, etwa 24 Millionen Pfd. Sterl. von seinen 52 Millionen Pfd. Sterl. In Frankreich betragen die Zölle nur ein Zwölftel der Staatseinkünfte. In England ist der auswärtige Handel, und vorzüglich die englische Ausfuhr der Waaren die es bearbeitet und ins Ausland verführt, keine Nebensache, er ist eine Hauptsache, er ist eine Frage über Leben und Tod. Der Handel hat England zu dem gemacht was es ist. Fast allen Handlungen aller englischen Ministerien liegt ein Bezug auf den Handel zum Grunde. Zum Besten des Handels unterzeichnen die Staatsmänner Großbritaniens Frieden, oder erklären Krieg. Einige Völker haben unter einer religiösen Idee Eroberungen unternommen, wie während der Kreuzzüge; bei andern war der Vorwand zu ihren Angriffen ein politischer Grundsatz; bei diesen letztern war der Grund ein unbestimmter Ehrgeiz, bei erstern war der Grund der Geschmack an Abenteuern; England aber unternimmt Eroberungen von einer bis jetzt unbekannten Ausdehnung aus dem einzigen Grunde — sich Absatzwege zu verschaffen. Man bemerke wohl, es ist dies kein Tadel, es ist vielmehr ein Lob, welches wir aussprechen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Handelsinteressen jemals den Interessen der Principien voranstehen sollten, oder daß es zu rechtfertigen wäre den materiellen Gewinn um jeden Preis zu verfolgen; aber es ist darum nicht weniger wahr, daß der thätige, ausdauernde, unermüdete, kühne und unbeschränkte Schutz, der in England dem äußern Handel zu Theil wird, aus dem Gefühle der Liebe für das Vaterland hervorgeht. Durch den Handel erhält England seine Herrschaft auf dem Meere und seine Stellung in der Welt; durch den Handel wirkt die englische Aristokratie am meisten für den Bürgerstand und macht dadurch die Volksverfassung bei diesem beliebt; durch den Handel sichert es Millionen Händen seines Volkes Beschäftigung. Manchmal, oder wenn man will auch oft, haben die andern Völker Recht die Vaterlandsliebe der Engländer für ausschließend und eigennützig zu erklären, aber oft auch sollten sie dieselbe nur nachahmen; in unsern Tagen ist keine Regierung, welche nicht an dem Verfahren des Ministeriums von St. James ein Beispiel nehmen könnte.

In dem Zeitraume von zehn Jahren von 1830 bis 1840 hat der Werth der Ausfuhr Englands an Erzeugnissen des britischen Bodens oder der britischen Industrie sich von 37 Millionen Pfd. Sterl. (930 Mill. Franken) auf 51 Mill. Pfd. Sterl. (1300 Mill. Franken) gehoben. Das ist eine Vermehrung etwa um 14 Mill. Pfd. Sterl. (um 370 Mill. Franken) oder 43 Procent. In derselben Zeit hat sich die Ausfuhr Frankreichs von 453 Mill. Franken auf 695 Mill. Franken vermehrt, also um 242 Mill. Franken oder um 54 Procent; und darnach würde Frankreichs Ausfuhr verhältnißmäßig mehr zugenommen haben als die Englands; man muß jedoch dabei bemerken, daß die Ausfuhren Englands nach den Angaben des Handelsstandes geschätzt sind, die, wenn man sie als richtig annimmt, und sie sind es auch ungefähr, auch auf das Sinken des Preises der Waaren Rücksicht nehmen, während in Frankreich die Ausfuhr nach einem festen, einmal für allemal für jede Waare angenommenen Werthe abgeschätzt ist; aus diesem

französischen Verfahren geht eine Vermehrung der Ausfuhr hervor, die nothwendig übertrieben ist, weil der Preis bei den meisten Waaren der Industrie abnimmt.

Die Vermehrung der Ausfuhr Englands ist der Zunahme des Reichthums bei den meisten Völkern Europa's zuzuschreiben und findet trotz deren Zollsysteme statt. 1) Rußland, welches doch von der Strenge seines Tarifs nicht nachließ, hat im Jahre 1840 aus England Waaren im Werthe von 40 Mill. Franken erhalten, anstatt daß es 1831 nur für 30 Mill. Franken dorther bezogen hatte. 2) Die Ausfuhr nach Schweden ist in dem Verhältnisse von 1 zu 2 gestiegen. 3) Ebenso verhält es sich mit Dänemark *). 4) Nach Belgien und den Niederlanden hat sich die Ausfuhr englischer Waaren noch mehr als verdoppelt. Sie ist dabei viel bedeutender als für die vorstehend aufgeführten Staaten; sie ist gerade das Zehnfache der Gesammtausfuhr Englands nach den Königreichen Dänemark, Norwegen und Schweden zusammengenommen. 5) Bei Frankreich ist die Zunahme noch stärker. Im Jahre 1831 bezog Frankreich aus England kaum den dritten Theil von dem, was das kleine Königreich der Niederlande von dort erhielt, das jedoch freilich einen Theil der von dort bezogenen Waaren selbst wieder ausführte. Von 1831 bis 1840 ist die Ausfuhr Englands nach Frankreich von 15 Mill. Franken auf 60 Mill. Franken gestiegen. 6) Die Ausfuhr nach Portugal hat sich wenig geändert; sie ist von 27 Mill. Franken nur auf 30 Millionen Franken gestiegen. 7) Spanien wäre nach den officiellen Angaben in seinen Handelsverhältnissen mit Großbritannien stationair geblieben; aber dieser Stillstand ist nur scheinbar. Der Schleichhandel von Gibraltar aus hat zugenommen; und wir bringen dabei den, welcher während des Bürgerkrieges in den baskischen Provinzen über den Hafen Passages stattfand, nicht einmal in Anschlag. Gibraltar erschien in der Darstellung der englischen Ausfuhr im Jahr 1831 mit 9 Millionen Franken; im Jahr 1840 dagegen mit 30 Millionen. 8) Die Ausfuhr Englands nach Deutschland hat sich in jenen zehn Jahren um ein Drittel vermehrt und die jetzige Höhe der Ausfuhr ist etwa das Doppelte der französischen. 9) Bei Italien ist der bisherige Zustand geblieben. 10) Die Türkei zeigt eine Vermehrung, die sich nur durch die Wichtigkeit erklärt, welche der Hafen von Trapezunt auf der Nordküste von Kleinasien für die Verbindungen Europa's mit dem Innern Asiens erworben hat. 11) Die nordamerikanischen Freistaaten waren noch vor zehn Jahren die ersten Abnehmer der englischen Waaren; sie sind es auch noch, aber ihr Handel mit England unterliegt solchen Schwankungen, daß man sich schwer einen Begriff davon machen kann. Im Jahr 1831 erhielten sie von ihrem bisherigen Mutterlande Waaren im veranschlagten Werthe von 230 Mill. Franken; in Jahr 1836 im Werthe von 320 Mill. Franken; im Jahr 1840 dagegen nur von 135 Mill. Franken.

Die großen Colonien, welche England besitzt, spielen in seinem Handel eine große Rolle und tragen kräftig dazu bei seine Manufacturen in Thätigkeit zu erhalten. Das ist einer der Gründe, weshalb man es Schwärme seiner Söhne nach allen Gegenden schicken sieht. Eben darum sind sie beständig im Wachsen begriffen. Im Jahr 1831 sandte ihnen das Mutterland an Waaren für 80 Mill. Franken, im Jahr 1840 dagegen für 150 Mill. Franken. Australien fängt ebenfalls an sich in Betreff des Absatzes, den es den englischen Manufacturwaaren bietet, auszuzeichnen; im Jahr 1831 nahm es an der Ausfuhr Englands nur für 10 Mill. Franken Antheil, jetzt dagegen für 50 Mill Franken; und wir wiederholen, es handelt sich hier nur um englische Waaren, denn Australien erhält außerdem von dem Mutterlande Waaren anderer europäischer Staaten und Erzeugnisse der Colonien für eine bedeutende Summe, die jedoch die Uebersicht nicht genau zu schätzen gestattet. Mit Staunen sieht man in dem Verzeichniß auch bereits Neu-Seeland auftreten. Noch 1831 handelte England mit den Menschenfressern dieser Gegenden; jetzt ist es bekannt, daß es daselbst Niederlassungen gründet, welche Hoffnungen gewähren; im Jahr 1840 hat es dahin Waaren ausgeführt im Werthe von 1 Mill. Franken.

Es ist ferner eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Colonien Englands anfangen ihm in großem Maaßstabe die für seine Manufacturen nothwendigen Rohproducte zu liefern. Die Colonien in Australien lieferten im Jahr 1831 nur etwa 1,132,000 Kilogramme (zu 2 Pfund, also etwa 22,000 Centner) roher Wolle von den 13,440,000 Kilogrammen (von den 268,000 Centnern), die es für seine Wollfabriken aus dem Auslande bezog; im Jahr 1840 sandten die Colonien in Australien dagegen bereits 4,408,000 Kilogramme (88,000 Centner), zu den 22,539,000 Kilogrammen die es aus dem Auslande (450,000 Centner)

*) Wie stellt sich das Verhältniß im Bremischen Budget?

für seine Fabriken bezog. Dieses Ergebniß darf nicht in Verwunderung setzen, denn Australien bevölkert sich mit den Nachkommen des englischen Volksstammes, welches betriebsame und an Arbeit gewöhnte Menschen sind. Noch interessanter ist, daß Ostindien nach fünfjährigen fruchtlosen Versuchen anfängt sich aus seiner hundertährigen Trägheit zu erheben. Vormals verlangten die Bewohner dieser fruchtbaren Gegenden, von gierigen Herren ausgesogen, von ihrem Boden nur den dürftigen Lebensunterhalt. Wozu hätte es genutzt mehr zu erzeugen? Sie würden doch nicht für sich geerntet haben. Die Engländer dagegen bemühten sich ihnen das Gefühl der Sicherheit und des Eigenthums wieder zu geben, ohne welches der Mensch sich nur mit Widerwillen zur Arbeit entschließt. Diese unzählbaren Einwohner sind jetzt angeregt, und Ostindien sendet bereits viele Baumwolle für die englischen Manufacturen. Im Jahr 1840 lieferte es 14,886,000 Kilogramme (496,720 Centner); im Jahr 1831 waren es nur 11,690,000 Kilogramme (233,800 Centner). Jedoch haben auch die englischen Fabriken, welche 1831 gegen 123 Millionen Kilogramme verlangten, im Jahr 1840 239 Millionen Kilogramme verbraucht; und während dieser Zeit ist der Betrag, dieser Zeit ist der Betrag, welchen Nordamerika an Baumwolle für England liefert, von 99 Millionen Kilogrammen auf 220 Millionen gestiegen.

---

* Luftschifffahrt.

Die Nürnberger haben in der Theorie die Direktion der Luftschiffe erfunden, eine Gesellschaft hat sich daselbst gebildet die Theorie zu verwirklichen und hat die Hoffnung die Praxis werde der Theorie entsprechen. In Berlin ist man sehr ungehalten über diese Erfindung, weil sie die goldene Zollinie zu zertrümmern drohet. Um ihren Unmuth zu verschleiern sprechen sie in ihren Tagesephemeren ironisch von der Sache, aber wie es nun geht, so giebt doch jede Zeile ihr Mißbehagen kund.

Eine Kugel ist die vollkommenste Figur, die wir kennen und enthält im kleinsten Raume den größten Inhalt, deshalb wurde sie gewählt in die Luft zu steigen. Zum Dirigiren ist sie indeß nicht geeignet. Sie bietet jederzeit dem Luftzuge eine große Fläche dar, wogegen keine Macht ausreicht, sie dem Luftzuge entgegen zu führen. Es ist leicht sich davon zu überzeugen; man drehe z. B. eine Kugel von einem Holze, welches mit dem Wasser eine Schwere hat, befestige unter derselben einen Fisch in dem Verhältniß, die ein Schiff unter dem Luftballon zu einem Ballon hat, und man wird sehen, daß es dem Fische unmöglich ist, die Kugel gegen den Strom zu ziehen u. s. w. Man gerieth deshalb auf den Gedanken, ein Luftschiff, welches dirigirt werden sollte, müsse irgendwo die Gestalt eines Vogels haben, welcher die Lüfte am leichtesten durchschneidet. Als man aber bedachte, daß ein Vogel nicht allein die Luft durchschneiden, sondern sich auch heben müsse, welche letztere Kraft dem Luftschiffe bereits inne wohnte, kam man von dieser Idee zurück. Der Fisch im Wasser wird gleich dem Luftschiffe durch seine Blase erhoben, er hat deshalb nur nöthig, sich fortzubewegen, wozu ihm die Floßfedern gegeben sind. Ahme man dieses nach und gebe dem Luftschiffe die Form eines schnellschwimmenden Fisches, z. B. eines Hechtes. $\frac{3}{4}$ des Obertheiles wird mit Luft gefüllt, von den noch übrigen $\frac{1}{4}$ bildet $\frac{1}{2}$ das sogenannte Schiff, ausgerüstet mit leicht beweglicher Maschine, den künstlich nachgeahmten Floßfedern, die erforderliche Bewegung zu geben; das letzte Achtel bildet einen leeren Raum zwischen dem Ober- und Untertheil des Luftschiffes.

Ist auf obige Art ein Luftschiff hergestellt, so wird es sich in der Luft nach Willkür bewegen, und den Weg nehmen können, den es beliebt, und man möchte sagen selbst im Sturme, da ein Hecht dem stärksten Strom entgegen schwimmt; kommt noch hinzu, daß man, wie gedruckt steht, in der Luft leicht Luft bereiten und damit die ausströmende ersetzen kann, so steht der willkürlichen Schifffahrt in der Luft nichts mehr entgegen, und sie wäre damit erfunden.

Der Kampf um den Sängerpreis zu Brüssel,

veranstaltet durch den Sängerverein Grétry daselbst, am 25. und 26. September 1842.

Bekanntlich fand im vorigen Jahre zu Brüssel auf Veranstaltung des Sänger-Vereins Gretry ein Wettkampf zwischen verschiedenen belgischen und deutschen Gesang-Vereinen statt, bei welchem die Aachener Vereine, „Liedertafel“ und „Concordia“, den größten Enthusiasmus erregten, da man bis dahin in Belgien von der Macht und Schönheit

des deutschen Chorgesanges noch keinen Begriff gehabt hatte.

Im nächsten Monat am 25. und 26. September soll nun abermals in Brüssel ein solcher Preiskampf statt finden. Der Ehrenpreis ist eine Vase von Silber. Die verschiedenen übrigen Preise sind goldne und silberne Medaillen. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat den Vereinen die Freifahrt auf den belgischen Eisenbahnen angeboten. Der Erfolg soll demnächst unsern Lesern gemeldet werden.

---

* Frage.

Unlängst stieg der Preis des Getreides in der Mitte eines Monats und gleich hatten die Bäcker sich einer zweiten Brottaxe zu ihren Gunsten zu erfreuen. Gegenwärtig ist Gottlob das Korn im Anfange dieses Monats bedeutend im Preise gefallen. Hat nun das Publicum eine zweite Brottaxe zu seinen Gunsten zu erwarten? Wir glauben, diese Frage mit Ja beantworten zu dürfen, denn was der Zeit für die Bäcker sprach, wird jetzt für das Publicum sprechen.

---

* Lufterscheinung.

Am 31. Juli d. J. Abends, etwa um 10 Uhr — wir waren auf der Hamburger Chaussee — wurde es helle, wie von einem schwachen Blitze — wir sahen zur Seite und bemerkten noch in Nordosten, etwa in 60 Grad Höhe, einen feurigen Schein in Pyramidenform bei ganz wolkenleerem Himmel, in der scheinbaren Größe von 7 Fuß Länge und unten ½ Fuß Breite. Er verschwand, so wie Sternschnuppen, nur mit dem Unterschiede, daß diese nach unten in einer schrägen Richtung fahren, er aber gerade in die Höhe fuhr. Wir haben eine solche Erscheinung noch früher nie gesehen, sie ist deshalb für uns merkwürdig. Gewiß ist sie von Mehreren bemerkt worden, und es würde uns Vergnügen machen, zu lesen, daß dergleichen Erscheinungen häufiger vorkommen, und ob es grade aufsteigende Sternschnuppen sind.

---

* Du sollst den Sonntag heiligen!

Dieses Gebot beobachtet die Obst-Hökerin, welche fortwährend das öffentliche Trottoir vorm Doventhor zur Belästigung des Publicums einnimmt, gar nicht, indem sie Sonntags Nachmittags noch unter der Predigt ihren Krims-Krams auspackt; ist es denn gar nicht möglich, daß dieser Unfug dort endlich aufhört, sie kann ja aus ihrem so sehr gelegenen Keller verkaufen, oder einen Platz auf der Promenade, wo Platz genug, einnehmen.

Ein Wahrheitsfreund,
im Namen Vieler, welche gern dieses öffentliche für's Publicum bestimmte Trottoir ungenirt passiren möchten.

Homonyme.

Ihn bringt die Sonn' hervor, und Niemand will
Darum sie loben;
Ihn giebt die Gicht, und Niemand hält gern still
Bei seinem Toben;
Wenn er den Most, den Wein, das Bier befällt,
Sind sie verachtet;
Oft hat Kritik mit ihm den Geist vergällt,
Der sie beachtet;
Ihn giebt der Stahl, ihn muß sich das Metall
Gefallen lassen;
Im Kartenspiel kommt mancher in den Fall,
Auf ihn zu passen;
Ja deiner Haut auch droht von ihm Gefahr,
Wo Kerfe wohnen,
Und Eine Hand macht oft in Einem Jahr
Fünf Millionen.

J. G. N.

Auflösung des Räthsels in Nro. 63.

Frauenlob.

Miscellaneen.

(Die schöne Fanariotin.) In einem Gäßchen in Constantinopel lebte ein armer griechischer Handwerker, der indeß unbestritten von der kaiserlichen Familie der Comnenen abstammte. Er hatte mehrere Kinder und unter ihnen eine Tochter, die etwa 14 Jahre alt war, als sie der französische Gesandte von B. zufällig bemerkte, auf den die Schönheit des Mädchens einen solchen Eindruck machte, daß er sich erbot, für die Erziehung desselben Sorge zu tragen, sie nach Frankreich mit sich zu nehmen und ihre Zukunft zu sichern. Durch funfzehnhundert Piaster bewog er die Aeltern des jungen Mädchens, ihm Sophie zu überlassen. Zwei Jahre lang scheute er weder Mühe noch Kosten, um ihr eine gute Erziehung zu geben, und als er von seinem Hofe zurückberufen wurde, war sie sechzehn Jahr alt, ein Wunder von Schönheit und Bildung. Er zog die Reise zu Lande vor und wurde namentlich von dem Grafen Johann von Witt, dem Gouverneur der Festung Kaminiek Podolski, sehr freundlich aufgenommen, der sich leidenschaftlich in die schöne Griechin verliebte. Der Graf war ein schöner Mann von kaum dreißig Jahren, bereits Generallieutenant und stand in großer Gunst bei der Kaiserin Katharine; Sophie nahm deßhalb seine Bewerbung und die Hand an, welche er ihr bot. Der Gesandte aber wollte sich von dem Mädchen nicht trennen und der Graf von Witt mußte deßhalb durch List und Gewalt in den Besitz der Geliebten zu kommen suchen. Als der Gesandte einst einen Spazierritt vor der Festung machte, ließ der Graf sogleich alle Zugbrücken aufziehen und begab sich mit Sophien in die Kirche, wo ein Pope das junge Paar traute. Dem Gesandten erlaubte man die Rückkehr in die Festung nicht; der General sandte ihm sein Gefolge zu und alle Geschenke, welche er Sophien gegeben, sowie die 1500 Piaster, mit denen er dieselbe früher erkauft hatte. Nach den Flitterwochen, die mehrere Jahre dauerten, besuchte der Graf von Witt mit seiner Frau alle Höfe Europa's und die außerordentliche Schönheit Sophien's machte überall das größte Aufsehen. In Hamburg traf der Graf von P., ein reicher Pole, mit ihm zusammen, der sich sofort in die schöne Frau verliebte, eines Morgens zu dem Grafen ging und ohne Umstände zu ihm sagte: „ich kann ohne Ihre Frau nicht leben; ich weiß, daß ich ihr nicht gleichgültig bin; ich könnte sie entführen, will aber lieber Ihnen mein Glück verdanken. Hier sind zwei Papiere; das erste ist eine Scheidungsurkunde, der nur Ihre Unterschrift noch fehlt, da die der Gräfin schon darunter steht; das andere ist eine Anweisung auf zwei Millionen Gulden, die Sie noch heute bei meinem Banquier erheben können." — Der Graf von Witt nahm den Antrag an; die schöne Sophie, zum zweiten Male verkauft, wurde Gräfin von P. und gelangte in den Besitz eines Reichthums, mit dem in Europa sich kein anderer messen konnte. Ihr Gemahl wußte jeden ihrer Wünsche zu befriedigen. Eines Tages wünschte sie z. B. einen Perlenschmuck und der Graf bat sie, ein Jahr Geduld zu haben, damit er ihr einen Schmuck bieten könne, der ihrer würdig sei. Er schickte darauf in alle großen Städte Europa's und Asien's die Zeichnung einer Perle und meldete den Juwelieren, daß er für jede Perle von der Größe der Zeichnung tausend Louisd'or zahlen würde. Im Orient brachte man hundert Perlen der gesuchten Art zusammen und am nächsten Namenstage seiner Gemahlin legte ihr der Graf ein Perlenhalsband um, das hunderttausend Louisd'or kostete. Um seine Frau unsterblich zu machen, beschloß endlich der Graf einen Garten anzulegen, der ihren Namen tragen und alles übertreffen sollte, was die Welt in dieser Art gesehen. Er wählte dazu ein großes Landstück aus. Zweitausend seiner Bauern arbeiteten zehn Jahre lang daran, er gab über zwanzig Millionen Gulden aus und verwirklichte endlich bei Tulcrin die Schilderung Tasso's von den Gärten Armidens. (Sophiowka ist nach der letzten Revolution in Polen den Krongütern einverleibt worden und heißt jetzt Czaritsine-Sad oder der Garten der Czarin.) — Nach dem Tode des Grafen erbte Sophie dessen unermeßliches Vermögen und es begann nun für sie ein neuer Lebensabschnitt. Sie milderte das Schicksal ihrer zahlreichen Unterthanen, baute Schulen und Straßen, legte Fabriken u. s. w. an und wollte endlich auf ihren Besitzungen in der Krim auch eine Stadt, Sophiopolis, gründen, welche durch alle Künste geschmückt werden sollte. Schon waren die Pläne entworfen, aber die Ereignisse, welche nach 1811 eintraten, verhinderten die Ausführung. Die Gräfin von P., die allbewunderte schöne Fanariotin, starb am 2. Juni 1823 in Berlin.

(In Luisiana) duellirt man sich mit besonderer Vorliebe; man schlägt sich auf Pistolen, Degen, Flinten, Karabiner, gewöhnlich auf 25 Schritte. Es ist leicht begreiflich, daß man seine Proben abgelegt haben muß, um für einen Bramarbas in diesem Lande zu gelten, wo Jedermann den Eisenfresser spielt. Dennoch war es einem Herrn G. gelungen, sich diesen Ruf zu erwerben, und ihm verdankte er den Vorzug, in seiner Eigenschaft als Journalist, stets ziemlich frei von der Leber weg reden zu dürfen. Indessen schrieb er eines Tages in seinem Journal, daß Herr L., ein Bretagner von guter Familie, Schulden mache und sie nicht bezahle. L. kommt am folgenden Morgen zu G. Ihr Artikel mißfällt mir, sagt er zu diesem, wenn Sie ihn morgen früh wiederholen, so beohrfeige ich Sie morgen Abend. — Mich! schrie G., bleich vor Zorn, und Gleichgültigkeit affektirend. — Sie selbst! — Sie denken etwas spät daran, der Artikel ist beim Drucker, und ich habe die Gewohnheit, nie die Probebogen zu corrigiren. — So! Ganz wohl. Also morgen, auf der Börse. — Sie finden mich dort. — Am folgenden Morgen, um halb zwölf Uhr, war ganz Newyork auf der Börse. G. erwartete L. in der Mitte des Saales. Fünf Minuten vor zwölf Uhr trat L. ein, nach der Uhr sehend. Sogleich bildet sich ein ungeheurer Kreis; alle Blicke richten sich auf die beiden Antagonisten. Es schlägt zwölf! L. geht auf G. zu. — Ich mache Sie aufmerksam, ruft der Letztere, daß ich Feuer gebe, sobald Sie die Hand aufheben. Bei diesen Worten streckt er seinem Feinde zwei gespannte Pistolen entgegen

— L. lacht, als drohte ihm ein Kind. Er hatte nicht ein Mal ein einfaches Stöckchen in der Hand, besaß aber dafür alle physischen Eigenschaften eines Bretagners. Waffen, schrie er, Sie haben also Furcht! Und seine Hand fällt auf G.'s Wange. Ein Pistolenschuß ist die Replik. — Einer zweiten Ohrfeige antwortet ein zweiter Pistolenschuß. Bei der dritten Ohrfeige zieht G. einen Dolch und durchbohrt seinen Gegner zu wiederholten Malen. Beim vierzehnten Stich fällt der Franzose todt nieder. Und ganz Newyork wohnte diesem Morde wie einem Schauspiele bei. Das ist die liebenswürdige Civilisation der Vereinigten Staaten.

(Frankfurt.) Camillo Sivori spielte im hiesigen Schauspielhause drei Mal mit enthusiastischem Beifall. Er ist ein eben so eleganter als kühner Geiger, der uns weiche, reine, zur Seele dringende Töne eines Silberglöckchens giebt, und eine fast beispiellose, kecke, leichte, in jedem Ansatze sichere Bogenführung besitzt. Als Schüler Paganini's fordert er uns auf, das bizarre Genre, das jener Meister für sich zur Bewunderung, aber zum Untergang so vieler Nachahmer geschaffen, zum Maßstab der Beurtheilung zu nehmen. Wir erwarten von dem einzigen und so talentvollen Schüler Paganini's alle die Eigenthümlichkeiten in einem hohen Grade, die den Meister zu dem ersten Geiger der Welt erhoben. Es ist deßhalb keine kleine Aufgabe, als Schüler jenes großen Virtuosen, der noch so frisch in eines Jeden Erinnerung lebt, in dessen Fußstapfen zu treten und Glück zu machen. Wenn wir nun, was technische Vollendung jenes apherisitischen, Erstaunen erregenden Spiels betrifft, Herrn Sivori ohne alles Bedenken den ersten Platz neben Paganini einräumen, müssen wir aber auch auf der andern Seite freimüthig bekennen, daß der reich begabte Jünger die Poesie und das geistige Princip, welches sein genialer Meister so wunderbar mit jener bizarren Originalität zu verbinden wußte, nicht erreicht. Deßhalb wurden wir auch nur von jener Bewunderung ergriffen, welche eine fast unbegreifliche Fertigkeit, Töne aus einem singenden Instrument hervorzuziehen, bei uns erregt, eine Bewunderung, welche von jenem Eindrucke wohl zu unterscheiden ist, welchen ein Spiel hervorbringt, das aus dem Herzen kommt, und deßhalb auch wieder zum Herzen dringt. Herrn Sivori's Compositionen sind, wie sein Spiel, auf eine Concentration von Capricen und Kunststücken berechnet, die mit einander verbunden, zwar kein abgerundetes, in sich zusammenhängendes Tongemälde bilden, aber desto mehr die äußeren Sinne fesseln, und ihrer rapiden Execution wegen in Erstaunen setzen. Wir hören darin eine ganze Schule jener fantastischen Schwierigkeiten vorführen, worin sich neckende Kokolderie, Gemüthszerrissenheit und gefällige Eleganz jeden Augenblick die Hände reichen. Namentlich geben seine Cadenz und sein Cara Mama wieder kleinere und compactere Bilder dieser Manier, und lassen vor Erstaunen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, fast nicht zum Erstaunen kommen. — Deßhalb vermissen wir hier, bei allen glänzenden Eigenschaften, jene Einheit des Styls, welche der sogenannte solide und anspruchslose Künstler, unter diesen Beriot und Molique, so treu bewahrt.

(London.) Im Unterhaus übergab Herr T. Wyse eine Petition des deutschen Gesanglehrers Mainzer, welcher vorstellte, daß er im letzten Jahr mehr als 100,000 jungen Engländern Unterricht im Singen ertheilt habe, die Lection zu nicht mehr als 1½ Penny für den Zögling, und daß man ihm daher eine kleine Geldunterstützung aus der Staatskasse zum Bau einer Singschule bewilligen möge. Mehrere Mitglieder äußerten sich sehr günstig über die Vorzüge der Mainzer'schen Lehrmethode. In dieses Lob stimmte auch Sir Robert Peel mit ein, fügte jedoch bei, die Sache bedürfe der Ueberlegung.

(Eine Cremoneser Geige) von ausgezeichnet starkem Ton ist in der Musikalienhandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig zum Verkauf niedergelegt worden. Diese Geige ist auch historisch merkwürdig: denn sie war das Eigenthum des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der im Jahre 1806 in dem Kriege Preußens mit Frankreich in der Schlacht bei Saalfeld fiel. Er hatte für diese Geige 200 Stück Louisd'or gegeben, und führte sie überall auf seinen Reisen mit sich, weil er sich von ihr nicht trennen konnte. Er drückte ihr auf beiden Seiten der Schnecke sein Siegel auf, um sie vor jeder möglichen Vertauschung auch in Zukunft zu sichern; beide Siegel sind noch unversehrt. Den Abend vor der Schlacht, gleichsam ahnend, daß er aus derselben nicht zurückkehren würde, übergab er diese Geige seinem Begleiter, dem Musiklehrer Avé Lallemant, mit den Worten: „diese Geige bleibt Ihr Eigenthum, wenn ich aus der Schlacht nicht zurückkehre." Aus dem Nachlasse des Avé Lallemant wurde sie vor 18 Jahren sehr theuer erstanden, und sie soll nun zur Förderung eines sehr wohlthätigen Zweckes verkauft werden.

(Cabul,) das Moskau der Engländer, von dem in der letzten Zeit häufig die Rede gewesen ist, kommt schon in der Bibel vor, denn im 1. B. der Könige 9. 12 heißt es: „Und Hiram zog aus, aus Tyrus, die Städte zu besehen, welche Salomo ihm gegeben hatte, und sie gefielen ihm nicht. Und er sprach: Was sind das für Städte, die Du mir gegeben hast? Und sie hießen das Land Cabul bis auf diesen Tag."

(Ein Pariser Journal) führt als Merkwürdigkeit an, daß die am 12. Juli Abend durch den König gegebene Parole lautete: „Dreux und Trauer."

(Fanny Elsler) traf nach zehntägiger Ueberfahrt aus Halifax am 28. Juli in Liverpool ein. Die Caledonia hatte überhaupt 57 Passagiere an Bord.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 64.

Bremen, Donnerstag den 11. August 1842.

Gestorben:

Nro. 801. Den 7. August. Des Arb. Friedrich Wilhelm Fehlber Tochter, 4 Jahr, Klosterstraße Nro. 23.

— 802. Den 8. — Des Landmanns Bernhard Osmers Sohn, 7 Jahr, auf dem Brink Nro. 12.

— 803. Den 8. — Des Branntweinbrenners Johann Friedrich Neidtmann Wittwe, geb. Rode, 73 Jahr 6 Monat, Klosterstraße Nro. 19.

Nro. 804. Den 8. — Der Lotterie-Collecteur Arvid Friedr. Priester, 37 Jahr, Bischoffsnadel Nr. 11.

— 805. Den 9. — Des Glasermeisters Heinrich Wilh. Neddermann Sohn, 4½ Jahr, Wegesende Nro 25.

— 806. Den 9. — Des Federposenarbeiters Berend Hinrich Uchtmann Sohn, 2 Jahr, Neustadtswall Nro. 8 E.

Geburten:

Nro. 1011. Den 6. August. Des Schuhmachermeisters Joh. Arnold Keßler Ehefr., geb. Barkhausen, Obernstraße Nro. 24, von einem Knaben.

— 1012. Den 6. — Des Schneiders Johann Hinrich Clausing Ehefr., geb. Sievers, Buntenthorssteinweg Nr. 11, v. einem Mädchen.

— 1013. Den 6. — Des Maurergesellen Carl Georg Schwank Ehefr., geb. Riechers, Mühlenstraße Nro. 14, von einem Mädchen.

— 1014. Den 7. — Des Arbeitsmanns Conrad Bohlmann Ehefr., geb. Müller, Buntenthorssteinweg Nro. 23, von einem Knaben.

— 1015. Den 8. — Des Kaufmanns Friedr. Wilkens Ehefr., geb. Düvell, Grasmarkt Nro. 23, von einem Mädchen.

Nro. 1016. Den 8. — Des Cigarrenfabrikanten Carl Wilh. Spohler Ehefr., geb. Fiege, Großenstraße Nro. 28, von einem Knaben.

— 1017. Den 8. — Des Schenkwirths Jobst Ernst Dohrmann Ehefr., geb. Denis, Langenstraße Nro. 71, von einem Mädchen.

— 1018. Den 8. — Des Arb. Johann Christian Faber Ehefr, geb. Mey, Buntenthorssteinweg Nro. 241, von einem Knaben.

— 1019. Den 9. — Des Arb. Joh. Heinr. Christian Brüggemann Ehefr., geb. Boschen, Sielwall Nro. 3, von einem Mädchen.

— 1020. Den 9. — Des Hökers Joh. Otto Hohnhorst Ehefr., geborne von Harten, Hohestraße Nro. 7, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 65.

Bremen, Sonntag den 14. August 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 14. August.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Cand. Blendermann.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. Müller.
1 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.
12 Uhr Hr. Cand. Viktor.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Gedichte von P. J. W.

1.

Elfenlied.

Die Elfen stiegen nieder
Im hellen Mondesglanz
Und sangen frohe Lieder,
Und schwangen sich im Tanz;
Sie eilten frisch herunter —
Von Berg und Schlucht herbei,
Das Heimchen zirpte munter
Zum Tanz die Melodei.
Sie streuten ohne Sorgen
Manch Perlchen über die Au':
Die Menschen fanden's am Morgen
Und sagten, es wäre der Thau!

Die Königin alleine
Schweift' klagend durch die Flur.
Vom König fand sie keine
Ach! keine, keine Spur! —
Sie, traurig nur vor allen,
Die arme Königin,
Ließ ihre Klagen schallen
Durch Feld und Gärten hin.
Wie strömt' in tiefen Sorgen
Manch Thränchen über die Au':
Die Menschen fanden's am Morgen
Und sagten, es wäre der Thau!

Zuletzt, nach langem Harme,
Fand sie ihn wohl versteckt;
Aus eines Röschens Arme
Hat sie ihn aufgeweckt.
Ob seiner Untreu' klagend
Floh sie in bangem Schmerz.
In Liebesgram verzagend
Brach fast ihr armes Herz.
Sie warf in bitt'ren Sorgen
Den Schleier auf die Au':
Die Menschen fanden's am Morgen
Und sagten, es wäre der Thau!

Dem König drang die Reue
Tief in das Herz hinein.
Er schwur ihr ew'ge Treue,
Sie sollt' ihm nur verzeih'n. —
Da strömten süße Thränen
Aus ihrem Aug' heraus;

Sie breitete voll Sehnen
Die Arme nach ihm aus,
Und beide, frei von Sorgen,
Bekränzten rings die Au':
Die Menschen fanden's am Morgen
Und sagten, es wäre der Thau!

Die Morena von Malaga. Aus dem Leben des Empecinado.

(Schluß.)

Sobald der Schenkwirth für die Bequemlichkeit seines Gastes gesorgt, kehrte er zu der Gesellschaft zurück, die er auf einen Augenblick verlassen hatte. Der gute Mancha-Wein hatte die Zunge des Geschichts-Erzählers inzwischen so geölt, daß er, obgleich er schon erklärt hatte, er könne nicht länger bleiben, sich dennoch durch den Wirth bewegen ließ, noch eins seiner Abentheuer vorzutragen, und zwar ein so wunderbares, daß fast die Leichtgläubigkeit der nicht sophistischen Landleute daran Anstoß genommen hätte, und der Fremde sich mehr als einmal bewogen fand, von seiner Mahlzeit auf und, halb ergötzt und halb verächtlich, nach dem Aufschneider hinzublicken. Letzterer kam endlich mit seiner Erzählung zum Schluß, bestieg sein Pferd und ritt fort. Auch die Bauern folgten seinem Beispiel, und der Fremde blieb also allein mit seinem Wirthe.

„Ew. Gnaden haben einen heißen und durstigen Ritt gehabt," sagte el Gordo, indem er das Glas seines Gastes füllte und einen Blick auf dessen Anzug warf, der von dem röthlichen Staube der Provinz bepudert war. „Es wäre wohl besser gewesen, wenn Sie, wie der werthe Herr, der eben fortgeritten ist, sich früher auf den Weg gemacht hätten und eher angekommen wären. Es giebt der Bäume zu wenig in unserem Lande, als daß ein Ritt zur Mittagszeit angenehm sein könnte."

— Ihr könnt wohl Recht haben, erwiederte der Andere, besonders weil ich, wenn ich nach Eurem Rathe gehandelt, muthmaßlich mehr von Eures Freundes Abentheuern gehört hätte, die, nachdem was ich davon vernommen habe, zu urtheilen, es schon verdienen, gehört zu werden.

„Ich wußte nicht, daß Ew. Gnaden darauf Acht gegeben hatten," sagte der Wirth mit seinem gewöhnlichen Kichern. „Er spannt den Bogen in der That etwas straff, doch tragen seine Pfeile das Ziel für mich schon deutlich genug und ich freue mich jedesmal, wenn er dieses Weges zieht. Unsere Dörfler strömen dutzendweise herbei, um auf seine Rede zu horchen, denn nach einigen Quartillos kömmt er in der Regel so wie heute in den Zug. Alles das macht aber die Borracha dünn und mich dick." Mit einem abermaligen fröhlichen Kichern legte el Gordo bei diesen Worten die eine Hand auf den nun schlaffen riesigen Schlauch, und die andere auf die Ründung seines Bauches, der er seinen Beinamen verdankte.

— Wer ist er denn? — fragte der Fremde gleichgültig, aber sichtlich in der Absicht, seines Wirthes Geschwätzigkeit noch mehr anzufeuern. — Hat er denn wirklich während des Krieges gedient?

„Gedient und nicht gedient; das heißt, an der Spitze einer Guerillasbande gestanden und hin und wieder ein Scharmützel mit den Franzosen gehabt, obgleich ich sehr bezweifle, daß er sie aufgesucht hat. Was ihm weit besser gefiel, das war, ein Bischen plündern, sich einstellen, wenn der Kampf zu Ende ging und das Schmausen begann, und wenn dazu keine Gelegenheit war, so beraubte er, was ihm aufstieß, Spanier wie andere. Ich habe gehört, daß in Andalusien Dinge von ihm erzählt werden, die Ihnen das Haar zu Berge treiben würden; auch ist so viel sicher, daß unsere Truppen zur Kriegszeit mehr als einmal Jagd auf ihn gemacht haben; als es dann aber Friede wurde, da war Alles Lust und Freude, es wurden Amnestien erlassen und er, wie mancher andere Spitzbube, zu einem ehrlichen Mann gemacht! Er ist nun immer auf Reisen, und zwar, wie man sagt, nicht eben Vortheil von Sr. Majestät Einkünften.

— Sein Name? — fragte der Fremde, dessen Aufmerksamkeit sich gesteigert hatte, so wie el Gordo in seiner Rede fortfuhr, begierig.

„Seinen eigentlichen Namen habe ich nie erfahren, Herr," erwiederte der Schenkwirth, über die starke und plötzliche Theilnahme des Andern verwundert. „Man hat ihn stets el Gitano genannt, denn er ist von zigeunerischer Abkunft, und, wie man sagt, der Häuptling eines Stammes."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Fremde, einen Thaler hinwerfend, zum Stall eilte und, ehe sein Wirth noch die Zeit gehabt hatte, denselben aufzunehmen und zur Thür hinzuwatscheln, auf seinem schwarzen Renner, einem Thier voll Feuer und Kraft, im Galopp davon jagte.

„Kurios," sagte el Gordo ihm nachschauend, „er ist von Norden gekommen und reitet auch wieder gen Norden. Aber,

was geht das mich an: er ist ein wackrer Herr und hat mir die Zeche doppelt bezahlt!

Der Reisende hatte denselben Weg eingeschlagen, den der Gitano genommen hatte; da dieser aber eine Stunde vor ihm weggeritten war, so wurde er seiner erst ansichtig, als die Sonne ihre letzten Strahlen warf und jener eben einen Berg hinanritt, über welchen der Weg führte.

„Ihr seid der Gitano?“ sagte der Reiter kurz, als er nach einem ferneren schärferen Galopp von zehn Minuten den Mann eingeholt hatte, dem er so eifrig nachgejagt war.

— So nennt man mich, erwiederte der Zigeuner, etwas stutzig über den Ton und die Weise, in welcher die Frage geschah.

„Mörderischer Bube!„ rief der Fremde aus; denk' an Morena von Malaga, und bereite Dich zum Tode; denn wir sind hier allein am Berge, und ich, ich bin — Empecinado!

Der Gitano erbebte vor seinem grimmen Feinde, doch ließ ihn sein Instinct der Hinterlist und des Verrathes nicht im Stich. Durch eine rasche aber unbemerkliche Bewegung die Zügel in die rechte Hand hinüber gleitend, zog er mit der linken einen Dolch aus seinem Gürtel hervor und holte damit wüthend nach dem Empecinado aus. Der war aber schon auf seiner Huth. Rasch die Hand des Zigeuners erfassend, ehe ihn der Stoß getroffen hatte, klemmte er sie wie in einem Schraubstock zusammen, daß die Finger sich unwillkührlich öffneten und ihre Waffe fallen ließen. In dem nächsten Augenblicke klirrten dann die Säbel, und es begann ein wüthender Kampf.

Obwohl nach dem, was schon von ihm gesehen worden, anzunehmen ist, daß der Gitano keineswegs ein tapferer Mann war, hatte er doch in den mancherlei Gefahren, die er bestanden, eine gewisse Entschlossenheit erworben und gab nun, wo ihm das Messer an der Kehle stand, den Beweis, daß er auch den Säbel zu führen wußte. Während er sein Aeußerstes that, die wüthend geführten Hiebe und Stiche des Empecinado abzupariren, und den Augenblick zu erspähen, wo sein Gegner ihm eine Blöße gebe, vergaß er jedoch, sich vor einer Gefahr andrer Art zu hüthen.

Die Straße, auf welcher der Zweikampf statt fand, war breit und eben, und zog sich längs der Seite des Berges hin. Zur Linken flachte sich das Terrain allmählig, bis zu einer bedeutenden Höhe ab, zur Rechten aber hing ein jäher Abgrund von fast dreihundert Fuß Tiefe über ein lachendes schönes Thal hinaus. Diesem fürchterlichen Abgrunde trieb Empecinado seinen Gegner zu, der, unbedächtig die Zügel straffer ziehend, als er sich der auf ihn geführten Streiche fast nicht mehr zu erwehren wußte und sein Arm zu ermüden begann, sein Pferd rückwärts drängte. Plötzlich setzte der Empecinado seinem Rappen die Sporen in die Seite und führte, als es nun vorsprang, einen wilden Hieb nach dem Kopfe des Zigeuners. Dieser parirte denselben noch ab, aber in demselben Augenblicke begannen die Hinterfüße seines Pferdes schon auf dem weichen und schlüpfrigen Rande des Abgrundes auszugleiten. Nun erst diese Gefahr inne werdend, sprang der Gitano mit Blitzesschnelle aus dem Sattel, sein unglückliches Pferd aber schoß Kopf unter, Kopf über hinab in die Tiefe und zerschellte auf den Felsen und Steinen am Fuße des Berges.

Inzwischen war die Lage des Zigeuners noch keineswegs beneidenswerth. Als er von seinem Pferde herabgesprungen war, hingen die Hinterbeine desselben schon über den Rand des Abgrundes hinaus, und der Ruck, den er sich gegeben, als er sich aus den Steigbügeln schwang, hatte nicht genug Kraft, ihn auf sicheren Boden zu versetzen. Alles, was ihm gelungen war, beschränkte sich darauf, daß er mit den Armen auf dem Rande der Kluft lag; er würde sich auch wohl mit dem ganzen Körper hinaufgeschwungen haben, wenn der Rand viereckig gewesen wäre; er war aber rund und abschüssig, und unmittelbar unter ihm fiel der Felsen einwärts ab.

So also jedes Haltpunkts für seine Füße beraubt, mußte der Zigeuner sich lediglich auf seine Hände verlassen, und damit klammerte er sich an das Gras und Unkraut an, welches der dünnen Erdschicht entsproß, die den Felsen bedeckte. Wenn eins riß, so griff er nach einem andern, das ihm, ein zweiter Tantalus, nach augenblicklicher Hülfe auch bald wieder entschlüpfte, und so sah der Arme denn seinen Untergang vor Augen, seine letzte Stunde gekommen.

Der Empecinado hatte seinen Säbel eingesteckt und saß regungslos auf seinem Pferde, stier auf den Gitano blickend, dessen durch Furcht und Grausen verzerrten Züge, in dem schnell entschwindenden Zwielichte, einen agonieartigen und fast geisterhaften Ausdruck annahmen.

„Misericordia! Senor!“ Gnade, Herr, Gnade! „wie Ihr sie in der Stunde der Noth von Gott und seinen Heiligen erwartet!“ schrie er.

Es lag etwas so Gräuliches in dem Tone, in welchem

diese Worte gekreischt wurden, eine solche Concentrirung menschlicher Verzweiflung und Noth in dem Accente des dem Tode verfallenen Elenden, daß Empecinado's rechter Fuß sich aus dem Steigbügel zog und er eine Bewegung machte, wie wenn er absteigen und seinem Feinde zu Hülfe kommen wollte. War das aber sein Wille, so kam ihm der Gedanke doch zu spät.

„Maldicion!" kreischte der Gitano, als der letzte Büschel des versenkten Rasen aus seinen blutenden und erschöpften Fingern schlüpfte.

Der Empecinado horchte hin, und durch die Grabesstille des milden Sommerabends drang ein dumpfer, schwerer Schall an sein geübtes Ohr. Er warf sein Pferd herum und ritt langsam fort, in nördlicher Richtung.

Am Morgen jenes Tages war Andalusien sein Ziel gewesen; er hatte jetzt aber keinen Anlaß mehr, die Reise dahin fortzusetzen, indem der damit verbunden gewesene Zweck bereits erreicht war.

---

* Eine Wasserkunst in Bremen
höchst wünschenswerth nicht allein, sondern als nothwendig anzuschaffende Sache zu betrachten.

Schon mehrere Male ist kürzlich in einigen Local-Blättern unserer Stadt von der Errichtung einer Wasserkunst hieselbst, anregend gesprochen und angedeutet worden, daß man das traurige, große Unglück Hamburgs doch ja nicht vergessen und in der Zeit des Wohlstandes und der Ruhe eine Anstalt bei uns gründen möge, um uns und unseren Nachkommen solche schwere Opferzeiten zu ersparen, wie sie von unserer Schwesterstadt Hamburg für ein halbes Jahrhundert getragen werden müssen. Wir dürfen uns nicht damit beruhigen, daß ein solches Brandunglück wie dasjenige welches Hamburg nun betroffen hat, höchst selten ist. Wir dürfen nicht sicher werden da Feuersbrünste hier Gott sei Dank! nur wenig vorkommen. Wir dürfen nicht darauf ruhig sein, daß unsere Feuerversicherungen anderer Natur sind als in Hamburg, da in Bremen keine städtische Feuerassecuranz besteht, nein, alle solche Scheingründe dürfen uns nicht abhalten die Noth welche jede, und namentlich welche eine große Feuersbrunst im Gefolge hat, nach Kräften abzuwehren und müssen durch kleine allgemeine Opfer großen Verlüsten vorzubeugen suchen. Wie wenig Rücksicht ein jüngst in einem öffentlichen Blatte gemachter Einwurf verdient, daß die Anlage einer Wasserkunst am alten Wall der Stadt zur Mißzierde gereichen und den Anwohnern daselbst unangenehm sein würde, braucht hier wohl nicht noch hervorgehoben zu werden; eben so wenig darf und kann die Rede davon sein, daß ein einzelnes Gewerbe durch die Anlage einer Wasserkunst leiden könnte. Obgleich nicht abzusehen, daß dies geschehen würde, so ist es doch ein Weltsatz, daß kleinere Rücksichten den größeren (die mit Gerechtigkeit und Billigkeit verträglich sind) stets untergeordnet werden müssen. Sicherheit für unsere Stadt, eine Garantie gegen großes Brandunglück und eine große Bequemlichkeit für alle diejenigen Häuser, welche bis jetzt fließendes Wasser entbehrten, das sind die Gründe welche die Anlage einer grosartigeren Wasserkunst bei uns dringend fordern und Männer von Kopf und Herz mögen sich vereinen, um je eher je lieber die einleitenden Schritte zur Verwirklichung dieses Unternehmens zu thun.

Die Errichtung einer Wasserkunst in Bremen fällt in eine Periode wo wir die großen Vorbilder solcher Anstalten in London, Edinburgh, Liverpool, Glasgow, Manchester und den großen Vortheil haben, daß wir alle die Fehler welche jene Anstalten zu Theil sehr kostspielig machten, vermeiden können. Um die Wasserkünste von Paris zu verbessern, sandte die dortige Behörde vor kurzer Zeit den berühmten Ingenieur M. Mallet nach London, um Alles was hierauf Bezug hat zu studiren, genau zu untersuchen und wo möglich alle Verbesserungen nach Frankreich überzusiedeln. Es stehet uns die Gelegenheit zu Gebot zu einer Anlage für unsere Stadt die besten englischen Anstalten zu benutzen.

(Schluß folgt.)

---

* Einige Worte über das Fallissement des Herrn Westphal jr.

Daß dieses erfolgen mußte, war fast mit Gewißheit vorher zu behaupten; wie hätte es auch anders sein können? wie hätte ein Mann zwar mit dem besten Willen und lobenswerthestem Eifer begabt, auch ohne den Vorwurf eines Verschwenders zu verdienen — allein nur mit wenigem Vermögen versehen, wie sollte der eine so großartig betriebene Gärtnerei halten können, ohne die Beihülfe Anderer? da doch gewiß erst Jahre darüber hingehen ehe sich eine

solche Sache rentirt. — Zu bewundern ist es noch sehr, daß Herr Westphal so weit gekommen ist, da er stets die bedeutendsten Ankäufe, sowohl von Grundstücken wie von Pflanzen gemacht, ohne vorher sich Mühe zu geben, sich im nöthigen Fall zu decken. — Hiervon abgesehen läßt sich nicht bezweifeln, daß Herr Westphal viele Gönner hat, die ihm, wenn er sich durch sein voreiliges Handeln in Verlegenheit gebracht, wieder geholfen. Bestreiten läßt sich auch keineswegs, daß Herr Westphal Nachsicht und Stütze verdient, da er ein in seiner Wissenschaft tüchtiger Mann ist, der seine bisherigen Bemühungen gewiß nur von dem Gesichtspunkte aus betrachtet und auch danach gehandelt hat, um den Ruf Bremens mit dem anderer Städte, hinsichtlich der Gärtnerei im Gleichgewicht zu erhalten, ohne geradezu nur auf seinen Gewinn bedacht zu sein; denn läugnen läßt sich doch nicht, daß wohl noch mehrere Jahre vergangen sein würden ehe Bremen eine Blumenausstellung bekommen hätte, welche Herr Westphal doch jedesmal nur aus seinen eigenen Mitteln geschaffen.

Diese Nachsicht und Stütze muß jedoch unserer Ansicht nach auf eine ganz andere Weise in Anwendung gebracht werden, Herr Westphal darf durchaus nicht dabei in Versuchung gerathen, seiner Lust zum Bauen und seiner fortwährenden Vergrößerung des Geschäfts zu fröhnen. —

Einsender dieses sind der Meinung, daß Bremen sowohl wie jede andere freie Stadt ihren eigenen ökonomisch-botanischen Garten haben könne, um seinen Söhnen, die sich sowohl dem medicinischen wie dem ökonomischen Fache widmen wollen, in seinen eignen Staaten die nöthigen Vorkenntnisse zu geben, da wir sogar einige vortreffliche, und hierzu sich eignende Professoren haben; oder sollte Bremen sich in einem solchen Felde nicht mit Hamburg u. a. O. messen können? —

Sollte unsere Idee Anklang finden, so würden wir uns erlauben dahin zu rathen, daß das Grundstück des Herrn Westphal auf den sogenannten Neuen Häfen (Fehrfelde), (welches derselbe zu einer Gemüsetreiberei angekauft, von der sich aber auch sehr wenig behaupten läßt, ob eine solche Unternehmung, welche doch mit bedeutenden Kosten verknüpft ist, rentiren würde? da wir der Beispiele schon mehrfach in Bremen gehabt haben, daß jede Sache, welche von Auswärts verschrieben und geschickt wird, besser sei, wie die bei uns hervorgebrachte, zu einem ökonomisch-botanischen Garten benutzt würde, da sowohl die ganze Lage des Gartens, wie auch die bisherige Einrichtung desselben zu einem solchen Zweck trefflich geeignet ist, und auch stets nach Bedürfniß vergrößert werden könnte. Zudem wäre der Vortheil, daß Herr Westphal sowohl an Topf- wie an Landpflanzen eine nicht unbedeutende Sammlung besitzt, und dieserhalb nur noch wenige Ankäufe nöthig wären um eine ziemlich complete systematische Pflanzensammlung vollzählig zu machen.

Herr Westphal würde sich gewiß, um einen sicheren Stützpunkt zu haben, gern willig finden lassen, seinen Garten zu einem solchen ökonomisch-botanischeneinzurichten, wenn sich ein möglichst zahlreicher Verein zu diesem Zweck bildete und Herrn Westphal ein bestimmter jährlicher Beitrag zugesichert würde; auch ist keinesweges zu bezweifeln, daß dieses Institut von bedeutendem Nutzen und auch sicher mit dem besten Erfolge gekrönt sein würde.

Freunde der fortschreitenden Cultur.

Die Phosphor- oder Streichzündhölzchen.

Beinahe kein Tag vergeht, an welchem uns die öffentlichen Blätter nicht Nachrichten von einem Brandunglück bringen. Mag es Zufall sein, mag die ungewöhnliche Trockenheit in diesem Sommer die Zahl der Feuersbrünste vermehren helfen: gewiß bleibt, daß die Hausväter und Polizeibehörden ein wachsames Auge auf die, seit einigen Jahren immer allgemeiner in Gebrauch kommenden Streichzündhölzchen halten dürfen, als seither geschehen ist. Nicht daß der Einsender dieses vor ihrem Gebrauche warnen will. Dies wäre ein eben so unnützes als engherziges Bemühen; denn die genannten Phosphorzündhölzchen sind so bequem, übertreffen jedes andere Material zur schnellen Erzeugung einer Lichtflamme in solchem Grade, werden überdieß jetzt so gut und billig angefertigt, daß der Versuch, sie wieder außer Gebrauch zu bringen, sogar nationalökonomischen Interessen entgegen wäre. Allein mehr Vorsicht auf ihren Gebrauch und ihre Aufbewahrung, als seither, muß verwendet werden, weil jenes bekannte (eben Behufs der Entscheidung der Frage, ob ihre Einführung, im Hinblick auf ihre Feuergefährlichkeit, gestattet oder nicht gestattet werden dürfe), vor einigen Jahren in Darmstadt unter der Aufsicht des Herrn Professors Dr. Liebig aus Gießen angestellte Experiment, nach welchem solche Hölzchen,

in Kisten verpackt, und diese dann von der Höhe mehrerer Stockwerke herab auf die Straße geworfen, nicht in Brand geriethen, wohl die mindere Gefährlichkeit des bezüglichen Kisteninhalts bewies, nicht aber die nöthige Vorsicht bei ihrem Gebrauche im Allgemeinen ausschloß, oder ausgeschlossen wissen wollte. Selbstentzündungen solcher Zündhölzchen unter unvorhergesehenen Umständen kamen seitdem zur Genüge vor. Der Schreiber dieses z. B. sah kürzlich in der Hand einer Dame zwei Päckchen derselben sich entzünden, ohne daß sie zuvor einem besondern Drucke oder einer Reibung unterlegen hätten. Legen Hausmütter, Köchinnen u. s. w. die, in Papier- oder leichten Holzkäpselchen zum Verkaufe kommenden Hölzchen auf Rahmen in der Küche, in Schubladen oder auf sonstige feuerfangende Gegenstände, so ist unter gewissen Umständen der Stoß einer Geräthschaft der Sprung einer Katze auf dieselben, das durch eine Maus oder Ratte bewerkstelligte Verschleppen und Benagen der Kapseln, das Bepicken durch herumlaufendes Geflügel, hinreichend, sie bisweilen zum Entflammen zu bringen, und ein solcher Fall ist um so denkbarer, da der Phosphor den genannten Thieren sämmtlich eine beliebte Witterung ist. An der Beschaffenheit der zunächst liegenden Gegenstände liegt es dann nur, ob ein Brandunglück wirklich dadurch veranlaßt werden soll. Darum sehe jeder Hausvater seines Orts sich wohl um, wie genannte Zündhölzchen von ihm oder den Seinigen aufbewahrt zu werden pflegen. Er halte sie in einem flachen, länglichen, mit Deckel verschließbaren, aus Töpferthon oder starkem Eisenblech gefertigten Kästchen mit zwei Abtheilungen, in Verwahr, und empfehle seinem Personale nach dem Gebrauche den jedesmal sorgfältigen Wiederverschluß. In der einen Abtheilung des thönernen Kästchens befinden sich die zu gebrauchenden, in die andere werden die gebrauchten Zündhölzchen geworfen. Oder noch besser: die letztgenannten in ein danebenstehendes, besonderes Thongefäß, damit sie — im Falle sie noch glimmen — nicht aus Versehen unter jene geworfen werden. — Der Einsender Dieses hält die Veröffentlichung vorliegender Bemerkungen für hinlänglich gerechtfertigt. Denn wenn die so bequemen und beliebten Streich- oder Phosphorzündhölzchen im tagtäglichen Gebrauche fast jeder Hauswirthschaft, unter 1000 Häusern auch nur in einem durch zufällige Umstände und unversehens sich selbst entzünden, und unter hundert solchen Selbstentzündungen wieder nur eine die Veranlassung zu einer wirklichen Feuersbrunst giebt; so ergiebt eine gefällige Berechnung im Hinblicke auf die berührten Umstände kein Absurdum, diese Veröffentlichung kein Hirngespinnst — es wäre denn, daß Momus und Konsorten uns eines Bessern belehrten.

* Der Maler Meyer aus Bremen.

Die Erwartungen, welche hiesige Kunstfreunde von dem Talente unsers Landsmanns Herrn Maler Meyer hegten, beginnen schon in Erfüllung zu gehen. Die Kölner Zeitung vom 7. August enthält folgende Nachricht: „Noch in den letzten Tagen wurde unsere Kunstausstellung wieder durch einige ausgezeichnete Gemälde verschönert: ein großes Bild, „der Tod des Prinzen Wilhelm I. von Oranien" von Erkhaut, Director der Haager Akademie, welches Sr. Majestät der König der Niederlande, dessen Eigenthum es ist, hier auszustellen, gestatteten; „ein sinniges liebliches Genre-Bild von Meyer aus Bremen" „das Jubiläum eines hessischen Pfarrers" und Volkharts „Thronentsagung der Maria Stuart, ein Gemälde, das besonders durch seine gelungene Composition und durch lebendige wahre Auffassung des Moments anspricht." Zugleich findet sich in demselben Blatte unter den Düsseldorfer Xenien eine an Meyer gerichtet, welche das Lob über seine Leistung also ausspricht:

Adel athme das Bild, nicht fröhn' es der bunteren Menge,
Dauerhaft fesselt es dann meinen vertrauteren Kreis.

Ein anderes junges Bremer Talent, welches Hoffnung erregt, ist der Bildhauer Herr Müller, welcher jetzt in München auf der Akademie sich die höhere Bildung erwirbt. Möge ihn Steinhäusers Vorgang nicht vergebens angefeuert haben. So beginnen denn die Söhne von der Weser immer mehr Schillers hartes Kunstwort zu entkräften *). Möge nun auch Visurgis selbst das neue, Schiller getaufte Schiff ohne Nachegedanken sanft zwischen alle Sandbänke hindurch führen.

Erwiederung.

Dem Wunsche von N. N. und N. N. soll in der nächsten Nummer dieses Blattes entsprochen werden.

Berichtigung.

Die Note, welche eine Frage über das Verhältniß der Zolleinnahme zu den Bremischen Staatseinkünften enthält, ist im letzten Blatte irrig zu dem Worte Dänemark S. 508 gesetzt, da sie hätte dem Worte Staatseinkünfte S. 507 beigefügt werden müssen.

Thorsperre.

Vom 16. — 31. August 8 Uhr.

*) Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

Miscellaneen.

(Walhalla's Genossen.) Zu diesen gehören: — Hermann, der Römer Besieger. Marobod, der Markomannen Haupt. Velleda, Seherin. Claudius Civilis, Heerführer der Bataver. Hermannrich, König der Ostgothen. Ulphila, Bischof. Friediger, Anführer der Westgothen. Alarich, König der Westgothen. Ataulf, König der Westgothen. Genserich, König der Vandalen. Theodorich, König der Westgothen. Horsa und Hengist, Britaniens Eroberer. Odoaker, der Heruler und Gepiden König. Klodwig, König der Franken. Theodorich der Große, König der Ostgothen. Totila, König der Ostgothen. Alboin, König der Longobarden. Theutelinde, Königin der Longobarden. Emeran, der Heilige. Pipin von Heristall, Herzog von Austrasien, Hausmayer von Neustrien. Beda der Verehrungswürdige, Abt und Geschichtschreiber. Der heilige Willibrod, Utrechts erster Bischof. Karl der Hammer, Herzog und Fürst von Franken. Der heilige Bonifazius, Erzbischof von Mainz. Pipin der Kurze, König des Frankenreichs. Wittekind, Heerführer der Sachsen. Paul Warnefried, Geschichtschreiber. Alcuin, Abt und Gelehrter. Egbert, erster König von England. Karl der Große, Kaiser. Eginhard, Geschichtschreiber. Rhabanus Maurus, Bischof und Gelehrter. Arnulph, Kaiser. Alfred der Große, König von England. Otto der Erlauchte, Herzog zu Sachsen. Heinrich der Finkler, Deutschlands König. Arnulph I. Herzog von Baiern. Mechthildis die Heilige, Königin von Deutschland. Otto I. der Große, Kaiser. Roswitha, Dichterin. Der heilige Bernward, Bischof von Hildesheim. Heribert der Heilige, Erzbischof zu Köln. Konrad II. der Salier. Heinrich III., Kaiser. Lambrecht von Aschaffenburg, Geschichtschreiber. Otto der Heilige, Bischof zu Bamberg. Otto, Bischof von Freysing, Geschichtschreiber. Hildegard die Heilige, Aebtissin. Otto der Große von Wittelsbach. Friedrich I. der Rothbart, Kaiser. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern. Der heilige Engelbert, Erzbischof von Göln. Des Gölner Dom's Baumeister (Gerhard.) Des Nibelungen-Liedes Dichter (Heinrich von Ofterdingen.) Walther von der Vogelweide, Minnesänger. Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen. Leopold VII. der Glorreiche, Herzog von Oesterreich. Hermann von Salza, Deutschordens Hochmeister. Friedrich II., Kaiser. Wolfram von Eschenbach, Minnesänger. Arnold von Thurn, Gründer des rheinischen Städtebundes. Albertus Magnus, Bischof von Regensburg. Rudolph von Habsburg, Kaiser. Erwin von Steinbach, Baumeister. Die drei Männer des Rütli: Walter Fürst aus Schwyz, Werner Stauffacher aus Uri, Arnold von Melchthal aus Unterwalden. Friedrich der Schöne von Oesterreich. Bruno von Warendrop, hanseatischer Anführer. Arnold Struthahn von Winkelried, Ritter, auch Landmann aus Unterwalden. Wilhelm von Göln, Maler. Johann Gutenberg, (Henne Gansfleisch von Siegenloch, genannt Gudinberg.) Erfinder des Buchdruckens. Johann van Eyk, Maler. Friedrich der Siegreiche, Churfürst von der Pfalz. Johann Müller (Regiomontanus), Gelehrter. Hadrian von Bubenberg, Murtens Vertheidiger. Nikolaus von der Flue, Einsiedler. Eberhard im Bart, Herzog von Würtemberg. Hans Hemling, Maler. Johann von Dalberg, Bischof von Worms. Hans von Hallwyl, Burgunds Besieger. Berthold von Henneberg, Churfürst von Mainz. Maximilian I., Kaiser. Johann von Reuchlin, Gelehrter. Franz von Sickingen, Ritter. Ulrich von Hutten, Ritter, Dichter, Gelehrter. Albrecht Dürer, Künstler. Georg von Freundsberg, Feld-Oberster. Peter Vischer der ältere, Bildner in Erz. Johann Turmayr, genannt Aventin, Geschichtschreiber. Walther von Plettenberg, Heermeister von Liefland. Erasmus von Rotterdam, Gelehrter. Peter Henlein, Erfinder der Sackuhren. Theophrastus von Hohenheim, Arzt. Nikolaus Kopernik (Copernicus) Sternkundiger. Hans Holbein der jüngere, Maler. Karl V., Kaiser. Christoph, Herzog von Würtemberg. Aegid Tschudi, Geschichtschreiber. Wilhelm, Prinz von Oranien, des Niederländischen Freistaates Gründer. August I., Churfürst von Sachsen. Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof zu Würzburg. Moritz, Prinz von Oranien. Johann Keppler, Sternkundiger. Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland. Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar. Peter Paul Rubens, Maler. Anton van Dyk, Maler. Hugo de Groote, (Grotius), Gelehrter und Staatsmann. Maximilian Graf von Trautmannsdorf, Staatsmann. Maximilian I., Churfürst von Baiern. Amalia, Landgräfin von Hessen. Martin Harpertson Tromp, Admiral von Holland. Paris Lodron, Erzbischof von Salzburg. Franz Seyders, Thiermaler. Karl X., König von Schweden. Johann Philipp von Schönbron, Churfürst von Mainz. Ernst der Fromme, Herzog von Sachsen-Gotha. Michael Hadrian Ruiter, Admiral von Holland. Otto v. Querike, Erfinder der Luftpumpe. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der große Churfürst. Karl V., Herzog von Lothringen. Wilhelm III. König von Großbritanien. Ludwig, Markgraf von Baden-Baden, Reichsfeldmarschall. Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, Weiser, Gelehrter und Staatsmann. Hermann Boerhave, Arzt. Graf Moritz von Sachsen, Maréchal de France. Georg Friedrich Händel, Tonsetzer. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, Stifter der Brüdergemeinde. Burkhard Christoph Graf von Munich, russischer Feldmarschall. Johann Winckelmann, Kunstforscher. Wilhelm Graf von Schaumburg-Lippe, Heerführer der Portugiesen. Albrecht von Haller, Arzt, Dichter, Gelehrter. Anton Raphael Mengs, Maler. Maria Theresia, Kaiserin, Königin. Gotthold Ephraim Lessing, Gelehrter und Dichter. Friedrich der Einzige, König von Preußen. Christoph Ritter von Gluck, Tondichter. Gideon Ernst Freiherr von Loudon, österreichischer Feldmarschall. Joh. Chrys. Wolfg. Amadeus Mozart, Tondichter. Ferdinand, Herzog von Braunschweig, Feldherr. Justus Möser, Advocatus patriae. Gottfried August Bürger, Dichter. Katharina II., Kaiserin von Rußland. Friedrich Gottlob Klopstock, der heilige Sänger. Wilhelm Heinse, Schriftsteller. Johann Gottfried von Herder, Gelehrter. Immanuel Kant, Weltweiser. Friedrich von

Schiller, Dichter. Joseph Haydn, Doktor der Tonkunst. Johannes von Müller, Geschichtschreiber. Christoph Martin Wieland, Dichter. Gebhard David von Scharnhorst, preußischer Feldmarschall. Michael Fürst Barclay de Tolli, russischer Feldmarschall. Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt, preußischer Feldmarschall. Karl Fürst zu Schwarzenberg, oberster Feldherr im Befreiungskriege. Wilhelm Herschel, Sternkundiger. Graf Diebitsch Sabalkansky, russischer Feldmarschall. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein, preußischer Minister. August Wilhelm Graf von Gneisenau, preußischer Feldmarschall. Johann Wolfgang von Göthe, Dichter, Gelehrter.

(Zuckerbeleuchtung.) Man liest im Nürnberger Correspondenten: Hier eine Nachricht, welche die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verdient. Es handelt sich um die Zuckerbeleuchtung. Man schreibt aus Nantes: „Im Augenblick, wo unsere Ackerbaukundigen und Seehasen sich wegen der Zuckerfrage gegenseitig einen hitzigen Kampf liefern, werden Sie ohne Zweifel die wichtige Entdeckung, die neulich gemacht worden, und die, indem sie eine neue Industrie gründet, das Zuckerrohr und die Runkelrübe in vollkommener Eintracht vereinen soll, nicht ohne Vergnügen vernehmen. Früher habe ich ein Erfindungsbrevet für ein neues Beleuchtungssystem, das ich vermittelst einer Mischung von Zucker und andern geringern Substanzen erhalte, verlangt, und heute vernehme ich, daß mir dasselbe bewilligt ist. Das Licht, welches aus dieser Kombination entsteht, ist eben so hell, als das Gaslicht, und kommt viel billiger zu stehen. Ich fühle mich glücklich, nach fünfjährigem Nachforschen und langer Beharrlichkeit zu einem ähnlichen Resultat gelangt zu sein. Unsere Kolonisten und Runkelrübenzuckerfabrikanten dürften sich demnach gänzlich beruhigen! Die Zuckerconsumtion wird so beträchtlich werden, daß sie leicht einen Absatz für ihre Produkte finden werden; und von heute an können sie sogar ihre Bemühungen verdoppeln, um uns deren in Fülle zu liefern. Hesmart, Ackerbaukundiger."

(Anekdote.) Bei einer Sonntags-Parade, die Friedrich der Große abhielt, hatte sich eine Menge Volks versammelt, die selbst den König sehr eng umstand und in's Gedränge brachte. Als der König nun aus seiner Dose eine Prise Schnupftabak nahm, hatte sogar ein Zuschauer die Dummdreistigkeit, ihm über die Schulter zu langen und auch eine Prise zu nehmen. Friedrich, nicht wenig erstaunt hierüber, sah sich nach dem kecken Menschen um, konnte ihn aber aus dem Gedränge nicht herausfinden, weshalb er seiner Umgebung befahl, den Mann auszumitteln und ihn nach dem Schloß zu bringen. Es ergab sich, daß jener Mensch ein alter Schuhflicker war. Er wurde vor den König beschieden und war darüber nicht wenig erschrocken. Als er nun vor Friedrich erschien, fragte ihn dieser: wie er sich habe unterstehen können, aus seiner königlichen Dose eine Prise zu nehmen, — „Ja, Euer Majestät," antwortete der Schuster, der sich wieder etwas gefaßt hatte, „das war ganz nach der Prisen-Ordnung." — „Also eine Prisen-Ordnung giebt es auch?" fragte der König. „Was hat denn die für Gesetze?" — „Nach der Prisenordnung, Euer Majestät unterthänigst aufzuwarten, bezeichnet der Schnupfer, wenn er vor dem Oeffnen der Dose einmal darauf klopft, daß er allein eine Prise nehmen will; klopft er aber zweimal auf, so ist der Nachbar auch mit eingeladen." — „J, das ist mir ja noch ganz was Neues!" sagte der König. „Aber das war bei mir nicht so gemeint. Ich schnupfe nicht mit All' und Jedem aus einer Dose und damit Er nicht einmal wieder in Versuchung kommt, in meine offene Dose zu greifen, so nehm' Er diese, aus der Er einmal geschnupft hat, zu Seinem Gebrauch hin, und komm' Er mir nicht wieder!"

(Der Komponist Konradin Kreutzer) giebt seinen Kapellmeisterposten in Köln auf, um die Musikdirektion am Hoftheater zu Wiesbaden zu übernehmen.

(Amusantes.) Ein junger Mann tritt in eine Restauration und begehrt Wein. Doch er braucht ihn nur zu kosten, um ihn auch schon schlecht und besonders viel zu schwach zu finden; daher er denn dem Kellner bedeutet, er möge ihm lieber pures Wasser bringen, statt solch' gewässerten Weines. Der dienst- und eilfertige Kellner erwischt zum Unglücke eine leere Weinflasche, welche dem eingefüllten Wasser schnell den Weingeruch mittheilt, und stellt sie dem Unzufriedenen vor, welcher schon nach einigem Nippen den Kellner mit grimassirendem Antlitze, wie folgt, zur Rede stellt: „Garçon! was ist das für eine Bedienung? vorher bringt er mir gewässerten Wein und nachher geweintes Wasser."

(Der Juli ist ein französischer Schicksalsmonat.) Im Juli 1789 Erstürmung der Bastille; im Juli 1830 Revolution; im Juli 1835 die Fieschi'sche Höllenmaschine; im Juli 1841 Pferdesturz des Herzogs von Bordeaux; im Juli 1842 Sturz des Herzogs von Orleans aus dem Wagen und Tod.

(Selbstmord.) Kürzlich kam in Paris Abends sechs Uhr ein Herr zu einem Barbier am äußern Boulevard unweit der Batignolles und ließ sich ruhig rasiren. Als die Arbeit abgemacht war, fühlte sich der Kundmann an's Kinn und behauptete, dasselbe sei auf der einen Seite schlecht rasirt, was der Bartkünstler jedoch in Abrede stellte. Ich will's Ihnen beweisen, antwortete ruhig der Herr, riß dem Barbier das Messer aus der Hand, fuhr sich mit der Schneide durch den Hals und schnitt sich, ehe der Barbier sich von der Ueberraschung erholt hatte, die Kehle ab.

(Hohes Alter.) Im Londoner „Globe" wird das Ableben einer 35 Jahre alt gewordenen Henne angezeigt und zugleich berechnet, daß dieselbe im Ganzen etwa 8910 Eier gelegt habe.

(Was hatte Napoleon mit den Buchhändlern gemein?) — In Leipzig die größte Niederlage.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 65.

Bremen, Sonntag den 14. August 1842.

Gestorben:

Nro. 807. Den 10. August. Dorothea Elisabeth Humpen, 42 Jahr, Langenstraße Nro. 42.

— 808. Den 10. — Des Branntweinbrenners Johann Hinr. Drucker Sohn, 2 St., Tiefer N. 20.

— 809. Den 10. — Der Arbbeitsm. Hinrich Tölken, 36 Jahr, Hastedt Nro. 50.

— 810. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Schmidt Ehefr., geborne Hummerenbrum, 22 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 34.

— 811. Den 11. — Des Detaillisten Joh. Friedrich Hinrichs Ehefr., geb. Münch, 42 Jahr, Neuenstraße Nro. 43.

Nro. 812. Den 13. — Des Küpermeisters Joh. Hinrich Wessels Tochter, 10 T., Martini N. 46.

— 813. Den 13. — Des Tischlermeisters Joh. Hinr. Christ. Ludw. Klusmann Sohn, 3 Monat, Catharinenstraße Nro. 29.

— 814. Den 13. — Des Zimmergesellen Joh. Heinr. Meyer Ehefr., geb. Kuhlmann, 52 Jahr, Steinthor Nro. 64.

— 815. Den 13. — Des Arb. Joh. Heinrich Georg Wardelmann Sohn, 2½ Jahr, Wessels Gang Nro. 9.

Geburten:

Nro. 1021. Den 7. August. Des Arb. Josias Christian Holle Ehefr., geb. Frölken, Buntenthorssteinweg, von einem Mädchen.

— 1022. Den 8. — Des Schiffscapitäns Joh. Georg Wendt Ehefr., geb. Stürmann, Neuenstr. Nro. 18, von einem Mädchen.

— 1023. Den 9. — Des Wagenmeistergehülfen Heinr. Wilh. Wehrmann Ehefr., geb. Ganten, Catharinenstraße Nro. 2, v. e. Mädchen.

— 1024. Den 10. — Des Branntweinbrenners Joh. Heinrich Drucker Ehefr., geb. Balloh, Tiefer Nro. 20, von einem Knaben.

— 1025. Den 10. — Des Küpergesellen Joh. Diedrich Schlengemann Ehefr., geb. Bauermeister, Domsheide Nro. 6, von einem Knaben.

— 1026. Den 10. — Des Buchdruckers Joh. Friedrich Kielenbeck Ehefr., geb. Schneider, kl. Sortillenstraße Nro. 13 A, v. einem Knaben.

Nro. 1027. Den 10. — Des Schuhmachermeisters Andreas Jacob Gädeke Ehefr., geb. Brummer, Stephanithorssteinweg Nr. 9, von einem Mädchen.

— 1028. Den 10. — Des Detaillisten Joh Friedrich Hinrichs Ehefr., geb. Münch, Neuenstraße Nro. 43, von einem Mädchen.

— 1029. Den 10. — Des Küpergesellen Joh. Hinrich Nithmöller Ehefr., geb. Saerbeck, Marterburg Nro. 45, von einem Mädchen.

— 1030. Den 11. — Des Kaufmanns August Wilhelm Gildemeister Ehefr., geb. Nettmann, Ansgariithors-Contrescarpe, von einem Knaben.

— 1031. Den 12. — Des Kaufmanns Johann Anton Christ. August Wille Ehefr., geb. Muth, Knochenhauerstraße Nro. 20, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 349. Der Krameramtsgenosse Christ. August Korf und Anna Dorothea Woerdemann hieselbst.

— 350. Der Maler Hinrich Brüning hies. und Anna Friederike Christiane Dürkop zu Oldenburg.

— 351. Der Inhaber einer Prägeanstalt Diedr. Wilkens hieselbst und Wilhelmine Elisabeth Stork zu Osnabrück.

Nro. 352. Der Cigarrenmacher Bernh. Kuhlmann und Dorothea Maria Elisabeth Fritsch hies.

— 353. Der Tonnenmachergesell Joh. Diedr. Schulenburg und des verstorbenen Arbeitsmanns Gerke Töbelmann Wittwe, Meta, geb. Nahrmann, hieselbst.

Anzeigen von Geburts- und Todesfällen und von Proclamationen der Civil-Behörden.

Die Beilage zum Intelligenzblatt Nro. 93.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 66.

Bremen, Donnerstag den 18. August 1842.

* Gedichte von P. J. W.

2.

Die Wasserfei.

Wo auf der Alpe die Gemse springt
Auf unbetretenen Stegen;
Wo sich vom Horste der Adler schwingt
Zur Sonne, kühn und verwegen:
Dort wird geboren die Wasserfei
Zur Lust und zaubrischen Wonnen;
Sie grüßt das Leben, jubelnd und frei
Im strahlenden Lichte der Sonnen.
Die Wasserfei mit dem grünen Haar,
Mit Augen, wie Diamanten klar,
Steigt wallend vom Berge nieder,
Singt schmeichelnde Minnelieder.

Und nahet am leichten Stabe der Hirt,
Der Jäger mit Pfeil und Bogen: —
Von ihrem Singen bezaubert, wird
Er in die Fluthen gezogen.
Sie drückt ihn an sich in wilder Lust:
„Bist mein, ich hab' dich errungen!“ —
Und läßt ihn nimmer von ihrer Brust
Bis ihn die Wogen verschlungen.
Die Wasserfei mit dem grünen Haar,
Mit Augen, wie Diamanten klar,
Steigt wallend vom Berge nieder,
Singt schmeichelnde Minnelieder.

Da kommt ein Knabe des Weges entlang
Mit seinem Mädchen gegangen.
Er hört im Wasser den Zaubersang,
Er hört ihn mit Zagen, mit Bangen.
„O komm', o komm' du Knabe traut
„O komm' zum lieblichen Bunde,
„Es harret deiner die Wasserbraut
„Auf kühlem, flüssigen Grunde.“
Die Wasserfei mit dem grünen Haar,
Mit Augen, wie Diamanten klar,
Steigt wallend vom Berge nieder,
Singt schmeichelnde Minnelieder.

Der Knabe sinkt in die Fluth hinein;
Schon will er dem Lichte entsagen.
Da durchzuckt es ihn wie mit Blitzesschein,
Da füllt ihn ein plötzliches Wagen,
Und von der Zauberin reißt er sich los
Mit der Liebe siegendem Glücke,
Und schwingt sich aus ihrem kühlen Schooß
An's Land, zur Geliebten, zurücke.
Die Wasserfei mit dem grünen Haar,
Mit Augen, wie Diamanten klar,
Stieg wallend vom Berge nieder,
Sang schmeichelnde Minnelieder.

Doch als ihr diese Schmach gethan
Beginnt sie mächtig zu brausen,
Und auf der wildesten Felsenbahn
In's Thal hinunter zu sausen. —
Seht Ihr dort über dem Schluchtengrab
Die Felsen, schroff sich erhebend? —
Dort stürzet die Wasserfei hinab
Dem grausen Tod sich ergebend.

Die Wasserfei mit dem grünen Haar,
Mit Augen, wie Diamanten klar,
Springt zuckend vom Felsen nieder,
Singt schmetternde Sterbelieder! —

Der Mann aus dem Schranke.

Eine räthselhafte Geistergeschichte.

Motto: Sonderbar — aber wahr!

In einer heiteren Gesellschaft, wo die heterogensten Dinge die Conversation bildeten, kam das Gespräch auch auf Ammenmärchen, und als Folge dessen auch auf Geistergeschichten. Es entstand ein groster Streit über die Hamletsfrage: Sein oder nicht Nichtsein! d. h. über die Frage, ob an all' den verschiedenen Märleins, Sagen ꝛc., welche man über die Existenz der Geister je erzählt, gedruckt oder geschrieben hatte, ob an all' diesem ein wahres Wort sei oder nicht? Einige erklärten Alles geradezu für eine Lüge, für die Ausgeburt erhitzter Phantasie ꝛc., Andere behaupteten, es sei ein unbekanntes Etwas in der Natur, das uns mit der Geisterwelt in Verbindung bringe. Zur Bekräftigung dessen wurden mehrere Histörchen erzählt, und von den Geisterläugnern widerlegt. Viel von dem Erzählten wurde für einen Traum gehalten, manches als Folge der in den Kinderjahren eingesaugten Ammenmärchen erklärt, welche die Phantasie mit derlei Spuckbildern selbst in reiferen Jahren nicht verschonen, und manches wurde auf die natürlichste Art widerlegt. Die Ungläubigen wußten ihre Opposition so zu behaupten, daß endlich die Erzähler sich ihrer Leichtgläubigkeit schämten, und selbst die Parthie ihrer Gegner ergriffen.

Schon als Knabe hatte ich über alle Spuckgeschichten gelacht, und galt unter meinen Gespielen für den ungläubigen Thomas. Diese Ungläubigkeit habe ich noch nicht abgelegt — obschon ein Erlebniß ihr einen gewaltigen Stoß versetzen sollte. Dieses Erlebniß erzählte ich auch der frohen Gesellschaft, und bat, mir dasselbe auf eine natürliche — oder welche Weise immer zu erklären. — Nachdem ich meine Erzählung beendet hatte, fand sich Niemand, der mir eine triftige Entgegnung machen konnte, und Alle meinten einstimmig, die Geschichte wäre wirklich höchst sonderbar!

„Aber wahr!“ erwiederte ich.

„Der Sonderbarkeit wegen, solltest Du das Erzählte doch veröffentlichen,“ meinten Mehrere; und ein Unisono: „Ja das thue!“ lockte mir die Zusicherung ab.

Nachdem ich wiederholt von meinen Freunden um die Mittheilung ersucht werde, will ich, auf die Nachsicht der geneigten Leser bauend, den Wunsch erfüllen, um so lieber, da ich hoffe, daß sich vielleicht ein Gelehrter die Mühe nehmen wird, mich über diesen Fall zu belehren.

Es war im Jahre 1829, als ich mit meiner Frau eine kleine Reise unternahm, das berühmte P — mer Bergwerk in Böhmen zu besuchen. Ich hatte einen tüchtigen Einspänner, mit dem ich es wagen konnte, den sieben Meilen weiten Weg in einem Nachmittag zurückzulegen. Unerwartete Geschäfte waren Ursache, daß ich erst um 4 Uhr von Prag wegfahren konnte. Mein Schimmel war ein braver Laufer, und obschon die vielen Berge seinem Rennen Einhalt thaten, fuhren wir doch Schlag zehn durch das alterthümliche Thor der Bergstadt. Diese hatten wir nur dem Namen nach gekannt, hatten sonst nie etwas von ihrer Merkwürdigkeit gehört, noch gelesen, kurz — wir waren hier so fremd, wie ich es vielleicht in Amerika wäre.

Auf dem Pflaster der Stadt drohte mein sonst festes Steirerwagerl bei jedem Schritte des Pferdes zu zerbrechen, und im Schneckengange gelangte der Schimmel auf den Haltplatz. In der Nähe des Städtleins befindet sich ein berühmter Wallfahrtsort, und von allen Gegenden strömen die Andächtigen herbei. Schon auf dem Wege hörte ich, daß gerade an diesem Tage eine Menge Wallfahrer dahin gepilgert seien — desto mehr verwunderte ich mich, keine Seele auf dem Platze zu finden. Ich suche nach einem Gasthause, aber die Nacht war stockfinster, ich konnte keinen Schild wahrnehmen. Ich hielt stille, da hörte ich Tritte, Soldaten löf'ten einen Posten ab. Diese wiesen mich zurecht, und ich hielt vor einem hohen Thore. Nach langem Klopfen ward mir aufgemacht.

„Können wir hier übernachten?“ frage ich.

„Wir haben nur Ein leeres Zimmer,“ erwiederte ein junges Mädchen, „Sie müssen in der Schenke schlafen, vielleicht findet sich noch ein Plätzen auf dem Stroh.“

„Da danke ich, liebes Kind, mit Stroh kann ich nicht vorlieb nehmen, aber Du sagst, es sei noch ein leeres Zimmer —“

„Ja, das ist halt —“ sie stotterte.

„Nun, was ist?“

Jetzt erst bemerkte das Mädchen meine Frau, und sagte schnell:

„Ja, Sie sind nicht allein, ah! dann können wir Ihnen schon das Zimmer geben.“

Ich athmete wieder auf, empfahl dem Hausknecht mein Pferd, und folgte dem Mädchen.

Sie führte uns in ein großes Zimmer, das ich kaum übersehen konnte, so matt erleuchtete es die einzige Kerze, die das Mädchen auf den Tisch stellte, und mit dem Wunsche: „Gute Nacht, schlafens wohl!“ sich schnell entfernen wollte.

„Halt!“ rief ich, „wir wollen auch ein Nachtmahl haben.“

„Kann nicht dienen,“ erwiederte sie rasch, „wir haben nicht einmal ein Stückchen Brot. Morgen sollen Sie dafür herrlich bedient werden.“

„So bringe mir wenigstens ein Bier!“

„Nun meinetwegen,“ sagte sie zögernd, und nach kurzer Weile stellte sie zwei Gläser Bier auf den Tisch, und mit dem vorigen Wunsche schlüpfte sie aus der Thüre.

Ich lachte laut über die sonderbare Bedienung, dann ergriff ich das Glas und that einen sehr durstigen Zug.

Mich fieberte, nachdem ich getrunken, so schlecht war die braune Sauce. Wer das berühmte böhmische Bier trinken will, der findet es in den Umgebungen von Prag, und in der Stadt selbst, doch auf dem Lande ist ein guter Gerstensaft so selten, als im Winter eine singende Schwalbe.

Meine Frau hatte nicht einmal den Muth, das Getränk zu kosten, und ich rief nach Wasser. Todtenstille herrschte im Hause — ich bekam keine Antwort, deshalb nahm ich das Glas, und eilte in den Hof. Hier fand ich den Brunnen, löschte den brennenden Durst mit Wasser, und brachte ein volles Glas meiner Frau.

Nun wir gestärkt waren, betrachteten wir das Zimmer, welches man eher einen Saal nennen konnte. Zur Rechten waren zwei Betten aufgestellt, die bis an die Decke reichten, und welche meine Frau für die wahrscheinliche Ausstaffirung lediger Töchter hielt, in der Mitte stand ein großer, runder Tisch, nach dessen roher Arbeit zu urtheilen, mußte er vielleicht Jahrhunderte überlebt haben. Die Sessel waren aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, und mit dem Tische von gleichem Alter schien ein ungeheurer Schrank, der einen bedeutenden Theil der Wand einnahm. An seiner Seite stand ein Bett, diesem gegenüber, ein zweites, Beide, nach dem wenigen Bettzeug zu schließen, für Gäste bestimmt. Die Breite des Zimmers war wohlgezählte 24 Schritte, so weit standen also die Betten von einander.

Es ist nicht zu leugnen, das Zimmer, von dem matten Scheine der Kerze beleuchtet, kam uns unheimlich vor, aber meine Frau theilte meine Gesinnungen, und so lang sie lebte, hörte ich keine Aeußerung von ihr, die nach der Kinderstube gerochen hätte. Unser Gespräch betraf die heutige Fahrt, und wir unterhielten uns mit der Hoffnung, endlich einmal ein großes Bergwerk zu sehen. Unter diesen Gesprächen warf ich mich in das Bett zur Rechten, mir gegenüber, in dem Bette neben dem großen Schranke, lagerte sich meine Frau.

Sie erzählte mir, was für Spielereien sie unsern Kindern mitbringen wollte, fragte mich deshalb um Rath, ich erwiederte auf Alles schlaftrunken: „Ja!“ und während sie noch sprach, murmelte ich einige unverständliche Worte und schlief fest ein.

Ein Stöhnen und Aechzen weckt mich aus dem Schlafe, ich denke noch zu träumen, aber die Seufzer werden immer lauter und horchend setze ich mich in dem Bette auf. Ein matter Mondschein ließ mich die Gegenstände ein wenig unterscheiden und mein erster Blick fiel auf den Schrank — er war geschlossen. Meine Besinnung hatte ich vollkommen, und war überzeugt, daß ich wache. Aber das Stöhnen klang so seltsam, und ich konnte in den ersten Augenblicken nicht genau unterscheiden, in welchem Winkel des Zimmers sich die wehmüthigen Töne vernehmen lassen. Plötzlich hörte ich ein klagendes: „Ach! Ach! Ach!„ — „Das ist die Stimme meiner Frau!“ denke ich erschreckt, springe aus dem Bette, ein Windzug streift an mir vorüber, und mir *schien* es, als hörte ich die Thür des Schrankes sich öffnen und schließen. — Unterdessen stand ich an dem Bette meiner Frau — sie athmete jetzt auf, wie ein Mensch, der von einer großen Last befreit wird, dann folgten die kurzen Athemzüge eines Erschöpften. Ich nahm sie bei der Hand, strich ihre Stirne, von der ein kalter Schweiß herunterrann und suchte sie aufzuwecken.

„Jeanette!“ rief ich, „was ist Dir? Jeanette!“

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Wasserkunst in Bremen höchst wünschenswerth nicht allein, sondern als nothwendig anzuschaffende Sache zu betrachten.

(Schluß.)

Wie sehr die Wasserkünste Londons an Theilnahme zugenommen beweiset, daß im Jahr 1820 daselbst 120,732

Häuser und im Jahre 1827 176,205 Häuser mit Wasser von den Anstalten versorgt wurden. In London sind 8 Wasserkunst-Compagnien, welche nach amtlichen Berichten vom Jahr 1834 das Wasser bis zu ca. 180 Fuß englisch über die Temse-Höhe liefern. Die tägliche Versorgung eines Hauses ist von 100 bis zu 350 Gallons Wasser und die Beitrags-Quoten von 15 Shill. bis zu 2 Pf. St. 15 Shill. jährlich. Der Durchschnittsbeitrag aber etwa nur 10 bis 12 Shill. (ca. 3 à 3⅔ Rt. Cd'or). Bei Feuersbrünsten wird alles Wasser von den Anstalten gratis geliefert und um zu zeigen wie bedeutend dies ist, wird angeführt, daß zur Löschung eines Hauses in der Regel von 700 bis 1000 Orhoft erforderlich sind. Sieben der in London bestehenden Compagnien sind auf Actien, eine Wasserkunst die von Southwark, welche 7100 Häuser mit Wasser versieht, ist Eigenthum einer Person und kostete 95,000 Pf. St. Die Zinsen welche die verschiedenen Compagnien abgeben variiren von 4 bis 2 pCt. — Daß einige Compagnien augenblicklich nur solche kleine Zinsen liefern, soll daher kommen, daß erst ungeheure Summen verschwendet wurden um sie auf ihren gegenwärtigen vollkommenen Stand zu bringen.

Mögen diese Notizen dazu dienen, um für die Anlage einer Wasserkunst hieselbst mehr und mehr Sinn zu erwecken, damit wir recht bald diese, für unsere Stadt so wünschenswerthe, ja nothwendige Anstalt ins Leben treten sehen.

Die verschiedenen Direktionen hiesiger und fremder Versicherungs-Anstalten können, um die Wasserkunst hier bald ins Leben treten zu lassen sich a) wegen der größeren Sicherheit für ihre Anstalten und zu machenden größeren Gewinns und b) um die Beiträge der Privat-Personen die sich von der Anstalt mit Wasser in ihren Häusern versehen lassen wollen, recht moderat zu machen und somit dem Institut einen großen Wirkungskreis zu geben, sich zu einem ansehnlichen Beitrag verpflichten.

Wenn man nun annimmt daß die 10 Feuer-Assecuranz-Compagnien bei denen in Bremen Gebäude und Mobilien versichert sind zu einer Wasserkunst folgende jährliche Beiträge gäben, wie leicht würde dann die Einrichtung einer solchen segensreichen Anstalt sein, wie gering wären die Beiträge der Privatwohnungen für die Wasserlieferung, und wie leicht würde der Wunsch, fließendes Wasser im eignen Hause zu haben, befriedigt. Wäre aber auch in Rücksicht auf den allgemeinen Gesundheits-Zustand nicht schon ein großer Werth darauf zu legen, daß das fließende Wasser so leicht zu haben und daher fleißig zu gebrauchen ist?

Wenn sich die hier versichernden 10 Feuer-Assecuranz-Compagnien etwa wie folgt jährlich besteuerten.

Die 2 hiesigen Compagnien jede à	500	Rt. . .	1000 Rt.
= 3 hauptsächlich fremden Compagnien =	333⅓	= . .	1000 =
= 2 minder bedeutenden . . . . =	250	= . .	500 =
= 3 am wenigsten betheiligten . =	166⅔	= . .	500 =
so würden die Assecuranz-Compagnien beitragen			3000 Rt.
Nimmt man nun ferner an daß wenigstens 1000 Häuser sich mit Wasser von der Anstalt versehen lassen und daß im Durchschnitt jedes Haus dafür 4 Rt. jährlich zu entrichten hat so kommen davon heraus .			4000 Rt.
somit würfe die Anstalt jährlich ab . .			7000 Rt.

Rechnet man nun die Anlage mit allen Kosten auf 100,000 Rt. kommend und diese zu 3½ ℘ als Staats-Anleihe zu verzinsen, so würde die Anstalt gewiß gut bestehen ohne daß dem Staat die geringste Last daraus erwüchse, da vielleicht bald 1500 Erben sich mit Wasser von derselben versehen lassen dürften. Wie groß würden dagegen die Staatslasten hier werden, wenn ein großer Brand unsere Stadt einmal heimsuchte! Welche Opfer hat Hamburg nun für viele Jahre zu bringen! Darum mag es von jedem guten Bremer wohl beherzigt werden wie nothwendig uns eine Wasseranstalt a) gegen Feuersgefahr b) wegen der allgemeinen Bequemlichkeit und c) wegen der Salubrität im Allgemeinen, ist. Wenn es gleich unumstößlich wahr, daß die gegenwärtige Generation unsers kleinen Staats ungeheure Anschaffungen machen muß, wohin die Anlage des Bremerhavens, der Hafen hier an der Stadt, der Casernen, der Bepflasterung und Canalisirung der Straßen, der Erhöhung der Schlachte und Zuschüttung der Balge, gehören, so ist auch nicht zu leugnen daß eine Wasserkunst für unsere Stadt der Sicherheit und des Nutzens halber, ja nicht länger fehlen darf.

Mögen diese gutgemeinten Worte in den Herzen aller guten Mitbürger eine rege Theilnahme für die angedeutete Sache erwecken und dieselbe bald, recht bald in's Leben rufen *).

*) Bei dem Brande welcher am Dienstag in einem Packhause an der Fischerstraße ausbrach, hat sich der Capitain des an der Kalkstraße liegenden Dampfschiffs erboten, mit der Pumpe

Wenn in den Local-Blättern unserer Stadt kürzlich oft die Rede davon war, daß es nothwendig sein dürfte auch hier eine Gewerbsteuer auf Handlungsreisende welche hier Geschäfte machen, einzuführen, da unsere Bremer Reisenden im Auslande eine oft sehr ansehnliche Gewerbesteuer erlegen müssen, so ist dabei wohl nur eine billige Reciprocität betrachtet, wenn auch hier eine Gewerbesteuer beliebt würde. Traurig ist es freilich, daß im gemeinsamen deutschen Vaterlande die Bürger eines Staats ihre Handlungsreisenden die einen andern Staat in Geschäften bereisen, vermauthen, ja persönlich vermauthen müssen. So lange wie das jetzige System aber beibehalten wird, muß Bremen auch die ihm abgedrungenen Repressalien gebrauchen sonst ist es im Nachtheil. Wenn nun angenommen werden darf, daß mindestens 100 fremde Handlungsreisende hier kommen, und man nähme den billigen Satz von 10 Rt. Gewerbesteuer für das Jahr so würde man eine Einnahme von 1000 Rt. damit erzielen, welche dem Staat gut zu Hülfe kämen und eine unvorhergesehene Einnahme ist zur Deckung der Zinsen einer großartigen Wasserkunst die unserm Bremen fehlt angewiesen werden könnte.

---

* Ein bescheidenes aber ernstes Wort an Väter und Mütter.

Es ist gewiß in unsern Tagen ein jeder Vater, eine jede Mutter von der Wichtigkeit der Schulerziehung zu sehr überzeugt, als daß dieselbe von ihnen mit gleichgültigen Augen betrachtet werde. Dessenungeachtet wird Seitens mancher Eltern so nachtheilig auf die Schule gewirkt, daß dieselben hernach den Forderungen, welche an sie gemacht werden und den Erwartungen, welche von ihr gehegt werden, nicht entspricht oder entsprechen kann. Ref. glaubt, durch das Aufmerksammachen eines Erziehungsfehlers mancher Eltern und durch sie manchen Kindern nützlich zu sein. Dieser große Fehler ist das hin und wieder vorkommende Zurückhalten von den Unterrichtsstunden. Diese Lückenhaftigkeit ist ein Gebrechen, welches viele Eltern nicht für sonderlich bedeutend achten, welches aber den Lehrern als schlimme Feindin bekannt ist. In der That, wer nicht selber Schule gehalten hat, macht sich keine Vorstellung von der Zerrüttung, welche durch häufige Versäumnisse in eine Schule kommt. Man stelle sich vor, wie es in einer Schule von 100 Kindern sein mag, wovon mindestens ein Fünftel ausbleibt, dazu ein Zehntel zu spät Kommende! was da geleistet werden, welcher Eifer da herrschen kann! Es ist nicht die Viertelstunde, welche mit dem Aufschreiben der Abwesenden und dem Anhören der Entschuldigungen verloren geht; es ist selbst nicht der Schultag, der für das versäumende Kind ausfällt, es ist die Unordnung, welche an dem folgenden Tage und länger, mithin alle Tage in den Lectionen herrscht, was am meisten schadet. Da hat das eine Kind seine Aufgabe nicht gearbeitet, weil es die Vorbereitung nicht mitgemacht, weil es die Aufgabe gar nicht gehört hat, das andere ist irre geworden, das dritte hat sein Buch nicht finden können, durch die vorige Versäumniß ist noch Alles gestört. Man glaube ja nicht, daß ein Kind welches die Schule nur dreimal in einer Woche besucht hat, gerade halb so viel gelernt habe, als dasjenige, welches sechsmal anwesend war. Ein unterbrochner Unterricht ist oft schlimmer, als gar keiner, weil im letzteren Fall doch das Bedürfniß und die Lust des Lernens bleibt, im ersteren nicht. Die Gleichgültigkeit und Zerstreutheit der Ab- und Zugänger in der Schule theilt sich aber auch den übrigen Schülern mit, der Geist der ganzen Classe wird erschlafft und niedergedrückt. Der Lehrer weiß nicht, soll er die Bessern unter der Schuld der Schlechteren leiden lassen, indem er die Ersteren Langweile ertragen läßt, während er mit den Letzteren nachexercirt, oder soll er diese als nicht vorhanden betrachten, und seinen regelmäßigen Gang weiter gehen. Die christliche Langmuth und das allgemeine Beste fordert freilich, daß er sich der Verirrten annehme; werden es ihm aber die Eltern der besseren Schüler danken, daß er ihre Kinder benutzt, um die Nachzügler in das Schlepptau zu nehmen?

Manche Eltern werden dennoch sagen: „Was kann das machen; es ist nur ein Tag; man kann das Kind

---

seines Dampfschiffes, den Sprützen Wasser zuzuführen. Leider hat die gute Absicht dieses Mannes ein frommer Wunsch bleiben müssen, da man von den Sprützen keinen so langen Schlauch hat liefern können, um denselben an den Schlauch des Dampfschiffs anzubringen. Damit nun in der Folge die Zubringung eines so mächtigen Wasserstrahls, als durch die Pumpen der Dampfschiffe geliefert wird, nicht entbehrt zu werden braucht, möchte es doch auch wohl nothwendig sein, daß passende Schläuche bei den Sprützen vorhanden wären, die aber so eingerichtet sein müßten, daß dieselben an die Dampfschiffs Schläuche anzubringen. Eine wohllöbliche Brandlöschungs-Anstalt wolle diese Sache gewogenst in Ueberlegung ziehen, und das Nöthige besorgen.

doch nicht zum Sclaven der Schule machen; wir wollen auch unser Vergnügen haben" u. s. w. Die Lehrer wissen aber, daß unter den nichtigsten Vorwänden ein Tag und wieder ein Tag versäumt wird, und daß im Laufe des Jahres eine Summe daraus entsteht. Das Schlimmste dabei ist die Schwächung des Pflichtgefühls in dem Kinde und die Gewöhnung, das Vergnügen, die Aeußerlichkeiten im Leben als das Wichtigere anzusehen.

Soweit diese Bemerkungen für dies Mal; ein ander Mal vielleicht andere.

Möchten sie des Wohls der Kinder wegen nicht gleichgültig betrachtet werden!

* Die Feuersbrunst,

welche am vergangenen Montag den Abendhimmel erhellte, hat den Bleicher Oesterhus betroffen, dessen Haus so ziemlich mitten in der Bahr liegt. Das mit Stroh gedeckte Erbe ist gänzlich niedergebrannt, auch sehr viele Wäsche, welche Bremer Familien gehörte, in Flammen aufgegangen. Der Werth des bei der Gebiets-Kasse versicherten Hauses soll 600 Rt. sein. Die Veranlassung ist noch nicht genau ermittelt, wahrscheinlich hat sich die Röhre erhitzt, welche zum großen Waschkessel führte. Daß wegen Abwesenheit der Eltern die Kinder mit genauer Noth gerettet, daß das Pferd halb verbrannt u. s. w. ist unwahr. Nur der Ehemann war gerade abwesend. Das 10 Schritt seitwärts liegende auch mit Stroh gedeckte Haus von Doehle blieb glücklich verschont, weil der Wind die Flammen abwärts trieb.

* Thorsperre.

Ist es nicht eine Steuer auf die frische Luft, und eine gesundheitstörende Maßregel, daß in diesen schönen August-Tagen die Thore schon um 8 Uhr geschlossen werden? Wer nun fleißig bei der Arbeit geblieben, kann freilich auf den Wall gehen, aber er findet dort nicht „sanfte Abendlüfte" sondern nur Cigarrenqualm. Wir empfehlen diesen Umstand den Bremischen Gesetzgebern zur Betrachtung?

* „Conserva Domine hospitium ecclesiae tuae"

sind die herrlichen Worte, welche, ehe unsere große Weserbrücke reparirt wurde, am Gebäude der Altstadtsseite standen.

Wäre es nicht passend sie am Bunten- oder Osterthore (wo doch die mehrste Passage ist) anzubringen, da jetzt kein Gebäude vor der großen Brücke sich befindet?

Anonymus.

Räthsel.

Bei den 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 welche den Sitten ihrer Vorfahren mehr treu bleiben und bei denen das Wort 1 2 11 12 13 14 beinahe ohne Bedeutung ist, kann man durch eigne Geistesprodukte höhere Gunst 5 3 7 8 10 4 9 6 als bei uns durch 1 2 11 12 13 14 unter Büchern und Aktenstaub und durch Jahre in 5 3 7 8 10 4 9 6.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Sonnabend den 13. August d. J.

1. Heinrich Ernst Wörtmann Anbauplatz zu Bremerhaven Nro. 121, zu 362 Rt. 36 Gr. Käufer: Hermann Ernst.
2. Friedrich Andreas Wasmuth Benefecial-Erben Immobile, bestehend aus Wohnhaus, Zwischenhaus u. s. w., am Wandrahmen, zu 3525 Rt. Käufer: Johann Heinrich Stüren.
3. Joh. Christoph Ellmers Immobile in der Neustadt, am Mühlendamm u. s. w., zu 2525 Rt. Käufer: Carsten Dannemann sen.
4. C. F. Küchler Benefecial-Erben Immobile, Molkenstraße Nro. 25, zu 6300 Rt. Käufer: Joh. Herm. Lindemann.

Miscellaneen.

(Sander,) ein Redner in der badischen Abgeordneten Kammer, sprach im Anfange August unter anderen auch diese gehaltvollen Worte aus: „Aus Furcht vor dem freien Gedanken hat man die Censur erfunden. In der Furcht vor dem freien Gedanken wird die Censur ausgeübt. Sorge man, daß wir nicht sagen: und durch die fortwährende Furcht vor dem freien Gedanken wird die Censur aufrecht erhalten. Gewiß, das deutsche Volk verdient für seinen Standpunkt in der politischen Bildung, für die tiefbegründete Gesetzmäßigkeit seiner Gesinnungen und Bestrebungen ein besseres Schicksal seiner Presse. Vertraue man ihm, so wird es wieder vertrauen, denn nur Vertrauen gebiert Vertrauen. Mißtrauen aber auch nur wieder Mißtrauen mit all' seinen unausbleiblichen schlimmen Folgen."

(Pabst Alexander.) In dem zuerst in Turin erschienenen Romane Massinn Azelio kommt in dem dritten Bändchen der neapolitanischen Auflage ein Brief vor, den Pabst Alexander II. an seinen Sohn Cäsar Borgia geschrieben hat und dessen Wahrheit durch Anführung eines bekannten historischen Werkes beglaubigt ist. Der Censor wagte nicht, wie wohl anderwärts geschieht, diesen Brief zu streichen, allein er fügte eine Note bei, in welcher er sagte, daß Gott allerdings zugelassen habe, wie auch sogar ein Pabst habe sündigen können, doch wäre dieß nur der Einzige gewesen, die Anderen aber alle fromme Leute; auch habe Gott dabei die Absicht gehabt, daß man den Menschen von dem Amte unterscheiden lerne, denn als Pabst habe er sehr viel Gutes gethan; er habe die Wiklefiten verdammt, und nach Böhmen Geistliche gesandt, um der dortigen Ketzerei Einhalt zu thun u. s. w.

Es ist Schade, daß die Censoren nicht überall diesem Beispiele folgen; sie könnten viel zur Belehrung beitragen, wenn sie stets ihre weise Ansicht aussprächen. Ein Polizeipräsident verbesserte oft als Censor Gedichte, da er sich für einen schönen Geist hielt; ja, ein Anderer veränderte die in den Gedichten vorkommenden Mädchen-Namen, wenn einer der gewählten zufällig in seiner Familie vorkam; das scheint schon einigermaßen eine Hinneigung zu dem neapolitanischen Systeme zu verrathen, das noch im Jahre 1837, sage 1837! zur Ausführung gekommen ist.

(Ganz neue Erfindung.) Herrn Isenring in München ist es nach rastloser Mühe gelungen, die durch Daguerre's Methode bisher nur grau in grau erzielten Lichtbilder ganz der Natur getreu auf die täuschendste Weise mit aller Farbenpracht zu schmücken, so daß die Darstellungen den vollendetsten Gemälden gleichen.

(Hamburg.) Das Interesse der Hamburger Bevölkerung dreht sich jetzt fast nur um das eine inhaltschwere Wörtchen: „Bauen." Aufbau, Wiedererbau, Neubau, Straßenbau, Wasserbau, Häuserbau, Brückenbau, Mühlenbau, Schleusenbau, Speicherbau, Unterbau und Ueberbau, kurz wir haben nie eine so erbauliche Zeit erlebt, als eben die jetzige. Die Ziegelerdengründe an der Oste geben dabei vorzüglich den Thon und die Grundzüge an, und die preußischen und norwegischen Wälder werden es nach einigen Jahren bezeugen, daß sich Hamburg auf einem Holzwege befand und doch zu einem schönen Ziele gelangte. — Was werden wir an unserm Hamburg aber nicht auch Alles für Freude erleben! Die Bewohner des Holzdamms, hört man, werden dennoch sich bewegen lassen und der neuen Chronik von Hamburg das Zeugniß ersparen, daß sie im Jahre des Heils und Unheils 1842 statt auf dem Holzdamm auf einem Holzwege gewesen sind; noch ist durch das Bemühen wackerer Patrioten die Hoffnung grün es werde das, warum uns das Ausland beneidet, der grüne Gürtel des Alster-Bassins vollendet, der dritte Jungfernstieg geschaffen werden. — Der ältere, legitime, macht bereits viel in seiner zukünftigen Herrlichkeit von sich reden. Ankäufe für schwindelhohe Summen sind bereits gemacht, um mit Paris und London rivalisirende Anlagen daselbst zu schaffen; wie denn z. B. auf dem Grunde der früheren „Stadt London" sich eine Glashalle, d. h. ein mit Glas bedeckter Bazar, wie man dergleichen in Paris findet, erheben und nach der Königsstraße ausmünden wird, anderer Herrlichkeiten nicht zu gedenken, die noch als Ideen-Embryone in den Schädeln der Bauherren schlummern und als ächte Kinder des 19ten Jahrhunderts die Welt in Erstaunen setzen werden. — Freilich wird man da wieder über Ueppigkeit schreien; wo aber der Boden einmal so gedüngt mit Asche ist, da treibt die Natur üppige Saaten, und ob auch einige Schnecken mit ihrem Schleim darüber hinkriechen, der junge Frühling treibt's dennoch zur Blüthe. So oft aber auch unserer guten Vaterstadt ein ähnliches Leid überkam, die Ueberlebenden freuten sich jedesmal nachher und schrieben's in die Chronik-Bücher, daß Hamburg schöner und besser wieder aufgebaut wurde, nie aber wird es wohl mit größerem Rechte als eben diesmal niedergeschrieben werden. — Das Verbrennen einer jungen liebenswürdigen Dame, deren Kleider Feuer fingen, bildet einen traurigen Gegenstand der Tages-Conversation.

(Baden-Baden.) Die Sängerin F. befindet sich in diesem Augenblicke in Baden-Baden. Mehrere Personen speiseten im Conversationshause an der Table d'hôte und man sprach von der jungen schönen Künstlerin. „Ich kenne sie sehr genau", bemerkte da ein junger Herr, den man zum ersten Male sah und der zu verstehen gab, daß er mit der Künstlerin auf sehr vertrautem Fuße lebe. — Ein dicker Herr, der sich über die impertinente Keckheit des jungen Stutzers ärgerte, entgegnete ihm geradezu, daß dies nicht wahr sei und daß er eine Lüge gesagt habe. — „Wie so, Herr!" fuhr der Stutzer auf: „mit welchem Rechte können Sie mich so ins Gesicht der Lüge beschuldigen?" — „Weil es mir so beliebt, Herr, und weil ich der Bruder der Künstlerin bin." — „Das ist etwas Anderes," fiel der junge Herr entschuldigend ein; „ich erlaubte mir allerdings nur einen schlechten Scherz und gestehe sehr gern, daß ich niemals der Geliebte des Fräulein F. gewesen bin." — „Und ich, mein Herr, entgegnete darauf der Dicke mit großem Wohlgefallen, „gestehe gern, daß ich der Bruder

der Künstlerin nicht bin und sie gar nicht kenne.“ Damit entfernte er sich. — Der junge Mann, der anfangs die Fassung einigermaßen verloren hatte, sammelte sich bald wieder, fing von Neuem von seinem Siege zu erzählen an und sagte, er habe seine Behauptung vor dem dicken Herrn nur Anstands halber zurückgenommen, sei aber wirklich der beglückte Liebhaber der schönen Künstlerin gewesen und sei es noch.“ — „Herr, das lügen Sie!“ entgegnete sogleich eine liebliche Stimme am andern Ende der Tafel. „Die Sängerin, die Sie so grausam verläumden, bin ich und Sie werden mir Rechenschaft geben müssen.“ — Der junge Mann wurde durch diese so unerwartete Erklärung so ganz verblüfft, daß er sogleich seinen Hut nahm und unter dem Gelächter aller Anwesenden den Saal so schnell als möglich verließ. — „Nun wahrhaftig,“ fuhr jene angenehme Stimme fort, als der Stutzer sich entfernt hatte, „der Herr hat heute viel Unglück! Ich bin nicht nur Fräulein F. nicht, sondern habe dieselbe auch nie gesehen.“

(Die Diamanten wachsen.) Der englische Lieutenant Newbold, welcher den sogenannten Diamanten-Bezirk in Indien bereis'te, erzählt, daß dort die Grubenarbeiter allgemein der Meinung wären, die Diamanten wüchsen und Diamantengruben könnten, nachdem sie funfzehn bis 20 Jahre geruhet hätten, von Neuem bearbeitet werden, denn man würde sicherlich wieder Diamanten in denselben finden. Obgleich Lieutenant Newbold anfangs durchaus nicht geneigt war, einer solchen Ansicht Aufmerksamkeit zu schenken, so ist er jetzt doch überzeugt, daß die Leute nicht ganz Unrecht haben. Er überzeugte sich selbst, daß man wieder Diamanten in Gruben fand, die früher als nicht mehr ergiebig aufgegeben worden waren. Die geringere Größe der Diamanten, die man jetzt findet, läßt sich durch diesen Umstand erklären, indem die alten Gruben nicht lange genug ruhen und man den Diamanten somit nicht Zeit läßt, groß zu werden.

(Berlin, 3. August.) Unsere berühmtesten Stickerinnen sind jetzt mit dem Brautkleide für die Prinzessin Marie, künftigen Kronprinzessin von Baiern, und die bei der Hochzeit gegenwärtigen hohen Fürstinnen beschäftigt. Die, Silber in rothen Sammt gestickte, 6 Ellen lange Schleppe der Fürstin von Liegnitz kostet allein 600 Thaler zu sticken, etwa eben so viel kostet das, Silber in blauen Sammt gestickte Kleid der durchlauchtigen Frau Mutter der Braut, der Prinzessin Wilhelm. Diese beiden Stücke werden jetzt von Mad. Lawisch, einer unserer ersten Künstlerinnen in diesem Fach, in höchster Eile gefördert. Das Brautkleid selbst arbeitet eine andere Hofstickerin für 1200 Thaler, woneben die Stickerinnen noch eine besondere Belohnung von 200 Thalern erhalten.

(Gesellschaft im Bade.) Eine Engländerin erzählt, sie habe in Plombières (wo sich bekanntlich die Herzogin von Orleans aufhielt, als sie Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Gemahls erhielt), gebadet, und es sei zwischen dem Bade der Herren und jenem der Damen nur eine hölzerne Scheidewand. In dem der Herren befinde sich Instrumentalmusik; man singe, spiele und tanze sogar in demselben. Noch merkwürdiger ist das Bad in Leuk (Louêche), in welchem Herren und Damen bunt untereinander baden. Die Badenden sind hermetisch in Flanellröcke eingewickelt, und man sieht nur die Köpfe aus dem Wasser herausragen. Vor jedem dieser Köpfe schwimmt ein Brettchen von Tannenholz oder Kork, auf welchem der Badende mit Hülfe der Hände ißt, trinkt, strickt, Karte spielt u. s. w. und alles dieses ziemlich gemächlich, da er auf einem beweglichen Sessel sitzt, auf dem er es sich bequem machen, bald in die, bald in jene Ecke rücken kann. Der Sessel ist an den Körper angeschnallt; das Tischchen hängt durch einen Drath mit demselben zusammen und so wird es leicht, sich mit der ganzen Vorrichtung von einem Orte an den andern zu begeben. Die Badenden nehmen hier Gesellschaft an, denn sie bleiben nicht selten mehrere Stunden im Wasser. Ein Engländer blieb einst einen ganzen Tag darin, frühstückte und aß zu Mittag und Abend im Bade.

(In Stockholm) brach Ende v. M. ein Feuer in einem Hause aus, in dessen Keller ein bedeutendes Steinkohlenlager war, weshalb man die gewöhnliche Löschungsmethode durch Wasser nicht anwenden konnte. Man vermauerte deshalb Thür- und Fensteröffnungen, verstopfte sorgfältig alle Ritzen und hoffte dadurch das Feuer zu dämpfen. Zum Theil gelang dies zwar, allein nach wenigen Tagen kamen die Mauern so in Gluth, daß man ihnen nicht nahe kommen konnte, die Erde hob sich, man fürchtete eine schreckliche Explosion, und die Bewohner der umliegenden Häuser waren in großer Angst.

Anzeige.

Briefpapiere

mit vier verschiedenen sauber litographirten Ansichten von Bremen und von Bremerhaven.

Comptoir-Kalender auf 1843

mit dem richtigen Verzeichniß der abgehenden und ankommenden Posten in Bremen, Zins- und Disconto-Tagen und Notizen.

Tafel-Kalender auf 1843

roh und auf Pappen geklebt empfehle ich bestens.

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 66.

Bremen, Donnerstag den 18. August 1842.

Gestorben:

Nro. 817. Den 13. August. Des Cigarrenmachers Wilh. Heder Ehefr., geb. Eschenberg, 34 Jahr, Sielwall Nro. 12.

— 818. Den 13. — Des Arb. Joh. Christ. Ludwig Kahlenberg Sohn (todt geb.), Krummen Arm Nro. 5.

— 819. Den 14. — Des Barbiers Arnold Toenniges Sohn, 2¼ Jahr, Neuenmarkt Nr. 27.

— 820. Den 15. — Der Arb. Bernhard Thesfeld, 52 Jahr, Abbenthorswallstraße Nro. 10.

Nro. 821. Den 15. — Des Schuhmachers Christ. August Theodor Kopp Tochter, 2⅞ Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 1.

— 822. Den 16. — Der Bierbrauer Hermann Lampe, 61 Jahr, Osterthorstraße Nro. 8.

— 823. Den 16. — Des Garnhändlers Cord Hinrich Bruns Tochter, 1¼ Jahr, Ansgariithorswallstraße Nro. 1.

Geburten:

Nro. 1033. Den 10. August. Des Kaufmanns Joh. Heinr. Pägel Ehefr., geb. Röschen, am Wall Nro. 34, von einem Mädchen.

— 1034. Den 12. — Des Cigarrenmachers Joh. Christoph Castendiek Ehefr., geb. Lange, Behrshoff Nro. 5, von einem Mädchen.

— 1035. Den 13. — Des Arb. Herm. Faber Ehefrau, geb. Kuhlmann, Hastedt N. 51, v. e. K.

— 1036. Den 13. — Des Arb. Joh. Christian Ludwig Kahlenberg Ehefr., geb. Kruse, Krummen Arm Nro. 5, von einem todten Knaben.

— 1037. Den 13. — Des Oberländischen Schiffers Christian Wilhelm Sievers Ehefr., geb. Wagner, Mühlenstr. Nro. 12. B, von einem Knaben.

— 1038. Den 13. — Des Rademachers Wilh. Kracke Ehefr., geb. Wilkens, Hastedt Nro. 99, von einem Knaben.

— 1039. Den 13. — Des Arb. Egidius Kniep Ehefr., geb. Dätjen, Obernstraße Nro. 25 (Vorst.), von einem Knaben.

— 1040. Den 13. — Des Kappenmachers Carl Heinr. Wilh. Sempff Ehefr., geb. Seggers, Faulenstraße Nro. 67, von einem Mädchen.

Nro. 1041. Den 14. — Des Sattlers Georg Hermann Rust Ehefr., geb. Brunsen, Buntenthorssteinweg Nro. 4, von einem Knaben.

— 1042. Den 14. — Des Kupferschmieds Ernst Heinr. Kahrweg Ehefr., geb. Wellbrock, Faulen-Nro. 55, von einem Mädchen.

— 1043. Den 14. — Des Maurergesellen Aug. Christ. Bögh Ehefr., geb Koch, Bonspforte Nr. 8, von einem Knaben.

— 1044. Den 14. — Des Dr. jur. und Obergerichtsanwalds Simon Herm. Tidemann Ehefr. geb. von der Hellen, Altenwall Nro. 5. von einem Mädchen.

— 1045. Den 14. — Des Hökers Joh. Herm. Wehmann Ehefr., geb. Haase, Diepenau Nr. 10, von einem Knaben.

— 1046. Den 14. — Des Kaufmanns Ferdinand Theodor Westhoff Ehefr., geb. Greiner, Wachtstraße Nro. 11, von einem Knaben.

— 1047. Den 15. — Des Lichtziehers Albert Bischoff Ehefr., geb. Wagner, Wegesende Nr. 25, von einem Knaben.

— 1048. Den 15. — Des Weser-Zollbeamten Georg Christoph Reinhardt Ehefr., geb. Hübnemuth, Hohenpfad Nro. 1, v. e. Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 67.

Bremen, Sonntag den 21. August 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 21. August.

U. L. Frauen.	St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Passavant. 12 Uhr Hr. Cand. Mallet.	9 Uhr Hr Past. Nagel. 1 Uhr Hr. Past. Toel.
St. Martini.	St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.	9 Uhr Hr. Past. Loose.
St. Ansgarii.	Armenhauskirche.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher. 12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.	9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.
St. Stephani.	St. Johannis.
9 Uhr Hr. Past. Müller. 1 Uhr Hr. Cand. Victor.	10 Uhr Hr. Past. Wemer.
St. Pauli.	St. Petri Dom.
9 Uhr Hr. Past. Iken. 12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.	Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Gedichte von P. J. W.

3.

Traumnacht.

Es war in einer Zaubernacht;
Die Sterne blinkten hell;
Der Mond ergoß in milder Pracht
Des Lichtes weichen Quell.
Im Buchenwald begann's zu rauschen; —
Der Nachtigallen Flötensang
Schien zärtlich Gruß und Lied zu tauschen
In träumerischem Liebesdrang.

Ich lag auf einer Rasenbank
Im Garten, ganz allein,
Nur säuselnd meine Laute klang
Und perlend sprang der Wein.
Ich dacht' an meine Jugendtage
Mit ihren Mährchen, zart und schön,
Und an so manche Wundersage
Vom Rhein, vom Spessart, von der Rhön.

Und Edeldamen sah ich gehn
Beim Spiel der Troubadour;
Der Helme Büsche sah ich wehn
Auf roßzerstampfter Flur. —
Und Laienschwestern hört' ich klagen
Nach Liebe rufen, Glück und Welt;
Panier und Banner sah ich ragen
Hoch überm stolzen Königszelt.

Das Ritter- und das Geisterreich
Erschloß mir sein Gebiet;
Verzaubert scholl von jedem Zweig
Der Vögel lockend Lied.
Die Fei'n mit Luft- und Blumengeistern,
Die Gnomen, aus der Erde Schooß,
Wo sie den Gang des Goldes meistern —
Sie traten vor mich — klein und groß.

Sie rauschten all' an mir vorbei
In dieser Wundernacht,
Mit Lautenklang, mit Siegsgeschrei,
In Waffenschmuck und Pracht. —
Doch keine Scene war, die bliebe,
Nur eine kannte kein Vergehn.

Das war das Mährchen meiner Liebe —
Kein Zauber konnte das verwehn.

Sie, mit dem goldgelockten Haar,
Dem Busen, weiß wie Schnee;
Mit Augen wie Demanten klar,
Und flüchtig wie das Reh;
Auf einem gold'nen Wagen thronend
Kam sie durch Wolken zu mir her,
So schön wie, die auf Cypern wohnend,
Entstieg dem schaumgekrönten Meer. —

Im Traume rafft' ich mich empor,
Zur Theuren wollt' ich hin; —
Da hüllt' auch sie der Zauberflor,
Sie meine Königin. — — — —
Wohl lächelt Liebe mir im Traume
Und stimmt mein Inn'res weich und mild;
Doch greif' ich kühn nach seinem Saume:
Schnell ist verweht das Wunderbild.

Ich klage nicht. Das Dort und Hier
Ist stets in Kampf und Krieg;
Das Dort erschloß sich golden mir,
Weil hier das Glück mir schwieg.
So will ich denn nach droben steigen
In meinen Träumen, still und rein,
Und will der Welt, der schnöden, zeigen:
Auch träumend kann man glücklich sein!

Der Mann aus dem Schranke.

Eine räthselhafte Geistergeschichte.

(Fortsetzung.)

Sie regte sich, schlug die Augen auf, ich rief nochmals ihren Namen, sie war ganz erwacht, faßte krampfhaft meine Hand, drückte sie an ihr wild tobendes Herz, und lispelte athemholend: „Ich danke Dir, daß Du mich aufgeweckt, Du hast mich von einem furchtbaren, entsetzlichen Traum befreit."

„Was träumte Dir?" fragte ich.

„Nein, nein," rief sie ängstlich, „frage mich jetzt nicht, nur nicht in dieser Nacht. Morgen sollst Du Alles erfahren."

Meine Neugierde ließ mich noch manche Frage thun, aber sie schüttelte den Kopf und bat mich, in mein Bett zu gehen. Endlich gab ich nach, und obschon ich mich stellte, als ob ich schliefe, wachte ich doch und spähte, so gut es die Dunkelheit des Zimmers erlaubte, nach ihrem Lager. Sie hatte sich ruhig aufgesetzt, den Kopf mit der Hand gestützt, und blieb so regungslos, bis der erste Strahl der Morgenröthe in's Fenster fiel. Leise stand sie dann auf, und trat an das Fenster. Es schien, als betete sie. Da war es lebendig auf dem Platze vor dem Hause, und der Gesang der Wallfahrer ertönte. Nun warf ich mich rasch in meine Kleider, und wir beschlossen, auf den Berg zu gehen, wo die Wallfahrtskirche steht.

Kaum traten wir aus der Thüre, da kam uns das Mädchen entgegen, und fragte, ob wir frühstücken wollten.

Ich war gleich dabei, ein vorzüglicher Kaffee wurde uns vorgesetzt, meine Frau schenkte mir eine Tasse schwarzen ein, den ich, so warm als möglich, hinunter schluckte — sie selbst leerte kaum eine halbe Tasse Melange — trotz meiner Anpreisung schien er ihr nicht zu schmecken.

Der Morgen war kühl und wir gingen auf der gedeckten Stiege, die über den hohen Berg führt, zu der Kirche hinauf.

Unterdessen war lichter Tag geworden, und der Sonne Strahl blendete das Auge. Ich sah meiner Frau in's Gesicht, und eine Todtenblässe erschreckte mich. Das Glockengeläute rief uns in die kleine, aber reich geschmückte Kirche. Ein Oratorium wurde von dem dienstwilligen Küster uns geöffnet, und wir sahen herab auf den silbernen Altar, auf das, mit Perlen gesticktem Kleide geschmückte Marienbild. Ein ehrwürdiger Greis verrichtete den Gottesdienst. Stille beteten Tausende von Gläubigen, es war ein Moment, der die roheste Seele zur Andacht stimmen mußte. Nach beendigtem Gottesdienst gingen wir in dem Kirchengang herum und besahen uns die verschiedenen Votivtafeln.

Wir hatten unsere Pilgerfahrt beendet und standen vor dem Gasthause. Meine Frau weigerte sich einzutreten und schlug mir vor, nach dem etwa eine Stunde entfernten Bergwerke zu fahren, und falls dort kein Gasthof sein sollte, um Mittag halten zu können, das Essen bis auf die nächste Station zu verschieben.

„Was machen wir hier? und wozu sollten wir zurück?" setzte sie hinzu, „mir gefällt es in P... nicht."

Ich fand ihren Vorschlag annehmbar, zahlte meine

kleine Schuld und wir fuhren nach dem Bergwerke. Man hatte uns den nächsten Weg gewiesen, die Straße war nicht zu fehlen, und da der Morgen sehr angenehm war, ließ ich meinen Schimmel im Schritte gehen.

Wir schwiegen Beide und lauschten dem Gesange der Lerchen. Endlich unterbrach ich die Stille mit der Frage: „Was hat Dir geträumt?“

Meine Frau zwang sich zu lächeln und sprach: „Du wirst lachen wenn ich Dir's sage — ich träumte von einem Geiste!“

„Das ist interessant am Tage,“ lächelte ich, „aber Dein Stöhnen und Aechzen in der Nacht machte mir Angst.“

„Ich hatte aber auch einen anstrengenden Traum. Es war, als öffnete sich der Schrank, der nahe an meinem Bette stand, und aus diesem trat ein kleines, dickes Männlein, mit einem Vollmondsgesichte, aufgestülpter Nase, und borstigen, rabenschwarzen Haaren. In einen braunen Mantel gehüllt, nahte er meinem Bette, seine kleinen, grauen Augen glotzten mich an, ein teuflisches Lächeln verzog den zahnlosen Mund, er warf den Mantel zurück, und streckte die Hände nach mir aus. Diese waren das Entsetzlichste an dem Manne. Die Finger kurz und dick, und an der rechten Hand fehlte der Daumen. Mich angrinsend, packte er mich am Halse und drosselte mich mit aller Kraft, es war mir, als müßte ich sein Opfer werden, ich wollte um Hülfe rufen, konnte aber nicht, und glaube mir, ich denke, ich wäre erstickt, wenn dem Furchtbaren der Daum nicht gefehlt hätte. Nur dem fehlenden Daume verdanke ich es, daß ich noch Athem holen konnte. Plötzlich aber ließ mich der Entsetzliche los, und floh mit flatterndem Mantel dem Schranke zu, in dem er verschwand — Du riefst meinen Namen — und ich erwachte.

Hätte ich nicht die frische Morgenluft eingeathmet, und Gottes herrliche, blühende Natur rings um mich gesehen, mich würde eine unheimliche Furcht bei der Erzählung befallen haben, denn über meinen Rücken rieselte ein kalter Schauer.

„Es ist lächerlich,“ fuhr meine Frau fort, „daß ich den Traum nicht aus dem Sinne bringen kann, denn ich sehe zu lebhaft die furchtbare Gestalt des Kleinen vor mir, ich könnte sein Bild zeichnen, wenn mir nicht grausen möchte vor dem Abscheulichen. Ich weiß, das Ganze ist ein Traum, doch würde ich um keinen Preis das Zimmer wieder betreten.

„Ich will meinem Freunde Karl Deinen Traum erzählen, bin doch neugierig, was der dazu sagt.“

„Nein, nein,“ bat meine Frau, „das darfst Du nicht; Dein Wort darauf, Du erzählst es Niemanden; man würde mich meiner Angst wegen nur auslachen. Nicht wahr, Du sagst es Keinem?“ schmeichelte sie, und ich versprach zu schweigen. Obschon ich den Traum mir lebhaft vorstellen konnte, und meine Phantasie mir das Bild des Mannes vorzeichnete, suchte ich es zu verdrängen, wozu die Gegend mir Gelegenheit bot.

Wir kamen in das Bergwerk, und ein nett eingerichtetes Wirthshaus ließ uns hoffen, ein Unterkommen zu finden. Kaum hielt mein Wagen, kam auch schon die geschäftige Wirthin und bot uns ein Frühstück an.

Ich bestellte ein compactes — und erhielt zu meiner Verwunderung einen herrlichen Wein.

Die Wirthin meinte, daß sie mit Allem versehen sein müsse, indem die Herren Bergoffiziere bei ihr täglich speisen, und viele Gäste aus Prag und den Umgegenden hierher kommen.

Das war mir erwünscht, und ich bestellte ein Mittagsessen. Auf meine Frage, ob wir das Bergwerk sehen könnten, wies mich ein Steiger an den Herrn Bergrath.

Nachdem ich diesem meinen Wunsch äußerte und meinen Namen genannt hatte, erlaubte er uns nicht nur Alles zu besehen, er gab uns sogar einen Bergoffizier zur Begleitung [illegible] der auf die freundlichste und erschöpfendste Art die ganze Manipulation uns erklärte. Er überredete mich sogar, mit ihm einzufahren; während meine Frau bei den Seinen sich unterhielt, setzten wir uns in den Kübel ein, und fuhren in den St. Albrechts Schacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Speicherbrand in Königsberg am 2. August 1839.

Von Professor Carl Rosenkranz.

Es war in den Hundstagsferien. Ich las schon den ganzen Tag in dem herrlichen Buch: Virey und die Aristokraten, und war mitten in der Revolution Mexiko's. Da warf sich plötzlich ein dunkler Schatten auf mein Buch. Ich hielt ihn für eine Wolke, die bald vorüberziehen würde. Der Schatten blieb aber und ich sah nun, daß eine allge-

meine Trübung des bis dahin so freundlichen Lichts erfolgte. Ich trat an's Fenster. Es schlug eben sechs Uhr. Da schaute ich — ich wohnte damals auf dem Burgkirchhofe — über die mir gegenüberstehenden Häuser eine starke schwarze Rauchwolke immer höher sich heben, immer breiter und massiver werden. Auf der Straße fing auch bereits eine allgemeine Unruhe an. Man gruppirte sich, trat an die Fenster, in die Thüren, lief, theilte sich seine Vermuthungen mit. Ich nahm Hut und Stock und eilte nach dem Münchenhof zu, denn nach dieser Gegend zu meinte ich dem Feuer begegnen zu müssen. Als ich aber an den Pregelarm kam, sah ich, daß ich mich bei weitem mehr rechts wenden müsse. Die Rauchmasse, jeden Augenblick nach allen Seiten schwellend, zeigte mir, der ich in meiner Spannung wie gefesselt an ihr hing, schon eine finstere Gluth in der Mitte, aus welcher zuweilen breite Funken wie Sternschnuppen herunterregneten.

Als ich nun den Trödel vorüberging, fand ich die Verkäufer ruhig in ihren Stühlen sitzen. Die eine der alten Frauen las in ihrem Räuberroman mit gewohnter Andacht; ein Mann bürstete einen alten Sammtstuhl aus; das junge Mädchen an dem letzten Laden, der schwarze, gelbe und rothe Särge zur Auswahl stellt, strickte ganz ruhig und sah apathisch vor sich hin. Ich wurde völlig irr, als ich mitten auf dem Platz einen von einem Pferde gezogenen Karren gewahrte, der zwischen zwei kleinen Stangen ein Schwungseil hatte, auf welchem rothbejackte Affen ihre Gliederfertigkeit producirten. Ein Haufe von Dschimken und Kindern stand mit solcher Aufmerksamkeit gaffend umher, daß die Welt bis zu ihnen hin in das Nichts hätte versinken können, ohne sie zu stören.

Mit rascherem Schritt stürzte ich über die Honigbrücke der Ecke des blauen Thurms zu. Als ich mich um diese wandte, hielt ich einen Augenblick inne. Das ganze Ufer war mit Menschen dicht gedrängt besetzt. Auf dem Pregel eilten Boote hin und her. Hinter der Börse schlugen die Flammen wie breite Schlangenschwerter in den Himmel. Ein schwarzer Qualm preßte sich — noch war es wind still — nach allen Richtungen unheimlich umher. Der Hanfspeicher an der Lastadie brenne, aber das Feuer greife blitzschnell immer weiter und habe bereits die Dächer der Nachbarspeicher gefaßt: — so hörte ich und suchte nun nach der Klapperwiese zu kommen, um zu sehen, wie ein mir befreundetes Handlungshaus, das des Herrn Toussaint, sich verhalte und ob ich etwa irgend einen Dienst leisten könne, denn der Speicher dieses Hauses befand sich unter den bedroheten.

Indem ich nun über die nächste Brücke durch das Gewühl mich durcharbeitete, verwandelte sich plötzlich der schwarze Rauch in einen graulich gelblichen Qualm, der seine Fledermausflügel über den ganzen Pregel breitete, so daß man zehn Minuten hindurch fast gar nichts sehen konnte. Dieser Moment war der Empfindung nach der furchtbarste. Er hatte etwas von Weltuntergang in sich. Das plötzliche Verschwinden aller Gegenstände in dem wüsten Dampf frappirte gewaltig. Das Tannenholz der Sparren war nämlich verzehrt und der Hanf im ersten Aufbrennen begriffen. Allmählig ward die Luft bewegt und man sah nun durch große Risse in dem Flammennebel bald die von Menschen vollgestopften Brücken und Ufer, bald die lustig spielende Feueresse.

Langsam kam ich am Bohlenwerk entlang bis zum Eingang an die Klapperwiese, wo die Ladebrücke sich befindet. Die Hitze war furchtbar. Die Menschen standen wie betäubt und schoben sich, starr auf das Schauspiel gerichtet, in gepreßten Massen durch einander. Auf dem Pregel waren alle Schiffe, die an der Lastadie vor Anker lagen, zunächst in den Pregelarm nach dem Kai geflüchtet, einige nach dem Holländerbaum, einige Witinnen unter der grünen Brücke fort nach dem Weidendamm zu. Als aber das Feuer mit ungemeiner Geschwindigkeit auch die Speicher faßte, welche über den rothen Krahn hinauslagen, als das Dach des Toussaintschen loderte, als die Funken weit über den Strom nach der Vorstadt zu flogen, mußten alle Schiffe räumen. Die meisten, welche in dem inneren Pregelarm sich geborgen hatten, eilten wieder hervor und suchten mit aufgespannten Segeln nach dem Holländerbaum zu entkommen. Dies Flüchten der Schiffe erschien in dem gräßlichen Rauch, der sie Secunde um Secunde wie in ein Leichentuch hüllte, als wenn riesige Gespenster auf den Strom wandelten. Die Fahrzeuge am diesseitigen Bohlenwerk, wo ich ging, mußten ebenfalls weichen. Jede Minute Verzug konnte sie in Brand setzen. Es waren meist Witinen. Die Mannschaft zog sie an Stricken und sie krochen gleichsam am Ufer hin. Diese allgemeine Bewegung der Schiffe, die Hast, das Geschrei, das Zusammenstoßen — an der Ladebrücke riß ein Anker von einem Holländischnn Zweimaster und stürzte ins Wasser, mit seinem Zahn ein Stück Planke des Bohlenwerks wegschnap-

pend — der Rauch, man hätte eine Seeschlacht oder auch ein Erdbeben vermuthen sollen.

So kam ich denn auf die Klapperwiese, fand aber im Toussaint'schen Hause Niemand. Der Hausherr war mit seiner Familie in Rodmannshöfen, einem Landgut, anderthalb Meilen von der Stadt. Der eine Sohn war hinausgeritten, die Meldung von dem Brand zu bringen, der andere mit sämmtlichen Comptoiristen bei dem Feuer thätig.

Ich ging wieder der Ladebrücke zu. Die Anschauung des jenseitigen Ufers war ganz die, welche ich in meinen Knabenjahren bei dem Lesen der Offenbarung Johannis mir von solchen weltzertrümmernden Momenten gemacht hatte. Diese kolossalen Gluthen, die Rauchsäulen, dies Ameisengewimmel der Menschen, diese Angst, was noch kommen könne, dieser peinlich lauernde Blick, ob nicht schon nach der Stadt zu, wo die Straßen so eng und bergicht sind, oder nach der Vorstadt zu, wo die Häuser und Magazine erst aus dem letzten Speicherbrande im Neubau wieder erstanden waren, ob nicht das Feuer dahin seine vernichtende Epidemie erstrecken könne, die Vorsicht, die man im Gewühl anzuwenden hatte, nicht von Wagen, Pferden, Lastträgern, Spritzen, Soldaten zerquetscht zu werden, die immer mehr sich steigernde Hitze, welche den Pregel dampfen machte, als das Bohlenwerk aufzuglühen begann, — es war wohl genug, um dem einzelnen die Empfindungen seiner Unbedeutendheit und Machtlosigkeit recht tief mitzutheilen. Die Hitze wurde immer sengender. Man spritzte unaufhörlich Wasser auf die diesseitigen Hanfspeicher. Die Feuerflocken durchschossen immer häufiger und stärker die Luft, welche jetzt wahre Pfeile nach der grünen Brücke und den zunächst stehenden Speichern sandte. Die Dächer derselben waren daher mit Menschen besetzt, welche mit Aexten, Feuerhaken, Wassereimern und neuen Säcken versehen waren und jeder Gefahr zu begegnen suchten.

Schon brannte nun die ganze Speichergruppe bis zur Häringsbrücke hin, diese noch ausgenommen. Der Toussaintsche Speicher, der mittlere, war erst einige Zeit zuvor, als das Haus die Feier des hundertjährigen Bestandes seiner Firma beging, frisch mit hellgrüner Farbe aufgeputzt. Die Balken des Fachwerks und die Lukenthüren waren mit Blech beschlagen. Lange widerstand er. Im Innern glühte und tobte es schon. Das Dach war bereits geborsten und die Flamme schlug hoch empor. Aber die Vorderseite verhielt sich wie ein Ritter mit geschlossenem Visier. Alle Thüren waren noch fest zu und nur ein gewaltiges Knacken zuckte zuweilen durch das Gebälk. Während rings umher Alles die Form der Ruine gewann, während die Rettungsversuche sich nach immer entlegeneren Punkten entfernen mußten, schien dieser Speicher der Zerstörung trotzen zu wollen. Wenn der Rauch etwas verwehte und die Flammenfackeln ihn hell anleuchteten, sah der Ernst der schwarzen Luken so finster, so verachtend aus, das Grün dagegen so zufrieden, als wenn der Schutt, der sich rechts und links auflagerte, für ihn unmöglich wäre, bis mit einem Male, wie auf ein Commando, alle Luken zugleich aufbrachen und das Feuer drachenartig daraus hervorschoß und von Oben nach Unten im Nu das ansehnliche Gebäude überringelte, — ein glorioser Moment.

(Schluß folgt.)

⁂ Das Concert der Hanseatischen Musik

zum Vergnügen der Subscribenten, ist am vergangenen Mittwoch sehr befriedigend ausgefallen. Das Wetter war sehr günstig, die Auswahl der Stücke (abgesehen von mehreren Melodie-verdünnenden und verrenkenden Variationen) sehr passend, die Pausen kurz, und die Kunstfertigkeit der Mitglieder schien seit der Zeit, daß man das Corps für solche Concertmusik zu hören nicht Gelegenheit gehabt, noch bedeutend gestiegen zu sein. Wenn noch ein ähnliches Concert gegen Eintrittsgeld veranstaltet würde, so ließe sich gewiß ein bedeutendes Auditorium erwarten.

⁂ Symphonie-Verein.

Für singende Musikfreunde giebt es jetzt eine Menge ausbildender Vereine in Bremen, dagegen fehlt jede Gelegenheit zu gemeinsamer Ausbildung für junge Leute, welche ein Instrument geübt haben. Es muß dieser Mangel nachtheilig wirken, denn musikalische Leute, welche aber grade ohne Singstimme sind, werden veranlaßt in die Singvereine zu treten, und dort eben so wenig Genuß zu haben als

Genuß zu geben, während sie als Instrumentisten ihrem innern Musiksinn das geeignete Organ bilden könnten. Wollen aber die Dilettanten-Gesang-Vereine einmal mit Orchesterbegleitung singen, so müssen wieder die oft durch das Theater behinderten Fachkünstler versammelt und bezahlt werden. Ebenfalls giebt es viele Dilettanten-Pianisten, denen es großen Genuß und Nutzen gewähren würde, wenn sie Gelegenheit hätten große Pieeen mit Orchestermusik auszuführen. Dem gedachten Mangel in dem Bremischen Musiksystem abzuhelfen beabsichtigt nun, wie wir mit großer Freude vernehmen, unser lieber Herr Concertmeister Schmidt durch die Gründung eines Orchester-Vereins, welcher den Instrumentisten-Dilettanten einen Mittelpunkt für ihre Bestrebungen darbieten, und die musikalische Cultur in den angedeuteten Hinsichten befördern soll. Wir wünschen zu der Gründung dieses neuen Musentempels, durch welchen den vielen Rauch- und Spielhallen wieder Abbruch geschieht, das beste Gedeihen!

---

* Das Waisenhaus.

Unter dieser Bezeichnung ist ein Artikel eingesandt, welcher sich nicht in solcher Gestalt hier wiedergeben läßt. Hoffen wir auch, daß die Greuel nicht so stark sind, wie sie dort bezeichnet werden. Allerdings sollte der Vorfall benutzt werden um von Staatswegen eine Untersuchung einzuleiten, ob denn auch die Waisenhäuser in Wahrheit ihren Zweck erfüllen, oder ob sie mehr eine Mildthätigkeits-Prunksache sind. An den Früchten soll man dergleichen Anstalten erkennen, nun geht aber die allgemeine Stimme im Publikum dahin, daß die Bremer Hausfrauen sehr selten mit den Waisenmädchen als Dienstmädchen zufrieden sind, und gleiche Klagen hört man oft von Handwerkern in Beziehung auf die Waisen-Lehrlinge. Die Aufsicht über die Entlassenen müßte länger dauern, und durch Veröffentlichung von Zeugnissen wäre die Gelegenheit zur Prüfung jener allgemeinen Unzufriedenheit zu geben. Der obengedachte Einsender wünscht sofort sämmtliche Mädchen aus dem Hause entlassen und bei bürgerlichen Leuten untergebracht zu sehen. Der Unterricht soll von den Freischulen ertheilt, besondere Waisenpfleger zur Aufsicht ernannt werden. Die Knaben sollen ein besonderes Local in der Vorstadt erhalten, dort zu Gartenarbeiten angehalten werden u. s. w.

Daß jetzt in kurzer Zeit schon zweimal das Zuchthausverdienende Verbrechen wider die Keuschheit vorgekommen, scheint allerdings eine Absonderung der Geschlechter, und die Ernennung nur weiblicher Aufseherinnen für die Mädchen nöthig zu machen*).

---

* Die Redaktion der Bremer Zeitung

gab kürzlich aus einem Hamburger Blatte die Darstellung Hamburgs und des Bremer Handels mit Brasilien, ausgelassen war aber der weitere Verfolg des Original-Artikels, betreffend den Handel der beiden Städte mit Nordamerika, welcher letztere Theil besonders für Bremen interessant ist. Die verehrliche Redaktion der Zeitung wird also hiedurch gebeten das Zurückgebliebene nachzuholen, oder wenn sie dazu sich nicht veranlaßt fühlt, die Quelle der Bürgerfreunds-Redaktion genau anzugeben, damit der Artikel auf diesem Wege zur Kunde des Bremischen Publikums gebracht werden könne.

N. N. N. N.

---

* Charade.

Das Erste zu werden
Erfordert nicht viel
Drum ist's hier in Bremen
Meist Jedermanns Ziel.

Das Zweite besitzen,
In richtigem Sinn,
Ist wahrlich zu schätzen
Als hoher Gewinn.

Den Ersten, als Zweites
Das Ganze sich zeigt,
Und Dank, der als Zweites
Dem Ganzen geneigt.

L..t.

---

*) Der schuldige Hausvater ist mit dem Dampfboote von Cuxhaven aus entkommen.

Miscellaneen.

(Aus König Ludwig's von Baiern „Walhalla's Genossen.") Friedrich der Einzige, König von Preußen. „Mit großer Härte, am Nothwendigen mangelnd, wurde Friedrich von seinem Vater erzogen, fast enthauptet, weil er ohne Erlaubniß aus dem Lande zu reisen die Absicht hatte. Wenige Monate vor des letzten Habsburgers Tod kam Friedrich II. auf den Thron, und weil Maria Theresia seine Ansprüche auf vier Fürstenthümer in Schlesien stolz abwies, nahm er es beinahe ganz. Als Europa's größter, mächtigster Theil gegen ihn einen Vernichtungsbund geschlossen, begann, ehe die Feinde völlig gerüstet, (kühn und klug) er selbst den Krieg, schien in demselben mehr denn einmal rettungslos; aber nie größer, als im Unglück, und ging, ohne ein Dorf zu verlieren, aus dem siebenjährigen Kriege. Dieser König war ein Damm gegen Kaiser Joseph's II. ehrgeizige Absichten, doch deutscher Sinn nicht in ihm, damals in keinem deutschen Großen, nur österreichisch und preußisch Gesinnte gab es in Deutschland. Ungerecht, wie unpolitisch, war Polen's von ihm vorgeschlagene Zerstückelung. „„Alles für das Volk, Nichts durch dasselbe““, sein Wahlspruch; daß aber der Mensch vom Brode allein nicht lebe, Seelennahrung bedürfe, ihm fremd; seine Irreligiosität verbreitete sich; bedauernd fühlte er die Folgen. „„Den Sieg bei Leuthen (sein liebster) gäbe ich hin, wäre mein Volk so rechtlich, wie unter meinem Vater.““ Viele Züge eines guten Herzens werden von ihm aufbewahrt, obgleich Voltaire, an einem Marmortische stehend, äußerte, hart und geschliffen wie dieser Tisch wäre der König. Guter Geschichtschreiber, Dichter nicht, wie viele Verse er auch geschrieben, war er. Staatswirthschaft verstand Keiner so, und achtzig Millionen geprägter Thaler hinterließ er, dabei ein zweimalhunderttausend Mann starkes, für den Krieg geübtes Heer; hatte viele Festungen gebaut, Städte und Dörfer die Fülle, Staunen erregende Menge Landes urbar gemacht, dabei unaufhörlich Prachtbauten aufgeführt, und Dies nach dem seinen Staat gräßlich mitgenommen, zum Theil verwüstet habenden langen Krieg; wahrlich: es ist unbegreiflich. Durch ihn ward Preußen eine europäische Macht. Das, was Friedrich gethan, reicht hin, damit mehrere Männer groß sein würden. Der Einzige heißt er, dem Keiner zu vergleichen."

(Ein Elephantenbad.) Der berühmte Thierbändiger und Menagerieführer van Amburgh kündigte letzthin zu Weymouth, wo er verweilte, an, daß er seinen Elephanten öffentlich ein Bad in der Bucht werde nehmen lassen. Die Kunde hievon verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt und Umgebung, und so strömten Tausende und über Tausende herbei, um einem in jener Bai noch nie vorgekommenen merkwürdigen Schauspiele beizuwohnen. Kaum war der Elephant am Strande angelangt, als er, wie freudetrunken, der Meeresbucht zustürzte, und sich dann wacker in derselben herumtummelte. Die drolligen Stellungen und Bewegungen des Riesenthieres, zumal sein behagliches Rollen und Wälzen im Gewässer und sein häufiges Untertauchen erregten das schallendste Gelächter, und als er sich das erste Mal unversehens mit dem Rüssel eine Douche gab, und dabei die ihm nächsten von den Zuschauern, besonders die geputzten Frauenzimmer, tüchtig besprützte, wollte dasselbe gar kein Ende nehmen. Er blieb über drei Viertelstunden im Bade und konnte von seinem Treiber nur mit vieler Mühe zum endlichen Verlassen desselben bewegt werden.

(Tragischer Vorfall.) Französische Blätter berichten als wahres Ereigniß folgende romanhafte Begebenheit: Die Gräfin Masioli, eine junge Wittwe von 22 Jahren, war seit dem Tode ihres Gemahls wegen ihrer Schönheit und ihrer Reichthümer das Ziel der Sehnsucht und der Wünsche aller jungen Edelleute von Neapel. Doch nur einem Einzigen unter den Schmachtenden glückte es, Eindruck auf sie zu machen: es war der junge Herzog von Permello. Er hielt um die Hand der Gräfin an; seine Bitte fand bereitwilliges Gehör, und von nun an sah die schöne Wittwe ungeduldig dem Ablauf der Trauerzeit entgegen. So standen die Dinge, als eines Tages bei einem Feste, dem die beiden Verlobten beiwohnten, ein Zauberer erschien, der sich erbot, den Damen zu prophezeihen. Die Gräfin war die erste, die ihm ihre schöne Hand darreichte; allein er hatte sie kaum untersucht, als sich sein Angesicht trübte. „Gnädige Frau," sprach er, „Sie stehen an der Pforte des Glückes, seine Schwelle werden Sie aber nicht überschreiten. Sie werden in Verzweiflung sterben." Die Gräfin schien erschrocken, der Zauberer verschwand, und der junge Herzog eilte, seiner schönen Braut die zarteste Sorgfalt zu widmen. Dieser Vorgang war beinahe vergessen, als zwei Monate darauf der Herzog von Permello sich nach Rom begab. Die Gräfin ging bis zu seiner Rückkunft in ein Kloster; allein Tage, Wochen, Monate vergingen — der Herzog erschien nicht wieder. Endlich erhielt die Gräfin einen Brief von der Hand ihres Bräutigams. „Madame," schrieb er ihr, „wir täuschten uns, da wir für einander bestimmt zu sein glaubten; ich heirathe morgen die Fürstin Maria Doria. Vergessen wir unser Kinderspiel, und bleiben wir gute Freunde." Die Gräfin fiel in Ohnmacht, und als man sie aufhob, war sie bereits eine Leiche. Noch an demselben Abende reiste der Vater der Gräfin nach Rom, und fünf Tage später wollte der Herzog Permello eben in den Wagen steigen, als er, von drei Dolchstichen getroffen, todt zu Boden sank. Die Justiz der beiderseitigen Regierungen beschäftigt sich mit diesem Vorfall, welcher das größte Aufsehen macht.

(Gesellschaftliches.) Eine Vermählungskarte aus dem Voigtlande: Karl Heinrich Adolph Krause, Schullehrer in Pfaffengrün, und Julie Krause, geb. Ufer, Pflegetochter Sr. Hochgeboren des Herrn Freiherrn Friedrich von Globig, hochbetrauten Geheimeraths bei Sr. Majestät dem Könige von Sachsen, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Sürssen, Ritter mehrer hohen Orden u. s. w., empfehlen sich hiermit fernerem gütigen Wohlwollen. — Der Mann hat dem Anstande gewiß genug gethan.

(Der versäumte Akt.) Der einzige noch lebende Sohn des großen Dichters Schiller ist königl. Oberförster zu Lorch in der Nähe von Stuttgart. Es ist ein redlicher, liebenswürdiger Mann, aber er hat keinen Tropfen Blutes aus der poetischen Ader seines Vaters ererbt. Ein Fremder, welcher der Vorstellung eines Schillerschen Stückes auf dem Hoftheater in Stuttgart beiwohnte, traf einen Mann im Büffet, dessen treuherziges Wesen ihn auf eine so wohlthuende Weise ansprach, daß er, ohne weitere Veranlassung, eine Unterhaltung mit ihm anknüpfte. Sie ward durch die Klingel unterbrochen, welche die Fortsetzung der Vorstellung ankündigte. Der Fremde eilte hinweg, um keine Scene des Stückes einzubüßen und kehrte nach dem nächsten Aktschlusse in's Büffet zurück. Der gute Schwabe, mit dem er vorhin geplaudert, saß noch auf der nämlichen Stelle, wie vor einer halben Stunde und sein Benehmen war so freundlich, als zuvor. „Sie haben ihren Platz behauptet," sagte der Fremde. — „Schon recht, denn ich bin seit vorhin gar nicht von demselben fortgegangen," erwiederte behaglich lächelnd der Fremde. „Wie ist's möglich, einen Akt zu versäumen in einem so ausgezeichneten Stücke!" rief der Fremde. „Gefällt ihnen die Darstellung nicht? Sind Sie mit dem Spiel der Hrn. Moritz, Döring, Maurer, der Fräul. Stubenrauch unzufrieden?" — „O, nein — ich bewundere sie sehr, und sie sind überdies fast sämmtlich meine guten Freunde!" — So mißfällt Ihnen vielleicht das Stück? Sie sind kein Verehrer des herrlichen Schiller?" — „Ich kein Verehrer von ihm?" versetzte der Schwabe mit Eifer. „Ich bin mehr als sein Verehrer, Herr, — ich bin sein Sohn."

(Luftfahrt.) Berlin wird in Kurzem ein länger nicht gesehenes Schauspiel genießen, das des Aufsteigens eines Luftballons. Der bekannte französische Aëronaut Margat, der bereits sechsundfunfzig Mal die Luftfahrt gemacht hat, ist in Berlin angekommen, und gedenkt seine 57ste Ascension dem Publikum zum Besten zu geben. Margat befand sich im Jahre 1830 bei dem afrikanischen Heere, und der damalige Ober-Befehlshaber des Generalstabes, General Tholozé, stellte ihm folgendes merkwürdige Zeugniß aus: „Ich bezeuge hiermit, daß Herr Margat, der zu der Expedition gehörige Luftschiffer, immer sehr viel Eifer in dem ihm anvertrauten Dienst gezeigt hat, und daß er am 4. d. (Juli 1830), als er den Befehl erhielt, vorzugehen, um eine Ascension vor dem Kaisersfort zu veranstalten, des feindlichen Feuers ungeachtet, vorging, so daß mehrere der Wagen, welche seine Geräthschaften enthielten, von den feindlichen Kugeln getroffen wurden."

(Cassel.) Da die Ständeversammlung zu Darmstadt ihre Zustimmung zur Anlage einer Eisenbahn von Darmstadt über Oberhessen nach Cassel ertheilt hat, wenn von da eine Bahn nach Eisenach geführt werde, die sich der Thüringischen anschließe, so ist ein großherzoglicher Commissarius in Cassel eingetroffen, um die Zusicherung der kurhessischen Regierung in Empfang zu nehmen.

(In Folge der vielen Selbstmorde,) welche durch das Herabstürzen von dem Triumpfbogen der Etoile in Paris begangen wurden, hat der Polizei-Präfekt verordnet, daß Niemand mehr allein die Plateforme besteigen soll.

(Die Berliner Singakademie) führte das „Weltgericht" von Schneider auf. Ein Suitier wurde gefragt: ob er hingehen würde? — „Ach," antwortete er, „mein Schneider macht mir schon so viel mit dem Stadtgericht zu schaffen, daß ich vor Schneider's „Weltgericht" allen Respekt habe."

(Bieweg) legte sein Geschäft als Buchhändler in Berlin nieder und nahm Antheil an Viehlieferungen für die Armee. A. Müllner äußerte: „Jetzt heißt es nicht mehr Buchhändler Bieweg, sondern Viehhändler Buchweg."

(Freiligrath.) Im Reichenbach'schen „Konversations-Lexikon" wird Freiligrath mit folgenden Worten geschildert: Freiligrath, ethnographisch-orientalischer Dichter in deutscher Mundart, geistreichster Kaufmannsdiener Deutschlands, Freund und Landsmann Grabbe's.

(Wartburg.) Die alte romantisch gelegene Wartburg, ehemals Residenz der thüringischen Landgrafen, hat nicht nur in dem Erbgroßherzog von Weimar einen fürstlichen Beschützer und Wiederhersteller, sondern auch einen Bewohner gefunden. Seit einigen Tagen hat derselbe das geschmackvoll wieder hergestellte Ritterhaus zum Aufenthalt gewählt und wird noch länger daselbst verweilen, und den begonnenen Burgbau diesen Sommer vollenden lassen.

Anzeige.

Briefpapiere

mit vier verschiedenen sauber lithographirten Ansichten von Bremen und von Bremerhaven.

Comptoir-Kalender auf 1843

mit dem richtigen Verzeichniß der abgehenden und ankommenden Posten in Bremen, Zins- und Disconto-Tagen und Notizen.

Tafel-Kalender auf 1843

roh und auf Pappen geklebt empfehle ich bestens.

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 67.

Bremen, Sonntag den 21. August 1842.

Gestorben:

Nro. 824. Den 16. August. Christ. Brase Wittwe, geb. Bödecker, 52 Jahr; im Krankenhaus.

— 825. Den 17. — Sophie Henriette Hermine Friedrike Töbelmann, 3 Jahr, Götz Hof Nr. 9.

— 826. Den 18. — Der Arb. Christoph Bode, 29 Jahr, Schwarz Gang Nro 8.

— 827. Den 18. — Des Cigarrenmachers Wiechmann Goosmann, Sohn, 5 Wochen, kl. Johannisstraße Nro. 19.

— 828. Den 18. — Des Kaufmanns Nicolaus Bothe Wittwe, geb. Plump, 76 Jahr, Hutfilterstraße Nro. 32.

— 829. Den 18. — Des Civilamtsschreibers Simon Heinr. Müller Sohn, 6 Monat, Heerdenthorswallstraße Nro. 16.

Nro. 830. Den 18. — Des Kaufmanns Gustav Wilhelm Rodowe Tochter, 13 Jahr, Obernstraße Nro. 32.

— 831. Den 19. — Der Kaufmann Carl Koester, 42 Jahr, Molkenstraße Nro. 18.

— 832. Den 19. — Des Schiffscapitains Joh. Georg Wendt Tochter, 11 Tage, Neuenstraße Nro. 18.

— 833. Den 19. — Des Kaufmanns Hermann August von Cöllen Tochter, 4½ Jahr, Großenstraße Nro. 8.

— 834. Den 19. — Des Kistenmachers Daniel Winters Tochter, 11 Wochen, Buntenthorssteinweg.

Geburten:

Nro. 1050. Den 16. August. Des Cigarrenmachers Joh. Köster Ehefr., geb. Homann, Brüggemannsgang Nro 3. von einem Mädchen.

— 1051. Den 17. — Des Cigarrenmachers Anton Steib Ehefr. geb. Tamsen, Warnkengang N. 6, von einem Mädchen.

— 1052. Den 17. — Des Cigarrenmachers Gerhard Philipp Gräwe Ehefr., geb. Mattfeld, Paulsberg Nro. 27, von einem Knaben.

— 1053. Den 17. — Des Blechenschlägers Carl Koch Ehefr., geb. Beling, Molkenstraße Nr. 1, von einem Knaben.

— 1054. Den 17. — Des Küpergesellen Nicolaus Ficke Ehefr., geb. Hackmann, große Johannisstraße Nro. 234, von einem Knaben.

— 1055. Den 17. Des Arb. Joh. Carl Wilh. Schäfer Ehefr., geb. Bookmeier, Hermanns Hof, von einem Mädchen.

— 1056. Den 18. — Des Cigarrenmachers Abraham Christian Tietjen Ehefr., geborne Coors, Buntenthorsteinweg Nro. 264, von einem Mädchen.

Nro. 1057. Den 18. — Des Stuhlmachers Joh. Lange Ehefr., geb. Hanken, Hastedt Nro. 139, von einem Mädchen.

— 1058. Den 18. — Des Arb. Gerhard Osmers Ehefr., geb. Salzen, Steinthor Nro. 11, von einem Mädchen.

— 1059. Den 18. — Des Schuhmachermeisters Hinr. Osmers Ehefr., geb Ahrens, Jacobi-Kirchhof Nro. 5, von einem Knaben.

— 1060. Den 19. — Des Kunstdrechslers Joh. Ernst Schmalz Ehefr., geb. Ohm, Steinthor Nro. 72, von einem Knaben.

— 1061. Den 19. — Des Buch- und Steindruckerei Besitzers Cajus Wilhelm Andre Wulff Ehefr., geborne Kirsch, Seemannsstraße Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1062. Den 18. — Des Arb. Herman Kossens Ehef., geb. Auffurth, Häfen Nro. 25, von einem Mädchen.

— 1063. Den 18. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Heinrich Tabing Ehefr., geb. Hitzmann, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 5, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 354. Der Tischlermeister Johann Nicolaus Möhring und Adelheid Langenberg hieselbst.

— 355. Der Schuhmachermeister Joh. Friedrich Fangmeyer hieselbst und Christine Louise Charlotte Strieck aus Lemförde.

— 356. Der Cigarrenpacker am Buntenthorssteinwege Aug. Gottfr. Finken genannt Krüger und Becka Margaretha Louise Hillmann aus Stolzenau.

Nro. 357. Der Landmann zu Hastedt Casten Daniel Prigge und Metta Döhle.

— 358. Der Tischler zu Hastedt Hermann Plaus und Maria Beckmann daselbst.

— 359. Der Schiffscapitain zu Vegesack Friedr. Luyties und Betty Specht hieselbst.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt.

— 360. Der Schiffscapitain Fritz Müller und Auguste Mathilde Hildenbrock hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 68.

Bremen, Donnerstag den 25. August 1842.

Dem trauernde Königshause.

Dich, edler König, seh ich auf dem Throne,
Um Dich versammelt sind die Großen alle.
Und Deines Volkes Kern; nur Deinem Sohne,
Dem Leben jach entstürzt im grausen Falle,
Ist schmerzlich deine Seele zugewendet,
Wie jedes Herz in weiter Königshalle. —
Im Schmuck der Kraft und Jugend hat geendet
Der Herrliche! — — Es schien ihm erst begonnen
Der Thatenlauf, und schon ward ihm gespendet
Der Todestrank aus unsichtbarem Bronnen;
Und eine große Hoffnung fiel in Scherben.
Ach, mit ihm bleichten plötzlich tausend Wonnen! —
Er sollte nicht den Königsmantel erben,
Mit ihrem Reichthum nicht und ihren Qualen
Und Blut und Thränen, eine Kron' erwerben,
Die manches hohe Haupt in Erdenthalen,
Bald hell und glänzend, – bald im Sturm getragen,
Die Wage lenkend blutgefüllter Schalen;
An die in jenen, nieverklungnen Tagen
Des Königsmord's, der Usurpator-Schrecken,
Das Schicksal laut mit eh'rner Hand geschlagen
Und sie besudelt mit der Volkswuth Flecken. — —
O König, laß darum Dein Herz nicht beben!
Stark sei's im höchsten Schmerz, — es möge decken
Der Gottesmuth, der dem erhabnen Leben
Aegide war, als Dich in trüben Zeiten,
Wo Dich Verfolgung suchte zu umweben,
Die güt'gen Mächte der Erhaltung weihten!
Die heil'ge Wahrheit muß Dir Trost begründen
Und Deine Lieben aus der Trübsal leiten:
Sollt' er den Goldreif um die Stirn nicht winden,
Erschien er doch ein's jener seltnen Wesen,
Wo Mensch und König beid' ihr Muster finden,
Wie er's in Deinem hohen Selbst gelesen! —
Durch kurze Qual entging er langen Schmerzen,
Nach Stundenleid für Ewigkeit genesen,
Fern als Erscheinung — ewig nah' den Herzen! —
Groß ist Dein Schmerz, wie einer der Geschichte;
Der Mutter Leid ist nimmer auszumerzen;
Der Gattin Erdenhimmel ward zunichte;
Den Kreis der königlichen Waisen düstert,
Noch unbewußt den Kleinen, eine dichte
Gewitterwolke; — — und die ihm verschwistert,
Seh'n plötzlich ihren Lenz voll Regenschauer. —
Doch des Geschiednen Engelruhe flüstert
Tröstung mit Himmelshauch um Erdentrauer. — —

Hedwig Hülle.

Der Mann aus dem Schranke.

Eine räthselhafte Geistergeschichte.

(Fortsetzung.)

Einmal in diesem Leben und nie wieder fahre ich in eine Grube — das ist mein fester Vorsatz; denn, als ich einen Kübel mit Erz angefüllt, auf demselben Seile hängend, an dem der unsere befestigt war, an uns vorüber, und dann über meinem Kopfe schweben sah — da wahr es mir, als hielte mich der kleine braune Mann am Halse — der Athem blieb mir aus — und ich dankte Gott, als ich das Tageslicht wieder erblickte. Die Schachten selbst, das Fördern des Erzes, sein Schichten, Reinigen, Schmelzen und Läutern zu beschreiben, dazu habe ich weder Beruf noch Lust

und erzähle nur, was auf die Abentheuer der Nacht Bezug hat. Wir hatten alles Sehenswerthe gesehen, uns beschreiben und erklären lassen, ich war dabei hungrig und durstig geworden, und freute mich, als ich in die Wirthsstube treten konnte.

Ein großer langer Tisch war gedeckt und alle Plätze besetzt, bis auf zwei am obern Ende, dem Ehrenplatze. Diese wurden uns, als die von der Wirthin uns bestimmten, angewiesen. Meiner Frau zur Rechten saß ein alter Herr, der sich als ein ehemaliger Offizier uns aufführte, an meiner Linken hatte ich einen Oberbeamten des Bergwerks zum Nachbarn. Die übrige Gesellschaft bildeten Beamte und Praktikanten des Bergbaues.

Die Neugierde der in der Einsamkeit Lebenden suchte Befriedigung, und ich wurde über Neuigkeiten aus der Stadt gefragt. Dies, das Stadtleben, die Unterhaltungen und das Theater boten mir Stoff genug, die Aufmerksamkeit der Gäste zu fesseln. Es schlug 2 Uhr, die jungen Beamten und mehrere Andere, die den Nachmittagsdienst hatten, empfahlen sich, unsere nächsten Nachbarn blieben, mit ihnen einige bejahrte Herren.

Der alte Offizier fragte meine Frau, wann wir in P. waren, und sie erzählte, daß wir bald kein Unterkommen gefunden hätten.

„Und wo sind sie eingekehrt?“ fragte mein Nachbar.

„Ich habe mich nicht nach dem Schilde umgesehen,“ erwiederte ich, und beschrieb ihm das Gasthaus.

„Ein gutes Wirthshaus,“ sagte er; „wundert mich, daß Sie noch Platz gefunden haben.“

„Nur mit Noth!“ war meine Antwort. „Man versicherte uns, nur ein Zimmer sei noch leer; aber es war ein Zimmer,“ setzte ich lächelnd hinzu, „wo eine Compagnie Soldaten hätte übernachten können, an Raum und ebenfalls an Betten, wäre kein Mangel gewesen.“

„Wie, Sie schliefen also in dem großen Zimmer, wo der Schrank steht?“ fragte verwundert der Oberbeamte.

„In demselben.“

„Das ist ein entsetzliches Volk, die Wirthsleute, Jemanden in dem Zimmer schlafen zu lassen!“

„Warum?“ fragte schnell meine Frau mit geheimer Ahnung.

„Nun, wenn es ihnen nicht begegnet ist,“ meinte mein Nachbar, „dann ist's schon gut.“

„Sie sprechen in Räthseln,“ versetzte ich.

„Der Herr N. ist etwas abergläubisch,“ lächelte der alte Offizier, „er behauptet, es spuke in diesem Zimmer.“

„Was behaupten —? Ich bin davon überzeugt, ich weiß es gewiß, hätte ich doch meine Neugierde bald mit dem Leben bezahlt!“

„Alles Einbildung! nichts anders!“ meinte der Militär.

„Wenn Einer halb erdrosselt wird, ist das Einbildung? Ich war froh, daß ich das verrufene Haus los geworden bin — ich gab es um ein Spottgeld —“.

„Was hat's denn für ein Bewandtniß mit dem Hause?“ war meine neugierige Frage.

„Erzählen Sie es nicht,“ fiel der Offizier ein, „denn ich wette darauf, die Dame lachte sie aus, wenn Sie hört, was für ein altes Weib Sie sind.“

„Was, altes Weib? Ich weiß, was ich weiß, und bin froh, daß ich noch Etwas erzählen kann, denn hätten dem Braunen die Daumen nicht gefehlt, er würde mir die Gurgel für ewige Zeit zugeschnürt haben.“

Meine Frau war todtenbleich, aber ihre Neugierde gab ihr Muth zu der Bitte, der Oberbeamte möchte das Abentheuer erzählen.

„Wenn die Dame bittet, dann will ich's nochmals hören,“ meinte der Offizier, und nachdem er artig um die Erlaubniß zum Rauchen bat, stopfte er die Pfeife und war ein eben so aufmerksamer Zuhörer als wir.

(Schluß folgt.)

Der Speicherbrand in Königsberg am 2. August 1839.

(Fortsetzung.)

Von hier wälzte sich der Flammenstrom zur Häringsbracke, einem langgestrecktem, einstöckigen, schlichten Gebäude an der Ecke, welche hier der in den Fluß einmündende Pregelarm macht. Erst dampfte das Gebäude. Aus dem Dache brach einige Minuten hindurch ein wahrer Angstschweiß aus. Ein sonderbarer Geruch verbreitete sich, scharf, bitter. Da loderte der Dachstuhl an den Ecken auf und rasch spielte nun das Feuer in dem Sparrenwerk, wie die Lampen bei einer Illumination vom Wind bewegt flackern. Ein Hüpfen, ein Tanzen der Flammen, als wenn sie muthwillige Geister wären, welche hier ein Fest feierten und sich jauchzend mit dämonischer Schnelligkeit hin und her bewegten. Es war

der schönste Contrast zu dem düstern Widerstande, den der Toussain'sche Speicher geleistet hatte. Nur zur Selbstbefriedigung einer geheimen Lust schien hier das helle Feuer zu rasen.

Weiter drang es nicht. Den tapfern Anstrengungen der Rettungsanstalten, den Bemühungen der jungen Kaufmannschaft, der Soldaten, die unermüdlich bei den Prahmspritzen thätig waren, gelang es, die Ausbreitung des Feuers nach der Stadt hin zu verhindern. Auch die Richtung des Luftzuges war günstig geworden. Wagen auf Wagen konnte noch mit Flachs, mit Hanf aus Nachbarspeichern fortgeschafft werden.

Von diesem Augenblick an wurde das Schauspiel für das Publikum ein wahres Schauspiel, das man beruhigt mit ästhetischer Anatomie genoß. Es schlug gerade neun Uhr. Die Trommeln der Infanterie ließen die Retraite hören. Dies Hervortauchen der gewöhnlichen Lebensordnung, das gemessene Schlagen der Uhren von den Thürmen, die langgezogenen Töne der Trompete, das heisere Gemurmel der Trommel, woran wir uns wie an eine organische Funktion gewöhnt haben, dies Festhalten eines bestimmten Rhymmus wirkte zauberisch. Das Außerordentliche des Schauspiels einer wilden, reißenden Zerstörung, die allgemeine Aufgeregtheit, das Unterbrechen der Geschäfte, das Vergessen dessen, was man eigentlich am Abend hatte vornehmen wollen, kontrastirte mit dieser Aeußerung eines festen, sich gleich bleibenden Daseins auf das Mächtigste. Man erinnerte sich, daß der große Mechanismus im Untergange einiger Speicher nicht untergehe, daß das Ereigniß, so bedeutend, so gefährlich an sich, doch nur ein Moment in dem Ganzen, nur eine Scene aus dem ganzen Drama der Gesellschaft sei.

Diese war eben in der höchsten Gereiztheit. Man geräth bei solchen Gelegenheiten in ein Außersichsein, worin man Dinge thun, Vorstellungen haben, Worte sprechen kann, die man eine Stunde vorher und nachher bei sich für unmöglich halten würde. Der Takt des Blutes wird ein Prestissimo. Gegen die Anordnungen der Behörden entsteht eine Oppositionswuth. Die Leichtgläubigkeit nimmt kritiklos Alles auf. Der Leichtsinn verwandelt Meinungen in Thatsachen. Die Eitelkeit des Besserwissen verdächtigt jeden Schritt. Ohne Einsicht in den wahren Zusammenhang wird getadelt. Der Tadel findet Beifall, denn da drüben brennt's ja noch und hier erstickt man noch beinah' vor Hitze und Qualm. Sollte bei solchen Thatsachen der Tadel nicht Recht haben? Der Tadel ist ein Beweis der Theilnahme und auch von dieser Seite wird er unendlich. Glücklicherweise hat nicht Jeder dieselbe Ansicht. Was der Eine tadelt, findet ein Anderer vernünftig. Aber in einem andern Punkt, den Jener übersehen, tadelt er seinerseits die Behörden. So entstehen Partheien, denn ohne sich zu kennen, schließt man sich einander an, hört man auf einander hin. Die Neugierde, etwas Pikantes zu erfahren, die Besorgniß, daß einem von dem seltenen Schauspiel eine Merkwürdigkeit, eine interessante Wendung entgehen könne, spannt die Aufmerksamkeit, gewaltig und verbietet alles Zaudern mit der Theilnahme. Als die entscheidende That am Kai vollbracht war, als die Brücke von den Menschenmassen geräumt und mit Soldaten besetzt ward, als das Feuer sein Terrain angewiesen erhalten hatte, sich in sich selbst zu verzehren, schlug die Stimmung bei dem Publikum aus der bis dahin herrschenden Ungewißheit, aus der Sorglichkeit, aus der Krittelei, aus dem Raisonniren in die Vergnügungslust um, die zwar auch jetzt schon Tausende herbeigelockt hatte, bis dahin jedoch durch Mitleiden und Angst vor den schrecklichen Möglichkeiten gedämpft war. Hunderte von Hetären hatten sich einzufinden nicht verfehlt, und wie diese Peripatetikerinnen der Liebe mitten in dem Erdbeben Messina's als wahre Mänaden zur üppigsten Ausgelassenheit fortgingen, so konnte man auch hier ein ungeheures Aufgähren der rohesten Sinnlichkeit beobachten. Es war der alte Zusammenhang zwischen Grausamkeit und Wollust, den man hier sich geltend machen sah. Je peinlicher die Spannung bis dahin gewesen war, je zügelloser war nun die Abspannung.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Aufforderung.

Es ist in mehren Blättern, namentlich in der Berliner Allgemeinen Kirchen-Zeitung früher schon die Rede von der Kollektenreise des Herrn Pastor Gehring die Rede gewesen, und da zur Förderung des frommen Zwecks dieser Reise die Darlegung der Veranlassung zu derselben nöthig ist, so möge diese auch im Bürgerfreunde eine Stelle finden.

Die beiden Gemeinden Scheibe und Alsbach liegen in einem der höchsten und rauhesten Theile des Thüringer Waldes, eine Stunde von dem über 2500′ hoch gelegenen Meiningenschen Flecken Steinheide entfernt, mit welchem sie frü-

ber durch einen Receß kirchlich verbunden waren. Wegen des weiten und beschwerlichen Weges aber, und wegen des hier ein halbes Jahr anhaltenden Winters, der durch ungeheure Schneemassen, durch dichte Nebel, Sturm und Stäubenwetter oft den kürzesten Weg zu einem mühsamen, ja selbst gefährlichen Unternehmen macht, so wie durch mehrere andere störend einwirkende Umstände wurde dieser kirchliche Verband zu einem höchst lockeren und traurigen. Die Gemeinden wurden von Jahr zu Jahr dem kirchlichen Leben mehr entfremdet, Viele kamen nach ihrer Confirmation nie oder nur höchst selten wieder zum Hause und zum Tische des Herrn, und lebten, nach ihrer eigenen Ausdrucksweise, „mit den Hirschen und Rehböcken“ in ihren dichten Wäldern um die Wette. So nahm denn Irreligiosität, Unsittlichkeit und Rohheit aller Art auf das Betrübendste überhand, und das völlige Verwildern dieser Heerde stand sichtbar zu befürchten. Das erfüllte die Besseren unter ihnen mit innigem Schmerze und dem dringenden Verlangen, durch Errichtung eines selbstständigen geistlichen Hirtenamtes in ihrer Mitte eine bessere Zukunft herbeizuführen. Nach Lösung des bestehenden Recesses suchten sie um Gewährung ihres Wunsches nach, und endlich wurde, besonders durch die Bemühungen des Superintendenten Helbig zu Königsee, und des Schultheißen zu Scheibe, V. Heymann, ihr Eifer Ostern 1839 gekrönt. Gehring wurde ihr erster Pfarrer. Der Fürst hatte die neu errichtete Pfarrei mit einem Acker Landes, einigen Klaftern Deputatholz, später noch mit einem Stück Wiese dotirt, auch einen Beitrag zum Bau eines Pfarrhauses verheißen; die freilich schwache Besoldung wurde gehörig sicher gestellt, und eine Wohnung für den Pfarrer einstweilen gemiethet. Die Stelle der Kirche aber ersetzte vor der Hand nothdürftig ein kleiner, 18 Jahre früher auf Veranlassung eines gottesfürchtigen Mannes, des damaligen Försters Schinzel erbauter Betsaal. Mit Freuden sah sich nun der bessere Theil der Gemeinde am Ziel seiner lange gehegten sehnlichen Wünsche. Aber nur zu bald erhoben sich trübe Besorgnisse für die Zukunft. Auf die für den Pfarrer gemiethete Wohnung ist nicht zu rechnen, da ihre anderweitige Benutzung früher oder später bevorsteht; eine andere, auch nur einigermaßen hinlängliche Wohnung aber ist in dem mit Menschen überfüllten Orte, der nur aus kleinen, ärmlich eingerichteten Häusern besteht, nicht vorhanden. Der Betsaal aber wurde nicht allein als ganz unzulänglich für das Bedürfniß erfunden, sondern war auch baufällig geworden. Der Bau einer Kirche und eines Pfarrhauses stellte sich daher als unabweisbar nothwendig heraus. Woher aber sollten die Geldmittel zu solch' einem Unternehmen kommen? Die Staatsunterstützung war unzulänglich, die Gemeinde, aus Holz- und Schachtelmachern, Porzellandrehern, Malern ꝛc. bestehend, ist mit ganz wenigen Ausnahmen mittellos. G. gab, um einen Fond anzulegen, einige Predigten heraus, wendete sich an die Gustav-Adolphs-Stiftung, die Missionsvereine ꝛc., er sah aber bald, daß zu Bestreitung der sich auf 5000 Thlr. belaufenden Baukosten andere außerordentliche Wege eingeschlagen werden müßten. „Als ich dies eines Tages mit bekümmertem Herzen überdachte,“ sagt G., „da fiel mein Blick von ungefähr auf das in meiner Arbeitsstube hängende Bildniß Aug. Herm Francke's, und wie ein Blitz durchleuchtete mich der Gedanke: Wie, wenn du ihm nachahmtest! Und laut erscholl in meinem Innern die Aufforderung: Auf! Müssiges Sorgen und Wünschen führt nicht zum Ziel! Auf! Ergreife gleich ihm, den Stab des Glaubens und der Liebe, und wandere an demselben durch Deutschlands Gauen von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, und klopfe an jede Thür, wo der Herr gesegnet hat und christlich milde Herzen wohnen, und lasse nicht ab zu bitten im Namen des Herrn.“ Gehring ergriff den Wanderstab. Eine traurige Erfahrung, die er gleich auf einer der ersten Wanderungsstationen von Seite eines hochgestellten Amtsbruders machen mußte, beugte seinen Muth nicht; er sah sie als eine Prüfung an. Die Aufnahme, welche G. in Dresden und Leipzig fand, war die wohlwollendste. So wurde in der Leipziger Bürgerschule die Summe von 126 Thalern gesammelt, und von einem Damenverein, an dessen Spitze die Gemahlin des Buchhändlers Brockhaus steht, eine Lotterie von weiblichen Arbeiten veranstaltet, deren Ertrag ganz der Gemeinde zufällt. Eingegangenen Nachrichten zufolge hat er auch in Berlin, sowohl auf dem Throne, als in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, rege Theilnahme gefunden. Es verdient gewiß eine besondere ehrenvolle Erwähnung, daß der Besitzer des Hotels „zum König von Portugal“, in welchem G. in Berlin wohnte, sich für die Sache lebhaft interessirte, und bei seinen Gästen eine reichlich ausfallende Sammlung veranstaltete. Leider war ein sehr großer Theil der städt. Bewohner abwesend, sonst würde er gewiß noch bedeutendere Resultate erlangt haben. Auch in Neustrelitz und Schwerin haben der Hof, so wie die Bewohner, schöne Be-

weise christlicher Liberalität gegeben. G. ist bereits nach den Hansestädten, Hannover, Oldenburg ꝛc. weiter gereist. Dankbar erwähnt er auch, daß mehrere HH. Buchhändler in Leipzig, Dresden, Berlin für seine Dorf- und Schulbibliothek, so wie seine freie Zeichnenschule und die Kleinkinderbewahranstalt Beiträge gegeben haben. Dadurch ist diesen Anstalten, denen es fast an allen Mitteln fehlte, ein reicher Segen zu Theil geworden.

Herr Pastor Gebring hat auch Bremen in diesen Tagen besucht und es ist sehr zu bedauern, daß er auch hier wie in Berlin so Manchen nicht in der Stadt antraf der ihn herzlich willkommen geheißen haben würde; damit aber den Theilnehmenden kein Hinderniß im Wege stehe der guten Sache auch später noch ihr Scherflein zu opfern, erbieten sich Beiträge in Empfang zu nehmen Herr Pastor Treviranus und der Verleger des Bürgerfreundes.

---

* Die Eichen des Hasbruchs

gehören gewiß zu den ausgezeichnetsten Bäumen dieser Gattung auf der ganzen Erde, und doch sind sie, selbst in der Nähe, nur wenig bekannt. Einer dieser colossalen Bäume mißt am untersten Stammende 12 Fuß im Durchmesser. Ein anderer (am Reitheck) auf 18 Fuß Höhe noch 14 Fuß im Durchmesser. Sachkundige schätzen das Alter dieser Bäume auf 1000 Jahre. In der jetzigen schönen Jahreszeit, wo so viele Ausflüge gemacht werden, möchte es nicht unpassend sein, auf diese Riesen der Vorzeit, die vielleicht zu Karls des Großen Zeiten schon belaubt waren, hinzuweisen. Und zur Rechtfertigung dieser Behauptung, erlaube ich folgende Thatsache den geneigten Lesern mitzutheilen: Der geniale Landschaftsmaler Willers aus Oldenburg - gegenwärtig in Rom — hatte diese Eichen und Eichengruppen aus Stenum nach der Natur gezeichnet und diese Arbeiten in der Glyptothek zu München niedergelegt, wo der König sie sah. „Es sind sehr schöne Phantasie-Stücke" bemerkte der König an Willers. Aber darauf ließ der sich nicht ein, sondern behauptete, sie wären treu nach der Natur gemalt. In Folge dieser Behauptung sandte der König von Bayern einen Professor der Münchener Maler-Akademie und zwei Zöglinge derselben nach dem Hasbruch, woselbst sie sich mit Aufnahme der Eichen und Eichengruppen etwa 3 Monate beschäftigten. Auch im vorigen Jahre waren wieder zwei Zöglinge derselben Akademie nach Stenum geschickt, die dort etwa sechs Wochen verweilten.

Der Weg von Bremen führt über Delmenhorst nach Falkenburg und gleich neben dem dortigen Amthause rechts in den Hasbruch. Ohne Wegweiser in diesem sehr bedeutenden Forst umherzufahren, möchte ich im Allgemeinen nicht anrathen. Für den aber, der nur die großen Eichen sehen will, mögen folgende Winke, die ihn unfehlbar recht führen, genügen:

Man wähle stets den befahrensten Weg grade aus, bis nach etwa 5 Minuten die Wege sich wie ein schräg liegendes, lateinisches X kreuzen. Ich nehme an, daß man den Weg unten rechts herkommt und nun muß man den oben links fahren; oder, um jeden möglichen Irrthum vorzubeugen: Man läßt, sobald man auf diesen Kreuzweg kommt, den Weg rechts auch rechts liegen, fährt etwa 20 Schritte links und dann gleich rechts in den Wald. So erreicht man sehr bald eine kleine Brücke (Höhle) an der 4 Eichen-, dann eine an der 4 Buchen- und dann die dritte, an der 4 Kastanien-Bäume stehen. Nun führt der Weg links hinauf und bald wird man denselben mit schwarzen Pfählen bezeichnet finden. Hier theilt er sich in drei Wege und man fährt den zur rechten Hand. Bald zeigen sich mitten auf dem Wege, wenige Schritte von einander entfernt, zwei hohe Eichen. Diesen beiden fährt man vorbei und wählt nun den ersten Weg rechts. Dieser zeichnet besonders dadurch sich aus, daß einige große Feldsteine im Graben liegen. Dieser Weg führt zur sogenannten großen Eiche. Schon von fern zeigt sie sich eingefriedigt und ein weißes Thor davor. Diese Eiche ist die schönste, und auf dem herrlichen Rasen ein Erholungsplatz, wie es vielleicht wenige giebt.

Will man nun die Eiche am Reitheck aufsuchen, — sie steht etwa 500 Schritte von der ersten entfernt, — so führt ein fast unscheinbarer Fußweg, neben den Wiesen rechts in den Forst. Diesem folgt man und bleibt dadurch der Hecke an den Wiesen stets bis auf wenige Schritte nahe. So führt dieser Pfad zu einem Fahrweg und gerade da, wo dieser eine Biegung macht, da steht die Eiche am Reitheck, ungeheuer riesig mit tief geklüfteter Rinde, eine Ruine der Vorzeit, wahrhaft würdig mit ihren Aesten ein Mastodonte zu schirmen.

Dringend muß ich noch warnen, es den Kindern nicht zu gestatten, im Forste umherzuschweifen oder wohl gar

vom Wege abzugehen. Wer in diesem meilenlangen, zum Theil undurchdringlichen Forst sich verirrt hat, kann viele Stunden umherirren, ohne die Wohnung eines Menschen zu treffen.

Bemerken muß ich noch, daß die beiden Schlagbäume, die man im Holze trifft, wieder zugemacht werden müssen.

Will man über Stenum zurückkehren, wo man beim Wirth Kruse eine äußerst reinliche und billige Bewirthung findet, so fährt man von der sogenannten großen Eiche links nach den Häusern, die man von da aus sehen kann. Dann kann jedes Kind den Weg zeigen. Der Weg von Stenum auf Delmenhorst ist nicht zu verfehlen.

Fr.

---

* Wasserkunst.

Der vor drei Jahren in Vorschlag gebrachte Plan, eine Dampfmaschine auf dem Alten Wall anzulegen, welche das Weserwasser durch die ganze Stadt mittelst eiserner Röhren führen soll, schien von einigen Verehrern desselben in mehreren Blättern gelobt zu werden, und zuletzt war im „Bügerfreund“ sogar eine genaue Berechnung beigefügt, als wenn eine solche Anlage wirklich schon einer Berechnung bedürfe.

Bei einer so kostspieligen Anlage muß doch vorher die Frage beantwortet werden:

1. ist überhaupt eine solche Anlage nöthig?
2. braucht dieselbe wenn es für nöthig erachtet, so kostspielig zu sein? und
3. wie kann man, wenn es für nöthig erachtet wird, eine minder kostspielige Anlage anlegen?

Was das Erste anlangt, so ist Bremen von vier Seiten von Wasser durchschnitten, wo bei jeder Gelegenheit wenn Feuer ausbricht, mit Anbringern, Feuerschiffen und Pumpen, auch durch die Wassermaschine an der großen Weserbrücke reichlich Wasser herbei geschafft werden kann; noch können wenn es beliebt werden sollte, die Dampfschiffe, wenn nur lange Schläuche gemacht werden, sehr viel Wasser herbeischaffen; allein eine gute Ordnung bei den Sprützen fehlt, und wenn die dabei beorderte Mannschaft ordnungsmäßig geübt wäre, so würde gewiß diese Anstalt ohne eine solche vorgeschlagene kostspielige Anlage bestehen, und ihre guten Dienste thun können; und

Zweitens würde alsdann eine so kostspielige Anlage nicht von nöthen sein, denn der Kosten-Anschlag ist auf 80,000 Reichsthaler angeschlagen, und es wird Bremen Bewohnern nicht unbekannt sein, wie genau die Berechnung bei bisherigen Bauten ausgekommen; insgemein findet sich bei der Abrechnung, daß dieselben noch Mal so viel und öfterer noch mehr zu stehen kommen, und alsdann noch nicht mal der Zweck erreicht ist, der dadurch sollte herbeigeschafft werden.

Auch liegt in diesem Plan noch für die Bürger, welche dieses Wasser benutzen werden, eine sehr kostspielige Auslage, denn ein Jeder, der dieses Wasser benutzen will, muß den Anstecker, der das Wasser von der Haupträhre nach dem Hause führt, selber bezahlen; welches sehr viele Kosten erwecken und überhaupt den großen Häusern sehr kostspieliges Wasser machen wird.

Wenn man nun noch den Nachtheil, welches eine solche Maschine verursachen wird in's Auge faßt, so wäre es unrecht, wenn solche ausgeführt würde, denn alle schönen Straßen, welche erst fertig geworden, müssen wieder aufgerissen werden, der schöne Platz auf dem Alten Wall wäre verloren, alle schönen Häuser am Alten Wall würden durch den Dampf verderben, die Bleichen außerm Osterthor müßten aufhören, weil durch den Dampf die Wäsche verdorben würde, auch die schönen Häuser in der Vorstadt nahe dem Osterthor würden dadurch Schaden leiden; und wenn man nun noch der Nothwendigkeit erwähnt, daß auf dem Wall zwei Bassins angelegt werden müssen, da sonst das Wasser Vormittag nicht nach Stephani hinkäme; denn die Röhren würden es sonst nicht verschlucken können.

Wenn man nun die kostspieligen Anlagen und Schäden zusammen nimmt, die durch die Anlage einer Dampfmaschine auf dem Alten Wall verursacht würden, und bemerkt daß die kostspieligen schönen Anlagen, welche schon seit einigen Jahren gemacht worden sind, dadurch wieder ruinirt würden, so kann man nicht anders rathen: als von dem vorgeschlagenen Plan abzustehen, weil er zu kostspielig ist und zu viel Schaden anrichten wird.

Nun frägt sich aber, wie kann man auf eine minder kostspielige Weise, wenn es die Nothwendigkeit erfordert eine Wasser Maschine anlegen? dieses kann man

Drittens leicht, wenn man die jetzt bestehende Wasser-Maschine an der großen Weserbrücke verbessert; wenn man an der Wachtstraße eine stärkere Haupträhre anlegt, und in der Gegend der Aschenburg, an der Weser eine eben solche Maschine mit 2 Pferde Kraft und von da die Röhren links und rechts nach dem Geeren und Stephani anlegte, so wäre der ganze Wunsch erfüllt und würde dieser Vorschlag sehr bedeutend weniger kostspielig sein. Denn bei der jetzigen Zeit wo die Stadt so viele Ausgaben gehabt und vermuthlich noch bekommt, muß dieselbe so handeln wie ein kluger Hausvater, der seine Haushaltung so einrichtet, daß er nicht mehr ausgiebt wie er einnimmt.

Miscellaneen.

(Wohlgefallen der Negerkönige an europäischer Kleidung.) Diese Könige sind vernarrt in europäische Kleider, und glauben durch einen Klapphut und eine Tuchhose ihre Majestät zu erhöhen, ohne zu bedenken, daß sie die lächerlichste Figur von der Welt machen. Der König von Gabon heißt Dionys und hatte eine besondere Lust, sich wie ein französischer Marquis zur Zeit Ludwig's XV. zu kleiden. Ein Marseiller Capitain lud ihn zu sich ein und der König beschloß sich in seinem ganzen Staate zu zeigen, was nicht oft geschah. Darum fühlte er sich auch in seiner Kleidung sehr genirt und schwitzte entsetzlich. Der Eindruck, den er bei seiner Erscheinung auf dem Verdeck machte, ist unbeschreiblich. Er hatte einen dreieckigen Hut auf eine gepuderte Perrücke gesetzt, welches sein schwarzes Wollhaar nur zur Hälfte bedeckte, seine Hosen hatten an den herculischen Knieen ein bedeutendes Hinderniß gefunden, so daß sie sich nicht schließen ließen, und da auch kein Strumpfband die seidenen Strümpfe zusammenhielt, so schlotterte der eine am Waden, der andere war unten am Knöchel übereinandergerollt. Die seidene Weste öffnete sich über einer schwarzen Brust, die kein Hemd bedeckte. Ueber der Weste trug er einen seidenen Frack, und einen großen Cavalleriesäbel an einer ledernen Kuppel schleppte er majestätisch auf dem Verdeck hinter sich drein, was den Eindruck seines Costüms nicht wenig vermehrte. Der König von Gabon glaubte in den Gesichtern der Matrosen eine sichtliche Zufriedenheit zu lesen, und schrieb das schallende Gelächter, das um ihn her ausbrach, der Freude über seinen zierlichen Anzug zu. Diese Freude hatte bald keine Gränzen mehr: da ihm die verzweifelten Beinkleider allzu unerträglich wurden, zog er sie nebst den Strümpfen aus, behielt aber die gestickte, bis auf den Bauch reichende Weste und das galonnirte Kleid bei, das ihm den Rücken und noch etwas weiter hinab deckte, wenn ihm nicht, wie öfters geschah, der Einfall kam die Schöße aufzuheben, weil es ihm zu warm wurde. Eben so blieb der dreieckige Hut auf die Perrücke gestülpt. Diese Mischung von Kleidung und Nacktheit war unwiderstehlich komisch. — Bei dem jetzigen König der Dahome verlief die Vorliebe für europäische Kleidung ziemlich tragisch. Diesem kam der Einfall, hundert Mann von seiner Garde als Cuirassiere zu kleiden, denn man hatte ihm gesagt, die französischen Cuirassiere trügen eine Kleidung, die kugelfest sei, und er mochte sich nun eine sehr übertriebene Idee von dieser Kleidung machen, denn er fing an zu glauben, die Gerioth (Zauberer) von Frankreich verständen es, den glücklichen Krieger, der eine solche Kleidung anziehe, unverwundbar zu machen. Er ließ deßhalb durch einen bei allen europäischen Handelsleuten wohlbekannten Spanier einen langen Brief an ein Marseiller Haus schreiben, mit dem Auftrag, ihm hundert vollständige Cuirassierkleidungen fertigen zu lassen. Die Befehle des Negerkönigs wurden pünktlich vollzogen und die hundert Cuirassierrüstungen abgesandt. Beim Anblick der blinkenden, polirten Cuirasse, der Helme mit Federbüschen, der ungeheuren Stiefel und der Lederhosen, die man vor den Augen des erstaunten Königs und seiner Höflinge ausbreitete, fühlte sich dieser in nicht geringer Verlegenheit. Dennoch wollte er sogleich eine Probe machen, und befahl einem Neger, sich in eine solche Cuirassieruniform zu kleiden. Der arme Teufel, der in seinem Leben keine andere Kleidung als eine Negerschürze getragen hatte, unterwarf sich dem Gebote des Königs, und als der Cuirassier fertig war, erwartete er steif und mit hängenden Armen den weitern Verlauf. Der König ließ ihn vor sich treten, nahm ein Gewehr, setzte es dem improvisirten Cuirassier auf die Brust, schoß, und der unverwundbare Neger stürzte todt zu seinen Füßen. — Aehnliche, wenn auch nicht so tragische, Mißgriffe erzählt man sich in Menge.

(Der Uhrmacher Lebonardt zu Berlin) hat eine Uhr gefertigt, welche die Zeit bis auf $^1/_{1000}$ Sekunde angiebt. Dieselbe ist bestimmt, um die Schnelligkeit der Kanonenkugeln zu beobachten. Das Zifferblatt ist in 1000 Theile getheilt; über dasselbe bewegt sich ein haardünner Zeiger in einer Sekunde hinweg, und zwar so, daß er jeden Augenblick in Bewegung gesetzt und wieder angehalten werden kann. Da jedoch, wenn Dies durch Menschenhand geschehen sollte, Unrichtigkeit unvermeidlich wäre, so ist durch einen galvanischen Draht eine Verbindung zwischen dem Geschütze, der Zielscheibe, und der Uhr hergestellt. Die Kugel hebt durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung beim Verlassen des Geschützes den Zeiger aus; beim Einschlagen derselben in die Scheibe wird mittelst des galvanischen Stromes der Zeiger wieder angehalten, denn die Schnelligkeit, mit welcher sich dieser Strom bewegt, ist bei der Entfernung der Zielscheibe (1500 Schritte) fast null. Der Zeiger springt nicht wie bei den gewöhnlichen Sekundenuhren, sondern bewegt sich stetig, wodurch die Beobachtung viel richtiger wird. Uebrigens ist die Uhr auch mit der vollen Minute und Stunde versehen, was zur Bestimmung des gleichmäßigen Ganges derselben von großer Wichtigkeit ist.

(Das Unglücksjahr des Hauses Stuart ist 88,) wie Jemand im „Echo du Monde Savant" nachweist. Am 11. Juli 1488 verlor Jakob III. von Schottland gegen seine eigenen Unterthanen eine Schlacht und wurde auf der Flucht ermordet; am 8. Februar 1588 wurde Maria Stuart enthauptet; am 12. December 1688 mußte Jakob II. der Krone entsagen, und im Jahre 1788 starb des Hauses Stuart letzter männlicher Sproß.

(Schlangenzauber.) Man hat es seit einigen Jahren, wo nicht geläugnet, doch sehr in Zweifel gezogen, daß die Schlangen eine eigenthümliche Zauberkraft besitzen, ihre ausersehene Beute von beträchtlicher Entfernung bloß mit den Blicken zu fesseln, zu bannen, und endlich in ihren Rachen zu ziehen. Neuerlich versichert uns aber Mr. F. de Castelnau, von dessen Reise in Nordamerika wir schon ein paar Mal zu sprechen Gelegenheit nahmen, in vollem Ernste des Wortes: er habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die Schlangen allerdings eine wunderbare Bannkraft in ihrem elektrisch-leuchtenden, magisch-magnetischen Auge

besitzen — was so viele Naturforscher zu bestreiten geneigt sind, weil ihnen die Autopsie fehlt. Als ich eines Tages (erzählt er) in Begleitung einiger Männer durch die waldbewachsenen Gründe Florida's wanderte (im Jahr 1840), wurde meine Aufmerksamkeit durch ein ungewöhnliches, ohrzerreißendes Gekreisch von verschiedenen Vögeln erweckt, die zerstreut auf den Bäumen eines nahen Gehölzes saßen, und die Hälse abwärts nach dem Boden reckten. Ich nahm meine scharfgeladene Büchse zur Hand, und ging leisen Schrittes in das Gehölz. Ungefähr in der Mitte desselben lag eine ziemlich große Schlange zusammengeringelt, aber den Kopf aufwärts gerichtet nach einem Gegenstande, um den sie das Zaubernetz ihrer Blicke gewoben hatte. Da war keiner der kreischenden Vögel, sondern ein Eichhörnchen, das anfangs bei meinem Eintritte noch munter und drollig auf den Aesten eines Baumes herumhüpfte, aber nach wenigen Secunden immer tiefer herab stieg, immer näher der Schlange kam — aber auch immer stiller, muthloser, trauriger wurde. Es war bei der Lage der Dinge unzweifelhaft, daß der arme Baumkletterer in den nächsten paar Secunden in den furchtbaren Rachen taumeln werde, den das kriechende Unthier zu diesem Ende schon mit sichtlicher Anstrengung, so weit es ihr möglich war, aufgesperrt hatte. Wie ich aber noch immer nach der habituellen Neigung meines Gemüthes dem Geyer die verfolgte Taube, und dem Wolf das bedrängte Lamm abgejagt habe, so that ich auch diesmal, und goß die ganze Ladung meines Feuergewehres auf die tückische Schlange, die gewiß die Nähe eines solchen Feindes nicht vermuthet hatte. Auf den erschütternden Knall zerstreuten sich die Vögel, und das erlöste Eichhörnchen kehrte lustig in seine Gezweige zurück.

(Der Kaffeebaum nimmt in Brasilien) einen höchst bedeutenden Aufschwung. Ein Hamburger berichtet aus Rio Janeiro, daß man am dortigen Platze den Kaffee bald das Pfund zu sechs Kreuzer werde kaufen können, ohne daß die Pflanzer dabei litten, da dieselben bei den bisherigen Preisen immer ein schönes Stück Geld verdienten, selbst wenn sie ihre Kapitalien zu Anlegung von Plantagen geborgt und mit 24 pCt. verzinseten. Die letzte Erndte wird auf 1,200,000 Säcke Kaffee veranschlagt, und sie ist mindestens um 100,000 Säcke stärker, als die vorhergehende.

(Ulm, 12. August.) Der verewigte Herzog Heinrich von Würtemberg hatte eine Sammlung der seltensten Gewehre zusammengebracht, und darauf sein ganzes Leben hindurch die unabläßigste Fürsorge verwendet. Er beschäftigte beständig die berühmtesten Büchsenmacher, und zeichnete sich auch selbst durch schöne Erfindungen in diesem Fache aus. Seine Sammlung, wohl eine der bemerkenswerthesten in Deutschland, war bisher im herzogl. Palaste dahier aufgestellt. Leider soll sie nun zerstreut werden. Unter den Schätzen derselben befindet sich unter andern eine Drehbüchse, Geschenk des Kaisers Napoleon an den König Friedrich von Würtemberg, mit den prachtvollsten Verzierungen, 8200 Gulden an Werth; eine andere Büchse, von Napoleon an den ehemaligen König von Westphalen geschenkt, nicht viel geringer an Werth, und ähnliche. Von den Gewehren erreichen überhaupt 34 einen Werth von je 1000 bis 8200 Gulden, und eine Commission von Sachverständigen, welche auf Befehl des Königs die Sammlung abschätzte, schlug ihren Gesammtwerth auf ungefähr 150,000 Gulden an. Die Gräfin von Urach, hinterlassene Wittwe St. Hoh. beabsichtigt nun, die ganze Sammlung im Wege der Verloosung zu veräußern, und dieselbe ist zu dem Zwecke in 246 Preise getheilt worden. In Betracht der Seltenheit der Sammlung, so wie in Rücksicht auf die hohen Hinterlassenen des Herzogs, haben viele Regierungen ausnahmsweise den Betrieb dieser Lotterie gestattet, mit welchem, wie man vernimmt, ein Frankfurter Handlungshaus beauftragt worden ist.

(Eine der wunderbarsten Rettungen.) Zu Cork in Irland fuhr am 13. Juli (also an demselben Tage, wo der Herzog von Orleans durch einen Sturz aus dem Wagen das Leben verlor) ein dortiger Kaufmann mit seiner Gattin in einem Gig nach ihrem Landhause, als auf dem Quay, über welchen sie eben hinfuhren, das Pferd stätig wurde. Der Wagenlenker stieg ab, und versetzte dem Pferde einige derbe Peitschenhiebe. Dieses prallte zurück, und stürzte sammt dem Gig, worin sich Mrs. N... befand vom Quay herab. Da eben Ebbe eingetreten, so war, in Folge der unvermeidlichen Zerschmetterung des Gigs, die Arme unrettbar verloren; doch in Folge eines wunderbaren providentiellen Zusammentreffens, lag auf der Stelle, wo hinab das Cabriolet stürzte, eben ein mit Heu und Klee vollauf beladenes Boot. In dieses aromatische Futter stürzte die Mistreß, doch so, daß Pferd und Cabriolet auf sie zu liegen kamen, ohne sie zu beschädigen. Durch den plötzlich verticalen Stoß erhielt das Boot mehrere Risse, und füllte sich schnell mit Wasser. Durch einen rasch herbeigeeilten Bootsmann wurde die Frau jedoch unverletzt ans Land gebracht, und bald darauf auch Pferd und Cabriolet, beide völlig unbeschädigt.

(Todesschreck heilt Todeslust.) Vor ein Paar Tagen stürzte sich ein Mann, seines Lebens überdrüßig, in die Fluthen der Donau. Ein Jäger belauschte ihn schon einige Minuten, ehe jener diesen frevelhaften Schritt unternommen, und da ihm der Mensch in seinem sichtbaren Kampfe immer verdächtiger schien, so sprach er ihn endlich an. Allein das erste Wort beflügelte den trägen Entschluß des Lebensmüden — er sprang, wie gesagt, in den reißenden Strom. Nun stellt sich der Jäger an den äußersten Rand des Ufers, spannt das Gewehr und ruft mit der drohendsten Stimme: „Wenn Ihr nicht sogleich ans Ufer zurück schwimmt, so brenn' ich die ganze Ladung auf Euch los!" — Der Erschreckte schwamm recht folgsam ans Ufer zurück.

(In den vereinigten Staaten giebt es ein gutes Jahr.) In Ohio sind die Lebensmittel jetzt so billig, daß 100 Pfund Schweinefleisch nur 3½ Gulden kosten. Die Erndten sind äußerst fruchtbar.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Gedruckt und verlegt: Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 68.

Bremen, Donnerstag den 25. August 1842.

Gestorben:

Nro. 836. Den 19. August. Des Arb. Joh. Heitmann Ehefr., geb. Ahrens, 24 Jahr, im Krankenhause.

— 837. Den 19. — Der Arb. Arnold Rädecker 70 Jahr, Müggenburg Nro. 30.

— 838. Den 20. — Des verst. Kaufmanns Georg Wilh. Ferdinand von Lengerke Sohn, 3 Jahr, am Wall Nro. 64 B.

— 839. Den 21. — Des Commissionärs Hieronimus Heyermann Wittwe, geb. Struwe 73 Jahr, Knochenhauerstraße Nro. 38.

— 840. Den 21. — Des Arbm. Joh. Daniel Leitgeb Sohn, 1 Jahr, Rembertistraße Nro. 22.

— 841. Den 21. — Des Schuhmachers Eberh. Henr. Dieckmann Wittwe, geb. Schneider, 85 Jahr, Langenwieren Nro. 10.

— 842. Den 21. — Die Näherin Almata Sorger, 36 Jahr, im Runken Nro. 9.

— 843. Den 21. — Sorger — todtes Mädchen daselbst.

— 844. Den 21. — Der Schlossergesell Joh. Gottlieb Albrecht Hofer, 22 Jahr, Langenstraße Nro. 107.

Nro. 845. Den 21. — Johanna Stachau, 1¼ Jahr, Buntenthorssteinweg.

— 846. Den 21. — Der Schuhmachermeister Johann Heinrich Focke, 58 Jahr, Neuenstraße Nro. 27.

— 847. Den 22. — Des Arb. Joh. Heinrich Christian Brüggemann Ehefr., geb. Boschen, 36 Jahr, Stelwall Nro. 3.

— 848. Den 22. — Der Arb. Johann Stierloh, 76 Jahr, Müggenburgstraße Nro. 2

— 849. Den 22. — Der Arb. Tillmann Schmidt, 53 Jahr, Charlottenkamp Nro. 4.

— 850. Den 22. — Der Schuhmacher Johann Christoph Tauch, 64 Jahr, gr. Annenstraße Nro. 60.

— 851. Den 22. — Des Seifenfabrikanten Eckard Kohl Tochter, 5 Wochen, Hastedt Nr. 12.

— 852. Den 23. — Des Weinarbeiters Heinr. Friedr. Christian Hencke Sohn 6¾ Jahr, Theerhof Nro. 44.

— 853. Den 24. — Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. Hermann Jenke Sohn 1 Jahr Paulsberg Nro. 13.

Geburten:

Nro. 1065. Den 19. August. Des Tischlermeisters Albert Wilhelm Lohnau Ehefr., geb. Mählmann, Neuenstraße Nro. 65, v. einem Mädchen.

— 1066. Den 19. — Des Schuhmachers Hinrich Storch Ehefr., geb. Stolting, Henschenstraße Nro. 12, von einem Knaben.

— 1067. Den 19. — Des Cigarrenmachers Joh. Wilh. Willers Ehefrau, geb. Schleuder, Hastedt Nr. 96, von einem Knaben.

— 1068. Den 19. — Des Kahnschiffers Reinh Stegmann Ehefr., geb. Rohde, Michelnburg Nr. 4, von einem Knaben.

— 1069. Den 20. — Des Hökers Ernst Aug. Strothenk Ehefr., geb. Meyer, Abbenthorswallstraße Nr. 58, von einem Knaben.

— 1070. Den 20. — Des Schneiders Joh. Heinrich Rudolph Blanke Ehefr., geb. Hartmann, Buntenthorssteinweg Nr. 257, von einem Knaben.

Nro. 1071. Den 20. — Des Cigarrenmachers Friedrich Wilhelm Haase Ehefr., geb. Müller, Ohlmeiers Hof Nro. 5, von einem Knaben.

— 1072. Den 21. — Des Hökers Friedrich Christoph Achmus Ehefr., geb. Lerbs, Knoopstraße Nro. 52, von einem Knaben.

— 1073. Den 22. — Des Malers Bernhard Claatz Ehefr., geb. Wrampelmeyer, Kohlhökerstr. Nro. 7, von einem Mädchen.

— 1074. Den 22 — Des Schneidermeisters Johann Friedrich Wessling Ehefr., geb. Tiemann, Klosterkirchenstraße Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1075. Den 23. — Des Cigarrenmachers August Peter Tauch Ehefr., geb. Biermann, gr. Sortillenstraße Nr. 19, v. einem Mädchen.

— 1076. Den 23. — Des Detaillisten Bernhard Adolph Münster Ehefr., geb. Zinn, Westerstraße Nro. 54, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 69.

Bremen, Sonntag den 28. August 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 28. August.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Cand. Block.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Der Mann aus dem Schranke.

Eine räthselhafte Geistergeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Oberbeamte nahm eine Prise und sprach: „Erst will ich Ihnen die Sage von dem braunen Mann erzählen, dann folgt mein Abentheuer. Die Sage selbst erzähle ich so, wie sie mir von meinem Vater und diesem von dem seinen erzählt wurde. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts gehörte das Haus, wo sie übernachteten, einem Steiger, einem frommen, gottesfürchtigen Manne, dieser baute das große Zimmer, um die Menge der Pilgernden aufnehmen zu können, denn zu dieser Zeit verbreitete sich der Ruf von den Wunderwerken des Gnadenbildes, und von Nah und Fern strömten die Andächtigen nach P. Dieser Steiger hatte zwei Söhne, wovon der Eine dem Vater an Tugend, Frömmigkeit und edlem Herzen glich, der Andere, und zwar der Aeltere, war hingegen ein roher, wilder Geselle. Das Leben in den Bergen behagte ihm nicht, es schien ihm zu einförmig, zu stille, und er verließ die Berge, und ward ein Krieger. Als dieser fand er Gelegenheit, seinen Gelüsten nachzuleben. Um Vater und Bruder kümmerte sich der tolle Bursche nicht, so lang der Krieg ihm Beute brachte. Der Alte hielt ihn für todt, und da er den jüngern Sohn über Alles liebte, setzte er ihn als Erben seines kleinen Besitzthumes ein. Längst war der Vater gestorben, und der Sohn beherbergte die Wallfahrer, wie es Jener gethan. Es war Winterszeit, Friede lag ob der Erde, Friede war im ganzen Lande, und da der Schnee die Wege bedeckte, die Kälte die Reise erschwerte, kamen die Andächtigen in kleiner Anzahl nach P. Das größe Zimmer stand leer und doch brannte in dem Kamine ein Feuer, um den etwa sich hieher wagenden Gläubigen die erstarrten Glieder zu erwärmen. Es war am Weihnachtstage, als ein Reiter vor der Herberge hielt und Einlaß begehrte. Der Hausherr öffnet das Thor und ein kleiner, dicker Mann, mit schwarzem, struppigem Haare, in einen braunen Mantel gehüllt, springt vom Pferde, und fragt nach dem Besitzer des Hauses. Dieser stellt sich ihm vor, führt ihn in das geheizte Zimmer, und auf des Reiters weitere Fragen erzählt er unbefangen, daß er als der jüngere Sohn die Wirthschaft geerbt habe, da sein greiser Vater von dem ungerathenen ältern Sohne nichts hören wollte.

„Was thätest Du, wenn Dein Bruder plötzlich rückkehren würde?“ fragte der Andere, sich an dem Kamine des großen Zimmers wärmend.

„Ich würde ehrlich mit ihm theilen!“

Diese Worte hörte eine alte Magd, die auf dem Gange

sich befand, da aber ihre Pflicht sie in den Hof rief, achtete sie nicht des weitern Gesprächs.

Unterdessen kamen die Hausleute aus der Kirche nach Hause, und der Fremde trat ihnen mit verstörtem Antlitz entgegen, sie fragend, ob sie nicht ihren Herrn gesehen?

„Er war ja bei Euch," sagte die alte Magd.

„Bei mir? Ja: aber plötzlich verschwand er, als ich mich als seinen Bruder zu erkennen gab, ich eile ihm nach, doch nirgends sind ich eine Spur von ihm."

Die Sache wird ruchbar — der Krieger weis't sich bei dem Gerichte aus, er sei wirklich der Bruder des Vermißten. Jahre vergehen und der wahre Erbe kehrt nicht zurück, nirgends eine Spur von ihm. Der Andere kommt in den Besitz des Hauses und die Gastfreundschaft gegen die Wallfahrer hat ein Ende. Nur für schweres Geld giebt er den Pilgernden eine Herberge; und man sieht bloß reiche Leute bei ihm einkehren. Diese werden aber auf das Beste bedient, deshalb finden sich neue Gäste ein. Selten aber öffnet er das große Zimmer, und wenn es geschieht, so ist es nur für einen einzelnen Gast bestimmt. Sein Reichthum mehrt sich von Tag zu Tag — er wird von seinen Nachbarn beneidet, und Niemand weiß sich zu erklären, wie er so schnell reich geworden.

So geht es eine lange Zeit, endlich kommen Klagen von allen Seiten, mehrere angesehene Bürger und Edelleute, die nach P. wallfahrteten, sind nicht wieder zurückgekehrt, und Niemand weiß, wohin sie gerathen. Des Kriegers Nachbarn stutzen und lassen nicht undeutlich vernehmen, daß sie Manchen gesehen, der bei dem Kleinen eine Herberge gefunden, aus der er nicht wieder heraus kam. Täglich wächst der Verdacht, das Haus wird untersucht, es findet sich keine Spur, die den Verdacht begründen könnte.

Zu dieser Zeit kömmt ein reicher Edelmann nach P., nnd nimmt bei dem kleinen Männchen seine Herberge. Dieser führt den Cavalier in das oft erwähnte Zimmer, und bedient ihn auf das vortrefflichste. Ein ausgezeichneter Wein wird ihm vorgesetzt, doch der Edelmann nippt kaum von dem Weine, und legt sich zu Bette.

(Schluß folgt.)

Der Speicherbrand in Königsberg am 2. August 1839.

(Schluß.)

Der Anblick, welchen der Pregel jetzt darbot, war köstlich: Das Wasser, von Gluth durchgossen, sah doch streifenweise ganz schwarz aus und seine Wellen glänzten wie vergoldeter polirter Stahl. Große Fäßer brennenden Oels und Spiritus schwammen auf ihm umher. Wachtschiffe fuhren an den Bollwerken und an der grünen Brücke hin und her, denn an der Lastadie brannte das Bollwerk und das Sprühen der Funkensterne des Getreides dauerte noch immer fort.

Aber der Mittelpunkt des Schauspiels war der teufe Krahn, der sich wie ein Scepter durch die Flammen streckte und zuweilen zu sinken schien, wenn dieselben heftig wogten. Allein er stand. Das Brennen hatte in den Speichern bald den klappernd-knisternden Ton eines Pelotenfeuers, bald den eines dumpfen Krachens, Kollerns, wie wenn Erde auf einen Sargdeckel geschaufelt wird. Aber am Krahn mischte sich ein knarrendes Seufzen ein. Die mächtigen Eisenmassen ruckten und zuckten, aber er stand. Endlich war das Holzwerk aus ihm herausgebrannt, das Tretrad verzehrt und ungeduldig erwartete die Menge den Sturz. Noch war er nur ein Gerippe von Eisen, daß sich im Flammengewoge mit bloßen Linien abzeichnete, aber er stand, bis das veränderte Fundament, das Fortfressen des Feuers am Bollwerk ihn mit einem Maale zusammensinken ließ.

Von hier ab, es war etwa zehn Uhr, blieb die Physiognomie des gräßlich-schönen Schauspiels die Nacht hindurch ziemlich dieselbe und die Masse der Zuschauer zerstreute sich gemach.

Ich blieb bis um ein Uhr auf. Die Nacht ging obwohl noch einmal zur Ablösung der Soldatenwachen Trommeln und Hörner erschollen, ruhig vorüber. So hatte ich den 3. August, den Geburtstag Friedrich Wilhelm III., noch nicht erlebt. Ich sollte am Morgen um 8 Uhr im Saal der Deutschen Gesellschaft die Festrede halten, glaubte zwar nicht, daß ich einen Menschen finden würde, mußte mich aber doch auf den Weg machen. Zum Glück war das Thema, worüber ich reden wollte, die Hegemonie Preußens für Deutschland, wenigstens ein solches, das ganz und gar patriotisch war und nicht von der Gegenwart sich zu weit entfernte. Es hatten sich denn etwa ein funfzig bis sechzig Zuhörer eingefunden und ich hielt meine Rede, nach deren Beendigung ich sogleich wieder zum Pregel eilte. Die Luft war warm, etwas feucht, nebelnd, zu momentanen Regengüssen geneigt, zwischen denen der heiterste Sonnenschein glänzte. Als ich nun auf die grüne Brücke hinaustrat, war der Anblick überaus malerisch. Zahlreiche, prächtig geschmückte

Damentoiletten wallten auf der Brücke und dem Bollwerk. Diese weißen Kleider, diese bunten Tücher, diese koketten Sonnenschirme, diese umschweifenden Augen, die sich bald hier, bald dort einbohrten, dies Gehen und Stehenbleiben, dieser Abandon der gemächlichsten Genußsucht, kontrastirten überraschend mit den Ruinen am rechten Ufer. Hier fehlte dem Auge die gewohnte Perspective. Alle diese uns so tief eingeprägten, mit uns verwachsenen Anschauungen der Bracke, des Krahns, der Korn- und Flachsspeicher, waren verschwunden. Schwarz und roth starrten die Grundmauern der Gebäude hervor. Große Schuttmassen, ungeheure verkohlte Kornhaufen, mit dicken Brandkrusten überzogene Flachsballen, Faßtrümmer, Balkenreste lagen wüst durcheinander. Zwischendurch hatte sich das Regen- und Spritzenwasser in Vertiefungen ekelhaft schmutzig angesammelt. Noch brannte, dampfte es überall fort und der Qualm schwenkte sich malerisch durch die Luft und schien mit seiner compakten Dichtigkeit an die schwarzblauen Wolken zu stoßen, die regenschwanger sehr niedrig von Zeit zu Zeit am Himmel sich hinschoben. Hinten aber am Holländer Baum, wenn man über den blitzenden Spiegel des Stromes fortsah, wehten die Segel der dort wie eine Flotte zusammengedrängten Schiffe. Dies war ein prachtvolles Schauspiel. Der Rauch trieb nach dieser Richtung und barg Augenblicke lang die Masten und Segel in Undurchdringlichkeit, bis sie wieder stolz mit den flippenden Wimpeln hindurchbrachen.

Ich ging nun dem Trümmerhaufen selbst zu. Die Häuserreihe, welche hinter den Speichern sich fortzieht, war von den Bewohnern verlassen. Die Mauern und Dächer waren eingenäßt, die Fenster zum Theil zersprungen, zum Theil zerschlagen, die Stuben ohne Möbel. Rings umher war Alles noch in voller Thätigkeit. Die Spritzen schlauchten noch immer reichliche Wassergüsse; die Wachen hielten bestimmte Durchgänge offen, um unordentlichen Zusammendrang der Menschen auf dem heißen Boden, auf den von Zeit zu Zeit noch ein Mauerstück, ein Balken hinschlug, zu verhüten.

Eine ganz eigenthümliche Lust regte das Volk auf. Der größte Theil der in dem Brackengebäude befindlichen Häringe hatte preisgegeben werden müssen. Mit unglaublicher Gier rafften nun Knaben, Mädchen, Kerle, Weiber aus dem Schutt und stinkenden Qualm Häringe, so viel sie konnten, heraus. In der Wuth, sich zu bereichern, achteten sie nicht, sich den Anzug, so schlecht er oft war gänzlich zu verderben; in die Stiefel, in den Busen, in alle Taschen, in die Hüte stopften sie sich die Häringe. Unter Schimpfen, Lachen und Toben rissen sie sich oft die Beute einander aus den Händen. Es ist wahr, ein solcher Anblick ist interessant, aber auch entsetzlich. In dieser Wildheit, in diesen fast besinnungslos zupackenden Fäusten, in diesem glotzenden Auge, in diesem rohen Gebrüll, in dieser Rücksichtslosigkeit des Benehmens, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, ahnet man, bis zu welchen Orgien, bis zu welchen Freveln die Menschen schnell genug gelanger können. In den angrenzenden Straßen wurden die Häringe auf den Sandsteinschwellen der Häuser bereits sortirt und verhandelt.

Am Abend ging ich natürlich noch einmal zum Schauplatz. Um den Schloßteich herum knallte es von Pistolen- und Flintenschüssen zur Feier des dritten Augusts; die Panke dröhnte, die Raketen knackten. In den Straßen war hier und dort illuminirt, am stärksten in der französischen Straße. Alles war so vergnügt, so heiter, und lächelte den Blumenvasen, die zwischen die Lichter gestellt waren, so sorglos zu, wie wenn Nichts geschehen wäre. Die Verdauungskraft einer Stadt von siebzigtausend Menschen ist stark. Ich fand daher zwischen acht und neun Uhr die Brandstätte ziemlich leer. Nur die, welche hier sein mußten, waren zu finden, das Publikum war anderweitig seinem Vergnügen nachgegangen. Das Schönste war jetzt der vielfarbige Rauch, der noch immer in dicken Säulen von den Trümmern, besonders der Häringsbracke, aufstieg und sowohl die graziösesten Formen annahm, als auch in dem Abendroth bald in lieblich rosigen, bald in geisterbleichen, selbst blaßgrünen Tinten majestätisch emporwallte.

Wochenlang noch dampfte die Stätte.

---

* Rüge.

In dem hiesigen Blatte „Union" sind kürzlich Nachrichten aus Amerika mitgetheilt, die im Ganzen wohl wenig Interesse erregen. Es wird aber darin von einem Hiesigen erzählt und der volle Name (Vor- und Familien Name) dabeigesetzt, daß er sich von Freunden 25,000 Dollars habe zu verschaffen gewußt und damit auf und davon gegangen sei.

Es ist ja eine Möglichkeit, daß dergleichen passirt, obgleich unsers Erachtens nach der Redacteur der Union, schon sehr unvorsichtig gehandelt hat, die Person zu nennen, da er doch wohl des Beweises ermangeln dürfte, ob die Per-

son dolos gehandelt hat. Amerikanische Zeitungs-Artikel, namentlich die des Westens sollte der Redacteur der Union sich nicht zum Vorbilde nehmen, denn es sind sehr oft derbe, ja gemeine, persönliche Ausfälle darin. — Was sollte nun, fragen wir für Nutzen dadurch gestiftet werden, daß die Union den Namen eines Mannes nennt, der bezüchtigt wird einen Betrug oder Unterschleif begangen zu haben? Wir sehen keinen Nutzen als das Blatt voll zu machen und einigen wenigen schadenfrohen Menschen, Stoff zum Gewäsch zu geben. — Welchen Schaden richtet der unvorsichtige Redacteur aber dagegen wohl an? enn er sich eine sehr ehrenwerthe an 80 Jahr alte Mutter denkt, der er durch seinen gar nicht zu rechtfertigenden Artikel, das Herz fast bricht, wenn er Bruder und Schwester des Genannten auf das Höchste betrübt, ist es da noch wohl schlechtweg unbesonnen zu nennen, wie Herr Siedenburg verfahren? Wir hoffen, daß im richtigen Gefühle vieler Leser der Union die Nemesis für den Redacteur Herrn Siedenburg walten wird, daß sie nehmlich das Blatt aufgeben mögen. Wer so leichtsinnig rücksichtslos verfährt, wie der Herr Redacteur Siedenburg, verdient unserm Dafürhalten nach nicht, daß sein Blatt unterstützt werde. Es wäre bei solchem unbesonnenen Charakter dem Redacteur zu wünschen, daß er fortan lieber als Holzsäger sein Brod verdienen müßte, als daß er den Namen einer hochbejahrten, höchst ehrenwerthen Dame unter seine Säge bekommt.

Es ist überhaupt eine eigene Gattung von Neuigkeits-Artikeln in den zwei hiesigen Local-Blättern in Gang gekommen. Prügeleien einer Classe von Leuten, denen man wohl oft mehr Schlimmes nachsagt als Wahres an ihrer Raufluft ist. Die Cigarrenmacher müssen immer herhalten. — Ob die Redactoren immer bei den Scenen gewesen sind? dann mögen sie aber auch schon welche abbekommen haben, oder wenn die Cigarrenmacher nicht so schuldig sind, als sie in den Blättern geschildert werden, so dienten die Artikel doch wohl dazu, die Lust bei ihnen rege zu machen, den Redactoren eine Prügelsuppe zu bereiten. Ferner werden Scenen von betrunknen Männern und Frauen und wie sie zu Haus oder wohin transportirt wurden, oft, ja wir glauben, bis zum Ekel oft, gegeben. Auch wo gestohlen ist, erfahren wir oft durch die erwähnten Blätter, finden aber doch nicht, daß die Namen der Thäter angeführt werden. Also zeigt dies, daß der Redacteur zuweilen doch denkt, daß man Rücksichten nehmen muß.

In dem Unpartheiischen wird das Gefühl sagen, daß eine ganze Familie nicht öffentlich verunglimpft werden darf um des leichtsinnigen und schlechten Betragens eines Sohnes oder Tochter willen. Wenn ein amerikanisches Blatt erwähnt, daß ein Bremer oder Hamburger N. N. einen Mord begangen hat, so wird Niemand Anstoß daran nehmen, wenn aber ein Bremer oder Hamburger Blatt dies nachspricht — um zu klatschen — so ist dies doch wohl so rücksichtslos als erbärmlich. —

Nutzen, Nutzen und ein anständiges Amusement sollen die Blätter der leichten Gattung enthalten, aber Klatschschwestern und Neuigkeitsjäger, nein, das müssen sie nicht, oder nicht ungestraft sein. So wenig, als es sich paßt unschuldige achtbare Leute zu verunglimpfen, durch Nennung des Namens, ebenso wenig würde es sich schicken, anzudeuten, wo das zarteste der Bande, das Eheband durch einen Umgang, oder ein Zusammenleben verletzt wird wie es die Welt verdammt. —

Wenn auch dadurch der Nutzen erzielt werden könnte, daß die Personen, die sich schuldig fühlen möchten, sich zusammennehmen und einen bessern Lebenswandel anfingen so gehört doch dergleichen nicht in ein Local-Blatt.

Der Censur ist der angeregte Artikel wohl nicht zu Augen gekommen, sonst würde sie ja wohl nicht zugegeben haben, daß ein voller Name stehen geblieben wäre.

Wenn es freilich leichter ist, sich durch durch Gründung eines Local-Blatts eine Rente zu verschaffen, als auf eine andere Art im bürgerlichen Gewerbe sein Brod zu verdienen, so soll der Redacteur doch auch so viel Rücksicht gegen das Publicum nehmen, das ihn ernährt, daß sie nicht auf eine unverantwortliche Weise mit Namen umgeht. Zu Redactoren glauben sich wahrlich Viele berufen, aber nur Wenige dürften auserwählt sein. —

Der Redacteur der Union beklagt sich jüngst unter der Ueberschrift by the way, daß nahewohnende Blätter sein Blatt plündern. — Nein, das darf nicht sein, aber gute Namen verunglimpfen, das darf seiner Meinung nach sein!!??

P.

* Literarische Anzeige.

Der bei J. G. Heyse erschienene statistische Almanach für 1843 in englischer Sprache, enthält, obgleich hauptsächlich für America berechnet, Gegenstände von allgemeinem Interesse. Dahin gehört zuerst ein Kalender, woraus die Namen der Heiligen, durch andre von historischer Bedeutung ersetzt sind, nebst einer Colonne für die Jahreszahl, wonach jeder Gebildete sogleich die Bedeutung errathen kann. Es ist viel zweckmäßiger die Tage mit den Namen von Washington, Olbers, Napoleon, Goethe u. s. w. zu bezeichnen, als mit denen von obscuren Heiligen des Mittelalters. Ein Kreuz, ein b, ein paar Schwerter bezeichnen Tag, Geburt oder Schlacht, wodurch ein solcher Kalender ein nützliches, wenn auch unvollkommenes Compendium der Geschichte wird. Die Constitution der Vereinigten-Staaten, welche sich in selbigem Almanach befindet, verdient in unsern Zeiten besondere Beachtung wegen der großen Mängel welche in der Regierung jenes Landes obliegen, die aber keinesweges der Constitution zur Last gelegt werden können, vielmehr von derselben vorgebaut sind, namentlich der Banken-Unfug, wie es auch in dem nachfolgenden Bericht über den Zustand des Landes dargethan ist. Das Land befindet sich mithin im Zustande der Gesetzlosigkeit, und contrastirt auffallend mit demjenigen von Preußen, wo die größte Ordnung, und der größte Wohlstand herrscht, ein Factum welches sich der Autor bemüht hat den Kindern jener Hemisphäre vor Augen zu stellen. Dem Bericht über edle Metalle, deren Gewinnung und Existenz, liegt ein directer Beitrag des Herrn Staatsministers v. Humboldt Excellenz, zum Grunde, und bietet eine Uebersicht der Ausbeute sämmtlicher Minen nach den letzten authentischen Nachrichten.

Ein Resumee aller Zeitungs-Nachrichten, neuen Gesetze, Administrations-Wechsel, während der letzten inhaltsschweren 18 Monate ist in chronologische Ordnung in 34 Seiten zusammengedrängt, und im Lapidarstil zur Anschauung gebracht. — Die statistischen Tabellen sind das Resultat der Zusammenstellung der neuesten Zeitungsberichte, der besten deutschen und ausländischen Journale, und bieten eine bequeme Uebersicht der Größe, Bevölkerung, Streitkräfte, wie auch der Finanzen, sämmtlich in der bequemen Münzsorte von Dollars und Cents untereinandergestellt, von den 60 Europäischen, 15 Amerikanischen, 12 Asiatischen und 9 Afrikanischen Staaten dar, woraus die staatswirthschaftliche organisirte Erde besteht. —

---

* Die Feuersbrünste

hören immer nicht auf, es wird am Schlusse dieses Jahres sich ein sehr trauriges Resultat ergeben, wenn man zusammenrechnet wie viel das Feuer verzehrt, wie viele Menschenleben es gefordert. Die Stadt Camenz brannte zum 6. Theil ab; der bekannte Marktflecken Möckern bis auf 15 Häuser; der Thüringsche Marktflecken Tambach liegt fast ganz in Asche; das hübsche Meiningensche Städtchen Wasungen ward vom Feuer stark heimgesucht; in dem Dorfe Bechhof brannte ein Haus ab worin 5 Kinder das Leben verloren. Das Dorf Saal ist fast niedergebrannt. In Malmö 22 Häuser; in Beretzk 700 Gebäude und 8 Menschen; das Dorf Wölfis liegt ganz in Asche, ein bedeutender Brand war in Suhl, kurz wohin man hört und sieht, in aller Herren Länder wüthete das verheerende Element und natürlich entsteht daher die Frage: „was mag die Ursache sein?“ Kann man diese nun auch nicht mit Bestimmtheit beantworten, so kann man sie doch vermuthend aussprechen, und da sind es denn zwei Dinge die wohl einen großen Theil der Schuld tragen, es sind die Schnellfeuerzeuge und Cigarren. Ueber die erstern enthielt der Bürgerfreund kürzlich einen beachtenswerthen Aufsatz und es wäre eine unverzeihliche Sorglosigkeit, wenn die Behörden nicht strenge den Verkauf untersagten, und eine unverantwortliche Nachlässigkeit von den Hausherren, wenn sie nicht genau den Gebrauch derselben beaufsichtigten; was die Cigarren aber betrifft so mag Mancher die Gefahr belächeln und sprechen es sei noch nie ein Feuer durch Cigarren entstanden. Allerdings, vernünftige Menschen können mit Feuerzeugen und Cigarren umgehen, aber sind diese Dinge jetzt nicht in den Händen der Kinder? Jeder Junge raucht jetzt seine Cigarre, und wie geht er damit um? Meistens sollen Eltern und Vorgesetzte nicht wissen, daß die Knben rauchen, die Cigarren werden weggesteckt und wer weiß wie nahe uns oft das Unglück gewesen, wenn Gottes Hand es nicht verhüthet hätte!

Es ließe sich bei dieser Gelegenheit über das frühe Rauchen, als eine Ursache der jetzigen Demoralisation, Vieles sagen, allein das würde zu weit führen, davon ein anderer Mal. Wenn der Einsender auch nur zwei Beispiele anführen kann, wo durch Schwefelhölzchen und Cigarren Feuers-

brünste entstanden, so ist das doch wohl schon genug die Aufmerksamkeits drauf rege zu machen. — Der Brand in Suhl entstand erweislich durch einen Knaben der mit einem Schwefelhoz in ein Wespennest leuchtete; im Sächsischen entstand durch eine weggeworfene Cigarre ein Waldbrand der einen Schaden von 800 Thlr verursachte!

Möchte die löbliche Behörde bei uns diese beiden Dinge beachten, und auch an andern Orten möchten diese Zeilen wohin sie kommen nicht verlacht sondern berücksichtigt werden, und ihren Zweck nicht verfehlen.

* Dringender Aufruf.

Einsender beabsichtigte schon seit einigen Wochen diese Zeilen zu schreiben, da er aber von Tage zu Tage hoffte, daß die Veranlassung dazu, nämlich die große Hitze abnehmen würde unterließ er es bisher. Allein Gott hat in seiner Weisheit die Bitten um erquickenden kühlenden Regen nicht erhören können und die Bedenklichkeiten die der schwache Mensch bei der großen Dürre hegt, sind noch nicht gehoben. Aber der Herr hat ja noch nie was versehen in seinem Regimente und so wird auch die Hitze die er geschehen läßt ein gutes Ende nehmen. Allein der Mensch ist mit Vernunft begabt und wo er Schaden und Unglück, die durch diese Hitze herbeigeführt werden können, heben kann, da ist es Schuldigkeit, da ist es Beruf. Einsender dieses meint den nachtheiligen Einfluß den die Wärme auf die Hunde haben kann. Vergebens hoffte er bisjetzt die Erneuerung und Publikation der darüber bestehenden Gesetze; vergebens sah er sich auf den Straßen nach den Dienern der Gesetze um; es scheint hier nichts geschehen zu sein, und mit Angst und Sorge muß man jetzt durch die Stadt, namentlich durch die Vorstädte gehen, wenn man an das gräßliche Loos derer denkt, die von tollen Hunden gebissen werden. Daher ergeht denn an die verehrliche Behörde die dringende Bitte auf die herumlaufenden Hunde zu achten, sie aus der Sonne zu jagen, wenn sie schlafen, die herrenlosen Hunde tödten zu lassen, den Eigenthümern der Hunde aber strenge anzubefehlen ihre Hunde an schattigen Orten anzubinden. Diese aber werden inständigst ermahnt den Thieren stets frisches Wasser zu geben, sie nicht mit Arbeiten zu quälen, sie von dem sie plagenden Ungeziefer zu reinigen, damit sie und ihre Mitmenschen ruhig leben können und die öffentliche Sicherheit nicht durch ihre Hunde gefährdet werde.

* Ueber die Besetzung der Stelle eines Oeconomen im Waisenhause.

(Eingesandt.)

Wie allgemein verlautet, soll sich eine große Zahl Bürger zu der erledigten Stelle als Waisenhaus-Vater gemeldet haben, wovon vielleicht der Zehnte alle die Eigenschaften besitzt die ein Waisen-Vater haben soll und muß, um sowohl in moralischer als auch in religiöser Hinsicht auf eine solche Anzahl Kinder kräftig wirken zu können.

Obgleich die ganze Session nur aus höchst achtungswerthen Männern besteht, die nur das Beste der Anstalt wollen, so geht doch oftmals bei solchen Wahlen durch Verbindungen, oder Ueberredungen, oder durch sonstige, einer solchen Anstalt scheinbar kleinliche Vortheile, etwas Menschliches mit durch. Da aber die Erziehung und Ausbildung der Waisen in jedem Staate, und besonders in dem Unsrigen einer der wichtigsten Gegenstände ist, und sein muß, so muß auch in jeder Hinsicht auf einen tüchtigen Mann gesehen werden, der Lust und Liebe zur Erziehung hat, einen Mann, der selber Kinder erzogen und zu brauchbaren Mitgliedern unsers Staates herangebildet hat; ohne dieses bleibt es problematisch, ob er dazu befähigt ist.

Er muß ein Achtung gebietender Mann sein; auf seinen moralischen Character muß auch aus den entferntesten Zeiten kein Makel haften, denn, ist ein Mann strenge in seinen Pflichten, und die Kinder klagen bei ihren Müttern oder Verwandten, so suchen diese den ganzen Lebenslauf durch, ob sie auf einen solchen, seinen Pflichten getreuen Mann nichts finden können; die Kinder hören solches, und die Achtung geht verloren.

Der Waisen-Vater aber soll nicht allein ein Achtung gebietender Mann sein, er soll auch Ehrfurcht für Religion und kirchlichen Sinn haben, und auch in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel vorangehn; man hüte sich aber vor allen vor sogenannten Pietisten oder Renegaten, denn höchst selten werden solche Umsattlungen und Verläugnungen, ohne irdische Vortheile darinnen zu finden, vorgenommen, denn wer in unserm Staate wo alle Kirchen mit wahrhaft christlichen Predigern versehen sind, von einer Confession zur andern übertritt, der kann vieles Andere, wenn es nur die Befriedigung seiner Absichten gewähret.

Man hüte sich auch vor den immer freundlichen zuckersüßen Gesichtern, denn selten ist das wahre Ehrlichkeit.

Gott aber gebe seinen Segen zu der bevorstehenden Wahl, ohne dessen Willen sie nicht würdig gelingen kann.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. September 7½ Uhr.

Miscellaneen.

(London.) Wie verwahrloset man auch die niedern Klassen des großbritanischen Reichs im Punkte des Schulunterrichts glauben mag, der dem Parlamente von seiner zu Untersuchung desselben niedergesetzten Kommission kürzlich erstattete Bericht übersteigt wirklich jeden Glauben. Besonders auffallend ist der Theil desselben, der die Antworten der in Wales befragten Kinder und jungen Leute vom achten bis zum siebzehnten Jahre enthält. „Ich besuche die Sonntagsschule," sagte ein zehnjähriger Knabe, „doch von Jesus Christ habe ich nie gehört, und was das Vaterunser ist, weiß ich nicht." — „O ja, was Gott ist, weiß ich," erwiderte ein dreizehnjähriger Knabe; „Gott war der erste Mensch." — „Ich bin zwölf Monate lang in unsere Dorfschule gegangen," antwortete ein vierzehnjähriger Knabe; „Jesus Christ hat mich erschaffen, und so denke ich, er hat auch den lieben Gott erschaffen." — Ein siebzehnjähriges Mädchen sagte: „Von Jesus Christ habe ich wohl gehört, aber wer und was er gewesen, habe ich nicht erfahren." Ein dreizehnjähriges Mädchen antwortete: „Von Jesus Christ weiß ich gar nichts; auch was Sie mit Gott meinen, weiß ich nicht; von Adam habe ich gehört, aber nicht von der heiligen Schrift; das Wort Bibel habe ich gehört, aber nicht, was es bedeutet; was nach dem Tode aus mir wird, wenn ich schlecht gewesen bin, hat mir kein Mensch gesagt." Solche Antworten, und noch schmerzlichere, füllen viele Folioseiten. „Erlauben Sie mir, Ihnen ein paar Anekdoten zu erzählen," bemerkte der vor der Kommission stehende Dr. Leichfield, Pastor zu Kensington (ganz nahe bei London): „In Cornwallis fragte ich einen Kohlenarbeiter, ob er Jesus Christ kenne? Da schüttelte der Mann den Kopf und rief einem etwas entfernten Kameraden zu: Höre, John, ist ein Jesus Christ hier auf Arbeit? — Soll er in der Grube oder im Schuppen arbeiten? fragte John. — Ein anderesmal sprach ich mit einem erwachsenen Mädchen, das aus London kam und dem ich auf meinem Spaziergange begegnete. Ich fragte sie unter anderem, was sie von Jesus Christ wisse? Eigentlich nichts, antwortete sie, aber er soll ein großer, schöner Mann gewesen sein." — Auf der einen Seite eine überreich dotirte Kirche, auf der andern ein in seiner Erziehung, in seiner moralischen und religiösen Kultur so unglaublich vernachlässigtes Volk. — Was sagen die Freunde des Missionswesens dazu? Nach außen schickt England ungeheure Summen zur Bekehrung der Heiden und so vernachlässigt man die Kinder des Landes. O wenn doch Alles erst in seinem Bereiche wirkte!

Bei der letzten Sitzung des Criminal-Convents in London wurden 326 Gefangene abgeurtheilt. In Manchester wurden im vorigen Jahre 13,345 Personen eingebracht, darunter 3069 noch nicht 20 Jahr alt, 6971 konnten weder lesen noch schreiben: und England zahlt seiner Geistlichkeit 9,459,565 Pfund Sterlinge!

(Mordthaten.) Vor etwa vier Monaten wurde ein Schäfer von Tiefurt, von einem Schuß im Rücken schwer verwundet, aufgefunden. Als der Unglückliche nach einigen Tagen etwas sprechen konnte, gab er als seinen Mörder den Schäfer der benachbarten Flur Denstedt an, der auch, sogleich gefänglich eingezogen, die That gestand und zu funfzehn Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Als aber der Verwundete seinen Tod herankommen fühlte, ließ er am 24. Juli einen Geistlichen zu sich bitten, und entdeckte diesem, daß ihm noch ein schweres Verbrechen auf der Seele laste; er habe in Gemeinschaft mit seinem Mörder vor fünf Jahren einen Mann im Ettersberge erschlagen und geplündert. Allerdings ist ein Leichnam zu jener Zeit, schon halb verwes't, an einem entlegenen Orte im Ettersberge gefunden worden. Den einen Mörder hat das Geschick in ähnlicher Weise getroffen, er ist nach Entledigung seiner Last vom Herzen gestorben, der andere zweifache Verbrecher ist zu neuer Untersuchung gezogen worden.

(Phrenologie.) Dr. L., ein exaltirter Phrenolog gab neulich bei der Pariser Polizei an, daß er bei seiner Magd das Organ des Diebessinnes in der vollkommsten Ausbildung entdeckt habe und drang auf ihre Verhaftung. Man lachte ihn aus und wies ihn ab. — Nach einigen Tagen kehrte er mit großer Freude zurück um zu melden, daß er einen bedeutenden Diebstahl entdeckt habe. Aber wo sollte man das Mädchen finden, sie war entflohen. Dr. L. wußte Rath; er hatte das Organ der Verwandtenliebe ebenfalls bei ihr entdeckt und behauptete sie müsse sich bei Mutter oder Schwester befinden. Auch darin hatte er Recht; man fand das Mädchen bei ihrer Mutter sammt den gestohlenen Kostbarkeiten und Dr. L. wird die große Freude werden, daß die Polizei künftig seine Wissenschaft mehr zu Rathe ziehen wird.

(Berlin.) Vor einigen Tagen sprang in einer Schwimm- und Badeanstalt ein berühmter Schwimmer über Kopf von einem 20 Fuß hohen Gerüst in den Strom, aber unglücklicherweise auf einen andern jungen Mann, der aus dem Wasser auftauchte. Der erste brach das Genick auf der Stelle, der andere das Kreuz, so daß keine Lebenshoffnung für ihn da ist.

(In der Pfalz) hat sich eine epidemische Krankheit unter den Kartoffeln gezeigt und großen Schaden verursacht; es ist deßhalb dort auf die Schrift: „Die Kartoffel-Epidemie der letzten Jahre von Martius" besonders aufmerksam gemacht. Möge Gott diese wichtige Frucht bei uns bewahren, denn wo sie fehlt, trüben sich die Aussichten auf den Winter bedeutend.

(München.) Die Verfertiger der falschen Zehnguldenscheine, beide Münchener Einwohner, der eine 38, der andere 19 Jahr alt, sind ergriffen und der Behörde überliefert. In der Brieftasche des einen fanden sich 8000 Gulden dieser falschen Scheine, die aber glücklicherweise schlecht gerathen sind.

(Fortschreitende Civilisation.) In Mexico haben die Oberrichter ein Decret erlassen, in welchem den Advokaten untersagt ist vor dem Tribunal zu rauchen.

(Von der Weser, 13. August.) Eine besondere Erscheinung beschäftigt die hiesigen Anwohner. Seit etwa drei Tagen kommen eine Menge Fische theils bereits todt, theils sehr ermattet, den Fluß herab. Leute, die davon gegessen, haben zum Theil nachtheilige Folgen verspürt und man sah sich in Minden und Umgegend von Polizeiwegen veranlaßt, auf den nachtheiligen Genuß dieser Fische das Volk aufmerksam zu machen und den Verkauf derselben bei 5 Thaler Strafe zu untersagen. Die Ursache dieses, fast gänzlichen Aussterbens der Wasserbewohner, ist bisher noch nicht ermittelt. Die erste Vermuthung, man habe in einer obern Gegend gekukelt (d. h. durch ein Betäubungsmittel die Fische in einen Zustand gebracht daß man sie mit den Händen greifen kann) findet sich nicht bestätigt. Der Glaube, daß das jetzt der Zeit nach übliche Rösten des Flachses am Strande die Veranlassung davon sei, findet keinen Grund; denn wenn dasselbe auch verschiedenen Gattungen Fischen höchst nachtheilig ist, so thut das doch andern Arten, wie den Barben, keinen Schaden. Diese Fische sind es gerade, die in dem vorbeschriebenen Zustande am meisten vorkommen. Es scheint, als wenn alle Gattungen Fische im Strome der Tod berührt hätte. Referent hat eine noch lebende Barbe aufgefangen und solche sorgfältig untersucht. Er fand äußerlich nichts Auffallendes, nur daß die Vorderspitze des Kopfes stark roth war und beim Aufschneiden viel Blut kam; unter den Schuppen war der Fisch rein; dagegen wollen Andere bei den Karpfen und aufgegriffenen Barben unter den Schuppen schwarze Geschwüre, den Pocken gleich, gefunden haben. Es scheint also eine Epidemie unter den Fischen zu sein. Bis jetzt erfährt man, daß das Aussterben der Fische bis Hameln herauf bemerkt werde. Merkwürdig ist's, daß mehrere Tage vor dieser Erscheinung und die ganze Zeit hindurch kein Fisch mehr an die Angel ging, ja nicht einmal den Köder berührte.

(Skrophelkrankheit.) Wer diese schreckliche Krankheit kennt, diese Geißel des zarten Geschlechts, die tausend Eltern mit so unaussprechlichem Kummer erfüllt, wird sich freuen, daß endlich ein Mittel gefunden ist, sie zu bekämpfen, und dies Mittel besteht in den Blättern des bei uns einheimischen, bekannten Wallnußbaumes (juglans regia L.) Ein französischer Arzt, Negrier, hat es entdeckt, und von 40 Skorphelkranken 31 geheilt. Eine Schrift ist darüber in Bonn erschienen, wo Dr. Nasse das Mittel in der Klinik mit Erfolg anwandte.

(Schönlein.) In Würzburg erwartet man den Besuch des berühmten Schönlein, dessen Familie ohnehin einen großen Theil des Jahres in dieser ihrer zweiten Heimath zubringt. Man ist neugierig auf die Mienen verschiedener dortiger Rathsherren, wenn sie den von ihnen früher wegen seines vermeinten Liberalismus mißhandelten Heros der Medizin plötzlich als Leibarzt eines großen Königs und decorirt mit den Orden zweier europäischer Großmächte vor sich sehen. Diesem Manne hatte nämlich der Würzburger Magistrat, in jenen bessern Zeiten, wo die jetzt 400 Studenten zählende Universität deren 800 und 1000 zählte, aus schuldiger Dankbarkeit das Ehrenbürgerrecht ertheilt. Im Jahre 1832 wurde Schönlein als Medizinalrath in eine bairische Kreishauptstadt versetzt, zog aber vor, nach der Verfassung seine Entlassung aus dem bisherigen Staatsdienste zu nehmen, und Professor an der neuen Hochschule in Zürich zu werden. Was that nun ein wohlweiser Stadtmagistrat? In der Annahme, daß der Züricher Professor sich die Ungnade des Königs von Baiern zugezogen habe, faßte er in größter Eile und Heimlichkeit den Beschluß, dem Hrn. Schönlein das vorerwähnte Geschenk abzufordern. Und das geschah. Von selbst versteht es sich, mit welcher Indignation ein hochgebildeter Monarch den ungeschickten Lakaiendienst aufnehmen mußte. Schönlein säumte nicht mit Rückgabe des abgeforderten Geschenks. Seine ganze Satisfaktion lag auf dem Couvert, welches das heimwandernde Ehrendiplom umschloß; dieses nämlich enthielt außer der einfachen Adresse die gewöhnliche Inhalts-Deklaration „Papiere ohne Werth." — Dieser famöse Vorgang ist erst neuerdings recht bekannt geworden; und da man ihn mit dem Entschlusse des Kronprinzen von Baiern und seiner hohen Braut, nicht in Würzburg sondern in Bamberg zu residiren, in Zusammenhang bringt, erregt er nicht die beste Stimmung unter den Bürgern der erstgenannten Stadt, die nun den Schwabenstreich ihrer Stellvertreter unschuldig zu büßen glauben.

(Herloßsohn,) der bekannte und beliebte Schriftsteller, ist wegen Säuferwahnsinns, in's Leipziger Hospital geschafft.

(Donizetti's) komische Oper, „Maria oder die Regimentstochter," ist auch in Frankfurt mit großem Beifall aufgenommen und wird sehr gerühmt; man meint sie müsse überall gefallen, wo sie gut besetzt ist. Wir werden denn ja wohl nächsten Winter das neue Opus zu sehen und zu hören bekommen.

(Der Tiedge-Verein in Dresden) hat dem Verfasser des besten dichterischen Werkes, in gebundener oder ungebundener Rede das vom 1. Juli 1842 bis Juli 1847 erscheint eine am 1. Januar 1848 zu zahlende Prämie von 100 Dukaten ausgelobt.

(Im Irrenhaus zu Bicêtre) werden schon seit langer Gesang und Musik als Heilmittel geübt, und kürzlich ward von den Irren die Posse „Bär und Bassa aufgeführt." Die Darstellung war gut, doch die Armen verfielen nach der Beendigung wieder in ihren bejammernswerthen Zustand.

(In Schaffhausen) sind 3 Weinstöcke zu sehen, an welchen 2682 Trauben gezählt werden; diese große Fruchtbarkeit wird dadurch erzielt, daß gleich im Herbst, wenn im Boden noch die Sommerwärme ist, auf den Boden, wo die Wurzeln liegen, 3—4 Fuß hoch Dünger gelegt wird, so daß der Boden nie kalt werden kann.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 69.

Bremen, Sonntag den 28. August 1842.

Gestorben:

Nro. 855. Den 24. August. Der Cigarrenmacher Heinrich Liemann, 43 Jahr, im Runken Nr. 41.
— 856. Den 24. — Carolina Vollers, 9 Jahr, Kaufmannsmühlenkamp Nr. 9.
— 857. Den 24. — Des Arbeitsmanns Joh. Albert Frese Tochter, 5 Jahr, Nordstraße Nr. 8.
— 858. Den 25. — Des Cigarrenfabrikanten Carl Heinr. Lange Sohn, nach der Geburt gestorben.
— 859. Den 25. — Desselben Tochter desgleichen, Abbenthorswallstraße Nr. 2.
— 860. Den 25. — Hanna Konitzky, 1 Jahr, Schweinestraße Nr. 24.
— 861. Den 25. — Die Näherin Sophie Anna Margarethe Riecke, 21 J., Stangenhof N. 1.
Nro. 862. Den 26. — Des Malers Joh. Peter v. Horn Sohn, 2 Monat, Balgebrückstraße N. 21.
— 863. Den 26. — Der Consumtions-Aufseher Heinr. Christoph Behrens, 58 Jahr, Stephanithorssteinweg Nr. 4 F.
— 864. Den 26. — Des verst. Anton Bernhard Schajemann Wittwe, geb. Pröcks, 73 Jahr, Armenhaus.
— 865. Den 26. — Des Tischlers Joh. Adam Brechtelsbauer Tochter, 1 Jahr, Buntenthorssteinweg Nr. 1.
— 866. Den 26. — Des Küpermeisters Joh. Friedrich Schmidt Sohn, 1 Jahr, Häschenstr. N. 8.
— 867. Den 26. — Des verst. Zimmergesellen Joh. Hinrich Borcherding Wittwe, geb. Vollers, 76 Jahr, Rövekamp Nr. 4.

Geboren:

Nro. 1079. Den 20. Aug. Des Buchhalters Johann Daniel Deetjen Ehefr., geb Wolff, Neuenstraße Nro. 6, von einem Knaben.
— 1080. Den 24. — Des Küpergesellen Joh. Barré Ehefr., geb. Warnken, Stephanithorsbollwerk Nro. 10, von einem Mädchen.
— 1081. Den 24. — Des Mühlenbauers Joh. Schütte Ehefr., geb. Schwepen, Sandberg, von einem Mädchen.
— 1082. Den 24. — Des Arb. Joh. Diedr. Schröder Ehefr., geb. Schuhmacher, Neustadtswall Nro. 7 B, von einem Knaben.
— 1083. Den 25. — Des Kimkers Ernst Friedr. Conrad Sander Ehefr., geb. Kropp, Molkenstraße Nro. 17, von einem Mädchen.
— 1084. Den 25. — Des Cigarrenfabrikanten Carl Heinr. Lange Ehefr., geb. Brokate, Abbenbenthorswallstraße Nr. 2, von Zwillingen,
Nro. 1085. Den 25 — Des Arbeitsmanns Johann Welsch Ehefr., geb. Meyer, Schwachhausen, von einem Mädchen.
— 1086. Den 25. — Des Tischlers Ludwig Clemens Bunsick Ehefr., geb. Schulenberg- Sandweg Nro. 20, von einem Knaben.
— 1087. Den 26. — Des Tischlers Johann Andreas Gürtel Ehefr., geb. Meyer, Tiefer Nro. 4, von einem Knaben.
— 1088. Den 26. — Des Schlössermeisters Hinr. Geerken Ehefr., geb. Katz, Schüsselkorb Nro. 21, von einem Mädchen.
— 1089. Den 26. — Des Arb. Joh. Albert Hermann Schierholz Ehefr., geb. Reuter, Kirchenstraße Nro. 20, von einem Mädchen.
— 1090. Den 27. — Des Kaufmanns Carl Heinrich Winkler Ehefr., geb. Overbeck, Osterthorstraße Nro. 6. von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 361. Der Schiffscapitain August Heinr. Arensfeld hieselbst und Anna Sophie Christine Schröder zu Quakenbrück.
— 362. Der Buchhalter Joh. Hinr. Christoph Mester und Anna Elisabeth Mester. Beide von hier.
Nro. 363. Der Kaufmann Christ. Gottfr. Kißling hieselbst und Johanne Sophie Plaß zu Oelmenhorst.
— 364. Der Steuermann Christoph Adam Hermann Otto und Anna Stelz. Beide von hier.
— 365. Der Cigarrenmacher Bernhard Osterloh und Beta Haßhagen hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 70.

Bremen, Donnerstag den 1. September 1842.

* Gedichte von P. J. W.

4.

Alma.

Ich schwärmte früh; das duft'ge Licht der Sterne,
Der sanfte Mond zog oft mich in den Wald;
Ich schaute sehnend die azurne Ferne;
Sie lockte mich mit zaubrischer Gewalt.
Die stolze Nacht, das Rauschen in den Bäumen
Hat mich in manchen sel'gen Traum gesenkt;
Doch schöner ist, denn alles gold'ne Träumen
Der erste Kuß, den Alma mir geschenkt.

Die muntren Weste, wenn durch's Laub sie gleiten
Mit leisem Singen, hab' ich oft belauscht.
Ich war entzückt, wenn durch die mächt'gen Saiten
Der Aeolsharfe kühn der Nord gerauscht.
Da rief ich oft bei solchen Klanges Schöne:
„Der ist gewiegt in sel'ger Geister Land!"
O! schöner klingt, denn alle gold'nen Töne,
Der Liebe Wort, das Alma mir gestand.

Nach Ruhm und äuß'rer Ehre ging mein Streben;
Ich war geblendet von des Thrones Glanz;
Zu seinen höchsten Stufen mich zu heben,
Geschmückt die Stirne mit dem Lorbeerkranz —
Das war mein Hoffen! — Trügrische Gefühle! —
Nicht um die Throne blüht die reine Lust;
Ein schön'rer Platz, denn alle goldnen Stühle,
Das ist der Platz an Alma's treuer Brust.

O strömt es aus ihr jubelnden Gesänge;
Erzählt's den Sternen, sagt's dem Morgenroth;
Für all' mein Glück ist fast die Brust zu enge;
Jetzt leb' ich erst und früher war ich todt! —
Des Himmels Pforte seh' ich vor mir offen
Und Engel winken lächelnd mir: „Herein!" —
Und all' mein Glück, mein Träumen und mein Hoffen!
Dank, Alma, dir ich, und nur dir allein! —

Der Mann aus dem Schranke.

Eine räthselhafte Geistergeschichte.

(Schluß.)

Die Geschäftigkeit des Wirthes, das Aufdringen des Weines, und der zu Boden gesenkte Blick, wenn ihn das scharfe Auge des Gastes traf, erregte einen gewissen Verdacht in der Brust des Edelmanns, und er nimmt sich vor, auf seiner Huth zu sein. Er schließt die Thüre, verrammelt sie, ergreift sein Schwert und legt es neben sich in's Bett. Lange wachte er, Mitternacht ist längst vorüber, der Schlaf überfällt den Müden, und er schlummert ein. Das Knarren einer Thüre hörte er noch im Schlummer, und plötzlich fühlt er eine Hand an seinem Halse, er schlägt die Augen auf, das Männlein steht vor ihm und droht ihn zu erdrosseln; der Erwachte reißt mit Riesenkraft die dicken Finger von seinem Halse, und schleudert den Mörder zurück, springt aus dem Bette, ergreift das Schwert und führt einen Hieb gegen den Verruchten, dieser sucht mit der Hand den Hieb abzuwenden, umsonst, den Daumen der Rechten hat das Schwert abgehauen.

Der Kühne achtet nicht der Wunde, unterläuft den Edelmann und entreißt ihm die Waffe. Nun scheint dieser verloren, er besinnt sich jedoch nicht lange und springt zu dem offenen Fenster hinaus. Sein Hülfe-Geschrei weckt die Nachbarn aus dem Schlafe, sie dringen in das Haus

erbrechen die Thüre des noch immer geschlossenen Zimmers, und suchen den Thäter.

Von diesem ist nichts zu finden, als der abgehauene Daum, der unter das Bett geflogen war. Des andern Tages wird das Haus vom Gerichte untersucht, und da das Zimmer keinen Ausgang hatte, so wird der Schrank geöffnet — und Entsetzen — der Mörder hat sich d'rinn aufgehängt! — Man nimmt die Leiche herunter, und jetzt findet man eine Thüre in dem Schranke, der in eine kleine Kammer führt. Leichenduft betäubt die Suchenden, — furchtbarer Anblick! — zehn Leichen liegen da, alle fast unversehrt und kennbar an manchen Zeichen, und unter ihnen die Leiche des jüngern Bruders des Verruchten. Alle waren erdrosselt.

Die Todten wurden zur Erde bestattet, der Eingang vermauert, und die hintere Thür des Schranks mit Brettern verschlagen. Die Leiche des Mörders wurde in eine Ochsenhaut genäht, durch die Straßen geschleift, auf den Richtplatz geführt, und dort an's Rad geflochten.

So weit die Sage, nun mein Abentheuer. Das Haus blieb lange Zeit unbewohnt, endlich kaufte es mein Großvater. Es fanden sich viele Wallfahrer im Städtchen ein, und die Noth zwang sie, in dem, von den Nachbarn verrufenen Hause Obdach zu suchen. Die vortreffliche Bedienung machte es, daß der böse Ruf wenig schadete, und es kamen oft so viele Gäste, daß mein Ahn gezwungen war, das stets geschlossen gehaltene Zimmer zu öffnen. Hier fanden mehrere auf einmal ihre Unterkunft. Obschon nur im Falle der Noth das verrufene Gemach geöffnet wurde, so trat doch diese Noth sehr oft ein, und da natürlicher Weise keine Klage entstand, entschloß man sich, das Zimmer bei jeder Gelegenheit zu gebrauchen.

Eines Tages kam ein Herr, ohne alle Begleitung, und wünschte ein eigenes Zimmer; mein Großvater führte ihn hinauf. Des andern Tages läßt sich der Fremde nicht sehen, man wird besorgt, eilt zu ihm, und findet ihn fieberkrank. Erst nach vielen Tagen genas er, und erzählt, was ihm diese Nacht begegnet sei. Man hielt seine Erzählung für einen Ausbruch der Fieberhitze, und als die Sache vergessen schien, führte der Zufall abermals einen Fremden in das Zimmer, der todtenbleich des andern Tages seine furchtbare Vision erzählte. Mein Vater erbte das Haus, und so oft wiederholte sich der Spuck, den ich selbst erlebte, und jetzt zum Besten geben will.

Ich kam von meiner Reise zurück, und trotz dem Abreden meiner Mutter quartirte ich mich in dem Zimmer ein. Ohne Zweifel mir zum Schutze mußte ein Diener des Hauses mit mir schlafen, dieser lag in dem Bette rechts, ich links neben dem Schranke. — Plötzlich öffnet sich der Schrank, ein kleines, rundes Männlein in einem braunen Mantel gehüllt, naht dem Bett, die grauen Augen glotzten mich an, ein teuflisches Lächeln schwebt um den Mund, er packt mich mit den dicken Fingern am Halse, und drosselt mich mit aller Kraft — ich wäre erstickt, wenn —"

„Dem Furchtbaren nicht der Daum gefehlt hätte!" ergänzte meine Frau mit kreischender Stimme.

Alle fuhren entsetzt auf und blickten nach ihr — sie saß todtenbleich und starr. Wir labten sie, und sie erholte sich bald.

„Sie hat denselben Traum gehabt, wie Sie, mein Herr!" sprach ich.

„Sonderbar!" brummte der Offizier.

„Wohl etwas mehr," meinte ich, „meine Frau hat eben so wenig wie ich, je ein Wort von P. gehört, noch weniger von dem oftgedachten Hause und seiner Merkwürdigkeit."

Wir unterhielten uns noch lange über dies Thema, und kamen doch zu keinem Schlusse.

Die Spitzfindigkeit unserer Philosophen und Mediziner hat mir noch nicht erklären können, wie der Traum meiner Frau mit der seltsamen Geschichte des Hauses zusammen hänge —? Diese Erklärung wird mir wohl nie werden — meiner Frau ist sie vielleicht geworden — d'rüben, im Reiche der Geister, wo sie seit vier Jahren wandelt!

Ein denkwürdiger Tag.

Die Umwälzung, der die Geschichte den Namen Tag des 18. Brümaire beigelegt hat, obgleich sie erst den andern Abend zu Stande gekommen ist, war eine der Unternehmungen, die demjenigen, der sie zu versuchen fähig ist, zwei verführerische oder schreckliche Wechselfälle darbieten: den Thron oder das Schaffot. Es sind im Uebrigen wohl nie mehr unvorgesehene Umstände, außerordentliche Thatsachen, schmutzige Intriguen, hochherzige Ausbrüche, Raschheit in der Ausführung, Glanz im Triumphe bei einer Umwälzung vorgekommen, als bei dieser. Die Einzelnheiten dieser Ereignisse sind es, die wir in allem, was sie Vertrauliches, Großes, Amusantes, Furchtbares oder Pikantes hatten, wiederzugeben versuchen wollen.

Vom 18. Brümaire datirt sich Napoleon's Allgewalt her; denn, der Anarchie müde, schätzte Frankreich sich damals glücklich, sich ein alleiniges Oberhaupt zu geben, selbst auf die Gefahr hin, daß aus diesem Oberhaupte ein Gebieter werden sollte. Es ist vielleicht nie ein merkwürdigeres Schauspiel in der Geschichte vorgekommen, als es dieser wunderbare Uebergang vom Consulate zum Kaiserreiche gewesen ist: das politische Leben Napoleon's war einem langen Drama ähnlich, in welchem die treulich befolgten Regeln der Kunst die Steigerung einer Theilnahme darbietet, die bis zur Catastrophe anhält.

II.

Am 15. Vendemiaire des Jahres VI (9. October 1799), Abends 6 Uhr, wurde Barras eine telegraphische Depesche überbracht, die durch Nebel unterbrochen, nur folgende Paar Worte enthielt: „Der General Buonaparte ist.....“ Dies Mitglied des Direktoriums saß eben mit seinen gewöhnlichen Tischgenossen an der Tafel.

„Trage das hin zum Bürger Gohier,“ sagte er zu einem Lakeien, nachdem er den Zettel flüchtig angesehen hatte; „mich geht es nichts an.“

Kaum hatte der Officieur — so wurden damals noch die Domestiken der großen Häuser genannt — seinen Auftrag ausgerichtet, als Gohier, der Präsident des Direktoriums, und Moulins, sein College sich melden ließen.

— Nun, sagte Letzterer zu Barras, der fortfuhr mit Anstand die Honneurs seiner stets aus dreißig Gedecken bestehenden Tafel zu machen, was soll denn diese Mittheilung: der General Buonaparte ist..... bedeuten? Was ist es mit dem ist?... wiederholte er mit einer Art von Aufgeregtheit.

„Ich weiß nichts mehr davon als Sie, lieber College.“

— Aber warum hat die telegraphische Commission denn nicht bis morgen gewartet, um uns die Depesche vollständig zu geben? fragte Gohier im verdrießlichen Ton.

„Das müssen Sie den Minister des Innern fragen,“ antwortete Barras, während er sich nach den Tellern seiner Gäste umschaute, um zu sehen, ob sie auch alle bedient wären.

— Sollte es eine Mystification sein? begann Gohier wieder, und wiederholte, wie wenn er das Räthsel errathen wollte: „der General Buonaparte ist.....“

„„Ist.... vielleicht verloren!““ unterbrach ihn Moulins indem er sich dabei eines gemeinen Ausdrucks bediente.

Barras schüttelte ungläubig den Kopf, und sagte dann zu seinen Collegen:

„Gedulden Sie sich bis morgen, denn mit allen Muthmaßungen kommen Sie doch nicht weiter, während.....

— Ja, ich sehe es schon, Verräther gehen darauf aus, die Constitution zu stürzen, und währenddem legen die Verschwörer es auf uns an! rief Gohier in höchster Entrüstung aus.

„Nein, werther Präsident,“ antwortete Barras mit einem unerschütterlichen Phlegma, „ich meine nur, währenddem würde — dieser welsche Hahn mit Trüffeln erkalten.

Gohier und Moulins gingen sehr beunruhigt fort, Barras und seine Gäste aber nahmen weiter keine Notiz von der Sache. Indeß ließ das Directorium den andern Tag, am 16., Abends 7 Uhr, in allen Theatern die Tags zuvor unterbrochen gewesene Depesche verlesen, welche die Regierung von der Ankunft Napoleon's an der französischen Küste benachrichtigte. Dieselbe lautet, wie folgt:

„Der General Buonaparte ist heute, den 15. Vende„miaire, in dem kleinen Hafen Frejus gelandet. Sein Ge„folge besteht aus den Generalen Berthier, Lannes und Mu„rat (beide verwundet), dem Brigade-General Marmont, „dem Bürger Bessières, Chef seiner Guiden, Eugen Beau„harnais, Befehlshaber beim nämlichen Corps, dem Bürger „Bourienne, Geheimsecretair des Generals Buonaparte, den „drei Gelehrten Monge, Berthelet und Arnault, einigen Do„mestiken, worunter zwei Araber und ein Mameluk *), dem „Bürger Hubert **), und 22 unberittenen Guiden. Die Flot„tille, mit der sie nach Europa zurückgekehrt sind, besteht „aus den Fregatten Muiron und Carriere, dem Aviso „Revanche und der Tartane Independance, unter dem „Befehle des Admirals Gantheaume. Der General Buona„parte steht im Begriff nach Paris abzugehen.“

Die Verlesung dieser Depesche, im Theater der Republik (jetzt français) durch Talma, im Costüme Carl's IX., welches Stück eben gegeben wurde, ward mit dem Ausruf: es lebe Buonaparte! und stürmischem Applaus aufgenommen. Es war als ob das ganze Haus durch einen elektrischen Schlag erschüttert worden wäre. Niemand hörte mehr auf Chenier's Tragödie hin, die man vergebens fortzuspielen

*) Rustan.

**) Damals erster Kammerdiener Napoleon's, späterhin durch Constant ersetzt. Hubert wurde in der Folge zum Schloßverwalter von Fontainebleau ernannt.

versuchte. Man rannte von Loge zu Loge, in und aus dem Theater. Keiner blieb an seinem Platz. War Buonaparte zurückgerufen worden? war er aus eignem Antriebe zurückgekehrt? Das waren Fragen, die niemand zu beantworten wußte; aber aus Aller Augen strahlte Freude, da jedermann die bedenklichen Umstände bekannt waren, in welchem sich die Republik befand.

Kaum hatte Mad. Buonaparte, die sich mit Madame Houchin, einer vertrauten Freundin von Mad. Gohier, im Schauspielhause befand, das Verlesene vernommen, als sie hastig aus ihrer kleinen Loge fort und nach ihrer Wohnung eilte. Noch um 11 Uhr Abends ließ sie Postpferde bestellen und nur von ihrer Tochter Hortense, einer Kammerfrau und ihrem Neger Lara *), der auf dem Kutschbock saß, begleitet, schlug sie die Straße von Lyon ein, um ihrem Gatten entgegen zu reisen, den sie aber eben so wie vor zwei Jahren, bei seiner Rückkunft aus Italien, wieder verfehlte.

Inzwischen flößte die unerwartete Kunde von Napoleon's Heimkunft den Directoren, insbesondere Gohier und Moulins, eine lebhafte Besorgniß ein. Napoleon's Gegenwart mußte nothwendig eine Macht bedrohen, die getheilt und wankend, und außer Stande war, die politischen Verwicklungen zu lösen. Auch stellten sich die Directoren die Fragen: was er im Schilde führen möchte; warum er so plötzlich seine Armee verlassen habe, und wer ihn zu diesem unerwarteten Schritt bewogen haben könnte? Schon vorher hatte sich, als Wirkung des allgemeinen Instincts, das Gerücht verbreitet gehabt, daß er nach Frankreich zurückgekehrt sei. Man wußte, daß sein Bruder und seine Gattin an ihn geschrieben hatten, war aber darüber in Ungewißheit, ob deren Briefe ihm auch zu Händen gekommen wären. Seit der letzteingelaufenen Depesche aus Aegypten, welche den Bericht über die Schlachten am Berg Thabor und von Abukir enthielt, hatte man in der Gesellschaft von Mad. Buonaparte und bei ihren Schwägern mehr Leben, Vertrauen und Fröhlichkeit bemerkt.

„Da!“ hatte Josephine, als sie mit Fouché über ihren Gatten sprach, ausgerufen, „wenn er nun käme! Unmöglich ist das nicht, wenn er von unsern Unfällen gehört hat. Buonaparte allein kann Alles wieder gut machen, Alles retten!

Es waren erst vierzehn Tage verflossen, als der Polizeiminister diese Worte vernommen hatte, und schon war Napoleon gelandet. Alle diese Umstände gaben den vornehmsten Mitgliedern der Administration viel zu denken. Barras allein schien sich die Zukunft nicht kümmern zu lassen und hielt nach wie vor in Klein-Luxemburg Hof, wo er des Morgens in seinem Bette, des Abends in den prächtigen Salons, die acht Jahre früher von Monsieur, Ludwig XVI. Bruder (Ludwig XVIII.) bewohnt gewesen waren, Besuche empfing.

(Fortsetzung folgt.)

*) Durch Josephine von Martinique mitgebracht.

Beitrag zu der Rüge in Nro. 69 des Bürgerfreundes.

(Eingesandt.)

Es ist wohl lange kein Aufsatz in einem öffentlichen Blatte mit solchem Triumphe aufgenommen als diese Rüge, denn Herr Siedenburg hatte das Maaß zu sehr angehäuft, als daß er sein Unwesen länger so forttreiben konnte. Möchte zu Bremens Ehre die Union bald ihre Fensterladen schließen, an denen ein so abscheuliches Aushängeschild hängt. Für den Verfasser des Aufsatzes „Rüge“ und alle die, die mit gerechtem Unwillen das Unwesen beobachteten das die Union trieb, möge folgendes Histörchen einen Platz finden: Vor einiger Zeit enthielt das erwähnte Blatt einen Artikel aus Braunschweig in dem alle Mitglieder des Hoftheaters auf eine höchst unanständige Weise mitgenommen, ja worin sogar die höchste Person des Landes und der Hof auf ungezogene Weise angegriffen und beleidigt wurden.

Während in diesem Artikel fast kein Mitglied der Hofbühne gelobt, ja, während es darin sogar hieß sie seien unter der Bombe, mußte es um so sonderbarer erscheinen, daß der gerade dort gastirende Herr Edmüller so gewaltig gelobt ward und es mußte gelinde gesprochen sehr auffallen, daß darin ein Vers mitgetheilt wurde den Herr Edmüller auf der Bühne gesungen hatte. Da die hiesigen Schauspieler in Braunschweig Freunde haben, so kamen natürlich Exemplare jener Nummer der Union dorthin und der arme Edmüller, den man natürlich für den Verfasser jenes Artikels hielt, ward aufs Heftigste angegriffen, so daß er schleunigst die Stadt verlassen mußte! Die Braunschweiger wollen durchaus nichts anders glauben, als daß Herr Edmüller den Aufsatz geschrieben, so fest auch die Union bethenert ihn vom Grafen Falk von Falkenau empfangen zu haben. Wem

soll man nun glauben, der Unicn oder Herrn Edmüller? Die Meinungen sind verschieden!

Wer solche Dinge in die Welt schickt, um sich zu rühmen während er andere herabsetzt, steht auf gleicher Stufe mit dem der ein Journal zu solchen Erbärmlichkeiten hergiebt.

---

* Ein Vorschlag von Interesse.

Da wir in der Regel eine bedeutende Anzahl Elementarlehrerinnen bedürfen, indem ein großer Theil durch Verheirathungen wieder ausscheidet, wäre es gewiß von großem Nutzen, wenn wir eine Lehranstalt besäßen, die nur ausschließlich solche junge Mädchen aufnähme, die sich dem Elementarunterricht widmen wollen. Dieses würde den Vortheil haben, daß solche Subjekte zweckmäßiger vorbereitet mit besserem Erfolge wirksam sein könnten, statt daß man so oft die Klagen hören muß die entlassenen Elementarschüler gar zu unvorbereitet aufnehmen zu müssen. Die wenigen Wochen, welche solche junge Mädchen in einer Elementarschule zubringen, um Methode zu lernen, sind unzulänglich, indem sie daselbst das Erforderliche zu wenig kennen lernen. Jegliche Lehrerin sollte nur dann als solche die Concession zu unterrichten erhalten, wenn sie nachweisen könnte, einen Cursus der fraglichen Anstalt durchgemacht zu haben.

Als Lehrer einer solchen Anstalt würde sich ein gewandter Volksschullehrer am Besten passen, weil ein solcher das Wie viel am sichersten zu beurtheilen vermag, und was Methode betrifft, durch Erfahrung genug belehrt, den besten Wegweiser abgeben möchte.

Schließlich nur noch dieses. Viele Lehrer klagen, daß sie Kinder aufnehmen müssen, die kaum im Stande sind, die leichtesten Wörter zu buchstabiren, ja nicht einmal ordentlich alle unsere Sprachlaute auszusprechen vermögen. Wenn gleich die Schuld größten Theils die der Eltern ist, weil sie ihre Kinder gar zu unregelmäßig in die Schule schicken, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß auch unsere Elementarschulen ihren Theil tragen, weil die Lehrerinnen oft mit wenigen, ja nicht einmal mit den nothwendigsten Formen der Methodik ausgerüstet und vielleicht, wenn sie sich dieselbe einigermaßen angeeignet, durch Verheirathung wieder ausscheiden. Mit der Nachfolgerin geht ebenfalls wieder derselbe Gang. So ist also eine ewige Unvollkommenheit vorauszusehen, welcher durch obige Anstalt könnte vorgebeugt werden.

Die hiesigen Lehrer werden obiges bewahrheiten müssen, und dieselben hiemit gebeten, ihre Ansichten über vorstehenden Gegenstand veröffentlichen zu wollen; die nächste Beaufsichtigung über die Elementar-Schulen sollte auch nur von genannten Lehrern geführt werden, die da, wo es nothwendig, auf längere Zeit mit Rath und That zur Seite stehen sollten, damit, besonders bei jungen Lehrerinnen dieselben auch practische Anweisungen im Lehrfache bekommen.

---

* Desiderata.

Es wäre sehr zu wünschen, daß bei der nächsten Vertheilung von Hausnummern ein Abkommen mit dem wohllöblichen Schusteramte getroffen würde, damit die Häuser so bezeichnet würden, daß man die Nummern mittelst einer Promenade entdecken könne, wie dieses auch in andern großen Städten der Fall zu sein pflegt, wo die paar und unpaar Zahlen in verschiedenen Seiten fortlaufen.

Zweitens würde es wesentlich dem Publicum zu Gute kommen, wenn die Schmutzkarren verpflichtet würden, bei Zeiten das Feld zu räumen, anstatt daß sie bis zur Börsenzeit die Straßen verpesten und die Vorübergehenden auf mehrfache Weise belästigen.

Unter den großen Verbesserungen, welcher sich diese Stadt erfreut, verdient besonders die Erhöhung und Pflasterung des Neustadt-Deiches genannt zu werden, eine Straße, die mit den „Boomtjes" in Rotterdam zu vergleichen sein würde, wenn unsere Boomtjes nicht zum Theil fehlten. Sollten die Lücken nicht von den Nebenstraßen versorgt werden können, wo die schönen Bäume weniger Nutzen und Zierde gewähren?

Es ist kürzlich in diesen Blättern von Verunreinigung der Kirchen die Rede gewesen, welches allerdings einen Mangel von Schicklichkeits-Gefühl, wenn nicht gar an Religion beurkundet, von Seiten der Uebelthäter. Es könnte noch hinzugefügt werden, daß unsere Gotteshäuser den guten Geschmack durch die häßlichen Anhängsel beleidigen, welche die Ueberbleibsel eines barbarischen Zeitalters sind. Würden diese fortgeschafft, so würde namentlich die U. L. F. Kirche ein hübsches Portal mit zwei Thürmen und überhaupt eine schöne Architectur zeigen.

(Wird fortgesetzt.)

---

* Waisenhaus.

Während in der Mitte des letzten Bürgerfreundes ein Rüge-Artikel vorkommt, betreffend öffentliche Verunglimpfung eines Bremer Familiennamens, folgt dann gleich am Schlusse desselben Blattes ein Aufsatz, welcher in verkappter Weise den Charakter mehrerer Mitbürger angreift, die sich um die Stelle des Waisenvaters bewerben. Zuerst tönt es von süßen Honigworten über „die für den Staat so wichtige Erziehung und Ausbildung der Waisen," über „Ehrfurcht für Religion und kirchlichen Sinn, welche der Waisenvater haben müsse," über „die guten Absichten der Session bei der Wiederbesetzung," dann kommt der Giftpfeil zum Vorschein, welcher Einige, der vermittelst ihrer Bewerbung Wenigen unbekannt gebliebenen Männer als Pietisten und unlautere Renegaten darstellt, und bei einem Andern den angebornen freundlichen Gesichtsausdruck als Masque der Unehrlichkeit bezeichnet und endlich — nach diesem Fußtritte aus dunklem Winkel — faltet der Verfasser die Hände und spricht: „Gott aber gebe seinen Segen zu der bevorstehenden Wahl."

Soll man nun dergleichen nicht etwa auf den Caffeetisch oder die Bierkneipe beschränkte, sondern öffentlich vor das Publicum tretende Reden für Thorheit oder für Bosheit halten?

Daß hier in Bremen wie an andern Orten zwei Religionsansichten vornämlich auftreten und einander bekämpfen, ist aus vielen an dieser Stelle nicht zu erörternden Gründen ganz natürlich, und auch sehr ersprieslich; denn wäre nur die freie Ansicht vorhanden, so möchten Gleichgültigkeit und Frivolität ihr Haupt erheben, würde aber die strenge Meinung herrschend, so müßte Glaubenszwang und Heuchelei befürchtet werden. Trotz den ebengedachten Bekämpfungen sollte sich aber jede Parthei hüten, die gewissenhafte Verwaltung eines öffentlichen Amtes davon abhängig zu erklären, daß der Candidat dieser oder jener dogmatischen Ansicht huldigen müsse. Hier sollte nur der bisherige Lebenswandel der Prätendenten in Betracht genommen, und nach den Früchten gefragt werden, welche aus des Bewerbenden Ansichten denn bislang zu Tag gekommen.

Von Pietismus darf dabei gar nicht gesprochen werden, denn Pietismus giebt es so gut wie gar nicht in Bremen. Die strenggläubige Partei ist dem heiteren Lebensgenusse, der reichen Tafelfreude und einem frohen Rundgesange viel zu hold, als daß man sie für kopfhängerische Pietisten erklären könnte, und die Abneigung wider das Theater, welche man etwa hierher ziehen könnte, ist ein zu einzeln dastehendes Moment. Renegat ist aber ein eben so verkehrtes Wort für denjenigen, welcher etwa von der lutherischen Gemeinde zu der reformirten übertritt oder den umgekehrten Schritt thut. Wo bleibt denn in dem protestantischen Deutschland die Glaubensfreiheit, wenn man nicht von einer Confession zur andern übergehen könnte, ohne damit in den Verdacht schlechter Motive zu gerathen, wo in einer Republik die Bürgerfreiheit, wenn der Mündige an der Stelle bleiben müßte, wohin ihn der Zufall der älterlichen Verhältnisse geführt hat? Man darf mit dem Verfasser des Schmäh-Artikels nicht entgegnen, daß „in unserm Staate alle Kirchen mit wahrhaft christlichen Predigern versehen sein," denn wenn dem auch allerdings so ist, so besitzt doch ein Prediger die Gabe der begeisterten Rede, ein anderer den Schatz folgerichtiger Betrachtungen in höherem Maaße, und warum sollte ich nun meinen Seelsorger nicht da wählen, wo ich ihn gefunden glaube, warum sollte ich in dem allerwichtigsten Punkte so verfahren als ob ich nur eine Pertinenz meiner Grundliegenschaften wäre? Manchem behagen auch die Gemeineverhältnisse besser hier als dort. An jener Stelle erblickt er ein rein kaufmännisches Regiment, an dieser ein Vorwalten der Mittelklassen, bei welcher er für sich selbst ein in Betracht kommendes Stimmrecht sieht. In allen diesen Beweggründen liegt kein Glaubensabfall, denn „alle Kirchen in unserem Staate sind mit wahrhaft christlichen Predigern versehen," und nur den vom Christenthum Abtrünnigen nennt man einen Renegaten. Statt also mit abgenutzten und unpassenden Spitzworten umzugehen, hätte jener Verfasser, wenn er es mit der Besetzung aufrichtig meinte, wenn er nicht eigenes, oder das Interesse eines Nahestehenden vor Augen hatte, mit offner Stirne vor die Session treten und seine Anklagen wider die Candidaten unter Beweisen vorbringen sollen. Mit dem bloßen Pietisten- und Renegatenthum mußte er aber freilich fürchten dort ausgelacht zu werden. Ist es nun gleich in vielen Fällen richtig, was der intriguante Musikmeister Basilio singt:

Die Verläumdung ist ein Lüftchen,
Kaum vernehmbar in dem Entstehen,
Still und leise ist sein Wehen;
Horch, nun fängt es an zu säuseln,
Immer näher, immer näher kommt es her.

— — — — —

Endlich bricht es los das Wetter
Unter gräßlichem Geschmetter
Tobt's wie Brüllen der Kanon u. s. w.

so haben unsere Angegriffenen von jener Seite doch nichts zu fürchten. Man weiß recht gut, daß der Eine alle christlichen und mildthätigen Zwecke mit Person und Vermögen unterstützt und einem hülflosen Kinde Vater geworden, daß der Andere über vierzehn Jahre lang die so schwer zu behandelnden Kinder der Sonntagsschule beaufsichtigte, und mit Liebe und Festigkeit zu zügeln und zu gewinnen gewußt, ohne Entgelt, unter Leistung des eigenen Beitrages, daß der Dritte ein freundlicher Lehrer gewesen und auch unter den Verlockungen einer öffentlichen Erholungsanstalt ein gewissenhaftes und mäßiges Leben geführt hat. Und nun überlasse man die Entscheidung ruhig den Vorstehern des Instituts. Wählen doch auch dieses Mal einige Juristen mit, und solche Herren haben stets Gelegenheit eine schwer zu täuschende Menschenkenntniß zu erwerben.

* Berichtigung.

Der in der vorigen Nro. des Bürgerfreundes angekündigte Almanach ist nicht im Verlage, sondern nur in Commission der J. G. Heyseschen Buchhandlung erschienen und Druck der Stein- und Buchdruckerei von G. Hunkel.

Miscellaneen.

(Vogelhandel der Tyroler.) In dem neuen Volksromane von C. Spindler: „Der Vogelhändler von Imst", lesen wir über den Vogelhandel der Tyroler; „Auf den glückseligen Inseln, die man die kanarischen nennt, wo die afrikanische Sonne regiert, daher Wärme, Licht und Leben dort Alles durchdringen, zeitigen und in feenhaften Farbenglanz tauchen, ist das harmlose Geschlecht der gelben Eilandsperlinge zu Hause, die noch heute so gerne in nordischen Wohnungen als Lust- und Freudensänger gefangen gehalten werden. Ihre Lieder, so zauberisch durchschallend die dunkeln Haine des heißen Vaterlandes, haben schon frühzeitig in Europa die Begierde nach den niedlichen Musikanten rege gemacht. Kaufmännische Speculation hat zur selben Zeit daraus Nutzen zu ziehen gewußt. Die Spanier, ein Volk, das vor allen übrigen die Kunst des Monopolisirens verstanden, waren lange dieses Handels Herren geblieben. Sie hatten die europäischen Häfen ausschließlich mit den sogenannten Zuckervögeln, den Lieblingen der Frauen, versorgt. Da wollte einmal der Zufall, daß ein nach Livorno bestimmtes spanisches Schiff, das nebst andern Waaren manches Tausend von Kanarienvögeln an Bord hatte, hart an der italienischen Küste Schiffbruch litt. Während der Schrecken dieses Unfalls waren die Bauer aufgegangen, und die goldgelben Sänger, als hätten sie's verabredet gehabt, flogen allesammt westlich und ließen sich als freie Ansiedler auf der Insel Elba nieder. — Von jenem Tage an war das Handelsmonopol zu Ende, und der speculirende Italiener holte von Elba, was er an Kanarienvögeln branchte; und weil nun leicht zu ersehen, daß dieses zarte Geschlecht auch auf fremden Boden heimisch zu werden geeignet, so fanden sich bald in nördlichern Ländern Leute, die aus Liebhaberei oder Gewinnsucht die allenthalben begehrten Fremdlinge in großen Partieen hecken ließen, um die Jungen zu erziehen und zu verhandeln. Tyrol, das Land derjenigen Industrieen, die, dem Anschein nach geringfügig, ansehnliche Resultate erzielen, wies auch die Zucht der Kanarienvögel nicht von sich. Es vereinigten sich mehrere Umstände, den Markt Imst im Oberinnthal zum Mittelpunkt des Handels mit geschwätzigen Vögeln zu machen: die eingeborne Neigung des Oberinnthals, umherzuwandern je weiter je lieber, um ein Stück Geld in die rauhe Heimath zurückzubringen; der lange Winter, der ihm erlaubt, Beschäftigungen im Hause beharrlich nachzugehen; endlich ein fanatischer Hang zur Vogelstellerei und ein besonderes Behagen an der Abwartung, der Zähmung und am Abrichten des kleinen Federvolks. Dieser Trieb, dem Gefieder nachzustellen, macht noch gegenwärtig Epoche in dem Leben des Imsters. Wohl öfter legt Einer sechs bis acht Stunden in Berg und Wald zurück, um einen Fink oder Rothkopf zu fangen, von dessen Schlag der Volksmund Rühmliches berichtet hat. Diese Liebhaberei ist früher noch eifriger betrieben worden. Die Häuser der Reichen wie die Hütten der Armuth wiederhallten vom Gesang der Vögel des Waldes. Die hitzigsten Dilettanten scheuten nicht Zeit noch Mühe noch Kosten, um eine möglichst große Bevölkerung von Vögeln in ihren Wohnungen anzulegen. Der Hausherr mußte seinen wohlabgerichteten Staar, seine spruchreiche Amsel haben; die Hausfrau eine süßflötende Nachtigall und eine Wachtel, die unermüdliche Weckerin; die Kinder vergnügten sich mit gurrenden Tauben, an dem possierlichen Anstand des Gimpels, an der Jagdlust des Fliegenfängers. Der Kanarienvogel wurde mit Enthusiasmus in den Kreis der heimischen Sänger aufgenommen. Die Männer vertrieben sich die Zeit mit der Besorgung der Hecken, die muthwilligen Kleinen des Hauses schleppten Taren und Futterkräuter für die herzigen Schreier zusammen; das weibliche Geschlecht zog den zierlichen Vogel in den Bereich der Toilette; denn zum häuslichen Sonntagsstaat gehörte bald der Kanari auf dem Zeigefinger der rechten Hand. Mit diesem Schmuck, so unentbehrlich als der goldne Ring, saß die Ehewirthin am Sonn- oder Festtagnachmittag im Erker ihrer Stube, vollkommener Ruhe pflegend. Mit dem Vogel auf der Hand wurden die Besuche angenommen, und eine Hauptwürze derselben waren die Erkundigungen nach dem Befinden des gelben Schäckers, die Lobreden auf seine Talente, und das zarteste Streicheln seines Gefieders. Wer sich in einem Hause einen Stein ins Brett setzen wollte, brachte beim Besuch ein Stück für den Kanari mit. Eine Frau, die etwas gelten wollte, ließ sich nicht malen, als mit dem Kanari auf dem Finger. Während nun die Weiber die Vögel hätschelten und die Kinder mit ihnen um die Wette schrieen, handelten die besonnenern Männer damit. Gewöhnlich trat eine kleine Gesellschaft zusammen, schoß eine gewisse Summe — in der Regel funfzig bis achtzig Dukaten auf den Mann gerechnet, ließ dafür einkaufen, was an Vögeln und andern Dingen zu einer Expedition vonnöthen, dingte einige Träger auf, deren Kopf gescheidt und deren Beine bereitwillig genug waren, vor einer weiten Reise nicht zu erschrecken, und ließ dieselben apostelmäßig in alle Welt gehen: nach England, Holland, Rußland, nach der Türkei und den levantischen Scalen. Was die grundehrlichen Träger heimbrachten, wurde ehrlich unter die Theilhaber nach Maaßgabe der Actien vertheilt und mit dem Ueberschusse weiter speculirt. Die Natur gab ihren Segen zu dem seltsamen Handel, indem sie den im nördlichen Himmelstrich gezüchteten Vögeln ein schönes mannigfaltiges Gefieder und treffliche Stimmen gab, als ihnen ihr ursprüngliches Vaterland zu verleihen vermag; so zwar, daß in Kurzem kein Mensch, weder in Moskau, noch in der englischen Peerschaft, noch in des Großsultans Harem, von den Spaniern mehr einen Kanarienvogel kaufte; der Vorzug blieb den deutschen, vor allen den in Tyrol gezogenen Vögeln."

(Ein Silberservice auf der Höhe der Zeit.) In einem der größten und fashionabelsten Bijouteriemagazins von London, dem von Storr und Mortimer, ist kürzlich ein für den Grafen Woronzow bestelltes Silberservice für 60 Gouverts fertig geworden, das, wie bemerkt worden, ganz auf dem indus-

ellen Höhenpunkte der Zeit steht. Daß es Alles enthält, was nur immer in älterer wie neuerer und neuester Zeit an Geräthen aller Art und jedes Gebrauchs erfunden worden, versteht sich von selbst; es verdient aber gewiß ausdrücklich erwähnt zu werden, daß der in England neuerlich eifrigst gepflegte öffentliche Sinn für schöne plastische Form und Ornamentik, sich dabei augenfällig herausstellt. Zeichnung, von Bailey entworfen, und Geschmack sollen nämlich wie die Arbeit von der auserlesensten Beschaffenheit und jedem von den vielfältigen Geräthen, wie z. B. dem Plateau, den Weinkühlern, den Claretkrügen, Caraffenständern, Terrinen, Körben u. s. f., besonders angemessen sein. Die Ornamentalpartie des Dinerservices und die Candelabers stellen Gruppen von weinlesehaltenden und kelternden Amorinen vor, ein Gegenstand, welcher sicherlich überaus anmuthig, ganz im Geiste antiker Ornamentik, und reich an den zierlichsten Motiven ist. Aber auch andere Gegenstände sind vorgestellt, wie z. B. Figuren und ganze Gruppen britisch-mittelalterlicher Ritter in vollem Harnisch, mit ihren Zeltern, im Schatten reichbelaubter Eichenbäume, so wie förmliche Turniere und Sträuße jener längst entschwundenen Zeiten. Der für die Mitte der Tafel bestimmte größte Candelaber ist an 5 Schuh hoch und stellt einen gewaltigen weitschattenden Eichenbaum auf einem Felsen vor, worunter der Kampf St. Georgs mit dem Drachen und des Ersteren Sieg Statt findet. In einiger Entfernung kniet die Prinzessin, die er erlöst, im Dankgebet über ihre Befreiung begriffen. Dieser Candelaber soll ein wahrhaft großartiges, im Benvenuto Cellini'schen Geiste ausgeführtes Kunstwerk sein. Die Weinkühler stellen eine zierliche Art von Körben vor, die von Tritonen getragen werden.

(Eine Prüfung.) Der Engländer Howe besaß ein unermeßliches Vermögen und war überdies ein geistreicher Mann; er verheirathete sich mit Miß Julie Mallet, einem schönen Mädchen. Am Hochzeittage, nachdem er bei dem Frühstücke noch behauptet hatte, man könne niemals auf die Liebe und Treue einer Frau zählen, sagte er zu der seinigen, er müsse in Geschäften einen Gang machen. Mehrere Stunden darauf schickte er ihr ein Briefchen, in welchem er meldete, dringende Geschäfte riefen ihn sogleich nach Holland. Mad. Howe hoffte, diese Abwesenheit würde nicht von langer Dauer sein, aber sie irrte sich, denn sie hörte siebzehn Jahre nichts wieder von ihrem Gatten. Howe war indeß nicht abgereiset; er nahm vielmehr eine kleine Wohnung am Ende derselben Straße, in welcher seine Frau wohnte, legte sich einen andern Namen bei und war, da er erst kurz vorher nach London gezogen, völlig unbekannt. In der Nähe des Hauses seiner Frau befand sich ein kleines Caffeehaus, das er öfters besuchte und wo er nach drei Jahren in einem Journale las, seine Frau habe sich an das Gericht gewendet, damit dasselbe die Angelegenheiten ihres Mannes ordne, der verschollen sei. Er folgte den Gerichtsverhandlungen, die sich nach dem Wunsche der Frau endigten, mit großer Aufmerksamkeit. Es vergingen wieder viele Jahre und seine Frau nahm ihre Wohnung bei einem gewissen Satt, den Howe in dem Caffeehause hatte kennen lernen und in dessen Hause er nun auch ein Zimmer miethete. Dieses Zimmer stieß an das Wohnzimmer der Madame Howe und er konnte fast Alles hören, was da gesprochen wurde. Am siebzehnten Jahrestage ihrer Verheirathung erhielt endlich Madame Howe, als sie eben mit ihrer Schwester bei Tische saß, einen Brief ohne Namensunterschrift, in welchem sie ersucht wurde, sie möge sich am nächsten Abende an einer bestimmten Stelle in dem James-Parke einfinden. Sie übergab das Briefchen ihrer Schwester und sagte: „ob ich gleich alt geworden bin, habe ich doch immer noch Anbeter." Die Schwester besah den Brief aufmerksam und rief endlich: „es ist die Hand Howe's!" Die Frau, die ihren Mann wirklich geliebt hatte, sank in Ohnmacht. Man kam überein, daß sie am nächsten Abende mit ihrer Schwester und ihrem Schwager zu dem Stelldichein gehen sollte. Kaum waren sie fünf Minuten dort, als Howe ohne alle Verlegenheit erschien, mit seiner Frau sprach, als habe er sie erst den Tag vorher verlassen, sie küßte, ihr den Arm gab und mit ihr nach Hause ging. Jetzt leben sie glücklich mit einander und Howe ist von seinem Wahne zurückgekommen, daß es keine treuliebenden Frauen gäbe.]

(Preßfreiheit.) Mehrere Spezereihändler und Droguisten in Paris wurden dieser Tage vor das Polizeigericht geladen, weil sie Salz und Senf mit schädlichen Substanzen verfälschten. Gleichzeitig wurde der Herausgeber der Gazette de France wegen eines mißfälligen Artikels über die Regentschaft zu einer Geldbuße von 12,000 Francs und einem Jahr Gefängniß verurtheilt. Hätte er (meint der Charivari) statt seines Blattes seinen Abonnenten eine Düte mit vergifteten Droguerien zugesendet, so würde er ein Jahr Einsperrung und 11,900 Francs gespart haben.

In zweiter Auflage ist bei Verleger dieses wieder vorräthig:

Verbesserter Kalender der freien Hansestadt Bremen auf das Jahr 1843

Enthaltend: den richtigen Kalender, Zeitrechnung, Finsternisse, Fluth, Verzeichniß der Jahrmärkte, des Postenlaufs, Ab- Zugehe- und Fahrnißzeit, Thorsperrtabelle, Recepte, Anekdoten, Räthsel. Preis 2 und 4 Grote.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 70.

Bremen, Donnerstag den 1. September 1842.

Gestorben:

Nro. 869. Den 27. August. Des Tuchhändlers Hieronymus Rechten Tochter (todt geb.), am Markt Nro. 20.

— 870. Den 27. — Der Rentier Albrecht Knoche, 73½ Jahr, am Wall Nro. 89.

— 871. Den 27. — Des Cigarrenmachers Hermann Gardelmann Tochter, 8 Wochen, Kreutzstraße Nro 6.

— 872. Den 28. — Des Amtsfischers Herm. Klevenhusen Tochter, 1 Jahr, Wendts Gang Nro. 7.

— 873. Den 28. — Des Schneiderweisters Franz Anton Donop Ehefr., geb. Hildebrand, 48 J., kl. Helle Nro. 12.

— 874. Den 29. — Der Cigarrenmacher Joh. David Knickmann, 30 Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 199.

— 875. Den 29. — Der Handlungs-Commis Alexander Barcley Dunbar, 18 Jahr, am Wall Nro. 22 B.

Nro. 876. Den 30. — Des Cigarrenmachers Joh. Hartmann Schöcke Tochter, ¾ Jahr, Eckhards Gang Nro. 7.

— 877. Den 30. — Des Tabacksfabrikanten Johann Joseph Desbommes Ehefr., geb. Huhlen, 62 Jahr, Schlachte Nro. 3.

— 878. Den 30. — Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Ohlmeyer Ehefr., geb. Dierking, 45 Jahr, Stephanithors Neuersteinweg Nro. 15.

— 879. Den 30. — Des Landmanns Johann Hinrich Becknann Wittwe, geb. Vajen, 54 Jahr, Hastedt.

— 880. Den 30. — Becker todter Knabe, Buntenthorssteinweg Nro. 11.

— 881. Den 31. — Des verst. Schneiders Reinemund Georg Eckwerth Wittwe, geb. Wienken, 68 Jahr, im Wittwenhause (Buchtstraße).

Geburten:

Nro. 1091. Den 26. August. Des Schuhmachermeisters Joh. Christ. Küntzmann Ehefr., geb. Focke, Pperstraße Nro. 12, von e. Mädchen.

— 1092. Den 26. — Des Tischlers Joh. Dan. Rausch Ehefr., geb. Rosenbrock, gr. Fuhrleutestraße Nro. 16, von einem Mädchen.

— 1093. Den 27. — Des Tuchhändlers Hieronymus Rechten Ehefr., geb Lampe, am Markt Nro 20, von einem todten Mädchen.

— 1094. Den 27. — Des Arb. Arnold Willstein Ehefr., geb. Pape, Doventhors alter Steinweg Nro. 101, von einem Knaben.

— 1095. Den 27. — Des Kistenmachers Johann Anhalt Ehefr., geb. Blanke, Neustadtswall von einem Knaben.

— 1096. Den 28. — Des Dr. juris und Obergerichtsadvocaten Friedr. Adolph Meyer Ehefr., geb. Derkhiem, Ansgarithorstraße Nr. 4, von einem Mädchen.

Nro. 1097. Den 28. — Des Schneiders Heinrich Friedr. Christoph Reimers Ehefr, geb. Schütte, Buntenthorssteinweg, von einem Knaben.

— 1098. Den 28. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Schmalz Ehefr., geb. Rosenthal, Mühlenstraße Nro. 12, von einem Knaben.

— 1099. Den 28. — Des Küpergesellen Christian Boschen Ehefr., geb. Ehlers, Nöpekamp Nr. 19 B. von einem Knaben.

— 1100. Den 29. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Gottfr. Kriete Ehefr., geb Kleymann, gr. Johannisstraße Nro. 79, von e. Knaben.

— 1101. Den 30. — Des Schneiders Heinrich Philipp Gröning Ehefr., geb. Müller, Stangen Hof Nro. 8, von einem Mädchen,

— 1102. Den 30. — Des Barbiers Gebhard Mollenhauer Ehefr., geb. Jacobsen, Schmiedestraße Nro. 7, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 71.

Bremen, Sonntag den 4. September 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 4. September.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Cand. Dreier.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Pauiel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Cand. Block.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Gedichte von P. J. W.

5.

Die geraubte Rose.

Sage mir, geliebte Blume,
Als dem Mädchen meiner Wahl
Ich vom keuschen Heiligthume
Ihrer Brust dich gestern stahl;
Als im schmeichelnden Gekose
Sie mein kühner Arm umwand —
Sage mir, du traute Rose,
Was ihr Busen da empfand?

Als wir in der Laube saßen
Bei des Mondes bleichem Licht,
Und die Welt umher vergaßen,
Alles — nur die Liebe nicht;
Als sich schüchtern, leicht und lose
Mund an Mund zum Kusse fand —
Sage mir, du traute Rose,
Was ihr Busen da empfand?

Als, in Seligkeit versunken,
Ich an meine Brust sie zog,
Und mein Auge, wonnetrunken,
Auf zum Sternenhimmel flog,
Als, erglüht wie die Mimose,
Ihre Liebe sie gestand —
Sage mir, o traute Rose,
Was ihr Busen da empfand?

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

II.

Die Flottille, welche Bonaparte und sein Gefolge trug, war in der That am 15. Vendemiaire (8 October) um 8 Uhr Morgens auf der Rhede von Frejus angekommen; da aber die Seeleute über Nacht das Land nicht hatten erkennen können, und nicht recht wußten, wo sie waren, so standen sie in Bedenken, ob sie hier anlaufen, oder das Weite suchen sollten. Bonaparte befahl Ersteres. Bald hatte sich das Gerücht von dessen Ankunft verbreitet; es eilten die Einwohner von Frejus und der Umgegend herbei, und in Augenblicken war das Meer mit Böten bedeckt. Die von Enthusiasmus und Neugier getriebene Menge drängte sich

zu dem Muiron heran und communicirte mit Hintansetzung aller Sanitätsgesetze mit den Neuangekommenen. Bonaparte selber ging gleich an's Land. Auf neue Nachrichten begierig, befragte er jedermann darum; und hier war es, wo er die in Italien erlittenen Unfälle erfuhr.

Entschlossen, sich in aller Eile nach Paris zu begeben, bestieg er, wenige Stunden nach seiner Landung, nur allein von Bourienne begleitet, einen Wagen und schlug die Straße nach Lyon ein. Der Telegraph hatte die große Kunde schon mit Blitzesschnelle weithin gemeldet. Berthier, Eugen, Bessieres, Monge, alle, die mit Bonaparte gekommen waren, machten sich denselben Abend auf den Weg, mit Ausnahme von Lannes und Murat, die ihrer Wunden halber, welche bei der vorgerückten Jahreszeit einige Vorsicht nöthig machten, einige Tage später reiseten.

Napoleon berührte Aix, Avignon, Valence und Lyon. Er wurde überall auf seinem Wege von den Bevölkerungen fetirt; da er aber incognito in der Hauptstadt anzukommen wünschte, so schlug er bei seiner Abreise von letzter Stadt eine andre Richtung ein, als er Moustache, einem der 22 Guiden, die mit ihm aus Aegypten zurückgekommen waren, angegeben hatte, und so war Josephine, gleich ihren Schwägern über die Reiseroute ihres Gatten getäuscht, noch auf der Heerstraße, als er, am 24. Vendemiaire (16 October) Abends 6 Uhr, zu Paris eintraf.

Als Napoleon nun ausstieg und sein kleines Haus in der Straße La Victoire betrat, fand er es verlassen und in größter Unordnung. Es war dies die Folge der großen Hast, mit welcher seine Gattin ihre Reise betrieben hatte. Die Abwesenheit Josephinens, wovon ihm das rühmliche Motiv nicht bekannt war, und die Rückerinnerung an die so gehässigen als übertriebenen Berichte, die ihm seine Brüder über die ungebundene Lebensweise seiner Frau nach Aegypten gemacht hatten, reizten ihn dermaßen, daß er von Scheidung sprach. Als Josephine, voll Unruhe und ganz erschöpft, mitten in der Nacht wieder in ihrer Wohnung anlangte, wollte er sich auf gar keine Erklärung einlassen: er trat ihr so hart und selbst strenge entgegen, daß sie, daran verzweifelnd, sich zu rechtfertigen, in Thränen ausbrach und sich in ihr Zimmer zurückzog, wo sie zwei Tage lang ohne alle Gemeinschaft mit ihm blieb. Inzwischen trug doch die große Zuneigung, die er für sie hatte, durch das freundliche Entgegenkommen von Eugen und Hortense, die er sehr liebte, unterstützt, den Sieg über seine Voreingenommenheiten davon und stellte nach zweitägigem ehelichen Grollen eine gute Eintracht wieder her, die seitdem nicht mehr unterbrochen worden ist.

Es ist eine gegenwärtig ausgemachte Sache, daß Napoleon bei seiner Ankunft zu Frejus noch keinen festen Plan entworfen hatte, und nicht wußte, wie er sich zu Paris werde benehmen müssen, um das Directorium zu stürzen. Der Enthusiasmus, den er unterwegs, im Süden, gefunden, ist es vielleicht gewesen, der in ihm die Idee erweckt hat, sich an die Spitze der Angelegenheiten zu stellen. Inzwischen hatte jedoch Berthier, als er zu Aix von einem der Generale, die unter Bonaparte gedient hatten, von Kellermann, einem Sohne desjenigen, der vier Jahr später Marschall ward, um eine Anstellung bei der Armee, deren Oberbefehl sicher dem General Bonaparte übertragen würde, ersucht werden war, ihm lächelnd zur Antwort gegeben:

„Bah! es handelt sich schon um das Commando einer Armee! Kommen Sie nur nach Paris; dort müssen wir uns alle zusammen finden."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.

Der Redacteur der „Union" bringt in Nro. 69 seines Blattes eine sogenannte Erwiedrung unserer Rüge im Bürgerfreunde vom 28. August. Zwar schreibt Herr Siedenburg, daß er nicht gewußt habe, daß der von ihm Genannte, Mitglied einer bremischen Familie sei, was aber an diesem Nichtwissen Wahres ist, mag das Publikum beurtheilen, wenn wir ermächtigt sind als Thatsache hiemit zu erklären,

„daß der Redacteur der „Union" vor Kurzem „persönlich bei einem gleichgenannten hiesi„gen Manne darauf anhielt derselbe möge auf „sein Blatt abbonniren!" — Gesuch wurde abgeschlagen.

Wir mögen nicht in Herrn Siedenburg's Fehler verfallen und boshaft ausfallend werden, sonst präsumirten wir, daß die abschlägige Antwort, welche er erhielt, ihn giftig und rücksichtslos gegen den verunglimpften Namen stimmte.

Wie wir nach Obengesagtem es ansehn, ist's bei einem gesunden Gehirn und Gedächtniß nicht gut anders möglich, als daß der Herr Redacteur wissen mußte, und nachdenken konnte, daß von dem von ihm genannten Individuum hier Familie existire, und noch weniger Schlußvermögen als Herr Siedenburg zu besitzen scheint, gehört dazu, um auf einen Blick zu finden, daß wenn ich von einem Hiesigen also einem Bremer rede, der sich in St. Louis Unredlichkeiten habe zu Schulden kommen lassen, es mir doch auch einfallen muß daran zu gedenken, lebt auch von des Mannes Familie Jemand hier und ist es nicht sehr unrecht, daß ich derselben eine solche Kränkung bereite, ohne Nutzen zu stiften? Der Redacteur der „Union" leidet wahrscheinlich, durch die drückende Hitze herbeigeführt, so sehr an Hirndruck, daß er sein rücksichtsloses Nennen eines Familien-Namens mit dem Acte der Behörden vergleicht, welche befugt sind, Steckbriefe gegen schlechte und verdächtige Subjecte zu erlassen, und ist das wieder ein Beweis wie die Hundstage mitunter gar zu angreifend fürs Gehirn waren.

Das Publicum Bremens, dem nicht darum zu thun ist, ob man in bombastischen Phrasen eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit vertheidigt, wird zu würdigen wissen, was dem Redacteur der „Union" gebührt, für seine Gift und Galle sprudelnde sogenannte Erwiederung, die mit Gemeinheiten und wie gesagt mit Unwahrheiten über die Unbekanntschaft mit dem Namen des Verunglimpften durchwebt ist. — Das Gelindeste was diese Erwiederung erregen kann ist doch wohl Bedauern, und die Nemesis wird sich auch sonst fühlbar machen, hoffen wir, wahrlich nicht aus einer persönlichen Rache gegen den Redacteur, sondern der Sache halber. — Gott wird uns bewahren mit dem genannten Redacteur ja ein Rencontre zu haben, zu dem Zweck um uns mit ihm über fraglichen Gegenstand zu verständigen. — Wo eine solche Ladung von Plattitüden vorhanden und wo ein solcher Bombast Floskeln in ungeregelter Gährung begriffen, wo der unlautere Gedanke von Persönlichkeiten so schlecht maskirt durchschimmert, da ist es besser, ja Gewinn, wenn man fern von solchem Individuum bleibt. — Aus ähnlichen Grundsätzen unterbleibt auch jede bittre Widerlegung der galligen, ungesalzenen, ja wohl indecent zu nennenden Ausfälle gegen uns. — Wenn das Publicum den Schreiber der Rüge nur verstanden hat, nämlich die Rücksichtslosigkeit des Herrn Siedenburg zu würdigen, und wenn dieser Redacteur nur eingesehn hat, daß er bei fraglicher Indiscretions-Sache im Unrecht war, so ist unser Zweck vollkommen erreicht. — Auf das Verdienst welches sich Herr Siedenburg anmaßt, literarisch schön zu schreiben, machen wir eben so wenig Anspruch, als auf die leichtfertige Taschenspielerkunst, mit einem Wortgeklingel Schwarz zu Weiß machen zu wollen. Wir verstehen auch nicht das Rothwälsch „die Platte putzen", kurz wir sind in all denen von dem Redacteur ausgekramten Fechter-Kunststückchen rein unerfahren, aber wo der Tartüfe steckt, das ist doch gar zu leicht zu merken. So fern es uns liegt, uns mit Herrn Siedenburg wegen Ebenbürtigkeit als Polemiker, wie überhaupt in einen Streit einzulassen, so wünschen wir ihm doch, daß er ruhiger würde und nicht so trotzig auftrete. Seinethalben wünschen wir dies, denn gewisse Leute sollen ja noch vor Kurzem die trübe Erfahrung gemacht haben, daß die im fröhlichen Biermuth herausgeschlagene Aufforderung auf dem Forum (Marktplatz) von üblen Folgen waren! Darum kein Trotz, weder auf literarische noch auf körperliche Ueberlegenheit, Beides hat oft Reue im Gefolge und um uns der ungraziösen Ausdrücke bedienen zu dürfen, möchten noch oft Kopfnüsse zu Wege bringen und den Ueberfluß an Kultur (?) total in Derangement bringen. Warum aber auch noch ein Wort an einen Mann verschwenden, der da fähig ist, vor dem Publico seine erbärmliche Ansicht auszukramen, daß er glaube Privat-Reneune oder eine unglückliche Beziehung zu der verunglimpften Familie müsse die Triebfeder zu unserer Rüge im Bürgerfreund gewesen sein. — Armer Herr Redacteur! haben Sie gar keinen Freund? Gar kein Gefühl für Recht oder Unrecht, als bei dem Sie persönlich betheiligt sind? Gar keine Lust für Verunglimpfte eine Lanze zu brechen? Wie sind Sie zu bedauern; beide ihre untergeschobenen Motive sind bei uns Gott sei Dank nicht vorhanden, und traurig für Sie, wenn Ihre würzige? Schreibart nur durch Egoismus und Partheilichkeit in Fluß gebracht wird. Wie kann man bei eingebildeter Kultur doch auch wieder so plump sein? Machen sie doch das Maaß des Unwillens gegen sich weder durch eine rabulistisch beißige noch durch eine schlüpfrige Schreibart voll. Geben Sie, wenn Sie Ihren Charakter zeigen müssen, sich keine egoistische und partheiische Blößen. So wie man in der Erzählung „der Dichter auf dem Schaffot" eine schlüpfrige Schreibart höchst mißfällig bemerkte, so dient eine scheltende, grobe, der

Wahrheit baaren Erwiederung auf eine verdiente Rüge, nicht dazu, Ihre unter Kämpfen errungene Existenz (?) zu sichern; nein diese dürfte ihr vielmehr Schaden zufügen. Tragen Sie, wenn Sie es vermögen, zur angenehmen anständigen Unterhaltung und Belehrung bei, jagen Sie nicht nach Artikeln für sogenannte Local-Jonrnalistik, denn Sie laufen dabei Gefahr in den Orden der Waschweiber mit Inexpressibles aufgenommen zu werden. —

Nehmen Sie übrigens die Versicherung, daß die Passage der Säge, auf's Wort! ohne irgend eine persönliche Beziehung für Sie sein sollte. Meine Rüge sollte Sie wo möglich bessern und nicht beleidigen. Aus eben dieser Ursache lag noch eine andere Wendung in meiner Rüge, die ich aus Achtung vor dem Publico nicht erörtere. Ob man unter Sägengeklirr oder unter dem Tact der Dreschflegel aufgewachsen, bleibt sich gleich und kann den Mann weder höher noch niedriger stellen, aber alles Flegelhafte muß nur abgethan werden. Ob die Redaction des Bürgerfreundes unsere Rüge auf- oder nicht aufgenommen haben würde, wenn selbige anwesend gewesen, wollen wir nicht so keck absprechen, nur ist Herr Siedenburg in seiner Schreibart plump, indem er der Redaction Schmeicheleien sagen will und behauptet unsere Rüge sei eingeschmuggelt.

O, Herr Literat Siedenburg, nehmen Sie sich doch etwas zusammen, von Anfang bis zu Ende ist Ihre Erwiederung Mitleid erregend und dies schenken wir Ihnen auch gratis, denn Sie haben es (wohl mühsam genug) errungen. Um eines Pasquills gegen Sie war mit unserer Rüge nicht gemeint, nein es liegt uns daran, Sie an die Achtung, welche Sie dem Publico und dem Individuo schuldig sind, zu erinnern. Gelang uns dies nicht, wie wir fast fürchten (oder sollten Sie es nur nicht gestehen mögen, so bedenken Sie lieber, daß falsche Schaam auch hier nicht hilft,) so wünschen wir Ihnen hiermit ein für allemal gute Besserung.

B.

---

* Jean Paul Friedrich Richter.

Es würde sehr gewagt sein, wollte man die Feste, welche den Heroen unserer Literatur gefeiert werden, als Nationalfeste, die Statuen welche man ihnen errichtet als Nationalangelegenheiten betrachten. Dazu ist die Theilnahme daran noch viel zu gering. Doch gehen diese Feste aus dem allgemeinen Bedürfniß hervor, einmal etwas Neues an die Stelle veralteter Herrlichkeiten zu stellen, Feste mit wahrer Betheiligung des ganzen Menschen, mit freudigem Ernste, mit rechtschaffener Lust zu begehen. Sie entstanden bei der ganz eigenthümlichen Stellung, welche die deutsche Kunst, namentlich die deutsche Nationalliteratur zur Nation einzunehmen anfängt; finden immer mehr Anklang, und verdienen deshalb, mögen sie auch erst noch so geringe Folgen starker Ursachen sein, als Erscheinungen unserer Zeit, die einen größern Bildungsstoff in sich enthalten, unsere ganze Aufmerksamkeit.

Wir möchten uns deshalb jetzt, wo unserm Jean Paul in Beireuth ein Denkmal errichtet und ein Gedächtnißtag gefeiert ist, auch im übrigen Deutschland der Sache einmal annehmen und fragen, wie es denn eigentlich mit dem Verständniß und der Erkenntniß Jean Paul's steht? Woher mag es kommen, daß zuerst Schiller, dann Jean Paul zur äußeren Anerkenntniß kam, während Lessing's und Göthe's Denkmäler noch der Zukunft angehören? — Hätten wir eine Reihefolge beobachten wollen, so müßte vielleicht erst Jean Paul, als niederländischer Maler, dann Lessing und Göthe als classische, endlich Schiller als deutscher folgen. — Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß sich der Enthusiasmus an die Chronologie hält, so ist es immer bedeutsam, daß sich alle gebildeten zu Jean Paul hinneigen; und in der That, trotz dem, daß er bei seinen Lesern weit mehr Voraussetzungen macht, als irgend ein anderer Dichter, um verstanden zu werden, so paßt er sich nicht als irgend ein anderer zu ihrem Liebling. Er ist vielleicht der Einzige, in dem alle Farben des Nationallebens eine Reminiscenz, eine Wahlverwandschaft, oder doch eine Aehnlichkeit, einen Vergleich finden. Jean Paul hat etwas für die Jugend, etwas für das Alter, für die Männer und Frauen, für die Traurigen und die Heitern, die Melancholischen, die Sentimentalen, die Orthodoxen und Rationalisten, die Kosmopoliten und Patrioten, für Hohe und Niedrige, den Höfling, den Kleinstädter — für Alle etwas, für Keinen ist er ausschließlich geschaffen. Obwohl er für die ganze Wesenheit der heutigen Literatur, für das heutige Denken etwas veraltet ist, hat er doch so unendlich viel Lebensfrisches, so viel Unvergängliches und namentlich Anregendes, daß wir das Interesse der Nation an ihm, das noch im Zunehmen begriffen ist, sogar als bedeutsamer ansehen, als wenn es

sich mit größerer Innigkeit zu Göthe hingeneigt hätte. —

Jean Paul ist ein ächt deutscher Dichter. Kein anderer hat den großen, vielseitigen Kampf, in dem unser Volk begriffen ist, verdichteter in sich aufgenommen, und in seiner Individualität anschaulicher gemacht, als er. Er steht so ganz zwischen Vergangenheit und Gegenwart, rekapitulirt so ganz die Geschichte der Nationalliteratur, man möchte sagen, liefert so ganz ein Resume unserer gesammten Geistescultur, quirlt und knetet so angelegentlich in unserm ganzen Ideenschatze, urgirt so sehr die eigenthümlichen Brennpunkte unserer Eigenthümlichkeit, und läßt vermöge seiner Genialität selbst durch die Massenhaftigkeit des Stoffs den Funken der zeitlosen, in der ewigen Idealität ruhenden Wahrheit und Schönheit so bestimmt und deutlich hervorblitzen, daß er zunächst als ein großartiger Schlußpunkt und dadurch als der Anfang einer neuen Epoche angesehen werden muß. Wir wiederholen es deshalb, daß es sehr hoch anzuschlagen ist, wenn sich unsere Gebildeten noch immer herzhaft für Jean Paul interessiren.

Seine Gemälde bieten eine unendliche Weitsicht in einem holländischen Genrefenster zusammengepreßt. Gelehrte Poesie, poetische Gelehrsamkeit. Ein großes Herz, das alle kleinlichen Verhältnisse, unter denen der deutsche Geist unterliegt, kennt, bekämpft, das subjectiv stets darüber steht, aber seine Charactere nie in phantastischer Selbstständigkeit davon befreit. Das classische Alterthum hat in Jean Paul in allen Details seine Formvollendung einen reichen Boden gewonnen, und dennoch hat sich die niederländische Manier des Künstlers dadurch nicht bannen lassen. Jean Paul begreift und liebt, wie kein anderer seiner Zeitgenossen, die Grundwahrheiten ewigen Werdens und Fortschreitens in Reformation und Revolution. Er trennt und geißelt das deutsche Philisterthum in seinen vornehmen, wie kargen Formen, haßt die Knechtschaft, liebt die Freiheit, der er seinen heiligen Dienst geweiht hat. Wir bewundern deshalb im großen Ganzen stets das produzirende Subjekt; wir bewundern jeden einzelnen Gedanken, staunen die Gewandheit und Vielseitigkeit des Künstlers an, obgleich man selten zu einem Total-Eindruck kommt, indem das Ganze der Dichtungen meist verbaut, und der Uebersicht entzogen ist. Jean Paul hat immer die Absicht, nicht Geister zu schildern, und da kommts, daß sie mit dem heterogensten Wissen und Können ausgerüstet, unter der Last förmlich unterliegen. Trotz aller Ueberladungen bleiben es, wie gesagt, immer die Einzelheiten, die uns zu dem Dichter hinziehen und ihn uns lieben lassen.

Wer ihm in keiner Hinsicht Geschmack abgewinnen konnte, bei ihm gar keine Saite fand, die die Stimmung der eigenen Brust in bestimmter Fassung austönte, keinen Gedanken fand, der die Ideenkette des eigenen Kopfes elektrisch erregte, dem muß man wohl den Sinn für das höhere poetische Leben absprechen, der gehört zu den Subaltern-Geistern, die nur gehorchen, im Geringen nicht befehlen können. Wer sonst einige Selbstständigkeit in sich verspürt, und Jean Paul mit Nachdenken gelesen, wer sich mit ihm befreundet, wer sich durch ihn in seinen Gedanken hat rütteln und schütteln lassen, der muß der wahren Gedankenfreiheit wenigstens ein klein wenig zugethan werden. Etwas Idealbegeisterung, etwas Kosmopolitismus, etwas Oppositionsgeist gegen Knechtschaft und Philisterthum muß über ihn gekommen sein, und er muß dagegen etwas Aristokratismus und Servilismus, etwas Mystik und Scheinheiligthum einbüßen.

---

* Waisenhaus.

In mehreren Blättern ist eine Andeutung in Betreff des zu wählenden Oeconomen gemacht, bei allen Bemerkungen ist die Wichtigkeit einer solchen Stelle in allen ihren Beziehungen erkannt, aber in keinem ist eine Ansicht mitgetheilt, wie so ein Mann sein möchte, um einer solchen Stelle vorstehen zu können, und doch sollten diese Andeutungen Leitfäden oder Winke für die Wähler enthalten. Im letzten Bürgerfreund sagte Jemand man müsse die frühere Lebenszeit — in moralischer Hinsicht — berücksichtigen, und darin muß ich jenes Herrn Ansicht vollkommen theilen, allein dieß ist noch nicht genug, man muß auch berücksichtigen in welchem Verhältniß zu einander das zu wählende Ehepaar stebt; es wird aus dem folgenden hervorgehen.

Zuerst kommt die Stellung als Vater zu den Kindern im Allgemeinen in Betracht; es müßte der Vater nicht grade ein Mann sein, der selbst Kinder in seiner Ehe erzogen, sondern vorzüglich berücksichtigt werden, ob er die Fähigkeit besäße überhaupt Kinder regieren zu können; es ist gewiß eine ganz andere Sache fünf oder sechs eigene Kinder zu lenken und zu erziehen, als einen Haufen von 150 Kindern der verschiedenartigsten Eltern in Ordnung und Gehorsam

zu erhalten; den Weg den man mit seinen eignen Kindern einschlägt, kann man hier nicht betreten. Die Verwaltung der Oeconomie ist eben sowohl ein sehr wesentlicher Umstand in einem solchen Institut und trägt bedeutend zu dem Flor bei; also muß der Vater mindestens einige Kenntnisse dieser Art haben, indem ein bedeutender Viehstapel unter seiner Aufsicht steht; außerdem werden ihm häufig von den Verwaltern die Einkäufe von Lebensmitteln, Tuch, Leinewand und sonstigen Bedürfnissen übertragen, oder was gewiß sehr gut und klug ist, er wird oft von den Verwaltern bei solchen Einkäufen zu Rathe gezogen, so daß in jedem Fall Sachkenntniß nothwendig ist; soll er sich diese erst erwerben, so muß das Waisenhaus das Lehrgeld bezahlen.

Was den religiösen Punkt nun anbetrifft so glaube ich daß er durchaus rationell sein muß; die Religionsübung ist bei rationellen Ansichten schon so stark, daß wenn der Vater Pietist wäre, den Kindern leicht das Studium der Religion in diesem Punkt erschlaffend machen könnte. Als Vater möchte ich im Waisenhause einen gebildeten Mann sehen; der größte Theil der Kinder gehört der ärmeren Klasse an, wo so oft Rohheit und Härte zu Hause sind, der Gebildete wirkt hier auf junge Gemüther leichter, wie irgend ein anderer. Zuletzt muß der Vater festen ruhigen Temperaments sein; er hat als Oberster im Hause mit Vielen zu thun, zu ordnen, zu schlichten, zu beseitigen; heftige Männer taugen hier nicht. Merkwürdig ist es, daß nie von der Mutter bei Besetzung dieser Stelle die Rede ist; und doch ist sie eine sehr wichtige Person, wichtiger, wie man auf den ersten Blick glaubt, dem Vater fällt zwar wohl die Aufsicht im Ganzen zu, doch hat er mit den Mädchen fast gar nichts zu schaffen; hier wirkt die Mutter oder vielmehr hier fängt der Wirkungskreis der Mutter an; die Pflege, Reinlichkeit, Ordnung aller Kinder liegt der Mutter ob; zwar sind wohl die verschiedenen Fächer, als die Reinlichkeit des Hauses, die Wäsche, das Ausbessern, und Neumachen, den weiblichen Lehrerinnen zugetheilt, allein von der Mutter wird alles gefordert, die Mutter muß für das Geschehen aller dieser Sachen sorgen. Der Mutter liegt die Führung des ganzen Hausstandes ob, und was das heißt einen Hausstand führen wo 150 bis 200 täglich speisen, kann nur der beurtheilen, der jemals in einem großen Hausstand lebte; ebenso hat sie die Vorrathskammer unmittelbar unter Aufsicht; von der Nadel an bis zum Anzug wird jedes Bedürfniß von ihr gefordert. Also ist bei der Besetzung eben so sehr auf die Frau wie auf den Mann zu sehen, sie muß im ganzen Sinn des Worts eine Hausfrau sein; man gehe ins Lutherische Waisenhaus und sehe wie die Mutter dort kräftig schaltet und waltet ohne deshalb den Vater, dessen Talent in dieser Hinsicht bekannt zu beeinträchtigen, man sehe wie diese Frau den Haushal, führt und man wird sich überzeugen wie nothwendig eine solche Frau im Hause ist.

Schließlich muß ich einen Vorwurf von den Waisenkindern abwenden, es betrifft die Klage der öftern Unbrauchbarkeit, als Dienstmädchen oder Lehrling. Daß unter 150 bis 200 Kindern manche untaugliche sind, ist natürlich und findet sich in allen Verhältnissen, auch hier giebt es keine Regel ohne Ausnahme; wenn man aber ein Kind aus dem Waisenhause in seine Dienste nimmt, so vergesse man nur nie, daß man mit einem Kinde zu thun hat; wem aber daran liegt, der Welt nützliche Menschen zuzuführen, wer Lust und Geschick hat, die letzte Hand der Erziehung anzulegen, der nehme nur getrost ein Kind aus dem Waisenhause; die nothwendigen Elemente als Gehorsam, Reinlichkeit, Ordnung, sie sind vorhanden, es bedarf nur sie praktisch auszubilden; ist man aber einmal unglücklich in seiner Wahl, oder hat man nicht die nothwendigen Eigenschaften, so zürne man deshalb nicht auf das Institut; mir sind Beispiele bekannt wo Hausfrauen alle Jahr ein Mädchen aus dem Waisenhause nehmen; ebenso kenne ich Lehrherrn und Schiffskapitaine die sehr zufrieden mit ihrer Wahl in diesem Fache sind; aber wie gesagt man muß die letzte Hand der Erziehung anlegen wollen oder können, sonst ist es besser für beide Theile, man nehme kein Kind aus dem Waisenhause.

Noch eine Bemerkung; bei einer Wahl einerlei welche, lasse man nie ein Mitglied aus dem Hause als Bewerber auftreten; wird er nicht gewählt so hat das Haus den Nachtheil, daß mindestens eine Mißstimmung, wenn nicht Intriguen aller Art, in seinem Innern hausen; ist ein Mitglied zu einer offenen Stelle tauglich oder ist es wünschenswerth, daß durch ein Mitglied die Stelle besetzt werde, so berathe man vorher und lasse ihm dann die Wahl. Mögen diese wenigen und kurzen Sätze die richtige Würdigung finden.

c — c — c.

* Wahlpredigten im Dom.

Heute, am 4. Sept. wird Hr. Past. Ernesti aus Braunschweig um 12 Uhr im Dom predigen. Es geht ihm ein bedeutender Ruf, sowohl was seine Gelehrsamkeit, als sein Rednertalent betrifft voran. Zweimal ist es ihm gelungen, Preise, welche die Universität Göttingen für die tüchtigste, gelehrteste theologische Abhandlung ausgesetzt hatte, zu gewinnen.

Acht Tage später, am 11. Sept. wird Herr Pastor Ribonitz aus Lippstadt um dieselbe Tageszeit zur Wahl predigen. Auch von seinem äußeren Canzeltalent erzählt man sich viel.

* Rechtspflege.

Obergerichts-Erkenntnisse auf Montag den 5. Sept. d. J.

Niemann g. Mund, Westermann g. Phillippi, Adami g. Schomaker Wittwe, Molle g. Rose, Wülbern g. Conrad, Himbeck g. s. Ehefrau, Brand g. Breul, Dehls g. Grote, F. & G. Delius g. Frerichs, Iken & Comp. g. Reinken, Deneis g. Egestorf & Comp., Lamotte g. Ruland, Buhr g. Poppe, Kock g. Muselius, Brand g. s. Ehefrau, Linge g. Loose, Warnken g. Waetjen.

Miscellaneen.

(Vom Genfersee, 21. August.) In Lausanne ist ein Prophet aufgestanden, der steif und fest behauptet, daß die große Welterlösungsstunde herannahe; Jesus Christus, predigt er, werde noch im Laufe des nächsten Herbstes wieder auf die Erde herabkommen, um das langersehnte, tausendjährige Reich zu begründen und die Herrschaft des Satans für immer zu vernichten. Die diesjährigen Erdbeben, Feuersbrünste, Sonnenfinsternisse und Handwerkerbewegungen dienen ihm hierfür bei den Abergläubigen als untrügliche Wahrzeichen. Er heißt Darby und ist einer der eifrigsten Agenten der englischen Kontinentalgesellschaft, die ihre Sendlinge besonders nach der Schweiz und Norddeutschland richtet. Auf diese Weise besitzt die Schweiz in diesem Augenblicke drei Propheten: 1) den Greis Albrecht aus Sachsen, der bekanntlich den Fürst Radziwil für den Erlöser proklamirt; 2) den gegenwärtig bei den Mönchen in Stanz mit Herausgabe seiner „Wissenschaft der Welt" beschäftigten Friedrich Röhmer aus Weissenburg, der sich für den philosophischen Erretter der Menschheit hält und sogar sich für einen österreichischen Erzherzog (Enkel Joseph's) ausgegeben haben soll; 3) den obenerwähnten Missionar Darby, der wirklich aus der gleichnamigen herzoglichen Familie Altengland's abstammt. Die Regierungen könnten zu diesen religiösen Schwärmereien übrigens gleichgültige Miene machen, wenn sie in ihren staatsrechtlichen Folgen, wie kürzlich in Thurgau, nicht wirklich äußerst bedenklich erschienen. Laßt einen Lamennais oder O'Connel unter ihnen auftreten und ihr sollt sehen, wie weit es der Fanatismus, trotz unserer Aufklärung, noch treiben könnte. Verweigerter Militärdienst, kirchliche Trennungssucht und geistige Verfinsterung sind bei Weitem noch nicht Alles, was wir von diesen Sectirern zu fürchten haben. — Unter den Geschenken, welche der Königin von Preußen bei ihrer bevorstehenden Ankunft in Neufchatel dargebracht werden sollen, verdient wohl eine mit Diamanten besetzte Uhr in Form einer Busennadel und nur von der Größe eines Genfer Centime's (kaum so groß als ein preußischer Silbergroschen!) die meiste künstlerische Anerkennung. Es ist unglaublich, was für industrielle Fortschritte in diesem Luxusartikel in jenen Uhrfabrikgegenden seit einigen Jahren gemacht worden.

(Die unglückliche Wette.) Der „National" erzählt folgende Geschichte: Zwei Brüder, noch junge Männer, aus Colmar im Dep. Oberrhein, von denen der älteste etwa das zwanzigste Jahr erreicht hatte, saßen jüngst mit einigen ihrer Freunde bei einem fröhlichen Abendessen beisammen, als das Kapitel über die Furcht zur Sprache kam. Eugene, der jüngere der Brüder, versicherte, daß er von Furcht weder etwas wisse, noch jemals von ihr befallen werden würde. Felix, der ältere Bruder, erklärte Eugene's Versicherung für eine Gasconade, und bot demselben eine Wette von 25 Louisdo'r, bestimmt zu einem gleich fröhlichen Mahle mit denselben Gästen, an, daß er ihn binnen heute und Monatsfrist furchtsam gemacht haben wollte. Die Wette wurde, unter lautem Zuruf der Gesellschaft, angenommen. Etwa vierzehn Tage nachher kehrte Eugene in einer finstern und stürmischen Nacht, von einem Ausfluge in der Nachbarschaft, zu Pferde nach Hause zurück, als er plötzlich mitten im dichten Walde von einem Manne angehalten wurde, der ein Pistol auf ihn richtete und ihm seine Börse abforderte. Eugene hielt sein Pferd an, griff unter den Mantel, gleichsam als wolle er die an ihn gestellte Forderung erfüllen, zog aber ein Pistol hervor, das er auf den vermeinten Räuber abschoß, der sofort niedersiel und unter die Füße des Pferdes hinstürzte. Eugene stieg, ein zweites Pistol in der Hand, vom Pferde, entschlossen, sich zu widersetzen, sollte der Räuber einen zweiten Angriff versuchen. In dem Augenblicke brach der Mond durch die Wolken, sein Licht fiel auf die Scene, und entsetzt erkannte Eugene, daß der Getödtete kein anderer, als sein Bruder Felix war, der diesen verhängnißvollen Streich versucht hatte, um seine Wette zu gewinnen.

(Eine neue Art, sich dem Gesetze zu entziehen,) gab kürzlich in Düsseldorf viel Anlaß zum Lachen. Ein junger Mann, angeblich aus Köln, wurde dabei ertappt, als er mit unerhörter Frechheit am hellen Tag und auf offenem Markte einer Frau den Geldbeutel aus ihrem Körbchen entwenden wollte. Nach dem rheinischen Gesetz wurde vor dem öffentlichen Zuchtpolizeigericht sein Verbrechen verhandelt, und der Delinquent saß auf dem Armensünderbänkchen, nahe am offenen Fenster, die Schildwache neben ihm. Plötzlich schien aber dem Deliquenten seine Angelegenheit einen üblern Gang zu nehmen; er hielt es für das Beste, den Richter nicht länger mit seiner Person zu behelligen, erhob sich, machte eine Verbeugung, und war mit einem Satz aus dem Fenster auf der Straße. Verblüfft schauten Alle ihm nach, Wache, Richter und Publikum; endlich ermannte sich die erstere, und folgte mit kurzem Entschluß dem Entschwundenen auf dem zweckmäßigsten Wege, nämlich ebenfalls durch's Fenster. Ludwig der Springer in neuer Ausgabe hatte jedoch längst das Weite gesucht, und hat sich auch bis jetzt nicht wieder blicken lassen.

(Späte Vaterfreuden.) In Doneraile (Irland) starb kürzlich ein Handwerker, 118 Jahre 7 Monate alt. Von seiner ersten Frau, mit der er über 50 Jahre verheirathet war, hatte er keinen Nachkommen. In seinem 109. Jahre verheirathete er sich zum zweiten Male, und hatte das Vergnügen, einen schönen Knaben, der ihm sehr ähnlich sieht, aus dieser Ehe entspringen zu sehen. Er hat niemals einen Zahn verloren oder ein graues Haar gehabt. —

(Grausamkeit eines Ehemannes.) Ein Einwohner von Pittsburg in Amerika, Namens Bird, band seine Gattin an einen Armsessel fest, zündete ihre Kleider an, und ließ sie so auf eine fürchterliche Weise umkommen. Die Maßregeln, welche er zu einem Selbstmorde getroffen, entdeckten sein Verbrechen, und die Jury verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Kerkerstrafe.

(Anekdote.) Ein Stutzer bewunderte in einer Gesellschaft die Weste eines Fremden auf einem diesem lästige und vielen Gä-

sten lächerliche Weise. Endlich hat er sogar den Fremden, ihm dieselbe für welchen Preis immer ablassen zu wollen. Der Fremde willigte ein, nur, sagte er, fürchte ich, daß sie Ihnen zu weit ist. „O unmöglich," entgegnete jener, „wir sind ganz einerlei Stärke." — „Sie wird Ihnen doch am Ende zu weit sein," wiederholte der Fremde. „Nun," sprach der Stutzer, „das geht auf meine Gefahr." — Man war also einig. — „Wo kann ich die Weste morgen abholen lassen?" — „In Constantinopel." — „Wie? wo?" — „Nun ja, in Constantinopel, ich reise in aller Frühe dahin ab?" — „Ei, warum nicht gar!" — „Nun sehen Sie, daß ich Recht habe? ich habe es mir gleich gedacht, daß sie Ihnen zu weit sein würde."

(Anekdote.) Ein alter Advocat in Paris hatte seinem jungen Clienten anbefohlen, jedesmal zu weinen, wenn er auf sein Pult schlagen würde. Unglücklicherweise vergißt sich der Advocat und schlägt zur unrechten Zeit; der gutgeschulte Client bricht in Schluchzen aus. „Was habt Ihr denn?" fragt ihn der Präsident. — „Nun, er hat gesagt, ich soll weinen, so oft er auf den Tisch schlüge." — Nur ein alter Schlaukopf konnte in diesem fatalen Vorfall ein Mittel zur Vertheidigung finden. — „Nun, meine Herren Geschworenen" — sagte der Advocat — „ich frage Sie, kann sich die Idee des Verbrechens bei so viel Unschuld und Aufrichtigkeit finden? Ich erwarte mit dem vollkommensten Vertrauen Ihr Urtheil." —

(Kuriöses.) Ein Berliner schildert den Geschmack einer Schildkröten-Suppe, die er in London zum ersten Male aß, auf folgende Weise: Wenn es möglich wäre, daß ein mit Oel, Pfeffer und anderem starken Gewürze bestrichener Besen durch die Gurgel fahren könnte, so müßte das Gefühl wohl demjenigen gleichen, das wir erlitten, als wir den ersten Löffel dieses berühmten Leckerbissens verschluckt hatten.

(Die italienische Operngesellschaft der nächsten Saison in Paris) wird bestehen: aus den Primedonne assolute: Grisi und Persiani, umgeben von den Sängerinnen: Brambilla, Borgognoni, Moriani, Massimino, Willaumi, Amigo, Bellini, Grimaldi, und den Sängern: Morio, Corelli, Mirate, Daffiori, Magliano, Tamburini, Lablache (Vater), Lablache (Sohn) und Morelle.

(Aus Gera im Reuß. Voigtlande) empfangen wir folgende traurige Nachricht: „Das Leben ist hier sehr trübe; seit Mai haben wir keinen Regen gehabt und wir leiden daher an allem Mangel, vorzüglich an Mehl, da wegen fehlenden Wassers nicht gemahlen werden kann; die Preise aller Feldfrüchte sind daher ungemein im Preise gestiegen, nur das Fleisch ist noch billig da man das Vieh schlachten muß um es nicht verhungern zu lassen. Die Kartoffeln vertrocknen in der Erde, doch haben wir schönes Waizenmehl neuer Erndte und ziemlich gutes Winterkorn. Der durchlauchtige Fürst schickte aus Schleiz einen Abgeordneten um Mehl zu kaufen, aber wir haben ja selbst so wenig und müssen daher unsere Hoffnung auf die Nachbarländer setzen."

(Häuser aus Gußeisen) werden immer häufiger und beliebter in England. Da die Wände hohl sind, so kann ein einziger in der Küche gesetzter Ofen ein Haus erwärmen. Ein solches 3 Stock hohes, mit zehn bis zwölf Zimmern kostet nur ungefähr 7000 Thaler, das sich zerlegen und transportiren läßt.

(Bremen.) In unsern Vorstädten haben sich sehr unwillkommene Gäste eingestellt und sich in solcher Unzahl auf die Kohlpflanzen gelagert, daß man nur mit großer Besorgniß auf unser Bremer National-Gemüse hinblicken kann; dies Ungeziefer befindet sich dort in so großer Menge, daß man Thüre und Fenster verschließen muß; die Raupen kommen durch den Schornstein in die Häuser und man hat genug zu thun, die Töpfe auf dem Herde zu hüten. Jetzt ist wohl kein Rath das Ungeziefer los zu werden, wer aber dasselbe in künftigen Jahren fürchtet, „der säe an die Ränder der Beete oder Felder Hanf." Keine Raupe, kein anderes gefräßiges Insect naht den Gemüsen und Blumen, die durch einen solchen Wall geschützt sind.

(Wettrudern.) Bei der Regatta, welche, wie alljährlich, vor wenigen Tagen in Havre abgehalten worden, hatten sich auch vier englische Schifferweiber aus Portsmouth eingefunden, welche gegen ein mit englischen Matrosen bemanntes Boot einen Preis von 400 Frks. gewannen.

(Die Zahl der Taubstummen in Frankreich) beläuft sich auf 22,000, und für Alle diese giebt es bloß zwei Institute. Das Ministerium beabsichtigt gegenwärtig ein großes Asyl für diese Unglücklichen zu gründen.

In zweiter Auflage ist bei Verleger dieses wieder vorräthig:

Verbesserter Kalender der freien Hansestadt Bremen auf das Jahr 1843

Enthaltend: den richtigen Kalender, Zeitrechnung, Finsternisse, Fluth, Verzeichniß der Jahrmärkte, des Postenlaufs, Ab- Zugehe- und Fahrnißzeit, Thorsperrtabelle, Recepte, Anekdoten, Räthsel. Preis 2 und 4 Grote.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 71.

Bremen, Sonntag den 4. September 1842.

Gestorben:

Nro. 882. Den 30. August. Des Arbm. Joh. Hinr. Beneke Sohn 6 Monat, Hastedt.

— 883. Den 1. Sept. Des Schlossermeisters Gottfried Joachim Schnackenberg Wittwe, geborne Kotzner, 47 Jahr, Böttigerstraße Nr. 13.

— 884. Den 1. — Die Näherin Magdalene Dorothea Stockhausen, 47 Jahr, Kohlhökerstraße Nro. 32.

Nro. 885. Den 1. — Des Buchhalters Christian Joosten Sohn, 3½ Jahr, kl. Rosenstraße Nro. 8.

— 886. Den 1. — Der Arb. Wilhelm Logemann, 77 Jahr, Hastedt Nro. 14.

— 887. Den 1. — Des Malers Gerhard Hünicken Wittwe, geb. Schäffer, 48 Jahr, große Annenstraße Nro. 29.

Geburten:

Nro. 1105. Den 30. August. Des Arb. Johann Heinrich Christoph Schnur Ehefr., geb. Lüdemann, Stephanithorswall Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1106. Den 30. — Des Lotterie-Collecteurs Franz Herm. Abbes Ehefr., geb. Abbes, Seemannsstraße Nro. 1, von einem Mädchen.

— 1107. Den 30. — Des Cigarrenmachers Joh. Carl Kiemeyer Ehefr., geb. Thomsen, gr. Fuhrleutestraße Nro. 24, von einem Knaben.

— 1108. Den 31. — Des Malers Heinrich Conrad Vollmer Ehefr., geb. Hörmann, Marterburg Nro. 34, von einem Mädchen.

— 1109. Den 31. — Des Grobbäckers Gerhard Mindermann Ehefr., geb. Claussen, Hankenstr. Nro. 17, von einem Mädchen.

— 1110. Den 31. — Des Krameramtsgenossen Johann Christ. Müller Ehefr., geb. Bernhard, Schüsselkorb Nro. 21, von einem Knaben.

— 1111. Den 31. — Des Cigarrenfabrikanten Joh. Alb. Neuhaus Ehefr., geb. Nahausen, Gröplingerstraße, von einem Mädchen.

Nro. 1112. Den 31. — Des Pastors zu St. Michaelis Bernhard Loose Ehefr., geb. Müller, alten Steinweg Nro. 25, von einem Knaben.

— 1113. Den 31. — Des Cigarrenmachers Philipp Osmers Ehefrau, geb. Riebo, im Sack Nro. 10, von einem Knaben.

— 1114. Den 1. September. Des Arb. Joh. Behmann Ehefr., geb. Gernandt, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 10, von einem Mädchen.

— 1115. Den 1. — Des Knopfmachermeisters Hinrich Albrecht Rinne Ehefr., geb. Boreen, Sögestraße Nro. 42, von einem Knaben.

— 1116. Den 1. — Des Cigarrenmachers Ernst Conrad Waltjen Ehefr., geb. Steilen, Kirchenstraße Nro. 42 (Neust.), von e. Mädchen.

— 1117. Den 1. — Des Arb. Joh. Gottfried Heinrich Reinemann Ehefr., geb. Tabing, alten Michaeliskirchhof, von einem Knaben.

— 1118. Den 1. — Des Schneidermeisters Zacharias Stallmann Ehefr., geb. Arndt, Balgebrückstraße Nro. 6, von einem Knaben.

— 1119. Den 2. — Des Arbeitsm. Johann Christoph Grages Ehefr., geb Duhme, Lammers Hof Nr. 3, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 366. Der Schiffsbaumeister zu Vegesack Carl Lange und Johanna Specht hieselbst.

— 367. Der Packhausaufseher Heinr. Cornehlsen hies. und Adelheid Bödjer zu Ofenstedt.

— 368. Der Schiffsmäklergehülfe Joh. Albert Krohne und Anna Margar. Müller. Beide v. h.

— 369. Der Schuhmachermeister Adam Heinr. Krohne und Margr. Louise Auffort. Beide v. h.

— 370. Der Schneidermeister zu Freudenberg Johann Conrad Wöhlke und Trina Tietjen zu Hastedt.

Nro. 371. Der Tischler Joh. Diedr. Herm. Osterloh und des verstorbenen Tischleramtsmeisters Joh. Gerhard Osterloh Witwe, Metta Margarethe, geb. Budde, hieselbst.

— 372. Der Branntweinbrenner Georg Wilh. Koester und Gesina Fibetha Döhle hieselbst.

— 373. Der Schlosser zu Oberneuland Christian Sengstake und Adelheid Brunssen zu Schwachhausen.

— 374. Der Stuhl- und Sophafabrikant Joh. Friedr. Tolle und Maria Elisabeth Dege hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 72.

Bremen, Donnerstag den 8. September 1842.

* Den Sängern der Weser,

E. F. aus Braunschweig und Georg Storme aus Twistringen.

Der Weser wäre kein Gesang gegeben,
Ihr wäre stets die Muse fremd geblieben?
Nein wahrlich, viele Blüthen sind getrieben,
Wir sehen manches emsige Bestreben.

Die alten Barden scheinen aufzuleben,
Von denen die Geschichte uns geschrieben.
Visurgis traun, Dich darf die Muse lieben,
Sie wird durch ihre Töne Dich erheben.

Wohl ist auch unser Bremen schön besungen,
Es sind die Lieder bis zu uns gedrungen,
Den Sängern werde unser Dank zu Theil.

Laßt ferner Eure Lieder noch erschallen,
Laßt manchmal Eure Klänge wiederhallen,
Gott schenke Euch, Ihr lieben Sänger, Heil!

Z.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Die Ereignisse vom 18. Brümaire werden dem General Kellermann den Schlüssel dazu gegeben haben, was der künftige Fürst von Neufchatel mit seiner Antwort gemeint hatte. Wie dem aber auch sein möge, die Wirkung von Napoleon's Rückkunft nach Paris war immense. Der Rath der Fünf Hundert übertrug Lucian Bonaparte aus freien Stücken die Präsidentschaft, eine eclatante Huldigung, die man dem Sieger von Aegypten in der Person seines Bruders darbrachte.

Als Bonaparte aber am Tage nach seiner Ankunft Gohier seinen Besuch abstattete, nahm dieser ihn sehr kühl auf, und sagte, er würde ihn den nächsten Tag seinen Collegen officiell vorstellen. Es war 5 Uhr, und Bonaparte wollte eben wieder fortgehen, als Gohier, unstreitig der freundschaftlichen Verhältnisse halber, in welchen seine Frau mit Mad. Bonaparte stand, ihn zu Tische lud. Bonaparte nahm die Einladung an. Unter den Gästen war auch Sieyes. Bonaparte redete diesen gar nicht an, und er schwieg seinerseits auch, stand aber beim Nachtisch ergrimmt auf und sagte beim Weggehen leise zu Mad. Gohier:

„„Haben Sie bemerkt, wie der kleine Mfr. Insolenz, ehe er sich zu Tisch setzte, es unterlassen hat, ein Mitglied der Regierung zu begrüßen, das ihn erschießen lassen könnte?““

Der General Moreau, der an diesem Tage bei Moulins zu Tische gegessen hatte, erschien Abends. Beide Generale, die sich noch nie gesehen, schienen über dies Zusammentreffen sehr erfreut zu sein. Nachdem sie einander beide einen Augenblick betrachtet hatten, brach Bonaparte zuerst das Schweigen, und sagte zu Moreau in sehr verbindlichen Worten, daß es längst sein Wunsch gewesen wäre, ihn kennen zu lernen; dann plauderte er noch eine Weile mit ihm und zog sich hernach ohne Aufsehen zurück. Abends schrieb er an Herrn von N***, *) es würde ihm lieb sein,

*) Diesem nämlichen Herrn von N***, in den hundert Tagen zum Pair von Frankreich ernannt, und der uns ersucht hat ihn in dieser Relation nicht anders als mit dieser Initiale zu bezeichnen, so wie dem Herzog von Valmy (General Keller-

ihn am andern Morgen, wenn er aufstände, d. h. um 6 Uhr, bei sich zu sehen. Herr v. N*** fand sich pünktlich ein. Nach den ersten Begrüßungen unterhielten sich Beide dann über die großen Interessen, die Bonaparte, den Obergeneral der orientalischen Armee, zur Rückkehr nach Frankreich begonnen hatten. Bonaparte sagte zu dem Herrn von N*** manches, wovon dieser keine Ahnung gehabt, brach dann aber plötzlich ab und begann über die Mittagstafel zu sprechen, an welcher er den Tag vorher Theil genommen. Er sagte:

„Ich that, wie wenn ich Sieyes, der mir gerade gegenüber saß, gar nicht bemerkte, und sah, wie ihn diese Geringschätzung wüthend ärgerte. Aber ich kann einmal nicht helfen: der Mensch ist mir fatal:

— Aber, General, erwiederte Herr von N***, glauben Sie, daß Sieyes gegen Sie sein würde?

„Ich weiß es noch nicht; aber er ist ein Systemsmensch, eine Ideologe, und die mag ich nicht. Wie mag man darauf verfallen sein, diesen Priester beim Directorium aufzustellen? Er ist Preußen sehr ergeben, und wird uns, wenn man nicht auf seiner Hut ist, demselben überantworten, ohne es einmal selbst zu wollen. Was die andern betrifft, so bin ich über sie im Klaren: Gohier ist ein politischer Einfaltspinsel, Roger-Ducos ein Cassander und Moulins ein Prahlhans. Ich werde mich dessen heute noch mehr überzeugen, denn ich komme um zwei Uhr mit ihnen zusammen. Besuchen Sie mich jeden Morgen.

Als Herr von N*** sich dann entfernen wollte, hielt Bonaparte ihn noch beim Arm zurück und sagte:

„Apropos, wie stehen Sie mit Barras?

— Nun, nicht gut, nicht böse; ich habe wenig mit diesem Director zu thun.

„Thut nichts! Versuchen Sie doch, wenn es angeht, ihn heute zu sehen und fühlen Sie ihm ein wenig auf den Zahn.

Obwohl es noch zu früh war, um bei dem ein verweichlichtes Leben führenden Barras anzukommen, eilte Herr von N*** dennoch nach dem Luxembourg und traf ihn zu seiner großen Verwunderung schon ganz gepudert und herausgeputzt in seinem Cabinette, das nichts wenigeres war als das ehemalige Schlafgemach von Maria von Medicis, in welchem er mit großen Schritten auf und ab ging.

„„Ihr Freund Buonaparte,““ so redete Barras Herrn v. N*** an, „„ist also wieder da. Was bringt er uns? Krieg oder Frieden!

— Ich weiß es noch nicht, Bürger Director.

„„Er will den Schlauen mit uns spielen; aber was mag er eigentlich wollen? Man kann sich ja mit ihm verständigen. Es würde mir ein Leichtes sein ihm den Oberbefehl der Armeen in Italien oder der in Deutschland zu verschaffen. Er darf nur wählen. Und sollte er Anderes im Sinn haben, so möge er sich frei gegen mich aussprechen, ehe er bei meinen Collegen gewesen ist: wir könnten uns über manches verständigen. Es ist mein aufrichtiger Wunsch, ihm in allen Stücken angenehm zu sein.

— Es würde mich sehr freuen, Bürger Director, ihm bei unsrer ersten Zusammenkunft eine solche Zusicherung geben zu können.

„„Wohlan denn! gehen Sie zu ihm, je eher je lieber. In dergleichen Angelegenheiten kann man nicht zu rasch sein.

Der Herr von N*** kehrte in aller Eile zurück nach der Straße La Victoire.

„Nun,“ redete Bonaparte ihn an, „was bringen Sie Neues?“

— Wäre es etwas Neues, Ihnen zu sagen, welchen Schrecken Sie unsern einfältigen Directoren verursachen?

Nach dieser Einleitung sprach der Herr von N*** sich umständlicher aus, und theilte Bonaparte den von Barras geäußerten Wunsch, daß er sich erst mit ihm einigen möchte, mit.

„Möchten Sie mir wohl dazu rathen,“ unterbrach ihn Bonaparte ironisch, „auf einem morschen Brette zwischen den beiden Thürmen von Notredame einen Tanz auszuführen? Was könnte mir wohl ein Mann wie der da nützen? würde ich nicht schon durch Unpopularität verloren sein, wenn ich nur mit ihm Schritt hielte? Ich scheere mich wenig um den Bürger Barras! Das Einzige, was ich wissen möchte, wäre, wie seine Collegen über mich denken. Barras hat den einzigen Augenblick, der ihm und mir günstig war, entschlüpfen lassen. Er hätte sich dessen, was ich ihm vor meinem Abgange nach Aegypten vertraulich mitgetheilt habe, erinnern sollen. Jetzt wo die Sachen ein anderes Ansehen bekommen haben, ist es zu spät. Ueberdem ist er so tie-

---

mann) und dem General Fregeville, der Zeit Commissionsmitglied der Inspectoren der Fünf Hundert, verdanken wir zum Theil die von uns gegebenen Details.

gesunken, als er nur konnte, und ich habe nicht Lust, ihn aus dem blutigen und moschirten Kothe herauszuziehen, in den ihn die Ereignisse geworfen haben. Er wollte mir zu einem Obercommando verhelfen, sagte er zu Ihnen? Element! ich glaube es schon; aber ich gebe es mir lieber selber, das Commando. Daß ich mich auf einen der Sessel des Directoriums setzte, würde mir augenblicklich nicht genehm sein, weil, wenn ich etwas thue, ich es auch nach meinem Sinn thun will. Was halten Sie übrigens von dem Allen? Würden Sie an meiner Stelle auf dergleichen Anerbietungen eingehen?"

— Nein, General; sich mit Barras verbinden, dabei kann nichts herauskommen. Er ist abgenutzt, verbraucht, zu nichts mehr tauglich, und würde, statt Ihnen und Ihren Plänen, die mir noch fremd sind, zu nützen, vielleicht sehr schädlich sein.

„Das nenne ich gesprochen, wie man sprechen muß," sagte Bonaparte; „nur ein Dummkopf hätte mir zu einer solchen Verständigung rathen können.

— Ich habe also dem Bürger Barras eine unumwundene Weigerung zurückzubringen? erwiederte Herr von N*** und verneigte sich.

„Das nicht; man muß Niemand auf's Aeußerste treiben, selbst einen Dummkopf nicht, wofür Barras auch nicht gelten kann: seine Schwäche, seine Apathie rührt nicht von Dummheit, sondern von Trägheit her. Sagen Sie ihm, ich wollte, von seinem Antrag überrascht, es überlegen, was zu thun sei; ich wäre des Krieges satt, bedürfe auf lange Zeit der Ruhe, würde deshalb aber doch nicht darauf verzichten, der Republik zu dienen; das Weitere würde sich späterhin finden, und dann würde ich mich schon mit ihm verständigen können."

So, wie die Sachen standen, zweifelte Herr von N*** nicht, daß Bonaparte es wohl einsah, wie er sie leiten müßte. Nie war ein Augenblick günstiger gewesen, sich einer Regierung zu bemächtigen. Bonaparte hatte vor seinem Abgange nach Aegypten gesagt, die Frucht sei noch nicht reif. Jetzt war sie es; es bedurfte nur einer entschlossenen Hand, um sie zu pflücken, und diese Hand war die Seinige.

Von den fünf Königen, welche unter dem bescheidenen Titel von Directoren despotisch über Frankreich herrschten: Sieyes, Royer-Ducos, Barras, Moulins und Gohier, letzterer Präsident, war auch nicht einer mit der gehörigen Kraft, um eine in Fäulniß übergegangene Ordnung der Dinge zu halten, noch mit dem Willen, sie durch ein solideres Regime zu ersetzen, begabt. Nur eine aufrichtige Uebereinstimmung der Directoren hätte die Regierung, die auf allen Seiten zusammenbrach, noch retten können; aber eine solche Uebereinstimmung war nicht möglich, weil ihre Charaktere so wie ihre Ansichten sie trennten. Sieyes, der geschickteste und auch der ehrsüchtigste unter allen, hatte von seinem Priesterstande das Tasten und das Sichbedenken beibehalten, das jeden Unternehmungsgeist zurückhält: er sah wohl ein, was hätte geschehen sollen, aber konnte nicht allein handeln, und daß er nicht ernstlich auf irgend einen seiner Collegen fußen dürfe, hatte er schon erfahren.

Royer-Ducos, den sein gemäßigter Charakter und seine politische Redlichkeit an Sieyes knüpften, folgte diesem mehr aus Gewohnheit, als wegen gleicher Ansichten. Moulins und Gohier waren ächte Patrioten, aber ihre Ueberspanntheit hielt sie von diesen letzteren beiden Collegen entfernt, deren Absichten sie nicht trauten. Was Barras, den Verfaulten, wie er damals genannt wurde, betrifft, so waren sein Egoismus und seine Trägheit schuld, daß er niemanden angehörte. Das waren die heterogenen Elemente, aus welchen die vollziehende Gewalt bestand.

Die Machtlosigkeit der legislativen Gewalt war notorisch, und sie mußte natürlich ein gefügiges Werkzeug in einer Hand werden, die Kraft genug hatte, sie zu lenken. Der Rath der Alten sah scheel auf den Rath der Fünf-Hundert, und dieser machte es mit jenem nicht besser. Doch hatten eine Menge ausgezeichneter Männer in der einen und der andern dieser Versammlungen ihren Sitz; aber keiner von ihnen übte ein Uebergewicht zum Besten heilsamer Ideen aus. Es herrschte eben so Verwirrung, wie vorher Schrecken geherrscht hatte. Aus dieser Verwirrung hätte Anarchie werden können — das verhinderte Bonaparte. In diesem Stücke waren vielleicht Frankreich's Heil und sein eignes Interesse im Einklange.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zwillingsbrüder.

(Aus dem Französischen.)

I.

Charles Melville an Eduard Vernillier.

„Lieber Freund! Am 25. d. M. werde ich in Paris sein und Dich umarmen. Adolph kommt nicht mit mir; er

ist in Baden bei meiner Braut, Eugenie Duval, zurückgeblieben, um in meiner Abwesenheit der Hüter meines Glückes zu sein. Der Entschluß, diese Reise anzutreten, ist mir sehr schwer geworden, und nur die gewichtigsten Gründe konnten mich zu dieser, wenn auch noch so kurzen, Trennung bewegen. Du weißt, daß mein Bruder und ich, im Alter von acht Jahren verwais't, bei meiner Tante Aufnahme fanden, daß sie uns, als eine wahrhaft zärtliche Mutter, mit der liebevollsten Sorgfalt erzogen hat. Ihre mütterliche Liebe hat sich niemals verleugnet und selbst als sie durch dringende Rücksichten genöthigt wurde, ihren Aufenthalt in Paris zu nehmen, während wir die Welt durchstreiften und nach neuen Bildern und Ideen jagten, wachte si aus der Ferne für uns, lieh uns ihren Rath, hob uns durch ihre Lobsprüche, und war stolz, wenn den von uns gelieferten Gemälden einiger Beifall zu Theil wurde.... Eine so große Liebe mit Gleichgültigkeit oder Vergessen zu vergelten, würde mehr als schlecht gewesen sein, und was es mir auch kosten mag, ich will keine Verbindung, von der das Glück meiner Zukunft abhängt, eingehen, ohne zuvor von meiner zweiten Mutter die Einwilligung zu erbitten, welche ertheilen zu können, sie selbst glücklich machen wird.

Du kennst Eugenie Duval noch nicht: zwei Worte reichen hin, sie zu schildern. Ihre Schönheit ist entzückend, ihre Güte, die eines Engels. Ach, es ist nicht bloße Liebe, die ich für sie empfinde; es ist die höchste Schwärmerei, es ist Anbetung. — Und doch, wenn ich Dir meine geheimsten Gefühle nicht verhehlen soll — soll ich es Dir gestehen? ich zittre diese Verbindung einzugehen, welche doch alle meine Wünsche befriedigt, denn ich ahne, daß ich Eugenie nicht allein verehre — auch mein Bruder liebt sie, wenn er auch mit bewundernswürdiger Selbstverleugnung in ihrer Gegenwart die Miene der Ruhe und Gleichgültigkeit annimmt. — Meine Stirne bedeckt sich mit Schweiß, meine Hand zittert, meine Augen verdunkeln sich, indem ich diese Zeilen schreibe. — Wie! um dieses Glück zu erringen, soll ich das Band der Bruderliebe zerstören, in welcher ich bis zu diesem Augenblicke gern mein Glück gefunden! Und wie wäre es auch möglich, daß Adolph nicht dieselbe Leidenschaft empfinden sollte, von der ich verzehrt werde? Sind wir nicht Zwillingsbrüder und haben wir nicht stets dieselben Gedanken, dieselben Gefühle gehabt? Hat nicht Gott diese Aehnlichkeit unserer Gesichtszüge auch in unserm Herzen ausgeprägt? O! wie lastet dieser Gedanke auf mir! — Ich habe Adolph heimlich weinen sehen; ich sah ihn erbleichen, als er unsere zärtlichen Worte hörte. O Freund sage, daß ich mich täusche, überzeuge mich, daß ich das Geheimniß nicht zu enthüllen suche; denn zu entsagen, ich fühle bin ich nicht fähig; Gott selbst, würde ich Eugenie abringen!

Charles Melville."

Eduard Vernillier fühlte sich durch diesen Brief im Innersten ergriffen, denn er hing aufrichtig an beiden Brüdern, und da er die auffallende Aehnlichkeit kannte, welche die Natur beiden verliehen hatte, so konnte auch er sich nicht verhehlen, daß Charles unheilvolle Ahnungen gegründet sein möchten.

Drei Tage nach Ankunft seines Briefes erschien Charles. Er war ein feiner und schöner Jüngling von 25 Jahren; seine Stirne zeigte die glänzendsten Geistesgaben an, und aus seinen träumerischen Augen, welche bald eine melancholische Trauer, bald eine heftige Lebhaftigkeit ausdrückten, ließ sich auf ein gefühlvolles und leidenschaftliches Innere schließen.

Die beiden jungen Leute umarmten sich innig und gaben sich jener herzlichen und vertraulichen Unterredung hin in welcher Nichts verschwiegen, Nichts verheimlicht wurde. Eduard Vernillier hatte seinem Freunde wenig zu erzählen, sein Leben war von jenen zerrüttenden Stürmen des Herzens gänzlich verschont geblieben. Nicht so war es bei Charles Melville; alle seine Gedanken, seine Lebensflamme, seine Hoffnungen knüpften sich an das Dasein eines Mädchens, an Eugenie Duval.

Ausgestattet durch eine vollendete Erziehung, mit einer reizenden Gestalt und einem gefühlvollen Wesen war Eugenie ein wahrhaft vollkommenes Weib.

Ihr Vater, welcher den größten Theil seines Lebens in der Erfüllung der schweren Pflichten eines Arztes zugebracht hatte, lebte nun in der reizenden Stadt Baden von dem Vermögen, welches er sich durch seine Kenntnisse erworben hatte. Er war der Neigung Eugeniens zu Charles Melville nicht entgegen, ja er hatte dieselbe sogar begünstigt, denn Alles vereinigte sich, diese Verbindung passend und glücklich zu machen: Stand, Alter und gegenseitige Zuneigung.

Eugenie hatte unter den Brüdern Melville, Charles den Vorzug gegeben, nicht weil sie von Anfang einen Unterschied zwischen den Brüdern gemacht hätte, welcher auch kaum hätte gemacht werden können, sondern weil Charles, der seine Gefühle überhaupt eher laut werden ließ, als sein Bruder,

zuerst gewagt hatte, ihr von Liebe zu sprechen, ihre Hand zu drücken, und sie zur Gebieterin seines Schicksals zu erheben. Sei es, weil er weniger oder weil er mehr Muth, als sein Bruder hatte, begnügte sich Adolph zu lieben und zu leiden; er übernahm freudig die schmerzliche Rolle in einem Drama, in welchem sein Bruder die Rolle des Glücklichen spielen sollte.

Wir haben gesehen, daß Charles das heldenmüthige Leiden seines Bruders zu ahnen anfing, daß er im Begriffe, sich mit Eugenien zu verbinden, vor dem Schlag zitterte, welchen er dadurch Adolph zufügen würde; er theilte Eduard seine Besorgnisse darüber mit und es gelang diesem, ihn zu überreden, daß er ungeachtet der auffallenden Aehnlichkeit im Wesen und den Neigungen mit seinem Bruder, doch kein Grund zu der Annahme berechtige, daß sich auch ihre Liebe einem und demselben Gegenstande zuwenden müsse. Das Herz glaubt so gerne, wo es wünscht.

Eduard's Worte verscheuchten für einen Augenblick Charles melancholische Stimmung und beide beschlossen, den Abend in der Oper zuzubringen. Sie begaben sich dahin, und hatten alle Mühe sich endlich noch zwei Plätze im Orchester zu verschaffen. Ach, an welch' schwachen und geheimnißvollen Fäden hängt das Schicksal des Menschen! Charles Melville war im Zwischenacte hinausgegangen. Sein Platz war unterdeß von einem Herrn eingenommen. Er näherte sich dem Fremden, welcher sich seines Platzes bemächtigt hatte, machte ihm in aller Höflichkeit bemerklich, daß er sich eine Nichtachtung gegen ihn erlaubt habe und bat ihn den Platz wieder abzutreten, auf welchen er vor seinem Hinausgehen einen Handschuh gelegt habe, welcher sich auch noch auf demselben befinden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Baseler Missions-Gesellschaft.

September 1842.

Das Missionsinstitut in Basel hat so eben eine Darstellung seiner Lage und bisherigen Resultate unter dem Titel: „Die evangelische Missions-Gesellschaft zu Basel im Jahre 1842, geschrieben von W. Hoffmann, Inspector," herausgegeben. Dieses kleine Buch ist nicht für den Buchhandel bestimmt, sondern wird unentgeltlich vertheilt; daher wird es vielleicht nur einer geringen Anzahl der Leser zu Gesicht kommen, und es ist wohl im Sinn der Anstalt, wenn darauf aufmerksam gemacht wird und einige Facta daraus hervorgehoben werden. Die Anstalt in Basel wurde im Jahre 1816 gegründet; sie war anfangs dazu bestimmt nur Missionare zu erziehen und sie dann von andern, besonders englischen und holländischen Missionen in fremde Welttheile schicken zu lassen. Die Engherzigkeit der holländischen Regierung in Indien machte jedoch dem Senden deutscher Missionare dahin bald ein Ende, während die englischen Missionen noch immer dankbar Zöglinge aus Basel annehmen. Man hat es der Baseler Gesellschaft oft zum Vorwurf gemacht, daß sie auf diese Art ihre Zöglinge nach verschiedenen Kirchensymbolen, namentlich nach dem episkopalen der anglicanischen Kirche, ordiniren lasse; aber sie vertheidigt sich in dieser Schrift, indem sie über die kleinen und höchst unwesentlichen Unterschiede der Symbole der verschiedenen protestantischen Kirchen hinweg sich auf einen höheren Standpunkt stellt. Im Ganzen hat die Anstalt 203 Zöglinge gebildet, von denen 42 gestorben, 12 wegen Krankheit oder andern Gründen ausgetreten, 121 im Missionsdienst und 28 noch in der Anstalt sind. Von ihnen stehen 29 im Dienst der Mission von Basel, 52 im Dienst der Londoner Episkopalmission, 10 in andern Missionsdiensten, 21 im Dienst der evangelischen Kirche in Rußland, 7 bei deutschen Gemeinden in Nordamerika. Sie sind über alle Länder der Welt zerstreut: in Neuholland 3, in Neuseeland 2, in Amboina 1, in Ostindien 40, in Kleinasien 1, in Jerusalem 2, in Aegypten 2, in Abyssinien 4, in Westafrika 12, in Südafrika 1, in Nordamerika 8, in Westindien 4, in Südamerika 1, in Griechenland 4, in der Türkei 1, in Grusien 4, in Südrußland 14. Mehr als die Hälfte von ihnen kommt aus Würtemberg, das somit im Verhältniß seiner Größe mehr für Missionen thut, als jedes Land und jede Secte, mit alleiniger Ausnahme der mährischen Brüdergemeinde.

Sobald die Anstalt etwas erstarkt war, begnügte sie sich nicht mehr Zöglinge für fremde Missionen zu bilden, sondern gründete Stationen in ihrem eigenen Namen; die ersten waren die im Kaukasus und in Persien, wo von 1821 an in Schuschi, Madscha, Astrachan, Karaß und Tauris Missionen für Muhammedaner und Armenier und zugleich Predigerstellen für die protestantischen Colonien im Kaukasus gebildet wurden, welche unter tausend Gefahren und Schwierigkeiten sich ihren Weg bahnten, bis der Ukas vom 23. August 1835 diese Missionen verbot, um nach dem

neuen politischen Princip von Rußland das ganze Bekehrungsgeschäft der griechischen Kirche zuzuwenden. Dies ist einer der systematischen Rückschritte, welche Rußland seit Alexanders Tod gethan hat. Ein Theil der Baseler Missionen blieb als Prediger in den deutschen Colonien, der Rest kam zurück. Die zweite Mission, welche von Basel aus gestiftet wurde, war die von Westafrika, wo vom Jahr 1827 an Missionen theils in die dänischen, theils in die englischen Colonien, theils nach Liberia geschickt wurden; sie begannen ihre Arbeit inmitten der schwierigsten Verhältnisse, bisweilen unterstützt, bisweilen verfolgt von den dänischen Gouverneuren, der furchtbaren Ungesundheit des Klima's ohne die nöthige Erfahrung und oft ohne die unentbehrlichsten Hülfsmittel ausgesetzt, inmitten der durch Barbarei und Sklavenhandel demoralisirten Negerstämme; sie setzten sich nach und nach in Akropong, Aquambu, Akim und Aschanti fest, aber das Klima verschlang sie, so schnell man neue nachschicken konnte, und nachdem zwölf gestorben und einige krank zurückgekommen waren, kehrte im Sommer 1840 der letzte von ihnen, der muthige und hochverdiente Missionar Riis, der am letzten ausgehalten hatte, nach Basel zurück. Diese großen Opfer schreckten anfangs die Missionsgesellschaft, aber die Berichte von Riis und die neuern Bemühungen der Engländer ermuthigten sie aufs neue, und sie hat jetzt beschlossen einen Versuch zu machen, dem man sein lebhaftestes Interesse nicht versagen kann: sie hat dreißig christliche Neger in Westindien angeworben, welche unter Leitung von Baseler Missionaren theils Lehrer für die Negerschulen in der Mission von Akropong, theils Arbeiter in Holz und Eisen, theils Ackerbauer sein, und eine Mustergemeinde bilden sollen; sie würden den europäischen Missionaren die für diese tödtlichen Handarbeiten ersparen, und es ist alle Aussicht, daß mit ihrer Hülfe eine sehr geringe Anzahl Europäer, welche sich zu acclimatisiren vermöchten, wie es Riis und einigen englischen Missionaren gelungen ist, dieser unglücklichsten aller Menschenracen die größten Dienste leisten können. Vier Baseler Missionare, worunter ein junger in Basel erzogener Neger von der Goldküste, sind mit Schulmitteln und Arbeitswerkzeugen nach Westindien abgereist, um dort die Neger abzuholen und dann mit ihnen in Afrika die neue Niederlassung zu gründen. Es macht der Gesellschaft in Basel wahre Ehre, daß sie sich von dem Schicksal der Nigerexpedition und den großen Opfern, die sie ihren ersten Versuchen auf dieser Küste gebracht hatte, nicht abschrecken ließ; denn wenn es eine heilige Pflicht für die Menschheit giebt, so ist es die dem furchtbaren Zustand, den die christlichen Nationen durch ihren Sklavenhandel in Afrika hervorgebracht haben, ein Ende zu machen, und dies kann nicht durch bloß predigende Missionen geschehen, sondern dadurch, daß man diesen versunkenen Völkern mit einem besseren Glauben zugleich die Elemente einer materiellen Civilisation giebt.

(Schluß folgt.)

* Wägen und Messen.

Caffee, Reis, roher Zucker, Mehl u. s. w. werden gewogen, warum auch nicht das Getreide, da dasselbe doch eigentlich schon nach dem Gewichte — um seine Güte zu bestimmen — verkauft wird. Wägt man im Kleinen, warum nicht auch im Großen, besonders da bekannt ist, daß das Wägen nicht so viel Betrug zuläßt, als das Messen. Der Einführung des Wägens würde wahrscheinlich nichts entgegenstehen, wenn solches auf dem Kaufmanns-Convente beliebt würde, auch nicht das Getreide vertheuern, weil es nicht mehr Zeit wegnimmt, als das Messen, indem es in Säcken transportirt werden muß, daher die Einsackung zum Messen wegfällt. Das Gewicht der Säcke könnte auf denselben markirt stehen.

Welcher Betrug beim Messen vorgehen kann, willkürlich und unwillkürlich, wissen alle, welche mit Getreide Geschäfte machen. Schon unlängst hat der Professer Busch in Hamburg darauf aufmerksam gemacht, wir können es daher übergehen. Uns ist kürzlich ein Scheffel vorgekommen, mit welchem in früheren Zeiten von der Unterbehörde das Zins-Korn eingemessen worden ist, der zu groß war. Noch neulich harmonirte das Maß eines Bäckers mit dem eines Müllers nicht.

Daß Ottersberger Rüben sich so wenig als Wurzeln — Möhren — zum Messen eignen, daher nach Zahl oder Gewicht verkauft werden müßten, ist mehrmals in diesem Blatte gesagt, indeß ist das Messen von den Verkäufern nicht abgestellt, und es wird wahrscheinlich sein Bewenden damit haben, so lange die Käufer damit friedlich sind, und ein paar Dutzend Ottersberger Rüben ein Viertelmaaß einnehmen. In England werden die Kartoffeln nach Gewicht verkauft, weil sie von außerordentlicher Größe sind. Warum hier nicht besagte Rüben?

Auflösung des Räthsels in Nro. 66.

MORGENLANDERN.

Auflösung der Charade in Nro. 67.

Bürger-Freund.

Miscellaneen.

(München, 24. August.) Die neue Methode zu malen, welche Professor Schlotthauer in Verbindung mit Hofrath Fuchs erfunden, besteht nicht in einem neuen Binde- oder Auflösungsmittel, auch nicht neuem Malgrunde oder gar neuen Farben; im Gegentheile malt derselbe mit in Wasser aufgelösten Mineral- und Erd-, ja sogar unter Umständen mit Pflanzen-Farben, auf nassem Grunde von gewöhnlichem Mörtel oder Gyps, doch ohne Nöthigung, den angefangenen Theil zu vollenden, da zu jeder Zeit beliebig nachgebessert und mehr ausgeführt, auch Licht aufgesetzt werden kann (bekanntlich der Frescomalerei unmögliche Dinge). Der Zauber der Erfindung beginnt indeß erst nach völliger Vollendung; er besteht in der Fixirung des Gemalten, das erst noch, gleich einer Pastellzeichnung, verwischlich, nach angewandter Fixirung nicht nur unverwisch- und unverwaschlich ist, sondern auch selbst, dem Steine gleich, von scharfen Instrumenten nicht angegriffen werden kann. Auch auf Leinwand hat der Erfinder Versuche in dieser Methode mit Glück gemacht. Nach Allem, was wir davon wissen, würde sie sich ganz besonders für die Malereien des neuen Theaters eignen.

(Die unglückliche Braut.) Miß Walker, ein schottisches Mädchen von ungemeiner Schönheit, verlobte sich, vor dem Ausbruche des afghanischen Volksaufstandes, mit einem Feldarzte, Namens Munro, welcher bei einem britisch-indischen Regimente angestellt ist. Dieses Regiment erhielt, gleich nach Eingang der Nachricht von der Katastrophe in Kabul, die Weisung zum Marsche dahin. Kurz vorher jedoch hatte die Braut des gedachten Munro, welcher ebenfalls ein Schottländer ist, ihre Heimath verlassen, und die Reise nach Indien angetreten. Das Schreiben, worin er davon unterrichtet wurde, kam ihm zu, als er sich bereits auf dem Marsche nach Afghanistan befand. Von Freude erfüllt, begab er sich damit zu seinem Obersten, der ihm denn auch einen hinreichend langen Urlaub ertheilte, um seine Braut zu empfangen und abzuholen. Eben schickte er sich zur Abreise an, als der Oberst sich durch den Drang der Umstände bemüssigt sah, den gestatteten Urlaub zurückzunehmen, und dem Armen die Weisung zu ertheilen, den Marsch mit fortzusetzen. Diese unverhoffte Hiobspost brachte auf den, in seiner süßesten Erwartung Getäuschten, eine so erschütternde Wirkung hervor, daß er sich in einem Anfalle von Verzweiflung erschoß. Miß Walker (heißt es in einem Schreiben aus Bombay) ist mittlerweile allhier angelangt und sieht von Tag zu Tag mit banger Sehnsucht der Ankunft ihres Verlobten entgegen. Niemand von Allen, die um das grausenhafte Ende desselben wissen, hat das Herz, die Unglückliche davon zu unterrichten.

(Ein schreckliches Ereigniß) hat am 1. August die Freuden des Schützenfestes in Memel gestört. Als eine Kanonensalve zu Ehren des Schützenkönigs gegeben wurde, schleuderte diese einen 19jährigen, hoffnungsvollen Jüngling, den Trost und die Stütze einer armen Wittwe, in die Luft, aus welcher sein Blut mit dem zerfetzten Fleisch auf die Zuschauer gleichsam herabregnete. Er hatte die Augen nach dem gefeierten Schützenkönig gewandt, im Augenblicke des Abfeuerns der Kanone der Schußlinie auf vier Schritte sich genähert und war augenblicklich todt. Das Fest hatte auf der Stelle ein Ende.

(Pariser Industrie.) Ein Messerschmied in Paris hat ein Riesenmesser angefertigt, auf dessen Klinge der ganze Leichenzug Napoleon's abgebildet ist. Natürlich ist das Messer, schon wegen seiner Größe, da es die Länge eines Kavalleriesäbels übertrifft, völlig unbrauchbar. Der Knopf, der dasselbe (es ist zum Aufschlagen) ein gerader Richtung festhält, besteht aus einer kleinen Bronzebildsäule Napoleon's. Auf einer Stahlplatte sind die Worte aus dem Testamente Napoleon's eingegraben, welche seinen Wunsch in Frankreich begraben zu sein, ausdrücken. Die Kuriosität hat noch keinen Käufer gefunden.

(Guter Spaß.) Eines Morgens, es mag zwanzig Jahre her sein, geht Rougemont in Gesellschaft zweier Freunde über den Pont-Neuf, der damals noch nicht, wie heute, mit Wachen geziert war. Da kommt ihm plötzlich ein spaßhafter Einfall, an dessen Ausführung er sich sogleich macht. Ohne selbst seinen Freunden, die er zu unbewußten Theilnehmern seines Planes macht, ein Wort zu sagen, kauft er sich bei einem Krämer zwei Knäuel Bindfaden. So ausgerüstet, stellt er sich auf die Terrasse der Brücke neben die Statue Heinrichs IV., und fängt seine Manövers an. Einer seiner Begleiter nimmt das Ende des einen Knäuels, und geht damit bis an die Ecke des Quais Conti und der Dauphine-Straße, der andere mit dem Ende des zweiten Knäuels über die Brücke bis zum Quai des Lunettes, Rougemont selbst hält die beiden andern Enden, so daß auf zwei Punkten die Passage über die Brücke gehemmt ist. Fußgänger und Wagen bleiben vor dem Faden stehen, da Rougemont mit seiner imposanten Figur und seinem Kreuze der Ehrenlegion für einen Oberingenieur gehalten wird, der eben eine Ausmessung vornimmt. Und wirklich mißt er mit dem größten Ernste die Entfernungen und nimmt auf Augenblicke die Fäden in den Mund, um sie aufzuzeichnen. Bald ist Rougemont von einer ungeheuern Menge jener glücklichen Neugierigen umringt, für die Alles ein Schauspiel ist.

Mit der größten Höflichkeit fragte er die Umstehenden, ob vielleicht einer von ihnen die Güte haben möchte, einen Augenblick die Fäden zu halten, weil er sich mit seinen Gehülfen zu besprechen hätte. Anstatt eines Einzigen, den er verlangte, boten sich ihm zehn mit der größten Bereitwilligkeit an, und Derjenige, den er wählte, war nicht wenig durch diesen Vorzug geschmeichelt. Er hielt sich fast selbst für einen Ingenieur, und ahnte nicht im geringsten, was vorging. Nachdem Rougemont so losgekommen war, ging er zu seinen beiden Freunden, erlöste sie auf dieselbe Weise, indem er auch hier die beiden Fäden zweien Gefälligen übergab, auf die er sich verlassen zu dürfen meinte. Darauf schlichen sich die drei Freunde in das Café Conti, von wo aus sie

zu ihrer größten Freude, beobachteten, wie die Menge um die ausgespannten Schnüre sich immer vergrößerte und ihre gefälligen Substituten noch eine gute halbe Stunde auf ihren Posten aushielten. Nichts mag in der That komischer gewesen sein, als die wachsende Unruhe derselben, als sie den Ingenieur immer noch nicht zurückkommen sahen, nachdem sie bereits über eine Viertelstunde gestanden, und durch ihre Manöver die Passage aufgehalten hatten.

(Kurioses.) Erdmann Neumeister, Pastor in Hamburg († 1756), als geistlicher Liederdichter in den meisten neuen Gesangbüchern fortlebend, begrüßte einst seine Gemeinde von der Kanzel mit folgendem Neujahrswunsch:

Ich wünsche Jedermann den Donner und den Hagel
Des Wortes, daß es Euch durch Herz und Seele dringt;
Die ganze Welt hängt ja die Gott'sfurcht an den Nagel,
Und dieses ist der Zwang, der ihre Herzen zwingt.
Brecht Hals und Bein entzwei, Ihr Eltern und Ihr Kinder,
Dem Adam, welcher Euch zum Bösen stets erweckt.
Den Teufel wünsch' ich Euch, ihr unbekehrten Sünder,
Nicht zwar, daß er Euch hol', vielmehr Euch nur erschreckt';
Ich selber will nach nichts als Mord und Todtschlag ringen
Des Fleisches, welches uns zum Uebel nur erhebt.
Der Himmel lasse nur den Wunsch jetzo gelingen,
So heißt es recht vergnügt, so heißt es wohl gelebt!

(Ueber das Wagenausspringen.) Wir haben alle schon von Unglücksfällen gehört, welche dadurch entstanden, daß Pferde durchgingen oder scheu wurden, dann die Fahrenden hinausspraugen, um sich zu retten. In neuester Zeit hörten wir von dem Tode des Herzogs von Orleans, wie man glaubt, auf gleiche Art herbeigeführt. Wir warnen daher Jedermann in Folgendem: Das Hinausspringen aus dem Wagen soll man stets unterlassen: denn, wenn auch das Fuhrwerk umfällt, so ist's noch immer weniger gefährlich, als das Hinausspringen. Denn durch das Hinausspringen werden wir mit Gewalt hingeworfen, und sind Steine, Bäume ꝛc. da, so ist ein Todtfallen sehr leicht möglich. Räthlich wird das Ausspringen nur 1) wenn wir fürchten müßten, von der Last unseres Wagens erschlagen zu werden, 2) wenn der Sturz des Wagens in einen Abgrund, in ein Meer, in einen Strom ꝛc. geschehen müßte, wobei wir ebenfalls umkommen müßten. Wie muß man aber ausspringen? 1) Am geeignetsten Platze: daher den Kopf nicht verloren! 2) Nicht im Zuge des Wagens, d. i. ganz vorwärts, sonst kommen wir unter die Räder und werden zerquetscht. 3) Nicht gerade weg, sonst werden wir zu todt geprellt; denn unser Sprung macht stets die Diagonale, weil sich eine zusammengesetzte Kraft ergiebt. Nämlich der Wagen zieht vorwärts, wir trachten seitwärts, da geht unsere Richtung in der Mitte durch. Einfluß hat das Gewicht des Körpers, der Bogen des Sprunges u. dgl. Beherzigt wohl die Gefahren, die Ihr so gerne schieferige Pferde unterhaltet; und nehmt Euch wohl in Acht, die Ihr so gerne ausspringet! Dies ist unter zehn Umständen gefährlicher, als Sitzenbleiben, und beinahe immer tödtlich. Für studirte Leute ist diese Mahnung in der Regel überflüssig; aber Andere wollen oft gar nicht einsehen, welche Folgen so ein unzeitiger Sprung nach sich ziehen könne.

(Die erste Pamina.) Dr. Ludwig August Frankl erzählt in seinen geschätzten „Sonntagsblättern", daß er dieser Tage den Besuch von Fräulein Anna Gottlieb erhalten habe, für welche Mozart die Pamina geschrieben hat. Sie ist am 29. April 1774 in Wien geboren. Der unsterbliche Meister sagte von ihr: „Gesang von einem schönen Weibe ist das Bezaubernbste auf Erden," bei welchen Worten er ihr einen aus Frankfurt mitgebrachten Fächer überreichte, und seine Zufriedenheit mit ihrer Leistung als Pamina kund gab.

(Auch ein humanes Institut.) Der menschenfreundliche Sinn der Engländer hat für die vielen in London und den Umgegenden sich umhertreibenden, italienischen Knaben, die mit Drehorgeln, Affen u. s. w. umhergehen, eine eigene Schule errichtet, die bereits am 10. Nov. 1841 eröffnet wurde. Schon in der ersten Woche waren über 100 Schüler da, und gegenwärtig zählt die Schule bereits über 230. Bis zum Juni d. J. betrugen die Kosten 111 L. 11 Sh. 1½ P. und die Einnahme 82 L. 3 Sh.

(Nachstehendes allerliebste Gedicht) finden wir in den „Humoristischen Blättern" (Schulze in Oldenburg):

Das Spiel.

Sie:

Du gehst an meiner Seite
In träumerischem Gang.
Laß uns ein Spiel beginnen;
Mir fällt die Zeit so lang.

Er:

Da hab' ich eins ersonnen;
Es ist gar leicht und fein: —
Dein Mund soll eine Blume,
Ich will ein Bienchen sein.

(Aus Frankfurt wird berichtet:) In unserer Stadt nimmt die Zahl der Schriftsteller und Literaten immer mehr zu. Gutzkow bleibt hier, und auch Dingelstedt, der in den nächsten Tagen von Ostende kommt, will seinen Wohnsitz hier aufschlagen.

(Die Baarschaft der Bank von England) beträgt jetzt 7,846,000 Pfd. Sterl., und die Circulation über 17,543,000 Pfd. Sterl.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 72.

Bremen, Donnerstag den 8. September 1842.

Gestorben:

Nro. 888. Den 3. September. Des Arb. Friedr. Windhorst Ehefr., geb. Körner, 40 Jahr, Hastedt Nro. 111.

— 889. Den 4. — Der Handlungsdiener Herm. Block, 21 Jahr, auf den Häfen Nro. 31.

— 890. Den 4. — Des Schneidermeisters Georg Heinrich Schreiber Tochter, 5 Monat, in der Wisch.

— 891. Den 4. — Des Arb. Heinr. Kumpfer Ehefr., geb. Busen, 63 Jahr, Hastedt Nro. 81.

— 892. Den 5. — Des verst. Arb. Joh. Heinr. Pego Wittwe, geb. Gieseler, 77 Jahr, Doventhors Deich Nro. 16.

— 893. Den 5. — Des Mascopsträgers Christian Anton Spieker Ehefr., geb. Fiege, 26 J., Marterburg Nro. 28.

— 894. Den 5. — Der Holzsäger Hinrich Flömer, 48 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 100.

Nro. 895. Den 5. — Der Cigarrenmacher Joh. Wohlens, 37 Jahr, Dreckort Nro. 31.

— 896. Den 6. — Des Arb. Hermann Tietjen Ehefr., geb. Falke, 40 Jahr, Hastedt Nro 26.

— 897. Den 6. — Der Rademacher Friedrich Wilde, 79 Jahr, Hastedt Nro. 55.

— 898. Den 6. — Der Arb. Joh. Heinr. Kreutzkamp, 60 Jahr, auf Groß Hof Nr. 1, hinterm Stephanithorswall.

— 899. Den 6. — Des Lotterie-Collecteurs Nicolaus Jacobi Tochter, 1¼ Jahr, Buchtstraße Nro 35.

— 900. Den 7. — Des Küpergesellen Tölke Timmermann Sohn, ¼ Jahr, hinter der Balge Nro. 4.

— 901. Den 7. — Der Gürtlergesell Joseph Möhlich, 30 Jahr, am Wall Nro. 62 B.

Geburten:

Nro. 1122. Den 28. August. Des Dr. juris und Staatsanwalds Joh. Herm. Smidt Ehefr., geb. Noltenius, Contrescarpe Nro. 10, von einem Knaben.

— 1123. Den 2. Septbr. Des Schuhmachers Heinrich Eberh. Soller Ehefr., geb Warnken, Buntenthorssteinweg Nro. 168, von e. M.

— 1124. Den 2. — Des Schuhmacheramtsmeisters Erich André Eeg Ehefr., geb. Weber, Seemannsstraße Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1125. Den 3. — Des Sattlermeisters Gerhard Lüder Wöltjen Ehefrau, geb. Müller, Heerdenthorssteinweg Nro. 8, von einem Knaben.

— 1126. Den 3. — Des Arb. Joh. Friedr. Brumloh Ehefr., geb. Rosemeyer, Grafenstraße Nr. 31, von einem Knaben.

— 1127. Den 4. — Des Kaufmanns Carl Schaller Ehefr., geb. Harves, Langenstraße Nro. 142, von einem Knaben.

Nro. 1128. Den 4. — Des Kunstgärtners Heinr. Wilh. Heins Ehefr. geb. Borel, Doventhors Contrescarpe Nro. 20, von einem Knaben.

— 1129. Den 5. — Des Schmiedeamtsmeisters Johann Gotthelf Schultze Ehefrau, geb. Meyer, Buchtstraße Nro. 32, von einem Knaben.

— 1130. Den 4. — Des Lohndieners Heinr. August Wilhelm Burgtorf Ehefr., geb. Baumgarten, Buchtstr. Nr. 33, von einem Knaben.

— 1131. Den 5. — Des Kupferschmieds Christ. David Arndt Ehefr., geb. Stier, Tiefer Nro. 5, von einem Knaben.

— 1132. Den 5. — Des Schenkwirths Henrich Philipp Sander Ehefr., geb. Fricke, Gröplingerdeich Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1133. Den 6. — Des Cigarrenmachers Christian Bruns Ehefr., geb. Meixner, gr. Annenstraße Nro. 70, von einem Knaben.

— 1134. Den 6. — Des Gastwirths Friedr. Conrad Ziesenitz Ehefr., geb. Elten, Dechanatstraße Nro. 15, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 73.

Bremen, Sonntag den 11. September 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 11. September.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Victor.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Toel.
1 Uhr Hr. Past. Nagel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Unserm Könige *).

Mit Glockenklang, Standarte, Ehrenbogen,
Den König grüßt der königliche Rhein.
Wie glänzt der Strom, wie drängen sich die Wogen!
Wie schau'n die Ufer stolz und froh darein!
Die Freude jauchzt aus tausend munt'rn Kehlen,
Und donnernd trägt der Wiederhall sie fort!
Doch darf zum Guten nicht das Beste fehlen:
Das ist, o Herr, ein freies Wort.

Du kommst, o Herr, zum Kölner Dombaufeste,
Mit eigner Hand den zweiten Grund zu weih'n.
Sie rührten Dich, der Vorzeit edle Reste,
Laut sprach zu Dir das bröckelnde Gestein.
Du winkst, o Herr: und die Gerüste steigen,
Sich wiederspiegelnd in dem gold'nen Strom!
Und was sich auch für Wetterwolken zeigen:
Fortbau'n willst Du den Kölner Dom.

Fortbau'n, fürwahr! da hast Du es getroffen,
Das ist ein Klang, der unserm Ohr gefällt,
Das ist's, o das, was Deine Völker hoffen,
Das ist die Loosung der verjüngten Welt!
Nicht Dome blos, nicht Burgen und Paläste,
Bau' fort, o Herr! — an einem andern Haus,
Bau' fort, bau' fort an einer andern Veste:
Den Dom der Freiheit, bau' ihn aus!

Fortbau'n allein, Fortbauen heißt Erhalten!
Dieselbe Huld, die Du dem Dom bescheert,
O laß sie auch im Vaterlande walten!
Auch dies, o Herr, ist einen Grundstein werth.
Dem Dome gleich, halb fertig, halb Ruine,
Erwartungsvoll steht unser Vaterland:
Es schaut auf Dich, es fleht mit stummer Miene —
Auch ihm, auch ihm ein Wink der Hand!

Dem Krahne gleich dort auf des Thurmes Mauer,
Der regungslos durch manch' Jahrhundert stand,
So steht die Presse, Herr! Sie steht voll Trauer,
Weil sie noch nicht die volle Freiheit fand.

*) Durch obiges Gedicht begrüßte die Rheinische Zeitung im Eingange ihres Blattes den König von Preußen bei seiner Ankunft zum Dombaufeste in Köln.

O laß auch sie sich frisch und frei bewegen,
Wie Du den Kranz sich neu bewegen heißt,
Und laut und stolz, der ganzen Welt zum Segen,
Grüßt, **PROTECTORI!** Dich der Geist.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Zur verabredeten Stunde begab Bonaparte sich nach dem Directorium, angethan mit seiner Obergenerals-Uniform und einem kostbaren Mameluckensäbel, den er nach orientalischer Weise an einer carmoisinrothen seidenen Schnur trug, während ihm ein prachtvoller bunter Kaschemir als Schärpe diente. Als die Wache ihn im Hofe von Luxembourg aussteigen sah, erkannte sie ihn und brach in den Ausruf: „es lebe Bonaparte!“ aus. Durch zwei Dienstwillige (officieux) d. h. zwei Huissiers, bei der versammelten Magistratur eingeführt, sagte Bonaparte, er sei, nachdem er seiner Armee festen Fuß in Aegypten verschafft, und ihr weiteres Geschick einem General anvertraut habe, der fähig wäre, es zu sichern, abgereist, um der Republik zu Hülfe zu kommen, die er für verloren gehalten; er freue sich aber sie durch die Großthaten seiner Waffenbrüder gerettet gefunden zu haben.

„Nie werde ich den du anders, als zur Erhaltung der Republik und zur Vertheidigung der Freiheit ziehen,“ schloß er, indem er die Hand auf den Knopf seines Damascenerd legte.

Der Präsident Gohier becomplimentirte ihn über seine Siege und über seine Heimkunft. Dem Scheine nach war die Aufnahme sehr schmeichelhaft, aber in der Wirklichkeit wurden die Besorgnisse durch die Lage zu sehr gerechtfertigt, als daß diese unerwartete Rückkunft dem Directorium hätte angenehm sein können. Die Ceremonie endigte mit einem Bruderkusse, der weder sehr brüderlich gegeben, noch so empfangen wurde.

III.

Alle Offiziere, die Bonaparte aus Aegypten zurückgebracht hatte, alle in der Hauptstadt anwesenden Generale, die im Dienste standen oder die eine Anstellung erwarteten: Jourdan, Macdonald, Leclerc, Bournonville, Lefebvre, der die 17. Militair-Division, d. h. Paris befehligte; Bruix, der vormalige Marineminister; Dubois-Crancé, der Kriegsminister; Cambaceres, der Justizminister; Fouché, der Polizeiminister; Talleyrand, der darauf bedacht war, sich Verzeihung wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die ägyptische Expedition auszuwirken, und hundert Andere; alle Capacitäten, alle Politiker, Patrioten oder Gemäßigte, in oder außer Amt, endlich die meisten Mitglieder des Gouvernements, alle ließen sich bei dem jungen General einschreiben, die Meisten, um sich seinen Plänen anzuschließen, die mindere Zahl, um sie zu überwachen. Noch müssen Chenier, Cabanis und Rederer die Elite der philosophischen Partei, die sich der Elite der Armee anschloß, um eine Revolution auszuführen, nach welcher sich die Nation zu sehnen schien, genannt werden.

Mit Ausnahme von Bernadotte, der damals das Heil des Staates nur in der Republik und diese im Jacobinismus erkannte, schlossen alle Generale der italienischen Armee sich ihrem ehemaligen Befehlshaber en chef an. Ein jeder diente dem General Bonaparte in seiner Weise. Endlich und nach einigem Bedenken, und vielleicht nur deshalb, weil das Directorium ihn vernachlässigt hatte, knüpfte auch Augereau sein Geschick an das seines früheren Waffenbruders, obwohl er ihn innerlich verabscheute.

„Rechnest Du denn nicht mehr auf deinen kleinen Augereau?“ hatte er eines Morgens zu ihm gesagt, indem er sich ohne Umstände bei ihm auf ein Frühstück zu Gast geboten.

Was Bernadotte betrifft, so war er, mit vielem Scharfsinn begabt, einer der ersten gewesen, die Napoleon's Anschläge errathen hatten, und hielt sich überzeugt, daß der Ueberläufer, wie er ihn nannte, es auf nichts weniger abgesehen habe, als die Verfassung umzustoßen und sich der Gewalt zu bemeistern. Unter dieser Ansicht bot er dem Directorium, dem Rath der Alten, dem der Fünfhundert und allen denen im Gouvernement seine Dienste an, von welchen er glaubte, daß sie der von ihm gefürchteten Veränderung eben so feind seien, als er selber. Aber Bonaparte war nicht der Mann, der sich in Schlauheit und Regsamkeit leicht den Rang ablaufen ließ, und so mehrte sich denn auch die Masse seiner Anhänger mit jedem Augenblick.

„Ich habe schon mancherlei in Erfahrung gebracht,“ sagte er zu dem Herrn von N***, als er ihn wiedersah. „Der Bernadotte, das ist ein kurioser Mann! Er meint, er könne an dem Plane, von dem man in meinem Namen mit ihm gesprochen hat, nicht Theil nehmen, und hat nur

versprochen, daß er unter der Bedingung, daß man darauf verzichte, schweigen wolle. Bernadotte ist nicht der Mann mit dem vom Flecke zu kommen ist, er ist vielmehr ein Hemmschuh."

Nach einem Schweigen, während dessen Bonaparte sich mehrere Male mit der Hand über die Stirn fuhr, begann er wieder:

„Ich glaube wohl, daß ich Bernadotte und Moreau gegen mich haben werde; aber ich fürchte Moreau nicht. Ich habe ihn zuerst nur einen Augenblick bei Gohier gesehen, und da habe ich ihn gleich geaicht. Er ist weich, ohne Energie, und ich bin überzeugt, daß er die Militärgewalt der politischen Gewalt vorzieht. Ich werde ihn durch die Zusage eines Armeebefehls gewinnen; aber der Bernadotte, der hält nichts auf mich! Er wird sich berechtigt glauben, Alles wagen zu dürfen; er hat Geist. Aber ich bin ja erst angekommen: das Uebrige wird sich finden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Der Mann, an welchen er seine Worte richtete, hatte ein finsteres hochmüthiges Aussehen. Sein starker grauer Schnurrbart, die schwarze Halsbinde, welche militärisch straff angezogen war, sein eng zugeknöpfter Rock, sein rothes Ordensband, seine befehlende und entschiedene Haltung ließen keinen Zweifel über seinen Stand. Er hörte Charles an, wandte den Kopf nach ihm, bewegte leicht die Augenbraunen und warf ihm einen verachtenden herausfordernden Blick zu.

— Dieser Platz gehört mir, mein Herr, sagte Charles mit einem Tone, in welchem sich ein Anflug von Zorn ausdrückte. — Wollten Sie wohl die Güte haben, mir zu ersparen, daß ich ihn ernstlich fordere.

— Ihnen gehört er? — Es mag sein. — Ich behalte ihn.

— So werden Sie es natürlich finden, wenn ich mir ihn wieder nehme — erwiederte Charles Melville, indem er den Unbekannten am Rocke faßte. In demselben Augenblicke aber schlug dieser ihm ins Gesicht. Ein Rendez-Vous wurde festgesetzt ohne weiteres Schreien und Drohen; nur als die Oper zu Ende war, ging der Unbekannte an Charles vorüber, sah ihn fest an und sprach genau spähend, welche Wirkung seine Worte hervorbringen würden:

— Morgen, mein Herr; ich bin der General D***. Diesen Namen kannte Charles; Jedermann kannte ihn, denn derjenige, welchem er gehörte, hatte sich in Frankreich, besonders aber in Paris, eine schreckliche Berühmtheit erworben. In der That war es allgemein bekannt, daß alle Unglücklichen, welche diesem Manne als Gegner gegenübergestanden hatten, der mörderischen Geschicklichkeit und dem Glücke desselben, stets zum Opfer gefallen waren.

Die Zeit kurz vor einem Zweikampfe hat, so stark auch die Seele eines Mannes sein mag, doch stets etwas Peinliches, denn alle die verschiedenen Bande, welche uns an die Welt fesseln, werden in solchen Augenblicken fester und straffer. Charles brachte die Nacht schreibend und in Nachdenken verloren, zu. Mancher Kummer, manche Erinnerung, mag vielleicht seinen Muth erschüttert haben. Der Tag brach an, der innere Kampf war überstanden, und dem Leben entsagt; der Mann war wieder Herr über sich selbst.

Ueberzeugt, daß die Beleidigung, welche Charles Melville erhalten, alle ausgleichende Vermittelung unmöglich mache, hatte sich Eduard Vernillier bloß darauf beschränkt, die Rolle eines Zeugen zu übernehmen, ohne diejenige eines Vermittlers zu versuchen. Er wußte übrigens auch, daß Charles nicht bloß Geschicklichkeit, sondern auch Festigkeit besaß, daß er sich schlagen würde und die Waffe zu führen verstehe. Keine jener Vorsichtsmaßregeln versäumend, welche ihm als Zeuge oblagen, traf er mit den Zeugen des Generals über die Art und die Bedingungen des Kampfes die nöthige Verabredung, und es wurde bestimmt, daß der Zweikampf im Gehölze von Vincennes, bei dem Dorfe Saint Mandé, stattfinden sollte, die Schußweite wurde auf 20 Schritte festgesetzt, und das Loos sollte entscheiden, wer den ersten Schuß habe.

Bevor Charles in den Wagen stieg, ließ er bei Eduard einen Brief zurück, und bat diesen, im Falle seines Todes, den Brief seinem Bruder Adolph zu überbringen.

— Du wirst ihm sagen, daß sein und Eugeniens Name meinen Lippen zugleich mit dem Leben entflohen.

Eduard drückte heftig die Hand seines Freundes. Dieser Druck war das Versprechen.

— Ich danke Dir, — sagte Charles mit einem trüben Lächeln.

Er fuhr ab, begleitet von seinen Zeugen. Der General, welcher schon vor ihnen angekommen war, ging Charles einige Schritte entgegen, begrüßte ihn mit kalter Höflich-

keit und rauchte dann so ruhig weiter, als ob er bei dem blutigen Auftritte, der jetzt vorbereitet wurde, ganz und gar unbetheiligt sei.

Ein Fünffrankenstück wurde in die Luft geworfen und das Loos begünstigte Charles Melville. Der Sicherheit seiner Hand gewiß, war er nun überzeugt, daß sein Gegner verloren sei; aber als er das Leben eines Menschen, der ihn so schwer beleidigt hatte, so ganz in seiner Hand sah, erlosch plötzlich alles Rachegefühl in ihm; er schauderte, ein Leben zu vernichten, welches Gott geschaffen hatte; er fragte sich vielleicht, ob er es wagen könne, Eugenie mit der Hand an den Altar zu führen, welche einen Mord begangen hatte; er streckte den Arm aus und rief:

— General — die Ecke Ihres Hutes!

Die Kugel pfiff und durchbohrte die angegebene Stelle.

Der General hatte kein Zeichen von Furcht, Ueberraschung oder Dankbarkeit gegeben; seine Haltung war drohend geblieben, sein Blick unbeweglich, seine Lippen zuckten ironisch.

— Sie sind geschickt, sagte er kalt. — Jetzt ist es aber an Ihnen, mein Herr; der fünfte Knopf auf der linken Seite!

Der Schuß ging los, Charles fiel: die Kugel war ihm durch das Herz gegangen.

— Das ist Mord, das ist ein schändliches Verbrechen! schrie Edward Vernillier, bleich vor Unwillen und Schmerz.

— Wozu dieses Geschrei, junger Mann, sagte Herr D***, mit eisigem Tone; jeder von uns hat sich seines Rechtes nach seiner eignen Phantasie bedient. — Auf Wiedersehen, meine Herren. —

Mit diesen Worten stieg der General in den Wagen und verschwand.

Edward Vernillier ließ seinem Freunde die letzten Ehren erweisen. Der junge Mann wurde auf dem Kirchhofe von St. Mandé beerdigt. Nachdem diese letzte Pflicht erfüllt war, begab sich der junge Advokat nach Baden, um sich des Versprechens, welches er seinem verstorbenen Freunde gegeben hatte, aufs gewissenhafteste zu entledigen.

Adolph Melville war, als er die Nachricht vom Tode seines Bruders vernahm, wie vom Blitze getroffen. Sein Schmerz war still und finster, wie es die Verzweiflung ist; er führte Edward Vernillier vor die Stadt, schoß zehnmal mit einer Pistole nach einer Scheibe und traf zehnmal das bezeichnende Ziel; darauf sagte er mit einem schrecklichen ironischen Lächeln:

— Edward, glaubst Du wohl, daß ich einen Menschen tödten könnte?

(Schluß folgt.)

Baseler Missions-Gesellschaft.

(Schluß.)

Dies haben die mährischen Brüder nie aus den Augen gelassen, und darum haben ihre Missionen unter den jammervollsten Stämmen der Erde immer so guten Erfolg gehabt. Die Aussichten, welche die Rückkehr der zwei in England erzogenen Söhne des Königs von Aschanti, so wie das Gelingen der ackerbauenden Mission der Methodisten auf der Goldküste, dem Zugang christlicher Civilisation in Afrika giebt, hat ohne Zweifel die Missionsgesellschaft in Basel in ihrem Entschluß bestärkt. Die Gefahr für das Leben der Europäer ist bei ihrem neuen Plan beträchtlich vermindert; aber dennoch darf man sich nicht verhehlen, daß dieses Klima oft die bestberechneten Pläne vereitelt, und es ist nicht zweifelhaft, daß der Versuch Afrika zu civilisiren immer neue Opfer fordern wird. Allein jeder Fortschritt der Menschheit verlangt Opfer, und wo der Zweck so schön und so groß ist als hier, ist es dem Menschen wohl erlaubt sein Leben zu wagen.

Die dritte Mission, welche das Institut errichtete, ist die von Südindien, wo sie seit dem Jahr 1834 acht Stationen mit 18 Missionaren gebildet hat. Die Resultate sind bis jetzt unbedeutend: die Bekehrten belaufen sich auf 200, aber die Knaben- und Mädchenschulen enthalten 1000 Kinder, und auf ihnen beruht vor allem die Aussicht auf Erfolg. Ich habe keinen Raum das Detail der von dieser Mission überstandenen Schwierigkeiten zu geben; aber es ist zu bedauern, daß die Engländer in Indien nicht mehr für sie thun, was sich jedoch künftig hoffen läßt, denn es ist für sie und für Indien gleich wünschenswerth, daß sich große christliche Gemeinden in Indien bilden.

Die Hülfsmittel der Missionsanstalt sind ziemlich bedeutend, aber nicht zulänglich. Die Beiträge, welche sie gegenwärtig erhält, belaufen sich auf 66,000 fl., während die Ausgaben bei der gegenwärtigen Ausdehnung ihrer Unternehmungen 98,000 fl. betragen, wovon auf die indische Mission 54,000, auf die afrikanische wenigstens 14,000

auf das Missionshaus und Ausgaben zu Hause 28,000 fl. kommen. Den Ausfall kann die Gesellschaft noch einige Jahre aus eignen Mitteln bestreiten, aber dann müßte sie ihre Missionen einschränken, wenn die Beiträge sich nicht vermehrten, und diese hervorzurufen ist der Zweck der herausgegebenen Schrift. Ein Theil der Einkünfte kommt von dem Ertrag des von der Gesellschaft herausgegebenen „Magazin für Missionsgesellschaften", das jährlich in 4 starken Heften zum Preis von 2 fl. 45 kr. in Basel erscheint. Anfangs wurde es zu 3500 Exemplaren abgesetzt, jetzt aber nur noch zu 2000, weil die vier seitdem in Norddeutschland entstandenen Missionsgesellschaften das Interesse theilen. Dennoch könnte und sollte die Verbreitung dieses Journals weit ausgedehnter sein, aber dazu müßte es dem großen Publicum interessanter gemacht werden. Die Katholiken haben dies von jeher besser verstanden; die bändereiche Sammlung der Lettres édifiantes wird von Zeit zu Zeit wieder aufgelegt und die Annales de la Propagation de la foi werden in 140,000 Exemplaren verkauft, so daß die ganze Existenz der großen und katholischen Missionen gegenwärtig nur auf diesem Journal beruht. Die protestantischen Missionsjournale wenden sich durch ihren Ton und Inhalt nur an einen beschränkten Theil des protestantischen Publicums; ihre Sprache hat etwas Sectenhaftes das abschreckt; wenn sie von einem Missionar reden, so ist es „ein theurer Knecht Christi"; ihre Wirksamkeit ist „der Weinberg des Herrn" u. s. w.; sie haschen nach speziellen Zeichen und Wundern; sie füllen vor allem ihre Journale zu sehr mit Auszügen von fremden Missionsberichten, anstatt der Briefe ihrer eigenen Missionare. Die Anstalt in Basel hat 30 eigene Missionäre in sehr wenig gekannten Gegenden, in denen es sich aber um große Interessen der Menschheit handelt, und ihre Correspondenz sollte hinreichend sein ein fortlaufendes Bild der Zustände dort, der Leiden und der Erfolge der Missionare zu geben, welches Jedermann interessiren würde und auch erbaulicher wäre als die Wiederholung der frommen Reden. Man hat in Basel einige lehrreiche Briefe von Missionaren gedruckt, und ähnliche sollten den Hauptinhalt des Journals bilden, weil Jedermann an etwas Lebendem, dessen Entwicklung er verfolgen kann, leicht und lebhaft Theil nimmt. Die Missionsgesellschaft könnte dabei einige englische Missionare zum Beispiel nehmen, wie die Briefe von Beke aus Abyssinien und andern, oder das Journal der Anti-slavery society, sie sollte alles mittheilen was sie befällt, Glück und Unglück, Fehlgriffe und Gelingen, und ihren Lesern so viel möglich lebendige Fakta und so wenig als möglich todte Redensarten geben. Sie sollte ihr Journal auch öfter in kleineren Heften erscheinen lassen, um das Interesse wach zu erhalten, denn sie ist auf die Welt angewiesen, muß die Theilnahme derselben an ihrem Thun erwecken, und es fehlt heut zu Tage nicht an menschlichem Antheil und an wissenschaftlicher Neugierde. Die Baseler Gesellschaft spielt selbst in ihrem Bericht darauf an, daß sie wohl daran thun würde die besten Theile der Organisation der katholischen Missionen nachzuahmen, und darunter gehört gewiß die Einrichtung, daß die Katholiken sich in kleine Cirkel theilen, welche einen regelmäßigen Beitrag geben und deren jeder dafür ein Exemplar des Missionsjournals zur Circulation unter seinen Gliedern erhält, eine Einrichtung welche vortrefflich ist, indem der Beitragende etwas für seine Beisteuer empfängt und zugleich das Lesen des Journals seinen Eifer wach hält. Es wären noch andere Theile des katholischen Missionssystems zur Nachahmung zu empfehlen, aber diese greifen zu tief in die ganze Art ein, wie man sich beiderseits das Problem gestellt hat, als daß sie hier erörtert werden könnten. So viel ist unstreitig, daß die Baseler Missionen vielen Muth gezeigt haben und daß sie sich von dem Vorwurf des Sectenhasses, der Habsucht und der Herrschsucht frei zu halten gewußt haben.

Missionen sind die humanen Kreuzzüge unserer Zeit, ihre Aufgabe ist unermeßlich, denn sie haben Tausende von wilden oder barbarischen Stämmen vor ihrem gänzlichen Untergang zu retten, sie haben ihnen die Waffe bürgerlicher und moralischer Ordnung zu geben, ohne die sie in ihrem Contact mit civilisirten Nationen zu Grunde gehen müßten. Und es thut Noth, daß dies schnell geschehe, denn der Sclavenhandel, der Branntwein, die Feuergewehre und die Krankheiten, welche der europäische Handel unter den wilden Stämmen verbreitet, vertilgen alle Jahre ganze Völker, während die Missionare nur langsame Fortschritte machen. Der Missionsbericht giebt die Zahl der Missionare auf 5000, die der Bekehrten auf 400,000 an; wenn man aber die jährliche Zerstörung durch europäische Habsucht berechnen könnte, so würde sich ein furchtbares Uebergewicht ergeben und zeigen, daß die Kinder der Finsterniß klüger sind als die Kinder des Lichts. Die Aufgabe der letztern ist freilich die schwerere, aber sie machen sie noch schwerer als sein müßte, indem sie sich mehr um „Rettung der Seelen" von einzel-

nen, als um Bekehrung von Völkern bemühen. Es wäre besser sie bemühten sich vorerst ganze Stämme zu einem auch nur oberflächlichen Christenthum zu bringen, weil sie dadurch derselben Existenz sicherten, sich einen gesetzgebenden Einfluß eröffneten und die vollkommenere Bekehrung der Einzelnen nachfolgen könnten. Hätten die christlichen Bischöfe die gründliche Bekehrung jedes Franken und Gothen den sie aufnahmen vorerst sichern wollen, so wäre Gallien noch heute heidnisch. Doch ist dies ein Gegenstand der eine längere Auseinandersetzung erfordert und über den zwischen protestantischen und katholischen Missionen schon viel Streit war, der aber ihrer sorgfältigsten Beherzigung wohl werth ist.

Augenheilkunde.

Ein englischer Arzt, Dr. Turnbull zu London, hat die Entdeckung gemacht, daß die Blausäure ein ungemein wirksames Mittel zur Heilung der Blindheit ist. Vor einigen Wochen stellte derselbe in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung an verschiedenen Patienten, die sich in einem Alter von fünf bis zwanzig Jahren befanden, eine Reihe von Versuchen an, die den vollkommensten Erfolg hatten. Die Heilung wurde bewirkt, indem man nur eine halbe Minute oder so lange, bis der Patient anfing, einige Wärme zu verspüren, eine kleine Phiole mit Blausäure, welche eine der Größe des Auges entsprechende Oeffnung hatte, diesem Organe näherte. Ein Kind war seit dem sechsten Tage seines Lebens blind und hatte in der Blindenschule mit erhöheten Lettern lesen gelernt; aber nach wiederholter Behandlung mit Blausäure konnte es diese Buchstaben sehen und sie vermehrt mit Hülfe des Gefühles als des Gesichtes lesen. Ein 22jähriges Mädchen hatte dreizehn Jahre in gänzlicher Blindheit zugebracht, bis Dr. Turnbull sie behandelte, und kann jetzt ohne Führer gehen und alle Formen und Farben unterscheiden. Nachdem wir Zeugen dieser Versuche gewesen waren (sagt ein Berichterstatter in einem englischen Blatte) und uns von der Richtigkeit der Angaben überzeugt hatten, suchten wir auch zu erfahren, was Hrn. Turnbull auf diese Entdeckung geführt, so wie die Ursachen der wunderbaren Wirkung eines so einfachen Mittels. Dr. Turnbull antwortete, daß er zuerst darauf gekommen sei durch den bei allen Vergiftungen durch Blausäure wesentlich hervorgehobenen Umstand, daß das Auge des Verstorbenen mehrere Tage lang so hell und klar blickt, als wenn er noch lebte. Dies erregte in ihm die Vermuthung, daß die Säure eine spezifische Einwirkung auf das Auge übe. Er schloß, daß ein Mittel, welches nach dem Tode solche Symptome hervorbrächte, auch auf den Lebenden von gewissem Einfluß sein müßte, und wurde dadurch zu einer Reihe von Versuchen veranlaßt. Der Grundsatz war bald festgestellt. Das Auge und Alles rund umher erweiterte und röthete sich. Es war augenscheinlich, daß das rothe Blut der Arterien in die feinsten Aederchen floß und eine starke Einwirkung auf das ganze Capillar-System hervorrief. Nicht der geringste Schmerz wurde empfunden; ein lindernder Einfluß schien auf die Gefäßnerven ausgeübt zu werden, und selbst wenn eine Entzündung sich zeigte, so verschwand sie doch wieder sehr bald. Das Auge hingegen bot alle Symptome heftiger Entzündung dar, worin eben der wahre natürliche Heilungs-Prozeß besteht, ohne daß jedoch der Kampf zwischen der Natur und der Krankheit auf irgend eine empfindliche Weise fühlbar wurde. Der Sitz des Uebels wich nach und nach angegriffen, und eine heilsame Spannung hervorgerufen, entweder um etwas Fehlendes zu ersetzen oder Hindernisse zu beseitigen. Auf die Frage, welche Wirkung dieses Verfahren auf Kurzsichtige und alte Leute äußere, erwiederte Dr. Turnbull lachend, daß die Blausäure bald die Brillen ganz verdrängen würde; in beiden Fällen stärke sie die Sehkraft so sehr, daß kein Zweifel über die Anwendbarkeit des Mittels übrig bliebe. Der Kronprinz von Hannover, bei dem bereits so viele Heilmethoden vergebens angewandt wurden, soll durch einen seiner Freunde in England auf die neue Entdeckung aufmerksam gemacht worden sein, und es wird von verschiedenen Seiten die Erwartung geäußert, daß sie sich auch an dem unglücklichen Prinzen bewähren würde.

Desiderata.

Wer den Geeren passirem will, etwa in der Gegend von Nro. 31, und besonders in den Morgenstunden, hat oft Zeit, ehe er sich durch die täglich erneute Niederlage von Fuhrwerken und andern unaussprechlichen Gegenständen hindurchwinden kann, allerlei nützliche Beobachtungen anzustellen über die Structur von Achsen und Rädern, über die Behandlung und die Gefahr von Pferdehufen, über gewisse Zweige des Ausfuhr-Geschäft und deren Einfluß auf die Atmosphäre u. d. g.

Bei einer solchen Gelegenheit entstand bei mir der Gedanke, daß es doch sonderbar sei, daß Dieser Jahr aus Jahr ein die ganze Straße als seine Werkstätte benutzen könne ohne Widerrede, während Jene in allen öffentlichen Blättern angefochten wird, weil sie zum Obsthandel ein Eckchen vom Trotoir benutzt, welches nicht so groß ist, als eine der neuerfundenen eisernen Kellerluken, die so bequem sind zur Einfriedigung kleiner Vorhöfe.

Ich dachte bei mir selbst, der gute alte Grundsatz, was dem einen recht ist, ist dem andern billig, muß doch wohl seine Ausnahmen haben, und es sind wohl diese Ausnahmen, was man so im gemeinen Leben „Gerechtigkeit" nennt!

Wäre es nicht zu empfehlen, daß ein jeder Bürger, welcher berechtigt ist, eine auffallende Ausnahme von der allgemeinen Ordnung zu machen, mit großen Buchstaben an sein Haus malen ließe: Hier herrscht Gerechtigkeit. Der geheime Argwohn des Gegentheils würde dadurch bei den Vorübergehenden unterdrückt werden.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 6. September d. J.

Heinrich Karl Wittwe Immobile, Faulenstraße Nro. 3, zu 7625 Rt. Käufer: Herm. Jacob Waltjen.

Miscellaneen.

(Prozeß um Seifenwasser.) Ein Bäcker in Paris hat seinen Werkmeister verklagt, weil dieser boshafter Weise Seifenwasser in den Teig gemischt und dadurch das Gehen (Steigen, Aufblähen) verhindert habe. In Folge dieses Prozesses hat der Chemiker Chevallier den Einfluß des Seifenwassers auf das Brodbacken geprüft und wirklich ermittelt, daß schon ein Weniges von Seife die Aufblähung des Teigs, das sogenannte Gehen, verhindere, so daß es selbst unmöglich wird, dem Gebäck seine gewöhnliche runde Form zu geben. Es macht sich zum Verkauf völlig unbrauchbar, auch wenn man durch den Geschmack nicht über eine ungewöhnliche Mischung belehrt würde. Uebrigens soll dieser Schabernack in Paris öfter vorfallen und wird, da die Bahn gebrochen, wohl auch öfter bestraft werden.

(Ludwig Philipp's Urtheil über Rennpferde.) Daß der verstorbene Herzog von Orleans ein außerordentlicher Freund und eifriger Beförderer der Wettrennen in Frankreich war, ist bekannt. Das „Foreign Quaterly Review" berichtet hierüber folgende Anekdote: Bei einem (nicht lange vor dem unglücklichen Tode des Prinzen Statt gefundenen) Wettrennen, wobei dessen Rennpferde eine hervorragende Rolle spielten, nahm König Ludwig Philipp den Marstall seines Sohnes in Augenschein. „Zu meiner Zeit," äußerte der Monarch mit Kopfschütteln, „würde man derlei Thiere, die Euch in Ekstase versetzen, Katzen, und ihre Beine Pfeifenstopfer genannt haben. Du sprichst, mein lieber Sohn, von Veredlung der französischen Pferdezucht; ich sage Dir aber, Ihr werdet es damit endlich so weit bringen, daß dieser Schlag von Pferden sich selber nicht mehr zu tragen im Stande sein wird."

(Danzig, 25. August.) Man hört hier mit Schrecken von dem Bankerott des Handlungshauses Baaker in London, der namentlich dadurch, daß durch drängende Gläubiger, die großen Vorräthe Weizen, 12,000 Last, welche jenes Haus liegen hatte, zu Markt gebracht werden mußten, an der jetzt so unglücklichen Conjunktur Schuld hat. Man hat berechnet, daß mit jedem Schilling, um welchen die Last abschlägt, jenes englische Haus 35,000 Thaler verliert. Der Bankerott selbst beträgt 400,000 Pfund (drittehalb Millionen Thaler.)

(Paris.) Einer neuen Verordnung zufolge müssen die Bäcker das Brod, das sie verkaufen, in Gegenwart des Käufers wiegen und diese, ihrerseits, dürfen kein Brod mehr annehmen, bevor nicht dasselbe vor ihren Augen gewogen worden ist. Das Publikum soll das Brod nur ganz genau nach seinem Gewichte bezahlen und zwar durchaus in derselben Weise, wie dies beim Kauf und Verkauf des Fleisches der Fall ist.

(Das Silbergeld) — schreibt ein Reisender, der Gelegenheit hatte, die Bank von Frankreich in Paris genau kennen zu lernen — ist in Fässern aufbewahrt, die in geräumigen Kellergewölben stehen. Jedes Faß hält 50,000 Frcs. in Fünffranesstücken und wiegt 600 Pfund. Es lagen bei meiner Anwesenheit ungefähr achthundert solcher Fässer da, die hoch übereinander geschichtet standen. Wir gingen durch einen langen Gang zwischen solchen Geldfässern und kamen endlich in einen großen Raum mit gewölbter steinerner Decke und eisernem Fußboden, wo man große viereckige Bleikasten sieht. Jeder dieser Kasten enthält 2000 Beutel, jeder mit 1000 Frcs. und die Kasten sind hermetisch verschlossen. Einige schienen seit vielleicht vierzig Jahren nicht geöffnet worden zu sein und ein Bankdirektor sagte mir, sie würden vielleicht so noch hundert Jahre unberührt stehen. In diesen bleiernen Behältern wird der Schatz der Bank vollkommen trocken und vor Temperatureinflüssen gesichert erhalten. Die Treppe, welche zu diesen Regionen des Plutus hinunterführt, ist so schmal, daß nur eine Person auf einmal hinunter oder hinauf gehen kann. Dies ist absichtlich so eingerichtet der Sicherheit und Vertheidigung wegen. Auch hält man immer eine große Menge Sand in einem Raum neben der Thür oben an den Stufen bereit, um, wenn der Pöbel einen Angriff auf die Bank machen sollte, sogleich die Treppe mit Sand zu füllen. Man hat berechnet, daß man zwei Tage brauchen würde, den Sand heraus zu schaffen und so einen Weg zu dem Schatz zu bahnen, wenn auch der Pöbel wirklich im Besitz der Bank selbst wäre. In einem Gewölbe befinden sich die kostbaren Depositen der Rothschilde und anderer reichen Capitalisten, welche ihr Gold der Sicherheit wegen der Bank übergeben. Es würde nutzlos sein, die Länge, Breite und Dicke der Goldbarren anzugeben, die in diesem Gewölbe bis an die Decke hinauf aufgeschichtet liegen. Privatpersonen pflegen auch ihr Silbergeschirr und andere Kostbarkeiten dieser wohlverwahrten Feste zu übergeben; der reichste Adelige in Europa, der Fürst Demidoff z. B. hat der Bank seine Juwelen übergeben und ich sah da unter andern ein Kästchen mit Diamanten, das dem russischen Krösus gehörte und das auf 7 Millionen Thaler geschätzt wurde.

(Ein merkwürdiger Streit) beschäftigt die Pariser Gerichte, bei dem es sich hauptsächlich um die Genealogie eines Pferdes dreht. Lord Seymour hatte nach dem Wettrennen in Versailles 1840 eine Stute, Herodia gekauft, die vom Baron in Battersea bei London stammen, und von dort für 10,000 Frcs. erkauft worden sein sollte. Der ursprüngliche Besitzer der Herodia, der vor einiger Zeit nach Paris kam, erklärte jedoch, er erkenne das Pferd im Besitz des Lords Seymour nicht für seine Herodia an. Darauf klagte Seymour gegen den Verkäufer, der einen Ausspruch des Jokey-Clubs zu seinem Gunsten beibrachte, worauf das Gericht die Herodia für die echte Herodia von Aaron erklärte, Lord Seymour abwies, und in die Kosten verurtheilte. Lord Seymour beruhigte sich aber bei diesem Ausspruche nicht, und appellirte dagegen. Die Verhandlungen hatten die gesammten Pferdefreunde von Paris in den Gerichtssaal gelockt, und die Advokaten der beiden Partheien boten ihre ganze Beredsamkeit auf. Das Gericht erklärte jedoch, es müsse, obgleich ihm der Stammbaum der Herodia vorgelegt worden sei, von Sachkennern erst

noch einmal eine Prüfung statt finden, ehe es ein Urtheil fällen könne, und so wurde die Entscheidung nochmals vertagt.

(Aberglaube.) Man schreibt aus Breslau: „Zu je ernsteren Besorgnissen die anhaltende Trockenheit Veranlassung giebt, einen um so größeren Kreis gläubiger Gemüther findet unter Ungebildeten die bereits seit vielen Wochen entstandene und schnell verbreitete fabelhafte Ansicht: „Die Eisenbahn allein trage alle Schuld an diesem Mißgeschick; sie lasse die Wolken nicht über sich hinweg, sondern vertreibe sie vielmehr, weshalb es nicht regnen könne.“ Ja, die umwohnenden Landleute wollen sogar schon den „Herrn der Eisenbahn,“ den „Gott sei bei uns“ in einen nahe gelegenen Dorfkrug haben einkehren sehen. Trotz unserer vielgerühmten aufgeklärten Zeit treibt der Aberglaube also noch immer sein Wesen, wie zu den Zeiten unserer Väter; denn als im Jahr 1800 Schlesien und vorzugsweise auch Breslau von einer ähnlichen, die schönsten Hoffnungen des Landmanns vernichtenden Dürre heimgesucht wurde, suchte kein kleiner Theil des ungebildeten Volks die Ursache dieser verderblichen Trockenheit in der damals gerade eintretenden Veränderung des Breslauer Gesangbuches, und Männer von Studium bestärkten, wie der geistreiche Füllebern versichert, aus Erbitterung gegen das neue Gesangbuch, den Ungelehrten in diesem tollen Wahn. Einige Jahre früher aber, als man die Blitzableiter auch in Schlesien einführte, schrieben die Leute eine verheerende Dürre dieser segensreichen Erfindung zu.“

(Eine Violinspielerin.) Das „Siebenb. Wochenblatt“ schreibt aus Hermannstadt: „Auf der Violine hörten wir Dlle. Wilhelmine Gräw aus Bukarest. Sie trug Variationen von Beriot und Mayseder vor und zeigte bedeutendes Talent, welches bei gehöriger Anleitung (weshalb auch Dlle. Gräw nach Wien reist, eine erfreuliche Ausbildung gewinnen dürfte. Jetzt schon ist die zarte graziöse Bogenführung, viel Bravour und ein gemüthlicher Vortrag mit Lob zu nennen.“

(Amüsantes.) Ein junges Dämchen irgendwo schrieb einem Herrn: „Heute habe ich einen Wechsel zu zahlen, den ich in meiner Zerstreuung völlig vergessen hatte. Da ich nun nicht im Stande bin, ihn einzulösen, so würde ich sehr dankbar sein, wenn Sie mir, edelster Freund, das Sümmchen vorstrecken wollten. Es beträgt zweihundert Gulden. Ihre L—. (N. S. Ich schäme mich so sehr, diesen unbescheidenen Schritt zu thun, daß ich das Billet gewiß wieder zerrissen hätte, wenn nicht das Mädchen schon fort wäre, um es Ihnen einzuhändigen.“

(Das Räthsel der Beinkleider gelöst.) Ein Herr Hoyer in Auerbachshofe in Leipzig zeigt an, mit der Ueberschrift: „Etwas Großartiges in Beinkleidern!“ — „So eben habe ich direkt aus Paris empfangen: Gummi-Elastikum-Cort-Patent-Hosenzeuge grauer Couleur. Der Erfinder dieses ausgezeichneten und unverwüstlichen Stoffes hat für Frankreich Patent und ist der Stoff hier einzig und allein bei mir zu haben. Ein Paar darnach verfertigte Beinkleider sind der Glanz unserer Zeit: sie sind eng und weit, straff und nachgiebig zu gleicher Zeit, passen dem kleinsten und dem größten Menschen, dem grad und krumm Gewachsenen; sie sind nicht zu verwüsten, mit einem Worte: durch diesen Stoff ist das Räthsel der Beinkleider gelöst. Sie kosten zehn Thaler.“

(Weiße Quäker.) Unter den friedlichen Quäkern, deren originelle Sitten und Ansichten bekannt sind, hat sich eine neue Sekte, unter der Firma: „weiße Quäker“ gebildet. Der Sitz derselben ist in Irland, ihr Stifter heißt John Jakob, und resident in Kilkenny. Die Anhänger dieser Sekte haben die weiße Farbe zu ihrem Wahrzeichen gewählt, ihre Kleidung, Hut und Stock nicht ausgenommen, ist ganz schwarz. Sie finden besonders unter den Frauen lebhaften Anklang. Vielleicht, weil das schöne Geschlecht die weiße Wäsche so vorzugsweise liebt.

(Tod durch Wespenstich.) Ein Kind von vier Jahren wurde vor Kurzem in Guesmes das Opfer eines Wespenschwarmes. Eine große Person, welche es begleitete, ließ es sich einfallen, das Wespennest auf alle mögliche Weise zu quälen, worauf die Thiere über das Kind herfielen und es todtstachen.

(Große Hagelschlossen.) Der Schaden, welchen die Stadt Freudenstadt am 6. d. M. Morgens durch das Hagelwetter erlitten, beläuft sich lediglich an Fensterscheiben auf etwa 1500 Gulden. Die Schlossen waren so groß wie Hühnereier und tödteten viele kleine Vögel ꝛc.

(Zur Warnung.) Zu Neisse in Schlesien liegt ein junges Mädchen an heftigem Zahnschmerz; um denselben mit einem Spirituösem zu stillen, griff sie nach einer auf dem Schrank stehenden Flasche, und nahm einige Theelöffel von der darin befindlichen Substanz. Gleich darauf entstanden konvulsivische Zuckungen, die Sprache versagte ihr, und binnen wenigen Minuten gab sie den Geist auf; es war bitteres Mandelöl, welches sie zu sich genommen hatte. Es ist dies eine neue Mahnung für Alle, welche giftige Substanzen im Hause halten müssen, sie vorsichtig unter Schloß und Riegel zu verwahren.

(Alter Wein.) Dem Herzog von Nemours wurden in Straßburger Spitale, wo er Brodt und Wein verschenkte, als Merkwürdigkeit ein Fäßchen Wein vom Jahre 1470 vorgesetzt.

(Namen der Deutschen im Auslande.) A. Mönig bringt in der „deutschen Vierteljahrschrift“ einen Aufsatz über „Lebensgenuß und Wohnlichkeit in Deutschland.“ Hier stellt er die Namen zusammen, welche die Deutschen als Collectivbegriff bei verschiedenen andern Völkern haben und die uns eben nicht sehr viel Ehre machen. Der Russe nennt den Deutschen „Schmerz,“ der Pole „Schuster,“ der Franzose „Lourdaud,“ der Ungar „Schwab,“ der Holländer „Muff,“ und der Däne „Draußen bei mir.“ Schmeichelhafter ist der allgemeine deutsche Titel, den wir uns selbst gegeben haben: „Vetter Michel!“

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 73.

Bremen, Sonntag den 11. September 1842.

Gestorben:

Nro. 903. Den 7. September. Des Tischlers Carl Samuel Loose Ehefr., geb. Blomberg, 43 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 11.

— 904. Den 8. — Des Gastwirths Joh. Albert True Tochter, 4 Monat, Langenstraße Nro. 62.

— 905. Den 8. — Des Landmanns Johann Hinrich Wendt Tochter, 4½ Jahr, Klitzenburg Nr. 7.

— 906. Den 8. — Des Blechenschlägers Carl Koch Sohn, 3 Wochen, Molkenstraße Nro. 1.

— 907. Den 8. September. Des Weserzoll-Beamten Georg Christoph Reinhardt Sohn, 4 Wochen, Hohenpfad Nro. 1.

— 908. Den 8. — Des Schuhmachers Bernh. Heinr. Meyer Sohn, 6 Monat, gr. Hundestraße Nro. 22.

— 909. Den 8. — Nicolaus Carl Greben, 5 Monat, Buntenthorssteinweg Nro. 9.

Nro. 910. Den 9. — Der Schneidermeister Georg Ehrhard Messerer, 75 Jahr, Papenstraße Nro. 22.

— 911. Den 9. — Der Schuhmachermeister Johann Heinr. Henseler, 66 Jahr, St. Annenstraße Nro. 1.

— 912. Den 9. — Des Dienstknechts Brüne Hinrichs Sohn, (todt geb.), gr. Weidestr. Nr. 7.

— 913. Den 9. — Der Segelmacher Johann Hinrich Leck, 75 Jahr, kl. Fuhrleutestr. Nr. 5.

— 914. Den 9. — Des Zimmergesellen Joh. Wilh. Ließ Sohn, 8 Monat, Deetjen Hof N. 7.

— 915. Den 10. — Des Arb. Friedr. Stuckenschmidt Sohn, 6 Monat, gr. Sortillenstr. N. 14.

— 916. Den 10. — Des Strumpfwebers Joh. Wilh. Meyer Ehefr., geb Duensing, 32½ Jahr, Grasenstraße Nro. 26.

Geburten:

Nro. 1137. Den 3. September. Des Musiklehrers Christian Herm. Otte Ehefr., geb. Mensching, Balgebrückstraße Nr. 10, von einem Mädchen.

— 1138. Den 7. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Christian Bothe Ehefr., geborne Wrobel, Stephanithorswallstraße Nro. 2, von einem Knaben.

— 1139. Den 7. — Des Arb. Hinrich Herm. Holscher Ehefr., geb. Götz, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 11 B, von einem Knaben.

— 1140. Den 7. — Des Küpergesellen Heinrich Bernhard Schütte Ehefr., geb. Scholle, Kirchenstraße Nro. 22, von einem Knaben.

— 1141. Den 8. — Des Arb. Johann Herm. Früchtenicht Ehefr., geb. Bolte, Buntenthorssteinweg Nro. 231, von einem Mädchen.

Nro. 1142. Den 8. — Des Gastwirths Hinrich Hagens Ehefr., geb Lange, Westerstraße Nro. 86, von einem Mädchen.

— 1143. Den 8. — Des Landmanns aus Enter Gerhardus Braamhaar Ehefr., geb Grothuis, Grünenstraße Nro. 61, von einem Knaben.

— 1144. Den 8. — Des Kahnschiffers Hinr. Christoph Koppelmeyer Ehefr., geb. Lehmann, Osterthorssteinweg Nro. 35, von einem Knaben.

— 1145. Den 8. — Des Weinaufsehers Carl Anton Georg Märtens Ehefr., geb. Pröhl, Abbenthorsstraße Nro. 9, v. einem Mädchen.

— 1146 u. 1147. Den 9. — Des Arb. Joh. Heinrich Gerlach Ehefr., geb. Züper, Schweinestraße Nro. 22, von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

Proclamirt sind

Nro. 375. Der Schuhmachermeister Joh. Heinr. (Ernst) Finke hieselbst und Wübke Marg. Würdemann aus Heide.

— 376. Der Arb. Johann Meyer genannt Hünke und Marg. Dorothea Kahlenberg hieselbst.

— 377. Der Schneider Joh. Hinr. Ahrens hies. u. Anna Margar. Kasten aus Elsfleth.

— 378. Der Reepschläger Joh. Hinr. Schade zu Hamburg und Beta Zirbel hieselbst.

Nro. 379. Der Hausknecht Reinh. Diedr. Christ. Wulfsen u. Friederike Andraesen genannt Picco und Prösch hieselbst.

— 380. Der Cigarrenmacher Albert Tietjen und Anna Henriette Helmering. Beide von hier.

— 381. Der Zimmergesell Hans Möller zu Bramstedt im Holsteinischen und Catharina Maria Dorothea Leymann aus Sulingen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 74.

Bremen, Donnerstag den 15. September 1842.

Toast

zum Schlusse eines Veteranenfestes, im August 1842.

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen;"
Mild geht des Friedens Odem durch die Welt;
Denn die das Haupt mit frischem Grün der Eichen,
Mit ihres Fürsten theurem Ehrenzeichen
Die treue Brust geschmückt, sich hier gesellt,
Die Seele von Erinnerung geschwellt,
Sie haben, als des Kampfes Gluthen kochten
Auf manch' beweintem blut'gen Leichenfeld,
Des Friedens Kleinod haben sie erfochten,
Und seinen Lorbeer um das Schwert geflochten.

Zwar Sie, die unsre Tapfern ausgesendet,
Sie, deren Bund den Weltbezwinger schlug,
Und seine Sturmfahrt mächtig umgewendet,
Die hohen Fürsten alle sind vollendet,
Und ruhen längst von Ihrem Siegesflug;
Doch leuchtend in dem großen Zeitenbuch
Erglänzt Ihr Bild in goldgefaßten Rahmen,
Und was Ihr Walten in das Dasein trug,
Wird von den Söhnen als ein heil'ger Samen
Gleich fromm gepflegt, wie ihrer Väter Namen.

Fest steht das Werk, von Fürstenwort besiegelt,
Fest unter milder Fürsten weiser Hut;
Des Krieges schwarze Pforten sind verriegelt,
Sein Ungethüm mit ehrnem Band gezügelt,
Das tief in Kerkern eingeschlossen ruht;
Umsonst mit heißem Rachen knirscht die Wuth,
Die unheilschwangere, der Völkerschlachten,
Und lechzt vergebens nach der Völker Blut;
Und hell vorsorgend treue Blicke wachten,
Schien je der Himmel schwarz sich zu umnachten.

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen:"
Fast wär' es uns ein träumerischer Wahn.
Oft stieß der alten Kämpfe heil'ge Zeugen,
Die still in Hallen niederhängend neigen,
Die Fahnen stieß ein Geisterwehen an,
Den Welttheil selbst manch' rauschender Orkan;
Doch leichtlich ward, in ihres Laufes Dehnung,
Die dunkle Macht zum dienenden Organ,
Dem Band geschmiegt in williger Gewöhnung,
Und stieg aus Geisteskämpfen die Versöhnung.

Im nahen Westen zucken wohl noch Flammen
Um Volk und König her wie Wetterschein;
Des Weisen Thun will blinde Wuth verdammen,
Verrath sogar schlug eng um Ihn zusammen,
Und ach! es liegt, zerschmettert an dem Stein,
Ein edles Haupt im frühen Leichenschrein;
Doch in des großen Herzens festem Marke
Tief büllt den Schmerz der Vater siegend ein,
Und sicher lenkt die sturmbedrohte Barke
Neufrankenlands der königliche Starke.

Und fort erhebt sich im Aeonengange
Die neue Zeit, die alte tritt zurück;
Der Völker Schaar, entbunden fremdem Zwange,
Und freiheitstolz, im eingebornen Drange
Nach ihrem Gottverliehenen Geschick
Ein hohes Ziel vor dem erhellten Blick,

In vielverschlungnem kräftigen Bewegen,
Genährt in langen Friedens reichstem Glück,
Auf tausend neuen, kühngebahnten Wegen,
Wallt hellerm Licht und vollerm Heil entgegen.

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,"
Ob seine Schaaren auch gerüstet steh'n,
Und sich die Hand zu Waffenbünden reichen;
Jetzt wohl nicht mehr auf Trümmern und auf Leichen
Will noch der Fuß der Weltgeschichte geh'n,
Will noch Europen's Zukunft sich erhöh'n;
Durch unsern Welttheil zieht ein andres Walten,
Und eines neuen Geistes heil'ges Weh'n,
Vor dessen Hauch in schönerem Entfalten,
Jetzt alle Weltgeschicke sich gestalten.

Europen's großes, schwer geführtes Steuer;
Liegt wohlgelenkt in seiner Fünfen Hand;
Drum *jedem* Volk ist *Aller* Name theuer,
Ihr Bild erglänzt in allgemeiner Feier,
Ihr Friedensbündniß wird ein Völkerband,
Des sichern Fortschritts sichres Unterpfand,
Das schönern Kranz, als blut'ge Siegerkronen,
Um die geweihten Herrscherstirnen wand,
Den mild Gebietenden auf Ihren Thronen
Mit freier Liebe reinem Dank zu lohnen.

In ritterlicher Faust der Väter Degen,
Doch auch der Väter Oelzweig gern im Haar,
Mit wachem Blick vor raschen Schicksalsschlägen
Das heißerkämpfte Kleinod treu zu hegen,
Verjüngen Sie die waffenkund'ge Schaar;
Auf *ferner* Erde schreitet die Gefahr,
Im Waffenspiel nur flattern *unsre* Fahnen;
Doch todeskühn stellt jedes Volk sich dar,
In Kraft und Muth der grauen Veteranen,
Mit ernstem Schlachtruf, wann die Söhne mahnen.

So laßt, nachdem in unsern engern Kreisen
Wir alles Hohen, Theueren gedacht,
Wohin uns Pflicht und Liebe gleich verweisen —
Uns Jene Fünf, die Völkerhirten priesen,
Die mit erhab'ner Einsicht, Güt' und Macht
Bis jetzt des Welttheils stolzen Lauf bewacht;
Als feiernder Bewundrung frohe Kunde
Widm' ich den Toast, verehrend dargebracht,
Als letzte Weihe dieser schönen Stunde,
Mein Glas *Europa's hohem Fürstenbunde*.

W.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Es ist Thatsache, daß Bernadotte nicht gleich seinem Kameraden Bonaparte einen Besuch gemacht hatte. Dies war um so mehr aufgefallen, da er unter dessen Befehl in Italien gedient. Erst einige Tage später, und auf wiederholtes dringendes Bitten seiner Gattin, einer Schwägerin von Joseph Bonaparte, hatte er sich dazu verstanden, seinen ehemaligen Obergeneral zu besuchen. Bonaparte sprach darüber mit Herrn von N***, und sagte zu diesem:

„Können Sie, mein Lieber, sich diesen Bernadotte da denken? Hat er mir doch mit einer ächt südlichen Uebertreibung groß Rühmens von Frankreich's glänzender und siegreicher Lage gemacht! Er hat mir von geschlagenen Russen, von Genua, das in Besitz genommen worden, von Aushebungen, die man überall gemacht, vom öffentlichen Geiste, was weiß ich's, von einer Menge Schnaken und Schnurren vorgesprochen."

Auch von Aegypten? fragte Herr von N***

„Ha! gut, daß Sie mich daran erinnern. Er machte es mir zum Vorwurf, daß ich die Armee nicht mit zurückgebracht hätte, und da antwortete ich ihm: „Sie haben mir ja eben gesagt, daß man nicht wüßte, was mit allen Truppen angefangen werden sollte; daß alle Gränzen gesichert, daß unermeßliche Aushebungen gemacht worden wären, daß man 150,000 Mann Infanterie und mehr als 30,000 Mann mehr, die doch zur Erhaltung von Aegypten dienen können, nutzen sollen?

— Und was antwortete Bernadotte darauf? Gewiß nichts. Aber er hat Ihnen auch nicht alles sagen wollen. Ich weiß von guter Hand, daß er dazu gerathen hat, Sie vor ein Kriegsgericht zu stellen, sowohl weil Sie ohne Befehl des Directoriums Ihre Armee verlassen, als auch weil Sie die Sanitätsgesetze verletzt haben.

„So, so!" erwiederte Bonaparte mit zweierlei Ver-

nung. „Doch ist's gut, daß man es weiß; aber nur Geduld; Kommen Sie diesen Abend wieder.

Herr von N*** versprach es, ging jedoch erst den andern Tag Nachmittags zu Mad. Bonaparte, die ihm freundlich vorwarf, sie während der Abwesenheit ihres Gatten vernachlässigt zu haben. Er entschuldigte sich auf's Beste mit seinen vielfachen Geschäften.

„„Es sei Ihnen verziehen,““ sagte Josephine mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit zu ihm, und stand auf, um einer Dame entgegen zu gehen, die eben angemeldet worden war. Unterdessen trat Herr von N*** zu Eugen Beauharnais heran, der seiner Schwester Hortense die Kupfer eines prächtig eingebundnen Buches zeigte; er hatte sich aber kaum in ihr Gespräch eingemischt, als er den General Bernadotte anmelden hörte.

Sein Erscheinen war nach der Unterredung, die er mit Bonaparte gehabt hatte, ziemlich auffallend, doch empfing Letzterer ihn ganz freundlich; aber eine Viertel-Stunde später sprachen Beide in einer Fensterbrüstung so hitzig mit einander, daß Herr von N***, in der Voraussicht, die Debatte würde in Zank ausarten, Mad. Bonaparte leise einzuschreiten ermahnte, was sie auch unmittelbar that, indem sie aufstand und Bernadotte anredete. Ihre Absicht errathend, wechselte dieser auch sogleich das Thema der Unterhaltung mit ihrem Gatten; dann, bald darnach, das Gewühl benutzend, welches die Menge der Besuchenden veranlaßte, die sich dermaßen gemehrt hatte, daß sie den ganzen Salon füllte, machte er sich still davon.

Einen Augenblick soll Bonaparte Willens gewesen sein, die Sachen scheinbar so zu lassen, wie sie waren, jedoch mit Vorbehalt des Mittels, sie zu modificiren. Dies Mittel aber bestand darin, sich in die Stelle von Barras zum Director ernennen zu lassen. Dies hatte er schon vor zwei Jahren im Sinne gehabt; aber es war ihm damals derselbe Einwurf gemacht worden, der ihm abermals bevorstand, nämlich, daß er zu jung zum Director sei. Dazu war ein Alter von vierzig Jahren erforderlich, er zählte deren aber erst dreißig. Dies Altershinderniß war abseiten derer, die die Ehrfurcht eines ausgezeichneten Mannes fürchteten, ein großer Mißgriff; denn indem man ihm in der Erreichung eines gemäßigten Ehrgeizes in den Weg trat, trieb man ihn weitaussehenderen Projecten zu.

Durch die Vermittlung des Herrn von Talleyrand kam eine Annäherung zwischen Sieyes und Napoleon zu Stande. Ersterer hatte seit dem Diner bei Gohier einen lebhaften Groll unterhalten. Als diese beiden Männer aber erst eins waren, da hatten sie es bald in ihrer Macht, den Umständen zu gebieten. Sie waren einander nothwendig. Man kam überein, daß man, mit oder ohne Theilnahme der Directoren handeln wolle, jedoch mehr, indem man den Widerstand auflöse, als indem man ihn bräche. Uebrigens schien derselbe auch nicht eben furchtbar zu sein. Bei den Alten war die Mehrheit in Sieyes Händen, und bei den Fünf Hundert war sie nirgends. Die Garnison von Paris, zum Theil aus dem 8. und 9. Dragonerregimente, die in Italien unter Bonaparte gedient, und dem 21. Regimente berittner Jäger, über welche Murat den Befehl geführt hatte, bestehend; Jube, der Befehlshaber der Directorialgarde, und endlich die Polizeigewalt, die wieder in Fouché's Händen war: alle waren der Losung gewärtig, die der geben würde, auf welchen Alle ihre Hoffnungen gesetzt hatten.

Bonaparte hatte den Abend den 15. Brumaire (6. November 1799) zu einer Zusammenkunft mit Sieyes anberaumt, um das zur Ausführung ihres Planes Erforderliche definitiv festzustellen. Auf denselben Tag hatten der Rath der Alten und der Fünf Hundert den General Bonaparte zu einem Banket eingeladen, das sie durch Subscription veranstaltet. Es wurde in der Kirche St. Sulpice gegeben, die damals gleich all den andern geschlossen, aber für diesen Tag als Siegestempel umgeschaffen, geöffnet worden war. Die Zahl der Unterschriebenen belief sich auf 300, und ungefähr drittehalb Hundert erschienen beim Festmahl. Dieses hatte den Character, den dergleichen Demonstrationen zu haben pflegen, d. h., ein jeder spielte mehr den Beobachter als daß er sich gehen ließ. Um seiner Sache zu nützen, indem er seinen Gegner in ein nachtheiliges Licht setzte, that Bonaparte, wie wenn er ihnen zutraute, daß sie ihn vergiften wollten, und aß nichts als gesottene Eier.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zwillingsbrüder.

(Schluß.)

II.

Einen Monat später war das Opernhaus gedrängt voll. Unter der Menge befand sich General D***. Nicht weit

von ihm stand ein junger Mann von bleicher Gesichtsfarbe. Sein funkelndes Auge folgte allen Bewegungen des Generals mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. In dem Momente, wo der General aufstand, um sich während des Zwischenaktes hinaus zu begeben, sah man jenen eilends seinen bisherigen Platz verlassend und nach demjenigen hineilen, welchen der General für einen Augenblick verlassen hatte.

— Dieser Platz ist mein, mein Herr! sagte der General bei seiner Rückkehr in lautem und befehlendem Tone.

Er erhielt keine Antwort.

— Verlassen Sie diesen Platz im Augenblick, verstehen Sie mich? schrie der General, auf's höchste gereizt.

Der junge Mann drehte sich ironisch um, und faßte, ohne ein Wort zu reden, den General scharf ins Auge, der sich eines geheimen Bebens nicht erwähren konnte. Diese Gestalt, diese wunderbare Aehnlichkeit führte seinem Gedächtnisse einen Auftritt zurück, den er schon vergessen hatte.

— Dieser Platz ist Ihnen? hub der Unbekannte an; — um so besser! Ich behalte ihn.

Zwei Ohrfeigen wurden gewechselt und in demselben Augenblicke vernahm man einen Schrei aus einer Loge, in welcher man ein zitterndes Mädchen gewahrte.

— Morgen, mein Herr!

— Morgen, wiederholte der General mit finsterer Miene.

— Wir werden uns, wenn es Ihnen beliebt, zu Vincennes bei dem Dorfe Saint Mandé treffen und dieser Herr wird mein Zeuge sein.

Bei diesen Worten deutete der Unbekannte auf Eduard Vernillier, welcher neben ihm saß und dem ganzen Auftritt ruhig, aber nicht gleichgültig zugesehen hatte.

Der General betrachtete Letztern mit der größten Ueberraschung.

— Gut, gut, antwortete er, von einer seltsamen Bewegung ergriffen, — dieser oder ein anderer; es ist mir einerlei.

Es ist leicht zu errathen, daß der junge Mann Adolph Melville war.

Er ging mit Eduard weg. Der junge Advokat hatte eingewilligt Adolph's Zeuge zu sein, wie er der Charles gewesen war; denn er nahm von ganzer Seele an dieser Rache Theil und war fest entschlossen, sich selbst dem General als letztes Opfer zu stellen, falls sein Freund in diesem Kampfe unterliegen sollte.

Der Ort, wo der Streit entstanden war, die für den Kampf gewählte Stelle, die vollkommenste Aehnlichkeit seines neuen Gegners mit dem Manne, welchen er erschossen hatte, alle diese Umstände, welche ein Werk des Zufalls schienen, hatten auf den General einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Er brachte auf den Kampfplatz nicht jene unerschütterliche Ruhe mit, welche ihn bis dahin niemals verlassen hatte, und obgleich er dieses Mal durch das Loos den ersten Schuß erhalten hatte, so fühlte er doch, daß seine Geschicklichkeit mit seinem kalten Blute dahin war.

Mit krampfhafter Hand zielte er nach seinem Gegner, aber die Kugel streifte nur Adolph Melville's Haare; zum ersten Male wurde ihm jenes Glück, jene Art von Prädestination untreu, welche den General D*** zu dem gefürchtetsten Duellanten des Königreichs gemacht hatten.

Adolph hatte mit der kältesten Ruhe dagestanden, während die Waffe seines Gegners auf ihn gerichtet war; jetzt wandte er sich nach seinem Feinde, jetzt streckte er die Hand aus, zielte mit einer grausamen Langsamkeit, und sprach mit leiser durchdringender Stimme:

— Jetzt ist es an Ihnen, mein Herr — der fünfte Knopf auf der linken Seite!

Der Schuß ging los und jener drohende Zuruf hatte sich zum zweiten Male als wahr erwiesen: Das Wiedervergeltungsrecht war an dem General ausgeübt; er war durch eine Pistolenkugel auf demselben Platz getödtet worden, wo er so Viele getödtet hatte. Der unbändige Tieger durfte jetzt kein Menschenleben mehr vernichten.

Als Adolph Melville und Eduard Vernillier das Haus Duval's besuchten, fanden sie Eugenien vor einem Cruzifixe kniend, in Thränen und bleicher, als je zuvor. Adolph stürzte vor ihr nieder:

— Eugenie, sagte er, mein Bruder ist gerächt — nun darf ich Ihnen den Brief lesen, welchen er vor seinem Tode an mich schrieb, und dessen Inhalt ich Ihnen bis jetzt verschwiegen habe.

— Lesen Sie, flüsterte das Mädchen, indem sie mit der Hand nach dem Herzen fuhr.

Der Brief Charles Melville's enthielt nur diese Zeilen:

„Mein Freund, mein Bruder, mein Adolph! ich schlage mich heute und werde fallen, denn ich ahne es; ich will deshalb offen gegen Dich sein. Obgleich ich im Begriffe

bin Eugenie heimzuführen, dieses Weib meiner Wahl, diesen Engel meiner Träume, so fürchte ich doch den Tod nicht, ja ich wünsche ihn beinahe; denn diese Verbindung, welche mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen würde, würde mich zugleich einem endlosen Schmerze überliefern. — Ich habe Dein Geheimniß errathen, ich habe Deine Aufopferung verstanden, ich habe Dein Entsagen bewundert. — Tausend Dank dafür, mein edler Bruder! Wenn ich getödtet bin, wird Eugenie Dein Weib werden; denn sie wird dann auch stets mir angehören. Führe sie zum Altare! ich verlange es von Dir, als einen Beweis Deiner Liebe; ich gebiete es Dir, als eine Erfüllung meines letzten Willens!«

Nicht ein Wort wurde nach dem Lesen dieses Briefes zwischen den beiden jungen Leuten gesprochen. Eugenie reichte Adolph ihre Hand, der sie mit seinen Lippen berührte und die letzte Bitte des Sterbenden wurde erfüllt. Nachdem ihr Bund vor dem Altare Gottes geschlossen war, bezogen sie mit Herrn Duval ein kleines Haus in der Nähe des Hügels, unter welchem Charles ruhte, und kein Tag entschwindet, an welchem sie nicht denselben besuchen mit Blumen Thränen und Gebet.

R.

Rationalismus und Supernaturalismus.

In den fünf bis sechs Jahren, seit welchen die philosophisch-theologische Verwickelung im protestantischen Deutschland (das katholische wird davon weniger berührt) in eine neue Phase getreten ist, hat sich manches aufgeklärt, gesondert und geschieden, was früher in trüber Verwirrung lag; dagegen sind andere Punkte verwickelter, schwieriger, ernster geworden. Theoretisch ist klarer und schärfer herausgetreten, um was sich der Gegensatz, welcher den Streit spannt, eigentlich dreht, die Partheien haben sich klarer auseinandergesetzt, der Kampf ist auf die letzten Principien zurückgeführt worden; dadurch aber wurden, besonders im Praktischen, neue schwierige Verwicklungen herbeigeführt, der Kampf der Schule hat theils vermöge der in der Sache selbst liegenden Nothwendigkeit, theils in Folge der Interessen und Leidenschaften der Streitenden das Leben ergriffen, und durch die Vermählung oder Vermengung theoretischer und praktischer Elemente und Interessen hat sich die Stellung der Partheien zu einander wesentlich verändert, haben sich alte Bande gelöst und neue geknüpft, wird aus dem Gegensatz der Systeme und der wissenschaftlichen Ueberzeugungen ein Kampf der Gesinnungen und Grundsätze, und Consequenzen thun sich da und und dort auf, welche theils außer der Berechnung, theils außer dem Willen derjenigen lagen, die sich ihnen jetzt entweder wohl oder übel unterwerfen oder sich dagegen sträuben, sich mit ihnen abzufinden suchen.

Bis in den Anfang der dreißiger Jahre, bis nach dem Tode Hegels und Schleiermachers, der damals wirksamsten und berühmtesten Vertreter der Philosophie und der Theologie, galt der niemals ruhende wissenschaftliche Streit in der philosophisch-theologischen Welt der Versöhnung von Wissen und Glauben, von Religion (Christenthum) und Philosophie: die Neologen wollten — so seltsam es lautet! — Frieden; die Orthodoxen erklärten beständig den Krieg. War es nun von den letztern klug, war es christlich diejenigen zurückzuweisen und zu bekämpfen, welche sich mit ihnen in Frieden und Freundschaft vertragen wollten? Nach einer ganz oberflächlichen Ansicht der Dinge oder der Worte scheint man dies verneinen zu können; geht man aber nur etwas genauer ein, so erkennt man leicht, daß die Annahme des ihnen gebotenen oder von ihnen geforderten Friedens eigentlich die Unterzeichnung ihrer Niederlage, die Anerkennung des Sieges der Gegenparthei, die Abtretung ihres Gebiets an die Eroberer gewesen wäre. Indessen waren die Stellungen der Partheien, so wie des Problems und die Lösung des letztern sehr verschieden. Nachdem der entschiedene Unglaube, die Polemik gegen das Christenthum im neunzehnten Jahrhundert mehr und mehr in Deutschland wieder in Abgang gekommen und verschwunden waren, trat der sogenannte Rationalismus in verschiedenen Gestalten und Schattirungen auf, bald mehr auf Kant und Jacobi sich stützend, bald mehr nur den gesunden Menschenverstand zu seiner Grundlage und zum Richter über das wahre Wesen des vernünftigen Christenthums nehmend. Das Christenthum in den Kreis des Natürlichen und Erfahrungsmäßigen zu ziehen und ihm die feste Unterlage der natürlichen oder Vernunft-Religion zu geben, es des Wunderbaren zu entkleiden, um ihm in seiner angeblich wiederhergestellten ursprünglichen Gestalt die Ueberzeugung der Denkenden zu gewinnen — dies war im Allgemeinen das Bestreben des Ra-

tionalismus. Ihm stand der Supranaturalismus mit seinem gerade auf Wunder gebauten und dadurch bestärkten Glauben an das Wunderbare im Christenthum und, besonders als Pietismus, mit seinen innern Erfahrungen von der dadurch vermittelten göttlichen Gnade gegenüber, dem Rationalismus vorwerfend, daß er die beschränkte (und verderbte) menschliche Vernunft zur Richterin über die göttliche Weisheit erhebe, daß er ganz willkürlich Lehrsätze für wesentliche oder unwesentliche Bestandtheile, für Entstellungen des Christenthums erkläre, daß er mit noch größerer Willkühr in die heiligen Schriften hinein- und herausinterpretire und in seinen verschiedenen Vertretern sich selbst widerspreche. Das leidliche Vernehmen, die Annäherungen zwischen manchen Angehörigen beider Partheien erklärten sich daraus, daß sie philosophisch so ziemlich auf demselben Boden standen, nämlich auf dem des Kant'schen Glaubens an den persönlichen, die moralische Weltordnung bedingenden Gott, gestützt auf die Postulate der praktischen Vernunft. Die Kant'sche Philosophie konnte von beiden Partheien benutzt werden; von der einen, sofern Kant die Selbstgenügsamkeit, die Autonomie der praktischen Vernunft behauptete, wornach die Rationalisten diese als Richterin über das Wahre, das Praktische oder Moralische im Christenthum aufstellen konnten; von der andern, sofern Kant die Beschränktheit der theoretischen Vernunft nachgewiesen und somit für eine Ergänzung derselben durch eine Offenbarung, deren Möglichkeit weder er noch Fichte entschieden läugneten, Raum gelassen hat. So schroff sich daher beide Systeme in einzelnen Repräsentanten und in manchen Dogmen gegenüberstanden, sank doch auch wieder in manchen Gestaltungen beider die Differenz bis zu einem Grad unterschied herab, zumal da wo von beiden Seiten die Dogmatik und Apologetik als Aufgabe und Interesse vorzugsweise des argumentirenden Verstandes gefaßt und behandelt wurde, wo nicht die Wärme der religiösen Innigkeit oder Begeisterung dazu trat. Wegen der Gemeinsamkeit des Bodens und der Aehnlichkeit der Argumentation spann sich der Streit beider Systeme so lang und zäh fort, bald ermattend und erlahmend, bald auch wieder zu solcher Heftigkeit auflodernd, daß die Rationalisten von den Gegnern aufgefordert wurden aus der evangelischen Kirche auszuscheiden, da sie zu den Unterscheidungslehren des Christenthums sich doch nur heuchlerischerweise bekennen könnten und dem Lichte der verderbten menschlichen Vernunft, statt dem der göttlichen Offenbarung folgten, während die Rationalisten fortwährend sich als die vernünftigen und somit wahren Christen rühmten — so gewiß als das Christenthum nicht unvernünftig sein könne. Der Begriff des über die menschliche Vernunft Hinausliegenden war es eigentlich, bei welchem sich beide Systeme in abstracto beruhigen, in welchem sie sich versöhnen konnten, denn er widersprach keinem von beiden an sich; aber in der Anwendung aufs Einzelne brach immer wieder die Differenz hervor, und wenn das eine System geneigt war im ausgedehntesten Sinne die Vernunft unter den Glauben gefangen zu nehmen, so wollte im andern die Vernunft oder der gesunde Menschenverstand auch über das, was man für unerforschlich gelten ließ, dennoch sein Wort mitsprechen und das letzte, wenn auch leise gesprochene Wort haben.

(Schluß folgt).

* Deutsche Sprache.

In den Jahren 1790 bemühte man sich, die deutsche Sprache von fremden und fehlerhaften Worten zu reinigen. Nach dieser Zeit kamen alle Jahre mehrere Sprachlehren heraus, und seltsam genug, die neuste war nach den Urtheilen von Lehrern stets die beste. Hatte Einer ein solches Urtheil aus Sachkenntniß oder Unkenntniß gefällt, die Andern beteten ihm nach. In den Schulen wurde nun auch die deutsche Sprache gelehrt, und man sollte glauben, die Sprache wäre bedeutend fortgeschritten. Dies ist sie aber nicht, sondern sie hat Rückschritte gethan, sowohl in gerichtlichen Abfassungen als in Zeitungen und andern Tageblättern. Man lies't z. B.: Herr W. W. ist dahier angekommen; dahier ist eine ganz fehlerhafte Zusammensetzung, da und hier kann nie an einer Stelle sein. Ferner stillschweigend hat er angenommen, gleichsam als wenn man auch laut schweigen könnte. Man lies't ferner in den deutschen Blättern so viele fremde Wörter z. B.: Nonchalance, Conflict, Diner, Raneune, Rencontre, Gene, u. s. w. daß man glauben muß die Schreiber seien keine Deutsche, oder sie wüßten für das fremde Wort kein deutsches. Uns wandelt jedesmal ein Ekel an, wenn wir unsere Muttersprache so verhunzt sehen. Wären wir ein Buchdrucker, wir würden unsere Setzer auffordern, dergleichen undeutsches Zeug ins deutsche zu setzen. Daß man besonders die französische Sprache, in die deutsche einschwärzt, daraus scheint hervor zu gehn, daß diejenigen welche es thun, sehr französisch gesinnt sind. Franzosen, welche den Deutschen hold sind, lassen sich nie bewegen, deutsche Worte in ihre Sprache einzuflicken. Der Thurmbau soll Deutsche machen, die Tageblätter machen Franzosen.

* Anfrage.

Eine Wittwe mit zahlreicher Familie, die 24000 Rt. in Vermögen hat, und dessen Zinsen à 3% 720 Rt. einzunehmen hat, wovon sie ihr Hauswesen sehr knapp bestreitet, was jeder vernünftige Mensch einsehen wird, muß à ½% 30 Rt. Schoß bezahlen. Ein Beamter mit 800, 1000, 1500, u. s. w. Gehalt bezahlt nichts; ist das gerecht? —

Thorsperre.

Vom 16. — 31. September 7 Uhr.
Für Fußgänger 7½ Uhr.

Miscellaneen.

(Kölner Dombau.) Nach der Angabe des Dombaumeisters Zwirners betragen die für die Ausführung des Ganzen erforderlichen Kosten in abgerundeten Zahlen:

a) für den Ausbau des Schiffes, einschließlich der Portale auf der Nord- und Südseite, jedoch mit Hinweglassung der Strebebogen .	1,200,000 ℳ
b) für den Bau der Strebepfeiler und Bogen, welche zu dauernder Erhaltung des Ganzen und zur Stütze der Gewölbe nothwendig erscheinen	800,000 „
c) für die Vollendung des südlichen Thurmes ungefähr	1,200,000 „
d) für den Neubau des nördlichen Thurmes, rücksichtlich der vorhandenen Fundamente und eines östlichen Theiles über der Erde . . .	1,800,000 „
In Summa	5,000,000 ℳ

Nimmt man nun an, daß jährlich 100,000 Thlr. zur Verwendung gestellt werden können, so würden 50 Jahre nöthig sein, um den ganzen Dom mit seinen beiden vorderen Riesenthürmen zu vollenden. — Der Grundstein zu diesem herrlichen Meisterstücke der Baukunst wurde am 14. August des Jahres 1248 gelegt. Der deutsche König Wilhelm, Graf von Holland, und mehrere andere deutsche Fürsten verherrlichten durch ihre Gegenwart die Feierlichkeit. Erst 74 Jahre nach der Grundsteinlegung war der Chor vollendet, im Jahre 1322 wurde er geweiht. Der Ausbau des Ganzen ward erst im 16. Jahrhunderte vollendet. Als Erfinder der Pläne zu diesem Riesenbaue bezeichnet man bald einen Dominikanermönch Pater Albertus, bald einen Steinmetzmeister Namens Gerhard. Albertus war, nach einer alten Sage, in alle Fächer des Wissens gedrungen, und da er unter Andern redende Automate (wir denken hier unwillkührlich an Faber's Sprechmaschine) verfertigte, ja überdies mit Mathematik, Philosophie, Physik und Architectur vertraut war, so hielten ihn Viele für einen Magier, ein Verdacht, der ihm ohne den Ruf der edelsten Sittenreinheit, leicht verderblich werden konnte. Seine Zeitgenossen gaben ihm den ehrenvollen Beinamen der Große. Er wird auch als Erbauer der Dominikanerkirche in Freiburg genannt. Unter seinen zahlreichen Schriften befand sich auch eine Abhandlung über das Theaterwesen. Dieses Werk bezeichnet das heitere Zeitalter, in welchem Albertus lebte.

(Lungen- und Schwindsucht der Thierwelt.) Einer äußerst interessanten Abhandlung über die Lungen- und Schwindsucht unter den verschiedenen Menschenracen und Thierklassen von Royer, welche in einer neulichen Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelesen wurde und großes Interesse erregte, entnehmen wir folgende Angaben: Die Thiere im Naturzustande, d. h. in dem, der Domesticität, Gezähmtheit, oder Gefangenschaft entgegengesetzten Zustand der Wildheit, sind, mit wenigen Ausnahmen, der Entstehung von Tuberkeln in der Lunge oder andern Organen nicht unterworfen. Ganz verschieden stellt sich jedoch das Verhältniß bei den vertebralen Thierklassen dar, wenn sie in den Zustand der Domesticität oder der Gefangenschaft übergegangen sind. Bei dem Affen, wenn er außerhalb seines heimathlichen Klimas, d. h., seiner natürlichen geographischen Verbreitungsregion, lebt, ist die Lungensucht eine sehr häufige Krankheit. Löwe und Tiger (in Menagerien) sind derselben unterworfen, und derlei Fälle werden von Perrault, Vonalt und Martin angeführt. Der Verfasser selber fand einen Jaguar und Kameele mit Lungengeschwüren behaftet, und Perrault, vorzüglich beim weiblichen Elephanten, hat Schwindsucht beobachtet. Bei Hirsch und Gemse (bei diesen natürlich im Zustande der Gefangenschaft) kommt Schwindsucht häufig vor. Milchkühe, besonders in und um Paris, leiden oft an diesem Uebel, von welchem auch die Eselin dann und wann heimgesucht wird, die Ziege niemals. Der Verfasser folgert aus dieser in Sanitätsbeziehung gewiß wichtigen Thatsache, daß es rathsamer wäre, Schwindsüchtigen den Gebrauch von Ziegenmilch als den von Eselsmilch, und eher diese als Kuhmilch zu verordnen. Wie die Versetzung aus tropischen Klimaten in gemäßigte oder gar kalte, so bewirkt auch die Versetzung aus letztern, zumal arktischen oder aus Hochgebirgszonen, in wärmere Klimate, Lungensucht und andere Entzündungskrankheiten bei Thieren, z. B. beim Rennthiere, beim Lama u. s. f. Von Vogelarten, bei welchen Schwindsucht beobachtet worden, nennt der Verfasser unter andern: Papagey, Fasan, Reiher, Storch, Taube u. m. A. Das relativ häufige Vorkommen dieses Uebels, je unter den verschiedenen Menschenracen, ist, dem Verfasser zufolge, nur wenig bekannt, ausgemacht aber, daß die äthiopische oder Negerracen derselben in ihrer heimathlichen Zone wenig unterworfen sind, dagegen bei der Versetzung in andere, besonders kältere Klimate, häufig ein Opfer dieses Uebels werden.

(Pedirinen.) So werden die neuen von Oudinot in Paris erfundenen Pferdehaar-Schuhe genannt, ohne die in einigen Monaten keine galante Dame mehr wird ausgehen dürfen. Von ähnlichem Pferdehaar-Zeuge macht Oudinot Kleiderfutter für Herren. Dieses Futter hat die ausgezeichnete Eigenschaft, daß es nicht zerknickt wird; es behält seine wulstige, bauschende Form und giebt der Männerbrust eine feste Fülle und Rundung und den Rockflügeln etwas Damen-Reifrockartiges. Die dünnen, brust- und herzlosen Herren unserer Zeit werden nun ganz verschwinden aus den Salons der Civilisation, von Promenaden und aus Concerten.

(Schiffsbau.) Ein Journal erzählt Folgendes: „Man spricht in London viel von einer neuen Entdeckung eines gewissen William Hodge, die eine wahre Revolution im Schiffsbau hervorzubringen im Stande sein wurde. Diese Erfindung besteht in einem Bindungsmittel, welches aus Caoutschouc, gestoßener Austerschaale und mehreren anderen Ingredienzien zusammengesetzt ist, welche das Geheimniß des Erfinders sind. Diese Art von Leim soll ein

so außerordentlich festes Bindungsmittel sein, daß sogar Eisen, welches auf diese Weise zusammengekittet wird, an derselben Stelle nicht mehr zerbrechen kann. Man führt unter anderen Versuchen, die auf Befehl der englischen Admiralität angestellt werden sind, auch das an, daß eine gesprungene Kugel, durch den Kitt des Herrn Hodge wieder zusammengefügt und dann aus einer Kanone abgefeuert, ganz unversehrt geblieben sei. Nachdem sich die englische Regierung durch zahlreiche Versuche von der Vortrefflichkeit dieser neuen Erfindung überzeugt hat, soll sie dieselbe dem Herrn Hodge für eine sehr bedeutende Summe abgekauft haben."

(Aus Altenburg.) Die Vermählung unserer liebenswürdigen Prinzessin Marie mit dem Kronprinzen von Hannover soll in den ersten Monaten des künftigen Jahres erfolgen. Die Landschaft des Herzogthums hat ihr eine Mitgabe von 30,000 Thlr. votirt. — Unsere Eisenbahn nach Leipzig ist so weit vollendet, daß sie jeden Tag der Fahrt eröffnet werden kann. Man hofft, daß dies am 16. September geschehen werde. — Die Zeitungen flüsterten sich seither viel von einer Gräfin von Dieyholz zu. Man konnte aber bisher nicht hinter das Geheimniß kommen bis sich jetzt das Räthsel löst. Diesen Namen erhielt eine schöne Wittwe, mit der sich der König von Hannover in der Hofkapelle zu Celle morganatisch vermählt haben soll. Sie war früher an den Präsidenten v. Beulwitz verheirathet.

(Ausbau des Louvre und der Tuilerien.) Den Fremden, welche Paris und seine großartigen Denkmäler bewundern, fällt es schon längst unangenehm auf, das der Louvre nicht vollkommen ausgebaut, und mit den Tuilerien durch eine, den großen Carousselplatz durchschneidende Gallerie in Verbindung gesetzt ist. Bekanntlich hatte der König im Jahre 1833 zu diesem Zweck einen Kredit von ungefähr 100 Millionen bei den Kammern beantragen lassen; der Antrag scheiterte aber an der Sparsamkeit der Deputirten, und alle seitdem indirekt erneuerten Versuche blieben fruchtlos. Indessen scheint das Vorhaben, den Louvre und die Tuilerien durch Ausbau des Seitenflügels gegen die Straße Rivoli hin zu verbinden, noch nicht aufgegeben. Man ist jetzt auf die Idee einer National-Subskription verfallen. Ein unter dem Einfluß der Regierung seit Kurzem erscheinendes Blatt, mit dem Titel: „Paris," macht den Prospectus bekannt. Nach diesem soll die Subscription sich auf 30 Millionen Francs belaufen, durch einen allgemeinen Ausschuß geleitet werden, und der ganze Bau in zwei Jahren vollendet sein. Urheber des Entwurfs ist Hr. Ch. Melvil, ehemaliger Cabinets-Chef im Ministerium des Innern, und Erredacteur des „Nouvelliste" und „Journal de Paris." Das Projekt mag die gute Folge haben, daß die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf den Ausbau des Palastes der alten Könige Frankreichs hingelenkt wird; die Subscription selbst aber dürfte schwerlich von Erfolg sein, da die Summe an sich schon zu bedeutend ist, und voraussichtlich nicht ein Mal ausreichen würde.

(Michael Cervantes) beschemigt durch eine Quittung, daß er als Mitgift von seiner Frau Katharina Salazorny Palacios empfangen habe: einen kleinen eisernen Ofen, drei Bratspieß, eine Schaufel, ein Reibeisen, eine Bürste, sechs Scheffel Mehl, einen Tisch mit vier Füßen, eine Matratze, einen kupfernen Leuchter, zwei Bettbezüge, zwei Jesus-Kinder mit ihren kleinen Röckchen und Hemden, vier und vierzig Hühner und Hühnchen mit einem Hahn.

(Luther.) Im „Piloten" heißt es: Von den mannigfaltigsten Seiten wird es getadelt, daß Luther von der Walhalla ausgeschlossen ist. Man sieht daraus, wie schwer es dem Deutschen wird, da, wo es religiöse Interessen gilt, sich einen ruhigen Standpunkt zu gewinnen. Wir sind seit der Reformation, auf Kosten unserer politischen Ausbildung, in eine religiöse Gährung und Spaltung hineingerathen, die sich noch immer nicht legen will. König Ludwig konnte nichts Besseres thun, als Luther von der Walhalla auszuschließen ..... Wären wir dahin gekommen, daß wir Luther als einen großen Mann, als eine absolute Größe betrachteten, so gehörte er jedenfalls in die Walhalla. Allein da der Eine seine Ausstellung nur vom protestantischen und der Andere sie nur vom katholischen Standpunkte aus ansehen würde, so war das Beste, um neue Spaltungen zu vermeiden, ihn auszuschließen, und es zeigt die größte Beschränktheit der Begriffe, die größte Illiberalität, gegen diese Ausschließung, welche unsere Zustände erfordern, zu eifern, sie den König Ludwig entgelten zu lassen."

(Wieder ein Opfer einer Trinkwette.) In Paris hatte kürzlich ein Wasserträger eine Wette gemacht, ein Litre (ungefähr eine Maß) Branntwein innerhalb 5 Minuten austrinken zu wollen. Er hatte kaum die Heldenthat vollbracht, als er bewußtlos zusammensank. Man trug ihn in's Spital, wo er nach sechsstündlichen schrecklichen Leiden starb.

(Man schreibt aus Malta:) „Hier sind ein Löwe und eine Löwin für den zoologischen Garten in London angekommen. Der Löwe brach Nachts aus seinem Käfig, und schlug, zum großen Schrecken der Bewohner, im Lazarethhofe sein Standquartier auf. Man schickte sechs Soldaten, um ihn zu erschießen; ein Mann erbot sich aber, das Unthier lebend in seinen Käfig zurückzuführen. Er ging auf den Löwen zu, bot ihm aus einem Kübel zu trinken und dann Fleisch zum Essen; während aber die Bestie die Speise verschlang, warf er ihr einen Strick um den Hals, an welchem er sie in den Käfig führte."

(Die Anzahl der Armen in Paris) beläuft sich nach den Einschreibbüchern der verschiedenen Wohlthätigkeits-Institute sich auf 70,000 Individuen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 74.

Bremen, Donnerstag den 15. September 1842.

Gestorben:

Nro. 917. Den 10. September. Der Küper Heinr. Friedr. Wilhelm Suhr, 51 Jahr, Schnoor N. 15.

— 918. Den 10. — Des Maurers Johann Jeremias Müller Wittwe, geb. Mehrbach, 58 Jahr, Osterthorswallstraße Nro. 78.

— 919. Den 10. — Des Weggeld-Einnehmers Gottlieb Mensching Ehefr., geb. Rediger, 48 J., Schwachhausen.

— 920. Den 10. — Des Steuermanns Diedr. Edzard Ehefr., geb. Klevenhusen, 33 Jahr, Doventhors Deich Nro. 2.

— 921. Den 10. — Der Matrose Joh. Caspar Claussen, 63 Jahr, Armenhaus.

— 922. Den 11. — Des Arb. Joh. Heinr. Brüggemann Tochter, 5 Wochen, Sielwall N. 3.

— 923. Den 11. — Der Schuhmachermeister Johann Daniel Engelken, 46 Jahr, Rembertistraße Nro. 22.

— 924. Den 12. — Der Kirchendiener Georg Röver, 76¾ Jahr, Domsheide Nro. 12.

— 925. Den 12. — Des Tonnenmachers Albert Henrich Wolters Tochter, 12 Jahr, kl. Fuhrleutestraße Nro. 17.

— 926. Den 12. — Der Zimmerlehrling Otto Schnaars, 19 Jahr, Steinthor Nro. 36.

Nro. 927. Den 12. — Wilhelm Tegtmeyer, 7 Monat, Osterthorswallstraße Nro. 83.

— 928. Den 12. — Des Arb. Diedr. Hinners Tochter, 10 Wochen, Hülsberg Nro. 6.

— 929. Den 13. — Die Dienstmagd Anna Elisabeth Kreutzgrabe, 18¾ Jahr, gr. Krummenstraße Nro. 2.

— 930. Den 13. — Des Cigarrenfabrikanten Wilhelm Friedr. Berlitz Sohn, 4 Monat, auf den Häfen Nro. 24.

— 931. Den 13. — Der Arb. Hermann Wätjen, 54 Jahr, Faulenstraße Nro. 16.

— 932. Den 13. — Des Arb. Friedr. Wilh. Blancke Sohn (todt geb.), Buntenthorssteinweg Nro. 166.

— 933. Den 13. — Johanna Conradine Doris Auguste Claussen, 4 Monat, Buntenthorssteinweg.

— 934. Den 13. — Des Cigarrenmachers Joh. Jacob Georg Ellebrecht Sohn, ¾ Jahr, große Johannisstraße Nro. 171.

— 935. Den 13. — Der Schuhmacher Joh. Bernhard Schütte, 64 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 1.

Geburten:

Nro. 1149. Den 7. September. Des Kutschers Otto Otten Ehefr., geb. Tangmann, Ansgariithorswallstraße Nro. 16, von einem Mädchen.

— 1150. Den 8. — Des Küpergesellen Johann Conrad Gesken Ehefr., geb. Wagner, Düsternstr. Nro. 31, von einem Knaben.

— 1151. Den 7. — Des Matrosen Nicolaus Haßhagen Ehefr., geb. Peymann, Stephanithors Bollwerk Nro. 15, von einem Mädchen.

— 1152. Den 9. — Des Seidenhutmachers Peter Heinr. Mohr Ehefr., geb. Baupel, Tiefer Nr. 20, von einem Mädchen.

— 1153. Den 9. — Des Knochenhauers Christian Fäsenfeld Ehefr., geb. Villmer, Oelmühlenstr. Nro. 17, von einem Knaben.

— 1154. Den 11. — Des Arb. Joh. Carl Heinr. Reiners Ehefr., geb. Wellenbrock, hinterm Paulsberg Nro. 13, von einem Knaben.

Nro. 1155. Den 11. — Des Arb. Joh. Hinr. Bohlmann Ehefr., geb. Baumann, gr. Annenstraße Nro. 61, von einem Knaben.

— 1156. Den 11. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Ludwig Schlens Ehefr., geb. Hörmann, Osterthorssteinweg Nro. 50, von e. K.

— 1157. Den 12. — Des Dr. juris und Catasterbeamten Daniel Schultz Ehefr., geb. Stallforth, Kohlhökerstraße Nro. 18, v. e. M.

— 1158. Den 13. — Des Zinngießers Johann Wessels Ehefrau, geb. Jacobs, Faulenstraße Nro. 73, von einem Mädchen.

— 1159. Den 13. — Des Schneideramtsmeisters August Carl Fischer Ehefr., geb. Holzapfel, Molkenstraße Nro. 24, von einem Knaben.

— 1160. Den 13. — Des Arb. Friedr. Wilh. Blancke Ehefr., geb. Wille, Buntenthorssteinweg Nro. 166, von einem todten Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 75.

Bremen, Sonntag den 18. September 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 18. September.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Cand. Vietor.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Pauiel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Schwimm-Lection im Trockenen.

Ein Scherz von M. G. Saphir.

Das Wasser ist die Loosung jetzt zur Stunde,
„Nur Wasser!“ schreit die ganze Welt,
In's Wasser! schickt man Kranke und Gesunde,
Das Wasser kostet jetzt das meiste Geld;
Nicht zeitgemäß ist es, mit Wein den Durst zu löschen,
Wer Zeitgeist hat, der trinkt jetzt mit den Fröschen!

Die alte Heilkunst schießt man jetzt ganz Bresche,
Das neueste System ist: pudelnaß,
Die Kranken, die traktirt man jetzt wie Wäsche,
Die Medizin, das ist das Wasserfaß;
Man wird geseift, gewalkt, gestriegelt,
Getrocknet, eingeschlagen und gebügelt.

Der Hoffnungslose stürzt sich nicht in's Wasser,
O nein, er stürzt das Wasser jetzt in sich!
Wie glücklich sind jetzt Dichter und Verfasser,
Ein Jeder sagt: „Mein Gräfenberg bin ich!“
Die Heilkunst bracht' es endlich schon zuwegen,
Die Leut' wie — Wassergurken einzulegen!

Doch wässert jetzt man nicht nur Patienten,
Auch die Gesunden müssen in das Wasser 'nein,
Wir schwimmen um die Wette mit den Enten,
Wir holen schwimmend jeden Karpfen ein;
Geht's fort so, und die Menschheit wird noch älter,
So fängt man bald die Menschen aus dem Kelter.

Ja, schwimmen muß jetzt männlich, weiblich, sächlich,
Der ganzen Welt geht's Wasser schon an Mund!
Es ist kurios, man ist so oberflächlich,
Und geht trotz Allem dem so leicht — zu Grund.
Ein jeder Stand in allen Erdregionen,
Nimmt jetzt in seinem Fache — Schwimm-Lectionen.

Wenn auf die Handelsbörse wir jetzt gehen,
Zur Geisterstunde — zwischen Zwölf und Ein —
Da kann man eine große Schwimmschul' sehen,
Da schwimmt und plätschert, rudert Groß und Klein,
Und Mancher kann gar nicht auf's Trock'ne kommen,
Das kommt daher, er hat sich — festgeschwommen.

Sie machen Sprüng' in allerlei Gestalten,
UndMancher springt so hoch fast wie ein Haus,
Sie schwimmen stark um oben sich zu halten,
DochManchem geht gar bald der Athem aus,
Der springt vom Trampolin — doch, trotz der Mühen,
Sinkt er hinab, wer wird „heraus ihn ziehen?“

Das Schauspiel auch, man siehts all' Augenblicke,
Was wird es sonst als eine Schwimmschul' sein?
Der Herr Direktor hält die Kunst am Stricke,
Doch plumpt er selbst gar oft hinein,
Er rudert noch herum mit den Genossen,
Er kommt wohl noch heraus, doch wie begossen!

Die Liebe selbst — es klingt fast nicht geheuer —
Gleicht einer Schwimmschul', das ist sonnenklar.

Doch die Lektionen, die sind etwas theuer!
Und gute Schwimmer sind gar wunderrar!
Die Meister muß man da besonders honoriren,
Weil statt am Strick sie uns am „Bandel“ führen!

Beim Lieben giebt es immer Schwimmer-Scenen,
Das liebend' Herz schwimmt erst in Trunkenheit,
Das liebend' Aug' schwimmt dann in Thränen,
Das liebend' Paar, das schwimmt in Seligkeit,
Und ist die Liebe bis zur Eh' gekommen,
Wird umgekehrt und gleich zurückgeschwommen!

Das Declamiren ist auch wie das Schwimmen,
Man frägt erst, wie viel Grad' die Wasser-Dichtung hat?
In frischer Dichtung da ist gut zu schwimmen,
Doch seichte Dichtung macht den Schwimmer matt;
Und ist man fertig, und betritt das Ufer —
So sind die beste Stärkung — Bravorufer.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Dies Benehmen ging den Häuptern der Regierung, die es sich dachten, was er damit sagen wollte, durch's Herz und sie konnten es ihm nicht verzeihen; aber sie waren bereits so schwach, daß sie ihren Verdruß darüber nicht offen zu äußern wagten. Doch, sagte Chenier, der sich mit unter den Gästen befand, so laut, daß Alle, die in seiner Nähe saßen, es hören konnten:

„Es kömmt mir vor, wie wenn wir eins der Leichenmahle hielten, welche die Römer zu geben pflegten. Was ist's denn, das wir heute zu Grabe tragen: den Militairruhm Bonaparte's oder die Republik?

— Ei weder eins noch das andere, erwiederte sein Nachbar Berthier; es ist dieses vielmehr ein Mahl der Versöhnung.

„Das kann ich mir nicht wohl denken: sehen Sie nur einmal den Trübsinn von Barras, die affectirte Heiterkeit von Moulins, die Verlegenheit von Roger-Ducos, und die Aufregung von Gobier. Aber den Tartüffe Sieyes, dem ich schon als früheren Mönch nicht traute, vermisse ich.

„„Er war diesen Morgen sehr unwohl,““ antwortete einer der Alten, und hat deßhalb das Haus.....

„Seiner Maitresse, in der Straße Tournon, nicht verlassen können,“ fiel Chenier, verächtlich lächelnd ein. Schade! er würde uns einigen Spaß gemacht haben,

Das Banket war in der That so trübselig als nur möglich. Es wurde dabei nicht anders als leise gesprochen. Ab und an brachte einer der Eingeweihten mit erborgtem Enthusiasmus wohl einen allseitigen Toast aus, aber derselbe wurde stets mit größter Kälte aufgenommen, Einige versuchten es auch, eine der republikanischen Hymnen anzustimmen, die bis dahin eine Explosion des Patriotismus verursacht hatten; aber ihre Stimmen fanden kein Echo. Bonaparte seinerseits schien sich unter Leuten, die ihm kaum bekannt waren auch nicht behaglich zu fühlen, und die Langweile sprach sich in seinem Gesichte aus. Er wußte, daß Sieyes ihn laut Abrede in einem Hause der Straße Tournon erwartete, und so stand er, da der Zweck dieser Zusammenkunft für ihn ungleich wichtiger war als das Banket, rasch auf.

„Siehe da, Ihr General verläßt schon die Tafel!“ sagte Chenier zu Berthier, der ebenfalls aufstand. Er macht wenig Umstände mit uns; wir wollen aber doch bleiben, wäre es auch nur, um ihm zu zeigen, daß er hier nicht Herr ist und es ihm nicht zusteht, den Ton anzugeben.

Mit Berthier am Arm machte Bonaparte die Runde um die Tische her. Nachdem er Einigen ein Paar schmeichelhafte Worte, Anderen unbedeutende Dinge gesagt hatte, machte er sich davon, diejenigen an der Tafel hinterlassend, deren Gast er gewesen war, um zu Sieyes zu eilen, den er im besten Wohlsein vorfand und der eben seine Notizen beendigt hatte. Nach einem augenblicklichen Schweigen richtete Bonaparte, in dem Cabinette des Ex-Abbé's, die Hände auf dem Rücken, auf und ab gehend, mehrere Fragen an denselben.

„Wir haben gewonnenes Spiel!“ antwortete Sieyes mit einem Feuer, das seine eigenthümliche Gestalt noch greller hervortreten ließ *); auch Roger-Ducos ist der Unsere.

— Das mußte sein; es soll auch nicht vergessen werden!

Sieyes lächelte, und fuhr fort:

„Gohier ahnt noch nichts.

— Auch das ist gut. Auf meinen Rath hat meine Frau während meiner Abwesenheit sich der Madame Gohier enge angeschlossen, und nun sind sie so unschuldig als möglich unsere Complicen. Josephine trägt an Madame Gohier nur das über, was ihr Gatte gerade wissen soll.

„Aber, was weiß denn mein College? sagte Sieyes unruhig.

— Der weiß nichts, gar nichts!

„Ich glaube es schon; aber Moulins hat bereits Argwohn geschöpft, und er ist ein Mann von Energie, ja, was noch mehr sagen will, mit Santerre befreundet.

— Das kömmt uns eben herrlich zu Statten. Mit den Bewegungen der Vorstadt ist es aus; vergebens würde Santerre's Bemühen sein, sie wieder zu erwecken, und wenn er es versuchte, ließe ich ihn gleich erschießen. Moulins weiß das, und da wird er sich schon besinnen, ehe er zugiebt, daß sein Freund ihn compromittirt und sich ins Verderben stürzt. Was den Barras betrifft, um den brauchen wir uns weiter nicht zu bekümmern, den schicken wir nach seinem Landsitz Grosbois, wo er — den Stutzer machen mag.

„Damit wird er vollkommen zufrieden sein,“ sagte Sieyes. „Mein Rath nun wäre, die Constitution umzuschaffen, wozu wir einen Monat bedürfen, den man uns geben wird; es muß ferner eine Consular-Commission statt des Directoriums eingesetzt, und ein Decret erlassen werden, das Roger-Ducos, Sie und mich zu Consuln ernennt.

— Und von wem soll das Decret ausgehen?

---

*) Die linkische Haltung und die seltsame Figur des Sieyes machte jeden lachen, der ihn zum erstenmal sah; aber trotz dieser Lächerlichkeit hatte der Ex-Abbé sich doch hoch empor geschwungen.

„Von den Räthen. Das wird auch nicht schwer halten, nur fragt es sich, wer es in Ausführung bringen soll.

— Ich! rief Bonaparte lebhaft; ich!

„Wohl; dann ist's nur noch nöthig, durch die Alten folgenden Antrag votiren zu lassen." Mit diesen Worten nahm Sieyes ein Blatt beschriebenes Papier aus seinem Pulte, und las:

„Der Rath der Alten decretirt in Gemäßheit der Artikel 102, 103 ꝛc. der Verfassung, was folgt: Art. 1. „Das gesetzgebende Corps wird nach der Gemeinde von St. „Cloud verlegt und beide Räthe halten dort ihre Sitzungen „in den beiden Flügeln des Pallastes. Art. 2. Dieselben sollen sich dort am 19. Brumaire Vormittags versammeln. „Jede Functionsausübung und Berathung anderer Orten „und vor diesem Termin ist ausdrücklich untersagt. Art. 3. „Der General Bonaparte ist mit der Ausführung dieses Befehls beauftragt. Er hat alle nöthigen Maßregeln zur „Sicherstellung der Nationalrepräsentation zu ergreifen. Der „den Befehl führende General der 17. Militärdivision, die „Garde des Directoriums, die Garde der legislativen Räthe, „und die in der Commune von Paris anwesenden Linientruppen werden demgemäß sofort unter seinen Befehl gestellt und haben ihn als Chef anzuerkennen. Alle Bürger „sollen ihm Beistand leisten sobald er es verlangt."

Damit war die ganze Revolution gemacht. So wie man den Austritt der Directoren erlangt hatte, ereirte man ein provisorisches Consulat. Ehe Bonaparte und Sieyes sich trennten, theilten sie sich in die Rollen. Sieyes nahm es über sich, die Erlassung des Versetzungsdecrets zu beschaffen, zu welchem er eben den Entwurf vorgelesen hatte; Napoleon aber machte sich anheischig, die bewaffnete Macht auf seine Seite zu bringen und sie zu den Tuilerien zu führen, wo die Räthe ihre Sitzung hielten.

Vor allem rasch zu Werke gegangen, sagte er zu Sieyes, indem er sich von ihm beurlaubte; bedenken Sie, daß wir nur noch drei Tage vor uns haben. Sie müssen sich entschlossen zeigen, und wenn es im entscheidenden Augenblicke Noth thut, so setzen Sie sich zu Pferde und schließen sich uns an.

„Ich kann ja aber nicht reiten," erwiederte der Ex-Abbé treuherzig lächelnd.

— Bis dahin können Sie es lernen, schloß Bonaparte, und ging ohne weiteres fort.

„Wenn er den Sieg davon tragen sollte," sagte Sieyes zu sich selber, als er allein war, „so gebe Gott nur, daß er es sich erinnere, daß ich es gewesen bin, der den Plan der Schlacht entworfen hat. Nöthigenfalls werde ich ihm das jedoch schon zu Gemüthe führen.

(Fortsetzung folgt.)

◦ Bremer Wall.

(Verspätet.)

Das Schönste, was Bremen hat, ist die Promenade der Altstadt, die zu den schönsten Deutschlands gezählt und als solche auch selbst von den Fremden anerkannt wird. Aber in der Seele muß es Jedem wehe thun, sie jetzt so gering geachtet und verfallen zu sehen, indem sie zu Lagerplätzen der Ammen und Kindermädchen und zu Spielplätzen der Kinder herunter gesunken ist. Einsender weiß sich aus seiner Jugendzeit recht gut zu erinnern, daß man früher weit strengere Aufsicht über den Wall führte: Denn wie durfte man es sich wie jetzt, unterstehen, ganz ungenirt im Gebüsche herumzugehen, Zweige abzureißen und sonst Ungebührliches zu treiben? Die Kinder haben weniger Schuld, als die Ammen und Wärterinnen derselben, die zu ihrer Aufsicht da sind; aber diese ziehen es vor, zu Dutzenden sich im Grase zu lagern, obgleich Bänke genug vorhanden, und die Kinder so sich selbst überlassen, treiben was sie wollen.

Möge die löbliche Behörde diese paar Zeilen beherzigen. — r.

◦ Theater.

Des Sommers Reize neigen sich zum Fallen,
Und ihren Schmuck verliert die grüne Flur.
Gesättigt von der Schönheit der Natur,
Betretet Ihr von Neuem diese Hallen;
Und was die Wirklichkeit an Reiz entbehrt,
Wird von der blüh'nden Welt der Kunst begehrt. —

Zersplitternd ist das Leben, alle Kräfte
Vereinzeln sich in jeglichem Geschäfte;
Da geht ein Jeder seine eig'ne Bahn
Und ist des eig'nen Schicksals Unterthan.
Allein die Kunst vereint die Geister wieder;
In ihrem Reich schlägt nur ein Menschenherz,
Hier giebt's nur eine Freude, einen Schmerz,
Und Alle sind nur eines Geistes Glieder. —

Auch Euch vereinigt hier derselbe Zweck:
Es soll das Lustspiel Euern Sinn erheitern,
Das Trauerspiel durch Mitleid und durch Schreck
Das Herz erschüttern und zugleich erweitern;
Und was kein Wort erreichen kann im Schönen,
Wollt Ihr vernehmen in Gesang und Tönen.
Es soll die Phantasie mit ihrer Gabe
Den Ernst erwecken und die Heiterkeit,
Von ihr berührt, steigt die Vergangenheit
Vor unsrem Blick lebendig aus dem Grabe
Ihr bringt ein Herz hieher, der Täuschung offen;
Ihr nehmet an dem fremden Schicksal Theil,
Euch rührt der Edlen Schmerz, Euch freut ihr Heil,
Ihr theilet ihre Sorgen und ihr Hoffen.
Und wie auf fremdem Schicksal weilt Eu'r Blick,
So lernt ihr oft das eigene vergessen,
Und lernet an dem großen Weltgeschick

Mit rechtem Maßstab eignes Leiden messen.
Die Thränen, die Ihr fremdem Kummer weint,
Wohlthuend werden sie den eignen mildern,
Und was Euch räthselhaft im Leben scheint —
Das löst die Kunst in Worten und in Bildern.
Doch mit dem Ernst soll auch der Scherz sich mischen,
Dem Großen folge spielend auch das Kleine.
Wie hier am Schicksal eine hohe Kraft,
Dort an sich selbst zerschellt die Leidenschaft,
So soll der Frohsinn auch das Herz erfrischen;
Nur ausgeschlossen bleibe das Gemeine. —

Ihr aber, die Ihr hier versammelt seid,
Und Euren Antheil unsrem Spiele weiht,
Begegnet uns in Eurem Urtheil mild,
Und unsern Eifer stärkt durch Eure Gunst.
Denn schwer vor Allen ist des Mimen Kunst:
Er ist zugleich der Bildner und das Bild.
Er kann, wie Andre, nicht von weitem stehen,
Und was sein Geist erschaffen, prüfend sehen;
Das ist des Mimen eigenster Beruf —
Er ist das Kunstwerk selbst, das er erschuf. —
Ach! selten nur ist des Gelingens Wonne!
D'rum blickt auf unser Streben mit Geduld!
So wie die Blume reift am Strahl der Sonne,
So reift des Künstlers Muth an Eurer Huld.
Die Kälte ist's, die schon im Keime tödtet
Den Eifer, wenn er kaum die Wangen röthet.
Der Vorhang rauscht empor — das Spiel beginnt.
O bleibt, ihr Lieben, freundlich uns gesinnt!

Mit diesen Worten des Stuttgarter Prologes möge sich der geneigte Bremer Leser beim Beginne des neuen Theaterjahrs begrüßt erachten. Scheint doch wie so manches andere Bächlein auch die einheimische Musenquelle ganz versiegt zu sein, so daß an die Stelle der sonst üblichen Eröffnungsrede diesmal eine Ouverture hat treten müssen. Wurde damit, wenn auch unwillkührlich angedeutet, daß wie im vorigen Jahre das Schauspiel, so in dem jetzigen die Oper vorwaltend sein solle, — dann sind wir mit dieser musikalischen Eröffnungsweise sehr gerne zufrieden. Die Wünsche des Publikums in Beziehung auf das Theater, möchten jetzt allerdings von der Direction beachtet erscheinen, denn wir haben Oper und Schauspiel und ist es nun an dem Publikum durch lebhafte Theilnahme jenes Entgegenkommen zu würdigen und zu belohnen.

Die Darstellung der Oper Belisar (16. September) erfreute sich auch bereits eines so zahlreichen als glänzenden Besuches, und die Zufriedenheit mit den Leistungen des neuen Personals war allgemein. Belisar (Herr Emmerich) ließ einen kräftigen Baß vernehmen, und zeigte ein genügendes Spiel. Antonina (Demoiselle Seeburg) erlangte den größten Beifall des Abends. Die Stimme ist kräftig, klangvoll und gewandt. Für Norma und dergleichen Rollen wird die Sängerin vorzüglich sein. Irene (Mad. Schrameck) hat eine sanfte angenehme Stimme und gutes Spiel, für die Irene, eine größere tragische Rolle sind die Mittel aber doch wohl zu schwach. Alamir (Herr Bahrdt) der neue Tenorist gefiel ebenfalls. Die Stimme hat wohl mehr Kraft, aber nicht so frischen Schmelz als die des Herrn Hagen. Der Wetteifer zwischen beiden wird interessant sein. Auch Herr Geisler hat sich wieder aus der friedlich stillen theoretischen Musiksphäre, in welcher er bekanntlich als Componist vorzüglich ist, in das bewegte Bühnenleben gewagt, und reichen auch zu dergleichen Rollen wie Justinian seine Mittel noch aus. Herrn Sympher (Eutropius) wollen wir die sprechenden Intriguants recht gerne belassen, daß er aber auch die singenden occupirt, möchte nicht mit den Wünschen des Publikums übereinstimmen. Das Orchester war zahlreich besetzt, und bewährte wie das Sprichwort sagt, seinen alten Ruhm.

Scheint nun dergestalt die Oper auf gutem Wege zu sein, so hat der „finstre Geist", welcher so oft durch unser Theaterhaus geschritten, für das der Theaterkasse so nöthige Lustspiel, eine arge und bedrohliche Störung angeregt. Bekanntlich hat Herr Edmüller sich so weit vergessen eine Privatsache mit einem hiesigen Bürger auf die Bühne zu bringen. Die Strafbarkeit eines solchen Unterfangens mag Niemand, auch wohl Herr Edmüller bei ruhiger Ueberlegung selbst nicht verkennen. Die Theater-Policeibehörde hat auch bereits eine dreitägige Haft und eine öffentliche Reue-Erklärung angeordnet, und ist beides vor sich gegangen. Da nun endlich der Genannte seinem Gegner vor dem bürgerlichen Richter noch Rede zu stehen hat, so möchte für das Publicum die Sache erledigt erscheinen, und auf der Bühne Herr Edmüller nicht mehr als Privatmann anzufeinden, sondern allein als Künstler zu beurtheilen sein. Wer sieht nach des Tages Last und Mühe nicht gerne ein gutes Lustspiel, einen erheiternden Komiker, und wer wüßte nicht wie viele Mühe es gekostet hat, nach Herrn Zimmermann wieder einen so guten Komiker herbei zu ziehen, wie Hr. Edmüller doch anerkanntlich ist? Die Lage der Direction darf dabei ebenfalls nicht unerwogen bleiben, denn mit Hr. Edmüller steht und fällt das diesjährige Lustspiel, und bei Entbehrung der eigentlichen Kassenstücke vermag die Direction dem Publicum auch die feineren Kunstgenüsse nicht zu bieten.

Daß ein Schauspieler sich Aehnliches wieder erlaube, ist bei dem lautgewordenen allgemeinen Unwillen gewiß nicht zu fürchten. Aus diesen Gründen wäre es also sehr zu wünschen, daß die Sache den zunächst Betheiligten überlassen bliebe, und die neue unter so augenscheinlichen Anstrengungen der Direction begonnene Unternehmung nicht eine Störung erlitte, welche am Ende doch wieder auf das Publicum nachtheilig rückwirken müßte.

Besonderer Umstände wegen erscheint heute ein halber Bogen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 75.

Bremen, Sonntag den 18. September 1842.

Gestorben:

Nro. 937. Den 13. September. Der Strumpfweber Jacob Kolby, 93 Jahr, Hastedt Nro. 32.

— 938. Den 13. — Des Schullehrers Herm. Wilh. Tögel Tochter, 2½ J., Neuenstraße N 1.

— 939. Den 14. — Des Arb. Joh. Gerh. Wienken Ehefr., — — — 54 Jahr, Stangen Hof Nro. 19.

— 940. Den 14. — Des Hausküpers Heinr. Bernh. Schütte Sohn, 8 Tage, Kirchenstraße Nro. 22. (Neustadt).

— 941. Den 15. — Des Branntweinbrennes Johann Christoph Wiechers Sohn nach der Geburt gestorben, Balgebrückstraße N. 29.

Nro. 942. Den 16. — Des Cigarrenmachers Carl Heinr. Adolph Eitzen Sohn, 6 Monat, Sassenbergs Hof Nro. 5.

— 943. Den 16. — Des Krameramtsgenossen Lüder Bringemann Sohn, 11 Wochen, Geeren Nro. 29.

— 944. Den 17. — Der Schuhmachermeister Johann Rummy 32¾ Jahr, Neuenstraße.

— 945. Den 17. — Des Cigarrenmachers Joh. Jacob Tute Tochter 3 Monat, Kupferschläger Gang Nro. 6.

— 946. Den 17. — Des Landmanns Joachim Meyer Wittwe geb. Eickhoff, 77 Jahr, gr. Hundestraße Nro. 18.

Geboren:

Nro. 1164. Den 12. Sept. Des Kaufmanns John Lewis Lamotte Ehefr., geb. Faber, Osterthors-Contrescarpe, von einem Knaben.

— 1165. Den 13. — Des Zimmergesellen Herm. Hein. Max Lammers Ehefr., geb. Grimm, gr. Johannisstraße Nr. 187, v. e. K.

— 1166. Den 13. — Des Dr. juris und Obergerichtsanwalds Herm. Daniel Watermeyer Ehef., geb. Henschen, Pelzerstraße Nr. 49, von einem Knaben.

— 1167. Den 14. — Des Malers Lüder Schriever Ehefr., geb. Backenköhler, Gartenstraße Nr. 9 B., von einem Knaben.

— 1168. Den 14 — Des Kaufmanns Georg Heinrich Loose Ehefr., geb. Burhoff, Osterstraße Nro. 14. von einem Mädchen.

— 1169. Den 15. — Des Briefbestellers Heinr. Droop Ehefr., geb. Bernhardt, Kloster Kirchenstraße Nro. 3, A von einem Knaben.

— 1170. Den 15. — Des Schuhmachermeisters Joh. Carl Dittmer Ehefr., geb. Schmidt, Neuenstraße Nro. 45, von einem Mädchen.

Nro. 1171. Den 15. — Des Mobilienhändlers Johann Friedrich Ulrich Ehefr, geb. Kölle, Heerdenthorssteinweg Nro. 25, von einem Mädchen.

— 1172. Den 15. — Des Branntweinbrenners Johann Christoph Wiechers Ehefr. geb. Manroh, Balgebrückstraße Nro. 29, von einem Knaben.

— 1173. Den 16 — Des Cigarrenmachers Justus Schröder Ehefr., geb. Kuhlmann, Georgs-Hof Nro. 8, von einem Mädchen.

— 1174. Den 16. Des Arbeitsmann Joh. Wilh. Franke Ehefr., geb. Steffens hinter Stephanikirchhof, von einem Knaben.

— 1175. Den 17. — Des Schlachtfuhrmanns Carl. Heinrich Piper Ehefr, geb. Knoche, Martinistraße Nro. 36, von einem Knaben.

— 1176. Den 17. — Des Weisbäckers Cord Heinrich Sorger Ehefr., geb. Sander, gr. Fuhrleutestraße Nro. 47, von einem Knaben.

Proclamirt sind

Nro. 382. Der Schneideramtsmeister Christian Schmidt und Lena Bädchen. Beide von hier.

— 383. Der Landmann Gerhard Klatte hies. und Adelheid Struthoff zu Neuenlande.

— 384. Der Schuhmacheramtsmeister Friedr. Wilhelm Kreschofsky und Anna Sophia Schlobohm. Beide von hier.

385. Der Cigarrenmacher Friedr. Hermling und Lucie Sophie Bergmann. Beide von hier.

386. Der Schuhmacheramtsmeister Heinrich Conrad Ludw. Hüper und Margarethe Marie Hagemann hieselbst.

Nro. 387. Der Cigarrenmacher Johann Jacob Neequard hies. und Maria Gesina Elisabeth Kaiser aus Wildeshausen.

— 388. Der Arb. Carsten Hustedt u. Catharina Buschmann. Beide zu Hastedt.

— 389. Der Arb. Diedr. Mühlenstedt hies. und Gesche Adelh. Naumann aus Vilsen.

— 390. Der Obersteuermann David Ludwig Riebo und Anna Elisabeth Dircks. Beide von hier.

— 391. Der Arb. Johann Jacob Maurer und Gesina Fien. Beide von hier.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 76.

Bremen, Donnerstag den 22. September 1842.

* Gedichte von P. J. W.

6.

Phantasie

Ich lieg' auf meiner Ottomane
Und sende meine Träume fort;
Dahin, wo rauschend die Banane
Sich wiegt am fels'gen Meeresport;
Und weiter, wo durch Indiens Fluren
In Blumenduft die Peri schweift,
Und wo auf Karawanen — Spuren
Durch Wüsten der Araber streift!

Mich tragen pfeilschnell die Gedanken
Gen Norden, wo die Tanne thront,
Und hin, wo stolz die Wipfel schwanken —
Im Hain, den Odins Geist bewohnt;
Ich tauche nieder in die Fluthen,
Wo Perlen schimmern, feucht und hell,
Und schweife zu des Hekla Gluten
Und zu des Geysers Sprudelquell.

Und wo die braunen Mädchen singend
Im Schatten der Alhambra gehn;
Und wo sich Bajaderen schwingend
In Delhi's heil'gem Tempel drehn; —
Wo hinter hochgethürmten Mauern
Die Nonne in den Schleier weint
Und einsam sich, in mächt'gen Schauern,
Von Gott und Welt verlassen meint! —

Ihr seid gar wackere Gesellen
Ihr, meine Träume, flink und frei! —
Laßt immer eure Segel schwellen
Durch dieses Lebens Einerlei!
Schwingt muthig euch durch Meer und Lande,
Steigt selbst zum Himmel frisch empor: —
Dem sind gelös't der Erde Bande,
Der keck in Träumen sich verlor!

Hinauf, hinauf! durch ferne Weite
Schweift lustig fort, durch Berg und Thal,
Daß euer Flug für mich bereite
Des freien Geistes Königsmahl! — —
Stürzt' auch die Welt erschöpft zusammen,
Und ob zerschellt der Himmel brach: —
Der Träume heil'ge Lichter flammen
Noch um der Seele Sarkophag! —

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

IV.

Als der Herr von N*** am 18. Brumaire der Morgens gewohnter Weise in das Cabinet von Bonaparte eintrat, empfing dieser ihn fröhlichen Angesichts und sagte:

„Ich wette, Sie rathen es nicht, wo ich heute frühstücken werde; aber denken Sie einmal recht darüber nach.

— General, antwortete der Herr von N*** lächelnd, ich rathe lieber nicht und möchte auch nicht wetten.

„Nun denn, bei Bernadotte; aber das Merkwürdigste dabei ist, daß ich mich dazu selber bei ihm eingeladen habe. Sie hätten das sehen können, wenn Sie gestern Abend meine

Frau und ihre Kinder nach dem Théâtre français begleitet hätten, wie sie Sie darum gebeten hatte. Hat Ihnen Josephine nicht auch gesagt, daß wir heute auf's Land zu meinem ältesten Bruder gehen wollen? *) Das Wetter ist nicht besonders; aber wir haben unsere Gründe. — Also gestern, „fuhr Bonaparte fort," beim Weggehen vom Theater, befinde ich mich Bernadotte gegenüber, und da ich mich meiner Treu in dem ersten Augenblick und nach der Conversation, die ich, wie Ihnen bekannt ist, hier mit ihm gehabt habe, nicht recht wußte, was ich ihm eben sagen sollte, so fragte ich ihn, ob er heute mit von unsrer Partie sein wollte. Er sagte das zu. Da wir nun vor seinem Hause in der Straße Cisalpine vorbei müssen, **) so bitte ich mich ohne Umstände auf eine Tasse Thee bei ihm zu Gaste, mit dem Zusatze, ich möchte gern einige Augenblicke mit ihm zubringen. Was sagen Sie dazu?

Daß das ganz pfiffig ist, General.

„Um so pfiffiger, als ihn das bei Gohier, der auf ihn wie auf ein Orakel hört, compromittiren wird. Merken Sie sich's, Herr von N***, das man in der Politik dem Feinde stets gerade auf den Leib gehen muß, weil er sonst meint, daß man ihn fürchte, was ihn nur kühner macht."

Eine Stunde später saß Bonaparte mit Josephine, die nie auf sich warten ließ, wenn sie ihn begleiten sollte, im Wagen. Der Kutscher erhielt die Weisung, durch die Straße Cisalpine zu fahren und vor dem Hôtel des Generals Bernadotte anzuhalten.

Madame Bernadotte machte Bonaparte'n und Josephinen anmuthig die Honneurs. Man setzte sich zu Tisch, um zu frühstücken. Die Unterhaltung war anfangs steif und matt, ging aber zuletzt auf den Krieg über, in welchem hehren Felde Bonaparte's Ueberlegenheit zu groß war, als daß sein Wirth ihm nicht mit Bewunderung zugehört hätte, während die beiden Frauen unter sich über Toilette und Schauspiel plauderten. Da Madame Bernadotte trotz alles Zuredens Josephinens sich entschuldigte, so stieg ihr Gemahl als Dritter in den Wagen, der sie alle direcle nach Mortfontaine brachte, wo auch die andern beiden Brüder Bonaparte's, Lucian und Ludwig, so wie Fouché, Cambaceres und Regnault, de Saint-Jean-d'Angely waren. Ob Bonaparte viel mit Bernadotte gesprochen hat, können wir nicht angeben, aber es bildeten sich in den Gemächern des Schlosses und in den Kiosken des Parkes kleine Gruppen zwischen den genannten Personen, und diese waren die Seele des Complotts.

„General," hatte Fouché zu Bonaparte gesagt, „machen Sie, daß Sie mit dem Directorium fertig werden: denn wenn Sie zu lange zögern, würde ich Ihnen nicht mehr dienen können und Sie wären verloren."

Regnault de Saint-Jean-d'Angely zeigte Bonaparte an, daß Cambaceres die Eröffnungen, welche er ihm in seinem Namen gemacht, sehr unschlüssig aufgenommen habe.

„Ich will nichts von Ausflüchten wissen," sagte Bonaparte ungeduldig. „Machen Sie sich nach Tische an ihn und sagen Sie ihm in meinem Namen, er möchte sich noch heute entscheiden, morgen käme er damit zu spät. Ich fühle mich augenblicklich stark genug, allenfalls allein zu handeln."

Und doch hätte ein kleiner Stein noch denselben Tag fast alle diese Pläne zu nichte gemacht und das Geschick der Welt verändert. Bonaparte hatte Regnault, ob, um sich den vielfältigen Anfragen zu entziehen, die an ihn gerichtet wurden, oder um sich mit ihm ungestörter besprechen zu können, zu einem Spazierritt vor Tische in dem Park von Mortfontaine aufgefordert. Als sie nun im vollen Jagen nach dem Schlosse zurückkehren, kam das Pferd, welches Bonaparte ritt, durch einen kleinen Stein zu Fall und schleuderte so seinen Reiter zehn Schritte weit von sich zu Boden. Regnault saß schnell ab und lief auf Bonaparte zu, um ihm wieder aufzuhelfen: er fand ihn aber besinnungslos. Regnault hielt ihn für todt; doch war es nur eine Betäubung, von der er sich bald wieder erholte und, von Regnault unterstützt, sich wieder zu Pferde setzte.

— Wie Sie mich erschreckt haben! sagte Regnault zu ihm als sie nun im Schritt weiter ritten: ich glaubte in dem ersten Augenblick, daß Sie auf der Stelle todt geblieben wären."

„Das glaubte ich selbst," antwortete Bonaparte lachend, „Da sieht man's, wie es um das Geschick der Menschen steht: alle unsere Pläne wären fast an einem kleinen Kiesel gescheitert."

Dieser Vorfall hatte indeß weiter keine Folgen, und Bonaparte kehrte noch denselben Abend mit seiner Gattin, aber ohne Bernadotte, nach Paris zurück.

*) Joseph Bonaparte, dem damals das Gut Mortfontaine gehörte.

**) Jetzt Straße Rocher. Das Hôtel, welches Bernadotte in diesem Quartier eine lange Zeit bewohnt hat, ist erst im Jahr 1824 niedergerissen worden.

Währenddem beschäftigte sich Cornet, dem Sieyes den Auftrag gegeben hatte, dem Rath der Alten das Versetzungsdecret vorzuschlagen, mit den Mitteln, diesen Antrag, von dem das Gelingen der Unternehmung abhing, stürmender Hand durchzuführen. Er that das mit eben so vieler Geschicklichkeit als Discretion. In der Nacht vom 17. zum 18. war Alles bereit. Damit das Publicum von der geheimen Thätigkeit in dem Inspectorensaal der Tuilerien nichts bemerke, ließ er die Gardinen zuziehen und die Fensterladen schließen, und nahm alle mögliche Vorsichtsmaßregeln, damit auch die Directoren nichts merkten. Den andern Tag, am 18. Brumaire, ehe es noch tagte, wurden die Mitglieder beider Räthe durch ihre respectiven Commissionen zusammenberufen; die der Alten zu acht, die der Fünf Hundert zu zehn Uhr Morgens. In Betreff des letzteren Corps ist noch zu bemerken, daß man den Mitgliedern, die zu offenbar feindselig waren, absichtlich keine Convocationszettel geschickt hatte.

„Bürger Repräsentanten," begann Cornet, dem gleich bei der Eröffnung der Morgensitzung das Wort gegeben worden war, „es giebt kein repräsentatives Corps, es giebt „keine Republik, es giebt keine Freiheit mehr! Es geben „sich seit mehreren Tagen die beunruhigendsten Symptome „kund, es sind uns die Unglück drohendsten Berichte gemacht „worden. Wenn nicht unmittelbar wirksame Maßregeln ge„nommen werden und der Rath der Alten nicht die Frei„heit vor den größten Gefahren schirmt, von welchen sie „noch bedroht gewesen ist, so wird der Brand allgemein wer„den und wir nicht mehr im Stande sein, seiner verheeren„den Wuth ein Ziel zu setzen. Er wird Freund und Feind „umhüllen und das Vaterland verzehren, und wer „dem Brande entrinnt, der wird bittere aber nutzlose Thrä„nen über der Asche vergießen, die derselbe auf seinem Zuge „hinterlassen hat! Ja, Bürger Repräsentanten," wiederholte Cornet mit Emphase, „das Vaterland wird verzehrt „werden, und sein Skelet Geiern in die Krallen fallen, die „sich um seine blutigen und verkohlten Glieder balgen!"

Dann sagte er, sich resumirend:

„Darum trägt Ihre Commission auf die Annahme des folgenden Beschlusses an.....

Und nun verlas Cornet den Versetzungsentwurf, den Sieyes verfaßt und Bonaparte in der letzten Sitzung genehmigt hatte, und den wir bereits kennen. Dieser Entwurf wurde sofort angenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Rationalismus und Supernaturalismus.

(Schluß.)

Dem Streit dieser beiden Systeme schien aus dem Wege gehen zu wollen, ihn zu versöhnen, ja ihn gar nicht zu verstehen, ihn für unnütz und unbegreiflich zu halten die Schleiermacher'sche Glaubenslehre. Sie faßte das Christenthum als Sache des Gefühls, des Bewußtseins, sie gab sich für eine Analyse des christlichen Bewußtseins und schied von sich aus, was der Speculation, der Philosophie, der Weltweisheit angehört, mithin auch jene Unterscheidungen von mittelbarem und unmittelbarem Wirken Gottes, worauf sich großentheils der Streit zwischen den oben bezeichneten Systemen bezog. Dies und Aehnliches hat nach ihr nur etwa ein wissenschaftliches Interesse, aber keines für das fromme, das christliche Bewußtsein. Das Christenthum kann und will nicht demonstrirt werden, die Dogmatik kann und soll nicht dessen Wahrheit demonstriren. Nur abgeleiteter Weise, nur als Reflexe des frommen Gefühls, des christlichen Bewußtseins, welches das Nächste und Gewisseste, so wie das Ursprüngliche ist, kommen in ihr Sätze über das Wesen Gottes und über die Beschaffenheit der Welt vor, und nur als solche, nicht als Grundlage des Christenthums, nicht als geoffenbarte Wahrheiten haben sie zu gelten. So stellte Schleiermacher eigentlich nur eine christliche Anthropologie auf, als Hauptsache und Mittelpunkt, woran sich freilich auch eine Christologie anschließen mußte, jedoch so, daß der Christus im Bewußtsein der Gläubigen, der ideale gegen den historischen Stifter des Christenthums bedeutend hervorgehoben wird, die Idee gegen die hin und wieder in Mythen verlaufende historische Erscheinung überwiegt und eine Theologie, die aber nur eine Objectivirung und Zusammenfassung der auf das Absolute, von welchem der Mensch sich abhängig fühlt, bezüglichen und hinweisenden subjectiven christlichen Gefühle und Empfindungen sein will. Weit entfernt nun aber, daß Schleiermacher die beiden streitenden Systeme unter sich versöhnt und im seinigen als dem höhern vereinigt hätte, vereinigte er sie nur zu übereinstimmenden Angriffe

gegen das seinige. Die Philosophie welche er aus der Glaubenslehre ausgeschieden wissen wollte, fand man, wenn auch nicht als Philosophie einer bestimmten Schule, aber als eigenthümliche Schleiermacher'sche Philosophie in überreichem Maaße als Kern und Grundlage des Ganzen darin, theils in den positiven, theils in den kritischen Elementen; und wenn man den christlich tiefsinnigen Geist der Frömmigkeit nicht darin verkannte, so vermißten doch Viele die eigentliche Grundlage der christlichen Weltanschauung, einen entschiedenen Theismus oder Glauben an den bewußten Gott. In der Anthropologie selbst rügte man, daß die Lehre des Christenthums von der Unsterblichkeit der Seele hinausgeschoben und mit einer fast skeptischen Kritik behandelt wurde, und was in der Glaubenslehre dahingestelt blieb, das fand man in andern frühern Schriften des berühmten Mannes entschiedener im verneinenden Sinne ausgesprochen. Neben den gemeinschaftlichen Anklagen aber warfen ihm die Supranaturalisten noch vor, daß er im Grunde doch in seiner Zurückstellung und Ablehnung des Wunderbaren, der Verweisung desselben ins Mythische Rationalist sei, als der er sich auch in seiner Kritik und Exegese gezeigt habe; und die Rationalisten beschuldigten ihn eines, ihrem nüchternen Verstande und moralischen Sinne anstößigen, allem supranaturalistischen Wahn wieder die Thüre öffnenden Mysticismus; beide Theile aber glaubten ihn, der solche Elemente zu vereinigen suchte, der Zweideutigkeit, der Unredlichkeit zeihen zu dürfen. Dieser Schein der Zweideutigkeit entsprang nur daraus, daß er von den beiden ihm gleich wesentlichen Richtungen seiner Natur auf innige Frömmigkeit und auf scharfes philosophisches Denken keine unterdrücken, keine der andern aufopfern, daß er beide gewähren lassen und so seinem eigenen Wesen treu und wahr sein wollte. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß er die Ansprüche des frommen Gemüths und des denkenden Verstandes objectiv versöhnt und ausgleichend befriedigt habe. Auch rühmte er sich einer solchen Ausgleichung nicht; er war zufrieden die beiden Sphären des frommen Gefühls und des philosophirenden Geistes, als ihrem Wesen nach verschiedene, auseinander zu halten und in jeder für sich das ihr Gemäße zu leisten. Für den Fall aber, daß er zwischen einer speculativen Dogmatik der Wissenden und dem Glauben der Gemeinde zu wählen hätte, erklärte Schleiermacher, daß er sich als Glied und Lehrer der Gemeinde für den letztern entscheiden würde.

---

* Die vielbesprochenen Kochhäuser in Bremerhaven.

Die häufigen in der letzten Zeit vorgekommenen Feuersbrünste dürften wohl die nächste Veranlassung zur endlichen Beschaffung der seit Jahren projectirten Anlage von Kochhäusern am Hafen gegeben haben.

Eine bekanntlich schon vor einiger Zeit erlassene Verordnung der Behörde besagt das Nähere deshalb und darf darnach, seit Publicirung, an Bord der Schiffe bei Strafe so wenig Feuer unterhalten, als geraucht werden. So wünschenswerth und zweckmäßig nun auch die Einrichtung von Kochhäusern am Hafen an und für sich erscheinen muß, so sehr muß es den Unbefangenen befremden, zu sehen wie in einem Fall, wo es sich um so bedeutendes Eigenthum handelt, wie hier, es nur bei parziellen Maßregeln bleibt Warum nämlich beendigte man nicht zuvor den Bau solcher Häuser, statt bei Erlaß der Verordnung, erst ihn an den mindest Fordernden auszuverdingen, wie hier der Fall, und unterwirft somit den Seemann und Passagier allen den großen Inconvenienzen, die daraus entspringen müssen, daß sie sich nur am Lande, und auch das meistens nur in entlegenen Localen warmes Essen verschaffen können? Ja, man geht noch weiter. Statt den Bau möglichst zu beschleunigen, verdingt man ihn einem Privatmann, der nur wenige Maurer anschaffen konnte, und in dem Augenblick, wo diese noch am Fundament beschäftiget sind, wird der Bau sistirt, wie solches in den letzten Tagen geschah. Ohne nun auch das höchst Unpolitische solcher Maßregeln, die schon in diesem Augenblick dem Staat und Ort Schaden bringen, in so fern mehrere der ersten Häuser ihre Schiffe in Folge nach Brake beordert, weiter eingehen zu wollen — beiläufig gesagt — es auch gern dahin gestellt sein lassend in wie fern das Rauchen von Cigarren in den Cajüten, was nun auch den Capitains nicht mehr gestattet ist, eben Feuersgefahr bringen dürfte, beschränkt Einsender sich auf Aufstellung folgender Fragestücke:

Wie kann man, in dem Augenblick, wo man in Handhabung der Hafen-Feuer-Polizei solch' rigurèse Maßregeln nimmt, die ebenso wichtige Orts-Feuer-Polizei vernachlässigen, wie es der Fall?

Wie nämlich geht es zu, daß die an sich schon schwachen Feuer-Spritzen, die obendrein eigentlich nur für den

Hafen selbst angeschafft wurden, und welche in einem dem steten Sonnenbrande ausgesetzten Locale aufbewahrt sind, wenig oder gar nicht probirt werden? — Wie geht es zu, wenn man dazu schweigt, daß sämmtliche zum Verkauf in dem hölzernen Schoppen am Deich und in der Nähe der Schiffe lagernden Pulver-Vorräthe bei offener Thüre daher liegen und kein Posten dabei steht? —

Wie endlich geht es zu, wenn es gelitten wird, daß in und hinter manchem Packhause unmittelbar am Hafen, von wo den Schiffen die meiste Gefahr drohet, ab und zu bedeutende Vorräthe von Pech, Theer, Thran u. s. w. lagern dürfen — dieses hat an Schlachtern, die gewohnt sind in ihren Hintergebäuden Talg auszukochen — statt daß man von Seiten des Staats längst auf einen zweckmäßigen Lagerplatz für dergleichen Gegenstände hätte Bedacht nehmen sollen?

Ein Einwohner von Bremerhaven.

Vorschlag zu einem neuen Vereine.

Auf daß sie alle eins sein ꝛc.
Jesus Christus.

Uns bangt schon im Voraus ob der vielen Vereine welche schon vorhanden, oder noch entstehen werden. Indessen ist dieser Verein von der Beschaffenheit, daß er uns keine Kosten verursachen und doch ein Großes zu leisten im Stande sein wird. So lange noch Lücken offen bleiben schließen wir uns immer enger und enger an einander, bis wir eine lückenlose Einigkeit bilden, wie Gott in Christo und wir in Christo mit Gott.

In unserm glücklichen Staate, wo das Gute so herrlich gedeihet, ist ein Mangel fühlbar, der von Seiten des Staates nicht füglich so unmittelbar gehoben werden kann. Was indessen aber unsere Vereine vermögen liegt am Tage.

Unsere Elementar- und Mittelschullokale sind fast ohne Ausnahme von der Beschaffenheit, daß sie entweder den nothwendigsten Forderungen durchaus nicht entsprechen oder wenn sie einigermaßen als zweckmäßig beachtet werden können, von den Lehrern mit großer Miethe erstanden werden, so daß die Lehrer oftmals für die Miethe allein arbeiten müssen.

Diesem Uebelstande abzuhelfen, werden diejenigen hiesigen Mitbürger, die sich für den wichtigen Stand der Volksbildung interessiren, aufgefordert, mit Ihrem Rathe und Beistand eine Gesammtkraft bilden zu wollen, um die vorkommenden Arbeiten mit tragen zu helfen.

Freilich bedarf dieser Verein eines sehr großen Capitals, um an den geeigneten Gegenden der Stadt und Vorstadt die nothwendigen Schulgebäude zu beschaffen; jedoch auch dieses ist möglich, und nach folgendem Plane sehr leicht möglich zu machen.

1. Nach Art der Sparkasse nimmt der Verein jegliche kleine Eingabe von 24 Gr. an, und bewilligt wie diese 2 pCt.
2. In Hinsicht der Benutzung und der Verwaltung, wie solches bei der Sparkasse gesetzlich.
3. Von dem Ueberschusse der Zinsen werden nach und nach an geeigneten Gegenden der Stadt und Vorstadt Schulhäuser gebaut.
4. Die Lehrer entrichten 2 pCt. woraus ein Reservefond gebildet wird.
5. Die Unterhaltung der Gebäude geschieht von Seiten des Vereins ꝛc. ꝛc.

Es ist zu vermuthen, daß ein geschätztes Publikum diesen Plan gewiß nicht unbeachtet lassen wird, obgleich er noch nirgends zur Praxis geworden ist. Es schadet indessen nicht, ob das Gute einer kleinen Republik oder einem großen Königreiche sein Dasein verdankt. Jedenfalls ist dieser Weg eine unerschöpfliche Quelle, um alle fraglichen Bedürfnisse genannter Art zu befriedigen.

Insbesondere an Euch edle Mitbürger glaubt Schreiber dieses keine Fehlbitte zu thun, da Ihr nicht nur mit Euren Geldunterstützungen das Gute zu fördern sucht, sondern selbst Hand anlegt.

Gott kröne auch dieses neue Unternehmen mit seinem Segen nach seinem Wohlgefallen!

---

* Etwas über die Kohlraupen.

(Nach Goedardo.)

Die Kinder der weißen Schmetterlinge erscheinen im Frühjahr und im Herbste. Die erstern verpuppen sich Anfangs Juli, und innerhalb 12 Tagen bricht der Schmetterling aus seiner Hülle. Die zweiten Ende Octobers oder Anfangs Novembers, und erscheinen erst das folgende Jahr in der Mitte des Mai.

Die letztere Art bedienen sich verschiedener Fliegen zum

Ausbrüten ihrer Eier, so daß zum Hervorbringen dieser Fliegen, drei lebende Wesen, als Fliegenvater, Fliegenmutter und die Raupe erforderlich sind. Eine der Fliegen legt vermöge des Legstachels ihre Abkömmlinge, 40 bis 52 an der Zahl, in die Haut am Körper der Raupe, die andere Art in die Haut am Kopfe derselben, nur zwei Stück.

Anfangs September frißt sich die Brut der Fliegen aus den Raupen in Gestalt von Würmern. Die erste Art spinnt sich sogleich in ein Gespinnst, das das Ansehen von gelber Seide hat ein, nimmt eine Kugelform an, und gleicht den Eiern von Insekten. Die Raupe bemühet sich nun diese Eier an einander fest zu spinnen und bleibt ohne alle Nahrung etwa vierzehn Tage darüber sitzen. Nach Verlauf von drei Wochen kommen die Fliegen zum Vorschein. Die zweite Art kommt gleichfalls als Würmer zum Vorschein, und diese verwandeln sich in Zeit von 1½ Stunden in durchsichtige runde Eier von rothgelber Farbe. Sie sehen nun aus als kleine Kügelchen von Bernstein. In Zeit von 14 Tagen kommen Fliegen daraus, die größer sind als die erst Beschriebenen.

Es werden oft die Raupen auf den Fliegeneiern gefunden. Dieses hat die Meinung erzeuget, die Kohlraupen pflanzten sich durch Eierlegung fort, deshalb könne es nicht nützen wenn man sie absuche, da es nicht möglich wäre alle Eier zu finden.

Wenn man einen Streifen Leinwand mit Fett bestreicht, ihn mit gestoßenem Schwefel bestreuet, die Leinwand unten befeuchtet, daß sie nicht brennen kann, den Schwefel anzündet und mit einem Faden die Kohlfelder auf der Erde durchzieht, so sollen sämmtliche Raupen von dem Schwefeldampfe ersticken, versichert der Pastor Rövers in Calvorde, in seinem Hausfreund auf dem Lande.

Wer sich selbst überzeugen will, daß aus den Eiern worauf die Raupen sitzen, Fliegen und keine Raupen kommen, darf nur die Eier mit dem Blatte worauf sie liegen, in ein Glas legen und deren Auskommen erwarten.

* Bitte an Sprachkünstler.

Was wird darunter verstanden wenn man z. B. schreibt: lutherisch Waisenhaus. Ein Haus zur Wohnung von Waisen, welche der lutherischen Confession zugethan sind oder ein Haus welches selbst lutherisch ist. Obgleich wir die neueste deutsche Sprachlehre nicht gelesen haben, so will uns doch bedünken, daß es Unsinn wäre letzteres zu denken, selbst wenn da stände, dies ist ein lutherisches Haus. Wir können mit unsem Dünken auf einem Holzwege sein, bitten deshalb um Belehrung.

* Kottmeier.

Schon so bald nach Olbers Tode hat Bremen wiederum den Verlust eines auch im Auslande berühmten Mitbürgers zu betrauern. Der Domprediger und Dr. theologiae Adolph Georg Kottmeier ist am 19. d. M. in die bessere Heimath abberufen worden. Seine Verdienste um den Dom werden den Gemeindegliedern unvergeßlich bleiben. Da Kottmeier am 31. October 1768 zu Neuenkirchen im Osnabrückischen geboren, so hat er beinahe das 74. Jahr vollendet. Sein Vater war königlich Preußischer Consistorialrath und Pastor zu Minden, in welcher Stadt er die erste gelehrte Schulbildung erlangte. 1787 bezog der Jüngling die Universität Halle, und genoß er hier den freundschaftlichen und fördernden Umgang des berühmten nachherigen Kanzlers Niemeyer. Anfangs widmete Kottmeier sich dem Lehrerstande, bekleidete dann einige Predigerstellen, und wurde am 21. Nov. 1810 an den Dom nach Bremen berufen. Die Zeiten der französischen Fremdherrschaft traten damals ein, und die freimüthige Sprache des Kanzelredners erregte die Furcht des gewaltigen Zwingherrn. Gewaltsam wurde Kottmeier aus der Mitte seiner Gemeinde gerissen, und in der Haide von Harpstedt in die Verbannung gesandt. Die unabläßigen Bemühungen seiner Freunde und Verehrer blieben ohne Erfolg, bis Napoleon von dem Moskauer Unglück betroffen, wohl erkennen mochte, daß er den Bogen nicht gar zu straff spannen dürfe. Kottmeier wurde befreit, und bald trug seine begeisterte Rede dazu bei, den heiligen Kampf für die gänzliche Befreiung des Vaterlandes zu entzünden. Die Freude sein funfzigjähriges Jubiläum als Prediger zu feiern, wurde ihm 1840 zu Theil. Nicht allein die Gemeinde, sondern in Wahrheit die ganze Stadt bezeugte die innigste Freude, von auswärtigen gelehrten Corporationen liefen Beglückwünschungen ein, und der König von Preußen übersandte den Adlerorden. Ganz besonders ausgezeichnet war Kottmeier als Kanzelredner, und hat er oft bewiesen, wie wohl berechtigt er gewesen eine geachtete Schrift über die Extemporan-Redekunst zu verfassen. Kottmeier durfte sich zu den glücklichen Sterblichen zählen, denn eine bis in die letzten Jahre kräftige Gesundheit befähigte ihn zu den vielen geistigen Arbeiten und körperlichen Anstrengungen seines Amtes, die Gemeinde schätzte und liebte ihn wegen seiner Verdienste, und er genoß das hohe Glück, Freude an seinen Kindern zu erleben.

Miscellaneen.

(Ruhm der Germanen.) Dr. C. Weerth stellt in seiner „Entwickelung der Menschenracen“ Aussprüche alter Schriftsteller über die alten Deutschen zusammen, welche merkwürdig zum Ruhme unserer Vorfahren übereinstimmen: Welches Volk der Erde kann sich eines Denkmals freuen, wie es dem Deutschen der Römer Tacitus und seiner „Germania“ erschuf? Aber auch andere Sänger und Redner stimmen in dessen Worte ein. „Die Freiheit,“ sagt der römische Dichter Lucanus, „ist ein deutsches Gut.“ — „Es ist ein Wunder,“ sagt der römische Geschichtschreiber Florus, „daß die Deutschen schon von Natur haben, was die Griechen mit aller Kunst nicht erreichen — Freiheit.“ — „Alles,“ sagt Hume, „was noch in der Welt an Freiheit ist, Ehre, Edelmuth und Würde, verdanken wir diesen großmüthigen Barbaren.“ — „Die Freiheit“ — sagt Montesquieu, „ist in deutschen Wäldern erfunden worden.“ — Cäsar behauptet, die Gallier hätten nicht einmal den Blick der Deutschen aushalten können; die Gallier, das sind die jetzigen Franzosen. Jetzt scheint das Ding geändert, die Deutschen thun schwindelig, wenn die Franzosen die Rheingränze ansehen. Der Kaiser Titus sagte: „Groß sind die Körper der Germanen, größer ihre Seelen.“ — Seneca fragt: „Wer ist kühner als der Germane?“ — Sidonius sagt von ihnen: nur der Tod überwältigt sie, nicht die Furcht; ihre Mienen drohen noch im Tode: ihr Muth überlebt sie selber.“ — Dieser Ruhm ist größtentheils älter, als tausend Jahre.

(Chinesisches Aktenstück.) Es ist wieder ein chinesisches Aktenstück angekommen, eine kaiserliche Proklamation, in welcher es unter Anderem heißt: „Voriges Jahr hat die ausgesandte Armee sechs Tage und Nächte hinter einander mit den Engländern in Ting-hai gekämpft und unzählige barbarische Banditen in der Schlacht getödtet. Was die übrigen Truppen betrifft, welche aus anderen Provinzen kommen, so müssen die Offiziere fähig sein, sie einzuüben und ihren Muth anzufeuern. Aber, warum laufen sie weg, ehe sie zur Schlacht kommen? Die rebellischen Barbaren sind weder stark noch tapfer; warum sollen sie denn nicht ausgerottet werden? Es sollen Belohnungen und Strafen gerecht vertheilt werden. Zu diesem Zwecke habe ich 50 große Pfaufedern, 50 blaue Pfaufedern, 80 Daumenringe, 40 Rohrfedern, 90 kleine Messer, 75 Tabacksbeutel und Flintensteine, 60 Knöpfe vom sechsten Range und 80 Knöpfe vom siebenten Range ins Lager geschickt.“

(Aus Dresden berichtet man), daß die Elbe in der Gegend von Pirna fast ganz versiegt sei, und daß man in dem trockenen Grunde des Elbbettes den merkwürdigen Stein gefunden hätte, der vor einigen hundert Jahren bei einem ähnlichen großen Wassermangel dort hineingeworfen worden ist, und worauf zur Erinnerung folgende Worte mit der Jahreszahl eingravirt stehen: „Als man mich sah, da weinte man, wenn man mich wieder sehen wird, so wird man wieder weinen.“ (Bekanntlich wurde vor einiger Zeit Aehnliches von einem in der Rhone gefundenen Stein erzählt.) Nach der Geschichte gab zu dieser Zeit, der Merkwürdigkeit halber, der Kurfürst von Sachsen in diesem trockenen Bette ein großes Mahl, was demselben damals sehr übel gedeutet wurde.

(Zollverein.) Es kam neulich in einem Lande, worin viel Leinsamen gezogen wird, die Frage vor: ob es nicht rathsam sein würde, die Ausfuhr desselben zu verbieten, um den Vortheil des Flachsbaues, welchen sonst nur die Nachbarn ziehen würden, selbst zu behalten. Der eine Kammerrath sagte, es würde besser sein, die Ausfuhr des Samens, weil man dessen mehr hätte als im Lande erfordert würde, frei zu lassen, und dagegen die Ausfuhr des Flachses zu verbieten, um die inländischen Spinnereien emporzubringen. Der andere meinte, es würde nicht genug sein, wenn man den Nachbarn das Garn zukommen lasse, um diesen den Vortheil des Webens zu gönnen. Man müsse daher auch, um die einheimische Linnen- und Bandweberei empor zu bringen, die Ausfuhr des Garns verbieten, oder doch wenigstens vorher den Bleicherlohn daran verdienen. Der dritte behauptete, die Sache wäre damit noch nicht abgethan, sondern man müsse auch die Ausfuhr des Linnens nicht gestatten, indem die Nachbarn immer noch zu viel darin gewönnen, wenn sie davon allerhand Sachen anfertigten und diese hernach verkauften; man thue besser, den Handlohn, der dabei gewonnen würde, im Lande verdienen zu lassen und das Linnen nicht anders als in fertigen Hemden, Betttüchern u. dergl. hinausgehen zu lassen. Der vierte befürchtete, die Lumpen würden zu theuer werden und vielleicht gar nicht mehr zu haben sein, woher ein Mangel an einheimischem Papier entstehen werde, wenn man den Vertrieb des Linnens in fremde Länder zu sehr beförderte. Endlich nahm der Kammerdirector das Wort und sagte, er erinnere sich, daß der Ritter Mengs einmal durch seine Malerei vier Ellen Linnen auf den Werth von 10.000 Dukaten gebracht habe. Das Beste werde also sein, alles Linnen im Lande zu behalten und ein Hundert Mengse kommen zu lassen, um es auf gleiche Weise zu veredeln.

(Anekdote.) Man erzählt folgende Anekdote vom Herzog von Orleans: In einer kleinen Stadt, durch welche der Herzog auf einer Reise kam, stieg er in einem kleinen Gasthofe ab und begehrte eine Tasse Bouillon. Der Wirth verlangte für dieselbe 500 Frcs. Der Herzog von Orleans bemerkte bloß, daß der Preis etwas hoch sei und ließ den Maire des Orts zu sich bitten. Als dieser herbeieilte, sagte der Herzog zu ihm: Mein Herr, ein zufälliger Umstand gewährt mir die Freude, den Armen Ihrer Gemeinde zu Hülfe zu kommen. Ich übermache Ihnen hiermit für sie 1000 Frcs. und verlange nur, daß Sie meine Bouillon bezahlen. Der Maire zahlte für die Bouillon 5 Frcs. und gab den Rest den Armen.

(Herr Dr. Herloßsohn) in Leipzig protestirt dagegen daß er geisteskrank sei. Herr Herloßsohn war wegen eines nervösen Fiebers in ein Krankenhaus gebracht worden, gedenkt aber jetzt noch manchen Beweis seiner Geistesgesundheit zu geben.

(Merkwürdige Anzeigen.) Der in Baltimore erscheinende deutsche Correspondent enthält folgende Anzeigen: Benjamin Bond macht dem deutschen Publikum hiermit die ergebene Anzeige, daß er als Candidat für das Amt eines Sheriffs aufgetreten ist, und bittet um recht zahlreiche Unterstützung. Sollte er erwählt werden, so wird er sich durch Treue des ihm geschenkten Zutrauens würdig bezeigen. — Eine gleiche findet sich in demselben Blatte von Britain Chase.

(Sir Robert Peel.) Im „Morning Chronicle" wird eine Anekdote Robert Peel's mitgetheilt, die dem vielfach angefeindeten Staatsmanne Ehre macht. Ein hohes Parlaments-Mitglied trat unangemeldet in das Studirzimmer des Baronets und fand ihn auf den Knieen liegen. „Sie wundern sich vielleicht, mich im Gebet zu überraschen," sagte der Minister, „aber bedenken Sie, daß meine Schultern zu schwach sind für das Gewicht, mit dem das Volk sie beschwert hat; ich kann es nur tragen, indem ich mir Kraft schöpfe aus der Quelle, die allein wahre Kraft sprudelt."

(Das in Bonn zu errichtende Denkmal Beethoven's,) welches der Bildhauer Hänel in Dresden verfertigt, ist im Modell in kolossaler ganzer Figur bereits angefangen. Mit einem bis zum Knie aufgenommenen, faltenreichen Mantel überkleidet, steht der mächtige Herrscher im Reiche der Töne da, und gleich dem Tiefsinn in der Physiognomie, deuten die übereinander gelegten Arme den Augenblick der Weihe und des geistigen Schaffens an. Eine, dem Vernehmen nach, dem Verewigten völlig gleichende Gesichtsmaske leitete Hänel bei seiner Nachbildung. Es verdient Bewunderung, in welchem Grade es ihm schon jetzt gelungen ist, die ganze charakteristische Eigenthümlichkeit wiederzugeben. — Ein noch freieres Feld zur Feier des gewaltigen Musikers fand die Bildhauerei in den Emblemen, zu denen die vier Seiten des Fußgestells Gelegenheit bieten. So stellt die eine Seite eine, gleichsam auf den von ihr selbst angestimmten Melodien schwebende, schöne Frauengestalt, die Symphonie vor, deren vier Bestandtheile durch vier sie umgebende Genien mit ihren Attributen personificirt erscheinen. In gleicher Art werden die andern drei Seiten des Postaments mit sinnvollen Allegorien versehen werden. Das Monument wird vermuthlich in Nürnberg gegossen werden.

(Ein Herkules.) Aleide, Athlet, und wie man die mit Centner wie mit Flaumfedern spielenden Kraftmenschen heißt, macht gegenwärtig in New-York viel Aufsehen. Paul, so nennt sich dieser Stärkste der Starken, maß sich mit den stärksten zwei Pferden, welche in der Stadt aufgefunden werden konnten. Er legte sich auf eine Leiter, an welche er sich mit Füßen und Händen festhielt. An das Geschirr der Pferde wurde ein Strick befestigt, von welchem drei Riemen ausgingen, deren einer dem Athleten unter der Hüfte, der andere um die Schultern angebracht wurde. Als die Pferde auf der Bühne erschienen, und an den kühnen Herkules gespannt wurden, ergriff Schaudern die Zuschauer. Die Leiter der Pferde waren fest überzeugt, daß diese Paul von der Leiter wegschleppen würden. Das Signal wurde gegeben, die Leiter krachte, Riemen und Stricke drohten zu reißen, die Pferde zogen mit allen Leibeskräften, ihr Leiter feuerte sie mit Worten und Peitsche; umsonst, sie sind nicht im Stande, den starken Mann von der Stelle zu bewegen. Das Publikum ging nun aus seiner ängstlichen Stille in laute Bravos über. Paul wollte die Kraftprobe wiederholen, aber der Direktor ließ es nicht zu; es war genug, um dem Publikum zu beweisen, daß Paul der stärkste Mensch auf der Welt ist. Paul ist erst 18 Jahre alt.

(Botanisches.) In Whydah (dem östlichen Besitzthume der Engländer an der Goldküste von Afrika, im Osten vom Lagosstrom und dem Königreiche Kosie, im Norden von Dahomey, im Westen vom Lande der Ashantees begrenzt, unterm 6. Gr. 14 Min.N.Br.) wachsen unterirdische Erbsen. Diese Erbsen bilden eine gegen 20 Zoll hohe Staude, welche der vom Pimento-Pfeffer (caspidum baccatum) ähnlich ist. Holz, Rinde, Zweige und Blätter kommen mit letzterm so sehr überein, daß man sie leicht mit einander verwechselt. Allein die Erbsen blühen gar nicht, tragen eben daher denn auch keine Frucht. Dafür erzeugt sich an ihren Wurzeln, gerade unter dem Stamme ein Beutel von pergamentartiger Haut. Hierin findet man 120 bis 150 Erbsen, die sehr zart, sehr schmackhaft und leicht zu kochen und zu verdauen sind. Sie unterscheiden sich gar nicht von unsern europäischen Erbsen, sie reifen erst, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden; will man sie aber zarter genießen, so zieht man die Pflanze kurz zuvor aus. Man säet sie zu Ende der Regenzeit, und nach sechs Wochen sind sie reif.

(Aus Bern in der Schweiz.) Ein trauriger Unglücksfall hat sich hier ereignet. Ein neunjähriger Knabe befahl einem Mädchen eine Katze bei beiden Pfoten in die Höhe zu halten, er wollte ihm zeigen, wie man eine Katze tödte. Darauf nahm er eine Pistole und zielte damit auf die Katze, die Pistole versagte, er zielte zum zweitenmal und traf — das Mädchen. Erschrocken hatte der Knabe den unklugen Muth, die Blutspuren sogleich auszuwaschen und des Mädchens Leichnam in den Keller zu schleppen und zur That zu schweigen. Das Mädchen wurde vermißt und erst am andern Tage Abends durch die Mutter im Keller gefunden.

(Baltimore.) In den Vereinigten Staaten giebt's 1,552 Druckereien, — 447 Buchbindereien, — 138 tägliche Zeitungen, 1,141 wöchentliche und 227 Zeitschriften, 125 zwei- und dreiwöchentliche Zeitungen. Die Druckereien beschäftigen 18,523 Arbeiter.

(Der deutsche Correspondent) giebt in einer Nummer 40, sage vierzig Häuser in Baltimore als zahlungsunfähig an; es sind fast lauter englische Namen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 76.

Bremen, Donnerstag den 22. September 1842.

Gestorben:

Nro. 948. Den 17. September. Die Taglöhnerin Elisabeth Schweer, 46 Jahr, im Arbeitshause.

— 949. Den 17. — Des Küpergesellen Nicol. Ficke Sohn, 4 W., gr. Johannisstr. Nro. 234.

— 950. Den 17. Des Tuchhändlers Johann Abraham Ludw. Säumenicht Tochter, 1 Jahr, Langenstraße Nro. 3.

— 951. Den 17. — Des Portiers August Pleus Ehefrau, geb. Schröder, 30 Jahr, Osterthorswallstraße Nro. 42.

— 952. Den 17. — Des Uhrenhändlers Matthias Helmle Tochter (todt geb.), Westerstraße Nro. 88.

Nro. 953. Den 18. — Des Schneiders Christian Gottlob Schreiter Tochter, 11 Monat, kl. Annenstraße Nro. 9.

— 954. Den 19. — Des Lohgerbers Christ. Schneider Sohn, 7½ Jahr, Gerberhof Nro. 16.

— 955. Den 19. — Der Dr. der Theologie und Pastor an der St. Petri-Dom Kirche Adolph Georg Kottmeier, 73 Jahr 10½ Monat, am Dom Nro. 12.

— 956. Den 19. — Des Tischleramtsmeisters Anton Diedr. Geerken Sohn, 3½ Jahr, Abbenthorstraße Nro. 6.

— 957. Den 20. — Des Arb. Joh. Herm. Wiggert Sohn, 3½ Jahr, alten Weg Nro. 2.

— 958. Den 20. — Der Invalide Christoph Fritsch 82 Jahr, Paulsberg Nro. 11.

Geboren:

Nro. 1178. Den 15. September. Des Schneideramtsmeisters Christian Heinrich Lindner Ehefr., geb. Breitenbach, an der Viehweide Nr. 15, von einem Knaben.

— 1179. Den 16. — Des Lehrers Johannes Geitz Ehefr, geb. Schölgen, Sögestraße Nr. 27, von einem Knaben.

— 1180. Den 16. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Heinrich Wilhelm Hespe Ehefr., geb. Lohmann, Tiefer N. 41, von einem Mädchen.

— 1181. Den 17. — Des Arb. Hermann Heinr. Müller Ehefrau, geb. Meyer, Bernekers Gang Nro. 6, von einem Mädchen.

— 1182. Den 17. — Des Arb. Herm. Hinr. Wilhelm Sievers Ehefr., geb. Gätjen, Buntenthorssteinweg Nro. 175, von einem Knaben.

— 1183. Den 17. — Des Uhrenhändlers Mathias Helmle Ehefr., geb. Gellers, Westerstraße Nro. 88, von einem todten Mädchen.

— 1184. Den 18. — Des Sperr-Einnehmers Daniel Friedrich Peterßen Ehefr., geb. Dreyer, Marterburg Nro. 38, von einem Knaben.

Nro. 1185. Den 18. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Schmidt Ehefr., geb. Siewers, Häfen Nro. 12, von einem Mädchen.

— 1186. Den 18. — Des Arb. Gerhard Krouel Ehefr., geb. Meyer, Kümmelkamps Gang Nr. 5, von einem Mädchen.

— 1187. Den 18. — Des Arb. Hinrich Plate Ehefr., geb. Rahmann, Spielleutestraße Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1188. Den 19. — Des Schenkwirths Wilhelm Uhlenhoff Ehefr., geb. Rosemann, Neuenstraße Nro. 10, von einem Knaben.

— 1189. Den 19. — Des Steinhauers Joh. Friedrich Knoop Ehefr., geb. Erck, Buntenthorssteinweg Nro. 119, von einem Mädchen.

— 1190. Den 20. — Des Hökers Johann Christian Wülbern Ehefr., geb. Wichmann. Klosterkirchenstraße Nro. 4 A, von e. Mädchen.

— 1191. Den 20. — Des Cigarrenmachers Joh. Howe Ehefr., geb. Focke, gr. Annenstraße Nro. 40, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 77.

Bremen, Sonntag den 25. September 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 25. September.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
2 Uhr Schuleramen.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 Uhr Hr. Cand. Dreier.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Camino.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Am Bußtage den 28. September.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.
1 Uhr Hr. Cand. Victor.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Pauiel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
1 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Pastor Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6 und 8 Uhr Morgens und um 1 Uhr Nachmittags.

Helgolandica.

Auf der Klippe.

Wo die Felsenklippe ragt in die See,
Da lieg' ich in wachenden Träumen.
Die Wolken ziehen in blauer Höh',
Tief unten die Wellen schäumen.

Die Wolken ziehn mit den Winden dahin,
Die Wellen am Felsen zerschellen.
Ach Freude und Liebe und Leben sie fliehn
Noch schneller als Wolken und Wellen.

Abschied.

Der Regen rauscht, der Wind saust hohl,
Der Fährmann harrt am Strande.
Ein Kuß, ein letztes Lebewohl!
Nun, Fährmann, stoß vom Lande!

An stolzer Schiffe Riesenbau
Der Nachen schwebt vorüber.
Schon birgt ihn fast das Nebelgrau;
Die Augen gehn mir über.

Noch kann des Tuches Abschiedswehn
Die Scheidende erreichen;
Noch kann ich durch die Dämmrung sehn
Ihr gleiches Liebeszeichen.

Und jetzt — ein letzter, letzter Blick! —
Noch könnt' ich sie ereilen!

Bald trennen mich von meinem Glück
Viel hundert weite Meilen.

O Scheideschmerz, o Trennungsqual,
Wann endest du auf Erden?
Nicht ehr, bis all' dein Weh einmal
Wird ausgesungen werden.

Am Bollwerk.

Durch das Bollwerk mit Gebraus
Schaumbemähnte Wellen schwanken,
Wie zum Käfig streckt hinaus
Wild ein Raubthier seine Pranken.

Schaudernd unter meinem Fuß
Hör' ich dumpf die Balken stöhnen,
D'ran mit stets erneutem Guß
Wilder Brandung Fluthen dröhnen.

Höher steigt die mächt'ge Fluth
Auf zum schwach geschützten Lande;
Was in nächt'ger Tiefe ruht,
Rollt sie schäumend auf zum Strande;

Läßt der Muscheln bunte Pracht,
Riesig schlanke Meerespflanzen
Aus der feuchten Tiefe Nacht
Brausend hin zum Ufer tanzen.

Jeder Welle dumpfen Schall
Fühl' ich an das Herz mir schlagen,
Und es weckt der Brandung Schall
Bilder aus vergangnen Tagen.

Leidenvolle Leidenschaft
Wühlt hervor in wildem Schwanken,
Rastlos mit erneuter Kraft
Tief begrabene Gedanken.

Der Anker am Strande.

Der Nebel hüllte rings das Meer, die Wellen bäumten sich zum Strand,
Der Nordwind spornte jach sein Roß zornschnaubend gegen Helgoland.

Es schauerten bei seinem Nahn die Schifflein in der Felsenbucht,
Wie Hirsche zittern beim Gebrüll des Löwen in der Waldesschlucht.

Zur Erde hin den Blick gesenkt schritt einsam ich den Strand entlang,
Wo an des Pfahlwerks Eichenkern sich schäumend bricht der Wellen Drang.
Rings Trümmerhaufen, Plankenwerk, zerbrochne Masten klein und groß
Von einem Wrack, das jüngst der Sturm begraben tief im Meeresschooß.

Und eines Ankers Eisenleib ragt hoch darneben hingestreckt,
Des pfeilgespitzten Fußes Wucht von rothem Flugsand überdeckt;
Es starrt des Riesen Eichenarm so dräuend durch die finstre Nacht,
Als hielt ein Krieger todeswund bei seines Herren Leiche Wacht.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Das Decret war schon erlassen, ehe die Fünf Hundert ihre Sitzung noch begonnen hatten, und da laut den Vorschriften der Constitution nach geschehener Promulgirung keine Deliberation mehr statt finden durfte, so wurde der Saal der Fünf Hundert, dessen Mitglieder erst zu zehn Uhr einberufen waren, noch vor neun Uhr geschlossen.

Inzwischen wußte das Directorium noch von nichts. Gohier und Moulins erfuhren die Promulgirung des Decrets erst durch das allgemeine Gerücht. Moulins gerieth in Wuth. Die Bewegung ahnend, die im Werden war, ließ er den General Lefebvre rufen und apostrophirte ihn mit einem:

„„Aber was machen Sie denn da?““ (er sprach das in minder delicaten Ausdrücken aus.) Wer hat Ihnen erlaubt, das Commando abzugeben, das Ihnen vom Directorium anvertrauet worden ist? Bürger General, Sie werden uns wegen Ihres Benehmens Rechenschaft ablegen!“

— „Bürger Director,“ antwortete Lefebvre, der einer

der Ersten gewesen war, die Kenntniß von dem Versetzungsdecrete gehabt hatten, „ich habe gegenwärtig niemanden als Bonaparte, der mein General geworden ist, Rechenschaft zu geben.“ Und damit ging er fort.

Was Barras betrifft, der war im Bade, und hatte die Ordre gegeben, daß er nicht zu sprechen sei.

„Man muß das Haus des Bonaparte umzingeln lassen!“ schrie Moulins, als Lefebvre sich entfernt hatte.

Gohier schickte nach Jube, dem Commandanten der Directionalgarde; der war aber nirgends zu finden, obgleich diese Garde schon vor den Tuilerien versammelt war, wo die Inspectoren der Alten und der Fünf Hundert sich unter ihren Schutz begeben hatten. Während dieser Vorgänge war Madame Tallien im Luxembourg angekommen und bis zu Barras, der eben sein Haar parfumirte, gedrungen, ohne sich von dessen Diener abweisen zu lassen.

„Ja, meine Charmante, was ist dabei zu thun?“ antwortete ihr der indolente Epicuräer; „der Mensch da (er legte Bonaparte einen Schimpfnamen bei) hat uns Alle hinters Licht geführt. Wenn ich gefrühstückt habe, will ich meinen Secretair Bottot zu ihm schicken, um zu hören, was er denn eigentlich will.“

Einen Augenblick darnach rückte der General Moreau an der Spitze einer Schwadron Dragoner und eines Bataillons der 86. Infanterie-Halbbrigade in den Hof des Luxembourg ein. Die, wie schon gesagt, von Jube befehligten Posten der Directionalgarde waren unter dem Vorwande, am Morgen von Bonaparte gemustert zu werden, im Einverständnisse mit Sieyes noch vor Tagesanbruch abgelöst worden. So waren nun die Directoren, ohne alle Wache, die Gefangenen Moreau's. Barras, der dem allen aus seinen Fenstern zusah, rührte sich nicht vom Fleck und beharrte in all seiner Sorglosigkeit. Als ihm um zehn Uhr die Anzeige gemacht wurde, daß sein Frühstück bereit stände, war eine Tafel wie gewöhnlich zu dreißig Couverts angerichtet; aber diesmal blieben die Gäste bis auf Ouvrard, der allein mit ihm frühstückte, aus. Barras war kaum vom Tische aufgestanden, als Herr von Talleyrand und der Admiral Bruix introducirt wurden, um ihm im Namen Bonaparte's seine Bestallung als Director abzufordern. Barras machte Anfangs Einwendungen, doch fügte er sich am Ende den überredenden Argumenten dieser beiden Männer, die ihm wiederholt die Versicherung gaben, daß es ihm an nichts fehlen sollte, um sein friedliches und flottes Leben fortzusetzen.

Der Herr von Talleyrand hatte ein ganz fertiges Schreiben in der Tasche, das Barras an die Commission der Inspectoren des Raths der Alten richten sollte, um ihr seinen Entschluß, ins Privatleben zurückzutreten, anzuzeigen. Die Bedingungen waren so gestellt, daß Barras gleich darauf einging und unmittelbar das Luxembourg verließ, um sich auf seinen Landsitz Grosbois zurückzuziehen. Moreau gab ihm selbst ein Piquet Dragoner mit, jedoch wohl weniger zu seiner Deckung als um ihn zu hüten.

Andrerseits hatte Fouché sich um 10 Uhr bei dem Präsidenten des Directoriums melden lassen, um ihm ein Decret zu notificiren, durch welches die gesetzgebende Gewalt nach St. Cloud verlegt wurde.

„Ich wundre mich sehr, Bürger, sagte Gohier in einem ernsten Tone zu ihm, daß ein Minister des Directoriums sich als Bote des Raths der Alten gebrauchen läßt.“

— Ich glaubte, Bürger Präsident, antwortete Fouché, es sei meine Pflicht, Sie zuerst von einem so wichtigen Beschluß in Kenntniß zu setzen, und ich habe es zugleich für passend erachtet, die Befehle des Directoriums einzuholen.

„Es wäre vielmehr ihre Pflicht gewesen,“ entgegnete Gohier wieder, mit einer Stimme, die eine sehr lebhafte Aufregung verrieth, „uns nicht über die verbrecherischen Intriguen in Unwissenheit zu lassen, die zu einem solchen Beschluß geführt haben. Ich wußte, daß seit einigen Tagen im Stillen gegen die Verfassung conspirirt wurde, die wir zu vertheidigen geschworen haben und die wir vertheidigen werden, verlassen Sie sich darauf! Deshalb,“ fuhr er mit einer unglaublichen Offenheit fort, indem er Fouché ein kleines Billet von Frauenhand zeigte, „bin ich auch diesen Morgen nicht zum General Bonaparte gegangen; aber ich erwarte ihn heute Mittag, und da, in der Gegenwart meiner Collegen, wird er sich endlich über sein Benehmen erklären müssen. Ich sage es Ihnen noch einmal, Bürger, daß Sie, da Sie mehrere Male bei dem General gewesen sind, in Ihrer Eigenschaft als Polizeiminister seine eigentlichen Anschläge zu erforschen und uns mitzutheilen hätten suchen müssen.

— Es hat dem Directorium nicht an Berichten gefehlt, sagte der verschlagene Minister wieder; da ich aber sah, daß ich nicht seines vollen Vertrauens genoß, so habe ich, das gestehe ich, den Versuch gemacht, ihm auf Umwegen die Augen zu öffnen. Das Directorium hat meinen Winken nicht glauben wollen: das ist nicht meine Schuld. Und ist nicht über-

dem der erste Streich aus seiner Mitte selbst geführt worden? Die Directoren Sieyes und Royer-Ducos haben sich schon mit der Commission der Inspectoren der Alten, da, wo die Majorität ist, vereint.

„Bürger Minister," begann Gohier, kaum noch seines Zornes Meister, wieder, „die Majorität ist im Luxembourg. Bilden nicht wir, ich und meine Collegen Moulins und Barras, das Directorium? Wenn dieses Befehle zu ertheilen hat, so wird es deren Ausführung Männern anvertrauen, die seines Vertrauens würdig sind. Das diene Ihnen zur Nachricht, daß Sie gehen können."

Es war kaum eine halbe Stunde verstrichen, seit Fouché sich entfernt hatte, als ein Bote des Raths der Alten dem Präsidenten des Directoriums das Verlegungsdecret überbrachte. Gohier begab sich sofort zu Barras, um von ihm das Versprechen zu erhalten, daß er mit ihm und Moulins gemeinschaftliche Sache machen wolle, um sich zu berathen, was zu thun sei; aber er fand die Zimmer seines Collegen in der größten Unordnung, voll Koffer, Kisten und Gepäcke. Die Mobilien standen geöffnet und Alles durch einander: es war, wie wenn dort eine Plünderung stattgefunden hätte. Verwundert, selbst erschrocken, fragte er die Diener, was das zu bedeuten habe.

— Der Bürger Director Barras ist eben nach Grosbois abgefahren, antworteten sie.

Gohier stand wie versteinert. Er sah endlich, daß ihn alle Welt angeführt hatte, und daß die Majorität so wie der Sitz der Regierung vielmehr in der Straße Victoire, als in dem Palaste des Luxembourg sei, in dessen Gärten Sieyes, der Anstifter des Ganzen, so ruhig umher spazierte, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

Von Jules Janin.

Unter den verschiedenen Ständen und Klassen, aus welchen das französische Volk besteht, betreibt der König das schwierigste, gefahrvollste und, sagen wir es nur geradezu, das allerundankbarste Geschäft. Wer von uns hat bei gleichem Alter so viel Schicksalswechsel erfahren und so muthig ihnen Trotz geboten? Wer hat wohl so vieles Unglück, wer grausamere und rührendere Leiden erduldet? Seine Thätigkeit kennt kein Ziel und Maß, ununterbrochen hält sie Tag für Tag, zu jeder Stunde und Minute in demselben Grade an. Im Juli-Monat des Jahres 1830, in dem nämlichen Augenblicke, wo die Deputirten-Kammer, plötzlich von einer Umwälzung der Dinge überrascht, die Niemand in Frankreich vorhergeahnt, dem Herzog von Orleans die Worte zurief: „Sie sind König!" da begann seine Arbeit, um nicht wieder aufzuhören. Mit einer ganz neuen Art von königlicher Würde bekleidet, Bürgerkönig, von Bürgern zu seiner hohen Stellung erhoben, ist er im jüngeren Europa der einzige Herrscher, welcher das Recht hat, in einer solchen Geschichte seinen Platz einzunehmen, in welcher Jeder, der von seiner eigenen Kraft lebt, sich zeigen und in den Vordergrund treten darf. Ehedem, da es in Versailles nur Könige gab, welche sagen konnten: „Ich bin der Staat!" da wäre es freilich eine Unverschämtheit und reine Unmöglichkeit gewesen, dem Landes-Oberhaupt in einer Geschichte der Franzosen, von ihnen selbst geschildert, eine Stelle anzuweisen. Doch heutzutage, wo vermöge der Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten, vermöge der verfassungsmäßigen Freiheit, vermöge der beiden Kammern, so wie der Gesetze und Beschlüsse, die wir allesammt machen, Jeder von uns ein Stück König von Frankreich und der Franzosen ist; jetzt, wo jeder Wähler, sein Stimmrecht in der Hand, jeder National-Gardist, das Gewehr im Arm, die vom Volke errungene Gewalt mit ausübt, — jetzt des Königs vergessen und sein Bild nicht der großen Anzahl von Gemälden anreihen zu wollen, welche Franzosen von andern großen Männern des Vaterlandes, ihnen zu Ehren, entworfen — dies wäre wahrhaftig eine ganz sonderbare und unerklärliche Nichtachtung, und der König hätte den triftigsten Grund, uns zu sagen: „Da ja ich ebenfalls bloß durch mich selbst geworden, was ich bin, doch da auch mein Wirken ein rühmliches schwieriges ist, ja das rühmlichste und aller schwierigste, warum übergeht man mich, warum verweigert man mir einen Platz neben jenen Männern, deren Thaten Ihr zum Glanz und Heil meines Reiches verherrlicht?"

Aber, wird man uns entgegnen, in welchen Ausdrücken soll man vom Könige reden? Wie soll man es machen, um dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist? Auf welche Weise werden sie Ihrerseits zur Zeichnung dieser würdigen Persönlichkeit schreiten, die eigentlich den Malern künftiger Zeiten vorbehalten bleibt? Werden Sie den gehörigen Takt

beobachten und, da Sie vom Könige zu sprechen haben, es so anfangen, wie, wenn Ihnen zum Beispiel irgend ein General zum Gegenstande Ihrer Darstellung diente, Sie die höchsten und wichtigsten Personen der Krieger-Klasse ins Auge fassen müßten, oder werden Sie vielmehr den Muth besitzen, sogar auf die Gefahr hin, gerecht zu sein, offen und ungezwungen sich Ihrer Aufgabe zu unterziehen und in schlichtem Tone vom Könige der Franzosen zu reden? Ja, beim Himmel, wir werden diesen Muth haben. Es giebt wohl in Frankreich eine bedeutende Anzahl von General-Lieutenants, König aber ist nur Einer. Von diesem nun haben wir zu handeln, denn er ist der Erste des von ihm neu geschaffenen und begründeten Staates, denn er begreift und erfüllt seinen königlichen Beruf auf eine dergestalt neue Art, daß wir füglich nicht mehr wissen, was es mit jenem bekanntlich so streng behaupteten Unterschiede zwischen herrschen und regieren für ein Bewandniß habe. Herrscht er? Regiert er? Eine wichtige Frage, deren Erörterung uns nicht zusteht, die sich indeß von selber lösen wird, haben wir nur erst Frankreich die Geschichte seines gegenwärtigen Beherrschers erzählt, die übrigens Frankreich noch besser inne hat, als wir.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beachtung.

(Eingesandt.)

Mit vielem Vergnügen lasen wir in den hiesigen Blättern, daß Herr Optikus Christeinike aus Lübeck in den nächsten Tagen hier wieder eintreffen wird. Wir fühlen uns demselben für die Belehrung und Unterhaltung, welche uns seine gediegenen physikalischen Vorträge im vorigen Herbste gewährt haben so verpflichtet, daß wir nicht unterlassen können, ihn unsern Mitbürgern als einen Mann zu empfehlen, der solche Beweise von Kenntnissen in seinem Fache gegeben hat, daß er unbedingtes Vertrauen verdient.

So viel uns bekannt geworden sind alle die, welche seit einigen Jahren sich der Brillen des Herrn Christeinike bedienen, im hohen Grade zufrieden und loben noch besonders diejenigen, die Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit desselben, welche von Herrn Christeinike zurückgewiesen wurden, weil eine zu ängstliche Besorgniß für das Wohl ihrer Augen sie zum allzufrühen Gebrauch einer Brille verleiten wollte.

* Bitte.

Die Herren Bauherren zu U. L. Frauen werden wiederholt freundlich ersucht, den großen steinernen Wasserkump, eine Reliquie aus dem 30jährigen Kriege, nebst dem darunterbefindlichen Hühnerbauer, so wie das darüberhängende Schauer und die Feuerleitern baldmöglichst wegräumen zu lassen; auch befinden sich an der andern Seite des Thurmes scandalöse Auswüchse, welche die Kirche sehr verunzieren. Die Feuerleitern könnten sehr wohl auf dem Schulhofe oder auf dem Bomhofe Platz finden.

N. N.

* Kartoffeln.

So wie das Vorurtheil besteht, Butter in den Hundstagen gemacht, wäre nicht haltbar, so scheint es uns auch ein Vorurtheil zu sein, daß man frühreife Kartoffeln nicht aufbewahren könne, und zu glauben, daß, weil die Hundstags-Butter, nach den Hundstagen für Etgron- — Grummet- — Butter verkauft wird, sich unter diesem Namen hält, so werden sich frühreife Kartoffeln unter dem Namen Winterkartoffeln auch halten. Uns sind keine Kennzeichen bekannt, Hundstags-Butter von der zu anderer Zeit gemachten Butter zu unterscheiden, und haben bis jetzt auch Niemand gefunden, welcher die frühreifen Kartoffeln von den spätreifen unterscheiden konnte. Wir ersuchen deshalb diejenigen welche den Unterschied beider Arten, so wie deren Haltbarkeit kennen, es in diesen Blättern mitzutheilen.

* Tourniaire.

Wenn unsere Freimarktsfreuden vollständig sein sollen so ist es durchaus nothwendig, daß wir eine Kunstreitergesellschaft haben, denn wir sind einmal daran gewöhnt, und der zahlreiche Besuch derselben giebt den besten Beweis wie gern diese equestrischen Kunststücke gesehen werden. Darum ist es den Liebhabern derselben gewiß eine willkommene Nachricht, daß erster Tage eine solche hier eintreffen wird, und zwar eine der vorzüglichsten, die Tourniaire'sche. Man wird sich gewiß mit dem Einsender dieses, dieser vor 2 Jahren hier anwesenden Gesellschaft und ihrer ausgezeichneten Leistungen gern erinnern, und die Künstler, die sich damals wegen ihres ehrenwerthen Auftretens allgemeine

Liebe und Achtung erwarben, freundlich aufnehmen und willkommen heißen, zumal unter ihnen sich Leute befinden, die sich in ihrem Fache einen guten Namen erworben, und die Herren Tourniaire für schöne Pferde, deren Zahl bedeutend — es sind 65 — gesorgt haben. Vor 2 Jahren bewiesen die Herren Tourniaire ihren Dank für das ihnen in Bremen bewiesene Wohlwollen durch eine Vorstellung zum Besten unserer Armen und Ausloosung von 3 werthvollen Geschenken für das Publikum; und für die Hamburger, die sie ebenfalls so freundlich aufnahmen, gab die Gesellschaft eine Vorstellung deren Ertrag den Abgebrannten übersandt wurde. Sollte man bei uns nicht jetzt darauf Rücksicht nehmen?

---

* Frage.

Sollte es gar nicht möglich sein die vollen Düngerwagen, deren 10 bis 12 Stück täglich auf der Osterstraße zu finden sind, von dort zu verbannen? —

N. N.

---

* Unsers Kottmeiers Leiche

wird am Montag Morgen um 9 Uhr zur Ruhe gebracht. — Den Zweck dieser kurzen Anzeige werden seine dankbaren Schüler und Verehrer wohl verstehen!

---

* Theater.

Als eine der bedeutendsten Novitäten erschien am letzten Donnerstag Halm's Sohn der Wildniß auf unserer Bühne. Das Stück rechtfertigt allerdings die günstige Beurtheilung und Aufnahme, welche dasselbe bei Vorstellungen und in Tagesblättern gefunden. Das Sujet leidet nicht an einer solchen innern Unnatürlichkeit wie die Griseldis, die Sprache ist wieder eben so blühend und gehaltvoll, und ein versöhnender Schluß entläßt die Zuschauer in vollständiger Befriedigung. Die hiesige Darstellung ist sehr gelungen zu nennen. An Herrn von Riegeno bekommen wir einen sehr tüchtigen Heldenspieler, und Demoiselle Neustädt hatte ihre Rolle mit Geist und Gefühl aufgefaßt, wie sich denn auch ihre Figur sehr für die Bühne eignet. An eine besondere Aussprache einiger Consonanten wird man sich bald gewöhnen. Wenn gleich das Stück und die Darstellung vielen Beifall gefunden, so möchte doch nicht eine so schnelle Wiederholung wie beim Belisar anzurathen sein, weil ohne Theilnahme der ersten Zuschauer der zweite Besuch doch nicht zahlreich genug wird, und weil die ersten Zuschauer selten geneigt sind, dasselbe Stück sogleich noch einmal wieder zu sehen. Die in dem Zwischenacte vom Orchester ausgeführten Musikstücke waren sorgfältig ausgewählt. Hoffentlich geschah dies nicht blos im Hinblick auf das neue Stück und seinen gräflichen Verfasser, sondern überhaupt in Rücksicht auf das Publicum, und aus Grundsatz auch für künftige Theaterabende.

Am Freitag hörten wir im Nachtlager von Granada Dem. Seeburg. Die Stimme ist frisch und klangvoll, und wenn auch einige Töne etwas nasal klingen, so ist die Sängerin doch als eine gute Acquisition für unsere Oper zu betrachten. Die Rolle des Prinz Regenten haben wir jedoch stets besser besetzt gehabt. Wenn die Stimme des Herrn Burckhardt nicht an diesem Abende ausnahmsweise belegt war, so möchte er nicht geeignet sein, den ersten Baryton auszufüllen, welcher den Figaro und den Tristan d'Acunha singen soll. Es berührte gleich im Anfange unangenehm, daß er bei der allbekannten Romanze nicht genau im Tacte einsetzte, und dann den 3. Tact in der niedern Octave sang. Das Spiel zeigte auch mehr einen gewöhnlichen Jagdjunker, als einen Prinz Regenten. Weshalb Herr Hagen die hübsche Arie im Anfange des letzten Actes wegließ, ist nicht recht zu begreifen. Solche willkührliche Verstückelungen der Oper darf sich das Publicum nicht gefallen lassen. Der Herr Orchester-Dirigent scheint die langsameren Maßen zu lieben, was nach Anhörung der feurigen italienischen Tempi etwas peinlich berührt. Den Herrn Oper-Regisseur möchten wir bitten genau nachzusehen, welche Opern im Laufe des vorletzten Winters besonders häufig gegeben, und welche sehr lange nicht gehört sind, darnach aber das Repertoire einzurichten. Das Nachtlager ist grade besonders häufig gegeben, selten aber zum Beispiel Figaro's Hochzeit, Belagerung von Corinth, die diebische Elster u. s. w. Wer die Regie des Schauspieles und der Oper hat, sollte dem Publicum angezeigt werden. Daß die Direction gute Mittel zu berufen bemüht ist, genügt nicht, sobald die Regie diese Mittel nicht anzuwenden weiß.

Miscellaneen.

(Nährung des Viehs mit gekochtem Futter.) Nachstehende mit Hornvieh gemachte Versuche haben, französischen Blättern zufolge, sehr befriedigende Resultate ergeben. Die Thiere fraßen das gekochte Futter mit Begierde, und obgleich ihre Ration vermindert war, schienen sie doch gesättigt, und blieben in der Zwischenzeit zwischen den verschiedenen Fütterungen ganz ruhig. Die Versuche fanden statt mit 34 Stück theils jungen, theils alten Viehes, bestehend in 20 Kühen, 2 Stieren, 6 Ochsen und 6 jungen Thieren beiderlei Geschlechts. Die Kühe erhielten sich während der sechs Monate, wo die Versuche dauerten, stets in gutem Stande, sie waren lebendig, sehr gesund, und gaben nach einiger Zeit reichlichere Milch, welche besseren Rahm und eine schmackhaftere Butter lieferte. Bei allen dieser Art von Fütterung unterworfenen Thieren ging das Wiederkäuen sehr leicht und rasch von Statten, die Excremente waren flüssig und ergaben eine weit geringere Menge nicht aufgelöster vegetabilischer Stoffe als gewöhnlich. Die Ersparung an Futter war bedeutend, und die Ration der 34 Thiere, welche sonst aus 786 Pfund geschnittenen Futters, zwei Drittel Heu und ein Drittel Stroh, bestand, wurde auf 440 Pfund reducirt, so daß man 346 Pfund ersparte. — Die Versuche mit Schafen waren nicht so glücklich, und eine ganze Heerde verweigerte ihre Ration an gekochtem Futter; nur durch den Hunger gezwungen, fraßen diese Thiere nach mehreren Tagen erst etwa ein Viertheil ihrer sonstigen Ration, nichts konnte aber ihren Widerwillen überwinden, und man mußte diese Fütterung für die Mutterschafe, welche rasch dahin welkten, völlig aufgeben. Hundert Hammel, welche man bei dieser Fütterung beließ, haben nie über die Hälfte ihrer Ration verzehrt. Dieselbe Heerde, die man später mit geschnittenem Futter, das man mit etwas Salzwasser angefeuchtet hatte, ernährte, erhielt alsbald wieder Eßlust und ihre frühere Wohlbeleibtheit. Eine andere Heerde zeigte sich minder heikel hinsichtlich des gekochten Futters, wahrscheinlich weil man sie früher oft mit dem Abfall einer Destillerie gefüttert hatte. Dieselbe Heerde fraß aber eben so gern geschnittenes Futter, das man bloß mit Salzwasser angefeuchtet hatte. Die Ersparung bei dieser Art von Fütterung scheint eben so groß zu sein, wie bei dem gekochten Futter, wodurch man die Mühe und Kosten des Kochens ersparen würde.

(Die am 4. Sept. bei der Grundsteinlegung zum Kölner Dom ausgestellte Urkunde) lautet: „Nachdem unter Gottes Beistand und unter den Segenswünschen des deutschen Vaterlandes heute der Grundstein zum Fortbau der altehrwürdigen Kathedralkirche des Erzbisthums Köln feierlich eingeweiht, und mit ihm ein ewiges Denkmal der Frömmigkeit, der Eintracht und Treue der verbündeten Stämme deutscher Nation an heiliger Stätte ist eingefügt worden, so ist zum bleibenden Gedächtniß des Geschehenen gegenwärtige Urkunde von dem erhabenen Protektor des Werkes, Sr. Majestät dem König, und Ihrer Majestät der Königin von Preußen, so wie von den bei dieser Feier anwesenden höchsten und hohen Personen unterzeichnet worden. So geschehen zu Köln am Rhein, den 4. September 1842. Friedrich Wilhelm. Elisabeth. Erzherzog Johann. Prinz von Preußen. Karl, Prinz von Preußen. Albrecht, Prinz von Preußen. Friedrich, Prinz von Preußen. Georg, Prinz von Preußen. August, Prinz von Preußen. George, Prinz von Cambridge. Karl, Prinz v. Baiern. F. W. C. Fürst von Hohenzollern. Fürst von Metternich. Fürst von Rheina-Wolbeck. J. Fürst zu Salm-Dick" u. m. A.

(Reines Hochdeutsch.) Die „Hamburger neue Zeitung" berichtet über die Wandsbecker Wettrennen in einem echten Roßtauscherdialekt, halb deutsch, halb englisch, z. B. „Prinz Karl von Preußen Stakes für dreijährige Pferde aller Länder. — Nur zwei Pferde starteten abermals. — Grey Soldier übernahm in gutem Pace die Führung." Die Hamburger Geldjunker und die Gestütpferdbesitzer aus Holstein und Mecklenburg mögen sich allerdings geschmeichelt fühlen, wenn man sie für halbe Engländer hält, die nicht deutsch verstehen. — Das Abderiten-Journal „Didaskalia" oder Gir-Gar-Talia — wie die „Oberdeutsche" sagt — cerivirt dagegen in einer Correspondance aus Londres über die german opera.

(Folgen der Leidenschaftlichkeit.) Vor dreizehn Jahren hatte in einem nicht weit von Hanau liegenden Dorfe ein Müller einen seiner Bekannten im Streite erstochen. Der Thäter verschwand alsbald, und man glaubte ihn nach Amerika ausgewandert; die Familie desselben gab den Hinterlassenen des unglücklichen Opfers eine Summe von 6000 Gulden als Entschädigung für den Verlust ihres Ernährers. Indessen hörte man von dem Verbrecher nichts mehr, obschon die Familie noch immer Hoffnung hegte, daß er nach Verjährung der That wieder zum Vorschein kommen würde. Vor wenigen Tagen war man damit beschäftigt, dem bei jenem Dorfe fließenden, ziemlich bedeutenden Bach ein anderes Bette zu graben, und fand bei dieser Gelegenheit, anderthalb Fuß tief im Kieselsande, eine Leiche, deren Kleider und Stiefel noch wohl erhalten waren; die Börse enthielt einiges Geld, in der Tasche war der Pulsschlüssel befindlich; man erkannte den Körper des Müllers, und er hatte noch das Messer bei sich, mit welchem er im Jähzorn die verhängnißvolle That begangen. Er hatte sich also damals, wo gerade beim Aufgang des Eises großes Wasser war, in den Bach gestürzt, [illegible] war von dem herangeschwemmten Kies verschüttet worden. So zeigte es sich nun, daß ein Augenblick der Leidenschaft zwei Familien ihrer Väter beraubt hatte, und die eine hat nach dreizehn Jahren von Neuem Trauer anzulegen.

(Strenge Mannszucht.) Das „Basellandschaftliche Volksblatt" schreibt: „Die eidgenössischen Frauen, welche ihre Männer, und die Jungfrauen, welche ihre Schätze im Lager zu Thun haben, können hinsichtlich der Aufführung vollkommen beruhigt sein, denn sie werden unter sehr strenger Zucht gehalten. Gleich Anfangs gab der Oberst Reilliet einen gedruckten Befehl

heraus, woraus er den Soldaten nicht weniger als 12 Stücke verbietet, nämlich: 1) das Spielen, 2) bürgerliche Kleidung tragen, 3) in den Wirthshäusern Schulden machen, 4) Gebäude, Bäume ꝛc. zu beschädigen, 5) in der Aare zu baden, 6) an gefährlichen Orten zu rauchen, 7) nach dem Zapfenstreich herumzuschlendern, 8) nach 10 Uhr noch im Wirthshause zu sein, 9) etwas Soldatisches zu verkaufen, 10) Zank und Streit anzufangen, 11) Feuer zu machen, und 12) über die Brücken von Thun zu gehen. Das ist ja eine wahre Bußzeit.

(Dampffeuerspritze.) Als eines der wirksamsten Mittel gegen Feuersbrünste wird Griesson's Dampffeuerspritze gerühmt, wie sie in England erfunden worden, und in Nordamerika nachgeahmt wird. Sie kann wenigstens sechs Mal so viel als unsere besten Sprützen leisten, und hat noch den Vortheil einer Kraft für sich, die sich durch Anstrengung nicht erschöpft. Das Wasser friert dabei nicht ein; sie wird von einem Fuhrmann, einem Maschinenmeister und einem Heizer bedient, und von zwei kräftigen Pferden gezogen.

(Abermals ein Unglücksfall durch chemische Zündhölzchen!) Ein Ackersmann von Aix sah bei der Rückkehr vom Felde einen dicken Rauch aus seinem Hause aufsteigen: beim Oeffnen der Thüre fand er seine beiden jüngsten Kinder todt. Das größte, ein fünf Jahre alter Knabe, hatte beim Spielen mit chemischen Zündhölzchen einen Strohhaufen angezündet, und seine beiden Geschwister erstickt. Der Thäter selbst hatte sich vom Feuer entfernt, und war unverletzt.

(König Ludwig Philipp als Historiker.) Jules Janin schreibt in seiner „König Ludwig Philipp" betitelten Broschüre: „Der König schreibt bekanntlich jeden Abend an der Geschichte seiner Regierung. Auch hat er Tag für Tag an der Geschichte der ersten Revolution gearbeitet. Er ist, so zu sagen, geboren mit ihr, er ist ihr in ihren verschiedensten Gestalten und Erscheinungen gefolgt, er hat alle ihre Stürme und Wechselfälle erlitten, er hat alle Personen gekannt, die in jenem furchtbaren Trauerspiel mitgewirkt, und ihm selbst war darin eine bedeutende Rolle zugetheilt; es wird also seine Darstellung jener Ereignisse ohne Zweifel eine seltene und eigenthümliche sein. Es kommen ihm übrigens für diese Arbeit so manche dem Geschichtschreiber nöthige Eigenschaften sehr wohl zu Statten. Er besitzt einen scharfen und tiefen Blick, Kaltblütigkeit, Menschenkenntniß, gesunden Verstand, richtige Beobachtungsgabe, gediegenes Urtheil, einen fließenden Styl, ein treues Gedächtniß. Jeder Zeitabschnitt dieser Denkwürdigkeiten, welche stark um den Preis mit denen des Fürsten von Talleyrand ringen werden, vorausgesetzt, daß die unter dessen Namen erschienenen wirklich von ihm herrühren, wird in Manuscript vom Buchbinder des Königs eingebunden. Was für Dinge werden in diesen Büchern zu finden sein! Was für Erinnerungen! Was für Menschen und wie nach ihrem wirklichen Werth beurtheilt!

(Eine sonderbare Aktienunternehmung.) Bei einer Verhandlung in Paris erschien kürzlich als Zeuge der Direktor einer Aktienunternehmung zur Verleihung von Tischzeug und sagte unter Anderm aus, daß die Unternehmung, die er leite, täglich gegen 10,000 Servietten ausleihe, von denen täglich im Durchschnitt zwei- bis vierhundert gestohlen würden.

(Ein Nachkömmling Amerigo Vespucci's.) Die in St. Malo erscheinende „Vigie de l'Ouest" erzählt in Bezug auf die Plackereien der dortigen Douane: Eine Florentinerin, die den berühmten Namen Amerigo Vespucci führt, kam mit dem Dampfboot von Southampton an. Sie erklärte dem Mauthbeamten, daß sie sich nicht der gehässigen Durchsuchung ihrer Kleider unterwerfen würde, und da Jener mit Gewalt drohte, so zog sie ein paar Pistolen, mit dem Beifügen, daß sie lieber nach England zurückreisen würde. Der Präfekt, an den sie sich nun unter Berufung auf ihren historischen Namen wendete, verfügte sich zwar zu ihr an Bord; zur Abänderung der Mauthvorschriften hatte er aber begreiflicherweise kein Befugniß, und so kehrte die Florentinerin, ohne nur das Dampfboot verlassen zu haben, nach England zurück.

(Die Seine) wird auf folgende Weise von einem Pariser Korrespondenten des Stuttgarter „Morgenblattes" geschildert: „Die Seine hat ein Gesicht, einen Gang und ein Benehmen, ein Leben und eine Liebe wie eine Französin. Hier eine Neigung, dort eine, dann und wann eine intriguante Untiefe, eine oberflächliche, unwissende Sandbank, eine künstliche Schleuse, die wie natürlicher Wasserfall aussehen soll, und immer ein feines Kleid, manierlich gestickt, gestickt, wo es Noth that. Die Seine ist geizig wie eine Pariserin, denn sie entspringt an der Cote d'Or. Die Seine ist eigennützig wie eine Pariserin, denn sie läßt alle die kleinen, fleißigen Mädchen aus der Provinz, die Ourque, die Aube die Marne, die Oise, die Yonne, die Essonne für ihren Glanz und ihre Größe arbeiten. Die Seine ist listig wie eine Pariserin, denn sie erreicht ihr Ziel auf ungeheuren Umwegen und nimmt mit, was sie in der Eile aufraffen kann, ein Brückendiadem, ein Quaibrazelet; ein Waldbouquet sogar verschmäht sie nicht. Aber die Seine ist, wie die Pariserin, auch groß und frei und schön, wenn sie wahr und wahrhaftig liebt; denn sobald sie den Meergott, den ersehnten Freund, gen Abend auf sie harren weiß, wie stark stößt sie da alle Hindernisse und Hemmungen von ihrem Pfade fort; da duldet sie keine Brücke, Joch oder Ketten mehr, da läßt sie sich nicht fesseln von den sie umschwärmenden Andelern am Lande, trivialen Kaufmannsstädten, beschränkten Dörfern mit Spießergesinnungen, nein, groß und frei und schön öffnet sie ihr Bett dem heranstürmenden Geliebten und wirft sich jauchzend in seine unsterblichen Arme."

(England's gewichtigster Mann.) Mr. Floyd zu Romsey, starb im 47. Jahre seines stattlichen Daseins. Er wog nur 448 Pfund.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 77.

Bremen, Sonntag den 25. September 1842.

Gestorben:

Nro. 961. Den 20. September. Almata Meta Thusuelda Arminia Maxima Eelking, 25 Jahr, am Neustadts Deich Nro. 33.

— 962. Den 20. — Joh. Heinrich Döhle, 10 Tage, am Steinthor Nro. 26.

— 963. Den 21. — Der Arb. Hartje Boschen, 45 J., am Steinern Kreuz.

— 964. Dan 21. — Der Kaufmann Johann Adolph Müller, 71 Jahr, Osterstraße Nro. 21.

— 965. Den 22. — Der Maurergesell Hermann Bartels, 66 Jahr; im Runken Nro. 36.

Nro. 966. Den 22. — Der Küper Diedrich Hermann Ernst, 63 Jahr, Hankenstraße Nro. 16.

— 967. Den 23. — Der Goldschmiedegesell Heinrich Borchers, 56 Jahr, Schnoor Nro. 26.

— 968. Den 23. — Der Arb. Hubertus Jörres, 37 J., Glockengang Nro. 5.

— 969. Den 23. — Des Cigarrenmachers Cord Heinr Meyer Ehefr., geb. Krullhagen, 40 Jahr, Rolandstraße Nro. 8

— 970. Den 23. — Die Köchin Louise Scheeling. 50 Jahr, am Wall Nro. 99.

Geburten:

Nro. 1192. Den 17. September. Des Kaufmanns Franz Georg Joseph Esch Ehefr., geb Hoyer, Neuenweg Nro. 1, von einem Knaben.

— 1193. Den 18. — Des Malers Alb. Diedr. Schütte Ehefr., geb. Broom, Buntenthorssteinweg Nro. 241, von einem Mädchen.

— 1194. Den 19. — Des Arb. Joh. Klages Ehefrau, geb. Frahm, Steintor Nro. 17, von einem Knaben.

— 1195. Den 20. — Des Malers Ferdinand Schultz Ehefr., geb. Müller, Jacobistraße Nro. 1, von einem Mädchen.

— 1196. Den 20. — Des Zimmergesellen Joh. Kallenberg Ehefr., geb. Imhoff, Hülsberg Nro. 34, von einem Knaben.

— 1197. Den 20. — Des Branntweinbrenners Joh. Westermann Ehef., geb. Hartjen, Schnoor Nro. 3, von einem Mädchen.

— 1198. Den 21. — Des Graveurs Hinrich Gerhard Buschmann Ehefr., geb. Lahrmann, Papenstraße Nro. 24, von einem Knaben.

— 1199. Den 21. — Des Kistenmachers Joh. Heinrich Alb. Wristenberg Ehefrau, geb. Ohlhoff, Buntenthorssteinweg Nro. 1, von e. K.

Nro. 1200. Den 22. — Des Blechenschlägermeister Joh. Bremermann Ehefr., geborne Stellmann, Obernstraße Nro. 45 (Vorst), v. e. K.

— 1201. Den 22. — Des Tabacksfabrikanten Heinrich Wilkens Ehefr., geb Dierkes, gr. Johannisstraße Nro. 133, von einem Mädchen.

— 1202. Den 22. — Des Branntweinbrenners Johann Jacob Meyer Ehefr., geb. Sanders, Doventhorstraße Nro. 22, von einem M.

— 1203. Den 22. — Des Dr. juris u. Obergerichtsadvocaten Herm. Christ. Heinr. Julius Lampe Ehefr., geb. Segelken. Catharinenstraße Nro 3, von einem Mädchen.

— 1204. Den 22. — Des Schneidermeisters Ebert Heinr. Henke Ehefr., geb. Stallmann, U. L. Fr. Kirchhof Nr. 11, von e. Mädchen.

— 1205. Den 23. — Des Arb. Johann Diedr. Ernst Schröder Ehefr., geb. Ringe, außer der Schleifmühle Nro. 5, von e. Mädchen.

— 1206. Den 23. — Des Decorationsmalers Joh. Jacob Daniel Sassenberg Ehefr. geb. Fetten, kl. Sortillenstraße Nrok 18, von e. K.

— 1207. Den 23. — Des Weinhändlers Eberh. Friedr. Bösmann Ehefr., geb. Bohm, Martinistraße wro. 8, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 392. Der Kaufmann Diedrich Hermann Wätjen und Margaretha Berck hieselbst.

— 393. Der Leinen- und Baumwollenweber Martin Wilhelm Winter hies. und Anna Elisab. Großkopf aus Loge.

— 394. Der Gärtner Heinrich Friedrich Ahnemann hieselbst und Wübke Rutenberg aus Bockhorst.

— 395. Der Decorations-Maler Gottl. Heinr. Wilh. Behrens und Anna Maria Christina Dorothea Osterloh hieselbst.

— 396. Der Einwohner und Baumeister zu Vegesack Johann Hinrich Kimm und Marie Louise Thiele hieselbst.

— 397. Der Goldarbeiter zu Altona Nicolaus Heinrich Theodor Kroll und Rebecca Petershagen hieselbst.

— 398. Der Wechselmäklergehülfe Joh. Otto Koch und Anna Christina Maria Hagens. Beide von hier.

— 399. Der Windmüller Jürgen Hinrich Eggers und Marie Anne Stünkel. Beide von hier.

— 400. Der Küpermeister Conrad von Hamm und Catharina Dorothea Eleonore Brandenstein. Beide von hier.

— 401. Der Magazinaufseher Joh. Wilh. Küllmann hieselbst und Dorothee Luise Georgine Dierking aus Barsinghausen.

Nro. 402. Der Gastwirth zu Walle Franz Theodor Groulez und des verst. Gastwirths daselbst Hinrich Meyer Wittwe, Hinriette, geb. Eylers.

— 403. Der Maurergesell Herm. Schmidt und Johanna Wilhelmine Hartmann. Beide von hier.

— 404. Der Cigarrenmacher Joh. Tietjen hies. und Anna Margaretha Friederike Richter aus Jacobi-Drebber, Amts Diepholz.

— 405. Der Schullehrer zu Wasserhorst Joh. Friedr. Jacobsen und Justine Marie Meyer zu Sulingen.

— 406. Der Tischlermeister Carl Diedrich Reinckens und Catharine Henriette Liebig. Beide von hier.

— 407. Der Maler Ludwig Friedrich Busch hies. und Sophie Elise Antonette Henriette Teymeier aus Berne.

— 408. Der Cigarrenmacher Johann Heinrich Biermann und Elisabeth Dorothea Biermann. Beide von hier.

— 409. Der Bandagist Carl Heinr. Cordes hies. und Margaretha Catharina Maria Graue aus Hoyerhagen.

— 410. Der Cigarrenmacher Joh. Heinr. Christopher Meyer u. Johanna Christina Eschenberg. Beide von hier.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 78.

Bremen, Donnerstag den 29. September 1842.

Luise P....

eine Stimme von Oben.

Ihren treuen Schwestern gewidmet

von

Hedwig Hülle.

September 24 1842.

Aus einem Lichte, dem kein Tag der Erde gleicht,
Und ging, er frühlingshell empor am Himmel,
Schau' ich mit Seligkeit — so früh erreicht —
Auf meine Theuersten im Staubgetümmel.

Sie weinen, weil der ernste Genius,
Der dort den Sterblichen so feindlich waltet,
Im Flügelkleide mir gebracht den Todeskuß,
Und mein Gewand nun plötzlich liegt veraltet. —

Ich aber lächle schon auf ihre Thränen:
Was ist es denn, das mir der Tod geraubt? —
Der Menschen Hoffen ist ein stetes Wähnen,
Gefahr umkreis't selbst das gekrönte Haupt. —

Mir ward sie jäh des frühen Heiles Quelle,
Und kurzer Erdenschmerz gab — ew'ge Ruh';
Auf Flammenarmen trug sie mich mit Schnelle
Der schönen Heimath aller Seelen zu. — — —

O, preis't Luisens Loos! — Die Feuerzungen
Der irren Welt, so namenlos an Zahl,
Sie wären ja vielleicht zum Herzen ihr gedrungen,
Blieb, länger sie im dunkeln Erdenthal!

Drum sandte Er, der ewig milde Vater,
Der auch die raschen Feuerengel schickt
Und selbst in Schickung ist ein Heilsberather,
Den Boten nieder, der sie Euch entrückt. —

Ihr weint; — ich lächle! — Erdenweg ist dunkel,
Bis eine milde Stunde Alles klärt
Und, nach der höchsten Trübsal, Sterngefunkel
Der Ewigkeit des Glaubens Lohn bewährt. —

Ihr weihet einen Kranz heut' meiner Bahre,
Der weißen Rosen Zier umschimmert Grün:
Weil ich entschwebt im Blüthenschmuck der Jahre,
Soll Unschuld — Hoffnung nun mein Bett umziehn!

Wie selig fühl' ich's, daß in Blumenreine
Mein ganzes Seelenleben dort gewallt,
Als ich, mit Euch im zärtlichsten Vereine,
Umwebt noch war von irdischer Gestalt! — —

Die Liebe, die den theuren Staub noch krönet,
Ist werth, daß Himmelsbürger froh sie schau'n,
Wenn auch, an Engelliebe hold gewöhnet,
Sie wandeln schon auf Amaranthen-Au'n. — —

Weint! — Ich will lächelnd dort Euch wandeln sehen,
Bis Ihr, versöhnt mit jedem kurzen Leid,
Mir folgt, empor zu meinen Gotteshöhen
Der, tausend Sonnen hellen, Ewigkeit!

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

V.

Am 17. Brumaire um Mitternacht, und nach ihrer Heimkunft von Montfortaine, hatte Josephine, auf den Rath ihres Gatten, ihren Sohn Eugen Beauharnois mit folgendem Billet zu dem Präsidenten des Directoriums geschickt:

„Kommen Sie, lieber Gohier, morgen früh acht Uhr mit Ihrer Gemahlin zu mir zum Frühstück. Bleiben Sie nicht aus; ich habe über sehr interessante Dinge mit Ihnen zu plaudern. Adieu, rechnen Sie stets auf meine aufrichtige Freundschaft. Lapagerie-Bonaparte."

Die von Josephine angegebene Stunde war Gohier verdächtig vorgekommen, und so sagte er zu seiner Gattin:

„Gehe Du allein und sage Madame Bonaparte, daß, da ich ihrer Einladung nicht hätte nachkommen können, ich darauf rechnete, daß sie und ihr Gemahl und das Vergnügen machen würden, um sechs Uhr bei uns im Luxembourg das Mittagsmahl einzunehmen."

Als Bonaparte nun am Morgen des 18. Brumaire Madame Gohier allein kommen sah, runzelte er die Stirn und sagte mit einiger Lebhaftigkeit:

„Warum ist der Herr Präsident nicht mit Ihnen gekommen?"

— General, es war ihm nicht möglich.

— „Aber er muß durchaus kommen," erwiederte Bonaparte. „Schreiben Sie ihm, Madame, ich werde Ihr Billet gleich hin besorgen."

— Sehr gern, General; aber ich habe Jemand bei mir, der diese Commission schon ausrichten kann.

„Ich rechne darauf, Madame." Mit diesen Worten verließ Bonaparte den Salon und Madame Gohier schrieb ihrem Manne:

„„Mein Freund, Du hast wohl daran gethan, wegzubleiben; was hier um mich her vorgeht, beweis't mir, das die Einladung von Madame Bonaparte nur ein Fallstrick gewesen ist. Ich werde nicht säumen, bald wieder bei Dir zu sein.""

Sobald Madame Gohier ihr Billet fortgeschickt hatte, trat Josephine zu ihr heran und sagte mit verstellter Gutmüthigkeit zu ihr:

„Aus allem, was Sie hier wahrnehmen, liebe Freundin, müssen Sie ersehen, wie sehr Leid es mir thut, daß der gute Gohier meiner Einladung, die mit Bonaparte, dessen Wunsch es ist, daß der Präsident des Directoriums ein Mitglied der neuen Regierung würde, die er zu begründen beabsichtigt, verabredet war, nicht gefolgt ist. Daß ich ihm gestern mein Billet durch meinen Sohn zugesandt habe, hätte ihn schon auf die Wichtigkeit aufmerksam machen sollen, die ich darauf legte."

— Ich kehre zu meinem Manne zurück, Madame, denn ich scheine hier überflüssig zu sein.

„Ich will Sie nicht halten, Madame; sagen Sie aber dem Bürger Gohier, er möchte wohl überlegen, was er thäte, und überlegen auch Sie den Wunsch, den ich gegen Sie zu äußern ermächtigt gewesen bin. Es handelt sich nicht bloß um sein Privatinteresse; es giebt dessen, was ihm theurer ist, und das durch eine Opposition seinerseits gefährdet werden könnte. Der Einfluß, den Sieyes und die Seinen auf die Ereignisse, die im Werke sind, haben werden, hängt lediglich davon ab, wozu sich der Präsident des Directoriums entschließen wird.

— Madame Bonaparte kennt meinen Mann zur Genüge, um zu wissen, daß sein Charakter und sein politisches Leben sich immer gleich geblieben sind.

„Ich muß Ihnen noch bemerken," begann Josephine, die Mühe hatte, ihren Aerger zu unterdrücken, wieder, daß Talleyrand und Bruix eben bei Barras sind, um ihm seine Demission abzufordern, die er ihnen nicht verweigern wird. Sie sind überdem ermächtigt, ihm zu erklären, daß Bonaparte fest entschlossen ist, alle Mittel, selbst Gewalt, anzuwenden, wenn er den geringsten Widerstand wagen sollte."

Madame Gohier antwortete Josephinen nur durch eine tiefe Verneigung und entfernte sich sofort.

Es war neun Uhr. Seit dem Morgen hatte Bonaparte alle die Generale um sich versammelt, auf die er rechnen konnte: er hatte sie zum Frühstück eingeladen, und wartete mit seinen Brüdern, Berthier und einigen Andern in seinem Cabinette auf die Mittheilung des Beschlusses des Raths der Alten. Um 9½ Uhr setzte man sich zu Tische; um 10 Uhr stieg der Deputirte Cornet, der Urheber des Antrages, und eben deßhalb stolz darauf, bei dem General Bonaparte als Staatsbote zu fungiren, aus einem Fiaker, der vor der Thür des Hôtels anhielt. Er war mit den Insignien eines Rathes der Alten und mit dem Ehrenrock bekleidet. Obwohl

er keineswegs einem römischen Senator ähnlich sah, war diese Ausstaffirung doch nothwendig, um die militärische Bewegung zu legalisiren, die vor sich gehen sollte; denn bei Staatsstreichen kann man die Hauptsache schon aufopfern, aber die Form muß geborgen werden. Cornett schritt so, das Decret in der Hand, zur großen Verwunderung der Soldaten, die, da sie nie ein Mitglied vom Rathe der Alten gesehen hatten, sich scherzend unter einander fragten, „zu welchem Regiemente wohl der Rekrut da im großen Staate gehören möchte," gravitätisch über den Hofplatz des kleinen Hôtels in der Straße Victoire. In den Eßsaal geführt, übergab er Bonaparte das Decret, das demselben das Geschick der Republik in die Hände gab. Napoleon stand vom Tisch auf, und nachdem er den Boten mit dem Zeichen der Ehrerbietung empfangen hatte, die einer Emanation der Nationalautorität gebührte, sagte er, sich an seine Gäste wendend:

„Bürger, ich zeige Ihnen an, daß ich nach dem Rath der Alten berufen bin; ich lade Sie demzufolge ein, mich nach den Tuilerien zu begleiten."

Ehe er aber die Treppe hinabging, die aus dem rotundenförmigen Eßsaal nach dem Hofe führte, sah er sich noch einmal rasch um, wie wenn er jemand suchte. „Gohier ist nicht gekommen?" sagte er dann; „auch gut, desto schlimmer für ihn! —

Dann ging er rasch hinunter. Auf dem Hofe angekommen, erblickte er, in bürgerlicher Kleidung, den General Bernadotte, der trotz alles Zuredens seines Schwagers Joseph Bonaparte, die ihm wie seinen Collegen, den andern Generalen, den Tag vorher gemachte Einladung nicht hatte annehmen wollen. Er ging gerade auf ihn zu und sagte mit Lebhaftigkeit zu ihm:

„General, warum sind Sie nicht in Uniform?"

— Warum sollte ich das? erwiederte Bernadotte, ich bin ja nicht dienstthuend.

Bonaparte zog ihn dann aus der Gruppe von Offizieren, die sich um ihn gebildet hatte, heraus und sprach leise mit ihm; aber es war dies nur eine kurze Besprechung, denn er kehrte den Arm des Generals plötzlich fahren lassend, wieder zu seinem vorherigen Platze zurück, schwang sich behende auf das Pferd, welches der Mameluck Rustan, den er aus Aegypten mitgebracht hatte, am Zügel hielt, und ritt dem Eingange zu, um sein Hotel zu verlassen.

VI.

Seit sechs Uhr Morgens hatten sich große Truppenmassen echelonsweise in dem Tuileriengarten aufgestellt, wohin sie beordert worden waren, um vor Bonaparte die Musterung zu passiren. Sobald Letzterer Sebastiani, damals Obrist des neunten Dragonerregiments, von seinen Plänen in Kenntniß gesetzt hatte, waren ihm von diesem eine Menge Offiziere zugeführt worden, die das Directorium ohne Anstellung, ohne Sold und in der bedrängtesten Lage gelassen hatte. Auf das gegebene Signal war Sebastiani der Erste, der sich den Rücktritt verrannte, indem er unter seine Dragoner, 800 an der Zahl, die alle in Italien unter Bonaparte gedient hatten, 8000 Patronen austheilte, die bei ihm deponirt waren und nicht anders als auf einen Befehl des Commandanten von Paris ausgeliefert werden durften, wonach er sein Regiment nach der Straße Victoire führte, um dem General zur Escorte zu dienen. Als Bonaparte durch die Reihen dieser Dragoner ritt, wollte er eine Anrede an sie halten, sie unterbrachen ihn aber mit dem Ausruf: „wir bedürfen keiner Erörterung, wir wissen, daß Sie nur das Beste der Republik wollen!"

Der Herr von N***, der sich auch auf dem Hofe des kleinen Hauses von Bonaparte befand, traf dort den General Debel an, mit dem er seit seiner Kindheit befreundet gewesen. Debel war, wie Bernadotte, in bürgerlicher Tracht, aber gleich den übrigen herbeigeeilt, so wie er von der Bewegung gehört hatte.

„Wie," sagte Herr von N*** zu ihm, „Du nicht in Uniform? Wenn der General Bonaparte Dich so sieht, da wird er Dir den Kopf waschen.

— Ich wußte nur oberflächlich, was vorgeht, antwortete der General; aber warte nur, es wird sich bald machen lassen.

Dann mit den Augen in den Gruppen um sich her nach einem Soldaten seiner Größe suchend, fand er einen solchen in einem Grenadier. Zu diesem sagte er:

„Komm, Kamerad, nimm meinen Rock und leihe mir den Deinigen; Du kannst ihn morgen wieder bei mir abholen. Da hast Du meine Adresse.

Der Tausch ging sogleich vor sich und der General Debel begleitete Bonaparte nun nach den Tuilerien und zur Revue in der Uniform eines Grenadiers.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

Der König nun, mit dem wir es hier zu thun haben, ist für Frankreich ein bereits alter König; schon länger denn zwölf Jahre führt er das Ruder mit kräftiger Hand. Er hat in Wahrheit die Schule des Lebens durchgemacht, er ist von allerlei Schicksalen heimgesucht und geprüft worden. Das harte Loos der Verbannung hat auch ihn getroffen, doch ohne sein Haupt niederzubeugen; mit einem Worte: er hat mit unglaublicher Seelenstärke so schweres Ungemach erduldet, daß es beinahe nicht möglich ist, es nachzuerzählen. Er war, wie wir allesammt, ein sehr ergebener Unterthan Ihrer Majestäten Ludwig's XVIII. und Karl's X.; er war gleich uns Allen ein Mann der Opposition, doch war sein Widerstand stets ernst, besonnen und insbesondere gelassen. Und in der That, welch' eines Muthes, welch' einer Kraft, welch' einer Ausdauer und Kaltblütigkeit bedürftet Ihr nicht, überlegt es nur genau, solltet Ihr einmal volle vierzig Jahre warten, bis auch Euch die Stunde der Berufung auf den Thron schlägt! Ueberdies war König Ludwig Philipp mehr noch als gelassen und geduldig, er war auch ehrlich und aufrichtig. Die Rolle des ersten Prinzen von königlichem Geblüte, des ersten Unterthans Sr. Majestät eignete sich allerdings vortrefflich für ihn. Sie entsprach seinen Sitten, seinen Neigungen und Wünschen, seinem Bedürfniß, die Einbuße seines Vermögens wieder auszugleichen und nach seinem Sinne seine zahlreichen, für eine so erhabene Bestimmung auserlesenen Kinder zu erziehen. Doch Täuschung wäre es von unserer Seite, wollten wir den Herzog von Orleans so darstellen, als habe er nach der Krone seines königlichen Vetters gestrebt; weder harrte, noch hoffte er auf sie, ja er begehrte sie nicht einmal. Jener Thron, wäre er durch andere Mittel als die gesetzliche Opposition angegriffen worden, hätte sicher in dem Herzog von Orleans einen redlichen Vertheidiger gefunden. Er eilte zuerst nach Rheims, um der daselbst statthabenden Krönung und Salbung Karl's X. beizuwohnen, und er war da so feierlich gestimmt, daß ihn in dem von Herrn von Lamartine bei dieser Gelegenheit verfaßten Gedichte die Stelle nicht wenig verdroß, wo seiner ganz kurz mit den Worten „von Orleans" ohne weitere Bemerkung, Erwähnung geschah. Ein beliebter Schriftsteller jener Zeit, welcher dem Herzog von Orleans seine Ernennung zum Könige hatte prophezeien wollen, ward deshalb mit zwei Jahren Gefängniß bestraft, ohne daß jemals der Prinz ihm irgendwie seine Gunst und Unterstützung zugewandt hätte.

Als der Herzog von Orleans an dem Karl X. zu Ehren veranstalteten Feste entblößten Hauptes und stolzstrahlenden Antlitzes die untersten Stufen der zum Palais-Royal führenden Treppe zum Empfange des Königs hinabstieg und dieser umringt von seinen Leibwachen, als ein mächtiger Gebieter begrüßt, ausgezeichnet, gehuldigt und angebetet eintrat — wer hätte da vermuthen können, daß seine ihm lebenslänglich gebührende Herrschergewalt kaum ein volles Jahr mehr dauern würde? Hat man gegen das Haus Bourbon von seiner Wiedereinsetzung bis zu seinem Sturze 1830 nicht genug Verschwörungen angezettelt? Hat man ihm im Verborgenen nicht genug grausame, schändliche und niederträchtige Fallen gelegt? Ist aber wohl jemals der Name des Herzogs von Orleans in diesen armseligen Nestern des Verraths ausgesprochen worden? Durften die Aufwiegeler jemals auf seine Mitwirkung rechnen? Diejenigen, welche es gewagt, ihm Treubruch und Abfall anzurathen, haben ihm nur Schrecken und Abscheu eingeflößt. War er nicht ein würdiger Enkel des Regenten Orleans, jenes gewissenhaften Verwahrers der Krone Frankreich's, welcher einen größeren Ruhm darein setzte, den Thron dem rechtmäßigen Herrn zu erhalten, als einen Prinzen seines Stammes darauf zu befördern?

Man kann also nicht sagen, daß der Herzog von Orleans seine Ernennung zum Könige vorausgesehen und erwartet habe. Noch drei Tage vor den verhängnißschweren drei Tagen wußte Niemand, sogar Lafayette nicht, und Der wohl noch weniger, als sonst Einer, daß der Herzog von Orleans zum Thron gelangen würde. Doch in einem Gefühl des Grolls über erlittene Kränkungen (denn gar öfters ward ihm an jenem eigensinnigen, launenhaften und frömmelnden Hofe übel mitgespielt) durfte der Herzog sich sagen: „Gott breitet seine schützende Hand über Frankreich aus, aber auch mir ist er gnädig! Er hat mich nebst meiner Familie wieder auf den heimathlichen Boden zurückgeführt, allein er hat mich im Gefolge des Königs zurückgeführt. Diesem hat Gott seine Krone wiedergegeben, und mir hat er viele Kinder, voll Lebens und Feuers, voll Kraft und Muth geschenkt, und die zu großen Hoffnungen berechtigen; ich habe, um mir alle Herzen zu gewinnen, eine allgemein

geliebte und geschätzte Frau zur Seite; und hier zu Lande, wo das Glück in so vielen Stücken auf der Achtung der Menschen beruht, bin ich gewiß ein reicher Mann. Ich gehöre wegen der Erinnerungen an 1789 zu den alten Liberalen, ich gehöre dem jungen Frankreich mittelst meiner Söhne, deren Namen in den Mauern des Collège bei den jährlichen Preisvertheilungen rühmlich wiederhallen, ich gehöre als Bourbon zu den vornehmsten Häusern Europa's. Ich bin der Gebieter in der Werkstätte des Malers, auf dem Gerüste des Maurers, im Zimmer des Dichters, und wo nur irgend ein fähiger Mensch in seinem Streben nach Ruf und Ansehen auf Hindernisse stößt, so gehört er mir, er trifft in mir einen bereitwilligen Gönner. Mehr noch, ich habe es dahin gebracht, in dem jetzigen Frankreich, das so entsetzliche Angst vor schädlichen Einflüssen in Glaubenssachen hat, für einen der wenigen, noch aus der Zeit Voltaire's stammenden Freigeister zu gelten, auf die man bauen dürfe. Sicher ist die Stellung, die ich einnehme sehr schön und bedeutend, und nun müssen wir wissen, als Mann von Takt, als guter Familienvater und treuer Unterthan, gemächlicher der Dinge zu harren, die da kommen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Manufacturdistricte von Lancashire.

Ich habe das menschliche Elend in mancherlei Gestalten gesehen. Ich habe die Hütten und Schoppen Irland's gesehen, als mein Geburtsland von der furchtbaren Geißel der Cholera heimgesucht ward. Ich war in den Kellerwohnungen zu Liverpool, wo das Dasein ein Ansehen gewinnt, das nicht mehr menschlich ist. Ich bin in die engen Gänge von Glasgow eingedrungen, Stätten, bei deren Anblick sich auch das Herz des Verhärtetsten im Leibe umkehren würde — doch habe ich nirgends ein Elend gesehen, das mich so durch und durch erschüttert hätte, als das in den Manufacturdistricten von Lancashire. Warum denn aber? Darum, weil dort, und nur dort, der höchste Grad des Elends mit hoher Würde, markirtem Sinn der Schicklichkeit, Decenz, Sauberkeit und Ordnung gepaart ist. Ich war Zeuge der allmähligen Hinopferung der edelsten und unschätzbarsten Bevölkerung, die je in diesem Lande oder in irgend einem andern, so weit der Himmel reicht, gelebt hat. Wir sind nicht Holz und Stein. Ich bin eben so fest, als von meiner Existenz selber, überzeugt, daß der Vornehme und der Reiche, wenn er die Auftritte mit angesehen hätte, von welchen ich ein Augenzeuge gewesen bin, alle Vorurtheile und egoistischen Interessen von sich geworfen und willig die Hand ausgestreckt haben würden, um den Dulder aufzurichten und Oel und Wein in Wunden zu träufeln, die er geschlagen, und Alles aufzubieten, um die Erneuerung eines solchen Jammers abzuwenden. Ich überzeuge mich täglich mehr und mehr von der Richtigkeit des Satzes, den ich in meiner Naturgeschichte der Gesellschaft aufgestellt habe, „daß die Classen, in welche die englische Gesellschaft geschieden, sich nur deßhalb einander feindlich gegenüber stehen, weil sie einander nicht kennen; daß nur aus bloßer Unwissenheit über den Haushalt des Arbeiters die Arbeit in ungleichen und ungerechten Verhältnissen steht;" deshalb kann ich nur den Ausruf eines nothleidenden Arbeiters in den ergreifenden Worten: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" wiederholen.

Ich besuchte mehrere Familien der nothleidenden Arbeiter zu Bolton in der Begleitung eines Herrn, der mit der Oertlichkeit wohlbekannt war. Ueberall hieß es: „keine Arbeit," und als Folge davon: „keine Nahrung, kein Geräth, keine Kleidung." In einer Wohnung, die wir betraten, lebte ein junges Ehepaar, das ich Anfangs für Geschwister hielt; sie waren ungefähr seit sechs Jahren verheirathet, ihre Ehe war aber glücklicher Weise kinderlos geblieben. Auf einem Tische vom gröbsten Holze, aber vollkommen sauber, stand ein Mahl, welches, wie uns versichert wurde, das einzige war, das sie seit vier und zwanzig Stunden genossen hatten, und das einzige, was sie in den nächsten vier und zwanzig Stunden erwarten durften. Es bestand aus zwei kleinen Portionen Mehlsuppe, einem dünnen Haferkuchen, und ein wenig Thee, der so dünn war, daß er kaum Farbe hatte, und ein wenig groben Zucker in einer Scherbe. Der Mann war seines Gewerbes ein Baumwollspinner; aber die Fabrik, zu der er gehörte, war seit mehreren Wochen geschlossen, und in dieser nämlichen Fabrik hatte auch seine Frau gearbeitet. In guten Zeiten hatten Beide im Durchschnitt circa 30 s. wöchentlich verdient; aber seit mehreren Wochen (ich glaube, sie sagten dreizehn) hatten sie nicht so viele Pence eingenommen. Ihr Hausgeräth hatten sie,

um die nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten, ein Stück nach dem andern verkauft, ihre Kleidung aber in Hoffnung auf bessre Zeiten versetzet. Der Mann wäre gern ausgewandert, aber er konnte sich nicht entschließen, seine Frau zu verlassen, und diese war zu schwach, um die Strapazen zu ertragen, die mit einer Reise ohne gefüllte Taschen verknüpft sind. Als mein Freund ihn fragte, ob er in seiner jetzigen Lage seine frühe und unvorsichtige Verheirathung nicht bereue, schwieg er einen Augenblick und sah seine Frau, die das mit einem schwermüthigen Lächeln leidender Liebe erwiederte, zärtlich an; es traten Thränen in sein männliches Auge, und es zitterten ihm vor Rührung die Lippen. Mit einer krampfhaften Anstrengung, die sein ganzes Wesen erschütterte, erzwang er jedoch wieder Fassung, und erwiederte mit ruhiger Festigkeit: „Nie! Wir sind mit einander glücklich gewesen, wir haben mit einander gelitten, und sie ist sich immer gleich geblieben."

Dies interessante Paar scheute nichts so sehr, als dahin zu kommen, die Hülfe des Kirchspiels ansprechen zu müssen. Eine gleiche Scheu habe ich auch bei fast allen nothleidenden Arbeitern im Norden von Manchester gefunden. Es mag ihnen wohl ein Haß gegen das Armengesetz eingeredet sein, doch beruht ihr Widerwille, Almosen anzunehmen, vor allem in dem Stolze der Unabhängigkeit, den Niemand auf Erden in einem höhern Grade besitzt, als die Bevölkerung von Lankashire.

Rüge.

Oben an der Schlachte, Wuppe Nro. I, lagern seit circa 2 Monaten ohngefähr 100 Tonnen Harz und anbei liegt vertraulich eine Parthie Cedernholz in großen schweren Blöcken, beides den Fahrweg sehr beengend, so daß nur 2 Wagen mit Vorsicht bei einander hin kommen können. Einsender dieses fragt deshalb hierdurch, ob die Eigenthümer das Recht haben den Platz so lange nach Belieben unentgeltlich zu benutzen, oder ob der Pächter der Wuppe das Recht hat hierüber Erlaubniß zu ertheilen, oder die hierüber waltende Behörde nach Belieben darüber schalten und walten kann, und das alte Gesetz: binnen 24 Stunden solche Güter von der Schlachte zu schaffen nicht mehr gültig und in Kraft gehalten wird?

Sollte, was Gott verhüten möge, dort ein Brand entstehen, und Harz und Holz dann obendrein mitwirken, welch' ein Unglück könnte dadurch kommen? Darf der Theerhändler doch nur ein paar Tonnen Theer in einem verschlossenen Raum am Hause haben, das Uebrige muß nach dem Theermagazine wandern, warum auch nicht Harz und dergleichen?

Ein Bürger.

Homonyme.

Mich brauchen Fürstinnen und Zofen;
Vom niedrigsten Handwerker an
Bis zum geistreichsten Philosophen
Ist Keiner, der mich missen kann.

Bald bin ich Holz, bald bin ich Seide,
Bald gar die neuste Neuigkeit;
Oft Anlaß nur zum Haß und Neide,
Für Lästerzungen und zum Streit.

Gar Mancher ist um mich verlegen;
Der Dichter hat mich überall,
Ihm komm' ich ungesucht entgegen
In Wald und Kluft, in Berg und Thal.

Doch wird es Niemand ihm verdenken,
Daß er sich mit dem regen Sinn
In mich am liebsten mag versenken,
Wenn ich ein — Rosenknöspchen bin.

J. G. M.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer des Bürgerfreundes wurde unter den Gedichten Helgolandica der Name des Dichters „Adolph Stahr" vergessen.

Thorsperre.

Vom 15. — 21. September 6½ Uhr. Für Fußgänger 7 Uhr.

Miscellaneen.

(Orientalische Indolenz.) Wie viel das Temperament der Orientalen dazu beigetragen hat, sie in religiöser Hinsicht zu Fatalisten zu machen, leuchtet aus einer Anekdote hervor, welche kürzlich aus indischen in englische Zeitungen übergegangen ist und, wenn sie auch erfunden wäre, ein solches Gepräge der inneren Wahrheit an sich trägt, daß man sie immerhin als ein Faktum nacherzählen kann. Ein hindostanischer Muselmann erkrankte und sagte zu seinem Diener: „Geh' und hole mir etwas Medizin von einem Doktor." — „Aber es könnte sein, daß der Doktor nicht zu Hause wäre," antwortete der Bediente. — „Du findest gewiß einen zu Hause." — „Aber, wenn ich ihn auch finde," versetzte der Diener, „so giebt er mir am Ende keine Medizin." — „So nimm diese Banknote," erwiederte sein Herr, „und er wird Dir welche geben." — „Ja," hatte der Bursche wiederum einzuwenden, „er kann mir vielleicht Medizin geben, aber wenn sie nun nicht hilft?" — „Schuft," antwortete der Kranke, dem die Geduld ausging, „wirst Du nun gleich thun, was ich Dir befehle, statt hier mit kaltem Blut zu sitzen und Schwierigkeiten zu machen?" — „Lieber Herr," entgegnete ruhig der Diener, „gesetzt auch den Fall, daß die Medizin wirkte, was hülfe es am Ende? Wir müssen zuletzt doch Alle sterben, und ist es da nicht einerlei, ob heute oder morgen?"

(Die diesjährige Dürre.) Als schlagenden Beweis, daß die jetzige Dürre nicht eine Folge des Aushauens der Wälder in der neuesten Zeit sei, erinnert der Dr. Mehlhose an eine Stelle des Tacitus, wonach bereits vor 2000 Jahren, als Deutschland also noch alle Wälder, seine mächtige Hercynia hatte, der römische Feldherr Vocula eine Dürre bestehen mußte, die der diesjährigen nichts nachgab. Der Rhein war damals so niedrig, daß er kaum Schiffe trug, und es trat Mangel an Feldfrüchten ein, da nichts bei der Dürre gedeihen konnte. In der That müßte auch, wenn die Ausrottung der Wälder die Ursache der diesjährigen Dürre sein sollte, jenes Jahr dem gegenwärtigen gleichen, oder vielmehr das Vorjahr an Dürre übertreffen. Aber schon zu Joseph's Zeiten wechselten fette und magere Jahre.

(Man schreibt aus Berlin:) Kurz vor der feierlichen Eröffnung der Berlin-Stettiner Eisenbahn, ereignete sich bei einer, von dem Vorstande darauf veranstalteten Probefahrt, folgender höchst komische Vorfall. Es giebt hier eine große Anzahl solider Bürger, welche sich nur billigen Vergnügungen hingeben, insofern diese nämlich gar nichts kosten. Diese achtungswerthen Leute nun, sobald ihnen das Vorhaben der Direktion bekannt wird, können nicht umhin, sofort auf den Bahnhof zu eilen, und mit ihrer Liebhaberei zugleich die lebhafteste Theilnahme für das junge vaterländische Unternehmen an den Tag zu legen. Zum großen Erstaunen der Eisenbahn-Behörden und der Eingeladenen füllt sich die Empfangshalle mit den improvisirten Gästen, welche in tumultuarischer Bewunderung Alles sehr schön finden, namentlich aber die Sitze in den Waggons mit so verführerischer Bequemlichkeit ausgestattet, daß es ihnen unmöglich wird, sich wieder davon zu trennen. Vergeblich sind die Bemühungen der Beamten ihnen begreiflich zu machen, daß sie auf die Besitznahme der Plätze kein Recht haben, vergeblich sind Bitten und Drohungen, die Usurpatoren treten keine Spanne ihrer neuen Eroberung ab. Was in solchem Falle thun? Das Comité fügte sich in's Unvermeidliche, und unter lautem Beifall der Betheiligten werden die Wagenthüren geschlossen, und alle üblichen Vorsichtsmaßregeln und Vorbereitungen für die Abfahrt getroffen. Die Lokomotive wirbelt bereits dunkle Wolken von sich, sie wird an den Zug gebracht, zischt, und der bekannte gellende Pfiff des Kondukteurs schallt durch die Luft. Im Fluge rollt sie davon, mit drei Waggons im Schlepptau, welche die Aktionärs beherbergen, aber siehe! — die übrigen, in denen unsere Helden sich befinden, bewegen sich nicht von der Stelle, eine unsichtbare Hand scheint sie festzubannen. Was Güte und Gewalt nicht vermochten, war der List gelungen, indem die Direktion sich schnell genug gesammelt und ihren Dienern befohlen hatte, das Anketten der überrumpelten Wagen zu vergessen. Glücklicherweise hatte diese Vergeßlichkeit keine weitere Folgen.

(Menschenfleisch mit Citronensaft.) Die Urbewohner der Insel Sumatra, welche die innern Gebirge bewohnen und Battas heißen, sind wirkliche Menschenfresser. Bei ihren abscheulichen Festen verzehren sie das noch zitternde Fleisch der Kriegsgefangenen, so wie der Verbrecher. Die Unglücklichen, deren Kopf mit einem Stück Zeuges, mit einer großen Schüssel voll Salz und Citronensaft bedeckt wird, werden an einen Pfahl gebunden, um den sich die Battas mit gieriger Wuth herumdrängen. Man wirft mit Lanzen nach ihnen, und wenn sie tödtlich verwundet sind, so stürzen sie auf sie los, hauen sie mit ihren Messern entzwei, tunken die Stücke davon in das Salz und den Citronensaft, lassen sie leicht rösten und verschlingen sie mit wilder Begierde.

(Was aus den bekannteren St. Simonisten geworden.) Die Pariser sahen sich die St. Simonistischen Aufführungen, wie jedes neue Schauspiel, anfangs mit dem Interesse der Neugier an; sehr bald empfanden sie Langeweile, und endlich wurde das Stück vollständig ausgezischt. Jetzt ist von der Lehre St. Simon's kaum noch in irgend einem Konversations-Lexikon der neuesten Zeit die Rede, während doch die bekannteren St. Simonisten noch am Leben sind. Sie sind in sehr verschiedenen und zum Theil in recht bedeutenden, ihren früheren Bestrebungen geradezu entgegengesetzten Wirkungskreisen beschäftigt. Ein Pariser Korrespondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" giebt darüber folgende nicht uninteressante Notizen: Lambert ist nach Egypten gegangen und dort Lambert-Bey geworden; Duveyrier macht Vaudevilles; Michel Chevalier ist im Staatsrath und schreibt über National-Oekonomie und literarische Kritiken für das „Journal des Debats"; Carnot ist Deputirter; Cazeaux leitet die Entwässe-

rung des Landes und zeichnet sich durch industrielle Unternehmungen aus; Transon und Dugied sind mit großem Aufsehen in den Schooß des Katholicismus zurückgekehrt; Margarin ist Professor an einer katholischen Universität in Belgien: Pereire ist bei der Ober-Administration der Versailler Eisenbahn: Laurent hat eine Richterstelle zu Privas angenommen, und eine populäre Geschichte Napoleons geschrieben; Olinde-Rodrigues, einer der geistvollsten von allen, beschäftigt sich mit den Finanzen: Madame Bazard ist mit ihrem Gidam, Herrn Cheson, zum Katholicismus zurückgekehrt, Letzterer redigirt das „Univers religieux"; Jean Renaud und Pierre Leroux, zwei philosophisch durchgebildete Köpfe, setzen im Stillen ihre Studien und Arbeiten für ihren ehemaligen Zweck fort; Eichthal ist nach wie vor Banquier, er war einer der treuesten und letzten Anhänger Enfantins. Der Vater Enfantin aber hat sich in das gewöhnliche Privatleben zurückgezogen und bewohnt ein Landhaus bei Lyon, wo er Postmeister ist.

(Ein leidenschaftlicher Jäger.) Hunde und Jagd gehören zu den leidenschaftlichen Liebhabereien des Engländers, von denen kein Stand frei ist. Der Friedensrichter Wingard in Glocestershire begleitete seine verstorbene Frau im langen Trauermantel und Flor zu ihrem Begräbnisse, als aus dem nächsten Zaun ein Hase durch die Prozession sprang. In dem Augenblick hetzte er, der leidenschaftliche Jäger, seine beiden Hunde, die ihn beständig begleiteten, auf den Hasen, warf seinen Trauermantel ab, und folgte den Hunden nach, bis sie den Hasen gefangen hatten, worauf er zu dem Leichenzuge zurückkehrte und traurig seinen Weg fortsetzte.

(Militärisches.) Welch' rühmlicher Eifer für topographische und militärische Studien in der französischen Armee herrscht, geht daraus hervor, daß, trotz der Störungen, welche Garnisonenwechsel und Bildung neuer Corps verursachten, 2270 Offiziere im Jahr 1841 Werke verschiedener Art verfaßt haben. Die Zahl der eingelieferten Versuche und Berichte belief sich auf 2276, die der Karten, Pläne und Skizzen auf 1618. 72 Offiziere erhielten Preise, 225 Offiziere, 6 Korporale und 2 Gemeine wurden einer rühmlichen Erwähnung für würdig erkannt.

(Ein Warnungsmittel vor Dieben.) Ein Gutsbesitzer in der Nähe von Brüssel, der häufig von Dieben heimgesucht wurde, verschaffte sich von dem anatomischen Theater das Bein von einem Leichname, befestigte dasselbe in einer Falle in seinem Garten, und ließ den Tag darauf in den Zeitungen bekannt machen: derjenige, welcher in einer der zahlreichen Fallen, die in seinem Garten aufgestellt wären, ein Bein verloren habe, könne dasselbe bei ihm in Empfang nehmen. Seit dieser Zeit hat er nichts mehr von Dieben bemerkt.

(Katholische Geistlichkeit in Frankreich.) Die Gesammtzahl der katholischen Geistlichen in Frankreich beträgt 36,014. Sie besteht aus 15 Erzbischöfen, von welchen der Erzbischof von Paris ein Jahreseinkommen von 25,000 Franken hat, das jedoch auf 40,000 erhöht werden soll, die übrigen 14 aber 14 bis 15,000 Franken genießen, und 65 Bischöfen mit 10,000 Franken Einkünften, die drei Kardinal-Bischöfe von Rouen, Lyon und Arras haben aber jeder eine Zulage von 10,000 Franken. Bischöfe, deren Sprengel zwei Departements umfaßt, erhalten die Vergütung für Reisekosten 1500, die übrigen aber zu demselben Zweck 1000 Franken. Bei ihrer Beförderung erhalten Erzbischöfe und Bischöfe für die Kosten der ersten Einrichtungen 8 bis 10,000 Franken.

(Aachen.) Was den Kunstfreund gegenwärtig hier fesselt, ist die durch belgische Blätter bereits angekündigte Erscheinung der Dlles. Milanollo, Kinder von 8 und 13 Jahren, welche Concerte auf der Violine geben. Therese, die Aeltere, ist Schülerin von Lafont, und sie selbst Lehrerin ihrer Schwester Marie. Man muß Beide hören, um das zu glauben, was die Tagesblätter ihnen nachrühmen. Es ist, als ob die heil. Cäcilia zwei Engel der Kunst herab gesandt hätte, um alle Heroen derselben zu beschämen; denn hier scheinen Theorie und Praxis durch eine höhere Weihe auf's vollkommenste ersetzt zu sein.

(Das Monument zu Ehren Eßlair's,) welches Se. Maj. der König von Baiern in dem nächst Innsbruck befindlichen Kirchhof zu Mühlau setzen läßt, wo der unvergeßliche Künstler begraben liegt, ist nach von Gärtner's Angabe bereits fertig aus der Hand des Bildhauers Sickinger hervorgegangen. Es ist einfach und passend, aus gelblichem Sandstein in griechischem Style ausgeführt, und 9 Fuß hoch. Im Kapitale befindet sich die Maske, das Attribut der Muse der Schauspielkunst, und auf der Platte ein Kreuz zwischen zwei umgestürzten Fackeln, darunter die Inschrift des Geburts- und Todestages des Verewigten.

(Ein Beispiel ungewöhnlich rascher Reiseförderung) ist vor wenigen Tagen vorgekommen: Ein Reisender verließ Havre mit dem Dampfschiff Montag Morgens um 5½ Uhr und kam um 5½ Uhr desselben Nachmittags auf der Eisenbahnstation in London an. Von dort reis'te er um 8½ Uhr auf der Eisenbahn nach Liverpool weiter, wo er Dienstag Morgens 6¼ Uhr eintraf, so, daß er den Weg von Havre über Brighton und London nach Liverpool, 3 Stunden Aufenthalt miteingerechnet, in 25 Stunden zurückgelegt hat.

(Man lies't in den „Rosen:") Statistische Mittheilungen ergeben, daß in Preußen im Jahr 1841 im Ganzen 134,414 Ehen geschlossen wurden. Die Tabellen fügen auch noch die Bemerkung hinzu, daß darunter 5408 gemischte Ehen waren. Das ist Alles recht interessant und wissenswürdig. Aber noch viel interessanter würde es sein, zu erfahren, wie viel unter diesen 134 Tausenden glückliche Ehen enthalten sind.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 78.

Bremen, Donnerstag den 29. September 1842.

Gestorben:

Nro. 971. Den 23. September. Der Schlachter Friedrich Dahnken, 65 Jahr, Armenhaus.

— 972. Den 24. — Des verst. Johannes Schminke Wittwe, geb. Weinbrenner, 76 Jahr, Armenhaus.

— 973. Den 25. — Des Arb. Cornelius Eduard Bohne Tochter, 3¾ Jahr, Bährs Hof Nro. 4.

— 974. Den 25. — Des Handelsmanns Isaac Alexander Wittwe, geb. Heine, 74 Jahr, Hastedt Nro. 62.

Nro. 975. Den 25. — Des Bockfahrers Christoph Kreckler Sohn, 2 Jahr, Buntenthorssteinweg.

— 976. Den 26. — Friedrich Gottlieb Ziegler, 7 Jahr, Steinthor Nro. 6 C.

— 977. Den 26. — Des Zimmergesellen Joh. Kallenberg Sohn, 8 Tage, Hülsberg Nro. 34.

— 978. Den 27. — Des Hökers Johann Christian Wülbern Tochter, 8 Tage, Klosterkirchenstraße Nro 4.

Geburten:

Nro. 1209. Den 23. September. Des Schuhmachermeisters Joh. Heinr. Wortmann Ehef., geb. Schmidt kl. Annenstraße Nro. 21, v. e. Mädchen.

— 1210. Den 23. — Des Schiffsmäklergehülfen Carsten Lankenau Ehefr., geb Koch, Oelmühlenstraße Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1211. Den 24. — Des Privatlehrers Andreas Schnakenberg Ehefr., geb. Westendorff, Ansgarii Kirchhof Nro. 2, v. e. Knaben.

— 1212. Den 24. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Fahrenholz Ehefr., geb. von Bargen, Neuenstraße No. 67, von einem Mädchen.

— 1213. Den 24. — Des Kahnschiffers Joh. Heinrich Friedr. Christ. Oetting Ehefr., geb Beneken, Timmerstraße Nro. 4, v. einem M.

Nro. 1214. Den 25. — Des Schullehrers Diedr. Karstendieck Ehefr., geb. Schweers, Schwachhausen, von einem Knaben.

— 1215. Den 25. — Des Schlachters Christoph Martin Bergmann Ehefr., geb. Fischer, Marterburg Nro. 40, von einem Mädchen.

— 1216. Den 25. — Des Schenkwirths Heinr. Conrad Dormann Ehefr., geb. Engelken, Düsternstraße Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1217. Den 26. — Des Krameramtsgenossen Nicolaus Dan. Herm. Blohm Ehefr., geb. Precht, Schleifmühle Nro. 30, von e. Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 79.

Bremen, Sonntag den 2. October 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 2. October.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
2 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Camino.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Der Kyffhäuser.

Der Abend naht; in Dämmrung liegt das Thal,
Nur noch der Berg erglänzt im Sonnenstrahl,
Er glüht in dunkel purpurrothem Scheine,
Wie Feuer strahlt's im Wald und im Gesteine.

Du brennst, o Berg, in sonnenheller Pracht,
Ja, leuchtend stehst du da in Deutschlands Nacht,
Es liegt in Dir der Freiheit Keim vergraben,
Der Kaiser schläft, es flattern wild die Raben.

Schon manch Jahrhundert ruht der Tapfre hier,
Gesenkten Haupt's in seines Bartes Zier,
Der wächst und wächst und wird stets lang und länger,
Doch wird dem Kaiser drum im Berg nicht bänger.

Schon zweimal glaubte er, der Tag sei nah',
Und Deutschland's Freiheit stehe siegend da,
Und stolz hat er das greise Haupt erhoben,
Doch sah er bald, daß ihn sein Wunsch betrogen.

Das erste Mal erwachte Deutschlands Held,
Als Luthers Wort erklang durch alle Welt,
Als einst Germania mit wildem Rütteln
Begann das Joch das Pabstes abzuschütteln.

Da sah der Kaiser plötzlich schnell empor,
Es brach aus seinem Aug' ein Strahl hervor,
Ein Strahl, so glänzend wie zu jenen Zeiten,
Als man ihn sah für Recht und Ehre streiten.

Zum zweiten Male ward er aufgeschreckt,
Als der Kanonendonner ihn geweckt;
Von Leipzig her vernahm er laut sein Schallen,
Und durch die Bergeswand sein Wiederhallen.

Da hat er wiederum gefragt den Zwerg,
Ob noch die Raben fliegen um den Berg.
Der Kleine nickt, der Kaiser bückt sich nieder,
Und tiefer Schlaf umfängt aufs Neu ihn wieder.

Zum dritten Mal der Kaiser nun erwacht,
Wenn Deutschland frei von der Tyrannen Macht,
Wenn es sich groß und einig wird erheben
Zu einem neuen freien Bürgerleben.

Dann tritt der Kaiser aus dem Berg hervor,
Und hebt der Freiheit Banner stolz empor;
Und Rabe, Zwerg und Zauber sind verschwunden,
Denn Deutschland hat die Knechtschaft überwunden.

Nur ein Gefühl belebt das ganze Land,
Daß sich für Recht und Freiheit treu verband.
Die Deutschen werden wieder, was sie waren,
Denn Barbarossa's Geist beseelt die Schaaren.

†

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Mit einem zahlreichen Stabe vor und hinter sich, zog Napoleon durch die Straßen Montblanc und de la Loi (Richelieustraße) langsam den Tuilerien zu, passirte den Hof durch das Gitter des Feuillants, und trat, von seinen Adjutanten und einer Menge Generalen begleitet, entblößten Hauptes, wie wenn er dem souveränen Volke in der Person seiner Repräsentanten seine Huldigung darbringen wollte, in den Saal, wo der Rath der Alten seine Sitzungen hielt. Er sollte nur in die Hände des Präsidenten einen Eid leisten, er glaubte aber mit der Erklärung, er wolle die Republik mit umfassenden und constitutionellen Formen, ein Glaubensbekenntniß ablegen zu müssen. „Keine Anarchie mehr!“ rief er zu mehreren Malen aus, und nachdem er ein lebhaftes und feuriges Bild von der Republik, wie er sie meinte, entworfen hatte, wandte er sich zu den hinter ihm stehenden Offizieren und rief ihnen in einem noch begeisterteren Tone zu:

„Eine solche Republik, die wollen wir unter solchen Bedingungen, und wir werden sie auch erlangen, denn meine Waffengefährten wollen es!“

Es lief ein beifälliges Gemurmel durch den Saal, und die Militärs riefen, ihre Hüte schwenkend:

— Es lebe die Republik! es lebe Bonaparte!

Während die Alten, dem Decrete gemäß, das sie eben erlassen hatten, sich auf den andern Tag vertagten, um dann wieder in St. Cloud zusammen zu kommen, begab Bonaparte sich die Stufen hinab, die das Schloß vom Garten trennen, und ritt, stets von seinem Stabe begleitet, im Schritt zu den Truppen, die in geschlossenen Colonnen in der großen Kastanien-Allee aufmarschirt standen. Als er am Boissin vorbei kam, begegnete er Bernadotte, der auch nach den Tuilerien gekommen war, aber nur als Dilettant, und um eine Ansicht von den Begebenheiten zu gewinnen, deren Ausgang er indeß sicher nicht ahnte. Er sagte zu Bonaparte halbleise:

„Hüten Sie sich, daß Sie nicht der Guillotine verfallen!“

— Hat nichts zu sagen, antwortete Bonaparte kalt und ritt weiter.

Die Tambours schlugen den Feldmarsch, und als dann ein langer Wirbel Ruhe geboten hatte, näherte Bonaparte sich Lefebvre, der, vom Luxembourg zurückgekehrt, sich an die Spitze der Linie der Soldaten gestellt hatte, welche die Pariser Garnison bildeten.

„Nun, Lefebvre,“ redete er ihn an, „sollen wir die Republik unter den Händen dieser Advocaten zu Grunde gehen lassen?“

— Nein, antwortete jener und stieß dabei einen ordinären Fluch aus, lieber wollen wir sie sammt und sonders ersäufen!

Da sagte Bonaparte mit lauter und scharf accentuirter Stimme zu den Truppen, die vor ihm das Gewehr präsentirten:

„Soldaten, es fehlt Euren Waffenbrüdern, die an den Gränzen stehen, am Nothwendigsten! Das Volk ist unglücklich! Die Schuld an dem allen tragen die Aufwiegler gegen welche ich Euch heute versammle. Ich hoffe, Euch unter Kurzem wieder zum Siege zu führen; zuvor muß aber allen denen, die sich der guten Ordnung und dem öffentlichen Wohl gern widersetzen möchten, die Macht zu schaden genommen werden!“

Nach dieser Anrede brachen die Truppen in ein lautes Jubelgeschrei aus; ja die Kanoniere, deren Stücke hinterwärts aufgefahren standen, riefen sogar: „Ha! wenn die Schufte hier wären, wie wollten wir sie mit Kartätschen begrüßen!“

Darnach durchschritt Bonaparte die Reihen der Soldaten. Man bemerkte, daß er bei dieser Musterung ein Paar Terzerolen in seiner Degenkoppel stecken hatte, von welchen nur der Knopf hervorguckte.

Da es bald in Paris laut geworden war, daß Bonaparte in den Tuilerien sei und man nur ihm zu gehorchen habe, so strömte das Volk in Masse dahin: die Einen aus

bloßer Neugier, um einen so renommirten General zu sehen; die Andern aus patriotischem Antriebe, oder um ihm ihren Beistand anzubieten. Bonaparte durchzog ruhig und schweigend die einer brausenden Fluth gleich sich bewegende Menge, um nach den Tuilerien zurückzufahren und sich mit der Commission der Inspectoren wegen der für den andern Tag zu nehmenden Sicherheitsmaßregeln zu verständigen. Als er an der Freitreppe des Uhren-Pavillons abstieg, war der Erste, dessen er dort ansichtig wurde, Bottot, der Secretair von Barras, der von ihm Explication haben wollte. Derselbe hatte aber kaum den Mund geöffnet, als Bonaparte ihm in die Rede fiel und in dem gebieterischen Tone, der schon den Herrn verrieth, zu ihm sagte:

„Was habt Ihr aus dem Frankreich gemacht, das ich Euch so glänzend hinterlassen hatte? Ich hatte Euch Frieden hinterlassen, und habe Krieg wiedergefunden! Ich hatte Euch Siege hinterlassen, und finde Niederlagen wieder! Ich hatte Euch die Millionen Italiens hinterlassen, und finde nur große Armuth wieder! Und was ist aus den Hundert Tausend Franzosen geworden, die alle Gefährten meines Ruhms waren? Sie sind todt!“

Auf solche Worte, von solchem Manne gesprochen, war nichts zu erwiedern. Die Directoren Gohier und Moulins, die nach der übereilten Abreise von Barras isolirt im Luxemburg zurückgeblieben waren, hatten ihrerseits beschlossen, sich im Costume nach den Tuilerien zu begeben, um zu erfahren, wer die Anstifter des Ereignisses seien, wie wenn nicht schon die Thatsachen vollführt gewesen wären. Sie waren kaum in den Saal gedrungen, wo die Commission der Inspectoren sich in Permanenz aufhielt, als auch Bonaparte, noch erhitzt von dem Colloquium, das er eben mit dem Bottot gehabt hatte, dort eintrat. Gohier und Moulins gingen ihm entgegen. Moulins forderte ihn mit einigen nichtssagenden Redensarten auf, mit ihnen an dem Werke Theil zu nehmen, auf das sie zur Rettung der öffentlichen Sache bedacht wären; Gohier aber wollte ihm die Rechte des Directoriums auseinandersetzen: da verging Bonaparte die Geduld, und er unterbrach ihn, indem er in kurzen Worten zu ihm sagte:

„Bürger Gohier, es giebt kein Directorium mehr!

— Wie! es gäbe kein Directorium mehr? rief Gohier ganz außer sich. Wer hätte es denn aufgehoben?

„Ich!“ erwiederte Bonaparte, und sah seinen beiden Interlocutoren scharf ins Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise wartete der Herzog von Orleans, ohne eigentlich etwas Bestimmtes abzuwarten. Einen so klugen und ruhigen Mann würde eine durch Verrath erkaufte Krone viel zu theuer und besonders zu schwach und zu locker geschienen haben; nein, es mußte die Restauration, wenn sie zu Falle käme, wie dies die in die Verhältnisse Eingeweihten ganz gut vorhersahen, ohne äußere Einwirkung, lediglich durch ihre eigne Thorheit, in den Abgrund stürzen; und dann erst konnte aus diesem Abgrund, den der alte Thron sich selbst bereitet, der neue sich erheben.

Wer hätte wohl je denken können, so sagte man damals, daß die Bourbons der ältern Linie so leichtfertig mit der Krone des heiligen Ludwig spielen würden? Wer hätte je glauben dürfen, daß Karl X., dieser so gute, geliebte, allverehrte, edelmüthige, geistvolle und ritterliche König, dieser König aus den besseren Tagen der Geschichte, sich so dem traurigen Ungefähr überlassen würde, welches jedweden Herrscher in Gefahr bringen muß? Und doch geschah es so. Die Verblendeten, die Unglücklichen! Sie kehrten nach vorn und hinten die schon ohnehin alte und abgenutzte Maschine, daß sie durch diese klägliche Spielerei vollends morsch und wurmstichig ward. Fürst von Polignac hielt hoch in den Lüften den Sechs-Livres-Thaler mit dem Bildniß Ludwig's XVI., mit welchem jenes schreckliche Spiel gespielt wurde; nur hatte freilich eine unsichtbare Hand auf der Vorderseite dieses Thalers den Kopf Ludwig Philipp's I. und auf der Rückseite die dreifarbige Fahne eingegraben. So nun haben die falschen Spieler bloß ihrem eigenen Schaden und Verderben in die Hand gearbeitet. Auch giebt es gewisse Dinge, die man sorgsam verschließen und wohl zu Rathe halten muß, wie sie einmal die Vorsehung verliehen oder zurückerstattet hat, denn es sind dies unschätzbare Geschenke, die sie dann nie wieder austheilt.

Die Welt kennt das stürmische Ungewitter, welches an den Juli-Tagen über den Thron der Bourbons hereinbrach, sie weiß, wie da mit einem Schlage jene wohlwollende, hingebende und friedliebende Monarchie zusammensank, welcher

das pflichtvergessene und abtrünnige Frankreich funfzehn Jahre des Ruhmes, der Freiheit, Ruhe und überschwänglichen Glückes zu danken hatte. Sie ward zertrümmert mit demselben ungezügelten und tollen Wonnejauchzen, wie es Kinder an den Tag legen, wenn sie Spielzeug, das ihnen gefällt und sie entzückt, zerbrechen. Wer jetzt die Geschichte der Juli-Revolution schreiben wird, den muß es bedünken, als hätten wir, die wir doch Augenzeugen jenes Welterei gnisses waren, diese Geschichte schon vergessen. Geht nur in den von Ludwig neu ausgeschmückten Palast zu Versailles, und ihr werdet die täuschend ähnlichen Abbildungen dieser Revolution dort vorfinden. Der König hat die Revolution freilich nicht gemacht, allein er hat sie mit Begeisterung aufgenommen. Er weiß ihren Anfang und ihr Ende, er erzählt auch alle die einzelnen Vorgänge und Vorfälle, die Siege und Niederlagen, welche hier die Königlichen, dort das Volk erlitten. Er hat genau die Summe der aufgerissenen Pflastersteine berechnet, er kennt die Namen aller Derer, die ihn umgaben, die am neuen Throne gearbeitet haben. Er erinnert sich mit innigster Freude jener bewegten, feierlichen, jener staubigen, glühenden Tage, jenes wirren Getümmels, jenes Siegesjauchzens, jenes Triumphgeschreies, jener hochherzigen Empfindungen, jener in hehrem Glanze strahlenden Tage. Er hat noch vor Augen jene edle staubbedeckte Streiterschaar, jene Handwerker oder vielmehr jene Helden, die wacker fochten aus Begierde nach Gefahr, aus Liebe zum Siege; er erblickt seine Kinder (und zumal in dieser Stunde der Trauer und des Schmerzes denkt er an seinen ältesten Sohn, den Stolz und die Zierde seines Hauses), wie sie zum Vater heraneilen, und wie die wogende Menge unter Absingung der Marseillaise ins Palais-Royal einzieht. Ja, so lange der König diese großen Ereignisse des Juli im Gedächtniß bewahren wird, kann kein Franzose sie vergessen, denn die Einen erinnern sich ihrer unter Thränen und Klagen, Andere unter weithin schallenden Jubelgesängen,

Doch bevor wir die Geschichte des Königs der Revolution schreiben, wollen wir die Erwartung derselben aussprechen, daß Frankreich einen König besitze; ja, es braucht ein Oberhaupt, es muß Einen zu diesem hohen Amte berufen und darin bestätigen. Die Stunden der Zwischen-Regierung sind fürchterlich und peinigend für eine wohlgeordnete Gesellschaft. Nun aber, wem gehorchen? Von wem Befehle empfangen? Wer soll an die Spitze treten? Wie es anfangen, daß unter den zweiunddreißig Millionen Königen, die Frankreich enthält, jeder zu Gunsten eines Einigen, auf seine Macht Verzicht leiste? Zwischen dem abtretenden und neu ankommenden Herrscherhaus, zwischen dem edlen Flüchtling von Cherbourg, zwischen dem auch in der Niederlage so hervorragenden, so ruhigen und Rührung erweckenden König, der so festen Schrittes auf's neue in die Verbannung zurückkehrt, als sollten ihn am Ausgang der Reise noch die prächtigen Gemächer des Tuilerien-Schlosses empfangen, zwischen dem zu Rheims gesalbten und gekrönten Könige und dem im Palais-Royal aus dem Stegreife gemachten und von der Schnelle des Augenblicks geborenen Könige — welch' eine ungeheure Kluft! Unterdessen tönt es aus tausend Kehlen: „Es lebe der König!“ weil der Drang der Umstände es erheischte, weil die Erinnerung an die Gräuel der Republik noch nicht erloschen war, weil man jenen Ruf schon lange in Uebung und Gewohnheit hatte, und endlich, weil der natürliche Trieb der Selbsterhaltung die Gesellschaft zur Wahl eines Fürsorgers ihrer Wohlfahrt, eines Lenkers ihrer Angelegenheiten bestimmte. „Es lebe der König!“ dies wird, sage man, was man wolle, stets in Frankreich ein Ausruf des Heils und der Erlösung aus Nöthen bleiben. Bei diesem Siegesruf beruhigt sich Frankreich, beruhigt sich Europa, die alten Monarchien schweben um ihre Fortdauer in geringerer Angst, die Bürgerschaft selig und stolz ob ihres neuen Sieges, schließt sich in ihren Verschanzungen ein, das Volk trunken vor Wonne, sich tapfer geschlagen zu haben, kehrt mit frischer Lust zu seinen täglichen Arbeiten zurück, die vornehmen Herren, welche das große Werk des verwichenen Monats mit vollbringen halfen, die Sprößlinge erlauchter Geschlechter, die, welche mit edlem Anstande und hohen Sinnes die glänzenden Namen des alten Frankreich's fortführen, entfernen sich aus dem Geräusche und Getöse des öffentlichen Lebens, um später ihre Kinder hineinzustürzen, oder um selbst gar wieder hineinzutreten, sobald das Vaterland ihres Raths oder ihres Degens bedürfen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*Blumen- und Fruchtausstellung.

Die bereits angekündigte Blumen- und Fruchtausstellung wird auch in diesem Jahre stattfinden, und mit dem 2. October d. J. für Jedermann geöffnet sein. Trotz der,

während dieses Sommers andauernden großen Hitze und der dadurch bei dem großen Mangel an Regen entstandenen ungewöhnlichen Trockenheit des Bodens, ist es mir dennoch durch außerordentliche Kraftaufwendung gelungen, mein Blumen-Conservatorium mit den frischesten, von einer großen Anzahl blühender Topfgewächse unterbrochenen Grün dergestalt auszufüllen, daß ich im Voraus die sichere Ueberraschung aussprechen darf, jeder Blumenfreund werde diese frischen durch neue Anordnungen in den Gruppirungen und in der Zusammenstellung der Pflanzen erwirkten lieblichen Ansichten mit wahrer Freude betrachten und zu würdigen verstehen. Hierbei ist zugleich auf eine eben so reichhaltige, als nur aus den schönsten neueren Sorten ausgewählte Collation deutscher und englischer Georginen besondere Rücksicht genommen, und wird es für jeden Kenner interessant sein zu gewahren, wie sehr sich diese Prachtpflanze in dem verflossenen Jahre nicht allein an Varietäten vermehrt, sondern auch hinsichtlich ihrer Form und Construction vervollkommnet hat.

Jedem, welcher mich bei dieser Ausstellung durch Zusendungen schöner Gewächse, abgeschnittener Georginen oder von Kern und Steinobst unterstützen möchte, mit oder ohne Preisstellung, gebe ich hiermit das Versprechen, auf das ihm Anvertraute die größtmöglichste Sorgfalt zu verwenden.

Den Herrn Interessenten sowohl als auch allen welche dieses Unternehmen auf irgend eine Weise gefördert haben, ist der freie Zutritt zu jeder Zeit gestattet; jede andere Person zahlt ein Entree von 12 Grote. Am Schlusse der Ausstellung wird die herkömmliche Verlosung blühender Topfgewächse unter den Herren Interessenten stattfinden und die dazu anzusetzende Stunde später zur Kunde gebracht werden.

J. C. Westphal jun.,
Bauernstraße.

Aus einer Correspondenz mitgetheilt.

Bremen, September 1842.

Am heutigen Tage ruhten während des Bußtages alle Handelsgeschäfte, ich benutzte daher sehr gerne diese Muße um den berühmten Kanzelredner M. zu hören. Ich fand die Kirche sehr freundlich, mit Malereien und Vergoldung geschmückt, nichts deutete auf pietistische Einfachheit oder finsteren Zelotismus. Die Versammlung war sehr zahlreich. In der Wahl des Textes aus dem alten Testamente ließ sich die Geistesrichtung des Predigers sofort erkennen, zumal eine der alten schwierigen Stellen erlesen war, nämlich Jacob's Ringen mit Gott (1. Mos. 32, 24 u. s. w.) Der Redner erklärte ohne Weiteres dieses Ringen für ein geistiges, Gott habe dem Jacob seine Sünden vorgehalten, Jacob habe geweint, reuig gestanden, sich büßend erklärt und damit Gottes Zorn überwunden. Ich habe diese Erklärungsweise wohl schon früher einmal gelesen, ohne sie mit dem einfachen Buchstaben der heiligen Urkunde vereinen zu können, denn es geht weder irgend etwas vorher noch folgt etwas, aus dem sich ein geistiger Kampf entnehmen ließe; vielmehr deutet die Stelle: „und da er sahe, daß er ihn nicht übermochte, rührete er das Gelenk seiner Hüfte an, und das Gelenk seiner Hüfte ward verrenket — und er hinkte an seiner Hüfte“ — „darum essen die Kinder Israel keine Spannader an dem Gelenk der Hüfte“ — durchaus nur auf einen körperlichen Kampf. Ueberhaupt wäre es ja auch nicht einmal ein geistiges Ringen, wenn Jacob ohne zu widersprechen sich sogleich reuig und bußfertig zeigte. Ist es nicht eine arge Inconsequenz, lieber Freund, wenn die Strenggläubigen uns Männern des freien Gedankens jede Abweichung von dem einfachen Buchstaben übel deuten, jede Annahme von Allegorinen u. s. w. als Ketzerei verweisen und sie nun dennoch wie im vorliegenden Falle den unverkennbaren körperlich gemeinten Ringkampf zu einer geistigen Berührung umdeuteln? Hatte man aber einmal diesen idealen Sinn der Stelle zugegeben, so erschien die Predigt von Anfang bis zu Ende als ein wahres Meisterstück, nicht blos der Tendenz nach, sondern auch in rhetorischer Hinsicht. „Buße ist ein Wort, das eine harte Schale aber einen süßen Kern hat“ — so begann die Predigt, sie entwickelte die Nothwendigkeit der Buße, die heilbringenden Folgen, und ging dann zu dem im Texte angenommenen Siege des Büßenden über, welchem deshalb der neue schönere Name Israel, das heißt Fürst Gottes, Sieger Gottes zu Theil geworden. Die Mittel zum Siege wurden in der Thräne und Bitte ergreifend und überzeugend nachgewiesen. Jacob's oder besser Israel's Empfang beim Könige in Aegypten, wo der mächtige König der damaligen Erde vor dem Gottesfürsten kniete, des Patriarchen Todesstunde, wo seine Sterbeworte die Zukunft der Menschheit bestimmen, alles dieses wurde als die

thatsächliche Bewahrheitung jenes, dem Erzvater ertheilten Ehrennamens in einer Reihe äußerst geistreicher Combinationen ausgeführt. Gedankenfolge, Bilderreichthum, Schwung der Sprache, alles erreichte den höchsten Grad der Vollkommenheit. Seit Draeseke in das höhere Lebensalter getreten, hat Deutschland keinen größern Redner als M. Der Erstgedachte pflegte die Rede mit sehr großer Ruhe, musikalisch ausgedrückt mit einem wahren Pianissimo zu beginnen, ganz allmählig zu steigern, und am Schlusse im practischen Theile, wo er Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen, Waltende und Dienende anredete und Jedem seine Pflichten besonders vorhielt, erst da ließ er die mächtigen Orgeltöne seiner Beredsamkeit daher rauschen. M. dagegen vermag im Drange seines vollen Herzens eine solche allmählige regelrechte Steigerung der Rede nicht herzustellen, nach den ersten Eingangsworten ergreift ihn mächtig der Geist und in unaufhaltsamen nicht unterbrochenem Sturme eilt er dem Ziele entgegen. Betrachtet man die beiden Männer als Redner, so ist wohl bei M. die Naturgabe größer und bei Draeseke die künstlerische Ausbildung. Bei einer Rede ohne Vorbereitung wäre Draeseke gewiß nicht der Sieger gewesen. Während Draeseke's kräftigster Periode bin ich mehrere Jahre in Bremen und sein Zuhörer gewesen, unauslöschlich sind mir jene Eindrücke geblieben, und seit jener Zeit habe ich keinen ihm vergleichbaren Redner gehört, als eben M. Nichts ist gewiß verkehrter als wenn die Zuhörer meinen es sei vornähmlich der Inhalt der Predigt und nicht so sehr der meisterhaft rednerische Vortrag welcher sie an den Prediger fesselt. Damit soll gegen die Gewichtigkeit und Wahrheit des Inhaltes nichts gesagt sein, ich meine aber, daß wenn M. mit seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, mit dem begeisternden Feuer seiner Rede ein Anhänger der freien Anschauungsweise würde, daß dann seine meisten Verehrer und Freundinnen in dasselbe Lager übergehen würden. Grade wie früher Draeseke den Stand des religiösen Barometers bestimmte, eben so thut es jetzt M. Um wieder auf die Bußtags-Predigt zurückzublicken, so kam M. im zweiten Theile auf die Gegenwart und nannte das Jahr 1842 das Feuerjahr. Obgleich er die nächsten natürlichen Ursachen der verheerenden Feuersbrünste nicht übersehe, so seien doch auch diese natürlichen Ursachen die Mittel in der Hand Dessen, ohne den kein Sperling auf die Erde falle." Gewiß muß jeder Christ diesen Glauben theilen, nur darf man verschiedener Meinung darüber sein, ob der Mensch sich herauszunehmen habe Gottes nächsten Zweck aus jenen Begebnissen herauszulesen, ob nicht bei dieser angemaßten Entzifferung die menschliche Vernunft die Hauptentscheidung geben müsse, weil hier dem Glauben bei jedem besonderen Vorfalle nichts vorgeschrieben. Kurz gesagt — wir wollen dem Strenggläubigen nicht widersprechen, wenn er den Brand eines Schenkwirthschafthauses, einer Unzuchthöhle, ja selbst eines Theaters als eine Strafruthe als eine Bußmahnung auslegt, allein wir widersprechen fortwährend, sobald die Zerstörung Kirchen, Krankenhäuser, Wohnungen der Bekenner verschiedener Glaubenssysteme betrifft, dann lehnen wir jede Entzifferung ab, und sagen wie der hochherzige König von Preußen: „Nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse. In der mehrgedachten Predigt nun war M's. Entzifferung des jetzigen Feuerjahrs höchst eigenthümlich. Durch Feuer und Dampf erweitere jetzt der Mensch das Reich seiner Macht wie nie zuvor, und nun solle er grade durch das fesellose Walten eben dieses Elementes wieder an seine Schwäche und Nichtigkeit erinnert werden. Seit Noah und der ihm gewordenen Verheißung trete das Wasser als ein Zornmittel Gottes zurück, und das Feuer hervor. Ja, wie dem letzten Kommen des Herrn nach den heiligen Prophezeihungen Feuer und Rauchdampf vorangehe, so schien M. in der großen industriellen Anwendung des Feuers und Dampfes die Hinweisung auf das nicht ganz ferne Erscheinen jenes himmlischen Reiches zu erblicken. Der Wunsch nach dem Abdruck dieser unvergleichlich schönen Predigt wird sich nach der Sitte unserer lieben Bremer Nachbarn gewiß bald öffentlich vernehmen lassen, und nach ihrer bis in das Kleinste geregelten Eintheilung und Ausführung läßt sich nicht anders annehmen als daß sie vorher aufgeschrieben worden. Etwas muß ich aber noch erwähnen, das mich sehr unangenehm berührt hat. Mitten in der Rede des Begeisterten schlug die Kirchenuhr mit gellendem Tone zehn Schläge hinein. Wenn, wie Schiller sagt, dem Glücklichen keine Stunde schlägt, so braucht der Fromme noch viel weniger eine Schlaguhr in der Kirche zu hören, zumal eine so lärmende.

Sobald eine Eisenbahn unsere Stadt mit dem lieben Bremen verbindet, werde ich nicht unterlassen, Dich, lieber Freund an hohen Kirchenfesten in M.'s Kirche mitzuführen.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 27. September d. J.

Joh. Heinrich Vocke Immobile, Neuenstraße Nro. 27, zu 1025 Rt., Käufer: Conrad Strothoff.

Miscellaneen.

(Der chinesische Arzt) hat fast nicht die mindeste Kenntniß von der Grundlage der gesammten Arzneikunde, von der Anatomie, und noch weniger von der Physiologie. Den ganzen Körper theilt er, bald in die linke und rechte Seite, dann wiederum in drei Theile, nämlich vom Kopf bis zur Brust, von dort bis zum Nabel, und von hier bis zur Zehe. Das Leben besteht in der natürlichen Wärme und in der Grundfeuchtigkeit (humidum radicale:) den Sitz der letztern setzen sie in das Herz, die Lunge, die Leber, die Milz und die Nieren. Seit 400 Jahren kennen sie zwar den Umlauf des Blutes, allein noch jetzt glauben sie, daß jeder Theil des Körpers seinen eigenen Puls habe, und daß man aus dem Pulse durchaus alle Krankheiten auf das Genaueste bestimmen könne. Die Lehre des Pulses ist daher in China das Hauptmoment, worauf Alles beruht, und der Arzt studirt nicht nur stundenlang den Puls in mehreren Gliedern, sondern es giebt eigene Vorschriften über die Art, den Puls zu fühlen. Der Arzt, bezeugt Barrow, den er bei einer Unpäßlichkeit, welche aus übler Verdauung herrührte, um Rath fragte, fühlte den Puls nicht bloß unten an der Hand bis zu dem Ellenbogen hinauf, ihn zu verfolgen; bald drückte er heftig, bald minder, bald schneller, bald langsamer, kurz, seine Finger spielten gleichsam wie auf einem Klaviere, dabei sah er während der ganzen Zeit von einer Viertelstunde, da das Spiel dauerte, ernsthaft und nachdenkend gegen die Decke des Zimmers. Ein solches Spiel ist aber auch den chinesischen Aerzten in einem wichtigen Werke: „Ueber das Geheimniß des Pulsschlages," vorgeschrieben. Sie haben für jede Art des Pulses einen eigenen Ausdruck und Namen. Es giebt langzitternde, kurzzitternde, wie die Saiten auf dem Instrumente Kin; obenschwimmende und sanfte Pulse, die sich fühlen als die Löcher auf einer Flöte u. dgl., kurz, ihr Pulsfühlen ist wirklich mit einer Art von Tasten-Musik zu vergleichen, welches dann auch mit ihrem Begriffe des lebendigen Körpers harmonirt, indem sie ihn mit einer wohlbezogenen Laute vergleichen. Und wie sie diese verschiedenen Pulsarten so glücklich auslegen! Wenn man, heißt es unter andern, einer Frau den Puls am äußersten Ende des Ellenbogens befühlt, und man findet, daß dies der schleichende Puls, der Hoa sei, so ist sicher die Frau schwanger. Fühlt man den Puls an der rechten Hand und findet, daß es der rückfließige, der Hong, sei, so darf man eine Tochter erwarten, fühlt man hingegen den Hong an der linken Seite, so deutet es auf einen Sohn. Ist endlich der Puls an beiden Seiten der nämliche, so gebiert sie Zwillinge. Da ist's dann kein Wunder, daß China so volkreich ist, denn hiernach werden jederzeit Zwillinge geboren. Bedauernswerth ist nun freilich diese Ignoranz; wenn wir aber über das Klavierspielen der chinesischen Pulsführer hohnlachen, so haben wir dennoch nicht Ursache, uns in dieser Rücksicht so sehr über sie erhaben zu dünken. Haben wir ja doch von einem zu seiner Zeit berühmten, europäischen Leibarzte eine Pulsmusik. Ganz Unrecht hätten wohl die Chinesen nicht, besonders da doch jener chinesische Arzt aus Barrow's Puls genau die Indigestion hervor zu tastiren verstand.

(Die große astronomische Uhr des Straßburger Münsters,) an deren Wiederherstellung der Techniker Schwilgue 4 Jahre lang gearbeitet hat, soll gegen Ende dieses Monats fertig, und zur Zeit des wissenschaftlichen Kongresses eingeweiht werden. Dieses Meisterwerk der Mechanik zeigt die Umwälzungen der Sonne, des Mondes und der Planeten an, und setzt durch die sinnreichsten Einrichtungen zu bestimmten Zeiten gewisse Figuren in Bewegung. Sieben dieser Figuren stellen die Wochentage dar; jede derselben erscheint, sobald die Reihe an ihr ist, und nimmt, je nach den verschiedenen Tageszeiten, eine andere Stellung ein. Die vier Lebensalter schlagen die Viertelstunden, der Tod, in Gestalt eines Gerippes, die ganzen Stunden, Mittags erscheinen die zwölf Apostel einer nach dem andern, und neigen sich vor Christus, der ihnen seinen Segen giebt. Zur selben Zeit breitet der Hahn drei Mal seine Flügel aus, und kräht dabei.

(Kuriositäten.) In Köln zeigt jetzt Hr. J. Debeerki unter dem Namen: „Multa in minimo" eine Ausstellung folgender Gegenstände: Nr. 1. In einer halben Haselnuß: Ein Damen-Necessaire, auf dessen Deckel das Portrait des Königs der Niederlande; es besteht aus 36 verschiedenen Gegenständen, unter denen ganz besonders eine Scheere, so wie ein Federmesser mit Doppelklinge, welche sich öffnen und schließen lassen, zu bemerken sind. — Nr. 2. In einer Haselnuß: Ein Vogelkorb, der einen Kanarienvogel enthält, der den Schnabel öffnet, mit den Flügeln flattert, und ganz genau den Gesang eines natürlichen Kanarienvogels nachahmt. — Nr. 3. In einer Mandelschale: Eine holländische Windmühle, um Holz zu sägen. Diese Mühle sägt in jeder Vorstellung wirklich ein Stückchen Holz. — Nr. 4. In einer halben Eischale: Ein prachtvoll tapezirtes Zimmer mit einer darin befindlichen Dame, die ein Piano öffnet und zwei Arien darauf spielt; im Hintergrund des Zimmers ein Marmor-Kamin mit einer bronzenen Pendel-Uhr, Napoleon zu Pferde darstellend. — Nr. 5. In einer Nuß: Ein Kaffeehaus mit einem Schenktisch. Eine Dame steht am Büffet und schenkt Liqueur ein. Zwei Herren spielen abwechselnd auf einem in der Mitte stehenden Billard eine Parthie. Außerdem sieht man noch Spiegel, Fenstervorhänge, Armleuchter und Gemälde, womit der Salon auf's Eleganteste decorirt ist, so wie Flaschen, Gläser und andere einem Kaffeezimmer nöthige Gegenstände. — Nr. 6. In einer Muschel: Sitzt ein Gourmand vor einem gedeckten Tische, und scheint, da man ganz deutlich bemerken kann, daß er bei jeden Bissen den Mund öffnet und hinunterschluckt, die vor ihm befindlichen Speisen sich recht wohl schmecken zu lassen. — Nr. 7. In einer Apfelsine: Ein herumschwimmendes Dampfboot, welches alle Wendungen eines wirklichen Schiffes ausführt. Am Vordertheil des Schiffes sieht man das Bild des Königs der Niederlande in ciselirter Bronce. — Nr. 8 In einem Ei: Ein Automat, der das, was man ihn fragt, schrift-

lich beantwortet, und aus freien Stücken verschiedene Zeichnungen entwirft. Noch bewunderungswürdiger ist, daß diese Figur jede beliebige Nummerreihe zusammen rechnet, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß, bevor die Zahlen noch kaum ausgesprochen sind, viel weniger berechnet sein können, sie solches schon mit unfehlbarer Genauigkeit ausgeführt und das Resultat niedergeschrieben hat. Alle oben angeführten Kunstgegenstände sind von Gold, Silber, Stahl und Messing fein ciselirt und mit vollkommener Wahrheit und Treue von einem und demselben Künstler ausgeführt, so daß sie, trotz ihrer außerordentlichen Kleinheit, in allen, bis zu den zartesten Theilen mit bloßem Auge auf's Deutlichste unterschieden werden können.

(Eine naturhistorische Rarität.) Der Briefträger in Teschen hatte eine Hündin und eine Katze; die letztere, welche 5 Junge geworfen, gerieth in Verlust. Wie die kleinen Thiere nun winselten, nahm sich die Hündin der Verlassenen an; die kleinen Katzen saugten so lange an der Hündin, bis sie Milch bekam; diese weicht nicht von den Katzen, pflegt und hütet sie wie die eigenen Jungen, Niemand darf sich ihnen nahen, und es gewährt wirklich einen eigenen Anblick, wie geduldig die Hündin daliegt, die Kätzchen auf ihr herumkriechen, sie zausen — und klettert eine empor, wie besorgt ist da nicht das gute Thier. Begierig ist man, ob für die Folge die Katzen, welche rasch empor wachsen, nichts von ihrem Instinkt verlieren werden.

(Verbrennung eines Schiffes durch Wasser.) Kürzlich wurde ein Handelsschooner von der Insel Man (Mona) während seiner Hinfahrt an der brittischen Küste durch Wasser in Brand gesteckt und eingeäschert. Die seltsam klingende Sache ging folgendermaßen zu: Das Fahrzeug war mit ungelöschtem Kalk befrachtet, gerieth unfern einer Rhede auf Klippen, und erhielt einen Leck. Nach Verlauf weniger Minuten war das Wasser schon in den Schiffsraum, worin die Kalkmassen lagen, eingedrungen, und alsbald flog das Verdeck, als wie wenn es durch Pulver gesprengt worden wäre, in die Luft, und das Fahrzeug stand in vollen Flammen. Da eben Fluthzeit eintrat, wurde es schnell in den nahen Hafen bugsirt, Löcher in den Boden gehauen, worauf es bald sank. Das Getöse, welches durch das Naßwerden des Kalkes entstand, glich demjenigen, welches der Dampfgischt macht, wenn er durch den Schlot eines mächtigen Dampfschiffes gelassen wird.

(Ein schönes Mädchen) saß zu Wien in einem öffentlichen Garten, als ein schüchterner junger Mensch sich ihr leise von hinten näherte, und um Alles in der Welt gewünscht hätte, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Zum Glück gewahrt er ein kleines Insekt, das auf ihrem Shawl ihr nach dem Nacken kriecht und diese Gelegenheit ergreifend, spricht er im Wiener Dialekt: „Mein gnädiges Fräulein, Sie haben da ein Vieh hinter sich.“ Das Mädchen springt sich erschrocken stellend auf und erwidert, indem sie sich nach ihm umkehrt: „Ach! mein Gott! ich wußte gar nicht, daß Sie das waren!“

(Seltsame Berechnungen.) Welch' ein lärmendes Geschöpf würde der Mensch sein, wenn seine Stimme im Verhältniß zu seiner Größe und Schwere so groß wäre, wie die des Grasspferdes, die man eine Sechszehntel Meile (engl.) weit hört. Der Colibri wiegt nur etwa ein Loth, so daß ein Mann von gewöhnlicher Größe so schwer ist wie 8000 Colibris. Ein Colibri aber muß wenigstens so viel wiegen als vier Grasspferde. Nimmt man nun an, daß ein Mensch so schwer ist wie 32,000 Grasspferde und seine Stimme wäre so stark wie die eines solchen Thieres, so müßte man sie 2000 (engl.) Meilen weit hören, und wenn er nieste, müßte ihm das Haus über dem Kopf zusammenstürzen, wie die Mauern Jericho's bei dem Schalle der Trompeten. Nimmt man ferner an, ein Floh wiege einen Gran und er springe anderthalb Zoll weit, so müßte ein Mensch von 150 Pfund Gewicht nach derselben Regel auf einmal 12,000 (engl.) Meilen weit springen können, folglich mit einem Satze von New-York nach Cochinchina und mit zwei Sätzen rund um die Erde herum.

(Auf der Eisenbahn) sind große Fuhren Kartoffeln nach Leipzig und Dresden aus dem Preußischen gebracht worden, weil dort großer Mangel war und der Scheffel zu drei (?!) Thlr. verkauft wurde.

(Aus Paris meldet man:) Als ein Beispiel, daß Takt und Feinheit auch in Frankreich nicht überall zu Hause sind, führen die Zeitungen folgenden Anfang einer Anrede an den Herzog von Nemours an: „Gnädiger Herr, die Stadt Aire, welche sich zur Ehre rechnet, den Chirurgen Ew. k. H. zum Mitbürger zu haben, hat schon längst gelernt, Sie zu lieben ꝛc.“

(Die Berliner Studenten), die dem Professor Marheineke einen silbernen Ehrenpokal schenkten und darauf eine Stelle aus den verbotenen Gedichten von Herwegh graviren ließen, sind in Untersuchung genommen worden.

(Der Herzog Carl von Braunschweig) wurde in London arretirt und eines Silberdiebstahls wegen vor Gericht geführt. Der Richter bat sehr um Entschuldigung, als sich's auswies, daß der Gerichtsdiener seine Sache schlecht besorgt hatte.

(Pomologische Rarität.) Auf dem Markte von St. Severe (Pyrenäen) wurde kürzlich um 30 Sous eine Birne verkauft, welche 4 Pfund wog, und ohne den Stiel 8 Zoll Länge bei dem Durchmesser von 18 Zoll hatte.

(Fruchtbarkeit.) Das Eheweib eines Arbeiters in der rue St. Victor zu Paris hat in ihrem 58. Jahre das zweiundzwanzigste Kind geboren.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 79.

Bremen, Sonntag den 2. October 1842.

Gestorben:

Nro. 980. Den 27. Septbr. Der Soldat Georg Heinr. Diedr. Wobbe, 30 Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 17.

— 981. Den 27. — Des Weißbäckers Joh. Phil. Wacker Wittwe, geb. Hoyer, 59 Jahr, Obernstraße Nro. 3 (Vorstadt).

— 982. Den 28. — Des Schneidermeisters Heinrich Jacob Erig Sohn, 11 M., Theerhof N. 18.

— 983. Den 28. — Des Landm. Hiob Wahl Wittwe, geb. Dähn, 58 J., Balgebrückstr. Nr. 25.

— 984. Den 28. — Des Arb. Friedr. Drewes Tochter, nach d. Geburt gestorben, Hastedt N. 32.

Nro. 985. Den 28. — Des Barbiers Joh. Friedr. Schulze Tochter, 5 Mt., Stephanikirchhof N. 17.

— 986. Den 29. — Des Musikus Ernst Rakemann Tochter, 14¾ Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 107.

— 987. Den 30. — Der Kaufm. Joh. Christoph Leudenroth, 56 Jahr, Osterthorssteinweg Nro. 76.

— 988. Den 30. — Des Gärtners Johann Knisss Wittwe, geb. Bollmann, 79 Jahr, Bunthorssteinweg Nro. 113.

— 989. Den 1. October. Des Arb. Berend Logemann Tochter, 1½ Jahr, Hastedt Nro 11.

Geburten:

Nro. 1217. Den 25. September. Des Lageraufsehers Albert Kruse Ehefr., geb. Schröder, Abbenthorswallstraße Nro. 17, von einem Knaben.

— 1218. Den 26. — Des Detaillisten Hermann Jacob Kinder Ehefr., geb. Weyhusen, Süsterstr. Nro. 8, von einem Knaben.

— 1219. Den 27. — Des Cigarrenfabrikanten Hinrich Martens Ehefr., geb. Wurtmann, Steinthor Nro. 6, von einem Knaben.

— 1220. Den 27. — Des Steinhauers Conrad Schrage Ehefr., geb. Schneidewind, Bonspforte Nro. 6, von einem Mädchen.

— 1221. Den 27. — Des Kaufmanns Johann Peter Ruhl Ehefrau, geb. Kramer, am Wall Nro. 29 D, von einem Knaben.

— 1222. Den 27. — Des Schneidermeisters Jacob Friedrich Plagemann Ehefr., geb. Meyer, Tiefer Nro. 8, von einem Knaben.

— 1223. Den 28. — Des Arb. Friedr. Drewes Ehefr., geb. Bohmeyer, Hastedt Nro. 33, von einem Mädchen.

— 1224. Den 28. — Des Kaufmanns Georg Lorenz Jung Ehefr., geb. Künken, Hutfilterstraße Nro. 20, von einem Knaben.

— 1225. Den 28. — Des Cigarrenmachers Joh. Conr. Luther Ehefr., geb. Meier, Sofats Gang Nro. 1, von einem Knaben.

— 1226. Den 28. — Des Schuhmachermeisters Gustus Bartels Ehefr., geb. Tietjen, Grützmacherstraße Nro. 6, von einem Knaben.

Nro. 1227. Den 28. — Des Cigarrenmachers Friedr. Aug. Clodius Ehefr., geb. Göckel, Gurtz Hof Nro. 10, von einem Mädchen.

— 1228. Den 28. — Des Schuhmachers Joh. Heinr. Haberland Ehefr., geb. Horstkotte, gr. Johannisstraße Nr. 130, v. einem Mädchen.

— 1229. Den 28. — Des Musikus Carl Wilh. Schmidt Ehefr., geb. Meyerdierks, Rembertistraße Nro. 16, von einem Mädchen.

— 1230. Den 28. — Des Küpergesellen Joh. Friedr. Wolters Ehefr., geborne Uhlhorn, hinterm Stephanithorswall Nro. 18, von e. K

— 1231. Den 29. — Des Schlachters Barthold Ficke Ehefr., geb. Potthas, gr. Johannisstraße Nro 235, von Zwillingen, 1 Knabe und 1 Mädchen.

— 1232. Den 29. — Des Steuermanns Hinrich Carl Behrmann Ehefr., geb. Dohrmann, Osterthorsstraße Nro. 38, v. einem Knaben.

— 1233. Den 29. — Des Zimmergesellen Tölke Elmers Ehefr., geb. Tietjen, Hastedt Nro. 19, von einem Knaben.

— 1234. Den 29.—Des Barbiers Heinr. Andr. Ernst Günther Ehefr., geb. Bachran, Hastedt, v. e. K.

— 1235. Den 29. — Des Schiffszimmermanns Gerh. Hollmann Ehefr., geb. Lehmkuhl, Müggenburg Nro. 35, von einem Mädchen.

— 1216. Den 30. — Des Kaufmanns Joh. Carl Eylers Ehefr., geb. Hanewinkel, Osterstraße Nro. 27, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 405. Der Kaufmann Heinr. Gustav Schmidt hies. und Johanne Adolphine Ruete aus Buxtehude.

— 406. Der Conditor Johann Matthäus Julius Stegmeyer hies. und Johanne Tabette Elisabeth Spark aus Glazwarden.

— 407. Der Lohndiener Friedr. Chr. August Tegtmeyer hies und Caroline Wilhelmine Schröder aus Lachem, Amts Hameln.

— 408. Der Tabacksfabrikant Philipp Joh. Joseph Reuter u. Dorothea Cathar. Maria Meyer hies.

— 409. Der Schenkwirth Dieder. Stöver hies. u. Sophie Dorothea Louise Hund aus Wagenfeld.

— 410. Der Lichtzieher Franz Klemm und Catharina Elisabeth Meyne. Beide von hier.

— 411. Der Bürgerdiener zu Uchte, Heinrich Wilhelm Schierenbeck und Marie Sophie Wilhelmine Sprick daselbst.

Nro. 412. Der Schuhmacheramtsmeister Heinrich Friedrich Christian Sohns und des verstorbenen Schuhmacheramtsmeisters Carl Gottlob Holy Wittwe, Margarethe geb. Korthauer, hies.

— 413. Der Arbeitsmann Johann Reimers und Anna Catharina Uhmeyer hieselbst.

— 414. Der Zimmergesell Hinrich Bitter und Adelheid Roschen. Beide von hier.

— 415. Der Arbeitsmann Harm Hinrich Lüneburg am Gröplingerdeich und Wilhelmine Catharine Louise Charlotte Schmidt aus Schlüsselburg.

— 416. Der Schneider am Gröplingerdeich Joh. Friedr. Christian Blanke und Marie Margar. Dorothe Graue aus Hoyerhagen.

— 417. Der Arb. Ludwig Friedrich Georg Kropp, genannt Tesdorf, und Johanna Philippine Buch, genannt Ludwig, hieselbst.

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 80.

Bremen, Donnerstag den 6. October 1842.

* Trennungs-Stimmen

von

Georg Storme.

I.

Sie hat mich in Thränen versenket,
Sie hat mir die Seele betrübt,
Die Schritte von mir sie gelenket,
Die immer so treu ich geliebt.

Die Holde, sie ist mir entschwunden,
Die Leben dem Leben gab,
Der Liebe beglückende Stunden
Riß fliehend vom Herzen sie ab.

Nicht schau' ich die liebliche Bläue
Des Auges, das oft mich beglückt,
Worinnen die Tugend und Treue
So selig der Knabe erblickt,

Das lächelnd so oft in der Ferne
Mir redete stumm und mild,
Mit dessen Strahlen so gerne
Mein liebendes Herz ich erfüllt.

Die liebliche Stimme nicht schallet,
Die Worte der Seligkeit sprach,
Im ewigen Echo sie hallet
Im leeren Gemüthe mir nach.

Nicht dringet zum lauschenden Ohre
Aus süßem Munde ihr Lied,
Vom Armen und klagendem Chore
Der Herzensfaiten es schied,

Die einsam traurig ertönen
Im Busen von Kummer erfüllt
Im Liede, das rinnende Thränen
Der Wehmuth nimmer mir stillt.

So muß ich denn einsam gehen
Des Lebens beschwerlichen Pfad,
Bis balde mein brünstiges Flehen
Der Tod mir erhöret hat.

II.

In meine Träume sich schleichet
Im Schlummer ein liebliches Bild
Sobald nur der Tag mir entweichet,
Und Dunkel das Sorgen umhüllt.

O selige Traumesstunden,
Der goldenen Liebe Glück,
Das schnell mit der Holden entschwunden,
Ihr bringt es mir Armen zurück.

Doch wenn der erwachende Morgen
Verscheuchet den seligen Traum,
Zerfließet zu nagenden Sorgen
Des süßesten Wahnes Schaum.

Das liebliche Bild nur weilet
In meiner beklommenen Brust,
Der Seele vereinet es theilet
Das Leben, das fliehet die Lust.

So will ich getreulich es tragen,
So lange das Herz in mir schlägt,
Bis bald den Besiegten vom Wagen
Des Lebens ins Grab man gelegt.

Von Menschen zwar werd' ich geschieden,
Doch nimmer dort einsam sein,
Man senket vereint mit dem Müden
Das Bild der Geliebten hinein.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

— Und was wäre ich denn? fragte Gohier, bleich und von einem nervösen Zittern ergriffen. — General, Sie wissen doch, daß Sie heute bei dem Präsidenten desselben Directoriums, von dem sie sagen, daß es nicht mehr existire, speisen sollten. Oder hätten Sie und Madame Bonaparte meine Einladung etwa nur angenommen, um Ihre freiheitsmörderischen Anschläge, aus welchen doch nichts werden wird, besser zu verhehlen?

Bonaparte zuckte die Achseln und sagte dann ungeduldig:

„Bürger Gohier, meine Anschläge sind nicht feindseliger Art. Die Republik ist in Gefahr; sie muß gerettet werden, und ich will sie retten! Das ist aber nur durch energische Maßregeln möglich. Sieyes und Roger-Ducos haben ihre Demission eingegeben, Barras hat die seinige diesen Morgen geschickt: nun Beide isolirt, werden Sie mir die Ihrige nicht verweigern."

— Nichts da, General! rief Moulins wie außer sich aus: ein französischer Soldat verläßt seinen Posten nicht, wenn er auch als verlorene Wache auf ein Terrain gestellt ist, das der Feind unterminirt hat. Ein lauterer Republikaner wie ich, läßt sich das Benehmen von einem Paar feigherzigen Deserteurs nicht zum Muster dienen.

„Paperlapapp," sagte Bonaparte und drehete sich auf dem Absatz herum. „Was sprechen Sie da in den Tag hinein? Von dem allen ist ja nicht die Rede!"

Die Conversation drohte immer hitziger zu werden, als Boulay (von der Meurthe), einer von denen, die sich bei der Verschwörung gegen das Directorium am thätigsten bewiesen hatten, hinzu trat, Bonaparte leise auf die Schulter klopfte, und mit seinem gewohnten Phlegma zu ihm sagte:

„„General, lassen Sie doch die Bürger Gohier und Moulins protestiren so viel sie Lust haben; ein Endchen Decret wird morgen schon Alles in Ordnung bringen."

In demselben Augenblicke kam ein Mitglied der Alten in den Saal gestürzt und meldete der Commission der Inspectoren mit verstörter Miene, daß Santerre eben die Vorstadt St. Antoine aufwiegle.

Auf diese Kunde entflammte sich Bonaparte's Blick und er sagte, sich zu Moulins wendend:

„Sind Sie nicht mit Santerre verwandt, Bürger General?"

— Nein, nur ihm befreundet.

„So? nun, mag sein! Lassen Sie ihn sogleich wissen, daß wenn er sich nicht ruhig verhält, ich ihn binnen einer Stunde erschießen lassen werde."

Moulins replicirte mit Energie, aber Bonaparte hörte nicht einmal darnach hin, sondern verließ rasch den Saal, nachdem er noch einige Worte mit einem der Mitglieder der Commission der Inspectoren gewechselt hatte.

Während dieser Vorgänge in den Tuilerien war man in der Straße Victoire nicht ohne Besorgniß. Josephine hatte Bourienne während der Abwesenheit ihres Gatten nicht von sich lassen wollen. Endlich kehrte Bonaparte, den sie so ungeduldig erwartete, zurück. Er sah höchst vergnügt aus.

„Nun," fragte sie, „wie haben sich die Sachen gestaltet?"

— Sehr gut, meine Liebe; ich hatte ja nur mit Soldaten zu thun.

„Ja, aber morgen?" fragte sie mit einer Art Beklommenheit weiter.

— Bah! morgen .... morgen ...., nun, das wird sich finden. Höre, liebe Freundin, setzte er lächelnd hinzu, nachdem er seine Gattin umarmt hatte, im Kriege wie in der Liebe hängt der Sieg oft von dem rechten Augenblick ab. Da ich doch über kurz oder lang diesen Leuten da hätte entgegentreten müssen, so mag das lieber heute geschehen als morgen.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

In diesem so von Grund aus umgestalteten Frankreich fängt mit dem Ruf: „Es lebe der König!“ Alles von neuem an. Da erscheint, und erst mit diesem Zeitpunkt eigentlich beginnt und befestigt sich das junge Königthum, Casimir Périer, der erste und beherzteste Minister der Juli-Revolution. Sein erstes Geschäft war die Aufforderung an den König, das Palais-Royal zu verlassen und im Tuilerien-Schloß seine Wohnung zu nehmen. „Dies da,“ sagte er, „ist der geziemende Aufenthalt des Königs. Auf jener furchtbaren Schwelle bebt die königliche Gewalt an; machen wir uns auf den Weg dahin.“ Allein diesen Vorschlag eines Mannes, dessen Wille kein Hinderniß und keinen Widerspruch kannte, erwiederte der König (obgleich er seine neue Macht noch nicht in ihrem ganzen Umfang ausübte) sofort durch eine ausdrückliche Weigerung. Wie, das heimische Dach verlassen, jenes Palais-Royal, welches zugleich sein Haus und die prachtvollste Boutique war, die in der Welt vorhanden ist! verlassen seine geräumigen und mit Gemälden, die er so gern hatte, gefüllten Salons! entsagen jenen luftigen Spaziergängen auf den weiten Galerieen, oder vielmehr auf jenen hängenden Gärten, von wo aus er das lasterhafte Treiben, die Sittenverderbniß und das Geschick der Weltstadt zu beherrschen schien! So sein Bürgerrecht verlieren und den häuslichen Heerd mit dem Palast eines gefallenen Königs vertauschen! Unmöglich, nimmermehr, so meinte und sagte Ludwig Philipp. An das Palais-Royal fesselten ihn zu theure und kostbare Erinnerungen. In jenen Sälen eben, denen er so hastig den Rücken kehren soll, hatte er in aller Stille und mit der verständigsten Beharrlichkeit den Grund zu seiner Größe gelegt. Dieses Haus diente zum Sammelplatze aller muthigen, fähigen und geistvollen Männer, die mit der Regierung unzufrieden waren und in denen letzterer über die Gebühr ihre unversöhnlichsten und schädlichsten Gegner erblickte. Da, an dieser lärmenden, von den ersten Talenten besuchten Stätte, und von der dennoch sich wenig ahnen ließ, daß aus ihr dereinst Frankreich seinen Gebieter erhalten würde, hatte er mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt und Gott weiß, mit welchen sinnreichen und zweckdienlichen Mitteln zugleich, die junge und schöne Familie erzogen, die ohne Widerrede der herrlichste Schmuck seiner Krone bleibt. Er hielt fest am Palais-Royal aus natürlichem Hange, aus alten Erinnerungen, aus Achtung vor seiner Familie, aus Eitelkeit als Eigenthümer und, verschweigen wir es nicht, aus — einer gewissen Selbstgefälligkeit als Künstler und Baumeister. Hier, unter seinem Dach und Fach, war er schon längst König gewesen, ehe Frankreich ihn dazu erklärte, hier hatte er so viele schätzbare Verbindungen angeknüpft, so viele werthvolle Freundschaften geschlossen, hier hatte er sein Privatvermögen wieder hergestellt, sein eigenes Wohl begründet, wie sehr er sich auch dem allgemeinen Besten widmete; da hatte er die Juli-Kämpfer empfangen — ihnen die Hand gereicht und mit ihnen das Allons enfans de la patrie angestimmt! Er war der erste Bürger und zugleich der erste Edelmann von Paris.

Noch immer nicht mochte der König aus seinem reizenden Palais-Royal auswandern, ja sogar in den ersten Tagen nach seiner Ernennung dachte er daran, daß sein Haus, wie früher, bloß von einem gewöhnlichen Thürhüter bewacht würde, und er in den Straßen von Paris, seinen Baumeister am einen und den Regenschirm unter dem anderen Arme, herherumspazieren könnte.

Aber diesen Ansichten und Sitten eines schlichten, einfachen Bürgersmannes setzte der unbeugsame Casimir Périer, der mit dem ganzen Muth eines Tribunen all' den Stolz eines hohen Herrn vereinigte, entgegen, daß es sich jetzt nicht mehr darum handle, Bürger zu sein und vor Tische die Straße auf und ab zu gehen, sondern Frankreich bedürfe eines Königs, eines Königs durch und durch, eines Königs auf seinem Throne, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Rechten. Dieser hohen Stellung durfte nichts fehlen, selbst das Geringste nicht, was zu ihrem äußeren Glanze beitrug, besonders in jenen Unglückstagen, wo die königliche Würde so viel Kränkungen und Beschimpfungen in der Person des ältesten, ehrenhaftesten und edelsten Edelmanns Europa's erlitten. Der König, meinte Casimir Périer, gehörte mit Fug und Recht ins Schloß der Tuilerien, so wie er einstmals, nach Ende einer vor- und einsichtigen, weisen und glücklichen Regierung, den Grabgewölben der Kirche von Dreux, des St. Denis seiner Familie, angehören werde. So lange man das Schloß der Tuilerien nicht von oben bis unten bewohnt sehen würde, so lange das lebendige, geräuschvolle, muntere und regsame Treiben, der blendende Glanz der Lichter, die schimmernden Farben der National-Fahne diesen Mauern nicht zurückgegeben, so lange da nicht das Gemurmel und Waffengeklirre dienstthuender Krieger vernommen würde, so lange Europa nicht mit heißer Begierde

seine Blicke auf diesen Palast heftete — könne sich das französische Volk nicht überzeugt fühlen, daß es einen König besitze. In der That, mit jedem andern Glauben gilt es zunächst und vor Allem, den Glauben an das Königthum wieder herzustellen. Königliche Gewalt! Königliches Ansehen! Gehorsam der Massen! dies war die fortwährende Mahnung, das beständige Kriegsgeschrei Casimir Périer's. Immer von frischem wiederholte er sein „Man muß herrschen!" mit derselben Heftigkeit, wie der alte Cato am Schlusse aller seiner Reden stets hinzufügte: „Uebrigens halte ich dafür, Karthago müsse zerstört werden."

Mit nicht wenig erstaunter Miene schaute König Ludwig Philipp auf seinen Minister, wie ihm dieser die zu beobachtenden Schritte und Maßregeln bezeichnete, welche die junge Monarchie erfo rderte und worauf er gar nicht vorbereitet war; denn in dem ersten Rausche über dieses von der Nothwendigkeit gebotene Königthum, das ihm gleichsam so von selbst, wie durch einen ganz unerwarteten Zufall in die Hand gelaufen kam, war er noch nicht durch die schrecklichen Lehren des Aufruhrs, des Bürgerkrieges und Meuchelmordes gewitzigt worden.

Keineswegs, als ob dieser König in dessen Adern echt und altadeliges Blut fließt, und der im Grunde seiner Seele noch stolzer darauf ist, ein Enkel Heinrich's IV., ja mit diesem mehr verwandt als mit Karl X. zu sein, wie es im Schlosse heißt — keineswegs, als ob König Ludwig Philipp in seinem Geiste und Herzen die Neigung und Lust, den Trieb und Zug der Könige welche zu herrschen wissen, nicht besäße, im Gegentheil, er liebt die königliche Macht als ein Mann, der ein Scepter zu halten und eine Krone zu tragen versteht. Er liebt die Pracht, er findet Wohlgefallen an prunkenden Festen, an Aeußerlichkeiten, er beobachtet in seinem Thun und Lassen immer eine gewisse Feierlichkeit und Abgemessenheit, und er würde sichs vielleicht zur Sünde anrechnen, Sprößlingen altadliger Geschlechter und Erben ihrer Rechte, Personen von hohem Rang, Stand und Titel nicht einen größeren Werth beizulegen, als Leuten, die solcher Vorzüge entbehren. Er glaubt nie genug Glanz und Herrlichkeit um sich verbreitet: einen Hochgenuß müßte es ihm bereiten, sähe er sich von einem Hofe umgeben, um den in Masse sich die großen und glänzenden Namen des Landes schaarten. Er weiß sehr wohl, welche Anerkennung er den Männern des Tages und den jüngeren Verdiensten zu zollen, welchen Eifer er ihnen zu beweisen habe; aber trotz dem ist er nichts weniger als unglücklich, wenn man in den Tuilerien einen neuen Nachkommen irgend eines Ritters aus den Zeiten der Kreuzzüge oder Karl's des Großen anmeldet. Es herrscht in ihm ein doppeltes Gefühl vor, das des Edelmanns und des Bürgers von Paris, das des Enkels Ludwig's des Heiligen und des Königs der Revolution. Er erinnert sich recht gut, daß er selbst bei Jemappes gefochten, und seine Vorfahren bei RoncevaL. Sogar in seinen vertraulichsten Unterhaltungen, und sie sind in der That überaus reizend, macht er, vielleicht ganz unwillkürlich, einen Seitensprung und zählt euch die Ahnen her, von denen er abstammt. Erwähnt er zum Beispiel des Reichsverwesers während der Minderjährigkeit Ludwig's XV., wird er nie vergessen, zu sagen: „Der Regent, mein Großvater." Für seinen Vater hegt er eine ungemein zärtliche Liebe, eine kindliche Hochachtung. Nicht nur vermeidet er nicht das Gespräch, sobald es sich auf diesen schrecklichen Mann richtet, sondern es ist gerade ein Gegenstand der Unterhaltung, nach dem er förmlich hascht, und alsdann müßt Ihr ihn nur hören, wie er Philippe Egalité zu vertheidigen, wie er dessen Betragen auf alle nur mögliche Weise zu erklären sich bemüht, wie aufrichtig und tief empfunden diese Worte sind.

Der König schreibt bekanntlich jeden Abend an der Geschichte seiner Regierung. Auch hat er Tag für Tag an der Geschichte der ersten Revolution gearbeitet. Er ist, so zu sagen, geboren mit ihr, er ist ihr in ihren verschiedensten Gestalten und Erscheinungen gefolgt, er hat alle ihre Stürme und Wechselfälle erlitten, er hat alle Personen gekannt, die in jenem furchtbaren Trauerspiel mitgewirkt, und ihm selbst war darin eine bedeutende Rolle zugetheilt; es wird also seine Darstellung jener Ereignisse ohne Zweifel eine seltene und eigenthümliche sein. Es kommen ihm übrigens für diese Arbeit so manche dem Geschichtschreiber nöthige Eigenschaften sehr wohl zu Statten. Er besitzt einen scharfen und tiefen Blick, Kaltblütigkeit, Menschenkenntniß, gesunden Verstand, richtige Beobachtungsgabe, gediegenes Urtheil, einen fließenden Styl, ein treues und rasches Gedächtniß und endlich Aufrichtigkeit. Jeder Zeitabschnitt dieser Denkwürdigkeiten, welche stark um den Preis mit denen des Fürsten von Talleyrand ringen werden, vorausgesetzt, daß die unter dessen Namen erschienenen wirklich von ihm herrühren, wird im Manuskript vom Buchbinder des Königs eingebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vertretung der Hansestädte bei dem Domfeste zu Köln.

Aus Lübek.

Unsern Verein für den Kölner Dombau, dessen Statuten am 1sten Mai d. J. in diesen Blättern erschienen, hatte die Hamburger Feuersbrunst gleich im ersten Beginn seines Wirkens zwar nicht erstickt, aber doch gänzlich gelähmt; und noch schien der rechte Augenblick zu neuen Regungen nicht gekommen, als von dem Kölner Centralvereine, auf ausdrücklichen Wunsch seines königlichen Protectors, die Einladung eintraf, zur feierlichen Grunsteinlegung für den Fortbau der Kirche Deputirte des hiesigen Vereins abzusenden. Es wäre schmerzlich gewesen, bei diesem erhebenden Einigungsfeste fast aller deutschen Stämme und Staaten die Hansestädte unvollständig, vielleicht gar nicht vertreten zu sehen; aber weder Hamburg noch Lübek konnte der Einladung entsprechen, und selbst auf Bremen war mit Gewißheit nicht zu rechnen. Um so dankbarer haben wir nun zu berichten, daß Herr Bürgermeister Dr. Smidt von Bremen, jetzt auch Lübeks Bundestagsgesandter zu Frankfurt, sich von dort aus Namens der Hanseatischen Vereine bei den Kölner Domfeierlichkeiten eingefunden hat. Nach vorgängiger Anmeldung bei dem Könige hat er schon am 3ten September den großen Zug nach dem Dome mitgemacht, am vierten nach erhaltener Aufforderung drei Hammerschläge auf den Grundstein gegeben, an allen sonstigen Feierlichkeiten vollständigst Theil genommen, und schließlich sich der huldvollsten Worte von Seiten des Königs und der Königin zu erfreuen gehabt.

Die Vorsteher des hiesigen Vereins haben bei dieser Gelegenheit nach Köln berichtet, daß sie zwar für das laufende Jahr sich der Aufforderung zu Beiträgen enthalten zu müssen glaubten, daß sie sich aber für das nächste Jahr einen desto reicheren Ertrag ihrer Sammlungen versprächen. Möge diese Hoffnung in Erfüllung gehen; schon das Beispiel unsrer nächsten Nachbarn könnte sonst uns beschämen. Der so eben hier mitgetheilte gedruckte Directorial-Bericht des oldenburgischen Vereins vom 13. August 1842 meldet eine Gesammteinnahme von 1017 Thalern 10 Groten, wovon 34⅛ Rt. aus dem Fürstenthum Lübek, 38 7/12 Rt. aus dem Fürstenthum Birkenfeld, alle übrigen Beiträge aus dem eigentlichen Großherzogthum Oldenburg geflossen sind. — Für uns in Lübek aber gilt's auch hier das Band der alten Hansa!

Ueber Darstellung von Mordgeschichten auf Jahrmärkten.

Es ist früher schon in hiesigen Blättern vielfach die Rede davon gewesen, wie beleidigend und verwundend für das Gefühl solche Abbildungen sind, womit auch wir während des Freimarkts heimgesucht werden, und dabei der Wunsch ausgesprochen, daß man für künftige Jahre die Ausstellung solcher Bilder nicht gestatten möge. Beim Herannahen des Freimarkts möchte es daher wohl an der Zeit sein, die en Gegenstand auf's Neue anzuregen auf den uns ein Artikel in der Magdeburger Zeitung besonders aufmerksam gemacht, und den wir auf mehrfaches Verlangen hier folgen lassen.

Die Gegner der öffentlichen Hinrichtungen basiren ihre Behauptungen hauptsächlich auf die Sätze: daß eine öffentliche Hinrichtung das Volk roh mache; daß die Abschreckungs-Theorie eine falsche sei, welches aus den Umständen erhelle, daß wir viele Beispiele von Menschen haben, die kurz nach einer gesehenen öffentlichen Hinrichtung, ja oft schon während derselben einen Mord verübten; daß die Geschichte der Völker uns deutlich lehrt, daß in den Zeiten, in welchen alle Galgen angefüllt, in welchen an allen Wegen auf's Rad geflochtene Mörder und sonstige Uebelthäter zu sehen waren, die größte Unsittlichkeit und die meisten Gräuelthaten zu suchen sind.

Alles, was man gegen eine öffentliche Hinrichtung aufstellen kann, läßt sich mit noch größerem Rechte gegen die Schaustellung von gräßlichen Mordscenen auf Tableaux an Straßenecken, wie solche von herumziehenden Müßiggängern auf Jahrmärkten, Messen und bei ähnlichen Gelegenheiten veranstaltet wird, sagen. Bei einer Hinrichtung wird ein gesetzlicher momentaner Act gegen einen überwiesenen und geständigen Uebelthäter vollzogen; auf den Tableaux aber wird der Mord alle Tage in allen Nuancen von Anfange bis zum Ende dargestellt. Erhobene Beile, gezückte Dolche, lodernde Brandfackeln, im Bette ruhende Menschen, Geldsäcke, gräuliche Blutströme, schwarze Särge, das Schaffot, der Henkerstuhl, der Scharfrichter, der abgetrennte Kopf, das gleich der Fontaine aus dem Rumpfe emporspritzende Blut, oder das geschwungene Rad und die an Stricken die Extremitäten des Delinquenten ausreckenden Henkersknechte bilden die Hauptscenen auf solchen Tableaux. Ein erbärmlicher Leierkasten dudelt dazu eine entsetzliche Melodie, und der Or-

geler singt mit gräulicher Stimme die Geschichte des Mörders ab, während sein Weib die gedruckte Beschreibung des ganzen Vorganges an das Nase und Maul aufsperrende Publicum verkauft.

Was soll das Publikum aus solchen Scenen lernen? Welchen Gewinn soll es aus der Darstellung von blutigen Geschichten, in welchen Väter ihre Kinder mit der Art erschlagen, Kinder ihre Eltern vergiften, der Mann seiner Frau den Hals abschneidet, oder ihr, der Schlummernden, glühendes Blei in den Hals gießt, oder umgekehrt diese ihrem schlafenden Ehemanne mit Hülfe ihres Buhlen einen Nagel in den Kopf schlägt, ziehen? Ich frage, was soll das niedere Volk in diesen schauerlichen Auftritten, den Aeußerungen der seltensten, äußersten, teuflischsten Bosheit erwerben? Rohheit, gänzliche Abstumpfung edler Gefühle, thierische Blutgier und Material zu ähnlichen, furchtbaren Thaten!

Ein unsittliches Buch, ein schamverletzendes Gemälde wird mit Recht für die Oeffentlichkeit verboten; warum untersagt man nicht die evidente Entsittlichung des Volks durch Schaustellung abgemalter schrecklicher Blutscenen?!

Wollt Ihr dem Volke Etwas veranschaulichen, so malt ihm die Thaten der größten Männer seiner Nation, die Scenen ächter, heiliger Vaterlandsliebe, die Opfer, die der Edle der Tugend brachte, und stellt sie zur Schau, verkauft ihm dabei eine populäre Beschreibung der Thatsachen, und Ihr werdet für Menschenwohl, für König und Vaterland Größeres geleistet habene, als wenn Ihr dem Publicum die Ausgeburten der höllischen Verworfenheit vorführt:

* Gutzkow.

Die bremischen Freunde der Literatur haben gewiß gestern aus der Fremden-Anzeige mit großem Interesse erfahren, daß einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker und Kritiker unsere Stadt besucht hat. Leider ist die Zeit von Gutzkow's Anwesenheit nur sehr kurz gewesen. Er war auf der Reise nach Hamburg begriffen um seine dortigen Verhältnisse zu ordnen, und sich dann dauernd in Frankfurt a/M niederzulassen. Während seiner hiesigen kurzen Anwesenheit hat Gutzkow den Herrn Professor Weber besucht, und die Begrüßungen einiger jüngeren Gelehrten empfangen. Auf der Rückreise wird er hoffentlich Bremen wieder berühren, und dann einem größeren Kreise die Freude seiner nähern Bekanntschaft werden.

* Theater.

Der bisherige Fortgang der Theater-Vorstellungen ergiebt allerdings, daß eine wohlbegabte Gesellschaft von der Direction sowohl für das Schauspiel als für die Oper versammelt worden, und daß jetzt die Hauptsorge nur braucht auf ein möglichst umfassendes und ganz besonders schnelle Wiederholung vermeidendes Repertoir gerichtet zu sein. In dieser Hinsicht erregt es nun Bedenken, daß der Belisar in so kurzer Zeit bereits dreimal wiedergekehrt ist, und sollte man fast befürchten, es fehle einigen Operisten an gehörigem Vorrath einstudirter Rollen. Sollte dies vielleicht im Tenor stattfinden? In Hinsicht des Schauspiels hat bisher der Mangel des eigentlichen Lustspiels störend eingewirkt, für welchen die Direction bekanntlich nichts zu verantworten hat. Hoffentlich haben sich jetzt die Gemüther beruhigt, und werden einige Widersacher des Herrn Edmüller nicht fortfahren, dem Wunsche der großen Majorität entgegenzuwirken. Allerdings hat das Publikum ein Recht im Theater sein Mißfallen selbst geltend zu erklären in demselben Augenblick, wo etwas Ungeeignetes auf der Bühne vorgeht, ja man kann ferner zugeben, daß wenn eine Partei das Nichtauftreten eines Schauspielers wünsche, sie an einem späteren Abende die Probe machen dürfe, ob die Majorität des Publikums ihren Wunsch theile. Gewiß aber ist hier die Grenze, und sobald die Majorität entschieden, „wir wollen den Schauspieler ferner auf der Bühne sehen," so muß die Minorität wie bei allen öffentlichen Anstalten der Art sich fügen. Wie aber die Majorität in Beziehung auf den hier gemeinten Fall denkt, ist nicht im mindesten das letzte Mal zweifelhaft geblieben. Hört man nun gar, daß bezahlte Leute unter die Minorität gemischt werden sollen, daß Wetten obschweben, so muß jeder anständige Mann sich von einer Mitwirkung entfernt halten, auch wenn er nicht zur Majorität gehört. Solche bezahlte Leute verfallen denn auch gewiß sofort einem ganz andern Tribunal.

Wie schon in einem frühern Theaterartikel ausgeführt, ist die Sache zwischen dem Schauspieler und dem Publicum abgethan, und es bleibt die Angelegenheit zwischen den zunächst Betheiligten an einem andern Orte auszumachen. Auch dort sind aber von Seiten des Schauspielers solche Erbietungen an den Gekränkten gemacht, daß eine Vermittlung zu hoffen, wenn nicht von Seiten Streitliebender oder Interessirter neue Aufregungen hervorgerufen werden. Das Theater soll uns nach des Tages Mühen und Kämpfen erheitern, dort wollen wir den Zwist nicht wiederfinden. „Vor den Thoren (sagt Schiller) bleibe des Streites schlangartiges Scheusal!

Auflösung des Räthsels in Nro. 66.

Stoff.

Miscellaneen.

(Aus Briefen aus Mainz.) In der letzten allgemeinen Sitzung der Naturforscher wurde die Wahl des Versammlungsortes für nächstes Jahr vorgenommen und dazu Grätz und Bremen in Folge besonderer Einladungen vorgeschlagen. Da die Einladung nach Bremen von dem selbst gegenwärtigen Bundestagsgesandten und Bürgermeister der Stadt Bremen, Herrn Dr. Smidt, auf das Freundlichste wiederholt wurde, so würde die Wahl vielleicht auf Bremen gefallen sein. Da erhob sich plötzlich eine Stimme eines sehr geachteten Mannes, welcher rief: „Ein Mann hat vor Kurzem die schönen Worte öffentlich ausgesprochen: „„Kein Oesterreich und kein Preußen, sondern ein einiges Deutschland““ und dieser Mann wohnt in Grätz (Erzherzog Johann)“. Diesen Worten folgte ein so allgemeiner und anhaltender Jubelruf, daß alle Discussion als beendigt anzusehen war und Grätz fast einstimmig als Versammlungsort für 1843 gewählt wurde. Hoffentlich melde ich Ihnen heute über ein Jahr aus Grätz, daß Bremen als Versammlungsort für 1844 erwählt sei. — Die Versammlung war übrigens wohl noch nie so zahlreich, als hier, wo bereits vorgestern 929 sich als Mitglieder hatten einschreiben lassen. Der immer neue Reiz der schönen Gegend „wo unsre Reben wachsen“, mag leicht eben so viel als der Eifer für die Wissenschaft dazu beigetragen haben, die Versammlung so zahlreich zu machen, was die Erreichung des eigentlichen Zweckes: persönliche Bekanntschaft und freundschaftliches Zusammenleben von Männern, die nach gleichem Ziele streben, sehr erschwert. Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß dieser Hauptzweck von Vielen verkannt wird, daß sowohl in den allgemeinen Sitzungen als in denen der Sectionen theils viel Bekanntes und Unnöthiges, theils Sachen zur Sprache gebracht werden, deren gründliche Erörterung in so kurzer Zeit unmöglich ist. Eben so wenig läßt sich aber verkennen, daß manches wirklich Neue in zweckmäßiger Kürze vorgetragen wird, viele Seltenheiten zur Anschauung geboten werden, die man außerdem vielleicht nie zu sehen bekäme und daß durch die gegenseitige Anregung der Eifer für die Wissenschaft nothwendig gefördert werden muß. — Von dem großen Musikfest, wobei ich die Zahl der Musiker, Sänger und Sängerinnen auf etwa 700—800, angeschlagen, von der Gemälde-Ausstellung des rheinischen Kunstvereins, die vieles Schöne bietet, von dem Festball in der Fruchthalle, der mindestens gegen 3000 Personen vereinigte u. s. w. werden die Stadtzeitungen das Nähere berichten. Fast war des Guten zu viel. Sehr anziehend war die allgemeine deutsche Gewerb-Ausstellung, die man stundenlang, ohne zu ermüden durchwandern kann, immer etwas Neues gewahrend und mit Stolz auf die außerordentlichen Fortschritte blickend, die das vaterländische Gewerbswesen in kurzer Zeit gemacht. Leider habe ich mich zwischen der großen Menge von Gegenständen aus den verschiedenen deutschen Ländern vergebich nach Sachen aus unserem Special-Vaterlande umgesehen, das doch so Manches liefert, was hier einen Platz verdient hätte. Woran liegt das?

(Eine Gedankenkopirmaschine.) Ein Deutscher in Baltimore, Hr. Siebeking, hat eine Erfindung gemacht, und bereits bis zu einem hohen Grade ausgebildet, die den Schriftstellern sehr angenehm sein wird. Es ist nämlich Jedem bekannt, daß man schneller denkt, als man schreiben kann, daß die Aufmerksamkeit, welche man auf das Schreiben verwenden muß, dem Denken Einbuße thut, und daß daher oft ein Gedanke, der plötzlich aufgestiegen, entfällt, weil noch das Niederschreiben eines früheren beschäftigte. Das Dictiren ist dabei nur eine schlechte Aushülfe. Herr Siebeking hat nun die Bemerkung gemacht, daß beim lebhaften Denken die Muskeln der Lippen und der zunächst an dieselben grenzenden Wangentheile leise Bewegungen machen, die bei mehr Anstrengung das Gedachte in laute Worte ausstoßen würden. Darauf hat er zunächst sein Instrument basirt, das Alles, was man denkt, sofort zu Papier bringt. Es besteht aus einem messingenen Blasrohre, das innen mit einer höchst empfindlichen Masse überzogen ist, auf welche vibrirende Fäden und Drähte, so dünn, wie Spinnenwebefäden, befestigt sind. Das Mundstück ist so geformt, daß es völlig den Mund und die um demselben zunächst liegenden Gesichtstheile, namentlich das Kinn, welches beim Denken eben so thätig sein soll, wie beim Kauen, deckt. Inwendig ist das Mundstück mit einem sehr feinen, weichen, sich fest an das Fleisch anschmiegenden Sammtstoffe gefüttert. Die aus dem Blasrohre laufenden Drähte gehen nach einem Kästchen, dessen inneren Mechanismus der Erfinder mit Aengstlichkeit geheim hält, so, daß nach der äußern Anschauung nur vermuthet werden kann, es befinde sich darin eine Buchstaben-Klaviatur. Auch glaubt man nicht mit Unrecht irgend eine elektrische oder galvanische Einrichtung voraussetzen. In eine Schublade, die aus dem Kästchen hervorgezogen wird, legt man einen Bogen Papier, das der Erfinder der Maschine jedoch selbst präparirt. Ruhig kann man nun, in eine Sophaecke gelehnt, seinen Gedanken und Träumen nachhängen; man legt nur das Gedanken-Fernrohr an die Lippen, und die Gedanken werden in Folge der Vibrationen, welche das Denken in den Muskeln um den Mund erzeugt, die dann wiederum die Federn und Drähte der Maschine in Bewegung setzen, zu Papier gebracht. Das Anlegen des Mundstücks bedrückt weder das Athmen und ist viel weniger beschwerlich, als eine Florlarve. Ist eine Seite zu Ende geschrieben, so erklingt ein feines Silberglöckchen aus der Maschine, und man hat nur mit einem Stäbchen an eine Feder zu drücken, so springt der Bogen heraus, und die Gedanken pflanzen sich sogleich weiter auf dem darunterliegenden fort. Man muß freilich das Geschriebene revidiren, da einzelne Buchstaben, bisweilen auch ganze Worte, in dem Zusammenhange der Sätze ausbleiben, und die Orthographie eine höchst originelle ist, aus der sich aber mit der Zeit vielleicht die naturgemäßeste bilden ließe.

Doch ist das Fehlende zu ergänzen, und selbst das in Sturmesschnelle Gedachte geht nicht verloren. Schade, daß just die Leute, die am meisten und gescheidtesten denken, das Geld am wenigsten übrig haben! Denn die Maschine kostet 400 Dukaten. Nächst der Erfindung Daguerre's ist diese wohl die genialste der neuesten Zeit. So sehr sie aber unsere Bewunderung, unser Staunen erregt, so erfaßt es uns doch eiskalt, wenn wir bedenken, wie leicht Tyrannei sie zu einer Gedankenfolter mißbrauchen, und es den Geretteten sogar verbieten könnte, innerlich zu räsonniren.

(Schiffbruch der Leopoldine Rosa.) Das Journal von Havre enthält eine grausenhafte Beschreibung des Schiffbruchs des Dreimasters Leopoldina Rosa. Das Schiff war mit 303 baskischen Auswanderern an Bord in den ersten Tagen des Mai von Bayonne nach Montevideo abgesegelt, war auch nach einer mühsamen Ueberfahrt schon im Angesicht des Landes angelangt, als es nach dreitägigem Kampf mit einem wüthenden Süd-Südoststurm Morgens 5 Uhr auf die unter dem Namen Castillos berüchtigten Klippen gerieth. Es war eine schrecklich finstere Nacht. Als es Tag wurde, befand man sich zwar nur anderthalb Kabellängen vom Ufer, aber ein Kahn, den der Capitän durch die Brandung rudern lassen wollte, damit drüben eine Leine befestigt würde, schlug gleich um. Nun befahl er einem Matrosen, ein Seil umzubinden und durchzuschwimmen, allein dieser verweigerte den Gehorsam. Eben so ein zweiter, dritter, kurz die ganze Mannschaft, mit Ausnahme von dreien, ließ den Capitän und die Officiere und die Passagiere im Stich und rettete sich. Von den Zurückgebliebenen stürzte sich hierauf ein Theil ins Meer und suchte schwimmend den Strand zu erreichen, einzelnen gelang es auch, die meisten aber wurden alsbald von den Wellen verschlungen. Der Rest, in dumpfer Verzweiflung, hielt noch auf dem Schiff aus, besonders da sie sahen, wie die herbeigelaufenen Gauchos das Strandrecht ausübten, sich der ausgeworfenen Habseligkeiten bemächtigten, die Felleisen erbrachen, die Eigenthümer, die sich widersetzen wollten, mit ihren Waffen bedrohten. Noch fast den ganzen Tag trotzte das Fahrzeug den furchtbaren Stößen, die es jeden Augenblick zu zertrümmern drohten, gegen Abend beruhigte sich das hohe Meer, wie aber gewöhnlich, nach einem Orkan wogte der Aufruhr der Elemente um so stärker noch gegen das Land. Um 5 Uhr Abends krachte und barst das Verdeck und der hintere Theil versank in den Abgrund. Ein Schrei des Entsetzens und über sechzig Personen, Männer, Weiber und Kinder wurden in die Fluthen geschleudert, fast alle kamen um, nur wenige hatten sich schnell genug an dem noch stehengebliebenen Theil des Verdecks angeklammert und festgehalten. Aber auch von diesem riß die Brandung Stück um Stück, und zuletzt blieb den Ueberlebenden kein Rettungsmittel, als sich den fortgerissenen Trümmern anzuvertrauen, ob sie sie vielleicht ans Land tragen würden. Viele würden auch so glücklich gewesen sein, wenn sie nicht noch an den Felsen zerschellt wären. Der Capitän und mit ihm 251 Passagiere fanden ein nasses Grab, nur 72 entgingen wie durch ein Wunder diesem Schicksal und wurden nachher von der französischen Goelette Eclair an Bord genommen.

(Die Bettler in Hamburg.) Ein Hamburger Correspondent des „Morgenblattes" erzählt: „Wenn in England durch eine Stadt 14,000 Menschen in tiefstem Schweigen ziehen, oder 25,000 eine Versammlung in größter Ruhe abhalten können, so möchte es für Hamburg mehr als schlimm sein, wenn nur 400 Bewohner der Pracher- (Bettler-) herbergen und ähnlicher Höhlen durch die Straßen zögen. Der Uebermuth dieser Menschen hat noch nie wahre Noth gekannt; sie werden wegen Bettelei und Vagabundirens von Zeit zu Zeit verhaftet, und sie tragen eine mehr als bettelhafte Armuth zur Schau; aber wer sie bei ihren Orgien belauschen könnte, würde mit Erstaunen sehen, wie sehr sie aller Noth Hohn sprechen. Wenn in England die Gesellschaften zur Abstellung der allgemeinen Noth bei Rostbeef, Plumpudding, Ale und Porter sich von dem Elend der irischen Kartoffelesser mitleidig unterhalten, so erzählen die „Budje's" in den Bettlerherbergen, im tiefen Keller und andern Orten, sich von den Dreilingen und Sechslingen, die sie zusammengebettelt, bei Mahlzeiten, welche viele Thaler herzustellen gekostet. Einige Züge mögen dies beleuchten. Ein Kaufmann sah vor dem Hause eines Schlächters eine ausgezeichnet schöne Kalbskeule hängen, und da er gerade Gesellschaft geben wollte, so ging er hin, sie zu kaufen. Der Schlächter bedauerte, daß sie bereits bestellt sei. Der Kaufmann bietet einen höheren Preis als den gewöhnlichen; lächelnd sagt der Schlächter, einen solchen habe er bereits bekommen. Neugierig fragt jener, wohin denn die Keule komme, und erhält zur Antwort; nach der Pracherherberge. — Eine Dame, welche sich eine Gans beim Bäcker hatte braten lassen, und der die erhaltene nicht die ihrige schien, untersuchte dieselbe und fand sie ganz mit Austern gefüllt. Sie sandte sie sogleich zum Bäcker zurück und dieser freute sich, daß der Irrthum entdeckt worden; denn die mit Austern gefüllte Martinsgans gehörte — nach der Pracherherberge. — Man versichert uns, daß in diesen Höhlen des Elends und der Verbrechen Faro mit Schillingseinsätzen und Whist, den Point zu einem und zwei Schillingen, gespielt wird. Was hätte Hamburg von dieser allezeit zum Skandal und Raub aufgelegten Hefe des Volks zu erwarten gehabt, wenn Klugheit und Festigkeit ihnen nicht ihr gewöhnliches Aushängeschild, Armuth und Noth, aus der Hand genommen hätte!"

(Hippologisches. Ein Herr Longchamps in Paris will die Pferde, statt mit Hafer, mit Haferbrot und Kartoffeln füttern. Er hat dem Kriegsminister vorgeschlagen, zur Probe drei Monate lang 30 Pferde auf diese Art zu nähren, und berechnet, daß durch seine Methode für die 80,000 Pferde der französischen Armee jährlich 12 Millionen Franks erspart würden.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 80.

Bremen, Donnerstag den 6. October 1842.

Gestorben:

Nro. 990. Den 1. October. Der Kahnschiffer Justus Johann Herm. Stindt, 65 Jahr, große Krummenstraße Nro. 21.

— 991. Den 1. — Des Cigarrenmachers Johann Voß Tochter, 1½ J., Obernstr. N. 66 (Vorst.)

— 992. Den 1. — Des verst. Joh. Friedr. Göbeler Wittwe, geb. Vaterlaus, 70 Jahr, im Armenhaus.

— 993. Den 2. — Der Gastwirth Herm. Hagens, 31 Jahr, Panzenberg Nro. 8.

— 984. Den 2. — Metha Wilde, 15 Jahr, Hastedt Nro. 55.

— 995. Den 2. — Des Tischlers Joh. Arnold August Barneföhr Tochter, 6 Jahr, am Buntenthorssteinweg.

Nro. 996. Den 2. — Die Köchin Margarethe Steiner, 78¾ Jahr, Bonspforte Nro. 6.

— 997. Den 2. — Des Lagerauffehers Albert Kruse Sohn, 8 Tage, Abbenthorswallstraße Nro. 17.

— 998. Den 3. — Des verst. Hinr. Michael Vaßmers Wittwe, geb. Wehmann, 73 Jahr, im Armenhause.

— 999. Den 3. — Des Districts-Commissairs Johann Friedr. Meyerholz Sohn, 1¾ Jahr, Tiefer Nro. 45.

— 1000. Den 3. — Der Arbm. Hinrich Dormann, 60 Jahr, Hastedt.

— 1001. Den 4. — Des Arb. Diedr. Warnken Sohn, 1¾ Jahr, Osterthorssteinweg Nro. 2.

Geborten:

Nro. 1241. Den 28 Sept. Des Pastors zu St. Pauli Georg Conrad Friedr. von Hanffstengel Ehef., geb. Grote, gr. Johannisstraße Nro. 232, von einem Knaben.

— 1242. Den 28. — Des Stuhlmachers Friedr. Diedr. Gohde Ehefr., geb. Heimberg, Geeren Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1243. Den 30. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Hein Ehefrau, geb. Bartels, Steinthor Nro. 76, von einem Knaben.

— 1244. Den 1. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Wilh. Fuhrmann Ehefr., geb. Seelkopf, Martini Nro. 15, von einem Mädchen.

— 1245. Den 1. — Des Kahnschiffers Jacob Friedr. Deetjen Ehefr., geb. Burtscher, gr. Rosenstraße Nro. 35, von einem Mädchen.

Nro. 1246. Den 2. — Des Arb. Diedr. Mattfeld Ehefr., geb. Haase, kl. Johannisstraße Nro. 8, von einem Mädchen.

— 1247. Den 2. — Des Kahnschiffers Christian Döhle Ehefr., geb. Köhler, Knoopstraße Nro. 27, von einem Mädchen.

— 1248. Den 3. — Des Küpergesellen Joh. Theodor Wicke Ehefr., geb. Uhmeyer, Geeren Nr. 14, von einem Mädchen.

— 1249. Den 3. — Des Cigarrenmachers Carl Heinrich Wagner Ehefr., geb. Wiehe, Fetten Gang Nro. 7, von einem Mädchen.

— 1250. Den 4. — Des Arb. Friedrich Borchers Ehefr., geb. Martens, im Sack Nro. 11, von Zwillings-Töchtern.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 81.

Bremen, Sonntag den 9. October 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 9. October.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr Past. Toel.
1 Uhr Hr. Past. Nagel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Mein Krystallglas.

(An Nicolaus Lenau.)

Ein Glas, das ist mein Lieben;
Schon sind es zehen Jahr,
Daß es mir treu geblieben,
Voll Scharten, dennoch klar.
Viel Risse, Ehrenzeichen,
Die Fahne zeigt im Wind;
Den Rissen zu vergleichen
Des Glases Scharten sind.

Oft ward es angestoßen
Mit Sang und Klang die Rund,
Daß stürzte roth wie Rosen
Der Wein aus seinem Grund.
Drob ist es nicht zersprungen,
Es schließt in sich noch gut
Den Alten und den Jungen,
Gleich wie ein Herz das Blut.

Treu wie mein lichtes Lieben
Ist selbst die Sonne nicht,
Im Winter noch, dem trüben,
Giebt's Wärme mir und Licht.
Im Winter wie im Lenze
Füllt sich's mit goldnem Wein
Und hüllt in Rosenkränze
Den Schmerz des Trinkers ein.

Schau' ich in seine Tiefe,
Wird es gar seltsam mir,
Als ob ein Freund mir riefe:
Herz! Herz! ich bin bei dir!
Ein Freund hat mir gegeben
Dieß Glas im Trennungsschmerz;
Zerspringt's mit meinem Leben,
Legt mir's im Sarg auf's Herz.

Justinus Kerner.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Abends war der Salon von Madame Bonaparte übervoll von Besuchern. Das war schon natürlich. Man sprach nur von den Vorgängen des Tages und von denen, die wahrscheinlich den andern Tag folgen würden. Bonaparte sagte zu einer kleinen Gruppe Generäle, die ihm aufmerksam zuhörten:

„Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie eben so wohl als ich diesen Morgen an der Ungebührlichkeit Bernadotte's Anstoß genommen haben. Wie? ein General ohne Uniform! Das ist dasselbe, wie wenn ich mich in Pantoffeln hätte zu Pferde setzen wollen. Er weiß übrigens jetzt, woran er ist. Ich habe ihm gesagt, daß sein Directorium verabscheuungswürdig sei oder verabscheuet würde; daß ich rein Haus machen und der Regierung ein anderes Directorium geben wollte. Legen Sie Ihre Uniform an, habe ich hinzugesetzt, ich kann nicht länger warten; Sie werden mich in den Tuilerien, mitten unter unsern Kameraden wiederfinden. Statt dessen hat er es sich aber beigehdn lassen, mir zu antworten, er wolle an keiner Rebellion Theil nehmen. Eine Rebellion!.... können Sie sich so etwas denken?.... Ein Haufen Dummköpfe, die von Morgens bis Abends in ihren Nestern rabulisiren!"

Der 18. Brumaire verstrich ruhig genug, aber in der Nacht vom 18. zum 19. schwebte Bonaparte in wirklicher Gefahr; denn wenn das Directorium nicht durch die Truppen Moreau's überwacht worden wäre, und Moreau dasselbe nicht noch isolirter gehalten hätte, als es ihm empfohlen worden war, sicher die Oberhand behalten haben, Bonaparte und seine Brüder aber wären zum Tode verdammt worden, und ihre Anhänger hätten mindestens auf eine unfreiwillige Reise nach der Guyane gefaßt sein können.

Schon früh Morgens am 19. Brumire bot die Straße von Paris nach S. Cloud über Auteul einen sehr belebten Anblick dar. Ueber Nacht hatte sich eine Masse Infanterie in den Höfen des Schlosses und in der Umgegend versammelt. Die Einwohner der Commune sahen mit Erstaunen, wie sich dort um 8 Uhr Morgens die 6., 79. und 86. Halbbrigade, alle drei aus alten Soldaten der italienischen Armee bestehend, die Bonaparte seit lange kannten, in Schlachtordnung aufstellten. Das 8. und 9. Dragonerregiement, die noch vor Tagesanbruch durch das Boulogner Gehölz passirt waren, hatten in dem unteren Theil des Parkes, zwischen der Schloßfaçade und der Diogeneslaterne, über das Schwanenbassin hinaus, Posto gefaßt. Die Artillerie und die Grenadiere der Conseils nahmen den Theil des Schloßhofes ein, den man den Ehrenhof nennt, und warteten nur auf den ersten Trommelschlag um zu agiren.

Mitten durch den Nebel, der die ersten Strahlen einer Novembersonne verschleierte, kündete sich ein schöner Tag an. Da die Zusammenberufung der Räthe auf Mittag angesetzt war, so verließ Bernadotte Paris um 10 Uhr. Er war zu Pferde, von seinen Guiden escortirt und von einem noch zahlreicheren Stabe als Tags vorher begleitet. Eine Schwadron Dragoner beschloß den Zug. Auf dem Schloßhofe von St. Cloud angekommen, saß er ab. Kalt und ruhig wie am Morgen einer Schlacht, und von seinen Adjutanten und den Generalen Murat, Lannes, Lefebvre ꝛc. in einer Gruppe umgeben, wie wenn sie ihn in Schutz nehmen wollten, wartete er den Beschluß der beiden gesetzgebenden Versammlungen ab, der das Geschick des Vaterlandes und das seinige entscheiden sollte.

Während dem war im Schlosse Alles in Bewegung, um einen der denkwürdigsten Tage der neueren Geschichte vorzubereiten. Die Langsamkeit dieser Vorbereitungen hätte aber beinah' Alles in die Wage gestellt. Es sollten drei Säle in Bereitschaft sein, der Eine für die Alten, der Zweite für die Fünf Hundert und der Dritte für die Commission der Inspectoren und Bonaparte. Dem gegebenen Befehl zufolge sollte schon um 11 Uhr Alles in Ordnung sein, die Säle konnten aber erst um 1½ Uhr bezogen werden. Darüber hatten die gruppenweise im Garten vertheilten Deputirten nun Zeit, sich zu unterhalten, zu befragen, zu verabreden. Man besprach hie und dort die Opportunität dieser außerordentlichen Versetzung und die Gesetzmäßigkeit der Ernennung des Generals Bonaparte zum Befehlshaber der gesammten bewaffneten Macht.

„Warum hat man ihn nicht ohne weiteres zum Director gemacht?" sagte Bertrand von Calvados.

— Meinen Sie, daß er sich damit begnügt haben würde? erwiederte Grandmaison.

„„Gut denn,"" setzte Destrem hinzu, „„da laßt uns ihn vor unsre Barre berufen, daß er sich erkläre.

„Er ist im Stande ungerufen dahin zu kommen," be-

merkte Bertrand, „aber nicht, um sich zu erklären, sondern vielmehr um uns Erklärungen zu verlangen.

In dieser Weise waren überall hin die sonderbarsten Gerüchte in Umlauf, und es hieß, das gesetzgebende Corps sei von gewonnenen Truppen umstellt. Auch waren einige Mitglieder darauf bedacht gewesen, zu ihrer Selbstvertheidigung Waffen zu sich zu stecken.

„Ja!“ rief Arena aus, indem er zu einer kleinen Gruppe trat und einen unter seiner Toga verborgenen Dolch zeigte, „da habe ich etwas zum Schutze der Constitution, deren Untergang ein Ehrsüchtiger beabsichtigt!“

Dergleichen Reden und tausend andere hatten natürlich Einfluß auf die Stimmung gewisser Deputirten, die in der Regel gern den letzten Augenblick abwarten, ehe sie sich entscheiden. Das Revolutionsproject mußte einen Moment gefährdet erscheinen. Bonaparte, dem alle diese Redensarten, welche den Stoff der Privatunterhaltungen ausmachten, hinterbracht wurden, nahm nur wenig Notiz davon.

— Nun, sagte Sieyes, der währenddem herbeikam, zu ihm, sie rühren sich da!

„Sie schwatzen,“ wollen Sie sagen, „unterbrach ihn Bonaparte; aber sein Sie unbesorgt: ich habe Befehl gegeben, den Ersten, der da kommen möchte, um die Truppen zu haranguiren, niederzuhauen, gleichviel ob es ein Repräsentant, ein Militair oder ein Bürger sei!“

— Ich habe, begann Sieyes wieder, für alle Fälle eine Postchaise mit Vieren bestellt. Sie erwartet uns bei dem Gitter, das nach den kleinen Ställen von St. Cloud hinausgeht.

„Mein Herr Abbé,“ erwiederte Bonaparte ironisch, „lassen Sie nur wieder ausspannen.“

Die Sitzung der Conseils eröffnete sich um 2 Uhr. In der Ansicht, es dürften beiderseitig große Coups geschehen, hatte ein jeder, angethan mit seinem feierlichen Costüme, sich beeilt, seinen Senatorenstuhl einzunehmen. Bei den Alten beschäftigte man sich mit der den Fünf Hundert zu machenden Anzeige, daß man zum Deliberiren bereit sei.

Bei den Fünf Hundert war es der Deputirte Emil Gaudin, der die Verhandlung eröffnete. Sieyes hatte ihm seine Lection eingelernt, er war aber kaum mit seiner Rede, in welcher folgende Stelle vorkam: „das verhängnißvolle Beil, womit die Verschwörer Aller Häupter bedrohen, hängt nur noch an einem Faden,“ zu Ende, als sich eine große Aufregung im Saal bemerkbar machte.

„—“ Kommen Sie zum Schluß! wurde ihm von allen Seiten zugerufen.

Emil Gaudin resumirte sich nun durch den Antrag, in derselben Sitzung eine aus sechs Mitgliedern bestehende Commission zu ernennen, um einen Bericht über die Lage der Republik zu entwerfen und die Heilsmaßregeln zu treffen, welche die Umstände erheischten.

„Ja!“ rief der zur Jacobinerparthei gehörende Deputirte Delbrel aus,“ Gefahr ist da, aber Gefahr für die Verfassung, für dieselbe Verfassung, in welcher unser aller Heil beruht!“

Bei diesen Worten erscholl unter furchtbarem Tumult im Saal der Ausruf: ja, ja, es lebe die Constitution.

— Nieder mit den Dictatoren! keine Dictatoren! wiederholte man.

„Die Verfassung oder den Tod!“ rief Delbrel in seiner gewöhnlichen Exaltation aus: die Bayonette schrecken uns nicht; wir sind hier frei!“

Lucian hatte den Vorsitz der Versammlung. Er hatte alles das vorhergesagt, was diese letzte Sitzung der Fünf Hundert Stürmisches haben würde; auch nahm er mit entschiedener Würde das Wort, und rief die Unterbrechenden, sie durch Gesten bezeichnend, zur Ordnung. Deßungeachtet währte der Tumult fort.

„Laßt uns alle die Constitution beschwören!“ rief Grandmaison mit schallender Stimme aus, nachdem er sich auf seiner Bank gerichtet hatte.

— Ja, ja! wurde ihm einstimmig geantwortet.

Nach geschehenem namentlichen Aufruf legte ein jeder den Eid ab: es war ein allgemeiner unwiderstehlicher Enthusiasmus. Die Fünf Hundert ahmten gewissermaßen die famöse Eidesleistung des Ballhauses zu Versailles nach — aber die Zeiten waren nicht mehr dieselben.

Bei den Alten hatte Cornudet, der mit dem 18. Brumaire verbündet war, verlangt, daß, ehe irgend eine Debatte eröffnet würde, durch eine Botschaft constatirt werden sollte, ob auch das vollziehende Directorium auf seinem Posten sei, Diesem Antrage lag ein verborgener Zweck zum Grunde. Da die in das Geheimniß eingeweihten Räthe sehr wohl wußten, daß die Mehrheit des Directoriums ihre Entlassung genommen hatte, so gab es factisch keine Regierung mehr und es war sonach dringlich, eine neue zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

Was für Dinge werden in diesen Büchern zu finden sein! Was für Erinnerungen! Was für ruhmvolle Thaten! Was für Menschen und wie nach ihrem wirklichen Werth beurtheilt! Wie wird man da auf jeder Seite den gewandten und festen, den klugen und diplomatischen, den ruhigen und vorsichtigen Staatsmann wiederfinden, der Europa zu wiederholten Malen der Wuth eines allgemeinen Krieges entrissen hat. Von wie vielen schlaflosen, der Arbeit gewidmeten Nächten, von was für ungeheuren Anstrengungen, von was für Unterhandlungen wird da die Rede sein! So nun wird, Dank dem Kaiser Napoleon, Dank König Ludwig Philipp I. und Herrn von Chateaubriand, Frankreich's neunzehntes Jahrhundert, eine Zeit, nach allen Seiten hin voll der bedeutsamsten Ereignisse, nach der Seite der Empörung und Rückkehr zum Gehorsam, des Krieges und des Friedens, des Umsturzes eines alten Königshauses und der Gründung eines neuen, des Sieges und der Niederlage, nach der Seite des Glaubens und der Kunst, in späteren Tagen auf eine würdige Weise vertreten sein.

Der Kaiser Napoleon wird durch seine wenigen, aber kostbaren Mittheilungen, welche in dem bekannten Memorial von St. Helena enthalten sind, die kommenden Geschlechter belehren, wie Throne durch Muth und Geist gegründet werden; der König Ludwig Philipp wird ihnen zeigen, wie diese Throne durch Weisheit, Thätigkeit und Besonnenheit gesichert und vor Untergang bewahrt werden; zugleich wird Herr von Chateaubriand kommen, um Allen mit der durchdringenden Gewalt seines Wortes und mit prophetischer Stimme zu verkünden, wie Ueberwundene im Schooße des Glaubens und der Poesie Trost und Rettung finden. Herr von Chateaubriand wird das Klagelied und die Leichenrede auf dieses Zeitalter verfassen, der Kaiser Napoleon wird das Hosianna in excelsis singen, der König Ludwig Philipp wird die Gedanken und Grundsätze dieser Zeit, den späteren Menschen zur Lehre und Nachachtung, aufzeichnen: Drei große Historiker, die Anderen nichts mehr zu sagen übrig lassen, bis auf das Lob, daß sie sich nicht selbst gespendet haben werden. Wohl dem Bescheidensten dieses Triumvirats, denn seinen rechtmäßigen Antheil wird ihm die Nachwelt darreichen!

Ich wüßte keine bescheidenere Beschäftigung für einen König, keine nützlichere für ihn wie für sein Volk, als die Geschichte jedes Tages zu schreiben. Indem er sich so gezwungen fühlt, auf sämmtliche Begebenheiten und Vorgänge des Tages zurückzukommen, ist er sein Richter in eigener Person. Er muß sich da nothwendig gerade ins Gesicht schauen; die Fragen, die er sich vorlegt, sind ganz leise, die Antworten, die er sich giebt, ganz laut. Derjenige, welcher Ereignisse schon in einer gewissen Entfernung davon darstellt, kann sich wohl über seine eigenen Verdienste täuschen lassen; allein bei einem so aufrichtigen Bekenntniß, bei so sorgfältiger Rechenschaft, die man sich über jedwede Stunde ablegt, bei so strenger Prüfung seines Gewissens da muß die Wahrheit hervortreten.

Auf die Abfassung seiner Lebensgeschichte verwendet der König einen Theil der Nacht. Um zehn Uhr des Abends ist sein Tagewerk beendigt und er gehört Niemand mehr an, außer sich selbst, rings um ihn her ist Alles in Ordnung, er hat bis zum folgenden Morgen nur diejenigen Sachen verschoben, die just nicht so wichtig waren, um ihn her ist Alles still, er ist ganz allein, und mindestens vier Stunden arbeitet er an seiner seltenen und schwierigen Aufgabe. Oefters gar ist's kurz vor Tagesanbruch, wo ein Kammerdiener erscheint, um Sr. Majestät zu melden, daß es Zeit sei, sich zu Bette zu begeben; so wie sich der König nun niederlegt, schlummert er auch schon ein und schläft ruhig und ungestört drei oder höchstens vier Stunden, die ihm vollkommen genügen; um acht Uhr früh wird er geweckt, und im Nu befindet er sich schon wieder auf den Beinen, um aufs neue zu arbeiten. Er lies't die Depeschen, er erkundigt sich nach den Angelegenheiten, die den Tag über vorgenommen werden sollen, man bringt ihm die Gesandtschafts-Berichte, um eilf Uhr weiß er bereits Alles, was in Europa über ihn gesprochen wird, und er weiß es aus erster Hand. Er lies't wenig Journale, die Englischen abgerechnet, aber er duldet sie alle. Man kann im Vorzimmer des Königs neben den Blättern, die aufs gewissenhafteste und muthigste seine Regierung vertheidigen, die niedrigsten und abscheulichsten gegen ihn gerichteten Schmierereien finden. Er meint, Jeder müsse leben, ein Pamphlet habe noch nie Einen todt geschlagen, wenn er nicht schon vorher todt gewesen, und er lasse sich schon die Uebel der freien Presse gefallen, da er ja auch ihre Vortheile genieße. — Sein Frühstück ist bald abgethan, sodann kömmt die Reihe an die Minister. Er lebt mit ihnen auf einem sehr vertrauten Fuße. Der, den er sich ganz besonders ausgewählt, hat

immerfort, wie es ihm nur beliebt, offenen Zutritt beim Könige, er wird zu jeder Stunde, bei Nacht wie bei Tage, empfangen. Der König ergreift Partei für sein Ministerium, als beträfe es seine eigene Sache. Er bekümmert sich um seine Erfolge auf der Rednerbühne, um seine Erfolge jeglicher Art, er vertheidigt es lebhaft und aufrichtig, und wenn er es verabschieden und durch ein neues ersetzen muß, so sagt er niemals „Leben Sie wohl," sondern, „Auf Wiedersehen!" Sind diese fort, nimmt er die Neuankommenden mit derselben Freundlichkeit auf wie ihre Vorgänger — so sehr ist das ein wahrhaft verfassungsmäßiger König, ein König, der mit kunstgeübter Hand das verwickelte Räderwerk einer Repräsentativ-Regierung in Bewegung zu erhalten weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Dr. Strauß in Sontheim.

Es war einer von den krystallhellen Herbstnachmittagen. Wir bogen um die Mauern von Heilbronn; Sontheim liegt eine halbe Stunde davon. Durch Nußbäume glänzte der Neckarspiegel im frischen Wiesengrün. Vor dem ersten Hause im Dörfchen, links, an der Straße nach Stuttgart, hielten wir; ein ehemaliges Templerhaus *), gelb mit Läden wie ein Schlößchen. Eine Doppeltreppe mit eisernem Geländer führt zum Eingange. Düune Säulen tragen einen Altan mit Blumen. Drei nachgedunkelte Gemälde nehmen die Wände vom Corridor ein, griechische oder römische Scenen, sogar mythologisch, wenn ich nicht irre, aus der Zeit jener geistlichen Herren stammend. Durch die Hinterthüre sieht man in helldunkle Akaziengänge, die sich in der Perspective des Gartens zu einem Fernblick erweitern. Stattliche braune Treppe. Frohe Stimmen schallten uns entgegen. Justinus Kerner, der zuerst eintrat, ward umringt. In dem Saale mit der Decke von Stuccatur hatten sich Jugendfreunde von Strauß versammelt, Professoren aus Heilbronn mit ihren Gattinnen, ein traulicher Kreis, zu geistigem Leben harmlos verbunden. Ueber dem Sopha hängt Norma als Portrait. Vor der entgegengesetzten Wand stehen Piano und Armstuhl; ein Bildniß von Kreutzer lehnt auf dem zugemauerten Kamin. Zwischen den hohen Fenstern die Balconthüre, durch welche man, weil die Straße sich dicht unter dem Hause birgt, nur Wiesen sieht, Fluß und Gebirg — Natureinsamkeit, nichts was an die Mühen der Menschen erinnert. Links vom Salon das Zimmer der Hausfrau mit zierlichem Arbeits- und Schreibtisch und dem Bilde ihrer Mutter, der Gattin eines österreichischen Offiziers, welcher früh starb. Das eine, nach Norden, zeigt ein vorzügliches Landschaftsbild: Heilbronn, dessen brauner gothischer Thurm sich vom Rebengrün des Wartbergs hebt. Rechts schwingt sich der Bergsattel, welcher das Portal ins Weinsberger Thal bildet, zum nachbarlichen Dichterhaus, dessen Rebenschatten so viele Wanderer erquickt, zum Stillleben, das wie eine Wundermähr am Fuß der Burgtrümmer blüht. An diesem Fenster steht das Pult, von Tannenholz, eingerichtet zum Schreiben im Stehen. Nur einige Bücher darauf, ein Druckbogen und das Perspectiv. Alles liegt gerade, in scharfen Linien. Ringsum erkennt man die Nettigkeit, die Ordnung, den mathematischen Geist. So ist das ganze Zimmer ein Abdruck des Bewohners. Ueber dem Schreibpulte hängt jenes Bild von Agnes Schebest, das ihr antikes Profil darstellt — der einzige Goldrahmen. An der nördlichen Wand ein schwarzes Sopha. Darüber das Contrefei von Hegel — als es in dies Haus gebracht wurde, zersprang das Glas. Links davon noch einmal der Philosoph, in kleinerer Ausgabe; rechts Schleiermacher und ganz unten ein Blatt: Hegel auf dem Katheder. An der Mauer gegen Osten beim Ofen ein Paar Bücherschränke. Die alten Kirchenväter werden nun von der Muse abgestaubt. Strauß währte noch heute ihrem wirthlichen Walten: „Die Kirchenväter müssen Staub haben." — Neben dem westlichen Fenster ein Schreibkasten: auf demselben unter weißen Flören die Büste der Mutter des Gelehrten, im Tode genommen, also scharf, aber wohlgebildet, dem Sohne ähnlich; links davon Hegels Büste, auch sehr scharfe, denkende Züge — man möchte fast eine Aehnlichkeit finden — wie ein älterer Bruder. Zunächst der Mutter an der Thüre hängt ein Plan von Ludwigsburg, der Geburtsstadt des Doctors, und daneben ein Schwarzwälderührchen. Im Saale, Norma gegenüber, als Gegenbild, saß das Hausmütterchen an der Kaffeemaschine, behauptend, heute — weil es vierzehn Tage — die goldene Hochzeit zu feiern, da es vor acht Tagen, bei der silbernen, ganz still hergegangen. Das Treiben der Neuvermählten, ihre heitere Sorge für die Gäste war in aller Einfachheit so anmuthig; es ist ihr Be-

*) Wahrscheinlich Deutschordenshaus.

dürfniß das alles eben so schön aus sich herausgestalten, als den Romeo und jede andere künstlerische Leistung. Immer und in allem trifft Agnes Schebest das Rechte. Ein Ebenmaaß, ein Rhythmus ist in ihr, nach welchem sie sich bewegt, denkt und spricht — nicht bloß singt. Sie erscheint — nicht nur auf der Bühne, nein eben so jetzt in der Häuslichkeit, als die Muse, den geringsten Dienst adelnd durch Schönheit — den freien Ausdruck der Liebe.

Das Gespräch war lebendig. Man holte den Schwäbischen Merkur, der an diesem Tage einen Artikel aus dem Journal des Debats brachte und las in Gegenwart aller Betheiligten, Zeile für Zeile mit Lachen commentirend: „Die Einsegnung der Ehe verrichtete Hr. Pastor Rapp, ein gebornerStraßburger," (die Franzosen mochten an den General denken?) „ein ehemaliger Studiengenosse von Strauß, in Anwesenheit einer großen Anzahl ausgezeichneter Personen, unter welchen man Herrn Justinus v. Körner bemerkte, einen der gelehrtesten Oekonomen (économistes) Deutschlands, ferner die berühmtesten Tonsetzer Spohr, Lachner und Schneider, die Damen Schröder-Devrient, Gentiluomo und mehrere andere große Künstler."

(Schluß folgt.)

* Herren Feldmann und Böttger hieselbst.

Bremen, den 7. October 1842.

Heute wurden wir durch die Zeitung sowohl, wie durch ein Extrablatt bei den wöchentlichen Nachrichten davon in Kenntniß gesetzt, daß Sie seit dem ersten d. M. ein Manufacturwaarengeschäft eröffneten. Da wir vielfache Gelegenheit haben den geehrten Bremer Damen Ihre Artikel zu empfehlen, so ersuchen wir Sie uns gefälligst Ihre Wohnung anzeigen zu wollen.

Ergebenst

K. & M.

* An Herrn Schauspieldirector Engelken.

Sollte es demselben nicht möglich sein, das jedesmalige nächst zu spielende Stück, wie bisweilen in der Zeitung geschieht, immer unter dem Theaterzettel zu bemerken?

Es ist besonders beim Zuendegehen des Abbonnements sehr angenehm zu wissen, ob man seine Billets zu dem gerade gegenwärtigen Stücke oder zu einem später folgenden, vielleicht besseren, benutzen kann.

Einige Abonnenten.

* Hiesiges.

An die Stelle des verst. Herrn Wiedmann ist Herr Dr. Schumacher zum Militair-Arzt, Herr Müller zum Militair-Wundarzt vom Senate ernannt.

Für den abgegangenen und jetzt verstorbenen Waisenvater am reformirten Waisenhause ist der frühere Schullehrer zu Huchting, Herr D. Sellmann wiedergewählt und am 9. d. Monats eingeführt worden.

An die Stelle des verst. Hausvaters am Armenhause J. G. Klencke ist am 4 dieses der Schwiegersohn desselben, der Seeschiffer H. Wessels wiedergewählt.

Die Sammlung am Buß und Bettage den 28. September in den Kirchenbecken zum Besten dieser Anstalt betrug 438 Rt. 31½ Gr. und zwar waren eingegangen, in

U. L. Frauen Kirche	. . . . .	40 Rt.	13 Gr.
St. Martini	do.	26 "	10½ "
St. Ansgarii	do.	72 "	8 "
St. Stephani	do.	128 "	17½ "
St. Petri	do.	81 "	55 "
St. Pauli	do.	32 "	7 "
St. Remberti	do.	27 "	70 "
St. Michaelis	do.	18 "	23½ "
St. Johannis	do.	12 "	1 "

Im vorigen Jahre betrug die Sammlung nur 381 Rt. 13 Gr., es sind an dem diesjährigen Bußtage also 57 Rt. 48 Gr. mehr eingegangen; eine für die jetzigen Zeiten besonders erfreuliche Nachricht.

* Theater.

Das Schauspiel unsers talentvollen Mitbürgers W. (Friedrichs des Grosien Prüfungstage) wurde am letzten Donnerstage wieder aufgeführt. Ueber den Werth dieses ersten dramatischen Versuches hat der Bürgerfreund sich schon früher anerkennend ausführlich ausgesprochen. Am letztgedachten Abende waren die Umstände der Vorstellung minder günstig als das erstemal. Bekanntlich erschien das Publicum in Hinblick auf das Wiederauftreten des beliebten Komikers, Herrn Edmüller in großer unruhiger Spannung, und die Rollen wurden ebenfalls minder gut dargestellt. Wir hoffen, daß Herr W. sein Talent ferner für die Bereicherung der Bühne verwenden wird.

Herr Edmüller im Baron Palm spielte ganz vorzüglich, nur den trunkenen Wirth trug er wohl etwas zu stark auf. Es fand sich keine Opposition und der Gerufene erschien in Verein mit Herrn Schlögel und Dem. Ehrhardt.

Am Freitag wurde das Repertoir mit Donizetti's Tochter des Regiments bereichert. Das Sujet ist lebhaft, ansprechend, die Musik ganz allerliebst, die Darstellung genügend. Das Stück verdient einen zahlreichen Besuch. An der schwachen Besetzung der Logen war vielleicht das schlechte Wetter Schuld. Sperrsitze und Parquet erschienen sehr zahlreich besetzt.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 27. September d. J.

Carl Hoppe Immobile, am Dom, zu 18100 Rt. Käufer: C. Schmidt.

Berichtigung.

Seite 643 des vorigen Blattes, statt — Mißfallen selbst geltend zu erklären — lies — gellend.

Miscellaneen.

(Irländische Rache.) Vor wenigen Tagen kam vor den Assisen in Dublin eine entsetzliche Scene zur Kenntniß des Publicums. Ein irländischer Gutsbesitzer, Murphy, hatte mit seiner Frau gegen mehrere seiner Landsleute gezeugt, welche einen Engländer umgebracht hatten. Einige derselben wurden zum Tode verurtheilt, Andere freigesprochen. Die letzteren schwuren Murphy und der Frau desselben den Tod. Sie drangen in das Haus desselben, ergriffen den Unglücklichen und zogen ihn hinaus, weil man in Irland einen Mord, der im Freien geschehen ist, für ein minder großes Verbrechen hält als den, welcher im Hause begangen wird. Die Frau sollte nach ihrem Gatten den Tod erleiden. Während dieser draußen erschlagen wurde, erwachte in der Frau die irische Rachsucht. Ihre Tochter Judy erschien bei ihr und erbot sich mit ihr zu sterben. „Nein," entgegnete die Mutter, „Du mußt uns rächen und deshalb leben. Hörst Du das letzte Jammergeschrei Deines Vaters? Die Mörder werden bald zurückkommen, um auch mich zu holen; aber sie müssen mich hier tödten; Du mußt sie sehen und sie anzeigen. Stelle Dich da hinter den Vorhang, still und unbeweglich, denke nur an die Rache und bete für unsere Seelen." — „Nie, Mutter, nie ..." — „Judy, ich will es .. Im Namen Deines sterbenden Vaters, im Namen Deiner Mutter, die den Tod erwartet, befehle ich Dir ..." — „Mutter! ..." — „Schwöre, daß Du gehorchen willst ... Auf die heilige Bibel schwöre mir ..." — Das unglückliche Mädchen zögerte. — „Soll Dir Deine Mutter fluchen? ... Schwöre, schwöre!" — „Ich schwöre," sprach das Mädchen endlich. Die Mutter drückte ihr den letzten Kuß auf die Lippen, schob sie hinter den Vorhang und wiederholte: „bete für uns, Judy, und gieb wohl acht!" Dann warf sie, damit ihre Tochter Alles deutlicher sehen könne, Holz in den Kamin, das sogleich sich entzündete. Die Mörder erschienen wieder und suchten die Frau aus dem Hause hinaus zu ziehen, aber sie klammerte sich an einem eisernen Ringe fest und es war unmöglich, sie von der Stelle zu bringen. Die Mörder erschlugen sie endlich an dieser Stelle und entfernten sich sodann. Judy hatte Alles gesehen und bei dem gräßlichen Auftritte ihre ganze Ruhe bewahrt. Erst als Alles vorbei war, als sie zu dem Leichname ihrer Mutter treten wollte, verließen sie die Kräfte und sie sank bewußtlos nieder. So fand man sie früh. Nachdem sie sich erholt hatte, erzählte sie, was sie gesehen, und die Schuldigen wurden verhaftet und vor die Assisen gestellt. Sie leugneten hartnäckig, da sie überzeugt waren, von Niemand gesehen worden zu sein. Endlich trat Judy auf, um gegen sie zu zeugen, und sie erzählte, was geschehen war und was sie gesehen hatte. Alle Anwesenden schauderten und der Vertheidiger der Mörder konnte die Worte nicht unterdrücken: „Sie hatten so viel Kaltblütigkeit bei der Ermordung Ihrer Aeltern, daß Sie Alles genau beobachten konnten?" — „Meine Mutter," antwortete Judy, „hatte mir befohlen, sie zu rächen, und Gott gab mir die Kraft, daß ich ihr gehorchen konnte." Während der Dauer der Verhandlungen behielt Judy ihre Ruhe und Geistesgegenwart, doch sah man ihr an, welch schwerer Kampf in ihrem Herzen zwischen dem Schmerze und der Pflicht gekämpft wurde. Erst als sie sich entfernen durfte, verließen sie die Kräfte und sie sank ohnmächtig in die Arme ihrer Dienerin, die sie begleitete. Die Mörder wurden gehangen und Judy Murphy verließ bald darauf Irland.

(Ueber das Beafsteak.) Dieses gehört, wenn es wohl zubereitet wird, zu den leicht verdaulichsten und schmackhaftesten Speisen. Dasselbe enthält nämlich die volle, gediegene Kraft des Fleisches, und die feinsten, aromatischen Theile bleiben in ihm unverändert. Es ist überaus nahrhaft, und dennoch herrscht das Vorurtheil, daß zu seiner Verdauung ein starker Magen gehöre. Letzteres mag wohl daher entstanden sein, daß merkwürdigerweise die Kunst, ein gutes Beafsteak zu bereiten, in wenigen Familien, selbst nicht in vielen Gasthäusern bekannt ist. Man läßt nämlich entweder das Fleisch halb roh, oder man setzt es so lange dem Feuer aus, daß es dann nichts weniger als ein gutes Beafsteak zu nennen ist. Dasselbe kann nur auf folgende Art zweckmäßig bereitet werden. Nachdem das Fleisch in Scheiben von der Dicke eines Daumens geschnitten worden, wird es mit Pfeffer oder auch gestoßenem Piment und Salz bestreut, mehrere Minuten lang geklopft, mit einer Mischung von ⅔ zur Sahne geriebenem Rinder- oder Nierenfett und ⅓ sogenannter Schlagsahne mittelst einer Feder oder eines Pinsels bestrichen, nicht aber mit Butter, indem diese sich durch das Feuer sehr schnell verflüchtigt, und das davon Zurückbleibende leicht brenzlicht wird. Hierauf wird das Fleisch, in Papilloten gewickelt, auf einen Rost gelegt, unter dem sich glühende Kohlen befinden. Unterdessen macht man rasch in einem Tiegel ⅔ zur Sahne geriebenes Rinderfett und ⅓ wirkliche Schlagsahne heiß, und läßt das vom Rost genommene Fleisch in dieser Fettmischung während 5—7 Minuten oder so lange dämpfen, bis die Brühe gelblich wird. Zu dem wahren, nämlich dem auf die angegebene Art bereiteten, englischen Beafsteak kommen keine Zwiebeln. Französische und deutsche Zungen lieben aber dieses Gewürz sehr, doch wird es nur selten ganz gut vertragen.

(Technisches.) Der Eisenhüttenbesitzer Pönsgen zu Schleiden im preußischen Regierungsbezirke Aachen hat ein Stahlstabgeläute erfunden, welches aus vier Stäben besteht, die zusammen 600 Pfd. wiegen. Sie sind mit einem Resonanzboden versehen, und werden durch eine zweckmäßige, mechanische Vorrichtung mittelst hölzerner Hämmer angeschlagen. Dadurch entsteht ein sehr harmonisches Geläute, welches bei nicht widrigem Winde ungefähr eine Stunde weit vernehmbar ist. Der Preis eines solchen Geläutes, so wie die Kosten der Aufstellung sind geringer als bei dem Glockengeläute, weshalb man die Erfindung höchst wahrscheinlich beachten wird, ob sie gleich den Herren Glockengießern nicht angenehm sein kann.

(Neue Pariser Gesellschaftswagen.) Auf einer der Boulevard „Omnibuslinien zu Paris sind seit Kurzem Gesell-

schaftswagen von ganz neuer Bauart und innerer Einrichtung im Ganze. Die Hauptveränderung in letzterer Beziehung besteht darin, daß an die Stelle der gewöhnlichen Langsitze, wie sie z. B. bei unsern hiesigen Gesellschaftswagen gang und gäbe, formliche Separat- und Sperrsitze getreten sind, wodurch dem Uebelstande, welcher ja auch hierorts so vielerlei Beschwerden veranlaßt, daß, zumal an Feiertagen, eine bestimmte Zahl von Personen, oft von beträchtlichem Leibesumfange, in einen Wagen gepreßt wird, ein für allemal abgeholfen wird. Zweitens eine gewölbte Decke von einer Höhe, welche hinreichend ist, daß selbst Personen von hoher Statur sich beim Ein- und Aussteigen nicht zu bücken brauchen, und drittens: helle Beleuchtung des Innern.

(Grabschriften.) Major Skinner gedenkt in seinen „Streifereien in Ostindien" der Grabschrift einer Prinzessin, Namens Gorah Bezum, welche bloß so lautet: „Ach! Ach! Gorah Bezum!" — Das ist doch sehr einfach für den blumenreichen Orient. Da verstehen es die Deutschen besser; namentlich auch die Casselaner. Auf dem Friedhofe zu Cassel findet sich z. B. folgende Grabschrift:

„Anna Katharina Schweinebraten heiß' ich,
Zu meiner Mutter reis' ich;
Ich sage Vater, Bruder, Gothel und Geliebten gute Nacht,
Und will sehen, was meine Mutter und der Herr Jesus macht."

(Recept, einen Roman zu verfertigen.) R. Schöne, junge, reizende, gutherzige Mädchen, 12 Stücke. Verliebte, leichtsinnige Stutzer, 6 Stücke. Einen alten reichen Onkel, der nicht sterben will. Eine verdrießliche, argwöhnische Mutter oder Tante. Ein paar Unglücksfälle, wobei Güte des Herzens und stille Wohlthätigkeit sich zeigen können. Liebe von allen Sorten, die möglich sind, nach Belieben. Wonnegefühl, süße Melancholie, Herzensergießungen, Träume, Ahnungen, Seufzer und Herzklopfen, Schmachtungen, Schwärmereien, Vergiß mein nicht, Rosen und Myrthen, jedes eine Hand voll. Ferner: Eifersucht, Mißverständniß, Argwohn, Verführung, Betrug, listige Entführung, Hindernisse, heldenmüthiges Benehmen, unvermuthete Entdeckungen, unglückliche Heirathen, Verrätherei, falsche Freunde, Rache, Verzweiflung und Tod; alles nach Proportion. Ein wenig attisches Salz dazu gemischt, und mit Liebes- und Freudenthränen untereinandergerührt. M. D. S. Ist gut gegen — die lange Weile. probatum est.

Dr. Seladon Sylviphilas
Tzschatschlau.

(Mr. Francis Abgot,) ein britischer Offizier, welcher auf halben Sold gesetzt war, und unseren Erdball unter mancherlei Schicksalen an verschiedenen entfernten Punkten kennen gelernt hatte, faßte endlich, nach einem langen, unstäten Herumirren, festen Ankergrund auf der Regenbogeninsel am Niagarafall. Hier bewohnte er, von aller Welt fast gänzlich zurückgezogen, als ein Eremit und Misanthrop eine kleine Hütte, hatte nur einen treuen Hund zum Gesellschafter, lebte höchst einfach, spielte täglich ein paar Stunden lang die Flöte oder sang zur Guitarre — gebrechenen Herzens — schrieb auch öfter, vertilgte das Geschriebene wieder, und war Allen, die ihn von ferne belauschten, ein seltsames Räthsel. Er nahm in den wirbeluden und schäumenden Wogen unterhalb des majestätischen Wasserfalles, den wir durch hundert Bilder und Beschreibungen kennen, täglich ein Bad, und setzte dasselbe so lange fort, bis ihn die Eisschollen hinderten, diese Leibesübung vorzunehmen; dabei machte er sich aber mit dem tückischen Elemente so vertraut, daß Diejenigen, welche ihn von den Klippen springen, durch die reißenden Wirbel und Brandungen schwimmen und untertauchen sahen, von Grauen und Furcht um sein Leben erfüllt wurden. So hatte er schon über zwei Jahre lang diese Lebensweise geführt, und dieses gewagte Spiel getrieben. Eines Tages aber griff er dem Tieger doch zu tief in den Rachen und zu keck an den Zahn; denn nachdem er, sehr nahe an den fallenden Wassermassen, seiner Gewohnheit nach, von einem steilen Felsenriff in die brausende Tiefe niedersprang, und dieses hinter einander wohl schon sechs- bis achtmal fortgesetzt hatte, mußte er sich gänzlich ermüdet haben; er sank unter, und — wie Schiller sagt:

Die Wogen, sie rauschen auf und nieder,
Den kecken Taucher bringt keine wieder!

(London.) Auf der Preston Eisenbahn haben die Schüler aller Sonntagsschulen vorige Woche eine Lustfahrt gemacht. Es waren 2164 Kinder mit 200 Lehrern, die in 27 offenen Wagen fuhren. Auf der Anhaltestation Poulton sangen die Kinder einige Lieder, in Fleedwood wurden sie traktirt.

(London.) Nach einem vom Parlament bereits am 30. Juli genehmigten Act sollen bei allen Infanterie- und Cavallerie-Regimentern des Heeres Sparcassen errichtet werden, in welche die Unterofficiere und Soldaten ihre etwanigen kleinen Grübrigungen gegen etwas mehr als 3½ pCt. Zinsen einlegen können.

(Literarisches.) Bei dem Quedlinburger Buchhändler Basse, dem bekannten Ritter- und Räuberfabrik-Besitzer, ist dieser Tage ein Buch erschienen, das den köstlichen Titel führt: „Die Kunst, eine reiche Frau zu heirathen." Dies Buch wird gewiß einem längstgefühlten Bedürfniß abhelfen. — Ein anderes vortreffliches Buch ist das in Ludwigslust erschienene Prachtwerk: Das Saufen im Licht des Evangeliums betrachtet.

Schlächtermeister.) „Sie sehen wie ein Künstler verächtlich auf mich herab," sagte ein Schlächtermeister zu einem Uhrmacher, der ihm seine Uhr verdorben hatte, „aber ich bin wenigstens noch ein Schlächtermeister, Sie aber sind ein schlechter Meister.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 81.

Bremen, Sonntag den 9. October 1842.

Gestorben:

Nro. 1002. Den 4. October. Der Kutscher Rudolph Niehaus, 42 Jahr, Buchtstraße Nro. 3.

— 1003. Den 5. — Der Zuckerbäckermeisterknecht Joh. Nicolaus Johansen, 10 Jahr, kl. Sortillenstraße Nro. 25.

— 1004. Den 5. — Des Schuhmachers Joh. Heinrich Windels Tochter, 10 Monat, gr. Johannisstraße Nro. 249.

— 1005. Den 5. — Joh. Andreas Friedrich Suhrmann, 8 Monat, Jockels Hof Nro. 1.

— 1006. Den 5. — Der Zimmergesell Hinrich Lampe, 41 Jahr, Punkendeich Nro. 71.

— 1007. Den 5. — Gesina Adelheid Halenbeck, 22 J., Weerder Nro. 30.

— 1008. Den 6. — Der Maler Joh. Friedrich Leseberg, 70 Jahr, gr. Rosenstraße Nro. 2.

— 1009. Den 6. — Friederike Rothermund, 6 Monat, Hastedt.

— 1010. Den 6. — Carolina Hahlenkamp, 9 Monat, Buntenthorssteinweg Nro. 24.

— 1011. Den 6. — Des Küpers Joh. Jacob Riechmann Sohn (todt geb.), hinterm Stephanithorswall Nro. 8.

Nro. 1012. Den 6. — Des Höker Johann Friedr. Lange, 58 Jahr, Osterstraße Nro. 38.

— 1013. Den 7. — Der Arb. Egidius Kniep, 28 Jahr, Obernstraße Nro. 25 (Vorstadt).

— 1014. Den 7. — Des Arb. Joost Heinr. Schierenbeck Tochter, 7 Monat, Buntenthorssteinweg Nro. 134.

— 1015. Den 7. — Des Rademachers Heinrich Wilde Ehefr., geb. Böschen, 38 Jahr, Hastedt Nro. 55.

— 1016. Den 7. — Des Kahnschiffers Berend Meyer Tochter, 4½ Jahr, Sanders Deich Nr. 6.

— 1017. Den 7. — Des Cigarrenfabrikanten Hinrich Martens Sohn, 11 Tage, Steinthor Nr. 11.

— 1018. Den 7. — Des Schlosseramtsmeisters Herm. Lagemann Ehefr., geb. Fehrmann, 58 J., Neuenmarkt Nro. 20.

— 1019. Den 8. — Des Schenkwirths Wilh. Uhlenhoff Sohn, 18 Tage, Neuenstraße Nro. 10.

— 1020. Den 8. — Des verst. Privatlehrers Heinrich Harz Tochter, 1 Jahr, Ansgariithorssteinweg Nro. 1 B.

Geburten:

Nro. 1253. Den 25. September. Des Stuhlmachers Joh. Heinrich Conrad Rummelmann Ehefr., geb. Röder, gr. Annenstr Nr. 12, v. e. M.

— 1254. Den 3. October. Des Stuhlmachers Heinr. Christoph Scharrelmann Ehefr., geb. Siebrecht, Grafenstraße Nro. 25, v. e. K.

— 1255. Den 4. — Des Cigarrenmachers Lüder Osmers Ehefr., geb. Salzen, Steinthorssteinweg Nro. 17, von einem Knaben.

— 1256. Den 4. — Des Kaufmanns Carl Emil Traub Ehefr., geb. Stockmeyer, Langenstraße Nro. 53, von einem Knaben.

— 1257. Den 4. — Des Küpermeisters Friedr. Wilh. Edler Ehefr., geb. Falck, Kirchenstraße Nro. 7, von einem Mädchen.

— 1258. Den 6. — Des Dr. med. Christion Georg Schütte Ehefr., geb. Klugkist, Weges-Ende Nro. 26, von einem Knaben.

Nro. 1259. Den 6. — Des Küpergesellen Johann Jacob Richmann Ehefr., geb. Dodt, hinterm Stephanithorswall Nro. 8, v. einem K.

— 1260. Den 6. — Des Lohndieners Diedr. Johann Heinr. Friedr. Kolkmann Ehefr., geborne Luers, Süsterstraße Nro. 8, v. e. K.

— 1261. Den 6. — Des Zimmergesellen Carl Friedrich Pickmann Ehefr., geb. Gödemann, Grünenstraße Nro. 43, von einem Knaben.

— 1262. Den 7. — Des Barbiers Andreas Friedrich Schmeißer Ehefr., geb Ritter, Kloster-Kirchenstraße Nro. 3, von einem Mädchen.

— 1263. Den 8. — Des Cigarrenmachers Christian Heinrich Ehbrecht Ehefr., geb Wessels, Theerhof Nro 16, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 418. Der Arb. Heinrich Wilhelm Sprieck hies. und Meta Giesecken zu Rockwinkel.

— 419. Der Zwirnfabrikant Julius Ludw. Schlodtmann und Anna Magdalene Heinken. B. v. h.

— 420. Der Blechenschlägeramtsmeister Joh. Gerhard Matfeld und Johanne Rosine Seekamp. Beide von hier.

— 421. Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Nordhold hies. und Marie Magdalene Volkland aus Walsrode.

— 422. Der Schuhmacheramtsmeister Conrad Arens hies. und Sophia Elisabeth Ritter genannt Seiler aus Eimbeck.

— 423. Der Cigarrenmacher Gehrt Hinr. Winkelmann hies. und Helene Sophie Wübke Wilms zu Varel.

— 424. Der Maurergesell Joh. Diedr. Abbes hies. und Betha Louise Vogt.

— 425. Der Tuchstopfer Joh. Hinr. Tietjen und Anna Maria Pfeiffer hies.

— 426. Der Arbm. Heinr. Waltjen und Margaretha Borcherding. Beide von hier.

— 427. Der Cigarrenmacher Heinrich Christoph Georg Schuhmacher und Gesina Elisabeth Sander. Beide von hier.

Nro. 428. Der Arb. Joh. Hinr. Schulze hies. und Rebecca Wendelcken aus Ritterhude.

— 429. Der Schuhmacher Joh. Christian Friedr. Wichmann und des verst. Schuhmachers Christoph Gebhard Fortmann Wittwe, Johanne Franziska, geb. Hagen hieselbst.

— 430. Der Maurergesell Johann Diedr. Bredenhorst und Henriette Sophie Docke. B. v. hier.

— 431. Der Arb. Johann Herm. Conrad Meinert und Mette Elisabeth Bartels hieselbst.

— 432. Der Arb. Gerh. Hinrich Teklenburg hies. und Maria Elisabeth Albrecht aus Trendelburg in Kurhessen.

— 433. Der Kaufmann Johann Justus Achelis hies und Grete Elise Harms zu Bockhorn im Herzogthum Oldenburg.

— 434. Der Portraitmaler Anton Heinrich Christian Deetjen und Elisabeth Friedrika Wienken hieselbst.

— 435. Der Weißbäcker August Wilh. Jahn und Margaretha Schmid hieselbst.

— 436. Der Schirrmeister an der königlich Hannöverischen Post Johann Gottlieb Brandes u. Anna Maria Sophia Kracht hieselbst.

— 437. Der Arb. Jacob Hinr. Hohmann und Adelheid Leese hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 82.

Bremen, Donnerstag den 13. October 1842.

Ein Flecken am Rheine.

Von F. Freiligrath.

Gruß dir, Romantik! — Welch ein prächtig Nest!
Mit seines schlanken Mauerthurmes Zinnen,
Mit seiner Thore moosbewachs'nem Rest,
Mit seiner Burg, so schartig und so fest,
Wie reißt es sieghaft meinen Geist von hinnen!
Gruß dir, Romantik! Träumend zieh' ich ein
In deinen schönsten Zufluchtsort am Rhein!

D'rin weilst du noch! Im schlichten Nonnenkleid
Blickst du mich an durch die bemalten Scheiben.
Es hat geächtet dich die Nüchternheit,
Ach, und die Klugheit dieser hast'gen Zeit;
Sie möchten gern dich ganz und gar vertreiben.
In kleinen Ufervesten, morsch und grau,
Birgst du dich zitternd, wunderbare Frau!

Dort — ach, in Kirchen die des Schmuckes baar,
Dort ist die Statt, wo deine Seele jammert:
In öden Kirchen, mit zerwehtem Haar,
In öden Kirchen knie'st du am Altar,
Und hälst mit Weinen brünstig ihn umklammert.
In seines Schattens ewigheil'ger Ruh'
Suchst eine Freistatt deinem Schmerze du.

Und bist dieselbe doch, die einst mit Lob
Und trunkner Scheu des Volkes Beste nannten;
Die Ludwig Tieck einst auf den Zelter hob,
Die keck den Forst der Poesie durchstob,
Arnim, Brentano, deines Zugs Trabanten.
Die Waldung glühte, silbern sprang der Born,
Und wie ein Mährchen scholl das Wunderhorn.

Das war vordem! — Jüngst ging ich am Gestad';
Grün floß der Strom, nicht Volker sah ihn reiner.
Ein Dampfboot zog vorüber seinen Pfad,
Tief in die Wellen griff es mit dem Rad,
Und auf dem Deck stand deiner Priester Einer:
Der jüngste wohl und doch schon grauen Haars
Um die gewölbten Schläfen: Uhland war's!

Wir kannten uns! — wir grüßten uns. Vorbei
Mein einsam Städtchen schwamm er zu den Dänen.
Auf uns hernieder sah die Lorelei,
Im Hals erstickt' ich einen Freudenschrei,
Doch in den Augen hatt' ich helle Thränen.
Trüb klang ein Lied in meiner Seele Schrein;
Das hieß: „Drei Bursche zogen über'n Rhein!"

Ja, dies der Rhein! Die Woge mit dem Hort,
In dessen Strahl sich Uhland's Wimper sonnte!
Und dort er selbst! Die Sängerlippe dort,
Romantik, ach, die mit gefeitem Wort
All' deinen Zauber noch verkünden konnte!
Das Auge dort, das tief im Elfenbusch
In deiner Bronnen Spiegel klar sich wusch!

Du wußtest es, daß er vorüberzog!
Aus Burg und Felsriß durch des Morgens Nässe
Sahst du hernieder und ein Lächeln flog,
Ein sonnig Lächeln, als das Schiff sich bog,
Durch deiner Züge kummervolle Blässe.

Mit trüber Freude sahst du auf den Knie'n
Auf deinem Strome deinen Dichter ziehn.

Da flog er hin! Der letzte Rauch verschwamm!
Da flog er hin, dein jüngster, reinster Kämpfer!
Dein Lächeln floh, trüb stand der Berge Kamm,
In meinem Herzen pocht' es wundersam:
Dein letzter Ritter — ach, und auf dem Dämpfer!
Dahingerissen von der neuen Zeit
Des Mittelalters fromme Trunkenheit!

Ein Gleichniß nur! — Doch kam es über mich,
Und nicht vermocht' ich's trotzig abzuweisen;
Daher die Trauer, die mich überschlich.
Du Stille, Bleiche, ja verhülle dich;
Die Zeit, o Herrin, ist für dich von Eisen!
Kalt unterwühlt sie dein vermorscht Asyl —
Ach, nicht allein mit ihrer Dämpfer Kiel!

Dein Reich ist aus! — Ja, ich verhehl' es nicht:
Ein andrer Geist regiert die Welt, als deiner.
Wir fühlen's Alle, wie er Bahn sich bricht;
Er pulst im Leben, lodert im Gedicht,
Er strebt, er ringt — so strebte vor ihm keiner!
Ich dien' ihm auch und wünsch' ihm frohen Sieg —
Doch warum dir, Verbannte, deßhalb Krieg?

Dir, deren prächtig Banner ohnehin
Einsam nur weht noch auf zerfallner Mauer!
Dir, der Entthronten! — Mit bewegtem Sinn
Zu deinen Füßen werf' ich still mich hin,
Ein ernster Zeuge deiner Wittwentrauer!
Ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
Das um die alte fromm doch Leide trägt!

Nicht wie ein Knabe! — Diese Stunde nur
Zu deinen Füßen klagend will ich sitzen!
Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen.
Nur eine Stunde! Aber die auch ganz
An deiner Brust, in deiner Glorie Glanz!

Da, nimm mich hin! Nimm mich und halt' mich fest!
Ha, diese Scharten, diese Mauerzinnen,
Ha, dieser Thore moosbewachsner Rest,
Ha, diese Burg, dies alte Falkennest —
Sieghaft, erobernd reißt es mich von hinnen!
Stromauf die Pfalz im Abendsonnenbrand —
Die Wolken Schlösser — ja, das ist dein Land!

Ein Kirchenthor! — Wie träumend tret' ich ein;
Die Fenster lodern, dunkelbunt geschildert;
Die stolzen Rosen werfen prächt'gen Schein,
Und durch des Kreuzgangs düstre Bogenreihn
Herschaut ein Gärtlein, rankig und verwildert;
Still mit des Chores ewigernstem Grau
Sein Laubgrün mischt es und sein Himmelblau.

Und leise zitternd überfliegt die Wand
Der wolk'ge Schatten seiner weh'nden Büsche;
Dort ist der Ritter und der Burgfrau'n Stand;
Aus Stein gehauen, flehend ihre Hand
Zur Brust gehoben, stehn sie in der Nische;
Mild und ergeben strahlt ihr bleich Gesicht —
Friede des Todes überströmt es licht.

Lautlos die Stätte! Markt und Strom wird weit!
Romantik, ha, mein Trauern ist gebrochen!
Den Gottesfrieden, die Gottrunkenheit,
Die du nur kennst — nicht, ach, die neue Zeit! —
Hier fühl' ich rein sie meine Brust durchpochen.
Die Erde weicht, in sel'gen Armen hält
Der Himmel mich — verschollen ist die Welt!

Genug, genug! Nicht lange solch ein Port!
Zurück in's Leben! Mächtig ruft das Neue!
Doch was in's Herz mir senkte dieser Ort,
Für immer flamm' es! Poch' es fort und fort
In meinen Adern! Geb' es mir die Weihe!
Geb' es mir Muth und Freudigkeit und Halt,
Wenn laut und fordernd mich der Tag umschallt!

So wird mein Dienst der Zeit ein reiner sein. —
Verbanntes Weib, ich wollte mit dir klagen,
Mit Thränen netzen wollt' ich deinen Schrein —
Ich kam, und sieh', du hauchtest Ruh' mir ein!
Ich gehe fort, von neuer Kraft getragen;
Von deinem Licht umflossen, geh' ich hin:
Du bist verbannt — doch stets noch Königin!

Leb' wohl für heut'! — Des Abends letztes Gold
Strömt durch die Scheiben; über mir Geläute!
Die Kirchenfahnen flattern, halb entrollt! —
Ihr allzeit Klugen, die ihr wissen wollt,
Was alles Ding, was auch dies Lied bedeute:
Der Lettner glüht, die ew'ge Lampe flammt —
Nennt für Brentano es ein Todtenamt!

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Die von den Alten entworfene Botschaft wurde sofort nach dem Luxembourg gesandt; aber dort waren alle Vorsichtsmaaßregeln genommen worden, daß die Ueberbringer derselben nicht empfangen würden und in keiner Weise bis zu den beiden Directoren gelangen konnten, die Moreau unter Verschluß hielt. Die an alle Ausgänge des Directorialpalastes gestellten Schildwachen sagten, sich stricte an die Ordre haltend, die ihnen von diesem General gegeben worden war, zu einem jeden, der da kam:

— Es wird niemand eingelassen!

„Ich bin Mitglied des Raths der Alten," sagte der Eine.

— Es wird niemand eingelassen!

„„So erlaube man mir mindestens, ein Paar Worte an den Präsidenten des Directoriums zu schreiben,"" sagte der Andere.

— Es wird niemand eingelassen!

„Wohnt der Director etwa nicht mehr hier?" fragte der Dritte.

— Es wird niemand eingelassen!

Gar nicht wissend, was das heißen sollte, wollten die Ueberbringer der Botschaft sich darüber bei Moreau beschweren und Protest einlegen, aber die Schildwache vor der Thür des Generals antwortete gleich ihren Kameraden mit einem „es wird niemand eingelassen!"

Inzwischen wurde eine im voraus von dem Secretair des Directoriums, dem Bürger Lagarde geschriebene Antwort an die Alten gesandt; dieselbe besagte im Wesentlichen, „ihre Botschaft habe nicht angenommen werden können, weil von den fünf Mitgliedern, aus welchen das Directorium bestände, vier ihre Demission eingegeben hätten und der fünfte abwesend sei." Es war dies eine flagrante Unrichtigkeit, indem Gohier und Moulins, wenn auch in ihrem Palaste eingeschlossen, doch ihre Funktionen nicht niedergelegt hatten; aber bei dergleichen Crisen wird durch die Unwahrheit oft mehr erlangt als durch die Wahrheit. Wer gewinnen will muß wagen. Wie manches ist zu allen Zeiten in der Politik geheiligt worden, das die Geschichte strenge verdammt hätte, wenn es fehl geschlagen wäre!

Das Schreiben des Generalsecretairs des Directoriums, Bürger Lagarde, wurde den Alten durch den Präsident der Versammlung zweimal vorgelesen.

„Nun," rief endlich eins der Mitglieder aus, „wenn Austretungen vorkommen, so ist durch die Constitution der einzuschlagende Weg angegeben: wir müssen uns beeilen, die abgegangenen Directoren zu ersetzen."

Es wurde ein Antrag ausgefertigt und der Rath der Alten referirte darüber an den der Fünf Hundert, um sogleich ein Verzeichniß von fünf Directoriums-Candidaten aufzusetzen.

Bonaparte's Anschläge waren, wie man sieht, noch lange nicht von Erfolg gekrönt; die Verschwörung war selbst in ihrem Ursprunge bedroht; aber von der Wendung, welche die Sachen nahmen, unterrichtet, sagte er zu seiner Umgebung:

„Frisch! der Augenblick, sich zu zeigen, ist da."

Einige Minuten darnach hörte man in den Gängen das Klippern und Klappern von Sporen und Säbelscheiden; die Thürvorhänge wurden bei Seite geschoben, und die Alten sahen Bonaparte, angethan mit seinem ägyptischen Costum, der Uniform mit großen Schößen, dem an einer carmoisinrothen Schnur hängenden Damascener, in ihren Saal treten. Er hatte den Hut abgezogen und sein schlichtes Haar rahmte sein blasses, aber so energisch charakterisirtes Gesicht ein. Die Offiziere seines Stabes, die ihm schweigend folgten, blieben am Eingange des Saales stehen, er selber aber trat an die Barriere und sagte mit kräftig betonter Stimme:

„Repräsentanten, Ihr steht nicht unter gewöhnlichen Verhältnissen; Ihr befindet Euch auf einem Vulcan!"

Es brach ein Gemurmel aus; Bonaparte schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort, wie folgt:

„Erlaubet mir, daß ich mit der Offenheit eines Soldaten zu Euch rede, und verschiebet Euer Urtheil, bis Ihr mich gehört habt. Ich lebte ruhig zu Paris, als ich das Decret

des Raths der Alten erhielt, welches von den Gefahren der Republik sprach; da habe ich sofort meine Waffenbrüder berufen, und wir haben Euch unsere Arme angeboten."

— Sie waren nicht ruhig! rief eine kräftige Stimme aus der Versammlung: Sie conspirirten!

— — Er will den Cäsar spielen! Er ist ein neuer Cromwell! riefen andere Stimmen.

Da stieg Bonaparte das Blut zu Kopf, und nun auch aufbrausend rief er aus:

„Man spricht von Cäsar, von Cromwell! Wenn ich die Freiheit meines Landes hätte unterdrücken, die oberste Gewalt an mich reißen wollen, da hätte ich schon mehr als einmal, wo ich dazu aufgefordert worden bin, günstige Gelegenheit dazu gehabt. Bin ich nicht, nach unsern Triumphen in Italien, durch die Nation, durch meine Kameraden, durch die ganze Armee berufen worden? Auf Euch allein, Ihr Bürger Repräsentanten, beruht das Heil des Vaterlandes, denn es existirt, wie Ihr wißt, kein Directorium mehr."

— General, Sie vergessen die Constitution! rief Linglet aus.

„Die Constitution?" wiederholte Napoleon, im Sprechen hitziger werdend; „Ihr habt sie oft genug verletzt! Ihr verletztet sie am 18. Fructidor; Ihr verletztet sie am 22. Floreal; Ihr verletztet sie am 30 Prairial! Die Constitution, sagt Ihr? Ja, diese Constitution, auf welche sich alle Factionen berufen, sie ist von allen Factionen verletzt worden! Sie kann für Euch kein Mittel des Heils mehr sein, weil sie von niemandem mehr geachtet wird."

— Zur Ordnung riefen dieselben Stimmen.

— — Nieder mit dem Dictator! kein Dictator!

„Bin ich denn ein elender Intriguant?" fuhr Bonaparte, seine Stimme in einem Grade steigernd, daß sie die seiner Unterbrecher übertönte, fort; habe ich je die Maske eines Heuchlers angelegt? Mir däucht, ich habe der Beweise meiner Anhänglichkeit für die Republik genug gegeben. Da mir Verstellung zu nichts nutzt, so werde ich Alles sagen!"

— Ja!... Reden Sie!... Erklären Sie sich!...

Seit meiner Rückkunft bin ich ohne Unterlaß von Intriguen umgeben gewesen: alle Factionen haben sich zu mir herangedrängt, um mich zu überlisten. Männer, die sich für die einzigen Freunde des Vaterlandes, für die Stützen der Freiheit ausgegeben, haben mir ihren Beistand angeboten, um die Conseils zu säubern, die Regierung zu läutern."

— Nennen Sie diese Männer!

— — Ja, nennen Sie sie! wer sind sie?

Diese Aufforderungen erschollen gleichzeitig aus allen Winkeln des Saals. Bonaparte antwortete nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Ich kenne alle die Gefahren, die Euch bedrohen, und derentwegen mir eine außerordentliche Gewalt übertragen worden ist, erkläre aber, daß ich, sobald dieselben vorüber sein werden, auf die Gewalt verzichten werde. Ich will mit Bezug auf die von Euch zu ernennende Magistratur nur der Arm sein, der dieselbe unterstützt, der Arm, der das Gesetz zur Ausführung bringt!"

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

Der König findet an jenen ungezwungenen, aber doch gewicht- und geistvollen Plaudereien mit jedem Einzelnen seiner Minister weit mehr Behagen, als an den feierlichen Erörterungen des versammelten Minister-Rathes. Spricht er erst mit einem ein paar Wörtchen unter vier Augen, so hat er auch das, was er begehrt, schon so gut wie in der Tasche, nur selten stößt er auf Widerstand, denn er besitzt eine fesselnde und hinreißende Kraft der Rede; er weiß seinen Bitten gleich wie seinen Befehlen eine so geschickte Wendung zu geben, daß die Gebote wie gewöhnliche Anliegen, dagegen die Wünsche sich wie ernstliche Forderungen anhören. Keiner, wer er auch immer sei, flößt dem Könige Furcht ein, er versteht's, die Leute an der gehörigen Stelle zu greifen, und hat er sie einmal unter seinen Händen, so wird er auch schon mit ihnen fertig. Unglaublich ist's, was er mit Herrn Laffitte in den ersten Tagen der Juli-Revolution gethan. „Folgen Sie uns, meine Herren, folgen Sie uns!" In dieser Weise sprach er, Herrn Laffitte am Arme, zu den Mitgliedern der Deputirten-Kammer. Hieß das nun nicht Herrn Laffitte zum Theilhaber des französischen Throns machen? Auch war General Lafayette sehr gut hiervon unterrichtet. Mehr denn einmal eilte er zum neuen Könige, so recht gelaunt, seinem kindischen Verdruß, wodurch er so oft ergötzte, Luft zu machen, kehrte aber stets bestürzt und geschlagen zurück, ohne irgend eine Antwort auf die Bemerkungen dieses gewandten und geistreichen Logikers gefunden zu haben.

So fließt das Leben des Königs in ununterbrochener Thätigkeit dahin, der Morgen ist für ernste Beschäftigungen bestimmt, des Nachts denkt er über die Bewegungen des Tages nach, den ganzen Tag bringt er damit zu, sich zu schützen und zu vertheidigen, oder Freunde zu gewinnen; denn es ist ihm um das Wohlwollen eines Jeden zu thun nicht eines einzigen Unterthanen Freundschaft weis't er geringschätzig zurück. Der gewöhnliche Handwerksmann, der an ihm vorbeigeht, so wie der Pair von Frankreich, der sich ihm nähert, Beide müssen sie in gleichem Grade mit dem Benehmen des Königs zufrieden sein. Seine Vertraulichkeit ist edel und aufrichtig, sein Verstand vortrefflich, seine Strenge selbst gemildert durch eine Leutseligkeit, wie sie nur Er besitzt. Der Tabacksgeruch ist ihm ein Gräuel, insbesondere findet er diesen Dunst in einem königlichen Palast gar zu abscheulich; da nun aber einmal heutzutage alle Welt raucht, so hat er eine gewisse Art ersonnen, sich darüber zu beschweren, die Niemand beleidigt. Einmal kam der Marschall Lobau ganz durchräuchert aus einer Wachtstube. „Halt," sagte der König, „man meint doch, ich hätte einen Willen, und dennoch kann ich meine Diener nicht verhindern, in meinem Vorzimmer zu rauchen, was mich stark belästigt." Er liebt es, immer Menschen um sich zu sehen, sei es, daß sie ihm bloß ihre Aufwartung machen oder eine Fürbitte für Einen einzulegen haben, gern hat er Leute bei sich, die in die Ferne gehen oder von dort zurückkommen, und wohl selten nur ist's der Fall, daß er mit ihnen nicht sehr geläufig in ihrer eignen Sprache redete, oder daß er nicht selber alle diese Länder besucht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Dr. Strauß in Sontheim.

(Schluß.)

Um Justinus Kerner ganz zu begreifen, muß man ihn mit Männern entgegengesetzter Richtung verkehren sehen. Jeder geistige Lebensstrahl hat ein Recht zu ihm zu dringen. Es ist das rein Menschliche in ihm, das über allen Meinungen schwebt, und ein höheres Etwas, das Kerners Natur, wenn ich so sagen darf, das Schutzgeistartige verleiht. Auf die Bitte von Strauß schrieb an dessen Pult der Dichter die Verse nieder, welcher beim Hochzeitsfeste improvisirt hatte:

„Strauß' Glaube kommt dem Eh'stand ganz zu gut:
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein Andrer spricht: ich spare Vieles auf
Bis wir in einem bessern Stern uns sehen;
Er aber spricht: ich liebe hier vollauf:
Denn ich weiß fest, daß ich und du vergehen.

Du And'rer raub' ihm diesen Glauben nicht!
Er dient zum Heil der herrlichen Agnese,
Und kommt er einst aus Schein im Tod zum Licht
Und sie steht vor ihm wird er drob nicht böse.

Dann wird er sprechen: „Kerner hatte recht,
Dem machte Scharfsinn keine grauen Haare.
Agnese! was der Kopf denkt, ist oft schlecht,
Nur was mein Herz fühlt, Herz, das war das Wahre!"

Einer der Professoren, ein talentvoller Musiker, der die Namen aller jener Maestri, welche die Zeitung nennt, auf sein Haupt nehmen mußte und den Capellmeister machte, trug seine Composition des schönen Liedes vor, welches Kerner jüngst von einem Glase sang, das ihm sein Lenau vor Jahren beim Scheiden gab.*) Darauf ging die Hausfrau ans Clavier. Sie sang aus Oberon: „Arabien mein Heimathland." Das Lied war ganz Sehnsucht. Dazu die reinen Linien des orientalischen Gesichts, der ernstlächelnde Mund; die feingeschwungenen Brauen. Es liegt immer ein Schmerz in diesem Auge — der Schmerz der Poesie, das Heimweh der Seele. In der Gestalt kündet sich strenger griechischer Styl — dazu das warme Gemüth mit christlichem Element: Plastik und Malerei vermählen sich in ihr. — Bei dem Gesange sah man durch die hohen Scheiben, an welchen eine frisch entfaltete Rose stand und ein Citronenbäumchen mit reifenden Früchten, die Sonne flammend niedergehen. Noch einmal strahlte ihr Purpurbild aus den Wellen, über welche ein einsames Segel glitt. Ich trat auf den Altan. Thurmspitzen und Fenster der alten Reichsstadt funkelten. Ueber den Wiesen liegt traubenschwer Schloß Klingenberg, im Besitze des Grafen von Neipperg. Rechts davon das Dörflein Böckingen. Im Hintergrund der Heuchelsberg mit sei-

*) Siehe Bürgerfreund Nro. 81.

ner Warte, einem aufgehobenen Finger ähnlich. — Dr. Strauß sah frohverklärt aus. Lichte Haare und Augen — er trägt Brillen — geben dem feinen fast regelmäßigen Gesichte etwas sehr Jugendliches. Die Weichheit in den angenehmen, sonst etwas kalten Zügen, aus denen früher nur eine gewisse wehmüthige Resignation sprach, rührt mich. Nur gute Menschen können so glücklich sein. Wie hing er mit Aug' und Ohr an der Gattin wenn sie sang! Seine Seele muß für den Geist der Schönheit sehr empfänglich sein. Wer warm lieben kann, dem darf die Gemüthswelt nicht verloren gehen. Zwischen dieser und dem Forschergeiste zur Vermittlerin ist vielleicht eine ächte Frauennatur bestimmt. Sie wird durch Liebe die Regenbogenbrücke zum Himmel schlagen — die Liebe läßt ihre Kinder nicht abtrünnig werden.

E. N.

---

* Freimarkt.

Während die Gebrüder Tourniaire in der Hildenbrock'schen Reitbahn ihre Vorstellungen in der höheren Reitkunst geben, wie schon berichtet ward, wird die so eben hier eingetroffene Künstlerfamilie Lehmann in der des Herrn Buchtenkirchen ihr Theater aufschlagen und durch ihre pantomimischen Darstellungen das Publikum erfreuen. Voriges Jahr besuchten uns diese Künstler zuerst und so war es wohl nicht zu verwundern, wenn sie im Anfange des Marktes weniger Zuspruch hatten; so wie es aber bekannt ward wie unterhaltend ihre Vorstellungen waren, nahm auch der Besuch zu, und der Wunsch dieselben fortgesetzt zu sehen war so groß, daß sie nach dem Markte noch im Theater spielten; daher wird es allen, die diese Künstler voriges Jahr sahen, oder die an dem Besuch gehindert von ihren eben so unterhaltenden als hübschen Productionen hörten, angenehm und lieb sein, daß diese Gesellschaft uns diesmal wieder besucht. Dieselbe ist jetzt durch mehrere neue, höchst ausgezeichnete französische und englische Künstler und Künstlerinnen vermehrt und das Theater durch neue brillante Decorationen bereichert.

Es ist keine Frage, daß die Lehmannsche Gesellschaft die beste mannigfachste Unterhaltung des vorigen Markts gewährte und wir können diesmal von derselben noch wohl mehr erwarten.

Von den Sehenswürdigkeiten in der Stadt wird ohne Zweifel das optische Theater des Hrn. Ellenberger & Comp. großes Interesse und Aufmerksamkeit erregen, da in Berichten aus Amsterdam dasselbe als etwas Ausgezeichnetes geschildert wird. Dieses optisch-mechanische Theater, das schon seit langen Jahren in Holland bestanden hat, ist ein Kunstkabinet der Malerei und Mechanik; die Gemälde, von dem vortheilhaft bekannten Maler Pfeiffer in Amsterdam, stellen eine Reihe schöner Gegenden, berühmter Gebäude, historischer und Natur-Ereignisse ꝛc. dar, die von, durch Mechanik bewegten Figuren belebt werden. Ferner wird Herr Bertolotto seine abgerichteten Flöhe englischer Abkunft produciren, die die mannigfaltigsten Kunststücke machen und überall, wohin sie gekommen, Beifall und Bewunderung erregt haben.

Im Krameramthause werden mehrere Panoramen der Harzgegenden von dem Maler Herrn Sareder aus Osterode aufgestellt, von denen wir bis jetzt noch nichts gehört haben, glauben aber, daß es ihnen an Besuchern nicht fehlen wird, da denen, die diese unsere nordische Gebirgsgegend gesehen, das Ansehen dieser Gemälde eben so interessant sein wird, wie denen, die sie noch nicht besucht haben.

---

* Theater.

In Lortzing's mit heitern und seelenvollen deutschen Weisen so reich ausgestatteten Oper Czar und Zimmermann trat am Dienstag wieder ein neuengagirtes Bühnen-Mitglied Herr Oeser als Bürgermeister von Saardam auf, und dürfen wir dem Publicum zu diesem Engagement Glück wünschen. Auch Demoiselle Kirchner als Maria gab die Rolle ganz vorzüglich und befestigte sich noch mehr in der Gunst des Publicums. Die übrigen Hauptrollen wurden ebenfalls recht gut ausgeführt. In der That kann jetzt die Direction eine lebhafte Unterstützung des Publicums hoffen, da von jener Seite alles geschehen ist, was mit Billigkeit verlangt werden kann. Für die Freimarktstage müßte die Direction aber doch wohl einige fremde Talente herbeiziehen, um den eigentlichen Spectacles, welche dem Theater Abbruch drohen, die Wage halten zu können. Wenn es begründet ist, daß die Hugenotten zur Aufführung kommen sollen, so ließe sich freilich von einer solchen Anstrengung guter Ertrag für die Theater-Kasse hoffen.

Miscellaneen.

(Helgoland.) Diese Saison scheint durch mehrere Unglücksfälle eine traurige Berühmtheit gewinnen zu sollen, denn abgesehen davon, daß ein Badegast, der die traurige Mode des Möwenschießens hier mitmachen und seine Sonntagsjäger-Geschicklichkeit an diesen harmlosen Bewohnern des Meeresstrandes beweisen wollte, sich bei dieser Gelegenheit gefährlich in die Hand geschossen und ein junger hübscher Helgolander — derselbe, welcher die Bade-Billette im kleinen Thurmhäuschen auf dem Unterlande verkauft — bei einer ähnlichen Gelegenheit sich den Arm abgeschossen hat, als er im Bote mit Fremden sitzend die Büchse unter der Ruderbank hervorriß — abgesehen also von diesen Vorfällen, von denen namentlich der letzte das Mitgefühl der Damen für den schmucken Burschen in Anspruch nahm, setzte ein anderes, noch viel tragischeres Ereigniß in den letzten Tagen alle Welt in Schrecken und Bestürzung. Der Fall ist folgender. Ein Badegast, Regierungsrath G. aus Breslau, nimmt eines schönen Morgens ein Boot mit einem einzigen helgolander Ruderer, um eine Vergnügungstour auf dem Meere zu machen. Es wird Mittag und Nachmittag, und sie kehren nicht zurück. Gegen Abend erblickt man das Boot in der Nähe der Düne, doch ohne daß sich derselbe dem Ufer nähern zu wollen oder zu können scheint. Der Abend bricht herein und die Nacht, und noch denkt man nichts Arges. Denn das Meer ist ruhig und eben, der Himmel klar und wolkenrein. Allein als auch am Morgen des folgenden Tages das Boot nicht zurück und selbst von den scharfen Falkenaugen der Helgolander keine Spur desselben zu erspähen ist, da wird man doch allmälig besorgt; und als das Wetter unruhig zu werden den Anschein gewinnt, gehen drei große Boote, jedes mit acht Ruderern bemannt, in See, um die Verlornen aufzusuchen. Allein in der folgenden Nacht erhebt sich ein starker Sturm, der sie selbst auf ihre Rettung zu denken und jeden Gedanken an Aufsuchen der Verunglückten aufzugeben zwingt. Bereits sind neun Tage verflossen und erst jetzt ist die Nachricht hierher gelangt, daß zwei der nachgesendeten Rettungsböte glücklich die Insel Föhr erreicht haben. Von dem dritten keine Kunde über das Geschick der darin ausgesegelten braven Seemänner! und eben so wenig natürlich über das Schicksal der beiden Verschollenen, welche zu suchen jene ausliefen. Leider scheint ihr Untergang entschieden. Ein Bret, welches nach dem Sturme an das Ufer der Insel getrieben, hat der Besitzer des kleinen Bootes, welches jener Badegast für seine Fahrt gemiethet, als zu seinem Boote gehörig erkannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach — so muthmaßt man — haben die armen Teufel ein Ruder verloren, und sind so, in die Unmöglichkeit versetzt, die Insel wieder zu erreichen, auf die hohe See hinausgetrieben, dem Sturm zur Beute geworden. Soweit das Factum. Was ich weiter berichte, ist Erzählung, die nicht völlig constatirt. Der Regierungsrath soll nämlich zwei Pistolen, eine Flasche Wein (Rum) und eine Quantität Brod mit auf die Fahrt genommen haben. Auch bringt man mit dem Ereignisse in Verbindung, daß er, ein sehr zum Pietismus geneigter Mann, gerade am Tage zuvor in lustiger Gesellschaft manchen Scherz mitgebracht haben soll. — Doch wie gesagt, dies sind Dinge, die sich leicht an ein so befremdlich und bestürzend in das hiesige, friedliche Badeleben hineinschauendes Ereigniß crystallinisch ansetzen. Also genug davon. Für die Mannschaft des annoch vermißten Rettungsboots sind bereits von mitleidigen Badegästen — vielleicht etwas zu früh — Subscriptionen eröffnet, die schon eine namhafte Summe zusammengebracht haben. Ich sage: zu voreilig, — denn wenn die Leute wiederkehren sollten, was gar nicht unmöglich ist, da solche Boote oft noch länger ausbleiben, und vom Sturm sehr weit verschlagen werden — so möchte die helgolander Industrie, wie ein Sarkast bemerkte, daraus am Ende eine Lehre für Speculationen ziehen.

(Die Bürgschaft.) In dem reichen Laden der Cachemirshandlung des Herrn * * in der Rue Richelieu erschien vor einigen Tagen eine reichgekleidete Dame, nebst einer comfortablen Amme, die ein Kind trug. Beiden werden Stühle gebracht und nun läßt sich die Dame die kostbarsten indischen Shawls vorlegen. Nach langer Wahl entscheidet sie sich für zwei, die das Stück 1400 Fr. kosten. Während dieselben sorglich eingewickelt werden, greift die Dame in die Tasche und sagt: „Ach, ich habe mein Portefeuille vergessen! ... Dies ist der Schlüssel zu meinem Secretaire, Marie; im ersten Fache rechter Hand liegen zwei Portefeuilles; das kleinste bringen Sie mir. Nehmen Sie die Shawls mit und beeilen Sie sich; ich bleibe so lange hier.“ — Die Amme eilt mit Shawls und Schlüssel fort, aber eine Stunde vergeht und sie kommt nicht zurück. Die Dame wird ungeduldig und ruft zuletzt: „Ach, Gott, die Gans kann den Secretair nicht aufmachen! ... Haben Sie die Güte, meine Herren, mein Kind einen Augenblick hier zu behalten; in zehn Minuten bin ich wieder da.“ — Die Dame geht und giebt ihr Kind dem ersten Commis, der aus Artigkeit nicht nein sagen mag, auf den Arm. Alsbald wacht das Kind auf, blickt um sich und fängt entsetzlich an zu schreien. Jemehr der erste Commis singt, desto lauter schreit das Kind. Jetzt werden die Commis bedenklich und eilen der angeblichen Mutter nach allen Seiten nach. Plötzlich kommt eine Frau athemlos an den Laden, hört das Geschrei und stürzt herein. „Mein Kind, mein Kind! Gott Lob, daß ich es wieder habe!“ ruft sie und reißt den kleinen Schreier dem Commis aus dem Arme. Plötzlich wird das Kind still und nun klärt sich die Sache auf. Der geängsteten Mutter wurde das Kind vor etwa zwei Stunden in den Tuilerien gestohlen. Die beiden Shawls sind fort, aber weder von der angeblichen Mutter, noch von der Amme hat die Polizei bis jetzt die Spur gefunden.

(Die Fairmounts-Wasserwerke zu Philadelphia.) Kein Fremder, der sich einige Zeit in Philadelphia aufhält, darf es versäumen, die Fairmounts-Wasserwerke zu besuchen, welche gewiß zu den schönsten und großartigsten Anlagen dieser Art gehören. Diese hydraulischen Werke sind an den östlichen

Ufer des Schuylkill-Flusses, 2 Meilen von der Mitte der Stadt entfernt gelegen, und enthalten eine Area von 30 Acres, von welcher der ovalgeformte Mount den größten Theil einnimmt. Auf dem Gipfel des Berges, 100 Fuß über dem Flusse und 50 Fuß über dem höchsten Grunde der Stadt, befinden sich vier Reservoirs, in welche das Wasser aus dem Schuylkill-Flusse, vermittelst durch Wasserräder betriebener Druckwerke, hinaufgepumpt und von hier durch eiserne Röhren in alle Straßen der Stadt geleitet wird. Von den vier Reservoirs, von 12¼ Fuß Tiefe, ist eines zur Filtrirung des Wassers in drei Sectionen eingetheilt; sie fassen zusammen gegen 22 Millionen Gallons. Um alle Reservoirs laufen sehr schöne breite Fußgänge, die sich längs des ganzen Berges ausdehnen und von welchen man die schönste Aussicht über die ganze Stadt und die romantische Gegend am Schuylkill genießt. Hinauf gelangt man an der einen Seite auf einer Treppe und an der andern auf mit sanften Steigerungen angelegten schiefen Flächen. Auf dem Plateau, welches sich vom Fuße des Berges bis zum Flusse erstreckt, und welches durch schwierige Felsensprengungen den erstern abgewonnen werden mußte, steht das Maschinengebäude, welches für Jedermann geöffnet ist, so wie das Wohnhaus des Vorstehers, dann das in Felsen ausgehauene Bassin, von welchem das Wasser sowohl zum Betriebe der Räder, als für die Reservoirs erhalten wird. Um das für den ersteren Zweck nöthige Gefälle zu erhalten, mußte aber ein ungeheurer Damm von 1600 Fuß durch den Schuylkill-Fluß geleitet werden, der das Wasser in demselben auf mehrere Meilen weit zurück stau't. Alle Zwischenräume dieser großartigen Anlage sind in einen Lustgarten verwandelt worden, welcher mit sehr viel Geschmack angelegt und mit vielen Statuen, Blumenbeeten, Springbrunnen ꝛc. geschmückt ist. In dem großen Pavillon erhält man Gefrornes und Erfrischungen aller Art, und die **Fairmount-Waterworks** sind der Lieblingsspaziergang der Philadelphiaer geworden, die am Sonntage zu Tausenden hinströmen, zu welchem Zwecke auch aus mehreren Gegenden der Stadt Eisenbahnen dahin führen.

(Paris, im Sept.) Neulich, zu Eu, faß der kleine Graf von Paris am Säulenvorplatz des Schlosses; der König wollte eben zu Pferde steigen, und hatte den Fuß in den Steigbügel gestellt: „Papa, rief der Prinz seinem Großvater zu, steig' nicht auf's Pferd; es wird dich auch um's Leben bringen." — Das royalistische Blatt „la Mode" giebt bei Gelegenheit des Geburtsfestes des Herzogs von Bordeaux eine biographische Zusammenstellung der drei Prätendenten: Heinrich von Frankreich, wie sie ihn vorzugsweise nennt, Herzog von Reichsstadt und Herzog von Orleans. In Allem, was den drei Prinzen widerfahren, sieht die „Mode" die Hand der Vorsehung; „Sei gesegnet, o Herr, heißt es am Schlusse der Homilie, als du uns vor 22 Jahren das Kind vom 29. Sept. schenktest, schienst du die Verpflichtung zu übernehmen, uns dasselbe zu erhalten. Sei gesegnet, o Herr, denn du hast die Verpflichtung erfüllt! Wir fühlen ganz die Dankbarkeit, die wir deiner göttlichen Vorsehung schuldig sind. Indem wir zwischen dem Sterbebett von Schönbrunn und dem Sterbebett des Chemin de la Révolte dieses Leben so voll Kraft und Intelligenz erblicken, rufen wir aus der Tiefe unserer Herzen zum Himmel auf: „Sei gesegnet, o Gott!" — Es ist immer derselbe Ton, immer dieselbe Befangenheit, oder vielmehr dasselbe Gaukelspiel; die Leute reden von und mit unserem Hergott, als wenn sie ihn allein für sich hätten und die ganze übrige Welt dem Bösen verfallen wäre. Wenn dann mit aller Gewalt bei dem Tode des Herzogs von Reichsstadt und des Herzogs von Bordeaux die Vorsehung die Hand im Spiele hatte, so sollen doch die Herren von der „Mode" nicht vergessen, daß dieselbe Vorsehung Karl X. vertrieben hat, sammt dem Wunderkinde vom 29. Sept., das seitdem das Bein gebrochen und beinahe dabei das Leben verloren hatte. Der größte Theil der Redacteure der „Mode" sitzt dermalen im Gefängniß, und das ist wahrlich kein Wunder.

(London.) In der Kron- und Anker-Tavern fand dieser Tage die fünfte jährliche Ausstellung des Londoner Vereins für Blumenzucht statt. Die ausgestellten Blumen waren nur Dahlien oder Georginen. Eine Georgine von dunkelkastanienbrauner, fast schwarzer Farbe wurde für nicht weniger als 100 Guineen von einem Herrn Brown aus Slough an sich gekauft.

(In Magdeburg) debutirte neulich ein in der ganzen Stadt bekannter Koch als Hofmarschall Kalb, unter dem fürchterlichsten Gelächter des zahlreich versammelten Theaterpublikums. Bei der Stelle in der Rolle des Kalb: „Aber was soll ich denn machen? Sie sind ein studirter Mann, Herr Präsident! Aber wenn Seine Durchlaucht mich morgen aus dem Hofdienst entlassen, was fang ich dann an?" — gab eine Stimme taktfest und sonor die Antwort: „Nun, so kochst du wieder Mehlsuppen." Der Jubel im ganzen Theater über diese treffliche Kritik war ein beispielloser. Der Koch betritt die Bühne nicht wieder.

Die Bevölkerung der Vereinten Staaten in Nordamerika) hat sich in den letzten zehn Jahren von 13 auf 17 Millionen erhoben.

(In Paris) ist in 33 Jahren (von 1804 bis 1838) 35,327 mal Feuer ausgebrochen, wodurch ein Schaden von über 23 Millionen Francs entstanden ist.

(Chinesisches.) Die Geschichtsbücher des himmlischen Reichs erzählen von einem früheren chinesischen Kaiser, daß durch seine Andacht der Planet Mars drei Himmelsstaffeln weit zurückgetrieben worden sei. Es würde nichts schaden, wenn der jetzige Kaiser den Versuch machte, ihn wieder etwas vorwärts zu treiben.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 82.

Bremen, Donnerstag den 13. October 1842.

Gestorben:

Nro. 1021. Den 7. October. Der Arb.-Herm. Friedrich Hülsemann, 37 Jahr; Stephanithorssteinweg Nro. 20.

– 1022. Den 8. — Joh. Gerhard Klentzer, 1¼ Jahr, Klosterstraße Nro. 6.

– 1023. Den 8. — Der Schauspieler Carl Tase, 24 J., im Krankenhause.

– 1024. Den 9. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Diedr. Müller Sohn, 18 Wochen, Bleicherstraße Nro. 4.

– 1025. Den 9. — Des Cigarrenmachers Hermann Mehlmann Ehefr., geb. Schmidt, Böttcherstraße Nro. 8.

– 1026. Den 9. — Die Näherin Adelheid Wagner, 22 Jahr, hinter der Balge Nro. 7.

– 1027. Den 9. — Anna Margaretha Pennmeyer, 25 Jahr, Böttcherstraße Nro. 6.

Nro. 1028. Den 9. — Die Näherin Margaretha Lemken, 31 Jahr, Götz Hof Nro. 4.

— 1029. Den 9. — Der Schweinschlachter Joh. Heinr. Franz Buse, 42 J., Schüsselkorb Nr. 28.

— 1030. Den 10. — Eleonore Sophie Engelhardt, 1 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 130.

— 1031. Den 10. — Des Schlossermeisters Barthold Vintzens Wittwe, geb. Fehrmann, 75 Jahr, Stavendamm Nro. 25.

— 1032. Den 10. — Die Arbeiterin Anna Metta Wendt, 36 Jahr, gr. Annenstraße Nro. 63.

— 1033. Den 11. — Ludwig Schweim, 1 Jahr, Buntenthorssteinweg.

— 1034. Den 11. — Der Matrose Joh. Daaksen, 38 J., aus Braake.

— 1035. Den 11. — Des verst. Joh. Peter Hackmann Wittwe, geb. Jäger, 59 Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 234.

Geburten:

Nro. 1264. Den 7. October. Des Districts-Commissairs Joh. Heinr. Gerlach Ehefr., geb. Dannemann, Doventhorssteinweg Nro. 1 C, von einem Knaben.

– 1265. Den 7. — Des Grobbäckers Gerhard Bätjer Ehefr., geb. Fette, Klosterstraße Nro. 17, von einem Knaben.

– 1266. Den 7. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Christian Meybohm Ehefr., geb. Weber, Osterstraße Nro. 12, von einem Knaben.

– 1267. Den 8. — Des Schiffscapitains Joh. Hinrich Hohmann Ehefrau, geb. Scheel, neuen Steinweg Nro. 14, von einem Mädchen.

– 1268. Den 8. — Des Cigarrenmachers Andreas Fahrenberg Ehefr., geb. Hagan, gr. Sortillenstraße Nro. 56, von einem Knaben.

– 1269. Den 8. — Des Schneidermeisters Georg Michael Arnold Ehefr., geb Meyer, Bonspforte Nro. 5, von einem Knaben.

Nro. 1270. Den 8. — Des Fischers Conrad Klevenhusen Ehefr., geb. Evers, Großenstraße Nro. 7, von einem Mädchen.

— 1271. Den 9. — Des Tuchstopfers Gottlieb Ephraim Brockmann Ehefr., geb. Bothe, Zippen Nro. 1. von einem Mädchen.

— 1272. Den 9. — Des Schneideramtsmeisters Joh. Hermann Ahrens Ehefr., geb. Bernhard, Knoopstraße Nro. 38, v. e. Knaben.

— 1273. Den 9. — Des Kaufmanns Eduard Delius Ehefrau, geb. Wantuch, am Wall Nro. 19 B, von einem Knaben.

— 1274. Den 9. — Des Küpergesellen Johann Georg Marcks Ehefr., geb. Steinkamp, Stephanikirchhof Nro. 7, von einem Knaben.

— 1275. Den 10. — Des Schneiders Joh. Friedr. Eibers Ehefr, geb. Homann, Schwarzpott Nro. 12, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 83.

Bremen, Sonntag den 16. October 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 16. October.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Cand. Dreier.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Cand. Mallet.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Pantel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Sehrwald.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Sehrwald.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Camino.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Am Tage der Völkerschlacht den 18. October.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
Noch unbestimmt.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen

St. Johannik.
9 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 9 Uhr Morgens.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Da sich nun das Scharren mit den Füßen, das laute Einreden, das ironische Lachen, die Verwünschungen und was der Zeichen der Ungeduld mehr waren, verdoppelt hatten, so war Bonaparte's fernere Rede nur noch ein Aneinanderstoßen von unzusammenhängenden Ideen und mehr oder minder tönenden Worten; auch wurde er bei jeder Phrase durch Gelärm, und durch von allen Seiten auf ihn geschleuderte Interpellationen und Beschuldigungen unterbrochen. Endlich wurde das Gemurmel so arg, daß er, immer gereizter, sich kein Gehör verschaffen zu können, nur noch kreischende, unzusammenhängende Worte ausstieß. Er war aus Exaltation wie verrückt geworden, und was er nun noch vorbrachte, war reiner Unsinn. Da legten sich einige seiner Freunde in's Mittel, um ihn von diesem falschen Wege abzubringen. Der Eine (Macdonald) winkte ihm, er solle zu ihnen kommen; ein Andrer (Berthier) zupfte ihn am Rockschoß; ein Dritter (Lefebvre) sagte zu ihm, laut genug, daß die Versammlung es hören konnte: General, lassen Sie doch die alten Perrücken da!" Endlich trat ein Vierter, der noch dazu gekommen war (Bourienne), zu ihm heran und raunte ihm in's Ohr: „General, gehen Sie fort„ Sie wissen nicht mehr, was Sie sagen.„ — Bonaparte stieß aber doch noch einige unzusammenhängende Phrasen aus, in welchen die Worte Vulcan, Tyrannei, geheime Aufhetzung, Verräther, geschändete Verfassung, vorkamen.

„Wisset," schrie er endigend aus, „wisset, daß der Gott des Krieges und die Göttin des Glückes mit mir sind!"

Dann sich zu den Offizieren seines Stabes wendend, die währenddem meistens in den Saal gedrungen waren, rief er aus:

„Wer mit mir ist, der folge mir!“

Die Grenadiere des Conseils, die an der Thür des Saals postirt standen, machten keine Schwierigkeiten, ihn durchzulassen. Bessieres, der ihm voranging, schob ruhig die Gardienen, welche die Thür verhingen, auseinander und Bonaparte ging in höchster Aufregung hinaus. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Lemercier, der in dem Rathe der Alten den Vorsitz hatte, in dem Augenblick, da Bonaparte sich entfernen wollte, den Grenadieren zugerufen hätte, daß sie niemand hinauslassen sollten! Vielleicht hätte dies Gebot dasjenige wahr gemacht, was Bonaparte, als er des Morgens mit Murat den Platz Ludwig's XVI. *) passirte, um sich nach St. Cloud zu begeben, zu diesem geäußert hatte. Er sagte bitter lächelnd: „Morgen schlafe ich im Luxembourg, oder ich endige auch hier.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Dies war die damalige Richtstätte.

Rückblick auf die October-Tage von 1813.

Am bevorstehenden Dienstage feiern wir abermals das Fest des großen Befreiungstages, und wir danken zugleichdem Höchsten, daß noch immer das schöne Wort des Bremischen Proclames als Wirklichkeit besteht — „möge die alljährige Wiederkehr dieses denkwürdigen Tages stets unser Bremen in freier glücklicher Verfassung, des deutschen Bundes Glieder von Eintracht umschlungen, das gemeinsame Vaterland vom Auslande geehrt, seine Fürsten und Völker durch Vertrauen und Liebe mehr und mehr genähert, und überall in Deutschland über Hohe und Niedere das Recht herrschend erblicken!“

Mehr als in den letzten Jahren dürfen die Feiernden dieses Jahr hoffen, daß solcher glückliche Zustand noch von längerem Bestand sein werde, denn an die Stelle eines Kriegdrohenden Thronerben ist in Frankreich ein der Vormundschaft bedürftiges Kind getreten, und die gekrönten Häupter haben sich kürzlich am Rheine in solchem Geist und Sinne ausgesprochen, wie es früher auf Burschenschafts-Festen nicht verstattet sein sollte.

In Hinblick auf die bevorstehende Feier nun ist es ebensowohl Pflicht als Genuß sich die hauptsächlichen Momente der großen Leipziger Schlacht zu vergegenwärtigen und giebt der Bürgerfreund für solchen Zweck die nachfolgende Zusammenstellung wieder.

Am 16. October war das französische Heer so um Leipzig gelagert, daß es die Stadt auf allen Seiten in der Entfernung von anderthalb Stunden vertheidigte, nur bei Lindenau, an der Abendseite, von wo Napoleon keinen Hauptangriff erwartete, stand der General Bertrand mit dem 4. Heerhaufen eine halbe Stunde von der Stadt. Die französische Armee zählte an 180,000 Mann mit 600 Kanonen. Die Verbündeten waren an diesem Tage ungefähr 192,000 Mann stark und führten 800 Kanonen. Auf drei Seiten war hauptsächlich der Kampf. Der größte in Südosten der Stadt bei Mark-Kleeberg, Wachau und Libertwolkwitz wo das große verbündete Heer kämpfte; dann in Westen, bei Lindenau, zwischen Bertram und dem Oesterreichischen General Giulay, drittens im Norden nach Möckern und Lindenthal zu, zwischen Blücher und Marschall Marmont. Auf dem rechten französischen Flügel stand Fürst Poniatowsky mit den Polen, ihm gegenüber hatte Fürst Schwarzenberg den General Meerveldt gestellt. Die Mitte der großen Schlachtordnung der Verbündeten hatten die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, den rechten Flügel die Oesterreicher unter Klenau. Alle diese Heeresabtheilungen rückten am Morgen zum Angriffe vor und drängten die Franzosen zurück, allein gegen Mittag hatte Napoleon in seinem Mittelpunkt, rechts und links von Wachau zwei starke Angriffshaufen aus Fußvolk, Reiterei und Geschütz gebildet, mit welchen er die Verbündeten aus den genommenen Dörfern bis dahin zurückschlug, von wo aus sie am Morgen den Angriff begonnen. Ja, die Franzosen drangen über den äußersten rechten Flügel der Verbündeten hinaus, der rechte und linke Flügel des Heeres war von der Mitte abgetrennt, und Napoleon konnte deshalb nicht ohne Grund um 3 Uhr Nachmittags in Leipzig mit allen Glocken läuten lassen. Allein Fürst Schwarzenberg hatte die Gefahr erkannt. Er ließ starke Abtheilungen über die Pleiße dringen, welche den rechts von Wachau vorgedrungenen französischen Schlachthaufen zurückschlugen und die Verbindung des linken Flügels mit dem Centrum wieder herstellten. Auf der andern Seite war indeß Napoleons Angriffscolonne, Murat an der Spitze bis Güldergossa vorgedrungen. Wurde dieses genommen, so war die Armee der Verbündeten zerrissen und ihr Mitteltreffen in das sumpfige Thal der Gösel gesprengt. Allein im Augenblick der höchsten Gefahr eilte Kaiser Alexan-

der herbei, und ließ seine Garde-Kosaken zum Angriffe los. Mit ihren Lanzen warfen sie die französischen Cuirassire, und die französischen Colonnen mußten wieder rückwärts. Noch einmal um 5 Uhr Nachmittags setzte Murat zum zweiten Male zum Sturm auf Güldergossa an, allein Preußen und Russen hielten den Angriff mit Kraft auf. Auch die Oesterreicher hatten die verlorne Schäferei Auenheim wieder erobert, als die Nacht hier dem Kampf ein Ende machte. Der Plan der Verbündeten war am Morgen gewesen, Napoleon von dem Rückzuge nach der Saale abzuschneiden, allein Giulay hatte den ganzen Tag vergeblich bei Lindenau wider Bertram gekämpft und Meerveldt war bei einem der vielen Versuche über die Pleisse vorzudringen, von den Polen und der jungen Garde überwältigt, er selbst gefangen zu Napoleon gebracht. Alle diese Nachtheile wurden aber ersetzt durch Blüchers an diesem Tage bei Möckern errungenen Sieg.

Im schnellen Marsche war Blücher von Halle herangezogen und hatte gerade Nachmittags, als Napoleon in Leipzig die Siegesglocken läuten ließ den Marschall Marmont in Möckern durch die Preußen unter York und in Groß und Klein-Wiederitsch durch die Russen unter Langeron angreifen lassen, während ein russisches Corps unter Sacken zum Succurs zwischen diesen beiden entlegenen Orten aufgestellt war. Der Hauptkampf war bei Möckern, mit der letzten Kraft erstürmte York das Dorf und als die herbeigerufenen Russen anlangten war der Sieg durch die Preußen schon errungen. Marmont fand sich am Abende bis dicht an Leipzig hinangedrängt. Jetzt ruhete der Kampf und die Heere lagerten erschöpft, während rings umher Dörfer und Städtchen in Flammen zum Himmel auflohderten.

Der 17. October war ein Sonntag. Von Napoleons Seite wurde durch den gefangenen General Meerveldt ein vergeblicher Versuch gemacht bei dem Kaiser Franz Unterhandlungen anzuknüpfen. Gewiß hätte er klüger gehandelt das Waffenglück sogleich ferner zu versuchen, denn er hatte keine Verstärkungen zu erwarten, während für die Verbündeten von Norden her der Kronprinz von Schweden — die Franzosen und Sachsen unter Regnier vor sich hertreibend — heran kam, von Osten Benningsen mit Russen, von Süden Kolloredo mit Oestreichern nahete. Nur der unermüdliche Blücher ließ am 17. einen Reiterangriff ausführen, wobei den Franzosen einige Kanonen und Gefangene abgenommen wurden. Am Abend des 17. trafen Benningsen und Kolloredo noch auf dem Schlachtfelde ein, und der Kronprinz von Schweden war bis Breitenfeld, anderthalb Stunden nördlich von Leipzig angelangt. Am 18. October bildeten die verbündeten Heere einen fast vollständigen Kreis um den französischen Kaiser, nur nach Westen über Lindenau blieb noch ein Ausweg nach den Ufern der Saale, und von da an den Rhein. Es sollte nun von drei Seiten der Angriff auf den Halbkreis geschehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte, von Norden durch den Kronprinzen von Schweden und das Schlesische Heer, von Osten durch Benningsen, der außer seinen Russen noch Preußen unter Zithen, Oestreicher unter Klenau bei sich hatte. Von Süden sollte der Hauptsturm kommen durch zwei große Haufen, deren einen die Russen und Preußrn unter Witgenstein und Kleist, den andern die Oestreicher unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg bildeten. Letzterer sollte den Fürsten Poniatowsky von der Pleisse nach Leipzig zurückwerfen. Napoleon aber hatte unter Aufgebung von Wachau, wo am 16. so blutig gestritten, den Mittelpunkt seiner Stellung nach Probstheyda gelegt. Er selbst hielt mit den Garden zwischen diesem Orte und dem rechten Flügel an der Pleisse. Hier verbrachte er den ganzen Tag auf einem Hügel neben einer halbzerstörten Windmühle. Morgens 8 Uhr begann der Kampf. An der Pleisse hinab drang der Prinz von Hessen-Homburg, nahm den Polen und Franzosen das Dorf Dölitz und behauptete es den ganzen Tag, obgleich Augerau mit der Garde den Ihrigen zu Hülfe kamen.

Rechts von den eben erwähnten Oesterreichen waren auch die Russen und Preußen tapfer vorgedrungen, und standen nach Mittag vor Napoleons Mittelpunkt Probstheyda. Dieses Dorf wurde mehrmals erstürmt, mußte aber immer wieder verlassen werden. Um halb 5 Uhr wurde hier Befehl gegeben mit dem Sturme einzuhalten, weil die Schlacht schon an andern Orten siegreich entschieden war. Das eben Erzählte geschah auf der Südseite des Schlachtfeldes. Von Osten her aber griffen Benningsen, Klenau und Zithen den Marschall Macdonald an, und drängten ihn gegen 2 Uhr Nachmittags nach Stötteritz, welches nahe bei Probstheyda liegt. Um diese beiden Orte behauptete sich der zusammengedrängte Kern des französischen Heeres bis in die Nacht. Der linke Flügel endlich unter Ney, welcher den Strich Landes von Macdonald an bis zur Partha decken sollte, erfuhr die entscheidende Niederlage. Ueber diesen kam das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden und Blücher, hier 100,000 Mann stark. Einen vom Kron-

prinzen beabsichtigten weiten Umweg vereitelnd, ging Blücher gleich bei Möckern durch die Partha und schritt zum Angriffe. Die Franzosen unter Marmont mußten weichen, und bei diesem Rückzuge traten zuerst Sächsische und Würtemberger Corps auf die deutsche Seite über. Immer unwiderstehlicher drängte das Nordheer auf Marmont und die Franzosen ein, ihre Hauptstellung — Schönfeld — wurde gegen 6 Uhr Abends genommen, und der Rückzug der Franzosen geschah bis hart an die Thore von Leipzig. Während dieses Kampfes waren die Sachsen gänzlich zu den Verbündeten übergegangen, Napoleon hatte umsonst versucht die Lücke durch seine Gardereiterei unter Nansonty auszufüllen. Das Feld blieb hier den Verbündeten.— Am Abend des blutigen Tages war nun Napoleons starker Halbkreis in ein schwaches Dreieck zusammen gedrängt, das in seiner Spitze Probstheyda hatte, und mit einer Seite nach Connewitz an der Pleisse, mit der andern über Stötteritz nach Leipzig hinlief. Am 19. Oct. nach Mitternacht begann der vollständige Rückzug des ganzen französischen Heeres durch Leipzig, und Vormittags halb 12 Uhr erklang das Horn der Preußischen Schützen zuerst in den Straßen der befreiten Stadt.

---

* Einiges über Literatur in Bremen.

Theodor von Kobbe in Oldenburg hatte Recht, wenn er für die von ihm herausgegebene Zeitschrift den Titel „Humoristische Blätter“ wählte. Gewiß trägt so leicht keine Gegend der Mutter Erde einen so entschiedenen Typus bittern Humors an sich, als die unsers nordwestlichen Deutschlands. Ein kräftiger, tüchtiger Menschenschlag bewohnt hier das Land; eben so weit entfernt ist er von dem lässigen, indolenten Wesen des Südländers, der nur zuweilen, und dann freilich um so heftiger, in Leidenschaften aufbrauf't, — als von dem verkommenen, verkrüppelten Sohne des hohen Nordens. Der Norddeutsche ist noch immer ein wackerer Recke, der Kraft und Mark in sich fühlt, der sich äußern, und das Bewußtsein der Kraft möchte ausströmen lassen in That und Sang. Aber wenn er das Auge zum Himmel aufschlägt, — da starren ihm die trüben, grauen Wolken der fast immer bedeckten Luft matt entgegen; — und wenn er den Blick will schweifen lassen über Feld und Flur, so raucht ihm das Moor, so dehnt sich ihm die Haide voll wildem Humors entgegen, den kalten Hauch der Leere, die Oede durch seine glühende Seele blasend. Da lacht er bitter auf; ein Dichter des Südens hatte mit so romantischen Farben die nie gesehene Haide geschildert. Da nimmt jener das Buch und enttäuscht und höhnisch wirft er's zwischen die grünlichen stehenden Pfützen des Moors!

Seht die Bauern, die täglich mit dem elenden Gespann zur Stadt fahren. Sie wissen sich keine Rechenschaft zu geben von ihrem Thun; aber der Humor der Haide lebt unbewußt in ihnen, und heißt sie ihre schmutzigen schwarzen Kleider — schwarz, denn Trauer und Entbehrung wohnen draußen auf der Haide, in den morschen Hütten von Torf und Lehm — mit der grellen, lachenden Farbe der Freude, mit den schreiend rothen Tüchern wie zum Hohne bedecken.

Wenden wir den Blick von draußen herein in die Stadt. Bremen ist eine von den Städten Europa's, die mit vollem Rechte sich zu den reichsten, zu den in sich wohlhabendsten, rechnen können. Bremens Schiffe durchfurchen mit scharfem Kiel die Strömungen aller Meere; seine Wimpel flattern, wo trauernd Skandinaviens Tanne ragt, und wo die gewürzigen Stauden Amboina's duften. — Wie? sollte Bremen nicht berufen sein, gleich jenen Städten im Mittelalter unter den Auspicien der Mediceer, des Hauses Cöe, — so in unsren Tagen unter der Aegide der Freisinnigkeit, Kunst und Wissenschaft zu fördern und zu schützen? — O, es ist ein trüber Humor, daß gerade hier die Wissenschaft, wie jedes andere, das man bezahlt, als Waare betrachtet wird, es ist ein schlimmer Humor, wenn es hier seine vollkommene Richtigkeit hat, daß ein Mann, der etwa seine 100,000 Thaler im Vermögen zählte, hier mehr angesehen wäre, wenn er unthätig von seinen Zinsen lebte, als wenn er zugleich seine Kräfte als Lehrer, zum Wohl des Staates und der Menschheit, anwendete. Der Lehrer, der die Saat des Wissens, der die Keime alles Guten in die Brust der jungen Gemüther streut, wird nicht befähigt erachtet, am geringsten öffentlichen Geschäfte Theil zu nehmen; ja, der Kaufmann weiß besser einen würdigen Prediger zu wählen, weiß ihn besser zu beurtheilen, als der Philologe. — Ist das nicht ein schlimmer Humor? — Der Lehrstand aber ist es, aus dem die Blüten aller höheren Cultur hervorsprießen müssen, aus dem, neben der strengen Wissenschaft selbst, auch der Sinn für die schöne Literatur hervorgehen muß und der Betrieb dieser Gottesgabe, die des Menschen Seele, gleich der Musik zum Himmel hebt, sie

veredelt und im Gefühl stärkt für Alles, was schön ist, edel und wahr.

Wohl zeigt sich eine gewisse Art von Protectorat der schönen Wissenschaften in den vielfachen belletristischen Thees, die in unserer Vaterstadt entstehen. Aber sie entstehen und vergehen, denn sie ermangeln der kräftigen Elemente, die nur durch die freisinnigste Hinzuziehung wahrhaft befähigter Männer erzielt werden können. Noch bilden die Lesekasten und Lewald's Europa die Hauptfundamente dieser Zirkel, in denen man, bildlich gesprochen, denn bald genug europamüde wird.

Bremen ist keineswegs arm an tüchtigen Gelehrten, und besonders für theologische und philologische Literatur wird hier mit gutem und im Auslande wohl anerkannten Eifer gearbeitet. Aber diesen Männern, die zum großen Theile dem „Lehrstande" angehören, geht es mehr oder weniger nach dem Sprichworte: Niemand ist in seinem Vaterlande Prophet. Man achtet sie allenfalls, läßt sie aber sonst bei Seite liegen. — Für schöne Literatur wird dagegen hier fast nichts gethan. Die Lokalblätter wollen nicht mehr sein, als eben Lokalblätter, und ihre Verleger stehen sich dabei, wie es dermalen aussieht, auch am besten. Ein Blatt mit höheren Tendenzen würde, des Protektorats der höheren Stände ermangelnd, schlechte Geschäfte machen. Ein Blatt, allerdings, strebt, wie es sich selbst ankündigte, nach Höherem. — Und siehe da! dieses Blatt enthält sämmtliche Polizeivorfälle, hiesige Klatschereien, Persönlichkeiten und Invektiven gegen nahmhaft gemachte Individuen u. s. w. — Dieses Blatt ist die „Union" und sein Redakteur nach seinem eigenen Ausspruch ein Literat; — er also ist der Vertreter der schönen Literatur Bremens. — Hier, dünkt uns, erreicht der Humor seinen Kulminationspunkt! — Uns ist nicht bekannt, daß jener Redakteur Anspruch macht, Literat in wissenschaftlicher Beziehung zu sein; er wird demnach es sein wollen, als Arbeiter im Weinberge der schönen Literatur. — Ob der Herr nicht weiß, was diese ist? — Wie könnte er sich sonst einen Literaten nennen? — Wir wollen es ihm sagen. Schöne Literatur ist das Schöne, wiedergegeben durch die Sprache. Wir können einen Baum schildern, ihn poetisch beschreiben, so geben wir seine Schönheit wieder im Gewande der Sprache; wir können, um uns eines Beispiels zu bedienen, das Geisterhafte eines vom Monde beleuchteten Weidenstammes durch die Sprache malen, — so ist dies ein Geschäft der schönen Literatur. Wenn wir aber trocken sagen: „Hier hat der Stamm einen Riß; dort wächst ein Pilz aus ihm hervor, und am Fuße des Baumes sitzt eine Obsthökerin, die den Vorübergehenden die Passage stört," — so ist das keine schöne Literatur. — Oder sollen es die Verse sein, die dann und wann seiner Feder entflossen? — Reime kann jetzt ein Jeder machen, der einige Gewandheit in der Sprache besitzt; auch darin liegt nicht die Anwartschaft, ein Jünger der Kunst zu heißen; der Inhalt thut es. Ueber diese Verse, so wie über den Inhalt der zu Tage geförderten Novellen überlassen wir das Urtheil dem Publikum. — Vielleicht gar will Herr Sbg. didaktischer Literat sein und hält den Inhalt seines Blattes für ein Lehrgedicht?

Doch genug! Wir wollten ja nur auf den Humor aufmerksam machen: — Bremen, die reiche Handels- und Hansestadt, und Herr Sbg., als selbstcreirter Literat, der Vertreter der bremischen schönen Literatur. — Möge das Ausland nie vernehmen, wir dulden ihn, den rohen Empyriker, unter diesem Namen in unserer Journalistik. — —

Wenden wir uns zu etwas Besserem. — Vor mehren Wochen ist Uhland durch Bremen gekommen; er hat sich hier selbst einige Tage aufgehalten; — Uhland, der wackere Schwabensänger, dessen Romantik einzig dasteht in unserer gekünstelten Zeit; er, der Verfasser des „Ernst von Schwaben," bei dessen Lesung man heilige Thränen weinen muß, es sei denn man habe kein Gefühl. — Uhland ist hier gewesen, und Niemand hat Notiz davon genommen. Man ist in Bremen doch sonst so leicht mit Nachtmusiken u. s. w. bei der Hand und doch hat Niemand des ersten, jetzt lebenden deutschen Dichters geachtet, in der reichen, mächtigen Hansestadt!

Später war Gutzkow hier, wenn auch nur wenige Stunden; doch haben wir die Aussicht, daß er auf seiner Rückkehr wohl wieder durch Bremen kommen werde. Vielleicht wird in keiner Stadt verhältnißmäßig so viel über das Theater gesprochen, geschrieben, commentirt, cabalisirt und manövrirt, als gerade in Bremen; und schon deßhalb muß die Persönlichkeit eines Mannes, der eine der ersten Stufen als dramatischer Dichter der Gegenwart einnimmt, uns herzlich interessiren. Es ist hier nicht Raum, über die ganze literarische Thätigkeit und Bedeutung Gutzkow's zu berichten. Als ganz vortrefflich hat G. sich als Novellist gezeigt; dann trat er als Dramatiker auf, anfangs mit wenig Glück, so daß z. B. sein Saul wenig bekannt geworden ist; dagegen

haben die Schauspiele Richard Savage und Werner fast alle Bühnen durchgemacht, weniger der Patkul, den wir, nebenbei gesagt, für das beste Schauspiel des Dichters halten; die Schule der Reichen fiel bekanntlich in Hamburg durch, gefiel auf dem Burgtheater, ward indeß von G. wieder zurückgezogen. — Die Diktion in allen diesen Stücken ist vortrefflich, in kurzen, schönen Perioden, man möchte sagen, fast durchsichtig. Dagegen empfindet man einen Mangel an tragischer Nothwendigkeit, der Gang der Handlung entwickelt sich in G's Dramen nicht genugsam aus sich selbst.

Ueber dem, vom Verstande diktirten, mit wahrer Dichtersprache bekleidete Bestreben, die Charaktere scharf zu zeichnen, geht die poetische Einheit und Harmonie des Ganzen meistens verloren; der Plan schimmert zu sehr durch, und Unnatürlichkeit, ja, Albernheiten schleichen sich ein. Man vergleiche z. B. den festen, klaren Gang der Handlung, von Anfang bis zum Schluß, in Halm's Sohn der Wildniß, gegen den, in Gutzkow's Werner. — Dagegen würde G. schwerlich einen so verzeichneten Charakter geliefert haben, wie den der Parthenia. — —

Vor einiger Zeit erschienen zwei Bände von G's vermischten Aufsätzen. Sie waren zum Theil durch die deutschen Journale schon früher in's Publicum gebracht, enthalten indeß viele interessante, unparteiische und scharfsinnige Urtheile, meistens über Zustände der Gegenwart. G. hat das Gute, daß er kein Ultra ist, und deßhalb kaltes Blut hinreichend behält, um bei aller Wärme des Interesse unbefangen in seinen Ansichten zu bleiben. — Seine kürzlich erschienenen Briefe aus Paris gefallen uns weniger. Auch scheint G. es in diesen mit der Wahrheit nicht allzu genau zu nehmen, wenn er u. a. erzählt, der große Saal in Versailles, in dem das Regiment Flandern im October 1783 das bekannte Fest beging, liege noch in demselben Zustand, wie es damals verlassen worden; noch sähe man die zerbrochenen Flaschen und Gläser umher am Boden zerstreut u. s. w.

Wir wissen nicht mehr, wer neulich Gutzkow mit Lessing verglich. Gewiß sind manche gute Vergleichungspunkte da, wenn gleich ersterer den herrlichen Dramaturgen Lessing noch lange nicht erreicht hat. Wir behaupten selbst, daß G. in der Kritik wie in der Erzählung weit mehr sich auf seinem richtigen Terrain bewegt, als im Drama; doch hören wir, daß er selbst sich gerade dem letzteren mit Vorliebe zuwendet.

Also Gutzkow, der von Hamburg emigrirt, um sich in Frankfurt a/M niederzulassen, wird vielleicht bald wieder in unseren Mauern sein. Mögen wir dann zeigen, daß wir auch literarische Verdienste in unserer Handelsstadt zu würdigen wissen.

Woher kommt es, daß die Hansestädte, wie nun ja auch hier bei Gutzkow unsere Schwesterstadt Hamburg zeigt, keine heimische Stätten für Dichter und Belletristen werden können? — Wir meinen, zwei Gründe sind es, die hauptsächlich dazu beitragen; und der eine davon ist denn wieder humoristisch genug. Nothwendige Bedingniß für einen jungen, vorwärtsstrebenden Mann, dessen Geist in den großen Interessen der Gegenwart lebt, ist häufiger, persönlicher Verkehr mit gleichgestimmten Männern; eine ungenirte Geselligkeit. Hier, in der großen Handelsstadt, absorbirt der Kaufmannsstand einen großen Theil der gebildeten Welt. Der Kaufmann hat am Tage zu viel Sorgen und Geschäfte, und am Abend nehmen die in unserem Norden leider stereotypen Clubs mit der L'hombre-, Whist- oder Grabouge-Partie die Zeit so sehr in Anspruch, daß wenig Zeit übrig bleibt, die auf Alles geistnährende Dinge verwendet werden könnte. Die Pflege der Belletristik bleibt daher der Gelehrten- und der Damenwelt überlassen. Letztere aber kennen in den üppigen Städten nicht jene frugale Geselligkeit, in der Prunk und Aufwand ganz vermieden wird, wo freisinnige, herzliche Unterhaltung das Wichtigste und Hauptzweck sind, Essen und Trinken aber Nebensache. Trotz aller Vorstellungen lassen die bremer Damen sich nicht irre machen; schon genug des Opfers, wenn sie die hergebrachte Partie mit dem Spieltische verlassen. Aber die Interessen des Magens müssen würdig vertreten werden, das Service gezeigt und der glänzend erleuchtete Saal; ein „Abendessen" wird daraus, (wer kennt nicht ein bremer Abendessen?) — Die höheren Zwecke weichen, und — o Dämon des Humors! — Geist und Geistes-Interessen unterliegen dem Braten, dem Pudding und dem Fricassee! —

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 11. October d. J.

Joh. Diedrich Wohlers Wittwe Erben gr. Fischerstraße Nro. 5 zu 1900 Rt., Käufer: Jobst Ernst Hinrich Dohrmann.

Alexander Zimmermann Immobile, Osterthorsteinweg f 4025 Rt., Käufer: Peter Harfes.

Thorsperre.

Vom 16. — 31. October 6 Uhr. Für Fußgänger 6½ Uhr.

Miscellaneen.

(Naives Gebet.) Man kennt das originelle Gebet des alten Dessauers, womit er sich vor der Schlacht von Kesselsdorf an den Himmel wendete. Es verlangte nicht viel, dieses Gebet, und die bescheidene Bitte, daß nur um Nicht-Intervention, nur um ruhiges Zusehen anhielt, verdiente es wohl erhört zu werden, wenn sie denn auch, trotz dem daß sie durchaus nicht in dem Styl, welchen dergleichen Gesuche erheischen, vorgetragen wurde, in der That erhört worden ist. Vielleicht war es auch dem alten Haudegen nachzusehen, daß er, dem die Uebung so gänzlich mangelte, die Formen verletzte und etwas de haut en bas mit dem Himmel sprach, mit welchem man doch nur de bas en haut reden soll und, streng genommen, auch nur kann.

Ein ähnliches, fast noch naiveres Gebet finden wir in der französischen Geschichte; es ist weit älter, als das Leopold's von Dessau und verdient vielleicht in dieser Hinsicht noch eher Entschuldigung, als das des preußischen Kriegshelden, obgleich auch dieses nicht gerade getadelt werden soll.

Lahire war es, der Feldherr des französischen Carl's VII., der dieses andere theologisch bedenkliche und practisch wirksame Gebet sprach, derselbe Lahire, dessen man sich aus Schiller's Jungfrau erinnern wird und der in der Tragödie freilich in einer feierlichern Gestalt auftritt, als in der Geschichte, wo er sich, wie man sehen wird, selbst in den höchsten Beziehungen etwas sehr gehen läßt.

Die Jungfrau war es, die solche Regungen der Frömmigkeit in der Brust des alten Lahire erweckte, der sich sonst so wenig mit dem Beten befaßte, daß ihm das Gegentheil desselben völlig genügt haben soll. Freilich dann auch mit schlechtem Erfolg. Denn was half alle Tapferkeit des guten Lahire? Vermochte sie es, den französischen Waffen ihren alten Glanz wieder zu verschaffen? Nur die Jungfrau, die aber die Sachen auch von einer anderen Seite angriff, gab den Verhältnissen jene geistigere Wendung, welche herbei zu fechten und zu — suchen Lahire mit seinen Waffengenossen vergebens bemüht gewesen war.

Sobald die Jungfrau in Blois bei den Truppen erschien, war es ihr erstes Geschäft, den frommen Sinn, der sie selber beseelte, auch bei dem Heere anzufachen. Es gelang ihr so wohl, daß bald jede Opposition gegen ihr reformatorisches Bestreben verstummte, daß man „die Predigt und die Messe nicht länger schwänzte“ und daß der heilige Eifer stärker entbrannte als der unheilige sich je gezeigt hatte.

Auch unser Lahire wurde hingerissen. Er beschwor bei einem der Gefechte, welche dem Entsatz von Orleans vorausgingen, den Himmel, etwas für ihn zu thun, er fügte sich in der Sache, allein auch er war in der Form nicht glücklich. Eine alte französische Chronik hat uns seine Worte aufbehalten, die wir um der naiven Sprache willen, im Original hier einrücken wollen.

„Dieu!“ — lautete das merkwürdige Gebet — „je te prie que tu faces aujourd'hui pour La Hire autant que tu voudrais que La Hire fut pour toi, s'il etait Dieu et que tu fusses La Hire!“ (Gott! ich bitte Dich Du wollest heute für Lahire thun was Lahire für Dich thun würde wenn er Gott und Du Lahire wärest).

Was man über diese Worte auch denken mag, sie bezeugen, daß Lahire sich eines guten Gewissens erfreute. Durfte er sonst einen einen solchen Vorschlag machen? Er mußte es wohl immer mit dem Himmel aufs Beste gemeint haben, wenn er ihm nicht mehr zumuthete, als er selbst bei einem Rollenwechsel, für den Himmel zu thun sich bereit erklärte.

(Ein armer Blinder.) Vor einem Friedensrichter in Paris erschien vor wenigen Tagen ein Augenarzt, der einen Blinden verklagte, welcher von seiner Frau hereingeführt wurde, einen großen Stock in der Hand hatte, und die Augen geschlossen hielt. „Ich verlange,“ sagte der Arzt, „von dem Manne sechzig Francs für ärztliche Behandlung.“ Auf die Frage an den Verklagten, warum er nicht bezahlen wolle, antwortete dieser: „Ich bin blind, stockblind, von Kopf bis zu den Füßen. Der Herr Doctor sagte mir, er wolle mir das Gesicht und überdies einen Wechsel von 250 Francs, zahlbar nach Sicht, geben, wenn ich mich in seinem Hause behandeln lassen wollte. Zweihundertundfunfzig Frcs, freie Wohnung und Kost, dafür kann man sich schon kuriren lassen; ich nahm also den Antrag an; mein Leiden hat sich aber seitdem immer mehr verschlimmert, und ich verlange nun Entschädigung; ich sehe gar nichts mehr.“ — „Sie waren ja vorher schon stockblind,“ warf der Friedensrichter ein. — „Es schadet nichts; ich sehe jetzt noch weniger.“ — „Sie wollten keine meiner Verordnungen befolgen,“ sagte der Arzt. — „Allerdings, von Verordnungen war auch nicht die Rede gewesen, sondern nur von 250 Francs, freier Wohnung und Kost. Und warum verlangt der Herr Doctor nun noch sechzig Francs von mir?“ — „Als geringe Entschädigung für das, was Sie mich gekostet haben. Hätten Sie sich von mir heilen lassen, so würde ich Ihnen die versprochene Summe gegeben haben.“ — „Ich nehme Sie beim Worte . . Sie haben Ihr Versprechen vor Zeugen gethan . . Ich bin ebensowenig blind als Sie.“ (Man lacht.) — „Das ist nicht möglich,“ sagte der Arzt. — „Ich sehe sehr wohl Ihr verlegenes Gesicht,“ bemerkte der Verklagte. — „Der Mann hat mich hintergangen,“ sagte der Arzt; „er hat sich nur blind gestellt.“ — Das verdroß den Verklagten, der nicht länger an sich hielt und sagte: „Sie wußten dies so gut, als ich, und boten mir deshalb das Geld für meine Heilung, um sich derselben sodann rühmen zu können.“ Es erfolgte darauf ein allgemeines Gelächter, und der Friedensrichter, der nichts mehr hören wollte, schickte Beide fort.

(Ein arabisches Prachtroß.) Das erste arabische Pferd vom edelsten Schlage, welches seit einer Reihe von Jahren wieder aus Marokko ausgeführt werden durfte, ist kürzlich in England angekommen. Es ist eine Stute vom reinsten und edel-

sten arabischen Blute, welche der großbritanische Consul dort dem Prinzen Albert als Geschenk übersendet hat. Was Symmetrie des Baues anbelangt, soll sie nach dem Urtheile der bewährtesten Sachkenner ganz unvergleichlich sein; die Farbe ist ein herrliches Dunkelgrau, das Alter zwei Jahre. Der in Marokko herrschenden Sitte zu Folge, ist ihr vor der Ausfuhr die Mähne abgeschnitten worden; diesem Uebelstande, welcher der Schönheit und äußern Erscheinung des köstlichen Rosses allerdings Eintrag thut, hofft man mittelst der trefflichen britischen Behandlung binnen einigen Monaten abzuhelfen. Die Hufeisen, welche curiose Proben marokkanischer Hufbeschlagsarbeit sind, werden sogleich durch englische ersetzt. Sie waren herzförmig und bestanden aus einem hinten fast zusammenschließenden sehr breiten und dünnen Eisenring, offenbar für lockern und sandigen Boden ganz geeignet. Bei der Abnahme fand man mehrere lange Nägel, die sehr tief im Huf steckten und von einem schon frühern Hufbeschlag herrührend, von dem marokkanischen Schmiede, der den letzten Beschlag machte, herauszuziehen versäumt worden waren. Ein Beweis (sagt der „Windsor Express") von der allgemeinen Nachlässigkeit, womit derlei Angelegenheiten dort bewerkstelligt werden müssen, zumal, wenn man bedenkt, daß das Roß aus den Ställen des Kaisers von Marokko stammt.

(Schmuggler und Zöllner.) Diejenigen, welche die interessanten Unterhausversammlungen über den neuen britischen Tarif aufmerksam verfolgt haben, werden sich erinnern, daß der Premierminister in einer der trefflichen sachreichen Reden, die er über diese wichtige Frage hielt, ein Schreiben vorlas, dessen Inhalt das gesammte Haus zugleich in Erstaunen und schallendes Gelächter versetzte. Es rührte, wie der Minister damals glaubte und äußerte, von einem französischen Goldschmuggler her, der sich gegen ein englisches Provinzialhandelshaus erbot, dasselbe mit Schmugglerwaaren, besonders französischen Seidenzeugen und Spitzen, in jeder beliebigen Quantität zu versehen. Dieses Schreiben, welches Sir Robert Peel zur Einleitung einer scharfen Untersuchung veranlaßte, in Folge deren der systematische und umfassende Unterschleif an den Tag gekommen ist, welcher dermalen so viel Aufsehen in der Londoner Handelswelt macht, und die Absetzung eines Theiles der unteren Mauthbeamten nach sich gezogen hat, rührte, wie sich seitdem ergeben hat, von keinem Schmuggler, sondern von einem Vereine von Zollaufpassern bei der Londoner Mauth her. Die Clique, welche diesen Zollunterschleif im Großen betrieb, lauter Zollaufpasser, Namens Hastings, Homersham, Burnaby, Pool, Lang und Foot, hatte die Unverschämtheit förmliche Circularschreiben an die Seiden- und Spitzenhandelshäuser der Hauptstadt und der Grafschaften ergehen zu lassen, worin sie die Lieferung von derlei kostbaren Waaren zu einem Drittel des Zollsatzes verbürgten. Ein rechtlicher Seidenhändler zu Colchester, dem ein solches Circular ebenfalls zugekommen war, übersandte dasselbe dem Primierminister und eben dieses las Peel bald darauf im versammelten Unterhause vor, ohne damals zu ahnen, daß es von Subalternen eines zu seinem eigenen Departement gehörigen Verwaltungszweiges ausgegangen.

(Das Wunderwerk eines Gärtners) steht man in dem französischen Dorfe Thenailles, nämlich eine Copie der Vendôme-Säule, mit der Statue Napoleons darauf, und zwar eine Copie in ziemlich großem Maßstabe, da die Säule und Statue wenigstens acht bis zehn Klafter hoch sind. Die Copie besteht weder aus Marmor noch aus Bronze, sondern aus den Zweigen einer gewöhnlichen Tanne. In einiger Entfernung ist die Illusion vollkommen. Die Säule ist völlig cylindrisch und die Haltung der Statue so natürlich, daß man kaum glauben kann, die Scheere eines Gärtners habe Alles dies an einem lebendigen Baum bewirkt.

(Die Jagden in Schottland sind sehr ergiebig.) Der Herzog von Cleveland schoß in der jetzigen Saison in seinem Moor in Aberdeenshire 333 Waldhühner, und zwei Freunde, die sich dieser Jagd wegen bei ihm aufhielten, 265 Paare.

(Die englischen Handschuhe) werden wohlfeil. Wie alle Industriezweige in England, leidet auch die Handschuhmacherei so bedeutend, daß vor Kurzem ein Fabrikant 500 Dutzend Handschuhe, das Dutzend zu 15 Gr. verkaufte, während man früher das Zuschneiden eines Dutzends mit 24 Gr. bezahlen mußte.

(Seekrankheit.) Man schrieb bisher die Seekrankheit einzig dem Schaukeln auf dem Schiffe zu. Der berühmte Geolog Hugi fand aber unlängst bei einer Reise in Calabrien, daß noch eine andere Ursache angenommen werden müsse. Auf dem Wege von Bernalda nach Tarant gehen die Saumpferde am Ufer auf dem fortwährend von den Wellen des Meeres bespülten Sande. Auf der ganzen Fahrt herrschte Ostwind, mithin Wind vom Meere auf das Land, und es befiel Hugi auf seinem Pferde die Seekrankheit mit großer Heftigkeit. Die Säumer behaupteten auch, fast jeder Reisende werde auf diesem Wege damit befallen, wenn der Wind vom Meere auf das Land, nie aber wenn er vom Lande auf das Meer wehe. Hugi glaubt nun, es beweise dieser Fall, daß nicht sowohl durch Schaukeln auf dem Schiffe, sondern durch eigenes Verhältniß der Atmosphäre des Meeres die Seekrankheit verursacht werde. Vielleicht möge auch das um die Füße plätschernde fortwährende Wellenspiel, welches das Auge ungemein ermüdet, das Seinige beitragen.

(Riesenschildkröte.) Man schreibt aus Würzburg: Am 19. v. M. wurde eine Schildkröte von 182 Pfund an den Fürsten v. Taxis von Hamburg hier durch nach Regensburg geführt, welche, wie man vernimmt, dazu bestimmt ist, am Walhalla-Feste zur Tafel verwendet zu werden.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 83.

Bremen, Sonntag den 16. October 1842.

Gestorben:

Nro. 1036. Den 12 October. Des Cigarrenfabrikanten Joh. Friedrich Buschmann Sohn (todt geb.), Osterthorssteinweg Nro. 75.

— 1037. Den 12. — Des Cigarrenmachers Nicolaus Brüggemann Sohn, 6 Wochen, Bollands Gang Nro. 8.

— 1038. Den 12. — Der Landmann aus Warnings bei Hanau Wolff Ernst Neun, 20 Jahr, im Krankenhause.

— 1039. Den 13. — Des Kaufmanns Carl Emil Traub Ehefr., geb. Stockmeyer, 22 Jahr, Langenstraße Nro. 53.

— 1040. Den 13. — Des Kaufmanns Conrad Wilhelmi Sohn, 1 Jahr 1 Monat, Kohlhökerstraße Nro. 1.

Nro. 1041. Den 13. — Des Cigarrenmachers Carl Diedr. Wiehle Tochter (todt geb.), Löschen Hof Nro. 3.

— 1042. Den 13. — Des Arb. Lür Heinrich Schumacher Wittwe, geb. Grote, 69 Jahr, Hastedt.

— 1043. Den 13. — Der Drechsler Johann Gottlieb Krüger, 46 Jahr, Buntenthorssteinweg.

— 1044. Den 14. — Des verst. Canzleiboten Johann Daniel Kälbel Wittwe, geb. Heidkamp, 78 Jahr, Tiefer Nro. 54.

— 1045. Den 14. — Der Arbeitsm. Heinrich Dörsling, 49 Jahr, Brake Nro. 3.

— 1046. Den 15. — Der Cigarrenpacker Cord Hinrich Feldhausen, 31 Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 53.

Geburten:

Nro. 1277. Den 11. — Des Tischlermeisters Friedrich Conrad Schäfer Ehefr., geb. Wittler, Großenstraße Nro. 34, von einem Knaben.

— 1278. Den 11. — Des Grobbäckers Joh. Friedrich Wiegmann Ehefr., geb. Hollmann, hinter Stephanithorskirchhof Nro. 15, v. e. K.

— 1279. Den 11. — Des Cigarrenfabrikanten Arend Döhle Ehefr., geb. Kroog, Meinkenstraße Nro. 3, von einem Mädchen.

— 1280. Den 11. — Des Arb. Joh. Hinr. Rutenberg Ehefr., geb. Brüning, Schwachhausen Nr. 19, von einem Mädchen.

— 1281. Den 11. — Des Arb. Harm Hinrich Elfers Ehefr., geb. Lampe, Hastedt von e. M.

— 1282. Den 11. — Des Kahnschiffers Joh. Friedrich Eiffert Ehefr., geb Deetz, Rövekamp Nr. 26, von einem Mädchen.

— 1283. Den 12. — Des Glaseramtsmeisters Ulrich Hoyer Ehefr., geb. Stallmann, Sögestr. Nro. 1, von einem Knaben.

Nro. 1284. Den 12. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Friedr. Buschmann Ehefr., geb. Feldhusen, Osterthorssteinweg Nro. 75, von einem todten Knaben.

— 1285. Den 13. — Des Cigarrenmachers Carl Diede. Wiele Ehefr., geb. Ellebrecht, Löschen Hof Nro. 3, von einem todten Mädchen.

— 1286. Den 13. — Des Grobbäckers Friedr. Wilh. Erdbrink Ehef., geb. Schierenbeck, Schweinestraße Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1287. Den 13. — Des Senators Arnold Duckwitz Ehefr., geb. Borchers, Neustadts-Deich Nro. 59, von einem Mädchen.

— 1288. Den 14. — Des Kaufmanns Johannis Heckemann Ehefr, geb. Bolenius, Geeren Nr. 22, von einem Mädchen.

— 1289. Den 15. — Des Tischlermeisters Friedr. Conrad Schäfer Ehefr., geb. Wittler, Großenstraße Nro. 34, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 438. Der Amtmann zu Hartwarden, Großherzogthum Oldenburg Carl Gerhard Theodor Eschen und Maria Charlotte Strüver hieselbst.

— 439. Der Schiffscapitain Johann Elias Jansen und Sophia Dorothea Wilhelmine Schröder beide von hier.

— 440. Der Steindrucker Friedr. Christoph Brandt und Maria Magaretha Huber hieselbst.

441. Der Graveur Cart Eduard Firnhaber und Elisabeth Sophia Stuckenschmidt hieselbst.

442. Der Schiffscapitain zu Vegesack Heinr. Adolph Kahle und Sophia Charlotte Maria Thätjenhorst hies.

443. Der Schönfärber Johann Carl Friedr. Spatz und Gesina Schimer gen. von Bremen hies.

444. Der Buchdrucker Wilhelm Heinrich Törber und Metta Rodiek aus Hude.

Nro. 445. Der Gärtner Anton Heinr. Kaemena und Meta Beta Westphal hies.

— 446. Der Kahnschiffer Carl Ludwig Westphal und Friederike Louise Meierdirks gen. Heuer aus Rockwinkel.

— 447. Der Arbm. Joh. Conrad Ernst Rondstock und Kunigunde Terstegen hieselbst.

— 448. Der Küpergesell Joh. Heinrich Wilh. Hüsing und Elise Buse hieselbst.

— 449. Der Zimmergesell am Buntenthorssteinweg Johann Heinr. Friedr. Schnor und Ursula Bürchler zu Bettingen Cantons Basel in der Schweiz.

— 450. Der Steinhauergesell zu Blankenburg Johann Heinr. Carl Dähnert und Anna Margaretha Fuß hieselbst.

— 451. Der Tischler Nicolaus Heinr, Koopmann und Johanna Antoinette Lucia Volmers hies.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 84.

Bremen, Donnerstag den 20. October 1842.

Prolog,

gesprochen auf dem Stadttheater zu Bremen,
am 18. October 1842,
von
Demoiselle Neustädt.

(Eröffnung des Bremer Schauspielhauses, October 18. 1792.
(Befreiungs-Schlacht bei Leipzig, October 18. 1813.)

Ein feierlicher, festlich schöner Tag
Vereint uns heut' in dieses Hauses Räumen;
Der Rückerinnrung Bilder werden wach,
So manch' erfülltes Hoffen oder Träumen;
Verschwunden ist das Leid und jedes Ach,
Und Freude darf das stolze Herz umsäumen; —
Heil solchen Tagen, den geweihten, starken:
Grenzsteine sind sie an des Lebens Marken.

Es sind am heut'gen Tage funfzig Jahr
Als hier zuerst Musik und Spiel ertönten; —
Das war die Zeit des Drangs und der Gefahr,
Die schon von Westen her herüberdröhnten,
Als diese Bretter, heilger Kunst Altar,
Die aufgeregten Herzen mild versöhnten,
Und in die Brände, welche fern schon zischten,
Musik und Poesie besänft'gend mischten.

Doch wehe! jedes Schöne muß entfliehn,
Wenn der Empörung wilde Fackeln leuchten;
Wenn Krieg und Mord das stille Thal durchziehn
Und frech mit Blut den Friedensacker feuchten;
Wenn falschverstand'ner Freiheit Melodie'n
Den Sinn für Wahrheit, Licht und Recht verscheuchten: —
Die Göttin weint, die Himmelsbraut, gegeben
Uns herrlich vorzustralen durch das Leben!

O Freiheit, Freiheit! — nicht befleckt mit Blut
Der Unschuld und der Tugend, wie, verderbend,
Man einst dir opferte voll grauser Wuth,
Um deinen Kranz mit Mörderhänden werbend: —
Nein! in des Friedens Reinheit, mild und gut,
Den Sinn für alles Schöne uns vererbend:
So steh' uns bei! — Kein heuchlerischer Glauben,
Kein dumpfer Wahn soll dir die Krone rauben.

Du warst geschändet, Freiheit, und verkannt.
Da — jubelt auf, ihr meine deutschen Brüder!
Da kam der Tag, der jedes Leid gewandt; —
Auf Leipzigs Fluren sank die Schmach darnieder!
Da stand mein Deutschland kräftig und ermannt
Und himmelan erbrausten Freiheitslieder! — —
O! dieser Tag, geweiht durch Brüderleichen,
Soll nimmer aus der Deutschen Brust entweichen.

Zerschmettert war des Usurpators Joch;
Frei trieb der Rhein auf's Neu die grünen Fluten; —
Doch eine schön're Blüt' erschloß sich noch
Und wuchert' auf im Herzen aller Guten.
Mag der Verketz'rungseifer immer doch
Im Dunklen schüren die fanat'schen Gluten:
Beseelt, befreit durch selbstbewußtes Ringen
Hebt sich der Geist empor auf Phönix-Schwingen!

O, sei gepriesen, holde Friedenszeit,
Für die die Brüder in das Grab gesunken;
Seht! von der Kunst mit heil'gem Thau geweiht,
Von Ahnungen der ew'gen Wahrheit trunken
Erstarkt in Deutschland's Gauen weit und breit
Des Guten Kraft, des Wissens heil'ger Funken,
Und Freiheit, Frieden, und der Kunst Gestalten
Umrauschen uns mit segensvollem Walten.

Laßt uns denn vorwärts streben auf der Bahn
Der Geistesfreiheit, die, von Fried' umwoben,
Von Kunst verschönt, uns lenket himmelan! —
Was war's, als sie die starken Schwerter hoben
Die Brüder einst auf Leipzig's blut'gem Plan?
Sie fühlten tief, den Blick gewandt nach Oben:
„Was gut und wahr und schön ist wird bestehen,
„Und Kunst und Freiheit nimmer untergehen!"

So laßt uns denn mit freiem, frohen Sinn
Der alten Zeit und ihrer Thaten denken;
Und auch in diesen Hallen laßt uns hin
Den Blick auf jenen Tag der Freude lenken
An dem der Kunst, der Weltbeglückerin,
Das erste Lob erscholl von diesen Bänken; —
Und was die Väter damals hat gerühret,
Dasselbe Spiel sei heut' euch vorgeführet!

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

VIII.

Die Wahrheit zu sagen war Bonaparte in diesem Saal der Alten, inmitten dieser Zunftmeister nicht an seinem Platze; sobald er sich aber wieder von seinem so glänzenden, so enthusiasmirten jungen Stabe umgeben sah, war er wieder der Mann der That, der General, der sich inmitten seiner Soldaten stählt. Er haranguirte sie in seiner Weise, und der Ausruf: es lebe Bonaparte! der von allen Seiten erscholl, erwiederte seine Feuerworte; dann schritt er, voll neuen Selbstvertrauens, dem Rathe der Fünf Hundert, der Versammlung zu, in welcher die feurigsten Freunde der Republik, die wüthigsten Tribunen, die unversöhnlichsten Jacobiner saßen. Bonaparte wollte es zu einem Ende bringe, seine Freunde hatten ihm gesagt, daß die Zeit drängte, und daß man sich rasch zu einem Staatsstreich entschließen müßte.

Man wird sich erinnern, daß alle Repräsentanten bei den Fünf Hundert sich durch einen Eid feierlich zur Vertheidigung der Constitution des Jahres III. verbunden hatten. Ihr Präsident, Lucian Bonaparte hatte nicht umhin gekonnt, sich dieser energischen Bewegung anzuschließen. Es handelte sich also darum, Alles an Alles zu setzen. Diesmal trat Bonaparte auch nicht blos von seinem Stabe gefolgt auf, sondern noch um ein Peloton Grenadiere, die sich seinen Adjutanten anschlossen, verstärkt. Bei der verhangenen Thür, welche den Saal von dem Gange schied, angekommen, ließ er jene draußen Halt machen. Von dem Gelärme drinnen auf die Aufregung schließend, in welcher sich die Repräsentanten befanden, gehorchten die Soldaten nur aus Respect, ja einer von ihnen, Thomé genannt, äußerte ihm selbst seine Besorgniß in Worten und sagte;

— General, sein sie auf Ihrer Huth: man sagt, sie wären zu allem fähig und hätten selbst Dolche unter ihren weiten rothen Gewändern verborgen!

„Sei unbesorgt," antwortete Bonaparte.

— Gleichviel, erwiederte Thomé, ich und meine Kameraden, wir wollen schon die Augen offen halten.

Bonaparte konnte seine derartige Besorgniß nicht abschrecken, weil er mit dem Präsidenten Molé der Ansicht war, daß zwischen dem Dolche eines Meuchelmörders und dem Herzen eines ehrlichen Mannes ein weiter Raum liegt, aber die Repräsentanten hatten schon von ihren Senatorstühlen aus bemerkt, wie diese Grenadiere mit den gebräunten Gesichtern und dicken Schnauzbärten alle ihre Bewegungen und die ihres geliebten Generals ängstlich bewachten. Bei dem ungewöhnlichen Anblick einer bewaffneten Macht am Eingange des Saals der Berathungen, bediente Destreme sich einer der antiken Phrasen eines römischen Tribuns, und sagte:

— Wie, Bonaparte! also deßhalb hättest Du gesiegt?

„„Hebe Dich fort, Verwegener! siehst Du nicht, daß Du das Heiligthum der Gesetze schändest?"" rief ihm Bigonnet zu.

Bei diesen Worten entstand eine große Bewegung im Saal, und Bonaparte war noch nicht bis zur Mite desselben gekommen, als eine Explosion wilden Geschreies das Gewölbe erbeben machte. Es war keine legislative Sitzung mehr, sondern ein Aufruhr zwischen vier Wänden.

— Was? Soldaten hier? Bayonette? schrie eine Menge Stimmen. Was soll das?

— Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen! Bonaparte vogelfrei!

Solche Ausrufungen erschollen von allen Seiten. Bonaparte aber ging längs der Estrade weiter vor, wo sein Bruder seinen Sitz hatte. Da wurde er sogleich umringt, bedroht. Ein Repräsentant von hoher Statur und noch aufgeregter als seine Collegen, sprang auf ihn ein und versuchte ihn mit kräftigem Arm vor dem Gehäge zurückzuschieben. Ein anderer wollte selbst mit einem Dolche nach ihm stoßen, doch wehrte derselbe Grenadier Thomé den Stoß ab, indem er zu rechter Zeit zwischen den Angreifer und seinen General sprang. Endlich ließ Bonaparte, während die Repräsentanten fortwährend schrien: „er sei außer dem Gesetz!„ blaß vor Zorn den Schlachtruf hören:

„Hierher, Grenadiere!"

— Laßt uns unsern General retten! riefen die Soldaten nun.

Ihm schnell zu Hülfe eilend, rissen sie ihn aus den Händen seiner Widersacher und zogen ihn zum Saal hinaus. Kaum war das aber geschehen, als die Ausrufungen: nieder mit dem Tyrannen!... außer dem Gesetz!... sich noch stärker als zuvor wiederholten. Da nahm Lucian das Wort, um seinen Bruder zu rechtfertigen, und sagte:

„„Repräsentanten, warum wolltet ihr Bonaparte nicht hören?""

Zu aufgeregt um ihren Präsidenten zu beachten, ergoß sich die Versammlung in Apostrophen wie die folgenden:

— Er hat an einem einzigen Tage seinen Ruhm befleckt!

— — Alle seine Lorbeeren sind verwelkt!

— Wir weihen Bonaparte dem Abscheu aller kommenden Zeiten!

Die Anträge folgten und durchkreuzten sich mit unsäglicher Schnelligkeit.

— Ich verlange, daß der Dictator vor die Barre gestellt werde!

„Bürger Präsident," setzte Desteem hinzu, laßt decretiren, daß Bonaparte des Commandos entsetzt ist.

— — Bonaparte muß zuvörderst für vogelfrei erklärt werden! rief Talot aus.

— Ja, ja, vogelfrei! wiederholten alle Repräsentanten mit einer drohenden Gebehrdung gegen Lucian.

Dieser, der, obwohl von dem Bilde, das er vor Augen hatte, und von den Gewaltthätigkeiten, die man gegen seinen Bruder verübt, tief ergriffen, doch Herr seiner selbst geblieben war, versuchte es noch, sich Gehör zu verschaffen.

— Nein, nein, vogelfrei! wurde ihm aber von allen Seiten unter wüthendem Stampfen mit den Füßen geantwortet.

Bei solchem Geschrei und solcher Manifestation stand Lucian endlich auf und sagte in höchster Alteration:

„Wie? Ihr verlangt von mir den Tod eines Bruders den Tod desjenigen, der so oft die Republik gerettet hat, vor dessen bloßem Namen die Tyrannen von Europa zittern!"

— Außer dem Gesetz mit ihm; er hat es gewagt, dessen Heiligthum zu entweihen!

„Nie soll mein Mund dieß scheußliche Anathem aussprechen!" rief Lucian, indem er eine energische Geberdung machte, aus; „Ihr aber, Ihr seid Nichtswürdige!"

Dann seine Amtsgewänder ablegend, setzte er mit Würde hinzu:

Ich erkläre, daß ich dieser Versammlung nicht ferner angehöre."

Lucian verließ sofort seinen Sessel und stieg, convulsivisch zitternd und zornbleich von der Tribune hernieder. Chazal aber nahm als Vicepräsident gleich seine Stelle wieder ein.

— Heben Sie die Sitzung auf! wurde Chazal zugerufen.

Aber vergebens suchte er einige Ruhe herzustellen. Mitten in dem Getümmel und der Unordnung, die fortwährend in der Versammlung herrschten, und ehe Chazal noch wußte, was er beginnen sollte, blitzten abermals Bayonette in der Eingangsthür. Ein Peloton Grenadiere drang im Sturm-

schritt in den Saal, und nahm Lucian in seine Mitte, wobei der dasselbe anführende Offizier ausrief!

„Es geschieht dies auf Befehl unsers Generals!"

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

Wenn die Eßzeit gekommen, verlangt der König, daß man zur Tafel gehe; sie beginnt gewöhnlich ohne ihn, da er sich mittlerweile ankleidet und erst, wenn das zweite Gericht beinahe verzehrt ist, sich blicken läßt. Er ißt schnell und wenig, nimmt hierauf eine Tasse Thee und sieht zu allererst auf, ohne indeß hierdurch seine Tischgenossen zu stören. Nach Tische entspinnt sich zwischen den Gliedern der königlichen Familie eine Unterhaltung. Man spricht ein bischen von allem Möchlichen und von aller Welt: die schönen Künste, die Mährchen und Geschichten, die gerade die Runde durch die Stadt machen, die Bankerotte und Ehebündnisse, das sind so die Gegenstände, um die sich in lebhaftem und zugleich ernstem Tone die Unterhaltung einer ehrenwerthen Familie dreht, die sehr wohl weiß, wie begierig jedes von solcher Höhe fallende Wort aufgegriffen wird und wie sehr es für die Betheiligten vom heilsamsten oder schädlichsten Einflusse sein könne Inzwischen beschäftigen sich die Königin und die Prinzessinnen mit Stickereiarbeiten, die sie dann ausspielen lassen, um aus dem Erlös Arme zu bekleiden und zu dergleichen Lotterien zum Besten Nothleidender anzufeuern — sicher ein äußerst kluges Aushülfsmittel des unverdrossensten Wohlthätigkeitssinns. Es giebt keinen bürgerlichen Salon, worin mehr anmuthige und ungezwungene Heiterkeit herrscht, mehr unschuldiger und argloser Scherz gehört würde, und wo man mehr Wohlbehagen empfinden möchte. Das Haus des Königs ist in der That was man nennt, ein vortreffliches Haus.

Es ist jeden Tag bei ihm offene Tafel, und er empfängt da sämmtliche hohe und vornehme Personen, das heißt, die berühmtesten Leckermäuler Europas. O, er hält was auf seinen Tisch. Man führt seinen Speisesaal, sein Tafelgeräth, seine Keller und Küchen als Muster an. Bei ihm speist man fast eben so gut wie beim Fürsten von Talleyrand, und das ist kein geringes Lob. So wie bei der Tafel, sieht er überhaupt gern Leute um sich; es müssen seine Salons ganz so glänzend wie die des alten Versailles erleuchtet sein. Nie werde ihm genug Holz und Wachskerzen verbrannt. Er will, daß seine Gäste aufs reichlichste bewirthet, daß sie mit der größten Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt werden.

Als eine unbekannte und schändliche Hand auf dem Pont-Royal den ersten Pistolenschuß auf ihn abfeuerte, getrauete sich Niemand in Frankreich, an die Wahrheit dieser Frevelthat zu glauben; der König allein hielt sich überzeugt, daß der Schuß im Ernste gemeint war, und die späteren Mordanfälle haben leider seine Meinung nur zu sehr bestätigt. An jenem schmach- und und unheilvollen Tage, da Fieschi's Höllenmaschine auf alle versammelte Bürger einen Hagel von Kugeln ausspie, findet sich der König für einen Augenblick aufgeregt, versichert sich sogleich, daß seine um ihn befindlichen Söhne gesund und unversehrt geblieben, und zieht alsdann, die Ruhe und den Frieden auf dem Antlitz, gelassen seines Weges fort. Nun, das ist doch wohl ein hoher Muth. Die Seelenstärke verleugnet sich auch dann nicht, als der König, nachdem er längs allen Boulevards hinuntergeritten, bei der Chancellerie seine Frau und seine Schwester, außer sich vor Bestürzung und an allen Gliedern bebend, antrifft, die armen Frauen, welche so lange ihren Schmerze und ihrer Freude S chweigen geboten. Der König schließt mit ruhiger und ernster Miene diese edlen, treuen Frauen in seine Arme; alle diese in inniglicher Gemeinschaft gewechselten Gefühle waren gehalten in den zartesten Gränzen des historischen Bildes. Später war der König noch zwei Kugeln ausgesetzt: die eine verwegen und tollkühn, die Alibaud's, die andere geschleudert mit einer Gewandheit, die das Opfer erreichen mußte; der König empfing diese beiden Kugeln wie ein Mann, der an dergleichen Geschenke gewöhnt ist.

Ließe man den König in solchen Fällen allein gewähren: bei jeder Empörung würde er zu Pferde die Stadt durchkreuzen und s e l b s t die wüthende Menge beschwichtigen. Im Nothfall wäre er auch ein Kriegsmann und gar nicht unglücklich, sollte es zum Kampfe gehen. Er gedenkt häufig der Tage von Jemappes und Valmy, und sein Muth sitzt mehr in seiner Brust, als in seinem Kopfe. Als der König an dem Tage, da Alibaud seinen Streich gegen ihn ausgeführt, — es strahlte die Sonne im schönsten Glanze — in

Neuilly anlangte, wo seine Familie ihn zu Tisch erwartete, sagte er: „Speisen wir, noch bin ich nicht todt.“ Bei diesen Worten zeigte er eine solche Ruhe, daß seine Kinder kaum glauben konnten, welcher Gefahr ihr Vater so eben entgangen.

(Fortsetzung folgt.)

Auch Einiges über Literatur in Bremen.

Die letzte Nummer des Bürgerfreundes enthielt unter gleichem Titel einen Aufsatz, welcher uns zu nachfolgenden Gedanken angeregt hat. Wir stellen uns jenem Verfasser nicht feindlich gegenüber, sondern treten ihm zu freundlichem Austausche der Ansichten an die Seite. Was zuerst unsere Gegend, unser Clima betrifft, so sind diese allerdings sehr geeignet die Bremer zu einem Völkchen von Humoristen zu machen. Zu dem über Nebelwolken, Haide und Moor dort Gesagten darf man noch hinzusetzen, daß an Sonn- und Festtagen meistens unfreundliches Wetter vorwaltet, dagegen Montag Morgen der schönste Sonnenschein eintritt, um den Aerger über den verlornen Sonntag desto höher zu steigern. Mai und Juni arbeitet man im Schweiße seines Angesichtes, sobald aber Mitte Juli die Ferien beginnen, wo, wie Jean Paul sagt, zehntausend gekrümmte Schullehrer-Rücken sich aufrichten, da schießt der Regen herab, und hält meistens an, bis Alles sich wieder in das Joch gespannt sieht. September und October sind wieder recht freundlich, aber die Freimarkts Freudentage müssen wieder durch Regengüsse verstört werden. Ein Gelehrter, der vor mehreren Jahren verstorben, pflegte bei Ostwind zu sagen — der Himmel hat unsere Gegend für Bären und Wölfe bestimmt, aber leider sind unsere Vorfahren an deren Stelle getreten. Demnach ist in Wahrheit Grund genug vorhanden sich mit Humor über dies Unvermeidliche hinwegzusetzen, und nimmt dann Dieser einige Gran mehr vom bittern, Jener vom heiteren. Es hat dies aber eigentlich nichts mit dem Zustande der Bremischen Literatur zu thun, wie es denn wohl überhaupt mehr in der Weise des ächten Humoristen liegt, seine versüßte Galle in scharfen Worten auszuwerfen, als sie durch die Feder aufs Papier zu bringen. Das Hauptthema jenes Aufsatzes, wie überhaupt vieler anderer unserem guten Bremen feindlichen Stimmen geht dahin, mit dem Tone des Vorwurfs zu beklagen, daß Bremen so arm an einheimischer Literatur sei. Wir glauben, daß solcher Vorwurf aber ein ungerechter sei. Wenn die Erfahrung lehrt wie selten die schriftstellerischen Talente erster ja selbst zweiter Größe der lebenden Mitwelt geschenkt sind, so kann es doch nicht befremden, daß die Natur ein solches Samenkorn nun grade nicht auf den kleinen Erdenfleck, den die Stadt Bremen einnimmt, ausgestreut hat. Im Gegentheil müßten wir es billig finden, daß nachdem ein Geist erster Größe wie Olbers unter uns gewandelt hat, nun einige magere Geistesjahre eintreten, und die befruchtenden Sonnenstrahlen auf andere Stellen fallen. Hierauf könnte nun freilich von der anderen Seite gesagt werden, daß die reiche Stadt Bremen aber doch den Mangel eingeborener Talente durch Herbeirufung, durch Adoption auswärtiger Genien ersehen könne und solle, allein daran entgegnen wir — daß solche Genien überhaupt nicht so leicht zu finden sind, und daß unser Wohlstand nicht so groß ist um eine Art Luxus mit geistigen fremden Größen zu treiben. Die amtlichen Stellen für Studirte sollen doch billig für befähigte Einheimische bleiben, da bekanntlich dem gelehrten Bremer in den Nachbarstaaten kein Platz vergönnt wird. Bei den Pfarrstellen an den städtischen Kirchen werden freilich noch immer gern auswärtige Talente berufen, wie selten aber auch dabei übergewöhnliche Größen zu finden sind, sieht man jetzt an den vielen Probepredigten im Dom. Man spricht oft vom kleinen Weimar, und was der über nicht große Mittel gebietende Fürst und seine Mutter für die Herbeiziehung großer Männer gethan, allein blickt man scharf hin, so findet sich auch dabei meistens ein ökonomischer Nebenzweck, denn Wieland und Andere wurden als Prinzen-Erzieher berufen, Schiller, Fichte, Schelling u. s. w. dienten, die Frequenz der Landesuniversität Jena zu heben.

Göthe war ein persönlicher Freund des Herzogs, er empfing aber doch so wenig Gehalt in seiner amtlichen Stellung, daß er ohne den Ertrag seiner schriftstellerischen Thätigkeit und ohne die Unterstützung des väterlichen Vermögens die hohe unabhängige Stellung nicht hätte behaupten können. Damit wollten wir denn nichts weiter sagen — als die Anklage abwenden — warum thut die reiche Stadt Bremen nicht mehr für Kunst und Wissenschaft während doch kleine Fürsten so viel dabei geopfert? An jedem Orte muß sich eben diejenige Thätigkeit entwickeln, für welche die Natur

und die Umstände ihn geschaffen und so wenig man in Göttingen darüber klagen darf, daß die guten Bürger und gelehrten Professoren sich nicht zu dem Gedanken erheben können, Unternehmungen nach Indien, China und der Südsee auszusinnen, ebensowenig soll man in der Handelsstadt Bremen sich darüber verwundern, ärgern oder betrüben, daß nicht mehr literarische Talente aufspringen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Unser Freimarkt.

Da es gewiß manchem Leser des Bürgerfreundes angenehm ist, eine Uebersicht der Freimarktssehenswürdigkeiten zu haben, so begannen wir auch dieses Mal wie in früheren Jahren am 18. October unsere Wanderung durch die Novitäten des Markts und kehrten zuerst in der neuen Reitbahn ein, wo die Lehmann'sche Gesellschaft ihre Vorstellungen giebt und müssen bekennen, daß der Anfang derselben so wie unsere Wanderung sehr gut und befriedigend war.

Die Herren Lehmann geben erstens, was doch den Leuten auch immer angenehm ist, mit deutschen Worten zu reden, sehr viel für's Geld. Die Leistungen ihrer Gesellschaft sind so überraschend, so unterhaltend, daß man nicht weiß, was man am meisten rühmen soll. Die pantomimischen Darstellungen des Herrn Lehmann jun. sind vortrefflich, er wird darin nicht so leicht erreicht; der Ausdruck in seinem Gesicht, seine Bewegungen sprechen auf's Deutlichste und Bestimmteste aus, was er darstellen will, so daß man die Sprache nicht vermißt. Die Kunststücke des Herrn Lehmann sen. sind sehr gut und wahrhaft Kunststücke zu nennen, er führt sie mit Leichtigkeit und feinem Anstande aus.

Die englischen athletischen Künstler sind meisterhaft und trugen viel zu dem Applaus bei, der den Künstlern zu Theil ward, namentlich müssen wir der Bewegungen auf der rollenden Tonne erwähnen, die nur durch außerordentliche Uebungen zu solcher Vollkommenheit gebracht werden können. Das Ballet ist weit schöner besetzt wie im vorigen Jahr und wurde den Tänzern gerechter Beifall gezollt; die Columbine ist brav; eine niedliche Erscheinung ist die kleine Mathilde Lehmann. Es würde zu weit führen, wollten wir in noch nähere Details eingehen, aber wir können diese Gesellschaft mit voller Ueberzeugung empfehlen und jedem, der sich und seiner Familie, namentlich Kindern einen vergnügten unterhaltenden Abend machen will, dem rathen wir dringend zum Besuch derselben.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Dringende Bitte an die löbliche Polizei-Direction.

Das Cigarrenrauchen der Knaben nimmt, besonders in den untersten Ständen auf eine sehr bedenkliche Weise überhand. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß selbes in zartem Alter sehr nachtheilig auf die Gesundheit wirkt; auch kann dadurch leicht Feuerunglück entstehen, weil es manchmal heimlich geschehen muß, und dann leicht eine brennende Cigarre an einen gefährlichen Ort geworfen werden kann. Auch werden die Kinder dadurch zu unnützen Ausgaben veranlaßt, wodurch wiederum Betrug und Diebstahl entstehen können. Ohnehin giebt es der Gelegenheiten, Kinder zum Verschwenden zu verleiten hier genug. — Es ist auch wohl nicht zu bezweifeln, daß die Polizei berechtigt sei, Kindern, die noch nicht confirmirt sind (wo die Grenze am besten zu ziehen sein möchte), das Rauchen zu untersagen.

Daher wird hierum in Gegenwärtigem im Namen Vieler dringend gebeten. Ergeht ein Verbot und werden eine Zeit hindurch die entgegenhandelnden Knaben mit mäßiger Gefängnißstrafe belegt, so wird dem Uebel gewiß abgeholfen werden.

B.

---

* Witterung.

Darf man von dem früheren oder spätern Eintreffen der Zugvögel im Herbste auf die Witterung des Nordens und das Eintreten des Winters mit einiger Sicherheit rechnen, so muß im hohen Norden das Wetter noch sehr gelinde und schön sein, denn viele Zugvögel daher, die in anderen Jahren schon vor 3 Wochen hier waren, sind bis heute noch nicht angekommen. Diesem nach dürften wir auf einen späten Winter hoffen.

D. 15. October 1842. Fr.

Miscellaneen.

(Paris, 8. Oct.) Eine traurige Geschichte, die in diesem Augenblicke in Ermangelung aller interessanten politischen Ereignisse hier alle Gemüther beschäftigt, verdient, daß ich sie Ihren Lesern mittheile. Leroux, ein thätiger geachteter Fabrikant der Vorstadt Marias, 26 Jahr alt und im Besitze eines blühenden Geschäfts, wurde von einem hiesigen Handlungshause aufgefordert, die Preise seiner Fabrikate herabzusetzen, indem man sonst bei der täglich steigenden Concurrenz, seinen Bedarf von einer andern Fabrik beziehen würde. Da er trotz aller Vorstellungen den festen Entschluß des Kaufmanns nicht beugen konnte, ging Leroux mißmuthig nach Hause, entließ seine Arbeiter, sie ausbezahlend und schloß sein Atelier, sich von diesem Augenblicke an einem lustigen, genußsüchtigen Wirthshausleben ergebend. — Vergebens waren alle Vorstellungen seiner Freunde, doch wieder zu seinem Geschäfte zurückzukehren, vergebens die freundlichen Ermahnungen einer in derselben Straße de tourelles mit ihm wohnenden Bürgerfamilie, die er oft besuchte; — vor 14 Tagen verschwand die achtzehnjährige Tochter dieses Hauses, Celeste, plötzlich, und bald erfuhren die Eltern, daß sie bei Leroux sei und mit ihm lebe. — Erzürnt brachen diese nun alle Verbindung mit dem Verführer ihrer Tochter, und alle Versöhnungsversuche der Letzteren blieben ohne Erfolg. — Vorgestern trat Leroux plötzlich in den Spezereiladen eines seiner Freunde Led — und lud ihn ein, ihm zu einer Reise, die er vorhabe, das Geleit zu geben. „Wir werden nicht zahlreich sein, dreißig bis vierzig Freunde," setzte er hinzu, „es wird still aber fröhlich sein." Der Freund sagte zu, Leroux ließ sich noch ein Fläschchen Mentheliqueur geben, das er mit ihm leerte, und so trennten sie sich. Am andern Morgen erhält der Spezereihändler durch die Stadtpost folgenden Brief: „Lieber Freund! Ich erinnere Dich an Dein Versprechen; — Du wirst Alles ganz einfach besorgen, keinen Luxus, das würde uns nur lächerlich machen, und wozu auch? Doch wirst Du Nichts versäumen, damit das Ganze anständig ist, denn man muß auch die Extreme vermeiden. Ich drücke Dir die Hand — Adieu für immer! — Noch etwas, ich hätte bald das Nothwendigste vergessen; — ich will durch Dich begraben sein, sorge für neue Wäsche, und daß meine letzte Toilette brillant ist. — Lege uns beide recht nahe neben einander und besonders gute Särge! stark und gut Spare nichts — Geld wirst Du im Hause genug finden. Noch ein Wort! derangire Dich nicht etwa, um unser Vorhaben zu verhindern; wenn Du diesen Brief erhältst, ist Alles vorbei. Auf immer die Deinen. Leroux und Celeste." — Der Freund eilte sogleich zum Commissär, — ein Schlosser öffnete die Thüren und man fand Leroux und Celesten auf dem Bette durch Kohlendampf erstickt. In einem drei Seiten langen Schreiben, das auf dem Tische lag, bat die Unglückliche ihren Eltern um Verzeihung, Leroux vereinigte sich mit ihre Bitten und nahm alle Schuld auf sich. Außerdem fand man eine genaue Bilanz seines sehr vortheilhaft stehenden Geschäfts, eine vollständige Angabe, wo sein baares Geld, die Bankbillets und Obligationen aufbewahrt seien, und von ihm und Celesten unterzeichnete Briefe an alle seine Freunde, sie zu dem Begräbnisse einladend; — alle diese Briefe, vierzig an der Zahl, hatte Leroux selbst geschrieben, gesiegelt und adressirt. — Dieser ruhige, kaltblütige, mit so vieler Besonnenheit ausgeführte Entschluß der Selbstvernichtung zeugt von einer moralischen Hoffnungslosigkeit, von einem Lebensekel, von einer geistigen Demoralisation, wie man sie leider jetzt in Frankreich als vorherrschend findet.

(Wjuga, der russische Schneesturm.) Um eine deutliche Vorstellung von dem nordischen Wetterungethüm zu bekommen, das die Russen Wjuga nennen, stimme man zunächst die Temperatur der Luft auf 25 bis 30 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkt herab. Diese Grade sind indeß doch weiter nichts, als die Tonart, aus welcher die Wjuga spielt. Alsdann aber setze man dies kalte Luftmeer in rasche Bewegung, und lasse Woge auf Woge sich in brausendem Tempo jagen, als sollte kein Athem mehr übrig bleiben auf der Erde, oder als müßten die Windgötter mit der Sonne vollenden „den feurigen Ritt um die Welt". Diese gejagte Kälte dringt durch und durch, und macht das Herz gefrieren. Doch bleibt es immer noch, so lange es hell ist, eine einfache „Burja" (ein kalter Sturm). Man sieht noch die liebe Sonne, und es zeigt sich noch bestimmt in klaren Umrissen die gute Erde, die Nähe und Ferne und alle die bekannten Zeichen des Weges. Ferner aber steige man nun zum Himmel auf und nehme die Sonne vom Firmament, erfülle an ihrer Statt die Lüfte bis tief in den Aether hinein mit einer dunkelgrauen Dämmerung, und lasse dabei spitzige Eisnadeln in unerschöpflicher Fülle herabbrausen. Dies ist schrecklich, und Furcht und Zagen befällt dann die Seele aller armen Wesen, denen noch ein lebenslustiges Herz im Busen pocht. Die schöne hoffnungsvolle Ferne schwindet, und alle Aussicht auf einen rettenden Hafen. Die leitenden Sterne oben erlöschen, und alle freundlichen Himmelszeichen verbergen sich. Endlich aber lasse man nun auch noch die Erde fallen, den Schnee vom Boden sich wirbelnd erheben, und Nacht und Dunkelheit, wie sie, von oben herabfallend, decken, so, von unten emporsteigend, den wandelnden Fuß umhüllen. Nun ist dem Wanderer das Maß der Verzweiflung gefüllt, und es ist nicht möglich, ein fünftes Schreckniß zu ersinnen. Der König des Nordpols, der Gott des Winters und des Todes, schüttet in der Wjuga den ganzen eisigen Inhalt seines Füllhorns über den armen russischen Reisenden aus, dem er das frische Ein- und Ausgehen des Athems benimmt, dem er das warme Blut in der Brust erstarren macht, die hellen Augen verfinstert und mit Eis vermauert, das Gehör mit unerhörtem Brausen betäubt, und dem Fuß die feste Basis des Bodens und den sichern Tritt entzieht. Eine Wjuga ist Burga, Mjatjiel und Samjel zusammen, Eins mit dem Andern multiplicirt. Der Eisstaub von unten macht den Eisstaub von oben unerträglicher, da die armen gepeinigten Augen kein ungetrübtes

Plätzchen finden. So mehrt ein Schreckniß das andere; der Mensch ist herausgelöst aus der ganzen Natur, und wird wie eine Schneeflocke von den Elementen umhergetrieben.

(In Calcutta) genießen die Schneider darin eine besondere Vergünstigung, daß sie nicht weniger als zehn Procente Zins für den Credit von ihren Kunden beziehen, und bei einem streitigen Falle gerichtlich ansprechen dürfen. So hat vor nicht langer Zeit einer der angesehensten Kleiderkünstler jener Gangesstadt einen englischen Offizier, der ihm seit 1833 eine Rechnung von 800 Rupien schuldete, und inzwischen in sein Mutterland (England) zurückkehrte, durch seinen Agenten in London eingeklagt, und die Zinsforderung auf 10 Procent gestellt. Der Proceß wurde sehr verwickelt, und endete nur schneller damit, daß sich der Gläubiger auf Anrathen der Geschwornen mit 5 Procent begnügte.

(Entdeckung eines Mörders.) Der Mörder eines Viehtreibers im Departement du Lot ward kürzlich dadurch entdeckt und überführt, daß man an der Stelle, an welcher das Opfer gefallen war, ein Stück Papier fand, welches zur Ladung der Mordwaffe gedient hatte. Das Blatt war aus einem Buch gerissen, welches sich in der Wohnung des Missethäters vorfand.

(Der älteste deutsche Name) des verheiratheten Frauenzimmers ist unstreitig das Wort: Weib, oder in der plattdeutschen Sprache: Wif. Dieses Wort ist ursprünglich so viel als — eine Weberinn. In den Zeiten unserer Ur-Ur-Ur-Großmütter war die Hauptbeschäftigung der verheiratheten Frauenzimmer, auch in den vornehmeren Ständen, nichts anders, als Spindel und Webestuhl. Dagegen war in jenen Olimszeiten das Schwert die ausschließliche Beschäftigung des Mannes, deshalb auch in allen Schriften die Verwandten des Vaters die Schwertseite, und die von der Mutter die Spill- oder Spindelseite genannt werden. Von ihrer vorzüglichen häuslichen Beschäftigung — von dem Weben — bekam also das verheirathete Frauenzimmer den Ehrennahmen Weib. Noch zu Luther's Zeiten enthielt dieser Name nichts Niedriges oder Gemeines, — wie denn dieses Wort in seiner Bibelübersetzung in einem edlen Sinn vorkommt. Nachher da die Frauenzimmer in den höhern Ständen aufhörten, sich mit Spinnen und Weben zu beschäftigen, verlor sich auch die alte Benennung, und — die Frau trat an deren Stelle. Der Name Weib blieb nur noch in den niedern Ständen eigen und wurde fast bis zum Schimpfwort erniedrigt. So sehr auch einige neuere Dichter und sonstige Geniemänner sich bemüht haben, das Wort Weib wieder hervor zu ziehen und in seinem alten edlen Sinne von den Todten auferstehn zu lassen, so wenig ist es ihnen bis jetzt noch gelungen; daher auch Schiller nicht die Würde der Weiber, sondern der Frauen zu besingen für gut befunden. Vor einigen Jahren sprach man in einer vornehmen Gesellschaft von dem Buche: „Ueber die Weiber." Eine Dame rückte ihren Stuhl und sagte mit höhnischer Miene: „Das Buch mag immer gut sein, indeß wäre es der Mühe werth, daß Einer von uns auch ein Buch schriebe unter dem Titel: „Ueber die Kerls."

(Zerrissener Patriotismus.) Die große Anzahl der Menschen, die sich in Brüssel durch Handspinnen ernähren, hat zu einem seltsamen Versuche geführt, die Vorzüge der Handspinnerei vor der Maschinenspinnerei darzuthun. Man läßt sich aus gut verschiedenen Leinwandstücken, die von gleichem Flachs, aber mit verschiedene Mittel gesponnen, dann auf gleiche Weise gewebt worden sind, Hemden, Beinkleider und Blousen machen, und trägt diese so lange, bis sie auf der einen Seite, wo sich das Maschinengespinnst befindet, abgenützt, durchlöchert ꝛc. sind, während die andere Seite noch hält und ganz ist. Diese Halbzerrissenheit gilt als Patriotismus und ist Mode.

Lavater's Recensenten-Recept.

Nimm, wenn Dein Pfeifchen brennt, den Band,
Nein! nimm das in Albo nur zur Hand,
Und blätt're hin und blätt're her,
Lies in die Kreuz, lies in die Quer,
Und schreib' den Titel ab und reib'
Die starre Schädelhaut und schreib'
Im hohen Richterton: Wir
Wir finden { gut / schlecht } dies Buch, und wir
Behaupten fest, daß wer's { nicht / nur } lies't,
Ein ausgemachter Esel ist;
Lohnt sich fürwahr der Mühe nicht,
Daß man vom { tiefen / seichten } Inhalt spricht.
So sprich entscheidend, stolz und dumm
Fur's Publicum, als Publicum;
Und eh' Dein Pfeifchen aus sich brennt,
Bewund're Dich als Recensent!

Anzeige.

Briefpapiere

mit vier verschiedenen sauber lithographirten Ansichten von Bremen und von Bremerhaven.

Comptoir-Kalender auf 1843

mit dem richtigen Verzeichniß der abgehenden und ankommenden Posten in Bremen, Zins- und Disconto-Tagen und Notizen.

Tafel-Kalender auf 1843

roh und auf Pappen geklebt empfehle ich bestens.

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 84.

Bremen, Donnerstag den 20. October 1842.

Gestorben:

Nro. 1047. Den 15. Oct. Des Uhrmachers Johann Georg Meyer Sohn, 2¾ Jahr, Herrlichkeit N. 1.
— 1048. Den 16. — Der Schneidermeister Johann Lemke, 51 Jahr, Pelzerstraße Nro. 2.
— 1049. Den 16. — Des Tambour-Majors Procop Jacob Persina Tochter, 11 Monat Corsengang Nro. 10 (Neustadt).
— 1050. Den 16. — Des Arb. Herm. Heinr. Tecklenborg Sohn, 1 Jahr 6 Wochen, Langendeich Nro. 2.
— 1051. Den 16. — Der Mauergesell Herm. Diederich Lohmann, 43, Muggenburg Nro. 43.
— 1052. Den 16. — Des Arb. Martin Seedorff Ehefr. geb. Warnken, 37 Jahr, Holzpforte Nr. 5.
— 1053. Den 16. Des Maurergesellen Herm. Nadloff Bredhorst Sohn, 4 Jahr, Fehrfelde Nr. 21.
— 1054. Den 16. — Der Musikus August Lehring, 27 Jahr, kl. Johannisstraße Nro. 2.
Nro. 1055. Den 16. — Adelheid Rebecca Schmidt, 17 J., Dragen Gang Nro. 9.
— 1056. Den 17. — Der Zuckerbäckerknecht Hermann Hinrich Döhling, 60 Jahr, Armenhaus.
— 1057. Den 17. — Des Kaufmanns Diedrich Motz Sohn, 12 Stunden, Contrescarpe Nr. 15 A.
— 1058. Den 17. — Des verst. Musikus Bernhard Lüder Lürßen Wittwe, geb. Lehmkuhl, 68 Jahr, Meinkenstraße Nro. 3.
— 1059. Den 17. — Des Arb. Johann Eggers Sohn (todt geb.), Buntenthorssteinweg Nr. 24.
— 1060. Den 17. — Der Arb. Joh. Nicolaus Rüger, 64 Jahr, gr. Sortillenstraße Nro. 41.
— 1061. Den 17. — Die Tagelöhnerinn Catharina Fricke, 68 Jahr, kl. Krummenstraße N. 34.
— 1062. Den 18. — Der Gastwirth zu Rastedt Heinr. Gerhard Müller, 77 Jahr, Süderstraße.
— 1063. Den 19. — Reymund Georg Eckwerth, 1¾ J., Wachtstraße Nro. 2.

Geburten:

Nro. 1290. Den 11. October. Des Arb. Joh. Klatte Ehefrau, geb. Klenke, gr. Annenstraße Nro. 67, von einem Mädchen.
— 1291. Den 14. — Des Kaufmanns Moritz Wilhelm Wedemeyer Ehefr., geb. Overbeck, Weerderstraße Nro. 45, von einem Knaben.
— 1292. Den 14. — Des Arb. Friedr. Wilhelm Fäth Ehefr., geb. Heil, hinterm Abbenthorswall Nro. 6, von einem Knaben.
— 1293. Den 15. — Des Schuhmachers Carl Diedrich Schröck Ehefr., geb Knake, Diepenau Nr. 3, von einem Knaben.
— 1294. Den 15. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Carl Heinr. Rolf Ehefr., geb. Mügge, Belloisweg Nro. 6, von einem Mädchen.
— 1295. Den 15. — Des Handschuhmachers Johann Heinr. Rietz Ehefr., geb. Abbes, Herrlichkeit Nro. 2, von einem Mädchen.
— 1296. Den 16. — Des Kaufmanns Diedrich Motz Ehefr., geb. Heidmann, Contrescarpe Nr. 15 A, von einem Knaben.
Nro. 1297. Den 16. — Des Wirths Ernst Ludwig Bauer Ehefr., geb. Heuerhusen, Kreuzstraße, von einem Knaben.
— 1298. Den 16. — Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. Albrecht Ehefr., geb. Montignon, Sofats Gang Nro. 5. von einem Knaben.
— 1299. Den 17. — Des Malers Joh. Christoph Funke Ehefrau, geb. Waag, Osterthorssteinweg Nro. 34, von einem Mädchen.
— 1300. Den 17. — Des Kahnschiffers Johann Hovers Ehefr., geb. Stegmann, Großenstraße Nr. 21, von einem Mädchen.
— 1301. Den 17. — Des Arb. Heinr. Nieste Ehefr., geb. Steinkamp, Wichelnburg Nro 1, von einem Knaben.
— 1302. Den 17. — Des Arb. Johann Eggers Ehefr., geb. Schuhmacher, Buntenthorssteinweg Nro. 24, von einem todten Mädchen.
— 1303. Den 19. — Des Tischlers Christian Stackmann Ehefr., geb. Unverzagt, Stangen Gang Nro. 4, von einem Mädchen.

Anzeigen von Geburts- und Todtenfällen
und von Proclamationen.

Beilage zum Intelligenzblatt No. 85.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 85.

Bremen, Sonntag den 23. October 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 23. October.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 U. Hr. Kirchenrath Dr. Böckel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Auch Einiges über Literatur in Bremen.

(Fortsetzung.)

Abgesehen von der eigentlichen Belletristik, worüber nachher ein Wort, herrscht aber doch ein reges geistiges Leben unter den Bremer Gelehrten. Die Theologen stehen voran, und findet man die gedruckten Beweise in vielen Bremischen Bücherschränken. Freilich enthalten die Repositorien fast immer nur die Schriften der einen Seite. Für die der andern entgegengesetzten Ansicht ist selten Geld ausgegeben; man hat sich dann begnügt diese an öffentlichen Orten durchzublättern, man war ja über den Werth im Voraus vergewissert! Kirchenbote, Missionsblätter zeigen ferner den theologischen Schriftsteller-Eifer. Sodann besteht noch ein Prediger-Verein, in welchem die Herren sich schriftstellerische Ausarbeitungen vorlesen. Aus demselben ist kürzlich ein Werk unter die Presse gerathen, welches nach einem gewissen Schweigen zu urtheilen selbst der strenggläubigen Schule zu sehr ultra dünkt. Die Mediciner haben einen ähnlichen Verein, und arbeiten fleißig. Ob grade die Sachen gedruckt werden, scheint uns nicht wesentlich, es kommt nur auf die geistige Thätigkeit und eine geeignete Mittheilung an. Hr. Dr. v. d. Busch und Dr. Hirschfeld arbeiten auch Vieles für den Druck aus. Noch einmal erinnern möchten wir an des Letzteren Vorlesung über das Athmen, die Sorge für gesunde Luft u. s. w. Es ist eigenthümlich, daß gerade im Museum, wo diese Vorlesung gehalten wurde, die schlechteste Luft im Lesezimmer herrscht. Die Juristen scheinen am wenigsten productiv zu sein. Wenn man sie darauf anspricht, so erwiedern sie, daß der Clientenbesuch und die Wahrnehmung der Gerichte, Morgensprachen, Commissionen u. s. w. ihre Zeit zu sehr zerreißen, und sie nicht zu der für gelehrte Arbeiten erforderlichen ruhigen Sammlung kommen könnten. Es muß wohl etwas daran sein, denn wie in früherer Zeit Gildemeister die Beiträge zur Kenntniß des Bremischen Rechts ohne Fortsetzung gelassen, so Donandt sein Stadtrecht, Oelrichs und Watermeyer ihre Bremisch-rechtlichen Ausarbeitungen. Besondere Veranlassungen sind indeß doch stets zur Schriftstellerei benutzt worden, so bei der Gottfried, den Gesellen-Verbindungen, hoffentlich wird auch eine Schrift über die Englische Durchsuchungs-Sache nicht ausbleiben. Freilich sind im Punkte der Zeit die Theologen beneidenswerth daran, sie haben es wenigstend in der Macht sich ihre Mußestunden zu schaffen, und dies hat sie auch so productiv werden lassen.

Die Philologen haben in neuerer Zeit geschichtliche Stoffe öffentlich behandelt, auch in Betreff neuerer Sprachen sind Gramatiken, Handbücher, Uebersetzungen u. s. w. verfaßt worden.

Webers Schriften, welche in Bremen das Licht erblickten, gehören wohl unter einen andern Gesichtspunkt. Diese haben theils in den theologischen Kampf eingegriffen, theils enthielten sie kritische Beurtheilungen dichterischer Meisterwerke, theils erörterten sie obschwebende Fragen des Tages. Weber ist aber jedenfalls als ein Beweis anzuführen, daß Bremen nicht so ganz versäumt hat, schriftstellerische Talente des Auslands zu adoptiren, wo sich dafür eine passende Gelegenheit darbot. Die Klagen über Bremische Nichtproductivität, über Bremische Nichtachtung der Literatur zielen nun auch vor-

zugsweise auf das Feld der Belletristik, und wäre darüber jetzt Einiges zu sagen.

(Schluß folgt.)

* Unser Freimarkt.

(Fortsetzung.)

Die Familie Tourniaire die uns vor 2 Jahren durch ihre Vorstellungen erfreute, lockte uns auch dieswal in die Manege wo wir es leider nicht so besetzt fanden wie wir wünschten. Die Gesellschaft ist nicht mehr dieselbe, viele neue Mitglieder kamen uns entgegen, aber wie wirs von den für ihre Kunst lebenden Directoren erwarten konnten, des Cirque Tourniaire würdig. Was diese anbetrifft, so können wir ihre Leistungen wohl füglich übergehen, denn es kann nur ein Urtheil über sie bestehen, daß sie wahre Meister in der edlen Reiterkunst sind, wie alles was Tourniaire heißt, und so schließen sich ihre beiden Brüder Louis und Ferdinand und ihre Schwester Mad. Klatt ihnen würdig an; es ist eine wahre Freude diese Leute arbeiten zu sehen, besonders wenn man Gelegenheit gehabt sie näher kennen zu lernen. Allein es würde ungerecht sein, wollten wir nicht auch den andern Künstlern die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen und in das Lob das ihnen gezollt ward einstimmen. Ihre Leistungen sind sehr brav, wir müssen ihnen das ehrenvollste Zeugniß geben. Es sind unter ihnen mehre Notabilitäten, wer erinnert sich nicht einer Franziska Hinne, der Nebenbuhlerin der Kenebel, der Louise, die vor 2 Jahren durch ihre liebenswürdige Erscheinung entzückte, eines Dumos, Agussi. — Von den neuen Mitgliedern müssen wir der Gebrüder Daly und ihrer außerordentlichen Productionen und des Herrn Popowitz besonders erwähnen. Die Anzahl trefflich dressirter Pferde ist sehr groß. Die pantomimisch theatralischen Darstellungen tragen wesentlich zur Unterhaltung bei, besonders da wir diese mehrere Jahre nicht hatten und so wird es den Künstlern, zum Nachtheil des Theaters an Zuspruch nicht fehlen, denn Lehmann und Tourniaires muß Jeder sehen. Wir kamen nun zum Theater der Herren Ellemberg und Comp., was soll man davon sagen, wie soll man es rühmen? Wir können mit wenigen Worten davonkommen und sagen: „Es läßt sich nicht beschreiben, man muß es selber sehen und Jedem rathen das schöne Theater nicht unbesucht zu lassen. Es ist etwas sehr Schönes und wir können nicht leugnen, es würde uns eine Freude sein es jeden Tag zu besuchen. Wir müssen später darauf zurückkommen, da täglich neue Gegenstände aufgestellt werden. Um den Lesern einen Begriff davon zu machen können wir es nicht besser beschreiben, als wenn wir sagen es ist als ob man durch ein Fern- und Vergrößerungsglas nach Venedig, Bingenkirchen, Dortrecht ꝛc. sieht. Die Naturerscheinungen sind äußerst getreu dargestellt, so daß die aufgehende Sonne uns erwärmt und ein Frostschauer uns überläuft wenn die Nacht kommt, oder Sturm und Regen beginnt. Wollten wir dieses Theater gebührend rühmen, so kämen wir in den Verdacht der Lobhudelei, möchte aber Groß und Klein den Besuch desselben nicht unterlassen, es wird keinen gereuen. — Wie wir hören werden auch sehr schöne Automaten u. eine Menagerie aufgestellt werden.

(Schluß folgt).

* Die künstliche Dressur der Flöhe.

(Eingesandt.)

Dem Einsender dieses ist es unmöglich, die erste Sehenswürdigkeit dieses Marktes, die er besucht, unerwähnt zu lassen, da sie sich ihm als eine außerordentliche Merkwürdigkeit dargestellt hat. Die Künstler, welche darin wetteifern, sind nicht zweibeinige, wie bei Lehmann, nicht vierfüßige, wie im Cirque Tourniaire; Menschen, Pferde, dressirte Hunde, Katzen-Conzerte, das ist eine alte Leier; dieses sah Herr Bertolotto ein, und nachdem er dieses alles erwogen hatte, gebe ich meinen Lesern zu rathen, zu welcher Creatur er sich entschlossen hat? Unter Hunderten, Tausenden rathet Ihr es nicht, hier sticht Euch der Floh in's Ohr. Nun, gerade der Floh ist es, worauf sich die Erziehungskunst des Herrn Bertolotto gelegt hat, und es ist ihm gelungen; man urtheile mit mir aus dem Folgenden: Der Herr Bertolotto, ein feiner gebildeter Mann, führt seine Besucher in den Ballsaal, wo sich seine kleinen interessanten Eleven befinden, das Orchester wird erstens ihre Aufmerksamkeit rege machen, sie werden darin bemerken 14 schöne Flöhe als Musikanten gekleidet, wo jeder seine Partie auf seinem Instrumente spielt und man sieht mit klaren Augen, wie jeder Floh mit seinem respectiven Instrumente Anstrengung macht, daß der Zuschauer beinahe geneigt wird, die Virtuosen und Tänzer zu applaudiren für den guten Willen. Rechts im Baalsaale sieht man vier Personen sitzen, welche eine Partie Whist spielen und die Karten in der Hand halten, man wird mir hoffentlich den Vorwurf nicht machen, daß ich die Hand sage, denn Pfoten haben die ordinären Flöhe, aber Herr Bertolotto's Zöglinge gehören zur feinen Welt; sehet da an dem andern Tische die gute alte Großmutter, eingeschlafen, mit der Zeitung in der Hand, welches ein junger Dandy (Floh) benutzt, um der Enkelin (Floh) die Kur zu machen.

Ferner bemerkt man einen Wagen, worin Amor, von zwei Schmetterlingen gezogen; schaut man näher hin, so sieht man wirklich, daß, sowohl Amor als die Schmetterlinge nichts als niedliche Flöhe sind, Cupido mit seinem Bogen und Pfeil in der Hand, ist hier ganz richtig durch den Floh als Amor vorgestellt, welcher die Rolle des Amor nicht spitzfindiger machen kann.

Andere Flöhe sieht man, deren Schicksal nicht so glänzend ist, und in gröberen Anzügen gekleidet als Bäuerinnen und Dienstmädchen; ein unglücklicher Floh ist verurtheilt, Wasser aus einem Brunnen zu ziehen, was die Bäuerin (Floh) mit der demüthigsten Bereitwilligkeit thut auf Befehl ihres Lehrers. Nachdem uns uns nun Herr Bertolotto bewiesen hat, was der Floh durch den Unterricht vermag, giebt er uns auch ein Zeichen seiner physischen Kräfte: Ein Dampfwagenzug von 12 Wagen mit Reisenden wird durch einen

Floh in Bewegung gebracht, welche Ladung im Verhältniß 5000 mal schwerer ist als der Floh. — Aeußerst nett und künstlich ist die Bearbeitung von allen diesen kleinen Gegenständen. Um mich kurz zu fassen, will ich nur noch einen Gegenstand auswählen: Die zwei Duellanten; man sieht die beiden Kämpfer mit dem Degen in der Faust, die wüthend aufeinander los ziehen, hielte man sie nicht weit aus einander so würde Blut vergossen.

Dieses habe ich mit eignen Augen gesehen, mag man mir glauben oder nicht; ob die Ungläubigen den Kopf und die Achsel zucken, ich habe es gesehen.

Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable.

---

* Ein freundliches Wort an Bremens Bürger.

Der Ueberschuß unserer hiesigen Sparkasse ist von einer solchen Bedeutung, daß wir mit demselben allen Verschönerungen Bremens die Krone aufsetzen könnten, nemlich wenn wir dasselbe zu Neubauten für Elementarschulen verwenden. Alle Arten von Schulen als Kirchspiels-, Vor- und Gelehrten-Schulen, ja selbst die Freischulen besitzen Fonds, nur die Obengenannten nicht; und doch besitzen wir deren circa 40 — 50 und unter diesen viele die ehemaligen Gefängnissen ähnlicher sehen, als Bildungsanstalten. Wir versäumen nicht gerne angekommene Fremde auf unsere Lichtpunkte aufmerksam zu machen, um von diesen aufs Ganze schließen zu lassen; wir zeigen ihnen alle imponirenden Anstalten, als Arbeits- und Armenhaus, Waisenhäuser, Kinderbewahr- und Taubstummenanstalten, Kranken- und Gefangenhaus ꝛc. Aber dürfen wir sie auch wohl in unsere Volks-elementarschulen führen? Gewiß nicht, denn der vortheilhafte Eindruck möchte auf einmal vernichtet werden.

Das geringe Schulgeld der Lehrer und Lehrerinnen läßt keine Local-Anschaffung zu, und darum sollte man höchst nothwendig baldigst ein Einsehen dazu thun.

Es ist ein höchst schädliches Vorurtheil, wenn man glaubt, irgend eine Kraft bis zu einem gewissen Grade heranwachsen lassen zu müssen, um alsdann mit Gewicht wirken zu können, ohne zu bedenken, daß während der Concentrirung der Gewalt die Zeit verläuft, die erstens nicht wieder zu ersetzen ist, und zweitens der zu bekämpfende Gegenstand ebenfalls an Widerstand gewinnt. Ein solches Vorurtheil hat seinen Grund im Mangel an Glauben zu dem, der verheißen hat, unser Vertrauen nicht zu beschämen. Würde das kostbare Institut des seligen A. H. Franke zu Halle wohl so schnell sein Dasein gefunden haben, wenn derselbe mit seinem ehrlichen Stammgelde von 4 Rt. 16 Sgr. vom obigen schädlichen Vorurtheile befangen gewesen wäre? Durchaus nicht! Er vertrauete Gott! Das war sein Capital. Mit demselben schaffte er ein Werk welches Könige unsterblich machen würde.

Stellt sich in Bremen ein wirkliches Bedürfniß heraus so wird auch Anstalt zur Abhülfe gemacht. Es erfolgt hier also im Kurzen ein Abriß der Mangelhaftigkeit unserer Elementarschulen, um darnach zu ermessen, ob eine Abhülfe nothwendig ist.

Alle Elementarschulen sind Miethwohnungen, wovon die größte Anzahl Zimmer keine 400 [ ] Fuß enthalten und doch mit 70 bis achtzig Schüler vollgepfropft sind. Unsere Kinder-Bewahranstalten enthalten den quadratischen Inhalt von 800 bis 1000 Fuß, ohne die andern Lokalitäten zu erwähnen, worin sich immer ein Theil der Kleinen befindet, so daß selten die Gesammtheit derselben im Hauptsaale sich aufhält. Die jetzt benutzten Elementarschulzimmer sind keine 9 Fuß hoch, die Kinderbewahranstalten 14 bis 16 Fuß. Wie höchst schädlich muß ein so enges Beisammensein auf den Gesundheitszustand der Kinder einwirken. Würde ein Arzt den Zustand unserer Schullokale beaufsichtigen, wie bei den Kinderbewahranstalten, so möchten vielleicht in 10 Jahren die Schullokale eine schönere Gestalt gewinnen. Es ist daher zu wünschen, daß unsere medicinische Polizei doch auch den Elementarschulen ihre Aufmerksamkeit schenke, so wie überhaupt ein Arzt zur Mitbeaufsichtigung über unsere Schulen sollte ernannt werden. Daß unsere Elementarschulen für die Gesundheit höchst schädliche Lokale sind, wird man jetzt einsehen. Allein auch in der Beziehung, daß unsere Lehrer und Lehrerinnen die Lokale zu hohen Preisen erstehen müssen, und doch nur eine kleine Einnahme genießen, ist ebenfalls Grund genug für Lokale Sorge zu tragen. Wenn auch nur jährlich 2 bis 3 Schulhäuser angeschafft werden, so kömmt man doch in 15 bis 20 Jahren zu dem Ziele allen Bedürfnissen genannter Art abgeholfen zu haben. Wenn also jährlich 8000 bis 9000 Rt. verwandt werden, wird der Reservefonds nicht auf einmal zu sehr angegriffen, und wird durch den jährlichen Ueberschuß einigermaßen wieder ergänzt.

Möchte dieses wenige dazu beitragen, die Aufmerksamkeit edler Mitbürger erregt zu haben, damit doch endlich die Kinder der untern und niedrigsten Klassen unserer Mitbürger sich freundlicherer Schullokale zu erfreuen haben. Auch was man diesen thut, hat man dem Herrn gethan.

Nachschrift. Andere Mängel z. B. Mangel an gehörigen Apparaten und sonstigen Bedürfnissen, wird seiner noch erwähnt.

---

* Die Reitergesellschaft des Herrn Tourniaire

bildet ohne Frage die Krone aller Sehenswürdigkeiten des diesjährigen Freimarkts, und wird nur aus Mangel an Platz eine weitere Ausführung der einzelnen Leistungen heute noch verschoben. Es hat sich auch bereits im Publicum genügend ausgesprochen, welche Genüsse dort den schaulustigen Augen geboten werden. Die Gesellschaft hat eine reiche Auswahl gracieuser und kunstvoller Mitglieder, und der Marstall zählt eine Menge edler und gelehriger Rosse. Man kann von der Beleibtheit dieser Centauren in Wahrheit mit etwas veränderten Schillerschen Worten sagen:

„Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Das sind die willkommensten Gäste."

Miscellaneen.

(Der Convent und das Théâtre Français.) Zu den unerschrockensten Gegnern der Sansculotten gehörten die ehemaligen Comédiens du Roi, die, obgleich sie sich seit dem Jahre 1791 Comédiens de la Nation nannten, ihre Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge bei jeder Gelegenheit zu erkennen gaben. Viele ältere Sociétaires (Miteigenthümer) des Théâtre de la Nation zogen sich aus Ueberdruß vom Schauplatze ganz zurück, aber noch waren ihm Namen wie Fleury, Dazincourt, die Damen Contat, Raucourt und Lange verblieben, die zur Zeit der eigentlichen Schreckensherrschaft (1793 — 94) sämmtlich als Aristokraten verdächtig eingekerkert wurden. Während der Zeit, wo der Proceß des unglücklichen Ludwig's XVI. im Convent verhandelt ward, hatten die ehemaligen Comédiens du Roi ein Drama von Laya, dem „Freund der Gesetze," zur Aufführung gebracht, das mancherlei Anspielung auf Blutdurst und Tyranei enthielt, die man auf Marat und Robespierre deutete, obgleich Niemand eine solche Bemerkung laut auszusprechen wagte. Am 16. Januar 1793 wurde dieses Stück zum zweitenmal angekündigt. Obwohl zum Theaterbesuch die Zeit eben nicht einladend war, fehlte es doch in den Schauspielhäusern nicht an Publikum, so oft etwas Neues und Pikantes gegeben wurde. Wer das erstemal das Stück nicht gesehen und seitdem von den politischen Anspielungen gehört hatte, die es enthielt, der wollte bei der zweiten Aufführung nichts versäumen. Natürlich stellten sich auch die Janitscharen des Jakobiner Klubs ein, die man an ihren hohen mit Fuchspelz verbrämten Mützen erkannte, aber noch zahlreicher war die Gegenpartei erschienen, die auf den Eindruck des heutigen Stückes mancherlei Hoffnungen baute. Aber noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hatte sich schon das Gerücht im Hause verbreitet, das Stück sei von der städtischen Kommune (die bekanntlich nachmals allmächtig ward) verboten worden, und in der That trat bald darauf der Regisseur vor, der die betreffende Kommunal-Verfügung vorlas. Von allen Seiten erhob sich nun ein furchtbarer Lärm, verbunden mit Drohungen gegen die Theater-Direction. „Das ist Tyranei!" rief man. „Wir wollen den Freund der Gesetze!" Die Jakobiner riefen zwar dazwischen: „Vive la Commune!" aber das half nichts, denn ihre Gegner hatten diesmal das Uebergewicht. Es wurde gezischt, gepocht, geschrieen und gesungen — Alles durch einander, nur mit Mühe konnten sich der Kommandant der Nationalgarde und Chambon, der Maire von Paris, vernehmlich machen, die keinen andern Ausweg wußten als dem Konvent, der jetzt permanent versammelt war, die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Die Debatte über den Königs-Proceß, die bereits sechs Tage gedauert hatte und ihrer Entscheidung nahe war, wurde auf wenige Augenblicke ausgesetzt, um die Lärm machende Theatergelegenheit zu erledigen. Der Dichter des „Freunds der Gesetze," Laya selbst, hatte eine lebhafte Protestation gegen die Pariser Kommune eingesandt, und die Girondisten, die damals noch mächtig im Konvente waren, nahmen sich Laya's und des Theater-Publikums an. Auf den Antrag eines derselben, des Bretagners Kersaint, erklärte der Konvent, das kein Gesetz der Kommune das Recht verleihe, auf diese Weise das Theater zu beeinträchtigen. Die Entscheidung wurde im Schauspielhause mit ungeheurem Jubel aufgenommen, und das Stück ward nunmehr unter fortwährendem Applaus gegeben. Besonders nachstehende Stelle, die Fleury mit Nachdruck hervorhob, hatte sich eines gar nicht enden wollenden Beifall zu erfreuen;

„Tous ces jongleurs, patriotes de place,
D'une faste de civisme entourant leur grimaces,
Prêcheurs d'égalité, prêtres d'ambition
. . . . . .
Qui, pour nous faire haïr le plus beau don des cieux,
Nous font la liberté sanguinaire comme eux!"

Dieser Theater-Abend schien allerdings Triumph für die Sache der wahren Freiheit und der Mäßigung, aber schon am nächsten Morgen stand in den Zeitungen ein augenscheinlicher halboffizieller Artikel, worin gesagt war, daß zwar den Befehlen des Konvents zufolge eine Verfügung der Kommune aufgehoben worden, daß dieselben jedoch als sie den „Freund des Gesetze" verbot, nur in Gemäßheit einer frühern Verordnung gehandelt, wonach die Vorstellung solcher Stücke, welche irgend einmal Ruhestörung veranlaßten, nicht ferner stattfinden soll; daß demnach das Publikum aufmerksam gemacht werde, sich vor solchen Ruhestörungen zu hüten, während ganz besonders die Comédiens de la Nation vor Unklugheiten gewarnt wurden, die den Unwillen des souverainen Volkes auf sich ziehn könnten.

(Bücherschränke.) Um den Umfang der neuen Abtheilung der Bibliothek des brittischen Museums anschaulich zu machen (berichtet das Londoner Blatt „John Bull") folgt nachstehende interessante Angabe: Die Gesammtlänge der Bücherschränke, welche gegen 200,000 Bände fassen, beträgt über 42,000 Schuh oder gegen acht englische Meilen! Die Länge der Bücherschränke der Münchner Hofbibliothek, welche an eine halbe Millionen Bände enthält, muß somit, bei Annahme derselben Proportionen nahe an 16englische Meilen, und diejenige der Schreine in der großen Pariser Bibliothek, die gegen 650,000 Bände enthält, nicht weniger als 20 englische Meilen betragen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 85.

Bremen, Sonntag den 23. October 1842.

Gestorben:

Nro. 1064. Den 19. October. Des Instrumentenmachers Joh. Franz Kahle Sohn, 2 Jahr. 2 Monat. Neustadtswall Nro. 9.

— 1065. Den 19. — Des Arb. Joh. Georg Linde Ehefrau, geb. Plate, 56 J., Hastedt M. 61.

— 1066. Den 19. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Nicolaus Schurmann Sohn, 2 Jahr, Steinthor Nro. 118.

— 1067. Den 20. — Der Dragoner Joh. Heinr. Friedr. Wedemeyer, 31 Jahr, in der Caserne am Neustadtswall.

— 1068. Den 20. — Des Schweineschlachters Christoph Studer Tochter, 4¼ Jahr, Ansgariithorstraße Nro. 8.

Nro 1069. Den 21. — Der Handlungsgehülfe Hermann Rudolph Homann 23¾ J. Weerder N. 7.

— 1070. Den 21. — Der Kupferschmied Albrecht Diedr. Grönninger, 85 Jahr, Krecklers Hof.

— 1071. Den 21. — Des Arb. Friedr. Boschen Tochter, 3 Jahr Hastedt Nro. 31.

— 1072. Den 21. — Des Küpergesellen Joh. Theodor Wicke Ehefrau, geb. Uhmeyer, 24 Jahr, Geeren Nro. 14.

— 1073. Den 22. — Des Arb. Herm. Elfers Tochter, 1¼ Jahr, Hastedt Nro. 36.

Geboren:

Nro. 1305. Den 11. Oct. Des Gastwirths Joh. Friedr. Christoph Waltemath Ehefr., geb. Rippe Molkenstraße Nro. 33, v. e. Knaben.

— 1306. Den 17. — Des Arb. Joh. Fried. Meyer Ehefr., geb. Rauers, Meiers-Gang No. 4, von einem Mädchen.

— 1307. Den 17. — Des Schlachters Johann Hinrich Dunzelmann Ehefr., geb. Buse, Hastedt Nro. 48, von einem Mädchen.

— 1308. Den 18. — Des Cigarrenfabrikanten Georg Heinrich Stiering Ehefr., grb. Fette, gr. Johannesstraße Nro. 42, von e. Knaben.

— 1309. Den 18. Des Maurergesellen Joh. Died. Ratjen Ehefr., geb. Schütte, Düsternstraße Nro. 46, von einem Mädchen.

— 1310. Den 18. — Des Arb. Jacob Friedrich Gottschalck Ehefr, geb Wisroth, U. L. Frauen Kirchhof Nro. 9, von einem Mädchen.

— 1311. Den 19. — Des Cigarrenmachers Hermann Wagendorff Ehefr., geb. Ahrens, Burhoffs Hof Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1312. Den 19. — Des Cigarrenfabrikanten Franz Wilhelm Knobel Ehefr., geb. Riemann, gr. Johannisstraße Nro. 88, von e. K.

Nro. 1313 Den 19. — Des Cigarrenmachers Carl Binder Ehefr., geb. Ackmann, Bleicherstr. Nr. 38, von einem Knaben.

— 1314. Den 20 — Des Hutmachergesellen Friedrich Petersen Ehefr., geb. Böhnker, Buntenthorssteinweg, von einem Knaben.

— 1315. Den 20. — Des Schuhmachers Joh. Georg Wäsemann Ehefr., geb. Gronert, gr. Annenstraße Nro. 10, von einem Mädchen.

— 1316. Den 20. — Des Leichdornoperateurs Johann Justus Heinrich Gödecke Ehefr., geb. Mues, Knochenhauerstraße Nro. 47, von einem Mädchen.

— 1317. Den 21. — Des Cigarrenmachers Herm. Jacob Brand Ehefr., geb. Eggers, Krecklers Hof Nro. 2, von einem Knaben.

— 1318. Den 21. — Des Cigarrenmachers Heinrich Dreyer Ehefr, geb. Straube, alten Steinweg Nro. 80, von einem Mädchen

— 1319. Den 21. — Des Fuhrmanns Jürgen Husheer Ehefr., geb. Allhusen, Hülsberg Nr. 28 A, von einem Mädchen.

— 1320. Den 21. — Des Malers Christoph Friedrich Blechen Ehefr., geb. Nelsen, Wenkenstr. Nro 5, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 452. Der Dr. med. Julius Widmann und Justina Maria Amalie Lübbecke hieselbst.

— 453. Der Dr mod. zu Darmstadt Heinrich Georg Küchler und Amalia Henriette Traub hies.

454. Der Schuhmacheramtsmeister Jürgen Hinrich Wolters und Metta Bätchen hieselbst.

455. Der Schuhmachermeister Joh. Friedr. Hoffmeister hieselbst und Maria Sophie Rebecca Sprieck aus Uchte.

456 Der Straßenmacher zu Arsten Diedr. Ehlers und Metta Warnken daselbst.

— 457. Der Schuhmachermeister im Barkhof Melchior Friedr. Trautmann und Anne Wilhelmine Sophie Salzwedel aus Hoya.

— 458. Der Maurergesell Joh. Bernh. Tackenberg und des verstorbenen Steinhauergesellen Joh. Heinrich Tackenberg Wittwe, Anna, geb. Castendiek, hieselbst.

— 459. Der Maurergesell Jacob Storck oder Störkel und Doris Bachs hieselbst.

Nro. 460. Der Landmann zu Hastedt Joh. Diedr. Düker und Beta Tietjen daselbst.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 86.

Bremen, Donnerstag den 27. October 1842.

Gedicht

von König Ludwig von Bayern eigenhändig auf die erste Seite des Walhalla-Albums eingeschrieben.

Mein Vaterland betrachtend,
Zerstück'lung stets verachtend,
Fiel mir gar lebhaft ein,
Was Deutschland ist und sollte,
Wenn jeder Deutsche wollte,
Vor allen Nationen sein.

Wir könnten, uns vereinend,
Mehr seiend, als nur scheinend,
Vom Feind dann anerkannt,
Das erste Volk auf Erden
Ganz zweifelsohne werden,
Wenn's Ernst uns wär' ums Vaterland!

So denkend ward ich dreister,
Hab' Deutschlands größte Geister
In einem Haus vereint;
Als Zeichen deutscher Einheit
Aus deutschen Strebens Reinheit
Hinstellend vor jedweden Feind! —

Nun soll die Welt (verkündend,
Daß ich dies Denkmal gründend
Für Deutschland viel gethan,
Ich, Mehr und Größ'res wollend,
Weil dafür Alles sollend)
Fortgehn auf deutscher Einheit Bahn!

München, am 8. October 1842.

gez. Ludwig.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Gleichzeitig traten die Truppen auf den Höfen und in den Gärten unter's Gewehr. Als die Tambours die Trommeln rührten, rannten einige Deputirte an's Fenster, während andere „es lebe die Republik! es lebe die Constitution des Jahres III!" riefen. Da erschien aber eine ganze Compagnie Grenadiere an der Thür, angeführt von einem Cavallerie-Brigadechef, der, den blanken Säbel in der Faust, „vorwärts!" commandirte. — Es war Murat.

Die Tambours schlugen den Sturmmarsch und die Grenadiere rückten mit gefälltem Bayonet in den Saal. Inmitten des Wirrwarrs und des Erstaunens ließen sich mehrere Stimmen vernehmen, Murat aber übertönte sie insgesammt, und sagte:

„Auf Befehl des Bürger Präsidenten soll der Saal geräumt werden!

Von dem ersten Schrecken etwas zurückgekommen, wollen die Deputirten nicht weichen, sondern drohen, protestiren. Aber Murat läßt einen Wirbel schlagen, schwenkt den Säbel und ruft aus:

„Bürger Repräsentanten, ich fordere Euch zum letzten Male auf, Euch zu entfernen, oder ich stehe für nichts!"

„„Grenadiere, vorwärts Marsch!"" gebietet ein anderer Offizier.

Das Wirbeln der Trommeln übertäubte das wirre Geschrei, das diesem Commando folgte. In zehn Minuten waren die Deputirten vertrieben und zerstreueten sich dann in Unordnung auf den Höfen und in den Gärten. Eine Viertelstunde später war keine Spur mehr von einer Versammlung zu St. Cloud. Bonaparte und die Seinigen waren Herren des Terrains, das nur durch Gewalt in ihre Hände gekommen war.

XI.

Als Bonaparte durch seine Soldaten aus dem Saal der Fünf Hundert weggeführt worden war, hatten sie ihn im Triumph bis auf den Schloßhof getragen und ihn dort mit lärmendem Jubel begrüßt. Er schien aber ganz den Kopf verloren zu haben, und anwortete auf die theilnahmvollen Erkundigungen seiner Offiziere immer nur mit den Worten:

„Sie haben mich ermorden, vogelfrei machen wollen!"

— He da, General, gutes Muthes, uns kann der Sieg nicht fehlen! sagte Murat zu ihm. Wie kann der, der über so viele Feinde gesiegt hat, sich vor Schwätzern scheuen? Ja, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!

Dieser Ausruf Murat's ging nicht verloren. Zur selbigen Zeit kam Berthier und zeigte Bonaparte an, daß man Abgesandte aus den beiden Conseils bemerkt habe, die bei den Truppen, besonders bei dem Artilleriepark, umherschlichen und die Soldaten von der Sache, zu der sie sich hielten, abwendig zu machen suchten.

„Der Augenblick ist kritisch," sagte Murat da, „und bei Unschlüssigkeit ist Alles verloren!"

Als währenddem ein Offizier von der Garde des Conseils herbeikam und Bonaparte von den Vorgängen bei den Fünf Hundert und der Gefahr, in welcher sein Bruder Lucian schwebte, in Kenntniß setzte, da gewann er seine volle Energie wieder, und sagte, indem er sich sogleich an einen Bataillonschef, der bei dem Gitter des großen Vorhofs postirt war, (Ponsard, nachdem General geworden) wandte:

„Commandant, gehen sie mit Ihrem Bataillon und jagen Sie sogleich diesen Haufen von Lämmermachern auseinander! Es sind das keine Repräsentanten der Nation mehr, sondern Nichtswürdige, die an all unserem Unglücke schuld sind und die nun meinen Bruder morden wollen: retten Sie ihn!

Ponsard setzte sich in Marsch, kehrte aber gleich mit einem Bataillon wieder zurück, und Bonaparte glaubte schon, daß er Bedenken trüge, seine Ordre auszuführen. Dem war jedoch nicht so; der Offizier wollte sich nur erkundigen, wie er sich verhalten sollte, wenn er Widerstand fände.

„Brauchen Sie Gewalt," antwortete Bonaparte.

— Schon gut, General, sagte da der Commandant und salutirte mit dem Degen.

Nun wurde Lucian eben so, wie Napoleon einige Augenblicke vor ihm, aus dem Saale weggeführt. Als Bonaparte seinen Bruder kommen sah, warf er sich ihm in die Arme und sagte auf Italienisch zu ihm:

„Dich wollten sie auch ermorden!"

Aber Lucian, der mehr Fassung behalten hatte, beruhigte ihn, setzte sich sogleich zu Pferde, und haranguirte die Soldaten; denn es war noch nicht Alles gethan, und ein kecker Streich nothwendig, um die Stellung zu behaupten.

Lucian zeigte in diesem so kritischen Augenblicke einen großen Muth und eine große Gegenwart des Geistes. Er ritt zu den in Schlachtordnung gebliebenen Truppen heran und hielt folgende Anrede an sie:

„Bürger Soldaten, der Präsident des Raths der Fünf Hundert erklärt Euch, daß unter dessen Mitgliedern verwegene Hundsvötter, die sicher im Solde Englands stehen, sich gegen ihn und den Rath der Alten empört haben. Sie haben es gewagt, von der Außergesetzerklärung meines Bruders, des Generals Bonaparte zu sprechen, der mit der Aufrechthaltung der Ordnung und der Handhabung der Gesetze beauftragt ist, wie wenn wir noch in den gräulichen Zeiten ihrer Herrschaft lebten, wo das scheußliche Wort „außer dem Gesetz" hinreichte, um die dem Vaterlande theuersten Häupter fallen zu machen. (Sich dann Bonaparte zuwendend, fuhr er fort:) General, und Ihr Soldaten, Ihr Bürger alle, die Ihr mich hört, Ihr werdet nur diejenigen in Frankreich als Gesetzgeber anerkennen, die sich mir anschließen werden, um eine Regierung herzustellen, die durch die schlechte Gesinnung ihrer Mitglieder in Gefahr gerathen war. Es lebe die Republik!"

Diese mit energischer Stimme ausgesprochenen Worte entflammten die Soldaten. Alle hielten ihren Blick auf Lucian, den Bruder ihres Generals, gerichtet, der vor ihnen zu Pferde, von der dreifarbigen Schärpe umgürtet, erschienen war, wie vormals die Volksrepräsentanten bei den Armeen, wenn sie diese im Namen des Gesetzes zum Siege marschieren ließen. Da Lucian jedoch trotz der Ausrufun-

gen von „es lebe Bonaparte!“ womit seine Anrede beantwortet worden war, bei einigen Offizieren eine Unschlüssigkeit wahrzunehmen glaubte, so zog er den Degen und erklärte, ein neuer Brutus, daß er selber seinen Bruder durchbohren würde, falls er sich je an der Freiheit verginge.

Bei diesen Worten, die so ganz im Geschmacke jener Zeit waren, fiel jede Schranke nieder, wurde der Enthusiasmus allgemein, und erscholl der Ausruf: „es lebe Bonaparte!“ noch kräftiger als zuvor. Da trat Bonaparte zu Murat heran und raunte ihm leise einige Worte zu, von welchem die folgenden bemerkt wurden: „Sagen Sie, es geschehe auf Befehl des Präsidenten! die Formel ist ganz gesetzlich.“ Dann setzte Murat sich an die Spitze des von Ponsard befehligten Bataillons. Das Uebrige wissen wir.

X.

Es war 8 Uhr Abends: es herrschte die größte Stille in dem Schlosse von St. Cloud, wo es so viele tumultuarische Auftritte gegeben hatte. Dennoch waren fast alle Deputirte beider Räthe dort geblieben. Man sah sie Gespenstern gleich auf den Treppen, in den Gängen, auf den Höfen umher irren, die Einen niedergeschlagen, die Andern mit schlecht verhehlter Freudigkeit, aber Alle ungeduldig, nach Paris zurückzukehren, um ihre Angehörige, ihre Freunde zu beruhigen, und sie mit den Ereignissen bekannt zu machen, welche die Ordnung der Dinge so plötzlich verändert hatten.

Obwohl Bonaparte seit dem vorherigen Tage nichts genossen hatte, schlug er doch eine Einladung, die ihm der General Fregeville um 8 Uhr im Namen seiner Collegen, der Commission der Inspectoren, machte, an einem Abendessen, aus. Er behielt seinen Privatsecretair bei sich, und sagte zu ihm:

„Bourienne, wir haben noch anderes zu thun, als an ein Souper zu denken. Ich muß noch diesen Abend eine Proclamation an die Einwohner von Paris erlassen. Wenn sie morgen aufwachen wird das von gutem Effect sein: ich allein werde die ganze Hauptstadt occupiren.“

Bonaparte hatte Bourienne unterm Arm gefaßt und ihn gewissermaßen mit sich nach einem kleinen Saal im Erdgeschosse fortgezogen, der an das Bureau der Commission der Inspectoren stieß; dann den Riegel vorschiebend, dictirte er ihm die famöse Relation über die Ereignisse von St. Cloud, die den andern Morgen im Moniteur erschien. Während Bourienne diese Piece ins Reine schrieb, um sie in die Druckerei zu schicken, setzte Bonaparte folgendes Billet an seine Gattin auf. Er hatte den ganzen Tag noch nicht Zeit gefunden, sie von dem Vorgegangenen zu unterrichten.

„Liebe Freundin, beruhige Dich; es steht gegenwärtig „Alles gut! Vor einigen Stunden war dem nicht so. Ich „will Dir das erzählen. Geh' zu Bett, warte nicht auf mich, „und schlafe. Ich will Dir Morgen früh guten Abend sa„gen. Ich umarme Dich wie gewöhnlich.

„St. Cloud, den 19. Brumaire, 11 Uhr Abends.

Bonaparte.“

Ein Guide von der Escorte erhielt den Befehl, dies Billet nach Paris zu bringen. Es war eine stockfinstere Nacht, und die Straße nach St. Cloud war damals noch nicht durch Laternen erleuchtet, wie nachdem. Dieser Guide *) war zu scharf geritten und stürzte mit seinem Pferde, wobei er ein Bein brach und sich eine Schulter aussetzte. Er ward besinnungslos auf der Landstraße gefunden und erst bei Tagesanbruch nach einer Auberge getragen. So erhielt Josephine ihr Billet erst den folgenden Tag, und lange nachher, als ihr Gatte schon von St. Cloud zurückgekehrt war.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

Vor Allem ist dieser von so vielen Arbeiten und so vielen Gefahren umlagerte König der Franzosen Familienvater. Er hat früh eingesehen, daß in unseren Tagen eine zahlreiche Familie für Fürsten der unschädlichste, vortrefflichste und verzeihlichste Luxus sei. Wie er seine Kinder liebt, ach! Ihr könnt wissen, wie er seine Kinder liebt, wenn Ihr seht, wie sehr er sie beweint. Der König war für seine Kinder eine sichtbare Schutzgottheit. Welche Thränen! welche endlose Sorgen und Bekümmernisse! Doch gerade in diesem Augenblicke hofft Ihr wohl durch mich

*) Er hieß Reffinger. Trotz dieses schweren Unfalls machte er doch den Feldzug in Italien mit und erhielt zu Marengo einen Ehrensäbel. Späterhin war Reffinger einer der zwölf Guiden, die der Kaiser als außerordentliche Couriere aussandte. Im Jahr 1810 als Amputirter ins Invalidenhotel gekommen starb er dort im Jahr 1828.

zu erfahren, wie es um den Familienvater steht, jetzt, wo er die beiden edlen Kinder verloren, die sein von ihrem Anblick freudig bewegtes und gefesseltes Auge nie mehr wieder um seinen glanzvollen Thron, nie wieder zu seiner Seite finden wird: Marie von Würtemberg! der Herzog von Orleans! jene vom Tode dahingerafft, nachdem sie Zeugniß abgelegt von ihrem hohen Kunsttalente, und dieser, dieser ach! plötzlich zu Boden geschmettert an der Pforte des Schlosses von Neuilly, in jenen prächtigen Alleen des englischen Parkes, den er seit seiner Kindheit sicheren Fußes und leuchtenden Antlitzes durchschritt, niedergestürzt in dem Augenblicke wo er seinem Vater ein Lebewohl zu sagen kam! Ja, beim Himmel, dies ist ein Unglück, das wir beim Niederschreiben dieser Geschichte nicht erwartet hatten, dies ist ein Ereigniß, das uns mit einem Male hemmen muß in dieser Erzählung, welche ganz in der Weise einer Erzählung begonnen, wo die größten Widerwärtigkeiten, vermöge des glücklichen und glänzenden Ausgangs, allgemach aus dem Gedächtniß schwinden. Die Erinnerung an die Prinzessin Marie schien uns schon minder von herbem Gram und Schmerze begleitet, und unser Mitgefühl bei ihrem Verluste galt mehr wohl noch der Künstlerin, als der Tochter; allein bei dieser Nachricht, daß der Kronprinz verschieden, den Schädel an der Schwelle des Palastes von Neuilly zertrümmert, wie wolltet Ihr uns da den Muth zutrauen, unsere angefangene Erzählung weiter fortzusetzen?

Dem Könige zur Seite und wie ein Schutzengel dieser ehrbaren Familie, befindet sich die Königin, eine liebenswürdige, gewandte und bescheidene Frau, die nicht wenig zur Wohlfahrt ihres Hauses beigetragen hat. Aus königlichem Blute entsprossen, vermählte sie sich mit dem Herzog von Orleans zur Zeit, da er als ein Geächteter in der Fremde umherirrte. Damals hatte das Haus Bourbon keine Aussicht, je wieder auf den Thron Frankreich's zu gelangen. Es war in eine zu große Tiefe hinabgestürzt, als daß es hoffen durfte seine ehemalige Höhe wieder zu erreichen. Es war also das Ehebündniß zwischen dem Herzog von Orleans und seiner Gemahlin nicht das Werk feiner Berechnung nicht ein vom Staatsinteresse bedingtes, vielmehr ein schönes, rein aus gegenseitiger Werthschätzung und Zuneigung hervorgegangenes Verhältniß. Sie liebten sich, weil sie Beide für eine große Zukunft berufen waren. Ein Mann, der immer vorwärts schreitet, ist sicher ein der Theilnahme und Hochachtung würdiger Gegenstand für die Frau, die ihn auf seinen Wegen begleitet. Die Herzogin von Orleans liebte ihren Gatten, erstens weil er unglücklich, arm, weil er ein Flüchtling und selbst den Vorwürfen seiner mit ihm zugleich verwiesenen Verwandten ausgesetzt war. Sie liebte ihn zweitens wegen seines Muthes und um der würdigen Art willen, womit er sein Mißgeschick ertrug, wegen seiner Geduld und Ausdauer und endlich wegen seines musterhaften, das häusliche Glück bezweckenden und hierin seine Befriedigung findenden Lebenswandels. Diese beiden vortrefflichen Gemüther verstanden sich wunderbar darauf, durch wechselseitige Hülfeleistung stets über ihre Lage erhaben zu sein, wie auch immer ihre Lage beschaffen sein mochte.

Auf den Thron gelangt, handelte und dachte die Herzogin von Orleans als Königin. Sie ist Königin in derselben Weise, wie sie eine Familienmutter ist, ohne Prahlerei, im Gegentheil sehr zurückhaltend und bescheiden, überaus thätig und für die Ihrigen lebend. Diese Königswürde die ihr durch die Allmacht der Verhältnisse gekommen war, sie hatte sie weder gewünscht, noch geträumt. Sie setzte sich im Schatten des Thrones, sie fühlte sich da recht behaglich und froh bei der Erziehung ihrer jungen Familie. Wenn ihr einer diese Dornenkrone, diese von so viel Gefahren und Nachstellungen umringte Größe in Vorschlag gebracht hätte, die Königin würde vor Schreck gestorben sein. Sie hat die Krone wie ein ihr von der Nothwendigkeit aufgedrungenes Geschenk angenommen. Sie wurde Königin aus Anhänglichkeit, Nachgiebigkeit, aus aufrichtiger Bewunderung für ihren Gatten, und endlich, weil man sich den Beschlüssen der Vorsehung unterwerfen mußte. Edle Frau! Selbst die Beschimpfung und Verleumdung haben ihrer geschont, die Feinde des Königs haben Mitleiden mit der Königin gehabt. Bei jedem Ausbruche der Wuth und des Zorns dachte Frankreich der Königin, bei jedem unvermutheten Schmerz betete Frankreich für die Königin. Aber, welch ein Engel an Güte ist sie auch, welch ein Muster von Ergebenheit und Edelmuth, und was für Tugenden hat sie uns nicht an ihr erkennen und lieben lassen! In ihrer Stellung als Königin, wo ihre Stimme von der mächtigsten Wirkung sein müßte, beschränkt sie sich fast nur darauf, über den König zu wachen, ihre Kinder zu lieben und endlich Jedem, der ihre Hülfe anfleht, ihr warmfühlendes, mildreiches Herz zu öffnen. Es ist eine Allen zugängliche Frau, die vortrefflich versteht, was sie wissen und was sie nicht wissen soll. Ihre Gedanken, ihre Handlungen, ihre

Besorgnisse, ihre Hoffnungen, ihre Bestrebungen sind ganz und gar die des Königs, und dennoch wirken sie Beide und Jeder für sich auf so ungezwungene und völlig von einander unabhängige Weise, daß man es nicht vermuthen sollte, was für eine wunderbare Uebereinstimmung in ihren Worten und Gesprächen obwaltet. Die Franzosen lieben die Königin, aber nicht mit der Zuneigung, die sie zum Könige hegen. Sie lieben den König als den nützlichsten, als den einzig unumgänglich nothwendigen Mann seines Reiches, sie lieben die Königin wegen ihrer Güte und Einfachheit, wegen ihres natürlichen und ungekünstelten Wohlwollens, die man lieben müßte, auch wenn sie nicht Königin wäre. Bringe man auch noch dies in Erwähnung, daß es der Königin weit leichter war, sich Liebe zu erwerben, als dem Könige. Letzterer ersetzte auf dem Throne Karl X., den leut- und holdseligsten unter den französischen Königen. Für diesen war die Leutseligkeit eine ganz leichte Sache, er hatte eben nur leutselig zu sein. Befreit wie er von allen Regierungssorgen war, hatte er nichts Besseres zu thun, als sich lieben zu lassen. Je mehr seine Königskrone mit einer Glorie umgeben war, desto größeren Werth hatte sein leisestes Lächeln.

Seit der unglücklichen so schönen und angebeteten Königin Maria Antoinette hatte Frankreich keine Königin gehabt; zwar hatte es zwei Zukunfts-Königinnen die Herzogin von Angouleme und die Herzogin von Berry, von denen man die Eine mit Ehrfurcht, die Andere mit Freuden aufgenommen haben würde. Nun aber, als die Herzogin von Angoulême, bis zum höchsten Gipfel der Größe gelangt, in Gemeinschaft ihres königlichen Schwagers in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends hinabgesunken, als die Frau Herzogin von Berry, die ihr edles Kinderpaar mit seiner Jugend, seiner Unschuld, seinem guten Rechte schützen mußte, in jenes Exil mit eingeschlossen war, aus welchem sie mit großem Muth zurückgekehrt, um sich, die Unbesonnene! allen Gefahren eines Bürgerkrieges auszusetzen, schätzte sich Frankreich glücklich, eine Königin ganz so, wie es sich gedacht, zu finden, um ihr seine Huldigungen und Beweise seiner Hochachtung darbringen zu können. Fromm ohne Herbe und Strenge, wohlwollend, sanft und charakterfest zugleich, eine Frau, die uns keine Verbrechen vorzuwerfen, der wir keine Schwachheit zu verzeihen hatten, eine Frau von reifem Alter, aber trotzdem jung und glücklich genug, um sich in unsere Freuden zu mischen und sie zu verstehen, — eine Frau eben so fern von mürrischem, grämlichem Sinne als von einem den Zerstreuungen ergebenen Leben, eben so froh in der Gesellschaft, als glücklich in ihrem häuslichen Kreise, — von dieser Art ist Ihre Majestät Maria Amalia. Sodann hat man sie geliebt um ihrer Kinder, um ihrer Wohlthaten, um ihrer vollkommenen Grazie willen; man hat sie auch geliebt wegen ihres frommen, gottesfürchtigen Sinnes, wegen ihres gefälligen, einladenden Wesens, wegen ihrer durch Güte und Wohlwollen gemilderten Ergebung in ihr Geschick, wegen ihres Muthes, wegen ihrer verborgenen Leiden, wegen der Thränen, die sie nicht mehr an sich zu halten vermochte, wegen der im Stillen vergossenen Thränen, wegen der grausamen Unfälle, die ihr aus dem Innersten ihrer Seele jene rührenden Ausrufungen erpreßten: „Großer Gott, der Du mir eine zärtlich geliebte Tochter wieder genommen! ich habe eine Tochter weniger, Du hast im Himmel einen Engel mehr! — O mein Sohn! ich war zu stolz auf ihn, Gott hat mir ihn genommen!“

(Schluß folgt.)

⁂ Auch Einiges über Literatur in Bremen.

(Schluß.)

Wenn sich nun leicht gute Köpfe finden, welche über ein gegebenes Thema wissenschaftlich, lehrreich und auch interessant zu schreiben verstehen, so producirt die Natur viel seltener diejenigen Geister, welche zu wahrhaft poetischen Schöpfungen befähigt sind. Auf hundert tüchtige Männer der Wissenschaft dürfte kaum ein Poet oder Belletrist zu rechnen sein. Die gute Stadt Bremen macht von dieser Regel keine Ausnahme, und das Contingent der Poeten, welches sie in ihrem jetzt tausendjährigen Reiche geliefert hat, ist betrübt klein geblieben. Es ist nicht die Absicht der neueren Leistungen der Bremer auf dem Gebiete der Phantasie hier zu erörtern, oder Namen anzuführen. Allerdings sind unter diesen Leistungen recht hübsche Sachen und die Begabten genießen auch deshalb in ihren näheren Kreisen die entsprechende Huldigung, allein die Talente sind doch wohl nicht so bedeutend, um zu der Klage berechtigt zu sein, daß die Vaterstadt oder das Publikum, überhaupt die Gesammtheit ihnen deshalb besondere Pflichten der Berücksich-

igung und Dankbarkeit schuldig sei. Sie dürfen nicht sprechen — „ein Prophet gilt nicht in seinem Vaterlande.“ Nein, fände sich ein solcher Prophet, er würde sicherlich auch die entsprechende allgemeine Geltung erfahren! Zu der Dürre des Bremischen Parnasses trägt dann allerdings auch wieder das practische Geschäftsleben bedeutend bei, welches in einer großen Handelsstadt die fähigen Köpfe an sich zieht und einnimmt. Wenn der Pegasus den ganzen Tag hat ackern müssen, da vergißt er am Abend leicht, daß ihm auch Schwingen gewachsen sind. Die günstigere Einwirkung, welche aus einer minder prosaischen Lebensstellung entspringt, erkennt man ganz nahe an der Reihe von Gedichten, welche der Bürgerfreund kürzlich veröffentlicht hat. Ein Sohn des Mars lebt unter weit hellerem Sterne als ein Jünger des Mercurs, des Aesculaps, der Themis u. s. w. Vergessen darf auch nicht werden, daß Bremen für den Buchhandel zu weit von dem Mittelpunkte Deutschlands entfernt liegt, und deshalb den Schriftstellern hier (um uns des Ausdrucks zu bedienen) keinen Markt bietet. Vielleicht gehen aber die Klagen und Vorwürfe, welche man hier von der guten Stadt Bremen abzuwehren bemüht ist, minder auf den Punkt der Belletristik als auf das Fach der Journalistik. „Die Bremischen Journale sollen nicht so viel auswärtige Literatur nachdrucken, sie sollen Einheimisches geben, Dichtungen, wenn auch nicht erster Classe, jedenfalls aber Aufsätze über Bremische Angelegenheiten!“ Gewiß wird man hiezu mit etwas unwilliger Kopfbewegung sagen — „ja das meinen wir eben!“ Die genügende Antwort zu geben ist nun dem mit der Bremischen Journalistik Vertrauten, gar nicht schwer. Die Antwort läßt sich nur nicht drucken. Wenn die guten Köpfe häufiger auf eine Schranke stoßen, als sie erwarten durften, so verlieren sie auch die Lust in dem kleinen verstatteten Kreise ihre Kräfte zu zeigen und zu entwickeln. Unter den bestehenden Verhältnissen ist es nicht möglich die Journale mit solchem Inhalte auszustatten, wie dafür hinlänglich gute Köpfe und geeigneter Stoff vorhanden ist, und deßkalb darf mit gutem Gewissen nachgedruckt werden, um doch Blätter aufrecht zu halten, in denen dann und wann einige Bremische Blumen am Spalier empor wachsen können. An dem vergeblichen Bemühen nur Originale zu geben, scheiterte das Conversationsblatt, und ebensowenig vermochte Herr Sbg. seine Union als Original-Blatt auch nur für kurze Dauer zu halten. Es war nun die Absicht einige Worte darüber zu sagen, weshalb wir die kürzlich häufig vorgekommenen Angriffe auf Herrn Sbg. als Literat und Redacteur für ungerecht halten, wir dürfen indeß damit nicht fortfahren, weil wir befürchten müßten, daß solcher Vertheidigung ein unrichtiges Motiv untergelegt würde. Statt dessen stehe die Bemerkung hier, daß die kleine Zahl der Literaten nichts unverständigeres thun kann, als sich vor den Augen des handeltreibenden Publicums anzufeinden. Die Leser geben dabei niemals dem Einen Recht und dem Andern Unrecht, sondern sie amusiren sich über den Scandal, und denken beide Streiter weit unter sich gestellt. Sie sprechen: „ich danke Dir, daß ich nicht bin wie diese da!“ Solche Erfahrungen zu machen haben nicht blos Diejenigen Gelegenheit, welche sich in Journalen, sondern auch Diejenigen, welche sich in Brochuren befehden. Der langen Rede kurzer Sinn wäre also, daß in Bremen so viel einheimische geistige Tätigkeit waltet, um Vorwürfe abweisen zu können, und daß auch die Journalistik ein scharfes Schwert beweisen würde, wenn sie Rolands Schild vornehmen dürfte.

Als Fortsetzung dieses Artikels aber lassen wir vielleicht später eine Uebersicht derjenigen Bremer Kinder folgen, welche seit dem Beginne dieses Jahrhunderts durch Gutenbergs Geburtshülfe das Licht der Welt erblickt haben.

---

* Unser Freimarkt.

Wir haben immer ein gewisses Vorurtheil gegen die bretternen Buden des Marktes gehabt, aber es ist doch gut wenn man solche Vorurtheile überwindet; wir sind diesmal davon zurückgebracht, denn gerade in zwei Buden haben wir viel Vergnügen gehabt in der des Herrn Ellemberg, dessen schönes optisches Theater wir neulich erwähnten und der des Herrn Martin, wo die drei Automaten aufgestellt sind.

Diese Automaten geben dem vorigen Jahrhundert ein ruhmvolles Zeugniß und erinnern die erfindungsreiche Gegenwart daran, daß sie sich nicht überheben soll. Sie sind im höchsten Grade schön und bewunderungswerth, und müssen uns mit Achtung vor dem längst heimgegangenen Verfertiger erfüllen, weshalb wir sie der Ansicht der Leser empfehlen. Die Bewegungen dieser drei, dem lebenden Menschen ähnlichen Figuren sind höchst anziehend und ihre Arbeiten sind meisterhaft zu nennen. Denke man sich leblose Figuren so eingerichtet, daß sie mit den Händen nach Dictat schreiben, daß sie zeichnen, Instrumente spielen können! Wir waren im höchsten Grade davon überrascht und glauben schwerlich daß es bessere Automaten geben kann. Eine andere, nicht minder sehenswerthe Kunstsache ist die Abrichtung der Flöhe, wovon neulich im Bürgerfreund berichtet ward, weshalb wir wohl nur jenen Aufsatz zu bestätigen nöthig haben. Die Thiere dürfen wir nicht bewundern, aber Herrn Bertolottos kunstfertige Hand und seine Geduld, und das muß man denn in der That auch rühmend thun. Man denke sich einen Floh in Kleidern, den Kutscher mit der Peitsche, den Postillon mit dem Horn, die Frau am Brunnen, die Tänzerin auf dem Balle, alle in andern Anzügen. Sähe man diese Thiere durch ein Glas, man würde an Täuschung glauben, aber nein, die reine Wirklichkeit und Wahrheit, so unbegreiflich sie auch scheint. Die Sachen sind ganz allerliebst und sauber gearbeitet, von Gold, Emaille, Glas ꝛc. Das Haus der kleinen Thiere ist in 100 Zellen abgetheilt, jedes hat seine Nro. Abends werden sie dann von ihrem Staat und ihren goldenen Ketten befreit und schlafen nach gehaltener Mahlzeit von ihren Mühen aus. Es ist merkwürdig was der Mensch Alles ersinnt; der Eine richtet das kleinste Thier ab, den Floh, der Andere, den Elephanten; wahrlich es sind doch mancherlei Gaben!

Von der Lehmannschen Gesellschaft kommt diesen Abend eine neue schöne Pantomime, die Aegyptische Reise, mit Panoramen von Cairo, Alexandrien ꝛc. zur Aufführung, worauf wir das Publicum besonders aufmerksam machen.

Miscellaneen.

(Ein Brief von Göthe's Mutter an die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar.) „Frankfurt a. M. den 11. April 1779. Durchlauchtigste Fürstin! Nach dem Appetit meiner Samstagsmädel zu rechnen, müssen die kleinen Bisquittiger längst alle sein — Ich nehme mir hier die große Freiheit, Ew. Durchlaucht noch eine kleine Provision zu übersenden, nehmen Sie, beste Fürstin, meine Freiheit ja nicht ungnädig. Bei uns ist's Messe!!! Weitmäuligte Lassen, Fellschen und gaffen, Gassen und kaufen, Bestienhansen, Kinder und Fratzen, Affen und Katzen u. s. w. — Doch mit Respekt geredt, Frau Aja! — Madame La Roche ist auch da!!!! Theuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf*) den Tochtermann sehen, dem die Verfasserin der Sternheim ihre zweite Tochter aufhängen will; so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen, und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika miteingeschlossen) machen wollte; so — ja so — gebe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der 7te Bitte in Luthers kleinem Katechismus — ist so dumm wie ein Heupferd und zu allem seinem Unglück ist er Hofrath. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden. Eine Frau wie die La Roche, von einem gewiß nicht gemeinen Verstand, von ziemlichen Glücksgütern, von Ansehn, Rang u. s. w. die es recht darauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe schreibt — mit Einem Wort; mein Kopf ist wie in einer Mühle. Verzeihen Ihre Durchlaucht, daß ich Ihnen so was vorerzähle, ich habe aber eben das Abentheuer vor Augen — und die Thränen der guten Luise kann ich nicht ausstehen — Der 3te Feiertag ist doch glücklich vorbeigegangen, ich hoffe auch etwas davon zu vernehmen? Die Fräulein Thusnelde**) hat eine gar schöne Gabe solche Festivitäten zu beschreiben und ich glaube sie wird ihren Ruhm behaupten, und Frau Aja was davon zukommen lassen, denn das Jahrmarktsfest hat sie ganz herzlich beschrieben — thut sie's — so haben Ew. Durchlaucht die Gnade, ihr von den Bisquittigen auch ihren Antheil zu überreichen. Der Vater empfiehlt sich zu fernerer hohen Gnaden, und Frau Aja, der es nie so wohl ist, als wenn sie an die vortrefflichste, größte, liebenswürdigste, beste Fürstin denkt, küßt in Anbetung und Demuth die Hand ihrer theuersten Fürstin und bleibt bis ins Grab Ihre Durchlaucht unterthänige Dienerin C. E. Goethe. (Das Unthier heißt Möhr, und ist wirklicher Hofrath vom Kurfürsten von Trier.")

(Eine Anekdote von Friedrich dem Großen.) Während seiner Inkognitoreise durch Holland (im Jahr 1755) wünschte Friedrich der II. bei seinem Aufenthalte in Amsterdam auch die holländischen Pasteten, deren Vortrefflichkeit er oft hatte rühmen hören, zu kosten, und trug seinem Begleiter, dem Obersten Balbi auf, eine solche bei der Inhaberin des Gasthauses, wo er wohnte, zu bestellen. Die Wirthin sah den Obersten vom Kopf bis zu den Füßen an, und sagte: „Wel myn Heer, as yi wellen een Pasteet eten, können yi ook betalen? en weet yi, dat een Pasteet drittig Gulden kostet!" — Balbi versicherte, daß der Fremde, mit dem er in ihrem Hause wohne, es gar wohl könne, denn er sei ein Virtuose, und wenn er sich nur einige Stunden hören lasse, so bringe ihm dies eine Menge Geldes ein. Die Wirthin erkundigte sich weiter, was denn ein Virtuose sei? Balbi erklärte ihr, der Fremde sei ein ganz ausgezeichneter Flötenspieler der auf seine Kunst reise. „Wel myn Heer, rief die Wirthin, so mut ik en ook ook hören." Darauf ging sie sogleich in das Zimmer des Königs, stemmte beide Arme in die Seite und sprach: „As yi so schön pypen können, wellen yi my wel ook wat voorpypen?" — Der König war darüber nicht wenig überrascht; als ihm aber Balbi auf französisch mit wenigen Worten erzählte, was vorgegangen war, ergriff er seine Flöte, und blies darauf einige Stücke so meisterhaft, daß die Wirthin ganz bezaubert, nicht von der Stelle ging. Endlich, da der König die Flöte weglegte, sagte sie zu ihm: Wel, myn Heer dat is waar, yi können schön pypen, en wel eenen Batzen verdeenen; nu will ik yi ook een Pasteet maken."

(Peruanische Räuber und Bluthunde.) Gegen das Ende des Süd-Amerikanischen Revolutions-Krieges war die damalige Provinz Ober-Peru (das jetzige Bolivien) mit unzähligen Räubern angefüllt, welche ihr Handwerk theils in Banden, theils vereinzelt trieben. Unter Letzteren zeichneten sich Castro und Gomez durch die Keckheit und den Erfolg ihrer Streifzüge aus; ihr bloßer Name war hinreichend, um auch den beherztesten Reisenden Schrecken einzuflößen. Dieser Unfug war aufs Höchste gestiegen, als an einem schönen Sommer-Abend der Diener eines Gutsbesitzers auf seinem Maulthiere von der Stadt zurückkehrte, wohin er die auf den Ländereien seines Herrn erzeugten Producte zu Markte gebracht hatte. Er war von seinem Bluthunde begleitet und holte unterweges einen Fußgänger ein, mit dem er ein so unterhaltendes Gespräch anknüpfte, daß er sein Maulthier allmählig einen langsamen Schritt gehen ließ, um den einnehmenden Fremden nicht hinter sich zu lassen und seiner Gesellschaft noch länger zu genießen. Als sie jedoch einen abgelegenen Ort erreicht hatten, fiel ihm sein gesprächiger Freund plötzlich in die Zügel und rief mit gebietender Stimme: „Steig ab! Ich bin Castro!" Der Reiter gehorchte sogleich, aber nur um seinen Poncho (Mantel) abzuwerfen, ihn um seinen linken Arm zu wickeln und sein langes Messer zu ziehen, womit er dem Banditen zu Leibe ging. Ein solcher Kampf war diesem erwünscht, da er, wie immer, siegreich daraus hervorzugehen glaubte; er schwang sein Messer, das er schon oft in dem Blute seiner Schlachtopfer gebadet hatte, und stürzte sich auf seinen Gegner. Mehrere Minuten kämpften sie mit gleicher Erbitterung und mit so vieler Ge-

*) Goethe.

**) Fräulein von Gochhausen.

schicklichkeit, daß sie sich gegenseitig nur die Panchos zerschnitten, ohne sich weiter einigen Schaden zuzufügen; als sie jedoch auf einen Augenblick einhalten mußten, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen, wurden die Blicke des Angegriffenen auf seinen Hund gelenkt, welcher sich an ihn schmiegte und zuerst ihn und dann den Räuber ansah, als ob er um Erlaubniß bäte, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Diesen Umstand benutzend, faßte sein Herr einen raschen Entschluß; sobald sich das Gefecht erneuerte, rief er dem Thiere zu, jenen zu greifen — im Nu biß der Hund den Räuber in die Lende und zog dessen Aufmerksamkeit dermaßen auf sich, daß es seinem Herrn gelang, ihm eine tödtliche Wunde beizubringen. Im Gürtel des Erlegten fand der Sieger eine Goldrolle, die ansehnlich genug war, um ihn auf Lebenszeit in eine unabhängige Lage zu versetzen. Gomez fand bald darauf ein ähnliches Ende. Er wußte sich auf gleiche Weise in die Gunst eines von seinem Bluthunde begleiteten reisenden Handelsmanns einzuschmeicheln, und als dieser sorglos neben ihm herwanderte, schlug er ihn mit seinem Knüttel zur Erde, wurde aber sogleich von dem Bluthunde ergriffen. Der Kaufmann erwachte erst nach einiger Zeit aus seiner Betäubung; nachdem er zu sich gekommen, sah er den Räuber todt am Boden liegen, und zwar hatte ihn der Hund so fest bei der Gurgel gepackt, daß sein Herr ihn nicht ohne Schwierigkeit losreißen konnte.

(Berlin, 14. October.) Ein Arbeiter hatte sich am 27. September mit einigen Bekannten in Branntwein berauscht. Nachdem er zu Hause mit seiner Frau erst tüchtig gezankt hatte, ging er nach seiner Werkstatt, um auszuschlafen. Dort erweckte ihn aber sein Principal mit der Nachricht, daß er entlassen sei. Noch halb im Rausche und durch die plötzliche Verabschiedung noch mehr aufgeregt, ging er fort. Auf dem Schloßplatz traf er seine Frau, von der er dachte, daß sie bei seinem Principal gewesen und dadurch Ursach seiner Entlassung geworden wäre. Sogleich hieb er, von dieser Vorstellung getrieben, mit einem dicken eisernen Stock, den er in der Hand hatte, der unglücklichen Frau dermaßen über den Kopf, daß sie augenblicklich bewußtlos hinstürzte und in die Schloßwache getragen werden mußte. Vergebens rang der durch die That Ernüchterte nunmehr die Hände; er sieht jetzt im Gefängniß der gesetzlichen Strafe entgegen. Die Frau hat, nach dem Zeugniß der Aerzte, eine Gehirnerschütterung, deren Folgen noch nicht zu bestimmen sind, erlitten; doch ist Lebensgefahr für jetzt glücklicherweise nicht vorhanden.

(Hamburg, 3. October.) Ein Tischler, welcher zugleich die Bestattung von Leichen besorgt, hatte, um diese Nebenbeschäftigung noch verkäuflicher, als es durch wiederholte Anzeigen in den öffentlichen Blättern zu bewirken war, und so recht anschaulich dem Publicum vorzuführen, über seiner Thür ein Schild anbringen lassen, auf welchem mehrere Särge in der Runde und sogar ein ganzer Leichenzug mit dem Leichenbitter im Trauerflor voran, abgebildet waren. Den Vorübergehenden mochte zum Theil wohl diese Art von memento mori aber nicht gefallen haben und das um so weniger, als der an und für sich unpassende Aufzug noch durch einige schlechte Witze gekrönt wurde, die als Inschriften auf den Schildern einiger von den abgebildeten Särgen angebracht waren. So entstand denn am Abend des 2. d. vor dem Hause des Tischlers ein Zusammenlauf von Menschen, der nach und nach selbst einen drohenden Charakter anzunehmen schien und nur eine polizeiliche Vermittlung war im Stande einen Excess zu verhüten, der zum mindesten auf die gewaltsame Entfernung des Aergerniß gebenden Schildes abgezweckt haben würde. Der Tischler wurde später wegen des veranlaßten Scandals in eine Geldstrafe von 10 Thaler condemnirt.

(Pferdebändigung an der Mosquitoküste.) Die befolgte Methode ist seltsam genug: wenn ein Pferd gezähmt werden soll, schlingt ein Eingeborner einen langen Strick um seinen Kopf und hält das andere Ende fest; dann wird das Pferd in ein drei bis vier Fuß tiefes Wasser getrieben und ein anderer nähert sich ihm behutsam und sucht sich auf den Rücken zu schwingen, wobei ihm der, welcher den Strick hält, behülflich ist, indem er das Pferd kräftig herumzerrt; sobald der andere sich auf den Rücken geschwungen hat, schlägt er das Pferd mit der flachen Hand zuerst auf der einen, dann auf der andern Seite. Vergebens sucht das Pferd den Reiter abzuwerfen; der, welcher den Strick hält, zerrt und der auf dem Rücken schlägt, bis das Pferd Kraft und Muth verliert und sich ganz unterwürfig zeigt. Die Lection ist so stark, daß manchmal ein Pferd ganz erschöpft an dem Ufer sich niederlegt und schon beim Ton der menschlichen Stimme heftig zittert. Selten ist mehr als Eine Lection nöthig, um das zuvor ganz unbändige Pferd zu zähmen. Fällt bei der Operation der Reiter auch einmal herunter, so fällt er ins Wasser und die Sache hat nichts zu bedeuten; er schwingt sich wieder auf den Rücken und beginnt den Kampf von neuem.

(Die Königin Victoria) kann gegenwärtig mit noch größerer Wahrheit als Kaiser Carl V. ausrufen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter," denn es wird fortwährend von derselben beschienen. Blitzt der letzte Abendstrahl auf den Zinnen von Quebeck, so glänzt der goldene Morgenstrahl schon drei Stunden lang auf Port Jackson in Neu-Holland; und während das Tagesgestirn hinter dem Superior-See niedertaucht, strahlt ihr schimmerndes Antlitz schon wieder am Ganges und auf Ceylon, ja eine geraume Weile früher schon im Hafen von Ningpo in China, wo die britische Flagge weht.

(Lablache) ist an einer Brustentzündung sehr bedeutend erkrankt.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 86.

Bremen, Donnerstag den 27. October 1842.

Gestorben:

Nro. 1074 Den 22. October. Der Pferdehändler Herm. Smit, 64 Jahr, Hempstraße Nro. 5.

— 1075. Den 22. — Des Fuhrmanns Hinrich Starke Wittwe, geb. Bötjers, 76 Jahr, Wichelnburg Nro. 8.

— 1076. Den 23. — Des Cigarrenmachers Joh. Köster Tochter, 2¼ Jahr, Brüggemansgang Nro. 3.

— 1077. Den 23. — Der Kornmesser Friedr. Wilhelm Sackhoff, 35 Jahr, Heinkenstraße Nr. 1.

— 1078. Den 23. — Der Strumpfweber Joh. Friedr. Segelken, 42 Jahr, Wessels Gang N. 9.

— 1079. Den 24. — Des Tischlers Wilh. Anton Kracht Sohn, 1 Jahr 4 W., Schnoor Nr. 14.

Nro. 1080. Den 24. — Des Kaufmanns Joh. Ebr. Ludwig Diedr. Drost Sohn, 4 Stunden, Langenstraße Nro. 15.

— 1081. Den 24. — Der Gärtner Heinr. Hohnholt, 51 Jahr, Steinthor Nro. 104.

— 1082. Den 24. — Des Lohgerberamtsmeisters Joh. Friedrich Lindhorn Sohn, 12 Stunden, Steinthor Nro. 43.

— 1083. Den 25. — Des Arb. Friedr. Wilh. Fehlber Tochter, 9 Monat, Klosterstraße Nr. 3.

— 1084. Den 26. — Des Arb. Diedr. Borchers Tochter, 3 Wochen, im Sack Nro. 11.

— 1085. Den 26. — Der Arb. Carl Ludw. Loose, 52 Jahr, Jacobistraße Nro. 9.

Geboren:

Nro. 1321. Den 22. Oct. Des Krameramtsgenossen Herm. Chr. Friedr. Inneken Ehefr., geb. Meyer, Langenstraße Nro. 57, v. e. Knaben

— 1322. Den 22. — Des Tischlers Joh. Died. Herm. Osterloh Ehefr., geb. Budde, Hagens Hof Nro. 5, von einem Mädchen.

— 1323. Den 22. — Des Gastwirths Joh. Heinr. Hillmann Ehefr., geb. Müller, Westerstraße Nro. 1, von einem Knaben.

— 1324. Den 22. — Des Knopfmachers Alb. Buchholz Ehefr., geb. Aschenmohr, Kahlenstraße Nro. 9, von einem Knaben.

— 1325. Den 23. — Des Arb. Gerhard Homfeld Ehefr., geb. Strangemann, Buntenthorssteinweg, von einem Mädchen.

— 1326. Den 24. — Des Cigarrenm. Conrad Eberh. Barcke Ehefr, geb. Henke, Osterthorswall Nro. 8, von einem Mädchen.

— 1327. Den 24. — Des Kaufmanns Joh. Ebr Ludwig Diedr. Drost Ehefr., geb. Hillern, Langenstraße Nro. 15, von einem Knaben.

Nro. 1328. Den 24. — Des Arb. August Wilh. Stelter Ehefr., geb. Claus, Hastedt Nro. 34, v. einem Knaben.

— 1329. Den 24. — Des Lohgerberamtsmeisters Joh. Fried. Lindhorn Ehefr., geb. Bollmann, Steinthor Nro. 43, von einem Knaben.

— 1330. Den 24. — Des Kistenmachers Joh. Diedr. Bolte Ehefr., geb. Flügger, Buntenthorssteinweg Nro. 56, von einem Knaben.

— 1331. Den 24. — Des Barbiers Bernhard Dehnert Ehefr., geb. Mues, Wallstraße Nro. 4, von einem Knaben.

— 1332. Den 25. — Des Cigarrenfabrikanten Friedr. Wilhelm Retberg Ehefr. geb. Sengstacke, Osterthorssteinweg Nro. 1 C, von. e. K.

— 1333. Den 25. — Des Tischlergesellen Joh. Conrad Helmich Ehefr., geb. Siemering, Fetten-Gang Nro. 17, von einem Knaben.

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 86.

Bremen, Donnerstag den 27. October 1842.

Gedicht

von König Ludwig von Bayern eigenhändig auf die erste Seite des Walhalla-Albums eingeschrieben.

Mein Vaterland betrachtend,
Zerstück'lung stets verachtend,
Fiel mir gar lebhaft ein,
Was Deutschland ist und sollte,
Wenn jeder Deutsche wollte,
Vor allen Nationen sein.

Wir könnten, uns vereinend,
Mehr seiend, als nur scheinend,
Vom Feind dann anerkannt,
Das erste Volk auf Erden
Ganz zweifelsohne werden,
Wenn's Ernst uns wär' ums Vaterland!

So denkend ward ich dreister,
Hab' Deutschlands größte Geister
In einem Haus vereint;
Als Zeichen deutscher Einheit
Aus deutschen Strebens Reinheit
Hinstellend vor jedweden Feind! —

Nun soll die Welt (verkündend,
Daß ich dies Denkmal gründend
Für Deutschland viel gethan,
Ich, Mehr und Größ'res wollend,
Weil dafür Alles sollend)
Fortgehn auf deutscher Einheit Bahn!

München, am 8. October 1842.

gez. Ludwig.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Gleichzeitig traten die Truppen auf den Höfen und in den Gärten unter's Gewehr. Als die Tambours die Trommeln rührten, rannten einige Deputirte an's Fenster, während andere „es lebe die Republik! es lebe die Constitution des Jahres III!" riefen. Da erschien aber eine ganze Compagnie Grenadiere an der Thür, angeführt von einem Cavallerie-Brigadechef, der, den blanken Säbel in der Faust, „vorwärts!" commandirte. — Es war Murat.

Die Tambours schlugen den Sturmmarsch und die Grenadiere rückten mit gefälltem Bayonet in den Saal. Inmitten des Wirrwarrs und des Erstaunens ließen sich mehrere Stimmen vernehmen, Murat aber übertönte sie insgesammt, und sagte:

„Auf Befehl des Bürger Präsidenten soll der Saal geräumt werden!

Von dem ersten Schrecken etwas zurückgekommen, wollen die Deputirten nicht weichen, sondern drohen, protestiren. Aber Murat läßt einen Wirbel schlagen, schwenkt den Säbel und ruft aus:

„Bürger Repräsentanten, ich fordere Euch zum letzten Male auf, Euch zu entfernen, oder ich stehe für nichts!"

„„Grenadiere, vorwärts Marsch!"" gebietet ein anderer Offizier.

Das Wirbeln der Trommeln übertäubte das wirre Geschrei, das diesem Commando folgte. In zehn Minuten waren die Deputirten vertrieben und zerstreueten sich dann in Unordnung auf den Höfen und in den Gärten. Eine Viertelstunde später war keine Spur mehr von einer Versammlung zu St. Cloud. Bonaparte und die Seinigen waren Herren des Terrains, das nur durch Gewalt in ihre Hände gekommen war.

XI.

Als Bonaparte durch seine Soldaten aus dem Saal der Fünf Hundert weggeführt worden war, hatten sie ihn im Triumph bis auf den Schloßhof getragen und ihn dort mit lärmendem Jubel begrüßt. Er schien aber ganz den Kopf verloren zu haben, und anwortete auf die theilnahmvollen Erkundigungen seiner Offiziere immer nur mit den Worten:

„Sie haben mich ermorden, vogelfrei machen wollen!"

— He da, General, gutes Muthes, uns kann der Sieg nicht fehlen! sagte Murat zu ihm. Wie kann der, der über so viele Feinde gesiegt hat, sich vor Schwätzern scheuen? Ja, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!

Dieser Ausruf Murat's ging nicht verloren. Zur selbigen Zeit kam Berthier und zeigte Bonaparte an, daß man Abgesandte aus den beiden Conseils bemerkt habe, die bei den Truppen, besonders bei dem Artilleriepark, umherschlichen und die Soldaten von der Sache, zu der sie sich hielten, abwendig zu machen suchten.

„Der Augenblick ist kritisch," sagte Murat da, „und bei Unschlüssigkeit ist Alles verloren!"

Als währenddem ein Offizier von der Garde des Conseils herbeikam und Bonaparte von den Vorgängen bei den Fünf Hundert und der Gefahr, in welcher sein Bruder Lucian schwebte, in Kenntniß setzte, da gewann er seine volle Energie wieder, und sagte, indem er sich sogleich an einen Bataillonschef, der bei dem Gitter des großen Vorhofs postirt war, (Ponsard, nachdem General geworden) wandte:

„Commandant, gehen sie mit Ihrem Bataillon und jagen Sie sogleich diesen Haufen von Lämmermachern auseinander! Es sind das keine Repräsentanten der Nation mehr, sondern Nichtswürdige, die an all unserem Unglücke schuld sind und die nun meinen Bruder morden wollen: retten Sie ihn!

Ponsard setzte sich in Marsch, kehrte aber gleich mit einem Bataillon wieder zurück, und Bonaparte glaubte schon, daß er Bedenken trüge, seine Ordre auszuführen. Dem war jedoch nicht so; der Offizier wollte sich nur erkundigen, wie er sich verhalten sollte, wenn er Widerstand fände.

„Brauchen Sie Gewalt," antwortete Bonaparte.

— Schon gut, General, sagte da der Commandant und salutirte mit dem Degen.

Nun wurde Lucian eben so, wie Napoleon einige Augenblicke vor ihm, aus dem Saale weggeführt. Als Bonaparte seinen Bruder kommen sah, warf er sich ihm in die Arme und sagte auf Italienisch zu ihm:

„Dich wollten sie auch ermorden!"

Aber Lucian, der mehr Fassung behalten hatte, beruhigte ihn, setzte sich sogleich zu Pferde, und harangurte die Soldaten; denn es war noch nicht Alles gethan, und ein kecker Streich nothwendig, um die Stellung zu behaupten.

Lucian zeigte in diesem so kritischen Augenblicke einen großen Muth und eine große Gegenwart des Geistes. Er ritt zu den in Schlachtordnung gebliebenen Truppen heran und hielt folgende Anrede an sie:

„Bürger Soldaten, der Präsident des Raths der Fünf Hundert erklärt Euch, daß unter dessen Mitgliedern verwegene Hundsvötter, die sicher im Solde Englands stehen, sich gegen ihn und den Rath der Alten empört haben. Sie haben es gewagt, von der Außergesetzerklärung meines Bruders, des Generals Bonaparte zu sprechen, der mit der Aufrechthaltung der Ordnung und der Handhabung der Gesetze beauftragt ist, wie wenn wir noch in den gräulichen Zeiten ihrer Herrschaft lebten, wo das scheußliche Wort „außer dem Gesetz" hinreichte, um die dem Vaterlande theuersten Häupter fallen zu machen. (Sich dann Bonaparte zuwendend, fuhr er fort:) General, und Ihr Soldaten, Ihr Bürger alle, die Ihr mich hört, Ihr werdet nur diejenigen in Frankreich als Gesetzgeber anerkennen, die sich mit anschließen werden, um eine Regierung herzustellen, die durch die schlechte Gesinnung ihrer Mitglieder in Gefahr gerathen war. Es lebe die Republik!"

Diese mit energischer Stimme ausgesprochenen Worte entflammten die Soldaten. Alle hielten ihren Blick auf Lucian, den Bruder ihres Generals, gerichtet, der vor ihnen zu Pferde, von der dreifarbigen Schärpe umgürtet, erschienen war, wie vormals die Volksrepräsentanten bei den Armeen, wenn sie diese im Namen des Gesetzes zum Siege marschieren ließen. Da Lucian jedoch trotz der Ausrufun-

gen von „es lebe Bonaparte!“ womit seine Anrede beantwortet worden war, bei einigen Offizieren eine Unschlüssigkeit wahrzunehmen glaubte, so zog er den Degen und erklärte, ein neuer Brutus, daß er selber seinen Bruder durchbohren würde, falls er sich je an der Freiheit verginge.

Bei diesen Worten, die so ganz im Geschmacke jener Zeit waren, fiel jede Schranke nieder, wurde der Enthusiasmus allgemein, und erscholl der Ausruf: „es lebe Bonaparte!“ noch kräftiger als zuvor. Da trat Bonaparte zu Murat heran und raunte ihm leise einige Worte zu, von welchem die folgenden bemerkt wurden: „Sagen Sie, es geschehe auf Befehl des Präsidenten! die Formel ist ganz gesetzlich.“ Dann setzte Murat sich an die Spitze des von Ponsard befehligten Bataillons. Das Uebrige wissen wir.

X.

Es war 8 Uhr Abends: es herrschte die größte Stille in dem Schlosse von St. Cloud, wo es so viele tumultuarische Auftritte gegeben hatte. Dennoch waren fast alle Deputirte beider Räthe dort geblieben. Man sah sie Gespenstern gleich auf den Treppen, in den Gängen, auf den Höfen umher irren, die Einen niedergeschlagen, die Andern mit schlecht verhehlter Freudigkeit, aber Alle ungeduldig, nach Paris zurückzukehren, um ihre Angehörige, ihre Freunde zu beruhigen, und sie mit den Ereignissen bekannt zu machen, welche die Ordnung der Dinge so plötzlich verändert hatten.

Obwohl Bonaparte seit dem vorherigen Tage nichts genossen hatte, schlug er doch eine Einladung, die ihm der General Fregeville um 8 Uhr im Namen seiner Collegen, der Commission der Inspectoren, machte, an einem Abendessen, aus. Er behielt seinen Privatsecretair bei sich, und sagte zu ihm:

„Bourienne, wir haben noch anderes zu thun, als an ein Souper zu denken. Ich muß noch diesen Abend eine Proclamation an die Einwohner von Paris erlassen. Wenn sie morgen aufwachen wird das von gutem Effect sein: ich allein werde die ganze Hauptstadt occupiren.“

Bonaparte hatte Bourienne unterm Arm gefaßt und ihn gewissermaßen mit sich nach einem kleinen Saal im Erdgeschosse fortgezogen, der an das Bureau der Commission der Inspectoren stieß; dann den Riegel vorschiebend, dictirte er ihm die famöse Relation über die Ereignisse von St. Cloud, die den andern Morgen im Moniteur erschien. Während Bourienne diese Piece ins Reine schrieb, um sie in die Druckerei zu schicken, setzte Bonaparte folgendes Billet an seine Gattin auf. Er hatte den ganzen Tag noch nicht Zeit gefunden, sie von dem Vorgegangenen zu unterrichten.

„Liebe Freundin, beruhige Dich; es steht gegenwärtig „Alles gut! Vor einigen Stunden war dem nicht so. Ich „will Dir das erzählen. Geh' zu Bett, warte nicht auf mich, „und schlafe. Ich will Dir Morgen früh guten Abend sa„gen. Ich umarme Dich wie gewöhnlich.

„St. Cloud, den 19. Brumaire, 11 Uhr Abends.

Bonaparte.“

Ein Guide von der Escorte erhielt den Befehl, dies Billet nach Paris zu bringen. Es war eine stockfinstere Nacht, und die Straße nach St. Cloud war damals noch nicht durch Laternen erleuchtet, wie nachdem. Dieser Guide *) war zu scharf geritten und stürzte mit seinem Pferde, wobei er ein Bein brach und sich eine Schulter aussetzte. Er ward besinnungslos auf der Landstraße gefunden und erst bei Tagesanbruch nach einer Auberge getragen. So erhielt Josephine ihr Billet erst den folgenden Tag, und lange nachher, als ihr Gatte schon von St. Cloud zurückgekehrt war.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

Vor Allem ist dieser von so vielen Arbeiten und so vielen Gefahren umlagerte König der Franzosen Familienvater. Er hat früh eingesehen, daß in unseren Tagen eine zahlreiche Familie für Fürsten der unschädlichste, vortrefflichste und verzeihlichste Luxus sei. Wie er seine Kinder liebt, ach! Ihr könnt wissen, wie er seine Kinder liebt, wenn Ihr seht, wie sehr er sie beweint. Der König war für seine Kinder eine sichtbare Schutzgottheit. Welche Thränen! welche endlose Sorgen und Bekümmernisse! Doch gerade in diesem Augenblicke hofft Ihr wohl durch mich

*) Er hieß Nessinger. Trotz dieses schweren Unfalls machte er doch den Feldzug in Italien mit und erhielt zu Marengo einen Ehrensäbel. Späterhin war Nessinger einer der zwölf Guiden, die der Kaiser als außerordentliche Couriere aussandte. Im Jahr 1810 als Amputirter ins Invalidenhotel gekommen starb er dort im Jahr 1828.

zu erfahren, wie es um den Familienvater steht, jetzt, wo er die beiden edlen Kinder verloren, die sein von ihrem Anblick freudig bewegtes und gefesseltes Auge nie mehr wieder um seinen glanzvollen Thron, nie wieder zu seiner Seite finden wird: Marie von Würtemberg! der Herzog von Orleans! jene vom Tode dahingerafft, nachdem sie Zeugniß abgelegt von ihrem hohen Kunsttalente, und dieser, dieser ach! plötzlich zu Boden geschmettert an der Pforte des Schlosses von Neuilly, in jenen prächtigen Alleen des englischen Parkes, den er seit seiner Kindheit sicheren Fußes und leuchtenden Antlitzes durchschritt, niedergestürzt in dem Augenblicke wo er seinem Vater ein Lebewohl zu sagen kam! Ja, beim Himmel, dies ist ein Unglück, das wir beim Niederschreiben dieser Geschichte nicht erwartet hatten, dies ist ein Ereigniß, das uns mit einem Male hemmen muß in dieser Erzählung, welche ganz in der Weise einer Erzählung begonnen, wo die größten Widerwärtigkeiten, vermöge des glücklichen und glänzenden Ausgangs, allgemach aus dem Gedächtniß schwinden. Die Erinnerung an die Prinzessin Marie schien uns schon minder von herbem Gram und Schmerze begleitet, und unser Mitgefühl bei ihrem Verluste galt mehr wohl noch der Künstlerin, als der Tochter; allein bei dieser Nachricht, daß der Kronprinz verschieden, den Schädel an der Schwelle des Palastes von Neuilly zertrümmert, wie wolltet Ihr uns da den Muth zutrauen, unsere angefangene Erzählung weiter fortzusetzen?

Dem Könige zur Seite und wie ein Schutzengel dieser ehrbaren Familie, befindet sich die Königin, eine liebenswürdige, gewandte und bescheidene Frau, die nicht wenig zur Wohlfahrt ihres Hauses beigetragen hat. Aus königlichem Blute entsprossen, vermählte sie sich mit dem Herzog von Orleans zur Zeit, da er als ein Geächteter in der Fremde umherirrte. Damals hatte das Haus Bourbon keine Aussicht, je wieder auf den Thron Frankreich's zu gelangen. Es war in eine zu große Tiefe hinabgestürzt, als daß es hoffen durfte seine ehemalige Höhe wieder zu erreichen. Es war also das Ehebündniß zwischen dem Herzog von Orleans und seiner Gemahlin nicht das Werk feiner Berechnung nicht ein vom Staatsinteresse bedingtes, vielmehr ein schönes, rein aus gegenseitiger Werthschätzung und Zuneigung hervorgegangenes Verhältniß. Sie liebten sich, weil sie Beide für eine große Zukunft berufen waren. Ein Mann, der immer vorwärts schreitet, ist sicher ein der Theilnahme und Hochachtung würdiger Gegenstand für die Frau, die ihn auf seinen Wegen begleitet. Die Herzogin von Orleans liebte ihren Gatten, erstens weil er unglücklich, arm, weil er ein Flüchtling und selbst den Vorwürfen seiner mit ihm zugleich verwiesenen Verwandten ausgesetzt war. Sie liebte ihn zweitens wegen seines Muthes und um der würdigen Art willen, womit er sein Mißgeschick ertrug, wegen seiner Geduld und Ausdauer und endlich wegen seines musterhaften, das häusliche Glück bezweckenden und hierin seine Befriedigung findenden Lebenswandels. Diese beiden vortrefflichen Gemüther verstanden sich wunderbar darauf, durch wechselseitige Hülfeleistung stets über ihre Lage erhaben zu sein, wie auch immer ihre Lage beschaffen sein mochte.

Auf den Thron gelangt, handelte und dachte die Herzogin von Orleans als Königin. Sie ist Königin in derselben Weise, wie sie eine Familienmutter ist, ohne Prahlerei, im Gegentheil sehr zurückhaltend und bescheiden, überaus thätig und für die Ihrigen lebend. Diese Königswürde die ihr durch die Allmacht der Verhältnisse gekommen war, sie hatte sie weder gewünscht, noch geträumt. Sie fand sich im Schatten des Thrones, sie fühlte sich da recht behaglich und froh bei der Erziehung ihrer jungen Familie. Wenn ihr einer diese Dornenkrone, diese von so viel Gefahren und Nachstellungen umringte Größe in Vorschlag gebracht hätte, die Königin würde vor Schreck gestorben sein. Sie hat die Krone wie ein ihr von der Nothwendigkeit aufgedrungenes Geschenk angenommen. Sie wurde Königin aus Anhänglichkeit, Nachgiebigkeit, aus aufrichtiger Bewunderung für ihren Gatten, und endlich, weil man sich den Beschlüssen der Vorsehung unterwerfen mußte. Edle Frau! Selbst die Beschimpfung und Verleumdung haben ihrer geschont, die Feinde des Königs haben Mitleiden mit der Königin gehabt. Bei jedem Ausbruche der Wuth und des Zorns dachte Frankreich der Königin, bei jedem unvermutheten Schmerz betete Frankreich für die Königin. Aber, welch ein Engel an Güte ist sie auch, welch ein Muster von Ergebenheit und Edelmuth, und was für Tugenden hat sie uns nicht an ihr erkennen und lieben lassen! In ihrer Stellung als Königin, wo ihre Stimme von der mächtigsten Wirkung sein müßte, beschränkt sie sich fast nur darauf, über den König zu wachen, ihre Kinder zu lieben und endlich Jedem, der ihre Hülfe ansteht, ihr warmfühlendes, mildreiches Herz zu öffnen. Es ist eine Allen zugängliche Frau, die vortrefflich versteht, was sie wissen und was sie nicht wissen soll. Ihre Gedanken, ihre Handlungen, ihre

Besorgnisse, ihre Hoffnungen, ihre Bestrebungen sind ganz und gar die des Königs, und dennoch wirken sie Beide und Jeder für sich auf so ungezwungene und völlig von einander unabhängige Weise, daß man es nicht vermuthen sollte, was für eine wunderbare Uebereinstimmung in ihren Worten und Gesprächen obwaltet. Die Franzosen lieben die Königin, aber nicht mit der Zuneigung, die sie zum Könige hegen. Sie lieben den König als den nützlichsten, als den einzig unumgänglich nothwendigen Mann seines Reiches, sie lieben die Königin wegen ihrer Güte und Einfachheit, wegen ihres natürlichen und ungekünstelten Wohlwollens, die man lieben müßte, auch wenn sie nicht Königin wäre. Bringe man auch noch dies in Erwähnung, daß es der Königin weit leichter war, sich Liebe zu erwerben, als dem Könige. Letzterer ersetzte auf dem Throne Karl X., den leut- und holdseligsten unter den französischen Königen. Für diesen war die Leutseligkeit eine ganz leichte Sache, er hatte eben nur leutselig zu sein. Befreit wie er von allen Regierungssorgen war, hatte er nichts Besseres zu thun, als sich lieben zu lassen. Je mehr seine Königskrone mit einer Glorie umgeben war, desto größeren Werth hatte sein leisestes Lächeln.

Seit der unglücklichen so schönen und angebeteten Königin Maria Antoinette hatte Frankreich keine Königin gehabt; zwar hatte es zwei Zukunfts-Königinnen die Herzogin von Angouleme und die Herzogin von Berry, von denen man die Eine mit Ehrfurcht, die Andere mit Freuden aufgenommen haben würde. Nun aber, als die Herzogin von Angoulême, bis zum höchsten Gipfel der Größe gelangt, in Gemeinschaft ihres königlichen Schwagers in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends hinabgesunken, als die Frau Herzogin von Berry, die ihr edles Kinderpaar mit seiner Jugend, seiner Unschuld, seinem guten Rechte schützen mußte, in jenes Exil mit eingeschlossen war, aus welchem sie mit großem Muth zurückgekehrt, um sich, die Unbesonnene! allen Gefahren eines Bürgerkrieges auszusetzen, schätzte sich Frankreich glücklich, eine Königin ganz so, wie es sich gedacht, zu finden, um ihr seine Huldigungen und Beweise seiner Hochachtung darbringen zu können. Fromm ohne Herbe und Strenge, wohlwollend, sanft und charakterfest zugleich, eine Frau, die uns keine Verbrechen vorzuwerfen, der wir keine Schwachheit zu verzeihen hatten, eine Frau von reifem Alter, aber trotzdem jung und glücklich genug, um sich in unsere Freuden zu mischen und sie zu verstehen, — eine Frau eben so fern von mürrischem, grämlichem Sinne als von einem den Zerstreuungen ergebenen Leben, eben so froh in der Gesellschaft, als glücklich in ihrem häuslichen Kreise, — von dieser Art ist Ihre Majestät Maria Amalia. Sodann hat man sie geliebt um ihrer Kinder, um ihrer Wohlthaten, um ihrer vollkommenen Grazie willen; man hat sie auch geliebt wegen ihres frommen, gottesfürchtigen Sinnes, wegen ihres gefälligen, einladenden Wesens, wegen ihrer durch Güte und Wohlwollen gemilderten Ergebung in ihr Geschick, wegen ihres Muthes, wegen ihrer verborgenen Leiden, wegen der Thränen, die sie nicht mehr an sich zu halten vermochte, wegen der im Stillen vergossenen Thränen, wegen der grausamen Unfälle, die ihr aus dem Innersten ihrer Seele jene rührenden Ausrufungen erpreßten: „Großer Gott, der Du mir eine zärtlich geliebte Tochter wieder genommen! ich habe eine Tochter weniger, Du hast im Himmel einen Engel mehr! — O mein Sohn! ich war zu stolz auf ihn, Gott hat mir ihn genommen!“

(Schluß folgt.)

⁂ Auch Einiges über Literatur in Bremen.

(Schluß.)

Wenn sich nun leicht gute Köpfe finden, welche über ein gegebenes Thema wissenschaftlich, lehrreich und auch interessant zu schreiben verstehen, so producirt die Natur viel seltener diejenigen Geister, welche zu wahrhaft poetischen Schöpfungen befähigt sind. Auf hundert tüchtige Männer der Wissenschaft dürfte kaum ein Poet oder Belletrist zu rechnen sein. Die gute Stadt Bremen macht von dieser Regel keine Ausnahme, und das Contingent der Poeten, welches sie in ihrem jetzt tausendjährigen Reiche geliefert hat, ist betrübt klein geblieben. Es ist nicht die Absicht der neueren Leistungen der Bremer auf dem Gebiete der Phantasie hier zu erörtern, oder Namen anzuführen. Allerdings sind unter diesen Leistungen recht hübsche Sachen und die Begabten genießen auch deshalb in ihren näheren Kreisen die entsprechende Huldigung, allein die Talente sind doch wohl nicht so bedeutend, um zu der Klage berechtigt zu sein, daß die Vaterstadt oder das Publikum, überhaupt die Gesammtheit ihnen deshalb besondere Pflichten der Berücksich-

igung und Dankbarkeit schuldig sei. Sie dürfen nicht sprechen — „ein Prophet gilt nicht in seinem Vaterlande.“ Nein, fände sich ein solcher Prophet, er würde sicherlich auch die entsprechende allgemeine Geltung erfahren! Zu der Dürre des Bremischen Parnasses trägt dann allerdings auch wieder das practische Geschäftsleben bedeutend bei, welches in einer großen Handelsstadt die fähigen Köpfe an sich zieht und einnimmt. Wenn der Pegasus den ganzen Tag hat ackern müssen, da vergißt er am Abend leicht, daß ihm auch Schwingen gewachsen sind. Die günstigere Einwirkung, welche aus einer minder prosaischen Lebensstellung entspringt, erkennt man ganz nahe an der Reihe von Gedichten, welche der Bürgerfreund kürzlich veröffentlicht hat. Ein Sohn des Mars lebt unter weit hellerem Sterne als ein Jünger des Mercurs, des Aesculaps, der Themis u. s. w. Vergessen darf auch nicht werden, daß Bremen für den Buchhandel zu weit von dem Mittelpunkte Deutschlands entfernt liegt, und deshalb den Schriftstellern hier (um uns des Ausdrucks zu bedienen) keinen Markt bietet. Vielleicht gehen aber die Klagen und Vorwürfe, welche man hier von der guten Stadt Bremen abzuwehren bemüht ist, minder auf den Punkt der Belletristik als auf das Fach der Journalistik. „Die Bremischen Journale sollen nicht so viel auswärtige Literatur nachdrucken, sie sollen Einheimisches geben, Dichtungen, wenn auch nicht erster Classe, jedenfalls aber Aufsätze über Bremische Angelegenheiten!“ Gewiß wird man hiezu mit etwas unwilliger Kopfbewegung sagen — „ja das meinen wir eben!“ Die genügende Antwort zu geben ist nun dem mit der Bremischen Journalistik Vertrauten, gar nicht schwer. Die Antwort läßt sich nur nicht drucken. Wenn die guten Köpfe häufiger auf eine Schranke stoßen, als sie erwarten durften, so verlieren sie auch die Lust in dem kleinen verstatteten Kreise ihre Kräfte zu zeigen und zu entwickeln. Unter den bestehenden Verhältnissen ist es nicht möglich die Journale mit solchem Inhalte auszustatten, wie dafür hinlänglich gute Köpfe und geeigneter Stoff vorhanden ist, und deßhalb darf mit gutem Gewissen nachgedruckt werden, um doch Blätter aufrecht zu halten, in denen dann und wann einige Bremische Blumen am Spalier empor wachsen können. An dem vergeblichen Bemühen nur Originale zu geben, scheiterte das Conversationsblatt, und ebensowenig vermochte Herr Sbg. seine Union als Original-Blatt auch nur für kurze Dauer zu halten. Es war nun die Absicht einige Worte darüber zu sagen, weshalb wir die kürzlich häufig vorgekommenen Angriffe auf Herrn Sbg. als Literat und Redacteur für ungerecht halten, wir dürfen indeß damit nicht fortfahren, weil wir befürchten müßten, daß solcher Vertheidigung ein unrichtiges Motiv untergelegt würde. Statt dessen stehe die Bemerkung hier, daß die kleine Zahl der Literaten nichts unverständigeres thun kann, als sich vor den Augen des handeltreibenden Publicums anzufeinden. Die Leser geben dabei niemals dem Einen Recht und dem Andern Unrecht, sondern sie amusiren sich über den Scandal, und denken beide Streiter weit unter sich gestellt. Sie sprechen: „ich danke Dir, daß ich nicht bin wie diese da!“ Solche Erfahrungen zu machen haben nicht blos Diejenigen Gelegenheit, welche sich in Journalen, sondern auch Diejenigen, welche sich in Brochuren befehden. Der langen Rede kurzer Sinn wäre also, daß in Bremen so viel einheimische geistige Tätigkeit waltet, um Vorwürfe abweisen zu können, und daß auch die Journalistik ein scharfes Schwert beweisen würde, wenn sie Rolands Schild vornehmen dürfte.

Als Fortsetzung dieses Artikels aber lassen wir vielleicht später eine Uebersicht derjenigen Bremer Kinder folgen, welche seit dem Beginne dieses Jahrhunderts durch Gutenbergs Geburtshülfe das Licht der Welt erblickt haben.

---

* Unser Freimarkt.

Wir haben immer ein gewisses Vorurtheil gegen die bretternen Buden des Marktes gehabt, aber es ist doch gut wenn man solche Vorurtheile überwindet; wir sind diesmal davon zurückgebracht, denn gerade in zwei Buden haben wir viel Vergnügen gehabt in der des Herrn Ellemberg, dessen schönes optisches Theater wir neulich erwähnten und der des Herrn Martin, wo die drei Automaten aufgestellt sind.

Diese Automaten geben dem vorigen Jahrhundert ein ruhmvolles Zeugniß und erinnern die erfindungsreiche Gegenwart daran, daß sie sich nicht überheben soll. Sie sind im höchsten Grade schön und bewunderungswerth, und müssen uns mit Achtung vor dem längst heimgegangenen Verfertiger erfüllen, weshalb wir sie der Ansicht der Leser empfehlen. Die Bewegungen dieser drei, dem lebenden Menschen ähnlichen Figuren sind höchst anziehend und ihre Arbeiten sind meisterhaft zu nennen. Denke man sich leblose Figuren so eingerichtet, daß sie mit den Händen nach Dictat schreiben, daß sie zeichnen, Instrumente spielen können! Wir waren im höchsten Grade davon überrascht und glauben schwerlich daß es bessere Automaten geben kann. Eine andere, nicht minder sehenswerthe Kunstsache ist die Abrichtung der Flöhe, wovon neulich im Bürgerfreund berichtet ward, weshalb wir wohl nur jenen Aufsatz zu bestätigen nöthig haben. Die Thiere dürfen wir nicht bewundern, aber Herrn Bertolottos kunstfertige Hand und seine Geduld, und das muß man denn in der That auch rühmend thun. Man denke sich einen Floh in Kleidern, den Kutscher mit der Peitsche, den Postillon mit dem Horn, die Frau am Brunnen, die Tänzerin auf dem Balle, alle in andern Anzügen. Sähe man diese Thiere durch ein Glas, man würde an Täuschung glauben, aber nein, die reine Wirklichkeit und Wahrheit, so unbegreiflich sie auch scheint. Die Sachen sind ganz allerliebst und sauber gearbeitet, von Gold, Emaille, Glas ꝛc. Das Haus der kleinen Thiere ist in 100 Zellen abgetheilt, jedes hat seine Nro. Abends werden sie dann von ihrem Staat und ihren goldenen Ketten befreit und schlafen nach gehaltener Mahlzeit von ihren Mühen aus. Es ist merkwürdig was der Mensch Alles ersinnt; der Eine richtet das kleinste Thier ab, den Floh, der Andere, den Elephanten; wahrlich es sind doch mancherlei Gaben!

— Von der Lehmannschen Gesellschaft kommt diesen Abend eine neue schöne Pantomime, die Aegyptische Reise, mit Panoramen von Cairo, Alexandrien ꝛc. zur Aufführung, worauf wir das Publicum besonders aufmerksam machen.

Miscellaneen.

(Ein Brief von Göthe's Mutter an die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar.) „Frankfurt a. M. den 11. April 1779. Durchlauchtigste Fürstin! Nach dem Appetit meiner Samstagsmädel zu rechnen, müssen die kleinen Bisquittiger längst alle sein — Ich nehme mir hier die große Freiheit, Ew. Durchlaucht noch eine kleine Provision zu übersenden, nehmen Sie, beste Fürstin, meine Freiheit ja nicht ungnädig. Bei uns ist's Messe!!! Weitmäuligte Laffen, Feilschen und gaffen, Gaffen und kaufen, Bestienhaufen, Kinder und Fratzen, Affen und Katzen u. s. w. — Doch mit Respekt geredt, Frau Aja! — Madame La Roche ist auch da!!!! Theuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf*) den Tochtermann sehen, dem die Verfasserin der Sternheim ihre zweite Tochter aufhängen will; so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen, und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika miteingeschlossen) machen wollte; so — ja so — gebe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der 7te Bitte in Luthers kleinem Katechismus — ist so dumm wie ein Heupferd und zu allem seinem Unglück ist er Hofrath. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden. Eine Frau wie die La Roche, von einem gewiß nicht gemeinen Verstand, von ziemlichen Glücksgütern, von Ansehn, Rang u. s. w. die es recht darauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe schreibt — mit Einem Wort; mein Kopf ist wie in einer Mühle. Verzeihen Ihre Durchlaucht, daß ich Ihnen so was vorerzähle, ich habe aber eben das Abentheuer vor Augen — und die Thränen der guten Luise kann ich nicht ausstehen — Der 3te Feiertag ist doch glücklich vorbeigegangen, ich hoffe auch etwas davon zu vernehmen? Die Fräulein Thusnelde**) hat eine gar schöne Gabe solche Festivitäten zu beschreiben und ich glaube sie wird ihren Ruhm behaupten, und Frau Aja was davon zukommen lassen, denn das Jahrmarktsfest hat sie ganz herrlich beschrieben — thut sie's — so haben Ew. Durchlaucht die Gnade, ihr von den Bisquittigen auch ihren Antheil zu überreichen. Der Vater empfiehlt sich zu ferneren hohen Gnaden, und Frau Aja, der es nie so wohl ist, als wenn sie an die vortrefflichste, größte, liebenswürdigste, beste Fürstin denkt, küßt in Anbetung und Demuth die Hand ihrer theuersten Fürstin und bleibt bis ins Grab Ihre Durchlaucht unterthänige Dienerin C. E. Goethe. („Das Unthier heißt Mühr, und ist wirklicher Hofrath vom Kurfürsten von Trier.")

(Eine Anekdote von Friedrich dem Großen.) Während seiner Inkognitoreise durch Holland (im Jahr 1755) wünschte Friedrich der II. bei seinem Aufenthalte in Amsterdam auch die holländischen Pasteten, deren Vortrefflichkeit er oft hatte rühmen hören, zu kosten, und trug seinem Begleiter, dem Obersten Balbi auf, eine solche bei der Inhaberin des Gasthauses, wo er wohnte, zu bestellen. Die Wirthin sah den Obersten vom Kopf bis zu den Füßen an, und sagte: „Wel myn Heer, as yi wellen een Pasteet eten, können yi ook betalen? en weet yi, dat een Pasteet drittig Gulden kostet!" — Balbi versicherte, daß der Fremde, mit dem er in ihrem Hause wohne, es gar wohl könne, denn er sei ein Virtuose, und wenn er sich nur einige Stunden hören lasse, so bringe ihm dies eine Menge Geldes ein. Die Wirthin erkundigte sich weiter, was denn ein Virtuose sei? Balbi erklärte ihr, der Fremde sei ein ganz ausgezeichneter Flötenspieler der auf seine Kunst reise. „Wel myn Heer, rief die Wirthin, so mut ik en doch ook hören." Darauf ging sie sogleich in das Zimmer des Königs, stemmte beide Arme in die Seite und sprach: „As yi so schön pypen können, wellen yi my wel ook wat voorpypen?" — Der König war darüber nicht wenig überrascht; als ihm aber Balbi auf französisch mit wenigen Worten erzählte, was vorgegangen war, ergriff er seine Flöte, und blies darauf einige Stücke so meisterhaft, daß die Wirthin ganz bezaubert, nicht von der Stelle ging. Endlich, da der König die Flöte weglegte, sagte sie zu ihm: Wel, myn Heer dat is waar, yi können schön pypen, en wel eenen Batzen verdeenen; nu will ik yi ook een Pasteet maken."

(Peruanische Räuber und Bluthunde.) Gegen das Ende des Süd-Amerikanischen Revolutions-Krieges war die damalige Provinz Ober-Peru (das jetzige Bolivien) mit unzähligen Räubern angefüllt, welche ihr Handwerk theils in Banden, theils vereinzelt trieben. Unter Letzteren zeichneten sich Castro und Gomez durch die Keckheit und den Erfolg ihrer Streifzüge aus; ihr bloßer Name war hinreichend, um auch den beherztesten Reisenden Schrecken einzuflößen. Dieser Unfug war aufs Höchste gestiegen, als an einem schönen Sommer-Abend der Diener eines Gutsbesitzers auf seinem Maulthiere von der Stadt zurückkehrte, wohin er die auf den Ländereien seines Herrn erzeugten Producte zu Markte gebracht hatte. Er war von seinem Bluthunde begleitet und holte unterweges einen Fußgänger ein, mit dem er ein so unterhaltendes Gespräch anknüpfte, daß er sein Maulthier allmählig einen langsamen Schritt gehen ließ, um den einnehmenden Fremden nicht hinter sich zu lassen und seiner Gesellschaft noch länger zu genießen. Als sie jedoch einen abgelegenen Ort erreicht hatten, fiel ihm sein gesprächiger Freund plötzlich in die Zügel und rief mit gebietender Stimme: „Steig ab! Ich bin Castro!" Der Reiter gehorchte sogleich, aber nur um seinen Poncho (Mantel) abzuwerfen, ihn um seinen linken Arm zu wickeln und sein langes Messer zu ziehen, womit er dem Banditen zu Leibe ging. Ein solcher Kampf war diesem erwünscht, da er, wie immer, siegreich daraus hervorzugehen glaubte; er schwang sein Messer, das er schon oft in dem Blute seiner Schlachtopfer gebadet hatte, und stürzte sich auf seinen Gegner. Mehrere Minuten kämpften sie mit gleicher Erbitterung und mit so vieler Ge-

*) Goethe.

**) Fräulein von Gochhausen.

schicklichkeit, daß sie sich gegenseitig nur die Panchos zerschnitten, ohne sich weiter einigen Schaden zuzufügen; als sie jedoch auf einen Augenblick einhalten mußten, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen, wurden die Blicke des Angegriffenen auf seinen Hund gelenkt, welcher sich an ihn schmiegte und zuerst ihn und dann den Räuber ansah, als ob er um Erlaubniß bäte, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Diesen Umstand benutzend, faßte sein Herr einen raschen Entschluß; sobald sich das Gefecht erneuerte, rief er dem Thiere zu, jenen zu greifen — im Nu biß der Hund den Räuber in die Lende und zog dessen Aufmerksamkeit dermaßen auf sich, daß es seinem Herrn gelang, ihm eine tödtliche Wunde beizubringen. Im Gürtel des Erlegten fand der Sieger eine Goldrolle, die ansehnlich genug war, um ihn auf Lebenszeit in eine unabhängige Lage zu versetzen. Gomez fand bald darauf ein ähnliches Ende. Er wußte sich auf gleiche Weise in die Gunst eines von seinem Bluthunde begleiteten reisenden Handelsmanns einzuschmeicheln, und als dieser sorglos neben ihm herwanderte, schlug er ihn mit seinem Knüttel zur Erde, wurde aber sogleich von dem Bluthunde ergriffen. Der Kaufmann erwachte erst nach einiger Zeit aus seiner Betäubung; nachdem er zu sich gekommen, sah er den Räuber todt am Boden liegen, und zwar hatte ihn der Hund so fest bei der Gurgel gepackt, daß sein Herr ihn nicht ohne Schwierigkeit losreißen konnte.

(Berlin, 14. October.) Ein Arbeiter hatte sich am 27. September mit einigen Bekannten in Branntwein berauscht. Nachdem er zu Hause mit seiner Frau erst tüchtig gezankt hatte, ging er nach seiner Werkstatt, um auszuschlafen. Dort erweckte ihn aber sein Principal mit der Nachricht, daß er entlassen sei. Noch halb im Rausche und durch die plötzliche Verabschiedung noch mehr aufgeregt, ging er fort. Auf dem Schloßplatz traf er seine Frau, von der er dachte, daß sie bei seinem Principal gewesen und dadurch Ursach seiner Entlassung geworden wäre. Sogleich hieb er, von dieser Vorstellung getrieben, mit einem dicken eisernen Stock, den er in der Hand hatte, der unglücklichen Frau dermaßen über den Kopf, daß sie augenblicklich bewußtlos hinstürzte und in die Schloßwache getragen werden mußte. Vergebens rang der durch die That Ernüchterte nunmehr die Hände; er sieht jetzt im Gefängniß der gesetzlichen Strafe entgegen. Die Frau hat, nach dem Zeugniß der Aerzte, eine Gehirnerschütterung, deren Folgen noch nicht zu bestimmen sind, erlitten; doch ist Lebensgefahr für jetzt glücklicherweise nicht vorhanden.

(Hamburg, 3. October.) Ein Tischler, welcher zugleich die Bestattung von Leichen besorgt, hatte, um diese Nebenbeschäftigung noch verständlicher, als es durch wiederholte Anzeigen in den öffentlichen Blättern zu bewirken war, und so recht anschaulich dem Publicum vorzuführen, über seiner Thür ein Schild anbringen lassen, auf welchem mehrere Särge in der Runde und sogar ein ganzer Leichenzug mit dem Leichenbitter im Trauerflor voran, abgebildet waren. Den Vorübergehenden mochte zum Theil wohl diese Art von memento mori aber nicht gefallen haben und das um so weniger, als der an und für sich unpassende Aufzug noch durch einige schlechte Witze gekrönt wurde, die als Inschriften auf den Schildern einiger von den abgebildeten Särgen angebracht waren. So entstand denn am Abend des 2. d. vor dem Hause des Tischlers ein Zusammenlauf von Menschen, der nach und nach selbst einen drohenden Charakter anzunehmen schien und nur eine polizeiliche Vermittlung war im Stande einen Excess zu verhüten, der zum mindesten auf die gewaltsame Entfernung des Aergerniß gebenden Schildes abgezweckt haben würde. Der Tischler wurde später wegen des veranlaßten Scandals in eine Geldstrafe von 10 Thaler condemnirt.

(Pferdebändigung an der Mosquitoküste.) Die befolgte Methode ist seltsam genug: wenn ein Pferd gezähmt werden soll, schlingt ein Eingeborner einen langen Strick um seinen Kopf und hält das andere Ende fest; dann wird das Pferd in ein drei bis vier Fuß tiefes Wasser getrieben und ein anderer nähert sich ihm behutsam und sucht sich auf den Rücken zu schwingen, wobei ihm der, welcher den Strick hält, behülflich ist, indem er das Pferd kräftig herumzerrt; sobald der andere sich auf den Rücken geschwungen hat, schlägt er das Pferd mit der flachen Hand zuerst auf der einen, dann auf der andern Seite. Vergebens sucht das Pferd den Reiter abzuwerfen; der, welcher den Strick hält, zerrt und der auf dem Rücken schlägt, bis das Pferd Kraft und Muth verliert und sich ganz unterwürfig zeigt. Die Lection ist so stark, daß manchmal ein Pferd ganz erschöpft an dem Ufer sich niederlegt und schon beim Ton der menschlichen Stimme heftig zittert. Selten ist mehr als Eine Lection nöthig, um das zuvor ganz unbändige Pferd zu zähmen. Fällt bei der Operation der Reiter auch einmal herunter, so fällt er ins Wasser und die Sache hat nichts zu bedeuten; er schwingt sich wieder auf den Rücken und beginnt den Kampf von neuem.

(Die Königin Victoria) kann gegenwärtig mit noch größerer Wahrheit als Kaiser Carl V. ausrufen: „In meinen Reiche geht die Sonne nie unter," denn es wird fortwährend von derselben beschienen. Blitzt der letzte Abendstrahl auf den Zinnen von Quebeck, so glänzt der goldene Morgenstrahl schon drei Stunden lang auf Port Jackson in Neu-Holland; und während das Tagesgestirn hinter dem Superior-See niedertaucht, strahlt ihr schimmerndes Antlitz schon wieder am Ganges und auf Ceylon, ja eine geraume Weile früher schon im Hafen von Ningpo in China, wo die britische Flagge weht.

(Lablache) ist an einer Brustentzündung sehr bedeutend erkrankt.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 86.

Bremen, Donnerstag den 27. October 1842.

Gestorben:

Nro. 1074. Den 22. October. Der Pferdehändler Herm. Smit, 64 Jahr, Hempstraße Nro. 5.

— 1075. Den 22. — Des Fuhrmanns Hinrich Starke Wittwe, geb. Bötjers, 76 Jahr, Wicheln-burg Nro. 8.

— 1076. Den 23. — Des Cigarrenmachers Joh. Köster Tochter, 2¼ Jahr, Brüggemansgang Nro. 3.

— 1077. Den 23. — Der Kornmesser Friedr. Wilhelm Sackhoff, 35 Jahr, Heinkenstraße Nr. 1.

— 1078. Den 23. — Der Strumpfweber Joh. Friedr. Segelken, 42 Jahr, Wessels Gang N. 9.

— 1079. Den 24. — Des Tischlers Wilh. Anton Kracht Sohn, 1 Jahr 4 W., Schnoor Nr. 14.

Nro. 1080. Den 24. — Des Kaufmanns Joh. Ebr. Ludwig Diedr. Drost Sohn, 4 Stunden, Langenstraße Nro. 15.

— 1081. Den 24. — Der Gärtner Heinr. Hohnholt, 51 Jahr, Steinthor Nro. 104.

— 1082. Den 24. — Des Lohgerberamtsmeisters Joh. Friedrich Lindhorn Sohn, 12 Stunden, Steinthor Nro. 43.

— 1083. Den 25. — Des Arb. Friedr. Wilh. Fehlber Tochter, 9 Monat, Klosterstraße Nr. 3.

— 1084. Den 26. — Des Arb. Diedr. Borchers Tochter, 3 Wochen, im Sack Nro. 11.

— 1085. Den 26. — Der Arb. Carl Ludw. Loose, 52 Jahr, Jacobistraße Nro. 9.

Geburten:

Nro. 1321. Den 22. Oct. Des Krameramtsgenossen Herm. Chr. Friedr. Inneken Ehefr., geb. Meyer, Langenstraße Nro. 57, v. e. Knaben

— 1322. Den 22. — Des Tischlers Joh. Died. Herm. Osterloh Ehefr., geb. Budde, Hagens Hof Nro. 5, von einem Mädchen.

— 1323. Den 22. — Des Gastwirths Joh. Heinr. Hillmann Ehefr., geb. Müller, Westerstraße Nro. 1, von einem Knaben.

— 1324. Den 22. — Des Knopfmachers Alb. Buchholz Ehefr., geb. Aschenmohr, Kahlenstraße Nro. 9, von einem Knaben.

— 1325. Den 23. — Des Arb. Gerhard Homfeld Ehefr., geb. Strangemann, Buntenthorssteinweg, von einem Mädchen.

— 1326. Den 24. — Des Cigarrenm. Conrad Eberh. Barcke Ehefr, geb. Henke, Osterthorswall Nro. 8, von einem Mädchen.

— 1327. Den 24. — Des Kaufmanns Joh. Ebr Ludwig Diedr. Drost Ehefr., geb. Hillern, Langenstraße Nro. 15, von einem Knaben.

Nro. 1328. Den 24. — Des Arb. August Wilh. Stelter Ehefr., geb. Claus, Hastedt Nro. 34, v. einem Knaben.

— 1329. Den 24. — Des Lohgerberamtsmeisters Joh. Fried. Lindhorn Ehefr., geb. Bollmann, Steinthor Nro. 43, von einem Knaben.

— 1330. Den 24. — Des Kistenmachers Joh. Diedr. Bolte Ehefr., geb. Flügger, Buntenthorssteinweg Nro. 56, von einem Knaben.

— 1331. Den 24. — Des Barbiers Bernhard Dehnert Ehefr., geb. Mues, Wallstraße Nro. 4, von einem Knaben.

— 1332. Den 25. — Des Cigarrenfabrikanten Friedr. Wilhelm Retberg Ehefr. geb. Sengstacke, Osterthorssteinweg Nro. 1 C, von. e. K.

— 1333. Den 25. — Des Tischlergesellen Joh. Conrad Helmich Ehefr., geb. Siemering, Fetten-Gang Nro. 17, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 87.

Bremen, Sonntag den 30. October 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 30. October.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Cand. Dreier.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 U. Hr. Pastor Dr. Daniel

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun am Tage eine Regierung zerstört worden war, mußte die Nacht dazu dienen, eine neue aufzubauen. Die Nachricht von diesem Coup de main, wie Herr von Talleyrand sich ausdrückte, gelangte durch Sieyes und Roederer, die auch zu St. Cloud geblieben waren, an den Rath der Alten. Lucian machte sich daran, einige Mitglieder der Fünf Hundert aufzusuchen, und es gelang ihm mit einiger Mühe, deren dreißig zusammen zu bringen, die nun nebst ihrem Präsidenten die zahlreiche Versammlung repräsentirten, zu der sie gehörten. Da erließ der Rath der Fünf Hundert, der, wie Herr von N*** bemerkt, nur noch ein Rath der Dreißig war, auf den Antrag der Deputirten Bittelard ein Decret der Nothwendigkeit, welches der Abschaffung des Directoriums und die Uebergabe der vollziehenden Gewalt in die Hände von drei provisorischen Consuln: Sieyes, Roger-Ducos und Bonaparte, aussprach. Alle drei begaben sich um 2 Uhr Morgens nach dem Orangeriesee zu St. Cloud, wo auch eine kleine Anzahl von den Mitgliedern des Raths der Alten den Eid leisteten. Eine Viertel-Stunde später war Alles abgemacht, und das Schloß von St. Cloud, den Tag zuvor so lebendig, war nur noch eine große Einöde.

Alle diese Wege hin und her gestatteten es Bonaparte erst um 2½ Uhr Morgens bei der Commission der Inspectoren, die bis dahin auf ihn gewartet hatte, etwas zu sich zu nehmen. Dies Mahl, das zugleich ein Frühstück, ein Diner und ein Souper war, war sehr kurz; unter seinen Gästen befanden sich Lucian und Ludwig Bonaparte, Talleyrand, der Admiral Bruix, Murat, Roederer und Bourienne. Die Begebenheiten des Tages lieferten natürlich den Stoff der Unterhaltung. Um 3 Uhr setzte Bonaparte sich mit seinem Geheimsecretair in den Wagen, um nach Paris zurückzukehren. Er war sehr erschöpft, was auch nach all den Gemüthsaufregungen ganz begreiflich ist. Es erschloß sich ihm eine neue Zukunft; auch war er so in Gedanken vertieft, daß er auf dem ganzen Wege kein Wort von sich gab. Als er endlich in der Straße Victoire anlangte, stürzte ihm Josephine, die ihn in ängstlicher Spannung erwartet hatte, entgegen,

„Du hast also mein Billet nicht erhalten?“ fragte er sie; und als sie ihm erwiederte, daß sie seit dem Morgen niemand, selbst Herrn von N*** nicht, gesehen habe, da sagte er:

„Ich habe ihn auch nicht gesehen; aber es ist Alles abgemacht, mit Dummheiten sollte ich wohl eigentlich sa-

gen. Wer kann es ändern? Ich spreche lieber zu Soldaten als zu Rabulisten. Das Volk da (er bediente sich eines minder höflichen Ausdrucks) hatte mich eingeschüchtert. In Betreff von Versammlungen fehlt es mir noch an Erfahrung; aber das wird schon kommen. Ich bin matt und müde, und will mich schlafen legen."

Josephine hielt ihn jedoch noch zurück, um von der Familie Gohier mit ihm zu sprechen, für die sie trotz dem, was den Tag vorher vorgefallen war, noch eine große Freundschaft hegte.

„Ja sieh', meine gute Freundin," sagte Bonaparte zu ihr, „meine Schuld ist es nicht. Warum hat er nicht gewollt? Gohier ist ein guter Kerl, aber ein Pinsel, der nie zur Einsicht kommt. Ich sollte ihn eigentlich deportiren lassen. Er hatte in dem Rath der Alten eine Art von Libell gegen mich geschrieben. Glücklicherweise habe ich Gelegenheit gehabt, seinen Brief aufzufangen, so daß der Rath nichts davon erfahren hat. Der arme Schelm! Er erwartete mich gestern zum Diner! und das will ein Staatsmann sein!

Als Bonaparte dies sagte, zuckte er lächelnd die Achseln und fuhr fort:

„Ich werde morgen einen meiner Brüder zu ihm schicken, um alles dieses zu arrangiren. Apropos! Bernadotte, hast Du den im Verlauf des Tages gesehen?"
Josephine verneinte das, und Bonaparte fuhr fort:

„Ich habe gerade so wenig von ihm gehört als vom Großtürken; doch habe ich aus guter Quelle vernommen, daß er, wenn man mich vogelfrei gemacht hätte, bereit gewesen sein würde, sich an die Spitze der Soldaten zu stellen, um den Beschluß zur Ausführung zu bringen. Und bin ich ihm, das frage ich, nicht genug entgegengekommen? Du bist dessen Zeuge gewesen, Du. Moreau hingegen, der doch einen ganz andern militärischen Ruf hat, der ist sogleich gekommen. Als Politiker hat es mit ihm freilich auch nicht viel auf sich. Aber es thut nichts; was mich verdrießt, ist, daß ich Bernadotte so viel cajolirt habe; auch will ich darauf bedacht sein, ihn von all seinen Coterieen zu isoliren, ohne daß man darüber Glossen machen kann. Anders kann ich keine Rache an ihm nehmen, denn Joseph liebt ihn und ich würde jedermann wider mich haben. Ha! mit den Familienrücksichten ist's oft ein einfältiges Ding. Na, gute Nacht, liebe Freundin. Ha, ich vergaß, Dir zu sagen, daß wir morgen im Luxembourg schlafen; richte Dich darnach ein und sage es Deinen Kindern; sie müssen mit."

Sicher hätte Bonaparte, wenn die Angelegenheiten eine üble Wendung genommen hätten, Bernadotte am meisten zu fürchten gehabt; was aber Gohier betrifft, so würde er, wenn er am Morgen des 18. Brumaire zu dem Frühstück gekommen wäre, wozu ihn Josephine eingeladen hatte, eins der neuen Regierungsmitglieder geworden sein, aber er war von streng rechtlichen Begriffen und die Constitution des Jahres III. sein Steckenpferd, daher er denn auch mit ihm einen harten Purzelbaum schoß. Dieser Ex-Präsident des Directoriums hatte in der That in Gemeinschaft mit Moulins einen Brief an die Alten geschrieben, in welchem folgende Stellen vorkamen:

„.... Es ist ein großes Attentat begangen worden, und „es wird dies sicher nur das Vorspiel zu noch größeren Attentaten sein. Den Directorialpalast hat man der bewaffneten Macht überantwortet. Die Magistratspersonen des „Volkes, dem Ihr die vollziehende Gewalt anvertraut habt, „befinden sich augenblicklich in strengem Verwahrsam derer, „welchen sie zu befehlen haben."

„.... Welches auch das Schicksal sein mag, das die „Feinde der Republik uns zudenken, schwören wir ihr doch „Treue, bewährte Treue der Constitution des Jahres III. „Mögen unsere Eide nicht der letzte Schrei der hinscheidenden „Freiheit sein!"

Dies Schreiben war unterzeichnet:

„Die beiden, in ihrem Palaste gefangen gehaltenen Directoren.

Moulins. Präsident Gohier."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Aus dem Globe vom 19. Octbr. d. J.

Versammlung weiblicher Chartisten.
Rede der Miß Mary Anna Walker.

Eine Versammlung weiblicher Chartisten fand am vergangenen Montag Abend Statt für den Zweck um einen weiblichen Chartisten-Verein, welcher die Thätigkeit des männlichen Vereins unterstützen könne, zu bilden, ferner um sonstige mit der Volks-Charte in Verbindung stehende Gegenstände zu berathen.

Auf den Antrag von Miß Susanna Juge, unterstützt

durch Mißtris Wyatt wurde Herr Carey auf den Präsidentenstuhl berufen. In einer passenden Anrede erörterte Herr Ridley den gegenwärtigen Zustand der Frauen, und wies auf die Stellung hin, welche sie nach seiner Meinung in der Gesellschaft einnehmen müßten, auf welcher sie nämlich ihre Gedanken zu politischen Ansprüchen erheben könnten.

Herr Cohen äußerte sich sehr zufrieden mit dem Vortrage des Herrn Ridley, konnte jedoch nicht umhin, zu bemerken, daß nach seiner Meinung die wahre und angemessene Stellung der Frau im Hause sei, wo sie der Stolz und die Zierde des „häuslichen Heerdes" sei, nicht aber auf dem politischen Kampfplatze (Aufregung unter den Damen). Er erkenne die hohen und nützlichen Talente der Miß Martineau an, allein er halte nicht dafür, daß die Frauen von der Natur bestimmt seien an politischen Rechten Theil zu nehmen. Sie seien aus physischen Gründen dafür nicht geeignet. Er hege die größte Achtung für den Charakter der Frauen, und wisse welche Rücksichten ihnen einzuräumen seien, allein er frage die anwesenden Mütter ob sie sich nicht glücklicher fühlten, in der friedlichen und nützlichen Stellung im häuslichen Kreise, als wenn sie öffentlich auftreten und nach politischen Rechten streben sollten. (Hört! Unterbrechung. Ruf „zur Ordnung.") Mr. Salmon junior bemerkte, es sei die Absicht des Herrn Cohen „kaltes Wasser" auf die Versammlung auszugießen. („Hört, hört!" von den Damen. „Nein, nein!" von Herrn Cohen).

Miß Susanna Inge, Secretair des Vereins, möchte Herrn Cohen einmal fragen, warum er die Frauen für nicht geeignet hielte, das Stimmrecht auszuüben, und ob sie nicht die nothwendige Fähigkeit besäßen öffentliche Aemter zu bekleiden? („Hört, hört!") Es erfordere nicht viele „physische Kraft" seine Stimme abzugeben. (Hört! und Beifall.)

Herr Cohn erlaubte sich in aller Demuth und Achtung zu fragen, welches öffentliche Amt die junge Dame einzunehmen begehre? („Zur Ordnung, zur Ordnung!") Können sie ein öffentliches Amt, so können sie auch alle bekleiden. Er wolle die Sache nicht ins Lächerliche ziehen, allein er bitte die junge Dame einmal anzunehmen, daß sie im Unterhause als Mitglied für einen Parlaments-Flecken säße, („Gelächter") und daß ein junger Gentleman, „ein Liebhaber" ihre Stimme zu lenken unternehme, indem er ihre Herzensneigungen gewönne. Wie sie dann handeln würde? Mit andern Worten — ob sie dann fähig sei Widerstand zu leisten, und nicht vielmehr das Interesse des Staates aus den Augen verlieren würde? („Zur Ordnung, zur Ordnung"). Er wünsche bei der Ordnung zu beharren, allein er sei nicht gemeint die bürgerlichen Rechte der Frauen zu vertheidigen. „Politische Rechte" wie diese Versammlung sie erstreben wolle, könnten Frauen niemals erreichen.

Miß Mary Anna Walker war erstaunt, wie Herr Cohen die Frage auffasse und was er darüber bemerke. („Hört, hört!") Sie wies mit Entrüstung die Andeutung zurück, als könne, wenn Frauen im Parlament säßen, irgend Jemand, Ehemann oder Liebhaber, es wagen sie von dem graden Wege der Pflicht abzuziehen. („Hört, hört! Bravo-Ruf von den Männern, großer Beifall"). Sie würde den Mann als einen verächtlichen Schurken (contemptible scoundrel) behandeln, welcher durch unwürdige Mittel auf ihre Abstimmung einwirken wollte. (Beifall von den Männern"). Wenn er so niedrig dächte sie auf eine Weise irre zu leiten, so würde er es auch auf die anderen thun. (Hört, hört!" Erneuter Beifall"). Die Ereignisse, welche jetzt im Norden Statt fänden, wo ihre Schwestern und Brüder über See gesandt oder in verpestete Kerker geworfen würden, weil sie sich für ihre Rechte erhoben, und Brot zur Rettung von dem Hungertode begehrt, seien leider nur zu geeignet, um die Frauen aus ihrer häuslichen Zurückgezogenheit hervorzurufen, und sie aufzufordern ihre Stimmen gegen solche Handlungen zu erheben. (Großer Beifall von den Männern, und „Bravo, Miß Walker, hört, hört"! von den Frauenzimmern.) Was Lord Abinger betreffe („Zischen") so sei er des Namens eines Mannes unwerth, und unfähig die Interessen von Männern oder Frauen zu vertreten. Der Lord habe gesagt, die Chartisten wollten nur die Gewalt in ihre Hände bekommen, um für sich allein die Gesetze machen zu können. Sie (Miß Mary Anne) werfe diese boshafte Falschheit mit aller verdienten Verachtung auf ihn zurück. (Beifall von den Männern. Hört, hört und Schwenken der Schnupftücher von den Damen). Die junge Dame sprach mit vielem Feuer und passender Gesticulation, und nachdem sie noch ferneren Tadel über den Lord ausgesprochen, und viele andere mit dem Zwecke der Versammlung in Beziehung stehende Punkte berührt hatte, erklärte sie sich für eine Chartistin an Namen und Gefühlen. Sodann forderte sie ihre Landsmänninnen auf, zu Gunsten der Charte hervorzutreten, und wenn auch ihre Sprache ungrammatisch sei, sich durch keine Pfeile des Spottes schrecken zu lassen. Endlich gab sie den Damen die ermuthigende

Hoffnung, daß, wenn auch nur aus Neugier getrieben, ein Frauenzimmer sprechen zu hören, doch die jungen Männer hinzukommen würden, um sich mit ihnen zu unterhalten. (Gelächter und lang fortgesetzter Beifall, währenddem Miß Mary Anne Walker ihren Sitz wieder einnahm).

Herr Charles M'Cartley trug historische Zeugnisse vor über heroische und patriotische Thaten welche von Frauen ausgeführt worden, danach wurde die Danksagung der Versammlung an Herr Ridley vorgeschlagen von Mistriß Costello und unterstützt durch Mistriß Windeler. Nicht minder wurde einstimmiger und enthusiastischer Dank an Miß Mary Anne Walker beschlossen, und diese forderte in Anerkennung des Complimentes alle anwesenden Damen auf, ihre Namen zu Gunsten der Volks-Charte einzuzeichnen. Je zahlreicher die Unterschriften der Damen und Herren, um so lebhafter werde sie die Danksagung empfinden. (Lauter Beifall; hierauf schloß die Versammlung.)

---

* Unser Freimarkt.

(Schluß.)

Zu den Freimarktssehenswürdigkeiten gehören auch die Harzpanoramen die im obern Saale des Krameramthauses aufgestellt sind, und für Freunde schöner Landschaften müssen sie von größtem Interesse sein, besonders da die Gegenden sehr natürlich dargestellt sind. Hat man den Harz selbst besucht, so gewähren jene Bilder eine angenehme Erinnerung, und will man jenes Gebirge besuchen, so bekommt man von den schönsten Stellen eine angenehme Vorkenntniß. Unstreitig werden diese Panoramen noch nach dem Markte hier bleiben, damit sie nicht unbeachtet im Marktgewühl vor uns vorüberziehen.

Eins der besten Geschäfte macht wohl der Besitzer des Dampf-Carroussels der uns zum zweiten Male besucht. Dies durch unterirdische Gewalten und Gestalten getriebene Kunstwerk steht zu deutlich am Tage als daß wir nöthig hätten, die verhängten Geheimnisse zu erzählen. Neben dem trefflichen Panoramen- und Mechanik-Theater ist ein Poch- und Hammerwerk zu sehen; dies ward schon früher hier gezeigt, da aber der jetzige Besitzer kein Mann vom Fach ist, so verliert die Darstellung durch eine mangelhafte Erklärung. In einer andern Bude ist der ganze Brand von Hamburg zu sehen für drei Grote. Dieses schreckliche Ereigniß ist noch so lebendig in unsern Gemüthern, und nun wieder dieses schreckliche Bild! — Es kostet nur 3 Grote.

Der Besitzer der Menagerie kam zu spät an, und wird schwerlich gute Geschäfte machen, bleibt er noch nach dem Markt hier, so wird er wohl noch manchen Besuch haben, denn Eltern machen ihren Kindern doch nach demselben auch gern ein Vergnügen.

Was die Feuerkönigin und andere Scenen anbetrift, so möchte der Gebildete gern Auge und Ohr verschließen wenn er den Buden vorbeigeht, und so gern wir auch unsern Schauder gegen solche Buden überwunden hätten, um die ganze Suite der Neuigkeiten durchzumachen, so wars uns doch unmöglich hineinzugehen.

Die Herren Tourniaire haben seit unserm letzten Berichte eine gute Acquisition an Herrn Flook gemacht, der als Clown eine große Lücke ausfüllt. Die Leistungen dieser Gesellschaft und ihrer Rosse scheinen durch das Zusammenspielen immer mehr zu gewinnen, und die freundliche Aufnahme wird die Herren Tourniaire am Ende nächsten Jahr wieder zu uns führen. Sonntag Nachmittag werden wir das interessante Schauspiel eines Wettrennens auf der Bürgerweide erleben, das unstreitig große Theilnahme erregen wird, weil wir hier so lange keins hatten, und die Herren Unternehmer werden keinesfalls mit Schande bestehen, Roß und Reiter sind ihre festen Stützen.

Die Lehmannsche Gesellschaft hat durch Herrn und Mad. Telemaque Gabrie einen trefflichen Zuwachs erhalten, nun ist das Ballet vollkommen. Der liebenswürdige Cupido entzückte Mann, Weib und Kind, man sieht sich an den lieblichen Sprüngen nicht satt. Die Darstellungen der beiden Herkulesse fanden ungetheilten Beifall, wie es denn überhaupt das Publikum an freundlichen Aufmunterungen nicht hat fehlen lassen, die die Künstler sämmtlich verdienen. Den Decorationen setzte die aegyptische Reise die Krone auf, die dem Maler Herrn C. Lehmann alle Ehre machen; wir bewundern ihn mehr als diesen, denn als Schauspieler und Tänzer; die Malerei ist eine edlere Kunst! Freundliche liebliche Bilder aus dem schönen Aegyptenlande ziehen an uns vorüber, man möchte sie den ganzen Abend anschauen und sieht mit Leidwesen den Vorhang fallen, der uns nun bald auf lange fällt, aber hoffentlich übers Jahr wieder aufrollen wird, damit wir in den Hallen der

Kunst und der Mimik auf eine Zeit das Geschäftsgewühl vergessend uns wieder des Freimarkts freuen.

* Bescheidene Frage.

Warum ist die hannöverische Post in den Geschäftsstunden von 12 — 2 Uhr geschlossen? Wäre es nicht passend, daß die Herrn Beamten sich nach dem allgemeinen Gebrauch richteten und ihre Eßstunde bis 2 Uhr hinausschöben? Eine große Wohlthat wäre es für das hiesige Publikum, sämmtliche Postämter in einem Lokale vereinigt zu haben. Keines liegt gelegener als das Stadtpostamt — wenigstens könnte die Briefannahme für die andern Postämter ohne Schwierigkeit daselbst eingerichtet werden. —

* Notiz.

In Bezug auf die drei Automaten, die hier von dem uns vom vorigen Jahre noch bekannten Herrn Martin gezeigt werden, theile ich eine interessante Notiz mit. Der Verfertiger dieser Automaten, deren schon die Pariser Encyclopädie als ein Wunder der Mechanik erwähnt, Jaquet Droz ward in Madrid, wo er dieselben zeigte, von der Inquisition nebst seinen 3 Zöglingen in den Kerker geworfen, weil die Inquisition in ihm und seinen Figuren Teufelskünstler vermuthete, und erhielt erst durch den Erzbischof von Toledo seine Freiheit wieder. Der Verfasser durch diesen Spaß eingeschüchtert, verkaufte dieselben, sie kamen nach Amerika, wo sie 30 Jahre auf einem Boden lagen, wurden zur Restauration nach Paris gesandt und kamen von Hand zu Hand, endlich in die des Herrn Martin, wo sie jetzt jeder Kunstfreund bewundern kann. U.

* Rechtspflege.

In Folge der Insolvenz eines angesehenen Schiffsrheders ist kürzlich die Frage häufig angeregt, in wiefern die Mitrheder für die vom Correspondenten contrahirten Schulden zu haften hätten. Die erste hiesige gerichtliche Entscheidung deshalb ist vom Untergerichte ausgegangen. (T. g. M. 15. Oct.) und möchte die Erwähnung ebenso nützlich als für künftige Fälle ersprießlich sein: „die Pflicht der Mitrheder, die von dem correspondirenden Rheder für das Schiff contrahirten Schulden verhältnißmäßig abzutragen, unterliege keinem Bedenken. Daß dem Correspondenten vom Creditor eine Zahlfrist bewilligt worden, ändere daran nichts, diese Frist komme höchstens den übrigen Verpflichteten auch zu Gute. Gleichgültig sei es auch, ob der Creditor vom Correspondenten Wechsel für seine Forderung angenommen, denn dadurch werde nur eine stärkere Verbindlichkeit des ohnehin verhafteten Schuldners herbeigeführt, ohne daß allein in der Annahme der Wechsel für eine frühere Schuld eine Aufhebung dieser letztern gefunden werden könne. Werde auch die ältere Schuld novirt, so sei damit noch nicht gesagt, daß diese Novation eine privative, die ältere Verbindlichkeit aufhebende gewesen sein müsse, da im Gegentheil eher das Bestehenbleiben der letzteren anzunehmen sei, und es daher dem Creditor, der Annahme von Wechseln ungeachtet, noch immer unbenommen bleibe, die ursprüngliche Forderung geltend zu machen, wobei der Einwand, daß Kläger vorab die empfangenen Wechsel zurück liefern müsse, eine Einrede aus dem Rechte eines Dritten sei, da nicht Beklagte, sondern der correspondirende Rheder die Wechsel ausgestellt, und solches von Diesem, wie Beklagte angebe, nicht einmal in der Eigenschaft eines Correspondenten geschehen sei, Beklagte also gar kein Recht auf Auslieferung der Wechsel hätten. Wenn aber Kläger, welcher geständigermaßen für die gedachte Forderung vom correspondirenden Rheder Wechsel erhalten, bei dieser Gelegenheit unbedingt über die ursprüngliche Forderung quittirt und dieselbe damit als getilgt erklärt hätte, so würde diese Forderung noch nicht ohne weiteres wieder aufleben, falls die dafür empfangenen Wechsel bei Verfall ohne Zahlung geblieben, und am wenigsten zum Nachtheil Dritter, in solchem Falle vielmehr die gegen Annahme der Wechsel einmal erloschene Forderung auch für die Zukunft als getilgt zu behandeln sein, und gegen Beklagte nicht ferner geltend zu machen, da Kläger die durch den Mandatar der Beklagten (und solches sei eben der Correspondent gewesen) empfangene Befriedigung wider sich gelten lassen müsse, selbst dann, wenn sich der Realisirung der neuen an die Stelle der älteren aufgehobenen Verbindlichkeit getretenen neuen Schwierigkeiten in den Weg stellen sollten. Da nun Kläger dergleichen Wechsel empfangen, auch eingestehe über die ursprüngliche Forderung quittirt zu haben, er jedoch dieses nicht unbedingt, sondern nur „vorbehältlich des Einganges der Wechsel" gethan haben wolle, durch solchen Vorbehalt auch genugsam seine Absicht die ursprüngliche Forderung nicht aufgeben zu wollen, zu erkennen gegeben, indem solche Worte nicht füglich einen andern Sinn haben können, hiernach die Wechselzeichnung nur als cumulative Novation erscheinen würde, wogegen Beklagter Obigem zufolge eine pri-

va'ive Novelion behaupten mußte und behauptet hat, so liege ihr der Beweis ob. Daß die Beklagte ihren Antheil an der Klagforderung bereits an den correspondirenden Rheder entrichtet, könne sie dem Kläger gegen nicht befreien. Somit könne sie sich nur mit Beibringung des Beweises schützen, — daß Kläger über seine ursprüngliche Forderung bei dem correspondirenden Rheder ohne Vorbehalt des Einganges der ihm für dieselbe gegebenen Wechsel quittirt habe.

Obergerichtserkenntnisse auf Montag den 31 October: Dröge gegen Kalkmann. Brandt g. Haake, Schumacher g. Kalkmann, Otto g. Kreuzer, Preiser Ww. g. Behrens.

* Frage.

Wir sehen nicht ein, warum kein Komödienbilletshandel sein soll, da solcher doch lediglich zum Vortheil der Direction ist. Viele, welche keine gewisse Zeit zum Schauspiel aussetzen können, abonniren nicht; können sie kein Billet kaufen, so besuchen sie das Schauspielhaus auch nicht, an solchen verlieret ein Director mehr, als er durch Kassenbillete gewinnen kann, indem die Fremden durch ihre Freunde eingeführt werden. In Holland lassen die Theaterdirectoren sogar vor dem Schauspielhause Contremarken verkaufen. Also, der Direktor gewinnt beim Komödienbillethandel und der Abonnent verliert dabei nicht, warum soll nun der Handel nicht stattfinden?

* Theater.

Die Aufführung der Huguenotten am letzten Freitage ging bedeutend besser als man nach den hiesigen Bühnenmitteln und nach der schnellen Einübung erwarten konnte Der Beifall des zahlreich versammelten Publikums war deshalb auch groß, und sämmtliche Sänger und Sängerinnen wurden gerufen. Ueber den innern Werth der Musik sind die auswärtigen Kenner einig, ein eigenes Urtheil darf man erst nach öfterer Hörung abgeben. So viel Melodienreiz wie im Robert, ist aber jedenfalls nicht in dieser Oper, und kann sie daher niemals so populair werden. Auf die Ausstattung hatte die Direction große Sorgfalt verwendet. Alle Schauspieler wirkten mit, neue Decorationen und Garderoben zeigten sich und selbst mehrere Rosse zerstampften die altersmüde Bühne. Hörer und Schaulustige mögen also die nächste Wiederholung der Oper nicht verabsäumen.

* Hiesiges.

An die Stelle des zum 5. Prediger an der St. Petri Domkirche gewählten, vor seinem Antritt aber verstorbenen Herrn Pastor Brandt, ist der bisherige Hofprediger Herr Dr. Merkel zu Coburg, der am letzten Sonntag seine Probepredigt hielt, wieder gewählt worden.

* An die geehrten Abonnenten des Bürgerfreundes.

Für den geringen Umfang des Blattes Nro. 85, welcher durch die Freimarkts-Geschäfte der Druckerei veranlaßt, werden die geneigten Leser später entschädigt werden.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 18. October d. J.

1. Ferd. Freitag Landgut zu Rablinghausen, zu 4225 Rt. Käufer: Dr. Friedrich August Menke.
2. Joh. Kulenkamp zur Burg Immobile, zu 1300 Rt. Käufer: Berend Diedrich Rabe.
3. Heinr. Felix Gutje zu Woltmershausen belegenes Immobile, zu 8100 Rt. Käufer: Friedrich Philipp Thiemann.
4. Thomas Achelis Erben Immobile Osterstraße Nro. 13, zu 3250 Rt. Käufer: Johann Achelis.
5. Georg Wilhelm Abbes Immobile, Seemannsstraße Nro. 6, zu 4375 Rt. Käufer: Herm. Heinr. Ranke.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. November 6 Uhr. — Für Fußgänger 6½ Uhr.

Miscellaneen.

(Danzig, 15. October.) Bei der Rückkehr des Königs von St. Petersburg, im Sommer dieses Jahrs, übernachtete derselbe vom 23. zum 24. Juli in dem kleinen Städtchen Hohenstein in Ostpreußen. Der Besitzer des benachbarten Ritterguts Döhlau, Hauptmann Kern, nahm die günstige Gelegenheit wahr, ihn um eine Schrift von eigener Hand und um die Genehmigung zu bitten, daß solche in dem Thurm-Knopfe der neuen, auf seinem Gute erbauten Kirche, als ein Zeichen königlicher Huld, der Nachwelt aufbewahrt werden möge. Wohlgefällig nahm der König die bescheidene Bitte auf, unterhielt sich lange mit dem Hauptmann und sagte die Schrift für den andern Tag zu. Als am Morgen nun die Abreise vor sich gehen sollte, erschien der Hauptmann im Vorzimmer und bat einen von der Dienerschaft, ihn zu melden; doch der König hatte schon die Stimme erkannt, und öffnete selbst die Thür. Sich entschuldigend, die erbetene Schrift noch nicht verfaßt zu haben, setzte er sich sogleich hin, um folgende Worte zu schreiben: „Aufgefordert, meine Handschrift für den Knopf des neuen Kirchthurms zu Döhlau zu geben, schreib' ich meinen innigsten Wunsch: daß Gottes heiliges Wort und die Predigt von Seinem Namen in diesem Gotteshause, in dieser Gemeinde und in diesem Lande nimmer aufhöre und mächtig wirke bis zum Ende der Tage — Gott mit uns! — Geschrieben zu Hohenstein am Sonntag (9. nach Trinit.) den 24. Juli 1842 bei meiner Heimkehr aus Rußland von der silbernen Hochzeitfeier meiner lieben Schwester Charlotte mit dem Kaiser Nikolaus, auf der Reise von Königsberg nach Erdmannsdorf in Schlesien, nachdem ich gestern die Bekanntschaft des biederen Erbauers der Kirche zu Döhlau, des Rittergutsbesitzers Hrn. Hauptmann Kern, gemacht. Friedrich Wilhelm." Wie einfach sind diese wenigen Worte, doch wie fromm und erhaben das Gemüth, das aus ihnen spricht!

(Ein Reskript gegen das „lange Predigen.") Ein solches erließ König Friedrich Wilhelm I. (d. d. Berlin, 18. December 1714) an sämmtliche geistliche Inspektoren seines Reichs. Es heißt in demselben, nach den üblichen Eingangs-Floskeln, wie folgt: „Da wir selbst in hoher Person an verschiedenen Orten bemerkt haben, daß viele sowohl der reformirten, als der lutherischen Prediger ihre Predigten so ungemein lang einrichten und halten, daß nicht allein den Zuhörern dessfalls die nöthige Aufmerksamkeit und schuldige Andacht vergeht, sondern auch die Prediger selbst durch unnöthige und verdrießliche Wiederholungen und sogenannte Tautologien, um nur viel sagen zu können, selbige verlängern, wir aber dergleichen langes verdrießliches, zu nichts dienendes, sondern vielmehr die Andacht hemmendes und folglich wenig Erbauung schaffendes Predigen eingeschränkt wissen wollen: so befehlen wir noch hiermit in Gnaden, allen und jeden Predigern eurer Inspektionen und auch denen Candidaten, so zuweilen ihre Stelle vertreten, nachdrücklich aufzugeben, ihre Predigten dergestalt einzurichten, daß außer dem Gesang und Gebet selbige niemals länger als eine Stunde dauern müssen. Wie dann diejenigen Prediger und Candidaten, welche dieser unserer Verordnung zuwider handeln, und länger als eine Stunde zu predigen sich ins Künftige unterstehen sollten, vor jedes Mal unwiderruflich zwei Thaler denen Kirchen, worin sie gepredigt, erlegen sollen."

(Auswanderung.) Ein Artikel im „New York weekly Herald" giebt die Zahlen der in den dortigen Hafen seit zehn Jahren Eingewanderten an, und schätzt das Eigenthum, (gering angenommen, sagt er) wie folgt:

Jahr.		Personen eingewandert.	Dollars.
1832		38,815	1,500,000
1833		30,440	1,600,000
1834		39,461	1,600,000
1835		43,959	2,000,000
1836		49,922	2,000,000
1837		51,676	2,200,000
1838		24,218	1,000,000
1839		47,688	2,000,000
1840		60,722	3,000,000
1841		55,855	2,500,000
1842	bis 15. August	55,386	2,500,000
		507,142 Pers.	21,900,000 D.

(Rossini's „Othello." Rossini kam in Neapel an, wo ihm ein bedeutender Ruf vorausging; der bekannte Impresario (Theaterdirector) Barbaja nahm ihn sogleich in Beschlag, bot ihm sein Haus an, offerirte ihm seine Tafel für sich und seine Freunde, und forderte ihn auf, eine neue Oper zu schreiben. Rossini nahm die beiden ersten Anträge bereitwillig an, die Aufforderung aber wies er lange zurück, willigte aber endlich ein, nach sechs Monaten eine neue Oper zu liefern. Fünf Monate lang lebte nun Rossini auf Barbaja's Kosten herrlich und in Freuden, aß und trank vortrefflich und lud sich alle Tage Freunde zu Tische. Mit Anfang des sechsten Monats aber sah er sich plötzlich in seinem Zimmer eingeschlossen; er fluchte und tobte, bis ihn Barbaja an den Contract erinnerte, und nach langen Sträuben endlich versprach, an die Arbeit zu gehen. Am Abende des ersten Tages erhielt Barbaja die Ouvertüre, die sogleich am Piano des Impresario versucht wurde, und das größte Entzücken bereitete. Am folgenden Tage schickte Rossini ein zweites Heft, den ersten Act des „Othello;" nach drei Tagen war die ganze Oper componirt. Der Impresario war vor Freuden außer sich. Acht Tage darauf ward die Oper aufgeführt; Barbaja wollte den Meister an sein Herz drücken, aber Rossini hatte sich dem Beifallssturme entzogen. Am andern Tage war er auf und davon nach Bologna und mit ihm die Primadonna Barbaja's, die Calbran. Der Impresario war außer sich vor Zorn, als er dies erfuhr, und er beruhigte sich erst, als man ihm sagte, die Calbran sei des Maestros Frau. „Dann bin ich gerächt!" rief Barbaja aus.

(Ein amerikanischer Arzt,) ein sehr eifriges Mitglied

der Mäßigkeitsgesellschaften, hat eine merkwürdige Monographie über die Trunksucht herausgegeben, der drei colorirte Platten beigefügt sind, welche die Veränderungen, die mit dem Magen der Trunkenbolde vorgehen, darstellt. Die Mäßigkeitsgesellschaft hat Abdrücke dieser Platten machen und in der Nähe der Wirthshäuser anschlagen lassen, mit der Inschrift: „Säufer, seht, was aus eurem Magen wird, wenn ihr zu trinken fortfahrt."

(Kuriöses.) Jede Zeit hat gewisse Lieblingswörter und Favoritphrasen, in denen sie sich oft bis zum Ueberdruße gefällt. Es liegt im Interesse des Sprachgenies, davor hin und wieder, zu warnen. So scheint jetzt der Zuruf „Alaaf" in die Mode zu kommen, der bereits nicht bloß im „Charivari" sondern sogar auf dem Titel einer so eben gedruckt erschienenen Rede des Seminardirectors Diesterweg („Alaaf Preußen" u. s. w. — zum Lobe der Wiederherstellung der gymnastischen Uebungen gehalten) anzutreffen ist. Die „Bezüge" sind durch Varnhagen von Ense in Aufnahme gekommen und wurden von Laube u. A. mit wahrhafter Verschwendung angewandt. In den „preußischen Staatszeitungen" war vor Kurzem „ausbeuten" an der Tagsordnung, und in den Kontroversen über hannover'schen Verfassungsstreit (im Hamb. „Korrespondenten" und an andern Orten) stieß man alle Augenblicke auf das Wort „überall," das übrigens mißbräuchlich statt „überhaupt" gebraucht wurde. — Die „Zustände" verpflanzte besonders Heine auf deutschen Boden; dann wurden sie von Gans, und endlich von der großen Masse adoptirt. — Von den „Wirren" fing man zur Zeit des Kölner Streits zuerst zu sprechen an; dann wurden sie allgemein bekannt. — Endlich hat sich Alles in Fragen verwandelt; es giebt „Tagesfragen," „Zeitfragen," „Lebensfragen," „kirchliche"- „politische," merkantilische" Fragen, eine „orientalische," eine „chinesische" u. s. w. — kurz eben so viele „Fragen" als Vereine in unserer neugierigen und associationslustigen Zeit.

(Eine Giftmischerin.) In der Nähe von Bolton ist man einer Giftmischerin auf die Spur gekommen, welche bereits zehn Personen durch Gift um das Leben gebracht haben soll. Sie ist eine Frau eines nicht unbemittelten Fuhrmannes, Namens Betty Eckel, und scheint keine andere Motive als reine Lust zum Verbrechen gehabt zu haben. Der Verdacht wurde zuerst bei dem plötzlichen Tode ihres Stiefsohnes rege, in dessen Magen man bei der Obduktion noch eine beträchtliche Menge Arsenik fand. Sie war die Mutter von 10 Kindern, von denen 8, wie auch ihr erster Mann, eines plötzlichen Todes starben; bei der Untersuchung der ausgegrabenen Körper der letztverstorbenen Kinder fanden sich gleichfalls Vergiftungsspuren.

(Londoner Gewerbsstatistik.) Nach den neuesten in London veröffentlichten statistischen Angaben über die Zahl der dortigen Handel- und Gewerbetreibenden befinden sich in dieser Weltstadt in runder Zahl 13000 Schneider, 9000 Modehändler, 8000 Bäcker, 7000 Spezereihändler, 6000 Schuster, 5000 Buchhändler, 5000 Hutmacher, 5000 Fleischer, 4000 Bijoutiers und Goldschmiede, 4000 Chirurgen, 4000 Geschäftsagenten aller Art, 4000 Weinhändler, u. s. w.

(In Athen) hat man die Entdeckung gemacht, daß man aus der Wurzel des Affodils, einer lilienartigen Pflanze, die häufig in Griechenland wächst, wie bei uns die Gänseblume, ausgezeichneten Zucker und zehn Mal mehr gewinne als aus der Runkelrübe. Die Affodil-Pflanze kann in Deutschland eben so gut gedeihen, als die Kartoffel und Runkelrübe,

(Ein 112 Jahre alter Priester) ist kürzlich in Rivadovia (Spanien) gestorben. Dieser Mensch hielt täglich sieben Mahlzeiten, rauchte vierundzwanzig Cigarren, und schnupfte eine halbe Unze Taback.

(Neue Bestrafungsweise.) Auf mehreren Schiffen der brittischen Flotte glaubt man ein wirksames Ersatzmittel für die verrufene Peitschenstrafe erfunden zu haben: auf dem Hinterdeck steht ein großes offenes Faß, in welchem der Schuldige, zum Spott seiner Kameraden sitzen muß, mit einer Art Narrenmütze auf dem Kopf. Auf der Außenseite des Fasses stehen der Name des Schuldigen und sein Vergehen angeschrieben.

(Hundemasse in Montevideo.) Selbe mag daraus erhellen, daß die Polizei neulich anzeigte, in den letzten 14 Tagen seien 2088 Hunde getödtet worden.

(Frage!) Woher kommt es, daß jetzt, da viele hübsche Mädchen existiren, verhältnißmäßig so wenige gegen sonst heirathen? Antwort: Weil die Mantillen, Burnesse, Uhren, Ketten und Sonstiges zu viel kosten, die Männer lieber dinniren als entbehren wollen mit der Geliebten. Die Zeit ist aber eine Gewerbszeit. Die Burnesse sind Zölle und die Soupers sind auch Zölle der beiden Zollstaaten Mann und Weib.

(Ein hungriger Judenjüngling) stahl eine Ente. Erwischt und zur Rede gestellt, rief er aus: „Nu? was ist der mehr? Nemmt doch Alles 'n End!" —

Anzeige.

So eben ist bei mir erschienen und zu haben:

Die auf's Neue verbesserte Fabrikation der französischen patentirten Taglichte. Nach dem französischen Manuscripte ins Deutsche übersetzt. Preis 36 Gr.

Allen Lichtfabrikanten und größeren Haushaltungen ist dieser kleine, aber höchst wichtige Beitrag zu einer wichtigen Industrieverbesserung sehr zu empfehlen.

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 87.

Bremen, Sonntag den 30. October 1842.

Gestorben:

Nro. 1086. Den 27. Oct. Des Branntweinbrenners Diedr. Heinr. Meyer Tochter, 1¾ Jahr, Schnoor Nro. 33.

— 1087. Den 27. — Meta Wessels, 44 Jahr, Grützmacherstraße Nro. 18.

— 1088. Den 27. — Der Uhrmacher Edo Frerichs Geriets, 21 Jahr, im Krankenhause.

— 1089. Den 27. — Des Schirmfabrikanten Franz Bernhard Weis Sohn, 1¼ Jahr, Obernstraße Nro. 51.

— 1090. Den 27. — Des Arb. Hinr. Kämena, Wittwe geb. Reinken, 70 Jahr, Hastedt Nro. 49.

— 1091. Den 27. — Der Arb. Joh. Weber, 47 Jahr auf dem Brink Nro. 6.

Nro. 1092. Den 27. — Der Tischler Joh. David Wachholtz 60 Jahr, Beckmannshof Nro. 6.

— 1093. Den 27. — Des Weinküpers Joh. Hinr. Kehlenbeck Sohn, 2 Stunden, kl. Krummenstraße Nro. 36.

— 1094. Den 28. — Des Schneiders Heinrich König Tochter, 5¼ Jahr, Hastedt Nro. 20.

— 1095. Den 28. — Des Maurergesellen Anton Segegelken Wittwe, geb. Neder, 45 Jahr, gr. Sortillenstraße Nro. 62.

— 1096. Den 28. — Des Kaufmanns Bernh. Conrad Kroning Sohn, 1¼ Jahr, Langenstraße Nro. 109.

Geburten:

Nro. 1336. Den 25. Oct. Des Grobbäckers Johann Carl Gottlieb Freiberg Ehefr., geb. Ficke, Osterstraße Nro. 25. von einem Mädchen.

— 1337. Den 25. Des Dr. med. Carl Anton Lorent Ehefr. geb. Lengerke, Woll Nro 59, von einem Mädchen.

— 1338. Den 26. — Des Kaufmanns Hein. Rudolph Reinken Ehefr., geb. Block, Wilhadi, v. einem Knaben.

— 1339. Den 26. — Des Arb. Joh. Kleemyer Ehefr., geb. Müller, Schwanenstraße No. 10, v. einem Mädchen.

— 1340. Den 26. — Des Mauergesellen Joh. Heinr. Mahnken Ehefr., geb. Deppe, Landweg Nro. 6, von einem Mädchen.

— 1341. Den 26. — Des Kaufmanns Carl Philipp Kroning Ehefr., geb. Wessels, Brautstraße N. 29, von einem Knaben.

Nro. 1342. Den 27. — Des Mauermeisters Diedrich Engelken Ehefr., geb. Poppe. Philosophengang Nro. 6, von einem Knaben.

— 1343. Den 27. — Des Weinküpers Johann Heinrich Kehlenbeck Ehefr., geb. Arfmann, kleine Krummenstraße Nro. 36, v. e. K.

— 1344. Den 27. — Des Arb. Anton Christoph Hollwedel Ehefr., geb. Bornheim, Buntenthorsteinweg Nro. 19, v. e. M.

— 1345. Den 28. — Des Tischlermeisters Gottlieb Battmann Ehefr., geb. Nagay, Böttigerstraße Nro. 13, von einem Mädchen.

— 1346. Den 28. — Des Arb. Christian Lorentz Ehfr., geb. Wilhelmi, Hastedt, von einem Mädchen

Proclamirt sind:

Nro. 461. Der Küpermeister Friedr. Hellmers und Friederike Fehrmann hieselbst.

— 462. Der Zimmergesell Herm. Rüte und Maria Elisabeth Dreßler hieselbst.

— 463. Der Kahnschiffer Philipp Nauert und Anna Meyer aus Rönnebeck.

— 464. Der Cigarrensortirer Heinr. Friedrich Leiding hies. und Gesche Gefken aus Scharmbeck.

— 465. Der Cigarrenmacher August Balthasar Castendiek und Adelheid Wilhelmine Fien genannt Knobel hieselbst.

Nro. 466 Der Cigarrenmacher am Buntenthorsteinwege Heinr. Knoop und Henriette Kruse daselbst.

— 467. Der Cigarrenmacher am Buntenthorsteinwege Joh. Friedrich Kratzer und Anna Horstmann hieselbst.

— 468. Der Schuhmacher am Buntenthorsteinwege Heinr. Justus Carl Ludwig Ahlborn und Anna Maria Schnau aus Bassum.

— 469. Der Landmann zu Fesenfeld, Amts Syke, Herm. Ludwig Bischoff und Gesche Margarethe Steinfort.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 88.

Bremen, Donnerstag den 3. November 1842.

Die Deutschen seit dem Jahre 1840.

Von König Ludwig von Bayern.

Endlich ist gelöst des Bannes Siegel,
Freudig sind die Herzen aufgethan,
Und das Leben wird des Denkens Spiegel,
Und zur Wahrheit was erschien als Wahn.

Der Gefühle wehemüth'ge Träume
Sie verwehen mit der stillen Nacht,
Thaten füllen dann der Sehnsucht Räume,
Wie der lichte, kräft'ge Tag erwacht.

Deutscher Sinn erschien verweht, verloren,
Ewig bleibend nur ein Ideal,
Das nie war, das niemals wird geboren,
Blos ein kalter, lebenloser Strahl.

Doch der Lärmschuß tönte aus dem Westen,
Donnerte durch jegliches Gemüth,
Alle, die Geringsten wie die Besten
Sind von Lieb' zum Vaterland erglüht.

Was die Seelen Wen'ger nur durchdrungen,
Was die Meng' behandelte mit Hohn,
Hält die Deutschen alle fest umschlungen,
Von der niedern Hütte bis zum Thron.

Jetzt, entfesselt seiner alten Bande,
Nicht die Wirklichkeit ihm mehr entrafft,
Lebt der Deutsche seinem Vaterlande,
Der in Träumendwachen schien erschlafft.

Und der leere Nebel ist zerronnen,
Lang darinnen der Gedanke schwamm,
Selbstgefühl und Thatkraft nun durchwonnen
Jugendfeurig jeden Deutschen Stamm.

Ja! der heil'ge Funken hat gezündet,
Wärmend, leuchtend dieser Flamme Licht;
Nicht gemessen wird sie, noch ergründet,
Größer wird sie, sie verlöschet nicht.

Der Vereinigung ein hehres Zeichen,
An dem alten Rhein, dem deutschen Strom,
Dem kein anderer vermag zu gleichen,
Rag' gen Himmel Cölns ehrwürd'ger Dom.

Auch sein Bau war lange unterbrochen,
Wie es der Gemeinsinn lange war;
Zwietracht wird doch nie mehr unterjochen;
Ihre Schmach, die stell' sich immer dar.

Zeuge sein wird stets des Doms Vollendung
Deutscher Eintracht und Beharrlichkeit,
Daß vorüber nun ist die Verblendung,
Heil'ges Denkmal einer großen Zeit.

Ein denkwürdiger Tag.

(Fortsetzung.)

Es war ein sonderbarer Umstand, der diese beiden Directoren verhinderte ihre geliebte Constitution zu vertheidigen: aus Respekt vor ihren Statuten ließen sie sie untergehen; denn sie hätten sonst eins derselben, welchem nach die Direc-

toren nur selbst dritte deliberien durften, verletzen müssen. So mußte ein König von Castilien in seinem Schlafgemache lebendig verbrennen, weil eben niemand zur Hand war, dem es seinem Range nach zugestanden hätte, die königliche Person zu berühren.

Man hat es Bonaparte zum Verbrechen gemacht, daß er am 19. Brumaire Gewalt gebraucht hat. Es ist in Gegenwärtigem nicht unsere Sache, die politische Moralität des Factums an und für sich zu untersuchen; wir wollten es nur in allen seinen Einzelnheiten darstellen. Alles, was wir über seinen Gesichtspunkt sagen können, ist, daß die Umstände, in welchen er sich befunden, ihm gebieterisch die Anwendung der Gewalt auferlegt hatten und er verloren gewesen wäre, wenn er länger damit gezögert hätte. Dann wäre Bernadotte zum Propheten geworden! Fouché hatte sich darüber gegen Regnault de Saint-Jean d'Angely ausgesprochen, und Herr von N*** war Zeuge der Conversation gewesen, die sie in diesem kritischen Momente führten.

Der General sei nur nicht bedenklich," hatte der Minister gesagt; es ist besser, er geht etwas rasch zu Werke, als daß er den Jacobinern Zeit läßt sich zu sammeln. Er ist verloren, wenn ein Decret über ihn erlassen wird. Ich stehe ihm für Paris, möge er sich St. Clouds versichern.

Nach der Lage der Dinge der Ansicht, daß sich das Directorium nicht würde halten können, war er nicht eben bemüht gewesen, der zu Gunsten Bonaparte's angelegten Verschwörung in den Weg zu treten, sondern hatte sich bereits gehalten, sich derselben anzuschließen, wenn sie gelänge. Thuro, der damalige Generalsecretair des Polizeiministeriums, hat dies späterhin Herrn von N*** gestanden, Er sagte:

„„Die Entwicklung hat uns bestimmt; wir waren aber auf Alles gefaßt! Hätte Bonaparte den Kürzeren gezogen, so hätten er und die Seinigen wahrscheinlich ihren Kopf hergeben müssen.““

Am 20. Brumaire, gleich nach seinem Erwachen, war es Bonaparte's erste Sorge, seinen Bruder Ludwig zu Gohier zu schicken, um ihm sagen zu lassen, er könne sich hinbegeben, wohin er wolle, ihn aber zugleich um die Räumung der Gemächer von Klein-Luxembourg zu ersuchen, weil die die Mitglieder der neuen Regierung solche noch denselben Tag zu beziehen wünschten. Das Mobilar des Ex-Präsidenten des Directoriums, welches Ludwig schon als ein Familienmobiliar betrachtete, überschauend, blieb sein Blick an einer kostbaren weiß marmornen Büste Napoleon Bonaparte's haften, die in griechischem Styl ausgeführt auf einem Consol stand.

„Siehe da das Bildniß meines Bruders, und sprechend ähnlich!" rief der junge Mann aus.

— Ich habe es von einem Künstler erhalten, antwortete ihm Gohier, der mir ein Compliment zu machen glaubte, indem er mir das Bildniß des ersten Vertheidigers der Republik verehrte.

„Es ist das Ihrige, Bürger Gohier, sagte Ludwig in einem Ton zu ihm, der zu sagen schien, daß er es nicht zu revendiziren meine.

— Die Büste des Generals Bonaparte, erwiederte dieser, gehörte dem Präsidenten des Directoriums; sie war ihm in dieser Beziehung theuer; aber die Büste des Consuls Bonaparte gehört nur seiner Familie an, und ich überlasse sie derselben willig, nur empfehle ich den Künstler der in bedrängten Umständen lebt, ihrer Protection.

Diese Büste war ein Meisterstück des unglücklichen Cerachi; einige Monate später mit Demonville und Topino-Lebrun in Opernspiration verwickelt, wurde er mit diesen nach der Explosion der Höllenmaschine zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Gohier zog sich noch denselben Tag nach Antoni in der Nähe von Paris in das Haus eines Freundes des Generals Kleber, der auch ihm befreundet war, zurück und lebte dort in Ruhe mit seiner Familie. Was Moulins betrifft, so gelang es ihm, von Paris zu entkommen, sobald Bonaparte's Triumph zu St. Cloud bekannt geworden war. Der General Leclerc, der unter ihm gedient gehabt, war ihm dazu behülflich gewesen, doch hat Bonaparte, dessen Schwager er späterhin wurde, ihm nie deßhalb einen Vorwurf gemacht, sondern sagte nur, es sei das eine unnöthige Hingebung von ihm gewesen. Barras verließ sein Grosbois nicht, obgleich er nicht sicher war, ob ihm auch gehalten werden würde, was man ihm versprochen hatte. Als Herr Ouvard ihn den Tag nach dem 19. Brumaire besuchte, fand er ihn allein, von seinen Schmarotzern verlassen, aber stets auf seiner Hut und wohlbewehrt.

Am Abend des 20. Brumaire installirte Bonaparte sich im Klein-Luxembourg und schlief im Bette des Ex-Präsidenten des Directoriums, nachdem er mit seinen Collegen, den beiden Consuln, die erste Sitzung gehalten hatte. Alles war neu- oder umzuschaffen. Die Finanzen waren dermaßen zerrüttet, daß man nicht 1200 Fr. baares Geld im

Schatze fand, um einen Courier zu bezahlen, der an den damaligen Oberbefehlshaber der italienischen Armee, den General Championnet, expedirt werden sollte.

In dieser ersten Consularsitzung war es, wo die Frage, wer Präsident sein sollte, besprochen wurde; aber Roger Ducos, den Sieyes seiner Gewohnheit nach zu dominiren gedachte, machte der Sache gleich ein Ende, indem er zu Bonaparte, so wie er in den Saal trat, sagte:

„Was die Präsidentschaft betrifft, General, darüber bedarf es kein Streiten, sie gebührt Ihnen von Rechts wegen.“

Das war die erste Enttäuschung von Sieyes, der sich in dem Kreise seiner Lieblingsgrillen so fest geträumt hatte, daß es ihm nie zweifelhaft erschienen war, der General Bonaparte, würde völlig zufrieden sich an der Spitze der Armeen zu sehen ihm gern die Last der Administration überlassen. Noch weit schlimmer wurde die Enttäuschung aber, als Herr von N***, der sich nach den Vorgängen von St. Cloud enger an ihn angeschlossen hatte, ihm abseiten Bonapartes ganz das Gegentheil dessen meldete, was er gehofft. Es trug sich bei dieser Gelegenheit folgendes zu.

Eines Morgens ließ der erste Consul Herrn von N*** zu sich kommen, und sagte zu ihm:

„Ich bin nun, mein Lieber, in einer Stellung um Frankreich's Zukunft sichern zu können; aber dazu ist es nöthig, daß mir kein Träumer, keiner der Menschen in die Quere kömmt, die da meinen, mit zu Papier gebrachten Theorieen eine Regierung im Gange zu erhalten, selbst in der schwierigsten Krisis. Sie kennen Sieyes; Sie haben ihn von seinem Großwählerplan, von seiner metaphysischen Verfassung, von seiner Absorbirung der Gewalten und von all dem Kohl, der daraus entstehen mag, faseln hören. Aus diesem Plan habe ich den Menschen durch und durch erkannt, und gesehen, daß der Bürger Sieyes kein großes Licht ist. Cambaceres wollte vor einigen Abenden behaupten, es sei ein tiefer Mann; ich habe ihn jedoch bewiesen, daß es nur ein hohler ist. Man muß nicht eins mit dem andern verwechseln. Ich kann ihn also mit meinen Absichten, die ganz einfach und klar und grade aufs Ziel losgehen, nicht in Einklang bringen. Sie werden das späterhin sehen. Der Cambaceres ist mir lieber; obschon ihm noch der alte Abbé anklebt, ist er doch verständig, ernst und einsichtsvoll. Bereiten sie den Sieyes vor, daß er sich hinter dem Vorhange zu halten hat; sagen Sie ihm, daß ich ihm eine schöne Existenz sichern würde, daß er aber nicht ferner an der Spitze der Angelegenheiten stehen könne. Mein Entschluß ist unwiederruflich, und wenn er selber seine Sache bei mir verfechten wollte, würde er mich doch nicht anderen Sinnes machen.

Dem Herrn von N*** war ein Auftrag wie dieser nicht gerade angenehm; doch nahm er, neugierig zu sehen, welch ein Gesicht der von einem jungen Krieger hinters Licht geführte alte Politiker machen würde, ihn an. Um Bonaparte's Motive gehörig zu würdigen, muß man wissen, daß Sieyes bei einer seiner täglichen Träumereien auf eine Constitution verfallen war, welcher ein höchster Senat jeden Administrator, jeden Militair, dessen Einfluß auf das Volk und auf die Armeen die öffentlichen Freiheiten hätte gefährden können, in sich absorbirt hätte; und er hätte sich nicht gescheut, diesen einfältigen Plan Bonaparte vorzuschlagen. Dieser hatte, wie es schon zu denken ist, nichts davon wissen wollen, und grollte noch hinterher darüber, daß sein College ihn, den General Bonaparte, gleich jeden andern nach seinem Belieben hatte absorbiren wollen.

(Schluß folgt).

König Ludwig Philipp.

(Schluß.)

Man hat die Königin endlich geliebt wegen jener schrecklichen, fortwährend wiederkehrenden Herzenspein, als es erwiesen war, daß jeden Augenblick der niedrigste, in Lumpen gehüllte Mörder einen sicheren Schuß auf den König, ihren Gatten, thun könne. Da war die Sache dieser armen Königin die Sache aller Frauen, und aller Mütter, und so wurde sie trotz ihres bescheiden zurückhaltenden Benehmens, trotz ihrer zurückgezogenen Lebensweise, trotz ihrer ängstlichen Bemühung, die Blicke von sich abzulenken, wahrhaft populär; sie genoß aber von der Popularität mehr als bloße Ehrenbezeigungen, sie genoß alle ihre Vortheile und Segnungen.

Der Königin zur Seite, um gemeinschaftlich mit ihr den König zu lieben und über seine Tage zu wachen, findet sich stets des Königs Schwester Mad. Adelaide. Sie ist der gute Genius der Familie, einer von den guten Geistern die sich durch ihre Werke zu erkennen geben. Aufgezogen mit dem Könige und gleich ihm inmitten der Vorah

nungen und Stürme einer Revolution, schon frühzeitig durch Unglück und Leiden zur Kraft und Freiheit des Willens erstarkt, arm, verbannt, ohne irgend eine andere Stütze als ihren mitverwiesenen Bruder, ist Madame Adelaide mehr noch als die Schwester des Königs, sie ist sein Bruder. Nie in ihrem Leben hat sie ihr zu Dank einen schönern, einen so wahrhaft muthigen Edelmann, ein so rechtschaffenes Herz angetroffen. Ihr Bruder ist ihr Alles, ihr Freund und ihr Gebieter; er hat Vaterstelle bei ihr vertreten, da sie noch jung und Waise war, und sie nannte ihn Monseigneur, als man ihn kaum Bürger titulirte. Während längerer Zeit lebte Mad. Adelaide unbemerkt im Hause des Herzogs von Orleans, und es mußte der Glanz der Krone Frankreich's auch auf sie zurückstrahlen, damit Frankreich gewahr würde, es gäbe in der Welt eine Prinzessin Adelaide, und noch kann Niemand den allvermögenden Einfluß der Prinzessin auf den Geist des Königs, auf die Benutzungen der Menschen und Dinge, auf die Führung und Verwaltung dieses großen Hauses wissen. In dem bescheidenen Dunkel, worinnen sich Madame Adelaide birgt, kennt sie vortrefflich alle bedeutenden Menschen der Gegenwart, sie kennt ihren persönlichen Werth, ihre ehrgeizigen Bestrebungen, ihre Unzuverlässigkeit und Abtrünnigkeit, daß sie weiß, was man von ihnen zu hoffen, was man von ihnen zu fürchten habe. Sie ist wie Egeria ernst, streng, mitunter hart, sie dringt niemals Einem ihre Meinung auf, wenn man sie ihr nicht abfordert, sie spricht sie aber dreist und unumwunden aus, sobald man sie zu hören begehrt. Ein ernster Sinn, ein fester Wille, ein ergebenes Herz, aber ergeben nur ihrem Bruder. Wißt Ihr, welches der Prinzessin Wahlspruch ist? Er lautet: „Außer meinem Bruder kein Heil."

Wer die ganze Geschichte der königlichen Familie schreiben wollte, der hätte ein dickes Buch zu schreiben. Jedes Kapitel dieser Geschichte könnte voll von den seltensten Details sein. Aber was! nicht eine Geschichte, ein Bild ist's, was wir hier liefern. Schreibe, wer da kann die Geschichte dieser in jedem Betrachte schon so folgereichen Regierung.

„Wenn Sie König von Preußen wären," sagte Friedrich II. zum Marquis d'Argens, „was würden Sie thun?" — „Sire," erwiederte der Andere, „ich möchte mir irgend einen Thoren aufsuchen, der sich dazu verstände, mir für mein Königreich ein schönes Landgut in der Provence zu geben."

Was der Marquis d'Argens dem Könige von Preußen vor achtzig Jahren (während des siebenjährigen Krieges) sagte, dürfte wohl jeder Wähler, und sei seine Stellung im Leben wie sie wolle, heute vom Throne Frankreich's sagen.

Nun, schon damals, in jener Zeit der unumschränkten Monarchieen, hatte der Marquis d'Argens Recht.

Bemerkung über eine unlängst erschienene Broschure.

Es ist wahrlich sehr zu bedauern, daß zu einer Zeit wo die Meinungsunterschiede der deutschen Nation den Regungen des National-Gefühls Platz machen, wo ein Fürst den die Vorsehung an einen Platz gestellt hat, auf welchem ein Mann von großen Fähigkeiten eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte spielen muß, sage, daß zu einer Zeit wo dieser Fürst den Grundstein zum Fortbau des Tempels der Liebe und des Brudersinnes gelegt hat, wo aus allen Gauen Deutschlands Stimmen gesandt worden, die religiösen Meinungen nicht mehr zum Gegenstand des Hasses zu machen, sondern sämmtliche Religionen als rückwirkend auf das eigne Herz zu erforschen und Früchte der Liebe daraus zu ziehen, zu betrachten sein sollen; daß zu dieser Zeit eine Stimme in unserm Bremen laut werden mußte, welche die Hälfte unserer Nation aufs tiefste kränken muß, und nur dazu dienen kann, die alte Fackel des Bürgerkrieges zu entzünden. Dies ist sehr zu bedauern! Ein Prediger, der die Apocalypse dahin deutet, das Pabstthum mit dem Antichristen zu identifiziren, sollte in einer solchen Zeit, von allen Confessionen, die nicht Unfrieden suchen, zur Ruhe verwiesen werden. Er vergißt in seinem Eifer was die Christenheit dem Pabstthum zu danken hat, daß es der Erhalter des Christenthums war, welches ohne ein festes und zusammenhängendes Gebäude dem Sturm des Muhamedismus erlegen sein würde, und daß der Mangel an positiver Religion der gänzlichen Irreligiosität den Weg bahnen würde. Die Nimbusberaubung der Kirche zerstört was von dem weniger denkenden Theil der Christen, den südlichen Nationen, nicht entbehrt werden kann. — Die äußere Religiosität, die Form des Gottesdienstes, ist zwar nicht das Christenthum, aber der irdische Conductor desselben, und als solcher ruht der Segen des Herrn auf dem Oberhirten zu Rom, dessen weltliche Machtumgriffe seit Sixtus V. (1590) für

immer durch das Gebäude der neueren Staatkunst aufhören mußten, welche das Investitur-Recht aller katholischen Staaten dem weltlichen Oberhaupte zuweist. So lange die Mütterkirche, gegen deren Mißbräuche Luther protestirte, wie sie zu seiner Zeit eingerissen waren, nun keine Eingriffe in bestehende politische Gewalten sich erlaubt, findet die Befürchtung des gedachten Predigers gar keinen Beleg zur Nothwendigkeit seines Angriffes, und ist daher eine Entwürdigung des hohen Standpunktes des protestantischen Geistlichen, der die Trennung seiner Kirche von der römischen dadurch rechtfertigen soll, daß er das Christenthum ohne Beihülfe der Einwirkung auf die Sinne und den Regelzwang der letztern zu verbreiten versteht.

Ein Protestant.

---

* Das Harzpanorama.

So viel Neues auch der Freimarkt dem Auge bietet, so bleibt nach einer strengen Sichtung doch wenig, was wirklich sehenswerth ist. Unter diesem Wenigen nimmt das im Krameramthause aufgestellte „Harzpanorama" einen ehrenvollen Platz ein: Die Ansichten, welche sich hier dem Beschauer bieten, sind von Saresen aus Clausthal aufs Trefflichste gemalt, und zeichnen sich durch die treueste Auffassung, durch die Frische und Genauigkeit in der Ausführung, höchst vortheilhaft aus! Mit großer Umsicht wählte stets der Maler bei der Aufnahme der verschiedenen Parthien seinen Standpunkt, so daß jede neue Ansicht das Auge aufs Höchste überrascht! Da das Panorama auch nach Freimarkt eine kurze Zeit aufgestellt bleiben wird, so kann Einsender dieses nicht umhin, dasselbe Jedem, der an der Kunst und dem Schönen Geschmack findet, zum Besuch zu empfehlen! Für diejenigen, welche den Harz selbst bereisten muß es doppelt interessant sein, dieses Panorama zu sehen, indem ihm hier das Gesehene in treuer Nachahmung noch einmal vor die Augen geführt wird!

R. B.

---

* Judas Maccabaeus.

Concert im Dom.

Der höchst nothwendig gewordene Neubau der hiesigen Domkirche hatte zwei wichtige, sich theilweise widerstrebende Dinge zu berücksichtigen, nemlich die alte Bauart zu befolgen, Unvollendetes zu ergänzen, geschmacklos Hinzugekommenes zu verwerfen, und andererseits die zu dem Ganzen durchaus nicht passenden, aber nicht zu entbehrenden Lectoren in möglichste Uebereinstimmung mit dem Uebrigen zu bringen. Der Plan, wonach gearbeitet wird, scheint ganz vortrefflich zu sein. Indeß war derjenige Platz, der seit langen Jahren zu großen Musikaufführungen vor der Orgel benutzt wurde, verloren gegangen, und muß es daher dankend anerkannt werden, daß die Herrn Bauherrn bereitwillig den Platz auf dem Chor dazu bewilligten, wo ein sehr passendes Gerüst hergestellt werden kann, was nun allen Ansprüchen entspricht, indem der Raum viel größer und passender ist, als je früher, und sich außerdem die Musik von dort aus sehr gut macht, bei welcher Gelegenheit jedoch der Wunsch nicht zu unterdrücken sein dürfte, daß auch die Seiten-Bögen noch einmal auf eine zweckmäßige Weise verschlossen werden möchten. —

Unter solchen Umständen lag nun der Gedanke sehr nah, in diesen Räumen einmal wieder eine recht großartige Aufführung zu Stande zu bringen, theils um unsere Kräfte zu erproben, theils um dadurch möglicherweise auch der Dombaukasse einen kleinen Ersatz für die Bereitwilligkeit, womit man den Wünschen der Musikfreunde entgegengekommen war, zu verschaffen. — Es bildete sich demnach ein besonderes Comite aus verschiedenen Musikfreunden, (welches auch für fernere derartige Zwecke bestehen bleiben wird), um diesen Plan auszuführen, welcher dann nun auch auf großartige Weise ins Leben treten wird. Ueber die Wahl des Judas Maccabaeus, als großartigstes Oratorium von Händel, namentlich auch wegen der sehr schönen Solo Sachen, was nicht so unbedingt von seinen übrigen Stücken gesagt werden kann, über die Erhabenheit und Mannigfaltigkeit der Theile braucht nichts erwähnt zu werden, sie werden allen denen, die das Musikfest im Jahre 1819 erlebten noch im frischen Gedächtnisse sein; seitdem ist das Werk nicht öffentlich gehört — also besonderer Reiz für alle zu erwarten. Im Jahr 1819 bedurfte man vieler auswärtigen Kräfte um die Ausführung dieses Werkes auf grandiose Weise her-

stellen können; seitdem sind wir aber auf ganz merkwürdige Weise erstarkt, wir leisten beinahe dasselbe, wozu damals sehr viel fremdes Element nöthig war; der damalige Chor bestand aus 161 Stimmen, 56 Sopr., 41 Alt, 31 Tenor und 33 Baß. Unser jetziges Chor der Sing-Akademie, unter Hinzuziehung einiger sonstigen werthvollen Sänger, ist sogar zahlreicher, und wird gewiß noch mehr leisten, da das Einstudieren in Einem Geist und mit unermüdeter Sorgfalt schon seit 2 Monaten getrieben wird. — Als Solo-Sänger zeichneten sich damals aus Fräul. Grund und Fräul. Benecke, aus Hamburg, Mad. S. von hier, ferner Herr Jansen, aus Oldenburg, unser wackerer Veteran Herr Lange, und Andere. Für dieses Mal haben sich dazu verpflichtet, der rühmlichst bekannte Tenorist Herr Wurda aus Hamburg, die als Oratorien-Sängerin eines großen Rufs genießende Altistin Mad. Müller-Gersa, aus Breslau, unsere allgemein geschätzte und verehrte Mad. Schmidt, und verschiedene unserer besten Dilettanten. — Was nun das Orchester betrifft, so wird dasselbe etwas weniger zahlreich sein. Damals mußten namentlich für den 2. Tag, wo die Symph. eroica gegeben wurde, die Instrumente besonders stark sein, was bei dem Oratorium selbst von minderer Wichtigkeit ist, und vielleicht ein weniger gutes Verhältniß herbei führen würde, da z. B. alle Blas-Instrumente doppelt besetzt waren, was kaum wünschenswerth sein dürfte.

Wir haben also einem erhebenden musikalischen Genuß entgegen zu sehen, so wie auch der etwas erhöhte Eintrittspreis, sowohl der großartigen Anstrengungen und Opfer, die man bringen mußte, als dem edeln Zwecke des Ertrags, angemessen ist. Möge denn unser Publicum dieses würdigen, und durch lebendige Theilnahme ihre Zustimmung zu erkennen geben.

* Theater.

Sonntag den 30. October wurde zum ersten Mal und zwar bei aufgehobenem Abonnement, „Nacht und Morgen" romantisches Schauspiel in 4 Abtheilungen, bei der hiesigen Bühne aufgeführt; dasselbe ist eine freie Umarbeitung des gleichnamigen Bulwer'schen Romans von Charlotte Birchpfeiffer.

Nur Schriftstellern denen die dramatischen Anforderungen so genau bekannt, wie dieser Dame, möchte es allenfalls gelingen, einen so umfangreichen Roman wie „Nacht und Morgen" in den engen Rahmen eines Dramas einzuzwingen, im Allgemeinen aber bleibt es immer zu bedauern, daß unsere deutschen Schriftsteller so wenig Originalität besitzen um überhaupt sich mit Umarbeitungen fremder Romane zu befassen. Auch dies Schauspiel wird wie die übrigen dieser Verfasserin ein gutes Cassenstück werden, da es noch hier nicht an Schreckensscenen und geschickt hereingewebten Knalleffecten fehlt, die ein großer Theil des Publikums gern sieht und außerdem die Durchführung und Besetzung der Rollen theilweis genügte.

Die interessanteste und mithin die dankbarste Rolle ist wohl der Philipp, welche mit Recht Herrn Richter zugetheilt, da Talent und Vielseitigkeit dieses jungen Mannes hinreichend vom Publicum anerkannt worden, dennoch glauben wir, daß Herr Richter durch die Durchführung dieser schwierigen und höchst angreifenden Rolle, einen neuen Beweis seines unermüdeten Fleißes gegeben, und gezeigt wie sehr er sich bemüht, die ihm ertheilte Gunst des Publicums zu verdienen. Vorzüglich gelang ihm die Scene im Buchladen.

Nächst Herrn Richter verdient Herr von Rigéno rühmlicher Erwähnung, da er seiner Rolle höchst getreu blieb, und uns somit das Bild eines im höchsten Grade phlegmatischen Engländers lieferte.

Mad. Lemke (Katharine) war heute Abend an ihrem Platz. Herr Lemke spielte den Philipp Beaufort mit dem ihm so eigenen Anstande, und trug dadurch noch mehr bei dem Mangel einer feinen Tournure bei Herrn Schlögel (Robert Beaufort) herauszustellen. Es fehlt Herrn Schlögel viel zu sehr an Darstellungstalent, um die verschiedenartigen Rollen welche die Direction ihm zutheilt auch nur den billigsten Anforderungen genügend durchzuführen.

Herr Gyst (Arthur) gab sich zwar Mühe und wurde dies auch anerkannt, aber er wird es hier nie dahin bringen sich das Wohlwollen des Publikums zu erwerben, da seine Declamation zu unnatürlich ist. Warum hat er hier wieder Engagement angenommen, nachdem er von der Direction entlassen und die unzweideutigsten Beweise der Ungunst des Publikums empfangen?

Wenn die letzten Acte des heutigen Schauspiels weniger günstig aufgenommen wurden, wie die vorhergehenden so ist dies wohl allein der Mitwirkung der Madame Roth-Leclerc (Eugenie) zuzuschreiben, da das ganze Stück durch eine genügendere Besetzung dieser Rolle gewiß an Interesse gewinnen würde. Daß Mad. Roth-Leclerc eine Schauspielerin ist die ernstlich über eine Rolle nachdenkt ist nicht zu verkennen, aber gefallen wird sie hier nie. Ihre Bewegungen auf der Bühne sind wirklich abschreckend, und ihr Organ so schwach, daß sie kaum verstanden wird, daher ist denn auch zu hoffen daß Herr Engelken sich ernstlich bemüht, so bald wie möglich das Fach einer ersten tragischen Liebhaberin genügender zu besetzen.

Herr Gliemann hatte nicht gehörig gelernt und veranlaßte dadurch mehrere Pausen.

* Rechtspflege.

Untergerichts-Erkenntnisse vom 1. November d. J. Hinrichs & Comp. g. Cohn. Kreus & Bähr g. Desselhorst. Schwalb g. Bödeker. Ernst g. Kaiser. Ehlers g. Pflüger. Donop g. Lankenau.

Miscellaneen.

(Monolog einer durchgegangenen Jungfrau v. Orleans).

Lebt wohl, Ihr Blätter, Ihr geliebten Schmierer,
Ihr traulich zahmen Krit'ker, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr mit Euch handeln!
Johanna sagt Euch ewig Lebewohl!
Ihr Rollen, die ich hudelte, Ihr Stücke,
Die ich umgebracht, lebet jetzund wohl!
Lebt wohl, Kollegen, Ihr Helden und Ihr kühlen Ritter,
Souffleur, Du holde Stimme dieser Stadt,
Zu dem ich oft mein Ohr gesenkt hernieder,
Johanna gehet durch, nach Breslau geht sie wieder!
Redakteure aller meiner stillen Freuden,
Euch lass' ich hinter mir auf immerdar,
Zerstreut Euch mit andern Artikeln auf der Heiden,
Ihr seid jetzt eine schreiberlose Schaar!
Denn eine and're Heerde muß ich weiden,
Dort wo ich schon einst ein Schaf der Heerde war,
So ist des Durchgehn's Geist an mich ergangen,
Mich treibt es an, mehr Gage zu verlangen!
Denn der zum „Figaro" auf Breslau's Höhen
Mit dem Directorstab sich niederließ,
Und ihm befahl, auf Künstlerjagd zu gehen,
Der sich die Liesles und die Mimills,
Der stets dem Faben gnädig sich erwies,
Er sprach zu mir aus einem Redakteure:
„Geh durch! und lass' im Stich die Ehre!
In stiller Nacht sollst Du Dein Bündel schnüren,
Mit dem gebroch'nen Kontrakt bedeck' die Brust;
Nicht eines Mannes Liebe soll Dich rühren,
Mit sündigen Flammen eitler Erdenlust!
Nie wird in Wien ein Lorbeerkranz Dich zieren,
Das Haus ist viel zu groß für Deine schwache Brust;
Doch werd' ich mit Kränzen Dich beschweren,
Und auch der „Figaro" soll's meilenweit erklären!
Denn wenn im Spiel die Denkenden verzagen,
Wenn sich das schlechteste der Stücke naht,
Dann geb ich Dir das Hauptbein abzunagen,
Und wie ein eitler Pfau sein Geckenrad,
Wirst Du Dein leeres Gestenrad dann schlagen,
Verkehren wirst Du jedes Dichters Saat,
Die Lung' zerreißen an den Heldenrollen,
Und oben hoch dann hubeln alle Knollen!"
Ein Zeichen hat der deutsche Michel mir verheißen,
Er sendet mir den Sohn, er kommt von ihm!
Er wird es aus dem Lessing mir beweisen,
Daß sich ein Kontraktbuch dem Künstlersinn geziem',
Und sollt' ich tausendfach koulissenreißen,
Vermag ich's dennoch, daß er laut mich rühm'!
Der Kutscher ruft, ich muß in Wagen springen,
Die Gage steigt und die Kontrakte springen!"

(London.) Für die Statue, die von den Bürgern der Stadt London dem Herzog von Wellington errichtet wird, hat sein jüngst verstorbener Bruder Marquis v. Wellesley folgende — wie die Times sagt, des Augusteischen Zeitalters würdige — Aufschrift verfaßt:

„CONSERVATA TVIS ASIA ATQE EVROPA
TRIVMPHIS
INVICTVM BELLO TE COLVERE DVCEM;
NVNCVMBRATA GEBIS CIVILI TEMPORA QVERCV.
VT DESIT FAMAE GLORIA NVLLA TVAE."

und dazu die englische Uebersetzung:

„Europe and Asia, saved by thee, proclaim
Invincible in war thy deathless name.
Now round thy brows the civic oak we twine,
That every earthly glory may be thine!"

In den verschiedenen Irrenhäusern von London und der Umgegend: Hanwell, Bethlem-Hospital, St. Luke's und County Surrey Asylum bei Wandsworth, befinden sich dermalen nicht weniger als 4332 Geisteskranke. Man berechnet die Zahl der Wahn- und Blödsinnigen in England und Wales auf mehr als 20,000, und in Schottland auf 4500. „In Großbritannien," bemerkt der Examiner, kommen Geisteskrankheiten häufiger vor als in irgend einem andern Lande Europa's, Norwegen, ausgenommen."

In einer Capelle der Wesleyanischen Methodisten in London ward am letzten Sonntag folgender Auszug aus einem Brief des Missionärs Brooking in Westafrika d. d. Kumasi 14 Febr. gelesen; „Am 6. v. M. starb eine von den Töchtern des Königs, und dem Herkommen gemäß folgten ihr drei arme Geschöpfe als Todtenopfer in die Ewigkeit nach, deren hauptlose Rumpfe ich über den Marktplatz schleppen sah. Am 13. Jan. starb ein alter Häuptling von Kumasi; ihm ward ein Todtenopfer von zwölf Menschen geschlachtet. Ich sah wie einem armen Weibe ein Messer durch die Wangen gestoßen ward, um zu verhindern, daß sie nicht dem König fluchte. Am 17. Jan. wurden zwei Menschen wegen Hochverraths hingerichtet, nachdem man ihnen auch zuvor Messer durch die Backen getrieben. Mit Blut wurde die Trommel des Königs beschmiert. Am 18., als ich aus dem Hause des Königs trat, sah ich einen Menschen den Kopf und eine Hand von einem der Tags zuvor Hingerichteten so ruhig vorbeitragen, wie etwa ein Metzgerjunge in England einen Schafskopf tragen würde. Am 22. Jan brach ein Feuer aus, das bei heftigem Wind drei Viertel des volkreichsten Quartiers der Stadt in weniger als vier Stunden niederbrannte. Es war ein entsetzlicher Anblick. Am 30. Jan. starb wieder ein Vornehmer, und zwölf Menschen wurden ihm geopfert; ihre Leichen und abgeschlagenen Köpfe lagen in den Straßen. Uebrigens war hier unsre Aufnahme gut, und unsere Aussichten für Verbreitung des Evangeliums sind erfreulich; zur Zeit

aber müssen wie hier manchmal Zeugen von Scenen sein, welche die menschliche Natur empören."

(Paris, im October.) Um den König gegen mögliche Mordanfälle zu schützen, ist hier ein eigenthümlicher Wagen construirt worden. Alle obern Theile dieses Wagens, namentlich die Seitenblätter des Wagenkastens und die Rücklehne, sind von gewalzten Eisenplatten gemacht, welche mit der üblichen Schußprobe für Küraße belegt sind und als kugelfest sich erwiesen haben. Die Wagenfenster sind schmäler als sonst üblich, auch bedeutend mehr nach vorn gerückt, wodurch der eigentliche Wagensitz eine größere Tiefe erhält. Dadurch und wenn die Person, welche im Wagen sitzt, sich dicht an die Rückwand lehnt, kann sie von der Seite nicht gesehen, also auch nicht auf sie geschossen werden. Ueberhaupt ist der Wagenkasten so eingerichtet, daß alle Schußlinien, welche es auch sei, sich vor den im Fond sitzenden Personen kreuzen, ohne sie treffen zu können. Nur erst, wenn sie den Körper vorbiegt und so den Fenstern sich nähert, tritt Gefahr ein, und diese vermeidet der König, indem er, wenn er die lauten Acclamationen dankend erwiedern will, nur mit dem Hut eine Vorwärtsbewegung macht und ihn vor den schmalen Fensteröffnungen sehen läßt. Es ist aber doch eine traurige Sache, wenn die Industrie und mechanische Kunstfertigkeit eines Volkes auf so hohem Standpunkte steht, um eine Maschine zu erfinden, in welcher der Monarch ohne Furcht, erschossen zu werden, inmitten dieses Volkes spazieren fahren kann!

(Missionär-Wirksamkeit.) Vor einiger Zeit kam ein englischer Missionair an der Moskito-Küste an, um die Eingebornen zu bekehren und ihnen eine Vorstellung von dem künftigen Leben beizubringen; es wurde bald ein Haus für ihn in Stand gesetzt und er begann seine Predigten. Einige Sonntage gab er jedem der Häuptlinge ein Glas Grog, um sie zu vermögen, seine Predigten mit anzuhören. Eines Sonntags endlich fand sich eine große Anzahl Eingeborner ein, um den weißen Fremden reden zu hören, und der würdige Mann sprach eben in der größten Begeisterung, als einer der Häuptlinge sich erhob, ruhig den Prediger mit den Worten unterbrach: „Lauter Gerede — kein Grog — nicht gut!" und gravitätisch hinausschritt. Ihm folgten alle Eingeborne und der Missionär mußte seine Predigt vor den anwesenden zwei Engländern beendigen.

(Mad. Stolz.) Man hat bereits aus den Blättern ersehen, daß die Primadonna der großen Oper in Paris: Madame Stolz, den Redakteur des „Musicien," Herrn Chapein, wegen einer tadelnden Kritik durch ihren Direktor L. Pillet, — und dieser ihn per procura — durch einen seiner Sekretaire fordern ließ, die Polizei aber das Duell vereitelte. — Mad. Stolz ist nun nach dem Scandal, den diese Geschichte verursachte, nach Dieppe abgereis't und singt nicht mehr; dessenungeachtet bezieht sie ihren Gehalt von 7000 Frks. monatlich fort. Allein die Geschichte dürfte noch die unangenehme Folge haben, daß auch Hr. Pillet sich gezwungen sehen wird, von der Direction der Oper abzutreten — wenigstens ist etwas Derartiges im Vorschlage.

(Erfindung.) Der Töpfermeister Knoblauch in Steinnichtwolmsdorf (Sachsen) hat kürzlich vom Ministerium des Innern in Dresden eine Belohnung von 200 Thalern erhalten, wegen Erfindung eines in einem gewöhnlichen Stubenofen angebrachten Gas-Apparates, mittelst dessen das erforderliche Leuchtgas erzeugt und zugleich die Stube geheizt wird.

(Kurioses.) In einer Kirchenrechnung des Dorfes Ulrichsbach bei Apolda, vom Jahre 1625, findet man in der Ausgabe: — „15 Groschen jährliche Besoldung an Hansen Gärten, die Schlafenden in der Kirche aufzuwecken."

(Die Irländer) haben ein neues Gericht erfunden, das ihnen vortrefflich schmeckt und höchst wohlfeil ist. Es besteht aus Häring und Kartoffeln und wird so zubereitet: Man nehme einen gut gesalzenen Häring und hänge ihn an einen Bindfaden mitten in der Stube auf; darunter setzt man einen niedrigen wackligen Tisch mit einer irdenen Schüssel voll Kartoffeln in der Mentur. Jeder nimmt sodann eine Kartoffel in die Finger, deutet damit auf den Häring und verzehrt dann die Kartoffel; an Festtagen darf jeder mit der Kartoffel den Häring leise berühren. Ein solcher Häring hält unglaublich an und noch länger seine Dienste. — Man hat es auch versucht, mit der Kartoffel nach der Stelle hinzuzeigen, wo das Salz und Butter sein sollte, und auch das that gut.

(Rothschildsche Ananas.) Bei der letzten Horticultur-Ausstellung in der Orangerie des Louvre in Paris, bewunderte man drei, vom Baron Rothschild eingesendete Ananas, die den Preis erhielten. Sie waren von der seltensten Schönheit und der eine (von der Gattung „Providencia",) hatte 63 Centimeters im Umfange, und 40 in der Höhe. Es ist dies das größte bis jetzt gekannt gewesene Ananas-Exemplar.

(Das Lager von Grimlinghausen) am Rhein war auf schattenloser, ganz der Sonne ausgesetzter Fläche angelegt. Als Friedrich Wilhelm IV. es zum erstenmal durchritt, sagte er: „Unsere Manövers werden allerdings nur Einen großen Lichtpunkt in der Zeitgeschichte bilden, aber ich wollte, es wäre auch etwas Schattenseite dabei für meine braven Soldaten.

Anzeige.

So eben ist bei mir erschienen und zu haben:

Die auf's Neue verbesserte Fabrikation der französischen patentirten Talglichte. Nach dem französischen Manuscripte ins Deutsche übersetzt. Preis 36 Gr.

Allen Lichtfabrikanten und größeren Haushaltungen ist dieser kleine, aber höchst wichtige Beitrag zu einer wichtigen Industrieverbesserung sehr zu empfehlen.

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 88.

Bremen, Donnerstag den 3. November 1842.

Gestorben:

Nro. 1097. Den 30. Octbr. Der Bockfahrer Andreas Westerfeld, 66 Jahr, Punkendeich Nro. 85.

— 1098. Den 30. — Des Reepschlägers Joh. Heinrich Viet Tochter, 2 Jahr, Müggenburg N. 6.

— 1099. Den 30. — Der Schullehrer Ernst Edmund Thiele, 47 Jahr, Langenwieren Nro. 1.

— 1100. Den 30. — Des Schneidermeisters Bernhard Friedr. Schröder Sohn, 1½ Jahr, Geeren Nro. 1.

— 1101. Den 31. — Des Gastwirths Friedrich Glahr, Sohn, (todt geb.), gr. Fischerstr Nr. 2.

Nro. 1102. Den 31. — Des Arb. Joh. Wilh. Nordenhold Ehefr., geb. Janitz, 37 Jahr, auf dem Brink Nro. 10.

— 1103. Den 1. November. Der Kaufmann August Philipp Daeves, 47 Jahr, Hutfilterstraße Nro. 34.

— 1104. Den 1. — Der Schuhmacher Johann Meyer, 18 Jahr, im Krankenhause.

— 1105. Den 1. — Des Landmanns Johann Heinrich Lohmann Ehefr., geb. Meyer, 51 Jahr, Hastedt Nro. 112.

— 1106. Den 2. — Der Schneidergesell Louis Thiele, 23 Jahr, im Krankenhause.

Geburten:

Nro. 1347. Den 26. Oct. Des Arb. Wilhelm Ludewig Grimbo Ehefr., geb. Schrader, Buntenthorssteinweg Nro. 65, von einem Knab.

— 1348. Den 28. — Des Mäklergehülfen Georg Cassebohm Ehefr., geb. Ehlers, Obernstraße Nro. 10, (Vorst.) von einem Knaben.

— 1349. Den 28. — Des Malers Clemens August Brickwedde Ehefr., geb. Müller, Sögestraße Nro. 6, von einem Mädchen.

— 1350. Den 29. — Des Kochs Ludwig Fried. Papenhausen Ehefr., geb. Becker, Knochenhauerstraße Nro. 48. von einem Mädchen.

— 1351. Den 29. — Des Arb. Andreas Starke Ehefr., geb. Ellmers, Wiechelnburg Nro. 8. von einem Knaben.

— 1352. Den 29. — Des Malers Georg Joh. Carl Schönemann Ehefr., geb. Warnken, Johannisstraße Nr. 119, von einem Knaben.

— 1353. Den 29. — Des Cigarrenmachers Franz Kück Ehefr., geb. Uffelmann, Steinthor Nro. 1, von einem Mädchen.

Nro. 1354. Den 20. — Des Schornsteinfegermeisters Fried. Moritz Genzel Ehefr., geb. Helberg, gr. Johannisstraße Nro. 6, von einem Mäd.

— 1355. Den 30. — Des Archivschreibers Joh. Franz Göbel Ehefr., geb Stucken, am Wall Nr. 73, von einem Knaben.

— 1356. Den 30. — Des Speisewirths Georg Christian Wentzien Ehefr., geb. Salzen, am Markt Nro. 6, von einem Knaben.

— 1357. Den. 30. — Des Buchbinders Carsten Warnken Ehefr., geb. Scheidewill, Papenstraße Nro. 16, von einem Knaben.

— 1358. Den 31. — Des Consumtionsschreibers Friedr. Wilh. Penckert Ehefr., geb. Hoppe, gr. Johannisstraße, von einem Mädchen.

— 1359. Den 31. — Des Arb. Barthol. Friedr. Thomsen Ehefr., geb. Hartwig, kl. Annenstraße Nro. 33, von einem Mädchen.

Anzeigen von Geburts- u. Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 89.

Bremen, Sonntag den 6. November 1842.

Geboren:

Am 1. November, Frau Zimmermeister Wolff, Tochter Johanni Sohn, 11 Jahr, Neue Gemüsestraße Nro. 10.

Am 2. — Frau Schuhmacher Johann Dieter Siegismann Wilkens, geborne Wiarneken, 19 Jahr, Schnoor Nro. 14.

Am 2. — Die Wäscherin Gesine Elisabeth, 24 Jahr, Hohen Nro. 24.

Am 3. — Frau Wtw. Johann Dietrich Tietjen Sohn, 4 Jahr, Fischer Nro. 24.

Nro. 4142. Am 3. — Frau Schiffsmatrose Johann Heinr. Schreiber Sohn, 10 Monat, Vorstadt Nro. 17 A.

— 4143. Am 3. — Frau Zimmerm. Georg Wilh. Meurer Sohn, 15 Jahr, am Stadtwall Nr. 3.

— 4144. Am 3. — Frau Handlungsgehülfe Jacobi Tochter Ernestine Auguste, 10 Jahr, am Wall.

— 4145. Am 3. — Frau Steinsetzer Julius Johann Friedrich Tochter, 4 Jahr, Rohlenträgerstraße Nro. 10.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 89.

Bremen, Sonntag den 6. November 1842.

Am 1. November schied aus diesem Leben, nach längerem, standhaft getragenem Leiden, in seinem 48 Jahre, tief beweint von seiner geliebten Gattin und seinen Freunden, Herr August Philipp Daeves, in den Jahren von 1822 bis 1840, der geliebte und allgemein geachtete Redacteur des Bürgerfreundes.

Das Verhältniß in dem er zu diesem Blatte stand ist bekannt; mit einer seltenen außerordentlichen Uneigennützigkeit führte er die Redaction desselben, er trocknete dadurch Wittwen und Waisen ihre Thränen, und bauete sich ein Denkmal, dauerhafter als Marmor und Stein, in dankbaren Herzen und in der Anerkennung seiner Mitbürger, die seinen Namen mit Liebe und Achtung nennen.

Aber nicht allein hierin finden wir den Beweis seines edlen Herzens, seiner Liebe zu den Brüdern; wer Rath, Trost und Hülfe suchte, fand sie bei ihm, und nie hat er seine Thür dem Elend verschlossen. Deutsche Treue und Biederkeit bezeichneten jeden Schritt seines Lebens, darum widmen, ihm Alledie ihn kannten und ihm näher standen, gewiß ein freundliches Andenken. Möge auch dieses kleine Opfer der Anerkennung eine Blume sein auf sein stilles Grab, und ein ausführlicher Necrolog uns bald einen tieferen Blick vergönnen in das Leben dieses edeln, durch lautere Gesinnung und fleckenlosen Wandel bewährten Mannes.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 6. November.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Trevirauus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. p r. D. Krummacher.
12 U. Hr. Pastor Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Past. Nagel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Liebeslied.

Liebste laß das Küssen sein,
Greife nach der Spindel;
Fort mit aller Tändelei'n
Luftigem Gesindel!
Nicht dein seidenes Papier,
Nicht die weib'sche Zither —
Eine Schärpe reiche mir,
Deinem jungen Ritter.

Nicht von Liebe darf fortan
Deutsche Muse flöten.
Dieses Feld sei abgethan,
Mahnen die Poeten.
Wilde Drachen, sagen sie,
Gäb' es noch zu bänd'gen.

Hell, wie Schwerter, klirren die
Lieder des „Lebend'gen."

Was noch alte Schule heißt,
Sieht sich um verwundert:
Denn es braust ein neuer Geist
Rasch durch das Jahrhundert.
Auf des Reimes flücht'gem Roß
Fliegen die Gedanken,
Und es sprengt der kecke Troß
Muthig in die Schranken.

Freudig lauscht die Nation
Ihren jungen Barden.
Sage, welcher Mutter Sohn
Möchte träg noch warten?
Immer nur den alten Kohl
Kochen fauke Bäuche;
Neuer Wein geziemt sich wohl
In die neuen Schläuche.

Weg den Plunder und den Tand
Abgelebter Musen,
Von der Liebsten Stirnenband
Und dem Schwanenbusen!
Vöglein, nicht begeistert mehr
Dichter dein Geschmetter;
Bächlein, eilt in's große Meer!
Wölkchen werdet Wetter!

Lösche Mond die Lampen aus,
Alter Himmelsbuhle;
Nicke ein im öden Haus
Auf dem Sorgenstuhle.
Alle seufzen liebeskrank
Dir den ew'gen Jammer;
Doch du kommst nun, Gott sei Dank!
In die Rumpelkammer.

Süße Liebe, zürne nicht!
Ach du kannst nicht zürnen!
Es durchglüht dein ew'ges Licht
Des Gedankens Firnen.

Süße, heilige Natur,
Dir gilt nicht das Grollen;
Alten Kindern gilt es nur,
Die nicht wachsen wollen;

Denen, die noch nie entbrannt
Für das Große, Ganze,
Die noch nie den Ernst erkannt
In der Rhythmen Tanze;
Denen, die das Liliput
Ihrer kleinen Seelen,
Ihres kleinen Glückes Schutt
Emsig ums erzählen.

Der ist Sänger nicht, noch Mann,
Schatten nur und Wolke,
Dessen Herz noch nie ersann
Lieder zu dem Volke.
Lüftet eure Herzen weit
Für des Geistes Wehen.
Solche Sänger will die Zeit,
Die die Zeit verstehen.

Liebste, nicht die Liebe flieht,
Das wirst du begreifen.
Wenn die Blüthe hat geblüht,
Muß die Frucht ja reifen.
Reiche mir den Becher Wein,
Schreib' die Verse nieder.
Dieses wird das Beste sein
Meiner Liebeslieder.

W. Limberg.

Ein denkwürdiger Tag.

(Schluß.)

Sieyes war bei dieser Botschaft wie vom Blitze getroffen und stand einen Augenblick wie versteinert: er stotterte einige zornige Worte heraus und fragte endlich, ob man ihm so halten wolle, was man ihm versprochen.

„Darüber weiß ich nichts," antwortete ihm Herr von N***; aber so viel ist gewiß, daß man Sie zum Senator

machen, Ihnen als Nationalbelohnung den Landsitz Grosnes geben, und Ihnen gestatten wird, sich gemeinschaftlich mit Ihrem Freunde Roger-Ducos — den der General Bonaparte eben so wenig zum Collegen haben will — der Privatcasse des vollziehenden Directoriums zu bedienen."

Diese Casse war ein Fonds von 800,000 Frks., bestimmt, einem jeden Director ein einigermaßen behagliches Leben zu sichern, den das Geschick zum Rücktritt ins Privatleben verdammen möchte. Nach einigen Einwendungen erwiederte Sieyes:

— Wohlan denn, man lasse den Undankbaren gewähren, ich habe es wohl geahnt! Er meint also, für sich allein gehen zu können? Weil er einen Lager- oder Schlachtplan anzufertigen weiß, hält er sich auch im Stande eine große Nation zu regieren! Nicht sechs Monden wird Bonaparte es machen; aber dann soll er mir kommen — nicht ein Haar riskire ich seinetwegen mehr! (NB. Sieyes war ein vollständiger Kahlkopf) Sie werden es erleben, mein guter Herr von N***, Sie werden es erleben, wie bald Alles drüber und drunter gehen wird!

Der Herr von N*** ließ Sieyes ungehindert seinen Zorn gegen einen so kräftigen Gegner, als Bonaparte war, ausüben, und wurde mit ihm bald über alle Punkte der Donation eins. Als er darnach dem ersten Consul anzeigte, daß Sieyes ihm willig seinen Platz abtrete, jedoch zuvörderst unter der Bedingung, daß ihm die 800,000 Fr. der Directorialcasse ausgekehrt würden, da erwiederte derselbe:

„Ich zweifle nicht, daß Sieyes, wenn man ihm eine Million geboten, sich im Costüm eines Mitgliedes des Directoriums auf dem Revolutionsplatze hätte ausspeitschen lassen und darin einen Artikel in der Constitution gefunden haben würde, der das gutheiße.

Das provisorische Consulat währte 43 Tage, während welcher Zeit die neue Constitution (die vom Jahr VIII) bekannt gemacht und dem Volksvotum unterlegt wurde. Inzwischen hatte Bonaparte seinen Regierungs-Modus vorgeschlagen und derselbe Annahme gefunden. Diesem zufolge gab es nun einen ersten Consul als Staatshaupt, und zwei secundaire Consuln als Mitberather. Alle drei Consuln wurden auf drei Jahr gewählt. Der erste Platz kam von Rechts wegen dem Befreier von Italien und dem Eroberer von Aegypten zu, und so wurde Bonaparte dazu ernannt. Er wählte sich, um ihn zu unterstützen, Cambaceres, einen gemäßigten Mann, sehr tüchtig in Geschäften und renommirt als Legist. Lebrun, ein ausgezeichneter Schriftsteller und redlicher Administrator wurde dritter Consul. Was aber Sieyes betrifft, dem von einem Titel als Großwähler, mit einem Gehalte von sechs Millionen geträumt hatte, um die Republik als ein Stift zu verwalten, so machte Bonaparte ihm mit einem Worte den Garaus, indem er eine lange Verhandlung mit folgender lebhafter Apostrophirung beschloß:

„Wie haben Sie, Bürger Sieyes, nur glauben können, daß ein Mann von Ehre, ein einigermaßen in Staatsangelegenheiten tüchtiger Mann sich je dazu würde verstehen können, sich als ein Schwein mit sechs Millionen in einem königlichen Schlosse mästen zu lassen?"

Bei diesem kräftigen Ausfall hatten die Mitglieder der Conferenz sich des Lachens nicht erwehren können. Sieyes war ganz verdutzt und sein Großelectorat in den Grund gebohrt worden. Noch denselben Abend sagte er, vor Aerger roth, in seinem Salon und im Beisein von Talleyrand, Bourlay, Cabanis, Roederer und vieler anderen:

„„Meine Herren, wir haben ohne es zu wollen, der Republik den Hals umgedreht, und uns ohne es zu wissen einen Herrn gegeben. Der kleine Bonaparte will Alles thun, weiß Alles zu thun und kann Alles thun!"

Sieyes hatte sich indessen, wie schon gesagt, seiner Consulatswürde nur im Austausch gegen den prachtvollen Landsitz Grosnes und eine Schenkung von einer Million begeben. Außerdem genoß er noch einer Rente von 40,000 Fr. und nahm auch von den vorerwähnten 800,000 Fr. des Directoriums, wie er sich ausdrückte, als Birne gegen den Durst, mehr als drei Viertheile zu sich, indem Roger-Ducos ihm nur etwas über 100,000 Fr. davon aus den Zähnen ziehen konnte. Noch erhielt er den schönen Meierhof Bailly im Versailler Park, der ihm auch 15,000 Fr. jährlich einbrachte. Um solchen Preis tröstete der gute Abbé, auf dessen Gesicht, wie Bonaparte sagte, geschrieben stand: „gieb mir Geld," sich schon darüber, daß er bei der republikanischen Souverainetät nur zum Drittheil interessirt war.

Als einige Zeit darnach der Herr von N*** bei Garat war, trat Moreau in den Saal dieses Senateren neueren Datums, wo sich eben viel Gesellschaft befand, ein. Der General schien sehr verlegen zu werden, als er auch Gebier gewahrte; doch ging er auf ihn zu, in der muthmaßlichen Absicht, sich wegen seines Benehmens am 19. Bru-

maire zu rechtfertigen. Eine solche Rechtfertigung mußte aber jedenfalls ungeschickt ausfallen; auch hatte er kaum zu sprechen begonnen, als der Ex-Präsident, der nicht einmal von seinem Sitz aufgestanden war, ihn unterbrach und mit vieler Würde und so, daß die Umstehenden es hören konnten, zu ihm sagte:

„General, ich bin meinem Stande gemäß berufen, in den Gewissen zu lesen; zwingen Sie mich nicht, Ihnen sagen zu müssen, daß ich in dem Ihrigen nichts sehe, das Sie entschuldigen könnte!"

Durch den bittren Ton, in welchem diese Worte gesprochen worden, verletzt, wollte Moreau laut dagegen reden, aber Gobier kam ihm zuvor, und sagte, sich hoch aufrichtend:

„General, ich habe Sie nicht aufgesucht, Sie nicht in's Verhör genommen; ich will meine Explication nicht fortsetzen, die Ihnen so peinlich als mir unangenehm sein würde; nur das sei noch gesagt — mit diesen Worten berührte er den Degenknopf des Generals — daß hier gegenwärtig nur noch ein Schlüsselbund fehlt."

Moreau erblaßte, denn er hatte den Hieb empfunden. Er stotterte noch einige Worte, die Gobier nicht verstehen zu wollen schien, und sagte dann zu dem Herrn von M***, der über das Colloquium herbeigekommen war, halblaut:

„Wenn ich gefehlt habe, werde ich es wieder gut zu machen wissen," und verschwand sofort.

Der Verein für Israel

hielt am letzten Dienstag eine Versammlung, und war auch Nichtmitgliedern der Zutritt gestattet. Es ist dieses eben so freisinnig als wohlüberlegt, denn alle dergleichen Vereine verlieren die rechte Lebenskraft, und verdumpfen, wenn sie aus der Oeffentlichkeit zurücktretend hinter verschlossenen Thüren ihr Wesen treiben wollen. Die Versammlung war an dem gedachten Tage von besonderem Interesse und zahlreich besucht, weil zwei für Bekehrung der Juden arbeitende Missionare Vorträge halten wollten. Nach Absingung eines Gesanges hielt Herr Pastor Toel eine kurze Eröffnungsrede, in welcher er sehr richtig bemerkte, wie dieser Verein den besondern Beistand von Oben nöthig habe, indem es scheine, daß er durch seinen Namen an der Schmach Theil nehme, welche der schuldvolle Israelitische Stamm zu tragen habe. Minder wahr möchte aber die Aeußerung des Redners sein, als trete die Welt (d. h. die andersdenkende) dem Missionswesen überhaupt feindlich in den Weg. Solches ist wohl zu keiner Zeit weniger geschehen als jetzt. Gleichgültigkeit, ja oftmals unpassender Scherz mag in Betreff des Heidenbotenthums wohl zu Tage kommen, aber hindernde Feindseligkeit erscheint in der civilisirten Welt nirgends. Niemand verkennt, daß die Ausbreitung des Christenthums zugleich Cultur und Sitte unter rohe und meistens unglückliche Völker bringt, und daß eben Glaubens-Eifer dazu gehört, um die Mühseligkeiten und Gefahren des Missionslebens auf sich zu nehmen. Zugleich halten aber die Nichtbeförderer des Heidenbotenthums dafür, daß die Missionsvereine, und besonders ihre Vorsteher eine außerordentliche Wichtigkeit auf ihr Thun und Treiben legen, und daß sie über die erzielten Resultate sich meistens sehr verblenden, indem sie allein den Berichten der Missionare Glauben schenken, während man doch bei allen andern Verhältnissen dem am meisten Interessirten ein zweckmäßiges Mißtrauen zu beweisen pflegt, und irgend eine unparteiische Controlle über Jener Thätigkeit anordnet. Die Geschichte lehrt, daß die Bemühungen aller Missionare überbildete oder wilde Völkerschaften durch die Lehre allein zu bekehren, vergeblich gewesen sind. Die Germanischen Stämme hätten sich Bonifacius Hirtenstab nicht gefügt, wenn Kaiser Karl's mächtiges Schwert nicht zu gleicher Zeit die widerstrebenden Köpfe zu Tausenden herabgeschlagen und die Taufgewässer wie bei Verden blutroth gefärbt. Bei den Indiern, als einem überbildeten Volke, vermag das Evangelium aber auch selbst unter England's Scepter keinen Eingang zu finden. Nach der Geschichte zu schließen, soll durch die Ausbreitung des Germanischen Stammes das Christenthum verbreitet werden, und das sonstige Blut durch Krieg und innern Verderb seinen Untergang finden. Am allerwenigsten möchte anzunehmen sein, daß die steinernen Herzen und die spitzfindigen Köpfe der Juden aus freier Wahl das Christenthum annehmen werden, und so lange Israel in der bittergerlichen Knechtschaft lebt, muß man den Juden achten, der nicht durch Uebertritt den Schein haben will, als verlasse er um weltlicher Vortheile willen die niedergedrückten Stammesgenossen. Die Theologen weisen immer auf eine biblische Prophezeihung hin, daß vor dem jüngsten Tage alle Juden bekehrt sein, und ein neues Zion aufrichten würden, die betreffenden Stellen haben wir aber niemals anders ver-

stehen können, als daß eine Zeit des Heils und eine Herrschaft der Guten, oder wenn man will, der Gläubigen eintreten wird, welche Zeit und Herrschaft dann mit dem herrlichen Namen Zion bezeichnet wird. Wenn jenes glückliche Reich allein den Juden, die sich am schwersten gegen den Heiland vergangen, und am längsten seiner Lehre widerstanden haben, eingeräumt wird, wo sollen dann — um den Ausdruck zu brauchen — die Germanischen Christen bleiben? Mit der wörtlichen Annahme jenes Zions würde ja Gott wieder der Particular-Gott der Juden, und die übrigen Völker erschienen als zurückgesetzte Stiefkinder! — Um aber wieder auf die Versammlung zu kommen, so ging aus dem aufrichtigen Berichte der beiden Missionare hervor, wie gänzlich erfolglos bisher ihr Bemühen gewesen. Sie hatten wohl Aufmerksamkeit für ihre Mittheilungen gefunden, allein wahrhaft zum Uebertritt war Keiner bewogen. Es ist auch vielleicht unpassend grade bekehrte Juden zu Missionaren zu wählen, weil sie als Abtrünnige vom Stammvolke, als Freigelassene aus der bürgerlichen Knechtschaft den Zurückgebliebenen von vorn herein Anstoß geben, und bei diesen Widerwillen erregen müssen. Vielleicht wäre es das zweckmäßigste Missionswesen, die Juden durch irdische Vortheile zum Uebertritte und zu Ehen mit Christen zu bewegen, und dann die Kinder als den eigentlichen Gegenstand der Christianisirung zu betrachten. An der ersten Generation der Jüdischen Convertiten ist doch selten etwas werthvolles gewonnen, wie aus dem Geschäftsleben wohl mancher Christ bestätigen kann. Ueberhaupt ist das Beste an allen diesen Missionsvereinen, daß sie den christlichen Sinn nach Innen anfachen und erkräftigen, mögen nach Außen ihre Erfolge noch so gering und noch so täuschend sein. Die Häupter sehen die Sache auch wohl selbst von dieser Seite an, obgleich die Reden meistens in die Ferne weisen, und am liebsten „ins heiße Africa."

Die zweckmäßigste Missions-Weise, namentlich in einer Seestadt wie Bremen, ist aber wohl die Ausrüstung der Prediger und Schullehrer für die deutschen Niederlassungen im Westen der Vereinigten Staaten. Dadurch wird ein neues christliches Deutschland jenseits der Meere gegründet, und die Verbindung der jungen Pflanzstätten mit dem alten Vaterlande durch ein unauflösliches Band erhalten. Möchte man dafür alle Kräfte anwenden und die Neger, Aegypter und Israeliten ganz den englischen Missionaren überlassen! Qui trop embrasse mal étreint.

Mehr Kraut als Rüben.

Ein Artikel im Bürgerfreunde fällt über Bremen her, und beschuldigt es, es zeige keinen Sinn für Literatur, man denke nur an Essen und Trinken, und die Damen geben Abendmahlzeiten, lediglich um ihre Service sehen zu lassen. Wir brauchen Bremen nicht zu vertheidigen, es thut es selbst. Daß Bremen der Literatur hold ist, beweisen die vielen Buchhandlungen, Buch- und Steindruckereien. Essen und Trinken lieben die Schöngeister vielleicht in einem höheren Grade, als die Bremer, denn da, wo sie ihre Zusammenkünfte haben wird nur an dasselbe gedacht. Sollte es wirklich einige Damen geben, welche um ihr Service sehen zu lassen, Mahlzeiten geben, so verdienen dieselben wenig Tadel, als ein Schöngeist, welcher seine Produkte in Gesellschaften verliest um Lob einzuernden, und der dieselben nicht anders an das Tageslicht oder zu Papier bringen konnte, bis er zuvor seinen Geist zum Aufflug benäßte, oder anders gesagt, mit spirituosen Sachen zum Aufstand reizte und sich so in Phantasie versetzte, die oft nichts mehr lieferte, als einen Traum, in welchem ihm zu seiner Freude seine Geliebte, im Gewande der Unschuld wie Venus, als sie dem Meere entstieg, erschien. Ein Schöngeist bildet sich ein, er müsse von Allen hochgeehrt und honorirt werden. Wenn er in eine fremde Stadt kommt will er als ein Badegast bei einem Brunnen von Musikanten empfangen werden u. s. w. Raucht ein solcher eine gute Cigarre oder kauft eine gute Uhr so rühmt er beides, allein ihrer Verfertiger gedenkt er nicht, wie kann sich nun ein solcher wundern, daß, wenn man seine Werke liest und sie gut findet, seiner nicht jederzeit dabei gedenkt und ihm Weihrauch unter die Nase bläst. Wir haben bis jetzt geglaubt, ein Literat wäre ein Bücherkenner, ein Gelehrter u. s. w. Der Literat im Bürgerfreunde sagt uns aber es sei ein Schöngeist. Wer die Sache so beschreibe wie sie ist, sei kein Literat, wer sie aber phantastisch bekleide, das heißt, mit seiner Phantasie behänge, könne nur den Namen Literat tragen. Uns kann es gleich gelten, ob dieses wahr ist oder nicht. Wünschte der geehrte Herr Verfasser, daß Uhland auf seiner hiesigen Durchreise ein Ständchen erhielte, warum brachte er es ihm nicht. Wir sind der Meinung Herr Uhland würde ihm diese Ehre wieder erzeigt haben, wenn er in dessen Wohnort gekommen wäre. Er wollte die Kosten der Musik nicht tragen, deshalb blieb er zu Hause. Er und der Wirth wobei Uhland wohnte, wußten, daß Uh-

land hier war, sonst vielleicht Niemand, und doch giebt er Bremen die Schuld, daß es ihm keine Musik brachte, ist dieses folgerecht?

In Handelsstädten, wo jeder nützlich beschäftiget ist, kann keine Schöngeisterei gedeihen. Diese ist für Leute, die sonst keine Geschäfte haben, als ihre Besoldung zu verzehren. Diesen gewährt es Genuß in der Phantasie und nicht in der Wirklichkeit zu leben. Wir tadeln solche Phantasie nicht und erwarten deshalb auch keinen Tadel, daß wir in der Wirklichkeit leben.

* Theater-Neubau.

Mit dem Gerüchte, daß es im neuen Theater-Gebäude gebrannt habe, hängt es also zusammen: Am Sonntag Abend wollten einige aus Lehmann's Vorstellungen kommende Personen sprühende Funken daselbst gesehen haben, und meldeten dieses bei der Polizei. Die Polizei benachrichtigte sofort den Baumeister Seemann. Einer der Polizeiherrn begab sich auch selbst an Ort und Stelle, und das Resultat der angestellten Untersuchung war, daß man einen Vagabunden im Gebäude fand, welcher sich dort ein freies Nachtquartier bereitet hatte. Dieser leugnete indeß standhaft, Feuer geschlagen zu haben, und wurde bei ihm auch kein Feuerzeug vorgefunden. Bekanntlich ist das Gebäude schon seit längerer Zeit ordnungsmäßig versichert. Manche Actionäre hegen die Ansicht, daß es sehr zweckmäßig sein würde, wenn sie wenigstens alle drei Monat Nachricht über den Fortschritt des Werkes und Kunde über die zeitweiligen Anstände erhielten. Dieses wird das allgemeine Interesse beleben, und auch Baumeister und Lieferanten anspornen, damit sie nicht öffentlich als Säumende erscheinen. Bei Eisenbahn-Angelegenheiten lieset man oft dergleichen Berichte über periodische Fortschritte.

* Freimarkt.

Der Freimarkt mit seinen Freuden und Leiden ist dahin, Orgelton und Harfenklang ist verhallt, Käufer und Verkäufer, Sänger und Tänzer, Künstler und Marktschreier sind zurückgekehrt in die Heimath oder sind gegangen um auf anderem Boden ihr irdisches Glück zu versuchen. Indeß sind uns diesmal noch allerlei Belustigungen und Sehenswürdigkeiten geblieben, damit wir für die langen Abende und trüben Tage eine Abwechselung uns schaffen könnten. An andern Orten, Hamburg, Berlin, Dresden, Leipzig, sind das ganze Jahr hindurch solche extraordinäre Schaustellungen, bei uns ist dies etwas Seltenes; mit dem Freimarkt scheidet Alles ab, Theater und Concert sind noch die einzigen Vergnügen und diese sind wieder nicht Jedermanns Sache. Darum sollte man meinen, es müßte sich immer dieser oder jener Künstler hier halten können, aber nein, dem ist nicht so, außer dem Markte ist hier nichts zu holen und die Concurenz hat auch sogar den Künstlern, die sich sonst von Bremen einen hübschen Thaler mitnahmen, die Einnahme sehr geschmälert und außerdem sind die Kosten hier ungewöhnlich hoch. Die Tourniairesche Gesellschaft fand hier wie zu erwarten stand, vielen Beifall. Gewandte muthige Künstler, vortreffliche Rosse, keck und kühn, schöne Garderobe, gute wenn auch etwas zu starke Musik bewährten und vermehrten ihren Ruf. Aber nicht allein dies, die außerordentliche Bravheit, das liebenswürdige freundliche Wesen, das ganze noble Auftreten der Familie Tourniaire trugen dazu bei, ihnen und dadurch ihrer Gesellschaft die Liebe und Achtung aller derer zu erwerben, mit denen sie in Berührung kamen. Sonach auch natürlich zu längerem Verweilen aufgefordert, gab die Gesellschaft nach dem Markte noch einige Vorstellungen, die aber, wie eben bemerkt, weil es nach dem Markte war, leider nicht so besucht wurden, wie's die Künstler verdienten. Sonntag Nachmittag findet ein 3tes Wettrennen auf der Viehweide mit vielen Abwechselungen statt, das gewiß, wenn das Wetter günstig ist, nicht minder zahlreich besucht werden wird, wie am vorigen Sonntag, wo tausende vom seltenen schönen Schauspiel hinausgelockt wurden und das dadurch, daß mehrere unserer Landleute mit ihren Rossen dabei sein werden, noch an Reiz gewinnen wird. — Abends schließt dann eine große Vorstellung den Circus auf ein Jahr, dies bedenkend und daß das Theater jeden Sonntag Abend offen ist, steht noch ein zahlreicher Besuch zu erwarten. Auch die kleinen Pferde Bertolottos, die Flöhe, sind heute zuletzt zu sehen.

* Theater.

Die Hochzeit, welche an Zahl der Gäste alle Hochzeiten schon übertroffen hat, und welche nach der Hochzeit zu Cana die wundervollste ist, die Hochzeit des Figaro von Mozart wurde nach langer Entbehrung wieder gegeben. Obgleich die Hauptrolle — Figaro — durch Herr Greenwer nicht bedeutend genug ausgefüllt wurde, so ging im Uebrigen die Aufführung recht gut, und waren besonders die Comtesse (Mad. Schrameck) und Susanne (Dem. Seebum) ganz vorzüglich. Das Publicum war trotz der Freimarkt-Abspannung außerordentlich zahlreich versammelt, und bewies durch die Beachtung der alten ungekünstelten Musik, daß die kürzlich wegen Nichtbesuch der zweiten Hugenotten-Vorstellung gemachten Vorwürfe doch wohl nicht ganz gerecht sind. In der Aufführung der Zauberflöte hat vor einigen Wochen Dem Hagen sehr trefflich gesungen, was in Beziehung auf etwaige Wiederholung eine öffentliche Erwähnung verdient. Die Ergänzung von Papageno's Glockenspiel durch ein Clavier hinter der Scene macht sich aber sehr kahl, und könnte leicht, da Herr Weingart immer noch durch Krankheit behindert ist, ein anderes Orchester-Mitglied die Harmonica zu spielen erlernen. Durch Versäumung solcher kleinen Nebendinge leidet oft die Aufführung des Ganzen sehr bedeutend.

* Rechtspflege.

Untergerichtserkenntnisse vom 5. November d. J.: Lameyer g. Roedel Ww., Theater-Neubau g. Mielotz, Niemann g. Eich, Kolweh g. Pflüger, Beyer g. Jähde, Kulenkampff g. Assecuranz-Compagnie, Bremermann g. Adami.

Obergerichtserkenntnisse vom 7. November d. J.: Andresen g. Artmann Ww., Högemann Ww. g. Lange, Behr g. Wehlers, Lenba & Sandoz g. Helmle, Tuchhändler-Societät g. Capelle, Hilken g. Hilken, Graefers Handlungs Deputirten g. Bechtel.

Miscellaneen.

(„Robert der Teufel" mit obligater Regenschirm-Begleitung.) Die Stadt Cette läßt ein neues Theater bauen, und die Vorstellungen finden daher gegenwärtig in einem provisorischen, aus Brettern verfertigten Hause Statt. Am 24. wurde „Robert der Teufel" gegeben, und da der Himmel sehr umwölkt war, so hatte sich die Mehrzahl der Theaterbesucher mit Parapluis versehen. Die Vorsicht war gut, denn im zweiten Acte kam ein Platzregen, welcher sich durch die schlecht aneinandergefügten Dielen der Decke schlich. Die Mehrzahl des Publikums wollte demnach das Haus verlassen, und verlangte das Eintrittsgeld, dazu wollte sich weder der Director noch der Theater-Commissär verstehen. Es hieß also, um sein Geld nicht für gar nichts zu verlieren, die Vorstellung unter den Plafondtropfen aushalten. Alle Parapluis wurden nun aufgespannt und brüderlich eng an einander gerückt, damit Niemand naß werde. Der zweite Akt ging glücklich vorüber; aber im dritten nahm die Sache eine schlimmere Wendung. Die Wolken gossen einen ganzen Wasserfall ins Haus, und verschonten jetzt auch die Sänger auf der Bühne nicht. Die Direction wollte noch immer kein Geld zurückgeben. Die Sänger mußten demnach zu demselben Mittel wie die Zuschauer greifen. Man sah jetzt Robert in der einen Hand den Zauberzweig, in der Andern ein enormes rothes Paraplui, angemessen dem infernalen Charakter der Situation. Die Nonnen, in ihren leichten Sterbekleidern, benöthigten vorzüglich eines Schutzes gegen den Regenguß. Sie stiegen demnach mit grünen, rothen, blauen, braunen Regenschirmen aus ihren Gräbern, und führten in dieser Weise ihre ronde infernale um Robert aus. Die Cetter werden sich lange dieser wässerigen Opernvorstellung erinnern.

(De Goethe.) Freiherr von E. besitzt das Original des bekannten Anting'schen Stammbuches, dessen das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, Bd. I. pag. 317 der 7ten Auflage, erwähnt. Es enthält die Silhouetten und Original-Handschriften berühmter Männer und Frauen aus den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrhunderts, unter anderen auch die überaus ähnliche Silhouette Goethe's, mit folgendem Vers und eigenhändiger Unterschrift:

„Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
In Proserpinens Park spazieren geh'n;
Doch besser scheint es mir, im Schattenreiche
Herrn Antings sich hier oben wiederseh'n.
Weimar, den 7. September 1785. de Goethe."

Und auf dem nächsten Blatte schreibt de Goethe's hoher Gönner, der Herzog Karl August zu Sachsen-Weimar — ein ächter deutscher Mann — unter seinem Porträt:

„Zum Andenken"
„Weimar, den 8. Sept. 1789.
Karl August, Hz. zu S. W."

Wie kam Goethe, dieser Reigenführer der neueren deutschen Dichter — in Deutschland geboren — in Deutschland lebend — in deutschem Staatsdienste stehend — wie kam er dazu, Angesichts seines deutschen Mäzens, sich de Goethe, in Deutschland selbst, zu schreiben? Französirte er sich, weil's gerade September des Jahres 1789 war?

(Alphonse Karr.) Die deutschen Journale haben mit großer Emsigkeit die kleinen Artikel aufgenommen, die Alphonse Karr in den „Wespen" erscheinen ließ, daß es Wunder nimmt, wie noch keines von ihnen auf die Koketterie aufmerksam machte, mit der besagte Alphonse Karr sich in den Augen der Franzosen als einen Kenner der deutschen Sprache darzustellen sucht. Zwei seiner Werke führen deutsche Titel, das eine: „Einerlei," das andere: „Am Rauchen." Der Titel Einerlei, der eher Allerlei, oder Kraut und Rüben lauten sollte, zeigt, daß Alphonse Karr auch nicht den geringsten Begriff von der Bedeutung des Wortes Einerlei hat. In dem ersten Bande dieses Werkes schildert er uns eine Revolution in einer kleinen deutschen Residenzstadt, in der die Kinder eines Schneiders, Henreich und Wilhelmine, eine Rolle spielen, dann läßt er Soldaten die nachstehenden Verse singen:

Auf, auf ihr Brüder und seit stark,
Der abschids tag ist da
Wir müssen über land und meher
Ins heissen Africa.

Das zweite und neueste Werk: „Am Rauchen," soll wahrscheinlich: „Beim Ranchen" heißen, denn es enthält Kleinigkeiten, die Alphonse Karr, wie er sagt, en fumant (am Rauchen) geschrieben hat.

(Stuttgart.) In einem würtembergischen Oberamts-Städtchen soll sich kürzlich folgendes, hübsche Geschichtchen zugetragen haben: Der Geistliche hatte zu seiner Sonntagspredigt das Thema über die Nächstenliebe gewählt, und unter andern Ermahnungen zur Wohlthätigkeit, auch gesagt: „Wenn du deinen Nebenmenschen ohne Rock siehst, und du selbst hast zwei, so reiche ihm einen davon dar." Die ganze Gemeinde verließ andachtsvoll und gerührt die Kirche: jedoch so tief ergriffen, wie ein Maurer in einem ziemlich abgeschabten Wamms, war wohl keiner aus dem ganzen Kirchsprengel. Besonders hatte die Rockphrase einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Ganz allein damit beschäftigt, ging er in die Bierbrauerei, wo er sein kärgliches Mittagsmahl einzunehmen pflegte. „Hm," machte er sich endlich Luft, „hm, der Herr Pfarrer hat gewiß zwei Röcke, und könnte mir wohl einen davon geben; ich habe nichts als diesen schlechten Wamms da, und er hat's ja heute in seiner Predigt selbst anbefohlen." Diese Worte hörte der Wirth; lachend sagte er: „Ja, die Herren auf der Kanzel haben gut predigen, aber ob sie selbst thun, wozu sie uns aufmuntern, das ist eine andere Sache; wenn Ihm der Herr Pfarrer einen Rock schenkt, so soll Er von mir einen Kronenthaler und eine Maas Bier haben." „Ich versuchs," sprach aufstehend der Maurer, trabte frischen Muthes zum Geistlichen, und brachte hier bescheiden sein Gesuch vor, sich auf die Worte des Herrn

Pfarrers selbst stützend. Dieser würdige Diener Gottes richtete einige Fragen an ihn, um zu erfahren, ob er mit dem übrigen Inhalte der Predigt eben so gut bekannt sei, und als das Examen zu seiner Zufriedenheit ausfiel, öffnete er seinen Kleiderschrank, und gab dem Maurer einen noch ganz guten Rock, ihn auf das freundlichste entlassend. Der Beschenkte, den die schnelle und liebreiche Erfüllung seiner schüchternen Bitte gewaltig überraschte, zog, noch ehe er auf die Straße kam, den Rock an, und nahm das Wamms unter den Arm. So betrat er mit freudestrahlendem Gesichte wieder die Stube der Brauerei. Der Wirth hatte indessen die Sache fast wieder vergessen, und auch wohl nicht geglaubt, daß der Maurer Ernst mache. Wie er ihn nun so eintreten sah, rief er erstaunt aus: „Ja, Potz Tenfel, wo bringt Er denn des Herrn Pfarrers grünen Rock her?“ — „Von ihm selbst, er hat ihn mir geschenkt, und jetzt geben Sie mir den Kronenthaler und die Maas Bier heraus, daß ich auf des lieben Herrn Pfarrers Gesundheit trinken kann,“ antwortete jubelnd der Maurer. Der Wirth, beschämt, nicht mehr Vertrauen auf die Güte des Geistlichen gesetzt zu haben, besann sich nicht lange, und bezahlte die verlorene Wette. — Möchten alle Geistlichen ihrer Gemeinde ein so leuchtendes Beispiel von der Ausübung des göttlichen Wortes geben.

(Ein Herr Trollope) schildert in seinem eben erschienenen Werke: „Belgium since the revolution of 1830.“ die Flammänderinnen als außerordentlich und übertrieben häuslich. — Das Leben der Flammänderin, sagt der Verfasser, paßt vollkommen zu der Gleichförmigkeit und Monotonie des Landes. Eine Flammänderin steht früh auf und trinkt ihren Kaffee, kleidet die Kinder und sich selbst an, schickt die ersten in die Schule und geht auf den Markt, der die höchste Entwickelung ihrer Geisteskräfte und Energie in Anspruch nimmt, wie man es sehen kann, wenn sie nach einander mit der Geflügelhändlerin, der Obst- und Gemüsefrau, dem Fleischer und dem Eierverkäufer handelt. Gehört sie zu der wohlhabenden Classe, so folgt ihr eine Dienerin, welche die Einkäufe nach Hause trägt. Sind diese beendet, so begiebt sie sich sogleich nach Hause oder in die Kirche, um ihr Gebet zu verrichten. Die persönliche Beaufsichtigung der Bereitung des Mittagsmahles beschäftiget sie bis Mittag: ist dieses große Ereigniß des Tages abgethan und sind die Kinder wieder in die Schule geschickt, so handhabt sie die Stricknadeln bis gegen Abend und unterhält sich dabei gegen vier Uhr durch den Genuß einer Tasse Caffee. Kommt der Mann dann zurück, so erlaubt man sich im Sommer vielleicht einen halbstündigen Spaziergang oder man besucht einen Garten, wo der Mann raucht und die Frau strickt. Um sieben Uhr wird das Abendessen eingenommen und die Kinder geben zu Bett, worauf die Frau wieder strickt bis neun oder zehn Uhr. Gemüth- und geistlosere Frauen dürften sich schwerlich irgendwo finden lassen; ihre Tugenden bestehen in Gehorsam, Seelenruhe und Häuslichkeit.

(Neue Londoner Omnibus.) Von einer Londoner Omnibusunternehmung, deren Wägen zwischen Islington und Chelsea fahren, ist neuerlichst folgende sinnreiche Vorrichtung an derselben bewerkstelligt worden, mittelst deren aller Unterschleif von Seiten der Kutscher durch Unterschlagung von Passagiergeldern hinführo sogleich an den Tag kommt. Diese Vorrichtung besteht in einer kleinen messingenen Büchse, die auf der linken Seite des Schlages angebracht ist, und worin sich drei mit Ziffern bezeichnete Trommeln befinden. Die erste enthält die Zahlen von 1 bis 9, die zweite von 10 bis 99, die dritte die von 100 bis 900. In der Gegend des Einsteigschlages sind eiserne Drähte dergestalt angebracht, daß der einsteigende Passagier sie drücken muß: hiedurch wird eine messingene Röhre in Bewegung gesetzt, die unter der Decke angebracht ist, mit den Drähten in Verbindung steht, und gleich einem Schlägel auf die Trommeln einwirkt. Jeder Einsteigende wird hiedurch nach der Reihe mit seiner Nummer angemerkt, so daß die Direction bei jedem Tagesrechnungsschluß genau wissen kann, wie Viele im Laufe des Tages gefahren sind. Wodurch verhindert wird, daß die Drähte nur bei diesem Anlaß berührt werden, ist nicht angegeben.

(Rossini) sagt immer, so oft man ihm sagt, warum er nichts komponire: „Laßt mich in Ruhe! . . . Ihr wollt mich immer an meinem „Requiem“ verhindern.“ Was Rossini „Requiem“ nennt, ist seine Siesta.

(Friedrich's des Zweiten Mundkoch) hatte dem Könige einst eine vortreffliche Pastete bereitet. Der König sagte zu ihm scherzend: „Mache Er nicht, daß ich mich durch das Essen versündige, und wir Beide in die Hölle fahren.“ „Schadet nichts,“ versetzte der Koch, „die Welt weiß doch, daß wir das Feuer nicht scheuen.“

(Scribe's neuestes Stück) ist „Gold und Eisen“ betitelt. Ein Stoff, der den metallischen Dualismus unserer gold- und industriesüchtigen Zeit bezeichnet.

(Concerts nomades) hat ein Hr. Mira eingeführt. Da man fürchtet, daß das Publikum die Concerte nicht besucht, so besuchen die Concerte das Publikum. Mittelst der Concert Nomades wird Einem der musikalische Genuß wie die Holländische Suppe in's Haus gebracht.

(Ein Londoner Musiker,) Namens Davidson, hat Rossini's Stabat Mater zu Quadrillen verarbeitet, welche „Stabat-Mater-Quadrillen“ heißen. („O unbegreiflicher Finger der rachekundigen Nemesis!“)

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 89.

Bremen, Sonntag den 6. November 1842.

Gestorben:

Nro. 1108. Den 1. November. Des Küpermeisters Gottfr. Theodor Hähnel Sohn, 1¼ Jahr, Knochenhauerstraße Nro. 10.

— 1109. Den 2. — Des Schuhmachers Johann Peter Riegelmann Wittwe, geborne Warnecken, 79 Jahr, Schnoor Nro. 14.

— 1110. Den 3. — Die Näherin Gesine Steencken, 24 Jahr, Häfen Nro. 21.

— 1111. Den 3. — Des Arb. Hinrich Tietjen Sohn, 4 Jahr, Hastedt Nro. 24.

Nro. 1112. Den 3. — Des Schiffsmäklergehülfen Johann Heinr. Schreiber Sohn, 10 Monat, Contrescarpe Nro. 17 A.

— 1113. Den 3. — Des Tischlers Conrad Wilh. Reuter Sohn, 1¼ Jahr, am Sielwall Nr. 2.

— 1114. Den 2. — Der Handlungsgehülfe Jasper Georg Stubbemann, 46 Jahr, am Markt.

— 1115. Den 5. — Des Steindruckers Justus Johann Klump Ehefr., geborne Stövesandt, 47 Jahr, Kohlhökerstraße Nro. 10.

Geburten:

Nro. 1363. Den 29. October. Des Tonnenmachermeisters Heinrich Harves Ehefr., geb. Seehausen, große Johannisstraße Nro. 32, v. e. M.

— 1364. Den 29. — Des Arbeitsm. Harm Heinrich Ernst Meyer Ehefr., geb. Bremer, Nordstraße Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1365. Den 30. — Des Zimmergesellen Hinrich Wentzel Ehefr., geb. Buck, Knochenhauerstraße Nro. 41, von einem Knaben.

— 1366. Den 1. November. Des Essigfabrikanten Daniel Deetjen Ehefr., geb. Hafers, Werder Nro. 47 B, von einem Knaben.

— 1367. Den 1. — Des Kahnschiffers Martin Stegmann Ehefr., geb. Rohde, auf der Hofe Nro. 1, von einem Knaben.

— 1368. Den 1. — Des Kaufmanns Carl Adolph Peter Rocholl Ehefr., geborne Rocholl, am Brill Nro. 1, von einem Knaben.

Nro. 1369. Den 2. — Des Landmanns Diedr. Hagens Ehefr., geb. Bollmann, Steinthor Nr. 21, von einem Mädchen.

— 1370. Den 2. — Des Maurergesellen Ernst Marks Ehefr., geb. Breßen, am Buntenthorssteinweg Nro. 160, von einem Mädchen.

— 1371. Den 3. — Des Seilers Diedrich Rosenthal Ehefr., geb. Tiemann, Hastedt Nro. 20, von einem Knaben.

— 1372. Den 3. — Des Arb. Joh. Franz Etz Ehefr., geb. Schmidt, Ertels Gang Nro. 1, von einem Mädchen.

— 1373. Den 4. — Des Polizeidragoners Heinr. Meyer Ehefr., geb. Hastrich, Hastedt Nro 19, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 452. Der Uhrmacher Caspar Diedrich Rogge und Maria Adelheid Catharine Frerichs hies.

— 453. Der Schuhmacher Joh. Carl Plenge und Margarethe Rebecca Corssen. Beide v. hier.

— 454. Der Sattleramtsmeister Gottfr. Heinr. Tamsen und des verstorbenen Musikus Johann Eberhard Christoph Ulrici Wittwe, Henriette Maria, geb. Bernhard, hieselbst.

— 455. Der Leinenhändler Joh. Heinr. Frese und Wilhelmine Catharina Blechen hieselbst.

— 456. Der Uhrmacher Joh. Diedr. Lippold und Adelheid Maria Dolt hieselbst.

— 457. Der Matrose Friedr. Ritter hies. und Metta Segelken aus Hinnebeck.

Nro. 458. Der Schweineschlachter Joh. Christian Ottilige hieselbst und Sohia Charlotte Bockelmann aus Schlüsselburg.

— 459. Der Arb. Joh. Eberhard Ludw. Vantjer hies. und Anna Rebecke Reiners aus Elsfleth.

— 460. Der Arb. Harm Hinr. Blome und des verst. Ausladers Friedr. Henr. Balster Wittwe, Elisabeth Christina Louise, geb. Peymann, hieselbst.

— 461. Der Cigarrenmacher Friedr. Bernh. Windels und Catharine Maria Elisabeth Norwald hieselbst.

— 462. Der Landmann Dietrich Zacharias Köster zu Seestedt und Wübke Vöge zu Blender.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen
und von Proclamationen
Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 90.

Bremen, Donnerstag den 10. November 1842.

Die Neger.

In Afrika saß traulich in der Hütte
Mit ihren beiden Söhnen eine Frau.
Der Vater war nicht mehr in ihrer Mitte;
Denn Räuber hatten aus der fruchtbar'n Au,
Worin er wohnte schon vor vielen Jahren
Ihn weggenommen, über's Meer gebracht,
Zum Sclaven in Amerika gemacht.
Die Gattin konnte nichts von ihm erfahren.

Sie nannte eben ihres Mannes Namen
Den Söhnen die den Vater kaum gekannt,
Als plötzlich Räuber in die Hütte kamen,
Die Sclavenketten trugen in der Hand,
Womit sie diese armen Neger banden
Und grausam nach der Küste schleppten fort;
Man wies im Schiff' den Negern einen Ort,
Wo sie schon mehre Leidensbrüder fanden.

Dort lagen sie, mit Fesseln angeschlossen,
Nicht wissend, welch ein Schicksal ihrer harrt';
Man brachte täglich ihnen mehr Genossen
Des Leidens, bis der Raum zu enge ward.
Dann ließ der Kapitain die Anker lichten,
Um wegzubringen seine Menschenfracht,
Wovon er hatte guten Raub gemacht;
Nach Westen hin ließ er die Segel richten.

In dumpfer Schwermuth lag der Neger Haufen
Im untern Raum des Schiff's; unmöglich war
Es ihnen, ihren Quälern zu entlaufen.
Da faßt' verzweiflungsvoll die schwarze Schaar
Den Vorsatz: keine Nahrung hinzunehmen
Und zu verschmäh'n des Lebens Unterhalt;
Man mochte sie auch treiben mit Gewalt,
Sie wollten sich zum Leben nicht bequemen.

Der Kapitän sah dies mit böser Miene, —
Durch seine Rechnung war ein Strich gemacht; —
Er wußte schon, wie viel er wohl verdiene,
Wenn er zu Markte bringe seine Fracht.
Drum sucht' er den Verlust sich zu ersparen
Und trieb zum Essen sie mit Geißelhieb;
Doch mußte nur der alte Menschendieb
Der Tod'sverächter Seelenstärk' erfahren.

Nun faßt' er grimmig vor der Menge Blicken
Den ält'sten Sohn der Mutter mit der Hand,
Zerschnitt vor Aller Augen ihn in Stücken *),
Und rief: „Seht Ihr's! den Tod, den dieser fand,
Den soll ein Jeder finden, der sein Leben
Nicht will erhalten." Schaudernd sah die Schaar
Den Tod des Jünglings; ihr Entschluß nun war,
Sich ruhig in ihr Schicksal zu ergeben.

Doch wer beschreibet wohl der Mutter Schmerzen!
Bewußtlos starrte sie bei diesem Mord
Den Wüthrich an. Nicht Klag' entquoll dem Herzen,
Die Zunge stockte, es versagt' das Wort,
Bis sie sich machte Luft durch bitt're Thränen.
„Du Mörder! führ' auch mich zum Tode hin!
Du wirst gewiß der Rache nicht entfliehn!"
So rief der Bruder, knirschend mit den Zähnen.

*) Eine solche That ist wirklich geschehen.

Die Fahrt ging nach des neuen Erdtheils Küste.
Der Kapitän entflohe nicht der Rach';
Denn bei der Insel St. Domingo büßte
Er für die That. Auf einer Bank zerbrach
Das Schiff und stürzt' mit fürchterlichem Krachen
In Trümmern; doch zum guten Glücke fand
Sich in der Nähe schon das feste Land;
Nun ließ sich Lebensrettung möglich machen.

Denn augenblicklich machten, um zu retten,
Die Neger von Domingo sich heran.
Wie staunten sie, daß liegend in den Ketten
Sie hier die schwarzen Landesbrüder sahn!
Es wurd' dem Kapitän der Tod geschworen;
Doch dieser, fürchtend ihre Rachehand,
War schwimmend schon gekommen an das Land
Und hatt' sich ein Asyl dort auserkohren.

Zu einem Landmann war er hingegangen,
Der in der Nähe war; er hoffte dort
Schutz gegen die Verfolger zu empfangen.
Der führte heimlich ihn an einen Ort
Und sprach: „Du kannst so lange hier verweilen, —
Ich werde Dich mit Unterhalt versehn, —
Bis einst die Zeit zu deinem Weitergehn
Gelegen kommt, dann sollst Du vorwärts eilen.

Nun ging der Landmann fröhlich an der Küste,
Um hier zu helfen an der Meng' entlang,
Hoch horcht' er auf, als eine Frau ihn grüßte,
Was war das für ein Laut der ihn durchdrang?! —
Welch eine Ahnung?! — Welche süße Töne
Durchschallten laut und wunderbar sein Ohr!
Sie spiegelten entschwundnes Glück ihm vor,
Den süßen Ton der Frau, das Bild der Söhne.

Nun blickt' er auf und rief: „Dich seh ich wieder!
Dich meine Frau! — Welch unaussprechlich Glück!"
Da fiel die Frau zur Erde bebend nieder;
Dann hob sie zweifelnd, hoffend auf den Blick,
Und kannt' ihn, hatte wieder ihn gefunden,
Den Mann, der nun schon über funfzehn Jahr
Durch's große Meer von ihr geschieden war;
Es war die froh'ste ihrer Lebensstunden.

Der Mann, den Frau und Sohn hier wieder fanden
War weggeführt, vom Flusse Senegal
Nach Portorico wo die Sclavenbanden
Er von sich warf und zu der Neger Zahl
Nach St. Domingo kam, wo blutig kämpfend
Der Neger Menge Freiheit sich erfocht',
Den Feind, von dem sie lange unterjocht
Und hart behandelt waren, endlich dämpfend.

Es führte Frau und Sohn mit großer Freude
Der Mann in seine stille Wohnung ein.
„Ich sehe," sprach er, „nicht die Söhne beide,
Wo mag denn wohl der älteste noch sein?
Ist er nicht mit Euch über's Meer gekommen? —
Das wäre schlimm, — Ihr schweigt? — ich fürchte gar
Das Schlimmste, macht mir doch sein Schicksal klar;
Es hat der Tod ihn doch nicht weggenommen?"

Als seine Frau des Kindes trauriges Ende
Ihm hatte offenbart, umwölkte sich
Die Stirne, schweigend schlug er seine Hände
Zusammen; endlich sprach er: „Suchet mich
So schwer das Schicksal heim! In meiner Wohnung
Ist der, der diese Freveltat vollbracht;
Es steht sein Schicksal jetzt in meiner Macht,
Und ich, ich soll ihm geben die Belohnung!"

„Dann soll er diesen Mord mit Schrecken büßen,"
Fiel ihm die Frau ins Wort, „der Bösewicht!
Laß foltern ihn, die größten Marter müssen
Ihn treffen, ohne Qualen sterb' er nicht,"
„Nein Frau! so werd ich nicht mit ihm verfahren
Wie Du es willst," entgegnet' ihr der Mann.
„Wohl scheint es süß, wenn man sich rächen kann;
Doch werd' vor Rachsucht ich mein Herz bewahren."

Wohl war mir's früher lieb, aus Haß zu morden
Den Feind, der mir nach meinem Leben stand;
Doch wisse: ich bin jetzt ein Christ geworden
Und segne, die mir Böses zugewandt."
Er ging zum Kapitän mit schnellen Schritten
Und sprach: „Du weißt wohl nichts davon mein Gast,
Wem in der Noth Du Dich vertrauet hast?
Dem Vater, dessen Sohn Du hast zerschnitten.

Da bebten diesem Seemann alle Glieder,
Dem Mann der manche Fahrt im Meer gemacht.
Er fiel vor einem schwarzen Menschen nieder,
Obgleich er Schwarze sonst wie Vieh geacht't,
Der Neger sprach: „Du darfst vor mir nicht beben;
Hier hast Du Geld, nun fliehe weg von hier,
Du würdest sonst vor And'rer Wuth bei mir
Nicht sicher sein; ich habe Dir vergeben."

La Pivardière.

Unter der Regierung Ludwig XIV. lebte in Berry ein armer Edelmann, Louis von La Pivardière. Im Jahre 1687 verheirathete er sich mit einer vierundzwanzigjährigen Wittwe, die drei Kinder hatte und das große Landgut Nerbonne besaß. Dies Landgut besonders hatte La Pivardière zu der Heimath gereizt.

Die Ehe war nicht eben glücklich; der Mann hatte nichts, machte aber gern Aufwand; die Frau stimmte mit ihm darin überein und war überdies kokett. Der Unfriede in der Ehe nahm bald überhand und wurde durch verläumderische Zungen noch mehr gefördert.

La Pivardière schien sich wenig um das Gerede seiner Nachbarn zu bekümmern und übrigens wurde 1689 der Heerbann berufen; unser Held mußte abreisen; man machte ihn zum Dragonerlieutenant und er wohnte als solcher den Schlachten von Fleurus und Neewinden bei. Nach einem vierjährigen Dienste erhielt er seinen Abschied und verließ Flandern, statt aber auf dem kürzesten Wege in seine Heimath zurückzukehren, beschloß er, einen weiten Umweg zu machen und die Champagne, Burgund, die Provence u. s. w. zu besuchen. Er war damals dreiunddreißig Jahre alt.

Am 19. Juni 1692, an einem Sonntagabend, kam La Pivardière in Aurerre an. Auf einer grünen Wiese bei der kleinen Stadt traf er mehrere hübsche Mädchen: der Soldat blieb stehen, um zuzusehen, bald aber sah er sich von einer Schönen aufgefordert, Antheil an dem Tanze zu nehmen. Das Mädchen war eben so züchtig als schön; La Pivardière verliebte sich in sie und sagte es ihr. Sie hörte ihn nicht ungern, aber nur unter der Bedingung an, daß sie seine Frau werde. La Pivardière vergaß, daß er verheirathet war; die Hochzeit wurde gefeiert; bald darauf starb sein Schwiegervater, Huissier in der Stadt und der ehemalige Edelmann aus Perry, der Dragoner, folgte ihm in dem Amte. Er hatte den Namen Bouchet angenommen.

Nach einem halben Jahre wollte La Pivardière sehen, wie es in Nerbonne stehe, zeigte seiner Frau in Aurerre an, daß er eine Reise machen müsse, um einige Pachtgelder einzutreiben, und begab sich graden Weges nach Nerbonne. Die erste Person, die er in dem alten Herrenhause dort traf, war der Baron von Wizerai, der vor einem gewaltigen Feuer am Kamin saß und Wein trank. La Pivardière äußerte weder Unzufriedenheit noch Verwunderung; seine Frau empfing ihn kalt und von beiden Seiten enthielt man sich aller Fragen über die Vergangenheit, da sie doch nur Verlegenheiten herbeiführen mußten.

„Ich muß binnen wenigen Tagen zu meinem Regimente zurückkehren," sagte La Pivardière, „brauche aber Geld, da der Sold nicht regelmäßig eingeht."

— „Da sind tausend Thaler, lieber Mann," entgegnete die Frau, „mehr kann ich vor der Hand nicht geben; kehre zu Deinem Regimente zurück, denn es würde mir leid thun, wenn es zu einer Schlacht käme und Du wärest nicht dabei; Du verlörest da eine Gelegenheit Dich auszuzeichnen und höher zu steigen."

„Sei darüber ganz ruhig. Im nächsten Jahre werde ich Dich wieder besuchen."

La Pivardière entfernte sich mit den 1000 Thalern und kehrte nach Aurerre zurück. Im nächsten Jahre erhob er wirklich eine neue Contribution in Nerbonne und so trieb er es vier Jahre lang. Er wurde Vater von vier Kindern in Aurerre.

Das Benehmen La Pivardière's verdient gewiß keine Entschuldigung, aber er war darum noch kein schlechter Mensch und sein Haus in Aurerre konnte als Muster des ehelichen Glücks aufgestellt werden.

Seine erste Frau erfuhr indeß, auf welchem Wege weiß man nicht, daß ihr Mann sie hintergehe, daß er den Kriegsdienst verlassen und sich sogar wieder verheirathet habe. Ihr Zorn kannte keine Grenzen. Als La Pivardière zum fünften Male erschien, war gerade eine zahlreiche Gesellschaft in dem Schlosse zu Nerbonne versammelt, er fand eine sehr kalte Aufnahme und kaum war er mit seiner Frau allein, als dieselbe ihrem Unwillen Luft machte und ihrem Manne sein Vergehen vorhielt.

La Pivardière gerieth in Verlegenheit, läugnete aber

hartnäckig und stellte sich, als wisse er gar nicht, wovon seine Frau spreche. Diese aber glaubte seinen Betheuerungen nicht und sie trennten sich in Zorn. Der Mann begab sich in sein Schlafzimmmer und eine Dienerin zeigte ihm aus Mitleid an, daß er sich, wenn er die Nacht über in dem Schlosse bleibe, der Verhaftung aussetze. Dies war nicht unwahrscheinlich; unser Held wurde ängstlich, und ehe der Tag anbrach, war er heimlich aus dem Schlosse entwichen, indem er sein lahmes Pferd, seine Pistolen und alle seine Habseligkeiten zurückgelassen hatte, die ihm auf der Flucht hinderlich gewesen sein würden.

Einige Tage nachher verbreiteten sich seltsame Gerüchte in der Umgegend; man erzählte erst leise, dann ganz laut, La Pivardière sei ermordet worden; man beschuldigte die Frau desselben; der Fiscal-Procurator von Chatillon begann eine Untersuchung; es wurden Zeugen abgehört; der Eine hatte klagende Töne, der Andere einen Flintenschuß gehört; eine Magd behauptete, zwei Diener des Baron von Mizeraye hätten das Verbrechen begangen; eine andre wollte durch ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen in dem Schlosse in jener Nacht aufgeweckt worden sein und das Geräusch von einem hartnäckigen Kampfe gehört haben.

In einem Hohlwege fand man einen Hut, in welchem man den erkannte, welchen La Pivardière getragen hatte.

Es wurde nun die Verhaftung gegen die Frau von La Pivardière ausgesprochen; sie hatte sich versteckt; man erfuhr, daß sie sich nach Paris geflüchtet habe; man verhaftete auch den Baron von Mizeray und wies sie an das Tribunal von Romorantin.

Die beiden der Mitschuld verdächtigen Diener waren ebenfalls eingezogen worden; den einen fand man am nächsten Morgen todt im Gefängnisse, der zweite wurde gefoltert — was damals noch gestattet war — und er gestand endlich, den Herrn La Pivardière erwürgt zu haben. Was aus dem Leichnam geworden, wollte er nicht wissen; sein Kamerad, sagte er, hätte ihn auf den Rücken in einem Sacke fortgetragen; vielleicht wäre er an irgend einem entlegenen Punkte begraben worden.

(Schluß folgt).

Ein Zweikampf in Irland.

Ich war auf dem Wege, um den Markt in Donabruck zu besuchen, als ich mich plötzlich durch eine Boretscene aufgehalten sah; ich fand mich in der Mitte, eine Mauer von Menschen umstand und umdrängte mich dermaßen, daß jede Hoffnung auf Entkommen verschwand und ich bis zum Ende ausharren mußte. Es war ein Zweikampf auf Tod und Leben, ein gräßlicher Kampf, von dem ich wider Willen Zeuge sein mußte.

Der eine Athlete war ein durch seine Gewandtheit und seine Stärke berühmter Schotte, welcher nach Irland gekommen war, um den Markt von Donabruck zu besuchen. Ein irländischer Borer, der schon seit langen Jahren im unbestrittenen Besitze der Meisterschaft all die verschiedenen Märkte seines Landes besuchte, konnte die Ansprüche des fremden Nebenbuhlers nicht mit kaltem Blute betrachten, und so hatten sie beide den Markt verlassen, um hier ihren Streit zu entscheiden. Wie durch einen Zauberschlag gerufen, umgab uns in wenig Augenblicken eine ungeheure Schanze von Wagen aller Art, und Tausende von Köpfen bedeckten diese beweglichen Gerüste. Die neugierige Menge drängte sich auf die Wagen, stieg auf die Pferde, die Räder, das Ganze bildete einen festen Wall, in dessen Mitte hinlänglich freier Raum blieb für den furchtbaren Kampf. Ich befand mich mit einigen zwanzig Personen im Vordergrunde des Kreises, in welchem das schreckliche Schauspiel stattfand.

Die Kämpfer legten ihre Kleider, selbst ihre Hemden ab, nur ihre Beinkleider behielten sie an. Jeder von ihnen hatte seine Beiständer bei sich. Der Schotte hatte dünnes, brennend roth gelocktes Haar, seine blauen Augen trugen den Ausdruck satanischer Verschmitztheit, seine Schultern, Brust und Arme zeigten einen kräftigen Muskelbau, seine Haut war braunroth, seine Fäuste nicht besonders groß, seine Hüften breit und beweglich. Er überblickte schnell den Kampfplatz, stieß mit dem Fuß einige Steine bei Seite, dann ließ er, die Füße wie zum zum Sprunge bereit, auseinander, den Oberleib auf seine Hüften niedersinken, und erwartete seinen Gegner mit fest geschlossenen Fäusten, die Ellenbogen nach unten gerichtet, die Nasenlöcher weit offen, den Blick fest auf seinen Gegner gerichtet, wie ein zum Sprunge bereiter Tiger.

Der Irländer war halb betrunken, sehr bleich, mit glatten schwarzen Haaren und kahlem Scheitel. Er war größer

als der Schotte und seine Arme von unverhältnißmäßiger Länge, seine großen Fäuste reichten ihm bis an die Knie, sein Knochenbau war furchtbar, aber seine Muskelkraft schien der seines Gegners nicht gewachsen. Er ging mit gesenktem Kopf und niedergeschlagenen Augen wie ein Bär auf seinen Gegner los. Seine Beiständer sprachen leise mit ihm, und er schien seine Geisteskräfte zusammen zu raffen, um sie zu verstehen. Als beide Kämpfer sich auf zwei Schritte Zwischenraum gegenüberstanden, herrschte Todesstille unter der ungeheuren Volksmenge. Der Blick des Irländers, der bis daher finster und kalt war, belebte sich, aber in seiner Haltung war nichts von der kräftigen Zierlichkeit seines Gegners, man sah, daß er nicht so viel Schule besaß; aber hatte er auch weniger Kunst, so hatte er dafür mehr Schlauheit. Der Irländer war ein Naturkind, das die Erfahrung zum Lehrmeister hatte. Jetzt standen sie sich zum Angriff gegenüber. Nach den Finten kamen die Streiche zuerst zum Schein, aber bald in furchtbarer Wirklichkeit. Der Irländer suchte nach unten zu schlagen, der Schotte schlug gerade stehend, den Arm erhoben, und Hand und Fuß mit gymnastischer Genauigkeit zu gleicher Zeit benutzend. Fünfmal wurde der Irländer zu Boden geworfen, seine Freunde umgaben ihn dann, wischten ihm das Gesicht ab, sprachen leise in höchster Aufregung mit ihm und schienen für alles andere als für den Kampf ganz unempfindlich. Als der Irländer zum fünftenmal niedergeworfen war, dauerte es eine Viertelstunde, bis er wieder zur Besinnung kam. Der Schotte glaubte bereits gesiegt zu haben, allein einer der Irländer gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß noch nicht alles zu Ende sei. Man hob den Irländer auf, setzte ihn auf den Boden, und hier nahm er eine Zeitlang den Kopf in beide Hände. Eine Viertelstunde lang ruhete er noch aus, dann kreuzte er die Hände über die Brust und seine Züge nahmen einen Ausdruck finsterer Entschlossenheit an. Seine Freunde redeten ihm zu mit einer Heftigkeit, die ich zu schildern nicht im Stande bin, und halfen ihm aufstehen. Der Kampf begann vom Neuem. Der Schotte hatte nicht mehr die gleiche Beweglichkeit, er war einigemal in die Seite geschlagen worden, und seine Blässe zeugte deutlich für die Wirkung dieser Streiche, dennoch erwartete ich keineswegs einen Ausgang, wie er wirklich stattfand; der irische Borer näherte sich, nachdem er mehreren Angriffen ausgewichen war, mit Einemmal seinem Feinde, wie ein Verzweifelter, die Fäuste hoch, als wolle er von oben herabschlagen, plötzlich aber warf er die rechte Schulter zurück und versetzte dem Schotten einen so fürchterlichen Schlag in die Seite, daß dieser niederstürzte, um sich nicht mehr zu erheben.

---

* Berichtigungen.

Der wohlmeinende Aufsatz in Nr. 89 d. Bl. „Der Verein für Israel" giebt dazu mancherlei Veranlassung.

1. Die Versammlungen der Bibel- und Missions-Gesellschaft zur Berichterstattung und Jahresfeier, so wie die mancher anderen Vereine, sind seit vielen Jahren öffentlich gehalten, wie die Einladungen in den Blättern beweisen, natürlich werden die Mitglieder noch besonders eingeladen, und zu berathenden Versammlungen nur diese. Die Berichte jener Gesellschaften sind ja auch seit Jahren unentgeltlich bei sämmtlichen Mitgliedern der Verwaltung zu haben gewesen, es ist jedes Mal im Wochenblatt angezeigt; sie holen zu lassen haben sich sehr wenige unserer Mitbürger bewogen gefunden.
2. Von der Feindseligkeit der Welt gegen das Missionswesen haben wir leider bei der Stiftung des Missions-Vereins genug erfahren. Weil damit doch nichts ausgerichtet wurde, ist die Welt stiller geworden; auch läßt sich nicht läugnen, daß Manchem, der im blinden Eifer dagegen auftrat, die Augen aufgegangen sind.
3. Daß die Geschichte lehren soll, die Bemühungen der Missionare, überbildete oder wilde Völker durch die Lehre allein zu bekehren, seien vergeblich gewesen, möchte sich doch nicht beweisen lassen. Wer die neuere Missionsgeschichte der Inseln in der Südsee und namentlich Ostindiens kannte, müßte sich doch die Beweise für jene Behauptung erbitten. Sie würden am Ende nicht schlagender sein, als der aus der deutschen Geschichte. Da Bonifacius schon 755 starb und Carl der Große 771 zur Regierung kam, so kann doch Karl's Schwert die Deutschen nicht wohl unter Bonifacius Hirtenstab gebracht haben. Und wie lange vorher war schon das Evangelium in Deutschland gepredigt worden!
4. Wegen der „biblischen Prophezeiung" weisen wir den Verfasser jenes Aufsatzes auf Römer 11, namentlich v. 25 u. f. hin.

5. Die Vorträge der Missionare zeugten doch von manchem tiefen Eindruck, den ihre Besuche und Reden gemacht haben. Stephan Schulz, der vor länger als 100 Jahren im Dienst des Collenbergischen Instituts zu Cöln, Europa, Asien und Afrika bereiste und eine Beschreibung seiner Reisen unter dem Titel: „Leitungen des Höchsten“ in 6 Theilen herausgegeben hat, begnügte sich daran, den Juden zu bezeugen, der Messias sei in Jesu von Nazareth gekommen, und ermahnte zur Bekehrung. Er hat auch nicht viele Frucht gesehen, aber es ist mancher Segen unsichtbar geblieben. Jetzt ist die Zeit offenbar eine andere; unsere Boten beginnen aber erst, was kann man da schon erwarten? Uebrigens wurde doch von Berlin berichtet, wie viele sich dort zur Taufe finden.

6. Der eine unserer Missionare, Neander, ist allerdings ein Proselyt aus dem Judenthum; der andere aber ist ein christlicher Candidat, Namens Sehrwald.

7. Daß die Sorge für Amerika uns ebenfalls nahe liegt, davon zeugen die beiden Berichte des evangelischen Vereins. Er ist ja auch kürzlich noch beauftragt, für die neu gebildete deutsch-protestantische Gemeine in Buenos Ayres einen Prediger zu berufen und die neuste Nummer des Kirchenboten lehrt uns, daß er auch zwei Predigerstellen im Staate Newyork besetzen solle. Wir wünschen herzlich, daß die Theilnahme für diese Angelegenheit sich mehren möge.

---

* Das optisch-mechanische Theater.

Unter diesem Namen befand sich auf dem hiesigen Freimarkt eine Bude in der Gemälde schöner Gegenden mit beweglichen Gegenständen gezeigt wurden, die aber vom Einsender dieses, wie manches Andere des Marktes unbeachtet blieb. Von mehreren Freunden aber aufgefordert, dies sich jetzt im Krameramthause befindliche Panorama zu besuchen, ließ ich mich am Sonntag mit dorthin ziehen und habe mich dort so vortrefflich amusirt, daß ich der Bitte des Besitzers, ihn zu empfehlen nicht besser nachkommen kann, als wenn ich im Bürgerfreunde etwas darüber sage. Dies Theater ist kein Panorama wie viele glaubten, sondern ein Theatrum mundi das man ohne Glas sieht, eine vor dem Zuschauer aufgerollte Welt, ein herrliches Zeugniß für den Maler und den Mechaniker die es malten und belebten.

Am Sonntag Abend war zuerst eine Kirche aufgestellt, eine treffliche Malerei, eine Abendscene; viele Personen gehen an dem Zuschauer vorüber, auch eine katholische Prozession; bald aber beginnt ein schreckliches Unwetter, wobei der Regen auf die Erde fällt. Dann sah ich, was mir besonders gefiel, eine Winterlandschaft, voll köstlicher höchst interessanter und naturgetreuer Scenen, die zum Winter gehören und die Zuschauer herzlich amusiren. In einer andern Darstellung kommt eine Jagdscene vor, äußerst niedlich und natürlich. Die guten Leute ließen, offen gesagt, aber jedes Tableau zu lange stehen, man hätte wohl an einer kürzeren Zeit genug; daß dies beim Auf- oder Untergang der Sonne nicht geht, versteht sich von selbst, und Mancher will auch für sein Geld viel haben, ich aber hatte wirklich genug und kann gestehen, daß ich im höchsten Grade zufrieden gestellt war und es mich freuen sollte, wenn Herr Eblemberg recht gute Geschäfte machte, was wohl nicht zu bezweifeln ist, da der Preis bedeutend ermäßigt ist und Niemand seine Zeit besser hinbringen kann; auch für Kinder und solche Leute, die das Schauspiel nicht besuchen, ist das Theater sehr zu empfehlen, und dies kann Einsender mit voller Ueberzeugung thun. Keiner der etwas Schönes und Kunstvolles sehen und bewundern will, lasse es unbesucht.

U. P. M.

---

* Notiz.

Es darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß Baiersche Blätter in halboffizieller Weise, die Autorschaft des auch im Bürgerfreund Nr. 86 abgedruckten (Walhalla-) Gedichtes, von König Ludwig abgelehnt haben. Es scheint nun auch allerdings, daß irgend ein Scherzhafter mit Hülfe der aus den Walhalla-Genossen beliebten Partieipial-Constitution jenes Gedicht zusammengestellt hat.

Varianten.

Autor: ein Protestant.
Kirchenbote: K — ein Protestant.
Tertius: R — ein Protestant.

Rechtspflege.

Untergerichts-Erkenntnisse vom 8. Nov. Degener g. Böker. Eylers g. Poppe. Oetting g. Backmeyer.

Miscellaneen.

(Thiers.) Auf der Reise, welche Herr Thiers kürzlich nach den Niederlanden machte, kam er eines Abends in einer kleinen Stadt Luxemburgs an und der Bürgermeister sagte zu ihm, sie hätten seit zwanzig Jahren einen alten Mann aus Marseille in der Stadt, welcher Unterricht ertheile. „Wie heißt er?“ fragte Thiers. — „Margas,“ — antwortete der Bürgermeister. — „Margas? Den habe ich vor etwa vierzig Jahren in Marseille gekannt; ich möchte ihn wohl sehen.“ Und er begab sich mit dem Bürgermeister zu dem Schulmeister Margas. — „Sie kennen mich wohl nicht mehr,“ sagte Thiers zu dem Alten. — „Nein, mein Herr.“ — „Erinnern Sie sich nicht an den kleinen Thiers, der in Marseille Ihr Schüler war?“ — Warten Sie, warten Sie,“ fiel Margas ein, „der kleine Thiers? Ja, ich erinnere mich dieses Namens; es war ein kleiner Schlaukopf, der immer tolle Streiche machte.“ — „Richtig.“ — „Sie sind also der kleine Thiers? Ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Wie ist es Ihnen in der Welt ergangen?“ — „Recht gut,“ antwortete der Exminister. — „Haben Sie eine gute Stelle?“ — „Ich bin zufrieden.“ — „Es freut mich, daß mein Unterricht Ihnen nützlich gewesen ist. Ich bin recht alt und kann nicht mehr nach Marseille gehen, wenn Sie aber wieder dorthin kommen, so grüßen Sie alle die, welche ich gekannt habe.“ — Herr Thiers versprach den Auftrag auszuführen und fragte den Alten, ob er sich wohl befinde. — „Nicht eben sehr, ich habe nicht viele Schüler.“ Thiers drückte dem Alten einige Goldstücke in die Hand; Margas dankte und Thiers wollte wieder gehen, als sein ehemaliger Lehrer ihn zurückhielt und sagte: „Verzeihen Sie meine Neugierde, ich möchte aber gern wissen, was Sie treiben? Sind Sie Notar, Banquier, Kaufmann?“ — „Jetzt bin ich gar nichts, alter Freund,“ antwortete der Staatsmann, „aber ich war Minister.“ — „Also Protestant!“ (ministre heißt bekanntlich auch Pfarrer) fragte Margas verwundert und wollte, als guter Katholik, seinem ehemaligen Schüler bereits Vorwürfe wegen seines Glaubenswechsels machen, als der Bürgermeister einfiel und dem Alten die glänzende Laufbahn des „kleinen Thiers“ erzählte.

(Ein ächter Percy.) Lord Prudhoe, Bruder des Herzogs von Northumberland aus dem alten Hause der Percy hat sich kürzlich verheirathet, und da bei seiner Hochzeit den Pächtern der Stanwicks 10 pCt. an Pacht geschenkt wurden, hat er seinen Pächtern gleiche Liberalität erwiesen. Man erzählt jetzt von Lord Prudhoe folgende Anekdote aus seiner Jugend: In 14 Jahren war er Midshipman auf Admiral Cochranes Flaggschiff bei der Station von Westindien. Damals zerstörte ein heftiger Sturm alle Pflanzungen auf der westindischen Insel St. Kitts. Es wurde zu Gunsten der armen zu Schaden Gekommenen subscribirt und die Liste auch auf die Flotte geschickt. Der Admiral Cochrane zeichnete 100 Pfd., jeder Schiffscapitän 50 Pfd., jeder Lieutenant 20 Pfd. — alsdann kam die Liste auch zu den Midshipmen, welche 5 Pfd., 1 Pfd., auch noch weniger, je nachdem es die Sparkasse zuließ, zeichneten. Als der Zettel an Lord Prudhoe (damals Lord Algernon Percy) kam, zeichnete er keck: „Percy: 1000 Pfund!“ Die Liste wurde wieder zum Admiral gebracht, welcher sogleich den Midshipman kommen ließ und ihn fragte, ob er denn auch im Stande sei, den bei seinem Namen gezeichneten Betrag zu erlegen? „Nein, Admiral,“ sagte er, „das kann ich nicht, aber der alte Junge daheim (the old boy at home) wird es zahlen!“ Der Admiral schrieb sogleich an den Vater, den Herzog von Northumberland; als dieser den Brief las, brach er in Thränen aus, rief: „der ist werth, Percy zu heißen,“ und schickte alsbald eine Anweisung von 1000 Pfund auf seinen Banquier.

(Wieder eine durchgegangene Lokomotive.) Ein auf Eisenbahnen in England schon vorgekommenes Ereigniß setzte am 1. October die auf dem Bahnhofe zu Buckau bei Magdeburg beschäftigten Personen in nicht geringeres Erstaunen und große Bestürzung. Die Lokomotive, der „Herkules,“ langte auf dem erwähnten Bahnhof an, und wurde von einem Lokomotivführer zu einem anderweitigen Versuch ausersehen. Der Heizer verließ den „Herkules,“ ohne das Ventil zu schließen, oder die Maschine zu bremsen. „Herkules setzte sich in Bewegung, und fuhr, ohne Lenker und weiteres Gefolge, rasch von dannen, durch den Schönebecker Bahnhof, bis ihn endlich im Jungfernbusche bei Gnadau die Kraft verließ, und er von der eiligst nachgesendeten Lokomotive, der „Jungfrau,“ daselbst eingefangen wurde. So komisch dieses Factum klingt, so ist das Glück viel größer, daß kein Wagenzug dem „Herkules“ begegnete, denn wir würden wahrscheinlich dann in dem verhängnißvollen Jahre 1842 noch um ein tragisches Ereigniß reicher geworden sein.

(Rubinstein in Berlin.) Man liest in der Haude- und Spener'schen Zeitung: „In der zahlreich besuchten musikalischen Soirée, welche von dem 12jährigen Pianisten Antoine Rubinstein aus Moskau, Schüler des Hrn. A. Villoing, am Montage den 24. d. im Saale der Sing-Akademie ganz in der Weise der Liszt'schen Soiréen veranstaltet war, überraschte der junge Virtuose die mehr und mehr zur lebhaften Theilnahme hingerissenen Zuhörer durch sein frühzeitig in solider Schule ausgebildetes Talent und eminente Fertigkeit beider Hände. Hätte dieser Knabe bereits die männliche Kraft, so könnte derselbe schon jetzt mit den berühmtesten Pianisten wetteifern. Besonders lobenswerth ist an ihm die natürliche, freie und ungezwungene körperliche Haltung, frei von jeder Affectation und so auch von jeder Manier im Vortrage der verschiedenartigsten Compositionen. Sicherheit, verhältnißmäßige Stärke, vorzügliche Zartheit und Sauberkeit des Anschlages, große Rapidität bei steter Taktmäßigkeit, besonders geübte Fertigkeit der linken Hand und charakteristischer Vortrag sind die Eigenschaften, welche A. Rubinstein's Pianoforte-Spiel darlegte.“

(Militärisches.) Zu Vincennes wurden vor einigen Tagen vergleichende Versuche mit gewöhnlichen Infanteriegewehren und den Karabinern der Jäger zu Fuß angestellt, welche interessante Aufschlüsse gaben. Von 200 Schüssen mit der gewöhnlichen Flinte trafen, ungeachtet man die besten Schützen ausgewählt hatte, nur 7 die 1200 Fuß entfernte Scheibe, von eben so vielen Schüssen mit dem Karabiner dagegen 70. Auf 1500 Fuß Entfernung trafen die Karabiner noch 33mal, und auf 1800 Fuß noch 25mal unter 200 Schüssen. Wenn man bedenkt, daß 1500 Fuß die Schußweite der Feldartillerie, und 1800 Fuß jene des 24-Pfünders ist, so kann man sich eine Vorstellung von der Vortrefflichkeit dieser neuerfundenen Waffe machen.

(Alles mit Gesang.) In der letzten Sitzung der eben geschlossenen Session des nordamerikanischen Kongresses stellte ein Hr. Weller an den Präsidenten die Anfrage, ob es nicht geeignet wäre, vor dem Auseinandergehen ein Lied zu singen! Der Präsident antwortete, daß die Kammer darüber zu entscheiden habe, er glaube jedoch, daß, wenn dem Gentleman, welcher die Motion machte, daran läge, sein Talent in der Vokalisation zu zeigen, die Kammer ihm mit Vergnügen zuhören werde. Allgemeines Gelächter erhob sich nach diesen Worten, Hr. Weller aber stand von seinem Vorschlage ab.

(Englische Spekulation.) Ein speculativer Engländer hat einen Plan ausgeheckt, der jetzt in allen grossen Clubbs und Hotels von London seiner Großartigkeit wegen Aufsehen erregt. Es handelt sich von nichts Geringerem, als der Uebervortheilung, welcher die reisenden Engländer auf dem Kontinent ausgesetzt sind, durch Erbauung eigener Gasthöfe für sie vorzubeugen. Diese sollen in allen großen Städten Europa's errichtet, und feste Preise eingeführt werden, so daß Jeder die Kosten seiner Reise in Voraus berechnen kann. Die Unternehmung geht von einem Verein aus, in welchen nur Derjenige ausnahmsfähig ist, der einem von der Regierung gebilligten Clubb in irgend einem Land angehört, oder von fünf Mitgliedern eines solchen vorgeschlagen wird (?). Für die ersten Baukosten hat jedes Mitglied 50 Frks. zu entrichten.

(Man lies't im Haro:) „Herr M., einer der unermüdlichsten Jäger der Stadt Caen, befindet sich gegenwärtig auf seinem Landgute zu Sallenelles. Vorgestern verließ er dasselbe früh Morgens, um seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen. Da er aber mehrere Tage lang auf den Fluren der Umgegend nichts gewahrte, so beschloß er einen Ausflug nach dem Gestade des Meeres gegen Quistreham hin, zu unternehmen. In dem Augenblicke, wo er in einer kleinen Barke mit Herrn Asselin über die Orne fuhr, erblickte er zwei prächtige Tauben, auf sie anlegen und Feuer geben war die Sache eines Augenblicks; einer der beiden Vögel fiel in den Strom; als man sich aber in der Barke nahte, um ihn zu ergreifen, flog die Taube, welche das Blei nicht erreicht hatte, zu wiederholten Malen um die getödtete herum, von der unser Jäger bald Besitz genommen hatte. Eben war er im Begriffe der andern dasselbe Schicksal zu bereiten, als dieselbe um ihn herum zu flattern begann, sich auf seine Schultern setzte und sich endlich ergreifen ließ. Man denke sich das Erstaunen des Jägers! Aber dies Erstaunen verdoppelte sich, als man die beiden armen Vögel näher in Augenschein nahm und entdeckte, daß sie einen Ring um den Hals trugen. Herr M. eilte schnell nach Hause; er betrachtete die Ringe mit Aufmerksamkeit: auf beiden befanden sich zwei kleine Edelsteine und um sie herum standen die Buchstaben: A L E — V I C und A L 1840; außerdem sah man ein von zwei Pfeilen durchschossenes Herz. Woher kam dieses Taubenpaar? Besagten diese Worte nicht vielleicht: Alexandrine — Victorie und Albert, und gehörten beide Vögel nicht der Königin von England? Wir wissens nicht. Die Diamanten aber, die sich auf den Ringen befanden, wofür ein Juwelier zu Caen 12,000 Francs zu zahlen sich erbot, dürften unsre Meinung bestätigen.

(Seltsamer Transport einer Schlange.) In Marseille hat man bei der Ausladung eines aus Brasilien angekommenen Schiffes in einem Haufen Campescheholz eine Schlange der gefährlichsten Art entdeckt. Die Ausladung wurde sogleich eingestellt, und Niemand wagte das Schiff zu betreten. Man hofft die herannahende Kälte werde das furchtbare Reptil in einen Zustand der Erstarrung versetzen, in welchem es ohne Gefahr getödtet werden kann.

(Gummielastik als Pflasterungs-Material) Wozu allem das Gummielastikum doch verwendet wird! In London hat ein gewisser Aschardson es sogar zur Pflasterung empfohlen, besonders für Pferdeställe, damit die Herren Pferde ein Surrogat für weichen Rasen unter den Beinen haben.

(Ein französischer Modebericht) spricht von einer neuen Art Schnürleiber, welche für breithüftige und schmalhüftige Weiber eigends erfunden, die aus dem Griechischen entlehnten Namen führen: „Corsets d'ischiéleuthères und Corsets d'ischiplézomèpes. Klassische Namen für sehr unklassische Dinge, worüber sich die alten und neuen Griechen entsetzen würden.

(Pedicinen.) Die Schuhmacher werden mit den Bedienten einen Prozeß bekommen, denn diese fallen jenen in's Handwerk, oder richtiger gesagt, in's Fußwerk. In Paris trägt keine Dame mehr einen Schuh, sondern Pedicinen, aus Pferdehaaren gewebt, welche leicht und vorzüglich gut an den Füßen sitzen sollen. Und was in Paris getragen wird, muß doch auch bei uns Mode werden.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W Wulff, Seemannsstraße Nro. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 90.

Bremen, Donnerstag den 10. November 1842.

Gestorben:

Nro. 1116. Den 4. November. Des Aug. Wilh. Stelter Ehefr., geb. Claussen, 28 Jahr, Hastedt Nro. 31.

— 1117. Den 4. — Georg Lampe Ehefr., geb. Schumacher, 51 Jahr, kl. Krummenstr. Nr. 6.

— 1118. Den 5. — Der Tabacksfabrikant Joh. Ludw. Dove, 44 Jahr, Knochenhauerstr. N. 44.

— 1119. Den 5. — Des Schullehrers Martin Grelle Ehefr., geb. Siedenburg, Rembertistraße Nro. 4.

— 1120. Den 6. — Die Wärterin Anna Dorothea Schild, 78 Jahr, gr. Annenstr. Nr. 70.

— 1121. Den 7. — Engel Mau, 37 Jahr, Lavesgang Nro. 1.

— 1122. Den 7. — Des Schuhmachers Joh. Eckwerth Tochter, 16 Wochen, Osterthorswallstraße Nro. 45.

Nro. 1123. Den 7. — Des Mobilienhändlers Anton Friedr. Pieper Wittwe, geb. Thießen, 76 Jahr, Hankenstraße.

— 1124. Den 7. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Ludwig Westphal Ehefrau, geb. Nüstedt, 36 Jahr, Kirchenstraße (Neustadt).

— 1125. Den 8. — Des Detaillisten Heinrich Gottlieb Müller Ehefr., geborne Lange, 74 Jahr, Burgstraße Nro. 6.

— 1126. Den 8. — Des Landmanns Diedr. Depcken Sohn, 2¼ Jahr, Hastedt Nro. 66.

— 1127. Den 8. — Des Arb. Diedr. Chr. Gronemann Tochter (todt geb.) im Sack Nr. 7 A.

— 1128. Den 8. — Des verst. Joh. Marcks Wittwe, geb. Neumeyer, 77 Jahr, im Armenhause.

Geburten:

Nro. 1373. Den 4. November. Des Schweineschlachters Nicolaus Mann Ehefr., geb. Hennig, Westerstraße Nro. 83, von einem Knaben.

— 1374. Den 5. — Des Wollengarnhändlers Johann Adam Trümper Ehefr., geb. Hogrefe, kl. Krankenstraße Nr. 10, v. einem Mädchen.

— 1375. Den 5. — Des Schullehrers Joh. Gottlieb Petzold Ehefr., geb. Beyer, Bauernstraße Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1376. Den 5. — Des Cigarrenmachers Matthias Kollra Ehefr., geb. Heinken, im Runken Nro. 16, von einem Knaben.

— 1377. Den 5. — Des Polizeidieners Heinrich Anton Wacker Ehefr., geb. Wiegant, Osterthor, von einem Knaben.

— 1378. Den 5. — Des Maurergeselle Hermann von Buschkasch Ehefr., geb. Krabenhoeft, hinterm Paulsberg Nro. 85, v. e. M.

Nro. 1379. Den 5. — Des Schneiders Johann Diedrich Christian Grüneklee Ehefr., geb. Lindemeyer, Punkendeich Nro. 18, v. e. K.

— 1380. Den 6. — Des Hökers Carl Christoph Tietjen Ehefr., geb. Alpers, Buntenthorssteinweg Nro. 83, von einem Knaben.

— 1381. Den 6. — Des Lehrers an der Hauptschule Ferdinand Wilh. Virgien Ehefr., geb. Beckmann, Ansgarii-Kirchhof N. 15, v. e. K.

— 1382. Den 6. — Des Kaufmanns Ernst Albert Murjahn Ehefr., geb. Heuser, Dechanatstraße Nro. 3, von einem Knaben.

— 1383. Den 8. — Des Arb. Diedr. Christian Gronemann Ehefrau, geborne Lüders, im Sack Nro. 7 A, von einem todten Mädchen.

Anzeigen von Geburts- und Todesfällen und von Proclamationen der Standesbeamten.

Beilage zum Amtsverkündigungsblatt Nro. 50.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 91.

Bremen, Sonntag den 13. November 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 13. November.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Cand. Holtmeier.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Cand. Mallet.
12 U. Hr. Pastor Dr. Daniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Der Kaisersaal zu Frankfurt a. M.

Phantasiebild

von

Heribert Rau.

'S war eine kalte Winternacht,
Die ich studirend zugebracht.
Die Stürme schüttelten mit Wuth
Die Fenster. Des Ofens Gluth
Mocht' längst erloschen sein,
Und von der hohen Wand
Fiel matt der Lampe Schein
Auf jenen Foliant,
Vor dem ich sinnend saß,
Und eifrig diese Stelle las:
„ . . . . . so starb in Aachen, seiner lieben Stadt,
„Der alte Held. Wie er gelebt einst hat,
„Gewirket und regiert, so haben
„Den mächt'gen Kaiser sie begraben.
„Da saß denn noch im Tod auf seinem goldnen Throne,
„In vollem Kaiserschmuck, mit Pilgertasch' und Krone,
„Das Evangelienbuch auf seinem Schooße,
„So still und ernst und schweigend: Karl der Große.
„Ein voll Jahrtausend ist auf wilden Wogen
„An seiner Gruft indeß vorbeigezogen.
„In Staub zerfiel der Herrscher,
„Es welkt der Lorbeerzweig,
„Und donnernd stürzt in Trümmer
„Sein schönes, großes Reich!" —
— So stand es da im alten Buch geschrieben.
Ich sprang empor, vom raschen Geist getrieben —
War es doch heute grad sein Todestag! —
Hin flog das Werk, das vor mir lag,
In meiner Seele wildem Braus,
Und schmerzlich rief ich, tief ergriffen aus:
„In Staub zerfiel der Herrscher,
„Es welkt der Lorbeerzweig,
„Und donnernd stürzt in Trümmer
„Das schöne, deutsche Reich!" —
Mir war's zu eng, zu bang in meinem Zimmer.
Ich riß die Fenster auf, um aus der Sterne Schimmer
Die Ruhe mir herabzuholen,
Die jene Worte mir gestohlen.
Die Nacht war rauh und kalt;
Die Welt in Schnee begraben;
Der wilde Nordwind schnaubt,
Die glüh'nde Stirn zu laben,
Mir eisig um das Haupt.
„Hinaus! hinaus! — so rief die innere Stimme —
„Und trotz' verwegen nur dem Grimme
„Der Elemente. Ich grüße sie mit Lust,
„Ihr Aufruhr paßt zum Kampf in meiner Brust!"

Und kaum hatt' ich dies ausgerufen,
Als ich die finstern, engen Stufen
Auch schon hinunter flog.
Mit langem Schlürfen zog
Ich ein die kalte, frische Luft.
Da ward's im Herz mir wohl und weit;
Lag doch vor mir, im Schoße der Unendlichkeit,
Die Welt in ihrem Sterbekleid: — —

Und langsam schritt ich mit bewegtem Sinn,
Durch Frankfurts lange, leere Straßen hin.
Ihr Leben war erstorben.
Des Handels laut Getriebe, des Tages Lärmen,
Das Rennen, Fahren, Rufen, Schwärmen,
Es war gewichen einem tiefen Schweigen.
Wie Mumien braun, und bleich wie Leichen,
So starrten mich auf meiner nächt'gen Bahn
Die alten, finstern Häuser an;
Und neigten ihre Giebel leise,
Und flüsterten auf Geisterweise
Zusammen mit Vertraulichkeit
Von einer fernen, schönren Zeit. —

Der Römer nur, das alte Kaiserhaus,
Sah unbeweglich in die Nacht hinaus.
Er dachte wohl mit stummer Klage
An jene schönen stolzen Tage
Des Reichs und seiner Herrlichkeit
Und daß der Kaiser hier geweiht,
Und hier gekrönt und hier gehauset in den Hallen,
Und daß kein Kaiser mehr, und daß das Reich zerfallen.

Und als ich in Gedanken so verloren
Hinstarrte nach des Römers nackten Mauern,
Da summt es wunderbar in meine Ohren,
Da weht es um mich her mit kalten Schauern.
Und staunend höre ich ein fernes Brausen,
Wie Wellenschlag am Meeressteand,
Und dunkle Schatten durch die Lüfte sausen,
Entsteigend jenem unbekannten Land.
Es schallet Röcheln rings umher und Wimmern
Wie Sterbetöne durch die Luft,
Und blaue Flammen steigen auf in mattem Flimmern,
Umwehet von der Gräber Duft.

Da schlägt es zwölf. Und mit dem letzten Schlage
Fühl' ich den Boden unter mir erbeben,
Und laut und schneidend tönt die Klage,
Und immer mehr Gestalten schweben
Empor aus düst'rem Grabesrachen.
Des Römers Pforten springen auf mit Krachen;
Nach ihnen hin stürzt sich in wilden Fluthen,
Wie böse Geister in der Hölle Gluthen,
Der tolle Hauf.
Da faßt's mich an so todeskalt,
Da reißt's mich fort mit Sturmsgewalt,
Und schleudert mich in dem Gedränge
Hin in des Römers alte Gänge,
Und zieht und zerrt, bis ich mit einemmale
Mich wiederfinde in dem Kaisersaale!

Da faßte mich ein namenloses Grauen,
Kaum wag' ich meinem Aug' zu trauen.
Ich blicke bang und zitternd um mich her.
Der Saal ist still und öd' und leer,
Doch flimmt durch ihn ein falbes Licht,
Das durch die hohen Bogenfenster bricht
Und durch die off'ne Thür seh' ich die Menge
Des Geistervolks. Aus dem Gedränge
Auf Trepp' und Corridor
Ragt der Trabanten Schaar hervor.
Gekleidet in die alte Tracht,
Blickt gräßlich durch die Nacht
Ihr weißer Schädel. Die dürre Knochenhand
Der Hellebarde Stiel umspannt.
So stehen schweigend ihre Schaaren,
Des Saales Eingang zu bewahren.
Hier aber blicken aus den Nischen
Der hohen Wände ringsherum
Die Kaiserbilder starr und stumm.
Hoch ragen sie im Festornate,
In Lebensgröße, im Krönungsstaate,
Die Züge starr, das Antlitz bleich,
Die alten Herrscher im deutschen Reich.

Und donnernd öffnet sich der Boden,
Und langsam, aus dem Reich der Todten,
Erhebt sich: sitzend auf goldenem Throne,
In vollem Kaiserschmuck, mit Pilgertasch' und Krone,
Das Evangelienbuch auf seinem Schooße,
Des Reiches Stifter: Karl der Große.
Und als die Nebel um ihn her zerflossen,
Sich unter ihm die Tiefe nun geschlossen,
Da blickt er ernst und schweigend in die Runde,
Und hohl und furchtbar tönts aus seinem Munde:
„Ihr Herrscher Deutschland's, gebt mir jetzo Kunde,
„Wo ist das Reich, das ich Euch gab zum Pfand?
Wo ist mein großes, deutsches Vaterland?"
Und wie die Worte nun, von Donnerton getragen,
Mit hohlen Klängen an die Wände schlagen,
Sieh! da erfaßt die todten Bilder Beben,
Durch ihre Glieder rinnt ein leises Leben,
Ein düst'res Licht erglühet in den Augen;
Sie regen sich! — aus ihren Rahmen tauchen
Sie mehr und mehr hervor, und bald
Gewinnen sie der Lebenden Gestalt.
Und langsam steigen sie hernieder,
Die Sachsen und des sal'schen Hauses Glieder,
Die Hohenstaufen auch, die Großen.
Und alle die, die in der Vorzeit Tagen
Die Kaiserkrone einst getragen,
Sie reihen schweigend, ernst und leise
Um Karl den Großen sich in weitem Kreise.
Viel edle Männer stellen sich ihm dar:
Heinrich der Vogler, der des Bürgerstandes Schirmer war.
Auch Barbarossa ist in dieser Nacht
Im Schooße des Kyffhäusers vom langen Schlaf erwacht.
Er schüttelte das Haupt, daß weit die Berge dröhnen,
Er möchte gern den Zorn des großen Karl versöhnen,
Doch findet er kein Wort zu seinem Trost zu sagen,
Thut doch derselbe Wurm an seinem Herzen nagen.

Friedrich der Zweite, der edle Hohenstaufe,
Er hemmet nicht die Thrän' in ihrem bitt'ren Laufe;
Sie rollt ihm in den Bart, den buschigen, und sagt:
Wie sehr sein deutsches Herz des Reiches Fall beklagt.
Aus Speier selbst, aus königlicher Gruft
Des alten Kaisers Wort die müden Herscher ruft.
Von Habsburg angeführt erscheinen sie zu acht,
In ihrem alten Schmuck, in ihrer Fürstentracht.
Und als die Kaiser nun steh'n schweigend in der Runde,
Da tönt es wiederholt aus Karl des Großen Munde:
„Ihr Herrscher Deutschland's, gebt mir jetzo Kunde:
„Wo ist das Reich, das ich Euch gab zum Pfand?
„Wo ist mein großes, deutsches Vaterland?"
Und Alles schweigt, vor Bangen bleich und fahl,
Und Todesstille herrscht im weiten Saal,
Und Keiner will dem alten Kaiser künden:
Daß Reich und Krone längst nicht mehr zu finden. —

Da wälzt sich plötzlich aus dem Hintergrunde
Ein gräulich Ungethüm. Dem Höllenschlunde
Scheint es entfloh'n. Es speit das Ungeheuer
Aus hundert Köpfen Schwefelfeuer,
An hundert Tatzen sind die scharfen Klauen,
Von Blute triefend, gräßlich zu erschauen.
Auf jedem Haupte blitzen, wie zum Hohne,
Die Trümmer einer Krone,
Und wüthend, gleich der hungrigen Hyäne,
Zerreißen es der eignen Rache Zähne.

Und zu Karolus spricht's mit höll'schem Triumphiren:
„Ich will Dir sagen, wo Dein Reich geblieben,
„Ich hab' in seinem Schooß mein Wesen lang getrieben.
„Erzogen und genährt von diesen allen,
„Sind sie zumeist durch meine Macht gefallen.
„Des Reiches Herzblut hab' ich ausgesogen,
„Daß es durch mich um seine Kraft betrogen;
„Bis ich zuletzt von der Geschichte Thron
„Herniedertiß die deutsche Nation.
„Im Staube zucken nun des stolzen Reiches Glieder,
„Und nie erhebt's von seinem Fall sich wieder,
„So lang es sich in seinem Schlafe wiegt,
„So lang es mich, die Zwietracht! nicht besiegt.

Dies hörend, hebt sich zornig Karl der Große,
Er zuckt das mächt'ge Schwert,
Doch selbst von seinem Stoße
Bleibt zauberhaft die Zwietracht unversehrt.
Und höhnend schwindet, unter frechem Lachen,
In Nebel hin der giftgeschwellte Drachen.

Und zürnend wendet Karl sich nun zum Herrscherkreise,
Und ruft: „Versuchen wir die Rettung
„Noch auf die letzte Weise.
„Zu mir: Laßt eure Stimme laut ertönen:
„Die Väter rufen ihren Söhnen,
„Wacht auf! — Es muß die Zwietracht sterben,
„Wollt ihr nicht ganz in eurem Wahn verderben.
„Wach auf! und schwör ihr blut'ge Rache!
„Wach auf, mein deutsches Volk, erwache! —

Und donnernd tönen durch die Nacht,
Erdbeben gleich, der Kaiser Worte.
Die Todten zwar, sie sind erwacht,
Sie sprengten auf des Grabes Pforte; —
Die Lebenden — die hörten nicht,
Die schliefen sanft und weich gebettet,
Die kennen nicht die heil'ge Pflicht,
Was kümmert die, ob Größ und Ehr' gerettet. —

Da sprach der Kaiser schmerzzerrissen:
„Ich kenn' mein eigen Volk nicht mehr;
„Nichts will ich fürder von ihm wissen.
„Komm! Grabesduft' — weh' um mich her!
„In meiner stillen Gruft zu Aachen
„Träum' ich von der Vergangenheit;
„Dort darf kein böser Dämon wagen
„Zu mahnen mich an diese Zeit
„Der Schwäche und Zerrissenheit! — —

Und krachend öffnet jetzt der Boden
Zu Füßen ihm den schwarzen Mund,
Er sinket in das Reich der Todten,
Hinunter in der Erde Schlund.
Und Donner rollen, Blitze zischen
In Feuer scheint der Saal zu stehn,
Und aus der Wände tiefen Nischen
Die bleichen Kaiser niedersehn.
Da kräht der Hahn! — Die Geister schwinden,
Ein wilder Sturmwind braust daher — —
Des Morgens erste Strahlen finden
Den Saal der Kaiser still und leer.

Ich aber wachte auf mit Beben
Von einem schweren Traum befreit,
Und sah, zum erstenmal im Leben,
Mich auf der Straße — eingeschneit.

La Pivardière.

(Schluß.)

Man stellte in den Wäldern und auf den Feldern Nachforschungen an, fand aber nichts.

Die Justiz ließ auch in Auxerre Nachsuchungen machen; aber der Huissier Bouchet hatte seit einiger Zeit seine Wohnung verlassen und angezeigt, er mache, wie gewöhnlich, seinen Pächtern einen Besuch, seitdem war er nicht zurückgekommen und man wußte nicht, was aus ihm geworden.

Wenn La Pivardière noch lebte, mußte er den Galgen fürchten; er hatte zwei Weiber zu gleicher Zeit gehabt und konnte sich nicht rechtfertigen; wahrscheinlich hatte er sich in das Ausland geflüchtet.

Das Tribunal von Romorantin hatte sein Urtheil noch nicht gefällt, aber Niemand zweifelte daran, daß die Angeklagten verurtheilt werden würden.

Mit einem Male erschien ein Mann:

Man sagt, ich sei ermordet worden; welcher Irrthum! Da bin ich gesund und wohlbehalten! Ich hielt mich allerdings verborgen, da ich aber erfuhr, was hier vorgeht, eilte ich herbei, um Unschuldige zu retten, ich bin La Pivardière."

— „Er ist es wirklich!" sagten Einige.

„Nein, es ist ein Betrüger, antworteten Andere; „La Pivardière war größer." — „Nein, er war kleiner." — „Er hatte eine hellere Gesichtsfarbe." — „er hatte eine minder lange Nase."

Die Einen behaupteten, da der Todte zurückgekommen sei, um zu beweisen, daß er nicht ermordet worden, so sei der Prozeß beendigt; Andere dagegen meinten, der Todte und der Lebendige wären verschiedene Personen und der La Pivardière, der da erschienen, sei ein Abenteurer, welchen die Frau von La Pivardière gedungen und den seine wirklich auffallende Aehnlichkeit mit dem Ermordeten in den Stand setze, die Rolle zu spielen, für die er wahrscheinlich gut bezahlt würde.

Dieser zweite La Pivardière läugnete übrigens seine zweite Verheirathung, läugnete, jemals in Aurerre gewesen zu sein, und wußte nicht, was man von ihm wollte, als man von seinem Amte als Huissier sprach.

Man stellte ihn der Mad. Bouchet gegenüber und mehrern angesehenen Männern aus Aurerre. Die Frau erkannte ihn anfangs für ihren Mann an, nach neuen Prüfungen äußerte sie aber doch einigen Zweifel; drei Personen zweifelten nicht an der Identität des Mannes, vier aber wollten in demselben durchaus nicht den Huissier Bouchet erkennen.

Ein neuer Umstand verwickelte den Prozeß, der schon so sehr verwickelt war, noch mehr. Mit der Post von Dijon erhielt man ein „La Pivardière" unterzeichnetes Schreiben, in welchem der Briefsteller anzeigte, er lebe allerdings und habe sich in die Schweiz geflüchtet, sein Doppelgänger aber sei ein Betrüger, die Unschuld der Angeklagten jedoch nicht zu bezweifeln; er setzte hinzu, er benutze eine günstige Gelegenheit, um der Justiz diese Anzeige zu machen und schloß mit der Versicherung, daß er niemals nach Frankreich zurückkehren würde.

Eine Vergleichung mit der Handschrift La Pivardière's würde zu nichts geführt haben; der Brief war offenbar mit verstellter Hand und in lauter großen Buchstaben geschrieben.

Mehrere Personen sahen darin nur einen schlechten Spaß, den sich Jemand erlaubt habe, um sich in eine Sache zu mischen, welche bereits das größte Aufsehen machte.

Die Sache wurde vor vielen Gerichten verhandelt und endlich sprach das Parlament von Paris das ungeduldig erwartete Urtheil. Alle Angeklagten wurden in Freiheit gesetzt, weil die Ermordung nicht bewiesen sei.

La Pivardière oder der Doppelgänger desselben trat wieder in den Kriegsdienst und verscholl nach der Niederlage von Ramillies.

Die Frau von Nerbonne blieb auf ihrem Schlosse; eines Morgens erschien sie nicht zu der gewöhnlichen Zeit und man drang mit Gewalt in ihr Zimmer ein; sie lag leblos auf ihrem Bette und wurde den nächsten Tag begraben.

Madame Bouchet in Aurerre befand sich in der seltsamsten Lage; sie hatte zu gleicher Zeit zwei Männer und doch auch keinen; um aus aller Verlegenheit zu kommen, ließ sie ihre Verbindung mit La Pivardière, derselbe möchte todt oder am Leben sein, für null und nichtig erklären und verheirathete sich bald darauf mit einem Gutsbesitzer von Joigny.

Zehn Jahre später behauptete ein Franzose, der aus Italien zurückkam, in einem Kloster den wahren La Pivardière gesehen zu haben.

Nerbonne war nach dem Tode der Frau von La Pivardière in andere Hände gekommen und bei einem bedeutenden Baue daselbst fand man in dem Bette eines kleinen Flusses einige Knochen, die von Einigen für menschliche, von andern für thierische gehalten wurden. Die vergleichende Anatomie war damals noch nicht sehr ausgebildet und der Zweifel blieb deßhalb ungelöset.

Das Schicksal La Pivardières ist also geblieben, was es noch ist, eines der unauflöslichsten Räthsel, welche die Geschichte der Rechtspflege bietet.

* Concert im Dom, am 9. November.

Die Aufführung des Judas Maccabaeus war eine sehr gelungene und des Meisterwerkes würdige zu nennen. Die fremden Sänger Herr Wurda und Madame Gerson übertrafen noch die höchsten Erwartungen, Madame Schmidt wetteiferte mit dem besten Erfolge, und auch die Bremer Dilettanten bewiesen sich als Meister in der Kunst, selbst neben jenen Sternen erster Größe. Am meisten Ruhm und Dank muß aber wohl Herrn Riem zuerkannt werden, der mit unendlicher Aufopferung von Zeit und Mühe alle diese mitwirkenden Kräfte zu einer Harmonie geübt und vereinigt hatte. Es ist natürlich, daß die Zuhörer über das Ergebniß des für die Dombau-Casse angekündigten Concertes etwas zu vernehmen wünschen, und glauben wir um so mehr darüber einige Notizen geben zu müssen, als daraus ersichtlich ist, wie auch bei anscheinend großem Auditorium die Theilnahme des Publicums immer noch zu gering ist in Verhältniß zu dem Kostenaufwande, ohne welchen solche große Musikaufführungen durchaus nicht herzustellen sind. Von solcher Mittheilung darf die Wirkung gehofft werden, daß die Kunstfreunde künftig lebhafter beisteuern, nicht blos für den eigenen persönlichen Genuß, sondern für den größeren Flor der Bremischen Tonkunst überhaupt. Das Gesang-Personal bestand an jenem Abend aus 48 Sopran-, 32 Alt-, 26 Tenor- und 36 Baß-Stimmen, zusammen 142 Stimmen. Im Orchester wirkten 42 Streich-Instrumente, 16 Bläser, 1 Pauke, zusammen 59. Verkauft wurden ungefähr 800 Billets zu 48 Grote. Dagegen stellen sich die Ausgaben ungefähr so: Musiker 70 Rt., Erleuchtung 50 Rt., Druckkosten, Aufwartung, Militair, verschiedene kleine Ausgaben 50 Rt., Honorare 230 Rt., Erbauung der dem Dom verbleibenden Gerüste 130 Rt. Man sieht also, daß Einnahme und Ausgabe so ziemlich aufgehen, und lebhafteres Interesse des größern Publicums nothwendig ist, wenn dergleichen Aufführungen nicht blos Geschmack bildend und Genuß gebend, sondern auch gemeinnützige Zwecke fördernd sein sollen. Die gewöhnliche Zahl der Zuhörer für die Charfreitags-Concerte ist 600. Als der Paulus zum erstenmale gesungen wurde, kamen ungefähr 900 Billette ein, beim zweiten Male im Monat Mai kamm 400. Vergleicht man nun, daß bei den Spectakel-Darstellungen der Reiter und Tänzer im Freimarkt selbst an mittelmäßig besuchten Abenden 1000 Billets verkauft sind, so ergiebt sich, wie klein noch trotz aller Clavier-Stunden und Gesang-Vereine die Zahl Derer ist, welche in Bremen für die höhere Tonkunst Sinn haben. Ein Blick rückwärts auf die bescheidenen Zustände, aus denen sich die musicalische Gegenwart so schnell entwickelt hat, giebt indeß zu sichern Hoffnungen erfreuliche Aussicht, und ist es den Lesern vielleicht angenehm, uns bei solchem Rückblicke zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

* Randglossen

zu den „Berichtigungen," betreffend den Verein für Israel.

Zu 1. Die Oeffentlichkeit des Vereins für Israel ist in Nro. 89 des Bürgerfreundes mit Dank und Beifall anerkannt, und von andern ähnlichen Vereinen das Gegentheil weder gesagt noch angedeutet. Daß die angebotenen Berichte jener Gesellschaften vom Publikum wenig beachtet werden, ist allerdings unrecht. Es ist dieses alles aber keine „Berichtigung", da im ersten Aufsatz Nro. 89 gar nichts über diese Punkte gesagt worden, wie sich dafür auch keine Gelegenheit darbot.

Zu 2. Wenn der Berichtiger sagt „von der Feindseligkeit der Welt gegen das Missionswesen habe man bei der Stiftung des Vereines genug erfahren", so läßt sich auf einen so allgemein gehaltenen Seufzer nichts erwiedern. Es hätten wegen dieser Feindseligkeit Thatsachen angeführt werden müssen. Wer sich den Vereinen nicht anschließt, weil sie der Alleinherrschaft einer einseitigen Glaubensrichtung Vorschub leisten sollen, und weil er eine Pastorenregierung nicht liebt, ist deswegen noch kein Gegner der Ausbreitung des Christenthums. Die Beweise für die Resultate, welche die deutschen Missions-Vereine unter fremden Völkern erstrebt, müssen die Vereine liefern. Wer diese Resultate vermißt braucht für die Negative die Beweise nicht zu erbringen. Die einseitigen Berichte der Missionare über ihre eigene Thätigkeit sind keine Zeugnisse, welche die Geschichte annimmt. — Wenn im Aufsatz Nro. 89 gesagt war „Die Germanischen Stämme bäten sich Bonifacius Hirtenstab nicht gefügt, wenn Kaiser Karl's mächtiges Schwert nicht zu gleicher Zeit die widerstrebenden Köpfe zu Tausenden herabgeschlagen so heißt dies nicht, daß Bonifacius mit dem Hirtenstab und Karl der Große mit dem Schwerte zu gleicher Stunde und an einem Orte da gestanden; vielmehr sieht der Unbefangene leicht, daß die beiden Hauptmänner einer Epoche bildlich erwähnt sind, um das Einwirken der predigenden und der erobernden Macht anzudeuten. Zu verkennen ist aber gewiß nicht, daß Bonifacius und Karl der Große für die Gründung des Christenthums die Hauptfactoren derselben Epoche waren. Daß Bonifacius 755 gestorben, ist richtig, unrichtig aber, abseits gesagt, daß Karl der Große erst 771 zur Regierung gekommen. Pipin starb 768, und erlangte Karl sofort die Herrschergewalt, wenngleich sein Bruder Karlmann einige Jahre neben ihm stand. Auch hat ja Karl schon vor seinem Regierungsantritte bedeutenden Antheil an den Heerzügen der Franken wider die heidnischen deutschen Stämme genommen. Wie sehr aber des Bonifacius Erfolge von dem Waffenglücke der Franken abhingen, kann hier natürlich

nur mit einigen Zügen angedeutet werden. Als er 716 zuerst aus England, nach Utrecht kam, hatte der dem Heidenthume anhangende Ratbod so eben das westliche Friesland von den Franken wieder erobert, und Bonifacius kehrte sogleich in sein Vaterland zurück. Später hatte Karl Martel, die Seele aller Unternehmungen der Franken gegen die nichtchristlichen Völker seine Herrschaft befestigt, die Stadt Cöln war ihm übergeben, und sofort kehrte Bonifacius auf das feste Land zurück. Vom Pabste Gregor nach Thüringen gewiesen, wo das Christenthum schon Wurzel geschlagen, vermochte er doch nicht festen Fuß zu fassen, weil das Land noch zu unabhängig, und ging deshalb über den Rhein zurück. Gleich darauf starb Ratbod, Fürst der Friesen, Karl brachte das westliche Friesland an das Reich der Franken, und Bonifacius eilte herbei, dort seine Wirksamkeit mit Erfolg fortzusetzen. Drei Jahre später hatte Karl unbestritten die höchste Macht im Reiche der Franken erworben, er führte ein mächtiges Heer über den Rhein um die deutschen Stämme unter die fränkische Hoheit zu bringen, und sofort machte sich Bonifacius von Utrecht auf, um das unterbrochene Werk in Deutschland fortzusetzen u. s. w. Demnach können wir dabei beharren, daß die germanischen Stämme sich dem Hirtenstab der Bischöfe nicht unterworfen, wenn nicht das Schwert der fränkischen Herrscher vorher den Widerstand des Heidenthums gebrochen hätte.

Zu 4. In Betreff der „biblischen Prophezeiung" sind wir auf Römer 11, namentlich V. 25 u. f. w. verwiesen. Voraus zu bemerken ist, wie die Frage nicht war, ob die Juden niemals das Christenthum annehmen würden, sondern ob sie es in Folge der Missions Predigt annehmen würden, oder ob nicht vielmehr die Anbietung weltlicher Vortheile sie zum Uebertritte bewegen, und die jüngere Generation der wahrhafte Gegenstand der Christianisirung werden solle. Sodann wurde bezweifelt, ob die oftmaligen Prediger-Aeußerungen von einem durch die Juden wieder aufzurichtenden Zion eigentlich christlich seien. Dies voraus bemerkt lesen wir nun Römer 11. V. 25, 26, 27,: „Ich will Euch nicht verhalten, liebe Brüder dieses Geheimniß, auf daß ihr nicht stolz seid. Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei, und also das ganze Israel selig werde, wie geschrieben steht: „Es wird kommen aus Zion, der da erlöse, und abwende das gottlose Wesen von Jacob; und dies ist mein Testament mit ihnen, wenn ich ihre Sünde werde wegnehmen." Zuerst liegt keineswegs ein Ausspruch Christi vor, sonst hätten wir den einfachen Wortsinn ohne Weiteres zu glauben und anzunehmen. Paulus eben so wenig wie Petrus oder ein anderer Sterblicher sind von Christo im Voraus so weit beglaubigt, daß ihre Glaubenslehren, ihre Dogmen dieselbe Kraft haben müßten, als wären sie vom Heilande selbst ausgegangen. Auch nach der Ausgießung des heiligen Geistes beharrte Petrus noch bei dem Irrthum, er dürfe nicht zu den Heiden eingehen, und es wird eine ferneren Belehrung durch ein Wunder nöthig, Paulus aber und Barnabas gerathen in Hader und Leidenschaft und gehen auseinander. Die verdienstvollen Männer zeigen sich als menschlichen Irrthümern und Leidenschaften unterworfen, und darf der protestantische Christ sicherlich ihre Aussprüche mit dem eigenen Verstande prüfen. Am wenigsten Bedenken hat dies an solchen Stellen, wo sie einen Satz des alten Testaments auslegen, weil sie dabei nur ihre eigene individuelle Ansicht geben, und keineswegs sich auf eine ihnen von Christo mitgetheilte Auslegung berufen. Auch ist es ja bekannt, wie willkührlich die Juden alter und neuerer Zeit die prophetischen Stellen des alten Testamentes nach ihren Wünschen gedeutet haben. In Vers 25, 26 deutet nun aber Paulus, wie aus den üblichen Worten „wie geschrieben steht" zu schließen eine Stelle aus Jesaias 59, 20, welche also lautet: „Denen zu Zion wird ein Erlöser kommen, und denen, die sich bekehren von den Sünden in Jacob, spricht der Herr." Hierin finden wir einfach eine Prophezeiung auf Christus, aber nicht die Voraussagung, daß wenn auch die Juden den Erlöser kreuzigen und seine Lehre verwerfen würden, nun ganz zuletzt nach aller Heiden Bekehrung auch die Juden das Evangelium annehmen sollten. Wollte man aber mit der angezogenen Römer-Stelle V. 24 aus Lucas 21 in Verbindung bringen, wo Luther übersetzt „und Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird," so liegt in dem Griechischen Text Ἰερουσαλὴμ ἔσται πατουμένη — ἄχρι πληρωθῶσι καιροὶ ἐθνῶν — nichts weiter als daß Jerusalem leiden soll, bis die Herrscherzeit der Heiden, welche es nach dem Vorhergehenden durch ein belagerndes Heer eingenommen, vorüber gegangen. Demnach liegt in dem einfachen Wortverstande keine Weissagung Christi auf eine Bekehrung der Juden. Die Raumverhältnisse nöthigen jetzt den Schluß zu beeilen. Die Erfolge der Missionare in Ostindien und den Südsee-Inseln geschehen im Bereiche der Brittischen Kanonen, bestätigen also das im ersten Aufsatz Gesagte. In Ostindien sind die Resultate im Vergleiche zu den Anstrengungen und den günstigen Eroberungsverhältnissen übrigens doch nur unbedeutend, und auf den Südsee-Inseln beginnt bereits was im ersten Artikel angedeutet worden, daß die uncivilisirten Völker vor dem Eindringen der europäischen Einwanderer zurückweichen, verkümmern und verschwinden. Am Schlusse beider Aufsätze kommt dann Harmonie zum Vorschein in Betreff der wünschenswerthen Unterstützung der Nordamerikanischen Deutschen mit Predigern und Schullehrern, und da dieser Gedanke zu gleicher Zeit im Kirchenboten und Bürgerfreund ausgesprochen wurde, so werden wir Beiden Wechselrede Führenden also nach dem Sprichworte die Aussicht haben, wenigstens noch ein Jahr lang mit einander zu leben. —

Rechtspflege.

Untergerichts-Erkenntnisse v. 12. Nov. Gerdes g. Schulze, Wicker g. Buschmann, Bermund g. Linkmeyer, Lange g. Bremermann. Obergerichts-Erkenntnisse auf 14. Nov. Meyer g. Schuhmacher, Hegedorn & Sohn g. Hebeler, Husheer g. Husheer, Heyse & Comp. g. Faber & Fletscher, Steenken g. Steenken, Strus g. Gockel.

Berichtigung.

Im v. Bl. Seite 710, Sp. 1 Zeile 5 lese man Halle statt Cöln.

Miscellaneen.

(Wiederum eine Seeschlange.) Kaum ist es je einem Thier, sei es fabelhaft oder wirklich, so seltsam ergangen, als der Seeschlange; früher unbedingt geglaubt, jetzt oft genug eben so unbedingt verworfen, muß doch jeder zugeben, daß wir von den Ungeheuern der Tiefe noch eine sehr mangelhafte Kenntniß haben, und daß in neuern Zeiten Thiere von ungewöhnlicher Größe entdeckt wurden, deren Dasein früher geradezu geläugnet worden ist. Was nun die Seeschlange insbesondere betrifft, so häufen sich die Nachrichten von außerordentlich großen Thieren, die man an verschiedenen Orten gesehen haben will, so sehr, daß man unmöglich diese Berichte alle ohne weiteres ins Fabelbuch verweisen kann, und der Umstand, daß die Nachrichten so sehr verschieden lauten, beweis't noch nichts gegen die Existenz ungewöhnlicher Thiere, deren es wohl auch so sehr verschiedene geben kann. Eine der neuesten Nachrichten ist folgende, entnommen aus dem in Christiania erscheinenden Constitutionellen vom 28. Sept. d. J., und lautet wörtlich folgendermaßen. Jbbestad, 2. Sept. Die Existenz der Seeschlange ist sehr bestritten, wo nicht ganz geläugnet worden, und Pontoppidans Nachricht wurde nachgerade ganz als Lüge betrachtet. Indessen haben sich in neuerer Zeit gewichtige Stimmen für deren Existenz erhoben. (Es sind hier mehrere norwegische Zeitschriften aus frühern Jahren citirt.) Einsender dieses, der kein Naturkundiger ist, wagt nicht über die Sache abzusprechen, glaubt aber, daß nachfolgende, von vielen Personen ertheilte Nachricht dem Publicum nicht ganz unwillkommen sein wird. „Bei Gaardene Aarsten, Nagenää und Strömsnäs, die in Gratangen und dem Kirchspiel von Jbbestad liegen, bemerkte man im Anfang März dieses Jahres ein ungeheuer großes Seethier, das starke Aehnlichkeit mit einer Schlange hatte. Viele der Umwohner sahen es an verschiedenen Tagen, und zwar bei klarem Wetter. Bald machte es Bogen, die um mehrere Ellen von einander entfernt waren, bald bildete es einen Kreis, bald lag es ausgestreckt da nach seiner ganzen Länge, die wenigstens 200 Ellen zu betragen schien. Die Bogen waren so groß wie eine umgestürzte Schaluppe, den Kopf sah man nicht genau, aber der Schwanz glich ganz dem eines Fisches. Das Thier war von brauner Farbe. Obgleich das Meer zwischen Aarsten und Strömsnäs nur einen Büchsenschuß breit ist, so wagte man doch nicht hinüber zu rudern.“ So weit die Augenzeugen. Einsender sah das Thier nicht, aber da die anwesenden Personen, die er als völlig glaubwürdig kannte, es mehrmals sahen, sowohl zusammen als einzeln, und die Entfernung zu kurz war, um irgend eine Augentäuschung zuzulassen, glaubte er die Mittheilung, die vielleicht zu genauern Untersuchungen führt, nicht zurückhalten zu dürfen.

(Der heutige Papst. — Nach einer Schilderung von Mistriß Trollope in ihrem neuesten Werke: A Visit to Italy.) Das Gemach, in das wir eingeführt wurden, erzählt die Verfasserin, war nur ein kleines Zimmer neben der Bibliothek, und man kann sich nichts weniger Prachtvolles denken als diesen kleinen Empfangsalon inmitten des reichsten Pallastes der Welt. Se. Heiligkeit trugen einen weißen Anzug, der, wie ich glaube, die Tracht des geistlichen Ordens ist, dem er früher angehörte, so auch das kleine weiße Käppchen, was uns durch alle Portraits, die von Raphael und Lawrence einbegriffen, so bekannt geworden ist. In seinem freundlichen Gesichte spricht sich eine große Leutseligkeit aus. Sein Wuchs ist kaum von mittler Größe. Wir trafen ihn stehend vor einem kleinen Tische, der am Sopha hingestellt war, auf den er, wie ich glaube, gesessen haben würde, wenn ihn nicht seine Artigkeit gegen Damen davon abgehalten hätte. Unsre Gesellschaft bildete einen Halbkreis um ihn her, und seine erste Aeußerung bezog sich auf die zu große Weite dieses Kreises; er sagte: „La stanze e troppo piccolo.“ . . . Er sah uns alle wohlgelaunt und gütig an; da er aber nicht im Kreise umherging und diejenigen, die diesen Kreis bildeten, nicht angewiesen waren an ihm vorüber zu ziehen, so haranguirte er uns mehr, als daß er mit uns sprach. Er erkundigte sich bei dem hannoverschen Gesandten der Reihe nach, wie wir standen, nach unsren Namen, und äußerste dabei höchst artig sein Bedauern, das er uns nicht in unserer eignen Sprache anreden könne. Das Ansehen unsers Kreises war ziemlich sonderbar, indem alle Damen schwarz gekleidet waren, und, was unerläßlich ist, schwarze Schleier trugen, während die Herren in allen Farben glänzten, sämmtlich en grande tenue, meistens militärisch, einer bergschottisch, costümirt waren. Letzterer zog vor allen die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich und er mußte selbst näher heraustreten, damit Se. Heiligkeit das mit Edelsteinen besetzte Pulverhorn des graziösen jungen Häuptlings besser sehen konnte. Se. Heiligkeit hatte dasselbe Anfangs für eine Tabatiere gehalten, weil er, wie er sagte, früher einen Schotten gesehen, der aller Welt eine Prise angeboten hätte. Für einen Papst ist es freilich wohl zu entschuldigen, wenn derselbe vertrauter mit Schnupftaback als mit Schießpulver ist. Darnach fragte er den Gesandten, ob auch eine literarische Dame unter der Gesellschaft sei, und als dies bejaht und ihm dieselbe gezeigt worden war, da erkundigte er sich, welche Gattung neuer Schriften erschienen wären, und äußerte alsdann, es gebe viele englische Werke, er habe sie aber nicht gelesen . . Indem er sich über den großen Nutzen aussprach, auch in den neueren Sprachen wohlbewandert zu sein, erwähnte er der außerordentlichen Kenntnisse des Cardinals Mezzofante, und erzählte von ihm eine Anekdote, nach welcher sein Sprachtalent ihn, den Papst, in den Stand gesetzt hatte, einen Christen-Renegaten zu entdecken, der sich für einen Türken ausgegeben hatte, der zum katholischen Glauben, ... zum römisch-katholischen, verdesserte Se. Heiligkeit sich selber, übertreten wollte. Er trug diese kleine Geschichte mit vielem Geiste vor und zeigte während der ganzen Audienz, die doch in mancher Beziehung etwas Verlegenes für ihn haben mußte, eine wohlgelaunte Unbefangenheit. Nach etwa zwanzig Minuten oder einer halben Stunde entließ er uns, indem er sich verneigte.

(Man schreibt aus [Rheinhessen:) „Eine in ihrer Entstehung ziemlich räthselhafte und in der Behandlung äußerst

schwierige Krankheit des Rindviehes hier zu Lande ist die sogenannte Knochenbrüchigkeit, welche sich von Zeit zu Zeit bald hier, bald da zeigt, die Ställe lichtet und dann verschwindet, um früh oder spät wieder zurückzukehren. Die äußere Erscheinung dieser sonderbaren Krankheit (Morschwerden der Knochen und Zusammenbrechen derselben) ist von so auffallender Art, daß sich die Veterinärpolizei schon vielfach mit ihr beschäftigt hat, ohne jedoch, wie es scheint, das eigentliche Wesen dieses für den Wohlstand des Landwirthes so äußerst bedrohlichen Uebels ergründen, und die zur vollständigen Abwehr desselben erforderlichen Vorschläge machen zu können: Um so verdienstlicher ist es daher, daß der landwirthschaftliche Verein der Provinz Rheinhessen sich bemüßigt gesehen hat, die beste Abhandlung über das Wesen der Knochenbrüchigkeit des Rindviehes und deren Vorbeugung und Heilung, zum Gegenstande einer Preisaufgabe zu machen, und für deren befriedigende Lösung hundert Dukaten in Gold auszusetzen. Die diesfallsige Concurrenzfrist ist bis Ende December 1843 erstreckt worden. Im Interesse der Landwirthschaft hiesiger Gegend und der veterinärischen Wissenschaften wäre es höchst wünschenswerth, daß durch diese Preisausschreibung die schon so lange in der Schwebe gebliebene Frage endlich ihre Erledigung erhalten möge. Sie ist von hoher, practischer Wichtigkeit, und würde den Verfasser der gekrönten Preisschrift, dem man Denkmäler errichten müßte, zu einem wahren Wohlthäter unserer Landwirthschaft machen."

(Der bekannte Joseph Wolff,) vormals Jude, dann christlicher Missionar in Palästina, Bochara, Afghanistan, Abyssinien, Yemen und Amerika, und jetzt anglicanischer Pfarrer in High-Hoyland bei Wakefield, in Yorkshire, hat an die Judenschaft von England, Schottland und Irland (die jedoch nicht sehr zahlreich ist, und in allem nicht auf 30,000 Seelen belaufen dürfte; Deutschland ist in dieser Hinsicht viel glücklicher) ein Sendschreiben gerichtet, worin er sie zuerst wegen des unter ihnen bestehenden Schisma tadelt, dann aber fortfährt: „Meine theuern Freunde! sammelt euch um den alten Schriftgelehrten Rabbi Hirschel, und unter seiner Leitung betet um Führung und Erleuchtung des Geistes von oben. Und unter seiner Anweisung leset das alte und das neue Testament, und ersuchet den Rabbi Hirschel und seine Mit-Rabbiner zu erforschen und zu prüfen den Werth des christlichen Glaubens in Verbindung mit den Bischöfen der Kirche von England. Ich zweifle nicht, daß der Herr dieses Nationalbestreben der Juden zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen segnen wird. Sofort möge Rabbi Hirschel mit der ganzen in England wohnenden jüdischen Nation das Sacrament der Taufe empfangen und dann sich confirmiren lassen. Und weiter möge Rabbi Hirschel von den Bischöfen von England geweiht werden zum Patriarch-Bischof der hebräischen Christen in England." (Obige Vermahnung wird fürs erste zu nichts führen, da, wie die neuesten Londoner Zeitungen berichten, Salomon Hirschel, seit vierzig Jahren Oberrabbiner in England, so eben, 82 Jahre alt, gestorben ist. Er war bei Religionsverwandten jedes Bekenntnisses geachtet.)

(Galignani's Messenger) erzählt folgende Anekdote nach dem Northampton-Herald: Die Anabaptisten haben zu Northampton ein Jubiläum gefeiert. Dies Jubiläum dauerte mehrere Tage. Ein Bazar ward bei dieser Gelegenheit eingerichtet, worin man Billets verkaufte, welche der Form des Papiers und des Druckes nach, Banknoten glichen. Auf einem dieser Billets stand Folgendes: „Nro 1. Himmels-Bank. Heilige Schrift. — Ich verheiße Euch das ewige Leben und Niemand wird es Euch nehmen können. Ein Rechtsanspruch auf den Himmel gilt mehr als eine Anweisung von 10,000 Pf. St. Glaubet an Jesum Christum und Ihr werdet selig werden. Gez. Jesus Christ." — Das Journal, das dieses mittheilt, enthält sich jeder Bemerkung. Es fügt nur hinzu: „Solches fällt im 19. Jahrhundert vor!" —

(Prozeß eines vom Tode Wiedererwachten.) Vor Kurzem sollte in Nantes ein Mann begraben werden; während man aber in der Kirche das „de profundis" an seinem Sarge sang, erwachte er wieder, und genas in Kurzem. Dieses glückliche Begebniß wird nun Anlaß zu einem sonderbaren Prozesse werden. Der Scheintodte will nämlich dem Pfarrer die Begräbnißkosten nicht zahlen, weil er doch nicht begraben worden sei; der Pfarrer dagegen sagt, es sei schon Alles in Bereitschaft gewesen, und daß die Beerdigung nicht Statt gefunden, sei nicht seine Schuld.

(London.) Victoria hat dem bejahrten Poeten William Wordsworth, den Haupte der von den Engländern jetzt vielbewunderten „Seeschule", eine Pension von 300 Pf. St. ausgesetzt. Die Richtung dieser Schule geht auf Einfachheit und Natürlichkeit, im Gegensatz zu Byron und Th. Moore, von denen Rückert sagt:

„Moore und Byron und Consorten,
Zwangnatur im höchsten Ton,
Lauter Kolben und Retorten,
Lauter Destillation.
Nicht des Frühlings Rosenduft,
Rosenöl ist jede Zeile;
Trunken ist davon die Luft,
Und wird's bleiben eine Weile."

Leider ist Wordsworths Natürlichkeit manchmal etwas affectirt, und dasselbe begegnet auch deutschen Natürlichkeiten.

(Taback-Consumtion in Pesth.) Man hat berechnet, daß in Pesth und Ofen jährlich über zwanzig Millionen Cigarren verraucht werden; hiezu noch der Taback, der in Pfeifen consumirt wird, und man kann sich einen Begriff machen, welche Summe da in Rauch aufgeht.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 90.

Bremen, Sonntag den 13. November 1842.

Gestorben:

Nro. 1129. Den 9. Novbr. Der Kornmesser Herm. Vagt, 54 Jahr, Annenstraße Nro. 20.

— 1130. Den 9. — Der Lohgerber Johann Christian Schneider, 75 Jahr, Gerberhof Nr. 12.

— 1131. Den 9. — Des Tuchhändlers Gustav Wilh. Rodowe Ehefr., geb. Wöbcken, 38 Jahr, Obernstraße Nro. 32.

— 1132. Den 10. — Der Kimkermeister Joh. Bremermann, 63 Jahr, Böttcherstraße Nro. 11.

— 1133. Den 10. — Die Näherin Adelh. Kisse, 20 J. Neuenstraße Nro. 65.

— 1134. Den 10. Des Arb. Cord Elfers Wittwe, geb. Knoop, 70 Jahr, Hastedt Nro. 54.

Nro 1135. Den 11. Der Zimmergesell Christian Friedrich Meyer, 61 Jahr, kl. Rosenstraße Nr. 10.

— 1136. Den 11. — Des Schusters Max Milian Lange Wittwe, geb. Schlüter, 35 Jahr, Hastedt Nro. 14.

— 1137. Den 11. — Der Arb. Johann Bremermann, 63 Jahr, Hastedt.

— 1138. Den 11. — Der Schneidergesell Heinr. Thiele, 19 Jahr, im Krankenhause.

— 1139. Den 11. — Des Kaufmanns Herm. Conrad Dwerhagen Wittwe, geb. Grovermann, 69 Jahr, Ansgarii Kirchhof.

Geburten:

Nro. 1384. Den 6. Nov. Des Kahnschiffers Hermann Huskamp Ehefr., geb. Bosselmann, kl. Krummenstraße Nro. 28, von einem Knaben.

— 1385. Den 7. — Des Arb. August Fried. Mau Ehefr., geb. Kramer, Schwarzpot Nro. 1, von einem Knaben.

— 1386. Den 7. — Des Arb. Joh. Blome Ehefr., geb. Mittelsdorf, Schwachhausen Nro. 26, von einem Knaben.

— 1387. Den 8. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Wilhelm de Clercq Ehefr., geb. Schierholz, gr. Johannisstraße Nro. 146, von einem Mädchen.

— 1388. Den 8. — Des Weinarbeiters Hein. Fried. Henke Ehefr., geb. Tute, Theerhof, Nro. 44, von einem Mädchen.

— 1389. Den 9. — Des Cigarrenmachers Hein. Knapp Ehefr., geb. Berbohm, Rövekamp Nro. 12, von einem Knaben.

— 1390. Den 10. — Des Feilenhauers Johann Carl Engelhard Ehefr, geb. Bohe, Knochenhauerstraße Nro. 38, von einem Knaben.

Nro. 1391. Den 10. — Des Schneidermeisters Joh. Werner Finger Ehefr., geb. Bredhorst, kl. Annenstraße Nro. 36, von einem Knaben.

— 1392. Den 10. — Des Schuhmachermeisters Hinrich Kahrs Ehefr., geb. Meyer, Faulenstraße Nro. 21, von einem Knaben.

— 1393. Den 10. — Des Arb. Joh. Wilkens Ehefr., geb. Götte, Paulsberg Nro. 56, von einem Mädchen.

— 1394. Den 10. — Des Seilers Joh. Kürbitz Ehefr., geb. Wiers, Hastedt, von einem Mädchen.

— 1395. Den 10. — Des Küpergesellen Joh. Henrich Horstkotte Ehefr., geb. Hütwohl, Schwarz Gang Nro. 1, von einem Mädchen.

— 1396. Den 10. — Des Schneiders Joh. Christian Gottfried Carnahl Ehefr., geb. Gleystein, gr. Johannisstraße Nr. 163, von e. K.

— 1397. Den 10. — Des Küpergesellen Carl Heinrich Haake Ehefr., geb. Schumeyer, Häfen Nro. 24, von einem Knaben.

— 1398. Den 11. — Des Cigarrenmachers Hein Christ. Rohde Ehefr., geb. Ellerbusch, gr. Johannisstraße Nro. 207, von e. Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 463. Der Buchdrucker Carl Heinr. Faulwetter und Sophie Elise Neujork hieselbst.

— 464. Der Bäcker zu Flethe Amts Blumenthal Christian Diedr. Baschhagen u. Gesche Maria Mann hieselbst.

— 465. Der Tischler am Buntenthorssteinwege Joh. Christian Buschmann und Johanne Dorothea Voßhard zu Barnstorff.

— 466. Der Steinhauergesell Friedr. Ehrenreich Sumsteth hies. und Anna Catharina Dorothea Brand aus Hage in Ostfriedland.

467. Der Arb. am Buntenthorssteinwege Hinr. Tabin und Sophia Oestmann aus Blocken.

468. Der Hausknecht Conrad Schröder hieselbst und Anna Sophia Christina Salomon aus Deichhorst.

Nro. 469. Der Zimmergesell zu Hastedt Gottfried Jacobi und Elisabeth Buschmann daselbst.

— 470. Der Handelsmann Joh. Heinrich Meyer und des verst. Küpergesellen Gottfr. Friedrich Oesselmann Wittwe, Maria Lucia, geb. Kramer hieselbst.

— 471. Der Schuhmachermeister zu Hastedt Friedrich Lindemann und Wilhelmine Sophie Marie Gräber aus Sulingen.

— 472. Der Landmann zu Thedinghausen Joh. Christoph Lumpe und Dorothea Bahlmann zu Morsum.

— 473. Der Krugwirth zu Borgstede bei Varel Johann Hinr. Timmermann und Sophia Dannhüser.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 92.

Bremen, Donnerstag den 17. November 1842.

Der Regentag.

Nach H. W. Longfellow.

Der Tag ist kalt und trüb und traurig;
Es regnet und der Wind weht schaurig;
Noch hält sich die Reb' an der Mauer mit Noth,
Doch am Boden schon liegen die Blätter todt,
Und der Tag ist trüb und traurig.

Mein Leben ist kalt und trüb und traurig;
Es regnet und der Wind weht schaurig;
Noch hält sich mein Geist an der Zeit, die geflob'n,
Doch die Träume der Jugend, dicht fallen sie schon,
Und die Tage sind trüb und traurig.

Sei still, mein Herz, und laß dein Kümmern;
Durch Wolken sieh' die Sonne schimmern;
Nicht du allein kennst der Erde Qual,
Durch jedes Leben braust der Sturm einmal,
Manch'er Tag muß trüb sein und traurig.

J. F.

Katharina.

Eine Novelle.

I.

Die Hochzeit.

In einer mittlern Stadt des südlichen Deutschland's hielt vor etwa zwanzig Jahren an dem Morgen eines der letzten, schönen Herbsttage eine Reihe von Wagen vor dem Hause des Fabrikherrn Kleeman. Eine ziemlich zahlreiche Volksmenge hatte sich neugierig rings um die Kutschen versammelt, um die Einsteigenden zu sehen, und aus den Reden der Umstehenden konnte man die Veranlassung dieser Wagenreihe leicht erfahren,

„Es ist für die Hochzeit der einzigen Tochter des reichen Kaufherrn Kleeman," sagt der Eine; „sie ist kaum sechzehn Jahre alt, aber sie ist eben so schön und liebenswürdig als ihr Vater reich ist."

„Sie ist nicht blos schön," entgegnete ein junges Mädchen; „sie ist auch wohlthätig gegen die Armen und freundlich und gefällig gegen Jedermann."

„Und ihr Bräutigam?" frugen Andere.

„Ei das ist ein schöner junger Mann."

„Und der Geld hat," fügte ein Zweiter hinzu.

„Einer der geschicktesten jungen Kaufleute unserer Stadt."

„Er ist ebenfalls gutherzig, mitleidig und freundlich in seinem Benehmen.

So vereinigten sich die Stimmen all dieser strengen Richter, um vorauszusagen, daß diese beiden jungen Leute ein schönes und glückliches Paar abgeben würden; da auf beiden Seiten Jugend, Schönheit, Reichthum und guter Charakter, also alle Elemente häuslichen Glückes vorhanden waren. Eine traurige Schattenseite unserer schwachen Menschennatur angehörige Begleitung dieser Betrachtungen war ein Gefühl von Neid, dessen sich die meisten, den niedern Volksklassen angehörenden Umstehenden nicht erwehren konnten. So herzlich gemeint auch ihre Wünsche für eine glückliche Zukunft des persönlich beliebten jungen Ehepaares waren, so hatten sie doch einen bittern Beisatz, der daraus entsprang, daß die Mehrzahl der Zuschauer sich einer Vergleichung der jungen Eheleute mit ihrem eignen Zustande nicht enthalten konnten, daß also ein Groll in ihnen rege wurde über die ungerechte Gütervertheilung von Seiten des Schicksals, das mit freigebigen Händen auf Einzelne seiner Ga-

ben Füllhorn verschwenderisch ergüsse, während es gegen die große Menge der Sterblichen sich karg und geizig bezeuge. Der einzige Ersatz für diese Ungerechtigkeit, die manches Herz in diesem Augenblicke lebhafter fühlte, bestand darin, daß ihnen wenigstens durch die Augen eine Theilnahme an dem Glücke der zukünftigen Gatten freistand. Denn das Volk ist im Ganzen sehr leicht zufrieden zu stellen und gönnt den Günstlingen des Glücks ihre reichen Vergnügungen, wenn ihm nur erlaubt ist an dem goldigen Abglanz dieser strahlenden Freuden sich zuerfreuen und die Brosamen zu sammeln, die von ihren mit üppigen Speisen besetzten Tafeln herabfallen.

Schon begann jedoch die vor dem Kleemann'schen Hause versammelte Menge ungeduldig zu werden, als eine neue Erscheinung plötzlich ihre Aufmerksamkeit ablenkte und für sich in Anspruch nahm.

Es war dies eine ganz in Schwarz gekleidete Frau, welche zwei Kinder von sieben und von neun Jahren an den Händen hielt. Man konnte nichts Reizenderes sehen, als diese beiden Knaben mit ihren großen blauen Augen und mit ihren runden Köpfchen voll blonder Ringellocken: sie glichen wahrhaften Engeln. Erstaunen mochte man beim ersten Anblick, auf diesen unschuldigen Gesichtchen einen Ausdruck tiefer Traurigkeit zu lesen; man begriff aber beim ersten Blick, den man auf ihre Mutter warf, aus welchem Gefühl diese Trauer entsprang.

Daß die sie begleitende Frau ihre Mutter sei, daran konnte man nicht zweifeln; denn der feste, forschende, leidenschaftliche Blick, der unaufhörlich auf das eine oder das andere der Kinder geheftet war, konnte nur einer Mutter angehören. Die Frau war noch jung und Alles an ihr fiel den Blicken auf; ihr ausgezeichnet schlanker Wuchs, die blendende Weiße ihrer Hautfarbe, ihr glänzend schwarzes Haar, ihre gewölbten Augenbraunen, endlich ihre von einer bewundernswürdigen Schönheit, welche ihrer Physiognomie allein einen Ausdruck verliehen, der vielleicht ihren übrigen Zügen fehlte; denn, wenn sie das Auge senkte, schien ihr Gesicht kalt, wie das einer Marmorbildsäule; schlug sie aber ihre Augen auf, so spiegelte ihr ausdrucksvoller, bald schmachtender Blick die verschiedenartigsten und leidenschaftlichsten Seeleneindrücke deutlich in sich ab.

Diese Frau nun drängte sich durch die Menge hindurch und machte sich hartnäckig Bahn bis zum Kleeman'schen Hause, vor welchem sie stehen blieb.

Alle folgten ihr mit den Augen und jeder Einzelne suchte sich selbst Rechenschaft über das außerordentliche Aufsehen zu geben, das ihre Erscheinung hervorbrachte: Gründe genug für dieses Aufsehen waren ihr feierlicher Schritt, ihr leidendes Aussehen, der malerische Gegensatz zwischen den blonden, frischen Kindergesichtern und der durch die Schwärze ihres Haares und ihrer Augen noch mehr hervortretenden Bleiche ihrer Gesichtszüge, so wie das Abstechende zwischen ihrem schwarzen Anzuge und dem fröhlichen Feste, dessen Vorbereitungen dem Hause und der harrenden Menge einen so heitern Anstrich verliehen. Der Hauptgrund für Aller Erstaunen aber blieb, daß im ersten Augenblicke Niemand im Stande war, dieses bleiche Frauenbild zu erkennen; und doch kannten einander alle Bewohner der mittelgroßen Stadt recht gut. Die Neugier der Umstehenden, die im höchsten Grade erregt war, fand endlich durch die Aeußerung einer alten Frau ihre Befriedigung.

„Nun erkenne ich sie," sagte diese; „es ist Katharine, die Rahmenstickerin."

„Wie? dies hübsche Kind, die ihre Mutter zu sechzehn Jahren verloren hat, und die man nie auf den Kirchweihfesten und Weinlesen der Umgegend erblickt hat!" sagte ein junger Arbeiter.

„Sie ist seit zehn Jahren nirgends hingekommen," sagte ein andrer; „sie hat so eingezogen gelebt, daß es kein Wunder ist, wenn man sie kaum erkannt hat."

„Die Aermste ist sehr verändert," sagte mitleidig ein junges Mädchen aus derselben Gesellschaftsklasse; sie muß gar zu viel Liebeskummer gehabt haben. Aber wie lieblich sind diese Kinder, die müssen einen Blondkopf zum Vater haben."

„Wollt Ihr wissen, wer der Vater ist?" frug mit wichtiger Miene ein Polizeisergeant, der sich unter dem Volkshaufen gemischt hatte.

„Nun wer?" frugen Alle neugierig entgegen.

„Kein anderer, als Herr Lorstätt, derselbe, der in einer Stunde die schönste und reichste Erbin in der Stadt heirathet."

„Was will sie denn alsdann hier im Hause machen?" frug das junge Mädchen.

„Wer weiß? Vielleicht dem Fräulein Kleemann ihren Liebhaber abstreiten," sagte spöttisch das alte Weib, das sie zuerst erkannt hatte.

„Da hätte sie Unrecht," sagte der Polizeimann; ein

armes Mädchen, wie Katharina, kann nicht einen vornehmen und reichen jungen Mann, wie Herrn Lorstätt heirathen."

„Es ist aber doch recht traurig für die Arme, daß sie sehen muß, wie er eine Andre heirathet," meinte das weichherzige Mädchen.

„Ei, was hat sie sich mit ihm eingelassen?" sagte hart die alte Sittenrichterin.

„Aber, was soll nun aus den armen, unschuldigen Kleinen werden?" frug die milde Arbeiterin weiter.

„Nun," entgegnete der Polizeidiener mit dem Ausdruck einer unstreitbaren, gesetzlichen Autorität, „Herr Lorstätt wird der Mutter Alimente für die Kinder geben; das ist Alles, worauf sie Anspruch machen kann."

„Deßhalb mag sie ihn auch wohl aufsuchen," meinte die Alte.

„Dazu wäre aber Ort und Zeit gleich schlecht gewählt," versetzte der Polizeisergeant.

(Fortsetzung folgt.)

Voz über die Amerikaner.

Charles Dicken's in England mit Spannung erwartetes Buch über die Vereinigten Staaten ist jetzt in London, unter dem Titel; „American Notes, for general circulation" in zwei Bänden erschienen, und erregt großes Aufsehen. Ein englischer Beurtheiler sagt: „Die Schilderungen, der Dialog, alles darin ist lebhaft und charakteristisch. Man fühlt sich mitten in seine Scenen versetzt." Wir lassen hier seine Schlußbemerkungen über den amerikanischen Volkscharakter folgen, welche so wenig schmeichelhaft lauten als die Urtheile von Tocqwille und Michel Chevalier. Würde Voz noch einmal in Amerika reisen, so dürfte sein Empfang kaum so begeistert ausfallen wie das erstemal.

„Die Amerikaner (schreibt Voz) sind von Natur freimüthig, brav, herzlich, gastfreundlich und liebevoll. Bildung und Verfeinerung scheinen ihre Herzenswärme und glühende Erregbarkeit nur zu erhöhen, und der Besitz dieser Eigenschaften macht einen unterrichteten Amerikaner zu einem der liebenswürdigsten und edelsinnigsten Freunde. Ich wurde nie so ganz gewonnen wie von dieser Classe; ich gab mein volles Vertrauen, meine volle Hochachtung nie so gern bereitwillig hin wie an Amerikaner dieser Art; niemals wieder kann ich mir in einem halben Jahr so viele Freunde machen, die ich hochschätze als wär' ich ein halbes Leben mit ihnen zusammengegangen.

„Diese Eigenschaften sind, wie ich unbedingt glaube, dem ganzen Volk natürlich. Daß sie aber im großen Haufen, traurig untergraben und in ihrem Wachsthum verkümmert werden, und daß Einflüsse thätig sind, die sie noch mehr gefährden und für jetzt nur wenig für ihre gesunde Wiederherstellung hoffen lassen, das ist eine Wahrheit, die nicht verschwiegen werden darf.

Es ist ein wesentlicher Zug jedes Nationalcharakters daß er sich gewaltig viel mit seinen Fehlern weiß und die Zeugnisse für seine Tugend oder Weisheit gerade aus deren Uebertreibung ableitet. Ein schlimmer Fleck in der Volksgemüthsart Amerika's und die fruchtbare Mutter einer zahllosen Brut von Uebeln ist das allgemeine Mißtrauen. Gleichwohl rühmt der amerikanische Bürger sich dieses Hangs, selbst wenn er leidenschaftlos genug ist das Verderbliche seiner Wirkungen einzusehen. Trotz seiner bessern Einsicht führt er dieses Mißtrauen oft an als einen Beweis des großen Scharfsinnes und Scharfblicks der Nation und ihrer überlegenen Schlauheit und Charakterselbstständigkeit.

„„Ihr tragt,"" sagt ihnen der Fremde, „„diese Eifersucht und dieses Mißtrauen in jedes Geschäft eures öffentlichen Lebens. Durch Vertreibung würdiger Männer aus euern legislativen Versammlungen hat diese böse Sucht euch eine Classe von Stimmbewerbern großgezogen, die durch jede ihrer Handlungen eure Institution und eure Volkswahl verunehrt. Sie hat euch so schwankend gemacht, daß eure Unbeständigkeit allbereits sprüchwörtlich geworden ist, denn kaum habt ihr einen Abgott auf das Fußgestell erhoben, so reißt ihr ihn ganz gewiß wieder herab und schlagt ihn zu Trümmern; und dieß darum weil ihr, wenn ihr einen Wohlthäter oder Staatsdiener belohnt, ihm sogleich, eben weil er belohnt ist, mißtraut und sogleich herausfindet, entweder daß ihr in eurer Anerkenntniß zu verschwenderisch, oder er in seinen Verdiensten zu saumselig gewesen. Jeder der unter euch eine hohe Stellung erreicht, vom Präsidenten an gerechnet, darf vom Tage seiner Erhöhung auch den seines Falles datiren; denn jedwede gedruckte Lüge, die irgend ein notorischer Schurke schreibt, wenn sie auch durch das offne Zeugniß eines ganzen Lebens schnurstracks widerlegt ist, appellirt an euer Mißtrauen und wird sofort geglaubt. Wo es Ver-

trauen und Zuversicht gilt, das auch noch so ehrlich erworben und verdient ist, da sperrt ihr euch um eine Mücke, aber ihr verschluckt mit Freuden eine ganze Karawane von Kamelen, wenn sie mit unwürdigen Zweifeln und gemeinem Argwohn beladen sind. Ist das wohlgethan? Wird das, glaubt ihr wohl, dazu beitragen den Charakter der Regierenden und der Regierten unter euch zu erhöhen?""

„Die Antwort lautet ein- wie das anderemal: „„Bei uns, wie Ihr wißt, herrscht Meinungsfreiheit. Jedermann denkt für sich selbst, und wir lassen uns nicht leicht bevortheilen. So kommt es, daß unser Volk argwöhnisch ist.""

(Schluß folgt).

Ueber Eisenbahnen im Königreiche Hannover.

Bei der unermeßlichen Wichtigkeit, welche die Entscheidung über die Richtung der Eisenbahnen in dem Königreiche Hannover — und hier mehr, als in andern Ländern — für alle Zeiten in sich trägt, mag es nicht überflüssig, vielmehr wünschenswerth erscheinen müssen, den hochwichtigen Gegenstand auf das Vielfältigste noch fernerweit zu erwägen und zu besprechen.

Ohne außer den allgemeinen Landes-Interessen, anderweit ein örtliches und privatliches Interesse in's Auge fassen zu wollen, mache ich es mir zur Aufgabe, in dem Folgenden über die Berührungen der desfallsigen Interessen der Hauptstadt Hannover meine Ansichten und Meinungen darzulegen, indem sie von denen abzuweichen scheinen die daselbst gehegt und gepflegt werden.

Als Hannoveraner kann es mir nicht gleichgültig, ja muß es mir erfreulich sein und zu wünschen nahe liegen, daß der Flor der Landeshauptstadt, so weit dem Allgemeinen darunter ein ungerechter Abbruch nicht geschieht, die möglichste Höhe gewinne; als Nachbar habe ich die Rückwirkung davon unter allen Bedingnissen sogar als ein Vortheilhaftes zu schätzen.

Nun aber finde ich die Interessen der Hauptstadt, und vor allen andern gerade diese, in Bezug auf die projectirte Eisenbahn-Richtung gewaltig gefährdet dadurch, daß die ihr wichtigste Bahn, die von Hamburg und Altona ꝛc. nach Braunschweig, Magdeburg u. s. w. gehende, ferner, daß eine etwaige künftige Weiterführung der Bahn nach dem Süden, zunächst dem Göttingschen, resp. über Lehrte und Hildesheim geleitet, Hannover für alle Zeiten vorbeigeführt und entzogen werden soll. Ein Ersatz für diesen Verlust möchte nie aufgefunden, nie gegeben und es nur bedauert werden können, daß von vorn herein nicht diese Umgehung vermieden worden!

Wenn an sich der Handel und Verkehr unseres Landes mit dem der Hansestädte eng verbunden ist, mit diesem steigt und fällt, und wir, als Küstenland das Vorall voran zu stellen und zu beachten haben, was der überseeische Vertrieb in Bewegung setzt, so sind es die Hansestädte und die Küsten unsers Landes, die bei einem so wichtigen Communicationsmittel, wie die Eisenbahnen ergeben, insbesondere und zunächst Beachtung erfordern werden.

Von jeher war der Haupt-Transit-Verkehr, dieses größte Gewerbe unseres Landes, landwärts und für die Hauptstadt Hannover der, der von Hamburg nach den östlich und südlich gelegenen Ländern Deutschlands und der, welcher von Bremen nach eben den Richtungen seinen Zug hat, also die Wegekreuzung dieser Waarenzüge der Hauptstadt die wichtigste.

Hamburgs Handelsgebiet ist, naturgerecht und geschient, mit dem Laufe der Elbe, mit dem der darin mündenden Flüsse und mit dem der damit verbundenen Straßen zusammenhängend; — Hamburgs regelmäßiger und vorzüglichster Verkehr wird also immer zunächst sich nach Ost und Süd wenden, und in geringen Betracht zum Ganzen das kommen, was zu Lande westwärts, der Concurrenz von Bremen und Holland entgegen, umgeht und umgehen kann!

Eine Eisenbahn-Richtung ab Celle über Lehrte nach Braunschweig aber würde diesen größesten Hamburger Güter- und Personen-Verkehr Hannover unwiederbringlich und für alle Zeiten, sowohl für Ost als Süd, selbst dann entziehen, wenn ab Hildesheim die Fortführung einer Südbahn nicht eintreten sollte, und Hannover würde aus einer Hamburg-Hannover-Mindener Bahn nie einen nur irgend dagegen in Betracht kommenden Ersatz erwarten können und finden.

Bremens Handelsgebiet folgt dem Laufe der Weser und den damit zusammenhängenden Flüssen und Straßen zunächst, und Bremen wird nach Osten weniger, vornehmlich dagegen nach Süden und Westen, den Zug seines Güter-Verkehrs suchen müssen und dauernd und regelmäßig hier behalten.

Eine Eisenbahn von Bremen nach Ost und Süd wird unsers Landes Hauptstadt, unter allen Umständen zwar nicht entgehen, der Bahnverkehr für Hannover indeß dann sehr beeinträchtigt erscheinen müssen, wenn eine Bahnverlängerung nach dem Süden, als Folge der Harburg-Lehrter-Hildesheimer Bahn zugleich mit der Hamburg-Lehrter Bahn von Hildesheim abgehen müßte, in welchem Falle, und da nicht anzunehmen ist, daß jener Bahnzug rückwärts über Hannover laufen würde, immer erst in Lehrte wieder die Bahnkreuzung und Wechselung Statt fände.

Eine den natürlichen Verhältnissen entgegen, mit sieben Meilen Verlängerung erzwungene Bahn von Bremen nach Minden über Hannover — wollen wir gerecht sein, eine harte Maßnahme — könnte für alle Zeiten nur eine todte bleiben, indem Dampfschifffahrt und der so bedeutend kürzere directe Weg eine solche Bahn außer Concurrenzmöglichkeit legen müßten. Entschädigung für Hannover, gegenüber den oben angedeuteten Entziehungen, kann, meiner Ueberzeugung nach, zudem weder diese, noch die Bahn von Hamburg nach Minden, gewähren. — Ueberhaupt möchte Alles, was von Bremens Handel sich westlich wendet, nie seinen Weg über Hannover nehmen, noch, selbst mit Eisenbahnen, dieser dahin erzwungen werden können, so lange die Weser schiffbar bleibt und die Communication landwärts über Osnabrück nicht unzugänglich ist.

Auf der Hand dagegen scheint es mir zu liegen, daß Hand in Hand mit dem Heile, der Wohlfahrt und den größern Interessen des Landes, die Interessen der Hauptstadt durchaus gesichert und hoch gefördert sein würden, wenn die projectirten Bahnen folgende Richtung bekommen sollten, nämlich:

von Hannover nach Braunschweig, Magdeburg, über Lehrte und Hildesheim,
" " " Minden, über Neustadt, Schneeren, Locum,
" " " Hamburg, Altona und der Ostsee, über Neustadt, Schneeren, Nienburg, Verden und Harburg,
" " " Bremen, auf derselben Richtung über Verden.

Auf dieser Wegerichtung träte Hannover vor Lehrte und Hildesheim; auf diesem Wege würde Hannover aller Verkehr der Eisenbahnen zwischen Hamburg, der Ostsee und Bremen mit Hildesheim, Braunschweig, Magdeburg, Sachsen, Thüringen, Baiern und dem fernen Osten und Süden Deutschlands, ja selbst mit Oesterreich ꝛc., somit aller Verkehr, so weit er je diesen Landweg beschritten hat und beschritten wird, nicht minder gesichert, als der ganze Eisenbahnverkehr zwischen West- und Ostpreußen, zwischen dem Rheine und der Oberelbe; auf diesen Wegen würde eine etwaige Bahnverlängerung nach dem Göttingschen ꝛc. Hannover zum Anfangspunkte haben; auf diesen Wegen wäre die Gefahr beseitigt, daß das große Communicationsmittel der Eisenbahnen, nicht durch eine Bahn von Magdeburg nach Uelzen, für unser Königreich theilweise ein winziges werden könne; auf ihnen würde das Bahnnetz von dem Saume des Reichs nach dem Innern des Landes verlegt, die Bahn im Lande von zweien Seiten zugänglich und somit die Wohlthaten ihrer Nähe dem Vaterlande ganz und nicht theilweise dem Auslande zugeführt, durch sie also die aufzuwendenden großen Summen hannoverischen Geldes, Hannover zunächst und nicht vorzugsweise dem Auslande zinsenbringend; durch sie würde der Anhaltspunkt für die Fortbildung der Eisenbahnen nach den westlichen Provinzen des Landes, dem Osnabrückschen, Ostfriesland, nach den Ems-, Weser- und Elbmündungen so vollkommen, wie nicht leicht anderwärts, und die Möglichkeit gegeben und erlangt, durch Berührung der so wichtigen Meeresküsten des Landes, den Bahnen vervielfältigte Nahrungsadern zuzuführen, ohne irgend etwas von dem guten Willen des Auslandes abhängig zu machen; auf diesen Wegen würde durch den Verkehr der Hansestädte Hamburg und Bremen untereinander, welcher auf der, gegen die directe Bahn über Verden und Harburg von nur 16 Meilen auf etwa 38 Meilen verlängerten, Bahn über Hannover nie erwartet und erlangt werden kann, die Rentabilität der Bahnen und die Zollaufkünfte, beides zum Besten der Landescassen, ungemein erhöht werden; auf diesen Wegen auch würde die Bahn von Bremen und Hamburg nach Minden direct erreicht und ihrer Benutzung der Verkehr zugeführt werden, der die Rentabilität wiederum bedeutend erhöhen, auf den angedeuteten großen Umwegen aber nicht zu erwarten sein dürfte; auf diesen Wegen träten die beiden großen, wichtigen Flüsse des Landes, Elbe und Weser, auf hannoverschen Punkten mit der Bahn, für ihren wie für den Flußverkehr wechselseitig gleich erheblich, in Verbindung; auf diesen Wegen müssen denn also alle denkbaren Verhältnisse zu Gunsten der Wohlfahrt und Unabhängigkeit Hannovers in Bezug auf Eisenbahnen aus-

schlagen und keins davon, am allerwenigsten das Wohl und das Gedeihen des Verkehrs der Hauptstadt gefährdet erscheinen können; auf diesen Wegen endlich würden, bei Erreichung größerer Zwecke und gedeihlicherer Erfolge, etwa 13 Meilen Eisenbahn von Hannover weniger zu bauen, also ein Baukapital von vielleicht 3 Millionen Thaler weweniger aufzuwenden sein, die Rentabilität demnach um den Zinsbelauf dieser großen Mehrsumme an sich steigern und die Bauzeit von 13 Meilen für die Bewegung auf den Bahnen gewonnen werden.

Auf diesen Wegen nun würde Hannover entfernt werden:

a) von Braunschweig 7¾ M. statt nach dem jetzigen Projecte 6¾ Meilen,
b) Minden 10 M. statt 8½ Meilen,
c) Hamburg 22½ M. statt 22¼ M.,
d) Bremen 16½ M. statt 15½ Meilen,

also, ein irgend wesentlicher Unterschied bei Eisenbahnzügen, nicht in Betracht kommen, während auf ihnen keine der Concurrenz ausgesetzte Richtung bestehet, der Verkehr — auch für die Hauptstadt — gesicherter erscheinen muß und die bedeutende Ersparung, wie die bedeutend größere Rentabilität dem Lande namhafte Vortheile versprechen und erwerben dürften.

Würde dabei es zwar nicht möglich sein, Städte und Gegenden an den Vortheilen der Eisenbahnen Theil nehmen zu lassen, die in die Bahnlinie gern kommen und für deren Verkehr nicht ohne Wichtigkeit sein möchten, so träten für sie doch auch andere Städte und Gegenden ein, die mit denselben Wünschen an die Vorsorge des Gouvernements aufblicken, und da die Städte an den Endpunkten der Bahnen nicht nur dieselben bleiben, sondern in Bedeutsamkeit gewinnen würden, so möchten die Verkehrsverhältnisse in Bezug auf Rentabilität sich mindestens ausgleichen.

Wo das größere Wohl des Ganzen es fordert, da soll ja das Einzelne zurückstehen und gegen bessere natürliche Verhältnisse wird Erzwungenes dauernd selten aufkommen können.

Ein Beispiel spricht durch Lüneburgs Messe, die großentheils dem Transit der Manufacturen dienen wird, die den Messerabatt suchen. In Hannover oder Hildesheim dürfte die Messe von Braunschweig sich bald ausgebildet und festgestellt haben.

Möchte mit Entäußerung dieser meiner Ansichten und Meinungen ich beitragen können, den hochwichtigen Gegenstand jetzt, wo es noch Zeit ist, der genauesten Erwägung zurückzugeben. Die wärmste und reinste Vaterlandsliebe hat sie mir dictirt.

N. O.

---

* Gegen die Randglossen in Nr. 91

ließe sich Manches sagen, es scheint aber unnöthig, und es laubt sich der Einsender der „Berichtigungen“ im Blick auf die Behauptung: Paulus eben so wenig wie Petrus seien im Voraus von Christus so weit beglaubigt, daß ihre Glaubenslehren, ihre Dogmen, dieselbe Kraft haben müßten, als wären sie vom Heilande selbst ausgegangen, an den Ausspruch des Herrn zu erinnern: wer euch höret, der höret mich, wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet den der mich gesandt hat. Lucas 10, 16. Ohne die Hülfe des vulgaren Rationalismus läßt sich diese Stelle nicht entkräften. Wir wollen aber mit ihm nicht streiten, wenigstens nicht in diesen Blättern.

---

* Notiz.

Das im Krameramthause aufgestellte optische Theater ist nur bis zum Sonntag zu sehen, da der Saal am Mittwoch anderweitig benutzt werden soll; wer es daher noch nicht besucht, möge es nicht versäumen, namentlich mögen Lehrer und Lehrerinnen dasselbe mit ihren Schülern besuchen da die Besitzer gewiß dann eine bedeutende Ermäßigung des Preises eintreten lassen werden. Auch das schöne Harz-Panorama wird nächster Tage geschlossen; es ist von den Besuchern vielfach die Frage aufgeworfen, ob es auf dem Harze wirklich so große Menschen gäbe, wie sie dort dargestellt, oder ob die durch eine erlaubte Freiheit des Malers entstanden.

Thorsperre.

Vom 16. — 30. November 5½ Uhr. — Für Fußgänger 6 Uhr.

Miscellaneen.

(Ein erbauliches Wiedersehen.) Am 15. October wurde ein gewisser Claude Giniez, der, seiner Angabe nach, schon ein tiefer Sechziger, wegen Landstreichens vor das Pariser Zuchtpolizeigericht gestellt. Auf die übliche Frage: ob er keine Anverwandten habe, die für seine Unterkunft sorgen, und hiedurch seiner Verurtheilung als Landstreicher vorbeugen könnten, erwiederte er: „Was Anverwandte, spreche mir Einer von Anverwandten! „Als ich ein junger Bursche war, hatte ich einen Vetter, seines Handwerkes ein Kunstschreiner, der, anstatt mich sein Gewerbe zu lehren, mir das Trinken beibrachte. Ein anderer Vetter, der Soldat war, ging kurz, nachdem ich mich verehelicht, mit meinem Weibe und obendrein mit allen meinen Sparpfennigen durch.“ Der arme Teufel wurde laut der Vorschrift des Gesetzes wegen erwiesenen Landstreichens zu vierundzwanzigstündiger Einsperrung verurtheilt, jedoch mit dem tröstlichen Beisatze, daß er nach überstandener Strafe auf Lebenszeit in das Versorgungshaus nach St. Denis kommen solle. Eben als er von den Schranken abtrat, sichtlich voll dankbaren Vergnügens über ein Urtheil, kraft dessen er auf Lebenszeit mit Obdach und Nahrung versorgt worden, wurde der Name Catherine Gaillard aufgerufen und ein altes, in Lumpen gehülltes Weib wurde wegen gleichen Vergehens herbeigeführt. Er stutzt, faßt sie scharf ins Auge, und im Beisein des Gerichts und des zahlreichen Auditoriums, entspinnt sich zwischen beiden Notabilitäten folgender Dialog: „Entschuldigen Sie, Madame, sind Sie diejenige, deren Name eben gerufen worden ist?“ — „Ja, ich bin's.“ — „Es ist mein Weib,“ ruft er, „das mir vor 35 Jahren davongelaufen ist! Bist du's wirklich (zu ihr gewendet), du, die einst so frisch wie ein Apfel war und ein Haar schwarz wie ein Agat hatte?“ — „Und bist du, alter Landstreicher, denn richtig mein Mann?“ — „Ja, dein Mann, den du in Stich ließest, um mit seinem Vetter durchzugehen.“ — „Es war ein herzloser Schuft,“ versetzte die Alte mit kleinlauter Stimme, „bei dem es Tag für Tag unbarmherzige Schläge setzte, und der mir zuletzt Alles nahm und mich sitzen ließ.“ — „Und was ist aus dem Gredin geworden?“ — „Er ist auf dem Felde der Ehre bei Eylau gestorben.“ — Diese gegenseitigen Herzensergießungen hätten, wer weiß, wie lange noch ganz ungenirt fortgedauert, wenn der Präsident des Tribunals das Colloquium nicht unterbrochen hätte, um das seine mit der interessanten Eulalia zu beginnen. — Das Possirlichste bei der Sache ist, daß über sie dieselbe Sentenz wie über ihn gefällt worden, so daß das liebe Paar nach einer Trennung von 35 Jahren den Rest seines Lebens unter demselben Dache und in denselben Umständen hinbringen wird.

(Wien.) In der letzten Prager Ziehung erhielten vier Hutmachergesellen sämmtliche fünf gezogene Nummern: 13, 26, 19, 23, 90, und der Gewinnst bei dieser Gelegenheit war so bedeutend auch unter den andern Mitspielenden, daß in Prag allein 200,000 fl. K. M. ausbezahlt wurden. — In einer hiesigen Vorstadt fand dieser Tage ein Vergiftungsversuch Statt. Die Thäterin gehört dem zarten Geschlechte an, das zwar den Dolch nicht schwingt, dafür aber Süppchen kocht, gebraut in des Satans Küche. Die neue Laffarge gedachte ihren Schwiegervater in das bessere Leben zu befördern.

(Kopenhagen.) Das Comité, welches dem verstorbenen Könige Frederik VI ein Denkmal bei Skanderborg zu errichten gedenkt, war vor Kurzem versammelt und hat beschlossen, daß über dem großen Gedenkstein, welcher jetzt auf die Höhe, wo er liegen soll, hinaufgebracht ist, ein Haus mit Oefen und den nöthigsten Bequemlichkeiten erbaut und um dasselbe ein kleiner Park eingerichtet werden soll. Drei Stufen werden bis zu dem Fußgestell hinanführen, das Fußstück an und für sich ist ein bedeutender Koloß, doch soll dieses, wie der Stein selbst, erst zugehauen werden, womit noch einige Zeit vergehen dürfte. Die Basreliefs und die Büste, wozu Thorwaldsen das Modell gratis geliefert, werden in seiner Werkstatt von dem Bildhauer Holbeck ausgeführt, und sind zu diesem Theil des Monuments 4000 Thlr. bereits deponirt.

(St. Petersburg.) Die großen Brände von Kasan und Perm haben einen kaiserlichen Befehl veranlaßt, wonach die Ursachen jeder Feuersbrunst auf das genaueste ermittelt und alle Brandstifter den Kriegsgerichten übergeben werden sollen. — Gewiß würde eine solche Maßregel überall die Brände vermindern, denn es ist doch wohl keine Frage, daß der größte Theil durch Bosheit oder Nachlässigkeit entsteht.

(S. Coburg-Gotha.) Briefen aus Coburg vom 7ten Nov. zufolge hat der Herzog die beiden Künstler Liszt und Rubini zu Mitgliedern des herzogl. sächsischen Ernestinischen Hausordens ernannt. Beide hatten unter anderm ein Concert zum Besten der Stadtarmen gegeben. Rubini trat — im Piraten — auf der dortigen Hofbühne auf; wie er versicherte, sei dies das letztemal, daß er die Bretter betrete.]

(London.) Einen sehr unerquicklichen Gesprächsgegenstand haben neuerlich die beim hiesigen Zollamte zur Untersuchung gekommenen Betrügereien abgegeben. Die Untersuchung ist noch nicht geschlossen und dürfte auch sobald nicht zum Schlusse gelangen, da dem Vernehmen nach die betreffenden Ungebührnisse in viele Jahre zurückreichen. Indessen sind doch bereits zwei oder drei Beamte entlassen und mehrere suspendirt worden, ein sicheres Zeichen, daß die Sache, wenn auch nicht so schlimm, wie die Presse sie macht, die den Verlust des Staatseinkommens auf eine Million Pfund Sterling anschlägt, doch immer schlimm genug ist.

(Unmäßigkeit im Genusse des Branntweins) gab vor wenigen Tagen in Berlin die sehr traurige Veranlassung zu dem Tode eines jungen Mannes. Dieser hatte sich nämlich in Begleitung zweier Bekannten in einen Destillations-Laden der Friedrichsstadt begeben, dort 1½ Quart Liqueur verlangt und diesen in kurzer Zeit mit einer gewissen Bravour ausgetrunken. Hierauf war er nach dem Hofe gegangen, jedoch bald dort zur Erde niedergefallen, was man seiner Trunkenheit zuschrieb. Man nahm

sich hier seiner an, suchte ihn zu ermuntern und holte Aerzte herbei; jedoch diese erklärten nach mehrstündigen angestrengten Bemühungen, daß der junge Mann bedeutend krank sei und dem Tode sicher entgegengehe. Dieser erfolgte denn auch wirklich noch in der nämlichen Nacht am Schlagfluß, und die Leiche des Sohnes wurde der Mutter, die von dem Vorgange keine Ahnung hatte, zugeführt. — Wir haben ja auch leider solche Beispiele der Völlerei hier erlebt und noch im letzten Sommer einen jungen Mann zu Grabe tragen sehen, der auf ähnliche Weise endete: giebt es denn gar kein Mittel diesem Uebel entgegen zu wirken und wenn Religion, Vernunft und Vereine nichts wirken, sollte man da nicht andere Versuche anstellen und die Wirthe für solche schreckliche Vergehungen verantwortlich machen?

(Wieder ein Beispiel von katholischer Intoleranz.) Ein Franzose ist beim Baden in dem Gemundner See ertrunken. Die Leiche, welche mit vieler Mühe aufgefunden wurde, sollte nach dem Wunsche und der Theilnahme aller Uferbewohner mit allen nur möglichen Ehren zur Erde bestattet werden, um somit factisch zu beweisen, daß das menschliche Gefühl keinen Unterschied der Nationen kenne. Aber was geschieht? Der Clerus in Gemunden erklärte, daß die Leiche weder christlich noch ehrlich begraben werden dürfe, da der Verunglückte ein Franzose und Protestant gewesen. Und wirklich wurde er nicht in den Gottesacker gelassen, sondern in aller Stille, wie ein todter Hund, außerhalb der Kirchhofsmauer eingescharrt.

(Seltsame Klage.) Man hat wohl schon oft Klagen gegen Frachtfuhrleute wegen verspäteter Ueberlieferung der Waaren gehört: eine Klage wegen zu schneller Beförderung aber (gewiß eine Seltenheit) ist kürzlich vor dem Pariser Handelsgericht vorgekommen. Ein dortiges Handelshaus hatte einem Fuhrmann einen Collo zur Bestellung an ein Haus in Nantes mit zwölftägiger Lieferzeit übergeben; der Fuhrmann brachte ihn schon nach sechs Tagen an Ort und Stelle, und wenige Tage darauf wurde der Adressat für fallit erklärt. Das Pariser Haus verlangte nun von dem Fuhrmann Schadenersatz, weil, wenn die Ueberlieferung erst am zwölften Tage geschehen wäre, die Waare noch unterwegs hätte zurückgenommen werden können; das Handelsgericht hat indeß die Klage, wie billig, zurückgewiesen.

(Ein Wallfisch in der Themse.) In der Themse hat man dieser Tage einen Fisch, vom Geschlecht der Wallfische, gefangen, der 20 Fuß lang war, 10 Fuß im Umfang hatte, und 2 Tonnen wog. Er scheint bei Verfolgung von Häringen in den Fluß gerathen zu sein.

(Für theure Zeiten.) Man empfiehlt als Viehfutter für dieses Jahr die Roßkastanien und die Eicheln. Man läßt sie 2 Stunden im Wasser auslaugen, dann im Backofen trocknen, damit die Schale sich löst. Das Innere wird dann gestoßen oder geschroten, mit Strohhäcksel gemischt und angefeuchtet. Es solls ein gutes Milchfutter geben.

(Auction.) Kürzlich wurden in Paris die Sachen von Reisenden im Postwagen zurückgelassen hatten, und die Auction dauerte volle acht Tage. Ein Engländer vergißt nie etwas.

(Sir Robert Peel.) Auf dem letzten Chesterfeld-Jahrmarkt wurde der berühmte Derby- und Chester-Käse durchschnittlich zu 60 Sh. der Centner verkauft, während er sonst durchschnittlich 75 Sh. kostete. Man rief: „Sir Robert ist auf dem Jahrmarkt.

(In den Gruben von St. Etienne) hatte am 8 eine Gasexplosion statt, welche 18 Arbeitern, worunter 13 Familienväter, das Leben gekostet hat.

(Mäuse.) Der im Landgericht Werneck in Baiern gegen Ende des Monats August l. J. begonnene Vertilgungskrieg gegen die Mäuse hat bis jetzt eine Niederlage von 1,303,827 Mäusen geliefert, und doch sind diese schädlichen Thiere noch in übergroßer Zahl im Bezirke vorhanden, weshalb die Landleute fortwährend sich mit ihrer Ausrottung beschäftigen.

(Amusantes.) Bei dem letztverstorbenen Großherzog von Hessen, Ludwig I., ließ sich eines Tages sein verdienstvoller Leibarzt, Herr von Wedekind, melden, um dem Fürsten seine Aufwartung zu machen und nach desselben Befinden sich zu erkundigen. Der diensthuende Kammerherr brachte dem Doctor die Antwort: „Es thue Sr. k. Hoheit sehr leid, Hochdero Leibarzt heute nicht empfangen zu können, weil Sie sich ernstlich unwohl befänden.

Anzeige.

Alle Sorten

Einladungs-Karten

zu Ball, Thee und Tanz, Soiree, Mittag- und Abendessen, Verlobung, Hochzeit, Kranzbinden, Taufe u.s.w. Ferner

Visiten-Karten

in großer Auswahl und zu verschiedenen Preisen sind stets vorräthig bei **W. Wulff,**
Seemannsstraße Nro. 2.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 92.

Bremen, Donnerstag den 17. November 1842.

Gestorben:

Nro. 1141. Den 9. Nov. Des Cigarrenmachers Friedrich Gustav Gottlieb Müller Sohn, (todt geboren), Buntenthorssteinweg.

— 1142. Den 12. — Der Küpermeister Johann Daniel Deß, 30 Jahr, Obernstraße N. 52 (Vorst.)

— 1143. Den 12. — Des Schuhmachers Christoph Heinr. Bormann Wittwe, geb. Tonnenmacher, 60 Jahr, Großenstraße Nro. 11.

— 1144. Den 12. — Der Matrose Johann Byrmont, 33 Jahr, im Krankenhause.

— 1145. Den 12. — Des Cigarrenmachers Joh. Eschenfeld Tochter, 1¾ Jahr, hinterm Paulsberg Nro. 33.

— 1146. Den 13. — Der Cigarrenmacher Carl Johann Müller, 18¼ Jahr, Michaelis Kirchhof Nro. 17.

— 1147. Den 13. — Des Arb. Andreas Heinr. Theodor Müller Ehefr., geb. Jacobsen, 63 J., Michaelis Kirchhof Nro. 17.

— 1148. Den 13. — Des Blechenschlägermeisters Carl Eduard Tidemann Tohn, 2 Jahr 9 Monat, Pelzerstraße Nro. 39.

— 1149. Den 13. — Des Küpermeisters Conr. Gräser Wittwe, geb. Rulffs, 54 Jahr, auf dem Häfen Nro. 8.

— 1150. Den 13. — Antoinette Friederike Wilhelmine von Hartz, 75 Jahr, Johannisstr N. 15.

— 1151. Den 13. — Der Gastwirth Johann Heinrich Meyer, 34½ Jahr, Punkendeich.

Nro. 1152. Den 13. — Des Mobilienhändlers Peter Christiani Wittwe, geb. Mangels, 83 Jahr, Doventhorstraße Nro. 1.

— 1153. Den 14. — Des Zimmergesellen Friedr. Genthauer Tochter, 8 Monat, auf dem Häfen Nro. 4.

— 1154. Den 14. — Des Arb. Lucas Garves Tochter, 1¾ Jahr, Michaelis Kirchhof Nro. 9.

— 1155. Den 14. — Der Landmann Hinrich Klüsing, 57 Jahr, Hastedt Nro. 60.

— 1156. Den 14. — Des Schmiedeamtsmeisters Joh. Heinr. Möhring Tochter, 1½ Jahr, Geeren Nro. 31.

— 1157. Den 14. — Des Kaufmanns Johann Friedr. Philippi Tochter, 3½ Jahr, Wachtstraße Nro. 26.

— 1158. Den 14. — Der Klempnergeselle Joh. Wolffgang Raum, 20 Jahr, im Krankenhause.

— 1159. Den 14. — Des Schneidermeisters Johann Christian Boedeker Tochter, 1¾ Jahr, Jacobikirchhof Nro. 24.

— 1160. Den 15. — Des Kammmachers Joh. Carl Gustav Rümker Tochter, 2¼ Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 197.

— 1161. Den 15. — Der Lohgerber Johann Christoph Bolte, 73 Jahr, im Armenhause.

— 1162. Den 15. — Der Zuckerfabrikant Friedr. Feldtmann, 52 Jahr, Tiefer Nro. 55.

Geboren:

Nro. 1404. Den 9. November. Des Cigarrenmachers Friedr. Gustav Gottl. Müller Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg Nr. 240, von einem todten Mädchen.

— 1405. Den 10. — Des Tischlers Joh. Christ. Singer Ehefr., geb. Baumüller, kl. Krummenstraße Nro. 18, von einem Knaben.

— 1406. Den 11. — Des Kaufmanns Carl Ferdinand Plump Ehefr., geb. Gabain, Langenstraße Nro. 10, von einem Mädchen.

— 1407. Den 11. — Des Schuhmachers Hein. Fried. Diedr. Droste Ehefr., geb. Riegelmann, Neuenstraße Nr. 38, von einem Mädchen.

— 1408. Den 11. — Des Arb. Joh. Herm. Friedrich Schröder Ehefr., geb. Michaelis, Hastedt, von einem Knaben.

1409. Den 11. — Des Branntweinbrenners Christ. Hinr. Schwarze Ehefr., geb. Müller, Plünkenstraße Nro. 12, v. einem Knaben.

1410. Den 11. — Des Lichtziehers Joh. Heinrich Bormann Ehefr., geb. Jülfs, Spitzenkiel Nro. 7, von einem Mädchen.

111. Den 12. — Des Schneiders David Frese Ehefrau, geb. Gräse, Michaeliskirchhof Nro. 8, von einem Knaben.

Nro. 1412 u. 1413. Den 12. — Des Maurergesellen Christoph Eggers Ehefr., geb. Bredhorst, Punkendeich Nr. 8, v. Zwillingen, e K. u. e. M.

— 1414. Den 12. — Des Arb. Herm. Hinrich Wichelmann Ehefr., geb. Windhorst, Osterthorswallstraße Nro. 7, von einem Knaben.

— 1415. Den 13. — Des Bierbrauers Heinr. Ludwig Barckhausen Ehefr., geb. Hüpohl, Wachtstraße Nro. 14, von einem Knaben.

— 1416. Den 13. — Des Weinarbeiters Friedr Wilh. Vogt Ehefr., geb. Wittpen hinterm Abbenthorswall Nro. 14, von e. Knaben.

— 1417. Den 13. — Des Landmanns Johann Diedr. Teschmacher Ehefr., geb. Kropp, Haverkamp Nro. 3, von einem Knaben.

— 1418. Den 13. — Des Cigarrenmachers Georg Friedr. Fiege Ehefr., geb. Dunzelmann, Obernstraße Nr. 13 (Vorstadt), von e. Knaben.

— 1419. Den 14. — Des Schlossermeisters Martin Wilkening Ehefr., geb. Lagemann, Geeren Nro. 43, von einem Mädchen.

— 1420. Den 15. — Des Kaufmanns Henrich Waltz Ehefr., geb. Bechtel, am Wall Nro. 61, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 93.

Bremen, Sonntag den 20. November 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 20. November.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Trevirauus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Pst. pr. D. Krummacher.
12 U. Hr. Pastor Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.
2 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerthagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Luther's Ring.

Der Kurfürst Georg von Sachsen,
Der fest am Glauben hing,
Worin er aufgewachsen,
Trug Luther's goldnen Ring.

Es war des Bergmanns Beute,
Es war des Reiches Schwert,
Es waren Land und Leute
Ihm nicht so lieb und werth.

Von Feinden einst umgeben,
Rief er mit kühnem Geist:
„Zuvor mein Blut und Leben,
Eh' ihr den Ring entreißt!"

Und als er auf dem Lager
Zu sterben war bereit,
Da war ihm, bleich und hager,
Der heil'ge Ring zu weit.

Da ließ er ihn umschlingen
Mit einem seid'nen Band
Und trug von allen Ringen
Nur ihn noch an der Hand.

Und als er ihn zum Munde
Geführt in frommer Lust,
Entfloh sein Geist zur Stunde
Im leisen Hauch der Brust.

A. Bube.

Katharina.

(Fortsetzung.)

Während Katharina so der Gegenstand des Gesprächs der Neugierigen war, hatte sie selbst einige Worte mit einem Bedienten des Kleemann'schen Hauses gewechselt und war sodann in dasselbe eingetreten. Das erregte nun unter den Umstehenden noch mehr Aufsehen und Alle blieben mit offenem Munde und gaffenden Augen da, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten und fest entschlossen, den Platz nicht eher zu verlassen, als bis der Hochzeitszug oder Katharina aus dem Hause gekommen wären.

Wir wollen nun unsere geehrten Leser hiermit ersucht haben, sich mit uns in die Prunkzimmer des Kleemann'schen Hauses zu versetzen.

Eine zahlreiche Gesellschaft fand sich daselbst vereint. Außer den näheren und ferneren Verwandten des Bräutigams

und der Braut, hatten sich noch einige ältere Damen, Freundinnen der verstorbenen Gattin Kleemann's, eingefunden, um bei dessen Tochter an diesem feierlichen Tage, wo sie diesen unersetzlichen Verlust schmerzlicher als je fühlte, Mutterstelle zu vertreten. Dazu kamen dann die als amtliche Zeugen anwesenden Gerichtsbeamten und die jungen Gespielinnen und Freundinnen der Braut. In der Mitte des reizenden Kranzes dieser letzteren befand sich Amalie Kleemann, in weißem, festlichem Gewande, mit langem Schleier, der von ihren mit dem Brautkranz gezierten Locken herabwallte. Der Glanz dieses jungfräulichen Schmuckes verschönerte ihr reizendes Gesicht noch mehr, und durch die Rührung hindurch, welche diesen wichtigsten Augenblick eines Frauenlebens stets begleitet, schimmerte aus ihren Zügen der Ausdruck eines wahren Glücks hervor. Ihr Vater, der ihr zärtlich die Hände drückte und sie mit sanften Worten ermuthigte, schien alle Anwesenden zum Zeugniß, wie gerecht sein väterlicher Stolz, und zur Theilnahme an der Freude aufzufordern, die er empfand, daß er an diesem Tage das Glück seines geliebten Kindes nun sicher stellen werde. Der junge Lorstätt betrachtete seine Braut mit Entzücken; sein Blick war voll feuriger Leidenschaft; man sah, daß er in diesem Augenblicke die ganze übrige Welt vergessen hatte.

Es fehlte noch etwa eine Viertelstunde bis zu der Zeit, wo man den Gang nach der Kirche antreten sollte. Lorstätt, der an diesem Tage noch keinen Augenblick gefunden hatte zu einer stillen Unterhaltung mit seiner Braut, nahm diese nun, da alle Vorbereitungen, die ihre Gegenwart erforderten beendet waren, sanft bei der Hand und führte sie in eine Fenstervertiefung, so daß der andere Theil der Gesellschaft ihre Worte nicht hören konnte.

Anfangs freilich schien diese Vorsicht ganz unnütz; denn sie führten kein Gespräch, sondern Beider Blicke, die erst zerstreut auf der Landschaft geruht hatten, fielen jetzt schüchtern auf sie selbst und sie lasen gegenseitig einen solchen Ausdruck des Glücks auf den geliebten Zügen, daß alle ihre Sinne davon ergriffen wurden, und ihr Mund keine Worte fand, um ihre Gefühle auszudrücken. Und doch erkannte Jeder von ihnen vollständig die Gedanken des Andern, so waren ihre Seelen in einander verschmolzen; und ihr Stillschweigen ward höchstens von Seufzern, Ausrufungen und halben Worten unterbrochen, die jedem Andern als dem Liebespaar unverständlich waren. Endlich aber sagte Lorstätt:

„Amalie, meine Amalie, wie unendlich ist mein Glück!"

„O, Karl, wie liebe ich Dich!"

„O, wie schön bist Du! Wie kleidet Dich dein Schleier! Wie reizend ist Dein Myrtenkranz! Und, mehr als Alles, wie süß ist Dein Blick!"

„Und Du auch, Karl, bist schön; Deine Seele ist noch schöner als Dein Gesicht. O, wie stolz werde ich darauf sein, mich Deine Gattin zu nennen!"

„Amalie, ich werde Dich glücklich machen, ich will stets Dein bester Freund, Dein Geliebter, Dein Beschützer sein."

„Karl, außer meinem Vater habe ich Niemanden als Dich; mein Leben gehört Dir, aber Du wirst mich auch immer lieben, nicht wahr?

„Kannst Du daran zweifeln? Aber sage mir, Amalie, mehre Male schon in unseren früheren Unterhaltungen hast Du diese Worte wiederholt und immer trübte dabei eine düstre Wolke den Glanz Deiner Stirn. Was berechtigt Dich zu einem Zweifel an meiner Zärtlichkeit, da Du siehst, wie ich Dich anbete?"

Nicht an Dir hege ich Zweifel, nein an mir; denn ach! ich habe viel Fehler, mein Geliebter, und Du wirst sehr nachsichtig mit mir sein müssen."

„Du hast Fehler? Nein, Du bist ein reiner Engel!"

„Höre, Karl, Du mußt stets mein ganzes Vertrauen besitzen. Nichts von Allem, was ich denke, darf Dir verborgen sein, wenn ich Dich nicht unglücklich machen soll. Ja ich habe viele Fehler, ich bin furchtsam, mißtrauisch, leicht gekränkt und eifersüchtig. Ach! mein Geliebter, laß mich einen Zweifel an Deiner Zärtlichkeit hegen; es wäre der Tod für mich, so jung ich auch bin, wäre ich fast schon vor Kummer gestorben."

„Wie? Du, Amalie, hast auch schon den bittern Kelch wirklichen Kummers kosten müssen?"

„Kaum zur Welt gekommen, verlor ich schon in Folge meiner Geburt meine Mutter. Mein Vater, den damals in den unruhigen Kriegszeiten die Sorgen für seine Geschäfte mehr als je in Anspruch nahmen, vertraute mich fremden Händen an. Während er aber glaubte, ich sei, wie er es so dringend anempfohlen, der Gegenstand der Liebkosungen und der Sorgfalt meiner Pflegeeltern, entfernter Verwandten von uns, ward ich mißhandelt: ja man fügte mir Drohungen einer schrecklicheren Zukunft hinzu, wenn ich mir einfallen ließe, mich bei meinem Vater zu beklagen. Nun wäre

den mich diese Drohungen zwar nicht erschreckt haben, aber da ich mich so unglücklich sah, so glaubte ich, mein Vater liebe mich nicht, und ich sei ein armes, verlassenes Kind hienieden. Während mir nichts so Noth that, als Liebesbezeugungen und freundliche Zuneigung, blieben mir alle Herzen, die mich umgaben, fest verschlossen. In dieser traurigen Schule, mein Geliebter, habe ich Furcht, Besorgniß und Mißtrauen gelernt; hier habe ich mich gewöhnt, alle meine Schmerzen in der verschwiegenen Tiefe meines Busens zu vergraben. Zwar errieth mein Vater endlich aus dem immer schlechter werdenden Zustand meiner Gesundheit mein geheimes, inneres Leiden und nahm mich wieder zu sich, und da ich seit dieser Zeit von den Beweisen seiner Zärtlichkeit täglich überhäuft worden bin und überall Freunde gefunden habe, so sollte man glauben — und ich selbst that dies einige Zeit — ich wäre von meinem Gebrechen gänzlich geheilt. Aber soll ich es Dir gestehen, Karl? Seitdem ich Dich kenne, fühle ich Anlagen zur Eifersucht in mir und schon jetzt quäle ich mich, ohne irgend einen Beweggrund dazu zu haben. Ich bitte Dich im Voraus um Deine liebende Nachsicht, wenn je diese unglückselige, krankhafte Empfindlichkeit sich wider meinen Willen Luft macht."

„Theure Amalie, wie kannst Du von Fehlern sprechen, da das, was Deine Anklage sein sollte, nur ein Geständniß war, welch' gefühlvolles Herz Du besitzest und wie Deine Seele mit der ausgesuchtesten Zartheit geschmückt ist. Aber beruhige Dich jedenfalls; ich bin ganz der Mann, dessen Du bedurftest, damit Dein Geist von aller Unruhe frei bleiben könne. Ich bin dreißig Jahre alt, habe also grade das Alter, wo der Charakter sich zum Bestande abgeschlossen hat. Nun, Niemand kann standhafter in seinen Zuneigungen und Gewohnheiten sein, als ich; was ich alle Tage sehe, das gewinne ich eben deshalb jeden Tag lieber. Ich habe Geschmack an einer ruhigen, häuslichen Lebensweise; die Gesellschaft meiner Gattin und ein ungetrübtes Familienglück ist das höchste Ziel aller meiner Wünsche. Ich werde nur Dich und Dich über alle andern Dinge lieben, mein ganzes Leben soll Dir geweiht sein; sage nun, kann Dir irgend etwas noch Stoff zur Unruhe geben?"

„Antworte mir aufrichtig, Karl, hast Du nie eine andere Frau geliebt, als mich?"

Amalie hatte lange angestanden, ehe sie diese Frage an ihren Bräutigam gerichtet; jetzt, indem sie dieselbe plötzlich that, erröthete sie und suchte ihre innere Bewegung unter raschem Sprechen zu verbergen, ihr Blick ruhte dabei forschend auf Karl. Man konnte leicht errathen, daß dieser Gedanke sie unzählige Male im Geiste gequält haben mußte, ehe sie den Muth gefunden, ihn so unumwunden auszusprechen.

Karl schien einen Augenblick tief bekümmert; bald aber erhielt er seine volle Fassung wieder und Amalie mit dem süßesten Lächeln betrachtend, antwortete er ihr, wie folgt:

„Aha! Weil Du also Nichts in der Gegenwart findest, was Dir Unruhe verursachen könnte, suchst Du mit der Vergangenheit Dich zu quälen. Nun, geliebte Amalie, auch meine Vergangenheit zu durchforschen, erlaube ich Dir. Wenig Männer können ihrer Auserwählten ein so reines Leben bieten, als ich, mein Herz ist jungfräulich und hat nie in eine Liebe zu einer Anderen erglüht, wie Du sie mir einflößest. Nie habe ich dem guten Rufe irgend eines weiblichen Wesens geschadet, nie habe ich eine Frau betrogen."

(Fortsetzung folgt.)

An die Theilnehmer der Feuerversicherungsbank für Deutschland.

Mit Beziehung auf die Bekanntmachung des Vorstandes der Feuerversicherungsbank für Deutschland vom 17. Mai dieses Jahres, welche die Theilnehmer derselben von der Nothwendigkeit unterrichtete, für das Brandunglück Hamburg's außerordentliche Beiträge in Anspruch zu nehmen, giebt der unterzeichnete Vorstand der Anstalt nunmehr über die in Hamburg stattgefundenen Brandentschädigungen sowohl, als über die Resultate der zu ihrer Leistung getroffenen Maßregeln vorläufige Rechenschaft, zugleich den gegenwärtigen Stand der Bank und mehrere ihr inneres Leben angehende Punkte berührend.

Die Größe des Verlustes unserer Anstalt in Hamburg hat sich, mit Ausnahme einer noch in polizeilicher Untersuchung befindlichen Schadenanmeldung von 16000 Thlr., auf 1,377,621 Thlr. 21 sgl. festgestellt. Bereits am 25. Julius konnten die auf die Regulirung und Auszahlung der Schadenforderungen bezüglichen Geschäfte als beendigt angesehen werden, da in letzterer Beziehung nur die oben gedachte einzige Forderung noch unerledigt geblieben war. Bei dieser Schadenabmachung hat Billigkeit gegen die Be-

schädigten mit gewissenhafter Wahrung des Interesses der übrigen Theilnehmer an einer umsichtigen Feststellung der wirklichen Schäden sich einigen müssen.

Dieses, bei einer Zahl von 520 Entschädigungen schwierige und zeitraubende Geschäft wurde, außer von dem Agenten der Bank, von ihr durch zwei Abgeordnete an Ort und Stelle geleitet. Zu besonderer Beruhigung mußte es gereichen, die anfangs auf 2,200,000 Thlr. abgeschätzte Schadensumme bei näherer Ermittelung niedriger sich stellen zu sehen. Sobald hierzu sich einige Wahrscheinlichkeit herausstellte, konnte die frühere Einforderung eines Nachschusses von 2 auf 1½ Prämie sich beschränken.

Die Hauptaufgabe unseres Vereins — gegenseitige Hülfeleistung in der Stunde des Unglücks — erscheint somit selbst im vorliegenden außerordentlichsten Falle auf erfreuliche Weise gelöst, und wir dürfen hinzufügen, daß der größte Theil der Banktheilnehmer mit Bereitwilligkeit das geforderte Opfer gebracht hat. Hinsichtlich der noch nicht erledigten Ausnahmen sind die erforderlichen Maßregeln ergriffen worden.

Wie viel von den geleisteten Beiträgen zu den Gesammtschäden der Bank im Jahre 1842 Verwendung finden muß, kann der Natur der Sache nach erst nach dem Jahresschluß und bei der Rechnungsablegung mit voller Genauigkeit ermittelt werden. Wesen und Zweck der Bank und ausdrückliche Bestimmung der Verfassung ermächtigten unzweifelhaft dazu, einen außerordentlichen Beitrag von den Theilnehmern einzufordern, der einschließlich des übrigen Fonds, nicht die Schäden in Hamburg allein zu decken im Stande war, sondern auch nach Wahrscheinlichkeit zugleich diejenigen berücksichtigte, welche im Laufe des übrigen Jahres die Theilnehmer noch treffen könnten. Die denselben nach Jahresschluß einzuhändigenden speciellen Rechnungen werden die Größe der Beitragspflichtigkeit jedes Einzelnen genau nach seiner in das Jahr 1842 treffenden Versicherung nachweisen, und der Stand der Bank giebt der Hoffnung und der Erwartung Raum, daß sodann ein Theil der eingelegten Fonds den Theilnehmern pro rata zurückgewährt werden könne, und zwar nicht als Dividende, sondern als erübrigter Nachschuß. Ein durch Brand so unglücklich ausgezeichnetes Jahr könnte freilich diese Voraussetzung noch täuschen; inzwischen wird es gern von den Theilnehmern vernommen werden, daß die Bank, nachdem sie bei dem Brande in Kamenz, Dschatz und mehreren anderen ebenfalls betheiligt war, am 1. October für ca. 264 Millionen Thaler Versicherungen besaß, und daß ihr, außer dem Prämienübertrag für 1843, zur Deckung für die in den Monaten October, November und December dieses Jahres vorfallenden Brandschäden in runder Summe noch 550,000 Thlr., ohne die noch eingehenden Prämien für Policen und Prolongationen, und ohne die Nachschußverbindlichkeit zu berücksichtigen, zu Gebote stehen, eine Summe, deren Größe in den verflossenen 21 Jahren des Bestehens der Bank nicht ein einziges Mal für einjährige Brandschäden consumirt wurde, wie dies aus der Bekanntmachung des Vorstandes vom 17. Mai dieses Jahres ersichtlich ist.

Ein erfreuliches Ergebniß dieses Jahres ist das auf mehrfache Weise geäußerte Interesse unserer Mitversicherten an den inneren Einrichtungen des gemeinschaftlichen Instituts. Was glückliche Jahre nur in geringerem Grade herbeizuführen vermochten, bewirkt ein minder günstiges und weckt das Bedürfniß, sich der Theilnahme an jenem lebendiger bewußt zu werden. Mit Anerkennung dieser geäußerten, ganz dem Geiste des Instituts angemessenen Theilnahme hat der Vorstand die Mittheilungen empfangen, welche mehrere Versicherte über die Folgen des Hamburger Brandes und über verschiedene die Verwaltung betreffende Punkte an ihn gelangen ließen.

Der Prüfstein der Gesetze und Verwaltungsgrundsätze ist die practische Anwendung derselben. Vorzüge und Mängel jener werden hier schnell und leicht erkannt. Auch unsere Einrichtungen bedürfen des beständigen Fortschrittes, der Verbesserung. Allein die reiflichste Erwägung muß ihr vorhergehen, sie motiviren und ins Leben rufen. Das Bestehende gewissenhaft zu erhalten, es vor vorzeitiger Neuerung zu wahren, ist keine geringere Aufgabe, als das Neue auf sichere Weise ein- und durchzuführen.

Mehrere unserer Theilnehmer glaubten, in dem die Bank betroffenen bedeutenden Schaden in Hamburg den Beweis zu finden, daß daselbst zu viel versichert worden sei. Allein dieselben Grundsätze, nach welchen überhaupt das Versicherungswesen der Anstalt betrieben wird, sind auch dort in Anwendung gekommen. Alles beruht hierbei auf Wahrscheinlichkeitsrechnung und Erfahrung.

Die gleichmäßige Besteuerung gleicher Gefahren ist hier, wie überall, stets ein Hauptaugenmerk der Verwaltung gewesen. Wenn sich gleichwohl Zweifel über die Befolgung richtiger Grundsätze erhoben haben, so möge nicht unberück-

sichtigt bleiben, daß gerade ihre Ausbildung eine langjährige und vielseitige Erfahrung voraussetzt, daß die Anhaltpunkte zu richtiger Beurtheilung nicht überall nahe liegen, und daß zu derselben die Berücksichtigung mehrerer Umstände zugleich führen muß, die von den, dem Versicherungsgeschäft entfernt Stehenden nicht immer sattsam erwogen werden.

Aus ähnlichem Grunde können sogenannte, für alle Orte gleiche, Normalprämien nicht wohl stattfinden. Die Aus- und Fortbildung zweckmäßiger und vollständiger Prämientarife ist eine bleibende Aufgabe der Verwaltung. Die Oertlichkeiten der Versicherungen überhaupt, das Urtheil über die mannichfachen Verhältnisse der Gefahr, die sie darbieten, sind der Gegenstand besonderer Inspectionen, welche zwei geschäftserfahrnen Männern übertragen sind, und die Bank wird, im Interesse der Theilnehmer, von dieser nützlichen Einrichtung einen immer ausgedehnteren Gebrauch machen. Der Rath, in einzelnen Städten Versicherte oder Ausschüsse derselben über später zu schließende Versicherungen zu hören, scheint durch die äußerst speciellen Fragstücke erledigt, welche die Agenten zu beantworten haben, und die alles hierauf Bezügliche im Wesentlichen enthalten.

Es ist in Anregung gekommen, ob Rückversicherungen der Bank bei andern Anstalten räthlich seien. Diese könnten indeß dem Geiste des Instituts nur widersprechen. Die statutenmäßige Rückgewährung der Prämienüberschüsse, welche bei Rückversicherungen nicht stattfinden könnte, bietet zunächst ein nicht zu beseitigendes Hinderniß dar, einem solchen Vorschlage Folge zu geben.

Manche Stimmen haben sich für die Bildung eines Reservefonds erhoben. Dieser Gegenstand ist seit Gründung unseres Vereins wiederholter Erwägung unterzogen worden; die für denselben angeführten Gründe haben aber bis jetzt den dagegen sprechenden ein Uebergewicht nicht abgewinnen können. Für die gewöhnliche Gefahr reichen die Prämien aus und gewähren noch Ueberschüsse; dem außergewöhnlichen Unglück ist auch ein Reservefonds nicht gewachsen; es müßte dann dennoch auf die Einzahlung der Nachschüsse zurückgegangen werden, durch welche solchem Unglück Vorsehung getroffen ist.

Ob die Nachschüsse, welche nach den Prämien erhoben werden, nicht geeigneter nach der Versicherungssumme zu berechnen sein würden, ist ebenfalls von einigen Seiten in Frage gestellt worden. Es sprechen dafür manche Gründe. Die Bank muß aber bis jetzt der bestehenden Einrichtung dennoch den Vorzug einräumen; denn die Nachschüsse sind zu wenig gezahlte Prämien für den stattgefundenen Jahresbedarf, eben so wie Dividenden zu viel gezahlte Prämien sind. Der Zweifel würde sich leicht lösen, wenn die Prämien „vorläufige Einschüsse" genannt würden.

Ein Bedenken erregte, daß auch die neu Eintretenden zu den Schäden des Jahres beitragen, wenn gleich diese vor der Zeit ihres Zutritts stattfanden. Die verfassungsmäßig eingeführte Berechnungsweise der Bank giebt jedoch über diese Einrichtung genügenden Aufschluß. Nach derselben Verfassungsbestimmung haben übrigens die seit dem 1. Julius dieses Jahres Eingetretenen für ihren Beitrag zu dem Hamburger Schaden die Aussicht auf Theilnahme an der zu hoffenden Dividende des Jahres 1843.

Daß allen Einrichtungen der Bank eine stete Aufmerksamkeit zu ihrer Vervollkommnung gewidmet bleibe, wird durch den Fortschritt aller menschlichen Erfahrungen gefordert, und auch des Vorstandes unablässiges Bemühen ist darauf gerichtet. Für jede Unterstützung hierin von Seiten der Theilnehmer wird er diesen dankbar verpflichtet bleiben und in künftigen Rechenschaftsberichten ihnen weitere Mittheilung machen, während er ganz in ihrem Sinne zu handeln glaubt, wenn er Verdächtigungen der Bank in öffentlichen Blättern und andern Schriften unbeantwortet läßt.

Gotha, am 27. October 1842.

Der Vorstand der Feuerversicherungsbank für Deutschland.

Wernеburg, Dirigent.
F. Heß, Vorsteher für Arnstadt.
J. C. Hoffmann, Vorsteher für Erfurt.
G. Zichner, Vorsteher für Gotha.

---

* Das Harzpenorama.

Dasselbe wird dem Vernehmen nach noch bis Anfang nächster Woche hier aufgestellt bleiben, und machen wir das kunstliebende Publicum auf den wirklich ausgezeichneten Genuß, der dadurch geboten wird, aufmerksam. Gewiß wird Keiner der Besuchenden unbefriedigt diese schöne Ausstellung verlassen; die Gemälde sind von dem genialen Künstler Sareisen in Claudthal mit solcher Meisterschaft ausgeführt und

so naturgetreu aufgenommen, daß der Beschauer vor der wirklichen Natur zu stehen glauben muß. Dem, welcher den Harz bereiset hat, werden sie deßhalb höchst angenehme Erinnerungen erwecken, aber auch diejenigen, die das Gebirge noch nicht kennen, werden sich gern die sehenswerthesten Parthien desselben in lebensfrischer Auffassung vor Augen führen lassen. Bei dem lauten Getreibe des Marktes vielleicht zu wenig beachtet, wollen wir daher in dieser ruhigen Zeit diese wirklichen Genuß bietende Ausstellung einem fleißigen Besuche hiemit empfehlen, und bemerken noch, daß das eingetretene helle Wetter den Anblick sehr begünstigt, da bei diesen herrlichen Gemälden eine Lampen-Erleuchtung nie hell genug sein kann.

A. H.

* Theater.

Am nächsten Dienstag, den 22. dieses wird im hiesigen Schauspielhause zum Benefiz der Dem. Ehrhart die Oper Meyerbeer's, „die Hugenotten, wiederholt. Ueber den Werth dieser Oper hat das große, gebildete Publikum des Continents bereits lange das günstigste Votum abgegeben; wir brauchen daher nur zu fragen nach dem Werthe der Darstellung jener Oper auf hiesiger Bühne. Die unparteiische Stimme im bremischen Publiko hat sich dahin ausgesprochen, daß die Theater-Direction in diesem Winter Alles gethan hat, um gerechten Anforderungen zu genügen; daß manche tüchtige Kraft, sowohl fürs Schauspiel, als auch für die Oper engagirt ist, und daß gar manches musikalische Meisterwerk vom gegenwärtigen Personale würdig genug repräsentirt wird. Ueber die Aufführung der Zauberflöte, der Tochter des Regiments, der Lortzing'schen Oper Czaar und Zimmermann u. s. w. herrscht fast nur eine Stimme, sie war für Bremen durchaus lobenswerth. Ueber die Hauptrollen sind die Stimmen allerdings getheilter, und zwar theils weil der große Name der Oper die Ansprüche steigert; — theils auch, weil bei der zweiten Aufführung, in den letzten Tagen des Freimarktes, das Haus zufällig leer war; und nach dem äußern Erfolge richtet sich so gern das Urtheil der Welt. — Nach unserer Ansicht läßt die hiesige Aufführung der Hugenotten in den Chören fast nichts; in einzelnen Solopartien allerdings etwas mehr zu wünschen übrig; zählt dagegen im Allgemeinen zu den gelungensten und glänzendsten Opern, die das Bremer Repertoire jemals aufzuweisen hatte, und ist daher angelegentlichst dem musikliebenden Publiko zu empfehlen.

Auch ein paar Worte über die Benefiziatin mögen hier Platz finden. Dem. Ehrhart fand von vorn herein einige Antipathie gegen sich vor. Dennoch wußte sie durch ihr fleißiges, lebhaftes und stets bereites Spiel selbst feindselige Stimmungen zu besiegen, und erwarb sich die Anerkennung, eines der brauchbarsten und gewandtesten Mitglieder der hiesigen Bühne zu sein. Ohne sie, die sich ebenso willig zu kleinen als größeren Rollen, im Schauspiel, in der Posse wie in der Oper verstand, ward es der Direction unmöglich, im vorigen Winter uns noch dann und wann einige musikalische Genüsse zu verschaffen, und noch jetzt ist Dem. Ehrhart stets eine willkommene Erscheinung auf der Bühne; wir erinnern nur an die Rolle der Chenchen in „die neue Fanchon".

Noch ein Umstand möchte für den Besuch der Vorstellung am Dienstag sprechen. Nach einer kürzlich im Unterhaltungsblatte gegebenen Notiz sind noch verbessernde Aenderungen in der Scenerie der Oper vorgenommen; dennoch sind die Preise zum bevorstehenden Benefiz herabgesetzt, um denjenigen Musikfreunden, welche schon länger auf Gelegenheit warten, die vielbesprochenen „Hugenotten" zu sehen, diese Gelegenheit nunmehr darzubieten.

Wir hoffen schließlich, durch obige Worte der wackern Schauspielerin manchen Besucher in die jetzt so gemüthlichen Hallen des erwärmten Hauses zu führen; der deutsche Componist, Meyerbeer, sollte sich in deutschen, freien Räumen der eifrigsten Freunde rühmen.

X.

Zweisilbige Charade.

Es strömt, um stärk're Fluthen zu erreichen,
Auf deutschem Grund mein Ganzes von sechs Zeichen.
Auch ist's der treuste Ehemann
Den man auf Erden finden kann.
Verwirf das sechst' und durch die Lüfte zieht's,
Ein treu Symbol des duldenden Gemüths.
Es geht verloren einer von den Sinnen,
Weicht auch das fünfte noch von hinnen.
Was übrig bleibt, wenn jetzt das das vierte flieht,
Ist, was der Hoffnung Sinnbild hält und zieht;
Das zweit' und dritte laß am Ende stehen,
Du wirst darauf mit vieler Freude gehen.

Miscellaneen.

(In Verona) ist ein neuer Kirchhof angelegt, eine äußerst großartige Anlage, deren Gesammtkosten 2 Millionen Gulden betragen. Der Beschreibung nach muß dieser Gottesacker, der 10,000 Leichen fassen kann und an allen 4 Seiten von einer dorischen Säulenhalle eingefaßt ist, ein prachtvoller Garten sein und zugleich in seinen 3 Kirchen, in den Katakomben und dem Pantheon verdienstvoller Männer ein Muster italienischer Bau- und Bildhauerkunst — aber in seinen Abtheilungen — was lesen wir da? ein schreckliches schauerliches Beispiel der Intoleranz. Außer dem eigentlichen Begräbnißplatze befinden sich nämlich hinter der Kirche 3 Nebenabtheilungen; eine für Soldaten, eine für Kinder unter 7 Jahren und eine — für Selbstmörder und Nichtkatholiken. O welch' eine traurige Erscheinung im Jahre 1842! Nicht einmal die Erde, unser Aller Mutter wollen die katholischen Brüder mit uns theilen, und eine solche Kirche nennt sich die alleinseligmachende? Ohne Liebe — keine Seligkeit!

(Der Glaube an Bestimmung,) der den Mohamedanern ausschließlich angehört, aber nicht minder im ganzen Orient vorherrschend ist, hat bei den Bewohnern von Kasan einen Anlehnungspunkt gefunden. Bei der großen Feuersbrunst, die am 26. August 1765 einen Theil von Kasan in Asche legte, wurde eine Wöchnerin nebst ihrem am Tage vorher gebornen Kinde mit Lebensgefahr von den Ihrigen den Flammen entzogen. Unter den vielen bei dem letzten Brande umgekommenen Personen befand sich ein alter kranker Tatar, den man zu retten vergebens bemüht gewesen war. Bald darauf brachte man in Erfahrung, daß dieser 77jährige Greis das Kind war, das man damals in den Windeln dem Flammentode entzogen hatte, der ihn nun noch ereilte, als er schon von Alter und Krankheit niedergedrückt, an der Pforte des Grabes stand.

(Völlerei im Essen.) Pariser Blätter erzählen: Vergangenen Sonntag Morgen brachte man einen Engländer, dem Tode nah, aus dem Pakais-Royal, wo er in einem Cafeehause gefrühstückt hatte, nach Hause. Er hatte 150 Dutzend Austern, eine Hummer, gebratenes Geflügel, eine Flasche Rum, drei Flaschen Chablis und zwei Flaschen Sauterne zu sich genommen. Dieses eines Milo von Crotona nicht unwürdige Mahl fand in Folge einer Wette statt. Mehrere andere Engländer waren zugegen: keiner von ihnen berührte eine Auster oder trank einen Tropfen Wein: sie begnügten sich damit, Zuschauer dieses merkwürdigen Vielfraßes zu sein.

(Rossini.) Man versichert, Rossini habe eine Oper geschrieben, und sie versiegelt als eine Art musikalischen Testamentes einem Notar überliefert. Es ist des Maestro Wille, daß diese Oper erst nach seinem Tode aufgeführt werde. Das Ergebniß derselben soll für Messen verwandt werden, welche für die Seelenruhe des Componisten gelesen werden sollen.

(Treptow in Pommern.) Ein hiesiger in allgemeiner Achtung stehender Beamter, der Gatte einer jungen reizenden Frau, mit welcher er in glücklichster Ehe lebte, hatte in seinem Hause einem Offizier der Garnison Zimmer vermiethet. Nach wenig Monaten war es dem gewandten Offizier gelungen, die Frau des Beamten zu verführen. Der betrogene Mann erfuhr Alles, besaß aber die Schwachheit, der Frau, welche er über Alles liebte, zu verzeihen. Doch die Schuldige wollte von ihrem Verführer nicht lassen, und der Mann erhielt kurz darauf durch aufgefangene Briefe neue Beweise von wiederholter Untreue seines schändlichen Weibes. Als ihm diese Nachricht wurde, ertrug er scheinbar gelassen diesen neuen Schlag des Schicksals; er ging auf sein Zimmer und schloß sich daselbst ein. Bis gegen Mitternacht arbeitete er in seinen Berufsgeschäften, ordnete dann seine Privatpapiere, ergriff einen Dolch und seine Jagdbüchse und ging auf das Zimmer seiner Frau. Er schloß die Thüre ab und trat zum Bette der Frau, und als diese durch das Geräusch geweckt, sich aufrichtete, stieß er ihr den Dolch in die Brust. Wenige Augenblicke und sie hatte aufgehört zu leben. Als sie den letzten Athemzug ausgehaucht, ergriff der Unglückliche sein Gewehr und zerschmetterte sich den Hirnschädel. Die Nachbarn eilten herbei, fanden aber nur noch zwei Leichen. — Der Verführer wird wahrscheinlich wohl versetzt werden, und nun anderwärts enormes Glück bei den Damen machen.

(Die neue englische Einkommensteuer.) Eine Großverkaufsfirma zu Gainsborough in England, welche immense Geschäfte macht, ist auf folgendes Mittel verfallen, ihr Einkommen so gering als nur möglich anzugeben, ohne daß man ihr füglich beikommen kann. Sie hat nämlich erklärt: wofern ihre Angabe für unzulässig gehalten werden sollte, wäre sie entschlossen, ihre Handelsbücher dem Premierminister selber vorzulegen, als demjenigen, von welchem die Maßregel ausgegangen. Nun ist aber (laut dem „Stamford Mercury," dem wir diese Mittheilung entnehmen) zum Transport der vielen und enormen Handelsbücher dieser die vielfältigsten und ausgebreitetsten Geschäfte in tausenderlei Artikeln treibenden Firma, erwiesenermaßen ein eigenes Fahrzeug von ziemlicher Größe erforderlich, und eben so ausgemacht ist es, daß die dreijährige Frist der Einkommensteuer ablaufen würde, bevor eine gehörige Controle sothaner Bücher bewerkstelligt werden könnte.

(Der Aeronaut Kirsch) hat in Bordeaux eine Luftfahrt gemacht, die ihm bald übel bekommen wäre; als Kirsch in die Gondel gestiegen war, und das Zeichen zur Abfahrt gab, verwickelte sich der am Obertheile des Ballons festgemachte Strick, und gab zu spät nach, der Ballon kam hiedurch in einer Höhe von 40 Ellen plötzlich in eine so schiefe Richtung, daß die Gondel umgestürzt, und Kirsch mit dem Kopf voran herausgeschleudert wurde; zu seinem Glück fing er im Fallen den ebenfalls aus der Gondel hinausgeschleuderten Strick des Rettungsankers mit einer Hand, und blieb krampfhaft angeklammert so hängen, während er, um das Publicum zu beruhigen, mit der andern Hand seinen

Hut grüßend schwenkte; der Ballon flieg indessen mit furchtbarer Schnelle: Kirsch, an dem Stricke sich haltend, und dreizehn Ellen von der Gondel entfernt, ergriff nun den ungefähr 6 Linien dicken Strick mit den Zähnen, und mit der andern Hand durch eine kühne Bewegung das unter ihm herabhängende Ende des Strickes erwischend, schlang er sich eine Art von Steigbügel um den Leib, in dem er nun schwebte. In dieser Lage blieb er, bis man ihn aus den Augen verlor, und sank erst nach einer halben Stunde in den Landes von Pessac bei einer Mühle nieder. Er ist, einige Ritze abgerechnet, ganz wohlbehalten: das Schlimmste bei der Sache ist aber, daß die Einnahme kaum die Kosten der Luftfahrt deckte.

(Eine unglückliche Familie.) Hr. v. H. in Kopband (Ungarn) verlor schon im vorigen Sommer das Augenlicht, und kränkelt seitdem ununterbrochen. Vor Kurzem erkrankte auch seine Frau. Als dieser am 8. d. M. plötzlich sehr übel wurde, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, um ihre ältere Tochter, die in der Küche beschäftigt war, herbeizurufen. Das Mädchen erschrak von dem entsetzlichen Schrei so, daß es gleich alle Besinnung verlor, ins Zimmer hineinstürzte, über die Mutter herfiel, und sie im gräßlichsten Wahnsinn zu zerfleischen anfing. Die Mutter, augenblicklich von einer gleichen Betäubung überfallen, erwiderte wüthend den Angriff ihrer Tochter, und die Rasenden hätten sich gewiß einander auf die schrecklichste Art getödtet, wenn nicht auf den Lärm einige Nachbaren herbeieilten und sie mit Anstrengung trennten. Das Mädchen riß sich los, ergriff ein auf dem Tische stehendes Trinkglas, zerschlug es in Scherben und verwundete sich Hände und Arme auf vielen Stellen. Bald darauf wurden auf Anordnung des in der Nähe wohnenden Stuhlrichters die Kranken gebunden und in Pflege gebracht. Die Familie, zu der noch zwei kleine Mädchen gehören, befindet sich zwar in guten Vermögensumständen, aber in der unglücklichsten Lage, die man sich denken kann.

(Wortspiel.) Die Königin Marie Antoinette kam am Arme ihres Bruders, des Kaisers Joseph, 1787 aus dem Theater. Auf der Treppe verlor sie den Fächer. Ein zierlich gekleideter Herr überreichte ihr denselben. „Bei wem habe ich mich zu bedanken? fragte die Königin etwas verdrießlich. — „Ich bin Max Robespierre, Advocat Ihrer Majestät treuen Stadt Paris.“ Die Königin sagte im Weitergehen: „Ich fürchte mich vor dem Manne.“ „Seit wann,“ entgegnete der Kaiser wortspielend, „fürchten sich die Damen vor Kleidern (robes) und Edelsteinen (pierres).“ Die Folge zeigt, wie Recht die Königin gehabt.

(Unglück durch Gasexplosion.) In Köln ist unlängst ein Unglück durch eine gewaltige Gasexplosion entstanden, die in dem Laden und Hause eines Gelbgießers Statt fand. Letzterer wurde so schrecklich zugerichtet, daß er mehrere Tage dem Tode nahe war und seitdem schwer darniederliegt; mehrere seiner Hausgenossen erhielten ebenfalls bedeutende Verletzungen. Eine arge Unvorsichtigkeit soll den Unfall verschuldet haben.

(In Riga) hat sich ein Jude taufen und sich die Namen Johann Maria Farina geben lassen. Wenige Tage darauf klärte sich diese sonderbare Namenwahl auf, der neue Christ hatte eine Fabrik vom kölnischem Wasser, das ächt in Köln bei Farina zu haben ist, angelegt und sein gestohlener Name prangte auf der Etiquette seines Fabrikats.

(Königsberg.) Wie sehr hier die allgemeine Theilnahme für Dr. Jacoby sich gleich bleibt, beweist daß man damit umgeht demselben eine goldene Bürgerkrone zu verehren. Der Kostenbetrag ist durch Subscription augenblicklich gedeckt worden; die Krone wird hier bei dem als Künstler in seinem Fach vielfach genannten Hofgoldschmied Hossauer angefertigt.

(Ein edler Künstler.) Hr. Fund, in London, gibt gegenwärtig einer jeden von neununddreißig unbemittelten Wittwen von Künstlern aus seinen Mitteln eine jährliche Pension von 12 Thalern, und überdies zur Erziehung von einunddreißig Waisen von Künstlern für jede vom dritten bis zum sechzehnten einen jährlichen Beitrag von 35 Thlrn.

(Pesth.) Hier wurde von den Israeliten ein Verein zur Beförderung der Handwerke und des Ackerbaues unter ihren Glaubensgenossen gebildet; die Gesellschaft zählt bereits 500 Mitglieder, deren jedes alljährlich 2 fl. C. M. zahlt. Eine Hauptaufgabe ist, im Falle sich die hiesigen Meister weigern sollten, jüdische Lehrlinge anzunehmen, dieselben in's Ausland zu schicken, oder Ausländern hier Werkstätten Behufs des Unterrichts der Einheimischen zu errichten.

(Die Einwohnerzahl Frankreichs) beträgt nach der neuesten Zählung 34,194,875, wovon auf Paris 935,261 kommen.

Anzeige.

Alle Sorten

Einladungs-Karten

zu Ball, Thee und Tanz, Soirée, Mittag- und Abendessen, Verlobung, Hochzeit, Kranzbinden, Taufe u.s.w. Ferner

Visiten-Karten

in großer Auswahl und zu verschiedenen Preisen sind stets vorräthig bei

W. Wulff,
Seemannsstraße Nro. 2.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 93.

Bremen, Sonntag den 20. November 1842.

Gestorben:

Nro. 1163. Den 14. November. Der Kimkermeister Hinr. Andreas Wilckens, 65 Jahr, Liemanns Hof Nro. 1.

— 1164. Den 16. — Henriette Cammert, 28 Jahr, hinterm Stephanithorswall Nro. 15.

— 1165. Den 16. — Des Seilers Diedrich Rosenthal Sohn, 14 Tage, Hastedt.

— 1166. Den 16. — Des Tonnenmachermeisters Joh. Ludwig Schröder Wittwe, geb. Steinau, 72 Jahr, Marterburg Nro. 15.

— 1167. Den 16. — Anna Bollmann, 18½ Jahr, Hastedt Nro. 22.

— 1168. Den 16. — Christoph Ellmers Tochter (todtgeb.), Mühlendamm Nro. 9.

— 1169. Den 17. — Des Küpermeisters Alb. Hellmers Wittwe, geb. Dreymann, 69½ Jahr, auf dem Häfen Nro. 23 A.

— 1170. Den 17. — Der Kaufmann Arnold Selchert 25 Jahr; Geeren Nro. 49.

Nro. 1171. Den 17. — Des Kürschners Johann Hinrich Bomann Tochter, 10 Jahr, Osternstraße Nro. 55.

— 1172. Den 18. — Der Clubwirth Herm. Schierenbeck, 63 Jahr, gr. Johannisstraße Nr. 161.

— 1173. Den 18. — Des Schiffscapitains Albert Rieke Wittwe, geb. Eggers, 51 Jahr, alten Steinweg Nro. 24.

— 1174. Den 18. — Der Tischler Joh. Heinr. Danitz, 36 Jahr, Düsternstraße Nro. 33.

— 1175. Den 18. — Des Weinarbeiters Friedr. Wilh. Ferdinand Vogt Sohn, 5 Tage, hinterm Abbenthorswall Nro. 14.

— 1176. Den 19. — Der Grobbäcker Bernhard Lampe, 30 Jahr, Westerstraße Nro. 50.

— 1177. Den 19. — Des Instrumentenmachers Albert Joseph Roedel Tochter, 1¼ Jahr, Molkenstraße Nro. 46.

Geburten:

Nro. 1421. Den 12. Novbr. Des Buchdruckers Diedrich Rohlfs Ehefr., geb. Naumann, Kohlhökerstraße Nro. 5, von einem Mädchen.

— 1422. Den 13. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Trolsch Ehefr., geb. Dekunst, gr. Fuhrleutestraße Nro. 16, von einem Mädchen.

— 1423. Den 14. — Des Dr. med. Carl Ludw. Leonhardt Ehefr., geb. Hoffschläger, Geeren Nro. 38, von einem Knaben.

— 1424. Den 15. — Des Küpergesellen Philipp Gehle Ehefrau, geborne Surhoff, Wendisgang Nro. 10, von einem Knaben.

— 1425. Den 15. — Des Arbm. Diedrich Mühlenstädt Ehefr., geb. Naumann, Herrmanns Hof Nro. 7, von einem Knaben.

— 1426. Den 15. — Des Tischlers Daniel Zinke Ehefrau, geborne von Häfen, Georgs Hof Nro. 13, von einem Knaben.

— 1427. Den 15. — Des Landmanns Hermann Lampe Ehefr., geb. Bischoff, i. d. Wisch v. e. K.

— 1428. Den 15. — Des Küpergesellen Borchard Tiemann Ehefr., geb. Meybohm, hinterm Paulsberg Nro. 31, von einem Mädchen.

Nro. 1429. Den 15. — Des Knopfmachers Johann Peter Pantzer Ehefr., geb. Jacobsen, Catharinenstraße Nro. 23, von einem Knaben.

— 1430. Den 16. — Christoph Ellmers Ehefr., geb. Jäger, Mühlendamm Nro. 9, von einem todten Mädchen.

— 1431. Den 16. — Des Arb. Diedr. Iden Ehefrau, geb. Boden, Hastedt, von einem Knaben.

— 1432. Den 16. — Des Lehrers Carl Heinrich Julius Albrecht Ehefr., geb. Franke, Weerder Nro. 44, von einem Mädchen.

— 1433. Den 17. — Des Arb. Albert Friedrich Hartmann Ehefr., geb. Völker, Buntenthorssteinweg Nro. 52, von einem Knaben.

— 1434. Den 17. — Des Zimmergesellen Julius Schär Ehefr, geb. Helm, Punkendeich Nr. 14. von einem Mädchen.

— 1435. Den 17. — Des Arb. Diedr. Wienken Ehefr., geb. Rosemeyer, Paulsberg Nro. 32, von einem Mädchen.

— 1436. Den 17. — Des Kaufmanns Louis Friedrich Kalckmann Ehefr., geb. Keßler, Contrescarpe, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 474. Der Küpermeister Johann Friedr Bädeker und Caroline Elisabeth Klingenberg. Beide von hier.

475. Der Kaufmann zu Brake Paul Friedr. August Blohm und Betty Förster hierselbst.

476. Der Seiler zum Arsterdamm Johann Carl Scheffel und Rebeca Rätz hieselbst.

477. Der Arbeitsm. zu Wildeshausen, Johann Michael Christian Oldenburg und Gesche Witte zu Mundersloh.

Nro. 478. Der Cigarrenmacher Carl Adolph Wöhlke und Charlotte Friederike Ernstine Weiß aus Osnabrück.

— 479. Der Schuhmachermeister Jakob Cardell hieselbst und Johanne Georgine Meier aus Ganderscheim.

— 480. Der Cigarrenmacher am Buntenthorssteinweg Johannes Heinrich Wilhelm Kaiser und Cathar. Margr. Blanke daselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 94.

Bremen, Donnerstag den 24. November 1842.

Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mähr,
Der fühlte, daß er sterbe,
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen,
Das brachten ihm die Söhne werth,
Da gab er seinen Segen:

Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß
Und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben,
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben.

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben,
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längs zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

Katharina.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke näherte sich Lorstätt sein künftiger Schwiegervater, um ihm anzuzeigen, daß es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen; zugleich aber flüsterte ein Bedienter dem Bräutigam einige Worte ins Ohr. Dieser ward bleich wie der Tod, bat seine Braut um Entschuldigung und deren Vater um die Erlaubniß, sich eines unvermutheten Ereignisses halber auf einen Augenblick entfernen zu dürfen, und verließ in größter Eile den Gesellschaftssaal.

Der Bediente hatte ihm gesagt, es erwarte ihn in einem Seitenzimmer eine Frau mit zwei Kindern, die unabweisbar darauf bestehe, mit ihm zu sprechen, ehe er zur Kirche ginge.

In dieses Seitenzimmer begab sich nun Lorstätt: kaum eingetreten, schließt er sorgfältig die Thüre hinter sich ab und indem er seine Unruhe unter einem Schein von Zorn zu verbergen sucht, richtet er, in ziemlich unwirschem Tone, mit folgender Frage sich an die Frau:

„Was willst Du hier, Katharina, in diesem Hause?“

„Was ich will? Als ich hierher kam, hatte ich die Absicht, mich Deiner Braut zu Füßen zu werfen und von ihr den Vater meiner Kinder zu verlangen; aber ich habe gezaudert, ich habe nicht Muth genug gehabt, Dich in den Augen aller Welt mit Schmach zu bedecken. Ich habe es vorgezogen, Dich selbst zu warnen: Karl, Deine Heirath darf nicht vor sich gehen.“

„Katharina, Du bist thöricht; Du hast durchaus keinen rechtlichen Grund, meine Heirath zu verhindern. Ich habe Dir nie ein Versprechen gegeben, das mich an Dich bände. Ich habe Dein Loos und das Deiner Kinder sicher gestellt; Du hast nichts mehr von mir zu fordern; laß' ab von mir.“

„Gott, mein Gott! Höre Du es! Höre ihn, wenn er sagt, daß ich nichts von ihm zu fordern habe! O Karl, Karl! Sage mir, wie kannst Du es über's Herz bringen, mich so hart zu behandeln, mich, die Du zehn Jahre lang mehr geliebt hast, als irgend etwas auf dieser Welt! Ach! Noch vor drei Monaten hast Du mich geliebt und jetzt plötzlich verstößt Du mich und zerbrichst mich und trittst mich mit Füßen, weil Du eine Andere liebst. O, Karl, ein so abscheuliches Benehmen hätte ich nimmer von Dir erwartet.“

„Warum verfolgst Du mich mit solcher Hartnäckigkeit? Ich habe Dich erst sanft und mit rücksichtsvoller Schonung behandelt; aber Du läßt mit bitterem Trotze nicht von mir ab, und doch, was kann ich mehr für Dich thun, als ich schon gethan habe? Dich ferner noch besuchen? Das hieße meine Frau betrügen, das hieße, wie ein schlechter Mensch handeln und das kannst Du nicht von mir verlangen wollen.“

„Nein, Karl, obzwar ich nur Deine Geliebte bin, so mag ich doch eben so wenig mit einer andern theilen, als Deine vornehme Braut darein einwilligen würde. Aber eben deshalb, weil Du Dich nicht zwischen mir und ihr zertheilen kannst, eben deshalb ist Deine Heirath unmöglich; denn es ist unmöglich, daß Du mich verlassen kannst und daß ich Dir entsage.“

„Du lebst in einer sonderbaren Täuschung, Katharina, wenn Dir ein Verlassen meinerseits etwas Unerhörtes scheint; geht doch unter Deinen Augen täglich dergleichen vor. Fast alle Mädchen Deines Standes, wenn sie nicht jung heirathen, haben sie nicht einen und mehrere Liebhaber, und werden sie nicht von denselben verlassen, ohne daß es ihnen je einfällt sich darüber zu beklagen? Ach! Ich sehe es wohl, die Romane die ich Dir geliehen und die Du schlecht verdaut hast, haben Dir diese übertriebenen Ansichten eingeflößt. Was ich Dir hier sage, halte es nicht etwa für einen Ausdruck von Verachtung meinerseits, nein, es soll nur dazu dienen, daß Du Vernunft annimmst.“

„Ach ja, es ist leider nur allzuwahr, daß die Mädchen meines Standes meistentheils für Euch Reiche nur ein Gegenstand verächtlichen Vergnügens sind; es ist wahr, daß wenn wir feigerweise verführt oder unwürdig betrogen werden sind, der Tadel und die Strafe auf uns allein zurückfällt; es ist wahr, daß in den schrecklichsten aller Lagen wir weder zur Hülfe des Gesetzes noch zum Urtheilsspruch der öffentlichen Meinung unsere Zuflucht nehmen können. Und laßt ihr die Thränen, das Elend, die Schmach und Unehre; für Euch Reiche, wenn Ihr uns genossen und dann mit Füßen getreten habt, hat Eure Gesellschaft neue Vergnügen, ja eine junge und reiche Braut bietet Euch sogar eine neue Quelle, Euer Vermögen noch zu vergrößern. O, ich weiß es wohl Karl, in Deinen und in der Welt Augen bin ich nur eine gemeine Magd. Aber zwischen mir und den andern Unglücklichen meines Standes ist für mich selbst ein großer Unterschied vorhanden: ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch glühend heiß: Du hast mich weder verführt, noch von mir oder einem Andern mich mit Gold erkauft: ich habe mich Dir freiwillig ergeben, weil ich Dich liebte und weil ich Dich vor Liebe zu meinen Füßen sterben sah; ich habe Dir mein ganzes Leben gewidmet, Du bist mein einziger Gedanke gewesen, der einzige Zweck meines Daseins zehn Jahre hindurch; ich habe Dir mein ganzes Leben gewidmet, ich habe von meiner Hände Arbeit gelebt und bin in meinem niedrigen, einfachen Stande verblieben; ich verdanke Dir Nichts, schulde Dir Nichts, Karl; ich nur habe Dir Alles gegeben. Ich stehe Dir gleich durch die Höhe meines Liebegefühles; es ist wahr, ich habe nie ein Versprechen von Dir gefordert, ich war nie ehrgeizig genug, mich um den Titel, Deine Gemahlin zu heißen, bewerben zu wollen. Ach! ich rechnete auf Deine Standhaftigkeit als auf die einzige Vergeltung für das Glück, das Du durch mich genossest. Denn hast Du selbst es mir nicht unzählige Male gesagt, ich machte Dich zum Glücklichsten aller Sterblichen?“

„Katharina, Du zerfleischst mir das Herz!“

„O Karl, Karl, hast Du so viele wonnevolle Momente, so viele trunkene Liebkosungen, so viele süße Herzensergießungen so ganz vergessen können? O erinnere Dich, wie oft Du mich unter Schluchzen in Deine Arme gedrückt, als breche Dein Herz vor Ueberfülle von Zärtlichkeit! Erinnere Dich, wie nichts Dich abhalten konnte, mich jeden Tag zu besuchen; damals vertrat ich Dir die Stelle aller Güter, ich war Deine Freude, Deine Erholung, Deine Geliebte, Deine Freundin; und kannst Du sagen, daß Dir jemals, auch nur ein einziges Mal, der geringste Kummer durch mich verursacht worden ist? O Karl, Karl, erinnere Dich, wie übermäßig glücklich Du warst, als ich Dir Deine Kinder gegeben! Diese armen Kinder! Ach, mein Gott! Ja einst liebtest Du sie: da waren sie Deine einzige, Deine größte Wonne; jetzt verstößt Du sie und zugleich auch stoßest Du ihre Mutter zurück. So hast Du in einigen Monaten Alles vergessen, Alles zerbrechen können! Aber nein, nein, das ist nicht möglich; ich glaube, mein Kopf ist irre: ich werde thöricht. Karl, Karl!..."

Bei diesen mit der größten Heftigkeit gesprochenen Worten hatte sich Katharina ihrem Geliebten zu Füßen geworfen und weinte auf herzbrechende, zerreißende Weise. Die beiden armen Kinder waren dem Beispiele ihrer Mutter gefolgt; sie weinten ebenfalls zu den Füßen ihres Vaters.

Karl Lorstätt befand sich hier in einer schrecklichen Lage. Im Grunde seiner Seele empfand er für Katharina und seine Kinder eine zärtliche Zuneigung; denn er war ein guter, biederer Mensch und von weichem Herzen, aber auch von schwachem Charakter. Seine Heirath war zunächst nur durch seine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche seiner Freunde und Verwandten herbeigeführt worden, welche ihm mehrfach zugeredet hatten, es sei Zeit, daß er an eine Verbindung mit einer angesehenen Familie denke; später freilich, als er Amalie Kleemann kennen gelernt, war in seinem Herzen eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft für sie erwacht. Diese hatte nun die tadelnde Stimme seines Gewissens über sein Benehmen gegen Katharina übertäubt. Das Beispiel mehrerer seiner Freunde, welche aus diesen Gründen einer vornehmen, vortheilhaften Heirath ähnliche Verhältnisse mit Arbeiterinnen der Stadt auf gleiche Weise abgebrochen hatten, ohne daß ihnen irgend nachtheilige Folgen daraus erwachsen waren, übte auf den charakterschwachen Lorstätt natürlich einen nicht unbedeutenden Einfluß aus. In dem jetzigen Augenblick, wo, wie leicht begreiflich, seine Gedanken fast ganz bei Amalien waren, obgleich die unglückliche Katharina schluchzend zu seinen Füßen lag, behandelte er diese letztere mit einer ihm selbst wehthuenden Härte, weil ihm Alles daran lag, sie um jeglichen Preis zu entfernen. Trotz dieser angenommenen Rauheit ward es ihm dennoch schwer, seine außerordentliche Unruhe länger zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Voz über die Amerikaner.

(Schluß.)

Ein zweiter hervorstechender Charakterzug ist das Wohlgefallen am „Brillanten," *) das manche Schwindelei und manchen groben Betrug, manchen schlechten Streich im öffentlichen und Privat-Leben übergüldet, und manchem Schelm, der einen Strick verdient hätte, es möglich macht seinen Kopf so hoch zu tragen wie die Besten. Das hat sich freilich schon selbst bestraft, denn diese Brillantthuerei hat in wenigen Jahren dem öffentlichen Credit mehr geschadet, die Staatshülfsquellen ärger verkümmert, als schwerfällige Ehrlichkeit, wenn auch noch so unüberlegt, in hundert Jahren vermocht hätte. Eine schwindelnde Speculation, ein Bankerott oder eine Schurkerei werden nicht etwa nach der alten goldenen Regel beurtheilt: „Thue andern wie du willst, daß man dir thue," sondern bloß im Verhältniß zu dem elegantbrillanten Wesen das die betreffende Person dabei gezeigt hat oder nicht... Folgende Zwiesprache hab' ich wohl hundertmal geführt: „„Ist es nicht eine Schande, daß ein Mann wie der Hr. NN. durch die infamsten und gehässigsten Mittel ein großes Vermögen macht und trotz all der Verbrechen, deren er schuldig ist, von euern Mitbürgern nicht bloß geduldet, sondern gehätschelt wird? Er ist eine Pest im Staat, oder ist er es nicht?"" — „Ja Herr!" antwortete man. —

*) „Smart" und „smartness" sind Worte, für welche die deutsche Schriftsprache keinen erschöpfenden Ausdruck hat, wiewohl die Sache selbst nicht fehlt. Am nächsten kommt was in der Studentensprache „force" und „patent" heißt, oder sonst so hieß. Dashing ist ein ähnlicher Ausdruck im Englischen. Es bedeutet was, ohne sonderlichen innern Gehalt, mit einer gewissen kecken schmucken Vornehmheit, Rundung und Eleganz, Aufsehen erregend in die Erscheinung tritt — ein glänzendes von Gecken bewundertes Geckenthum. Dermalen in der deutschen Literatur sehr häufig.

„„Ein überführter Lügner?““ — „Ja, Herr!“ — „„Er hat schon Fußtritte, Ohrfeigen, Stockschläge bekommen?““ — „Ja Herr!“ — „„Und er ist ein ganz ehrloser, gemeiner, nichtsnutziger Lump?““ — „Ja Herr!“ — „„Nun, in des Wunders Namen! was ist denn sein Verdienst?““ „Wohlan, mein Herr! er ist ein brillanter Mann.“

„Auf gleiche Weise werden alle mangelhaften und unklugen Lebensgewohnheiten auf die Nationalliebe zum Handel geschoben; wiewohl, sonderbar genug, es einem Fremden sehr übel würde genommen werden, wenn er die Amerikaner als ein Handelsvolk betrachten wollte. Die Liebe zum Handel wird als Grund angeführt für jene in den amerikanischen Landstädten so verbreitete trostlose Sitte, daß verheirathete Personen ohne eigenen Herd in den Gasthäusern wohnen und von früh Morgens bis spät Nachts selten sich begegnen außer bei den hastig eingenommenen öffentlichen Mahlzeiten. Die Liebe zum Handel ist ein Grund, warum die amerikanische Literatur für immer unbeschützt bleiben soll, „denn, sagen sie, wir sind ein handeltreibendes Volk, und wir kümmern uns nicht um Poesie.“ Doch sind *wir*, beiher gesagt, sehr stolz auf unsere Poeten; aber gesunde Vergnügungen, muntere Erholungsmittel und wohlthuende Phantasiespiele müssen verschwinden vor den trocken utilitarischen Freuden des Handels.

„Diese drei Charakterzüge springen dem Fremden an jeder Ecke klar in die Augen. Aber das böse Unkraut, das in Amerika wuchert, hat noch eine mehr verästete Wurzel: sie verzweigt ihre Fasern tief in der zügellosen Presse des Landes.

„Man errichte Schulen, im Osten, Westen, Norden und Süden; man unterrichte Zöglinge und bilde Lehrer zu Tausenden; Bauernhäuser mögen emporsteigen, die Kirchen angefüllt sein, die Mäßigkeit in zahllosen Vereinen sich ausbreiten, und fortschreitende Erkenntniß in allen andern Gestalten mit Riesenschritten durch das Land gehen; — allein so lange die Zeitungspresse Amerika's so verworfen oder fast so verworfen bleibt, wie sie jetzt ist, läßt sich kein hohes sittliches Besserwerden in diesem Lande hoffen. Jahr um Jahr muß es und wird es damit rückwärts gehen; Jahr um Jahr muß die Stimmung des Volksgefühls tiefer sinken; Jahr um Jahr müssen der Congreß und der Senat in den Augen aller anständigen Männer mehr und mehr an Ansehen verlieren; und Jahr um Jahr muß das Gedächtniß der großen Väter der Revolution mehr und mehr in dem schlechten Leben ihres entarteten Kindes beleidigt werden.

„Unter der Menge von Zeitungen, die in den Staaten erscheinen, sind, wie wir dem Leser kaum erst zu sagen brauchen, einige von Charakter und Werth. Aus persönlichem Verkehr mit gebildeten Gentlemen, die mit der Publicität dieser Gattung in Verbindung stehen, hab' ich zugleich Nutzen und Vergnügen geschöpft. Aber deren sind es wenige, und der Name der andern ist Legion. Und der Einfluß der Guten ist unmächtig dem tödtlichen Gift der Schlechten entgegenzuwirken.

„Unter der Gentry — dem höhern Mittelstand von Amerika, unter den Wohlunterrichteten und Gemäßigten, in den gelehrten Ständen, im Advocatenstand und auf der Richterbank, da ist, da kann nur *eine* Stimme sein über die Verdorbenheit dieser schändlichen Blätter. Es wird manchmal behauptet — ich will nicht sagen sonderbarerweise, denn es ist natürlich, daß man Entschuldigungen für eine solche Schmach sucht — daß ihr Einfluß nicht so groß sei als er einem Fremden bedünken möge. Man verzeihe mir die Behauptung, daß mir dieser Einwurf unverbürgt scheint und daß alles mich vielmehr auf die entgegengesetzte Schlußfolgerung leitet.

„Wenn erst ein Mann von irgend einem Grad intellectuellen oder sittlichen Verdienstes in Amerika zu einer öffentlichen Auszeichnung, gleichviel welcher, gelangen kann, ohne zuvor sich auf den Knieen in den Staub zu beugen vor diesem Ungeheuer der Verruchtheit; wenn erst irgend eine Trefflichkeit im Privatleben vor seinen Anfällen sicher ist; wenn erst irgend ein gesellschaftliches Vertrauen von ihm ungestört, oder irgend ein Band gesellschaftlichen Anstandes und der Ehre von ihm auch nur einigermaßen geachtet wird; wenn erst irgend ein Mann in diesem freien Lande eine freie Ueberzeugung hegt und für sich zu denken und zu sprechen wagt ohne demüthige Rücksichtsnahme auf eine Censur, die er ihrer gespreizten Unwissenheit und gemeinen Unredlichkeit wegen in seinem Herzen haßt und verachtet; wenn erst diejenigen, welche die Infamie einer solchen Presse und den Vorwurf, den sie über die Nation bringt, am tiefsten fühlen und sie unter sich am meisten verdammen, dem Ungethüm ihre Ferse auf den Nacken zu setzen und es offen vor aller Welt zu zermalmen den Muth haben: dann will ich glauben, daß sein Einfluß sich vermindert und die amerikanischen Männer zu einer männlichen Gesinnung zurück-

kehren. Aber so lange dieses Troßjungengeklätsche die mustergültige Literatur für eine übergroße Volksklasse bildet, die entweder eine Zeitung oder gar nichts liest: so lange wird die Gehässigkeit dieses Treibens auf dem Haupte der Nation lasten, und so lange muß das Uebel, das es erzeugt, in der Republik sichtbar zu Tage treten.

„Wer an die leitenden englischen Journale oder an die achtbaren Zeitungen des europäischen Festlandes gewohnt ist; wer an sonst etwas von Druck und Papier gewohnt ist, dem läßt sich, ohne lange Auszüge, die ich zu machen weder Lust noch Raum habe, keine zureichende Vorstellung geben von diesem furchtbaren Preßmechanismus in Amerika. Wer aber amerikanische Journale gelesen hat, der wird mir die Wahrheit meiner Sätze bestätigen müssen." (Ein Artikel über die amerikanische Presse im Octoberheft des Foreign Quarterly Review stimmt mit diesem Urtheil vollkommen überein.)

Noch bemerkt Dickens über die Amerikaner: „Sie sind kein heitergelauntes Volk, sondern in ihrem Temperament liegt immer etwas Dämisches und Düsteres. Indessen lassen sich ihre meisten Eigenthümlichkeiten im englischen Mutterland wiederfinden, besonders ihre finstern und fanatischen Religionsansichten."

---

* Notizen über China.

(Eingesandt.)

Dieses ungeheure Reich muß nothwendig ein Regierungs-System der höchsten Weisheit besitzen, da selbiges nicht allein durch sein hohes Alterthum, sondern auch durch den ungeheuern Umfang seines Wirkungskreises, erprobt ist. Ueber die 300 Millionen Menschen können nur Gesetze gelten die mit der Natur im tiefsten Einklang stehen, und der Name des himmlischen Reiches wird verdient, wenn das höchst möglichste Wohlsein dadurch erreicht wird. Christliche Nationen belächeln meistens die Chinesen und erzählen sich von der Verkrüppelung der Frauen, der Abgeschlossenheit des Landes und dem Stehenbleiben ihrer Bildung, allein sie wissen nicht daß die Verkrüppelung der Frauen nur in den exaltirten Begriffen des Anstandes einer vornehmen Kaste beruht und keineswegs allgemein, noch Gesetz ist. Die Eifersucht und die Gesetze der Erbfolge lassen in allen Ländern bei den höhern Classen dem weiblichen Geschlechte weniger Freiheit, als bei den niedern; die strenge Sitte erdrückt die Regung der Herzen in Europa, und in China die Füße. Bei den übrigen Asiaten macht sie die Frauen zu gefangenen Werkzeugen des Vergnügens und der Fortpflanzung. — In China steht das Weib auf der höchsten Stufe des Ansehens durch das Gesetz und durch das Beispiel des Kaisers, dessen Mutter die erste Person im Reiche ist, fußfällig von ihm verehrt wird, und ein Veto bei allen Handlungen seiner Regierung hat. In China herrscht keine Vielweiberei, sondern erlaubter Concubinismus, oder vielmehr zwei Arten von Ehen. Das Gesetz erlaubt dem Chinesen nur eine Frau, und giebt derselben die größten Rechte; aber mit ihrer Erlaubniß darf der Mann noch mehrere Frauen heirathen, welche jedoch der ersten Frau unterthan sind. Es giebt in China daher weniger Opfer der Verführung und elternlose Kinder als in christlichen Ländern.

Die Abgeschlossenheit ist ein weises Gesetz in einem Lande welches so umfassend ist, daß es alles was die Natur dem Menschen gestattet in sich selbst hervorbringt, und der lange Friede mit christlichen Mächten beweist den hohen Nutzen dieses Gesetzes. Das Reich wird fest zusammen gehalten und hat nur eine Pforte, den Hafen von Canton, von ihm führen treffliche Wasserstraßen, Canäle mit gemauerten Einfassungen, wie sie kein Land besitzt, nach allen Theilen des Reiches, unter andern der berühmte Kaisercanal bis an die Gränze der Tartarei nach der Hauptstadt Pe-king der Nord-Residenz. Was nun das Stehenbleiben der Bildung anbetrifft, so möchte es wohl schwer sein, darüber abzurtheilen, bei unserer Unbekanntschaft mit der chinesischen Literatur. Die neuesten Missionare bestätigen vielmehr, was schon die Gesandtschaften von Holland und England mitgetheilt haben, daß in keinem Lande so sehr auf Volksschulen, die von dem Staate bestritten werden, und allgemeinen Unterricht, der die Bahn zu den größten Ehrenstellen öffnet, gesehen wird. Die Mandarine sind keine erbliche Noblesse, die sich wie eine böse Krankheit forterbt, sondern nur Bildung und persönliches Verdienst ist der Weg zu allen Auszeichnungen in China. Der Kaiser ernennt sie, und sie bilden ein Glied der sich controlirenden Kette, welche selbst die höchste Person und den Kaiser einschließt.

China ist eigentlich keine erbliche Monarchie, sondern ein Wahlreich, indem der Kaiser seinen Nachfolger ernennt und durch kein Gesetz zur Erbfolge gebunden ist. Der Kaiser ist von drei Collegien umgeben, nämlich der weisen Männer, der Minister und der Prinzen. Das erste wird erwählt aus den berühmtesten Gelehrten des Landes und schreibt die Geschichte des regierenden Kaisers, aber diesem bleibt verborgen, wie das Weltgericht über ihn urtheilt. Welch eine moralische Controle über die Majestät, welch einen Sporn bildet die Geschichte der Vorgänger nicht! Nur der Zwischenraum eines Menschenlebens eröffnet der chinesischen Nation die Annalen, welche ihre Weisen schreiben. Das Collegium der Minister ist zusammengesetzt aus sechs Branchen der Administration wie es die Zeit erfordert, der Kaiser jedoch, weil er alle Urtheile unterschreiben muß, ist entweder Präsident dieses Collegiums oder er läßt sich vertreten durch einen Prinzen seines Hauses. Der chinesische Kaiser ist keine Puppe des Volkes sondern ein Selbstherrscher, wie er dieses bei den öffentlichen Gelegenheiten zeigen muß. Er muß sich dem Volke als Ackerbauer und Priester jährlich zeigen. Das Collegium von Prinzen wird gebildet von den Blutsverwandten des Kaisers und beschränkt seinen Einfluß auf dasselbe. Alle haben den Rang von Mandarinen, die zur hohen Regierung gehören, sie werden auf Lebenszeit dazu ernannt und bekommen ihrem Rang angemessenen Gehalt. Die Mandarinen haben das Recht, dem Kaiser Fehler zu zeihen, allein jeder Chinese hat wiederum das Recht einen Mandarin zu verklagen. — Die Rechtspflege ist im Bereich des Aermsten wie des Reichsten! Die starke Kette der Staatsmaschine endigt in der unbegränzten Autorität der väterlichen Gewalt, welche sogar den Kindermord zuläßt in Fällen der Armuth. Die kindliche Ehrfurcht soll aber in keinem Lande größer sein, als in China, welches auch auf die bürgerlichen Verhältnisse einwirkt, und vielleicht ist dieses patriarchalische System das Geheimniß, wodurch dieser große Staatskörper regiert wird.

(Schluß folgt).

* Anfrage.

(Eingesandt.)

In der Bremer Zeitung vom 20. November lesen wir einen Artikel aus Rio de Janeiro vom 12. August, entlehnt aus der Cölner Zeitung, welchen wir schon mit denselben Worten in der Bremer Zeitung vom 16. Nov. finden. — Da nun nicht anzunehmen ist, daß jener Artikel bloß um den Raum auszufüllen, zum zweiten Male eingerückt wurde, zumal wir in dieser Zeit manches in fremden Blättern sich vorfindende Interessante in unserer Zeitung vermissen, so würde die geehrte Redaction der Bremer Zeitung gewiß manchen Leser derselben verpflichten, wenn sie ihnen die ohne Zweifel sehr triftigen Gründe anzöge, welche sie zu jenem Verfahren bestimmten. — Der fragliche Artikel schließt mit den Worten: „Wir hoffen daß diese flüchtigen Worte in der Heimath nicht nutzlos verhallen werden.“ — Vielleicht wollte die löbliche Redaction diesem dadurch vorbeugen, daß sie den Artikel nach 4 Tagen aufs Neue wieder abdrucken ließ, damit er sich uns gründlicher einpräge.

Viersilbige Charade.

Bist du ein Christ, sollst du die Erste lieben,
Obgleich es dir als schwere Pflicht erscheint.
Doch göttlich ist es, dieß Gebot zu üben,
Weil es, was Haß zerreißt, in Frieden eint.

Wird einst das Grab den schwachen Leib umhüllen,
Der Geist sich heben über Welt und Zeit,
Es werden die drei Letzten dich erfüllen,
Vergelten dir des Lebens Kampf und Streit.

O möchte doch von dieser Erde schwinden
Des Bösen Saat, die dir das Ganze nennt;
Es wird' ein Bruderband die Menschheit binden,
Wenn Niemand mehr die erste Sylbe kennt.

Auflösung der Charade in Nro. 93.

Tauber, Taube, taub, Tau, Au.

Miscellaneen.

(New-York.) Es wurde kürzlich in New-York die Activmasse von 241 Failliten, deren Passiva den Betrag von einer Million Dollars überstiegen, zum Verkauf gebracht und der Erlös derselben belief sich auf die Summe von 1500 Dollars! Es ist schrecklich wie dieses Land seine Sünden zu büßen hat, und welche Masse von Wohlstand, wirklichem und imaginärem, zu Grunde gegangen, welche Masse von Immoralität hervorgerufen worden ist durch die lange Schwindelperiode; es ist furchtbar wie dies nach und nach immer mehr zu Tage kommt, wie das Gefühl, die öffentliche Meinung sich abgestumpft hat gegen diese Erscheinungen und wie alles Vertrauen verloren geht und eine bessere Zeit noch ganz im Dunkel der Zukunft liegt. Und dennoch war der 14. Oct. ein großer feierlicher und fröhlicher Tag für New-York, und viele Tausende wogten durch die Straßen im Glanz der Waffen und festlichen Kleider mit fliegenden Bannern und klingendem Spiel. Aber es handelte sich auch von einem wahrhaft großartigen Volksfest, zu welchem die Beendigung der großen Croton-Wasserleitung die Veranlassung gab. Dieses kolossale Werk (auf das ich mir vorbehalte zurückzukommen) mag den kühnsten des Alterthums an die Seite gesetzt werden. Ein ganzer Fluß, der Croton, ist abgeleitet und der Stadt zugeführt worden durch eine unterirdische Leitung, die eine Länge von 32 engl. Meilen einnimmt. Das Mauerwerk, die Tunnels, Brücken und Reservoirs, zum Theil noch unvollendet, sind wahre Riesenwerke. Die Wohlthaten einer solchen Unternehmung für eine ihrer bisher gänzlich entbehrende, zudem so dicht bevölkerte und vom Feuer leider so oft heimgesuchte Stadt wie New-York sind zu sehr ins Auge fallend um einer nähern Ausführung zu bedürfen. So erklärt sich der ungeheure Zusammenfluß der sich zu diesem Fest aus der Nähe und Ferne zusammengefunden hatte, gegen vier- bis fünfmalhunderttausend Menschen! Der Zug war gegen sieben englische Meilen lang und trotz der Monotonie und partiellen Geschmacklosigkeit, die man den Umzügen dieser Art hier vorwirft, schon wegen seiner ungeheuren Ausdehnung höchst großartig. Man berechnet, daß an dieser Procession die sich in zehn zusammenhängenden und wohlgeordneten Divisionen über alle Theile der Stadt ergoß, 15 bis 20,000 Personen Theil genommen haben. Die Angehörigen der Löschanstalten (oder des Feuerdepartements, wie man hier sagt), die freilich Ursache haben über diese neue Zufuhr besonders erfreut zu sein, hatten allein 3000 bis 4000 Mann gestellt, ebenso waren die Mäßigkeitsvereine, wie zu erwarten, sehr stark repräsentirt. Es ist diese Unternehmung um so merkwürdiger, wenn man bedenkt daß sie erst vor sieben Jahren begonnen und von einer einzigen durch so schwere Verluste heimgesuchten Stadt während der „härtesten Zeiten" vollendet worden ist. Die Totalausgabe welche der guten Stadt New-York hieraus erwächst, wird die Summe von zwölf Millionen Dollars übersteigen, von welchen circa 8 Millionen bereits verausgabt sind — so we go!

(Conto finto über eine Ladung Neger.) Die Hamburger Nachrichten vom 3. November enthalten, zum Beweis, wie der schändliche Sklavenhandel, trotz aller Gegenanstalten, noch immer prosperirt, die Mittheilung einer im vorigen Jahr von einem Sklavenhändler in den Vereinten Staaten, als Einladung zur Theilnahme an dem gewinnreichen Unternehmen, aufgestellten fingirten Rechnung. Angenommen, man wolle 250 Neger von der afrikanischen Küste zum Verkauf nach Havanna bringen, so würde sich die Calculation machen lassen, wie folgt:

1)	Ankauf und Ausrüstung eines Schiffes	6000 Dollars.
	Waaren zum Tausch gegen Neger . .	7000 „
	Löhnung der Mannschaft und Antheil des Capitäns und des Steuermanns an dem Brutto-Ertrag der Negerladung	16,000 „
	Für den Consignatair	4000 „
	Abgabe an den Gouverneur von Cuba	4000 „
		37,000 Dollars.
2)	Brutto-Betrag von 250 Stück Neger, angeschlagen zu 374 Dollars pr. Kopf: 250 Colli (wörtlich!) zu 374 Dollars pr. Collo	93,500 Dollars.
	Wovon die Kosten abzuziehen mit . .	37,000 „
	Bleibt Netto Provenu	56,500 Dollars.

Diesem Conto finto sind nachstehende Bemerkungen angehängt: „Die Ausrüstung kann sowohl in Havanna als in einem Hafen der Vereinten Staaten stattfinden. Es wird gut sein, die Ausrüstung ohne Verzug zu beginnen, da man circa vier Monate braucht das Geschäft abzuwickeln, d. h. von dem Auslaufen an bis zur Zurückkunft. Wenn man bis Ende August retour ist, hat man nur wenige oder gar keine Kreuzer zu befürchten, denn alle Kriegsfahrzeuge pflegen sich um diese Zeit in die Häfen zu begeben. Der Augenblick, da die Sklaven ans Land gesetzt werden, ist vielleicht der einzige gefährliche. Das Geschäft würde sich am besten auf Actien einleiten lassen."

(Wieder ein Scheintodter.) In dem Journal „Revue de Havre" lies't man einen fast unglaublichen Vorfall. In der Gegend von Neuchatel war ein Landmann mittelst einer Leiter auf seinen Heuboden gestiegen; als er ungewöhnlich lange oben blieb und nichts von sich hören ließ, obgleich ihm seine unten stehende Frau mehrmals gerufen, so stieg diese selbst hinauf und fand ihn — todt. Da sie keine Hülfe hatte, den Leichnam herunter zu schaffen, so mußte sie ihn bis zum nächsten Tage liegen lassen, wo einer der Beerdigungs-Unternehmer, wie sie dort gebräuchlich, sich mit diesem Geschäfte befaßte. — Er nahm den Todten auf seine Schulter, doch als er damit die morschen Sprossen der Leiter betrat, brach diese, und Beide stürzten in die Tiefe. Der Beerdigungs-Unternehmer kam mit einigen leichten Contu-

stonen davon; der Landmann aber schlug zum freudigen Erstaunen seiner Angehörigen die Augen wieder auf, und kehrte mit der Hülfe, die man ihm sogleich leistete, wieder vollständig in's Leben zurück. Die ungewöhnliche Luftreise und die damit verbundene Erschütterung hatte ihn vom Scheintode geweckt, und vor dem schauderhaften Fall des Lebendigbegrabenwerdens gerettet.

(Aus Lausanne) schreibt ein Correspondent im Morgenblatt über den König von Preußen u. A. folgendes: Seine gewinnende Persönlichkeit mußte selbst auf die angenehm wirken, welche ihm nicht verzeihen können, daß er der Souverän eines später auch in den Schweizer Bundesverband getretenen Landes ist. Kurz vor seiner Ankunft in Neuchatel erschien in einem französisch-schweizerischen Blatte ein Brief eines Schweizer Offiziers, der den großen preußischen Manövern am Rhein im vorigen September beigewohnt hatte und seinen Landsleuten darüber Rechenschaft gab. Wir heben Einiges aus diesem Briefe aus, das in Deutschland als die Stimme eines ganz unabhängigen Fremden nicht ohne Interesse sein dürfte. „Die Zeitungen haben ausführlich das Kölner Domfest besprochen. Ich habe es sehr gut mit angesehen und zwar mitten unter dem Volk. Ueberall wurde der König mit dem herzlichsten Zuruf empfangen und — frei gestehe ich es — von ganzem Herzen habe ich eingestimmt; ich habe Gott inständig gebeten, seine Regierung zu segnen. Man hat mir Züge von ihm erzählt, aus denen seine ächt christliche Gesinnung hervorgeht. Das Gebet spielt eine bedeutende Rolle in seinem Leben, es ist sein vorzüglichster Rathgeber. Daraus erklärt sich des Königs milder, heiterer und doch feiner Ausdruck; darin liegt auch der Schlüssel zu der Unabhängigkeit seines Charakters und zu der ihm eigenen Festigkeit in der Ausführung."

(Detmold.) 32,000 Thaler sind nunmehr beisammen für das Hermannsdenkmal, es bedarf aber 50,000. Von dem Unterbau, der auf 90 Fuß berechnet ist, stehen jetzt 54, noch acht weitere Fuß sollen vor dem Winter beendet werden. Die Wölbung mit dem Fußgestelle bleibt dem Jahr 1843 auszuführen. 164 Centner Kupfer liegen für die Bildsäule schon halb verarbeitet vor. Ueber Anschaffung von 350 Centner Eisen zum inneren Gerüste wird unterhandelt.

(Der Häringsfang) ist auch an der französischen Küste äußerst ergiebig ausgefallen. Dünkirchen, Calais, Boulogne und die andern Häfen am Canal haben ungeheure Quantitäten erbeutet. In Bologne waren im vorigen Jahr bis zum 1. Nov. nicht über 100 Lasten verkauft, heuer bereits 853, ungerechnet was selbst abging. Eine Last, auf welche ungefähr 12,000 Häringe kommen, kostete 450 bis 800 Fr., das Stück also etwas über 5 Cent.

(Man schreibt aus Freiburg in der Schweiz:) Ein Russe spazierte jüngst vor dem hiesigen Postbureau und amüsirte sich, die ausgestellten Adressen der wegen vergessener Frankatur nicht abgegangenen Briefe zu durchmustern; er tritt in's Bureau und spricht: „Es sind da viele Briefe an Soldaten, Frauen u., da habt Ihr Geld, macht, daß sie fortkommen."

(Gewehrsammlung.) Die Gewehrsammlung des verstorbenen Herzogs Heinrich von Würtemberg, die einen Werth von 148,480 fl. hat, wird jetzt verlooset; jedes Loos kostet 2 Thlr. Preuß. Courant.

(Mäuse.) Auf einem großen Rapsfelde hat ein Gutsbesitzer unweit Lützen binnen einigen Tagen 36,000 Mäuse in Töpfen gefangen.

(Sieben Milliarden zweihundert funfzig Millionen Eier) consumirt Frankreich jährlich, davon kommen auf Paris 120 Millionen.

(Emanuel Osmund.) Vor einigen Tagen starb in Bayreuth der Jude Emanuel Osmund, der treue Freund und Gevatter Jean Pauls, der in seinen Armen starb.

(Anzeigen.) In der Leipziger Zeitung steht: „Das Atelier des Schneidermeisters Hoyer in Auerbachs Hof in Leipzig empfiehlt sich dem europäischen Publicum, in dem schönen Bewußtsein, keiner Selbstempfehlung zu bedürfen, um als groß dazustehn." Der hätte mit seinem schönen Bewußtsein und seinen europäischen Hosen einen guten Trompeter gegeben.

Der auch bei uns bekannte Pfefferküchler Freitag empfiehlt sich in der Dorfzeitung folgendermaßen:

Hermann-Freitag,
Honigkuchen in Braunschweig, ꝛc.

Anzeige.

Bei mir ist zu haben:

Boston,

wie es jetzt gespielt wird, oder gründliche Anweisung im Boston-Whist, Boston à deux und Boston à trois, nebst Erklärung der neuesten, bei diesem Spiele gebräuchlichen Variationen. Mit angehängter Boston-Whist Tabelle Preis 8 Grote.

Boston-Whist Tabelle auf Kartenpapier, Preis 6 Grote;

Ferner: **Whist, L'Hombre und Grabuge Tafeln**

die ich bei vorkommendem Bedarf und namentlich den Herren Wirthen empfehle.

W. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 94.

Bremen, Donnerstag den 24. November 1842.

Gestorben:

Nro. 1178. Den 17. November. Die Dienstmagd Christine Magdalena Liemann, 23 Jahr, im Krankenhause.

— 1179. Den 19. — Des Cigarrenfabrikanten Eduard Friedrich Gotthold Heymann Tochter, 1¾ Jahr, Stephanithorssteinweg Nr. 27.

— 1180. Den 19. — Des Arb. Joh. Behnken Sohn, 2½ Jahr, Buntenthorssteinweg.

— 1181. Den 19. — Des verst. Cantors zu Hoya Ernst Heinrich Stegemann Wittwe, geb. Nolbeck, 76 Jahr, gr. Sortillenstraße Nr. 6.

— 1182. Den 19. — Des verst. Küpers Joh. Willig Wittwe, geb. Lübking, 50 Jahr, Neuenstraße Nro. 66.

— 1183. Den 19. — Des Cigarrenmachers Hermann Wagendorff Tochter, 4 Wochen, Burhoffs Hof Nro. 2.

— 1184. Den 20. — Der Tabacksfabrikant Joh. Albert Dove, 75 Jahr, Knochenhauerstraße Nr. 44.

Nro. 1185. Den 20. — Der Arb. Joh. Wilhelm Eickhoff 34 Jahr, hinterm Abbenthorswall Nr. 21.

— 1186. Den 20 — Der Arb. Hermann Heinr. Forthmeyer, 44 Jahr, Neustadtswall Nro. 9.

— 1187. Den 20. — Der Vergolder Heinr. Wagner, 18 Jahr, Schmidts Gang Nro. 3.

— 1188. Den 21. — Der Kimmkermeister Joh. Moritz Nolting, 67 Jahr, Hankenstraße Nr. 29.

— 1189. Den 21. — Der Schuhmachermeister Friedr. Hoffmeister, 80 Jahr, Neuenstraße Nr. 59.

— 1190. Den 21. — Der Landmann Conrad Fasmers, 71 Jahr, Reeperbahn.

— 1191. Den 21. — Des Fußteppichwebers Joh. Bernh. Pagendarm Sohn, 1 Jahr, Klosterstraße Nro. 10.

— 1192. Den 21. — Des Arb. Joh. Albert Reinken Tochter, 1 Jahr 5 Monat, gr. Fischerstraße Nro. 14.

— 1193. Den 22. — Der Landmann Heinrich Schröder, 29 Jahr, Hastedt.

Geboren:

Nro. 1442. Den 17. Nov. Des Landmanns Nicolaus Fesenfeldt Ehefr., geb. Budelmann, Dreckort Nro. 1, von einem Mädchen.

— 1443. Den 17. — Des Cigarrm. Albert Ludw. Liemann Ehefr., geb. Bernhard, Schweinestraße Nro. 10, von einem Knaben.

— 1444. Den 17. — Des Cigarrenmachers Anton Gerhard Timmerman Ehefrau, geb. Ahrens, kl. Krummenstraße Nro. 32, v. e. M.

— 1445. Den 18. — Des Cigarrenmacher Bernhard Kuhlmann Ehefr., geb Fritsch, Dreckort Nro. 30, von einem Knaben.

— 1446. Den 18. — Des Arb. Johann Hein. Schier Ehefr., geb. Jacobs, Reperbahn von einem Mädchen.

— 1447. Den 18. — Des Kahnschiffers Joh. Conrad Meyerdirks Ehefr., geb. Schoof, Köpkenstraße Nro. 5. von einem Knaben.

— 1448. Den 18. — Des Maurergesellen Nicol Kaebel Ehefrau, geborne Nöper, Sielwall Nro 10. A, von einem Knaben.

— 1449. Den 18. — Des Weinküpers Heinr. Lammers Ehefr., geb. Fortmann, hinter Stephanikirchhof Nro. 1, von einem Knaben.

— 1450. Den 18. — Des Uhrmachers Christian Ludw. Tiemann Ehefr., geborne Alschwee, am Markt Nro. 3, von einem Knaben.

— 1451. Den 19. — Des Kaufmanns Friedr. Thorspecken Ehefr., geb. Mecke, Osterthorssteinweg Nro. 39 B, von einem Knaben.

Nro. 1452. Den 19. — Des Dr. juris und Notars Hermann Liborius Post Ehefrau, geb. Schumacher, Langenstraße Nr. 141, v. e. M.

— 1453. Den 20. — Des Uhrmachers Theobald Schütte Ehefr., geb. Högemann, Johannisstraße Nro. 7, von einem Knaben.

— 1454. Den 20. — Des Schweineschlachters August Ferdinand Lotze Ehefr., geborne Nolten, Schnoor Nro. 15, von einem Knaben.

— 1455. Den 20. — Des Tischlermeisters Adolph Albrecht Ehefr., geb. Möhring, Kloster-Kirchenstraße Nro. 4 A, von einem Mädchen.

— 1456. Den 20. — Des Buchdruckers Joh. Christoph Kuhlmann, Ehefr., geb. Hüber, Wachtstraße Nro. 6, von einem Knaben.

— 1457. Den 21. — Des Malers Hans Heinr. Albrecht Ehefr., geb. Depmeyer, Catharinenstraße Nro. 21, von einem Knaben.

— 1458. Den 21. — Des Korbmachermeisters Friedrich Zacharias Meyer Ehefr., geborne Knoop, Pelzerstraße Nro. 3, von einem Knaben.

— 1459. Den 21. — Des Schuhmachers Joh. Wilhelm Meyer Ehefr., geb. Meyer, kleine Helle Nro. 28, von einem Knaben.

— 1460. Den 22. — Des Landmanns Joh. Schnelle Ehefrau, geborne Köster, Utbremerstraße Nro. 25, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 95.

Bremen, Sonntag den 27. November 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 27. November.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Cand. Holtmeier.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St Ansgarii.

9 U. Hr. Pst. pr. D. Krummacher.
12 U. Hr. Pastor Dr. Paniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Nach trüben Tagen.

So weit und so warm die Sonne scheint,
Wo findet sie einen, der's ehrlich meint?
Der eine ist falsch, der andere hohl,
Und die Welt ist lieblos, ich weiß es wohl,
Und Wahrheit ist eine Wittwe, nicht?
Und wo ist einer der für sie spricht?
Ein Rennen, ein Jagen fort und fort,
Und vergessen das ewige Gotteswort.
Sie schänden ja gar, mit frechem Scherz,
Zur falschen Münze das Herz, das Herz.

Warum ist der Himmel so oft verhüllt?
Weil sich sein Auge mit Thränen füllt,
Es muß ihm selber am Ende grau'n,
Das arme Leben mit anzuschau'n.
Und warum ist's dem Herzen so wohl, so leicht,
Wenn der Wolkenschleier von hinnen weicht,
Und der ewige Dom, blau aufgethan,
Den Sterblichen schaut so feiernd an?
Ist's nur die Wärme, der Sonnenschein,
Was den äußern Menschen erquickt? O nein!
Es ist ein Geheimniß, froh bestellt,
Das den bangen Glauben zusammenhält:
Still, Herz! noch lebt er, der alte Gott,
Und die Sonne siegt über Trug und Spott.
Ich weiß ja, warum sie so golden scheint:
Sie fand wieder einen, der's ehrlich meint!

H. Kurz.

Katharina.

(Fortsetzung.)

„Katharina," begann er mit bebender Stimme, „um Gotteswillen stehe auf und mache dieser fürchterlichen Scene ein Ende: Du thust mir ein entsetzliches Weh an. Wenn Du mich wahrhaft liebst, warum zeigst Du Dich als meine Feindin, warum bedrohst Du mich, warum kömmst Du in einem solchen Augenblick in dieses Haus? Die Sachen sind zu weit gegangen, als daß ich abbrechen könnte; Katharina, sei großmüthig, tritt zurück und füge mir nichts Böses zu von dem Du durchaus keinen Nutzen haben kannst."

„Karl, merk' auf das, was ich Dir jetzt sagen werde: Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, was ich gelitten habe seit jenem Augenblick, wo Du zum ersten Male

von Deiner Verheirathung gesprochen; dieser Gedanke war bei Tag und bei Nacht eine Qual für meine Seele, ein Feuer in meinem Kopfe, die mir keinen Augenblick Ruhe gelassen haben. Alles, was man nur denken und fühlen kann, habe ich gedacht und gefühlt seit diesen drei Monaten; Haß und Zorn, Unwillen und Verachtung und Rache; ich habe Dich tödten wollen, ich habe Deine Braut tödten wollen, aber die Liebe hat endlich alle andren Gefühle in mir überwunden. Da habe ich denn Dein Glück dem meinen vorziehen wollen; da beschloß ich nur in Deiner Erinnerung zu leben; da suchte ich mich mit dem Gedanken Deiner Heirath vertraut zu machen; aber Karl, ich erkläre es Dir, ich betheure es Dir vor Gott, es ist mir nicht möglich gewesen; ich muß sterben, wenn ich nicht durch Dein Leben leben kann. Du kannst es mir wahrlich glauben, ich würde mich getödtet haben, um Dich meiner Verfolgung zu überheben; aber sag' es selbst, Karl, durfte ich meine armen Kinder verlassen? Ach, ich wiederhole es Dir, Karl, Deine Heirath ist unmöglich."

In diesem Augenblick trat unerwartet Jemand ein; es war Kleemann, der erstaunt über das lange Ausbleiben seines zukünftigen Schwiegersohnes, ihn selbst aufsuchte. Beim ersten Blick den er auf Karl und Katharina warf, errieth er, warum es sich hier handle: überdieß hatte ihm Lorstätt, ein durchaus braver und offener Charakter, ehe er sich um die Hand seiner Tochter bewarb, über seine vorgängigen Verhältnisse, mit Katharina die vollkommene Wahrheit anvertraut. Dieses Ereigniß war nun dem Schwiegervater natürlich überaus unangenehm; sein erster Gedanke, derselbe, der eigentlich Karl's Benehmen bisher geleitet hatte, und den beide einander jetzt leise mittheilten, bezog sich nur auf die Nothwendigkeit, Katharina um keinen Preis unter Amalien's Augen kommen zu lassen und dies schien ihnen beiden die einzige Schwierigkeit, deren Lösung unmittelbar gefunden werden müsse. Kleemann glaubte sie beseitigt, indem er zwei Bedienten herbeirief und ihnen anbefahl, Katharinen nicht aus dem Zimmer zu lassen, bis der Hochzeitszug sich nach der Kirche begeben hätte.

Als Katharine diesen Befehl vernahm, schleuderte sie Lorstätt so tiefen Unwillens zurück, daß er sein Blut in den Adern zu Eis erstarren fühlte; und selbst, als er sich wieder in Gegenwart seiner Braut befand, war seine Unruhe noch so groß, daß er ihre holde Stimme nicht hörte, ihren sanften Blick nicht sah und seine Hand marmorkalt unter dem zärtlichen Drucke der ihrigen blieb, die sie ihm zum Ganze nach dem harrenden Wagen reichte.

Die Personen, welche den Hochzeitszug ausmachten, hatten sich indeß beeilt, in die Wagen zu steigen, und diese schlugen ihre Richtung nach der Kirche ein. Karl glaubte aus dem Gemurmel der Menge den Namen Katharine herauszuhören; in der That fragte man einander, warum sie wohl im Kleemann'schen Hause geblieben sein möge. Diese unvernehmlichen Gespräche wurden jedoch durch den allgemeinen Ausruf der Bewunderung übertönt, den die Schönheit und der geschmackvolle Putz der Braut den Zuschauern entlockte. Die Menge entfernte sich, ohne weiter an Katharina zu denken oder vielmehr, sie folgte dem Wagenzuge bis zu den Kirchenthüren.

Erst eine kleine halbe Stunde später, als die Straße menschenleer war, bemerkten einige Nachbarn, wie Katharina und ihre beiden Kinder aus dem Kleemmann'schen Hause durch die Dienerschaft herausgejagt wurden, welche die unglückliche Frau mit den beschimpfendsten Beiwörtern belebigte. Katharina, die dagegen ganz theilnahmlos zu bleiben schien, that, als schlüge sie den Weg ein, den man sie gehen hieß; in Wahrheit aber lenkte sie auf einem Umwege ihre Schritte nach der Kirche.

In dieser halben Stunde mußte Katharina unendlich viel gelitten haben; denn ihre Gesichtszüge waren aufgelöst, ihr Gesicht hatte eine erschreckende Bleiche angenommen und dabei zitterte sie an allen Gliedern; es waren die verflossenen Minuten für sie eine Anzahl derer gewesen, welche auf die Seele tiefer wirken, als ganze Jahre eines gewöhnlichen Lebens.

Durch die Verzögerung, welche Lorstätt's Gespräch mit Katharinen herbei geführt hatte, war noch eine zweite veranlaßt worden. Da nämlich in der Kirche noch ein andres Paar aus demselben Kirchensprengel heute getraut werden sollte, so war der Geistliche, nachdem er eine Viertelstunde vergebens auf das erste Brautpaar gewartet hatte, indeß zur Einsegnung des zweiten harrenden Paares geschritten, so daß als der Kleemann'sche Zug endlich eintraf, man nicht sofort zur heiligen Ceremonie schreiten konnte, sondern, obgleich Lorstätt vor Ungeduld fast verging, doch erst die Beendigung der ersten Trauhandlung und die nöthigen Vorbereitungen zur zweiten abgewartet werden mußten. Endlich begann auch für ihn der Einsegnungsakt; Karl hatte die Hand seiner geliebten Braut ergriffen, diese Hand, die bald

sein theures Eigenthum sein sollte, und war neben Amalien die schüchtern und verwirrt war, hingekniet: Amalie, deren Wangen in diesem Augenblick eine jungfräuliche Röthe färbte war reizender als je, und die zarten Thränenperlen, die in ihren Augen schimmerten, waren nur der reinste Ausdruck der Ueberfülle ihres überschwenglichen Glückes. Ihr Vater, ihre Verwandten und die befreundeten Zeugen umringten sie; Aller Blicke waren theilnehmend auf Karl und Amalie geheftet.

Nach den einleitenden, gottesdienstlichen Handlungen, richtet der fungirende Priester an Karl die feierliche Frage: Nimmst Du zur Frau u. s. w. Lorstätt wirft Amalie einen Blick zu in welchem tausend Eide liegen; aber noch ehe sein Mund das unwiederrufliche Wörtchen Ja ausgesprochen, überläuft ihn plötzlich ein sichtbarer Schauer, er zittert und erblaßt; er verliert gänzlich seine Fassung und mit schreckerstarrtem Auge, betrachtet er eine Frau, die zwei Knaben an ihrer Hand führend, athemlos, eiligen Schrittes durch die Seitenthür, einer dem Altar gegenüberliegenden Kapelle in die Kirche stürzt.

In weit kürzerer Zeit, als wir zur Erzählung brauchen, in der Dauer kaum einer Secunde, war Katharina auf Amalie und Lorstätt hinzugerannt und hatte mit schallender Stimme ausgerufen:

„Diese Heirath ist unmöglich, denn dieser Mann ist der Vater meiner Kinder!"

Amalie stößt einen durchdringenden Schrei aus und wäre ohnmächtig zusammengesunken, hätte nicht ihr Vater sie aufrecht gehalten; dieser stampfte vor Wuth mit dem Fuß auf den steinernen Fußboden der Kirche. Aller Augen hafteten auf Lorstätt, der unbeweglich blieb, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen. Bald aber faßte er sich und sagte:

„Dieses Weib ist toll, ich weiß nicht, was sie von mir will."

Der Priester ergriff nun das Wort und wandte sich an Katharine:

„Meine liebe Frau, habt Ihr einen gesetzlichen Einwand zu machen? Warum habt Ihr ihn alsdann nicht auf regelmäßigen Wegen nach den öffentlichen Aufgeboten geltend gemacht? Seid Ihr an Herrn Lorstätt verheirathet, oder habt Ihr ein schriftliches Eheversprechen von ihm?

„Nein, aber Er hat zehn Jahre mit mir gelebt; er ist der Vater meiner beiden Kinder."

„Hat er sie als seine Kinder anerkannt; fragte der Bürgermeister des Städtchens, der als naher Verwandter des Kleemann'schen Hauses der Trauung mit beiwohnte. „Alsdann muß er auch Alimente zum Unterhalt der Kinder auswerfen."

„Anerkannt? Nein, nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes; aber er wird nicht ein Rabenvater sein und seine Kinder, sein Blut und sein Fleisch verläugnen wollen. Eine Geldsumme zum Unterhalt! Er will sie ihnen wohl geben; aber ich mag sie nicht! Die Sorgfalt und Liebe eines Vaters, das ist es was sie nöthig haben; ernähren will ich sie selbst, wie ich bisher gethan habe!"

„Meine gute Frau," sagte der Priester, dessen Gesichtszüge das peinliche Gefühl verriethen, das dieser Auftritt in seiner tugendhaften Seele erweckte, der aber seines Herzens Stimme unter seinen Amtsverrichtungen ersticken mußte, „meine gute Frau, da Ihr keinen gesetzlich begründeten Einwand machen könnt, so vermögt Ihr auch die Heirath des Herrn Lorstätt nicht zu verhindern. Ich bitte Euch daher die heilige Ceremonie nicht länger unterbrechen zu wollen. Verlaßt lieber die Kirche."

„Nein," rief Katharine mit dem Ausdruck der höchsten Verzweiflung; „ich weiß wohl, daß ich von den Gesetzen nichts zu erwarten habe, noch auch von der Gesellschaft, aber wird nicht eine Frau mit einer andern Mitleid haben? O, mein Fräulein!" — und hier warf sie sich Amalien zu Füßen — „Sie, die Sie reich und geehrt sind in der Welt, wollen Sie mir das einzige Gut rauben, was ich besitze? Können sie den hartherzigen Muth haben, meinen Kindern ihren Vater zu nehmen?"

Arme Amalie! Denke sich die zarte Leserin, in die Seele dieses jungen, reinen, unschuldkeuschen Mädchens, die nichts von der Welt und ihrer Verirrung wußte, bis sie an diesem Tage, den sie für den schönsten ihres Lebens gehalten hatte, so traurige Kunde davon bekam. Man stelle sich ihren Seelenzustand vor, als sie die schüchterne, furchtsame Jungfrau, plötzlich zur zweiten Heldin dieses scandalösen Auftritts wurde: man denke sich ihre Pein, als sie voll heißer, freudiger, stolzer Liebe für ihren Lorstätt, diesen so plötzlich öffentlich einer schmachvollen Handlung angeklagt, ja sich selbst, seine Richterin zu sein, aufgefordert sah. Arme Amalie! Ein einziger Augenblick hatte alle Illusionen ihres Herzens zerstört; ihre Träme von Glück sind erblaßt, verschwunden; sie sieht nur noch einen gähnenden Abgrund

von Uebeln vor sich; mit sechzehn Jahren ist des Lebens Blüthe für sie vom verpestenden Samumhauche welk geworden! Arme Amalie!

(Fortsetzung folgt.)

* Notizen über China.

(Schluß.)

Die summarische Justiz, welche das Ausland den Mandarinen vorwirft, beschränkt sich lediglich auf Strafen die dem physischen Menschen nicht schaden können, auch Stockprügel, Pranger oder Halshölzer. Jede schwerere Körperstrafe muß von den Gerichten zuerkannt sein und von kaiserlicher Hand genehmigt werden. Um die Civil- und Criminal-Gerichte zu controliren giebt es wie auch Karl der Große in seiner Weltmonarchie einführte, kaiserliche Sendboten, welche die Provinzen bereisen und an die das Volk seine Appellationen einreicht.

In China herrscht vollkommene Glaubens- und Gewissens-Freiheit, und die Regierung legt in keiner Hinsicht den Forschungen des Geistes Fesseln an. Die christliche Religion hat sich durch ihre Diener selbst um ihren Credit bei den Chinesen gebracht. Sie fand wie alle Religionen freien Eingang im Reiche. Es findet sich in uralten Schriften der Chinesen sehr Vieles was an die christliche Religion erinnert, und eine Weltsage, daß eine Jungfrau einen Gottmensch gebähren würde. Tausend Jahre vor Christus erschien Fö der von ihnen für den Weltheiland gehalten wird. Er lehrte die Dreieinigkeit, die auch in den indischen Religionen zum Grunde liegt, und ist noch jetzt die Hauptreligion des Volkes. Die 5 Gebote derselben sind: nicht tödten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen und sich nicht berauschen. Obgleich kein Götzendienst so ist sie doch, wie die katholische Kirche zur Zeit des griechischen Reiches ein Bilderdienst geworden, sie stellen die Dreieinigkeit dar, durch einen beleibten, einen mittlern und einen riesigen Menschen, über deren nähere Bedeutung man auf die indischen Religionen zurückgehen muß. Auch stellen sie die Mutter Gottes mit dem Kinde vor. So viele übereinstimmende Zeichen wurden von den christlichen Missionairen benutzt um das Christenthum daran zu knüpfen, es fand auch Eingang, bis der Pabst Clemens VII. eine Bulle erließ, welche die alten chinesischen Urkunden als heteodox verflichte, und einen nicht geringen Widerspruch in der neuen Lehre in China erzeugte. Anno 1715 (unerklärlicherweise am zweihundertjährigen Jubiläum der Reformation), wurden 300 christliche Kirchen vernichtet, sie sind seitdem auch nicht wieder auferstanden. Die Fö-Religion steht in Verbindung mit derjenigen des Dalai-Lama in Tibet welche auch der Kaiser anerkennt und welchen die Lamas wie die Bonzen als ihr Oberhaupt betrachten. Der Kaiser wird dadurch der Schutzherr von Tibet, wie ehedem die römischen Kaiser die Schutzherrn des Kirchenstaates waren. Bei einer symbolischen Kultur zur Verehrung des Himmels und der Erde agirt der Kaiser, halbjährig, als Priester, wozu auch im Frühjahr das Pflügen gehört. Diese Religion lehrt die Seelenwanderung, zum Gegensatz von derjenigen des Lao-tse welche den Materialismus verbreitet, und zugleich ein philosophisches System des Aufsichselbstbeschränktseins. Die Anhänger dieser Lehre sind stille tugendhafte Menschen, ihr Stifter lebte 600 Jahre vor Christus. Ein halbes Jahrhundert später erschien Con-fu-tsi oder wie er lateinisch genannt wird Confutius. Die großen und schönen Lehren dieses Geistes sind zu hinreichend bekannt, als daß es passend wäre sie hier zu wiederholen.

Diese Notizen welche aus einem englischen Missionsberichte entlehnt sind, beweisen hinlänglich, daß der Dünkel und die Unwissenheit ein Volk belächelt, welches sich ganz anders bewährt hat, wie alle andern Völker der Erde. Der Beweis liegt vor Augen in dem blühenden Zustande der Agrikultur, die jedes Land weit hinter sich läßt. Die Gebirge sind in Terassen bis an die Gipfel bebaut, die Flüsse eingedämmt und sogar mit schwimmenden Gärten bedeckt, welches die Ursache ist, daß in neuern Zeiten die Dampfschifffahrt darauf verboten worden. Durch die Bewegung derselben würden die Zisternen leiden, welche an den Flüssen stehen, worin der Dünger in gebacknen Kuchen niedergelegt wird.

Die Industrie der Chinesen sucht nicht weniger ihres Gleichen als die Agrikultur, die Beweise davon weist der Handel auf.

Mit der Literatur sind wir bis jetzt sehr unbekannt. Eine Uebersetzung von Gedichten, die von kaiserlicher Hand verfaßt, haben Aehnlichkeit mit der reinen Naturpoesie des Homer. Die chinesische Sprache besteht aus 1500 Schlüsseln und diese bilden wiederum 80,000 Zeichen oder Worte. Die Schlüssel sollen mit den Lauten analog sein, so daß mit ihrer Hülfe man dieselben nachschreiben kann. Ein zu-

ger Chinese in Amerika (A-kong) schrieb sogar fremde Sprachen geläufig mit diesen Schlüsseln. Verstand er sie gleich nicht, so konnte er doch ziemlich getreu vorlesen was man ihm in derselben dictirt hatte. Einige Worte haben Aehnlichkeit mit deutschen Stammwörtern, z. B. Yu, Gott, (gut); Fo, Vater; Schin, göttlich (schön); Hong heißt Landwirth (Hang); Ta, groß; Ta-hong bedeutet der Kaiser von China; und wiederum sind die Begriffszeichen in jeder Sprache zu lesen.

Die Sandwichinseln.

(Aus Ruschenberger's Reise um die Welt.)

Die königliche Familie. — Ein Gastmahl.

Der König, welcher vor Kurzem erst majoren wurde, ist ein kräftig gebauter junger Mann 5′ 7 bis 8″ groß mit flachem, breiten Gesicht. Er liebt körperliche Uebungen, ist ein geschickter Billard- und Kegelspieler, reitet und jagt gut, und hilft gern seinen niedrigsten Unterthanen in der härtesten Arbeit. Vor nicht langer Zeit scheiterte ein Schiff am Eingang der Bay, und der König im Matrosenhemd und Hosen half eifrigst bei der Bergung der Ladung. Er ist ein großer Freund von Schiffen und fährt gern auf den verschiedenen Inseln seines Gebiets umher. Ich wurde am Abend nach unserer Ankunft Sr. Majestät vorgestellt, welcher gerade mit einigen seiner Häuptlinge um eine Bouteille Wein Kegel spielte. Er trug weiße Dellhosen ohne Hosenträger, eine weiße Jacke und einen zierlich geflochtenen, zum Theil gefärbten Strohhut keck auf die eine Seite des Kopfes gesetzt. Sein Empfang war offen, ohne allen Hochmuth, zugleich aber schämte er sich auch ein wenig. Er spricht Englisch sehr verständlich, zieht aber seine eigene Sprache vor, und ist nur schwer dahin zu bringen, in Gegenwart von mehr als zwei Personen etwas anders als seine einheimische Sprache zu reden. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen nahm er die Kegelkugel wieder zur Hand und setzte das Spiel mit Eifer fort. Es fehlt ihm an Würde: die gemeinsten Seeleute, welche den Hafen besuchen, reden ihn ganz familiär mit seinem Namen Kamkeauli an, schlagen gelegentlich den Arm um seinen Nacken, was er gutmüthig annimmt, ohne daran zu denken, daß dies seiner königlichen Würde Eintrag thue. Man forderte ihn auf, das Kegelspiel um eine Parthie Billard aufzugeben; er ging ins Billardzimmer, und spielte noch als die Glocke eilf schlug. Nun warf er, obgleich das Spiel nicht zu Ende war, sogleich seine Queue weg, und die Lichter wurden ausgelöscht, um nicht gegen das von ihm selbst erlassene Gesetz zu verstoßen, welches alle solche Spiele nach der Abendglocke verbietet.

Einige Tage später sah ich Se. Majestät unter ganz andern Umständen; die Offiziere der beiden Kriegsschiffe machten ihm ihre Aufwartung. Wir wurden in einem Stein- oder vielmehr Korallenhaus von einem Häuptling in einem militairischen Frack empfangen, und ins zweite Stockwerk in ein einfach meublirtes Zimmer geführt. Hier fanden wir den König, seine Schwester Naiheanaina und seine zwei Halbschwestern Kinau, die Gouverneurin von Oahu, und Auhea gewöhnlich die dickmäulige Königin genannt. Der König trug einen blauen Rock mit zwei goldenen Epauletten, weiße Beinkleider und Weste; die Damen waren in schwarzer Seide. Sie empfingen uns stehend, setzten sich aber nach einigen Minuten auf ein Sopha nieder, vor welchem der Missionair Bingham als Dolmetscher stand. Eine unbedeutende Unterhaltung folgte, und ein Glas Wein wurde herumgereicht. Diese weiblichen Häuptlinge, sämmtlich von herkulischer Gestalt, hatten ein ärmlich vornehmes Aussehen, und zeigten stets das Verlangen, sich ihrer Stellung gemäß zu benehmen, was ihnen auch, so weit die Umstände es zuließen, nicht übel gelang. Nach 20 Minuten nahmen wir wieder Abschied.

Kamkeauli ist der Sohn des berühmten Tamehameha, etwas ausschweifend, doch nicht gerade lasterhaft. Er kann Englisch und Spanisch lesen, seine allgemeine Bildung ist aber sehr beschränkt, denn sein Lesen ist, wie fast bei allen seinen Unterthanen, eine ganz mechanische Operation; wahrscheinlich hat er außer seinen Schulbüchern sehr wenig gelesen. Die Missionäre leiteten seine Erziehung, zugleich aber wirkten der Rath und die Erziehung einiger schlechtgesinnten Fremden auf ihn ein, denen es Vergnügen machte, die Bemühungen seiner frommen Lehrer zu vereiteln; man darf sich deßhalb über seinen Mangel an Kenntnissen und Benehmen nicht sehr wundern. — Einige Tage nach der Unterredung gebar die Prinzessin Naiheanaina einen Knaben der jedoch nur wenige Stunden lebte; das Volk drückte seine Zweifel aus, ob der Ehemann oder ihr Bruder, der

König, der Vater sei, in beiden Fällen aber wäre das Kind Thronerbe gewesen. Es ist nämlich zu bemerken, daß nur erst wenige Jahre verflossen sind, seit Verbindungen zwischen Bruder und Schwester, die früher sehr gewöhnlich und selbst gesetzlich waren, als verbrecherisch gelten; zudem waren Kaukeauli und Naihcanaina nach der alten Sitte des Volks in ihrer Jugend verlobt gewesen.

Eine Gelegenheit Speise à la Hawaii zu sehen und zu kosten, wurde uns bald darauf zu Theil, indem wir zu einem von einheimischen Köchen bereiteten Luau oder Fest eingeladen wurden. Um drei Uhr Nachmittags war die Tischgesellschaft versammelte, zu Bakiki, etwa eine halbe Stunde von Honolulu, vor einem großen mit Heu gedecktem Hause. Frischgeschnittenes Gras war auf dem Platze vor dem Hause umhergestreut. Bald war das Mahl angekündigt, und wir traten in das heuschoberartige Gebäude. Zwei lange, mit verschiedenen Speisen beladene Tische nahmen die ganze Länge desselben auf der einen Seite ein. Der Boden war mit Matten, die Wände und Pfosten mit grünen Büschen und Blumen bedeckt; mit Einschluß des Königs und seiner Häuptlinge mochten 70 Personen anwesend sein. Das Mahl bestand in Hunden, Geflügel, Schweinen ꝛc., alles nach Landessitte gekocht, indem man es sorgfältig in die Blätter der Tipspflanze gewickelt, und unter Steine welche unter der Erde erhitzt worden waren, vergraben hatte. Die so zubereiteten Speisen schmecken ein wenig nach der Tipflanze, sind aber sehr schmackhaft. Diese Art die Fische zu kochen, ist jeder andern vorzuziehen. Nahe bei meinem Platze stand ein nach Landesart zubereiteter junger Hund, den alle, die davon kosteten, vortrefflich fanden. Trotz einigen Ekels beim ersten Mund voll, fand ich den Geschmack etwa zwischen Schwein- und Lammsfleisch, wenn ich aber daran dachte, daß der aufgetischte Hund vielleicht der muntere Gefährte der hawaii'schen Schönen — und alle haben Lieblingshunde oder Lieblingsschweine — gewesen war, so kam mir das Hundeessen doch wie ein niedriger Grad von Canibalismus vor. Indeß ist er nicht von der Art unserer gewöhnlichen Haushunde, sondern ein ganz zartes Thier, das ausschließlich mit Vegetabilien gefüttert wird, namentlich mit Teig aus der Tarowurzel. Kaukeauli möchte wohl sehr zufrieden sein, ein so schmackhaftes Gericht stets vor sich zu haben, trotz aller Ermahnung der Missionare, die ihn von diesem Gericht abzubringen suchen.

* Strohdächer.

Für den Landmann haben die Stroh- oder Rohrdächer in verschiedener Hinsicht Vorzüge vor den Ziegeldächern. Ein Strohdach ist wärmer und wohlfeiler, weil dem Landmanne das Stroh zuwächst, und schützt besser vor Wind und Regen. Wollte er ein Ziegeldach haben, so müßten unter demselben die Latten unten mit Dielen bekleidet sein, sonst würden bei jeder Arbeit auf dem Boden, entweder mit der Garben- oder der Heugabel die Dachpfannen, bei mit so sorgfältiger Behutsamkeit beschädiget werden und Reparatur erfordern, welches sehr kostspielig jährlich ausfallen dürfte, geschweige daß der Wind den Ziegeldächern gefährlicher ist als den Strohdächern.

Bei Feuersgefahr sind Ziegeldächer schützender, wenn die Häuser nahe bei einander stehen, doch brennen im Ganzen eben so viel Häuser mit Ziegeln als mit Stroh gedeckt, ab. Dieses mag darin seinen Grund haben, daß auf dem Lande die Häuser einzeln stehen, daher ein Haus das andere nicht so leicht anstecken kann. Auf den Strohdächern bildet sich in ein paar Jahren Moos und die Strohenden gehen in eine Art Fäulniß über, welche nicht leicht Feuer fängt, und sollte es Feuer fangen doch leicht gedämpft werden kann. Wird ein Haus vom Blitz entzündet, wobei gewöhnlich Regen ist, so schützen die nassen Dächer die naheliegenden Häuser vor Feuer. Wir sind daher der Meinung, daß auf dem Lande die Strohdächer der Feuersgefahr nicht mehr ausgesetzt sind als die Ziegeldächer, welche Meinung durch die Erfahrung bestätigt wird. E.

Mars und Apollo.

An W.....

„Mir gehört der Krieger; Du hast ihn genommen Apelle!"
So mit grimmigem Ton sprach der Lenker der Schlacht.
Sanft erwiedert Apoll: „So laß uns Beide ihn haben,
„Mir gehör' er daheim, Dir im Kampfesgefild,
„Ist doch Leier und Schwert vereint schon öfter gewesen;
„Könnte ein Hanseat auch ein Sänger nicht sein?"

Prosper Fröhlich.

Auflösung der Charade in Nro. 94.

Feindseligkeit.

Miscellaneen.

(Ein merkwürdiger Riese.) Louis Jacques war durch einen großen Theil von Frankreich unter dem Namen „der Riese von Lagneville“ bekannt, denn er hatte die außerordentliche Länge von 2 Metres und 32 Centimetres, d. i. 6 Fuß, 11 Zoll und 6 Linien, also ein bisher kaum erreichtes Maß. Er war in dem Dorfe Lagneville bei Lorquin im Departement de la Meurthe im Jahre 1788 geboren; seine Eltern waren von mittelmäßiger Größe, und sein eigener Wachsthum, obwohl er schnell vorrückte, war doch erst nach 25 Jahren beendigt. Sein Geschick führte ihn durch Frankreich, England und Schottland, und wo er hinkam, erregte er das größte Erstaunen. Seine Größe wie seine Leibesstärke entsprachen ganz seinem Wuchse und dem gigantischen Baue seiner Glieder. Als er das dreißigste Lebensjahr erreichte, wog er schon 120 Kilogramme, d. i. 320 Pfund, und konnte unter seinem Daumen ein Fünffrankenstück bedecken und verbergen. Seine Körperstärke war wahrhaft herkulisch zu nennen, und dieß erklärt die große Entwickelung seines Muskelsystems: er hatte große, lange Hände, und langgestreckte Finger; die Länge seiner Extremitäten gestattete ihm mit Leichtigkeit die zwischen 10 und 11 Fuß Höhe befindlichen Gegenstände zu erreichen. Er hatte ein langes Gesicht, regelmäßige Züge, einen braunen Teint, Haar und Bart dicht und schwarz von Farbe. Die Stirn, welche sich stark nach rückwärts neigte, machte oberhalb der Nasenwurzel einen starken Vorsprung, die ihren Grund wahrscheinlich in der starken Entwicklung der Hirnhöhlen hatte. Nach dem System der Phrenologie mußte Louis Jacques ein vortreffliches Gedächtniß besitzen, und in der That war seine Erinnerungskraft, obwohl er sie nie kultivirte, doch außerordentlich. Schon als Kind zeigten sich Symptome der Scrophelkrankheit, welche auch wirklich einmal ausbrach, und ihm mehrere Narben zuzog, bis sie in spätern Jahren, ja kurz vor seinem Lebensende, mit erneuerter Heftigkeit ausbrach, und sich vornehmlich durch eine hartnäckige Augenentzündung, bösartige Geschwüre, und endlich noch durch eine Hauptwassersucht offenbarte. Dem zu Folge alterte er ungemein schnell, sein Rücken wölbte sich, sein Gang wurde schleppend und schwankend, sein Athemholen war gesperrt; sein Gesicht wurde von vielen Runzeln durchfurcht, die Haut welkte, und das Feuer des Auges erlosch; erst 40 Jahre alt geworden hatte er durchaus das Ansehen eines sehr schwachen, gebrechlichen und lebensmüden Greises. Ein sehr merkwürdiger Umstand dieses Riesen war, daß nicht allein seine untern Extremitäten unproportionirt lang gegen den übrigen Körper waren, sondern auch das Bein noch länger war, als der Schenkel, und diese merkwürdige Länge der Beine war es, welche dem Manne den Anschein gab, als ob er auf Stelzen einherginge. In jedem Falle ist Louis Jacques eine Abnormität der Natur, und in der physischen Anthropologie eine seltsame Erscheinung gewesen.

(Eine Ohrfeige und ein Faustschlag.) Alfons Karr erzählt in seinen „Wespen“ folgende Anekdote, die beweist, wie sehr noch Vorurtheile die Welt beherrschen. Hr. M., ein wohlbekanntes Individuum, besucht einen seiner Freunde, und sagt zu ihm: Gehe zu Hrn. B., er hat mir gestern eine Ohrfeige gegeben, er ist mir Genugthuung schuldig. Der Freund geht, und trifft Hrn. B. beim Frühstück mit Jemanden. Mein Herr, ich hätte mit Ihnen einige Worte zu sprechen. — Mein Herr, sprechen Sie nur, dieser Herr ist mein Freund. — Ich komme von Hrn. M. — Richtig, ich habe gestern mit ihm einen Wortwechsel gehabt, ich hoffe, er wird nicht mehr daran denken, ich habe die ganze Sache schon vergessen. — Im Gegentheil, er denkt noch daran, und läßt Sie fragen, zu welcher Stunde er Sie in Vincennes erwarten könne. — Was soll das heißen? — Da er die Wahl der Waffen hat, so nimmt er Pistolen. — Aber um des Himmels Willen, ich verstehe Sie nicht. — Ich glaube mich doch deutlich ausgedrückt zu haben, Sie haben gestern Hrn. M. beleidigt, er fordert Sie. — Aber ich weiß gar nicht, daß ich ihn beleidigt hätte. — Das ist sehr sonderbar! — Mein Ehrenwort darauf. — Die Insulte ist von der Art, nicht Zweideutigkeiten unterworfen zu sein, und eine von denen, die man nur durch Blut rächen kann. — Was wollen Sie? was für eine Insulte? — Ich soll Ihnen also das Wort sagen. Gut, Sie haben ihm eine Ohrfeige gegeben. — Ich habe nie daran gedacht. — Mein Herr, mit einer Ohrfeige prahlt man nicht, das ist ein Schicksalsschlag; und deswegen sendet mich Hr. M. — Ich habe ihm aber keine Ohrfeige gegeben, sondern nur einen Faustschlag ins Gesicht. Ich gebe Ihnen mein Wort, und zehn Zeugen können es bestätigen. — Das ist etwas Anderes, ich werde meinen Freund hiervon unterrichten. — Haben Sie einen Wagen? — Ja. — Gut, ich und mein Freund begleiten Sie. — Beide begaben sich zu Herrn M. — Herr B. wiederholt seine Erklärung mit folgenden Worten: Lieber Freund, ich habe Ihnen ja keine Ohrfeige, sondern blos einen Faustschlag gegeben. — Sie haben mir aber zwei Zähne ausgeschlagen. — Richtig, nun sehen Sie es, eine Ohrfeige schlägt keine Kinnlade entzwei, das mußte schon ein Faustschlag sein, ein tüchtiger Faustschlag. — Ich war im Zorn. — Während die Zeugen am Fenster stehen, wird Herr M. dadurch vollkommen beschwichtigt, daß er keine Ohrfeige, sondern blos einen Faustschlag bekommen, und entschuldigt sich bei Herrn B. wegen seiner Uebereilung.

(Leipzig.) Am 11. Nov. wurde hier das, vom kürzlich constituirten Schillerverein veranstaltete jährliche Schillerfest gefeiert, nachdem dasselbe schon am Vorabende durch Darstellung von Wallenstein's Lager, einer Scene aus Tell und des Liedes der Glocke nach Gothescher Bearbeitung von Seiten der Theaterdirection eingeleitet worden war. Vormittags 10 Uhr begab sich der Vorstand des Schillervereins nach Gohlis, um unter Anwesenheit eines zahlreichen Publikums und der Schulkinder des Orts die Ceremonie der Bekränzung der seit vorigem Jahre dem Schillerhause daselbst angesetzten Gedenktafel vorzunehmen. Eine kurze Anrede eines der Vorsteher, worin derselbe den Anwesenden die Bedeutung

dieser Handlung vergegenwärtigte, ging derselben voran, Gesänge schlossen sie; worauf der Vorstand vor dem Schulhause zu einer Vertheilung von Preisen an 12 Schulkinder schritt, und zugleich dem Schullehrer ein Verzeichniß von 100 Büchern übergab, womit der Schillerverein die Gemeinde Gohlis beschenkte. Diese 100 Bücher sollen die Grundlage einer Ortsbibliothek bilden, welche der Schillerverein jährlich mit 50 Bänden zu vermehren gedenkt, und welche dazu beitragen soll, das Andenken der Gemeinde an Schiller, der einst in ihrer Mitte wandelte, lebendig zu erhalten. Abends vereinte ein frohes Mahl 400 Personen im Hotel de Pologne, wobei musikalische Aufführungen mit Vorträgen abwechselten.

(Mißverständniß.) Auf einer Rundreise des Bischofs Fveur im Eure-Departement, las derselbe Messe im Schlosse Dangu. Am Schlusse des Amtes, wollte der Bischof den mitwirkenden Chorsängern seine Zufriedenheit bezeugen und bot ihnen seinen Ring zum Kusse dar; einer von ihnen, der die Ceremonie nicht kannte, glaubte, der Prälat habe die Absicht, ihm eine freundliche Höflichkeit zu bezeigen: mit seinen schwarzen und schmutzigen Fingern ergriff er ungestüm die Hand des Bischofs, schüttelte und drückte sie mit der kräftigsten Herzlichkeit und rief mit einer wahren Stentorstimme: „Dank, Dank, gnädiger Herr, es geht recht gut! und wie geht's Ihnen?“ Man kann sich leicht denken, daß der Respekt im ersten Augenblick den Ausbruch der Fröhlichkeit der vielen Anwesenden nicht zu verhindern im Stande war.

(Die Walhalla.) So viel man hört, hat die Walhalla bei Regensburg bis jetzt gegen 14 Millionen gekostet.

Anzeige.

Neue Kalender auf das Jahr 1843:

Bremischer Hausbedarf

für Bürger und Landleute.

Inhalt:

Der gewöhnliche Kalender mit Himmelserscheinungen, muthmaßliche Witterung, Anzeige der Ebbe und Fluth, Bauernpraktik, Finsternisse, Zeitrechnung, Jahreszeiten, Witterungskunde, Messen und Märkte, Charaden und Räthsel, Christliche Alphabete, Lied für Bremen, Löschungsmittel, Mittel gegen Epilepsie, Podagra, Warzen, kaltes Fieber, Zahnweh, Etwas über den Kaffee, wichtig für jede Haushaltung. Höchst beachtenswerthe Entdeckung beim Kartoffelbau, den Ertrag um das Zehnfache zu vermehren. Vermischte Aufsätze mit lithographirten Bildern. Höchst merkwürdige Prophezeiung der Jahre **1840 — 1860** von Bug de Milhas, das Hermannsdenkmal, Hamburg, das Sommerwasser, der Wolf von Gevaudan, die kleinen Leiden des menschlichen Lebens, Gebräuche der guten alten Zeit, die Opium Frage, die Borg-Tafeln, der Kolonist in die Kirche gehend ꝛc. Genealogie sämmtlicher regierenden Fürsten, Thortabelle, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten, Fahrnißzeit, Droschkentaxe.

Preis 6 Grote, mit Papier durchschossen 8 Gr.

Verbesserter Kalender der freien Hansestadt Bremen.

Inhalt:

Kalenderberechnung, Zeitrechnung, Jahreszeiten, Finsternisse, Fluth, Bauern-Practik, Räthsel, Anecdoten, Verzeichniß der Jahrmärkte, Fahrniß- Ab- und Zugehezeit, Thortabelle.

Preis 2 Grote, mit Papier durchschossen 4 Gr.

Comptoir-Kalender

mit dem richtigen Verzeichniß der ankommenden und abgehenden Posten, den Zins- und Discontotagen.

Preis 6 Gr., auf Pappe 12 Gr.

Tafel-Kalender.

Preis 2Gr., auf Pappe 6Gr.

Das Mädchen mit der Schürze,

worauf ein Kalender. Preis 6 Gr.

In einigen Tagen erscheint:

Das Hanseatische Taschenbuch,

ein Kalender für die freie Hansestadt Bremen, ein allgemein beliebtes Notiz-Buch und Festgeschenk.

W. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. —, Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 95.

Bremen, Sonntag den 25. November 1842.

Gestorben:

Nro. 1194. Den 23. Nov. Der Professor Wilhelm Conrad Sanders, 76 Jahr, Buchtstraße Nro. 15.

— 1195. Den 23. — Der Kaufmann Georg Wilhelm Thran, 75 Jahr, auf Stephani-Kirchhof Nro. 4.

— 1196. Den 23. — Des Consumtions-Einnehmers Heinr. Wilh. Hollmann Tochter, 3½ Jahr, am neuen Canal.

— 1197. Den 23. — Der Fuhrmann Heinrich Plump, 71 Jahr, gr. Sortillenstraße Nro. 1.

Nro. 1198. Den 24. — Des Kaufmanns Johann Jungk Tochter, 6 Monat, Knochenhauerstraße Nro. 21.

— 1199. Den 25. — Der Arb. Johann Rothermund, 33 Jahr, Hastedt.

— 1200. Den 26. — Des Korbmachermeisters Johann Gottlieb Schrimpf Sohn, 1¾ J., gr. Fuhrleutestraße Nro. 7.

— 1201. Den 26. — Des Schuhmachermeisters Joh. Hinr. Wortmann Tochter, 9 Wochen, kl. Annenstraße Nro. 21.

Geburten:

Nro. 1454. Den 20. Nov. Des Arbm. Claus Hein. Saghorn Wittwe, geb. Siemers, Osterthorswallstraße Nro. 9, von einem Mädchen.

— 1455. Den 21. — Des Schuhmachers Joh. Wilh. Meyer Ehefr., geb. Meier, kl. Helle Nr. 28 von einem Knaben.

— 1456. Den 21. — Des Korbmachermeisters Friedr. Zacharias Meier Ehefr., geb. Knoop, Pelzerstraße Nro. 3, von einem Knaben.

— 1457. Den 22. — Des Landmanns Joh. Schnelle, Ehefr., geb. Köster, Utbremerstraße Nro. 25, von einem Mädchen.

— 1458. Den 22. — Des Kimmkermeisters Friedr. Ficke Ehefr., geb. Undütsch, kleine Krankenstraße Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1459. Den 22. — Des Schiffers Johann Conrad Böndel Ehefr., geb. Meyer, Theerhof Nro. 18, von einem Knaben.

— 1460. Den 23. Des Kutscher Joh. Hein. Oltmann Ehefr., geb. Grambart, Pelzerstraße Nro. 19, von einem Knaben.

Nro. 1461. Den 23. — Des Schreibers Joh. Jacob Daniel Meyer Ehefr., geb. Sonnenberg Kirchenstraße Nro. 28, (Neust.) v. e. M.

— 1462. Den 24. — Des Lootsen Joh. Heinr. Klevenhusen Ehefrau, geb, Kothe, Wichelnburg Nro. 5, von einem Mädchen.

— 1463. Den 24. — Des Arb. Lucas Graves Ehefr., geb. Frese, Michaelis Kirchhof Nro. 9, von einem Knaben.

— 1464. Den 24. — Des Arb. Diedr. Hein. Ernst Kelckenberg Ehefr., geb. Brems, gr. Annenstraße Nro. 92, von einem Knaben.

— 1465. Den 25 — Des Arb. Joh. Ludw. Montignon Ehefr., geb. Busch, gr. Sortillienstraße Nro. 21, von Zwillings Knaben.

— 1466. Den 26. — Des Arb. Georg Schierenbeck Ehefr., geb. Töpelmann, a. d. Krimpel von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 481. Der Kaufmann Ernst Christian Weyhausen und Minna Rothe hieselbst.

— 482. Der Schuhmachermeister Carl Ludwig Zieske hieselbst und des verst. Schlachters zu Aurich Johann Ernst Erdmann Siedenspeck Wittwe, Anne Eleonore Elisabeth, geb. Witte..

— 483. Der Branntweinbrenner Anton Christian Uhlenhoff hieselbst und Wilhelmine Caroline Dorothea Müller zu Schöckeln.

— 484. Der Kaufmann Hermann Severin hieselbst und Helene Maria Jaspers aus Jever.

Nro. 485. Der Arb. zu Woltmershausen Hinr. Karkmeyer und Sophia Elisabeth Sieves am Buntenthorssteinwege.

— 486. Der Zimmergesell am Buntenthorssteinwege Gerhard Tietjen und Anna Kuhlmann daselbst.

— 487. Der Schuhmacher zu Einbeck Gerhard Heinr. Seland u. Hanne Caroline Dorothea Justine Näsemann daselbst.

— 488. Der Schneider am Buntenthorssteinwege Reinh. Harting und Maria Margaretha Horstmann daselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 96.

Bremen, Donnerstag den 1. December 1842.

Das seltsame Brautpaar.

Im Gotteshaus am Traualtar
Da steht ein junges Liebespaar.

Der Pfarrer nimmt zur Hand sein Buch
Und liest den heil'gen Trauungsspruch.

Doch als er nun zum Schlusse kam,
Da schweigen Braut und Bräutigam.

Sie sehn einander lächelnd an
Und deuten sprachlos himmelan.

Drauf fügt der Pfarrer Hand in Hand,
Daß er vollzieh' das heil'ge Band.

Kein Amen sprach der Beiden Mund,
Und doch geschlossen ist der Bund.

Die Zeugen fragen nicht warum —
Denn Braut und Bräutigam sind — stumm.

Ein Aug' vom Himmel niedersah
Und las in Beider Brust das „Ja."

Katharina.

(Fortsetzung.)

Als sie Katharine zu ihren Füßen erblickte, erfaßte sie ein tiefes Mitleid; sie fühlte Ein Herz müsse hier als Opfer bluten, und gern will sie das ihrige als Brandopfer darbringen.

„Lorstätt," sagte sie mit schwacher, ersterbender Stimme „heirathe diese; sie hat ältere Rechte auf Dich."

Aber Lorstätt, als wäre nicht bloß das Gesetz, sondern auch das Recht auf seiner Seite, rief Katharine mit einem strengen Ausdruck in der Stimme an und sagte zu ihr:

„Weib ich fordre Euch hiermit laut auf, öffentlich zu erklären, ob ich Euch je irgend ein Versprechen gegeben habe, ob ich Euch jemals auch nur zu der leisesten Hoffnung berechtigt habe, daß ich Euch heirathen wolle?"

„Nein," sagte Katharina, mit einem schneidend bitteren Ausdruck des Spottes, „ich habe nie irgend ein Versprechen von Euch verlangt."

„Meine liebe Frau," nahm der Priester wiederum mit bittendem Tone das Wort, „verlaßt die Kirche; dieser Auftritt hat schon allzulange die Heiligkeit dieses Orts entweiht."

„Nein ich werde nicht von hinnen weichen; denn diese Heirath darf nicht vor sich gehn."

„Da dieses Weib darauf beharrt, den öffentlichen Gottesdienst und die heilige Trauhandlung eigenwillig und ohne Grund zu stören, so verfällt sie der weltlichen Sicherheitsbehörde," nahm jetzt der Bürgermeister wieder das Wort. „Geht also in Güte, oder ich werde mich genöthigt sehen, Euch gewaltsam aus der Kirche entfernen zu lassen und zur Bestrafung der Obrigkeit zu übergeben."

Da Katharina auch dieser Aufforderung keine Folge leistete, so bemächtigten sich ihrer auf einen Wink des Bürgermeisters zwei zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung anwesende Polizeidiener und brachten sie in die Wachtstube des nahegelegenen Rathhauses, wo sie einige Stunden

eingesperrt blieb, bis der vom Hochzeitsfeste zurückkehrende Bürgermeister sie, ohne weitere Bestrafung, entließ.

Die in der Kirche zurückgebliebenen Hochzeitsgäste verharrten einige Augenblicke in tiefem Stillschweigen: es war über alle ein Geist der Bestürzung gekommen und jeder Einzelne ergab sich schweigend dem Laufe der zahlreich sich aufdrängenden Gedanken. Endlich ersuchten Kleemann und Lorstätt den Priester, die heilige Handlung wieder beginnen zu wollen.

„Niemals, niemals!“ rief Amalie, mit verzweiflungsvoller Stimme und Bewegung; „mein Vater, mein Vater, laß uns von hinnen gehen!“

„Amalie! Was höre ich? rief Lorstätt. „Wie, wäre es möglich? Sollte ich durch diesen gehässigen Auftritt Deine Achtung, Deine Liebe verloren haben? O ich fühle es tief, wie viel Schreckliches dieses Aergerniß für Dich haben muß; aber sei deßhalb nicht ungerecht gegen mich; ich schwöre Dir, daß ich in Wahrheit nicht schuldig bin. Du bist zu jung Amalie, um Alles dies in seinem rechten Zusammenhang zu begreifen; aber ich kann es Dir heilig betheuern, daß ich Deiner noch stets würdig bin. Deine Hand — Du hast sie mir versprochen und hast keinen hinreichenden Beweggrund sie mir jetzt zu verweigern: es geht um Deine Ehre, und nicht minder als um die meine.“

Kleemann und die andern Anwesenden, mit Ausnahme des Priesters, der noch immer in theilnahmlosem, im Grunde wohl mißbilligendem Schweigen verharrte, gesellten jetzt Lorstätt sich bei, um sein Benehmen zu rechtfertigen und vereinten ihre Bitten mit den seinigen, um Amalie dazu zu bewegen, daß die heilige Handlung, die so lange unterbrochen endlich fort gesetzt werden könne.

Das arme Mädchen bedurfte eigentlich all der Gründe nicht, mit denen man auf sie einstürmte: die innige Liebe, die sie für Lorstätt hegte, und das tiefe Mitleid, das sie für den unglücklichen Bräutigam fühlte, waren die beredetsten Fürsprecher in ihrer Brust; trotz dessen verlangte sie einen Aufschub von wenigstens einem Tage: es schien ihrer zarten Seele allzu entsetzlich, sich mit Lorstätt zu verbinden, während der herzzerreißende Schrei Katharinens noch in der Kirche wiederzuhallen schien und jedenfalls in ihrem Ohre noch mächtig nachtönten.

„Nein, nein,“ rief Lorstätt; es geht um meine Ehre; bedenke es wohl, ehe ich mich entschließen könnte mich ohne den Titel Deines Gemahls wieder in der Gesellschaft zu zeigen, würde ich lieber augenblicklich die Stadt verlassen, und ich wäre im Stande das Aeußerste zu begehen.

Amalie, welcher der Gedanke der Verzweiflung ihres Geliebten unerträglich war, ergab sich endlich den dringenden Bitten Lorstätts, ihres Vaters und ihrer Verwandten.

So ward denn der Hochzeitsakt vom Priester vollendet, ohne weitere Vorfälle, als daß der Priester seine Trauung sichtlich auf's Möglichste abkürzte, da Amalie so offenbar leidend war, daß man ihr von fünf zu fünf Minuten einen Flacon mit kräftigen ätherischen Salzen reichen mußte, damit sie nicht in Ohnmacht falle. Etwa eine halbe Stunde nach dem durch Katharina herbeigeführten Auftritt war Amalie in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt und empfing als Madame Lorstätt die Glückwünsche der Freunde und Verwandten, welche nebst einigen andern später eingetroffenen Gästen zahlreich um die prachtvolle Tafel, die mit einem glänzenden Frühstück bedeckt war, umhersaßen.

Aber so reichlich auch die Weine flossen und so sehr auch alle Gesichter eine festliche, freudige Miene anzunehmen versuchten, so war der Eindruck, den die Scene in der Kirche in allen Gemüthern der dabei Anwesenden hinterlassen hatte, doch zu peinlich, als daß man ihrer Frucht das Erzwungene nicht angesehen hätte, wodurch denn auch die ungetrübte Fröhlichkeit derjenigen, die erst nach der Trauung sich einfanden in ihrem natürlichen Strome bald gehemmt wurde. Amalie selbst machte unerhörte Anstrengungen, um wenigstens den äußerlichen Schein der Ruhe zu bewahren. Die Gesellschaft entfernte sich daher möglichst rasch und sobald sich Amalie mit ihrem Vater und ihrem Gatten allein befand, brach sie in unaufhaltsames, lautes, schluchzendes Weinen aus und zeigte einen Kummer, den gänzlich zu stillen alle Liebesbezeugungen Lorstätt's nicht hinreichten.

* * *

Noch in derselben Woche reisten die jungen Ehegatten nach Wien ab, wo sich Lorstätt den ganzen Winter zu verbringen vornahm, damit in der fremden Umgebung, wo Amalie durch nichts an die fatalen Vorfälle dieses Tages erinnert würde, die Zeit dieselben gänzlich aus ihres Herzens Gedächtniß verwischen und der wohlthätige Balsam dieser untrüglichen Göttin die Wunden vernarben möge. In der That auch schien Lorstätt's Gattin in den Zerstreuungen, die ihr die Reise und der Aufenthalt in der schönen, bunten, fröhlichen Residenz durch die liebende Sorgfalt ihres

Gemahls in reichlichem Maße bot, die traurigen Gedanken zu vergessen, welche ihr Gemüth in den ersten Tagen ihrer Ehe umdüstert hatten. Sie schien sich jetzt mit aller Lust eines jungen, glücklichen Wesens den Ergötzlichkeiten und Vergnügungen hinzugeben, welche sie überall, und unter abwechselnden Formen, auf Bällen, im Theater, u. s. w. antraf. Aber ein geheimer Gedanke vergiftete alle Freuden ihres neuen Daseins, es war dies die Erinnerung an Katharine; ein heimlicher Gewissensbiß, dessen ihr zartes Gemüth sich nicht erwehren konnte, daß sie, wenn auch unwillentlich, unwissend die Ursache dieses Unglücks gewesen; eine unbestimmte, ahnende Furcht dessen, was die Zukunft ihr noch vorbehalte und endlich eine heiße Neugierde, zu erfahren, wie dieses Verhältniß zwischen ihrem Gatten und jener Frau angeknüpft habe. In den ersten Tagen ihrer Ehe befragte sie Lorstätt häufig über diesen Gegenstand; sie sprach fast von nichts als von Katharinen und machte ihrem Herzen der Pein, die sie empfand dadurch Luft. Karl aber antwortete, — und hierin schlug er einen falschen Weg ein — seiner Frau höchst einsylbig auf solche Fragen und bezeugte deutlich, wie peinlich unangenehm ihm dieser Gesprächsgegenstand sei; ja er bat sie zuletzt geradezu, ihm nichts mehr davon zu berühren. Amalie hatte sich dem Wunsche ihres Gatten bequemt; aber gerade indem sie von Katharinen zu sprechen aufhörte, ward ihre geistige Erinnerung an dieselbe um so inniger und stärker, so daß sich dieses Bild fortan allen Eindrücken, die sie erhielt, beimischte. Fand sie in den Büchern, die sie las, oder in den Theaterstücken, deren Aufführung sie beiwohnte, irgend Etwas, das eine Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Geschichte darbot, so faßte sie es gierig auf, und zog daraus Schlüsse in Bezug auf die Art und Weise, wie sie selbst gehandelt hatte, oder wenigstens hätte handeln sollen und beschäftigte sich besonders mit den möglichen Unglücksfällen, welche ihr aus ihrer Handlungsweise für die Zukunft noch erwachsen könnten. In der Gesellschaft glaubte ihr unruhiger Geist jeden Augenblick Anspielungen in dem Gang der Unterhaltung auf ihre eigene Geschichte wahrzunehmen. Wenn die Stirne ihres Gatten ihr irgend von Wolken umdüstert schien, so sagte sie zu sich selbst:

„Ach, ja! Er denkt an Katharine. Wahrscheinlich bereut er es, sich so gegen sie benommen zu haben; vielleicht bedauert er es, mich geheirathet zu haben; vielleicht liebt er sie gar noch!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandwichinseln.

(Aus Ruschenberger's Reise um die Welt.)

Bevölkerung. — Ursache ihrer Abnahme. — Kindermord.

Die Inseln sind zehn an der Zahl und größer als die Gesellschaftsinseln oder irgend eine andere Gruppe im stillen Ocean: sie sind alle unzweifelhaft vulcanischen Ursprungs. Von den zehn Inseln sind sieben bewohnt; Hawaii die größte, hatte im Jahre 1836 39,193 Seelen, die kleinste bewohnte Insel nur 80, alle zusammen hatten im Jahre 1836 108,393 Seelen, im Jahre 1832 aber 129,814 also in vier Jahren eine Abnahme von 21,121 Seelen. Das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen kann man aus folgendem Beispiele annehmen, das in dem Journal „Ke Kumu Hawaii“ (der Lehrer von Hawaii) sich findet: „in dem Jahre, das mit dem 1. Julius 1835 endete, starben in dem Distriet Wilua auf Oahu 136 Personen, geboren wurden 45 Kinder. Der Distriet hatte im Jahre 1831 2640 Seelen, im Jahre 1835 2415 Seelen, also Abnahme von 225 in vier Jahren. Aehnliche Beispiele sind noch mehrere angeführt.

Schreibt man auch noch so viel der Ungenauigkeit zu, so darf man doch sagen, daß die Geburten zu den Todesfällen sich verhalten wie 1 : 2, und daß die Abnahme der Bevölkerung 1½ pCt. beträgt. Sind diese Angaben richtig — und wir haben keinen Grund sie zu bezweifeln, — so müssen, wenn keine Mittel ergriffen werden, dieser beunruhigenden Abnahme Einhalt zu thun, die Inseln im Laufe der Zeit aussterben, obgleich Jahrhunderte verlaufen mögen, bis der letzte Mann dieses Völkchens wirklich stirbt. Man fragt natürlich was sind die Ursachen der Abnahme der Bevölkerung in einem gesunden Klima, wo das Volk nie von ansteckenden Krankheiten heimgesucht war? Es ist schwer, wo nicht unmöglich, auf diese Frage eine bestimmte Antwort zu geben, obgleich sich manches zu ihrer Lösung beibringen läßt.

Die Abnahme der Bevölkerung hat nicht bloß Eine Ursache, sondern muß den vereinten Wirkungen verschiedener Ursachen zugeschrieben werden. Kindermord, Unmäßigkeit, schlechte Nahrung, verwilderte gesellschaftliche Gewohnheiten, politischer Druck und vielleicht die Civilisation, denn man hat bemerkt, daß wilde Stämme beim Andringen eines

civilisirten Lebens trotz aller Vorsorge in Nahrung und guter Behausung untergehen.

Es ist unzweifelhaft, daß die Bevölkerung schon seit der Entdeckung durch Kapitain Cook abgenommen, vielleicht noch schneller als seit Einführung des Christenthums, denn damals kamen noch Menschenopfer und grausame Kriege dazu, und Kindermord bis zum Alter von ein oder zwei Jahren wurde in großem Umfange betrieben. Die Ursachen welche die Mütter anführten, waren entweder die Mühe des Säugens oder der Unwille über das Geschrei der Kinder. Kindermord findet noch jetzt statt, aber nicht mehr in derselben Ausdehnung wie früher; auch wird die That nicht mehr offen begangen. Der Kindermord findet jetzt nur noch fast bei unehlichen Kindern statt. Das bürgerliche Gesetz hat jetzt den Kindermord zum Verbrechen gemacht, und die Abnahme desselben zeigt einen entschiedenen Fortschritt in dem Gefühl für Recht und Unrecht.

Unter den übrigen Ursachen der Abnahme der Bevölkerung steht Unmäßigkeit in geistigen Getränken oben an. Dies ist aber eine so häufige Erscheinung, daß wir hierüber nichts weiter zu sagen brauchen. Kaum minder wichtig ist eine Veränderung, welche auf die physische Entwickelung dieses Inselvolks einen großen Einfluß äußern muß. Sonst waren Körperübungen, wie Schwimmen, Tanzen, Ringen, Speerwerfen allgemein üblich gewesen, alle diese Spiele aber wurden, als den strengen Ansichten des Calvinismus entgegen, unterdrückt. Jetzt arbeitet das Volk nur für seinen Lebensunterhalt, was etwa zwei Tage in der Woche hinnimmt, die andern Tage werden mit Schlafen, Trinken und andern lasterhaften Gewohnheiten hingebracht. Es handelt sich hier von einem Volke, das seit uralten Zeiten unter einer tropischen Sonne lebt. Sie können die ununterbrochene Arbeit der Europäer oder Amerikaner nicht ohne eine viel größere Erschöpfung der Kräfte ertragen, und obgleich sie großer physischer Anstrengungen fähig sind, so dürfen diese doch nur kurze Zeit dauern, und es müssen längere Perioden von Ruhe folgen. Innerhalb der Tropen bedarf es einer längern Zeit der Abspannung von physischer wie von geistiger Arbeit, als in gemäßigten Klimaten, und ein bloßes Aussetzen der Arbeit reicht nicht hin, namentlich bei jungen Leuten; sie brauchen auch Belustigung, und ohne diese werden sie verdrossen, muthlos, krank und schleppen ein elendes, misanthropisches Dasein hin, bis der Tod die Scene schließt. Die Missionare läugnen zwar, daß sie diese Spiele unterdrückt hätten, aber sie schreiben und predigen, daß diese Vergnügungen gegen das Gebot Gottes seien, so daß die Häuptlinge selbst die Fortdauer derselben untersagten.

Die Regierung ist ein reiner erblicher Despotismus, und der Wille des Königs in allen Fällen Gesetz. Die Herrschaft vererbt nicht blos auf die männliche, sondern auch auf die weibliche Linie, was der König der Sandwichinseln, welcher vor mehreren Jahren in England war, Herrn Canning damit erklärte, daß auf den Sandwichinseln ein Mann niemals genau wisse, wer sein Vater sei, hinsichtlich der Mutter aber herrsche selten ein Zweifel. Das Regierungssystem in seinem Detail ist sehr verwickelt und obgleich in neuerer Zeit einige Gesetze schriftlich bekannt gemacht worden, giebt es doch kein Gesetzbuch. Auf dem Markte bestimmen die Häuptlinge den Preis aller Dinge, und fordern von dem gemeinen Volk die Hälfte seiner Einnahme als Abgabe. Die Erpressungen von dem Ertrag des Bodens sind gleichfalls so stark, daß ein Taglöhner, der einen oder zwei Tage Beschäftigung in der Woche hat, eben so gut daran ist als einer der ein Gut bebaut. Außer diesen Erpressungen muß das Volk dem König noch Handdienst thun, und zwar in 14 Tagen 5 Tage lang. Das Maß wird vollgemacht durch eine Kopfsteuer, die einen Dollar für jeden Mann, einen halben für jede Frau und einen Viertel-Dollar für jedes Kind beträgt, das vier Fuß groß ist. Der Boden gilt als das alleinige Eigenthum des Königs, und wurde zur Zeit der Eroberung unter die vornehmsten Krieger vertheilt, wofür diese eine Abgabe in Produkten zahlen; der König kann ihnen aber ihre Besitzungen jeden Augenblick nehmen.

Dieß sind die Haupteinflüsse, welche gegen die Vermehrung der Bevölkerung auf diesen Inseln wirken, die bei einem andern Zustand der Dinge ein Sitz der Künste und der Wissenschaft werden und eine ungeheure Menschenmenge ernähren könnten, um so mehr, als sie für den Handel ausnehmend wohl gelegen, und bereits ein Entrepot für die Fahrzeuge, welche zwischen der Westküste von Amerika und China fahren, geworden sind.

St. Petri Waisenhaus.

Dieses Institut, welches im Jahre 1693 gegründet wurde und seit 150 Jahren in segensreicher Wirksamkeit ist, scheint sich nicht mehr der regen Theilnahme, wodurch sich die Domgemeinde in frühen Zeiten so rühmlich auszeichnete, zu erfreuen.

Die letzte Martini-Collecte in der Domkirche war die geringste in einem Zeitraume von 107 Jahren; sie brachte nur 360 Rthr. —!

Ein kurzer Rückblick auf die Administration des luth. Waisenhauses, während eines ganzen Jahrhunderts, dürfte für die Beschützer dieser menschenfreundlichen Stiftung, nicht ohne Interesse sein und den Wohlthätigkeitssinn der Gemeinde, welcher die Pflicht der Erhaltung zunächst obliegt, wieder anregen.

Dieses ist der Zweck dieser Zeilen:

Vom Jahre 1737 bis 1805 stiegen die Gaben, durch Becken-Ausstellungen in den halbjährigen Collecten, progressiv von 788 Rthlr. bis zu 3740 Rthlr, — nach zehnjährigen Durchschnitts-Einnahmen berechnet.

Die drei Jahre 1805, 1806 und 1807 zeichneten sich durch reiche Beiträge aus, indem die Einnahme durch die Becken-Ausstellung in der Domkirche im Ganzen 12230 Thaler betrug.

Im Jahre 1811, während der französischen Gewaltherrschaft, wurden bekanntlich die reformirten beiden Waisenhäuser mit dem lutherischen vereinigt und von einer gemeinschaftlichen Administration verwaltet. Es wurden von Martini 1811 bis zu Lätare 1817 in allen Stadt- und Vorstadt-Kirchen inclusive der katholischen, Becken ausgestellt. Die Gesammt-Einnahme dieser zwölf Collecten in Neun Kirchen betrug 10,705 Rthlr. —, wovon die größere Hälfte aus den Becken der Domkirche gekommen war, also im Durchschnitt jährlich nur 1784 Rt. — Ein Beweis, daß diese Vereinigung keiner Confession zusagte, und nur hemmend auf die Wohlthätigkeit einwirkte. Nach der Trennung im Sommer 1817 übernahm jede Confession wieder die Sorge für ihre Waisen unter der Administration ihrer eignen Diaconie.

Die ersten Collecten durch Becken-Ausstellung in der Domkirche im Jahre 1818 brachten eine Einnahme von 2832 Rthlr., obgleich gleichzeitig eine wie bei den ref. Kirchen Sammlung durch die persönliche Bemühung der Diaconie zum Besten des St. Petri Waisenhauses, eingeführt wurde. Ein erfreuliches Zeichen, daß die Lutheraner den ernsten Willen hatten, ihr Waisenhaus im Geiste ihrer Vorgänger aus eigner Kraft zu erhalten. Dieser Geist des Wohlthuns scheint über immer mehr und mehr abzusterben und die freiwilligen Beiträge haben sich von Jahr zu Jahr vermindert. Die Durchschnitts-Einnahme in den zehn Jahren von 1821 bis 1830 war 2188 Rt. 22 Gr., von 1831 bis 1840 1550 Rt. 63 Gr., im Jahre 1841 1317 Rt. 63 Gr. und in diesem Jahre nur 1030 Rt. 65 Grote.

Welche trübe Aussicht für die Zukunft!

Gewiß dringt sich jedem die Frage auf:

Was kann der Grund dieser auffallenden Abnahme freiwilliger Gaben, die so sehr im Widerspruch steht mit der Annahme des allgemeinen Wohlstandes, wie sich so erfreulich durch die letzte Schoß-Erhebung beurkundet hat, sein?

Die jährliche Sammlung der Diaconie bietet für den Ausfall der Becken-Ausstellung keinen Ersatz, da der ganze Betrag etwa 1100 Rt. ist.

Es muß wohl die Meinung vorherrschen, daß das St. Petri Waisenhaus der freiwilligen Geber entbehren könne, seit durch das bedeutende Legat eines verehrten Mitgliedes der Domgemeinde und durch den Verkauf des alten Museums das Capital-Conto sich vergrößert hat. Man sollte aber nicht vergessen, daß nur die Zinsen von diesen Summen in dem jährlichen Haushalt verbraucht werden dürfen, daß nach Maaßgabe von Bremens Bevölkerung sich auch die Zahl der Waisen vermehrt, und daß eine Erweiterung der Anstalt nothwendig wird, wenn sie den Zweck, allen elternlosen und dürftigen Kinder rechtlicher Bürger lutherischer Confession ein Asyl zu bereiten, wo sie gegen moralische Verwahrlosung geschützt, zu guten Christen erzogen und zu nützlichen Bürgern heran gebildet werden, entsprechen soll. Es kann der Domgemeinde nicht unbekannt sein, daß kaum die Hälfte der Waisen, welche dieses Asyl im St. Petri Waisenhause suchen, aufgenommen werden können, und die Verwalter desselben die strengste Auswahl zu treffen genöthigt sind.

Woher könnten auch die Vorsteher des St. Petri Waisenhauses den Muth nehmen, die Anstalt zu erweitern, wenn sie nach dem gegenwärtigen Bestand von etwa 170 Kindern die Ausgaben durch die regelmäßigen Einnahmen, bei aller Sparsamkeit, nicht mehr decken können.

Möchten sich doch diejenigen Mitglieder der Domgemeinde, welche bisher lässig in ihrer Beisteuer waren, durch

diese wahre Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse des lutherischen Waisenhauses bewogen finden, das Versäumte nachzuholen und künftig regelmäßig ihr Scherflein in die Becken der Domkirche zu werfen. Es sind besonders die kleinen Gaben, welche bei den halbjährigen Collecten vermißt werden. Unsere Handwerker und Arbeiter, welche im Sommer, wenn die Waisenkinder ihren sogenannten lustigen Tag feiern, zu Tausenden aufs Land hinausströmen und viele Thaler verzehren, sollten doch auch einige Grote zur Erhaltung der Anstalt, die ihren Kindern vorzugsweise zu Gute kommt, erübrigen. Diese stille Theilnahme wäre gewiß besser wie der geräuschvolle Luxus den sie zur Schau tragen. Giebt doch jeder Bürger wenn er nicht selbst ganz verarmt ist, wöchentlich seinen Groten an unser Armen-Institut, um sich, in Hinblick auf künftige eigne Noth, eine Unterstützung zu sichern. Muß denn nicht jedem Familienvater, sei er reich oder arm, die Zukunft seiner Kinder eben so sehr am Herzen liegen, wie seine eigene Existenz?

Laßt uns denn über das viele Neue, welches in der gegenwärtigen Generation zur Ehre Bremens ins Leben getreten ist, das Alte, welches die Väter gegründet haben, und welches sich als so segensreich bewährt hat — nicht vergessen!

Ein altes Mitglied der Diaconie.

Bremen, den 29. November 1842.

Sanders.

Abermals ist einer unserer achtbarsten Mitbürger, ein echter Ehrenmann aus unserer Mitte geschieden. Herr Professor und Director emer. der hiesigen Gelehrtenschule **Wilhelm Conrad Sanders** folgte am 23. Nov. seinem Freunde Kottmeier in die Ewigkeit, nach treu vollbrachtem, reich gesegnetem Tagewerke im 76. Jahre seines Lebens, dessen letzte Tage durch schwere Körperleiden getrübt wurden, so daß seine Hinterlassenen mit Dank die Gnade des Herrn erkennen mußten, die den edeln Greis so bald erlöste und ihn zu seiner Ruhe brachte.

Den größten Theil seines Lebens widmete er dem Unterricht der Jugend seiner geliebten Vaterstadt, und welche Liebe und Achtung er sich bei seinen Schülern und seinen Mitbürgern erworben, das sprach sich bei der Feier seiner 50jährigen Amtsführung, die er am 4. Juni 1829 beging, aufs herzlichste aus. Der Lorbeerkranz den ihm die dankbare Liebe an jenem Ehrentage wand, ruht im Sarge in seiner Hand, auf seinem Antlitz aber der himmlische Friede, der Zeuge seines sanften Entschlummerns!

Einen Beweis seines echten Gemeinsinns, und seines guten edeln Herzens gab er der Mit- und Nachwelt durch seinen letzten Willen, in dem er auch der Wittwen und Waisen so liebevoll und umsichtig gedachte. Still, einfach und bescheiden wie sein Leben war das heute Morgen erfolgte Begräbniß, nach welchem eine Gedächtnißfeier im Auditorio der Gelehrtenschule statt fand. Sein Name aber möge nicht verhallen wie das gesprochene Wort, sondern von der dankbaren Vaterstadt bewahrt werden; er glänze fort in den Annalen der Bremischen Gelehrtenschule für ewige Zeiten, und sein Gedächtniß bleibe im Segen!

---

* Warnung.

Trotz der sorgsamen und väterlichen Ermahnungen in Betreff des zu frühen Betretens des Eises und der deshalb ergangenen Gesetze, fand sich am Sonntag Nachmittag eine große Anzahl Knaben auf dem Stadtgraben zwischen Ansgarii- und Doventhor ein, liefen auf dem Eise herum und waren trotz aller Warnungen der Vorübergehenden nicht herunter zu bringen, sondern lachten die Warnenden noch obendrein aus, ungeachtet die Gefahr ihnen nicht unbekannt sein konnte, da das Wasser überall hervordrang und es ja auch so unbedeutend gefroren hatte. Daß die Polizei nicht überall sein kann, versteht sich von selbst, aber wäre es dann nicht ganz in der Ordnung, wenn jeder vernünftige Mann ihre Stelle ersetzte, wo es gilt Menschenleben zu retten, und so lange es noch Eltern giebt, die so wenige Macht über ihre Kinder haben, und Kinder, die das erfahrnere Alter höhnend verlachen.

Logogryph.

Zärtlich umkos't von der Gattin, die Liebe ihm innig verbunden,
Zeigt sich ein freundliches Bild eh'licher Eintracht in mir; —
Raube ein Zeichen dem Wort, ich bin ein Liebling Europens.
Dem sie mit himmlischem Kuß weihend die Stirne berührt.

Berichtigung.

In Nro. 95 d. Bl. Seite 759 Sp. 2 Zeile 9, lese man: den Garben oder der Heugabel statt der Garben- oder der Heugabel.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. December 5 Uhr. — Für Fußgänger 5½ Uhr.

Miscellaneen.

(Paris.) Folgende verbürgte Anecdote vom verstorbenen Herzog von Orleans wird man mit Theilnahme lesen; sie ist aus der Zeit seines Feldzugs in Nordafrika: „Die Armee stand an den Ufern der Schiffa am Vorabend des zur Forcirung des Musaia-Passes festgesetzten Tages, und zwischen den französischen Truppen und den Arabern fand ein scharfes Gefecht statt. Der Prinz hatte schon mehrere Adjutanten nach einander mit Befehlen abgeschickt, fand es aber nothwendig, noch einen zu entsenden und wandte sich deshalb zu seinem Generalstabe hin, mit der Frage: an wem die Reihe sei, den Dienst zu verrichten. „An mir," sagte der Herzog von Aumale. Der Prinz warf einen raschen Blick über das Schlachtfeld, und sah, welcher Gefahr er seinen Bruder auszusetzen daran sei. Zu jener Zeit, darf man nicht vergessen, war der Herzog von Aumale erst 19 Jahre alt, — ein Mann an Herz, ein Knabe aber noch von Alter. „Sie sind irre, d'Aumale, die Reihe ist nicht an Ihnen," versetzte der Herzog von Orleans. Der Herzog von Aumale lächelte, denn er errieth, was in seinem Bruder vorging: „Wohin habe ich zu gehen," sagte er, die Zügel seines Rosses aufnehmend. Der Herzog von Orleans seufzte, fühlte aber, daß mit der Ehre nicht gemarktet werden dürfe. Er drückte seinem Bruder fest die Hand und gab den nöthigen Befehl. Der junge Adjutant sprengte fort, drang bald in das Gewühl der Kämpfenden, und man verlor ihn im Pulverdampfe aus dem Gesicht. Der Herzog von Orleans war ihm, so lange seine Person noch sichtbar war, mit den Augen gefolgt, und blickte dann fortwährend starr nach dem Orte hin, wo er verschwunden war. Einen Augenblick darnach galoppirte ein Pferd aus dem Handgemenge reiterlos hervor; es war von derselben Farbe, als das seines Bruders. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte den Prinzen — sein Bruder vermuthete er, sei gefallen, und in Vollziehung eines Befehls von ihm! Er hielt sich am Sattel, während zwei schwere Zähren ihm die Wange hinab glitten: „Gnädigster Herr, sagte eine Stimme hart an seinem Ohre, „das Pferd dort hat eine rothe Schabrake." Der Herzog von Orleans athmete wieder frei auf, denn seines Bruders Thier war blau aufgezäumt. Er wandte sich um, und umarmte rasch den Sprechenden, der Einer von seinen Adjutanten war. Zehn Minuten darauf kam der Herzog von Aumale heil und wohlbehalten zurück, nachdem er seine Pflicht mit der Ruhe eines alten Kriegers vollbracht hatte."

(Eine naive Negeransicht.) Der berühmte englische Geolog Buckland tischt uns folgenden Scherz auf: Vor einiger Zeit kam ein westindischer Neger nach England, der sich über den Bienenfleiß, die rege Thätigkeit und das emsige Thun und Treiben, das er überall wahrnahm, nicht genug wundern konnte. „Ihr machen," äußerte er gegen einen meiner Freunde in seinem Jargon, „Feuer arbeiten, Wasser arbeiten, Rauch arbeiten, Wind arbeiten, alles und jedes arbeiten, Schwein allein nicht braucht arbeiten, Schwein allein der einzige Gentleman in England ist!"

(Niederlande.) Fast täglich führen die Blätter neue Beispiele von Feuersbrünsten an. Daß dort aber selbst Weiber anfangen die Brandfackel zu schwingen, ist selten erhört. Zwei Frauen, welche sich in dem Keller eines ansehnlichen Hauses zu Amsterdam mit Holz- und Torverkauf abgaben, schmiedeten im Verlangen nach einer übermäßigen Versicherungssumme ihrer Habe, den Plan Brand zu legen, sie vermengten daher das Holz und den Torf im Keller noch mit Terpentien, Pech und andern leichtflammenden Stoffen und warfen Zunder um elf Uhr Nachts hinein. Glücklicherweise vernahm die gerade vorbeigehende Nachtwache noch früh genug das Geschrei eines Kindes, das im Bette dem Ersticken nahe und um Hülfe rief; sie drang in den Keller ein und ertappte die Verbrecher auf frischer That. Unlängst erst ist an zwei Brandstiftern in Amsterdam das Todesurtheil vollzogen. Man sieht, daß diese äußerste Strafe nicht mehr im Stande ist von einem Verbrechen abzuschrecken, welchem nur zu häufig das Leben und das Eigenthum so vieler Menschen zum Opfer fallen.

(Schicksalswechsel.) Vor einigen Wochen kam ein Schneider, der in seiner Jugend nach Petersburg gewandert war, sich dort verheirathet und 40 Jahre gewohnt hatte, nach Sindelfingen, seinem Geburtsort in Schwaben zurück, da ihm Frau und Kinder gestorben waren. Der 75jährige Greis fand aber eine kühle Aufnahme bei seinen Verwandten, ging darum nach Stuttgardt und miethete sich ein Dachstübchen. Als er starb, fand man in seinem Koffer abgerissene Kleidungsstücke, zerlumpte Wäsche, 200 Stück Friedrichsd'or und in Papieren einen Werth von 20,000 fl.

(Kriminalstatistik von Frankreich.) Ein Herr Benoiston las neulich in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine Abhandlung über Kriminalstatistik vor. Das traurige Ergebniß seiner auf die offiziellen Angaben gestützten Untersuchungen ist, daß die Sitten sich verschlimmern. Namentlich werden die Rückfälle, so wie der Selbstmord augenscheinlich häufiger; seit 13 Jahren rechnet der Verfasser 25,000 Menschen, welche sich in Frankreich selbst um's Leben gebracht haben. In den fünf Jahren vor 1839 zählte man unter den Selbstmördern 91 Kinder unter 16 Jahren und 2000 mehr als 60jährige Greise.

(Die Times) enthält auf die von der Regierung beabsichtigte Zinsherabsetzung von den 3% procentigen Stocks folgendes Epigramm:

Our warehouses so full remain
Of goods, we're poor — a paradox!
Peel says, the remedy is plain:
He's going to reduce the stocks.

„Die Speicher sind an Waaren reich,
Und wir sind arm. — Wie parador!
Peel sagt: „Dem Uebel helf' ich gleich:
Ich reducire nur die Stocks."

(Stocks heißt zugleich „Staatspapiere" und „Waarenvorräthe."

(Zur Notiz.) Wenn man berechnet, daß von den 30 Millionen Einwohnern Deutschlands, angenommen zu 5 Millionen Familien nur 500,000 junge Tannen zum Weihnachtsfeste gebraucht werden, so müssen wir und unsere Nachkommen großen Nachtheil leiden; sollten deshalb nicht Tannenzweige die Bäumchen ersetzen können?

(In Hamburg) sind die Preise der Plätze zu einer außerordentlichen Höhe angelaufen. Der Platz, auf welchen die „alte Stadt London“ am Jungfernstieg stand, ward zu 475,000 Mark Banco oder 237,500 Rthlr. Pr. Ct. verkauft. Der Käufer ist Herr Maurice, der ein zweites Theater dort bauen will.

(In Lyk) in Ostpreußen blühten am 15. November nicht nur viele Frühlingsblumen und Obstbäume auf das Schönste, sondern es wurden in dem Garten zu Ramotten von mehr als 100 Kirschbäumen vollkommen reife und schmackhafte Kirschen abgenommen. Es ist dies die saure Bierkirsche (prunus cerasus). Auch die Johannisbeeren sollen dort eine zweite Erndte abgegeben haben.

(Mecklenburg.) In der Untersuchungssache gegen die Einwohner von Mutzdorf im Mecklenburgischen, die ihren Gutsherrn 1839 ums Leben brachten, ist ein zweites Erkenntniß erfolgt. Das Todesurtheil gegen den Wirthschafter Buschek ist bestätigt, die 15jährige Zuchthausstrafe gegen den vormaligen Candidaten Steinrück auf eine vierjährige herabgesetzt und den übrigen die zuerkannten Strafen gemildert, manchen so gar erlassen worden.

(Blumenliebhaber.) Ein reicher Holländer, der sich seinen Reichthum auf der See erwarb, verwendet einen großen Theil seiner Einnahmen auf Blumen. So hat er für eine einzige Blumenzwiebel, die den Namen „Citadelle von Antwerpen“ führt, 7680 Gulden gegeben.

(In Baiern) ist der Handel mit chemischen Streichhölzchen nur concessionirten Personen erlaubt; die Pflasterung mit Holz ist gänzlich verboten. Wer sich überzeugen will, wie gefährlich die Streichfeuerzeuge sind, der nehme ein Zündhölzchen und lasse es etwas schräg auf einen harten Boden fallen, und er wird dasselbe sogleich hell auflodern sehen. Ueberhaupt ist die nicht explodirende, sondern sogleich heftig unter sich schlagende Phosphorflamme die heftigste, welche es geben kann, und besitzt alle Eigenschaften, um so gleich zu zünden.

(In Oestereich) arbeiten diesen Winter 8000 Menschen an den Eisenbahnen; welche Freude wird es sein, wenn wir den ersten Spatenstich sehen zu einer Eisenbahn zwischen Bremen und Hannover.

(Der Fürst von Ligne) stand in seinem 17. Jahre sehr schlecht mit seinem Vater. Als er zum Obersten des Regiments Ligne ernannt wurde, schrieb er an denselben: „Ich habe die Ehre Ew. Excellenz anzuzeigen, daß ich zum Obersten Ihres Regimentes ernannt worden bin. Ich bin ꝛc. mit der höchsten Achtung ꝛc.“ — Die Antwort, welche er darauf erhielt, lautete: „„Mein Herr, nichts konnte mir mein Unglück, Sie zum Sohn zu haben, fühlbarer machen, als der Umstand, Sie zum Obersten zu haben.“

(Anekdote.) Daß die Gewohnheit eine Tyrannin ist, bewies der Maire eines französischen Dorfes neulich auf seltsame Art. Ein Kind von drei Jahren, dessen Eintragung in die Civilliste vergessen worden, wurde demselben vorgestellt. Trotz seiner Gewohnheit schrieb der alte Praktikus: „Heute u. s. w. wurde dem und der wurde in gesetzlicher Ehe ein Kind von drei Jahren geboren.“

Anzeige.

Neuer Kalender auf das Jahr 1843:

Bremischer Hausbedarf

für Bürger und Landleute.

Inhalt:

Der gewöhnliche Kalender mit Himmelserscheinungen, muthmaßliche Witterung, Anzeige der Ebbe und Fluth, Bauernpraktik, Finsternisse, Zeitrechnung, Jahreszeiten, Witterungskunde, Messen und Märkte, Charaden und Räthsel, Christliche Alphabete, Lied für Bremen, Löschungsmittel, Mittel gegen Epilepsie, Podagra, Warzen, kaltes Fieber, Zahnweh, Etwas über den Kaffee, wichtig für jede Haushaltung. Höchst beachtenswerthe Entdeckung beim Kartoffelbau, den Ertrag um das Zehnfache zu vermehren. Vermischte Aufsätze mit lithographirten Bildern. Höchst merkwürdige Prophezeiung der Jahre **1840 — 1860** von Bug de Milhas, das Hermannsdenkmal, Hamburg, das Sommerwasser, der Wolf von Gévaudan, die kleinen Leiden des menschlichen Lebens, Gebräuche der guten alten Zeit, die Opium Frage, die Borg-Tafeln, der Kolonist in die Kirche gehend ꝛc. Genealogie sämmtlicher regierenden Fürsten, Thortabelle, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten, Fahrnißzeit, Droschkentaxe.

Preis 6 Grote, mit Papier durchschossen 8 Gr.

W. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 96.

Bremen, Donnerstag den 1. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1202. Den 25. November Der Miethkutscher Claus Heinrich Ellinghausen 39 Jahr, Westerstraße Nro 7.

— 1203. Den 26. — Charlotte Wilmanns, 38 Jahr, am Wall Nro. 93.

— 1204. Den 26. — Des Arb. Joh. Ludw. Montignon zwei Söhne, 2 Tage, gr. Sortillenstraße Nro. 21.

— 1205. Den 26. — Des Arb. Casper Carl Hermans Tochter, 1¼ Jahr, Buntenthorssteinweg.

— 1206. Den 27. — Metta Adelheid Wienken, 26 Jahr Buchtstraße Nro. 50.

— 1207. Den 27. — Des verstorbenen Freischlachters Joh. Andr Koch Wittwe, geb. Oedemann, 43 Jahr, Knochenhauerstraße Nr. 14.

Nro. 1209. Den 28. — Des Arb. Barthold Heinr. Ludw. Berlienke Ehefr., geb. Bätjer, 67 Jahr, alten Steinweg Nro. 78.

— 1208. Den 28. — Der Arb. Herm. Haar, 42 Jahr im Krankenhause.

— 1210. Den 28. — Des Kaufmanns Eduard Möller Sohn, 3 Jahr, gr. Hundestraße Nr. 30.

— 1211. Den 29. — Des Küpergesellen Gerhard Daueisberg Tochter, 4 Jahr, Belleishof Nr. 2.

— 1212. Den 29. — Dorothea Friederike Göbert, 37 Jahr, Schnoor Nro. 36.

— 1213. Den 29. — Der Müller Ehler Hein. Reinke Eggers, 78 Jahr, hinterm Stephanithors Nro. 16.

— 1214. Den 30. — Der Maurergesell Daniel Wendt, 58 Jahr, Kohlhökerstr. Nro. 55.

Geburten:

Nro. 1469. Den 24. Nov. Des Schneidermeisters Albrecht Heinr. Deike Ehefr., geb. Ebeling, Kurzestraße Nro. 4, von einem Knaben.

— 1470. Den 24. — Des Küpergesellen Joh. Philipp Meier Ehefr, geborne Lindemeyer, Obernstraße Nro. 54 (Vorst.), v. e. Mädchen.

— 1471. Den 24. — Des Tuchstopfers Philipp Ziegler Ehefr., geb. von der Hude, Grafenstraße Nro. 5, von einem Mädchen.

— 1472. Den 24. — Des Maurergesellen Joh. Friedr. Hettinger Ehefr., geb. Sanders, Buntenthorssteinweg, von einem Knaben.

— 1473. Den 24. — Des Lotterie-Collecteurs Christoph Abbehusen Ehefr., geb. Rinne, Catharinenstraße Nro. 19, von einem Mädchen.

— 1474. Den 25. — Des Schneidermeisters Johann Diedr. Conrad. Borcherding Ehefr., geb. Hildebrand, Langenstraße N. 141, v. M.

— 1475. Den 25. — Des Fuhrmanns Diedrich Ernst Ehefr., geb. Lange, Buntenthorssteinweg, von einem Knaben.

— 1476. Den 26. — Des Kammmachers Ernst Louis Stadtlander Ehefr., geb. Jacobs, alten Steinweg Nro. 26 G, v. e. Knaben.

— 1477. Den 26. — Des Cigarrenmachers Ernst Friedrich Lantz Ehefrau, geborne Fette, Töpelmannshof, von einem Knaben.

— 1478. Den 26. — Des Fuhrmanns Herm. Lampe Ehefr., geb. Bischoff, Bauernstraße N. 7, von einem Knaben.

— 1479. Den 17. — Des Malers Carl Heinrich Christian Dierksen Ehefr., geb. Schnaars, Klosterstraße Nro. 5, von einem Mädchen.

Nro. 1480. Den 27. — Des Maurergesellen August Eßmann Ehefrau, geb. Niemann, hinterm Paulsberg Nro. 29, von einem Knaben.

— 1481. Den 27. — Des Bleichers Christian Ehlebracht Ehefrau, geb. Brunssen, krummen Arm Nro. 1, von einem Mädchen.

— 1482. Den 57. — Des Küpergesellen August Diedr. Tieting Ehefr., geb. Droop, Nordstraße Nro. 6, von einem Mädchen.

— 1483. Den 27. — Des Vergolders Johann Schmidt Ehefr., geb. Plander, Häfen Nro. 24 A, von einem Mädchen.

— 1484. Den 28. — Des Maurermeisters Werner Freese Ehefr., geb. Pralle, Häfen Nro. 1, von einem Knaben.

— 1485. Den 28. — Des Tabacksarbeiters Hinr. Borchers Ehefr., geb. Kollwey, Theisenradsdeich Nro. 15, von einem Mädchen.

— 1486. Den 28. — Des Musikus Carl August Schanz Ehefr., geb. Pälz, Buchtstraße Nro. 54, von einem Mädchen.

— 1487. Den 29. — Des Leinenwebers Conrad Waltjen Ehefr., geborne Cankers, Paulsberg Nro. 46, von einem Knaben.

— 1478. Den 29. — Des Cigarrenmachers Albert Meyer Ehefr., geb. Entersen, gr. Johannisstraße Nro. 12, von einem Knaben.

Berichtigung.

Bei der Geburtsaufgabe der Beilage Nr. 95 — Nro. 1458 lese man Altbinder statt Kimmermeister.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 97.

Bremen, Sonntag den 4. December 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 4. December.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Biendermann.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St Ansgarii.

9 U. Hr. Cand. Vietor.
12 U. Hr. Pastor Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Past. Nagel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Lacrimä Christi.

Als der Heiland ging zu heilen
Durch der sünd'gen Menschen Land,
Thät er einst verborgen weilen,
Im Gebirge unbekannt;

Daß er pflöge Rath im Stillen
Dort selbander nur mit Gott:
Was der Welt nach Gottes Willen
Fromme, trotz der Juden Spott.

Und der Heiland wurde inne,
Daß am Kreuz er sterben sollt';
Traurig war ihm drob zu Sinne,
Hätt' es anders gern gewollt.

Und ihm perlten zween Zähren
Aus dem langen Wimperpaar,
Linderten den Schmerz, den schweren
Den der Märtyrtod gebar.

Und die Thränen rannen nieder
Auf den harten Bergesgrund,
Christ, der Gottmensch, lächelt wieder,
Preiset Gott mit lautem Mund.

Sieh! derweil er spricht zum Ruhme
Gottes, wo die Zähre sank,
Knospet eine rothe Blume
Duftig auf am Felsenhang.

Auf das liebliche Gebilde
Schaut der Heiland voller Lust,
Pflückt die Blume, birgt voll Milde
Lächelnd sie auf seiner Brust.

Und der Felsen that erklingen
Wo der Blume Wurzel stand,
Und es hob mit sanftem Singen
Sich ein Börnlein aus dem Grund.

Und dem sprudelnden Gespiele
Schaut der Heiland lange zu;
Sieh! da kamen Leute viele,
Zogen ihn aus seiner Ruh.

Und er hieß sie alle nippen
Die da durstete so sehr;

Alle netzten ihre Lippen,
Alle durfteten nicht mehr;

Und es wuchsen süße Reben
Um des klaren Bächleins Rand,
So vom Christ, der sie gegeben,
Christi Lacrimä genannt.

Wer von ihrer saft'gen Ranke
Gläubig einen Tropfen trank,
Der vergaß seit diesem Tranke
Alles Leid sein Lebelang.

Seit der Heiland nun verbluten
Mußte durch der Menschen Hand:
Der Gerechten und der Guten
Sind gar wenige im Land.

Und gar Viele sind gekommen
Gierig in des Börnleins Näh;
Haben Reben sich genommen,
Wein von Christi Lacrimä.

Haben in entweihte Erde
Den geraubten Stock gelegt,
Wartend, daß da wachsen werde
Wein so Früchte Christi trägt;

Doch des Borns, den Born des Lebens,
Deß vergaßen sie dabei;
Darum pflanzten sie vergebens
Reben in die Wüstenei.

Und umsonst auf goldner Wage
Wägen sie den Labewein,
Schlürfen durstig alle Tage
Christi Lacrimä hinein.

Christi Lacrimä zu haben
Muß man hin zum Börnlein gehn,
Sich an Börnleins Rande laben,
Wo die ächten Reben stehn.

Katharina.

(Fortsetzung.)

So quälte sie sich über das Geringste, oft ohne alle Veranlassung. So suchte sie in allen Briefen, die sie und Lorstätt erhielten, mochten sie nun von ihrem Vater oder von ihres Gatten Geschäftsführer kommen, in jeder Phrase eine versteckte Beziehung auf Katharina. Kurz, gerade das, was die arme Amalie so sehr gefürchtet hatte, war es, was ihr Leben trübte: ein Gedanke, ein Gefühl der Eifersucht, der Besorgniß, des Mißtrauens, das um so mehr Herrschaft über alle ihre geistigen Kräfte gewann, je mehr sie sich bemühte, es sorgfältig in ihres Herzens geheimnißvolle Tiefe zu verbergen und je weniger sie ihm je erlaubte, ans Tageslicht frei hervorzutreten.

Daß dieser einzige Gegenstand zwischen Amalien und Lorstätt unerörtert geblieben, daß sie nicht hierüber, wie über alles Andere ihre Gedanken und Gefühle durch gegenseitige Mittheilung ausgetauscht, war ein hinreichender Grund geworden, um allen Reiz ihres vertraulichen Beisammenseins zu verdunkeln; oft saßen sie in langem, peinlichem Stillschweigen neben einander, oder wenn sie sprachen, so waren es nur einzelne, abgebrochene Worte, die sich mühsam ihrer Brust zu entwinden schienen. In ihre süßesten Herzensergüsse mischte sich eine geheime Befangenheit und zwar deshalb, weil ein Jedes von ihnen sich mit einem Gedanken trug, den es dem andern nicht mittheilte und weil dieser Gedanke so mächtig in ihnen war, daß er in ihrem Geiste immer wieder durchdrang, wenn sie sich auch bemühten, von etwas Anderem zu sprechen.

Eine vollkommene Vertrautheit ist das größte Glück, dessen zwei Menschen hienieden genießen können, es ist ein Glück der himmlischen Wesen, aber eigentlich auch nur für diese möglich. Denn die Grundbedingung einer so engen Vertrautheit ist, daß keine Zurückhaltung in den Gedanken der beiden Freunde herrsche, und daß ein Jeder in das Herz des Andern so tief eindringen, so klar darin lesen könne, wie in seinem eigenen. Aber ach! das Menschenherz ist schwach, und welches ist wohl so engelrein, so fleckenlos, daß nicht, wenn auch nur im versteckteſten Winkelchen, ein kleiner Gedankenkeim steckte, den man kaum sich selbst einzugestehen wagt und den man um keinen Preis das Seelenauge eines Andern möchte erblicken lassen!

Vielleicht auch war Amalie nur deßhalb so geneigt, sich selbstpeinigend eingebildete Qualen zu schaffen oder das Böse der wirklichen Uebel durch Uebertreibung sich fühlbarer zu machen, weil sie zu jener Frauenklasse gehörte, welche von allen Glücksgütern so überhäuft sind, daß ihnen nichts zu wünschen übrig bleibt: weil sie funfzehn Stunden täglich ohne alle Beschäftigung war, also übergenug Zeit hatte, sich in sich selbst zu versenken und zu untersuchen, warum sie ihr Glück nicht so lebhaft empfinde, als sie es eigentlich gesollt hätte. Amalia hatte, wie die meisten Frauen ihres Standes, eine sehr stark entwickelte Intelligenz, fand aber für ihren Geist keine hinlängliche Beschäftigung; solche Geister müssen denn durch eine Menge kleinlicher Beschäftigungen sebstmördrisch sich nicht verengen und zerstören oder sie müssen sich für eine Idee leidenschaftlich begeistern. Amalie hatte nicht das Herz, um ihren Geist zu verkleinlichen, sie konnte weder ein lebhaftes Interesse an dem Wechsel der Moden, noch an den verläumderischen Gesprächen nehmen, die in so vielen Frauengesellschaften der einzige Unterhaltungsstoff sind; durch ihre Schönheit Triumphe für ihre Eigenliebe zu erringen und ein wenig kokettiren, fiel ihr nicht im Entferntesten ein. Ihre Beschäftigung, ihre fire Idee, ihr ganzes Leben war die ausschließliche Liebe, die sie ihrem Gatten widmete; und Alles, was Bezug auf diese Liebe hatte, war daher für sie ein Gegenstand der heftigsten Aufregung. Das ganze Weltall war für Amalie auf den engen Kreis einer einzigen Zuneigung beschränkt.

Indeß war der Winter verflossen; Kleemann verlangte immer dringender die Rückkehr seiner Kinder, da er sich selbst in Ruhe setzen und sein Geschäft mit dem ähnlichen des Eidams vereinigen wollte. Lorstätt's eigne Geschäfte heischten auch dringend die Anwesenheit des Herrn. Amalie selbst übrigens war von dem geräuschvollen Wirbel des Wiener Lebens ermüdet und sehnte sich, ihren Vater, ihre Jugendfreundinnen wieder zu sehen, ihre eigne häusliche Einrichtung zu machen, und sich jenes trauliche, stillschöne, innere Familienleben zu bereiten, wie sie und ihr Gatte vor und seit ihrer Heirath es einander so oft ausgemahlt hatten. Ihr neuer Zustand erforderte übrigens die Ruhe der kleineren Stadt; denn ihr und ihres Gatten heißestes Sehnen war erfüllt, Amalie hatte die Hoffnung, in einigen Monaten Mutter zu werden. So verließen sie denn trotz der freundlichen Aufnahme, die sie daselbst gefunden, die glänzende Kaiserstadt ohne Bedauern und kehrten in ihre Heimath zurück in einer fröhlichern Gemüthsstimmung und unter heiterern Gedanken, als sie bei ihrer Abreise von dort gehabt.

II.

Die Heimkehr.

Die Reise der beiden jungen Ehegatten war überaus angenehm; während sie ihr Weg durch herrliche, unter dem Zauberstab des Frühlings mit neuen Reizen sich schmückende Fluren führte und sie von außen die lachendsten Eindrücke erhielten, rollten ihre Gespräche über nicht minder erfreuliche Dinge. Sie machten süße Pläne für die Zukunft; Beide trugen dasselbe Verlangen nach Ruhe und Zurückgezogenheit; sie strebten nach nichts Anderem, als nach den friedlichen Freuden eines häuslichen Lebens, das sie ganz dem Familienglück und der Erziehung ihres Kindes widmen wollten. Ihr Kind! das war der unerschöpfliche Stoff ihrer Unterhaltungen, das war eine Glückseligkeit, die, obschon noch der Zukunft angehörig, doch schon jetzt ihre Seele ganz erfüllte. So flohen die Stunden eben so rasch an ihnen vorüber, als die Gegend, welche sie durchreisten und beide boten ein stets wechselndes, aber stets schönes Gemälde mit noch herrlicheren Aussichten im Hintergrunde. Amalie, ihr süßes Lockenhaupt an die geliebte Brust ihres Gatten gelehnt, fühlte sich in einem jener nur zu seltenen, entzückenden Augenblicke, in denen die Seele vollkommen befriedigt ist, und schon bemerkten sie freudig, in der Ferne, die ersten Häuser und den Kirchthurm ihrer Geburtsstadt, als Lorstätt plötzlich Amalie erzittern und zusammenschaudern fühlte; sein Blick folgte der Richtung des ihrigen und auch er erzitterte und schauderte; er ward bleich und schloß die Augen und die traurigsten Ahnungen verscheuchten plötzlich die freudigen Bilder, von denen sie vorher umgaukelt waren.

Sie hatten beide am Rande der Heerstraße eine schwarz gekleidete Frau bemerkt, die zwei blauäugige, blondlockige Knaben an den Händen hielt. Als der Wagen an dieser Frau vorbeifuhr, konnten die darin Sitzenden deutlich hören, wie die Frau, auf Lorstätt weisend,, zu den Kindern sagte:

„Seht Ihr, ich hatte es Euch wohl gesagt, daß er zurückkommen würde!"

Weder Amalie noch Lorstätt sprachen ein Wort; sie hoben nicht einmal die Augen gegen einander auf, bis sie vor dem Kleemann'schen Hause ankamen.

Verschwunden war die Freude über ihre Rückkehr; alle

Gegenstände erschienen ihnen jetzt in düsteren Farben und selbst als sie in den Armen ihres Vaters lagen, hatten ihre Umarmungen etwas Erzwungenes, ihre Liebesworte etwas Beklommenes.

Amalie hatte nur einen Gedanken und der hieß: Katharina; aber sie wagte, es weder gegen ihren Vater, noch gegen ihren Gatten, sich hierüber auszusprechen.

Sobald Lorstätt mit seinem Schwiegervater allein war, lenkte er das Gespräch sofort auf diesen Gegenstand und erzählte ihm, wie sie Katharine angetroffen hätten.

„Das nimmt durchaus nicht Wunder," sagte ihm Kleemann hierauf „denn seit sechs Monaten ist sie trotz Schnee und Regen, trotz Sturm und Kälte, jeden Abend auf die Heerstraße gegangen, auf die Sie zurückkehren mußten, um Sie zu erwarten. Seit Ihrer Abreise, mein lieber Schwiegersohn, ist sie halb von Verstand gekommen: man kann ihr zwar gerade keine wahnsinnige Handlung vorwerfen, aber ihre Reden sind so sonderbar und unzusammenhängend und Ihr Name, Karl, ist stets das dritte Wort, das aus ihrem Munde kommt. Sie hat zu Jedermann der sie anhören mag, es gesagt, daß, wenn sie nicht fest überzeugt wäre, daß Sie von Wien zurückkommen würden, sie gewiß dorthin gehn würde, um Sie aufzusuchen; denn sie sei nicht im Stande zu leben, ohne Sie zu sehen."

Diese Worte zerstörten einen Vorsatz, den Lorstätt, schon halb und halb gefaßt hatte, nämlich seine Vaterstadt zu verlassen, so mächtige Bande ihn auch in jeder Beziehung, sowohl in Betracht seines Vermögens und Geschäfts, als seiner Freunde und Verwandten, an seinen Geburtsort fesselten; denn kein Opfer wäre ihm zu groß vorgekommen, wenn er damit Katharinens Entfernung und seiner Gemahlin Beruhigung, also sein eignes Glück hätte erkaufen können. Aber da er erkannte, daß Katharina ihrem Charakter nach im Stande sei, ihm überall hin zu folgen, so sah er ein, daß dieser Schritt nur ein unnützes Opfer sein würde, und beschloß nun der Alles ändernden Zeit die doppelte Aufgabe anheim zu stellen, die er allein nicht, wie er wohl einsah zu lösen die Kräfte besaß; er überließ es der Zeit, in Katharinens Herzen alle Erinnerungen ihrer früheren Liebe zu verwischen und in steigendem Verhältnisse Amaliens Herz von den Qualen rastlo er Eifersucht zu befreien.

Letztere die sich jetzt häuslichen Sorgen ergeben, verbrachte mehrere Tage damit ihre Haushaltung auf den gehörigen Fuß zu bringen, alle ihre Zimmer geschmackvoll und elegant zu verzieren, und ihre Beschäftigungen so einzurichten, daß ihre Mußestunden mit denjenigen zusammenfielen, wo ihr Gatte und ihr Vater von ihren zahlreichen Geschäften frei waren und sie sich ihrer Gesellschaft erfreun konnte. Sodann war es für beide Gatten eine wichtige einflußreiche Beschäftigung, ihren vertrauteren, täglichen Gesellschaftskreis zu bestimmen und dessen Glieder unter beiderseitigen verehrlichen Bekanntschaften auszusuchen; ferner die Prunk- und Ceremonien-Tage anzusetzen, wo sie größere Zirkel empfangen würden; denn zu letzterem nöthigte sie die Stufe, die ihnen ihr Vermögen unter den Vornehmsten des Ortes anwies, so wie mannigfache geschäftliche Beziehungen. Mit Freuden dachten beide Gatten an die bald herannahenden heißen Sommermonate, in denen theils aus Mangel an Arbeitern, der Ernte halber, theils, weil dies überall die Monate der Geschäftsstockungen sind, sowohl Kleemann's als Lorstätt's Fabriken weniger im Gange waren und den Besitzern Zeit ließen, einige Monate der Erholung auf dem freien Lande, fern von dem Getreibe der Maschinen so wie der Gesellschaft zuzubringen und sich selbst zu leben. Besonders dachten sie nun an die Geburt ihres Kindes, welche in diese Zeit des ländlichen Aufenthalts fallen sollte, und dieser Gedanke reichte hin, um in Amalien's Seele ein ganzes Freudenparadies aufblühen zu lassen, so daß sie auch wieder vertrauenden Blickes in die Zukunft hinausschaute, weil noch so viele Keime des herrlichsten Glückes ihr aufgehen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sühne im Kaukasus.

Gegen die Mitte des vorigen Jahres, als der Kampf zwischen den Russen und Tschetschenzen unter Schamil schon in voller Wuth entbrannt war, raubte ein junger Fürst, Kaplan, der den Beinamen Tigerhäuptling führte, die Tochter Mahud Beis, eines Fürsten der Adhes, welchen sein Stamm wegen seiner ungestümen Tapferkeit den wüthenden Löwen (Deli-Arslan) nannte. Der Tigerhäuptling hatte zuvor alle Mittel, alle Bitten angewandt, um in den Besitz der schönen Aute zu gelangen, hatte seine schönsten Pferde, seine besten Waffen angeboten, aber alles umsonst. Mahud Bei hatte stets geantwortet: „meine Tochter ist zu schön für einen Fürsten der Tschetschenzen, Aute soll die schönste Zierde des Harems des Padischah und die Mutter

des Großherrn der Osmanlis werden." Alle diese Hoffnungen zerstörte der Raub seiner Tochter, und Mahud Bei, zu schwach gegen die Tschetschenzen offene Gewalt zu gebrauchen, wartete nur auf eine Gelegenheit sich zu rächen. Diese kam. Am 12. Junius d. J. befand sich Mahud Bei zu Ardebil-Kiöi, einem Dorfe, das in der Mitte des Gebiets der Adhes liegt, als man ihm die Ankunft Schamils des berühmten Kämpfers für die Freiheit der Bergstämme, mit einem Gefolge von 2000 Reitern Lesghiern und Tschetschenzen anzeigte. Mit aller Achtung die einem so ausgezeichneten Mann gebührt, ging ihm Mahud Bei entgegen. Schamil, ein Mann von nur etlich und dreißig Jahren, groß, von ungemeiner Stärke und ausgerüstet mit einem Muthe, den keine Gefahr schreckte, empfing mit Herzlichkeit und Würde die Achtungsbezeugungen des „wüthenden Löwen," und theilte ihm seinen Entschluß mit, die von den Russen befestigte Stadt Mizga, welche die Ebene des Alasani beherrscht und von Ardebil-Kiöi nur durch eine waldbewachsene Berghalde getrennt ist, anzugreifen. Zugleich stellte Schamil ihm die tschetschenzischen Fürsten vor, welche ihre Kräfte mit den seinigen vereinigt hatten, und nannte unter den ersten mit Stolz Kaplan, den Tigerhäuptling, berühmt durch seinen ungestümen Muth und die Tapferkeit seiner Reiter.

Beim Anblick Kaplan's, des Räubers seiner Tochter, erhob sich Mahud Bei und sprach mit ernster Stimme: „Gott sei gelobt, daß Du zu uns gekommen bist; unsere Herzen sind entzückt, weil wir jetzt hoffen, die Ungläubigen unter unsern Kugeln und Schwertern fallen zu sehen, wie die Ernte unter der Sichel; aber während Du diese Freude in mein Haus bringst, bringst Du auch den Schmerz der Schande, denn an deiner Seite sehe ich den, der meines Alters spottete und meinen durch die Jahre gebleichten Bart verhöhnte. Dieser Mann dessen Blut niemals die Schmach abwaschen wird, die er mir absichtlich angethan, hat mit Dir meine Schwelle übertreten; meine Rache ist also entwaffnet, aber ich verlange von Dir, Dschindschi-Chan (Haupt der Krieger), daß Du zwischen ihm und mir richtest, und ich verspreche in meinem und meines Stammes Namen, das Urtheil als das Wort des Propheten zu achten. Fälle das Urtheil zwischen dem Räuber Kaplan und mir, sonst mag Gott wissen, was zwischen den Adhes und Tschetschenzen vorfällt." Schamil Bei schwieg einen Augenblick, und suchte eine passende Antwort, um die Lösung dieses Streites auf Leben und Tod hinauszuschieben; endlich sagte er, vor allen müsse man an den Kampf gegen den gemeinsamen Feind denken, nach dem Siege werde er sich aussprechen, bis dahin aber solle alles beruhen. Beide gaben durch ihr Schweigen zu erkennen, daß sie einwilligten. In der Nacht ward der Marsch gegen Mizga angetreten, bald wehte ein wärmerer Wind den Reitern entgegen, ein Zeichen, daß sie die Ebene der Alasani betreten hatten. Schweigend rückte man vor, plötzlich krachte in der Nähe ein Gewehrschuß und nun eilte alles auf die Veste zu, sprang von den Pferden, die schon darauf eingeübt waren ruhig stehen zu bleiben, ab, so zogen Schaaren von Kosaken heran, um die Lesghier und Tschetschenzen anzugreifen. Schamil sandte ihnen Mahud Bei und Kaplan entgegen, und letzterem gelang es, dem schon fast umzingelten Mahud Bei zu Hülfe zu eilen und den Kampf zum Vortheil der Bergstämme zu entscheiden.

Als man im Dorfe von Ardebil-Kiöi wieder angekommen war, schritt man zur Vertheilung der Beute und der Gefangenen, mit Ausnahme der Kosaken vom schwarzen Meere, denen man gewöhnlich drei Tage läßt, um sich zu entscheiden, ob sie Moslems werden, unter den Adel der Bergvölker treten, und Land, Pferde und Waffen annehmen oder den Kopf abgeschlagen haben wollen; in diesem seltsamen Kriege, der in mehr als einer Hinsicht an die Ritterfehden des Mittelalters mahnt, werden nur die Kosaken vom schwarzen Meere, die man für die tapfersten Truppen Rußland's hält, so behandelt.

Nachdem alles dies geordnet war, berief Schamil alle Häuptlinge um sich, um den Streit zwischen Kaplan und Mahud Bei zu entscheiden, und erklärte, daß ersterer entweder an Mahud Bei ausgeliefert werden oder sich von diesem loskaufen müsse. Vergebens bot nun Kaplan wiederum Pferde, Waffen, Sclaven u. s. w. an. Mahud Bei erwiederte kalt er verlange nur Eines, nämlich Kaplan's Kopf. Ein Murren ging durch den ganzen Haufen der umstehenden Häuptlinge, nur Kaplan schien weder erstaunt, noch bewegt, und nahm endlich das Wort:

„Höre, Mahud Bei, ich habe noch einen Vorschlag zu machen; willst Du diesen Sack?" Mit diesen Worten ließ er zu den Füßen des alten Häuptlings einen ledernen Sack niederlegen, den zwei seiner Nukirs (Diener) kaum tragen konnten. „Es ist das Geschenk," fuhr er fort, das ich dem Sultan bestimmte, und da auch Du ihm Deine

Tochter bestimmtest, siehe, ob es würdig ist, als Tausch angeboten zu werden; wo nicht, so lasse meinen Kopf unter dem Yatagan fallen, da Schamil es so ausgesprochen hat."

Mahud knüpfte langsam den Sack auf, untersuchte rasch den Inhalt und sagte: „ich nehme den Sack an!"

„Gelobt sei Gott!" riefen mit Einer Stimme alle Häuptlinge, und drängten sich um Mahud, um zu sehen, was der Sack enthalte. Es waren die rechten Ohren, die man auf dem Schlachtfelde allen von Kaplan und seinen Reitern getödteten Russen abgeschnitten hatte, 1700 an der Zahl. Der Tigerhäuptling hatte gleich den ehemaligen Chanen der Krim dies Geschenk dem Beherrscher der Gläubigen machen wollen. Mahud und Kaplan schworen sich ewige Freundschaft.

---

* Allerlei

Aufsätze für den Bürgerfreund sind uns in der letzten Zeit zugesandt, wofür wir den geehrten Einsendern herzlich danken und sie um die Fortdauer ihres schätzbaren Wohlwollens freundlich ersuchen. Die Aufnahme dieser Einsendungen ward theils durch den beschränkten Raum verhindert, oder aufgeschoben später als zu alt befunden; manches wollte sich aber auch zur Aufnahme nicht recht schicken, weshalb wir es in anderer Gestalt unseren Lesern wiedergeben. Ein Aufsatz beleuchtet die Vor- und Nachtheile die den benachbarten Hastedtern durch den Abgang der Dragoner entstanden; indem er den ihnen erwachsenden Verlust darstellt, freut er sich aber in der Hinsicht, daß in Hastedt das liederliche Leben aufhöre, das dort leider einen sehr hohen Grad erreicht haben muß, wenn die uns in diesem Aufsatze mitgetheilten Sachen wahr sind. Ein anderer Einsender bringt den hiesigen Bürgern in Erinnerung, daß man dem Militair nicht borgen solle, weil die von demselben gemachten Schulden vom Solde nicht bezahlt werden. Dies hiermit für die die es angeht! Ein Anderer schilt einen Herrn der in der „Union" behauptete die „Wulwesstraße" sei nicht gepflastert, einen Stubengelehrten, denn diese Straße sei schon seit 6 Wochen gesteinigt und sein Rath käme zu spät. Zweifelsohne kümmern sich die Gelehrten, ob Straßen- oder Stuben-Gelehrten, wenig ums Pflaster, und jener Schreiber in der Union wird wohl kein Gelehrter gewesen sein, sondern Einer von den Vielen, die oft im Morast der Vorstadts-Nebenstraßen versinkend, einen andern Weg gegangen sind und somit das große „Wulwesstraßenereigniß" nicht erfahren haben. Straßenpflasterung, Beleuchtung, grade Straßen und freier Verkehr mit der Stadt ist den Bewohnern der Vorstädte Bremens wohl zu wünschen. Viele Aufsätze über „höhere Journalistik" können nicht berücksichtigt werden. Dann beklagt sich Jemand bitterlich über das lange Läuten bei Abgang der Dampfboote, als sehr störend für die in der Nähe Wohnenden und meint, wenn man bei jeder, zur bestimmten Stunde abgehenden Post oder der Personenwagen immer 10 Minuten läutete, würde es ein erschreckliches Geklingel und Gepingel in der Stadt abgeben und die von der Stadt Entfernten könnten glauben es brenne. Wenn nun auch diese Glöcklein so stark nicht klingen, so muß es allerdings für die nahe Wohnenden höchst unangenehm sein, und es wäre wohl genug wenn eine Minute geläutet würde, statt zehn. Eine bedeutende Menge eingesandter Gedichte konnte wegen ihrer speciellen Beziehungen und anderer Ursachen nicht aufgenommen werden, eben so mehrere persönliche Interessen berührende Aufsätze.

---

* Nekrolog.

(Eingesandt.)

Umsonst, umsonst mein Sehnen ruft vergebens
Die schöne Blüthenzeit zurück!
Sie welken hin, die Blumen dieses Lebens
Und mit ihnen welkt des Lebens Glück.

Zu ihnen und zugleich zu den hoffnungsvollsten Blüthen unserer Vaterstadt, gehörte für Alle die ihn kannten, Dr. Ernst August Toel, gest. den 29. Nov. zu Lüneburg, als ordinirter Pfarrer zu Bienebüttel, noch ehe er seine schon verfertigte Antrittspredigt halten konnte. Herangebildet durch eine academische Laufbahn stand er im Begriff als Nebenbeschäftigung Früchte seines gründlichen Forschens im Felde der deutschen, englischen und französischen Literatur zur Reife zu bringen und mitzutheilen, wozu der ländliche Aufenthalt auf der sehnlichst gewünschten Stelle besonders geeignet schien, als ihn im 33. Jahre nach kurzer Krankheit ein gastrisch nervöses Fieber dahinraffte. Noch vor wenig Tagen stand er bei einem Besuch seiner Vaterstadt unter uns, ein Muster von Kraftfülle und in einer Persönlichkeit, die überall den angenehmsten Eindruck zurückließ. Durch Worte voll attischen Salzes, aber stets heiter und wohlmeinend, war sein Umgang eben so gemüthlich als belehrend. Keiner seiner zahlreichen Freunde wird seine Erscheinung vergessen. So wandelt er unter den Schatten! Für das Glück seiner Seele bürgen seine letzten Worte, gesprochen nach dem Genuß des heiligen Abendmahls während des letzten klaren Zwischenraums des Fiebers – seine starke Natur mit Heftigkeit erfassend — Worte, der heiligen Schrift entlehnt, die sein Grabmal zu Lüneburg bezeichnen, „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein!"

Miscellaneen.

(Zaardam, Peter der Große und Lortzing.) Zaardam ist ein holländisches Dorf oder eine holländische Stadt; man kann das nicht recht unterscheiden. Sie zeichnet sich durch nichts aus als durch eine Menge, Menge Windmühlen, und das gilt hier zu Lande nicht für Auszeichnung. Die von Czar Peter gezimmerte Hütte, mit einem festen Schirmdache überwölbt, auf daß dieses Kunstwerk kaiserlich russischer Hände sich ewig erhalten möge, ich begrüßte sie sonder viele Pietät. Der Peter sei so groß er immer wolle, er ist und bleibt ein Russe. Er zwang die Leute mit der Knute sich den langen Bart ihrer väterlichen Sitte abscheeren zu lassen. Ich liebe den Peter nicht. Ich freue mich, daß ihn Herr Lortzing aus Weimar so recht con amore verballhornt hat. Welche Idee sich die Componisten und Musikanten doch eigentlich von der Welthistorie machen? „Sonst spielt' ich mit Kronen, mit Scepter und Stern; das Volk meiner Russen beglückt' ich so gern!" Wie sie gurgeln und näseln, die deutschen ersten Tenore, wenn sie dieses Liedlein, das allbekannte und allbeliebte, ableiern! Der süße Saft der Sentimentalität fleußt ihnen um den falschen Zwickelbart, sie kitzeln sich mit harmonischen Trillern an ihrem eigenen Kehlkopf und verdrehen die Augen nach den schönen Weibern in der Loge des Prosceniums. Und das soll der Peter sein, der Czar, der Russe? der Mann, der seinen Sohn im Kerker erdrosseln läßt? Gott behüt' euch! Ich sehe Delaroches Bild an, das ist er."

(Historische Anekdote.) Als Beweis, wie sehr der edle Kaiser Franz von Oesterreich sein gegebenes Wort, und vollends gar seine Unterschrift heilig hielt, diene Folgendes: Ein Höfling bat einst den Kaiser um die Gunst, einen seiner Freunde zum Kammerherrn zu ernennen, was aber der Kaiser, welchem die Person des Empfohlenen aus besondern Gründen unangenehm war, rund abschlug. Nach einiger Zeit, als der Kaiser mehrere Decrete und Patente unterschrieben hatte, vermuthlich auf den Grund eines flüchtigen, ihm früher vorgelegten Verzeichnisses, auf das er nicht so genau geachtet haben mochte, fand er, bei wiederholtem Durchsehen, auch das von ihm bereits unterschriebene Kammerherrnpatent des ihm so widerlichen, früher abgewiesenen Bewerbers. Ohne aber sein geschriebenes Wort zurücknehmen zu wollen, sagte er blos: „Kurios; jetzt ist er es doch geworden!"

(Der König von Sardinien) hat Befehl ertheilt, daß alle Juden die Stadt Savona binnen drei Tagen verlassen und sich in eins der schmutzigsten Stadttheile Genuas übersiedeln sollen. — In Bethlehem dürfen durchaus keine Juden wohnen.

(In Böhmen) giebt es ungefähr 70,000 Juden. Jeder sechzigste Bewohner Böhmens ist ein Jude. Die Hauptstadt Prag hat unter 100,000 Einwohnern 10,000 Juden. Das Land ob der Ens, Steiermark, Kärnthen und Krain, haben eigentlich keine jüdische Einwohner, erst seit einigen Jahren giebt es in dem letzten Lande zehn jüdische Familien, in Steiermark nur eine einzige. Sämmtliche österreichische Staaten zählen jetzt 652,000 Juden, davon kommt ein Drittheil auf Galizien, ein anders auf Ungarn.

(In den Amerikanischen Freistaaten) oder der Union fanden sich am 1. Juni 1840, nach einer amtlichen Zählung, 17 Millionen 62,566 Einwohner, darunter 14 Millionen 180,108 Weiße; 386,245 freie Farbige und 2 Millionen 487,213 Negersklaven. — Die Zahl der Universitäten und Seminare oder Kollegien belief sich auf 173 mit 16,233 Besuchern, daneben gab es 3,242 gelehrte Schulen mit 164,159 Zöglingen und 47,209 Volksschulen mit einer Million 845,244 Schülern. Von den Schülern wurden 468,264 auf öffentliche Kosten unterrichtet. — Unter den über zwanzig Jahr alten Weißen befanden sich 519,693 Personen, die weder schreiben noch lesen konnten.

(Beherzigung für Besitzer von Hunden.) Die Stadt Agram ist in den letzten Tagen der Schauplatz von Unglücksfällen geworden, die eben so fürchterlich in ihrer Erscheinung, als verderblich in ihren Folgen selbst auf den öffentlichen Verkehr mit lähmendem Schrecken wirkten. Am 10. Nov. Abends wurden mehrere Personen von einem schwarzen Hunde angefallen, der mit allen Zeichen der äußersten Wuth sich auf Alles stürzte, was ihm auf den Straßen entgegen kam. Das Unglück, welches dieser Hund allein in sechzehn Stunden anrichtete, ist wahrhaft grausenerregend; denn es sind durch denselben nicht weniger als 23 Menschenleben gefährdet. An eine wirksame Verfolgung war nach dem ersten Schrecken in der Nacht nicht zu denken. Zwei Tage währte die wüthende Raserei des Hundes, der Menschen und Vieh auf eine so gräßliche Weise zerfleischt hatte, bis endlich ein geschickter Jäger das Unthier erlegte.

(Was ist ein Löwe?) Wie guter Leser, Du weißt nicht, was ein Löwe ist? — Ein Löwe ist, so weit ich mich seiner noch aus Raff's Naturgeschichte zu erinnern weiß, ein vierfüßiges, wildes reißendes Thier, das zum Katzengeschlecht gehört, und Felis Leo, heißt. — Ich merke, vortrefflicher Leser, daß Du in der Umgangssprache der modernen Welt um ein Jahrzehend zurückgeblieben bist. Ein Löwe heißt in der Terminologie der Beau-monde eines jener zweibeinigen Wesen, die in Frankreich ursprünglich petit-maitres, dann muscadins, dann mirliflors, dann incroyables, dann élégants, dann dandis, dann fashionables geheißen haben. Seit den glorreichen Julitagen heißt dieses Wesen, für das der Deutsche bisher nur drei Ausdrücke gehabt: Stutzer, Modepuppe und Zierbengel, in Frankreich und England lion und in Deutschland Löwe. Dieser Löwe gehört nicht ausschließlich dem Katzengeschlecht, sondern häufig auch der Affenstippschaft an und sieht weit öfter einem Pavian als einem Menschen ähnlich. — Und woran erkennt man einen solchen Löwen, der gleichsam den Uebergang vom Menschen zum Affen bildet? — An hundert kleinen Merkmalen, von denen ich blos die wichtigsten hervorheben will. Ein Löwe trägt nie andere als

gelbe Glacéhandschuh, weßhalb er früher auch gant jaune geheißen hat. Eine Löwe raucht nur Damen-Cigarren und auch diese bis zur Hälfte nur. Ein Löwe erkennt keinen andern Parfüm als Patchouly an. Ein Löwe gähnt in zehn Minuten mehr als ein anderer Mensch im ganzen Jahre; er gähnt überall, im Theater, im Conzert, auf dem Balle und bei Tische, denn Gähnen ist die Dominante des guten Tons. Er ist blasirt, d. h. übersättigt und also abgestumpft gegen alle Genüsse des Lebens. Tafelfreuden haben keinen Reiz für ihn, Liebe ist in seinen Augen nur ein Hirngespinnst, Theater ennuiren ihn, er ist der Einzige, welcher zischt, gähnt oder die Miene eines Schlafenden affektirt. Das einzige, wofür er noch nicht ganz und gar abgestumpft ist, was noch einigen Reiz für ihn besitzt, ist das Spiel.

(Paris.) An der Todtenkapelle, die an die Stelle des Hauses gesetzt wird, worin der Herzog von Orleans den Geist aufgab, wird sehr thätig gearbeitet, da sie schon am 13. Juli des künftigen Jahres, dem Todestage des Herzogs geweiht werden soll. Das abgerissene Haus ist im Park von St. Cloud mit allen darin befindlichen Geräthschaften aufgestellt worden.

(Händels Meisterstück „Judas Maccabäus“) ward am 12. November in Wien unter Mitwirkung von 1000 Ton-Künstlern in Gegenwart der Kaiserlichen Majestäten aufgeführt. Es waren ungefähr 3000 Zuhörer zugegen. Im Bremer Dom ward es am 9 November aufgeführt; es waren darin 200 mitwirkende und 800 zuhörende Personen.

(In Ungarn) ist das Heu so reichlich, daß man den Zentner für circa 24 Grote verkaufen kann. Wenn wir doch etwas davon abhätten.

(Optikus Waldstein in Wien) kündigt neue Federnbrillen mit Bergkrystall an. Durch diese Brillen ist eine entschiedene Bequemlichkeit zur Unterstützung und Erhaltung der Sehkraft erreicht worden. Sie haben den wesentlichen Vorzug, daß sie von Personen, denen andere Brillen unangenehme Empfindungen verursachen, ohne Beschwerden benutzt werden können.

Durch die vorausgegangene Untersuchung des Sehvermögens und vorgeschriebene Gebrauchs-Anweisung ist der Schwachsichtige gegen nachtheilige Folgen gesichert.

(Aus Berlin.) Die Leser werden sich erinnern, daß man vor ungefähr einem Jahre einen Jüngling todt im Hofe seines elterlichen Hauses fand und damals glaubte man, er sei aus Unvorsichtigkeit zum Fenster hinausgestürzt, da er Abends bei einem festlichen Gelag gewesen war und da, wie man vermuthete, des Guten zu viel gethan haben mochte. Jetzt haben drei Spitzbuben in Berlin gestanden, daß sie diese schreckliche That vollbracht hätten, da der Jüngling an das Fenster geeilt wäre, um Hülfe zu rufen um sie vom Diebstahle abzuhalten.

(Uhr und Herz.) Eine richtig gehende Taschenuhr tickt im Durchschnitt stündlich 17,160 Mal. Das macht alle 24 Stunden oder jeden Tag 411,840, und das Jahr hindurch — das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden — 150,424,510. Eine ursprünglich gute und dann gut gehaltene Uhr dauert an 100 Jahre. Sie tickt also in dieser Zeit 15,042,456,000 Mal. Das klingt sehr viel. Aber die Uhr ist von hartem, gefühllosen Metall. Was aber ist das Herz? Weder von Stahl, noch von unempfindlichem Fleische. Und wie oft tickt das Herz? Es tickt im Durchschnitt jährlich über 5000 Mal. Das macht des Tages 120,000 und des Jahrs 43,830,000. Ein ursprünglich gesund bleibendes Herz dauert auch seine 100 Jahre. In solchem Falle tickt es 4,843,000,000 Mal. Das ist um Vieles weniger als eine Uhr, aber doch sehr viel für ein gebrechliches Herz.

(Der Bischof und der Pfarrer.) Ein mit kirchlichen Würden überreich ausgestatteter, äußerst reicher und dabei sehr geiziger Bischof, der eine Reise durch seine Diöcese machte, begegnete eines Tages einem armen Pfarrer. Der niedrige Geistliche brachte dem hohen Prälaten seine Huldigung dar und hoffte vom Bischof zur Tafel gezogen zu werden. Der Bischof aber war viel zu geizig war, um die stillen Wünsche eines hungrigen Magens zu errathen, lud ihn nicht zu Tische. Sie werden mich sehr verbinden, sagte der hohe Prälat, wenn Sie im Gasthof zum goldenen Stockfisch, der dicht neben Ihrer Pfarre liegt, ein bescheidenes Mittagsbrod für mich bestellen möchten. — Der geistliche Pfarrer begehrte, als er den Gasthof erreicht hatte, Feder, Dinte und Papier und übergab dem Wirth eine lange Liste von Personen, für die er, so schnell als möglich, ein gutes Mittagsbrod bereiten sollte. Und dann machte er, daß er fortkam — Seine Eminenz fand zwei Stunden später eine Tafel mit 6 Couverts. — Wozu so viele Gedecke? fragte der Bischof den schmunzelnden Wirth. — Ich habe mich genau an die Liste des Herrn Pfarrers gehalten und gerade so viel Couverts gedeckt, als er mir Gäste aufgeschrieben hat. Zuerst für den Bischof von Oxford. — Der bin ich, erwiederte Seine Eminenz. — Für den Dechen von Chichwel. — Das bin ich ebenfalls, sagte der Bischof. — Für den Archidiaconus von Gloucester. — Auch das bin ich. — Für den Präbendär von Cambridge. — Für mich! — Für den Kaplan von Warwick. — Auch für mich. — Für den Großprior von Berkshire. — Wiederum für mich. Ich bin eine einzige Person und soll nun sechs Converts bezahlen! Der Herr Pfarrer hat Recht, warum hab ich ihn nicht eingeladen! — Soll ich ihn rufen lassen? — Das Essen ist einmal bestellt.. meinetwegen! — Der herbeigerufene Pfarrer aß für Fünf.

(Neues Gegengift.) Herr Mialle in London hat entdeckt, daß das Hydrat-Protosulphurat des Eisens den ätzenden Sublimat auf der Stelle zersetzt, und daher das beste Gegengift ist.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 97.

Bremen, Sonntag den 4. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1216. Den 27. Novbr. Der Schiffscapitain Johann Klamp, 51 Jahr, Stephanithorssteinweg Nro. 28.

— 1217. Den 29. — Des Schiffscapitains Jacob Bultmann Sohn, 6¾ J., am Wall, N. 38 E.

— 1218. Den 30. — Des verst. Martin Jacob Graf Wittwe, geb. Bohmgarten, 70 Jahr, im Armenhause.

— 1219. Den 30. — Des Arb. Joh. Friedr. Wilhelm Christoph Homeyer Ehefr., geb. Burose, 34 Jahr, gr. Krummenstraße Nro. 33.

— 1220. Den 30. — Des Küpermeisters Joh. Bernh. Boedecker Tochter. ¾ Jahr, gr. Johannisstraße Nro. 52 A.

— 1221. Den 30. — Der Tabacksfabrikant Peter Schauwacker, 48 Jahr, Hohethorstraße N. 50.

Nro. 1222. Den 1 December. Der Cigarrenmacher Hinr. Meyer, 14¾ Jahr, Walldammstraße N. 4.

— 1223. Den 1. — Des Cigarrenmachers Carl Wilh. Kindervatter Ehefr., geb. Happen, 48 Jahr, gr. Fuhrleutestraße Nro. 23.

— 1224. Den 2. — Des Weinküpers Anton Potthas Wittwe, geb. Geerken, 65 Jahr, alten Steinweg Nro. 2.

— 1225. Den 2. — Des Schuhmachermeisters Johann Heinr. Thieke Ehefrau, geb. Walsemann, 52 Jahr, hint. Heerdenthorswall N. 58.

— 1226. Den 3. — Der Landmann Thölke Lahrs, 87 Jahr, Neuenlande Nro. 25.

— 1227. Den 3. — Des Kaufmanns Carl Friedr. Hermann Heinroth Sohn, 11 Monat, Molkenstraße Nro. 46.

Geburten:

Nro. 1503. Den 28. November Des Kaufmanns Georg William Fletcher Ehefr., geb, Karsten, Contrescarpe, von einem Knaben.

— 1504. Den 28. — Des Arb. Cord Hein. Bruns Ehefr., geb. Schlafen, Buntenthorssteinweg Nr. 113, von einem Mädchen.

— 1505. Den 29. — Des Kutschers Heinrich Philipp Meinke Ehefr., geb. Behrens, Buntenthorssteinweg Nro. 80. v. e. Mädchen.

— 1506. Den 29. — Des Musikus Georg von Minden Ehefr., geb. Lehmann, Neuenmarkt Nr. 7, von einem Mädchen.

— 1507. Den 30. — Des Arb. Joh. Philipp Hagemann Ehefr., geb. Hartlage, Knoopstraße Nro. 11, von einem Knaben.

— 1508. Den 30. — Des Eisenkramers Heinr. Schweers Ehefr., geb Michels, Osterstraße N. 55, von einem Mädchen.

— 1509. Den 30. — Des Arb. Heinr. Carl Phil. Weber Ehefr., geborne Marten, Fettengang Nro. 2, von einem Mädchen.

Nro. 1510. Den 1. December Des Kaufmanns August Theod. Plump Ehef., gb. Mertens, Schlachte Nro. 1, A, von einem Mädchen.

— 1511. Den 1. — Des Arb. Christoph Ludw. Waltemath Ehefr., geb. Blomrath. Schleifmühle Nr. 7, von einem Mädchen.

— 1512. Den 1. — Des Arb. Joh. Cord Harves Ehefrau, geb. Schröder, Großenstr. Nr. 26, von einem Mädchen.

— 1513. Den 1. — Des Segelmachers Joh. Friedrich Helmken Ehefr., geb. Klamp, Schlachte Nro. 16, von einem Knaben.

— 1514. Den 2. — Des Schlossers Joh. Georg Stets Ehefr., geb. Wilde, Hastedt Nro. 5, von einem Mädchen.

— 1515. Den 2. — Des Seeschiffers Franz Theodor Pflieger Ehefrau, geb. Brünig, Bleicherstraße Nro. 4, von einem Knaben.

— 1516. Den 3. — Des Kaufm. Heinr Gerh Tiedemann Ehefr., geb. von der Hellen, Grünenstraße 103, von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 489. Der Buchhändler zu Leer Carl Otto Seyde und Maria Engel Frentzel hieselbst.

— 490. Der Handlungsgehülfe Conrad Diedrich Seemann und Lucia Margaretha Köster. Beide von hier.

— 491. Der Schweineschlachter Jacob Mann und Anna Christina Meyer. Beide von hier.

— 492. Der Cigarrenmacher Ludwig Carl Dege und Anna Christina Elisabeth Lange. Beide von hier.

— 493. Der Höker Friedr. Rud. Bräunlich hies. und Adelheid Leers aus Seehausen.

Nro. 494. Der Bürstenmacher Adolph Vincenz Carl Kastner und des verstorb. Bürstenmachers Christ. Hermann Wissel Wittwe, Elise Johanna geb. Stuckenschmidt hieselbst.

— 495. Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Frese und Charlotte Sophia Docke. Beide von hier.

— 496. Der Arbeitsm. Gerd Hinr. Buse hieselbst und Gesche Naueris zum Kreienberge.

— 497. Der Trödler Justus Ferdin. Balle und Anna Margar. Henke hieselbst.

— 498. Der Schneideramtsmeister Joh. Heink. Anton Bernhard Kasten und Margar. Adelheid Häseler hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 98.

Bremen, Donnerstag den 8. December 1842.

Das kranke Herz.

Nach H. C. Andersen.

Die Mutter:

„Was gingst du aus der Kirche fort?
Willst du den Staat nicht sehen dort?
Klein Gretchens Trauung heute ist.
Doch, guter Gott! wie bleich du bist!
Du siehst ja ganz wie damals aus
Als du — o Gott! ich denk's mit Graus!
Ein kleiner Knab' im Grase lagst:
Dich stach in den Fuß ein giftig Thier,
Vor Todesangst vergingst du schier —
Doch größer war noch meine Pein!
Den Fuß grub' in die Erd' ich ein;
Sie sog' das Gift und hielt den Tod
Dir fern — so wollt's der gute Gott!"

Der Sohn:

„Ja, Mutter, ja die Erde heilt!
Im Herzen jetzt das Gift mir weilt!
Erbarm' sich Gott! — ich fühl' es dort!
Die Erde saugt das Gift wohl fort —
O grab' das kranke Herz ihr ein,
Dann werd' ich bald genesen sein!"

Katharina.

(Fortsetzung.)

Als sie zum ersten Male mit ihrem Gemahl ausging, — es geschah, um einige der unumgänglichsten Ankunftsbesuche zu machen, — sprachen sie davon, wie sie zur Entschädigung für die viele Langweile, die sie heute würden zu ertragen haben, sich morgen das Vergnügen eines einsamen Spazierganges zu zweien in der schönen Umgegend der Stadt bereiten wollten; plötzlich aber verstummten beide und wurden kalt und nachdenklich; denn beide hatten bemerkt, wie ihnen Katharina nebst ihren zwei Knaben in einiger Entfernung auf dem Fuße folgte.

Sie beschleunigten ihren Gang; aber, nach Vollendung ihres ersten Besuches, finden sie beim Heraustreten aus dem fremden Hause Katharina wartend. Amalie mit schwacher Stimme, bittet ihren Gatten nach Hause zu gehen; Lorstätt willigte gern darein, denn auch er fühlte, daß er in einer solchen Gemüthsstimmung, wie diese Begegnung und ihr Einfluß auf seine Gattin sie in ihm hervorgerufen, nicht im Stande sei, von Hause zu Hause eine Reihe inhaltsloser Gespräche durchzuführen. Kaum sind sie zu Hause angelangt, so zerschmilzt Amalie in Thränen; Karl begreift ihr Leiden, aber er glaubt, sie nicht besser beruhigen zu können als indem er ihr vorstellt, wie ihre Thränen ein Vorwurf für ihn seien, und daß es heiße, ihn durch Kummer tödten wollen, wenn sie ihn zugleich für ihr und Katharinens Unglück verantwortlich machen wolle. Indem Karl gegen Amalie eine solche Sprache führte, bezweckte er damit, ihr Muth zu verleihen und ihre Großmuth zu ihrem Besten in's Spiel zu ziehen, damit sie sich selbst nicht unglücklich mache; aber Alles was Amalie über sich vermochte, war, daß sie ihren Schmerz sorgfältig in ihrem Innern verbarg.

Man denke sich nun aber erst ihre Bestürzung, als sie eines Tages gewahr ward, daß ihre Nachbarin, gerade ihrem Hause gegenüber, Niemand Anders als Katharina war! Katharina, die vom Morgen bis zum Abend am of-

renen Fenster saß: Sie betrachtete unaufhörlich das Lorstätt'sche Haus und alle Personen, die hinein- und herausgingen und bezeugte, so oft sie Karl sah, die lebhafteste Freude. Diese fortwährende spionenartige Beobachtung verursachte Amalien eine unerträgliche Marter. Da sie nicht alle Fenster, die nach der Straße gingen, konnte vermauern lassen, so verhing sie dieselben wenigstens mit dichten doppelten Vorhängen und hielt sie stets sorgfältig verschlossen, so daß es ihren Zimmern fast gänzlich an Luft und Licht fehlte. Trotz dieser ihr Dasein verkümmernden Maßregel konnte sie sich dennoch den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, daß Katharina wenige Schritte von ihr entfernt sei und, wenn sie sich allein befand, konnte sie sich nicht enthalten, selbst ihrerseits verstohlen einen spionirenden Blick auf ihr Treiben zu werfen.

Diese moralische Wunde ward bei Amalien immer tiefer und giftiger. Denn so oft sie mit ihrem Gatten ausging, folgte ihnen Katharine bald mit ihren Kindern, bald ohne dieselben. Noch mehr quälte sie, was man ihr zu wissen gethan, daß, wenn ihr Gemahl allein ausging, Katharina ihm gleichermaßen folgte, und ihn mehrere Male angeredet habe.

In der That hatte sie einmal als Lorstätt sein Weg durch eine abgelegene Gasse der Vorstadt führte, sich ihm in den Weg gestellt und ihn angehalten.

„Weib," hatte dieser mit zornigem Tone zu ihr gesagt, „gebt Raum."

„Karl," antwortete ihm Katharina, „laß mich einen Augenblick Dich betrachten, laß mich Deiner Stimme Ton hören, es hat mir Beides so lange Zeit gefehlt! Jetzt sehe ich Dich doch hin und wieder vorübergehen; aber sechs bitterlange Monate hindurch bin ich des Glücks beraubt gewesen, Dich zu sehen. Ach, ich könnte solche eine Leidenszeit nicht noch ein Mal durchmachen; daher ich Dir auch fortan überallhin folgen werde. O, höre mich, Karl, höre mich eines Augenblicks kurze Dauer an! Deine Frau ist ja nicht hier, sie wird es ja nicht wissen, daß ich mit Dir spreche. Höre, ich habe Dir an Deinem Hochzeitstage Verdruß gemacht, aber das soll mir nicht mehr zukommen; ich wußte es selbst nicht, wie sehr ich Dich liebte; Du hast mich verlassen und verstoßen, Du bist verheirathet, Du verachtest mich, aber ich — — ich habe weder Zorn noch Haß gegen Dich; ich habe nur einen Wunsch, und der ist, Dich zu sehen, muß Dich zuweilen sprechen, muß Deinem Leben bis in seine kleinsten Einzelnheiten folgen können, denn Du bist für mich die Luft, die ich einathme, die mich erleuchtet; ein freundliches Wort von Dir würde mich glücklich machen, Karl! o, gieb mir ein solches, ich verlange ja sonst nichts auf Gottes Welt von Dir. Mein Gott, mein Gott, wie kannst Du nur so ohne Erbarmen gegen mich sein, da mich doch der Gram und Kummer fast wahnsinnig gemacht haben, denn ganze Nächte wälze ich mich auf dem Fußboden meiner Kammer und schreie laut nach Dir, ohne daß ich am andern Morgen ein Sterbenswörtchen davon wüßte, wenn mir es die armen Kleinen nicht sagten."

Katharina weinte, als sie so sprach; Karl selbst traten die Thränen in's Auge, da er sie hörte und ihr Gesicht betrachtete, dessen abgemagerten, eingefallenen, bleichen Züge die deutlichsten Spuren ihres Leidens trugen. Tief gerührt antwortete er ihr mit sanftem Tone:

„Katharina, ich habe schweres Unrecht gegen Dich begangen; aber Du vergiltst mir reichlich, denn Du machst mich sehr unglücklich. Du rächst Dich an meiner Frau; Du vergiftest ihr Leben, indem Du Dich, wie ein rächender, strafender Geist, an ihre Schritte heftest; Du verlangst mein Mitleiden, aber hast Du selbst Mitleid mit mir?"

„Ei ja! Du großmüthiger Mann", entgegnete Katharina mit bitterem, höhnischen Lachen: es wäre freilich zu bequem für Dich, wenn ich meine Klagen in meine Brust oder in die Stille des Grabes versenken wollte. Ach! mein Gott ich habe wohl mein Leid in mich verschließen wollen; aber die Anstrengung war zu groß und das hat mich wahnsinnig gemacht. Jetzt habe ich vor nichts weder Scham, noch Furcht; ich sehe auf der ganzen weiten Welt Nichts als Dich allein, alle anderen Geschöpfe sind für mich gleich diesen Bäumen, diesen Steinen, diesem Rasen; es giebt keine menschliche Scheu mehr die mich abhält. Du selbst ich bin zu Allem fähig geworden. Und doch liebe ich Dich so sehr, daß ich mich damit begnüge, Dein Mitleid anzuflehen. Aber nicht mit mir hast Du Mitleiden, nein mit Deiner Frau. Deine Frau! Es giebt also ein Geschöpf auf Erden, das glücklich genug ist, Deine Frau zu sein. O, mein Gott, mein Gott, und ich bin Nichts in seinen Augen, als ein niedriges Gewürm, das man unbeachtet zertritt."

„Katharina, ich habe unsägliches Mitleid mit Dir und ich wollte gern all mein Blut dafür hingeben, könnte ich

dadurch das Weh erkaufen, das ich Dir zugefügt. Aber Geschehenes ist nun nimmer zu ändern, um Gottes Barmherzigkeit willen, laß' ab von Deiner Verfolgung."

„Höre Karl! Da Du Dich gut bezeigst, so will ich auch gut gegen Dich sein; ich werde Dir nicht folgen, wenn Deine Frau bei Dir ist, nur dann, wenn Du allein sein wirst; aber dann wirst Du mich auch zuweilen betrachten und wirst noch einmal zu mir sagen: Katharina ich habe unsägliches Mitleid mit Dir."

Nach diesen Worten war Katharina verschwunden ohne Karl's Antwort abzuwarten.

Seit diesem Tage war sie in der That Lorstätt nicht mehr gefolgt, wenn er mit seiner Frau ausging. Da aber diese ihre Unterhaltung mit Karl von neugierigen Nachbarn belauscht und mit böswilligen Zusätzen vermehrt zu Amaliens Ohren gekommen war, so quälte sich diese noch mehr durch den Gedanken, daß Katharina ihren Mann, wenn er allein ausginge, ansprechen und ihn um Worte des Mitleids anflehen könne. Es war bei Amalien eine unaufhörlich stachelnde Eifersucht, eine unablässig ruhlos quälende Pein. Wenn ihr Gemahl ausgegangen war, verbrachte sie ihre Stunden in tiefen Gedanken und das sorgenschwere Haupt auf ihre beiden Hände gestützt, indem sie die Zeit seiner Abwesenheit ihm sorgfältig nachrechnete und sich ihn stets vorstellte, wie er Katharina anhörte und von der Erzählung ihrer Leiden sich rühren ließ. Wenn er dann heimkehrte, so forschte sie auf seinem Gesichte nach den Spuren seiner Rührung, nach den Kummerfalten seines Geistes; all seine Worte, all seine Bewegungen legte sie nach dem einzigen Gedanken aus, der sie selbst beherrschte. Sie begriff recht gut, daß er mit Katharinen Mitleid haben müsse; auch sie seufzte im Herzen über das traurige Loos der Unglücklichen; aber je mehr sie von dem Jammer derselben gerührt war, desto zehrender nagte die Eifersucht an ihrem Herzen, indem sie sich berechtigt glaubte, aus ihrer eigenen Sympathie für Katharina's Leiden auf eine noch größere in Karl's Seele schließen zu dürfen.

In der That war Lorstätt untröstlich über die Lage Katharina's und ihrer Kinder. Denn wie hätte er einem so großen Unglück und einer so tiefen Leidenschaft gegenüber theilnahmlos bleiben können? Konnte er ganz die Erinnerung an ein Band verlieren, daß ihn zehn Jahre lang so glücklich gemacht hatte? Und dann, blieb sie nicht immer noch die Mutter seiner Kinder? Und diese Kinder, diese armen Kinder, in deren Spiele er sich so oft gemischt, die er so oft zärtlich in seine Arme geschlossen und denen er jetzt, trotz Katharina's Bitten, die unbedeutendsten Liebkosungen verweigerte, waren ja im Grunde die seinigen und im Innersten seiner Seele liebte er sie herzlich. Wie groß mußte daher sein Kummer sein, als er sah, wie ihre Erziehung, zu der er so sorgfältige Grundlagen gelegt, fortan ganz vernachlässigt wurde; als er diese armen, unschuldigen Kleinen, fast nur noch in Lumpen gehüllt, mager und bleichfarbig vor Elend, im Geleite ihrer fast wahnsinnigen Mutter sah, die sie überallhin mitschleppte; als er erfuhr, daß, wenn sie unter die Spiele der andern Kinder sich mischen wollten, sie mit den verletzenden Worten: Fort, ihr Bankerte! zurückgestoßen wurden! Vergebens hatte er Katharina zur Annahme einiger Unterstützung bewegen wollen: sie wies jede Geldsumme aus fremden Händen zurück, und da ihr zerrütteter, geistiger Zustand sie zu einer anhaltenden sorgsamen Arbeit unfähig gemacht, so gewann sie kaum genug um ihren Kindern das trockene Brot zu verschaffen. Lorstätt hatte versucht, ihr das Herzlose eines solchen Benehmens darzuthun; sie aber hatte ihm geantwortet:

„— Wer denn hat diese Kinder zu Elend, Schmach und Unwissenheit verurtheilt? Doch wohl derjenige, der sie verlassen und ihre arme Mutter wahnsinnig vor Schmerz gemacht hat. Oder ist es etwa die Schuld dieser unglücklichen Mutter, die durch ihren Kummer unfähig geworden, sie zu erziehen, sie zu pflegen, ihr Brod ihnen zu gewinnen? Almosen soll ich von Dir annehmen? Niemals, niemals! Komm und besuche Deine Kinder, Karl, komm, sie selbst zu erziehen, gieb ihnen die Liebesbezeugungen eines Vaters, und alsdann werde ich darein willigen, daß sie auch Dein Brod essen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Begegnung.

Gegen Ende des Novembermonats 1776 lag die Wittwe eines französischen Offiziers, der auf dem Schlachtfelde gefallen war, krank darnieder, entblößt von dem Nothwendigsten um ihr Leben zu fristen. Sie bewohnte eine Dachstube in einem Hause in der Straße Louis-le-Grand, nahe am Boulevard, die in einem so schlechten Zustande war, daß der Wind durch die zerschlagenen Fensterscheiben über

die Kranke hinstrich. An ihrem Bette stand ihre Tochter Marie; ein schönes junges Mädchen, der sie gerade das letzte, was sie besaß, das Ludwigskreuz ihres seligen Gatten, gab, um so viel dafür zu bekommen, daß sie noch einige Tage ihr Dasein fristen könne. Die Erinnerung an das bittere Unglück ihres Lebens bewegte aber die arme Kranke so sehr, daß sie in eine Ohnmacht fiel, und die erschrockene Marie eilte, einen Arzt zu suchen. Es war beinahe 11 Uhr Abends und ein feiner frostiger Regen fiel, die Straßen waren öde, und man konnte nur erwarten, Diebsgesindel oder Patrouillen der Stadtwache zu begegnen. Als Marie an dem elegan-ten Pavillon d'Honore vorüberging, wurde eine kleine Thüre aufgemacht, und ein Mann, in einem Mantel gehüllt, trat heraus, der, sobald er Marie bemerkte, auf sie zuging, und ohne viel Umstände zu machen, seinen Arm um ihren Leib schlang; sie schrie laut auf, und da sie glaubte, daß es ein Räuber sei, so reichte sie ihm das Ludwigskreuz mit der Bemerkung: das sei Alles, was sie besitze. Der vermeint-liche Räuber aber, dessen Stimme einen ältlichen Mann zu verrathen schien, obschon sie sehr angenehm war, versicherte, er wolle ihr Geld nicht, vielmehr stünde seine Börse zu ih-ren Diensten. Marie fing nun an, seine Absichten zu be-greifen, erschrack noch mehr, und rief laut um Hülfe. Da kam der Ritter von Loussac, ein Edelmann aus der Pro-vinz, der sich um eine Lieutenantsstelle in der Garde be-warb, von seinem Bedienten begleitet dazu. Er trat sogleich als Mariens Beschützer auf, und fragte:

„Was will der Mensch?"

Der Mensch aber, dem diese Frage galt, lachte laut auf, und rief: „Auf Ehre, das Abentheuer ist vollständig."

„Schlechter Spaßmacher, Sie wissen nicht, mit wem Sie zu thun haben."

„Nein, allein Sie auch nicht, darauf wette ich mein Leben!"

„Lassen Sie ab von dem armen Mädchen."

„Und wenn ich es nun nicht thue?"

„Unverschämter!" rief Loussac, und wollte ihn am Kragen packen.

„Halt!" rief sein Gegner, „ich sehe einen Degen an Ihrer Seite, die Faust ist hier überflüssig. In zwei Minu-ten bin ich zu Ihren Diensten." Mit diesen Worten trat er in die Thüre des Pavillons, die er offen ließ.

Unterdessen ließ Loussac das Mädchen von seinem Be-dienten in ihr Haus bringen. Kurz darauf erschien sein Gegner mit zwei Degen, gab ihm einen, und stellte sich unter eine Straßenlaterne mit vielem Anstande en Garde. Sie fochten eine Zeit lang mit großer Geschicklichkeit von beiden Seiten, bis der Unbekannte dem Ritter den Degen mit ungewöhnlicher Kraft aus der Hand schleuderte.

„Wollen Sie noch einen Gang machen?" fragte er den Ritter.

„Wie Sie wollen."

„Ich denke, es ist genug. Sie sind ein wackerer Mann, und es freut mich, mich mit Ihnen gemessen zu haben. Ihr Name?"

„Victor von Loussac," antwortete der Ritter, dem der bestimmte beinahe befehlende Ton des Unbekannten imponirte.

„Besuchen Sie mich, hier wohne ich, vielleicht kann ich Ihnen in Paris nützlich sein."

„Nach wem soll ich fragen?"

„Es ist genug, wenn Sie sich nennen, meine Leute werden unterrichtet sein."

Sie trennten sich.

* * *

Einige Tage nach dieser Begebenheit war Loussac Hauptmann in der Garde, und Mariens Mutter hatte die Pension eines Majors. Vier Wochen später war Marie Frau von Loussac, und als dies Alles sich ereignete, war der Marschall Herzog von Richelieu, damals Kriegsminister, ein Mann von achtzig Jahren.

Orleans, den 24. November 1842.

Am 21. dieses war unsere Stadt der Schauplatz einer ruchlosen That, welche merkwürdige Umstände darbietet. Mon-tely, Assecuranzagent in St. Germain und Boisselier, Bankdie-ner in Orleans, hatten in einem Regiment in Afrika gedient. An jenem Morgen begrüßte jener seinen alten Ca-meraden und lud ihn zum Frühstück ein. Der kam und nahm zugleich sein Portefeuille mit, da er 8000 Fr. ein-zucassiren hatte. Zuerst, zwischen 9 und halb 10 Uhr, be-suchten sie mit einander mehrere Kneipen, später das Hôtel de l'Europe, wo Montely abgestiegen war. Montely nahm ihn mit auf sein Zimmer. Im Hinaufgehn hatte er eine Suppe bestellt. Da die Dienstmagd sah, daß er nicht her-abkam, um sie zu essen, wollte sie ihm dieselbe bringen. Wie er jedoch ihre Tritte auf der Treppe hörte, trat er ihr

entgegen und hieß sie die Suppe wieder hinabtragen, indem er unten speisen wolle. Bald kam er nach, den Schlüssel hatte er abgezogen und zu sich gesteckt. Unten verzehrte er sein Essen mit aller Behaglichkeit. Er hatte eine Schramme und eine Verletzung an der Hand, doch das fiel damals nicht auf. Wirklich hatte er vor kaum einem Augenblick seinen Cameraden umgebracht. Es war 10 Uhr als er ausging, er machte bei verschiedenen Negocianten die Runde und so cassirte er von den seinem Schlachtopfer geraubten Effecten gegen 5000 Fr. ein. Gegen 1 Uhr kehrte er zurück, speiste ruhig zu Mittag und nach Tisch begab er sich wieder auf sein Zimmer. Jetzt handelte es sich darum den Leichnam unentdeckt fortzuschaffen. Zu diesem Behuf kaufte er ein Felleisen und Packtuch. Um den Körper hinein zubringen, mußte er ihn zerschneiden, mit dem Tuche suchte er die Blutspuren wegzuwischen, endlich war er fertig. Um die Aufmerksamkeit der Nachbarn abzulenken, hatte er während dieser Vorbereitungen lustige Lieder gesungen. Nun lud er die gräßliche Last auf die Schulter und stieg die Treppe hinab, dann nahm er einen Träger nach der Messagerie Laffitte, dort ließ er das Felleisen unter der Adresse Morel nach Toulouse einschreiben, miethete um 10 Francs ein Cabriolet und fuhr Paris zu. In einem Wirthshause zu Artenais speiste er zu Nacht. So weit konnte seine Spur verfolgt werden, auf die man durch Boisseliers Verschwinden geführt wurde. Die Verhaftung des Thäters erfolgte jedoch erst nach einigen Tagen. Zwar fand der Wirth die Blutflecken auf dem Boden, unter dem Bett, eine Mütze, ein Halstuch und Linnen, alles blutig. Daß das der Ort des Verbrechens war schien außer Zweifel. Wo aber der Leichnam? Auf die Anzeige des Wirths hatte die Polizei sich weiter auf Kundschaft gelegt und da wurde herausgebracht, daß ein Unbekannter mit einer verwundeten Hand bei verschiedenen Kaufleuten Geld erhoben hatte, zuletzt ging man auf die Post und ließ den Koffer öffnen. Da lag denn die gräßlich verstümmelte Leiche. Einige glauben Montely habe sein Opfer mit einem Hals durchschnitt, ohne daß er nur noch einen Schrei hervorbringen konnte, getödtet, andere vermutheten mit Blausäure. Das gestohlene Geld fand sich noch meist bei ihm vor.

* Betrug mit Torf.

In welchem Maaßstabe die Betrügerei, sowohl in der Qualität als auch besonders im Messen geübt wird, ist fast unglaublich, und würde ich es auch nie geglaubt haben, wenn mir es mein Torfbauer nicht so aufrichtig auseinander gesetzt, und mir die heilige Versicherung gegeben hätte, daß es so sei.

Nämlich! wenn große Herrschaften, welche 5 bis 10 Hunt verbrauchen, Torf bekommen, und solchen gern in einem Tage aufbringen lassen, so ist der erste vielleicht auch der zweite Wagen mit guter, ausgesuchter Waare beladen, und wird davon die Probe Herrn und Madame vorgezeigt, und beide freuen sich des guten Torfs! Die folgenden Wagen enthalten besonders nach innen schlechte Waare, aber oben im Korbe liegen immer einige gute Törfe. Der letzte, vielleicht auch vorletzte Wagen ist so gut wie der erste, weil gewöhnlich der letzte, wovon zuerst gebrannt wird, immer voran liegt, und so weiß die Herrschaft auch nicht, daß sie so viel schlechten, statt guten Torf hat, wofür sie 12 bis 15 Rt. und mehr per Hunt bezahlt haben.

Sie glauben 8 Hunt auf dem Lager zu haben, sollte er aber ganz richtig nachgemessen werden, so würden sie nur 6 Hunt, allerhöchstens 6½ Hunt haben. Auch dieses geht natürlich zu:

Erstens wird gewöhnlich der Korb, womit gemessen wird, auf den Wagen oder eine Stellage gesetzt, damit der Bauer die Torfstücke desto leiser und behender hinein stellen kann, damit die künstlichen Löcher hohl bleiben, und genau genommen der Korb nur ¾ voll ist. Hierzu dient der Vorwand, der Torf würde, wenn er in den Korb der auf der Erde stehe geworfen würde, zerspringen und zu Mull werden.

Ferner würde den Dienstboten oft ein Thaler oder mehr in die Hand gedrückt, damit diese auch die Augen und Ohren zudrücken, und mehrere Körbe doppelt mit anschreiben.

Warum aber besteht das Publikum nicht auf volles Maaß? Beim Messen soll und muß doch der Korb voll sein, darum wäre es recht wenn das Publikum ernstlich darauf bestände jeden Korb ein oder zwei Mal gehörig zu schütteln, damit es das richtige Maaß bekäme. Wollte der Lieferant dagegen protestiren, so wäre es Pflicht der Behörde, darauf zu achten, damit der Empfänger nicht ¾ statt einen ganzen Hunt erhalte.

Ferner sagte mir mein Torfbauer, wären wir an den

hohen Preis von 12 bis 16 Rt. selbst schuld, wir ließen uns von den Lieferanten, die von Kindesbeinen an auf das Beschnacken, Lügen und Betrügen zugelernt würden, und eine solche Gewandheit besäßen durch Betheurung, Fluchen und Schwören, daß es nicht möglich sei unter diesen enormen Preisen den Torf herzustellen, da er ihnen doch weiter nichts koste als die Arbeit, die die Familie gewöhnlich selbst verrichte, da nur selten ein Tagelöhner dazu gebraucht würde. Denn, sagte er, der beste Backtorf könne allezeit zu 10 Rt. geliefert werden, ohne Betrug und der Bauer habe dabei reichlichen Nutzen!

Wenn das ganze Publikum sich fest vornähme nicht mehr als 10 Rt. für beste Waare anzulegen, und dabei gleich darauf bestände volles Maß (nämlich den Korb zwei Mal zu schütteln) zu erhalten, so würde ihnen der Torf ebenso geliefert, als wenn sie 2 bis 6 Rt. mehr bezahlten und dazu betrogen würden.

Eben so lassen wir uns alle Jahre die Kartoffeln zu hohen Preisen anschwatzen, da der Preis von 10 Gr. fürs Viertel immer schon ein sehr hoher Preis ist.

B.

---

* Aus meinem Blumenleben.

Von P. Klein.

Die Passionsblume.

Um Golgathas gebleichte Schädel schlang wild auch ihnen Hoffnung kündend, sich eine immer grüne Pflanze, als des Erlösers Fuß der Schauerstätte nahte wo er sein Leben hingab für die sünd'gen Menschen. Göttlich, mild, biegt er der Allerbarmer die Ranke der kleinen Blume weg, da man das Kreuz aufrichtet, an dem er martervoll verscheiden soll. Nur ihn allein sollt' es das Leid ja bringen und Allen Andern Fried und Freudigkeit. — Als man den Heiland an das Kreuz geheftet, die Dornenkrone höhnend ihm auf's Haupt gesetzt, und Schmerz das heilige Antlitz jetzt durchzuckt, da strebt die Blume mit gewalt'gem Drange — denn auch in ihr wohnt ja des Mitgefühles sanfter Trieb — vom niedren Boden auf zu ihm; sie schlingt sich um des Kreuzes Stamm, erfasset kühn den Stab, an den der Schwamm mit Essig ist gebunden, mit dem der rauhe Kriegsknecht Jesum tränkt, berührt kühlend seine heißen Lippen, durchflicht den Kranz, daß er zur Lorbeerkrone wird, und legt die grünen Blätter, wie Freundes Hand auf seine bleiche Stirn, die Wunden heilend, die die Dornen ritzten. Die Nacht senkt sich, den Gräuel bedeckend, nieder, und Christus ruft: „Es ist vollbracht!“ und steiget auf zu seines Vaters Rechten; da schließt die treue Blume auch das müde Auge, will keinen Tag und keinen Menschen mehr sehen. — Als ihr der nächste Frühling wieder Knospen gab — denn kühlend und heilend weht ja der Stunden Flügel über jede Wunde — und sie erblühet auf der Schädelstätte, trägt sie die Spuren jenes tief empfundenen Leids: die Dornenkrone und den Schwamm mit Essig. Doch wie die Stunde wiederkehrt, wo Jesus groß vollendet, da sinkt ihr bleiches Haupt in ew'ge Nacht, denn nie will sie mehr sehen, als eine Morgenröthe und eines Abends goldnen Schein, weil ein Tag ihrem Dasein alles ward, sie, umgestaltend ewigem Schmerze weih'te und weil mit ihm ja Alles für sie geendet hat.

---

* Wunsch.

Die Anzeigen, der, bei dem hiesigen Ober- und Untergerichte erlassenen Erkenntnisse im Bürgerfreunde finden Beifall, nur wird der Wunsch geäußert, der geehrte Einsender dieser Anzeigen möge die Vornamen der Parteien hinzufügen, auch den Gegenstand, weshalb das Erkenntniß erfolget ist. Ob es ein Bei- oder Endurtheil, und zu welchen Gunsten es gefällt sei. Daß letzteres in den Anzeigen des Oberappellationsgerichts zu Lübeck, in unserm hiesigen Wochenblatte, fehlt, macht eine Lücke die ungern gesehen wird. Man sollte den Secretair dieses Gerichtes ersuchen, diese Lücke auszufüllen, da mit derselben die ganze Anzeige gewissermaßen eine Null ist. E.

Räthsel.

Wie heißt das Gespenst mit dem Teleskop,
Das euch die Zukunft verbittert?
Euch stehen die Haare zu Berge darob,
Und der schwächere Sterbliche zittert.

Es zeigt euch mächtige Bergeshöhn
In täuschender Perspective;
Ihr müßt da hinauf euch keuchen sehn
Und wieder hinab in die Tiefe.

Doch die Musen rauben das Instrument
Dem grausen Gespenste; die Ferne
Tritt in sich zurück, von dem Schrecken getrennt,
Neu scheinen die himmlischen Sterne;

Und neu mit ihnen erscheint die Lust
In tausend schönen Gestalten,
Und das Kind liegt froh an der Mutter Brust
Und läßt die Himmlischen walten.

J. G. M.

Miscellaneen.

(Köln.) Rheinische Blätter berichten über den „Congreß der Gastwirthe", der am 19. November in der alten Rheinstadt deren Gasthöfe zu den besten in Deutschland gehören, stattfand. Gegen 120 Repräsentanten der ersten „Hotels" von Straßburg, Holland, Belgien, den Rheinlanden, Westphalen ꝛc. waren versammelt; viele derselben waren mit Vollmachten anderer ihrer Collegen versehen. In dem Saal des „königlichen Hofs" bei Dietzmann fanden die Berathungen statt. Der für das reisende Publicum wichtigste Beschluß war, daß wo möglich überall die Trinkgelder auf die Rechnung gesetzt und bei Handlungsreisenden nicht mehr als 18 kr. per Tag berechnet werden sollen.

(Harlem.) Bekanntlich ist der riesenhafte Plan das Harlemer Meer trocken zu legen in Ausführung begriffen. „Das trockene Wetter dieses Jahres hat erlaubt, die Arbeiten sehr zu fördern. Um das ganze Meer wird ein Ringgraben mit Deichen angelegt, in welchen man die in jenes mündenden Flüsse und Quellen einlenken und in die See abführen will; diese Ringfahrt soll beinahe fertig geworden sein, namentlich auf der östlichen Seite, wo das morastige Land große Schwierigkeiten darbot." —

(In Paris) macht das größte Aufsehen jetzt eine junge Dame, die dort vor Kurzem aus den Colonien angekommen ist. Sie ist 24 bis 26 Jahre alt, besitzt ein Vermögen von 10 bis 12 Mill. Frcs. und besucht Paris blos, um sich einen Mann zu suchen. Sie ist vollkommen frei und kann nach Belieben über ihre Hand und ihr Vermögen verfügen. Der Mann, den sie beglücken will, muß jung, hübsch und von Adel, wenigstens Baron, sein: sie stellt keine andere Bedingung, als daß er sie in Gesellschaften und auf Bälle führe und ihr eine Loge in der großen und in der italienischen Oper halte... Alles dies ist sehr leicht, nicht wahr? Aber ein Umstand ist dabei doch zu berücksichtigen, der manche Liebhaber von Millionen zurückschrecken dürfte. Die junge schöne Erbin ist nämlich eine — Negerin.

(Die Blattern) richten gegenwärtig in Paris unter erwachsenen Personen große Verheerungen an. Ein von denselben befallener Handwerker hat sich aus Verzweiflung den Hals abgeschnitten.

(Neueste Betrügereien.) Am 24. Nov Abends versammelten sich etwa 40 bis 50 Frauen, deren Ansehen die größte Armuth verrieth, um die Thür der St. Saviourskirche in London, und waren nicht wenig erstaunt, dieselbe verschlossen und die Kirche dunkel zu finden. Auf Befragung erfuhr man, daß die armen Geschöpfe, welche sämmtlich in Castlestreet und der Nachbarschaft wohnen, das Opfer eines schändlichen Betrugs waren. Im Laufe des Nachmittags war nämlich ein junges hübsches und wohlgekleidetes Frauenzimmer bei ihnen von Haus zu Haus rundgegangen, hatte sich ihnen als Abgeordnete einer wohlthätigen Gesellschaft angekündigt, welche den Kirchspielarmen in erwähnter Kirche nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste, die ihnen nöthigsten Kleidungsstücke verabfolgen lassen werde, und angeblich im Auftrage jener Gesellschaft den Bedarf jeder Familie an Kleidern auf einen Zettel geschrieben, den sie der Familienmutter einhändigte, und wofür sie sich 2 Pence pr. Stück bezahlen ließe. Manche besaßen nur einen Pence, der ebenfalls angenommen wurde. Als die armen Frauen zur Kirche eilten, fanden sie sich betrogen. Der Polizei ist die mildthätige Schwester genau beschrieben worden.

In Berlin trat vor einigen Tagen in den Laden eines Trödlers ein Mann und bat die anwesende Verkäuferin, ihm den vor dem Laden hängenden Schlafpelz zu schenken: es sei so kalt, ihn friere so. Die Verkäuferin sah den Menschen, wie man sich denken kann, höchst verwundert an und entgegnete ihm, daß sie nur zu verkaufen, aber nichts zum Verschenken hätte. Na — meinte Jener — dann nehmen Sie sich nur in Acht, daß Ihnen der Pelz nicht gestohlen wird. Die Trödlerin hielt dies für eine leere Redensart und achtete weiter nicht darauf. Sie hängte am andern Morgen den Pelz wieder heraus, als sie ihn aber Abends hereinnehmen wollte, war derselbe verschwunden. Der Dieb hatte Wort gehalten.

(Mäßigkeitsvereine in Irland.) In Irland hat man bekanntlich die Absicht dem Mäßigkeitsapostel Pater Mathew irgend ein Zeugniß der Nationaldankbarkeit zu verehren. Das Belfast New Letter sagt darüber: „Kein Irländer verdient mehr eine Belohnung seiner patriotischen Verdienste, Hr. Mathew hat in der That eine große moralische Umwälzung im Lande zu Stande gebracht. Durch die magische Gewalt des Mäßigkeitsgelübdes hat sich die sittliche Physiognomie des irischen Volkes wunderbar verändert. Männer verschiedener religiöser Bekenntnisse und von verschiedenen politischen Meinungen legen übereinstimmend Zeugniß ab von den guten Früchten, welche die Ausbreitung des Mäßigkeitsvereins in Irland hervorbringt. Ruhe ist an die Stelle des Müßiggangs getreten, und als Folge davon bessern sich die Vermögensumstände der Irländer sichtbar." Zu dieser Stelle bemerkt der Sun: Wenn man bedenkt, daß es ein ultrastaatskirchliches Toryblatt ist das diese Sprache führt, eines von den Organen der Parthei, welche, als Pater Mathew sein großes Experiment anfing, ihn einen Träumer und Phantasten nannte und seine Ideen als utopische und unausführbare lächerlich machte, so wird man gestehen, daß die Bemühungen des Mäßigkeitsapostels sehr erfolgreich gewesen sein müssen, um einem erklärten Feind eine solche Anerkennung abzunöthigen.

(Eine gescheidte Antwort.) Wir lesen so eben eine recht artige Anekdote in einem neuern französischen Buche von dem jungen, geistvollen Fürsten Prémont, der mit dem Studium der alten Classiker nothwendig auch die Mythengeschichte der Griechen und Römer verbindet. Als ihm nemlich sein Lehrer den bekannten Mythos der Pandora vortrug und sagte: „Bis zu die-

ser Zeit gab es, wie einst im Paradeise, gar keine Schuld und kein Uebel, denn alles das war in jener Büchse befindlich, welche die neugierige und vorwitzige Pandora, diese Eva der alten Heiden, wider das Verbot geöffnet hat, worauf alle Uebel, und Sünden, wie häßliche Raubvögel und garstiges Ungeziefer in die Welt herausgeflogen, und nur noch die Hoffnung auf dem Grunde zurückgeblieben ist." — antwortete der junge Fürst (eine Antwort, die wir noch nicht einmal aus gelehrtem Munde gehört haben): „Ich finde in dieser Sache zwei bedeutsame Widersprüche; fürs Erste mußte doch vor Eröffnung der Büchse schon der Vorwitz in der Welt gewesen sein, und der Vorwitz dünkt mich ein Urübel, weil die Erfahrung lehrt, daß so viele andere aus ihm entspringen; fürs Zweite hat sich dort die Hoffnung auch unter den Uebeln befunden, und meines Erachtens ist sie eines der größten Lebensgüter, und gleichsam selbst eine goldene Büchse, deren Inhalt aber nur Gutes und Schönes ist!"

(Zwei englische Geistliche) gleichen Namens, wohnen in derselben Stadt: der Eine ein Dissenter, der Andere ein Anhänger der herrschenden Kirche. Der Letztere erhält jüngst ein Packet, dessen freigeistiger Inhalt ihm beweiset, daß es für den Dissenter, seinen Namensvetter, bestimmt ist. „Sir," schreibt er ihm be Uebersendung der Papiere, „dieses Mißverständniß würde nicht Statt gefunden haben, hätten Sie sich nicht einen Titel angemaßt, auf den Sie kein Recht haben." Bald darauf wird dem Dissenter ein Packet zugesandt, das eine Menge gedruckter Predigten enthält, denen der Empfänger ansieht, daß sie für seinen frommen Kollegen bestimmt sind: „Sir — schreibt er ihm — hätten Sie sich nicht ein Amt angemaßt, dem Sie nicht gewachsen — dies Mißverständniß würde nicht Statt gefunden haben."

(Im christlichen England) ist es nichts Seltenes, daß Familien, der Kosten wegen, ihre Kinder viele Jahre ungetauft lassen, was darum thunlich ist, weil die Staatskirche trotz all ihrer politischen Macht, und trotz der Registrationsacte, doch dem ökonomischen Hausregiment des Engländers gegenüber, das dieser eifersüchtig überwacht („Mein Haus ist meine Burg") nicht jene geistliche Polizeigewalt besitzt, die in andern Ländern mit der bürgerlichen Polizei so segensreich, aber freilich mit einiger Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit, Hand in Hand geht. In einem Orte von Wiltshire kam neulich der Fall vor, daß ein vor dem Altar stehendes Brautpaar als ungetauft erkannt wurde. Der Pfarrer ließ sich die Taufgebühr von 2 Shilling auf 3 Pfund herunterhandeln.

(Kleinkinderbewahr-Anstalten in Frankreich.) Im Jahre 1837 gab es in Frankreich nur 271 Kleinkinderbewahr-Anstalten in 172 Gemeinden, welche überhaupt 25,214 Kinder aufnahmen; 1840 bestanden schon in 352 Gemeinden 555 Kleinkinderbewahr-Anstalten, mit 20,986 Kindern. Die Gemeinden haben hiezu 235,631 Frs. und die Departements 60,395 Frs. beigesteuert. Im Jahre 1840 wurde von der Deputirtenkammer ein jährlicher Kredit von 200,000 Frcs. für dieselben bewilligt.

(Industrielle Staatsökonomie.) Ein Yankee in Boston empfiehlt in öffentlichen Blättern Eltern und Vormündern ungebotmäßiger Knaben seine neuerrichtete pädagogische Prügelmaschine von einer Pferdekraft." Die Preise sind, je nach Zahl und Qualität der zu ertheilenden Streiche, auf 2 bis 12 Cents festgesetzt.

(Bärte.) Bei den Juden galt der Bart, so wie noch jetzt bei den Türken für eine Zierde. Man konnte einen Juden nicht härter beschimpfen, als wenn man ihm den Bart abschnitt. Wem ein solcher Schimpf wiederfuhr, wurde nach Jericho verwiesen, bis der Bart wieder gewachsen war. Bei uns ist es umgekehrt und der Bart, sei es ein Schnauz-, Ziegen-, Zwickel- oder sonstiger Bart ein Zeichen der Wildheit und der Barbarei. Unser Militär als Symbol der Freiheit, trägt, so wie ein freier Bremer seinen Bart.

(Ungeheure Genialität) Der Hr. v. Schindler hat wohl nach Jean Paul den meisten Anspruch auf das Großmogulat des Witzes. Dieser fruchtbare Autor hat eine Art Witzspiele erfunden, welche an Scharfsinn Alles übertreffen, was Leibnitz, Locke und Descartes je ersonnen haben. Z. B.:

1) „Welche Ratten sind ärmer als die Kirchenmäuse?"

— — — „Die Lite—raten."

Ein „t" haben die Ratten in der Gesellschaft von Literaten aufgegessen.

2) Welcher Thee gewährt den höchsten Genuß?"

— „Goe—the!"

Anzeige.

Visiten- und Einladungs-Karten

in großer Auswahl, zum **Thee und Tanz, Thee und Abendessen, Mittag- und Abendessen, Soirée, Taufe, Hochzeit, Kranzbinden, Verlobung, Beerdigung, Diakonen-Gesellschaft** 2c. sind zu haben bei

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen 2c.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 98.

Bremen, Donnerstag den 8. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1228. Den 3. Dec. Des Gürtlers Joh. Heinr. Walter Ehefr., geb. Lente, 60 Jahr, Geeren Nro. 4.

— 1229. Den 4. — Des Schneidermeisters Friedrich Frese Sohn, 10 Mt., Buchtstr. Nr. 38.

— 1230. Den 4. — Des Handelsmanns Levy Abraham Wittwe, geb. Heyn, 86 Jahr, Hastedt Nro. 76.

— 1231. Den 4. — Des Steuermanns Heinr. Sanders Sohn, nach der Geburt gestorben, Korsesdeich Nro. 4.

— 1232. Den 5. — Der Schiffscapitain Eldert Meyer, 82¼ Jahr, Doventhorstraße Nro. 12.

Nro. 1233. Den 5. — Der Landmann Hinr. Friedr. Eylers, 35 Jahr, Neuenlande Nro. 12.

— 1234. Den 5. — Des Sattlermeisters Daniel Katz Ehefr., geb. Haake, 59 Jahr, Schüsselkorb Nro. 25.

— 1235. Den 5. — Die Dienstmagd Johanna Catharine Müller, 22 Jahr, Obernstr. Nr. 35.

— 1236. Den 6. — Des Arb. Hinrich Lampe Tochter, 1½ Jahr, Heerdenthorswallstraße Nr. 32.

— 1237. Den 6. — Des Schmiedemeisters Joh. Gotthelf Schultze Sohn, 3 Monat, Buchtstr. Nro. 32.

— 1238. Den 7. — Der Arb. Friedr. Wilh. Moritz, 67 Jahr, Dragengang Nro. 3.

Geburten:

Nro. 1522. Den 2. Decbr. Des Cigarrenmachers Carl Phil. Eickhoff Ehefr., geb. Honhorst, im Sack Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1523. Den 2. — Des Weinküpers Heinr. Pleuß Ehefr., geb. Sannemann, gr. Hundestraße Nro. 9, von einem Knaben.

— 1524. Den 3. — Des Kahnschiffers Rauert Gerhard Klevenhusen Ehefr., geb. Bohe, Neuengang, von einem Knaben.

— 1525. Den 3. — Des Fuhrmanns Clamor Adolph Hackstedte Ehefr., geb. Octers, Sandweg Nro. 1, von einem Knaben.

— 1526. Den 3. — Des Catastergeometers Anton Christ. Henrich Schramme Ehefr., geb. Müller, Kohlhökerstraße Nro. 42,B v. e. M.

— 1527. Den 3. — Des Schuhmachers Diedr. Arnold Peters Ehefr., geb. Meyer, Töferbohmstraße Nro. 4, von einem Knaben.

— 1528. Den 4. — Des Kaufmanns Carl Aug. Nicol. Theodor Spiegelberg, Ehefr., geb. Teldsen, Westerstraße Nro. 27, von einem Knaben.

— 1529. Den 4. — Des Steuermanns Heinrich Sanders Ehefr., geb. Kruse, Korses Deich Nro. 4, von Zwillings-Knaben.

Nro. 1530. Den 4. — Des Arb. Joh. Diedrich Helmken Ehefr., geb. Isern, Düsternstraße Nr. 93, von einem Mädchen.

— 1531. Den 4. — Des Küpergesellen Friedr. Wilh. Vagt Ehefr., geb. Bosse, gr. Johannisstraße Nro. 23, von einem Mädchen.

— 1532. Den 4. — Des Arb. Joh. Friedr. Böhmken Ehefr., geb. Precht, Abbenthorswallstraße Nro. 65, von einem Knaben.

— 1533. Den 4. — Des Cigarrenfabrikanten Valentin Hieronimus Zimmermann Ehefr., geborne Wienecke, große Sortillenstraße Nro. 45, von einem Mädchen.

— 1534. Den 5. — Des Cigarrenmachers Joh. Bernh. Schmidt Ehefr., geb. Lürssen, im Runken Nro. 27, von einem Knaben.

— 1535. Den 5. — Franz Heinr. Oppermann Ehefr., geb. Hilgerloh, Knoopstraße Nr. 21, von einem Knaben.

— 1536. Den 5. Des Arb. Herm. Heinr. Heyn Ehefr., geb. Schäfer, gr. Papekengang Nro. 3, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 99.

Bremen, Sonntag den 11. December 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 11. December.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Cand. Bleudermann.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 U. Hr. Pastor Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wehrhadel.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die drei Küsse.

Drei Küsse nur als Weihe in dem Leben
Sind deutungsvoll dem Sterblichen gegeben,
Nur drei, und heilig reine Lippen spenden
Sie Dir bei Deines Lebens Sonnenwenden.

Den ersten haucht mit schmerzlich süßem Lächeln
Die Mutter auf die Lippen, wenn mit Fächeln
Des Lebens erste Stunde Dich umschwebet
Und Dich des Daseins junge Gluth durchbebet.

Bedeutungsvoll ist dieser Kuß und heilig:
Er weiht Dich ein ins Leben, kurz und eilig,
In's Leben, dessen unbekannte Loose,
Noch ruhen in des Schicksals dunklem Schooße.

Der zweite zuckt wie Himmelsfunken nieder,
Durchschauert wie ein Aetherstrom die Glieder,
Und trägt Dich durch des Weltenalls Getriebe:
Das ist der erste Kuß der wahren Liebe.

Es knüpft an ihn sich Deines Schicksals Stunde,
Dein Himmel oder Deines Lebens Wunde:
Die süßesten geheimnißvollsten Leiden,
Gemischt mit unbegreiflich bittren Freuden.

Der dritte wird Dir weinend aufgedrungen,
Wenn Du im Tode endlich ausgerungen;
Du fühlst ihn nicht, auch nicht der Freunde Qualen,
Mit denen sie die letzte Schuld bezahlen.

Es ist ein milder Trost im herben Leben,
Daß dieser Kuß Dir einstmals wird gegeben,
Dann bist Du frei — und dieser Kuß geleitet
Dich in ein Land, wo keine Tugend streitet.

Katharina.

(Fortsetzung.)

Karl konnte hierauf keine Antwort geben, denn er war fest entschlossen, niemals zu Katharina zurückzukehren. Eines Abend aber, als er aus der Vorstadt, wo seine Fabrik lag, nach Hause kam, traf er Katharina mit lautem

Schluchzen an und in der heftigsten Verzweiflung sagte sie zu ihm:

„Dein Kind stirbt, komm' und besuche es! O komm', komm', laß mich nicht allein zwischen dem einen meiner Knaben, der stirbt, und dem andern, der vor Jammer heult."

Lorstätt ließ sich fortreißen: er hatte nie noch so tiefe Zuneigung zu Katharina und ihren Kindern gefühlt, als in diesem Augenblick. Als er in ihre Dachkammer trat, packt ihn mit Entsetzen das Gemälde des Elends und der Unordnung, die er von allen Seiten sieht und mit denen er im Geist die geschmackvolle und saubere Einfachheit von Katharinens früherer Wohnung vergleicht. Das Elend ist entsetzlich; denn es fehlt der Kammer an den allernothwendigsten Dingen; die Unordnung ist abstoßend und empörend. Auf einem erbärmlichen Strohlager windet sich eins der unglücklichen Kinder; das andere voll Schrecken und Mitleid über den Zustand seines Bruders, wälzt sich verzweiflungsvoll auf dem Fußboden und stößt Entsetzensschreie aus, so daß zu befürchten war, er würde bald in denselben gefährlichen Zustand verfallen; Katharina selbst wirft sich weinend auf das armselige Bett und ruft aus:

Sieh! da sind sie beide dem Tode nah und ich weiß nicht, was ich thun soll, um ihnen zu Hülfe zu kommen; denn ich fühle mich ganz irre im Kopfe; o, zuweilen wandeln mich schauervolle Versuchungen an; da habe ich Lust, mich aus dem Fenster hinabzustürzen oder mich nebst diesen armen Kindern ins Wasser zu werfen. O, Karl, Karl, sieh, wie viel Uebeles Du mir zugefügt."

Lorstätt weint heiße, bittere Thränen; er ergreift Katharinen bei den Händen, sagt ihr einige sanfte Worte welche auf ihre Seele die Wirkung eines wohlthätigen Balsams haben, der den Schmerz stillt und die klaffenden Wunden schließt. Sodann, rasch wie der Blitz, sucht er einen Arzt auf, bringt ihn sofort mit, verschafft sich möglichst schnell die von ihm verordneten Heilmittel und wacht sorgfältig darüber, daß sie gehörig angewandt werden. Er verläßt Katharinen nicht eher, als bis ihr Kind außer Gefahr ist und bei seinem Fortgehn richtet er einige tröstende Worte an sie. Die arme Frau, durchdrungen von einem Wonnegefühl, das sie seit langer Zeit nicht mehr kannte, faßte ihn bei seinen beiden Händen, folgte ihm als er sich sanft loswindet, und stürzt sich ihm fast zu Füßen, indem sie ihm unzählige Male wiederholt: „O, Karl, Du wirst wiederkommen, sage es mir, daß Du wieder kommen wirst Dein krankes Kind zu besuchen!" Karl konnte nicht umhin ihr dies so heiß begehrte Versprechen zu geben.

Als er nach Hause kam, quälte seinen Geist zunächst die traurige Erinnerung an die herzzerreißende Scene, deren Augenzeuge er so eben gewesen, neben der Unruhe, welche sein ungewöhnlich verlängertes Ausbleiben Amalien verursacht haben würde. Er fand sie in Gedanken versunken, schweigsam, den blassen Tod auf der Stirn; aber ohne eine Klage vorzubringen, ohne einen Vorwurf ihm zu machen, reicht sie ihm die Hand und indem sie ein Lächeln auf ihre Lippen zwang, versuchte sie ein Gespräch über gleichgültige Dinge anzuknüpfen. Lorstätt unentschieden, was besser zu sprechen oder schweigen, begiebt sich zu Bette, indem er eine Auseinandersetzung auf morgen früh verschiebt. Aber des Nachts, während beide sich stellten, als lägen sie in tiefen Schlummer, hört er Amaliens ängstliches Aufschwholen, da sie sich bemüht, ihre Seufzer in ihre Brust zurückzupressen: bei dem bleichen Schimmer der Nachtlampe sieht er, wie die Thränen langsam über ihre Wangen hinabfließen. Er fragt sie ob sie leidend sei; da vermag Amalie nicht länger an sich zu halten, und gesteht ihrem Gemahl daß sie vor Eifersucht stirbt, daß Katharinens Verfolgungen und ihr Anblick eine unerträgliche Qual für sie sind, daß sie die Vorgänge des heutigen Abends schon erfahren, ehe Lorstätt nach Hause gekommen und daß, obzwar sie sein Benehmen nicht mißbilligen könne, sie doch sicherlich vor Gram sterben werde, wenn er, aus welchen Grunde es auch immer sein möge, fortfahre, Katharinen zu besuchen. Lorstätt gerieth über das, was er hier erfuhr, in Verzweiflung, denn da er wußte, wie verderblich diese Erregung für Amalie und ihren jetzigen Zustand werden konnte, so stiegen die unheilvollsten Befürchtungen in seinem Geiste auf. Er konnte sie nur durch zärtliche Worte beruhigen und versprich ihr, daß er alles Mögliche anwenden wolle, um Katharinens Verfolgungen ein Ende zu machen und jeglichen Umgang mit ihr abzubrechen.

Am Morgen nach dieser nächtlichen Scene theilte er ihr seinen Entschluß mit, schon jetzt sich auf ein nur in geringer Entfernung von der Stadt gelegenes Landhaus zu begeben. Dort werde er allein mit ihr sein und könne ihr ganz seine Zeit widmen. Amalien gefiel wie man sich leicht denken kann, dieser Vorschlag vollkommen; sie dankte ihrem Gemahl in den liebevollsten Ausdrücken für seine Güte und versprach ihm, ihrerseits alle möglichen Anstrengungen zu

machen, und ihrer unruhigen Einbildungskraft Meisterin zu werden.

Ein letztes Mal jedoch begab sich Karl noch zu Katharinen, um ihr anzukündigen, daß er eine lange Reise unternehmen müsse, und wollte sie hierauf verlassen, indem er eine Börse voll Goldstücke zurückließ. Aber Katharina versuchte ihn zurückzuhalten; sie klammerte sich an ihn; bald bricht sie in bittere Verwünschungen aus, bald vergießt sie reiche Thränenströme, bald richtet sie die rührendsten Bitten an ihn und das Ende all ihrer Reden ist immer der Schwur, ihm überall hin zu folgen. Lorstätt kehrte untröstlich nach Hause zurück; er sah ein, wie es eine Unmöglichkeit sei, sich den Verfolgungen Katharinens zu entziehen. Das Entsetzlichste für ihn aber war, daß er im Grunde sie und noch mehr seine Kinder liebte, während er andrerseits Amalie anbetete und daß er erkannte, wie ihrer aller Schicksal durch seine Schuld verdorben sei.

Lorstätt und Amalie hatten sich nun wirklich auf ihr Landhaus begeben. Seine Lage und Umgebung waren wunderschön; es ist ein gebirgiges Land, in dem ein kleiner Bach fließt, der in seinem gewundnen Lauf eine Zier der malerischsten Landschaften wird. Man sieht ihn sich durch reiche in üppiger Vegetation erglänzende Thäler schlängeln, welche von Gebirgen umgeben sind, die bald enger sich einschließend, bald sich weiter von einander dehnend die Abwechselungen einer bald lachenden und fruchtbaren, bald wilden und unfruchtbaren Natur darbieten, je nachdem der Boden seine Weinranken und seine sorgfältig bebauten Felder den Blicken entrollte, oder nur die nackten Gipfel eines Felsens in phantastischer Formbildung zeigt. Der Reisende, oder vielmehr Spaziergänger — denn dieses Bergthal lag seitab der großen Heerstraße und lockte nur selten einen Reisenden an — muß auf seinem Wege sich vom Laufe der Baches abwenden, um einen kleinen Hügel zu erklimmen; da zeigt sich alsdann nach und nach seinen Blicken eine weite Aussicht und ein unabsehbarer Gesichtskreis; in der Ferne, aber nur als undeutliche Massen, einige Städte, näher die umliegenden Dörfer, deren spitze Kirchthürme man zu unterscheiden vermag, und endlich gerade seinem Standpunkte gegenüber Gruppen von Häusern, die auf den Seiten des Gebirges zerstreut sind, oder auf den Gipfeln von Hügeln nisten oder in eine Höhlung der Felsen hineingebaut sind, und fast mit künstlerischer Hand hier angelegt zu sein scheinen, um der Landschaft Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit zu verleihen; überall aber, wohin der Blick fiel, fand man den schlangenartig sich windenden Lauf des Baches, der in seinem herumirrenden zwecklosen Gange, tausend Abwechselungen, tausend sonderbare Gestaltungen des Bodens bildet und auf seinem Wege die Schätze befruchtet, welche die Natur in ihrem Busen trägt.

Wie glücklich waren Karl und Amalie in den ersten Tagen, als sie zusammen diese schöne Gegend durchstreiften, indem sie langsam längs der Ufer des Baches hin ihren Spazierweg nahmen oder die Höhen bestiegen und dort in entzückter Betrachtung der reichen landschaftlichen Fernsichten und in Bewunderung der majestätischen Einfachheit der Natur, ihrer erstaunenswerthen Fruchtbarkeit, ihrer erhabenen Harmonien, Stunden, ja Tage verbrachten. Wie glücklich waren sie, wenn sie auf dem Abhange eines Hügels, unter dem Schatten eines überhängenden Felsstücks sitzend, dem beredten Stillschweigen der Natur lauschten und sich durchdrungen fühlten von jener Ruhe, welche aus der atmosphärischen Luft in die Seele übergeht! Wie glücklich waren sie durch das gegenseitige Bewußtsein ihrer Liebe, die in dieser Einsamkeit um so viel viel zärtlicher und leidenschaftlicher wurde, da dies stets die Wirkung des Naturlebens ist, daß es die Gefühle erhöht, reinigt und erhebt und innigkräftiger macht, als sie im dunstigen Gifthauche der Städte sind, wo unsere Aufmerksamkeit so vielfach zerstreut, unser Herz eingezwängt und unsere Seele durch die täglich sich gleichbleibenden Eindrücke abgestumpft wird.

Dabei nun blieben Lorstätt und seine Gemahlin nicht etwa alle Tage in die bloße Betrachtung der Natur versunken, sondern sie suchten durch die Hülfsmittel der Kunst und Wissenschaft sie besser zu verstehen, über sie nachzudenken, sie sich ganz anzueignen. Bald beschäftigten sie sich mit Botanisiren; denn Beide liebten leidenschaftlich dieses Studium, das dem es Betreibenden jeden Tag den Lohn seiner Bemühungen gibt, ohne sich je zu erschöpfen, ein Studium, das eigentlich keines ist, da es nur aus einem sanften hinschlendernden Spaziergang, einem dolce far niente, einer leichten, zugleich körperlichen und geistigen Uebung besteht. Bald übten sie sich in einer Zeichnung nach der Natur. Oft lasen sie einander Stellen eines Dichters oder Romanschriftstellers vor, der ihnen die ewig neuen

und doch ewig gleichen Harmonien der Gottheit, der Natur und der Liebe unter andern Gestaltungen und Formen vorführt.

Dieses Glück Karls und Amaliens dauerte so lange bis sie eines Tages, nachdem sie auf ihrem Lieblingsplatze unter einem Felsdache, mehrere süße Stunden verbracht hatten, plötzlich Katharinen bemerkten, die nebst ihren beiden Knaben in einer Ritze desselben Felsens niedergekauert saß, an dessen Fuß sie sich befanden; Amalie erbleichte, ihre Füße wankten.

„Komm, geliebter Theurer," sagte sie zu Lorstätt „komm, laß uns fliehen; ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, sie wolle ein Felsstück auf unsere Häupter werfen, um uns zu zerschmettern."

Bei diesen Worten war sie von einem krampfhaften Zittern ergriffen worden und sie schien wirklich die Befürchtung zu hegen, Katharina wollte sie und ihren Gemahl ermorden. Mit unsäglicher Mühe führte sie Karl nach Hause, indem er sie mehr in seinen Armen trug, als sie selbst zu gehen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen über Zoll- und Handelswesen.

I.

Die Augsburger Allg. Zeitung enthält in ihrer neuesten Nummer einen Artikel aus dem benachbarten Oldenburg, der einem großen Theil unserer Leser gewiß nicht uninteressant ist, und dem, der mit der Lage des kleinen Ländchens bekannt, genugsam darthun wird, wie wenig man dort auf die sichtbaren Andeutungen und alle Begünstigungen der Natur zur Herstellung wichtiger Wasserwege kaum noch geachtet hat, die auf den ersten Blick jedem so wünschenswerth erscheinen, und von denen das Oldenburg benachbarte Niederland seit Jahrhunderten so viele Vortheile genoß.

Da allem Anschein nach in nicht ferner Zukunft der Plan Rhein und Ems durch einen Canal zu verbinden, in Ausführung kommen wird, so dürfte es angemessen sein auf einen Wasserweg hinzudeuten, der die Rheinlande mit der Weser und Elbe in Verbindung setzen, ihren Ausfuhrartikeln, die sich für Bremens und Hamburgs Märkte eignen, den besten und ohne Assecuranz gesicherten Ausgang verschaffen, und sie auf diesem Wege ebenfalls in den Stand setzen würde, jede überseeische Unternehmung selbstständig auszuführen. Wenn sich die Ems an der ostfriesischen Küste nach Nordwesten gegen den Dollart und die Stadt Emden wendet, nimmt sie bei der ostfriesischen Stadt Leer die Leda auf, einen Fluß zwar von kurzem Laufe aber von bedeutender Tiefe wegen des Wasserreichthums der benachbarten Niederungen. In die Leda ergießt sich unter andern Flüßchen die Vehne, welche zwei Stunden von der Stadt Oldenburg vorbeifließt, beim Kirchdorfe Edewecht, wo manche kleine Seeschiffe für Leer, Emden, Groningen ꝛc. gebaut werden. Eine kleine Stunde von der Stadt Oldenburg ist ein großherzogliches Vorwerk, Hundesmühlen mit einer Torfgräberei die einen großen Theil der Stadt mit Brennmaterial versorgt; zum Transport desselben ist ein Canal nach manchjähriger Ausgrabung des Moors bis auf eine Stunde von dem obenbenannten Dorfe Edewecht ausgeführt; diese Strecke noch durchgestochen und die Wasserverbindung zwischen der Ems und unserem schiffbaren Hunteflus ist hergestellt. Jener Canal ist zwischen Hundesmühlen und Oldenburg mit dem Flüßchen Bathe verbunden, und nachdem diese vereinigt von einem Arm der Hunte aufgenommen sind, bringt dieser uns die Torfschiffe nach der Stadt. Die Hunte aber mündet zwei Meilen von hier diesseits Elsfleth in die Weser. Obgleich die Hunte schon früher vier Meilen von hier von Wildeshausen für kleine Fahrzeuge schiffbar ist, wird sie doch hier erst belebt; die von Bremen, unserm Freihafen Brake, Bremerhaven, Hamburg ꝛc kommenden und dahin gehenden Schiffe, so wie selbst kleine Seeschiffe von der Ostsee und England, laden und löschen hier an der Stadt. Die Fahrt nach Bremen dauert 12 bis 24, nach Brake 4 bis 6, nach Bremerhaven 6 bis 8, nach Hamburg 48 Stunden, was indessen von Wind und Wetter abhängt, da die Schiffe segeln müssen und wir hier regelmäßig Ebbe und Fluth haben. Ist der Wasserweg vom Rhein bis hier gebahnt, so kann jede Waare die sich dazu eignet, bei der so belebten und durch mehrere Lootseninstitute so wie durch Feuerschiffe gesicherten Schifffahrt von und nach der Weser von entfernten Ländern bezogen und dahin gesandt werden zu bestimmten mäßigen Frachten und gewöhnlichen Kosten, die keineswegs willkürlich erhöht werden können. Sind Leer und Emden bei ei-

öffneter Canalfahrt um den Rheinländern auch etwas näher, so finden sie daselbst doch vor der Hand nur noch einen unbedeutenden Markt gegen denjenigen an der Weser und Elbe, und die überseeischen Versendungen und Beziehungen würden aus Mangel an Schiffsgelegenheit nur schwer, oft gar nicht ausführbar sein. Die Schiffsfracht von hier bis Bremen beträgt per Last von circa 40 Centnern 2 à 2½ Rt. nach Hamburg 4 à 5 Rt, nach Brake und Bremerhaven 1½ bis 2 Rthlr. Die Landfracht ½ à ¾ Rthlr. per Centner nach Bremen. Noch muß man bemerken, daß die ersten zwei Dampfschiffe, zur Passagier- und Schleppfahrt von Hamburg nach Magdeburg bestimmt, hier vor einigen Jahren gebaut sind, und daß in der Regel hier einige Seeschiffe zum Bau den Werften liegen.

*1842!

Wer zum Osterthore herein kömmt, und seinen Blick auf die zwischen dem Thore selbst und den Thor-Häusern hinlaufenden Stackete wirft, sollte versucht werden zu glauben, daß das allenthalben reich gepriesene Bremen auf dem Punkte stehe bankerot zu machen. — Man sagt zwar entschuldigend, und auch wohl mit Recht, daß bei den in der letzteren Zeit so bedeutenden Ausgaben der Stadt, mit den Verbesserungen nur nach und nach zu Werke gegangen werden könne, aber Bremen sollte stets Geld genug haben, und sei es auch nur in Gestalt seines Credits, um das Nothwendige zu thun, und dazu gehört unumstößlich die Aufrechthaltung des Decorums, nicht aber zu gestatten, daß seine Thore im Lumpengewande gehüllt, sich dem Auge des auf Fremden präsentiren! —

Sonderbar, daß man hier Mangel und Ueberfluß nachbarlich neben einander gebettet findet! —

Jedem nämlich, der den alten Wall besucht, muß es schon seit Jahr und Tag aufgefallen sein, daß man um die daselbst befindliche Schlucht auszufüllen, nebst Schutt und Erde allerhand dem Gesichte und den Geruchsnerven anstößige Substanzen dort deponirt hat. — Das war nun mehr oder weniger ein nothwendiges Uebel aber schon seit geraumer Zeit stellte es sich, — ohne daß es einer desfallsigen mathematischen Berechnung bedurft hätte — augenfällig heraus, daß man es sich angelegen sein ließ die Schlucht statt auszufüllen in einen Hügel zu verwandeln. — Man fragte sich wozu? — Jetzt kann man sich die Antwort holen, wenn man sieht wie Wagen beschäftigt sind den früher angefahrenen Ueberfluß wieder wegzufahren.

N. D.

Aus meinem Blumenleben.

Von P. Klein.

Die Myrthe.

Die deutsche Jungfrau schlingt die dunkle Myrthe in die blonden Locken, wenn an des künft'gen Gatten Hand zum Altare sie tritt, auf dem sie ihm Stand, Namen, Kranz und Freiheit opfert. — Am letzten Tage wo sie Mädchen ist, schmückt sie das Sinnbild der Jungfräulichkeit, die glänzend reine, immer grüne Myrthe, die zarte weiße Blüthen nur, doch keine Früchte, keinen Saamen trägt. Wohl stimmt das dunkle Grün des deutungsvollen Putzes, der einmal nur im langen Leben die holde Stirn umzieht, zu jenem weichen Ernst, mit dem Teutonens sinnige Tochter den wichtigen Schritt aus ihrer Jugend Paradiese in's ernste Frauenleben thut. Des Kranzes Rund zeigt ihr das Endlose dieses Bundes, sein enger Raum, die festgesteckte Bahn der Pflichten, Freuden und des Wirkens, in der sie fortan sich umdreht, die kleine Welt, der sie nun Axe ist, und Pol und Sonne.

Die weiße Lilie.

Als auf dem Golgatha verzweiflungsvoll im heißen Schmerz versenkt Maria zu des Kreuzes Fuße lag, fast bleicher noch als ihre weißen Schleier, das Auge zu dem Göttlichen erhoben, den sie als Sohn an ihre Brust gewiegt, und den des Todes Arme schon umfangen. Da senkt der Sterbende den letzten Blick des heiligen Auges zu der Armen, und aus ihm strömt des Glaubens Strahl in ihre wunde Brust. Entrückt dadurch dem bangen Erdenweh, er-

hebt sie sich und giebt ihn muthig bessern Welten, der Gottheit wieder die ihn ihr gesandt. Doch dieser Blick des sterbenden Erlösers der von Maria nieder zu der blutgetränkten Erde glitt, bewirkt ein zweites Wunder: er ruft der Jungfrau heil'ges Bild, die weiße Lilie aus dem Boden. Im fleckenlosen Glanz hebt ruhig ernst das Haupt sie auf und schaut nach Oben. Der Wahrheit Glorie, der Sonnenstrahl schmückt ihre Brust, ihr Athem schon ist Engelgruß der Schönen, durch sie spricht Jesus sterbend noch zu den geliebten Menschen, die er dem ungekannten Vater zugeführt: erhaltet rein Euch in dem Staub der Erde und blickt vertrauensvoll zu Gott empor! Gebt willig ihm, wenn er's zurücke fordert, was Eures Lebens größtes Kleinod war; er nimmt es nur um es Euch zu bewahren und wägt die Spanne Zeit mit Ewigkeiten auf.

(Wird fortgesetzt.)

* Theater.

Schon seit längerer Zeit ist hie und da erwähnt, daß der Capellmeister des hiesigen Stadttheaters, Herr J. J. Schrameck, damit beschäftigt sei, eine von ihm selbst componirte Oper auf hiesiger Bühne zur Aufführung zu bringen. Diese Aufführung ist nunmehr auf nächsten Dienstag den 13. December festgesetzt, und führt die Oper den Titel: „Das Brautfest auf Olivo, oder: Die Seeräuber," große historisch-romantische Oper in drei Aufzügen, Text von Wagner, Musik von J. J. Schrameck.

Der Komponist ist uns diesen Winter als tüchtiger Dirigent der Oper bekannt geworden; er hat uns unter anderm durch Aufführung der Hugenotten gezeigt, daß er vor keinen zu überwindenden Schwierigkeiten zurückschreckte, wenn es gilt in der Kunst etwas Treffliches zu leisten, und daß er umsichtig mit verhältnißmäßig beschränkten Mitteln Schönes zu leisten vermag. Er verdient also wohl, daß die Darstellung seines Werkes, jener zu seinem Benefiz zur Aufführung kommenden Oper, sich des Interesses der lebendigen Theilnahme im Publicum erfreue. — Ueberhaupt ist es aber schon interessant, Zeuge der ersten Aufführung eines neuen Kunstwerkes zu sein, und das Urtheil der Zuhörer bei einem solchen Debüt ist der Taufschein des jungen Kindes. Ein günstiges Urtheil giebt ihm zu seiner Lebenszeit ein schönes Empfehlungsbriefchen mit, das willig die Thüren sich öffnen macht, wo es vernommen wird; ein mißfälliges Urtheil bricht von vorn herein den Stab über das Kind der Muse. — Wir laden daher das musikliebende Publicum ein, durch zahlreiche Theilnahme dem in unserer Mitte weilenden Künstler sein Interesse zu bezeugen, und durch ein freundliches aber gerechtes Urtheil zu entscheiden, ob die Laufbahn der neuen Oper eine leichte fröhliche oder eine kümmerliche sein wird. Wir, unserer Seits, hegen zum tüchtigen Komponisten das beste Vertrauen.

Z.

Artikel-Räthsel.

Der steht erhaben über Viele
Und lächelt wenn die Welt erbebt —
Doch die erklingt — vergessene Gefühle,
Sie werden neu durch sie belebt:
Wenn sie ertönet aus den Zeiten,
Wo der sogar der Herzen Glück,
Der ersten Liebe Seligkeiten,
Empfand mit feucht verklärtem Blick. —
Der kennt des Lebens ächte Freude
Und findet stets das reinste Glück,
Trägt, nie mit seiner Pflicht im Streite,
Mit Lächeln selbst das Mißgeschick. —
Die ist bei allen sehr verschieden,
Weil man die eig'ne meist nur liebt,
Doch dient es sicher uns zum Frieden,
Wenn man nur stets die Rechte übt. —
Es wohnte einst im engsten Hause
Ein der, es war just seine die,
Doch aus der wunderlichen Klause
Lehrt er der Welt Philosophie. —

Auflösung des Logogryphs in Nro. 96.

Tauber. — Mauer.

Auflösung des Räthsels in Nr. 98.

Die Sorge.

Miscellaneen.

(Drei Opfer eines Scherzes.) Das „Industrie- und Gewerbeblatt" theilt folgendes unglückliche Ereigniß mit. Es ist in Spitzenbach in Obersteiermark obwohl strenge verboten, dennoch üblich, daß an Feierabenden nach vollendeter Schicht die Zerren- und Hammerschmiede häufig für fremde Parthien Nägel machen, und sich Nägelzaine aneignen, ohne daß der Gewerk eben Erlaubniß giebt, woher oft bedeutende Eisenabgänge kommen. — Am letzten Sonnabend nun richtete sich der Zerrenmeister wieder Alles zum Nägelmachen her, gab die Nägelzaine in das Feuer, und entfernte sich einen Augenblick, um noch Etwas zu holen. Da fiel es einem Schmiede ein, den Zain im Feuer heimlich umzukehren, so daß das rothheiße Eisen herausstand. Der zurückkehrende Meister will nun zu arbeiten anfangen, und nimmt das heiße Eisen mit bloßer Hand, verbrennt sich sehr stark, und schleudert das Eisen auf die Erde hin. Ein dritter Schmied sitzt auf einer Bank, beobachtet den ganzen Hergang der Sache und lacht, als der Verbrannte das Eisen wegwirft; darüber ergrimmt, ergreift er den glühenden Zain nochmals in voller Wuth, um es dem unglücklichen Lacher mit aller Kraft in den Hals zu stecken, wobei er demselben eine Puls- und eine Schlagader verbrannte. Das Blut strömte sogleich bei Mund und Nase heraus, und der Unglückliche gab in einigen Minuten seinen Geist auf und büßte für sein Lachen auf eine furchtbare Weise. — Durch diesen unglücklichen Scherz verliert der Eine sein Leben, der Andere vielleicht seine Hand und der Dritte eine Zeit lang seine Freiheit; der ganz unschuldige Gewerk aber mindestes 1000 — 2000 fl. C. V., da es um diese Zeit sehr schwer ist, drei tüchtige Zerrenhammerschmiede sogleich wieder zu bekommen.

(Die verschiedenen Spiele.) Das Whist ist das Spiel der Welt in diesem Augenblick, das Spiel der eleganten Welt; Vingt-un das der Großmütter, Piquet das der Philister, der Bierrinker und Leinwandskittel, Imperial das der Bedienten, Kutscher und Stiefelputzer, Mariage das der kleinen Knaben und der alten Jungfern. Domino ist das Spiel der Gewürzkrämer, der Mützen- und Baumwollhändler und der Rentiers des Marais: es gefällt den Dummen, weil es sie beschäftigt, und einigen Leuten von Geist, weil es sie nicht beschäftigt. Das edle Billards-Spiel ist die Leidenschaft der reisenden Handlungsdiener, der Unter-Lieutenants, der Studenten, der Provinzialisten und aller derer, welche keine andern Gesellschaften als das Café besuchen. Es ist ein sehr hübsches Spiel. Das Schachspiel hat eifrige Partheigänger nur unter der Jugend von funfzig bis achtzig Jahren. Es ist der König der Spiele, aber wie die meisten Könige mehr majestätisch als liebenswürdig. Auch werden der Schüler der Kunst Philidor's von Tag zu Tag weniger. Das Trictac ist ein fossiles, antidiluvianisches Spiel, davon man die Trümmer noch findet in den Tiefen der Bretagne und anderer druidischen Länder. Das Damenspiel würde gleichermaßen von der Erde verschwunden sein, wäre es nicht der unterennbare Bruder des Schachbrettes, wäre es nicht Rücken an Rücken mit ihm verbunden wie das siamesische Brüderpaar. Das Lotto hat das Gänsespiel verdrängt, dessen volle naive Einfachheit es besitzt. Dies ist das Spiel der Schuhflicker-Familien, der Portiers in den Nebenstraßen. Was die Kegel-, Kugel- und Tonnenspiele betrifft, so sind dies die Erholungen der Wasserträger, Obstverkäufer, Kohlenträger, Haarlocken-Verkäufer und Bäckergesellen. — Diese Schilderung, einer französischen Zeitschrift entnommen, paßt natürlich nicht in Allem auf „Bremische Zustände", doch dürfte sie im Allgemeinen treffend sein.

(Ein Wunderdoktor.) In Rheinpreußen macht jetzt ein Wunderdoktor großes Aufsehen. Die „Achener Zeitung" berichtet darüber: Vor sieben Jahren, so heißt es, ersuchte ein Fremder den Besitzer eines Gutes bei Niederempt, Kreis Bergheim, um ein Nachtlager. Als der Eigenthümer ihm dasselbe verweigerte, bot dessen Schäfer ihm ein solches an. Zum Dank für die Beherbergung hinterließ ihm der Fremde ein Buch, welches ihn nach sieben Jahren in Stand setzen werde, alle schweren menschlichen Leiden zu heilen. Die Kleingläubigkeit des Schäfers bewog diesen, zu bemerken, daß er nicht lesen, und ihm deßhalb das Buch nicht nützen könne. Durch die Versicherung des Fremden, daß, wenn die Zeit komme, wo er heilen werde, er auch werde lesen können, wurde sein Zweifel beseitigt. Während der sieben Jahre wurde mehrmals der Versuch gemacht, das fragliche geheimnißvolle Buch zu öffnen, allein vergebens. Nach deren Ablauf öffnete es sich von selbst, und der bis dahin im Lesen unerfahrne Schäfer kann Alles, was darin steht, und andern unleserlich ist, lesen, und bedient sich jetzt der verliehenen Wundergabe, um leidende Menschen unentgeltlich von bisher für unheilbar gehaltenen Uebeln in kurzer Frist gänzlich herzustellen. Tausende von Menschen waren schon dort, Tausende sind im Begriff, hinzugehen. Als einige der hauptsächlichsten von dem obigen Schäfer vollzogenen und gelungenen Kuren werden angegeben: eine Frau, die 5 Jahre blind war, verließ ihn sehend; eine andere, die 7 Jahre nicht aus dem Bette steigen konnte, geht jetzt durch seine Hülfe frei umher; ein gebrochnes Bein wurde von ihm in 9 Tagen so geheilt, daß der Verletzte schon auf Krücken ging; zahlloser anderer Heilungen nicht zu gedenken.

(Feuertod in England.) In England verbrennen alljährlich mehr Kinder, als früher in Ostindien Wittwen dem Feuertode geopfert wurden. Der leichte Brennstoff der Kattunkleidung und Mangel an Aufsicht von Seiten der Eltern, die ihrem Erwerbe nachgehen, ist die Ursache einer so entsetzlichen Erscheinung. Schon sind seit dem Beginne dieses Winters wieder mehrere Fälle dieser Art vorgekommen.

(Bremen.) Der ausgezeichnete Klavierspieler Rud. Willmers, welcher in Hamburger Blättern mit Liszt und Thalberg verglichen wird, und erst 20 Jahr alt, schon mit bedeutenden eignen Compositionen auftritt, wird im nächsten Privat-Concert spielen.

(Die zum Andenken der Eisenbahn-Katastrophe vom 8. Mai errichtete Kapelle,) wurde am 16. November zu Bellevue von dem Bischof von Versailles, eingeweiht. Viele Verwandte der unglücklichen Opfer jenes Tages wohnten der Feierlichkeit bei. Die Kapelle ist dreieckig (jede Seite ungefähr 12 Fuß lang), von Stein erbaut, und von drei gleichfalls dreieckigen Säulen gestützt. Ueber dem Eingang lies't man die Worte: „Friede den Opfern des 8. Mai!“ Ueber dem Altare befindet sich (wie auch auf der Spitze des Gebäudes) ein Bildniß der Schutzheiligen, Notre-Dame des Flammes, auf einer von Flammen umgebenen Kugel mit der Inschrift ruhend: „O gute und huldreiche Marie, schütze uns vor dem Feuer der Erde! vor Allem bewahr' uns vor dem ewigen Feuer!“

(Zerstörungsmacht der Schnecken.) Die Herren Greenraigh und Buckland haben die interessante Bemerkung gemacht, daß die Schnecken im Stande sind, sehr dicke Felsenmassen auszuhöhlen, wie es bisher von der Patella vulgata bekannt war. Mr. Buckland hat in dem kohlenhaltigen Gestein, auf dem die Ruinen von Tenby stehen, vielfache Aushöhlungen, und bei denselben viele, sowohl todte als lebendige Schnecken gesehen, welche letztere auf das thätigste damit beschäftigt waren, sich mittelst eines ätzenden, ihnen eigenthümlichen Schleimes in die Steinmassen hineinzuarbeiten. Zur Erzeugung dieser ätzenden Säure, welche die Felsen mürbe macht, sollen diese Schnecken ein besonderes Organ besitzen.

(Langes Fasten.) Auf einem Gute in der englischen Grafschaft Cambridge wurde vor einiger Zeit ein Bulle vermißt. Siebzehn Tage später fand man ihn noch lebend in einem Graben, an dessen Boden seine Schnauze so fest haftete, daß er sich nicht loszureißen vermocht hatte. Er mußte, wie es sich ergab, nachdem er in den Graben gerathen war, auf die Kette getreten haben, die an einem durch seine Schnauze gezogenen Ring hing. Da der Boden des Grabens aus festem Lehm bestand, war die Kette durch den Tritt dermaßen hineingedrückt worden, daß das arme Thier, ohne sich das so zarte Knorpelwerk zu zerreißen, nicht loszumachen im Stande war. In welchem Zustande sich dasselbe befand, läßt sich denken. Durch sorgfältige Pflege ist es aber dennoch hergestellt worden.

(Einsturz.) Aus Ringkiöbing wird unterm 7. Nov. gemeldet, daß in der dortigen Kirche am Sonntage, als die Communicanten bei Austheilung des heiligen Abendmahls vor dem Altar standen, einer der großen Leichensteine von dem Gewichte der Menge zusammenbrach, worauf ungefähr zehn Menschen in das drei Ellen tiefe Grabgewölbe fielen, die aber mit einigen unbedeutenden Verletzungen davon kamen. Uebrigens wurden sogleich Bretter über die Oeffnung gelegt, und der Gottesdienst ward fortgesetzt.

(Kuriöses.) In der Uebersetzung eines Werkes des Fräuleins von Scudery kommt vor, daß ein assyrischer König, der mit 200,000 Mann Babylon belagerte, selbigen, um sie für die verheißene Plünderung zu entschädigen, statt der Beute einem Jeden vier Uhren übergeben ließ. Also 800,000 Uhren, und zu einer Zeit, wo wahrscheinlich nicht eine einzige auf der ganzen Erde anzutreffen war. Das ist stark von dem Fräulein Scudery oder vielmehr von ihrem Uebersetzer, denn er nahm montres für Uhren, die Scudery aber für: Monatssold.

(Ueberraschung.) Ein junges Mädchen in einer elsässischen Ortschaft wohnte kürzlich der Predigt bei, und horchte sehr aufmerksam auf die Ausrufung der Verlöbnisse, als sie plötzlich ihren eigenen Namen nebst dem eines Burschen ihres Dorfes aufrufen hörte. Mit Mühe ihre Röthe und ihre sehr natürliche Verlegenheit verbergend, eilte sie nach Hause, zu fragen, was das bedeute, und es stellte sich heraus, daß die Eltern dieses Mädchen vergessen hatten, ihr zu sagen, daß sie ihre Hand dem bestellt halten, der um sie warb, und dieser ließ das Verlöbniß ausrufen, ohne seine Braut davon zu benachrichtigen.

(Rossini's letzter Wille.) Rossini hat kürzlich einem der ersten Notare zu Boulogne, berichtet ein dortiges Blatt, ein versiegeltes Packet mit dem Bedeuten eingehändigt, daßselbe soll erst nach seinem (Rossini's) Hintritt eröffnet werden. Es ist an „Signora Olympia P***.“ adressirt, und soll, wie man wissen will, die Partitur einer Oper enthalten, welche der Maestro sammt seiner ganzen liegenden und fahrenden Habe dieser seiner Freundin vermacht.

Anzeige.

Visiten- und Einladungs-Karten

in großer Auswahl, zum Thee und Tanz, Thee und Abendessen, Mittag- und Abendessen, Soirée, Taufe, Hochzeit, Kranzbinden, Verlobung, Beerdigung, Diakonen-Gesellschaft ꝛc. sind zu haben bei

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 99.

Bremen, Sonntag den 11. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1239. Den 6. December. Des Arb. Johann Diedr. Schierenbeck Sohn, 1 J., Hastedt. N. 103.

— 1240. Den 7. — Des Hausküpers Johann Gottlieb Deppe Sohn, 5 Jahr, Düsternstr. Nr. 79.

— 1241. Den 7. — Des verst. Daniel Morgenstern Wittwe, geb. Plate, 75 Jahr, Armenhaus.

— 1242. Den 7. — Des Landmanns Martin Kruse Ehefr., geb. Repken, 67 Jahr, Korfes Deich Nro. 4.

Nro. 1243. Den 7. — Der Bäcker Hermann Hanewinkel, 75 Jahr, Kohlhökerstraße Nro. 12.

— 1244. Den 8. — Des Tischlers Joh. Friedr. Poggenburg Wittwe, geb. Wilkens, 65 Jahr, Abbenthorswall Nro. 43.

— 1245. Den 8. — Des Steuermanns Heinr. Sanders Sohn, 4 Tage, Korfesdeich Nro. 4.

— 1246. Den 9. — Catharina Maria Elisabeth Tietjen, 23 Jahr, Hastedt Nro. 13.

— 1247. Den 9. — Des Maurergesellen Joh. Albert Röper Tochter, 1 Jahr, Punkendeich Nr 63.

Geboren:

Nro. 1541. Den 6. Decemb. Des Schneidermeisters Fried. Hein. Christoph Andreas Bantelman Ehef., geb. Heuer, Grützmacherstraße Nro. 24, von einem Knaben.

— 1542. Den 6. — Des Arb. Ehlert Heinr. Meyer, Ehefr., geb. Fröhlken, Buntenthorssteinweg Nro. 79. von einem Mädchen.

— 1543. Den 6. — Des Posamentiers Johann Pansing Ehefr., geb. Hirdes, Seemannsstraße Nro. 3 A, von einem Mädchen.

— 1544. Den 7. — Des Schneidermeisters Ernst Friedr. Krüger, Ehefr., geb. Kellermann, Laufstraße Nro. 6, von einem Knaben.

— 1545. Den 7. — Des Cigarrenmachers Carl Diedr. Meyer Ehefr., geb. Aschenbeck, kl. Krankenstraße Nro. 15, von einem Mädchen.

— 1546. Den 7. — Des Arb. Joh. Friedr. Griesmeyer Ehefr., geb. Meyer, Rosenkranz Nro. 16, von einem Mädchen.

— 1547. Den 7. — Des Tischlers Joh. von Bremen Ehefr., geb. Ulrichs, Großenstraße Nr. 36, von einem Mädchen.

— 1548. Den 7. — Des Küpergesellen Nicol, Friedr. Wieting Ehefr., geb. Rauschenberg, kleine Krummenstrße Nro. 1, v. e. Knaben.

Nro. 1549. Den 7. — Des Kistenmachers Heinr. Diedrich Cordes Ehefr., geb. Aschen, Buntenthorssteinweg, von einem Mädchen.

— 1550. Den 8. — Des Vergolders Christian Heinr. Holste Ehefr., geb. Schröder, Paulsberg Nro. 55, von einem Mädchen.

— 1551. Den 8. — Des Federposenarbeiters Berend Heinr. Uchtmann Ehefr., geb. Klee, Neustadtswall Nro. 8, L, von einem Mädchen.

— 1552. Den 8. — Des Maurergesellen Joh. Wilh. Hartmann Ehefr., geb. Abbes, Bauernstraße Nro. 4, von einem Mädchen.

— 1553. Den 8. — Des Cigarrenmachers Herm. Diedr. Eggers Ehefr., geb. Heinken, Sudhofshof Nro. 2, von einem Knaben.

— 1554. Den 8. — Des Grobbäckers Heinr. Vassmer Ehefr., geb. Matthes, Panzenberg N. 2, von einem Mädchen.

— 1555. Den 9. — Des Arb. Heinr. Wilh. Henke Ehefr., geb. Zencke, gr. Annenstraße N. 48, von einem Knaben.

— 1556. Den 9. — Des Branntweinbrenners Herm. Hinrich Alsken Ehefr., geb. Windeler, gr. Annenstraße Nr. 108, v. einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 499. Der Maler Christian Leseberg und Elise Schultz hieselbst.

— 500. Der Kahnschiffer Friedr. Heitmann und Wilhelmine Meyer. Beide von hier.

— 501. Der Arb. Heinr Wilhelm Detken und Johanna Maria Dorothea Hummerenbrum. Beide von hier.

502. Der Arb. Friedr. Hinr. Rüter und Anna Boland hieselbst.

503. Der Arb. Joh. Hinr. August Lüdecke und Anna Margar. König. Beide von hier.

504. Der Zimmergesell Johann Christian Michler und des verst. Küpergesellen Joh. Christ. Wilh. Küster Wittwe, Maria Elisabeth, geb. Rosemeyer hieselbst.

05. Der Arb. Heinrich Moritz und Anna Margar. Volkmer zu Harpstädt.

Nro. 506. Der Blechenschläger zu Brinkum Diedr. Wille und Anna Sophie Mohrmann zu Brünnhausen.

— 507. Der Halbmeister zu Grünenkampsfelde Amts Varel Caspar Nicolaus Düring und Trine Sophie Heisler aus Thedinghausen.

— 508. Der Schuhmacher a. Buntenthorssteinwege Paul Wilh. Meyer und des verstorbenen Arbeitsmanns daselbst Albert Wilh. Wiese Wittwe, Anna Sophia Dorothea, geb. Feldmann.

— 509. Der Cigarrenmacher Joh. Heinr. Fedeler und Metta Maria Dorothea Ellerbrock hieselbst.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 510. Der Schuhmachergesell zu Münden Friedrich Wilh. Haase und Margar. Witte hieselbst.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 100.

Bremen, Donnerstag den 15. December 1842.

Logogryph.

Mannigfaltig ist mein Wort gestaltet,
Ach! auf Erden wohnt es oft und viel —
Oft, eh' noch die Blüthe sich entfaltet,
Die dem Herzen winkt als süßes Ziel,
Sinkt es wie ein gift'ger Hauch hernieder,
Und die Blüthe duftet nimmer wieder.
Aber, wie's auch mit verhüllten Schmerzen,
Unauslöschlich mancher Seele ist,
Liegt in ihm ein Trost für wunde Herzen,
Wenn, zwei Zeichen wechselnd, du es lies't —
Wenn das Erste aus sich spricht im Zweiten,
Der Begeistrung lichte Flamme glüht —
Und — im Traum verlorner Seligkeiten,
Wieder ein versunknes Eden blüht. —

Katharina.

(Fortsetzung.)

In Verzweiflung über den Zustand seiner Frau und neue Erschütterungen für sie befürchtend, gab Lorstätt seiner Dienerschaft den Befehl, sorgfältige Wache rings um das Landhaus zu halten, damit Katharina nicht hineindringen könne, und wenn er mit Amalie ausginge, ihnen stets in einiger Entfernung zu folgen, um jede Annäherung Katharina's an ihn und seine Gattin unmöglich zu machen. Jedoch empfahl er ihnen dabei an, sie gelinde zu behandeln und sich nie ein rauhes Benehmen gegen die Unglückliche zu erlauben.

Es war aber überaus schwer, daß dieser letzte Theil von Lorstätt's Anordnung pünktlich befolgt werden konnte. Die Bedienten überhäuften Katharina, um sie von der Wohnung fern zu halten und aus dem Gesichtskreise ihrer Herrschaft zu entfernen, mit Beschimpfungen, ja sie legten sogar mehrere Male Hand an sie. Zugleich wurden durch die geschwätzige Dienerschaft Gerüchte über den Zusammenhang dieser Geschichte unter die Bewohner des benachbarten Dorfes verbreitet, in welchem Katharina eine Hütte bewohnte. Lorstätt und seine Gemahlin waren bei den Bauern sehr beliebt: obendrein waren sie die vornehmsten Leute aus dem Bezirk, reiche und mächtige Personen in Vergleich mit den Dorfbewohnern, während Katharina nur eine Unglückliche aus dem Volke, also aus ihrer eigenen, niederen Klasse war, die nicht allein das Unrecht begangen hatte, sich von Lorstätt verleiten zu lassen, sondern nun auch die Frechheit hatte, sich zu beklagen und öffentliches Aufsehen zu erregen. Man beklagte Lorstätt allgemein über eine solche Verfolgung, man bedauerte seine junge, so schöne, so lebenswürdige Gemahlin; auf Katharine dagegen häufte man mit vollen Händen Tadel und Verachtung. Niemand sprach mit ihr, Niemand näherte sich ihr; man beleidigte sie mit den Blicken, man schmähte sie mit Worten, wenn sie ihre Mundvorräthe einkaufte oder um irgend einen geringen Dienst bat; die kleinen Kinder des Dorfes selbst beschimpften sie und warfen nach ihr und ihren armen Kindern mit Steinen. Diese üble Behandlung, dieser allgemeine Tadel und Abscheu, — Katharina empfand ohne Zweifel tief das Bittere desselben; aber äußerlich that sie nichts kund, sie ertrug Alles schweigend. Die einzige Ursache ihrer Verzweiflung war, daß sie von der Dienerschaft des Landhauses stets zurückgewiesen wurde, und daß sie

oft ganze Tage unter den Strahlen der Sommersonne umherirrte, ohne Lorstätt gewahr zu werden, oder auch nur seine Wohnung betrachten zu können.

Sie stieß absdann entsetzliche, schneidende Seufzer aus und wälzte sich in einer Art von Wahnsinn auf der Erde herum; erst, wenn es völlig dunkle Nacht geworden, entschloß sie sich, in ihre Hütte zurückzukehren, wo sie sich dann ganz angekleidet auf ihr Lager warf und fortfuhr, zu weinen und zu seufzen, bis sie am andern Tage mit den ersten Strahlen des Morgens von Neuem begann, um das Landhaus herumzuirren. So sah man sie ganze Tage auf den Bergen klettern und Felsen erklimmen, um nur Lorstätt's Wohnung von fern zu erblicken. Sie zerfleischte sich dabei oft ihren Körper und mißhandelte ihre armen Kinder, die gezwungen waren, ihr überallhin zu folgen. Die Kleider aller drei waren zerfetzt und zerrissen, ohne daß sie daran dachte, dieselben auszubessern und ohne daß sie die Mittel hatte, ihnen neue zu verschaffen. Denn sie war fast ohne Geld im Dorfe angelangt, da sie die Börse, welche ihr Lorstätt zurückgelassen, in ihrem uneigennützigen Liebeswahnsinn unberührt auf dem Tische ihrer städtischen Wohnung hatte liegen lassen. Die immer steigende Zerrüttung ihrer geistigen Kräfte machte es ihr unmöglich zu arbeiten und sich mit den Nothwendigkeiten des Lebens zu beschäftigen. So kam es, daß ihr zuletzt sogar die Nahrungsmittel ausgingen und sie sich genöthigt sah, um Almosen zu flehen; oder vielmehr es waren ihre Kinder, die, da sie allzuschmerzlich vom Hunger litten, bettelten, um sich Brod zu kaufen. Die armen Kleinen wurden fast stumpfsinnig; es war ein Jammer, sie anzusehen, so elend und abgemagert, so bleich und eingefallen waren ihre Züge.

Lorstätt kannte den grausenvollen Zustand Katharinens und seiner Kinder nicht: seine Gattin war niedergekommen und die Sorgfalt und Abwartung welche dieser Zustand erheischte, nahmen seine Thätigkeit gänzlich in Anspruch. Amalie hatte ihm einen Sohn gegeben; die Wonne die er über die Geburt dieses Kindes empfand, wurde jedoch durch die peinliche Rückerinnerung an die Freude getrübt, die er schon bei der Geburt der zwei armen, unglücklichen Kinder empfunden die fortan von ihrem Vater verlassen waren. Dieses bitteren Gedankens konnte er sich nicht mehr entschlagen, sondern er quälte ihn immer wieder, so oft er sein Kind liebkos'te; was ihm aber noch weher that, war, daß er denselben Gedanken in Amaliens Augen las oder wenigstens zu lesen glaubte.

Seit Amaliens Niederkunft mochten nun etwa drei Wochen verflossen sein; Lorstätt hatte so zu sagen, ihr Zimmer nicht verlassen; Amalie begab sich zum ersten Mal in den Garten hinab, wo sie, gestützt auf die Arme ihres Gemahls, dem Vergnügen eines ersten Spazierganges einer Genesenden sich hingab. Nach Tische beschloß Karl, da Amalie sich vollkommen wohl befand, sie auf kurze Zeit zu verlassen, um sich in die Stadt zu begeben, wo seine Geschäfte dringend seine Anwesenheit auf einige Stunden erheischten. Es war sein erster Ausgang seit langer Zeit und er gedachte, wenn er auf dem Wege Katharina begegnen sollte, ihr einige freundliche Worte zu sagen und ihr besonders dringend anzuempfehlen, ihre Kinder sorgsam zu pflegen; denn das Vaterherz schlug liebender als jemals in seiner Brust. Vergebens suchten sie seine Blicke auf dem Heimwege; als er jedoch auf dem Rückwege von einem kürzern Fußsteige aus sich wiederum der großen Hauptstraße näherte, hörte er tiefe Seufzer und erblickte ein Schauspiel, das auf der kleinen Erhöhung, die er eben erstiegen, ihn festbannte. Am Fuß derselben Erhöhung, am Rande der Chaussee, befand sich eine zusammengekauerte, mit Lumpen bedeckte Frau, die Hände waren blutig von Dornen zerfleischt, das Gesicht zerkratzt und bleifarben, die Wangen hohl und eingefallen, die Augen schweiften irre umher, die Haare flatterten aufgelöst um den Kopf und schleppten sich im Staube und Kothe der Landstraße hin. „Mein Gott, sollte dies Katharina sein?“ dachte Karl und entsetzte sich bald aber konnte er keinen Zweifel daran hegen, da er ihre beiden Kinder fast nackt neben ihr sitzend bemerkte und sah wie sie weinend ihre kleinen gefalteten Händchen gegen den Himmel erhoben und da aus dem Munde des einen die herzzerreißenden Worte hörte:

„Mutter, ich habe Hunger.“

„Ach, Mutter, wird denn heute Niemand mehr über die Landstraße gehen? sagte der Aeltere.

„Mein Gott, sollen wir bis morgen warten, ehe wir uns Etwas zu Essen verschaffen können?“

„Niemand hat uns heute Etwas geben wollen.“

„Ich bin heute einem Wagen beinahe eine Viertelstunde gefolgt, immerfort laufend und weinend, bis mir der Kutscher einen Schlag mit der Peitsche gegeben hat, daß ich zu Boden gesunken bin.“

„Im Dorfe wagen wir es gar nicht, Jemanden um Etwas zu bitten, dann stoßen und schlagen sie uns und treiben uns weg, indem sie sagen: Fort mit Euch, ihr kleinen Bankerte.“

„Und alle Kinder werfen uns mit Steinen wenn sie uns sehen.“

„Mein Gott, sollen wir denn nicht zu essen bekommen?“

Katharine antwortete auf alle Klagen ihrer Kinder nur folgende Worte, von deren Wirkung auf Lorstätt's Gemüth man sich leicht einen Begriff machen kann:

„Ihr seid Unglückliche, die weder essen, noch trinken, noch leben dürfen, weil Euer Vater es nicht will. Er hat ein anderes Kind jetzt, Euer Vater, das muß leben: uns aber möchte er gern alle todt sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Stimmen über Zoll- und Handelswesen.

II.

Dem unter obiger Rubrik in der vorigen Nummer des Bürgerfreundes mitgetheilten Artikel aus Oldenburg lassen wir einen Aufsatz aus der Augsburger allgemeinen Zeitung folgen, über die wichtigsten deutschen Ströme, der mit der „Weser“ beginnend, auf das Interesse des Bremer Publikums Anspruch macht, indem er die frühere und jetzige Lage dieses uns so wichtigen Stromes beleuchtet.

Da es jetzt zum guten Ton gehört jede offenkundige Besprechung, jede freie deutsche Klage über Druck, über unhistorische, auch allem urkundlichen Recht zuwiderlaufende Benachtheilung für übertrieben, für unzeitig, wo nicht gar für revolutionär auszuschreien und andererseits dennoch fort und fort von heilloser Nachäffung des Fremden, von streng nationaler Entwickelung, von geschichtlichem Boden und positiven geschriebenen Titeln zu salbadern, scheint es gut unter und mit vielen andern Dingen ein treues Abbild des Zustandes zu geben, in dem sich eine der unentbehrlichsten Arterien des deutschen Weltverkehrs, seine wichtigsten Ströme befunden haben. Der Befreiungskrieg hatte die Elbe von Davousts Römerwerke, der Hamburg-Wilhelmsburger-Brücke befreit, er hatte die Herrlichkeit des Stader- oder Brunshäuserzolles wieder aufgerichtet, als Ablohn für Hannovers entscheidende Mitwirkung zum russischen und Leipziger Gottesgericht! Die Weser wurde von der westphälischen Freiheit zu Münden, das deutsche Vaterland wurde glücklich befreit von den Projecten einer Verbindung der Ost- und Nordsee, Lübecks und Hamburgs, der Elbe mit der Weser und der Fulda mit dem Main. Sie ruhten seit der Zeit in Gottes süßem Frieden, der im deutschen Nordwest auch trotz dem Bundesgesetz vom 3. August 1820 gar wenig verkümmert worden ist. Dem romantischen Mittelalter, jenem providentiellen Stadium der Menschenerziehung durch die Phantasie wird nach langer Verkennung jetzt wieder volle Gerechtigkeit. In den Weserlanden war dieses weniger dringend, weil man nur auf den nahen Strom hinblicken durfte, um sich ganz in das rege Leben des mittelalterlichen Faustrechts und der Wegelagerung auf Flüssen und Heerstraßen zu versetzen und dabei plutarchische Parallelen zu ziehen zwischen neuester Gesetzgebung und den alten Landfrieden und Reichsabschieden, wo namentlich jene Rudolfe von Habsburg es am erforderlichen folgerechten Nachdruck nicht fehlen ließen. An der Weser wurde an dreiundzwanzig verschiedenen Zollstätten nach den verschiedenartigsten Tarifen, theils von den Fahrzeugen, theils von den transportirten Gütern eine kaum glaubliche Menge von Abgaben bezogen, aus denen wir ohne des nefas zu gedenken, nur die nachfolgenden erwähnen: 1) die bald so, bald anders normirten Accidenzgebühren, als pars salarii der Zollofficianten; 2) Schiffserneuerungsgelder, ein Schiffszoll für jedes neugebaute oder neu verzimmerte Schiff, welches bei seiner ersten Fahrt eine Zollstätte passirte; 3) Mastengelder, ein eigentlicher Schiffszoll, der für das Passiren einzelner Strecken nach der Trächtigkeit der Schiffe erhoben wurde. 4) Commandantengelder für das Passiren der noch bestehenden oder ehemaligen Festungen an der Weser (Höxter, Hameln, Minteln, Preußisch-Minden, Nienburg, Bremen). 5) Brückengelder für das Oeffnen der Zugklappen an den verschiedenen Brücken. 6) Fährliniengelder für das Herablassen der Fährlinien. 7) Schleusengelder für die Schleuse zu Hameln. 8) Treibgelder für die Benutzung des Leinpfades. Was hatten Dietz von Schwinburg, Eppelin von Gailingen, Walther von Batz auf ihren Strombugen mehr erzwingen können? Noch acht Jahre nach der Wiener Congreßacte und drei Jahre nach dem obenerwähnten Bundesgesetz dauerte dieser Stand der Dinge ruhig fort. Endlich reducirte die Weseracte die vorhandenen 23 Zollstätten

auf neun, hob die obenerwähnten Abgaben zum Theil ohne Ersatz auf und beschloß selbe nicht, wie auf dem Rheine und der Elbe geschehen, in eine besondere Schiffsrecognitionsgebühr zu verwandeln, sondern durch einen verhältnißmäßigen Aufschlag in den Weserzoll mit einzurechnen, so wie den ausgemittelten Zollsatz nur als höchste Norm für die Waaren von größerem Werthe anzunehmen, für die Waaren von geringerm Werthe aber vier Bruchtheilsclassen aufzustellen, in Gemäßheit deren dieselben nach Ausweise der Weseracte, nur resp. ½ oder ¼ oder ⅛ oder $\frac{1}{16}$ des ausgemittelten Normalsatzes zu erlegen haben. Ueberdieß stellte die freie Hansestadt Bremen, gleich nach Erlassung der Weseracte, die Hebung ihres Weserzolles ein, für alle bei ihr ein- und ausgehenden Güter und behielt ihn nur für die höchst seltenen und ganz unerheblichen Fälle bei, wo Schiffe und Ladungen auf der Weser rein transitirend vorkommen. Preußen und Kurhessen, so wie jüngst nach erfolgtem Anschluß Braunschweig und Detmold erheben keinen Weserzoll von allen nach Uferplätzen des Zollvereins bestimmten oder von solchen abgefertigten Ladungen, was endlich auch Hannover zu gleicher Zollbefreiung bewog für die nach hannover'schen Uferplätzen bestimmten oder von diesen abgehenden Güter. Die Zeit ist nahe wo das eigene Interesse allen Theilen gebieten wird die Weserzölle wechselseitig ganz aufzuheben und ebenso die vorsündfluthischen Urfelsen zwischen der Weser und ihren Wurzel- und Nebenströmen, der Werra und Fulda in Hannoverisch-Münden (leichter noch als die Liebenauer Scylla und Charybdis) wegzuräumen, dadurch aber aus der Weseracte § 2, 3, 44 und 49 eine Wahrheit zu machen. In noch nachtheiligerer Lage als der obenerwähnte befindet sich ein noch gewaltigerer Hauptstrom Deutschlands: die Elbe.

Aufruf an die Deutschen!

So gefährlich wie die Ueberschrift klingt, ist der nachfolgende Aufsatz nicht; es ist kein Aufruf zur Theilnahme an staatsgefährlichen Verbindungen, zum Kriege, zur Eisenbahn, Dampfschifffahrt oder irgend einer kostspieligen Sache, nein, es ist ein Aufruf zu einem Kampfe, aber friedlicher Natur, zu einem Kampfe gegen die fremden Wörter, die sich in unsere Spache durch jedes Einzelnen Schuld eingeschlichen haben; darum geht dieser Aufruf auch jeden Einzelnen wie das ganze deutsche Volk an und mag er auch manchem Leser schon bekannt sein, so wird doch die Wichtigkeit der Sache die Aufnahme entschuldigen, es handelt sich ja um unsere liebe, schöne, kraftvolle, deutsche Sprache.

Oft, recht oft zwar haben sich in Zeit- und Flugschriften verdienstvolle Männer gegen das Unwesen der Einmischung von Fremdwörtern erhoben, auch im Bürgerfreund ist der Gegenstand vielfach angeregt worden, aber bei uns wie aller Orten ists beim Alten geblieben.

Ist es denn nicht möglich' die Deutschen zur Aufbringung eines festen Entschlusses zu bewegen, die Fremdlinge mit Kraft und Gewalt aus dem Heiligthume unserer Sprache hinaus zu jagen? Was ist wohl die Ursache, daß es nicht geschieht, daß nicht einmal Hand angelegt wird, unserer ehrenlichen Sprache, sie reinigend von dieser schmäligen und entehrenden Entstellung, unter den vorzüglichsten europäischen Stamm-Sprachen den ihr längst gebührenden ehrenvollen Rang anzuweisen, den sie einzunehmen verdient? — Die Ursachen möchten folgende sein. Niemand will so recht entschieden den Anfang bei diesem schwierigen und undankbaren Geschäfte machen, das eben so viele Gegner als Freunde zählt; und wenn auch einzelne Gesellschaften bestehen, die dafür wirken, so sind ihre Kräfte zu schwach, um einen durchgreifenden Erfolg hervorzubringen. Endlich sind die Gebildeten und Gelehrten und die höheren Stände so sehr an die Fremdwörter gewöhnt, daß sie ihnen zum wahren Bedürfnisse und geläufiger als selbst die eigenen echtdeutschen Wörter geworden sind. Ja, sehr Viele würden in Verlegenheit sein, wenn sie für manches Fremdwort einen passenden deutschen Ausdruck angeben sollten. Hierbei ist Niemand übler daran als das Volk, indem es gar viele deutsche Schriften, Bücher, Tageblätter, Zeitungen u. s. w. ohne Hülfe eines Fremdwörterbuches gar nicht versteht. Sein Wunsch ist also gewiß der sehnlichste und aufrichtigste, daß diese Schmarotzerpflanzen aus unserer Sprache ausgerottet werden möchten. Allein was kann es dabei thun? Es kann nur bedauern, daß mit seinem Eigenthum so übel verfahren wird, nur klagen, daß man mit dem, was aus seinem innern Leben hervorging, so leichtsinnig wirthschaftet; das Volk hat diese Fremdlinge nicht hereingeschwärzt und es kann sie auch nicht hinaustreiben; nur die Gelehrten und Gebildeten vermögen das Ziel zu stecken einem Mißbrauche, der auch nur durch sie, durch ihre Liebe zu

dem Fremden, durch ihre Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und Nachgiebigkeit entstand.

Am frühesten kamen die Wörter aus der lateinischen Sprache durch Umgang mit den Römern an den Gränzen und durch Verpflanzung des römischen Rechtes und römischer Schulgelehrsamkeit auf deutschen Grund und Boden. Diese zwei Gebiete wimmeln daher von Fremdwörtern. Im Verlaufe der Zeit brachten auch die übrigen Wissenschaften, Gottesgelehrtheit, Arznei- und Naturwissenschaften, Weltweisheit u. s. w., jede ihren Theil mit. In neuerer Zeit wetteiferten sogar Staatswissenschaft, Künste, Gewerbe, Handwerker bei Erfindungen und Entdeckungen mit einander, um alles Neue vielmöglichst mit fremden und am meisten mit französischen Wörtern zu bezeichnen, besonders seit den traurigen Zeiten der Fremdherrschaft, gleichsam als wäre unsere Sprache zu arm an Ausdrücken, oder als würde die Sache dadurch besser und mehr werth, wenn sie fremden Namen trüge. Welche Verblendung! So wurde eine Unzahl Fremdwörter in allen Wissenschaften, Künsten, Gewerben, im Staats- und Kriegswesen, kurz in allen Theilen des Lebens und Treibens nach und nach heimisch, daß wir zu unserer Schande bald eben so viele fremde als eigene Wörter besitzen. Wo soll das hinaus? Muß nicht endlich das Wesen und die Eigenthümlichkeit der Sprache selbst darunter leiden? Werden nicht die meisten Menschen aus dem Volke die übrigen aus gelehrten und höheren Ständen fast gar nicht mehr verstehen? Führt das wohl zur Eintracht unter den Ständen und Stämmen des deutschen Volkes, welche zu erhalten und zu fördern immer mehr noth thut?

(Schluß folgt).

Joachim Hinrich Ramcke.

Eine Criminalgeschichte,

beleuchtet von K. Buchner.

Wenigen unserer Leser wird der nachfolgende, höchst interessante Criminalfall unbekannt geblieben sein, der überall das lebhafteste Interesse erregt hat, welches noch besonders erhöht ward, als der des Mordes und Mordbrandes angeklagte und zum Tode verurtheilte Bauer Joachim Hinrich Ramcke aus Halstenbeck, auf dem Wege zur Richtstätte bei Pinneberg in der Nähe Altonas auf einen Befehl des damals auf einer Reise in den Herzogthümern Schleswig und Holstein sich befindenden Königs von Dänemark, von dem Richtplatze wieder zurückgeführt, und also die Schuld des Verurtheilten bis heute in Zweifel gestellt ward.

Man fragt nun begierig, warum dieser unerwartete Aufschub, warum der arme Delinquent und das arme neugierige Volk so angeführt, und erfährt, daß ein Herr von Kobbe, früher Rittmeister und Doctor des Rechts, beim König-Herzoge eine Vorstellung eingereicht habe, in welcher behauptet wurde, J. H. Ramcke befinde sich im Zustande des Wahnsinns. Daran hatte sich dann als erste Folge jene Maßregel geknüpft. Noch ist das Weitere in der Schwebe. Von den beiden Seiten her scheint sich einige Leidenschaftlichkeit in die Sache eingedrängt zu haben, und, was vielleicht noch schlimmer ist, das Publikum ist davon nur sehr unvollständig unterrichtet. Das Gerichtswesen ist ein Theil unsers öffentlichen Rechts, an dem wir Alle gleich betheiligt erscheinen. Im Schicksale des Einzelnen und im Verfahren gegen den Einzelnen spiegelt sich das mögliche Schicksal von vielen. Aber auch außerdem knüpft uns an solche Fragen ein solidarisches Interesse: das Interesse der Vernunft, des Rechts, der Menschlichkeit. Was von den Brettern, welche die Welt bedeuten, uns rührt oder schreckt, wird es auch, obgleich unkünstlicher ausgerüstet, unmittelbar aus dem Leben selbst thun, ja! daß es unmittelbar aus dem Leben selbst stammt, dem Interesse daran noch einen wesentlichen Theil zulegen. Und so wird es nicht ungeeignet erscheinen, wenn nach Anleitung der für Jochim Hinrich Ramcke von seinem Anwalte, Advokaten J. Gülich in Pinneberg, eingereichten Vertheidigungsschrift *), eine möglichst gedrängte Darstellung des Sachverhaltes folgt. Selbst Herr v. Kobbe, obgleich seine Ansichten in mehreren wichtigen Punkten mit denen des Vertheidigers Ramcke's übereinstimmen, läßt doch der geschichtlichen Treue von dessen Vertheidigungsschrift die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren. An jene Darstellung des Sachverhaltes reihe ich dann einige selbstständige Betrachtungen.

*) Altona, bei Hammerich 1842.

Noch im April 1834 lebte zu Halstenbeck im Holsteinischen Jochim Ladiges als Eigenthümer einer Hofstelle (Bauerngut's) daselbst. Er hatte aus erster Ehe zwei Kinder Anna Maria und Heinrich, mit deren Hülfe er eine Zeitlang, nach dem Tode seiner Ehefrau, die Bewirthschaftung jener Hofstelle betrieb. Jochim Ladiges fühlte sich indeß nicht wohl bei diesem Verhältnisse, weil seine Tochter ihm in der Wirthschaft nicht Folge leistete, sondern wie den Leuten so auch ihm Alles zu knapp zumaß, weßhalb er denn, wiewohl schon vierundsechszig Jahr alt, trotz aller von seiner Tochter und seinen Bekannten gemachten Vorstellungen, sich entschloß, zu einer zweiten Ehe zu schreiten.

Er verheirathete sich, nachdem er mit seinen Kindern gesetzliche Abtheilung gehalten, wenige Monate vor seinem Tode, welcher am 10. April 1834 erfolgte, mit einem unbemittelten Mädchen aus Groß-Flottbeck, Namens Anna Margarethe Cäcilia Heins, welche damals dreißig Jahre alt war. Dieselbe gebar im siebenten Monate ihres Wittwenstandes eine Tochter, welche die Namen Anna Katharina erhielt.

Die Wittwe Ladiges setzte einstweilen mit ihren beiden Stiefkindern die Verwaltung des Hofes fort, entschloß sich aber im Herbste 1835 zur Theilung, und trat mittelst Kontrakts vom 9. November 1835 den Hof für die Taxationssumme von 3040 Mark an ihren Stiefsohn Hinrich Ladiges ab, welcher damals einunddreißig Jahre alt war. Zugleich wurde der Wittwe ein durch die Taxatoren bestimmter Abschied und jeder der beiden Töchter eine Abfindungssumme von hundert und funfzig Mark zur Aussteuer verschrieben, und während die Wittwe außerdem ihre statutarische Hälfte des Aktivvermögens mit der Summe von eintausend und neunzehn Mark acht Schillingen herauszog, erhielt jedes der drei Kinder einen Erbtheil von dreihundert achtunddreißig Mark 2 Schillingen.

Als Hinrich Ladiges um Martini 1835 den väterlichen Hof übernahm, bezog seine Stiefmutter den Abschied und verheirathete sich im Februar des folgenden Jahres mit dem Zimmermann Hinrich Ramcke aus Thesdorf, welcher damals achtundzwanzig Jahre alt war. Zu dem Abschiede gehörten außer der freien Benutzung eines von dem Wohnhause ungefähr hundert achtzig Schritte entfernt liegenden Abschiedshauses mehre Emolumente, wie solche in den meisten Abschiedskontrakten verschrieben werden.

(Fortsetzung folgt.)

* Unsere Wallanlagen

gehen mit der modernen Zeit durchaus nicht vorwärts. Warum entbehren wir eine Rhododendron-Anpflanzung? desgleichen Azalaen, Andromeden, Kalmien, Daphnen, und sonstige Moorpflanzen, welche das Auge so sehr erfreuen? Warum entbehren wir der durchaus gar keiner Pflege bedürfenden Paeonien mit ihren schönen Abstufungen? Ableger sind auf den Blumenbeeten am Ansgariithore genug!

Warum entbehren wir an dazu qualificirten Stellen, der schönen Stockrosen mit ihren vielen Varietäten, welche man sich durch Saamen um einen billigen Preis ganz vorzüglich von Köstritz von Herrn Deegen sehr leicht verschaffen kann. —

Ueberhaupt warum ist der Terrain der Blumen nicht auf den westlichen Theil des Walles ausgedehnt? Und warum werden die Bewohner daselbst in dieser Hinsicht nur oberflächlich behandelt?

Wenn es an dem Herrn Ober-Gärtner liegt, so empfehlen wir ihm, besser wie bisher, dafür zu sorgen daß das Auge überall am Wall sich der Blumen mehr und mehr erfreuen möge, so wie vieles Andere hier noch nicht erörterte Wünschenswerthe, wenn er ein Mann von Fach, wie man zu sagen pflegt, sein will von ihm beachtet werden muß.

Botanicus. —

* Bescheidene Frage.

In der neuen Kirchenordnung der Gemeinde zu St. Ansgarii werden denjenigen Protestanten, die im Kirchsprengel der Gemeinde wohnen und die ihr sich als Gemeindeglieder anschließen alle Rechte derselben zugeschrieben. Von ihren Pflichten ist aber, in so fern sich diese auf die Parochial-Rechte der Prediger beziehen, keine Rede. Darum erlaubt man sich die Anfrage, ob ein Lutheraner, der sich der Ansgarii-Gemeinde angeschlossen hat, und daher alle Rechte eines Gemeindegliedes übt und genießt, nun auch seine Kinder von einem seiner Pfarrprediger taufen und von demselben die etwaigen Trauungen in seinem Hause verrichten lassen müsse; oder ob er nach wie vor befugt sei, solche Amtshandlungen von einem der übrigen lutherischen Herren Geistlichen halten lassen zu dürfen? — Bei der herrschenden Unkenntniß der Pfarrgerechtsame hätte man über diesen Gegenstand wohl eine Bestimmung erwarten mögen.

Miscellaneen.

(China.) Die Chinesen sind ein sehr eigensinniges Volk, weshalb der Handel nach China sehr schwierig ist; z. B. haben sie religiöse Scrupel gegen Gewebe aus Wolle und Baumwolle! Die Chinesen befolgen hierin einen Grundsatz des mosaischen Gesetzes: „3. B. Mose 19. 19. Und daß kein Kleid an Dich komme, das mit Wolle und Leinen gemengt ist. Was die religiösen Zustände in China betrifft, so sehen Katholicismus und Protestantismus fragend hinüber. Die Katholiken haben einen wichtigen Schritt gethan; ein römisch katholisches Blatt schreibt nämlich von einem nach China abgegangenen Missionär. Miguel Navarra, vormals Franciscanermönch in Grenada, suchte nach Aufhebung der Klöster in Spanien Zuflucht in einem Franciscanerkloster in Rom, und lernte im Collegium der Propaganda in einem Jahr die chinesische Sprache. Im Jahr 1841 schiffte er sich nach Macao ein, von wo er einen lateinisch geschriebenen Bericht über seine Reise nach Rom übersandt hat, mit der Meldung, daß der apostolische Vicar in Macao ihn beauftragt habe, zur englischen Armee abzugehen, um den irischen Katholiken in derselben geistlichen Beistand zu leisten. Dahin war er wirklich abgegangen. Missionär, Theolog, Philosoph, Redner, Mathematiker, Astronom, talentvoll für alles, im Besitz von fünf Idiomen (d. h. wohl Mundarten des Chinesischen), zudem in der Blüthe seiner Jahre — er ist erst 33 Jahre alt — und von außerordentlichem Eifer beseelt: was läßt sich da nicht von seinen Anstrengungen für den Katholicismus in China erwarten, wo jetzt nach dem Willen der Vorsehung der Tag des Heils anzubrechen scheint!“ (Wenn aber katholische und protestantische Missionen dort zusammentreffen, und jede derselben den zu Bekehrenden versichert das wahre Heil sei nur bei ihr zu finden, und zugleich im odium theologicum die andere tüchtig herunterschimpft, wie das auch anderwärts zu geschehen pflegt, so werden sich die Chinesen schwerlich sehr erbaut fühlen, und einige Skepsis wäre verzeihlich.)

(In Kasan) ist bei dem Brande auch eine interessante Fabrik abgebrannt, nämlich eine Knutenfabrik, welche — nach russischen Blättern — jährlich mehrere Millionen Stöcke und Riemen zu den Knuten lieferte. Jetzt berechnet irgend ein tüchtiger Statistiker, wie viel hundert Millionen Knutenprügel jährlich im russischen Reiche ausgetheilt werden mußten, um nur diese einzige Knutenfabrik (es giebt deren mehrere) zu beschäftigen.

(In Texas) hielt ein Richter an einen zum Tode verurtheilten Mörder John Jonas, folgende humane Rede: John, die Sache verhält sich so: der Hof hatte nicht die Absicht Euch vor dem Frühlinge aufknüpfen zu lassen; aber das Wetter ist sehr kalt, und unglücklicher Weise ist Euer Gefängniß sehr schlecht; die meisten Scheiben in den Fenstern sind zerbrochen, und die Kammer ist in einem schlechten Zustande, daß man kein Feuer anmachen kann; auch ist die Zahl der Gefangenen so groß, daß man Euch nur eine Decke zu geben im Stande ist. Ihr werdet Euch also bis zum Frühlinge sehr unbehaglich finden. In Betracht dieser Umstände und wünschend, Eure Leiden so viel als möglich abzukürzen, verordnet der Hof in seinem Gefühle der Humanität und des Mitleidens, daß Ihr morgen gleich nach dem Frühstücke aufgeknüpft werdet. — John dankte für das wahrhaft rührende Mitleiden des edlen Richters.

(Wie doch der Zufall spielt!) Am Mittwoch den 13. Juli d. J., Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, saß eine Gesellschaft von Herren und Damen auf der Saline Münster bei dem Bade Kreuznach um den Kaffeetisch vereinigt, als ein Herr mit außerordentlichem Scharfsinn durch eine Kombination von Zahlen nachwies, das in diesem Jahre ein Glied der Familie Orleans nothwendig sterben werde. In derselben Stunde that der Herzog von Orleans einen tödtlichen Sturz. Das Faktum kann durch zehn glaubwürdige Personen erhärtet werden.

(Ein Pariser Heirathe-Negotiant) kündigt an, daß er ein reiches Repertoir von Herren, Frauen und Mädchen vorräthig habe.

(Ein englischer Spaß.) In dem ernsthaften, soliden England kommen auch große Albernheiten vor, größere, als vielleicht irgend wo anders. So geschah es neulich in dem bekannten Badeorte Cheltenham, daß irgend ein Windbeutel fast sämmtliche Handels-, Gewerbs- und Handwerksleute der Stadt gleichzeitig mit ihren Waarenerzeugnissen in das Haus einer dort wohnenden Dame bestellte, um sich in der Ferne an der daraus entspringenden Verwirrung zu weiden. Als sie, wie natürlich, mit dem Bescheide abgewiesen wurden: es sei nichts bestellt worden, schlugen die Leute einen unglaublichen Lärm. Es soll einen Wirrwarr ohne Gleichen gegeben haben. Ein Hutstepper war begehrtermaßen mit einem ganzen Karren voller Hüte gekommen; ein Pferdeverleiher mit seinem stattlichsten Paar angeschirrter Reitpferde. Eine Schleise mit zwei gewaltigen Oelfässern war einer andern mit einem Dutzend Kisten voller Franzweine in die Stränge gefahren, so daß es Flüche und Prügel nach Noten setzte. Sämmtliche, nach dem Hause der armen Dame führende Straßen waren im buchstäblichen Sinne des Wortes mit Wagen, Schleisen, Schiebkarren und dergl. voller Porzellan, Leinen- und Baumwollen- und Spezereiwaaren u. s. f. angefüllt. Dort brachten keuchende Metzgerburschen ungeheure Hammelkeulen und anderes Fleischwerk herbeigeschleppt, da zimperliche Putzmachermamsells ganze Haufen Putzwaaren. Das Widerlichste bei der boshaften Posse aber war der Umstand, daß auch ein Leichenwagen sammt Bahre und dem ganzen dazu gehörigen Personale sich einfanden, und am Thorwege mit einem Hochzeitswagen und andern bestellten eleganten Equipagen zusammentraf. Diese schwarze lugubre

Erscheinung mit den feierlich wehenden Federbüschen soll einen gar seltsamen Abstich gegen das unglaubliche bunte Treiben ringsumher gebildet haben! Der Urheber des saubern Streiches war nicht ausfindig zu machen.

(Ein in der Festung Ham Verhafteter,) dem das nöthige Geld zu den nöthigen Vergnügungen mangelte, ließ an seine Eltern melden, daß er gestorben sei und man möge 100 Fr. zur Bestreitung der letzten Ausgaben sogleich schicken. Das Geld kam mit umgehender Post an. Als man es eben verschmauste, kam der greise Vater, den die Ueberraschung ohnmächtig machte.

(Neue Industrie.) Sowohl in Reudnitz bei Leipzig als auch zu Chamille in Frankreich bestehen Fabriken, in denen man alte Beinkleider, Fracks ꝛc. wieder in Wolle, diese Wolle in Garn, dieses Garn in Filztuch und zum schönsten Buckskin umhext, so daß mancher fashionable Sackpaletot-Träger in Kleidern einhergeht, die früher ein Bettler weggeworfen hatte. In Apolda kocht ein Schuhmacher alte Schuhe und Stiefeln zu Brei und gießt daraus neues Leder, aus welchem die schönsten neuen Fußbekleidungskunstwerke gefertigt werden.

(Gegen die Maulfäule) des Viehes hat die Veterinärschule zu Copenhagen das Heidekraut empfohlen. In Dresden, wo man das Mittel in einem Absud von 6 Loth dieses Krauts auf ein Pott Wasser angewandt, hat es sich bewährt und in kurzer Zeit große Linderung herbeigeführt.

(Neue Betrügerei.) Der in seiner Art seltsamste Betrug ist dieser Tage in Berlin verübt worden; eine Frau, welche nicht Geschriebenes lesen kann, hat einem Mann auf ein unausgefülltes Wechsel-Blanquet eine Summe Geldes geborgt. Der Betrüger hatte ihr vorgeredet, daß es ein Wechsel über 1000 Thaler sei.

(Der König von Preußen) wurde bei seiner letzten Reise von einem Superintendenten angeredet: „Es grüßen dich Tausende und abermal Tausende, — es grüßen Dich Tausende und abermal Tausende, — und abermal tausend Tausende — — „Ich danke vielmals, fiel der König ein, grüßen Sie dieselben von mir wieder, aber jeden einzeln.“

(Das Irrenhaus in Aversa.) In der Nähe von Neapel in dem Thale von Aversa steht ein berühmtes Irrenhaus. Die meisten Irren kommen in das Haus ohne Papiere, ohne alle Nachweisungen, so daß die Aerzte durchaus nicht wissen, welche Ursache den Geist der Armen zerrüttete, und die Behandlung derselben sehr erschwert ist. Wie verfährt man nun? In einer Gallerie steht eine große Anzahl kleiner, vollkommen modellirter und bekleideter Figuren von Wachs, die in Gruppen zusammengestellt sind, und so Scenen aus dem Leben bilden, welche im Stande sind, den Geist plötzlich zu verwirren oder doch tief zu erschüttern, z. B. einen Räuberangriff auf einen Wagen, eine Orgie, Spieler, eine Feuersbrunst, einen Schiffbruch u. s. w. Der Arzt begleitet den neu angekommenen Irren durch diese Gallerie und bleibt vor jeder dieser Gruppen mit ihm stehen. Bei dem Anblicke einer derselben wird der Kranke meist in hohem Grade aufgeregt; er stößt wohl gar einen Schrei aus, und man hat die Ursache der Krankheit gefunden, die nun auch kräftiger und sicherer durch die Kunst bekämpft werden kann.

(Ein Pülverchen.) Ein Arbeitsmann, der einem Professor in Berlin bei seinem Umzuge half, fand unter alten Papieren, zusammengewickelt, eine Art Pulver, das er zu sich steckte. Abends ging er in einen Viktualienkeller; das Gespräch kam auf dies Pulver, man war neugierig, zu erfahren, was es sei, und der Viktualienhändler kostete eine Messerspitze voll davon. Es schmeckte schlecht und ihm wurde übel darnach. Der Arbeitsmann lachte darüber und meinte, jener könne doch gar nichts vertragen. Er warf das Pulver in sein Branntweinglas und trank den ganzen Inhalt aus. In der Nacht darauf starb er: Das Pulver war Spanischfliegenpulver gewesen: dies soll sogar auch auf dem Papierumschlage gestanden haben. —

Anzeige.

Auch für dieses Weihnachtsfest empfehle ich die bei mir erschienene, und als Geschenk vielfach benutzte

Ansicht von Bremen

mit 10 Randbildern: Domshof, Markt, Bischofsthor, Osterthor, Ansgariikirche, St. Petri Dom, Schütting, Arbeitshaus, große und kleine Weserbrücke. Eine höchst sauber ausgeführte Kreidezeichnung.

Ferner:

Texte auf alle Tage des Jahres, ausgewählt von Elisabeth Frey. Sauber gebunden 12 Grote, dasselbe als ein tägliches Gedenkbuch mit Papier durchschossen 24 Grote.

Wm. Wulff

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von W. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 100.

Bremen, Donnerstag den 15. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1248. Den 3. Juli d. J. starb zu Havanna an Bord des Schiffes „Henriette" der Matrose Joh. Friedr. Wilkens, 17 J., von hier gebürtig.

— 1249. Den 9. Octbr. d. J. starb auf der Reise von Havanna nach Hamburg der Matrose des besagten Schiffes Joh. Meyer 17 J., von hier gebürtig.

— 1250. Den 10. Dec. Des verst. Nicolaus Stiberitz Wittwe, geb. Plate, 67 Jahr, Klosterstraße Nro. 16.

— 1251. Den 11. — Der Cigarrm. Joh. Wilh. Hoffmann, 26 Jahr, Degengang Nro. 7.

— 1252. Den 11. — Des Blechenschlägers zu Hastedt Heinr. Vogelsang Sohn, 2 Jahr.

— 1253. Den 11. — Des Arb. Albert Deß Ehefr., geb. Krey, 41 Jahr, kleine Helle.

— 1254. Den 11. — Des Kammmachers Ernst Louis Stadtlander Sohn, 16 Tage, alten Steinweg Nro. 26.

— 1255. Den 12. — Der Kaufmann Nicolaus Wilkens 55¾ Jahr, Ausgarlithorssteinweg Nr. 8.

Nro. 1256. Den 12. — Des Detaillisten Jacob Schönewolff Wittwe, geb. Westermann, 76 J., Neuenstraße Nro. 51.

— 1257. Den 12. — Der Arb. Joh. Friedr. Wilhelm Sievers, 45 Jahr, Nordstraße Nro. 14.

— 1258. Den 13. — Die Näherin Elise Henriette Jäger, 37 Jahr, im Krankenhause.

— 1259. Den 13. — Des Arb. Johann Reimers Tochter, 1 Jahr, Hankenstraße Nro. 5.

— 1260. Den 13. — Der Arb. Friedr. Zufall, 41 Jahr, Steinthor Nro. 105.

— 1261. Den 13. — Der Kaufmann Christian Wilh. Dransfeld, 68 Jahr, Langenstr. Nr. 33.

— 1262. Den 13. — Des Küpergesellen Sierich Wilh. Vagt Tochter, 8 Tage, große Johannisstraße Nro. 32.

— 1263. Den 14. — Des Weinküpers Heinrich Pleuß Sohn, 12 Tage, gr. Hundestr. Nro. 9.

— 1264. Den 14. — Des Malers Johann Christoph Funke Tochter, 8 Wochen, Osterthorstraße Nro. 34.

Geburten:

Nro. 1561. Den 8. Dec. Des verst. Arb. Heinr. Schrör Wittwe, geb. Mehrtens, Hastedt Nro. 26, von einem Knaben.

— 1562. Den 8. — Des Zimmergesellen Joh. Denker Ehefr., geb. Behrens, Buntenthorssteinweg Nro. 163, von einem Mädchen.

— 1163. Den 9. — Des Maurergesellen Joh. Heinr. Färber, Ehefr., geb. Freibott, Sandberg Nro. 19 C, von einem Mädchen.

— 1564. Den 9. — Des Arb. Joh. Heinr. Hillmann Ehefr., geb. Bolte, Schnoor Nro. 2, von einem Mädchen.

— 1565. Den 9. — Des Grobbäckers Heinr. Strohthoff Ehefr., geb. Kösel, Hutfilterstraße Nro. 27, von einem Knaben.

— 1566. Den 10. — Des Seilers Carl Dannhauer Ehefr., geb. Lange, Hastedt Nro. 14, von einem Knaben.

— 1567. Den 10. — Des Landmanns Hermann Ehlers Ehefr., geb. Lampe, Doventhorsdeich N. 10, einem Knaben.

— 1568. Den 10. — Des Cigarrenmachers Jürgen Mathias Kleissen Ehefr., geb. Kuhlmann, Neuenstraße Nro. 68, von einem Mädchen.

— 1569. Den 10. — Des Cigarrenmachers Heinrich Knoop, Ehefr., geb. Kruse, am Buntenthorssteinwege, von einem Mädchen.

— 1570. Den 11. — Des Kistenmachers Daniel Erasmi Ehefr., geb. Stockmeyer, Steinernkreuz Nro. 3, von einem Mädchen.

Nro. 1571. Den 11. — Des Hökers Joh. Heinr. Schlerenbeck Ehefr., geb. Peters, kl. Krummenstraße Nro. 31, von einem Mädchen.

— 1572. Den 11. — Des Cigarrenmacher Joh. Heinr. Wilh. Humann Ehefr., geb. Poggenburg, Bleicherstraße Nro. 20, v. Zwillings-Knaben.

— 1573. Den 11. — Des Schneiders Herm. Surmann Ehefr. geb. Becker, Barckhof Nr. 5, von einem Knaben.

— 1574. Den 12. — Des Arb. Joh. Wilken Ehefrau, geb. Finke, Bleicherstraße Nro. 7, von einem Knaben.

— 1575. Den 12. — Des Kaufmanns Georg Friedrich Grosse Ehefr., geb. Murtfeldt, am Wall Nro. 64, von einem Mädchen.

— 1576. Den 12. Des Küpergesellen Friedr. Bernhard Tiesing Ehefr., geb. Klatte, vor Stephanithor Nro. 1, von einem Mädchen.

— 1577. Den 12. — Des Arb. Joh. Kuhlmann Ehefr., geb. Behrens Buntenthorssteinweg N. 1, von einem Knaben.

— 1578. Den 12. — Des Schuhmachers Carl Ahlborn Ehefr., geb. Schnau, Buntenthorssteinweg, von einem Mädchen.

— 1579. Den 13. — Des Maurergesellen Friedr. Bolle Ehefrau, geborne Thormann, Fedelhören Nro. 14, von einem Knaben.

— 1580. Den 13. — Des Schauspielers Adolph von Rigéno Ehefr., geborne Lachewitz, Hohestraße Nro. 1, von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 101.

Bremen, Sonntag den 18. December 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 18. December.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Cand. Dreier.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 U. Hr. Pastor Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Am letzten Advent.

Er kommt, Er kommt zu Seinen Menschen wieder,
Ertönet laut ihr frommen Dankeslieder,
Halleluja schalle nun!

Auf, auf Ihr Christen eilet Ihm entgegen,
Streuet Palmen Ihm auf Seinen Wegen;
Hosianna töne nun!

Seht Sein Stern ist wieder aufgegangen,
Lasset würdig uns den Herrn empfangen,
Halleluja Seinem Ruhm!

Er kommt, Er kommt, der Herr der Herrlichkeiten,
Ach laßt uns doch die Herzen all' bereiten;
Hosianna töne nun!

Doch Hosianna nicht nur mit den Zungen,
Ein Hosianna, das uns ganz durchdrungen,
Solch Hosianna schalle ihm!

Katharina.

(Fortsetzung.)

Schon wollte nach diesen Worten Lorstätt zu seinen Kindern hinabstürzen, da kamen in demselben Augenblick mehrere Personen vorbei; die Kinder reichten ihre Hände und erhoben flehend ihre traurigen Stimmchen, man warf ihnen einige Kupfermünzen zu und sie eilten ins Dorf, um Brod dafür zu holen. Bald kamen sie auch mit einem Stück zurück, das sie ihrer Mutter reichten. Sie wirft sich gierig darauf und alle drei aßen mit einer heißhungrigen Gefräßigkeit, die von langem schmerzlichen Entbehren zeigte, und einen traurigen Anblick bot. Da nun die Nacht bald einzubrechen drohte, so baten die Kinder ihre Mutter, sie möchte doch mit ihnen ins Dorf zurückkehren. Diese aber erwiederte:

„Nein, nein, ich muß erst noch ins Schloß gehen, ich muß ihn sehen."

„Mutter," antworteten die Kinder, „Du weißt ja doch daß uns die Bedienten wegjagen werden, und daß sie uns gedroht haben, die Hunde auf uns zu hetzen, wenn wir uns Abends dem Wohnhause nähern."

Lorstätt schlug das Blut in allen Adern mit fieberischer Gewalt und drohte ihn fast das Herz zu brechen.

Die beiden Kinder fuhren fort, Katharinen anzuflehen, sie möchte nach Hause gehen und faßten sie bei beiden Händen, um sie sanft fortzuziehen, als das unglückliche Weib, von einem plötzlichen Anfall wilden Wahnsinns ergriffen, sich auf ihre Kinder stürzt, sie mit Fäusten schlägt, sie blutig mit ihren Nägeln kratzt, sie zu Boden wirft und sich neben ihnen auf der Erde wälzt, indem sie laut aufschreit und keinen andern artikulirten Ton von sich giebt, als den zu unzähligen Malen wiederholten Namen Karl.

Lorstätt eilt auf sie zu und entreißt ihr ihre Kinder, die über und über bluteten und halb todt vor Schreck und Erschöpfung waren. Er will die Knaben in seine Arme drücken, sie trösten, aber sie treten wie mit Abscheu zurück und scheinen seine Liebkosungen noch mehr zu fürchten, als die wahnsinnigen Anfälle ihrer Mutter. Der schrecklichste Name für sie ist der ihres Vaters, den seit fast einem Jahr ihre Mutter ihnen fortwährend als den Urheber all ihrer Leiden vorgestellt hat. Lorstätt weint und schluchzt; er ruft Katharine mit den zärtlichsten Namen: beim Tone dieser geliebten Stimme kömmt diese, die bisher wie besinnungslos dagelegen hatte, wieder zu sich, sie beruhigte sich und wie aus einem tiefen Schlafe erwachend, findet sie, da sie Lorstätt sieht, Thränen in ihren von der wilden Gluth des Wahnsinns fast verkohlten Augen und hebt die Hände nach ihm auf, wie man sie flehend zu Gott erhebt.

In diesem Augenblicke besitzt Katharina alle Kräfte ihres Verstandes; sie hört Lorstätt aufmerksam zu, begreift seine Reden und antwortet ihm ganz vernünftig. Aber ach! was können sie einander sagen, als was sie einander schon zu tausend Malen gesagt haben, daß Katharina nicht ohne Lorstätt leben kann, daß sie nicht Herrin ihrer selbst ist, daß er aber ganz Amalien angehört. Aber Karl weint, bedauert die Vergangenheit, bittet Katharinen um Verzeihung und beschwört sie auf seinen Knieen, ihm ihre Kinder zu überliefern, damit er sie in einer Pensionsanstalt könne erziehen lassen, und sie aus diesem grauenvollen Zustand des Elends und der thierischen Herabwürdigung befreie, Katharina schreit in ihrer Verzweiflung laut auf, ihr Herz wird nie in diesen Vorschlag willigen, aber ihr Mund hat nicht die Kraft, eine Weigerung auszusprechen, wenn sie Lorstätt, es zu ihren Füßen als eine Gnade erflehen hört und er ihr verspricht, daß er sie nicht mehr verstoßen und verlassen, sondern sie zuweilen besuchen werde, wenn sie seiner Forderung nachgiebt. Katharina, die unter dem Gewicht so heftiger Aufregung erlag, widersteht nicht länger und läßt sich von Karl blindlings führen.

Sie gehn ins Dorf nach Katharinens Hütte; daselbst angekommen, verläßt sie Lorstätt, aber nur, um in einigen Augenblicken mit einer Frau zuzückzukommen, die auf seinen Befehl in größter Eil Alles zusammen gebracht hat, was sie an Leibwäsche, Mundvorräthen und Wirthschaftsgeräthen im Dorfe hatte auftreiben können; er läßt durch diese Katharinens Hütte einigermaßen in Ordnung bringen, läßt für sie und ihre Kinder ein Abendbrod bereiten, und sagt ihr, daß er diese Frau beauftragt hat, dafür Sorge zu tragen, daß ihr fortan Nichts fehle. Darauf beschwört er sie von Neuem, ihn ihre Kinder mit sich fort führen zu lassen; er zeigt sie ihr, wie sie bleich, abgemagert, mutlos sind, den Tod auf dem Gesichte tragen; er thut ihr dar, wie es ihre Pflicht sei, sich auf einige Zeit von ihnen zu trennen, damit sie Leben und Gesundheit wieder erhalten könnten; er verspricht ihr, sie würde dieselben an dem Orte, wo er sie hinbringen werde, oft besuchen können. Katharina schlägt es weder ab, noch willigt sie ein: sie weint und umarmt ihre Kinder und drückt Lostätt's Hand unter Thränen und Schluchzen; ihr Körper ist dermaßen erschöpft, daß ihre Seele nicht mehr zu kämpfen vermag. Endlich sinkt sie in einen tiefen ohnmachtähnlichen Schlafe: Lorstätt empfiehlt sie nochmals der Sorgfalt der Frau, die er bei ihr gelassen und reichlich mit Geld versehen hat, und verläßt sie, indem er die Kinder mit sich fortführt, die ihm aber nur mit Widerwillen und Bedauern folgen.

Lorstätt begreift wohl, wie hart es für Katharine sein wird, beim Erwachen ihre Kinder nicht mehr zu finden. Aber es handelt sich um das Leben der beiden unglücklichen Kleinen; es hieße, sie geistigem und körperlichem Untergange sicher aussetzen, wenn man sie länger unter der Obhut ihrer fast wahnsinnigen Mutter ließe. Er glaubt in seiner Seele und vor seinem Gewissen, daß er so hat handeln müssen, wie er in diesem Falle gethan. Er beeilte sich nun die Knaben in das Haus eines benachbarten Arztes zu führen, den er bittet, sie so lange in Pension zu halten, bis sie hinlängliche Kräfte und Gesundheit wiedergefunden, um sie in eine Erziehungsanstalt eintreten zu lassen.

Als er spät Abends nach Hause kam und der überaus besorgten und unruhigen Amalie die Vorgänge dieses Tages erzählte, weinte diese vor tiefem Mitleid und inniger Rührung; die Eifersucht war aus ihrer Seele verschwun-

den und sie billigte Alles, was Lorstätt gethan und versprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge meiner projectirten höheren Bürgerschule.

§. 1.

Begriff und Zweck einer höhern Bürgerschule.

Man bezeichnet unter diesem Namen solche, durch die vorliegenden Tendenzen der Gegenwart hervorgerufene Bildungsanstalten, denen die Aufgabe gestellt ist, den Knaben und Jünglingen, welche *ohne sich dem eigentlichen Gelehrtenstande zu widmen*, dennoch durch geistige Anlagen, so wie durch Stand und Vermögen ihrer Eltern für die höheren Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bestimmt sind, diejenige geistige Ausbildung und diejenigen allgemeinen Kenntnisse mitzutheilen, die sie befähigen, dereinst in der höhern Sphäre des staatsbürgerlichen so wie gewerbthätigen Lebens mit Recht einen ehrenvollen Platz einzunehmen. *Zweck* einer solchen Anstalt ist demnach, die Zöglinge derselben für alle Forderungen der Gegenwart zu entwickeln, folglich die Auffassung des wirklichen Lebens in allen seinen Beziehungen dem Bedürfnisse der sich bildenden Jugend gemäß genügend vorzubereiten, die Empfänglichkeit derselben für wissenschaftliche und überhaupt geistige Bewegungen des Zeitalters zu wecken und die Anwendung derselben auf die künftigen Lebensjahre zu sichern. Als zu berücksichtigende Zöglinge der höheren Bürgerschule werden, also diejenigen anzusehen sein, welche, ohne sich den gelehrten Fächern widmen zu wollen, zu ihrem künftigen Beruf irgend eine Kunst, ein Gewerbe, welche eine wesentliche Thätigkeit der geistigen Vermögen voraussetzt, die Handlung, die Betreibung eines Fabrikgeschäfts, die Verwaltung eines bürgerlichen Amts, insofern keine gelehrte Kenntnisse dazu erfordert werden, sich gewählt haben oder von Andern dazu bestimmt sind, so jedoch, daß nicht etwa die nothdürftige Erfüllung des Berufs der letzte Zweck *solcher* Anstalt wäre, sondern daß außer der Bemühung um die möglichst vollständige Ausbildung für ihren künftigen Beruf auch die Rücksichten auf das, was dem ausgebildeten Menschenleben im Allgemeinen und den ausgebildeten, geselligen und staatsbürgerlichen Zwecken insbesondere angehört, ihnen wichtig erscheint. — Eine solche Lehranstalt zieht also den *höheren* Bürgerstand, d. h. die Söhne gebildeter Familien, in ihren Kreis, und ist also wesentlich verschieden von Volks- oder wie sie hier genannt werden, Kirchspielschulen, die sich auf das Nothwendigste der wissenschaftlichen Bildung zu beschränken haben, verschieden von der Gelehrtenschule, die für die specielle Ausbildung junger angehender Gelehrten, verschieden von Gewerbs-, Sonntags-, Schiffer- und sonstigen polytechnischen Schulen, in denen die Vorbildung zu einem besondern Zweige ihres dereinstigen Berufslebens als nächster Zweck anzusehen ist. *Die höhere Bürgerschule ist eine allgemeine Bildungsschule*, mit möglicher Berücksichtigung und Vorbereitung auf jedweden Beruf des höheren Lebens, *nur nicht des Gelehrtenstandes*.

Da der Begriff Bildung und Bildungsanstalt neuerlich sich in ein chamaeleonartiges Gewand hüllt, und eine Vieldeutigkeit des Ausdrucks eine bestimmte Erklärung in Anwendung auf eine solche Schule nothwendig macht, so möchte folgende Auffassung des Begriffs als nicht unwesentlich erachtet werden. Nicht das irdische Leben nämlich schließt den Kreis unseres Daseins ab, sondern alle seine Bestrebungen, Vorbereitungen und Bemühungen sollen nur die Stufenleiter sein, auf welcher wir zur immer höheren Vervollkommnung im steten Fortschritt, zu einer rein menschlichen Bildung emporklimmen; das Endliche bildet die Grundlage zum Unendlichen. Es ist die Aufgabe des Menschen, der in sich den Keim unbegränzter Perfectibilität trägt, sich der Idee der Vollkommenheit anzunähern, was bei dem Menschen als einem mit besondern Eigenschaften und Kräften begabten Wesen doch wohl nichts anderes heißen kann als zur höchsten Vernunftmäßigkeit, oder zur absoluten Vernunft, zur Gottähnlichkeit sich hinanbilden. Da indessen die Erreichung dieses Ideals hier auf Erden unmöglich ist, so muß die Bestimmung des Menschen darin gefunden werden, daß er unablässig bemüht sei, nach allseitiger Entwicklung aller geistigen und sittlichen Vermögen nach Maaßgabe der ihm inwohnenden Kraft zu streben. Darin besteht die ächte Bildung, die als letztes Ziel eine höhere Bürgerschule zu erreichen bemüht sein soll. Es ist dies die *formelle* Seite des Unterrichts. Allein es giebt auch eine *materielle* desselben, die sich so weit es möglich ist,

in einer Zeit, die überall, besonders in dem Felde der Industrie mit Riesenschritten vorwärts eilt, mit der formellen Seite des Unterrichts verbinden muß.

Es ist nun die Frage, welches der geeignetste Stoff sei, woran diese geistige Entwickelung geschehe, woran die im Menschen schlummernde Kraft eine genügende Uebung, eine allseitige Belebung, Anfrischung und harmonische Ausbildung aller Geistesvermögen erstrebe. Die Antwort ist leicht dahin entschieden, daß derjenige Stoff für den im praktischen hohen Gewerbestand sich dereinst Bewegenden, als der zweckmäßigste erscheint, welcher zugleich für das dem Schulleben folgende Berufsleben einen entschiedenen Einfluß hat. Da die Gelehrtenschulen eine jede, auf dasselbe Berufsleben bezugnehmende geistige Thätigkeit mit Recht von sich weisen und die Sphäre des Geistes als das alleinige Gebiet betrachten, worin zu wirken und zu bilden ist, und die sogenannten Brodstudien den Universitäten überlassen, so hat die Schule, die den Kreis gelehrter Bildung ausschließt allerdings die Aufgabe um den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, solche Gegenstände in das Bereich ihres Unterrichts zu ziehen, deren Brauchbarkeit für das praktische Leben sich herausstellt. — Als solche hat man nun mit Recht für eine höhere Bürgerschule die Naturwissenschaften erkannt.

Großartige Entdeckungen auf dem Gebiete der Natur, Benutzung der in ihr ruhenden Kräfte, die Anwendung derselben auf fast alle Zweige der Künste und höhere Gewerbthätigkeit ließ es sehr bald einsehen, daß der Unterricht für junge Leute, die nicht dem eigentlichen Studium sich widmeten, neben der reinmenschlichen Ausbildung auf dies Feld für die allgemeine Berufsbildung sich zu wenden habe. Die Natur ist das weite Gebiet, an welchem nicht allein der Scharfsinn, die Denkkraft und alle inwohnenden, geistigen Kräfte auf eine würdige Weise sich üben können, sondern auch deren möglichst allseitige Kenntniß das beste und zweckdienlichste Mittel abgiebt, als Vorbereitung für einen speciellen Beruf zu dienen. Dennoch müssen die Naturwissenschaften einen integrirenden Theil einer solchen Lehranstalt ausmachen. Durch sie wird nicht allein der Geist auf eine würdige Weise genährt und befähigt zu kräftiger Entwicklung, durch sie nicht allein eine vielseitige Sammlung nützlicher, ja für das Leben nothwendiger und im dereinstigen Berufsleben unentbehrlicher Kenntnisse dem Zöglinge zugeführt, sondern es wird ihm auch der Schlüssel gegeben, in jenes Buch der Offenbarung zu schauen, aus welchem der wunderbare Bau der göttlichen Schöpfung so wie die Einsicht der in derselben wirkenden Kräfte ihn mit Verehrung, Liebe und Bewunderung für den Weltenschöpfer erfüllt, und somit ihm eine gediegene Nahrung für die Belebung seiner Herzens- und Gemüthswelt darreicht. Wer nur irgend mit gesunden Augen sehen will und um sich schaut, dem wird es klar, wie die allmälige Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte der großartige Hebel geworden, wodurch der gewaltige Fortschritt unserer Zeit bedingt ist, und wie ohne Kenntniß derselben die gigantischen Erscheinungen industriöser Bestrebungen selbst dem sonst gebildeten Menschen ein verschlossenes Buch bleiben.

Den Naturwissenschaften stellt die Mathematik als Unterrichtsgegenstand sich würdig an die Seite, weil eine Gewißheit des durch und in der Natur Geleisteten, nur durch mathematische Messung zur Evidenz gebracht werden kann. Mit ihr verbindet sich das Rechnen, besonders das kaufmännische Rechnen nach allen seinen Hergängen.

Da jedoch die Sprache und besonders die Muttersprache das Organ ist, wodurch dem Zögling das Auffassen der ihm vorzulegenden Unterrichtsgegenstände vermittelt, so ist nicht allein theoretische und praktische Erlernung der deutschen Sprache als nothwendiger Unterrichtszweig mit in den Kreis des Unterrichts zu ziehen, sondern ihre Ausbildung in allen ihren Zweigen als eine wahre Ehrensache zu betreiben. Die Verbindung mit auswärtigen Nationen führt die Erlernung fremder Sprachen herbei, ohne deren Kenntniß es in vielen Berufszweigen des practischen Lebens unmöglich wäre, mit Vortheil und Nutzen zu wirken. Für Bremen sind die Englische, Französische und Spanische Sprache als diejenigen zu bezeichnen, ohne deren Kenntniß es einem jungen Manne fast unmöglich wird, eine höhere Stellung im bürgerlichen Berufsleben einzunehmen. Daß Geschichte und Geographie dem Menschen, welcher auf höhere Bildung Anspruch macht nicht fehlen darf, leuchtet von selbst ein, da diese nächst dem Theile, der der Naturwissenschaft anheimfällt (die physische und mathematische Geographie), uns die statistischen und topographischen Verhältnisse klar macht, jene uns den Menschen in seiner Bildungsgeschichte und die jetzige richtige Weltanschauung des Völkerlebens uns erschließt. Allen diesen Wissenschaften steht nun erleuchtend, erhebend und beseligend die Religion zur Seite. Sie ergießt ihr er-

quickendes Licht auf die Gebiete des Glaubens und läßt uns die Gränzen des forschenden und grübelnden Verstandes erkennen, läßt uns erkennen, wie bei allem Streben und Forschen, bei aller erlangten Ausbildung und Wissenschaftlichkeit unser Wissen stets Stückwerk bleibt. — Von Fertigkeiten ist noch besonders in den Kreis einer höhern Bürgerschule das Schönschreiben und Zeichnen zu ziehen. — So zerfallen also die Lehrgegenstände, deren Betreibung von einer höhern Bürgerschule erlangt werden dürften I, in Sachkenntnisse: Naturbeschreibung, Naturlehre oder Physik, Chemie, Technologie vielleicht auch Mechanik, Mathematik, Rechnen, Geschichte, Geographie; II, in Sprachen: Deutsche, Englische, Französische, Spanische Sprache; III, in Religion; IV, in Fertigkeiten: Schönschreiben, Zeichnen.

(Schluß folgt).

Aufruf an die Deutschen!

(Fortsetzung.)

Nachdem wir kurz und im Allgemeinen dargethan, wie diese Fremdlinge sich in unsere Sprache eingedrängt haben, wollen wir auch beweisen, daß wir derselben nicht bedürfen. — Unsere Sprache gehört zu den reichsten, bildsamsten, beugungs- und zusammensetzungsfähigsten der neuern europäischen Sprachen und ist ein wahrer Ausfluß und Abdruck des deutschen ursprünglichen Gefühls, dem an Tiefe, Edelmuth, Zartheit und Fülle, als dem Herzpunkt unseres Welttheils, nicht leicht ein anderes Volk gleich kommen dürfte. Der Reichthum derselben ist so groß, daß keine andere sie daran übertrifft und nur sehr wenige ihr gleich stehen können, ja daß selbst nur wenigen Deutschen alle Wörter des ganzen deutschen Sprachschatzes und deren Bedeutung mit Einschluß aller Kunst-Ausdrücke für Gewerbe und Künste (nicht gerechnet die Besonderwörter einzelner Landschaften und Gegenden) bekannt sein dürften. Wozu also noch Fremdwörter, da wir einen so großen Vorrath an eigenen besitzen? — Ueberdies können wir noch viele neue Wörter mittelst der vorhandenen durch Zusammensetzung mit andern, durch Umbildung, durch Vor- und Nachwörtchen bilden, so daß wir im Stande sind, alle Anschauungen, Begriffe, Dinge und Verhältnisse mit echtdeutschen Wörtern zu bezeichnen. Wozu also fremde?

Nun, wie soll denn die Ausrottung der Fremdwörter geschehen? Welche Mittel sind hiezu die zweckmäßigsten, welche Art dürfte den besten Erfolg versprechen? — Am kürzesten wäre freilich der Weg, wenn Jene, die selbe in unsere Sprache hineingebracht haben, sie auch wieder aus derselben hinausschafften. Allein das ist kein so leichtes Unternehmen, wie Manche glauben; denn Alle sind jetzt so daran gewöhnt, daß es große Ueberwindung und Selbstverleugnung kosten wird, bis sich nur ein großer Theil der Fremdwörter entäußern kann. Wir wollen daher nur einige unmaßgebliche Vorschläge hier machen, welche vielleicht auch nur fromme Wünsche, wie so manche andere, bleiben werden; doch mag es nichts schaden dieselben angeführt und die Sache in Anregung gebracht zu haben. Und wer weiß, es kann doch ein Samenkorn auf gutes Erdreich fallen!

(Schluß folgt.)

Benachrichtigung.

Diejenigen geehrten Aeltern, welche in jetziger Zeit sich zu überlegen pflegen und manchmal in Verlegenheit sind, welches passende litterarische Geschenk sie ihren heranwachsenden Söhnen zu Weihnachten oder Neujahr verehren sollen, erlaube ich mir auf die Geschichte der Deutschen von Heinrich Luden, Jena 1842, zwei Bände, aufmerksam zu machen. Es ist dies weder das große vielbändige Werk des Verfassers noch ein Auszug daraus, sondern eine selbstständige in den herrlichsten Jahren des berühmten und allen Vaterlandsfreunden ehrwürdigen Geschichtsforschers entstandene Arbeit, diejenige Darstellung der Geschichte unsres Volks, durch welche er in den unvergeßlichen Jahren 1806 bis 1813 mittelst mündlichen Vortrags Jünglinge deutschen Blutes bis aus den fernsten Gränzen des Baltischen Meeres, der Alpen und der Karpathen, unter die damals auch der Unterzeichnete mit Entzücken sich zählen durfte, für die hohen Ideen Freiheit, Vaterland und Wiederherstellung von fremder Tyrannei entflammte. Die ganze Fülle genialischer Jugendgluth ist

über diese Bücher ausgegossen und sie sind dadurch ganz vorzüglich geeignet, eine anziehende Lecture deutscher und besonders republikanischer Knaben und Jünglinge abzugeben. Da nach und nach noch etwa zwei Bände hinzukommen werden, so geben dann die Fortsetzungen erwünschten Anlaß zu Geburtstags- oder auch ferneren Weihnachtsgeschenken. Ich behalte mir vor, über dieses schöne Werk demnächst im Bürgerfreunde noch einige Gedanken mitzutheilen. Daß das genannte Buch neben dem Reize einer glänzenden Darstellung durch welche anerkannter Maaßen sich Luden vor den deutschen Geschichtschreibern eigenthümlich hervorthut auch alle Zwecke einer nützlichen und den geschichtlichen Kenntnissen der Jugend zu Gute kommenden Lektüre erfülle, wird nicht erst gesagt zu werden brauchen. Uns Bremer wird aber solch ein Werk um so mehr ansprechen müssen, da wir den Verfasser als einen Landesgenossen ansehen dürfen, indem er von der Unterweser gebürtig, ein Zögling der hiesigen Gelehrtenschule gewesen ist und fortwährend, nach seinem schönen und treuen Gemüthe, die herzlichste Anhänglichkeit an Bremen hegt und bethätigt.

Professor Weber.

---

* Bremens Eisenbahn.

(Eingesandt.)

Im Unterhaltungsblatte von 14 d. M. ist ein Wink enthalten über die Nothwendigkeit des Anschlusses Bremens an das Eisenbahnnetz welches Hannover und Minden berührt oder berühren wird. Zugleich wird die Zweckmäßigkeit des baldigen Angriffs empfohlen und zwar behufs einer Vergnügungsbahn nach Oberneuland als Anfang einer größren. Obgleich wir von der ungleich höheren Wichtigkeit der Flußvertiefung überzeugt sind, welche jetzt Gottlob im Werke ist, so wollen wir keinesweges die Nützlichkeit einer Eisenbahn-Verbindung mit dem Süden in Abrede stellen, müssen aber das Passende des erwähnten Aufsatzes hinsichtlich seiner technischen Andeutungen recht sehr in Frage stellen, indem darin zum Terminus die Gegend des Bischofsthors empfohlen wird. Es ist ein anerkannter Grundsatz, daß Eisenbahnen zur Mündung die Flußnähe suchen. Darnach würde der Bahnhof unsers eventuellen Schienenweges am Oster- oder Stephansthore sein müssen. Ersterer Platz wäre hinsichtlich der Personen-Frequenz zu einer Vergnügungsbahn vorzuziehen, allein die Weserbrücke würde dem Gütertransporte Schwierigkeiten in den Weg legen, mithin würde sich der Platz vor dem Armenhause am Stephanithore zum Bahnhofe besser qualificiren; die Bahn würde dadurch etwas verlängert werden, aber weniger Störung des Verkehrs verursachen, und könnte zugleich die Eindeichung vieles werthvollen Landes mit sich führen, welches von der Wumme während eines großen Theils des Jahres überschwemmt wird.

---

* Kein Leichenhaus!

Der Hofrath und Professor der Medizin Marx in Göttingen beschreibt in seinen Erinnerungen an England, einem überaus interessanten Buche, den Gottesacker Kensalgreen bei London, und sagt zum Schluß: „Und kein Leichenhaus? nein, diese Insulaner thun Alles für das Leben; sie ehren ihre Todten durch ein treu bewahrtes Andenken und Monumente aller Art; aber die Fürsorge Todte ins Leben zurückzurufen, überlassen sie andern empfindsamren Nationen. Sie wissen zu gut, daß die Klingeln in den Händen der Erstarrten nur dann angezogen werden, wenn eine Explosion durch die Fäulniß geschieht, und daß eine verständig eingerichtete Todtenschau mehr werth ist, als jede die Ruhe der Lebenden verbitternde geschäftige Aengstlichkeit.

Rechtspflege.

Untergerichts-Erkenntnisse vom 13. December: Ihsen Wwe. g. Rippe, Privat-Assecurandeurs-V. g. Sengstack & Comp., Müller g. Stucke Wwe., Wichmann g. Erichs, Iken & Comp. g. Reinken.

Auflösung des Artikel-Räthsels in Nr. 99.

Der Weise — die Weise.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 100.

Leid — Lied.

Miscellaneen.

(Ungarn.) Abermals berichten öffentliche Blätter ein fürchterliches Unglück durch wüthende Hunde herbeigeführt, das es aufs Neue den Behörden zur Pflicht macht, über diese zwar oft nützlichen aber doch auch gefährlichen Thiere zu wachen. Vor kurzem wurde ein armes Weib, das von dem Dorfe Högyeß nach ihrem Wohnorte Riezk gehen wollte, unterwegs von drei wilden, aus dem Dickicht plötzlich hervorspringenden Schäferhunden angefallen. Anfangs packten sie die Unglückliche nur bei den untern Kleidern, bald aber ergriffen sie den Kragen ihrer Pelzjacke und schleiften sie unablässig hin und her. Endlich gelang es ihr, sich zwar mit dem Angesicht auf den Boden zu legen, aber dadurch war sie gezwungen, sich der Wuth der Thiere zu überlassen, die ihr sogleich auf den Rücken fielen und sie dermaßen zerbissen, daß an allen den Theilen ihres Körpers, die nicht dem Boden zugekehrt waren, keine Stelle, nicht einmal von der Größe einer flachen Hand, frei von fingertiefen Wunden blieb. Am meisten hatten Arme und Beine gelitten, so daß Sehnen und Adern abgebissen aus dem Fleische heraushingen. Die Leidende erzählt dann, daß sie das Zwitschern hörte, wie die Hunde ihr das Blut aussaugten. Daß die Kleider in Fetzen zerrissen und voll gestockten Blutes waren, kann man sich leicht denken. In diesem Zustande lag sie mehr als eine Stunde, wobei sie erfuhr, daß die Hunde ebenfalls ruhig neben ihr knurrten und sie bewachten, mit doppelter Wuth aber über sie fielen, sobald sie sich zu rühren wagte. Endlich hörte sie das Rollen eines Wagens und rief um Hülfe. Der Wagen hielt an und der Kutscher eilte herbei und verjagte die Hunde. Die Unglückliche hatte noch so viel Kraft, zu dem Wagen hinzugehen, war aber nicht im Stande, sich hineinzusetzen und mußte von dem Kutscher hineingehoben werden. Auf ihr Verlangen wurde sie zu ihrer Stieftochter nach Keeskd gebracht wo sie trotz aller Anstrengung der Comitatsärzte und der sorgfältigsten Pflege nach dreitägigen Leiden mit der bewunderungswürdigsten Seelenruhe verschied. Es wurden gleich nach Bekanntwerden dieses Vorfalls Anstalten getroffen, die Hunde einzufangen und die Eigenthümer derselben ausfindig zu machen, was bisher noch nicht gelang. Solche Hunde sollen in dieser Gegend nicht selten sein, und die Aufmerksamkeit der Polizei dürfte bald rege werden.

(Leipzig.) Hier ist vor einigen Tagen die erste „Leipziger Carricatur" erschienen, darstellend die „deutsche Flotte". Die Bemannung ruft in unbegränzter Freude: „Gott sei Dank, daß wir wieder auf dem Trocknen sind." — Nach dem Vorgange der würtembergischen Advocaten hat sich hier nun auch ein Avocatenverein gebildet, der in kurzem seine erste Zusammenkunft halten und dessen Streben wahrscheinlich dahin gerichtet sein wird die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beim Criminalverfahren zu verfolgen. Kein sächsisches Blatt wird wohl diesem Verein solche schmähliche Motive unterlegen, wie der Schwäbische Merkur dem würtembergischen. — Das Königsberger Literaturblatt soll nun hier fortgesetzt und unter dem Titel „Leipziger Literaturblatt„ von einem gewissen Kaufmann redigirt werden. — Von den Verhandlungen der hiesigen Postbehörde mit den Abgeordneten Oesterreichs hinsichtlich der Aufhebung des Portozwanges verlautet noch nichts.

(Berlin.) Die erste Lieferung des deutschen Nationalwerks: „Germaniens Völkerstimmen" ist nun hier erschienen. Dieselbe enthält die Mundarten der Inseln Sylt, Helgoland und Femern, Ostfrieslands, Jeverlands, Angelns, Schleswig-Holsteins, der Hansestädte und des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin. Der Herausgeber hat bereits 305 deutsche Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, und Volksliedern gesammelt. Durch die beigefügten Erklärungen in hochdeutscher Sprache sind auch die schwierigeren Mundarten einem jeden verständlich.

(Neue Stadt in England.) Eine der bemerkenswerthen Folgen der Anlegung von Eisenbahnen ist häufig die Entstehung bewohnter Ortschaften, da, wo es weder eine Straßenverbindung noch ein Kanalzug, noch endlich der Bodenbau bisher als denkbar zugelassen hätten. So entstand vor Kurzem bei der sogenannten Swindonstation der Greatwestern-Eisenbahn mitten auf einer Wiese durch allmähligen Zubau ein Ort von 300 kleinen Wohngebäuden, und bis zum 15. November d. J. sollten weitere 200 hinzugekommen, welche die unternehmenden Kaufleute Rigby auf eigne Rechnung hinbauen ließen. Außer den zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Wache auf jener Hauptstation befindlichen Abtheilungen des Linien-Militairs und der Polizeikorps, kommen als Einwohner des Orts noch über 800 Arbeiter hinzu, deren größter Theil in der dortigen großen Maschienen-Fabrik ihre Beschäftigung finden.

(Der Esel als Zeuge.) Durch eines der Thore von Montpellier fuhr kürzlich ein mit Steinkohlen beladener Karren ein; der Esel, der denselben zog, war mit einem Sacke beladen, in welchem die Mauthner zwei Fäßchen Branntwein vorfanden, die auf solche Weise eingeschmuggelt werden sollten. Der Führer des Wagens behauptete jedoch, weder selbst Eigenthümer zu sein, noch auch den Eigenthümer zu kennen. Nun führten die Mauthbeamten den Esel an den Eingang des Dorfes Laverune, wo sie den Defraudanten vermutheten, und ließen ihn laufen, bis er vor einer Stallthüre stehen blieb. Dieselbe Probe wurde noch einmal wiederholt. Der Besitzer des Hauses war von der unerwarteten Zeugschaft seines Esels wider ihn so betroffen, daß er diese und noch mehrere andere Defraudationen eingestand, und zu 12,000 Fr. Buße verurtheilt wurde.

(Ein englischer Perrückenmacher) empfiehlt seine Kunst auf folgende großartige Weise: „Aut Caesar, aut nullus!" Als Hannibal, der siegreiche carthagische Held, die Feinde seines Landes bezwungen, wurde sein Name auf die unsterblichen Seiten der Geschichte geschrieben. Als Alexander, der macedoni-

nische Eroberer, von seinen glanzvollen Siegeszügen heimkehrte, zogen Sclaven die Räder seines Wagens, und Triumphbögen waren zu seiner Ehre errichtet. Aber größer noch ist der Lohn des Künstlers, der, unbekümmert um Mühe und Arbeit, sich mit Leib und Seele dem dauernden Wohle seiner Landsleute hingiebt, und ihrem Heil und Comfort sich geweiht hat. Wenn auch unbemerkt im Getöse der Schlachten und dem Klange der Waffen, wird sein Ruhm dennoch ausgezeichnet und unsterblich sein. Durchdrungen von diesen Ideen, hatte S. Browne (47 Fenchurch Street) durch unermüdliche Nachforschungen den glücklichen Erfolg eine „Perrücke" nach einem ganz neuen und eigenthümlichen System zu erfinden. Hinsichtlich des Gewichts übertrifft sie alle bisher verfertigten, da sie leicht wie Sommerfäden ist; und ihr Gewebe ist so schön, so porös und so frei, daß die Ausdünstung in keinen Fällen gehindert, und somit das größte Uebel der andern Perrücken gänzlich vermieden ist.

(Militärisches.) Der vor Kurzem zum Kommandanten von Paris ernannte General Aupick antwortet auf einen Artikel des „National," worin seine Ansprüche auf einen so wichtigen Posten in Zweifel gezogen wurden, durch eine Darstellung seiner Lebensverhältnisse. „Im Jahre 1795," beginnt der General, „wankte eine arme, kranke, von Müdigkeit und Noth erschöpfte Frau, mit den Lumpen des tiefsten Elends bedeckt, auf der Landstraße mit einem kleinen Kinde nach Gravelines. Sie beweinte ihren Gemahl, einen Kapitän im ehemaligen Regiment Berwick, der durch das Feuer der Feinde gefallen war. Wenige Tage darauf hatte das Kind keine Mutter mehr. Ohne Verwandte, ohne Freunde war es auf der Welt allein! Dieses Kind war General Aupick, gegenwärtig nach 35 Dienstjahren und 11 Feldzügen, Platzkommandant von Paris.

(Gläserne Dachziegel) werden in der Fabrik des Oberamtmanns Sydow zu Steinbusch in der Mark Brandenburg verfertigt. Dieselben haben ganz die Form und die Größenverhältder landüblichen Dachsteine; die Masse ist von grünem Glase ungefähr ½ Zoll dick, und sie haben statt der Nase ein Loch, womit sie auf einem auf die Dachplatte eingeschlagenen Nagel ihren Kopf aufgehängt werden. Der Zweck solcher Ziegel ist, die Räume unter den Ziegeldächern zu erhellen, ohne der kostspieligen und stets nachtheiligen Dachluken zu bedürfen, indem man sie überall auf Erfordern da anbringt, wo man Licht zu haben wünscht. Die Zweckmäßigkeit solcher Ziegel leuchtet selbst ein, und sie werden auch aus Erfahrung als höchst praktisch empfohlen.

(Eine neue Art Nachtwandler) zeigte sich an einem der letzten November-Abende zu A. auf dem Dache der dortigen Frohnveste. Hunderte von Brillen, Lorgnetten und Perspektiven waren mit der Beobachtung dieses neuen Schauspiels unter dem Zudrange einer großen Menschenmenge beschäftiget. Doch, als die Sache eine ernstliche Wendung nahm, und es sich zeigte, daß die beiden Nachtwandler Niemand anders, als aus ihren Keuchen entsprungene Sträflinge waren, welche ihre Freiheit suchten, wurde auch der wohlbestallte, städtische Kaminrath mit seinen Assistenten zur Hülfeleistung und Habhaftwerdung derselben herbeigerufen. Mit Besen bewaffnet, bestiegen nun solche die Schlöte, fuhren in ihrem Diensteifer hastig hinauf und heraus, so daß man leicht in Versuchung kommen konnte, zu glauben, man stehe am Vorabende einer zweiten Walpurgisnacht. Inzwischen hatte sich der eine Gefangene selbst wieder in seiner Keuche gestellt, während der Andere in einer Dachrinne liegend gefunden, in seine Keuche geschafft wurde.

(In Georgien wird nach jeder Mahlzeit das Tischtuch gegessen.) In Georgien ist es, wie der Engländer Hamilton in seinem eben erschienenen Reisewerke erzählt, Sitte, daß man sich bei Tische einer Art dünnen Kuchen als Tischtuch bedient, der nach Beendigung der Mahlzeit gegessen wird.

(Die Salons der Marquise von Pontalba in Paris,) welche diesen Winter geöffnet werden, erregen die Neugierde der Fashionablen; die neue Dekorirung derselben hat 1,000,000 Fr. gekostet, der Kronleuchter des großen Salons allein 100,000 Fr.

Anzeige.

Auch für dieses Weihnachtsfest empfehle ich die bei mir erschienene, und als Geschenk vielfach benutzte

Ansicht von Bremen

mit 10 Randbildern: Domshof, Markt, Bischofsthor, Osterthor, Ansgariikirche, St. Petri Dom, Schütting, Arbeitshaus, große und kleine Weserbrücke. Eine höchst sauber ausgeführte Kreidezeichnung.

Ferner:

Texte auf alle Tage des Jahres, ausgewählt von Elisabeth Frr. Sauber gebunden 12 Grote, dasselbe als ein tägliches Gedenkbuch mit Papier durchschossen 24 Grote.

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von Wm. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 101.

Bremen, Sonntag den 18. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1265. Den 13. Decbr. Des Kupferdruckers Caspar Doscher Ehefrau, geb. Kolben, 59 Jahr, Fedelhören Nro. 13 C.

— 1266. Den 14. — Maria Hagemeyer, 11 Tage, in Hastedt.

— 1267. Den 14. — Der Maurergesell Franz Nicolaus Behrens, 43 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 242.

— 1268. Den 14. — Des Schneiders Heinr. Hoebers Wittwe, geborne Grelle, 68 Jahr, Goetz Hof Nro. 6.

— 1269. Den 14. — Des Schneidermeisters David Gotthold Wittwe, geb. Fortmann, 73 J., Buchtstraße im Wittwenhause.

— 1270. Den 14. — Des Arb. Joh. Gottfried Heinr. Reinemann Sohn, 4 Monat, alten Michaeliskirchhoff Nro. 30.

Nro. 1271. Den 14. — Der Zimmergesell Wilke Meyer, 52 Jahr, Steinthor Nro. 32.

— 1272. Den 14. — Der Arb. Heinr. Joseph Kremm, 55 Jahr, Steinern-Kreuz Nro. 17.

— 1273. Den 15. — Des Altschusters Martin Erdmann Benjamin Gebhard Wittwe, geb. Wobler, 85 Jahr, im Armenhause.

— 1274. Den 16. — Der Lichtzieher Diedr. Heinrich Pengel, 34 Jahr, kleine Sortillenstraße Nro. 17.

— 1275. Den 16. — Des Schirmmachers Wilh. Bothe Wittwe, geb. Wedemeyer, 64 Jahr, im Sack Nro. 3.

— 1276. Den 16. — Der Korbmachers Dan. Reiners, 50 Jahr, Hastedt Nro. 11.

— 1277. Den 16. — Der Arb. Joh. Valentin Jung, 56 Jahr, Laves Gang Nro. 14.

Geburten:

Nro. 1575. Den 12. Dec. Des Cigarrenfabrikanten Joh. Jacob Georg Ellebrecht Ehefr., geb Oppermann, gr. Johannisstraße Nro. 149, von einem Knaben.

— 1576. Den 13. — Des Arbeitsm. Joh. Diedr. Sundermeyer Ehefr., geb. Döhle, Schnoor Nro. 41, von einem Knaben.

— 1177. Den 14. — Des Kappenmachers Napoleon Joh. Albert Kühtman Ehefr., geb Rocco, Schnoor Nro. 38, von einem Knaben.

— 1578. Den 14. — Des Speisewirths Joachim Daniel Martin Anders Ehefr., geb. Bremer, Brautstraße Nro. 28, v. e. Mädchen.

— 1579. Den 14. Des Steindruckers Friedr. Christoph Brandt Ehefr., geb. Huber, Beckmanshof Nro. 4, von einem Mädchen.

Nro. 1580. Den 15. — Des Hutmachers Wilh. Brandt Ehefrau, geb. Riegelmann, Rövekamp Nro. 24, von einem Mädchen.

— 1581. Den 15. — Des Weinküpers Casper Boschen Ehefrau, geb. Wilms, kl. Fuhrleutestraße Nro. 10, von einem Knaben.

— 1582. Den 15. — Des Maurergesellen Heinr. Klinge Ehefr., geb Schultz, Mühlenstr. Nro 3, von einem Knaben.

— 1583. Den 15. — Des Branntweinbrenners Ernst Börner Ehefr., geb. van Thiel, hinterm Stephonithorswall Nro. 7, v. e. Knaben.

— 1584. Den 17. — Des Steuermanns Christoph Adam Herm. Otto Ehefr., geb. Steitz, Pelzerstraße Nro. 31, v. Zwillingstöchter.

Proclamirt sind:

Nro. 511. Der Steuermann Johann Friedrich Dieffelhorst hieselbst und Doris Wehber zu Bremerhaven.

— 512. Der Landmann zu Hastedt Hinrich Garbade und des verstorbenen Bereiters Friedr. August Carl Cuno Wittwe, Anne Maria Cathar., geb. Buschmann hieselbst.

— 513. Der Lohgerbergesell am Buntenthorssteinwege Friedrich Arend Fröhlken und Adelheid Freese daselbst.

514. Der Arb. Joh. Heinrich Ludolph Mannes hies. und Johanna Maria Helena Catharina Loucouw zu Zwischenahn im Oldenburgischen.

515. Der Arb. Joh. Christian Heritz und des verst. Zimmergesellen Hinrich Peters Wittwe, Friederike Louise geb. Blume hieselbst.

Nro. 516. Der Zimmergesell Hermann Döbbeling u. Anna Meybohm. Beide von hier.

— 517. Der Cigarrenmacher am Buntenthorssteinwege Ludwig Brockmann, genannt Schweim und Metta Elisabeth Luers daselbst.

— 518. Der Detaillist Joh. Gottfried Schulze und Johanne Friederika Kriete hieselbst.

— 519. Der Arb. Johann Albert Nepen, genannt Nepenning und Beta Steinkamp, gen. Rohlfing und Heuermann hieselbst.

— 520. Der Arb. Joh. Heinr. Kimker hies. und Anna Louise Wübler aus Wildeshausen.

— 521. Der Schneider zu Ostetholz im Königr. Hannover Andreas Georg Friedrich Lösch und Maria Magdalena Beuke hies.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 102.

Bremen, Donnerstag den 22. December 1842.

Der Pilger und sein Genius.

Was ist das Herbeste von allem Herben?
„Wenn Geliebte sterben!“

Was dann gewähret dem Verlaß'nen Frieden?
„Nichts, nichts hienieden!“

Wann verstummen uns're Todesklagen?
„Nach der Erde Tagen!“

Wann versiegen der Wehmuth Zähren?
„Nur in bessern Sphären!“

Was kann Schmerzen den Stachel rauben?
„Nur Gebet und Glauben!“

Läßt ein Kummer sich ganz beschwichten?
„Oft in Traumgesichten!“

Was kann wachend ihn halb vergüten?
„Der Erinn'rung Blüthen.

Doch wann muß er auf ewig schwinden?
„Dort — beim Wiederfinden!“

Haug.

Katharina.

(Fortsetzung.)

III.

Der Tod.

Es war am Morgen nach diesem ereignißvollen Tage; Karl und seine Gemahlin saßen im Garten ihres Landhauses und erfreuten sich der frischen, stärkenden Morgenluft; Amalie nährte auf einem Lehnstuhl ihr Kind und Lorstätt betrachtete sie mit liebevollen Blicken. Die Vorfälle des gestrigen Tages machten noch den Gegenstand des Gespräches aus und zum ersten Male, seit sie verheirathet waren, hatten sie den vollkommnen Einklang ihrer Seelen gefunden, indem sie einander gegenseitig die Unruhen und Qualen mitgetheilt, welche sie wegen Katharinen ausgestanden. Da erschien plötzlich keuchend und athemlos ein Weib im Hintergrunde des Gartens; Lorstätt erkannte in ihr die Person, der er die Bewachung Katharinens übertragen. Beunruhigt über ihre Erscheinung in dieser frühen Stunde, ging er auf sie zu, noch ehe sie den Ort ihres Wohnsitzes erreicht hatte: und da erzählte ihm dann die Frau, wie Katharina, früh mit Tagesanbruch aufgewacht sei und ihre Kinder nicht bei sich gesehen habe, in einen entsetzlichen Anfall von Wahnsinn verfallen und in ihrer Wuth aus dem Dorfe entflohn sei, indem sie dabei die Richtung nach Lorstätt's Landhause eingeschlagen habe. Während dieser noch den Bericht des Weibes mit anhörte und wie von instinktartiger Furcht bewogen, von der Ferne her einen besorgten Blick auf Amalien und ihr Kind warf, sah er plötzlich auf der seinem jetzigen Standpunkte entgegengesetzten Seite des Gartens Katharinen eine Hecke erklettern, im Garten erscheinen, mit der Schnelligkeit eines Blitzes und mit der Wuth einer Wahnsinnigen auf Amalie losstürzen, sie mit einem Faustschlage zu Boden schmettern, ihr ihren Knaben entreißen und mit dem Kinde auf demselben Wege entfliehen, auf dem sie in den Garten gedrungen war. Dies Alles hatte kaum eine Secunde gedauert: in noch kürzerer Zeit aber stürzte ihr schon Lorstätt über die Hecke nach, dermaßen außer sich und so von dem Gedanken durchdrungen,

daß er keinen Augenblick Zeit zu verlieren habe, daß er auch nicht ein Wort spricht und an der zu Boden hingestreckten Amalie vorbeirennt, ohne auch nur einen Blick auf sie zu werfen. Diese aber erhebt sich von selbst und eilt gleichfalls Katharinen auf dem Fuße nach und zwar mit einer übernatürlichen Schnelligkeit; während ihres Laufes jedoch stößt sie so schmerzhafte, durchbohrende, herzzerreißende Schreie aus, wie noch Niemand dergleichen gehört: es war mehr das Brüllen einer Löwin, der man ihre Jungen geraubt, als ein menschenähnlicher Ton. Aber leider übertraf Katharina in ihrer Tollheit sie beide an Schnelligkeit und Gewandtheit; mit Pfeilschnelle durchfliegt sie die Wiesen, sie erklettert das Gebirge und erklimmt die Felsen mit jener Geschicklichkeit, welche eine sorglose Unbewußtheit der Gefahr, Kindern, Wahnsinnigen und Mondsüchtigen verleiht. Lorstätt, trotz der Wuth, die ihn beseelt, vermag ihr nur in einer Entfernung zu folgen, die unglücklicherweise immer größer wird: die jammervolle Amalie sinkt ohnmächtig und erschöpft am Fuße eines Berges nieder, den zu erklimmen ihr die Kräfte gänzlich abgingen. Mit brechendem verzweiflungsvollem Auge folgte sie Katharina und ihrem Kinde; sie sieht, wie dieselbe auf dem Gipfel des Berges stehn bleibt; dann vorwärts auf eine Felsenspitze tritt, die unter ihren Füßen nachzugeben scheint; sie sieht, wie sie zu gleicher Zeit ihr Kind in den Lüften schaukelt und dabei ein wildes Geschrei, mit einem triumphirenden Ausdruck, ausstößt. Jeden Augenblick befürchtet Amalie, ihr Kind entgleite Katharinens Händen und stürze zerschmettert zu ihren Füßen nieder. Alle entsetzliche Angst die ein Mutterherz zerfleischen kann, empfindet sie im kurzen Zeitraum weniger Minuten: bleich, kalt, fast leblos, ohne Athem, die Augen und die Hände nach Katharina hingerichtet, ruft sie nur das eine Wort unaufhörlich:

„Mein Kind! Mein Kind!“

Unaufhaltsam, ohne Athem zu schöpfen, verfolgte Lorstätt Katharinen: seine Dienerschaft, mehrere Fabrikarbeiter, die er den Tag vorher einer kleinen Gartenanlage halber zu sich hinaus bestellt hatte und die indeß angekommen waren, so wie Bauern aus dem benachbarten Dorfe, welche Amaliens weitdringendes Geschrei herbeigelockt, halfen ihm in seiner Jagd; und Lorstätt rief ihnen so oft er ihrer ansichtig wurde, ermunternd zu:

„Meine lieben, guten Leute, mein halbes Vermögen demjenigen, der mir mein Kind zurückbringt!“

So oft sie sich aber Katharinen näher glaubten, lachte diese helllaut auf, rannte wüthend den Berg hinab, sprang über Schluchten, verliefte sich ins Dickicht, erschien wieder auf entfernten Gebirgshöhen und verschwand dann wieder, indem sie ihren Verfolgern Hohn zu bieten schien.

Als Lorstätt sah, es sei fast unmöglich, Katharinen zu erreichen, ward er wie wahnsinnig vor Verzweiflung. So oft seine Blicke nach dem Punkte hin sich richteten, wo Amalie saß, sah er sie in einem schrecklichen Zustande: dabei hörte er aus ihrem Munde fortwährend den Schmerzensschrei: Mein Kind: Mein Kind! Kaum wagt er es sich ihr zu nähern und einige Worte des Trostes an sie zu richten: immer wieder verlangt sie ihr Kind. Endlich bewegt er sie durch vieles, inständiges Bitten, sich nach Haus zu begeben, er schwört ihr, daß sie ihn nur mit ihrem Kinde wieder erblicken werde, und verläßt sie mit dem festen Entschlusse, dieses Versprechen zu halten und sollte es ihm auch sein Leben kosten.

Ein ganzer schmerzenreicher Tage war mit dieser entsetzensvollen Jagd und Nachforschung hingebracht. Die sämmtlichen Bewohner des Dorfes verfolgten Katharinen: Lorstätt eilte ihnen stets voran, indem er das unsinnige Weib bald flehentlich beschwor, bald mit Verwünschungen überhäufte. Am Nachmittage hatte man ihre Spuren gänzlich verloren; unter den Einwohnern, der zahlreichen, überall zerstreuten Hütten der Umgegend hatte Niemand weder Katharina, noch das Kind bemerkt. Man setzte die Nachforschungen aufs Gerathewohl hin fort; Lorstätt hatte alle Hoffnung verloren: er unterlag fast der Müdigkeit und den Strapazen dieses in wilder Bewegung und entsetzlicher Erregung fast nahrungslos verbrachten Tages; dabei peinigte ihn tödtliche Unruhe und Besorgniß über Amaliens Zustand und doch wagte er es nicht, allein sich ihren Augen zu zeigen. Erst spät gegen Abend, entschloß er sich in seine traurige Wohnung heimzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

* Grundzüge meiner projectirten höheren Bürgerschule.

§. 2.

Lehrobjecte. Nähere Beleuchtung derselben.

I. Sachkenntnisse. A. Naturwissenschaften.

Zu diesen rechnen wir, wenn von einem systematischen Ueberblick der Wissenschaft, nicht aber von der Ver-

theilung derselben auf die einzelnen Schülerklassen die Rede ist, die Grundbegriffe der Kosmologie, die Lehre von unserem Sonnensystem, womit eine populaire Astronomie sich verbindet, die Hauptsachen aus der sogenannten mathematischen Geographie; dann die Lehre von der Erde insbesondere, also aus der Geogonie Andeutungen über die Urwelt und ihre Spuren, so viel dem Schüler frommt, ferner physische Geographie, Geologie und durch diese der Uebergang in die eigentliche Naturgeschichte oder genauer Naturbeschreibung, zunächst in das Mineralreich, worauf das Pflanzenreich und das Thierreich, welches Letztere einen Uebergang zu der Lehre vom menschlichen Körper bildet (populäre Anthropologie). Durch den Zusammenhang des Körpers mit dem empfindenden und denkenden Geist ist die Brücke gebaut, welche aus den eigentlichen Naturwissenschaften in die Lehre von der menschlichen Seele und in die Denklehre (Logik) überführt und wenn es gleich, theoretisch betrachtet, Anstoß geben könnte, die Elemente der Philosophie bei der Naturgeschichte zu suchen, so wird sich, wie mir scheint, die Praxis durch den festeren Zusammenhang für diese Abnormität entschuldigt finden. Es läßt sich eine populär gehaltene Logik sehr wohl mit der Anthropologie verbinden, wenigstens scheint es durchaus nothwendig, Ausdrücke, wie sie das gewöhnliche Leben so oft anwendet z. B. relativ, systematisch, analytisch etc. zu besprechen und zu erklären. — Parallel mit der Betrachtung der Naturkörper geht einerseits die Betrachtung der Naturkräfte, der eigentlichen Naturlehre (Physik), welche sich sowohl mit der Wissenschaft, besonders der Mathematik, als auch mit dem Leben, vorzugsweise dem Berufsleben in seinen gegenwärtigen Erscheinungen und Erfindungen, im beständigen Zusammenhang zu halten hat; andererseits die Technologie, zum Theil eine Hinweisung darauf, wie die Naturprodukte durch Mechanik und Chemie sich nützlich anwenden lassen, zum Theil eine Belehrung über die Art, wie so manche Gegenstände entstehen, die der Schüler fort während in Händen hat und über die er oft so wenig weiß; in jeder Beziehung aber nur auf die Erweckung des Nachdenkens und auf die allgemeine Anschauung, nicht auf den speciellen Gebrauch bei der künftigen Erlernung eines einzelnen Berufes berechnet. —

B. Mathematik.

Reine Mathematik, sowohl Geometrie als Arithmetik, jene wenigstens die ganze Elementargeometrie und die Grundbegriffe der Trigonometrie, diese die Elementar-Arithmetik, die Lehre von den Potenzen, den Progressionen, den Logarithmen und die Anfangsgründe der Algebra und Analysis bis zu den Gleichungen des dritten Grades umfassend und den Umständen nach, wo die Zeit in die Verhältnisse, so wie der Sinn des Lehrers und des Schülers dies zulassen, noch über diese Gränzen hinausgehend. Zur Anwendung der Mathematik dient einerseits der gründlich und umfassend zu ertheilende Unterricht im bürgerlichen und besonders kaufmännischen Rechnen nach allen seinen Hauptzweigen, andererseits wird die Naturlehre fortwährend Gelegenheit zu derselben geben, ohne daß in den theoretischen Unterricht sich die Hinweisung auf die specielle Praxis hineinzumischen braucht, welche dort nur stören würde.

C. Geschichte.

Dieses weite Gebiet umfaßt die Menschenwelt in ihrer Entstehung, Entwicklung und Fortbildung bis auf die Gegenwart. Bei der Weite der Bahn, welche das geschichtliche Gebiet begreift, liegt es in der Natur der Sache, daß nicht das Einzelne, sondern stets das Ganze das Ziel bleiben muß, welches der Lehrer in seiner Darstellung vor Augen hat. Da diesem Lehrgegenstande eine nur verhältnißmäßig kurze Zeit gewidmet werden kann (zwei Stunden wöchentlich) und die Zeit zu einem Abschluß dringt, so ist dadurch die Nothwendigkeit geboten, nicht nach Lust und Neigung, nach Liebhaberei oder speciellerem Studien einzelner Geschichtsabschnitte zu Werke zu gehen, sondern nach einem der Schulzeit streng angemessen vorgezeichneten Plan, wornach man sich nur auf die wichtigsten Begebenheiten, auf die wichtigsten Volker in der Darstellung einzulassen hat. Bei aller Wichtigkeit der alten und mittleren Geschichte erscheint es mir jedoch zweckdienlich, die Epochen für jene Geschichtsperioden mehr zusammenzuziehen, sie auf das Wesentlichste zu beschränken, um für die Begebenheiten der neuen und neusten Zeit, so wie für väterländische Geschichte mehr Raum zu gewinnen. Die neueste Geschichte wird ein besonderes Augenmerk abgeben. Es wird bei den Vorträgen entweder ein guter Leitfaden zum Grunde gelegt, um die Gebiete in allen Richtungen übersehen und eintheilen zu

können, oder die Hauptsachen werden in wenigen Minuten kurz dictirt. So fällt das Nachschreiben weg, welches nur gar zu sehr die gute Handschrift verdirbt. Geschichtliche Ausarbeitungen ziehe ich in die deutschen Stylübungen.

D. Geographie.

Wenn bei irgend einer Wissenschaft, so beruht bei der Behandlung der Geographie auf der Methodik Alles. Es setzt von Seiten des Lehrers eine genaue Kenntniß aller Theile der Erdoberfläche voraus und es ist seine Sache, durch einen anschaulichen Unterricht stets vom Allgemeinen zum Besondern fortschreitend, durch öftere Wiederholungen, ein festes Bild dem Schüler zu schaffen. Anzufertigende Karten dienen dazu, das gewonnene Bild zu fixiren. Wie überall das Nothwendige dem Nützlichen vorangeht, so wird auch besonders das wegen seiner Zerstückelung und eben dadurch so schwierige Deutschland eine besondere Würdigung enthalten. Allgemeine Bemerkungen der physischen und mathematischen Geographie dürfen nicht fehlen, allein die wahre wissenschaftliche Begründung dieser Gegenstände bleibt der Naturwissenschaft überwiesen.

II. Sprachen. A. Deutsche Sprache.

Sie ist vornehmlich als das Mittel anzusehen wodurch die formelle Ausbildung des Geistes statt finden soll. Wir brauchen nicht, da sie unsere Muttersprache ist, erst ein Verständniß zu erzielen, sondern wir sollen über das aus dem Sprachgebiete in uns Aufgenommen und Gegebene reflectiren. In ihr liegt mehr als in irgend einer andern Wissenschaft, der Stoff woran das Nachdenken, der Scharfsinn, die Combinationsgabe des Schülers geübt werden soll. Zu diesem Zwecke besonders soll auch die Grammatik dienen. Freilich müssen die sprachlichen Gesetze auch an sich zur deutlichen Anschauung gelangen, um so einen richtigen Wegweiser zur mündlichen und schriftlichen Sprachweise zu haben, die grammatischen Gesetze geben uns den Beleg und die Ueberzeugung, daß unsere Rede und Schrift eine den Sprachgesetzen angemessene richtige sei; die Sprachgesetze unserer Muttersprache liefern uns den Schlüssel zum Verständniß einer fremden Sprache; allein der aller letzte Zweck des Unterrichts in unserer Muttersprache ist die Cultur des Geistes. Der geisttödtende Mechanismus muß fallen und lebendige Frische, die Lust und Wetteifer unter den Schülern erzeugt, eine freudige Regsamkeit, die allerdings stets in den Schranken der Sittlichkeit sich bewegt, eine lebendige und belebende Geistesthätigkeit an die Stelle nichtiger grammatischer Formen treten. Nur so kommt Lust und Liebe zur Sache in den Zögling, so erschließt sich ein weites, schönes Feld geistigen Strebens, nur so ist das Band zwischen Schule und Leben festgeschürzt. Die höchst geistreiche Auffassung der Becker'schen Grammatik bietet dazu den schönsten Stoff, wenn nämlich der Lehrer nicht scheut mit redlicher Forschung und Begeistrung für die Sache seinen Zweck zu verfolgen. Es führt der Weg durch gegenseitige, geistvolle Thätigkeit von Seiten des Lehrers und des Zöglings zum Ziel. Die Benutzung der Heyse'schen Grammatik scheint mir deßhalb, wenn man seine Wege ohne Geist und Nachdenken folgt, ein veraltetes System, wobei ich jedoch nicht leugne, daß in den Händen geistreicher Lehrer sie einiges Gute zu wirken vermöge. Daß mit der Grammatik sich schriftliche Uebungen verbinden, so wie daß sich daran dem Zöglinge angemessene Stylübungen anschließen, daß auch Recitationsübungen von Musterstücken zur Sterkung des Gedächtnisses gelernt werden, bedarf kaum der Erwähnung. Am erscheinen mir eigentliche Sprachübungen, Uebungen im mündlichen und freien Vortrag noch allzusehr vernachlässigt. Was man mündlichen Vortrag nennt, bleiben oft bloße Recitations-Declamationsübungen. Und wie so wesentlich ist es, daß der gebildete Mensch in so weit die Rede in seiner Gewalt habe, daß bei vorkommenden Gelegenheiten z. B. beim Ausbringen eines Toastes, in öffentlichen Verhandlungen, er seinen Gedanken den angemessenen Ausdruck, die entsprechende Form gebe. Mit Zittern und Zagen vermag kaum ein sonst noch so gebildeter Mann öffentlich einige Worte zu sprechen. Wie weit im mündlich extemporirten Vortrage der dazu angehaltene Mensch es bringen kann, beweisen die parlamentarischen Redner Englands, so wie auch einzeln die deutschen Redner bei den Abhandlungen ständischer Angelegenheiten. Auf solche mündliche, selbst extemporirte Redefertigkeit werde ich einen großen Werth legen. — In der oberen Klasse erhält außer der Literaturgeschichte auch noch die Erklärung classischer Schriftsteller, Schiller, Göthe ꝛc. eine Stelle, welches Letztere die Interpretation classischer Werke des Alterthums in den Gelehrtenschulen ersetzen soll. Welch schönes und weites Feld zu sprachlicher und geistiger Entwicklung! Auch ist die Mythologie in diesen Kreis zu ziehen und ihr eine eigne Stunde zu widmen, indem gelegentlich eingeflochtens

mythologische Erörterungen zu hemmend bei der Erklärung eines deutschen Classikers einwirken würden.

B. Englische, C. Französische, D. Spanische Sprache.

Ueber diese Sprachen enthalte ich mich jeder weitläuftigen Auseinandersetzung, da der Nutzen derselben nicht allein für denpractischen Berufsmann als genugsam anerkannt angesehen werden darf, sondern da man auch einer wohlorganisirten Schule zutrauen darf, daß sie geflissen sein werde, ihre Zöglinge theoretisch und so viel wie thunlich praktisch in denselben auszubilden, ebenso, daß eine Uebersicht der wichtigsten literarischen Werke, so wie ihre Verfasser werde gegeben werden.

(Schluß folgt).

Joachim Hinrich Ramcke.

Eine Criminalgeschichte,

beleuchtet von K. Buchner.

(Fortsetzung.)

Hinrich Ladiges, bei einem schwachen verwachsenen Körperbau nicht im Stande, den nicht unbedeutenden Hof selbst gehörig zu bewirthschaften, wurde mit seiner Schwester einig, ihr den Hof wieder abzutreten, falls sie Gelegenheit haben sollte, mit einem Mann, der einiges Vermögen habe, sich zu verheirathen. Als solcher fand sich Jochim Hinrich Ramcke, derselbe, dessen Namen einen Theil der Ueberschrift dieses Aufsatzes bildet. Geboren 1811 im Flecken Wedel im Holsteinischen, von braven und unbescholtenen Eltern, war sein Vater, ein Schmied, früh gestorben, während seine Mutter damals noch am Leben war und in Wedel wohnte. J. H. Ramcke hatte bis dahin als Knecht bei verschiedenen Landwirthen gedient. Er zählte fünfundzwanzig, Anna Maria Ladiges achtundzwanzig Jahre. Um Martini 1836 erfolgte ihre Verheirathung.

Am 15. November 1836 übertrug Hinrich Ladiges die väterliche Hofstelle an seine Schwester und deren Ehemann zum Eigenthum im Schuld- und Pfandprotokoll für die Summe von dreitausend vierzig Mark. Außerdem sollte Ladiges, so lange er sich nicht verheirathe, Wohnung, Kost, Kleidung und Pflege vom Hofbesitzer erhalten, und im Uebrigen an den auf der Hofstelle vorfallenden Arbeiten nach Gefallen Theil nehmen können. Von der Kaufsumme wurden sofort eintausend achthundert und ein Mark vierzehn Schillinge liquidirt, und die auf den Namen der Stiefschwester protokollirten vierhundert und achtunddreißig Mark zwei Schillinge am 27. Mai 1837 ausgezahlt und getilgt, so daß die Stelle nur noch mit einer Forderung des Verkäufers von achthundert Mark beschwert war. Nachdem die Eheleute Ramcke jene vierhundert und achtunddreißig Mark zwei Schillinge ausgezahlt hatten, befaßen sie noch ungefähr dreihundert Mark an baarem Gelde.

So war im Allgemeinen das Familien- und Vermögensverhältniß der hauptsächlich in Nachstehendem zur Sprache kommenden Personen, als plötzlich ein ungeheures Ereigniß in dasselbe hineintrat.

Nämlich in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni 1837 ging das Abschiedshaus bei der Stelle des J. H. Ramcke in Flammen auf und die dasselbe bewohnende Abschiederin, Anna Margarethe Cäcilie Ramcke, verwittwete Ladiges, und ihr etwa zweijähriges Kind wurden tödtlich mißhandelt. Als das Gericht, der Geheime Conferenzrath und Landdrost von Döring, in Halstenbeck eintraf, fand er auf der Brandstelle bereits Alles in Schutt und Asche. Im benachbarten Hause des Simon Bornholdt waren Physikus und Landchirurg beschäftigt, die durch mehrere tiefe Wunden, namentlich an Kopf und Hals, furchtbar zugerichtete und der Sprache beraubte Abschiederin Ramcke zu verbinden. Das zweijährige Kind der Abschiederin, dessen Kopf durch gewaltsame Hiebe fast ganz zerschmettert war, hatte der Physikus bereits todt vorgefunden. Die Aerzte erklärten den Zustand der Mutter für höchst lebensgefährlich, so wie, daß die Wunden der Mutter und des Kindes durch ein scharfes Beil oder ein ähnliches Instrument zugefügt worden sein möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Neu-Seeland.

In wenigen Tagen soll das Schiff St. Pauli von Hamburg aus dahin expedirt werden. Es ist das erste, das deutsche Auswanderer dahin bringt, auch die ersten Missionare der Nord-Deutschen Missionsgesellschaft, zwei Prediger (unter denen unser Landsmann Riemenschneider) und zwei Missionsgehülfen gehen mit demselben ab. Es sind für die Station 200 Acker Land in Nelson angekauft. Wir hören auch daß sich viele Theilnahme für diese

Auswanderung zeigt und so möchte es manchen unserer Leser lieb sein, daß wir ihnen aus einer Schrift des Generalagenten der Neu-Seeland Compagnie für Deutschland, Herrn J. U. Breit, der jetzt auch mit seiner ganzen Familie hinüber geht, folgendes mittheilen:

Neu-Seeland liegt und erstreckt sich zwischen dem 34. und 48. Grad südlicher Breite, und dem 166. und 179. östlicher Länge (von Greenwich): die größte Länge von Nord nach Süd beträgt über 170 deutsche Meilen, die Breite, die sehr verschieden ist, durchschnittlich ohngefähr 11 deutsche Meilen; der ganze Flächen-Inhalt wird auf circa 4500 deutsche Quadratmeilen angeschlagen; davon soll nach Abzug der Districte, welche von Gebirgen, unfruchtbarem Lande und Wasser eingenommen worden, mindestens zwei Drittel oder 3000 deutsche Quadratmeilen zum nützlichen Anbau geeignet sein. Neu-Seeland besteht aus zwei größeren Inseln und einer kleineren, wovon die ersteren durch die Cooksstraße getrennt werden. Vermöge der ansehnlichen Länge, aber geringen und durchschnittenen Breite, hat es den großen Vorzug eines ausgedehnten Seeküsten-Landes mit vielen guten Häfen, und ist von vielen Flüssen durchwässert; es ist daher eben so wohl zum Handel und zur Schiffahrt, als zur Agricultur und Viehzucht besonders begünstigt.

Das Clima von Neu-Seeland ist vor allen andern den deutschen Racen, (wozu die Engländer oder Angel-Sachsen) zuträglich. Allenthalben vom tiefen Meere umgeben, ist die Temperatur gleichförmiger und milder, als sie in den Continental-Ländern, welche unter gleicher Breite liegen. Neu-Seeland ist weder versengender Sonnenhitze, noch erstarrenden Frösten im Winter ausgesetzt. Der Frühling beginnt Mitte August, der Sommer im December, der Herbst im März und der Winter im Juli. In den Sommer-Monaten übersteigt die Temperatur nie 76° Fahrenheit oder 20° Reaumur und ist durchschnittlich 67° Fht. oder 15½° Rr. in den Winter-Monaten fällt die Temperatur nie unter 42° Fht. oder 4½ Rr. Wärme und ist durchschnittlich 51 Fht. oder 8½ Rr. Wärme.

(Fortsetzung folgt.)

* Neuer Vorschlag.

Es ist bisher wieder öfterer die Rede von Abänderungen in der Thorsperre gewesen; wir läugnen nicht, daß wir die ganz feste Ueberzeugung hegen, daß sich diese Einrichtung in ihrer jetzigen Gestalt vollkommen überlebt hat, und ganz gewiß, ehe wir es uns versehn, in sich selbst zusammenstürzen wird, da wir selbst nicht einmal an eine Verlegung der Sperre glauben, die am Ende eben so drückend, und vielleicht noch drückender werden würde, da sie dort ungewohnt ist, denn nur die alte Gewohnheit kann eine Einrichtung die, sollte sie jetzt gemacht werden, etwa auf der großen Weserbrücke oder sonst wo, uns haarsträubend vorkommen würde, nur einigermaßen erträglich erscheinen lassen.

Im Interesse der arbeitenden Klasse, die jedes häufig erwähnt wird, und es auch verdint, da sie vielleicht bei der letzten Abänderung nicht gehörig berücksichtigt ist, möchten wir uns noch einen Vorschlag erlauben, der, soviel wir uns erinnern, bis jetzt noch nicht gemacht ist, nämlich:

„Das Thor während der Monate Septbr. bis März „für hinauspassirende Fußgänger bis um acht „Uhr offen zu lassen, damit die von der Arbeit kommenden „Taglöhner, Handwerker, Cigarrenmacher, Küper u. s. w. „bis zu dieser Stunde das Thor frei passiren könnten, dagegen aber für hereinkommende Passanten und für „Wagen die bisherige Einrichtung beizubehalten, bei welcher Gelegenheit dann der allgemeine Thorschluß erst nach „Ablauf der jetzt bewilligten halben Stunde für Fußgänger „eintreten müßte.

Auf diese Weise wird die Staatskasse wohl nur um ein sehr Geringes beeinträchtigt (und das ist außerdem le clénir du pauvre) man genügt einem allgemeinen Wunsche der geringen Klasse, die in unserem besondern Staatsorganismus auf keine Weise vertreten ist, und daher wohl berücksichtigt zu werden verdient; ferner kann die Consumtion nicht gefährdet werden (gewiß eine Beruhigung für manche ängstliche Gemüther) und endlich geschieht dadurch den angesehneren Bewohnern gar kein besonderer Vortheil, da sie doch Abends meistens in die Stadt gehen, was dann für manchen Stimmberechtigten ebenfalls von Einfluß sein kann. Es ist ja immer Zeit, eine gute Einrichtung ins Leben treten zu lassen; hat daher der Verfasser dieser Zeilen sich nicht getäuscht, so wünscht er von ganzem Herzen, daß das neue Jahr, was ja hoffentlich mancher gebeugten Seele neuen Lebensmuth bringen wird, auch unsern armen und minder wohlhabenden, arbeitenden Vorstädtern diese große Erleichterung verschaffen möge! —

Rechtspflege.

Untergerichts-Erkenntnisse vom 17. Dec.

Esche gegen Luther, Schlosser- und Schmiedeamts-Kohlencasse g. Kaeckler, Eckwerth g. Greve, Pagendarm g. Finke jun., Morisse Wittwe g. Gütersloh, Wienholt g. Wendt Wittwe.

Miscellaneen.

(Breslau.) Bei dem Dorfe Kattern in Schlesien, soll am ersten Dec. folgendes Ereigniß stattgefunden haben. Ein Bauer veranlaßte seinen Knecht, bei heranbrechendem Abend noch eine Düngerfuhre auf das Feld zu machen. Der Knecht fuhr hinaus und begann abzuladen. Da nahte ihm ein unbekannter Mann von kräftiger Gestalt, und verlangte, Jener möge ihm eins der Pferde, und zwar den Hengst leihen, um nach dem nächsten Dorfe, eines unaufschieblichen Geschäfts wegen, einen Ritt zu machen. Als der Knecht sich natürlich weigerte, drohte der Fremde, sich des Pferdes mit Gewalt zu bemächtigen, ja er begann bereits, die Stränge zu zerschneiden. Der wüthend gemachte Knecht griff nun zur kürzesten und nachdrücklichsten Wehr, dem Düngerhaken, womit er den Pferderäuber dergestalt im Nacken verwundete, daß er sogleich todt niederstürzte. Den Unglücklichen ergriff eine furchtbare Angst. Er schwankte lange hin und her, was nun zu thun sei. Endlich beschloß er, die That wenigstens für den Augenblick zu verbergen, warf seinen Dünger auf den Erschlagenen, und fuhr in den Bauernhof zurück. Seine große Gemüthsbewegung wurde bald bemerkt, indeß wich er allen Fragen beharrlich aus. Als er wieder Dünger fahren sollte, weigerte er sich entschieden. Der Dienstherr dringt auf Erklärung, indem er einen besondern Vorfall ahnt, und der Knecht ist endlich bereit, ihm auf das Feld zu folgen. Auf die Verwunderung des Bauers, den Dünger noch auf einem Haufen zu finden, erzählt Jener nun die ihm begegnete Unglücksgeschichte. Die herbeigerufenen Ortsgerichte ließen den Leichnam untersuchen und man fand bei ihm ein geladenes Terzerol, zwei Messer und 200 Thaler.

(Hamburg.) Mit Neujahr 1843 wird ein neues Gesangbuch eingeführt werden, was ein wahrer Fortschritt ist; denn das bisherige, wiewohl kaum funfzig Jahre im Gebrauch, entsprach zu wenig dem kirchlichen Bedürfniß. Die zur Zeit der Einführung (1788) herrschende Wassertheologie zeigt sich überall in unserm bisherigen Gesangbuche, welches vielleicht das nüchternste und schalste der Gesangbücher aller Confessionen ist. Zur Charakterisirung desselben möge folgendes dienen. Das Lied, das Luther uns gelehrt hat, „Eine feste Burg ist unser Gott," fehlt ganz. Das sieht gerade so aus, als wollte man aus einer Sammlung öffentlicher Gebete das Gebet, das Christus uns gelehrt hat, das Vaterunser, weglassen. Das neue Gesangbuch hat das Lied wieder aufgenommen, und zwar in seiner ganzen ursprünglichen kräftigen, ihres Eindrucks nie verfehlenden Sprache.

(München.) Vor kurzem ward der magnetischen Kuren des Baron von Dupotet an Taubstummen erwähnt: auffallend glückliche Erfolge der Art haben wir, wenn auch nicht an Taubstummen, doch an Taubgewordenen, in den jüngsten Zeiten hier erlebt. Professor Ennemoser, der sich als praktischer Arzt in München niedergelassen, hat im verflossenen Monat einem jungen Menschen, der seit zehn Jahren taub war, schon nach siebentägiger magnetischer Behandlung das Gehör auf dem einen Ohr, und bald darauf auch das auf dem andern wieder gegeben; eine zweite Kur an einem etwas jüngern Individuum, das gleichfalls seit 10 Jahren an äußerster Schwerhörigkeit litt, hat zu demselben erfreulichen Resultat geführt. Im verflossenen Winter ist es ihm sogar gelungen, einen für unheilbar erklärten Wahnsinnigen durch Lebensmagnetismus wieder herzustellen. —

(Paris.) Am 7. Dec. ist der Courrier français, dem es seit dem Tode des Herrn Agnado, seines reichen Gönners, ziemlich knapp ging, an den Meistbietenden verkauft worden. Der Redacteur en Chef des Courrier, Hr. Léon Faucher, man sagt im Namen des Herrn von Rothschild, bot für das Blatt 178,000 Franken, aber er wurde von Herrn Boulé, dem bekannten Gründer mehrerer Journale, namentlich der Estafette, um 5000 Franken überboten. Herr Boulé soll den Courrier für Rechnung einer kleinen Zahl von Politikern unter denen Hr. Odilon-Barrot genannt wird, angekauft haben und es heißt, daß die neuen Eigenthümer ihn in ein Abendblatt verwandeln werden.

(England.) Nicht bloß unter der Fabrikbevölkerung, sondern auch unter den Feldarbeitern herrscht große und zunehmende Noth. Das landwirthschaftliche Journal „the Mark-lane Expreß" berechnet die Zahl der brodlosen Feldarbeiter in England auf 400,000. In Folge dieses Zustands kommen in den vorzugsweise ackerbauenden Grafschaften fortwährend häufige Brandlegungen vor.

(Euthanasie.) Unsere Aerzte haben sich allmählig in ein Formelwesen hineinstudirt und praktizirt, worin sie sich für untrüglich halten und bei dem Kranken nicht viel Federlesens machen, zu bestimmen: ob er sterben muß oder nicht. Gewisse Krankheiten halten sie für unheilbar, weil's ihnen der Professor auf der Universität in's Heft diktirt hat. Solche für unheilbar gehaltene Kranke behandeln sie nach den Regeln der Euthanasie, unter welcher sie „die Kunst, Jemand gut sterben zu lassen" verstehen. Dr. Reimann, aus Crossen, der sich bekanntlich um Heilung der Brustkrankheiten so viele Verdienste erwirbt, nannte diese Euthanasie „das ärztliche Privilegium zu morden." Sie geben z. B. Brustkranken lösende Mittel, welche die Auflösung der Lunge fördern, das ist ein subtiler Mord; sie geben Kranken, die nicht schlafen können, Opium, sie sind — Giftmischer. Reimann sagt: es gäbe keine abscheulichere Anmaßung unter Aerzten, als den Stolz, mit dem sie bestimmen, ob Jemanden zu helfen sei oder nicht. Auch der kenntnißreichste Arzt vermag nicht, es wissenschaftlich zu beschwören, ob eine Leiche, Leiche sei oder nicht. Kein Mensch hat die Tiefen der menschlichen Natur und ihre unerschöpflichen Triebe und Mittel des Lebens, des Erhaltens ihrer innern, geheimnißvollen, physiologischen Thätigkeit durchschaut; kein Arzt kann versichern, eine Leiche sei Leiche — und er will bestimmen, ob ein Kranker unrettbar verloren sei oder nicht? Was kann der Arzt weiter, was darf er anders, als die Natur belauschen, ihrem Erhaltungstriebe vorsichtig zu

Hülfe kommen und diesem so lange vertrauen, diesen wenigstens so lange in dem Kranken aufrecht erhalten, als er noch athmet? Die Hoffnung, die Hoffnung ist in physiologischer Hinsicht der stärkste Arzt. So lange der Mensch Hoffnung hat, lebt eine conservative, segnende, anfachende Kraft in ihm. Wird ihm diese genommen, hat man ihm den besten Lebensfunken ausgelöscht. Deßhalb gehört es auch zum subtilen Mord, den Kranken sein Testament machen zu lassen (was man, ist's nothwendig, zur Zeit der Gesundheit thun sollte); hat der Kranke das Testament gemacht, so ist der Lebensfunken gedämpft, er glaubt nicht mehr an das Leben, die Furcht tödtet ihn. Die wahre Euthanasie ist die, von dem Kranken jede Erinnerung an den Tod, jede Trauer, jeden Schmerz abzuhalten, mit heiterm Lächeln und welcher Freundschaft und Liebe die belebende Kraft der Hoffnung in ihm zu erhalten; wenn dann doch das Lebenslicht ausgeht, so geschieht es nach natürlichen Gesetzen; und hat die Natur noch ein Mittel, das Leben wieder anzufachen, so wird es von der Hoffnung auf das Leben unterstützt. Kein Mensch stirbt gern, das ist Naturgesetz. Reimann will diese Gedanken über Euthanasie weiter ausführen in seinem nächstens erscheinenden Werke, worin er die speziellen Fälle geheilter Brustkranken und den Verlauf ihrer Genesung erzählt und somit seine neue Kurmethode bekräftigt. Wir werden später auf dies wichtige Werk zurückkommen, das für Jedermann vom höchsten Interesse sein muß.

(Recht zum Küssen.) Ein Araber machte durch seinen Blick ein junges Mädchen erröthen. Und er sprach zu ihr: Meine Blicke haben Rosen auf Deine Wangen gesäet! kannst Du mir verbieten, sie zu pflücken? denn das Gesetz erlaubt uns, zu ernten, was wir gepflanzt haben.

(In Bombay) sind zwei Handelsschiffe, Belvedere und Jessey, mit ihren Ladungen verbrannt; das erstere war mit Perlen befrachtet, und für 100,000 Pf. St. versichert.

(Aus Konstantinopel) wird berichtet, daß dort abermals drei Christen zum Mohamedanismus übergegangen, ein dänischer Offizier, ein Wallache und ein Italiener.

(Unglücksfall.) In einer Eisenbahnschienenfabrik zu Middlesborough, bei Stockton, ereignete sich neulich das Unglück, daß durch eine Dampfkesselexplosion das Dach des Gebäudes in die Höhe geschlendert ward und auf die eben vom Frühstück zur Arbeit zurückkehrenden Leute herabfiel. Es waren dort in der Regel hundert Arbeiter beschäftigt; 14 wurden todt aus den Trümmern hervorgezogen.

(Der türkische Rauch-Divan des Herzogs von Orleans.) Dieses mit asiatischem Luxus geschmückte Kabinet, von schwellenden Ottomanen umgeben, vereinigt eine der auserlesensten Pfeifensammlungen aus allen Welttheilen; hier wird nun von dem Herzog von Nemours wöchentlich eine gewählte Gesellschaft versammelt und in vertrauterem Kreise geraucht, Thee getrunken, und Politik gesprochen.

(Der König von Preußen) hat dem Kronprinzen von Bayern ein überaus kostbares Porzellanservice in 24 Kisten gepackt zum Hochzeitsgeschenk übersandt.

(Todesfall.) In Barmen ist der Buchhändler und Buchdrucker W. Hassel, der Verleger vieler christlichen Erbauungs-Schriften, im 35sten Jahre gestorben. Er ist persönlich und durch seinen Verlag gewiß vielen Bremern bekannt geworden, weshalb sein früher Tod hier vielfach Theilnahme erregen wird.

In Havre) ist das Dampfboot Napoleon von 120 Pferdekräften von Stapel gelaufen — das erste Schiff der französischen Marine, bei welcher die Schraube als Bewegungskraft in Anwendung kömmt. Es wurde auf den Werften des Herrn Normand erbaut.

(In Newyork) hat vor Kurzem auf freiem Felde, unter einem riesenhaften Zelte, ein gewisser Miller, ein presbyterianischer Schwärmer, der viele und begeisterte Anhänger hat, den Untergang der Welt am 23. April 1843 gepredigt.

(Anekdote.) Jemand wurde gefragt, wie es käme, daß sein Kopfhaar so grau, und sein Barthaar so schwarz sei? Er erwiederte: „Das ist nicht zu verwundern, mein Kopfhaar ist zwanzig Jahr älter als das von meinem Bart.“

Anzeige.

So eben ist bei mir erschienen:

Hanseatisches Taschenbuch.

Ein Kalender für die freie Hansestadt Bremen auf das Jahr **1843**. Dieses nützliche und beliebte Notizbuch enthält unter andern auch die wichtigsten Handels- und Staatsangelegenheiten, Interessen- und Zinstabellen, Vergleichung von Maßen und Gewichten, Wechsel-Vergleichung, Postenlauf und Thorsperr-Tabelle. Preis 30 Grot.

Exemplare in verschiedenen Einbänden werden noch diese Woche fertig, um als Festgeschenke benutzt werden zu können.

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von Wm. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 102.

Bremen, Donnerstag den 22. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1278. Laut Decret des Obergerichs vom 12. Decemb. 1842 ist Johann Diedr. Heinrich Franz Knieff für todt erklärt.

— 1279. Laut Decret vom selben Datum ist für todt erklärt Joh. Heinr. Knieff.

— 1280. Den 15. Novbr. 1841 starb am Bord des Schiffs „Wilhelm Ludwig" der Bootsm. und Segelmacher Wilh. Ulrichs, 32 J., von hier gebürtig.

— 1281. Den 17. Nov. d. J. starb am Bord des Schiffes „Wilhelm Ludwig" an der Westküste Africas der Cajüt-Wächter Carl Bernh. Baetjer, 17 Jahr., von hier gebürtig.

— 1282. Den 17. Dec. Wilhelmine Mallet, 47 Jahr, am Wandrahm.

— 1283. Den 17. — Des Lichtziehers Heinr. Wilhelm Strudthoff Wittwe, geb. Leweken, 54 J., Neuenmarkt.

— 1284. Den 17. — Des Gärtners Werner Frese Wittwe, geb. Flügger, 84 Jahr, Havemanns Gang Nro. 4.

— 1285. Den 19. — Der Seiler Diedr. Gottfr. Oldehoff. 40 J., Buntenthorssteinw. N. 119.

Nro. 1286. Den 19. — Der Cigarrenmacher Friedr. Goebeler, 24 Jahr, hinterm Paulsberg.

— 1287. Den 19. — Der Tabacksarbeiter Joh. Herm. Hohn, 73 Jahr, Schmidts Gang Nro. 2.

— 1288. Den 19. — Des Arb. Joh. Rumpsfeld Ww., geb. Heins, 56 Jahr, Adamspforte N. 5.

— 1289. Den 19. — Des Handelsm. Lazarus Sander Tochter, 4 Jahr, Hastedt Nro. 76.

— 1290. Den 20. — Des Arb. Albert Diedr. Heinrich Moritz Wittwe, geb. Hoppmann, 64 J., gr. Johannisstraße Nro. 78.

— 1291. Den 20. — Christina Ellermann, 85 Jahr, im Armenhause.

— 1292. Den 20. — Der Arbeitsm. Friedr. Windhorst, 48 Jahr, Hastedt Nro. 109.

— 1293. Den 20. — Des Glasermeisters Ernst Friedr. August Schröder Wittwe, geb. Tölen, 60 Jahr, Stavendamm Nro. 19.

— 1294. Den 20. — Des Kirchendieners Joh. Christian Breede Ehefr., geborne Thörner, 63 Jahr, auf Stephanikirchhof Nr. 34.

Geburten:

Nro. 1587. Den 16 Dec. Des Stuhlmachers Joh. Christ. Henr. Riebeling Ehefr., geb Henschen, hinter der Balge Nro. 5, von einem Knaben.

— 1588. Den 16. — Des Tischlers Wilhelm Friedrich Meyer Ehefr., geb Zimmermann, Schwarzpott Nro. 13, von einem Mädchen.

— 1589. Den 17. — Des Schuhmachermeister Carl Martin Baltmann Ehefr., geb. Köhler, kl. Hundestraße Nro. 5, von einem Knaben.

— 1590. Den 17. — Des Kistenmachers Joh. Diedrich Räcke Ehefr., geb. Althoff, Müllerstraße Nro. 1, von einem Knaben.

— 1591. Den 17. — Des Buchbinders Ludwig Friedr. Bleiborn Ehefr., geb. Burhop, Hastedt Nro. 56, A, von einem Knaben.

— 1592. Den 18. — Des Cigarrenmachers Friedrich Kinder Ehefr., geb. Ehrhard, Rosenthal Nro. 5, von einem Knaben.

— 1593. Den 18. — Des Arb. Herm. Droop Ehefrau, geb. Fincke, Theerhof Nro. 5, von einem Mädchen.

Nro. 1594. Den 18. — Des Musicus Carl Augst. Friedr. Casdorff Ehefr., geb. Westendorff, große Krankenstraße Nro. 15, v. e. Mädchen.

— 1595. Den 18. — Des Kaufmanns Adolph Christoph Stohmann Ehefr., geb. Overbeck, Martini Nro. 14, von einem Mädchen.

— 1596. Den 18. — Des Zimmergesellen Diedr. Stamann Ehefr., geb. Schultz, Kohlhökerstraße Nro. 43, von einem Mädchen.

— 1597. Den 18. — Des Zimmermeisters Anton Gerhard Hauschildt Ehefr., geb. Regenborn, Neustadtswall Nro. 5, von einem Mädchen.

— 1598. Den 19. — Des Arb. Joh. Friedr. Tietjen Ehefr., geb Mattfeldt, Hastedt, von einem Knaben.

— 1599. Den 20. — Des Kimmkermeisters Berend Hinr. Garves Ehefr., geb. Schierenbeck, Pelzerstraße Nro. 18, von einem Mädchen.

— 1600. Den 20. — Des Schlossermeisters Joh. Lagemann Ehefr., geb. Westrup, Neuenstraße N. 84, von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 103.

Bremen, Sonntag den 25. December 1842.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am ersten Weihnachtstage den 25. December.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 U. Hr. Pastor Dr. Paniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Am zweiten Weihnachtstage den 26. December.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Nagel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.

Um 6 und 8 Uhr Morgens und um 1 Uhr Nachmittags.

Das Weihnachtsfest der Todten.

Ballade von M. G. Saphir.

Der Tag verschließt die reiche Farbenquelle
Und Dämm'rung macht dem heil'gen Abend Raum,
Ein milder Streif aus rosenrother Helle
Faßt fern die Berge ein mit Purpursaum.
Die Nacht sie breitet ihren weichen Schleier,
Rings um die Erd', wie um ein schlafend Kind;
Und wie ein Priester geht zur hohen Tempelfeier,
So schreitet still der Mond durch Nacht und Wind,
Und tausend Sterne, kleine Morgenröthen, wallen
Still Himmel ab in ihrer Wunderpracht,
Wie Rosen die vom Throne Gottes fallen,
Wie an dem Himmelsthor die gold'ne Ehrenwacht,
Wie Edelsteine in dem Azurkleide,
Wie stolze Schwäne in dem stillen See,
Wie gold'ne Lämmer auf der Saphir-Weide,
Wie Elfenkinder im Pallast der Fee!
Auf Erden auch, da glühen tausend Kerzen,
Und bunte Lichter brennen überall,
Es strömet Liebe aus dem off'nen Herzen,
Aus jedem Mund ertönt ein Liebesschall;
Aus jedem Aug' schaut Andacht und Verklärung,
Das Alter wird in Kindern wieder jung,
Den Kindern wird die rührende Bescherung,
Die Eltern leeren aus den Freudentrunk.
In dieser Nacht mit ihrem Gnadenscheine,
Wo jedes Herz wird durch ein Herz erfreut,
Sitzt traurig nur ein blasser Mann alleine,
In öder, menschenleerer Einsamkeit.
Sein Aug' ist matt und bleich sind seine Wangen,
Um seine Lippen wohnt ein tiefer Schmerz,
Auf seiner Stirne steht ein herbes Bangen,
Und seine Blicke gehen himmelwärts!
Denn abgepflückt ist seine Lebensrose,
Und abgepflückt ist auch sein Lebensblatt,
Denn eingesenkt in stille Ruhestatt
Hat er sein Weib in diesem Schmerzensjahre,
Sein treues Weib, den Himmel seiner Brust,

Und zu ihr auf der kranzumzognen Bahre,
Sein Kind gebettet auch, sein' Herzenslust!
Sein treues Weib hat er hinausgetragen,
Gegraben hat er selbst ihr kaltes Grab,
Und unter Weinen, unter tiefen Klagen,
Senkt' er sein Kind zur Mutter auch hinab!
Und als er heimkehrt von der stillen Grube,
Am Abend vor dem süßen Weihnachtsfest,
Da fehlet in der ausgestorbnen Stube
Zur Liebesfeier ihm das Allerbest'!
Der Stuhl ist leer, auf dem sein Weib gesessen,
Das Bettlein leer von seinem lieben Kind,
Es ist, als hätten sie zu kommen nur vergessen,
Und seine Gaben richtet er geschwind!
Denn es entwöhnt der Mensch sich gar zu bitter
Von all' der Liebeszeichen kind'schem Tand,
Viel süße Lieb' hängt oft am kleinsten Flitter,
Viel Herzenslust am kleinen, güld'nen Band.
Ein Blatt, gepflückt in süßen Dämmerungen,
Zum Namenstag ein kleines Blumenlied,
Ein Buchstab' fein, aus Zuckerwerk geschlungen,
Am ersten Mai ein Röschen, früh erblüht,
Ein gülden Kreuzlein zu den Weihnachtskerzen,
Ein zartes Schleifchen in das gold'ne Haar,
Sie bilden wundersam das Spiel der Herzen,
Denn Liebesherz hat Kindersinn fürwahr!
D'rum faßt es in der stillen Weihnachtskammer
Den öden Mann mit tiefem Kummer an,
In stilles Brüten übergeht sein Jammer,
Er fängt zu sinnen und zu lächeln an.
Und wie in jedem Jahre er die Räume
Für Weib und Kind hat zärtlich ausgeschmückt,
Nimmt er auch jetzt zwei große Weihnachtsbäume,
Von Lichtern und von Gaben schwer gedrückt,
Und stellt zwei Tische sachte sich zusammen,
Und setzt auf jeden Tisch den Baum sodann,
Und zündet nach und nach die bunten Flammen
An allen Zweiglein tiefgeschäftig an;
Dazwischen rinnen von den blassen Wangen
Die heißen Thränen ihm auf seine Brust,
Er aber mit geschäftigem Verlangen,
Er baut die Tische auf, fast unbewußt.
Bewegt die Lippen, flüstert, kaum zu hören:
„Da liebes Weib, das ist dein Weihnachtsbaum,
Was Liebe kann der Liebe nur bescheren,
Es finden alle Sachen schwerlich Raum;
Hier buntes Zeug, und die vergold'ten Nüsse
An ein durchwürfelt gülden Seidenband,
Die, trautes Weib, bedeuten lauter Küsse
Auf meines Herzensweibchens treue Hand!"
Dann geht er sachte zu dem andern Tische:
„Da, süßes Kind, das hab' ich Dir bescheert,
Die Aepfel und der Marzipan, der frische,
Und dann dies große, prächt'ge Steckenpferd!
Mußt brav sein, holdes Püppchen, Mutter
Hübsch folgsam sein auf jeden Schritt und Tritt,
Dann aber nimmt auch Mütterchen da drüben,
Auf ihren Wegen überall dich mit!"
So spricht er leise und begränzte Gluthen
Entbrennen auf dem Antlitz geisterlicht,
Und selbst der Thränen nie versiegte Fluthen,
Sie löschen diese Fieberröthe nicht.
Dann setzt er wieder an den Tisch sich nieder,
Als ob er säße zwischen Weib und Kind,
Und singt nun leise fromme Weihnachtslieder
Und weint die heißen Augen fast sich blind.
So naht heran die mitternächt'ge Stunde,
Die Lichtlein sind schon fast herabgebrannt,
Da tönt es zwölf vom nahen Glockenmunde,
Der beiden Tage ernste Scheidewand!
Und es ertönt ein wunderbares Klingen,
Ein Geisterton durchschifft die stille Luft,
Es rauscht als wie mit unsichtbaren Schwingen,
Wie Schatten huschen aus der nächt'gen Gruft,
Und es ergießt ein nebelgleicher Schimmer
Sich durch die Fenster, und ein bleicher Schein;
Die Thür geht leise auf, und in das Zimmer
Schwebt es wie Schatten ohne Laut herein! —
Die Gattin ist's, die mit dem Kind' gekommen,
Und flüsternd haucht sie hin das Geisterwort:
„Wir haben Deinen Weihnachtsgruß vernommen
An jenem finstern schauervollen Ort!
Denn wahrer Liebe Wirken und Gedanken,
Sie reichen weiter noch als Grab und Tod,
Sie dringen durch des Grabes finstre Schranken
Hinüber in das ew'ge Morgenroth!"
Dann nahen sie und legen ihre Wangen,
An seine Wangen zärtlich an und dicht,
Und halten mit den Armen ihn umfangen,
Und küssen ihm die Thräne vom Gesicht,
Bis er, von geisterhafter Macht umstricket,
Entschlummert unter seinem Weihnachtsbaum! —
Als er erwacht und selig um sich blicket,
Da findet er sich in des Himmels Raum,
Und unter einem Weihnachtsbaum von Sonnen,
Da ist er schmerzenthoben aufgewacht,
Und um ihn Weib und Kind in Lichtesbronnen,
Und um ihn blüht der Gottesgarben Pracht!
Und Engelsstimmen werden aufgeboten,
Sie tönen aus dem Baume durch die Luft,
Sie laden zu dem Weihnachtsfest der Todten
Die stillen Leichen alle aus der Gruft!
Und unter dieses Sternenbaumes Aeste,
Da ladet Gott der Vater, mild gesinnt,
Zum lichtumfloss'nen, großen Weihnachtsfeste
Genädig ein ein jedes Menschenkind!
Und was sich einst im großen Lebenstraume
Hat wahr und treu geliebt auf dieser Erd'
Dem wird an jenem großen Weihnachtsbaume
Das Herz, das er hier treu geliebt, beschert.
Darum, ihr Herzen alle hier hienieden,
Die ihr geliebt in Thränen, Gram und Schmerz,
Getrennt, entfernt, vom Schicksal hart geschieden,
Zerrissen Glück und Hoffnung, Brust und Herz,

Ihr Herzen alle, die ihr seid zerbrochen,
Ihr Herzen alle, die ihr seid zerdrückt,
Ihr Herzen, die von Dornen wild zerstochen,
Ihr Herzen, so der Kummer hat zerstückt,
Ihr Herzen, die von Sehnsucht angeglommen,
Ihr Herzen, die von rauher Hand erfaßt,
Ihr Herzen, die den Todesruf vernommen,
Ihr Herzen alle, die verzweifelt fast,
Ihr zarten Herzen alle, die zersplittert,
Ihr weichen Herzen alle, die verblüht,
Ihr frommen Herzen alle, die zerknittert,
Ihr warmen Herzen alle, die verglüht:
Wenn ihr am Weihnachtsabend sucht vergebens
Ein treues, liebend Herz, das ihr entbehrt,
Gedenkt des Weihnachtsfestes jenes Lebens,
An dem der güt'ge Vater Herz zu Herz beschert.

Katharina.

(Fortsetzung.)

Welch entsetzlicher Augenblick war der, in welchem beide Gatten einander wieder erblickten! Welchen Blick warf ihm Amalie zu, welch schmerzhafte Betonung hatte ihre Frage: Und mein Kind? Da sie glauben mußte, es sei nicht mehr am Leben, ward sie von heftigen Krämpfen ergriffen. Das war zu viel für ihren unglückseligen Gatten: es war ihm unmöglich, diesen Augenblick länger zu ertragen und einem Unsinnigen gleich floh er aus seinem Hause und suchte sich gleichsam in einer hohlen Bergschlucht zu verbergen, wo er sich zu Boden warf, indem er einen Strom von Thränen vergoß und Gott bat, diesen Schmerzenskelch von ihm zu nehmen, da er seine Kräfte übersteige. Seinen Seufzern antworteten fremde Seufzer und plötzlich hörte er seinen Namen Karl, Karl! ausrufen und erkannte sofort den leidenschaftlichen, wahnsinnigen Ton, mit welchem Katharina stets seinen Namen auszusprechen pflegte. „Katharina! Katharina!" antwortete er und die entgegengesetztesten Gefühle, Haß, Entsetzen, Mitleid, Hoffnung wurden in seinem Herzen nach einander wach und verschmolzen mit einander, als er Katharina ruhig mit dem Kinde in ihren Armen, ihm nahe treten sah. Lorstätt's erste Bewegung war, nach dem Kinde zu greifen; aber Katharina hielt es so fest, daß er befürchten mußte, es könnte, wenn es der Gegenstand eines Ringens würde, im Streit von ihr erstickt oder erdrückt werden. Ach! wußte er denn überhaupt ob es noch am Leben sei.

Katharina sagte mit sanfter, weicher Stimme zu ihm:

„O Karl, wie sehr freue ich mich, Dich anzutreffen! Denn Du weißt gewiß nicht, daß ich Dein Kind habe, Du weißt nicht, daß man mich den ganzen Tag hindurch verfolgt hat, um es mir zu entreißen; aber ich habe es nur Dir allein zurückstellen wollen. Ich habe gedacht, es würde Dir zu viel Kummer verursachen, wenn Du es verlieren solltest; ich weiß, wie viel ich leide, daß ich meine Kinder verloren! gieb sie mir wieder, Karl, hier hast Du das Deinige, gieb mir meine Kinder wieder! Wenn Du wüßtest, was ich heute am Morgen gelitten habe, als ich sie nicht mehr neben mir fand: da ergriff mich eine Wuth, die mich den ganzen Tag über wie toll gemacht hat; es haftet mir nur noch eine verworrene Erinnerung im Kopfe, als hätte ich Dein Kind gestohlen, daß es mir die meinen ersetze, und als sei ich dann davon gelaufen, weil man mich verfolgte, bis ich endlich hier in die Nähe Deines Landhauses zurückgekommen bin, weil mir plötzlich der Gedanke kam, Du würdest unruhig sein, und auch Du würdest leiden, wie ich gelitten habe."

Während Katharina so sprach, hatte sie Karl sein Kind überreicht, dieser betrachtete es mit ängstlicher Sorgfalt, belebte es mit seines Mundes Hauch und horchte auf die schwachen Schläge seines Herzens, welche bezeugten, es sei noch ein Rest von Leben in ihm. Nun beeilt er sich, das unglückliche Weib zu verlassen, der er trotz des jammervollen Tages, den sie ihm bereitet, noch Dankesworte schuldet, und auch giebt, und fliegt zu Amalien zurück. Ach! er denkt nicht daran, ihr den Uebergang zur Freude abzustufen und nicht plötzlich dieselbe auf sie einstürmen zu lassen: nein, er glaubt vielmehr, sie habe so viel gelitten, daß man nicht schnell genug ihr Herz von dieser Schmerzenslast befreien könne. Es war in diesem Augenblick, wo Lorstätt Amalien ihr Kind übergab, Beiden so zu Muthe, als wäre ihnen ein himmlisches Paradies geöffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge meiner projectirten höheren Bürgerschule.

III. Religion.

Bei dem confessionellen Unterschiede der Zöglinge, so wie der Verschiedenartigkeit der Glaubensansichten erachte ich es für das Zweckdienlichste, mich auf die einfache Mit-

theilung der biblischen Geschichte, ohne Deutelung, ohne theologisch-dogmatische Erklärung zu beschränken. Das stete Augenmerk des Lehrers muß nur dahin gerichtet sein, für die hochheiligen Angelegenheiten unserer Religion Herz und Seele des Zöglings zu gewinnen und die Keime des Guten, Wahren, Schönen in sein Gemüth zu senken, so daß sie bei ihm eine Gestalt gewinne. Das Uebrige, Glaubens-, systematische Sitten- und Dogmenlehre bleibt dem Unterricht der Prediger überwiesen.

IV. Fertigkeiten.

A. Schönschreiben. B. Zeichnen.

Das Schönschreiben sowohl als das Rechnen in allen seinen auf das practische Leben in Anwendung kommenden Beziehungen werde ich als zwei höchst wichtige Lehrfächer betrachten, da sie eben für die hiesigen Verhältnisse einen so wesentlichen Einfluß auf das dereinstige Berufsleben äußern. Um vom Schreibunterrichte eine möglichst gute Frucht zu erzielen, werde ich das viele Schreiben für wissenschaftliche Fächer möglichst beschränken. — Das Zeichnen wird sich jedoch nicht auf freies Handzeichnen beschränken, sondern auch architektonisches Zeichnen, also Anfertigung von Rissen, so wie überhaupt alle Zweige der Zeichnenkunst umfassen, welche den Zöglingen einst in ihrem Berufsleben von besonderer Geltung sein dürften.

§. 3.

Einige Bemerkungen über die innere Einrichtung der Schule.

Gehörig organisirt wird die Schule aus drei Klassen bestehen, von denen eine jede der beiden unteren wieder in zwei Abtheilungen zerfällt. Die obere Klasse führt den Namen Selecta.

Nach Beendigung der Elementarschule können Knaben in meine Lehranstalt eintreten.

Jeder Lehrcursus ist auf ein Jahr berechnet und nur dann würden Versetzungen stattfinden.

Die Lehrgegenstände sind genau vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend für die Zeit eines jeden Lehrcursus bestimmt und berechnet. Vierteljährliche Zeugnisse werden die Eltern von den erlangten Fähigkeiten und Fertigkeiten, so wie von der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Knaben in Kenntniß setzen. —

Meine Lehranstalt erstrebt eine innige Verbindung zwischen Schule und Haus. Ohne eine solche ist fröhliches Gedeihen auf dem Felde sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung unmöglich. —

Es werden wöchentlich 28 bis 30 Lehrstunden zu den bekannten Zeiten gegeben werden.

Im Sommer werden 4 Wochen Ferien gegeben. An den drei hohen Festen jedes Mal 8 Tage.

Unter Begünstigung des Wetters werde ich zuweilen am ersten Montag im Monat eine allgemeine Excursion veranstalten, um so durch kräftige Bewegung ein wohlthätiges Gegengewicht gegen anstrengende geistige Bestrebungen anzuhängen.

Ueberall werde ich das physische Wohlsein nach Möglichkeit in besondern Betracht ziehen.

Eingelieferte schriftliche Arbeiten werden stets einer sorgfältigen Correctur unterliegen.

Es liegt schließlich in meinem Interesse, mir zur möglichen Erreichung des Ideals, welches ich mir für die Begründung einer solchen höheren Bürgerschule geschaffen, solche Kräfte, solche Mitarbeiter zu requiriren, die in jeder Hinsicht geeignet sein dürften durch ihren wissenschaftlichen Ruf oder ihre künstlerische Ausbildung das Vertrauen der öffentlichen Meinung in Anspruch zu nehmen. Ihre Namhaftmachung würde in der That nicht wenig dazu beitragen, mein zu begründendes Institut in ein erfreuliches Licht zu stellen.

§. 4.

Lehrbücher.

Diese bleiben meiner Wahl überlassen.

§. 5.

Bedingungen.

Das Honorar für meine Lehranstalt beträgt:

für die 3. und 2. Klasse	24 Rthlr.
für die 1. Klasse	30 Rthlr.

Für Feurung und Licht wird jährlich 1 Rt. 24 Gr. vergütet. Für Reinigung des Zimmers zu Freimarkt 24 Gr.

Sollten mehr als zwei Brüder zugleich die Schule besuchen, so würde der dritte Bruder, wenn es verlangt wird, frei sein.

Möge denn dieses im Aufgebote meines besten Willens ins Leben gerufene Institut sich einer erquicklichen Theilnahme erfreuen und dasselbe zu Nutz und Frommen des Staats wie zu meiner Freude erblühen! Lust und Liebe zur Sache erfüllen mich mit Begeisterung zur Vollbringung meiner Vorhaben. Möchten mir meine verehrten Mitbürger in

Vertrauen und Zuversicht ihre Hand zur Realisirung meines Plans reichen und mir das Wohlwollen und das Interesse an dem Gedeihen der Anstalt an den Tag legen, ohne welches, wie überhaupt, so auch hier es unmöglich ist, das Werk glücklich hinauszuführen. Dieses Wohlwollen und Vertrauen erbitte ich meinem nun neu beginnenden Wirken und hoffe, daß diese meine Erwartung eine Wahrheit werde.

Bremen, den 25. Decbr. 1842. Dr. Arnold.

Joachim Hinrich Ramcke.

Eine Criminalgeschichte,

beleuchtet von K. Buchner.

(Fortsetzung.)

Von den Eheleuten Bornholdt und andern anwesenden Personen wurde dem Gerichte sodann noch Folgendes angegeben: das Abschiedshaus habe in der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr zu brennen angefangen. Dieses Haus sei auf einer Seite von der Abschiedsfrau Ramcke und deren jetzigem zweiten Ehemann, Heinrich Ramcke, und auf der andern Seite von dem Taglöhner Heinrich Luth und dessen Frau bewohnt worden. Luth sei als Militair und Ramcke als Zimmermann in Geschäften schon mehre Tage abwesend, so daß namentlich auch in der letzten Nacht die beiden Frauen sich allein mit ihren Kindern im Hause befunden hätten. Ungefähr um 2 Uhr Nachts wären die Bewohner der beiden nächsten Nachbarhäuser durch das Klopfen der Abschiederin Ramcke erst an dem Jochim Hinrich Ramckeschen und dann an dem Bornholdtschen Wohnhause, wach geworden und hätten bei ihrem Aufkommen dann erst das Feuer im Abschiedshause bemerkt. Die Ehefrau Ramcke sei darauf mit ihrem Kinde nach der Wohnstube der Eheleute Bornholdt gebracht worden, und zwar habe sie in ihrem Zustande weder schrein noch sprechen, sondern nur durch Zeichen so viel zu verstehen geben können, daß sie mit ihrem Kinde in der Nacht mörderlich überfallen worden.

Die Ehefrau Luth sei mit ihren beiden Kindern durch das Fenster aus dem Hause gekommen.

Der mittlerweile herbeigeholte Ehemann der Abschiederin Ramke erklärte, kein Geld weiter im Hause gehabt zu haben, als was er in der geretteten Lade wieder vorgefunden. Von mehreren Seiten wurde indeß bemerklich gemacht, daß wegen des bedeutenden Abschieds der Ehefrau Ramcke, verwittwete Ladiges deren Leben und Tod für die Ramckeschen Eheleute und Stellbesitzer, von pecuniärem Interesse seien.

Die Ehefrau Bornholdt, welche die Abschiederin Ramcke mit dem Kinde zuerst bei sich aufgenommen, gab ferner an, daß J. H. Ramcke und dessen Ehefrau Beide im Hemde fast gleichzeitig mit der Abschiederin nach dem Bornholdt'schen Hause herüber gekommen seien, und daß sie Beide laut gejammert und geklagt hätten.

Hinsichtlich des Benehmens des J. H. Ramcke wurde bemerkt, daß er, der sich bald nach der Löschung des Feuers, weil er sich in Folge der nächtlichen Anstrengungen unwohl gefühlt, zu Bette gelegt hatte, viele Worte machte über die Anhänglichkeit, die sowohl er wie seine Frau stets an der Abschiederin und deren Kind gehabt, daß sich dabei aber die Angst, die ihn nach seinen Aeußerungen bei dem schrecklichen Anblick in der Nacht überkommen, auch jetzt noch in seinem ganzen Wesen aussprach. Die Frage, ob er von dem Thäter keine Ahnung habe, verneinte er, spielte aber zugleich darauf an, daß der Mann der Abschiederin oft gern von seinem Gelde spreche und daß deßhalb vielleicht Raubsucht der That zum Grunde liege. In dem Benehmen der Ehefrau Ramcke dagegen bemerkte das Gericht, daß sie die ganze Sache sehr gleichgültig und indolent behandelte.

Die Abschiederin, wegen der an Mund und Hals ihr zugefügten Wunden zwar der Sprache beraubt, jedoch nicht ohne Besinnung, verneinte die Frage, ob sie von dem Thäter eine Ahnung habe, mit Kopfschütteln, und erwiederte die fernere Frage, ob sie J. H. Ramcke für verdächtig halte, ebenfalls bestimmt mit einem verneinenden Kopfschütteln. Auf gleiche Weise verneinte sie die Frage, ob sie vermuthe, daß Jemand aus Rache die Gewaltthat an ihr verübt habe, wie denn auch Jeder unter den Gegenwärtigen, die sie kannten, sie als eine stille, friedliebende, allgemein wohlgelittene Frau rühmte.

(Fortsetzung folgt.)

* Gemälde-Ausstellung.

Schon vielfältig ist in unserm Publikum ein lebhaftes Bedauern darüber ausgesprochen, daß Gemälde-Ausstellungen in der Art, wie solche in frühern Jahren hier stattfanden, bei uns nicht wieder veranstaltet sind und daß somit unser Bremen eines der schönsten Mittel, die Freude an der Kunst zu mehren und die Ausbildung für dieselbe zu erweitern entbehrte. Man hat dieses bei uns bisher um so schmerzlicher empfunden, als wir fast alle andern, irgend

namhaften Städte des deutschen Vaterlandes, namentlich auch solche, die sich ihrer Größe nach mit Bremen gar nicht messen können, in bestimmten Zeitabschnitten wiederkehrende Gemälde-Ausstellungen bei sich veranstalten sahen.

Um nun diesem Mangel abzuhelfen, haben wir Unterzeichnete, durch den Kunst-Verein ausdrücklich dazu beauftragt, schon seit längerer Zeit alle in unserer Macht stehenden Mittel aufgewendet und haben wir jetzt die große Freude unsern hochgeehrten Mitbürgern die Anzeige machen zu können, daß unsere Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt sind.

In dem nächsten Frühjahre werden nämlich die für die berühmte Kunstausstellung zu Hannover gesammelten Gemälde jetzt lebender Künstler hierher gebracht werden und wird diese Sammlung, durch directe Zusendung noch reichlich vermehrt, während einiger Wochen dem Publikum zugänglich sein.

Die Kosten dieser Gemälde-Ausstellung dürfen an sich keinen sehr bedeutenden Betrag erreichen und zweifeln wir keineswegs daran, daß sie nicht durch die mäßigen Eintrittsgelder zu decken sein möchten; es wird uns jedoch nicht verdacht werden können, daß wir für den etwaigen Risiko eines möglichen Ausfalls einen Rückhalt zu haben wünschen. Viel bedeutender ist es aber, daß, wie es sich von selbst versteht, den Künstlern gegen die Einsendung ihrer Arbeiten, die Aussicht eröffnet werden muß, daß eine angemessene Anzahl derselben durch Kunstfreunde erstanden werde, und daß somit auch bei uns, wie an andern Orten, eine namhafte Summe durch Subscription gesammelt werden möge, um für dieselbe Gemälde anzukaufen, und diese sodann unter die Subscribenten zu verlosen.

Um nun in beider Rücksicht zeitig das Nöthige vorzubereiten, wenden wir uns vertrauensvoll an unsere hochgeehrten Mitbürger, so wie an alle Kunstfreunde in unserer Stadt und in der Umgegend, und indem wir Ihnen die Subscriptionsliste d. T. vorlegen, bitten wir recht inständig, uns bei unserm patriotischen Unternehmen durch recht reichliche Unterschriften zu unterstützen. Möchte das Resultat derselben demnächst unserm Bremen zur Ehre gereichen und es sich zeigen, daß auch in Rücksicht des Kunstsinnes unsere Vaterstadt diejenige Stellung im deutschen Vaterlande einnimmt, welche derselben ohne Zweifel gebührt.

Bremen den 22. Decemb. 1842.

Die Direction des Kunstvereins und die für die Gemälde-Ausstellung ernannte Comite.

G. Caesar, C. F. C. Hartlaub, J. M. Corssen, C. Schöttler, E. Klugkist, C. C. Burchard, C. T. Gevekoth, F. W. Stallforth, H. Schröder, F. S. K. Th. Oelrichs, Dr.

Obige Aufforderung ist uns zur Benutzung gütigst mitgetheilt. Wir freuen uns einen lang gehegten Wunsch endlich ins Leben treten zu sehen und leben der Hoffnung, daß das Unternehmen eine lebhafte Theilnahme bei unsern Mitbürgern finden werde. —

Die Redaction.

---

* Die Schlachte.

Es scheint fast allgemein der Wunsch laut zu werden, daß der Neubau der Schlachte in der jetzigen Richtung bis zur Huckpforte fortgeführt werden möge. Schreiber dieser Zeilen pflichten demselben vollkommen bei; glauben auch, das die Schwierigkeiten nicht so groß sind als es vielleicht auf den ersten Blick erscheinen möchte; wenigstens nicht so erheblich, das sie nicht in der Ausführung des Bau's selbst, das Aequivalent finden sollten. — Das Bedenken der Strom könne dadurch eingedämmt werden, scheint uns so wenig haltbar als wichtig genug, um den Bau darum aufzugeben. Wir sind eben eben so wenig Techniker als Strombaumeister, glauben aber annehmen zu dürfen, daß das gar nicht in Betracht kommen kann; die Wied-Anpflanzungen im Weser-Bett hemmen den Strom 10 Mal mehr.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch den Weiterbau dem großen Uebelstande des Gedränges von Menschen und Fuhrwerk, namentlich in den Vormittagsstunden, auf dem Theile der Langenstraße, von der letzten Schlachtpforte bis zur Kalkstraße, auf radicale Weise abgeholfen würde. —

Die Zinsen des Anlage-Capitals würden sich durch Anlegung von noch zwei Wuppen, und allenfalls noch einer zweiten Fähre ganz sicher aufbringen lassen. Daß beide, namentlich aber die vorhandenen Wuppen, jetzt nicht mehr ausreichen, darüber hört man oft Klagen, auch ließen sich darüber Specialia anführen.

Das beabsichtigte Anlegen der Dampfschiffe unmittelbar an die Schlachte, würde alsdann ausführbar werden; auch wird Niemand in Abrede stellen, daß der Bau nicht wenig zur Verschönerung der Stadt beitragen würde.

Wir überlassen es einer geübteren Feder, die sich für die Sache vielleicht interessirt, derselben ferner das Wort zu reden, und weitere Vortheile, die damit verknüpft sein könnten, hervorzuheben; der rechte Zeitpunkt möchte da sein. Vorläufig mögen diese Andeutungen genügen. M.

Rechtspflege.

Obergerichts-Erkenntnisse vom 17. Dec. 1842:

Sieber & Hardegen g. Friedrich Anton Binnemeyer, Johannes Eduard Grosse g. Diedr. Wilh. Pleuß sodann Notar Philippi, Dr. Friedr. Engelken gegen den Dorfgeschwornen der Dorfschaft Rockwinkel, Christian Gottlieb Kroog Wittwe g. Ferdinand Thomas, Heinrich Wilh. Niemann Wittwe g. Wilh. Heinrich Törber, Carl August Brandt gegen Cord Hinrich Haake, Ephraim Kohn gegen J. C. A. W. Bley & Comp., Carl Eduard Finsterbusch g. Georg Fr. Weidemann, Christ. Rasmus Andersen g. Berend Arfmann Wittwe.

Untergerichts-Erkenntnisse:

Philippi g. Schwabe, Blanke Meyhohm g. Lampe.

Miscellaneen.

(Bremen.) Herr Kammermusikus Goedecke aus Braunschweig, ein ausgezeichneter Violonist spielt am 28. Dec. im Privat-Konzert. Der berühmte Violinspieler Hr. Ernst giebt am 4 Jan. ein eignes Konzert.

(Stockholm.) Der vor einigen Jahren nach Rußland gegangene Conducteur C. Nobel hat von der russischen Regierung eine Belohnung von 80,000 Rubel erhalten für seine Erfindung die Hafen gegen feindliche Fahrzeuge zu sperren, und zwar durch Retarden unter dem Wasser, welche sich durch Reibung entzünden und so jedes Schiff, das mit ihnen in Berührung kommt, zersprengen.

(Die ungarische Krone) residirt in einem Theile des Ofener Schlosses. Sie hat ein eigenes Zimmer, in das man aber nicht gelangen kann, sondern man darf nur bis in ihre Antichambre, wo Tag und Nacht zwei Soldaten auf- und abgehend Wache halten; denn sie hat sogar ihre eigene Wache, die sogenannte Kronwache, die aus 64 Mann besteht, welche weiter nichts zu thun haben als jene Posten abwechselnd zu besetzen, was ein wenig Unterhaltung bietendes Geschäft sein mag. Die Caserne oder das Wachthaus dieser Kronwache befindet sich vis à vis dem Flügel des Schlosses, in welchem die Krone liegt. Vom ersten sind die beiden Fenster ihres Zimmers vermauert, und nur drei kleine Luftlöcher sind in dieser Oeffnung gelassen, wahrscheinlich damit die Luft drinnen nicht verderbe und stickend werde. Ebenso befindet sich ein Luftloch in der eisernen Thüre, welche ihr Zimmer verschließt, und vor der die beiden hohen Grenadiere Jahr aus, Jahr ein ununterbrochen, ein Jahrhundert nach dem anderen auf- und niedergehen. Jene eiserne Thüre ist mit drei mächtigen Schlössern verschlossen, zu welchem drei hohe Beamte die Schlüssel haben, ich glaube, der Primas, der Palatin und die Kronhüter. Diese Kronhüter, es sind ihrer zwei, sind die obersten Beamten, so zu sagen, der Krone und gehören auch zu den höchsten Chargen des Reichs. Es werden immer angesehene Magnaten dazu genommen. In jenem Zimmer nun liegt die Krone in ein kostbares Futteral verpackt und in einer eisernen Kiste verschlossen, welche mit den fünf Siegeln des Königs, des Primas, des Palatins und der drei Kronhüter versiegelt ist. Sie wird, wenn die Krönung eines Königs vorgenommen werden soll, im Beisein jener Herren ausgepackt und dann unter der Bedeckung ihrer Leibwache nach Preßburg geschafft. An der Gränze jedes Comitats wird sie von den Behörden des Comitats empfangen und begleitet. Bei der Krönung wird sie dem Könige auf's Haupt gesetzt, der Königin aber nur auf die rechte Achsel, und dann begiebt sie sich mit eben demselben Pompe wieder in ihre dunkle Clause und Kiste zurück.

(Englische Schiffsdurchsuchung.) Das Schiff Philanthrope von Havre hatte am 6 April d. J. in der Bay von Acra an der afrikanischen Küste Anker geworfen, da war ein englischer Offizier erschienen mit 10 Mann, hatte nicht einmal ein Uniform angehabt und doch alles durchsucht und sich auch die Papiere vorlegen lassen, — alles kraft der Verträge von 1831 und 1833. Also Stoff genug wieder zu Reclamationen. Doch wie wenig gleichgültig man dagegen auch die Urtheile der Engländer ansieht, davon ist unter anderm ein schlagender Beweis, daß man den Commandanten Lelievre von Mazagran nach Paris kommen läßt. Die englischen Blätter hatten die von demselben angeblich verrichtete Heldenthat, die so großen Lärm in den Journalen machte, in Zweifel gezogen. Das Journal des Debats meldet nun, der Kriegsminister habe ihn berufen, um von ihm selbst die nöthigen Aufschlüsse zu erlangen.

(Don Juans Kloster in Sevilla.) Einst in der Nacht, als Don Juan von einer Orgie nach Hause zurückkehrte, begegnete er einem Leichenzuge, der sich in die Kirche des heiligen Isidor begab; schwarz maskirte Büßende mit gelben Wachskerzen begleiteten den Zug, der etwas Düsteres und Traurigeres hatte als ein gewöhnliches Leichenbegängniß. „Wer ist der Todte?“ fragte Don Juan, vom Weine erhitzt, „ein Ehemann, der im Zweikampfe von dem Liebhaber seiner Frau ermordet wurde, oder ein Vater, der zu lange lebte?“ — „Dieser Todte,“ antwortete ihm Einer der Träger des Sarges, „ist kein Anderer als Don Juan de Marana, dessen Leichenbegängniß wir begehen.“ Don Juan trat hinzu und erkannte im Lichte der Fackeln und Kerzen (in Spanien trägt man die Todten im offenen Sarge), daß der Leichnam ihm ganz ähnlich war. Er folgte deshalb seiner eigenen Bahre in die Kirche und betete mit den vermummten Mönchen. Am andern Tage sah man ihn bewußtlos in der Kirche liegen. Dieses Ereigniß machte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er seinem ruchlosen Leben entsagte, in das Kloster ging und das fragliche Hospital gründete, in welchem er auch starb.

(Wappen in Amerika.) Was man in Amerika von Wappen für einen Begriff hat, möge folgendes Beispiel beweisen. Ein englischer Diplomat brachte vor nicht langer Zeit seine Londoner Equipage mit nach New-York und bald nach seiner Ankunft dort war an dem Wagen etwas auszubessern, so daß er zu einem Kutschenbauer gebracht werden mußte. Mit großer Verwunderung bemerkte der Diplomat einige Zeit nachher an wenigstens einem Dutzend Gigs und andern Wagen sein vollständiges Wappen. Der Kutschenbauer, an dem er sich wandte, um die Lösung des Räthsels zu erfahren, antwortete ohne Umstände sehr naiv: „das Muster habe allgemein gefallen, und er deshalb von vielen Personen Auftrag erhalten, dasselbe nachzumachen.“

(Kutschen-Niederlage in London.) Im Pantechnikon befand sich eine Niederlage von Kutschen, die wohl die größte und mannigfaltigste dieser Art in der Welt sein mag. Durch drei oder vier Etagen in immensen Sälen standen die Fuhrwerke des Luxus vom Rollstuhl bis zum sechssitzigen Reisewagen in allen den Ver-

men und Spielarten, die der Britte bei dieser Produktion seiner Industrie vorzüglich liebt. — Durch sinnreiche Maschinen wurden die Karossen in diejenigen Säle gehoben, in welche sie ihren Klassifikationen nach gehören, und durch dieselben Einrichtungen wieder leicht und geräuschlos herabgelassen. Eine ähnliche Einrichtung zur Aufbewahrung der Postwagen ist in dem Nürnberger Postgebäude zu sehen.

(Der Violinspieler Prüme.) Dieser geniale, liebenswürdige Belgier Prüme, der vor vier Jahren Frankfurt, die Rheinstädte und einen Theil des nordischen Deutschland's durch sein rührend-sentimentales Violinspiel entzückte, befindet sich jetzt im Irrenhause einer kleinen belgischen Stadt, von der Nacht des Wahnes umfangen. Er, der die Melancholie als so rührend-zartes, poetisches Bild in wundervollen Tönen vor den lauschenden und stillweinenden Seelen hinmalte, er ist jetzt das unglückliche bedauernswerthe Opfer dieser Melancholie geworden! Gekränkter Künstler-Stolz soll die Ursache der Geisteszerrüttung Prüme's sein! Bei dem letzten großen belgischen Musikfeste erhielten alle mitwirkenden Virtuosen von bewährtem Talente — Ordens-Auszeichnungen, nur Prüme ging leer aus.

(Unser Landsmann Kohl) schildert in seiner Reise in Ungarn den Transport der Schweine nach Oedenburg, dem größten Schweinemarkt der Welt folgendermaßen: Ein Mann geht der Heerde mit einem kleinen Sacke, indem sich etwas Kurkurus befindet, voran. Er schüttelt den Kurkurus beständig hin und her, indem er die Schweine lockt, als wolle er sie füttern. Hinterher geht dann ein anderer Treiber mit einer langen Peitsche, mit welcher er die Zurückbleibenden erinnert, der Lockung zu folgen. Auf diese Weise, indem der Vordere den Kurkurus und der Hintere die Peitsche beständig schüttelt, täuschen und peitschen sie die Schweine bis auf die Schlachtbänke und Verkaufsplätze von Oedenburg hin.

(Die Times) meldet, daß der Pabst ein geweihtes Crucifix als Geschenk für Herrn J. Hardmann von Handsworth geschickt hat, als Anerkenntniß der vielen und glänzenden Wohlthaten, womit Hr. Hardmann die katholische Kirche in Mittel-England dotirt hat. Dem Crucifix lag ein päbstlicher vollkommener Ablaß in der Todesstunde für Herrn Hardmann und seine Verwandtschaft bis ins vierte Glied bei.

(Erfindung.) Der Mechanikus Rasmussen in Nothjäbing hat ein Gewehr erfunden, mit welchem man in der Minute dreißig gegen dreißig Schüsse thun kann, und welches zugleich, nach den angestellten Proben, auf eine Entfernung von 80 Schritten mit der größten Genauigkeit trifft. Die Geschwindigkeit kann sogar noch bedeutend vermehrt werden, so daß man ein Mal mit einem dieser Gewehre 16 Schüsse in 20 Sekunden gethan hat.

(Sir Hudson Lowe.) Die „United Service Gazette" theilt die Unterredung eines britischen Militärs mit dem Grafen v. Montholon mit, worin Letzterer offen gesteht, daß alle Beschuldigungen wider Sir H. Lowe wegen seiner angeblichen Härte gegen Napoleon, rein aus der Luft gegriffen wären.

(In der preußischen Armee) sollen jährlich 600 Ehescheidungen vorkommen. Wenn das bei allen Ständen so wäre, sollt's allen Eheleuten angst und bange werden.

(Der Operateur Topham) in London hat einem Mann, der fünf Jahre mit schrecklichen Schmerzen an einer Beinkrankheit litt, das Bein abgenommen, nachdem er den Kranken in einen magnetischen Schlaf gebracht hatte. Die Operation währte 20 Minuten; der Leidende hatte nichts davon empfunden, eben so wenig von dem spätern Verbinden, während welchem er immer im magnetischen Schlafe gebracht ward.

(Der Morning Herald) erzählt, daß Engländer in einem Chinesischen Dorfe bei Hongkong ein Bild Napoleons gefunden haben, vor dem die Einwohner anbeteten und Rauchopfer brachten.

(Wellington.) der „Sieger in hundert Schlachten," war wenige Tage vor der Ankunft der Königin in Walmerschloß, beinahe an einem Rebhuhnbeinchen gestorben, das ihm im Schlunde stecken blieb. Man versuchte es anfangs mit der Zange herauszunehmen, das ging nicht; sofort stieß man es, jedoch nicht ohne schmerzliche Verletzung des Schlundes, mit dem Probang in den Magen hinab.

Anzeige.

So eben ist bei mir erschienen:

Hanseatisches Taschenbuch.

Ein Kalender für die freie Hansestadt Bremen auf das Jahr **1843**. Dieses nützliche und beliebte Notizbuch enthält unter andern auch die wichtigsten Handels- und Staatsangelegenheiten, Interessen- und Zinstabellen, Vergleichung von Maßen und Gewichten, Wechsel-Vergleichung, Postenlauf und Thorsperr-Tabelle. Preis 30 Grote.

Die Herren Subscribenten erhalten ihre Exemplare Ende dieser Woche.

Wm. Wulff.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von Wm. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 103.

Bremen, Sonntag den 25. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1295. Den 22. December. Des Branntweinbrenners Joh. Heinrich Kehlbeck Tochter, 1¾ Jahr, Langenstraße.

— 1296. Den 22. — Meyer's todtes Mädchen, Buntenthorsteinweg.

— 1297. Den 23. — Des Schlossermeisters Georg Joh. Marcus Sohn, 9 Monat, Weges-Ende Nro. 24.

Nro. 1298. Den 23. — Der Krameramtsgenosse Nicolaus Christian Lampe, 70¾ Jahr, Wachtstraße Nro. 30.

— 1299. Den 23. — Der Cigarrenmacher Christian Wulfern, 26 Jahr, Stephanikirchhof N. 1.

— 1300. Den 24. — Des Kaufmanns Gottfried Vagelmann Tochter, 7 Monat, Catharinenstr. Nro. 7.

Geburten:

Nro. 1605. Den 21. Dec. Des Küpergesellen Hermann Ahlers Ehefr., geb. Schreiner, Utbremerstraße Nro. 10 B, von einem Mädchen.

— 1606. Den 21. — Des Bereiters Heinr. Friedrich Spüring Ehefr., geb. Post, Obernstraße (Vorst.) von einem Knaben.

— 1607. Den 21. — Des Buchbinders Gottlieb Heinr. Henning Ehefr., geb. Peine, Hutfilterstraße Nro. 38, von einem Knaben.

— 1608. Den 21. — Des Detaillisten Joh. Friedrich Becker Ehefr., geb. Meyer, Hastedt Nr. 77, von einem Mädchen.

— 1609. Den 21. — Des Schneidermeisters Johannes Franziskus Windhorst Ehefr., geb. Heidmann, Fangthurm Nro. 3, v. e. Knaben.

— 1610. Den 21. — Des Schneiderm. Carl Joseph Kapsch Ehefr., geb. Kuhlmann, Neuenstraße Nro. 6, von einem Knaben.

— 1611. Den 22. — Des Drechslermeisters Carsten Schröder Ehefr., geb. Brasch, kl. Fuhrleutestraße Nro. 18, von einem Knaben.

— 1612. Den 22. — Des Sattlermeisters Arend Meyer Ehefr., geb. Spüring, Knochenhauerstraße Nro. 5, von einem Knaben.

— 1613. Den 22. — De Küpermeisters Joh. Friedr. Blome Ehefr., geb. Wurthmann, gr. Johannisstraße Nro. 18, v. einem Mädchen.

Nro. 1614. Den 22. — Des Wagenmeisters an der königl. Hannöverschen Post Ulrich Martens Ehefr., geb. Stellmann, Bürgerst N. 10, v. e. M.

— 1615. Den 22. — Des Küpermeisters Joh. Friedr. Schmidt Ehefr., geb. Sauer, Heschenstraße Nro. 8, von einem Knaben.

— 1616. Den 22. — Des Arb. Friedr. Appmann Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorsteinweg N. 142, von einem Knaben.

— 1617. Den 22. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Wilh. Marrmeyer Ehefr., geb. Dennes, Tiefer Nro. 41, von einem Mädchen.

— 1618. Den 22. — Des Landmanns Hermann Segelken Ehefr., geb. Poppe, Düsternstraße Nro. 78, von einem Knaben.

— 1619. Den 22. — Des Tischlers Joh. Block Ehefr., geb. Buse, Neuen Gang Nr. 4, von einem Mädchen.

— 1620. Den 23. — Des Clubbwirths Hermann Theodor Vischer von Gaasbeck Ehefr., geb. Heitmann, Westerstraße Nro. 21, von einem Knaben.

— 1621. Den 23. — Des Schneidermeisters Georg Wilh. Droste Ehefr., geb. Osmers, Pieperstraße Nro. 19, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 522. Der Kistenmacher zu Stuhr Amts Delmenhorst Herm. Heinr. Mahlstedt und Luise Catharina Helms hieselbst.

— 523. Der Arb. Hieronymus Bernh. Pfannkuchen hieselbst und Anna Christine Christiane Stöhlker aus Fissau bei Eutin.

— 524. Der Arb. Joh. Carl Hosten, genannt Schulze, am Buntenthorsteinwege und Lena Meyer, genannt Knief zu Syke.

Nro. 525. Der Stuhlmacher Herm. Böhling und Helena Baumüller hieselbst.

— 526. Der Schlossermeister Herm. Frerichs und Margaretha Tobetha Lehmann. Beide von hier.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 527. Der Steuermann Heinr. Meyerdircks und Christine Josephine Egberts. Beide von hier.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 104.

Bremen, Donnerstag den 29. December 1842.

Die zwei Schwestern.

Nach Alfred Tennyson.

Wir waren zwei Töchter aus Einem Haus;
Sie war die Schönste, sie stach mich aus.
Wie weht der Wind über Thurm und Höh'n!
Sie fiel, er war ein stattlicher Mann;
Ich meine, die Rache stand wohl mir an!
O, der Carl war schön zu sehn!

Sie starb, sie ging in die ewige Gluth,
Sie mischte mit Schmach ihr altes Blut.
Wie heult der Wind über Thurm und Höh'n!
Ganze Wochen und Monde, Tag und Nacht,
Seine Lieb zu gewinnen war ich bedacht:
O, der Carl war schön zu seh'n!

Ich gab ein Fest, er war beim Schmaus;
Ich gewann seine Lieb', ich brachte ihn nach Haus,
Wie brüllt der Wind über Thurm und Höh'n!
Und nach dem Essen, die Kleider los,
Da legt' er sein Haupt in meinen Schooß:
O, der Carl war schön zu seh'n!

Seine schwarzen Wimpern küßt' ich zur Ruh';
Auf meiner Brust, da schloß er sie zu.
Wie wüthet der Wind über Thurm und Höh'n!
Ich haßte ihn mit der Hölle Haß,
Aber seine Schönheit gefiel mir baß:
O, der Carl war schön zu seh'n!

Aufstand ich in der stillen Nacht;
Blank hab' ich und scharf meinen Dolch gemacht.
Wie ras't der Wind über Thurm und Höh'n!
Halb im Schlafe lag er — kein Laut in der Burg!
Da stieß ich ihn dreimal durch und durch!
O, der Carl war schön zu seh'n!

Ich kämmt' und lockte sein schönes Haar;
Er sah so groß, als er todt nun war.
Wie weht der Wind über Thurm und Höh'n!
In ein Bahrtuch hüllt' ich den todten Mann,
Seiner Mutter zu Füßen legt' ich ihn dann:
O, der Carl war schön zu seh'n!

F. Freiligrath.

Katharina.

(Fortsetzung.)

Bald war jedoch diese Freude durch neue Befürchtungen getrübt; der arme Kleine hatte in diesem Augenblick viel gelitten und Amalie hatte so durchgreifende Erschütterungen erhalten, daß, als sie ihr Kind nun an ihre Brust legte, um es zu stillen, die Milch in dieser vertrocknet war. Der Arzt den man hatte herbeirufen lassen, schüttelte mit einem schmerzlichen Blick auf Lorstätt traurig den Kopf; eine tödtliche Angst bemächtigte sich des unglücklichen Gatten und Vaters; man ließ in aller Eile eine säugende Bäuerin holen, um dem Kleinen als Amme zu dienen, und er schien sich auch, nachdem er die Brust genommen, wieder zu kräftigerem Leben zu erholen. Der Arzt aber nahm, ehe er wegging, Lorstätt bei Seite und sagte ihm:

„Ihr Kind, mein Herr, wird Mühe haben sich zu erholen; aber ich kann ihnen nicht verbergen, daß die Mutter sich in noch viel drohender Gefahr befindet."

Trotz der übermäßigen Strapazen dieses Tages schloß Lorstätt die ganze Nacht kein Auge, so sehr quälten ihn die schmerzlichsten Gedanken.

Am andern Morgen verlangte der Schulze des Dorfes ihn zu sprechen: er kam, um ihm die Anzeige zu machen Katharina sei wieder in denselben Anfall von Wahnsinn versunken, wie gestern, und sie habe von Neuem versucht, die Hecke, welche den Garten des Landhauses umgebe, zu erklettern; der Schulze fügte die Bemerkung hinzu, es sei für Lorstätt's persönliche Ruhe, ja zum Wohl der Unglücklichen selbst das Beste, wenn man sie in das Irrenhaus der nahe liegenden Stadt einschlösse. Lorstätt schauderte bei diesen Worten: aber er konnte gegen die Nothwendigkeit und den Nutzen der Maßregel nichts einwenden und erkannte, daß sie in der That die einzige sei, wodurch er Amaliens Ruhe sicher stellen könne. Da er jedoch vermeiden wollte, daß man um sich der Unglücklichen zu bemächtigen, gewaltsame Mittel anwende, so bat er den Schulzen sich damit nur zu beschäftigen, daß er einen Boten in die Stadt schicke, um den Director des Irrenhauses von der Ankunft seiner neuen Pflegebefohlenen zu unterrichten: Katharinen daselbst hinzuführen, wolle er selbst diese Nacht übernehmen.

Lorstätt verbrachte den ganzen Tag bei Amalien und ihrem Kinde; des Abends dagegen verläßt er sie zur frühen Stunde, indem er vorschützt, daß er, erschöpft von den Strapazen des gestrigen Tages, der Ruhe bedürfe. Er verläßt darauf unbemerkt und geräuschlos sein Landhaus, nachdem er Befehl gegeben, seinen Wagen anzuspannen, und geht gerade zu in das Thal, wo er gestern Abend Katharina angetroffen. Sie befand sich wirklich daselbst, zwar in einem lichten Augenblick und im Besitz ihrer Vernunft, aber in der heftigsten Aufregung. Kaum ward sie Lorstätt ansichtig, so schrie sie ihm zu:

„O Karl, Karl: Gieb mir meine Kinder zurück, ich habe so viel gelitten, ich kann ohne sie nicht leben! ich habe nur diesen einzigen Trost auf der Welt, o Karl, Karl, gieb mir meine Kinder zurück!"

So fleht sie ihn lange Zeit an und richtet die herzzerreißendsten Bitten an ihn. Lorstätt hörte sie schweigend an. Endlich sagte er zu ihr:

„Folge mir, Katharina, laß Dich von mir führen, es ist zu Deinem eignen Besten."

„Wohin willst Du mich führen?"

„Folge mir, habe Vertraun zu Deinem Freunde."

„Nein, ich habe kein Vertraun mehr zu Dir, denn Du hast mir meine Kinder genommen: ich werde diese Stelle hier nicht mehr verlassen, ich werde hier den Hungertod sterben, wenn Du mir meine Kinder nicht zurückgeben willst."

„Nun, so komm, Katharina, ich will Dich zu Deinen Kindern führen, folge mir."

Nur die Unmöglichkeit, Katharina durch ein anderes Mittel zu bewegen und die unumgängliche Nothwendigkeit, sie von seinem Wohnorte zu entfernen, hatte Karl zu einer so grausamen Lüge zwingen können; man stellt sich daher leicht vor, welch ein entsetzliches Schauspiel für sein gefühlvolles Herz Katharinens Freude war, wie weh ihm ihre Danksagungen, ihre Thränen, ihr Schluchzen, ja selbst die Gelehrigkeit that, mit der sie sich von ihm leiten ließ und ihm, im Vertraun auf dieses Versprechen, folgte. Sie stiegen in den harrenden Wagen und während des sechs Stunden langen Weges, den sie bis nach der benachbarten Stadt, welche das Irrenhaus enthielt, zurückgelegt hatten, schien Katharina, die noch vor wenigen Tagen vor Wonne außer sich gerathen wäre, so lange mit Karl vereinigt zu sein, keine andere Freude zu kennen, als daß sie bald den Anblick ihrer Kinder genießen solle. Lorstätt war gezwungen, sie in diesem Wahne zu lassen. Um so schrecklicher war für Beide der Augenblick, da sie aus dem Wagen stiegen, ins Haus traten, von dem Direktor der Irrenanstalt empfangen wurden und da Katharina, als sie ihre Kinder vergeblich mit den Augen suchte, plötzlich einen Argwohn, ja die Gewißheit der entsetzlichen Wahrheit erhielt! Der Blick, den sie alsdann Karl zuschleuderte, diese zu Boden schlagenden Worte: Du bist mein Henker bis an's Ende! der Anfall wilder, wahnsinniger Wuth, von dem sie nun ergriffen ward, die Ketten, die man ihr anlegen mußte — das Alles war mehr Schmerz, als Karl's Seele ertragen konnte. Er fühlte, daß er in dieser Minute um zehn Jahre gealtert sei, daß es für sein Herz fortan keine reine Freude mehr geben könne; noch zwar wollte er sich gegen das Unglück stemmen, aber es war übergroß und so erdrückte es ihn und schlug ihn gänzlich nieder; er kam muth- und kraftlos, und an Körper und Geist erschöpft, nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Joachim Hinrich Ramcke.

Eine Criminalgeschichte,

beleuchtet von K. Buchner.

(Fortsetzung.)

Heinrich Ladiges, der gleich am andern Morgen nach Wedel geschickt worden war, um den dortigen Verwandten seines Schwagers von dem Unglücksfall Nachricht zu geben, war unterdessen durch einen ausgesandten Polizeireiter nach Pinneberg gebracht worden. Er sagte aus, daß sein von seiner Schwester ihm ertheilter Auftrag bloß auf die Ausrichtung von dem Brande des Abschiedshauses gegangen sei und er auch hier nach verfahren. Von der Stiefmutter habe er indeß nichts gesagt, das habe er vergessen, denn er selber sei verbaast gewesen, und als sie von dem Brande des kleinen Hauses gehört, da hätten sie auch schon genug gehabt. Er schlafe mit seiner Schwester und seinem Schwager in derselben Döns, und sei in der Nacht durch das Klopfen an das Fenster mit ihnen zugleich wach geworden, und, wie er meine noch vor ihnen aus dem Bette gekommen, ob er oder sie zuerst aus dem Hause herausgekommen daß wisse er nicht, er sei zu verbaast gewesen, als daß er darauf geachtet. Ladiges wurde sodann in die Detensionsanstalt abgeführt. Tags darauf geschah im Bornholdtschen Hause die gerichtliche Besichtigung des erschlagenen Kindes; die Eheleute Ramcke, welche bereits vor Ankunft des Gerichts, den Wunsch geäußert, die kranke Abschiederin zu sehen, waren bei ihr in der Stube gewesen und hatten ihr, die ganz freundlich gegen sie gethan, die Hand gegeben. Um den Eindruck, welchen die Leiche des verstümmelten Kindes auf J. H. Ramcke machen würde, zu beobachten, vermochte das Gericht ihn, dieselbe auf dem Sektionstische zu sehen, wobei er denn die nackte Leiche mehrmals bei der rechten Hand ergreifend und sie sonst am Körper betastend, unter wiederholten lauten Schluchzen und Thränenvergießen die Ruchlosigkeit dessen verwünschte, der so unschuldiges Blut habe vergießen können.

Der Ehemann der gemißhandelten Abschiederin, Heinr. Ramcke, äußerte sich über sein und seiner Frau persönliches Verhältniß zu Jochim Ramcke und dessen Ehefrau dahin, daß sie nicht eben sehr vielen Umgang mit einander gehabt, sich jedoch dann und wann besucht und gesehen und sich immer recht gut mit einander vertragen hätten, daß er auch von Groll und Haß des J. H. Ramcke gegen seine, des Heinrich Ramcke, Frau nichts vernommen, und daß das kleine Kind, das häufig nach dem großen Hause hinüber gelaufen, dort immer gute Aufnahme gefunden habe.

Die Ehefrau Luth gab an: Sie sei in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni um ungefähr 2 Uhr durch ein Geräusch wach geworden. Ganz erschrocken sei sie aufgestanden und nach der Stubenthür gelaufen, die sie jedoch von Außen zugeriegelt gefunden. Nachdem sie sich überzeugt, daß es im Hause brenne, sei sie durch eines ihrer Stubenfenster hinaus gestiegen und in ihrer Angst zuerst herum nach den Fenstern der Abschiederin Ramcke gelaufen, um sie zu wecken. Da sie hier hier auf mehrmaliges Klopfen keine Antwort bekommen, sei sie wieder zurückgelaufen, und nachdem sie vergeblich versucht, durch das Fenster wieder in die Stube zu kommen, durch die am westlichen Ende des Hauses befindliche Thür in das Haus gekommen, das jetzt bereits in vollen Flammen gestanden. Unter Mitwirkung des Jochim Hinrich Ramcke'schen Knechts Brandt sei es ihr gelungen ihre Kinder und einige ihrer Sachen zu retten. Uebrigens habe sie keine Ahndung davon, welcher Mensch eine so schaudervolle Unthat zu vollbringen im Stande gewesen sein könnte. Sie und ihr Mann hätten mit den Heinrich Ramcke'schen Eheleuten nie einen Zwist gehabt, sondern wo sie nur gekonnt, sich bei gestanden.

Die gute immer freundliche Abschiederin hatte Jedermann lieb und werth und ihr Verhältniß mit ihrem jetzigen Ehemann sei auch das beste gewesen. Jochim Ramcke und dessen Frau hätten mit der Abschiederin und deren Ehemann ihres Wissens auch nichts weiter gehabt, sondern sich gegenseitig wohl mitunter im Guten gesehen.

Der Knecht Brandt, welcher im großen Hause geschlagen, führt an: daß er in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni etwa eine Stunde vorher ehe er durch das Jammern der Andern geweckt worden, die Thüre, die von der Diele, nach der Döns führe, leise auf und zu machen gehört habe. Jochim Ramcke und dessen Ehefrauwurden vorläufig in gefängliche Verwahrung genommen.

Die Abschiederin Ramcke welche inzwischen ihre Sprache wieder erlangt hatte, gab nun an: Sie habe in jener Nacht von dem Thäter nichts bemerkt, ihn weder gesehn noch gehört. Sie sei zuerst erwacht durch das Stöhnen und Röcheln ihres Kindes, das hinten bei ihr im Bette in ihrem rechten Arm gelegen; darauf habe sie die Verstümmelung

ihrer Hand gefühlt und bemerkt *), und, da sie sich im Bette aufgerichtet, sei ihr das Blut vom Kopfe herunter geflossen und sie sei dadurch denn auch über die dort empfangenen Verletzungen erst zur Besinnung gekommen. Sie habe nun den hellen Schein des Feuers wahrgenommen und sei mit dem Kinde in dem Arm, im bloßen Hemd zum Hause hinaus geeilt.

Ans Jochim Ramcke'sche Haus angelangt und dort ans Fenster klopfend, weil sie gewünscht, daß man aufkommen und ihre Kühe retten möge, wären dann auch sofort, J. H. Ramcke nebst Frau und Schwager unter lautem Schreien und Jammern aus demselben gelaufen und zwar Ramcke unter wiederholtem Rufen: „ach Mutter Mutter was ist das? was thut ihr da!

(Fortsetzung folgt.)

Aufruf an die Deutschen.

(Schluß.)

Erstens. Da Männer auch mit dem besten Willen, mit Kenntnissen und Kraft ausgerüstet, vereinzelt dennoch in unserer Zeit wenig ausrichten, so könnten die deutschen Regierungen wegen ihrer hohen Stellung und ihres mächtigen Einflusses mit Leichtigkeit den ersten Anfang machen, indem sie, nach dem erhabenen Beispiele Karls des Großen, selbst zur Sprachreinigung schritten, und sie dürften gewiß des Beifalls des Volkes und der Gebildeten versichert sein, wenn sie ihren Angestellten und Beamten im gerichtlichen und verwaltlichen Verfahren und überhaupt in der ganzen Geschäftsschreibart den Gebrauch der Fremdwörter aus dem Lateinischen, Griechischen, Französischen u. s. w. untersagten und eine echtdeutsche Sprache an die Stelle dieser gemischten, undeutschen und unverständlichen zu setzen beföhlen. Zweitens. Vorzüglich wohlthätigen Einfluß auf die Sprachreinigung könnten alle Lehrer an Hoch-, Mittel- und Volksschulen haben, wenn sie sämmtlich beim Unterichte nur echtdeutsche Wörter gebrauchten und auch ihre Zöglinge mit Strenge und Ausdauer zur Vermeidung der Fremdwörter und zur Anwendung der eigenen anhielten. Die Zöglinge, welche diesen Grundsätzen treu bleiben, würden dann später in ihren Berufskreisen sehr viel zur Erhaltung der reindeutschen Sprache beitragen. Drittens. Deutschlands Schriftsteller sollten es sich zum unverbrüchlichsten Gesetze machen, in ihren Werken die deutsche Sprache rein und ohne Beimischung von Fremdwörtern zu schreiben, um nicht nur in Volksschriften, sondern auch in streng wissenschaftlichen Abhandlungen nach und nach die Fremdlinge zu vertreiben und durch echtdeutsche Ausdrücke zu ersetzen. Viertens. Ausgebreitete Wirkung müßte für die Sprachreinigung erwachsen, wenn die Verfasser, Herausgeber, Mitarbeiter und Brief-Mittheiler der Zeitungen, Tageblätter, Flug- und Zeitschriften u. s. w. sich nach und nach der Fremdwörter enthielten. Doch wird es hier am meisten Mühe kosten, bis sich die ehrenwerthen Herren dazu verstehen, weil in dergleichen Blättern gar oft Uebertragungen aus französischen, englischen, italienischen Schriften u. s. w. enthalten sind, wobei es gar zu bequem ist, die Fremdwörter beizubehalten, statt gute deutsche, die oft etwas mühevoll zu finden sind an deren Stelle zu setzen. Doch Uebung erleichtert auch dieses Ungemach. Und gerade in solchen Blättern wird der größte Unfug mit Fremdwörtern und zwar bis zum Unglaublichen getrieben, indem oft fast in jeder Zeile ein solches vorkommt, so daß Bürger und Leute ohne wissenschaftliche Bildung beständig das Fremdwörterbuch nachschlagen müßten, um ihre eigene deutsche Zeitung lesen und verstehen zu können. Fünftens. Der Jugend sollte man zu Hause und in der Schule tief einprägen, wie so sehr schimpflich es sei, immer Fremdes in die deutsche Sprache und in den deutschen Verkehr zu bringen, wo wir an eignen Ausdrücken so reich sind. Man sollte sie stets belehren, daß es keine Schande sei, Deutsch zu denken und Deutsch zu sprechen mit Offenheit, Wahrheit und Biederkeit, wie es kräftigen deutschen Jünglingen und Männern zukommt, die ihre väterländische Sprache höher achten als jede fremde, ohne diese jedoch zu verachten. Sechstens. Die höheren, gebildeten und gelehrten Stände, bei denen leider die meisten Fremdwörter einheimisch sind, sollten es sich zur Ehre rechnen, nun auch wieder am meisten für die Reinigung der Sprache thätig zu sein und in ihren Gesellschaften, Zusammenkünften und Unterhaltungen sich nur echtdeutscher Wörter bedienen, so wie auch im Umgange; denn ihr Beispiel würde mächtig nach allen Seiten hin wirken. Auch bei der Erziehung dürften Eltern hierauf Rücksicht

*) Unter andern gebliebenen nachtheiligen Einwirkungen der geschehenen Verwundungen ist namentlich der Mangel des Daumens an der linken Hand und die Unbrauchbarkeit des Zeigefingers an derselben.

nehmen und im jugendlichen Alter mit der reinsten deutschen Sprache beginnen. Siebentens. Da unsere Zeit ihr Heil in Vereinen sucht, so dürften hauptsächlich auch Vereine zur Reinigung der deutschen Sprache in allen Gauen unsres Vaterlandes zeitgemäß sein, welche diesen Gegenstand zur angelegentlichsten Aufgabe machen. Achtens. Eben so wünschenswerth wäre eine eigene Zeitschrift und zwar eine für alle gebildeten Stände, welche nebst der deutschen Sprachreinigung auch echt deutsche Gesinnungen in die Herzen, Gemeinsinn in die Gemüther und Eintracht unter die Stämme zu pflanzen suchte. Aufsätze hierüber, Beispiele aus der deutschen Geschichte, Edelthaten aus der Vorzeit und Gegenwart, schöne Züge deutschen Lebens und Wirkens, nebst Lebensbeschreibungen vorzüglicher Deutschen würden das Blatt gewiß gemeinnützig, in Scherz und Laune unterhaltend machen.

So, glauben wir, könnten allmählig die unnützen und undeutschen Fremdlinge verdrängt und die Reinheit und Gediegenheit unsrer schönen Sprache wieder hergestellt werden, welche wahrlich ein Schatz des gesammten deutschen Volkes ist, den man hoch und höher halten muß, als Manche glauben, weil mit der Sprache auch die Denkart und Gesinnung in nächster Verbindung steht. Mit der Einpflanzung echt deutscher Wörter wird unvermerkt auch echt deutsche vaterländische Gesinnung, Liebe zum theuern schönen Heimathlande, Verständniß mit dem Gesetz, Begeisterung für Recht, Verfassung, vernünftige bürgerliche Freiheit in die Herzen eingepflanzt und die Eintracht und Liebe der Stämme unter sich befestigt. Müßten wir uns nicht schämen, den Nachkommen eine solche verhunzte, halb-ausländische und entstellte Sprache zu hinterlassen, wie sie gegenwärtig besteht? Wollen wir denn ewig Knechte fremder Wörter, fremder Meinungen und fremder Ansichten sein? — Möchte doch jeder Deutsche in seinem engern oder weitern Wirkungskreise aus allen Kräften dazu mitwirken, daß die Söhne des Vaterlandes den Glanz und die Erhabenheit ihrer Muttersprache endlich erkennen, fühlen und schätzen lernen und nicht immer mehr dieselbe durch eitle, nichtige Fremdanhängsel zu entstellen suchen!

Dr. B.

---

* Die Schlachte.

In Nr. 103 dieses Blattes, spricht sich ein Freund der Verbesserungen, für den Fortbau der Schlachte bis zur Huckpforte aus, und von der Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der Sache durchdrungen, übergebe ich folgende Ansicht der gütigen Nachsicht meiner Mitbürger.

Was die Beengung des Strombettes betrifft, so genügt ein Blick auf Herrn Lieutenant Dumtze's Plan von Bremen, um Jeden sofort zu überzeugen, daß irgend eine Furcht davor ungegründet ist, denn nach dessen Maaßstab, beträgt die Breite der großen Weser beim Tonnenhofe ca. 350 Fuß, und die der kleinen Weser ca. 250 Fuß, also hat bei hohem Wasser der Fluß ca. 600 Fuß zur Passage. Hingegen mißt die Weser bei der Aschenburg ca. 850 Fuß, so daß, wenn 50 Fuß zur Breite der Schlachte benutzt werden, noch immer 200 Fuß Breite mehr bleiben als beim Tonnenhofe.

Was den Nutzen betrifft so habe ich mich schon oft über die Ruhe der Herren Dampfboot Besitzer gewundert, welche sich eben nicht für diesen Plan zu interessiren scheinen, obgleich ihnen zum Uebermaaß bekannt sein muß, wie sehr die Communication bis an Bord erschwert ist, durch die engen Stellen der Langenstraße, welche fortwährend mit Wagen besetzt, und wenn der Fremde diese überwunden, dann wieder die große Unannehmlichkeit daß man nicht weiß wo der Wagen einbiegen muß, da zwischen der s. g. Weserseite und Hinter der Mauer keine Verbindung besteht, und so der Reisende stets in Furcht schwebt, ob er nicht durch lästigen Aufenthalt oder Irrefahren seine Passage verfehlt. Diese Unannehmlichkeiten halten Manchen ab die Boote zu benutzen, und die Herren Dampfboot Besitzer würden ihre Interessen durch Verlängerung der Schlachte wesentlich befördert sehen, das Publikum aber den großen Nutzen erlangen den Weg zu den Booten sehr stark verkürzt und sicher zu haben.

Ueberhaupt ist es auffallend daß einem solchen wichtigen Gegenstande wie der Dampfschiffahrt hier nicht mehr durch Errichtung guter Anlegeplätze, zu Hülfe gekommen wird.

Anwohner der Weserseite und hinter der Mauer, wollen behaupten, daß jährlich etwa 100 niederländische s. g. Butterkähne, dort aus und einladen, welche durchschnittlich ca. 15 Last groß sind, also bis an 3000 Lasten Waaren dort ein und ausgeladen werden, welche meistens über Stege

getragen, oder die Treppen hinunter gerollt, und auf die beschwerlichste Weise, so von dem Vorlande an Bord geschafft werden.

Dies ist vielleicht hoch angeschlagen, aber die Waaren mit eingerechnet, welche in die anliegenden Packhäuser gehn glaube ich nicht fehl zu greifen wenn ich die jährliche Waarenmasse, welche dort auf und ab gebracht wird, auf etwa 4000 Lasten anschlage. Ein solches Güter Quantum sollte man meinen, würde reichlich die Zinsen des ausgelegten Capitals für die neue Schlachte durch Wupperlohn decken, und durch Anlegung von Kaufmanns Häusern, würde sich dies Quantum gewiß stark erhöhen, so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß selbst ein Vortheil für den Staat daraus erwachsen könnte.

Man sollte also denken daß eine so gute Sache, wofür das Anlage Capital, nur als auf gute Zinsen belegtes Geld erscheint, bei unseren Mitbürgern geneigtes Gehör und kräftige Unterstützung finden würde.

Die Anlegung einer zweiten Fähre, welche ein lang gefühltes Bedürfniß ist, wird ebenfalls dazu beitragen, die Zinsen des Capitals zu decken.

Unsere Stadt bildet den Halbkreis eines Zirkels, jede gerade Linie durch den Bogen, ist daher eine positive Verkürzung, und so würde auch die Schlachte bis zur Huckpforte verlängert, die Länge der Stadt bedeutend verkürzen.

Der große Werth der Häuser an der Schlachte als passendste Lage zu Geschäftslocalen, verbunden mit schönster Luft und Sonnenschein, ist der beste Beleg zu der Behauptung, daß solcher Plätze zu wenige existiren und es ist daher als ein großer Gewinn für die Stadt zu betrachten, wenn solcher Plätze mehr geschafft werden.

Ich brauche wohl nicht darauf hin zu weisen, welch eine außerordentliche Verschönerung unsere Stadt dadurch erlangen würde und der Nutzen ja die Nothwendigkeit muß Jedem einleuchten welcher in Geschäften die unteren Packhäuser besuchen muß.

Auch ist noch zu bemerken daß auf der ganzen Strecke vom ehemaligen Anker bis zur Huckpforte, eine Strecke welche ca. 1200 Fuß Fronte an der Weser beträgt, nur 4 brauchbare Winden direkt in den Kahn existiren. Diese 4 Gebäude nehmen ca. 150 Fuß ein, es liegen also circa 1050 Fuß Ufer Fronte der Weser, im rohen Zustande da welche nur vom Kleinhandel auf eine zeit- und kostenraubende Weise benutzt werden können. X.

* Ernst's Concert.

Die letzte Nummer des Bürgerfreundes enthielt unter den Miscellen eine Anzeige von dem baldigen Eintreffen und demnächstigen Conzert des Violinvirtuosen Ernst. Wann dasselbe stattfinden wird und wo können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, nur wird es nicht nach dem 5. Januar sein, wie wir aus einem uns gütigst mitgetheilten Briefe Ernst's ersehen, der auf vieles Verlangen noch zwei Conzerte in Hannover geben wird. Um das musikliebende Publikum auf den gefeierten Künstler aufmerksam zu machen, lassen wir hier eine Kritik aus Berlin in der Schumann'schen musikalischen Zeitung folgen:

Zuvörderst muß ich der Glanzperiode Ernst's gedenken, der, nachdem er im Königsstädter Theater mit immer steigendem Beifall eine lange Reihe von Concerten gegeben hatte, seine hiesige Virtuosenlaufbahn mit zwei Quartettsoireen im Saale der Singakademie beschloß. Sowohl Ernst als Quartettspieler, wie Mendelssohn, der hier zum erstenmal wieder öffentlich am Piano erschien, gaben diesen Concerten ein ganz besonderes Interesse. Ernst bewährte in mehreren Quartetten von Haydn, Beethoven und Mendelssohn alle Vorzüge seiner Virtuosität.

* Charade.

Die beiden Ersten ohne Kopf gelesen:
Ein wunderbarer Spiegel zeigt sich dir!
Oft spricht aus ihm ein wahres Zauberwesen,
Gefesselt willst du flieh'n, und bleibst doch hier. —
Und aus der Dritten sahst du jung und schön,
Die reiche Welt hervor zum Lichte geh'n. —

Hat sich der Kopf nun wieder eingefunden,
Dann ist das Ganze meistens ohne Werth,
Und wehe Dir, dem es zu eng verbunden! —
Doch hat es oft entzückt, wohl auch ein Herz bethört,
Denn alle Flecken waren da verschwunden.

Miscellaneen.

(Ein entsetzliches Ereigniß) beschäftigt in der Gegend von Sittard alle Gemüther. Am Abend des 4. d. Monats, Abends gegen 7 Uhr, verließ die älteste Tochter eines Herrn G. von Sittard das Haus ihrer Eltern, um wie es heißt, mit einem frühern Geliebten an dem etwa zehn Minuten von der Stadt entfernten Wasserfall, die steinerne Brücke genannt, eine Zusammenkunft zu haben. Bald nachher hörte ein vorbeikommender Wanderer in der Vertiefung, etwa zwölf Schritte von der Brücke, einen heftigen Wortwechsel; da er aber auf seinen „Guten Abend" keine Antwort erhielt, ging er weiter. Am andern Morgen fand man das Mädchen todt unter der steinernen Brücke. An dem Orte, wo der Wortwechsel vernommen worden, lagen ihre Schuhe, daneben Blutspuren und Gehirn, was darauf schließen läßt, daß sie dort auf schaudererregende Weise ermordet und dann von der Brücke herabgestürzt worden ist. Dem Thäter, — wahrscheinlich den Geliebten, — hofft man zu finden.

(Julie, das vielbesprochene Mädchen aus der Ukraine,) aus Grönland, oder Lahore, ist eine Betrügerin. Es ist ein Landmädchen aus der Gegend von Bergerac, und genoß, da ihre Mutter früh starb, eine schlechte Erziehung; das Lesen von Romanen verdrehte ihr den Kopf, bis sie endlich auf Entdeckungen nach dem Süden auszog. Ihr geringes Geld nöthigte sie bald, irgend eine Rolle anzunehmen, um bei dem Publikum Unterstützung und Theilnahme zu finden, und so entstand das Märchen von Marseille. Die Wahrheit wurde dadurch ermittelt, daß auf den Rath mehrerer Aerzte in Marseille, die Unbekannte, als wahnsinnig, in das Irrenhaus gebracht werden sollte. Als es hierbei zum Aeußersten kam, gestand sie Alles, und sie ist bereits nach ihrer Heimath befördert worden.

(Pariser Gaunerstückchen.) Vor einigen Tagen wurde ein Mann in Paris auf der Straße vom Schlage gerührt, und in das nächste Wachthaus gebracht. Einen Augenblick hernach drängte sich eine Frau mit dem Ausruf: Mein Mann', mein armer Mann! Macht Platz, laßt die Luft ein!" durch den Haufen der Neugierigen, löf'te sodann dem bewußtlos Daliegenden die Halsbinde ab, und pflegte ihn bis ein Wundarzt kam und dem Patienten zur Ader ließ, der sich allmählig erholte. Der Offizier des Wachtpostens bemerkte, wie froh seine Frau über sein Erwachen sein werde. „Meine Frau!" — rief Jener — „ich habe keine Frau, ich bin ledig" — „Nun," — entgegnete der Offizier — „dann ist sie vielleicht Eure Geliebte, denn sie weinte bitterlich." Als man sie nun aber suchte, war sie mit der Uhr und Geldbörse des Patienten verschwunden.

(Der Vicekönig von Aegypten) hatte bekanntlich mehrere junge Orientalen, die in seinem Dienste stehen, nach verschiedenen Theilen von Europa gesendet, um sich dort in Wissenschaftlichkeit und Sitte zu bilden und zu vervollkommnen. Einer von diesen, ein junger Perser hielt sich vor einigen Jahren in Florenz auf, wo ein Engländer ihn kennen lernte; dieser führte seinen persischen Bekannten in eine englische Familie ein, die dort ansäßig ist. Mistreß B*** empfing den Fremdling sehr artig, und stellte ihn der zahlreichen Gesellschaft vor. Die Schönheit und die edle Gestalt des Persers, so wie seine reiche und geschmackvolle Kleidung gefielen allgemein; er sprach ziemlich Italienisch, unterhielt sich in dieser Sprache lebhaft, und benahm sich sehr gut. Man bemerkte zwar, daß er den ganzen Abend nur mit den drei Töchtern der Mistreß B*** sprach, allein man räumte ein, daß er einen guten Geschmack habe, denn diese drei Mädchen waren eben so schön als liebenswürdig. Den andern Morgen kam der Perser sehr früh zu dem Engländer, der ihn in jenes Haus eingeführt hatte, und bat um seine Fürsprache bei Mistreß B*** um die Hand ihrer Tochter. Der Engländer bemerkte zwar, in Europa ginge es nicht so schnell mit einer Freiwerbung, lehnte es indessen nicht gradezu ab, verlangte aber zu wissen, welches von den Mädchen er heirathen wolle? — „Alle drei." — Wie, alle drei? — Freilich ich nehme sie alle drei, und zahle tausend Ducaten das Stück. Der Pascha ist mein Wohlthäter, und liebte nichts so sehr, als schöne Engländerinnen, es ist daher meine Pflicht, für sein Vergnügen zu sorgen, und da in einigen Tagen ein Schiff von Livorna nach Kahiro abgeht, so habe ich die beste Gelegenheit, diese Mädchen, die wahre Zierden eines Harems sind, wohl verschleiert mitzuschicken.

(Prinz Joinville) ist am 22. v. M. auf seiner Fregatte Belle Poule nach Rio de Janeiro abgesegelt. Auf ihrer Vergnügungsreise haben die beiden Prinzen das strengste Incognito beibehalten und alle Aufmerksamkeiten, welche man ihnen erweisen wollte, abgelehnt. In Ermangelung besserer Gasthöfe haben sie in den elendesten Kneipen logirt, wo sie sich oft das Vergnügen gemacht haben sollen, das Tafelservice, das aus groben, irdenen Tellern und Näpfen bestand, nach dem Gebrauche zu zerschlagen und dasselbe fürstlich zu bezahlen, damit die Wirthe neues und besseres dafür anschaffen möchten; die werden das aber wohl bleiben lassen. In Coimbra ließen sie sich, um desto ungekannter sich zu bewegen, die Studentenuniform machen, die bekanntlich aus einem langen schwarzen Talar und einem schwarzen Mantel besteht ohne Kopfbedeckung.

(Berlin.) Ein kaiserlicher Befehl kündigt an, daß im Junius des nächsten Jahres eine Ausstellung russischer Manufacturerzeugnisse in Moskau stattfinden soll. Wäre dieses nicht eine passende Gelegenheit für alle diejenigen Staaten, welche mit Rußland in Handelsverbindungen stehen, sich durch Commissäre von dem Zustande der dortigen Industrie zu überzeugen?

(Optisches.) Im polytechnischen Institut zu London war vor acht Tagen ein verbessertes Drumond'sches Mikroskop aufgestellt, welches nach der Angabe des „Atlas" einen Gegenstand 74 Millionen Mal vergrößern kann. Das Auge einer Stubenfliege, welches 750 Linsen enthält, wurde dadurch angeblich vergrößert, daß jede Linse ein Spiegel von 14 Zoll im Durchmesser war.

(Die russische Fürstin Jabimerowska,) welche kürzlich zu St. Petersburg gestorben ist, hat in ihrem Testamente zwei seltsame Legate vermacht. Es heißt darin wörtlich: „Drei Jahre lang bin ich in das Theater gegangen, und habe darin wahrhafte Gemüthserschütterungen erlitten — die einzigen meines Lebens, ich glaube dafür Diejenigen belohnen zu müssen, welche sie mir verschafft haben. Ich vermache daher dem Karatiguin (Rußland's Talma), der mich so oft zu einem wohlthätigen Weinen gebracht, die Summe von 50,000 Rubeln. Weiteres vermache ich dem jungen Schauspieler, dessen Name mir entfallen ist, der aber leicht zu entdecken sein wird, ich meine den, der mich so oft erschüttert hat in seiner Rolle des Gamin von Paris und des Chatterton, im Michaelistheater, die Summe von 30,000 Rubeln." Obgleich man keinen Zweifel hat, daß der zuletzt bedachte Glückliche kein Anderer als Herr Laferriere ist, so sollen, da im Testamente der Name nicht genannt ist, die Verwandten nunmehr diesen Theil desselben umstoßen wollen.

(Um der Spielwuth,) die auch in London immer mehr um sich greift, Einhalt zu thun, hat man ein altes Gesetz der Königin Anna, das noch nicht aufgehoben ist, wieder hervorgesucht und in Anwendung gebracht. Darin heißt es: wenn Jemand auf einmal über 10 Pf. Sterling verspielt, so hat der Verlierende das Recht, nach drei Monaten das Dreifache vor Gericht zu verlangen. Geschieht das nicht, so kann Jedermann von dieser Bestimmung Gebrauch machen und erhält die Hälfte des Gewinns, die andere kommt in eine Kirchkasse.

(Falsche Selbstanklage.) Ein gewisser Daniel Motter von Zofingen in der Schweiz wurde zur Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er sich fälschlich zweier Entwendungen angeklagt hatte, in der Absicht, den Winter über in's Zuchthaus zu kommen; als Grund dieses sonderbaren Schrittes schützte er Arbeitsmangel vor.

(Dickens neuestes Werk) erschien in Newyork in drei Ausgaben, und davon sind bereits 100,000 Exemplare verbreitet, eine Ausgabe soll stereotypirt werden.

(Todesfall.) Friedrich Rochlitz, dem unter den Erzählern, welche sich durch psychologische Charakteristik und tiefe Kenntniß, verbunden mit reicher Gemüthlichkeit, auszeichnen, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Ehrenplatz eingeräumt wurde, starb am 16. Dec. zu Leipzig seinem Geburtsort.

(In Bückeburg) ist der fürstliche Marstall abgebrannt und nur den guten Löschanstalten ist's zu verdanken, daß das Feuer nicht weiter um sich griff und einen großen Theil der Stadt verzehrte.

(Das Urtheil in Betreff der Versailler Eisenbahn-Kathastrophe vom 8 Mai) wurde am 10. von dem Zuchtpolizeigerichte gefällt. Sämmtliche Angeklagte (Bahnbeamte) wurden freigesprochen, und die klagenden Partheien (Beschädigte) in die Kosten verurtheilt.

(Ein Ring mit einigen Haaren des unglücklichen Ludwigs XVI.) ist dieser Tage für tausend Franks verkauft worden; er soll der ehemaligen Amme des Herzogs von Berry gehört haben.

(Ein neues Fieber.) In Berlin herrscht in diesem Augenblicke wieder einmal ein ansteckendes Fieber, das sogenannte „Thomas-Tyrnau-Fieber," so genannt von dem neuen Romane der Frau von Paalzow, um den man sich in den — Leihbibliotheken reißt, weil er Mode ist, und weil es selbst den reichsten Leuten nicht einfällt, das Buch selbst zu kaufen. In England und Frankreich würde sich eine Dame schämen, ein Buch aus einer Leihbibliothek auf ihrem Toilette-Tisch zu haben; warum ahmen die deutschen Damen diese ausländische Mode nicht nach?

(Aus Paris) wird abermals von dem traurigen Verhältniß berichtet, in dem die Herzogin Helene zu der königlichen Familie steht. Der König hat seine Schwiegertochter nie leiden können, da sie einen entschiedenen Einfluß auf ihren Gemahl hatte und nach seinem Tode ist das Verhältniß immer schlimmer geworden, die Herzogin lebt ganz zurückgezogen und nur ihren Kindern.

Anzeige.

Beim Beginne des neuen Jahres empfehle ich folgende in meinem Verlage erschienenen Kalender auf das Jahr **1843**:

Bremischer Hausbedarf für Bürger und Landleute mit 10 Bildern. Preis geh. 6 und 8 Grote.
Sedez-Kalender der freien Hansestadt Bremen . . . . . Preis geh. 2 und 3 Grote.
Comptoir-Kalender mit dem richtigen Postenlauf . . . . . Preis 6 und 12 Grote.
Tafel-Kalender . . . . . Preis 2 und 3 Grote.
Hanseatisches-Taschenbuch, ein nützliches Notizbuch in verschiedenen Einbänden.
Schürzen-Kalender . . . . . Preis 6 Grote.

Wm. Wulff

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck und Verlag von Wm. Wulff, Seemannsstraße Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 104.

Bremen, Donnerstag den 29. December 1842.

Gestorben:

Nro. 1301. Den 25. Dec. Der Kaufmann Heinr. Christian Hartwig, 61 Jahr, Osterstraße Nro. 8.

— 1302. Den 25. — Des Arb. Joh. Gottfried Heinr. Reinemann Sohn, 2 Jahr, Michaelskirchhoff Nro. 30.

Nro. 1303. Den 26. — Der Dienstknecht Herm. Heinrich Kleinewächter, 28 J., Schlachte Nr. 10.

— 1304. Den 26. — Des Arb. Johann Dede Tochter, 1½ Jahr, Hastedt Nro. 113.

— 1305. Den 27. — Adelheid Otto, 67 Jahr, Osterthorswallstraße.

Geburten:

Nro. 1623. Den 22. Dec. Des Kaufmanns Georg. Friedr. Ranke Ehefr., geb. Hemker, Wachtstraße Nro. 15, von einem Mädchen.

— 1624. Den 23. — Des Arb. Herm. Fehling Ehefr. geb. Ahrens, Utbremerstraße Nro. 12 von einem Mädchen.

— 1625. Den 23. — Des Landmanns Joh. Berend Twietmeyer Ehef., gb. Ringe, Utbremerstr. Nro. 22, von einem Knaben.

— 1626. Den 24. — Des Uhrmachers Caspar Diedr. Rogge Ehefr., geb. Frerichs, gr. Annenstraße Nro. 96, von einem Mädchen.

— 1627. Den 24. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Meißner Ehefr., geb. Spahr, Buntenthorssteinweg Nro. 236, v. e. Knaben.

— 1628. Den 24. — Des Arb. Carl Warnecke, Ehefr., geb. O'Connel, Runcken Nro. 46, von einem Knaben.

— 1629. Den 24. — Des Kunstdrechslers Herm. Römer Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg von einem Knaben.

— 1630. Den 25. — Des Cigarrenmacher Joh. Titjen Ehefr., geb. Richter, Hohnholzhof Nr. 2, von einem Mädchen.

Nro. 1631. Den 25. — Des Uhrmachers Caspar Diedr. Rogge Ehefr., geb. Frerichs, gr. Annenstraße Nro. 96, von einem Mädchen.

— 1632. Den. 25. — Des Kaufmanns Heinr. Schönhütte Ehefr., geb. Düwell, Wachtstraße Nro. 42, von einem Mädchen.

— 1633. Den 25. — Des Tischlermeisters Hinr. Joh. Ahlers Ehefr., geborne Schäfer, Geeren Nro. 19, von einem Knaben.

— 1634. Den 26. — Des Districts-Comissairs Johann Friedr. Meyerholz Ehefr., geb. von Huntlin, Tiefer Nro. 45, von einem Knaben.

— 1635. Den 25. — Des Zinngießers Jakob Engelken Ehefr., geb. Gurths, Grasmarkt N. 6, von einem Mädchen.

— 1636. Den 26. — Des Brantweinbrenners Anton Christian Uhlenhoff Ehefr., geb. Müller, gr. Johannisstr. Nr. 182, von e. Knaben.

— 1647. Den 27. — Des Gastwirths Johann Berend. Christian Frese Ehefr., geb. Dammeyer, gr. Johannisstraße Nr. 71, von e. K.

— 1638. Den 27. — Des Zimmergesellen Simon Krecklow Ehefr., geb. Busche, gr. Johannisstr. Nro. 199, von einem Mädchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen